Der
Gute Kamerad
Spemann's Illustrier
Knaben-Zeitu

Inhaltsverzeichnis.

(Die mit * bezeichneten Artikel sind illustriert, die Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

Erzählungen, Abenteuer, Erlebnisse etc.

Auf der Waldlichtung, 549.
*Aus bewegten Tagen, 97, 113, 129.
Aus dem Leben Alexander von Humboldts, 557.
Blondins Gang über den Niagara, 574.
Blücher als Marschall Rückwärts, 15.
*Das gestörte Sedanfest, 535.
*Das Hamail, 278.
Das Haus der Barmherzigkeit, 369.
*Das Reiseerlebnis e. deutschen Malers, 597.
*Das „Wuzchen" auf d. Faschingsball, 111.
Der brandenburgische Glücksstern, 159.
Der deutsche Sinn Karls V., 555.
*Der Eppele von Gailingen, 423.
Der Gespensterlöwe, 401.
Der getreue Eckhart, 366.
*Der Handschlag, 561.
Der Löwenritter und das Löwenhaus, 539.
Der Mörder des Prinzen Louis Napoleon, 234.
*Der Rabe von Merseburg, 241.
*Der Sohn des Bärenjägers, 1, 17, 33, 49, 65, 81, 105, 120, 135, 153, 172, 187, 203, 220, 235, 245, 266, 281, 297, 313, 329, 345, 361, 378, 393, 407, 425, 441, 457, 465, 489, 505, 522, 529, 553, 569, 585, 600.
*Der Sohn des Tanzmeisters, 225.
*Der Spuk an Bord d. „Monarch," 321, 337.
*Der vereitelte Eisenbahnraub, 502.
*Der Veteran und die Tigerin, 353.
Der wilde Moritz, 273.
Der Zufriedene, 381.
*Die Dynamit-Patronen, 71.
*Die Erstürmung von Paris, 60.
Die Kaninchen, 47.
*Die größte Kriegsbeute d. J. 1760, 551.
*Die Krokodilbatterie, 343.
*Die Lynchjustiz in Nordamerika, 359.
Die Nase als Lebensretterin, 342.
*Die Quellen des Bullerbaches, 193, 209.
*Die Sicherheit auf den Eisenbahner und die größten Eisenbahnunfälle, 532.
Die Steckenreiter, 127.
Die weiße Kamelstute, 45.
*Edle Rache, 196.
Ein Abend in Australien, 577.
Ein Kosakenritt, 509.
*Ein kühner Fluchtversuch, 356.
Ein Handstreich Rudolfs von Habsburg, 590.
*Ein Phi-Phob, 310.
*Ein Prairiebrand, 169.
*Ein Strauß mit Buruten, 566.
*Eine böse Nacht, 55.
Eine Episode aus dem Jägerleben, 566.
Eine gute Lehre, 493.
*Eine kühne Luftreise, 547.
*Eine Linientaufe zu Lande, 468.
*Eine Tigerjagd, 487.
*Fritzchen, 385.
Gerettet, 417, 433.
Heldenhafter Opfermut, 356.
*Ihr Bräutigam, 6.
*In Todesnot, 9.
*Jagd auf ein Sklavenschiff, 199.
*Kernspruch, 89.
Kindesliebe, 148.
Kornett Rudolf, 289, 305.
*Lauf, wo's verboten, Schlittschuh nicht, 48.
*Lüge nicht, 23.
Mißglückt, 257.
*Olaf der Schmied, 161, 177.
Pipin der Kleine, 27.
Seltener Edelmut, 350.
Seltsame Freundschaft, 470.
*Speckfack ist frei, 449.
Unter Alligatoren, 581.
*Unter den Kreuzfahrern, 230.
Unter der Barring, 69.
Verstiegen, 481, 497.
Von einer Schlange umstrickt, 494.
*Wie es im Mittelalter in der deutschen Schule aussah, 582.
Wie der Bastl das „Fürchten" verlernte, 545.
Wie der Teufel das Preußenheer mit Gamaschen versah, 595.
*Wie die Neger Affen fangen, 325.
*Wolferl und Nannerl, 36.
*Zigeunerleben, 513.
*Zum 90. Geburtstage unseres Heldenkaisers, 146.

Biographien.

*Alexander der Große, 319.
*Anzengruber, Ludwig, 127.
*Cicero, 495.
Dahn, Felix, 30.
Esmarch, Joh. Fr. Aug., 174.
Hamerling, Robert, 86.
*Hofer, Andreas, 183.
(Holbein), ein Malerleben, 373.
*Homer, 574.
Körner, Theodor, 501, 516.
Meyer, Konrad Ferdinand, 54.
Nußbaum, Joh. Nepomuk v., 270.
Ruß, Karl, 239.
*Sachs, Hans, 454.
*Sokrates, 383.
*(Sophokles), Der größte Dramatiker des Altertums, 63.

Länder und Völkerkunde.

*Altrömisches Gastmahl, ein, 471.
*Angra Pequena, ein Zug in das Hinterland von, 593.
*Balsa oder Jangada, eine südamerikanische, 452.
*Bogoslande, ein Wasserfall im, 102.
*Edelweiß Pflücken, 500.
*Eiffel'sche Riesenturm, der, 516.
*Elefant, der hölzerne, auf Coney-Island bei New-York, 126.
Friedrichsruh in Lauenburg, der Saupark bei, 213
*Husaren, der Ursprung der, 375, 389.
*Kannibalen, bei den, 388.
Knabenvogelschießen in Thüringen, 332.
*Köhler Thüringens, die, 420.
*Laternenverk[illegible]n Jaffa, 535.
*L'Ombrives, die Höhle von, 249.
*Madrid, ein Sonntagnachmittag in, 485.
*Marabus, Jagd auf, 134.
*Oase, eine, in der Wüste, 87.
*Olympia, der Festplatz von, 215.
*Paukenschläger, der, 263.
*Pompeji, ein Spaziergang durch, 41.
*Schwieriger Transport, ein, 580.
*Stanleys Empfang im Dorf Ka-Bammbaré in Manyéma, 439.
Staubstürme in Peking, die, 387.
*Uhr, die, auf dem Münster zu Straßburg, 374.
*Verwünschte Gegend, die, 276.
*Waffenschmiede, die, im Orient, 292.
*Wildheuer, 494.
*Zahnradbahn, die, mit Drahtseilbetrieb am Genfer See, 239.

Naturwissenschaftliches.

Affenbrücken, 558.
*Alpen, aus dem Tierleben der, 403.
*Ameisenlöwe, der, 42.
*Ameisenstaat, der, 52, 85, 117, 150.
Bäumen, Kampf ums Dasein unter den, 398.
Berg, ein gläserner, 565.
Blitz und Bäume, 318.
Blume, über eine Farben wechselnde, [illegible]
Blumen, Wiederbelebung welker, 33
Blumenuhr, eine, 279.
Eisvogel, der, 573.
*Eisvogel, der kleinste afrikanisch
Eldorado, das, der Tagfalter, 4
*Elefant, der, 518 [illegible]33.
Erdpole, die Entdeckung der beiden m[illegible]netischen, 357.
Frosch, ein mumifizierter, 250.
*Gepanzerten, die, der Tierwelt, 4.
Goldfische, zur Behandlung der, 171.
Haustiere, aus dem Leben der, 365, 445.
*Heide, auf der, 228, 251.
Herbst, der, als Maler, 564.
*Herschels Riesenteleskop, 323.
Himmel und Erde, 277.
Insektenlarve, eine neue leuchtende, 382.
Johannis- und Stachelbeeren, die Topfzucht von, 367.
Käfersammeln, das, im Winter, 110.
Kiebitz, der, 262.
*Komet, der, von 1881, 563.
Kompasses, die Erfindung des, 557.
Korallen und Schiffe, 597.
Lachpflanzen, die, 222.
*Laubfrosch, der, 293.
*Luftspiegelung, eine merkwürdi[illegible]
*Maulwurf, der gemeine, 428
*Meeresgrund, auf dem, 20
*Mein Staat (Bienenkönig[illegible]
*Meteors, die Explo[illegible]
*Nadelholzwalde, im [illegible]
*Nashornvogel, der, 1[illegible]
Naturaliensammlungen Ordnen und Etikeiti[illegible]
Nutzgarten, der, 294, 3[illegible]
Obstsamen, die Verwendu[illegible]
Orgelvogel, der, 515.
*Palmendieb, 19.

*Paradiesvögel, zwei, 391.
Pflanzenwanderungen, 283.
*Prozessionsraupe, die, 284.
*Ratten und Mäuse meine Lieblinge, 270.
Reisen im Himmel und auf Erden, 548.
*Riesenbäume, die kalifornischen, 68.
*Rieseneule, die, 197.
*Schildkröten, sonderbare, 572.
Schildkröten, von der Langlebigkeit der, 479.
Schmetterlinge, d. „Oeligwerden" der, 382.
*Schmetterlinge, das Aufspannen der, 526.
*Schmetterlingsfang, der, 364.
*Schmetterlingsraupen, Aufzucht der, 401.
*Schneckenhäuser, unsere, 268, 300, 316.
*Schrift, die, auf dem Erdboden, 74, 101.
Seetang, eßbarer, 565.
Sonnenfinsternis, die große, am 19. August, 1887, 462.
Singvögel, ein neuer Feind unserer, 283.
Sperlings, zur Naturgeschichte des, 478.
Spinnenfäden, zerteilte, 29.
*Spitzmäuse, 556.
Stubenfliege, die, 390.
*Tiger, kleine, der Heide, 538.
*Totenkopfschwärmer, 437.
Veilchens, zur Geschichte des, 327.
Vögel, das Alter der, 142.
*Vögel, die, und ihre Pflege im Garten, 205, 219.
Vögel, gedenkt der armen, 32.
Vögel, noch etwas über die armen, 14.
*Vogelhaus Aquarium, das, 96.
Vogelnestes, der Wert eines, 255.
*[illegible]winne, die, 181.
[illegible]be, Besuch in meiner, 477.
[illegible]ter, der, 278.
[illegible]s, die Erlebnisse eines, in einem [illegible]quarium, 406, 421.
[illegible]el, im, 453.
[illegible]baum, unterm, 540.
[illegible] hat den Anker erfunden, 492.
[illegible]nerpflanzen als Luftreiniger, 47.
[illegible]teraal, der, 460.
[illegible]ngvögel, unsere, 301.

Experimente und Beschäftigungen, Sammlungen, Spiele u. s. w.

Aeolsharfe, die, und ihre Verfertigung, 444.
*Arm- und Bruststärker, der, 382.
Ballon, der in einem Glase schwebende, 543.
Ballspiel, das, 229, 249.
Bilder, wie rahmt man sie ein? 179.
*Briefmarken, neue, 14.
Briefmarken-Sammeln, 157.
Buchbinderkunst, die Elemente der, 46, [illegible] 108, 121, 140.
[illegible] 334.
[illegible] 327.
[illegible]elereien, 159, 174.
[illegible]nd Kaleidoskop, 540.
[illegible] 58.
[illegible] von, 303.
[illegible] 575.
[illegible]nte ohne Apparate.
[illegible]afen von Bordeaux, 2[illegible].
[illegible]elbstgemachte, 15[illegible].
[illegible]ancierenden, 1[illegible].
Gras wachsen sehen, 134.
*Heber-Springbrunnen, der, 270.
*Hinkebeinchen Hinkesteinchen, 253.
*Hydraulische Hebevorrichtungen, 158.
*Kalkluft-Experiment, ein, 255.
Kerbschnitt, was versteht man unter, 171.
*Kleiderhaken fürs Gartenhaus, ein, 429.
*Kohlensäure, Apparat zur Entwicklung, von 127.
*König, Kaiser, 399.
*Korklandschaften, die Anfertigung von, 587.
*Kreisel- oder Tänzerspiel, das, 139.
*Kugel, die geheimnisvolle, 573.
*Kugelstoßapparat, selbstverfertigter, 302.
Kunststücke mit einem Magnet, 559.
*Lederritzarbeit, 13.
*Licht, ein, mit einer Flasche auszublasen, 79.
*Lichtsparer, ein, 46.
*Luft, kalte und warme (Ein Ei durch den Hals einer Flasche treiben), 350.
*Luftpumpe, die selbstverfertigte, 14.
*Mikroskop, ein einfaches, 430.
*Neunfelderspiel, das, 318.
*Nigger, der amerikanische tanzende, 476.
Nistkästchen als Fangapparate im Winter, 4.
Optik, die ersten Anfänge der, 142.
*Osterei, das, 189.
*Papierring, der rätselhafte, 16.
*Photographischen Apparat, Anleitung einen — selbst zu verfertigen, 379.
Physikalische Spielereien, zwei, 479, 527.
Physikalisches Experiment, ein, 591.
*Physikalisches Kunststück (3 Streichhölzchen), 128.
*Rasenballspiele, englische, 412.
*Saughebel, rotierender, 214.
*Schachspielens, über d. Kunst des, 118, 155.
Schale, die angefrorene, 575.
*Schiffskarussell, 308.
*Schlittschuhlaufen, das, 43.
*Schmetterlinge, künstliche, 160.
Schmetterlingssammlung, 590.
*Schneemänner, 30.
*Schwerpunkt, vom, 15.
*Schwerpunkt, etwas vom, 144.
*Schwimmen, wie ich es lernte, 348, 395.
*Selbs[illegible]n, wie sammelt man, 525.
*Siegel[illegible] einiges über 211, 237.
*Sonne[illegible] die zeichnet, 285.
*Sonne[illegible] Anfertigung einer horizontalen, [illegible]
*Spiele[illegible] Streichhölzchen, 318.
*Spirale, [illegible], in einer Sekunde durch eine gerade [illegible]e ziehen, 318.
Stenograp[illegible], Briefe über, 165, 181.
Sympathetische Tinten, 573.
*Tinte in Wasser zu verwandeln, 510.
*Versetzspiel, ein hübsches, 207.
Vulkanischer Thee, 366.
*Warmluft-Experiment, 47, 170.
*Weidenpfeife, die, 185.
*Windball, der, 494.
Wolf und Has, 366.
*Zauberarmatur, eine kleine, 317.
*Zerstäuber, ein einfacher, 174.
*Zeichnungen, das Verkleinern und Vergrößern von, 143.

Allerlei.

Alter Spruch, 350.
[illegible] eine Wetterregel, 17[illegible].
*Ausbesserung der Telegraphenleitung, 550.
*Boot-Velociped, 500.
*Das dreifache Bild, 558.
Das papierene Zeitalter, 596.
*Denksprüche, 151, 382, 526.
Der blinde Punkt im Auge, 6.
*Der gefesselte Ballon in Turin, 135.
*Der photographierte Blitz, 463.
*Die indischen Gaukler, 447.
*Die rätselhafte Visitenkarte, 511.
*Dörren des amerikanischen Obstes, 548.
*Drahtseil-Luftwagen, 484.
*Eigensinn, 446.
Ein gutes Gedächtnis, 44.
Ein Kubikfuß Fleisch, ein Kubikmeter Wein und ein Liter Nickel, 572.
*Ein praktisches Tintenfaß, 366.
*Eine lustige Maskerade, 93.
Eine merkwürdige Art zu telegraphieren, 302.
Eisenbahnschwellen aus Glas, 95.
Etwas über Asphalt, 127.
Etwas über Schnupfen und Erkältung, 590.
*Etwas über Zahnkünstler, 15.
*Etwas vom Schießen, 78.
*Familienname Müller, der, 351.
*Fensterzierden für den Winter, 15.
*Fladdermine (Fougade), eine, 437.
Für deutsche Zungen, 77.
Gut bedient, 95.
Gut gedeutet, 493.
Guten Appetit, 318.
Hanf, 405.
Im Eise eingebrochen, 86.
Indianer, die, und das Telephon, 398.
*Inflexible, neuestes englisches Panzerschiff, 404.
Jägerlatein, 141.
*Kautschukmann, der, 80.
Kraft und Gewandtheit, 589.
Mailand eine Seestadt, 463.
Marschregeln in der Sommerhitze, 350.
*Meister Lampe und die Frösche, 419.
Militärische Signale der deutschen Armee, 527, 559.
Niemals war die Sammelsucht, 350.
Noch etwas vom guten Gedächtnis, 326.
Pferdekraft, 366.
Poetische Fruchtbarkeit, 149.
*Riesen und Zwerge, 254.
Ringkampf zu Pferde, 478.
Salz auf den Schwanz streuen, 79.
*Schattenrißbilder, 32.
*Schnecken-Wettlauf, 526.
Sieben Gebote, um das Augenlicht bis in das hohe Alter zu bewahren, 339.
*Stapellauf eines großen Kriegsschiffes, 299.
Strenge Winter, 46.
*Tafelgeschirr auf bewegter See, 382.
Treffende Antwort, 265.
Ueber den Ursprung verschiedener Gesellschaftsspiele, 583.
Ursache einer Mode, 478.
Variationen auf der E-Saite, 198.
Vergiftung bei einem Schülerausflug, 479.
Vorsichtsmaßregeln beim Gewitter, 334.
Vorzügliche Vogelscheuche, 515.
Wie die Bauern rechnen, 36[illegible].
Wie man Stahlfedern sparen kann, 14.

Der Gute Kamerad

№ 1. | Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Dein höchstes Gut auf Erden sei dein Volk.
Ihm gilt die hehrste Pflicht, die wärmste Liebe.

Felix Dahn.*)

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

Erstes Kapitel.

Wohkadeh.

Nicht viel westwärts von der Gegend, in welcher die Ecken der drei nordamerikanischen Staaten Dakota, Nebraska und Wyoming zusammenstoßen, ritten zwei Männer, deren Erscheinen an einem anderen als diesem westlichen Orte ganz sicher ein sehr berechtigtes Aufsehen erregt hätte.

Sie waren von sehr verschiedener Körpergestalt. Weit über sechs Fuß hoch, war die Figur des einen fast beängstigend dürr, während der andere bedeutend kleiner, dabei aber so dick war, daß sein Leib beinahe die Gestalt einer Kugel angenommen hatte.

Dennoch befanden sich die Gesichter der beiden Jäger in gleicher Höhe, denn der Kleine ritt einen sehr hoch gebauten, starknochigen Klepper, und der andere saß auf einem niedrigen, scheinbar schwachen Maultiere. Daher kam es, daß die Lederriemen, welche dem Dicken als Steigbügel dienten, nicht einmal die Bauchlinie des Pferdes erreichten, während der Lange gar keiner Bügel bedurfte, denn seine großen Füße hingen so weit herab, daß es von ihm nur einer kleinen, seitlichen Bewegung bedurfte, um mit dem einen oder dem anderen Fuße den Boden zu erreichen, und zwar ohne dabei aus dem Sattel zu kommen.

Freilich war von einem wirklichen Sattel bei beiden keine Rede, denn derjenige des Kleinen bestand sehr einfach aus dem Rückenstücke eines erlegten Wolfes, an welchem das Fell gelassen worden war, und der Dürre hatte eine alte Santillodecke untergelegt, welche aber so arg zerfetzt und zerrissen war, daß er eigentlich auf dem bloßen Rücken seines Maultieres saß.

Wenn schon dieser Umstand andeutete, daß die beiden einen langen und beschwerlichen Ritt hinter sich hatten, so wurde diese Vermutung durch das Aussehen ihrer Anzüge auf das unwiderleglichste bestätigt.

Der Lange trug eine Lederhose, die jedenfalls für einen viel stärkeren Mann zugeschnitten und gefertigt worden war. Sie war ihm viel, viel zu weit. Unter dem abwechselnden Einflusse von Wärme und Kälte, von Trockenheit und Regen war sie außerordentlich eingegangen und zusammengeschrumpft, leider aber nur in Beziehung auf ihre Länge, und so kam es, daß die unteren Säume der Hosenbeine dem Träger kaum bis über die Kniee reichten. Dabei zeigte die Hose einen ungemein fettigen Schimmer, was einfach darin begründet war, daß der Besitzer derselben sie bei jeder Gelegenheit als Handtuch und Serviette benutzte und alles, was er nicht an den Fingern dulden mochte, an dem Beinkleide abzuwischen pflegte.

Die nackten Füße steckten in ganz unbeschreiblichen Lederschuhen. Sie hatten ganz das Aussehen, als ob sie bereits von Methusalem getragen worden seien und

„Du sollst mich zwingen dürfen, einen Zentner Flintenkugeln ungebraten zu essen, wenn dies nicht eine Fährte ist."

*) An dieser Stelle wird in jeder Nummer eine von bedeutenden Männern der Gegenwart für unsern „Guten Kamerad" verfaßte Lebensregel für Knaben ihren Platz finden. D. R.

als ob seitdem ein jeder Besitzer einige Lederstücke aufgeflickt habe. Ob sie je einmal Schmiere oder gar Wichse gesehen hatten, das war ganz unmöglich zu bestimmen, ja kaum zu ahnen, da sie in allen sieben Regenbogenfarben schimmerten.

Der hagere Leib des Reiters steckte in einem ledernen Jagdhemde, welches weder Knopf noch Heftel hatte und also die braune Brust unbedeckt ließ. Die Aermel reichten nur wenig bis über die Ellbogen vor, von wo aus die sehnigen, fleischlosen Vorderarme zu sehen waren. Um den langen Hals hatte der Mann ein baumwollenes Tuch geschlungen. Ob es früher einmal weiß oder schwarz, grün oder gelb, rot oder blau gewesen war, das wußte der Besitzer selbst nicht mehr.

Das Kapitalstück des Anzugs war jedenfalls der Hut, der auf dem hohen, spitzen Kopfe saß. Er war früher einmal grau gewesen und hatte diejenige Gestalt gehabt, welche von unehrerbietigen Leuten „Façon Angströhre" genannt wird. Vielleicht hatte er vor undenkbaren Zeiten den Kopf eines englischen Lords gekrönt; dann aber war er auf der Schicksalsleiter unaufhörlich abwärts gestiegen und endlich in die Hände des Prairiejägers gekommen. Dieser besaß nun keineswegs den Geschmack eines Lords von Altengland; er hielt die Krempe für sehr überflüssig und hatte sie daher einfach abgerissen. Nur vorn hatte er ein Stück gelassen, teils zur Beschattung seiner Augen und teils als Handhabe, um die Kopfbedeckung bequem abnehmen zu können. Außerdem hatte er die Meinung, daß der Kopf eines Prairiemannes auch der Luft bedürfe, und so hatte er mit seinem Bowiemesser verschiedene Stiche in den Deckel und die Seiten des Hutes gemacht, so daß nun im Inneren desselben der West- und Ost-, der Nord- und Südwind einander „guten Tag" sagen konnten.

Als Gürtel trug der Lange einen ziemlich dicken Strick, den er einigemal um seine Taille geschlungen hatte. In demselben steckten zwei Revolver und das Bowiemesser. Außerdem hingen daran der Kugelbeutel, eine Tabaksblase, eine zusammengenähte Katzenhaut, zur Aufnahme des Mehles bestimmt, das Prairiefeuerzeug und noch verschiedene andere Gegenstände, deren Bestimmung für jeden Uneingeweihten ein Rätsel war. Auf der Brust ruhte, an einem Riemen hängend, die Tabakspfeife — aber was für eine! Sie war das eigene Kunstwerk des Jägers, und da er sie schon längst bis vor an den Kopf abgebissen hatte, so bestand sie jetzt nur noch aus dem letzteren und einem Hollunderstück, aus welchem das Mark entfernt worden war, um es hohl zu machen. Der Lange hatte nämlich als sehr leidenschaftlicher Raucher die Gewohnheit, das Rohr zu kauen, wenn ihm einmal der Tabak für längere Zeit ausgegangen war.

Zu seiner Ehrenrettung muß bemerkt werden, daß sein Anzug nicht etwa nur aus den Schuhen, der Hose, dem Jagdhemde und dem Hute bestand. O nein; er trug außerdem noch ein Stück, welches sich nicht jedermann beschaffen kann, nämlich einen Gummimantel, und zwar einen echt amerikanischen, nämlich von der Sorte, welche gleich beim ersten Regen auf die halbe ursprüngliche Länge und Weite zusammenschrumpft. Weil er ihn aus diesem höchst einfachen Grunde nicht mehr anziehen konnte, hatte er ihn wie eine Husarenjacke höchst malerisch an einer Schnur um die Schultern gehängt. Außerdem trug er ein zusammengeschlungenes Lariat (Lasso), welches von seiner linken Achsel nach der rechten Hüfte herabhing.

Vor sich, quer über die Beine gelegt, hatte er eine Büchse in der Hand, eine jener langen Rifles, mit denen der erfahrene Jäger niemals sein Ziel verfehlt.

Wie alt dieser Mann war, das konnte man ihm unmöglich ansehen. Sein hageres Gesicht zeigte unzählige Falten und Fältchen, und doch hatte es einen beinahe jugendlichen Gesamtausdruck. Aus jedem Fältchen schien ein Schälkchen, aus jeder Falte ein Schalk herauszublicken. Das Gesicht war trotz dieser Runzeln und Runzelchen und trotz der unwirtlichen Gegend, in welcher er sich befand, vollständig glatt rasiert, denn es gibt viele, sehr viele Westmänner, welche gerade darin ihren Stolz suchen. Die großen, himmelblauen, weit geöffneten Augen hatten jenen scharfen Blick, den man bei Seeleuten und Bewohnern weiter Ebenen zu beobachten pflegt, und doch hätte man diesen Blick gern mit dem Ausdrucke „kindlich-treu" bezeichnen mögen.

Das Maultier war, wie bereits erwähnt, nur scheinbar schwach; es trug den schweren, knochigen Reiter mit Leichtigkeit und zeigte zuweilen sogar Lust, gegen den Willen des letzteren einen kurzen Strike in Scene zu setzen, wurde dann aber allemal so kräftig zwischen die ewig langen Schenkel des Gebieters genommen, daß es den Widerstand schnell aufgab. Diese Tiere sind wegen ihres sicheren Schrittes beliebt, aber auch bekannt wegen ihrer Neigung zur störrischten Widersetzlichkeit.

Was nun den anderen Reiter betrifft, so mußte es bei der Glut, mit welcher die Sonne niederbrannte, auffallen, daß er einen Pelz trug. Freilich wenn durch irgend eine Bewegung des Dicken dieser Pelz einmal zurückgeschlagen wurde, so zeigte es sich, daß der letztere ganz bedenklich an hochgradiger Haarlosigkeit litt. Es gab nur stellenweise ein kleines, lichtes Büschel, gerade so wie in der unendlichen Wüste nur hier und da eine arme Oase anzutreffen ist. Selbst Kragen und Aufschläge waren so sehr gelichtet, daß es mehr als thalergroße nackte Stellen gab. Unter diesem Pelze blickten rechts und links riesige Aufschlagestiefeln hervor. Auf dem Kopfe trug der Mann einen breitrandigen Panamahut, der ihm viel zu weit war, so daß er ihn, um nur aus den Augen sehen zu können, weit in das Genick hinunterschieben mußte. Die Aermel des Pelzes waren so lang, daß man die Hände nicht sehen konnte. So war also das Gesicht des Reiters das einzige, was man von ihm sah; aber dieses Gesicht war es auch wert, daß man es genau betrachtete.

Es war auch glatt rasiert; keine Spur von Bart war zu sehen. Die roten Wangen waren so voll, daß das Näschen nur einen fast erfolglosen Versuch machen konnte, zwischen ihnen zur Geltung zu kommen. Ebenso erging es den kleinen, dunklen Aeuglein, die zwischen Brauen und Wangen tief versteckt lagen. Ihr Blick hatte einen gutherzig-listigen Ausdruck. Ueberhaupt stand auf dem ganzen Gesicht geschrieben: „Schau mich 'mal an! Ich bin ein kleiner, prächtiger Kerl, und mit mir ist sehr gut auszukommen; aber brav und verständig mußt du sein, sonst hast du dich in mir verrechnet. Verstanden!"

Jetzt kam ein Windstoß und trieb dem Kleinen den Pelz vorn auseinander. Da konnte man sehen, daß er unter demselben eine blauwollene Hose und eine ebensolche Bluse trug. Um seine starke Taille war ein Ledergürtel geschnallt, in welchem außer den Gegenständen, welche auch der Lange besaß, auch ein indianischer Tomahawk steckte. Den Lasso hatte er vorn am Sattel hängen und dabei eine kurze, doppelläufige Kentuckybüchse, der man es ansah, daß sie schon in gar manchem Kampfe als Angriffs- oder Verteidigungswaffe gedient hatte.

Und wer waren diese beiden Männer? Nun, der Kleine hieß Jakob Pfefferkorn und der Lange führte den Namen David Kroners. Hätte man irgend einem Westmanne, einem Squatter oder Trapper diese beiden Namen genannt, so hätte er kopfschüttelnd gesagt, daß er von den zwei Jägern noch nie ein Wort gehört habe. Und doch wäre das gegen alle Wahrheit gewesen, denn sie waren gar berühmte Pfadfinder, und an manchem Lagerfeuer hatte man sich seit Jahren von ihren Thaten erzählt. Es gab keinen Ort von New York bis Frisco (San Francisco) und von den Seen im Norden bis an den mexikanischen Meerbusen, an welchem nicht das Lob dieser berühmten Savannenmänner erschollen war. Freilich, Jakob Pfefferkorn und David Kroners, diese Namen waren nur ihnen selbst geläufig. In der Prairie, im Urwalde und nun besonders bei den Rothäuten wird nicht nach dem Geburts- und Taufschein gefragt; da erhält ein jeder sehr bald einen Namen, der seinen Erlebnissen oder Eigenschaften entspricht und auch sehr bald weiter verbreitet wird.

Kroners war ein Vollblut-Yankee und wurde nicht anders als der „lange Davy" genannt. Pfefferkorn stammte aus Deutschland und wurde nach seinem Vornamen Jakob und seiner Körperform nur der „dicke Jemmy" genannt. Jemmy ist nämlich der englische Ausdruck für Jakobchen.

Also Davy und Jemmy, unter diesen beiden Namen waren sie überall bekannt, und man hätte im fernen Westen wohl selten einen Menschen getroffen, der nicht imstande gewesen wäre, die eine oder andere Heldenthat von ihnen zu erzählen. Sie galten als unzertrennlich. Wenigstens gab es keinen, der sich hätte besinnen können

einen von ihnen einmal allein gesehen zu haben. Trat der Dicke an ein fremdes Lagerfeuer, so schaute man ganz unwillkürlich auch sogleich nach dem Langen aus, und kam Davy in ein Store, um sich Pulver und Tabak zu kaufen, so wurde er sicherlich gefragt, was er für Jemmy mitnehmen wolle.

Ebenso unzertrennlich fühlten sich auch die beiden Tiere dieser Westmänner. Der große Klepper hätte wohl trotz allen Durstes an keinem Bache oder Flusse getrunken, wenn nicht zugleich mit ihm das kleine Maultier den Kopf zum Wasser niedergebeugt hätte, und dieses letztere wäre selbst im schönsten, saftigsten Grase mit erhobenem Kopfe stehen geblieben, wenn nicht der erstere es vorher leise angeschnaubt hätte, als ob er flüstern wolle: „Du, sie sind abgestiegen und braten sich ihre Büffellende; nun wollen auch wir frühstücken, denn vor dem späten Abend setzt es ganz gewiß nichts mehr!"

Und nun gar sich in irgend einer Not verlassen, das fiel den beiden Tieren gar nicht ein. Ihre Herren hatten einander schon viele, viele Male das Leben gerettet. Einer stürzte sich für den anderen ohne alles Bedenken in die größte Gefahr. So hatten auch die Tiere einander oft beigestanden, wenn es galt, den Kameraden herauszubeißen, oder mit den kräftigen, scharfen Hufen gegen einen Feind zu verteidigen. Die Vier, Menschen sowohl als Tiere, gehörten eben zusammen; sie wußten es gar nicht anders.

So trabten sie jetzt fröhlich in nördlicher Richtung dahin. Am Morgen hatte es für Pferd und Maultiere Wasser und saftige Weide und für die beiden Jäger Wasser und die Keule eines Hirsches gegeben. Den Rest des Fleisches trug der Klepper, so daß an eine große Hungersnot nicht zu denken war.

Unterdessen hatte die Sonne den Zenith erreicht gehabt und war dann langsam tiefer gesunken. Es war zwar sehr heiß, aber es wehte ein erfrischender Windhauch über die Prairie, und der von Myriaden von Blumen durchwirkte Büffelgrasteppich zeigte noch lange nicht die braune, verbrannte Farbe des Herbstes, sondern sein frisches Grün erquickte das Auge, und die über die weite, weite Ebene zerstreuten, in Form von einzelnen riesigen Kegeln sich erhebenden Felsenberge wurden von den schräg herabfallenden Strahlen der Sonne in brillanter Weise beleuchtet und glänzten auf ihren westlichen Seiten in glühender Farbenpracht, welche nach Osten hin sich in immer tiefere, dunklere Töne verlief.

„Wie weit reiten wir heute noch?" fragte der Dicke, nachdem sie stundenlang kein Wort gesprochen hatten.

„So weit wie alle Tage," antwortete der Lange.

„Well!" lachte der Kleine. „Also bis zum Lagerplatz."

„Ay!"

Master Davy hatte nämlich die Eigentümlichkeit stets Ay anstatt Yes zu sagen.

Wieder verging eine Weile. Jemmy hütete sich sehr, durch eine weitere Frage sich abermals eine solche Antwort zu holen. Er betrachtete den Kameraden zuweilen mit seinen listigen Aeuglein und wartete die Gelegenheit zur Rache ab. Endlich wurde die Stille dem Langen doch zu drückend. Er deutete mit der Rechten hinaus in die Richtung, welcher sie folgten, und fragte:

„Kennst du diese Gegend?"

„Sehr!"

„Nun? Was ist's?"

„Amerika!"

Der Lange zog unmutig die langen Beine empor und gab seinem Maultiere einen Hieb. Dann meinte er:

„Schlechter Kerl!"

„Wer?"

„Du!"

„Ah! Ich? Wieso?"

„Rachsüchtig!"

„Gar nicht. Ich pflege nur in dem Tone fortzufahren, in welchem man mit mir gesprochen hat. Gibst du mir dumme Antworten, so sehe ich ganz und gar nicht ein, warum ich geistreich sein soll, wenn du mich fragst."

„Geistreich? O wehe! Du und geistreich! Du bestehst so sehr aus Fleisch, daß der Geist gar keinen Platz haben würde."

„Oho! Hast du vergessen, was ich durchgemacht habe, drüben im alten Lande?"

„Eine Klasse des Gymnasiums? Ja, das weiß ich noch. Das kann ich überhaupt niemals vergessen, denn du erinnerst mich täglich wenigstens dreißigmal daran."

„Das ist auch notwendig. Eigentlich sollte ich es täglich vierzig- oder fünfzigmal erwähnen, da ich ein Mann bin, vor dem du gar nicht genug Hochachtung haben kannst. Uebrigens habe ich nicht nur eine Klasse absolviert!"

„Nein, drei."

„Also!"

„Für das Weitere reichte aber der Verstand nicht aus —"

„Sei still! Das Geld wurde alle; Verstand hätte ich mehr als genug gehabt. Uebrigens weiß ich sehr wohl, was du vorhin meintest. Diese Gegend werde ich nicht vergessen. Weißt du, da drüben hinter den Höfen lernten wir uns kennen."

„Ay! Das war ein schlimmer Tag. Ich hatte all mein Pulver verschossen und wurde von den Sioux gejagt. Ich konnte schließlich nicht weiter und sie schlugen mich nieder. Am Abend aber kamst du."

„Ja, die dummen Kerls hatten ein Feuer angebrannt, welches man droben in Kanada hätte sehen können. Ich bemerkte es und schlich mich hinan. Ich sah fünf Sioux, welche einen Weißen gefesselt hatten. Na, ich hatte mich nicht verschossen wie du. Zwei schoß ich nieder und drei entflohen, weil sie nicht ahnten, daß sie es nur mit einem einzelnen zu thun hatten; du warst frei."

„Frei war ich freilich, aber auch grimmig zornig auf dich!"

„Darüber, daß ich die beiden Indsmen nicht erschossen sondern nur verwundet hatte, ja. Aber ein Indsman ist auch ein Mensch, und es kann mir niemals einfallen, einen Menschen zu töten, wenn es nicht partout notwendig ist. Ich bin eben ein Deutscher und kein Kannibale!"

„Aber bin ich etwa ein solcher?"

„Hm!" brummte der Dicke. „Jetzt bist du freilich anders als früher. Da hattest du wie so viele andere die Ansicht, daß man die Roten nicht schnell genug ausrotten könne. Ich hab' dich geradezu zu meiner Meinung bekehren müssen."

„Ja, ihr Deutsche seid ganz eigenartige Kerls. Mild, weich wie Butter, und nachher wenn es sein muß, so stellt ihr euren Mann wie sonst einer. Ihr möchtet alle Welt mit Handschuhen von Samt anfassen und doch schlagt ihr gleich mit dem Kolben drein, wenn ihr meint, daß ihr euch endlich wehren müßt. So seid ihr alle und so bist auch du."

„Und ich freue mich, daß es gerade so ist und nicht anders. Aber schau, dort scheint ein Strich durch das Gras zu gehen."

Er hielt sein Pferd an und deutete nach einem Felsen hinüber, an dessen Fuß eine lange, dunkle Linie durch das Gras vorüberführte.

Auch Davy parierte sein Pferd, beschattete die Augen mit der einen Hand und musterte die betreffende Stelle, dann sagte er:

„Du sollst mich zwingen dürfen, einen Zentner Flintenkugeln ungebraten zu essen, wenn dies nicht eine Fährte ist."

„Auch ich halte es dafür. Wollen wir uns das Ding einmal genauer betrachten, Davy?"

„Wollen? Wer spricht vom Wollen, wenn man muß? In dieser alten Prairie ist man gezwungen, an keiner Spur leichtsinnig vorüber zu gehen. Man muß stets wissen, wen man vor oder hinter sich hat, sonst kann es leicht geschehen, daß man früh tot aufsteht, wenn man sich am Abend lebendig in das Gras gelegt hat. Vorwärts also!"

Sie ritten bis an den Felsen hin und blieben dort halten, die Fährte mit Kennerangen musternd.

„Was sagst du dazu?" fragte Davy.

„Eine Fährte natürlich!" lachte der Dicke.

„Ja, ein Turmseil ist's freilich nicht; das sehe ich auch. Aber was für eine Art von Fährte?"

„Von einem Pferde."

„Hm! Das sieht ein jedes Kind. Oder meinst du etwa, ich sei der Ansicht, daß hier ein Walfisch vorübergeschwommen sei?"

„Nein, denn dieser Walfisch könntest nur du gewesen sein, und von dir weiß ich ja ganz genau, daß du nicht von meiner Seite gekommen bist. Uebrigens kommt mir diese Spur sehr verdächtig vor."

„Warum?"

„Bevor ich dir antworte, will ich sie mir erst einmal genauer betrachten, denn ich habe gar keine Lust, mich vor dir alten Knaben zu blamieren."

Er sprang vom Pferde und kniete in das Gras nieder. Sein alter Klepper hielt,

als ob er Menschenverstand besitze, das Maul in das niedergetretene Gras und schnaubte leise. Auch das Maultier trat nahe herbei, wedelte mit dem Schwanze und den beiden langen Ohren und schien sich die Fährte zu betrachten.

„Nun?“ fragte Davy, welchem die Untersuchung zu lange dauerte. „Ist's gar so wichtig?“

„Ja. Hier ist ein Indianer geritten.“

„Meinst du? Das wäre freilich auffallend, da wir uns nicht auf dem Jagd- oder Weidegrunde eines Stammes befinden. Warum vermutest du, daß es ein Indsman gewesen ist.“

„Ich sehe es an den Hufspuren, daß das Pferd auf indianische Weise geschult ist.“

„Dennoch kann es von einem Weißen geritten sein.“

„Das sage ich mir auch, aber — — aber — — —“

Er schüttelte nachdenklich den Kopf und verfolgte die Spur eine kurze Strecke weiter. Dann rief er zurück:

„Komm nach! Das Pferd war nicht beschlagen, sondern barfuß. Auch ist es sehr müde gewesen, und dennoch hat es galoppieren müssen. Der Reiter hat es also sehr eilig gehabt.“

Jetzt stieg auch Davy ab. Was er gehört hatte, war wichtig genug, zu einer sorgfältigen Untersuchung zu veranlassen. Er schritt dem Dicken nach, und die beiden Tiere liefen hinter ihm her, als ob sie sich gedacht hätten, daß sich das von selbst verstehe. Bei Jemmy angekommen, ging er mit diesem noch weiter, längs der Fährte hin.

„Du,“ meinte er, „das Pferd ist wirklich übermüdet gewesen; es hat sehr oft gestrauchelt. Wer sein Tier in solcher Weise anstrengt, der muß triftige Veranlassung dazu haben. Entweder ist der Mann verfolgt worden oder er hat Grund gehabt, sein Ziel so schnell wie möglich zu erreichen.“

„Das letztere ist der Fall, das erstere nicht.“

„Wieso?“

„Wie alt ist diese Fährte?“

„Zwei Stunden ungefähr.“

„Das sage ich auch. Noch gibt es keine Spur eines Verfolgers, und wer einen Vorsprung von zwei Stunden hat, der reitet sein Pferd nicht zu Tode. Uebrigens gibt es hier so viele zerstreute Felsen, daß es ihm leicht gewesen sein würde, seinen Verfolger irre zu führen, indem er unbemerkt einen Bogen geschlagen hätte oder im Kreise geritten wäre. Meinst du das nicht auch?“

„Ja. Uns beiden zum Beispiel würde ein Vorsprung von zwei Minuten genügen, um die Verfolger mit einer ganz gehörigen Nase heimzuschicken. Also stimme ich dir bei. Der Mann hat schnell an sein Ziel gewollt. Aber wo mag dasselbe liegen?“

„Jedenfalls nicht weit von hier.“

Der Lange blickte dem Dicken erstaunt in das Gesicht.

„Du scheinst heute allwissend zu sein!“ sagte er.

„Um das zu erraten, bedarf es keiner Allwissenheit, sondern nur ein wenig Nachdenkens.“

„So! Nun, ich denke ja eben auch darüber nach, und zwar ganz vergeblich.“

„Das ist bei dir gar kein Wunder.“

„Wieso?“

„Du bist zu lang. Ehe bei dir die Ueberlegung von der Fährte hier unten bis hinauf in deinen Verstand kommt, können leicht Jahrtausende vergehen. Ich sage dir, daß das Ziel dieses Reiters gar nicht weit von hier zu suchen ist, sonst hätte er sein Pferd geschont.“

„So! Den Grund höre ich; aber begreifen kann ich ihn nicht.“

„Nun, ich kalkuliere: Hätte der Mann noch einen Tagesritt zu machen gehabt, so wäre das Pferd für eine solche Strecke zu ermüdet gewesen; er hätte es also unbedingt einige Stunden lang ausruhen lassen und sodann diese kurze Versäumnis nachholen können. Weil er aber den Ort, den er erreichen will, nahe gewußt hat, so hat er geglaubt, diese Strecke trotz der Müdigkeit seines Pferdes heute noch zurücklegen zu können.“

„Höre, mein alter Jemmy, das, was du da sagst, klingt nicht so uneben. Ich gebe dir abermals recht.“

„Dieses Lob ist ganz überflüssig. Wer fast dreißig Jahre lang in der Savanne herumgestolpert ist, der kann wohl auch einmal auf einen klugen Gedanken kommen. Freilich sind wir nun fast auch nicht klüger als vorher. Welches ist der Ort, nach welchem dieser Indianer gewollt hat? Das möchten wir natürlich wissen. Der Mann ist jedenfalls ein Bote. Er hat es jedenfalls sehr notwendig gehabt; seine Angelegenheit war von großer Wichtigkeit. Ein Indsman ist aller Wahrscheinlichkeit nur der Bote zwischen Indianern, und so möchte ich fast behaupten, daß sich Rothäute hier in der Nähe befinden.“

(Fortsetzung folgt.)

Nistkästchen als Fangapparate im Winter.

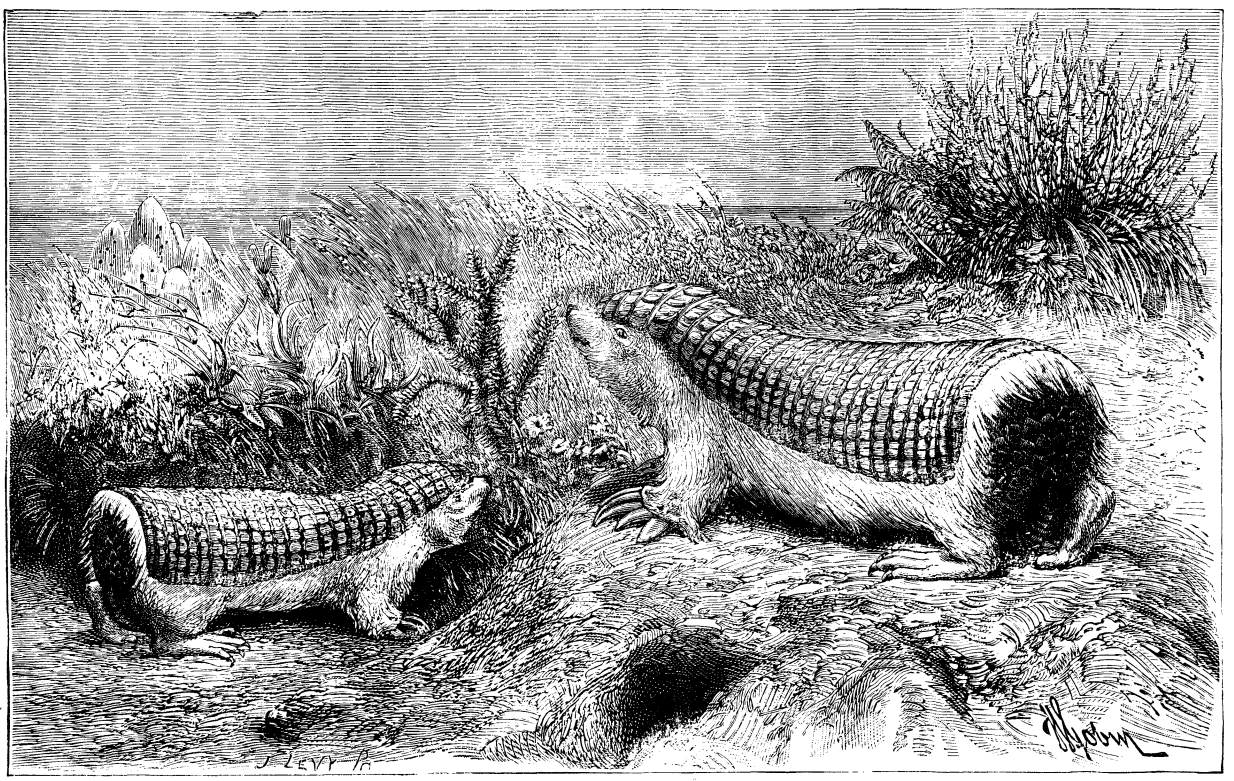
Es ist bekanntlich ein wahres Verdienst, wenn man an den hochstämmigen Obstbäumen hölzerne Nistkästchen anbringt, in welchen sich unsere insektenfressenden Singvögel, die sogen. „Schmeißvögel“, die lieblichen Sänger in Feld und Hain, ansiedeln, um zu brüten, sobald sie im Frühling von ihrer Wanderung nach dem Süden in unsere Gegenden zurückkehren. Sie wandern ja im Herbste von uns nur aus, weil sie dann bei uns ihre Hauptnahrung nicht mehr finden, welche in Insekten besteht. Sie vergelten die kleine Mühe, welche wir uns ihrethalben mit den Nistkästchen nehmen, reichlich, indem sie dadurch ihre Bruten sicherer durchbringen und während des Sommers mit ihren Familien eine Menge jener schädlichen Raupen und Insekten vertilgen, welche unseren Erträgnissen an Obst und Gartenfrüchten so verderblich sind. Wenn nun im Herbste unsere kleinen Sänger und Zugvögel abgezogen sind, so stehen die Nistkästchen leer und werden von kleinen Vierfüßlern als Winterquartier bezogen, welche sich darin zum Winterschlaf niederthun. Diese Wintergäste sind unsere verschiedenen Arten von Haselmäusen und sogen. Siebenschläfern, welche bei uns, besonders in Obstgegenden weit zahlreicher sind, als wir im allgemeinen wissen, weil sie sich durch ihre halbnächtliche Lebensweise unserer Beobachtung etwas entziehen. Diese zierlichen Tierchen, in verjüngtem Maßstabe Eichhörnchen ähnlich und ebenso beweglich, verursachen in Gärten mancherlei Schaden und fressen namentlich gern unsere Aepfel und Birnen an, um zu den reifenden Kernen zu gelangen. Es sind: der eigentliche Siebenschläfer, Myoxus Glis, — der gemeine Gartenschläfer, Eliomys Nitela, — der Baumschläfer, Eliomys dryas, — und die Haselmaus, Muscardinus avellanarius, welch letztere man auch in Gefangenschaft halten kann. Untersucht man nach den ersten starken Fröſten die Nistkästchen, so findet man in denselben oft nicht nur Pärchen, sondern ganze Familien dieser zierlichen Nager in tiefem Winterschlafe und kann sich ihrer leicht bemächtigen, während sie sich in der guten Jahreszeit unserer Verfolgung leicht zu entziehen wissen.

Die Gepanzerten der Tierwelt.

Zu den mancherlei seltsamen Tieren, welche wir seit der Entdeckung von Amerika und Australien kennen gelernt haben, gehören insbesondere die im tropischen und subtropischen Südamerika heimischen Gürteltiere, welche in verschiedenen Arten und Sippen in der Größe von einer Ratte bis zu derjenigen eines mittelmäßigen Hausschweins vorkommen und die Fähigkeit haben, sich wie ein Igel zu einer Kugel zusammenrollen zu können. Wenn einer unserer alten Naturforscher heute wieder auferstünde und diese Geschöpfe sähe, so würde er sie nicht für vollkommene und regelrechte, in feste Gattungen gegliederte Tiere, sondern für Naturwunder, Mißgeburten oder Naturspiele, lusus naturae, halten; und doch sind sie ebenso vollkommen und formenbeständig wie unsere Hasen, Eichhörnchen und Igel und kamen in ungemein größeren Gattungen und Arten schon in der ur- oder vorweltlichen Schöpfung vor. Diejenigen der heutigen Schöpfung tragen auch noch teilweise den Charakter und das Gepräge ihrer vorweltlichen Verwandten, denn sie sind ebenso wehr- und harmlos wie diese. Sie sind eigentliche Steppen- und Nachttiere, denn sie finden sich in Südamerika nur in freien sandigen Ebenen, auf Feldern und am Saume der Savannen und Wälder, niemals in den letzteren selbst, sind äußerst lichtscheu, vermeiden das Sonnenlicht und graben sich lange und tiefe Gänge und Baue im Boden oder wühlen sich am Fuß von großen Ameisen- und Termitenhaufen ein, da sie von diesen und ähnlichen Insekten vorzugsweise leben. Ihren Habitus veranschaulicht am besten der nachstehende Holzschnitt der Armadille oder größeren Gürteltiere.

Nur im Hunger und wenn die Not sie treibt, fressen sie auch Pflanzenkost, wie Wurzeln und Knollen, sonst Würmer und vor allem Aas und Leichen. Das Element dieser friedlichen, stumpfsinnigen, aller höheren geistigen Fähigkeiten entbehrenden Tiere ist die Erde; sie können nicht klettern oder schwimmen, nicht laufen, sondern nur langsam und schwerfällig schrittweise gehen, aber desto ausgiebiger graben; sie haben keine modulierte Stimme, sondern lassen nur in der höchsten Erregung dumpfe, knurrende Laute hören. Die Lebensweise ist bei großen und kleinen Arten dieselbe; mit Einbruch der Nacht kommen sie aus ihren unterirdischen Bauen hervor und gehen langsamen Schrittes ihrer Nahrung nach; sie halten auch niemals einen bestimmten Standort ein, sondern wechseln ihre Lager häufig. Werden sie erschreckt, aufgescheucht oder verfolgt, so graben sie sich augenblicklich in den Boden ein und zwar mit einer Geschwindigkeit, daß sie beinahe buchstäblich vor dem Auge verschwinden. Trotz ihrer Harmlosigkeit werden sie aber von den Eingeborenen eifrig gejagt, denn ihr fettes zartes Fleisch gilt für einen Leckerbissen. Bei den Völkerschaften Südamerikas heißen sie Tatu, die Spanier haben ihnen den Namen armadillo gegeben, was eigentlich der „kleine Gepanzerte" bedeutet; bei unseren Naturforschern heißen sie Euphractus. Bei ihrer geringen Vermehrung und der starken Verfolgung scheinen sie ihrer Ausrottung entgegenzugehen.

Alle Gürteltiere sind so ziemlich von derselben Gestalt und nur durch ihre Körpergröße und Panzerung voneinander unterschieden; ihre Merkmale sind: gedrungener Wuchs, niedrige Beine, mittellanger kegelförmiger Schwanz, länglicher spitzer Kopf, Kiefern ohne Zähne, ein Wühlrüssel, ein Panzer von so und so viel harten knöchernen Ringen, der vollständig mit dem Leibe verwachsen ist; an allen Füßen fünf Zehen, die Krallen der Vorderfüße zusammengedrückt und die äußeren schwach auswärts



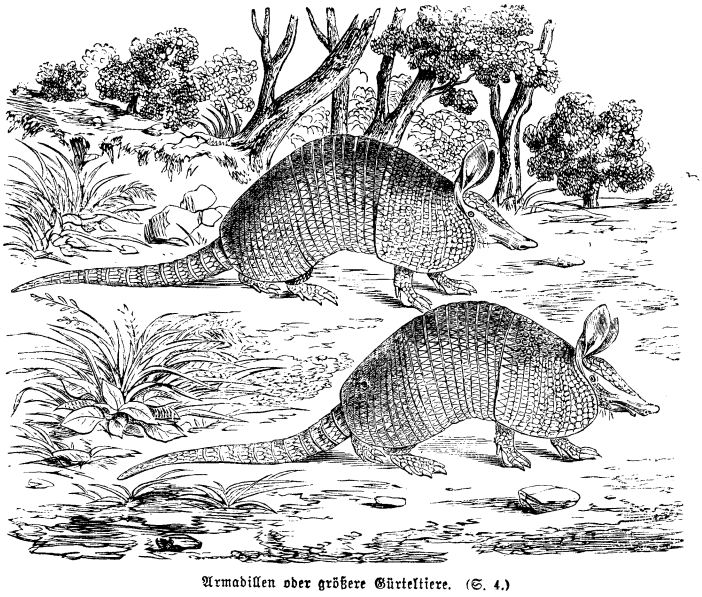
Schildwurf oder Gürtelmaus, 2/3 Lebensgröße. (S. 6.)

gerichtet. Die Tatus können ihren Körper beliebig in Kugelform zusammenkrümmen, so daß der Kopf unter dem Bauche zwischen den Hinterbeinen versteckt liegt und der Rumpf vollkommen durch die Panzerplatten gedeckt ist, wo ihnen dann kein Hund und kein Jaguar etwas mit den Zähnen anhaben kann. Allein noch lieber vertrauen sie sich zu ihrem Schutze ihrer Muskelkraft an, welche so groß ist, daß selbst der größte Tatu im härtesten Boden binnen drei Minuten eine Höhle auswirft, welche länger ist als sein ganzer Körper. Die größeren Arten können aber auch mit ihren Hinterläufen mächtig ausschlagen und namentlich die Hunde abwehren.

Man unterscheidet die Gürteltiere nach ihrer Größe und der Reihenzahl ihrer Gürtelplatten in mehrere Arten: der gewöhnliche Armadill oder Poyu, welcher in Paraguay noch mäßig häufig vorkommt, ist gegen 60 cm lang, wovon etwa 18 bis 20 cm auf den Schwanz kommen. Er ist ein vorzüglicher Läufer, hat ein feines Gehör, ist außerordentlich scheu und vorsichtig und entfernt sich nie weit von seinem Bau, in welchen er beim geringsten Alarm flüchtet. Die Eingeborenen, die nach seinem Fleisch sehr lüstern sind, graben ihn aus, nachdem sie sich von seiner Anwesenheit im Bau überzeugt haben, indem sie mit einer Stange in den Bau hineinstechen; fliegt dann ein Schwarm Moskitos heraus, so deutet dies auf seine Anwesenheit. Der Poyu kann auch schwimmen, bedient sich aber dieser Fähigkeit nur selten und scheint überhaupt die vollkommenste Art von Gürteltier. — Der Apara oder Mataco, Euphractus Apar, Tatusia tricincta, bei den Spaniern Bolita genannt, weil er sich zu einer vollkommenen Kugel zusammenrollen kann, ist etwa 50—52 cm lang, wovon 7—8 cm auf den Schwanz kommen, welcher nicht kegelförmig, sondern etwas plattgedrückt ist. Kennzeichnend für ihn sind drei Gürtel um die Mitte des Leibes; die übrige Rüstung besteht mehr aus Knötchen. Seine Heimat sind die Pampas; von seiner Lebensweise ist noch wenig bekannt. Eine weitere Art ist der Tatupoyu oder das borstige Gürteltier, Euphractus setosus, das häßlichste und schwerfälligste Tier dieser Sippe, 48—50 cm lang, am Widerrist 25—27 cm hoch, in Argentinien und im Gran Chaco ziemlich häufig. In Guiana, Brasilien und Paraguay ist der Peba oder Tatuhu, Tatúsia oder Euphractus septemcinctus, heimisch, welcher die beiden vorgenannten an Größe übertrifft und ungefähr 70—72 cm lang und dunkelbraun gefärbt ist, woher er auch zuweilen schwarzes Gürteltier genannt wird und ein vorzügliches Fleisch haben soll. Außerdem sind

noch zu erwähnen das Pichny oder kleine Gürteltier, Tatúsia minuta, nur 40 bis 42 cm lang, und der Tatuway, Xenurus unicinctus, mit kahlem, unbewehrtem Schwanze, woran borstige, braune Haare die Stelle der knöchernen Schilder vertreten, sowie endlich der außerordentlich selten gewordene Riesenarmadill oder eigentliche Tatu, Priodonto gigas, von Brasilien und Guiana, welcher 1,20 m lang ist und den Umfang eines starken Hausschweins hat. Nur bedingt zu den Gürteltieren gehörend, aber in vielen Stücken mit ihnen verwandt ist der Pichiciago, Schildwurf oder Gürtelmaus, Chlamydophorus truncatus, in Chile heimisch und erst seit 1824 entdeckt, von dem wir eine Ansicht geben. (S. 5.)

Dieses kleine Tier von der Größe eines Maulwurfs scheint ein Mittelding zwischen



Armadillen oder größere Gürteltiere. (S. 4.)

diesem und einem Gürteltier zu sein, denn der Rumpf von der Schädeldecke bis zum Kreuz herab ist mit einer knöchernen Plattenrüstung bedeckt, welche über dem Kreuz so plötzlich aufhört, als wenn sie mit einer Art abgehauen und auf den Abschnitt ein Stück Rüstung geklebt worden wäre. Der übrige Körper ist wie derjenige des Maulwurfs mit langem, seidenweichem Haare bedeckt, das einen glatten Pelz bildet. Seine Lebensweise gleicht ganz derjenigen unseres Maulwurfs, denn der Schildwurf lebt vorwiegend unter dem Boden in selbstgegrabenen Gängen, zu deren Bau er mit sehr geeigneten starken Pfoten versehen ist. Er nährt sich von Würmern, Insekten und Larven, zu deren Aufsuchung er gelegentlich nächtlicherweile auch an die Oberfläche kommt. Auch der Bau seines Auges ist demjenigen unseres Maulwurfs ähnlich und bekundet die unterirdische Lebensweise dieses ebenso merkwürdigen wie seltenen Tieres, über dessen Lebensweise und Sitten wir noch ungemein wenig wissen. Unsere Leser werden uns aber zugestehen, daß diese Gürteltiere unser Interesse in hohem Grade verdienen.

Der „blinde Punkt" im Auge.

Es ist merkwürdig, daß wir in unserem Auge eine Stelle haben, mit der wir nicht sehen. Der berühmte Physiker Mariotte hat sich eine Zeitlang damit beschäftigt, Menschen- und Tieraugen anatomisch zu untersuchen. Dabei fand er, daß der Eintritt des Sehnerven in das Auge nicht gerade dem Sehloche, der Pupille, gegenüberliegt, sondern etwas höher hinauf nach der Nase zu. Diese Beobachtung regte ihn an, zu erforschen, was sich wohl zeigen möchte, wenn er das Bild eines bestimmten Gegenstandes gerade auf diese Stelle fallen ließe.

Der Versuch, den er zu diesem Zwecke anstellte, kann von jedem leicht nachgemacht werden. Auf einer dunkeln Wand, z. B. einer dunkelfarbigen Tapete, klebt man ein weißes Papierstückchen an, das ungefähr 1 qcm groß ist, und ca. 2/3 m rechts davon und eine Handbreite tiefer ein zweites ebensolches Papierblättchen. Nun tritt man einige Schritte zurück, schließt das linke Auge und sieht einige Augenblicke unverwandt mit dem rechten Auge nach dem linken Papierstücke, so verschwindet das Bild vom rechten Papierblättchen. Gelingt der Versuch nicht sogleich, so trete man etwas näher an die bezeichnete Wand heran oder umgekehrt etwas weiter zurück. An einer schwarzen Wandtafel genügen zwei starke Kreidepunkte.

Dieses einfache und doch interessante Experiment erregte bei seiner Entdeckung große Aufmerksamkeit; es wurde im Jahre 1668 in London vor dem Könige wiederholt. Man könnte gerade erwarten, daß der Punkt, wo der Sehnerv in das Auge tritt, besonders scharf empfindlich sei, aber das Umgekehrte ist der Fall. Die Stelle im Auge heißt der „blinde Punkt".

Ibn el 'amm.

Von

P. van der Löwen.

Es war ein ziemlich langer Zug von Habanié-Arabern und Fohri-Negern, welcher sich im Wadi Salamat gegen die Berge des Dschebel Marra bewegte. Alle diese schwarzen oder tiefbraunen Männer saßen auf Eseln, denn im Sudan ist das „Schiff der Wüste" nicht zu Hause.

Voran ritt der tapfere Rakab es Seraf, zu deutsch Giraffenhals, welchen Namen er wegen der ungewöhnlichen Länge seines Halses erhalten hatte. Er war ein Sendbote des Mahdi und wollte seine Schar dem Schwager desselben, dem bekannten Schech El Obed zuführen.

Wegen der nächtlichen Kühle war die Karawane bereits vor Sonnenaufgang aufgebrochen; der Tag war noch nicht erschienen, und so hatten die Gläubigen ihr Morgengebet noch nicht gesprochen.

Da trieb Es Sfaghir, der „Kleine", sein Tier an die Seite des Führers. Er verdankte diesen Namen seiner Zwerggestalt, war aber als ein mutiger Mann bekannt und ritt das einzige Pferd der Karawane, eines jener berühmten Garbani, welche über den Tsadsee nach dem Osten gebracht werden.

„Schau!" sagte er, nach vorwärs deutend, wo zwischen den auseinandertretenden Felsenhöhen sich ein lichter Streifen des Horizontes sehen ließ, „es naht die Morgenröte, die Zeit, in welcher Saba-Bey den größten Hunger hat. Wollen wir nicht vorsichtig sein und lieber lagern, bis er wieder zu Bett gegangen ist?"

Saba-Bey ist der Löwe. Der Bewohner jener Gegenden scheut sich, den Namen des Löwen laut zu nennen. Er denkt, das Tier hört es und wird dadurch herbeigerufen. Darum machte Rakab es Seraf sofort eine warnende Handbewegung und antwortete leise:

„Dachel Allah — um Gottes willen! Sprich nicht so laut, sonst kommt der Herr des Erdbebens gerannt, und holt uns beide aus dem Sattel! Er soll sein Lager hier in der Nähe haben; darum müssen wir ganz heimlich vorüberreiten. Sage den Leuten, daß sie kein Geräusch machen dürfen und die ersten Worte der achtundvierzigsten Sure beten sollen!"

Es Sfaghir richtete den Befehl aus, und bald flüsterte jede Lippe:

„Wahrlich, dir ist ein großer Sieg verliehen, auf daß dir Gott alle deine Sünden vergebe und seine Gnade an dir vollende und dich leite auf den richtigen Weg und dir beistehe mit seinem mächtigen Schutze."

So zog die Karawane möglichst geräuschlos weiter. Die Ufer des jetzt wasserlosen Wadi (Flußbett) hatten sich wieder verengt. Sie stiegen steil empor und verschlossen mit einer scharfen Krümmung den Reitern die Aussicht nach vorn.

Da plötzlich erscholl jenes tiefe Brüllen, welches röchelnd beginnt, schnell zu fürchterlicher Stärke anschwillt und dann sich in ein donnerartiges Rollen verliert — das Brüllen eines Löwen. Der Araber nennt es Rad, d. i. Donner, und bezeichnet den Löwen als den „Herrn des Erdbebens".

Alle, Menschen und Tiere erzitterten.

„Allah akbar, Allah kerihm — Gott ist groß, Gott ist gnädig!" rief es durcheinander. „Kawahm, kawahm — schnell, schnell, reitet Galopp!"

Im nächsten Augenblicke sausten die Reiter im Carriere dahin, daß die beladenen

Packtiere, welche sie bei sich hatten, kaum zu folgen vermochten. Die Stimme des Löwen hatte ein mehrfaches Echo erweckt, so daß man nicht genau wußte, von woher sie erschollen war, ob von vorn, von hinten oder von einem der zu beiden Seiten aufstrebenden Felsenufer.

Als die fliehenden Reiter die Krümmung hinter sich hatten, wurde das Wadi breiter, und vorn, wo sich das linke Ufer senkte, sah man die ersten Strahlen der Morgenröte erglühen. Das ist die Zeit des Fatscher, des ersten Gebetes, welches kein wahrer Gläubiger versäumen oder später vornehmen darf. Darum hielt Rakab es Seraf trotz der Angst, in welcher sich alle befanden, sein Reittier an und rief mit lauter Stimme:

„Haï es sallah — auf zum Gebete! Esch schems, das Licht des Tages, beginnt emporzusteigen. Gebt Allah die Ehre, der sie und uns geschaffen hat!"

Er sprang vom Esel, und die anderen folgten seinem Beispiele. Er kniete nieder, das Gesicht nach Mekka gerichtet, machte mit den Händen die Bewegungen des Waschens und betete laut die erste Sure des Korans, welche ihm die anderen nachsprachen.

Die Tiere standen schnaufend still, die Packesel in der Nähe eines stachelreichen Mimosengebüsches, welches am Fuße des linken Ufers stand, da wo eine enge Seitenschlucht in den Felsen lief. Sie waren höchst unruhig und zitterten unter ihren Lasten, was aber die frommen, eifrigen Beter nicht beachteten.

In vielstimmigem Chore erscholl das Gebet:

„Im Namen des allbarmherzigen Gottes! Lob und Preis sei Gott, dem Weltenherrn, dem Allerbarmer, der da herrschet am Tage des Gerichtes. Dir wollen wir dienen, und zu dir wollen wir flehen, auf daß du uns führest den rechten Weg, den Weg derer, die deiner Gnade sich erfreuen, und nicht den Weg derer, über welche du zürnest, und nicht — — —"

Weiter kamen die Knieenden nicht in ihrem Gebete. In dem erwähnten Mimosengebüsche hatten gleich am Anfange leise Bewegungen stattgefunden, und jetzt, in diesem Augenblicke, erscholl das entsetzliche Brüllen abermals, aus unmittelbarster Nähe, und zwar nicht einfach, sondern aus den Kehlen mehrerer Löwen.

Einen Augenblick lang herrschte die tiefste Stille. Die Männer waren wie vor Schreck erstarrt. Dann sprang der Neger Er Rih als der erste vom Boden auf und schrie:

„Ma uhna, ma uhna, madad — zu Hilfe, zu Hilfe! Reißt aus, reißt aus!"

Er rannte davon. Aber donnernd ertönte die Stimme des Führers und Vorbeters Rakab es Seraf:

„— — — und nicht den Weg der Irrenden!"

Er vollendete also als echter Muselman, welcher an das Kismet glaubt, trotz der ungeheuren Gefahr sein Gebet, und dieses Beispiel wirkte so, daß alle ihm diese Worte noch nachsprachen. Freilich geschah das nicht in andächtiger Ruhe, sondern sie waren auch aufgesprungen und rannten vor Angst wirr durcheinander.

Diese Angst hatte freilich ihre volle Berechtigung, denn ein ungeheurer Löwe hatte sich in mächtigem Sprunge auf einen der Packesel geworfen, ihn niedergerissen und zermalmte ihm krachend mit einem einzigen Bisse das Genick; eine Löwin, die ihm an Mächtigkeit der Glieder fast nichts nachgab, warf sich eben auf einen zweiten Esel, welcher ihr mit einem angstvollen Satze entgehen wollte, und ein zweiter, schon ganz ausgewachsener männlicher Löwe trat in denselben Augenblicke aus dem Gebüsch hervor und stieß, sein Opfer wählend, in stolzer, selbstbewußter Haltung ein tiefes, herausforderndes Brüllen aus. Im Hintergrunde schlich eine junge, doch sehr starke Löwin sich an ein anderes Packtier heran, welches vor Furcht der Gefahr gerade entgegengerannt und in das Gesträuch hineingesprungen war (S. 8).

Dem furchtsamen Neger Er Rih war es ebenso ergangen. Er rannte wie besessen gerade auf den alten Löwen zu und erhielt dabei von einem der Esel, welcher hinten so hoch und kräftig ausschlug, daß sein schweres Gepäck aus dem Sattel geschleudert wurde, einen solchen Schlag an die Brust, daß er zu Boden stürzte. Im nächsten Augenblicke warf sich der Löwe auf ihn.

Die wilde Scene, welche der gegenwärtige Moment bot, spottet jeder Beschreibung. Menschen und Tiere rannten wirr durcheinander. Die ersteren wurden umgerissen und gerieten unter die Hufe der letzteren. Wer eine Stimme hatte, rief, schrie, brüllte, jammerte und zeterte aus Leibeskräften. Der Bewohner des Südens ist nicht so kaltblütig und geistesgegenwärtig wie der Nordländer. Daß nach Art und Weise der berühmten Löwenjäger Jules Gérard und Gordon Cumming ein einzelner Mann sich mutig und selbstvertrauend mit sicherer Büchse dem König der Tiere entgegenstellt, das ist ihm etwas Unerhörtes und Unbegreifliches. Zudem waren die Männer der Karawane nur mit alten Lunten- oder Steinschloßflinten bewaffnet, also höchst ungenügend solchen Tieren gegenüber.

Nur zwei hatten ihre Besinnung nicht verloren, nämlich der tapfere „Hals der Giraffe" und Es Ssaghir, der Kleine. Der letztere sprang auf sein Pferd, um von allen gesehen zu werden, und rief mit schallender Stimme:

„Flieht nicht, ihr Männer, ihr Helden! bleibt stehen, ihr Schurken, ihr Feiglinge, ihr Hunde! Nehmt eure Waffen, ihr Lieblinge, ihr Tapfern, ihr Elenden! Schießt auf den Ibn el 'amm! Er ist gekommen mit seiner Frau und seinen beiden Kindern, um uns und unsere Esel zu fressen. Allah jenahrl hasa schejtan — Allah verdamme diesen Teufel!"

Ibn el 'amm heißt „Vetter väterlicherseits." So wird der Löwe genannt, wenn man sich scheut, das eigentliche Dingwort auszusprechen.

Der Kleine galoppierte auf den Alten zu, sprang vom Pferde, hielt ihm, der dem Neger eben den Kopf zerbiß, die Mündung des Gewehres gerade vor das Auge und drückte los, sprang dann aber augenblicklich weit zur Seite. Das mächtige Tier zuckte zusammen, blieb einen Augenblick lang unbeweglich, fiel dann auf die Seite und streckte die Glieder — es war tot.

Ein unbeschreiblicher Jubel erhob sich. Das Beispiel des Kleinen wirkte. Die Fliehenden sammelten und rüsteten sich zum Angriffe.

„Der Ibn el 'amm ist tot! Hamdalillah — Allah sei Preis!" schrieen die Leute. „Tötet seine Frau und seine Kinder. Schießt die ganze Sippschaft tot!"

Einer schob den andern voran; die Lunten begannen zu rauchen; Schüsse krachten; Kugeln pfiffen. Natürlich traf unter zwanzig nur eine; aber es war das Fieber des Kampfes über die Leute gekommen, und sie glaubten ja alle, daß Allah ihre Schicksale im Buche des Lebens verzeichnet habe. Sie hielten sich also wacker.

Freilich gab es einen gräßlichen Kampf. Mehrere der Leute wurden von den Tieren getötet, viele schwer oder leicht verwundet, endlich aber lagen doch die Löwen mit arg zerschossenen Fellen tot auf der Walstatt. Keiner der Angreifer, Es Ssaghir den Kleinen ausgenommen, konnte behaupten, daß er den tödlichen Schuß gethan habe, sondern die Frau und die Kinder des „Vetters väterlicherseits" waren wohl am Blutverluste verendet, der eine Folge der zahlreichen Verwundungen war.

Nun fielen die Sieger über die Besiegten her, rauften sie, traten sie mit Füßen, spuckten sie an und gaben ihnen alle erdenklichen Schimpfnamen, an denen die arabische Sprache ja so reich ist.

Die Toten wurden mit Steinen zugedeckt, damit sie nicht von El Büdj, dem gewaltigen Bartgeier verzehrt werden könnten, und die Verwundeten verbunden. Die Felle der drei Löwen wurden in so viele Stücke zerschnitten, daß jeder Sieger eins derselben als Andenken erhalten konnte. Es Ssaghir aber erhielt die Haut des Ibn el 'amm, den er ja allein erlegt hatte, Es war eine Trophäe, unter deren Schwere sein Packtier weidlich zu schwitzen hatte. Die anderen trugen leichter. —

Als die Karawane dann später an ihrem Bestimmungsorte ankam, wurde das Abenteuer natürlich in allen Tönen ausposaunt. Als der Mahdi Mohammed Achmet davon hörte, meinte er:

„Dieser Neger Er Rih ist wie die Luft gewesen, feig und schnell zur Flucht. Er hat sterben müssen, weil er sein Gebet nicht beendete. Er wird beim jüngsten Gericht von der Brücke der Prüfung hinunter in die Hölle stürzen. Rakab es Seraf aber ist ein wackerer Führer. Ich werde ihn zum Mulasim[1]) erheben. Und der Held Es Ssaghir ist klein von Gestalt aber groß von Mut. Er soll in meine Leibwache treten und den Ehrennamen Abu el bundukija, Vater der Flinte, führen bis Allah ihn von hinnen ruft. Fi aman allak — Gott schütze ihn!" — — —

[1]) Lieutenant.

Der Ueberfall der Löwen. (S. 7.)

„Einer der Leute trat dicht an mich hin . . .“ (S. 11).

In Todesnot.

Von

F. Meister.

Am Donnerstag den 8. April 1886, vormittags gegen 4 Glasen (10 Uhr) bekam der deutsche Dampfer „Kolumbus“, der sich zu jener Zeit ungefähr fünfhundert Seemeilen ostwärts von der Küste von Florida im Atlantischen Ocean befand, eine Bark in Sicht, deren ganze Erscheinung den Kapitän Peters, Führer des „Kolumbus“, veranlaßte, anzuhalten und dieselbe näher in Augenschein zu nehmen. Beim Herankommen bemerkte man an Bord des Seglers eine Anzahl von Leuten, die sich an den Bootsdavits zu schaffen machten; einige von ihnen winkten und schienen zu rufen, aber trotz des aufmerksamsten Lauschens konnten die Offiziere und Mannschaften des „Kolumbus“ keinen Laut vernehmen. Die Bewegungen der mit den Bootstaljen Beschäftigten waren so langsam und mühselig, die Gesichter aller so bleich und ihre Haltung so hinfällig, daß Kapitän Peters zu der Ansicht gelangte, daß das Fahrzeug von einer schweren Krankheit heimgesucht worden sein müsse.

Inzwischen war es den Leuten drüben gelungen, ein Boot zu Wasser zu bringen, einer nach dem anderen kletterte über die Seite hinunter, um stolpernd und schwankend auf den Duchten Platz zu nehmen, zwei oder drei von ihnen aber waren augenscheinlich so schwach, daß ihre Hände den Halt verloren und sie, wie tote Fliegen von der Stubendecke, ins Boot hinabfielen.

Die Leute des „Kolumbus“ beobachteten das näherkommende Boot mit Grauen. Die Bemannung desselben gewährte einen unheimlichen, spukhaften Anblick; sie glich einer Schar von Leichen, die ihren Kirchhof verlassen hat, um eine Wasserfahrt zu unternehmen. Die Riemen hoben und senkten sich schwächlich und unregelmäßig, da die See aber glatt und ruhig war, so kroch das Boot langsam heran. Der Mann, der achtern am Ruder saß, erhob sich unsicher und schwenkte etwas über seinem Kopf, das man als das Fell eines Tiers erkannte. Kapitän Peters und seine Mannschaft waren nun nicht länger mehr im Zweifel. Diese Gebärde und die ganze Gestalt des Mannes dort im Heck des Bootes erzählten auf das deutlichste die schreckliche, aber leider keineswegs seltene Geschichte vom Hunger an Bord auf hoher See. Sein Antlitz war gelblich grau, fleischlos und eingefallen, die tiefliegenden Augen glühten im Fieber und der Arm, der in stummer, flehender Angst das schauerliche Symbol der äußersten, fürchterlichsten Not emporhielt, ragte dürr wie der eines Skelettes aus dem zurückgefallenen Aermel. Endlich lag das Boot unter dem Fallreep des Dampfers. Die Leiter wurde über die Seite gehängt und die Unglücklichen, dreizehn an der Zahl, kletterten mühevoll empor (S. 12), um auf halbem Wege von den in mitleidigem Eifer ausgestreckten Armen der Kolumbusleute ergriffen und an Deck gehoben zu werden. Der letzte war der Kapitän der Bark, und das halb verdorrte Fell, das er noch immer in der Hand hielt, wurde jetzt als das eines Hundes erkannt.

„Das war während der letzten fünf Tage unsere einzige Nahrung,“ sagte einer der Ankömmlinge mit pfeifender, kaum vernehmbarer Stimme; keiner aus der ganzen

Schar verfügte noch über ein lautes Wort, sie konnten sich kaum auf den Füßen erhalten und ihre Kleider hingen ihnen am Leibe wie die Lumpen auf einer Vogelscheuche.

Kapitän Peters geleitete den Kapitän der Bark in die Kajüte, während die Mannschaft die unglücklichen Kameraden ins Logis brachte. Dieselben fielen mit wahnsinniger Gier über die von allen Seiten dargereichten Nahrungsmittel und über das Trinkwasser her, mit bebenden Händen Bissen auf Bissen zum Munde führend, dabei aber jeden Augenblick innehaltend, um ihren tief bewegt zuschauenden Wirten in den leidenschaftlichsten Gebärden immer wieder von neuem für die Hilfe und Errettung zu danken.

Der Kapitän schien von allen am meisten gelitten zu haben. Neben den körperlichen Entbehrungen hatte ihn das Bewußtsein niedergebeugt, für das Leben seiner Mannschaft verantwortlich zu sein und dennoch nicht das mindeste thun zu können, um sie und auch sich selber von den Qualen des langsamen Verhungerns und Verdurstens zu bewahren. Während die Mannschaft des „Kolumbus" unter Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln bemüht war, seinen Leuten nach Kräften beizustehen, erzählte er dem Kapitän Peters seine Geschichte. Es ist unmöglich, die Schilderung mit derselben ergreifenden Kraft hier wiederzugeben, wie sie über die Lippen des dem Tode entrissenen Mannes kam, und ebenso unmöglich ist es, dem Leser das eingefallene Antlitz, die hohlen Augen, die von den Zähnen zurückgewichenen Lippen, die schwache, zitternde Stimme, den wechselnden Ausdruck im Mienenspiel und in den erregten Gebärden der bebenden, knochigen Hände auch nur annähernd deutlich vorzuführen; die Thatsachen aber sind treu aufgezeichnet worden und sie reden, in der einfachen Sprache des Kapitän Lindström, für sich selber.

„Mein Fahrzeug ist die Bark ‚Framnaas' von Stockholm," begann er. „Ich hatte eine Ladung Teer nach Liverpool gebracht und dort bekam ich Maschinenteile für Baltimore. Am 4. Dezember gingen wir in See. Der Wind war anfangs gut, wenn auch leicht; wir machten damit gegen achtzig Meilen und dann flaute er ab zu vollständiger Stille, eine ungewöhnliche Erscheinung in jener Jahreszeit und in jener Breite. Wir kamen tagelang nicht von der Stelle, dann aber kriegten wir den Wind ganz von vorn. Wir liefen einige Stunden unter Backbord-Halsen, dann wendeten wir und lagen über dem anderen Buge bis zum Abend, wo der Wind wieder gänzlich wegflaute. So ging's fünf Tage lang, ganz regelmäßig, wie nach der Uhr; zuerst Wind von vorn, dann Stille, dann wieder Wind von vorn, und so fort. Während dieser ganzen Zeit kam ich keine vierzig Meilen vorwärts. Wer aber hätte denken können, daß dies nur eben der Anfang sein sollte? So oft ich an Deck kam, rechnete ich darauf, daß der Wind geraumt hätte, und daß die Bark endlich auf ihrem Kurse läge. Ab und zu gab's ja auch einen kleinen Schub vorwärts, gleich darauf aber wehte uns die Brise unfehlbar wieder in die Zähne, Tag für Tag und Woche für Woche — ja, Kapitän, Woche für Woche! Wind von vorn und nichts als Wind von vorn; manchmal so mäßig, daß wir die Oberbramsegel stehen haben konnten, meistens aber so, daß wir uns mit den Untermarssegeln begnügen mußten.

„Ich fahre bereits fünfundzwanzig Jahre zur See, aber eine solche Erfahrung habe ich auf dieser Reise zum erstenmal gemacht. Als ich noch zweiter Steuermann war, segelten wir einmal sieben Wochen von Boston nach London; das aber war eine Fahrt von Hafen zu Hafen, und wir alle hielten sie damals für eine ganz fürchterlich lange. Jetzt aber waren wir schon zwei Monate unterwegs und noch immer soweit von der amerikanischen Küste entfernt, wie drei Wochen vorher. Ein Teil der Mannschaft drang darauf, daß man achteraus gehen und mich bitten solle, zu wenden und wieder nach England zurückzulaufen. Ich erfuhr dies durch den Steuermann. Er sagte mir, daß die Leute allen Mut verloren hätten und ganz besonders fürchteten, daß der Proviant ausgehen werde, wenn dies noch länger so anhielte. Derselbe Gedanke hatte allerdings auch mir schon schwer auf der Seele gelegen, allein jetzt umzukehren, nachdem wir den halben Weg schon hinter uns hatten, das wäre, so meinte ich, eine Thorheit gewesen. Ich ging nach vorn und setzte den Leuten dies auseinander; ich sagte ihnen, daß wir uns genau in der Mitte des Atlantischen Oceans befänden und mithin weiter von Liverpool als von Baltimore entfernt wären, daß eine Umkehr ebenso gegen allen Sinn und Verstand sein würde, als ein Herumsuchen nach günstigerem Winde, weil wir gar nicht wissen könnten, ob nicht schon morgen oder vielleicht schon über Nacht die Brise umspringen und aus der entgegengesetzten Richtung wehen würde. Und so hielt ich die Leute von Tag zu Tag hin, ohne daß Wind und Wetter sich änderten; mein Herz wurde mir schwerer und schwerer und ich konnte den Gedanken endlich nicht mehr aus dem Kopfe kriegen, daß ich den armen Leuten ein schweres Unrecht dadurch gethan, daß ich ihrem Bitten und Drängen nicht nachgegeben, sondern das Interesse meines Reeders allen anderen Rücksichten vorangestellt hatte. Heute weiß ich, daß es hundertmal besser ist, das Schifferpatent zu riskieren oder zu verlieren, als sich an der Not und den Leiden unserer Brudergeschöpfe mitschuldig zu machen. Es schien mir, als hieße es Gott versuchen, noch länger gegen dieses Wetter anzukämpfen. Und dennoch, ich hatte meine Ordres. Der ‚Framnaas' war nach Baltimore bestimmt, und daran war nichts zu ändern; mit blutendem Herzen ließ ich ihn daher gegen Wind und See stampfen und bohren, und unaufhörlich sagte ich mir: Morgen wird der Wind besser sein, morgen werden wir Kurs anliegen können — und dann lief ich nach vorn und redete den Leuten gut zu und erzählte ihnen von dieser und jener Fahrt, die über Erwarten lang gewesen und dennoch mit Gottes Hilfe glücklich zu Ende geführt worden sei, und versicherte sie meiner festen Ueberzeugung, daß wir's innerhalb der nächsten acht Tage geschafft haben würden .... bis die Verzweiflung mich gänzlich erfüllt und mir jede Hoffnung geraubt hatte.

„Und nun merken Sie auf, Kapitän; genau heute vor sieben Wochen kriegte ich eine Observation, am Donnerstag den 25. Februar. Das Wetter war bis dahin bei nordöstlichem Sturm dick und trübe gewesen, so daß ich viele Tage lang keine Sonnenhöhe hatte nehmen können. Am Mittwoch aber ließ der Sturm nach, so daß wir das Großbramsegel setzen konnten; die Leute waren munter und vergnügt, denn wir wußten, daß wir die amerikanische Küste ganz in der Nähe haben mußten. Am Donnerstag also, gegen mittags, wurde der Wind flau, die Sonne kam durch, ich nahm meine Observation, und als ich das Besteck ausgerechnet hatte, schickte ich den Steuermann nach vorn und ließ den Leuten mitteilen, daß wir nur noch vierzehn Meilen von Kap Henry entfernt wären. Als ich gleich darauf selber an Deck kam, sah ich alle Mann vorn auf der Bark stehen und eifrig nach dem Lande ausschauen. Der Wind war fast ganz weg, gerade voraus aber, im Nordwesten, lag eine dicke Nebelbank; auch die Dünung kam aus westlicher Richtung und zwar lang und schwer. Ich war froh wie ein Kind an Deck gekommen, als ich aber die Nebelbank gewahr wurde, die sich erst dort gesetzt hatte, während ich unten mein Besteck ausrechnete, da war mir's, als müsse mir das Herz stillstehen. Die Leute riefen mir ein vergnügtes Hurra zu, aber es dauerte nicht lange, da kam der Steuermann zu mir heran und fragte mich, ob ich nicht auch meinte, daß das Wetter sich wieder ändern würde. Die Worte wollten ihm kaum aus der Kehle. ‚Um Gottes willen, reden Sie so was nicht!' sagte ich, denn ich hatte die Empfindung, als müßte das Unheil schon kommen, wenn man nur daran dachte, geschweige denn davon redete, so thöricht und schwachköpfig macht einen das Unglück. ‚Rufen Sie die Leute und lassen Sie die leichten Segel bergen.' Und während noch an den Geitauen geholt wurde, kam der Wind schon stoßweise daher. Ich ließ scharf anbrassen, die Bramsegel und dann auch das Großsegel wurden weggenommen, und kaum waren wir damit fertig, da konnten auch schon die oberen Marssegel nicht mehr stehen bleiben, so schnell setzte der Sturm wieder ein. Nun war's mit den Leuten vorbei. Sie wußten natürlich, wo das Land liegen mußte und daß dieser Sturm wieder gerade von dort her wehte; der letzte Funken Lebenslust wich ihnen aus dem Leibe, sie verrichteten ihre Arbeit fluchend, verdrossen und mechanisch und schleuderten das laufende Gut von den Nagelbänken mit so verbissener Wut an Deck nieder, als wollten sie die Planken zerschmettern.

„Und wie ich's gefürchtet hatte, so kam es. Das Wetter wurde schwerer und schwerer, es kam mit Schnee und Hagel und Regen und verschlug uns ohne Erbarmen wieder zurück in den offenen Ocean. Bald hatten wir kein trockenes Stück Zeug mehr, und die nasse Kälte, der wir Tag und Nacht ausgesetzt waren, drang uns bis in die Knochen. Und das war vor sieben Wochen, Kapitän, heute vor sieben Wochen! Allmächtiger Gott, stehe uns bei! Der bloße Gedanke daran schnürt mir die Kehle zu und treibt mir's wie Feuer in die Augen — aber ich habe keine Kraft mehr, um zu weinen.

„In der ersten Woche des März begann das, was wir alle längst gefürchtet hatten. An einem Sonntagmorgen kam der Koch zu mir in die Kajüte mit der Mitteilung, daß der Proviant so weit zu Ende sei, daß er bei den bisherigen Rationen kaum noch auf vier Tage reichen könne. Ich entgegnete kein Wort, ging hinunter und fand, daß der Mann recht hatte; ich fand aber noch mehr, nämlich, daß das Trinkwasser noch eher verbraucht sein mußte als der Proviant. Ich redete mit dem Steuermann und dann ließ ich die Leute zu mir aufs Achterdeck kommen; ich sagte ihnen, wie es mit dem Proviant und dem Trinkwasser stünde und kündigte ihnen an, daß wir uns von jetzt ab mit möglichst kleinen Rationen zu begnügen haben würden. Die Leute hörten mir ganz gleichgültig zu; es war, als ob die bisherigen bitteren Erfahrungen und Enttäuschungen, verbunden mit dem noch immer tobenden Sturm, ihnen die Urteilskraft genommen hätten, und als ob sie meinten, daß ihnen gar nichts Schlimmeres mehr widerfahren könne, als ihnen bisher schon zugestoßen. Möglich auch, daß sie sich in ihrer absoluten Hoffnungslosigkeit den Begriff ‚kleine Rationen' gar nicht mehr klar machen konnten. Sie ersehen hieraus, Kapitän, wie weit meine Mannschaft bereits herunter war, oder vielmehr, wie weit eine so über alle Maßen unglückliche Fahrt selbst die besten Seeleute herunterbringen kann, denn ich muß sagen, daß ich mit meinen Leuten wohl zufrieden sein konnte. Aber wenn Sie einen Menschen, der bereits am Galgen hängt, noch mit einem Messer bedrohen, so lacht er sie einfach aus — wenn er kann.

„Wir beschränkten also unsere Nahrung auf das Aeußerste, besonders das Trinkwasser. Am 31. März, vor neun Tagen, von heute an gerechnet, verteilte ich den letzten Tropfen Wasser. Während der Blechpott die Runde machte, flehte ich zu Gott dem Allmächtigen, daß er uns bald ein Schiff in den Weg führen, oder daß er etwas geschehen lassen möge, das unseren schrecklichen Leiden ein Ende bereitete. Sie haben meine Leute gesehen, Kapitän! — das namenlose Elend hat sie zu dem gemacht, was sie heute sind, aber schrecklicher und jammervoller noch als heute sahen sie damals aus, als ich ihnen den letzten Rest des Wassers bot, und als sie sich sagen mußten, daß nun kein einziger Tropfen mehr an Bord sei. Wie wenig wissen doch die Leute am Lande von dem, was auf See vorgeht! Vier weitere Tage verstrichen, und dann hatten wir auch nichts mehr zu essen. Ich weiß jetzt, was es heißt, Durst leiden! O mein Gott! Von allen Leiden ist der Durst das größte. Ringsumher das kühle, klare Wasser des Oceans, und doch keinen Tropfen zu trinken! Abends und nachts schlichen wir an der Schanzkleidung und am Deckhause hin und her, um die Taufeuchtigkeit abzulecken, die stellenweise niederschlug. Einmal sah ich einen der Matrosen auf dem Bauche an Deck liegen und das Wasser schlürfen, welches von außenbords hereingeschlagen war; er mochte wohl meinen, daß es durch das Herumwaschen auf dem stampfenden und rollenden Deck etwas von seiner salzigen Bitterkeit verloren haben würde. Derselbe Mann heulte und wimmerte nachher vor Elend und Schmerzen.

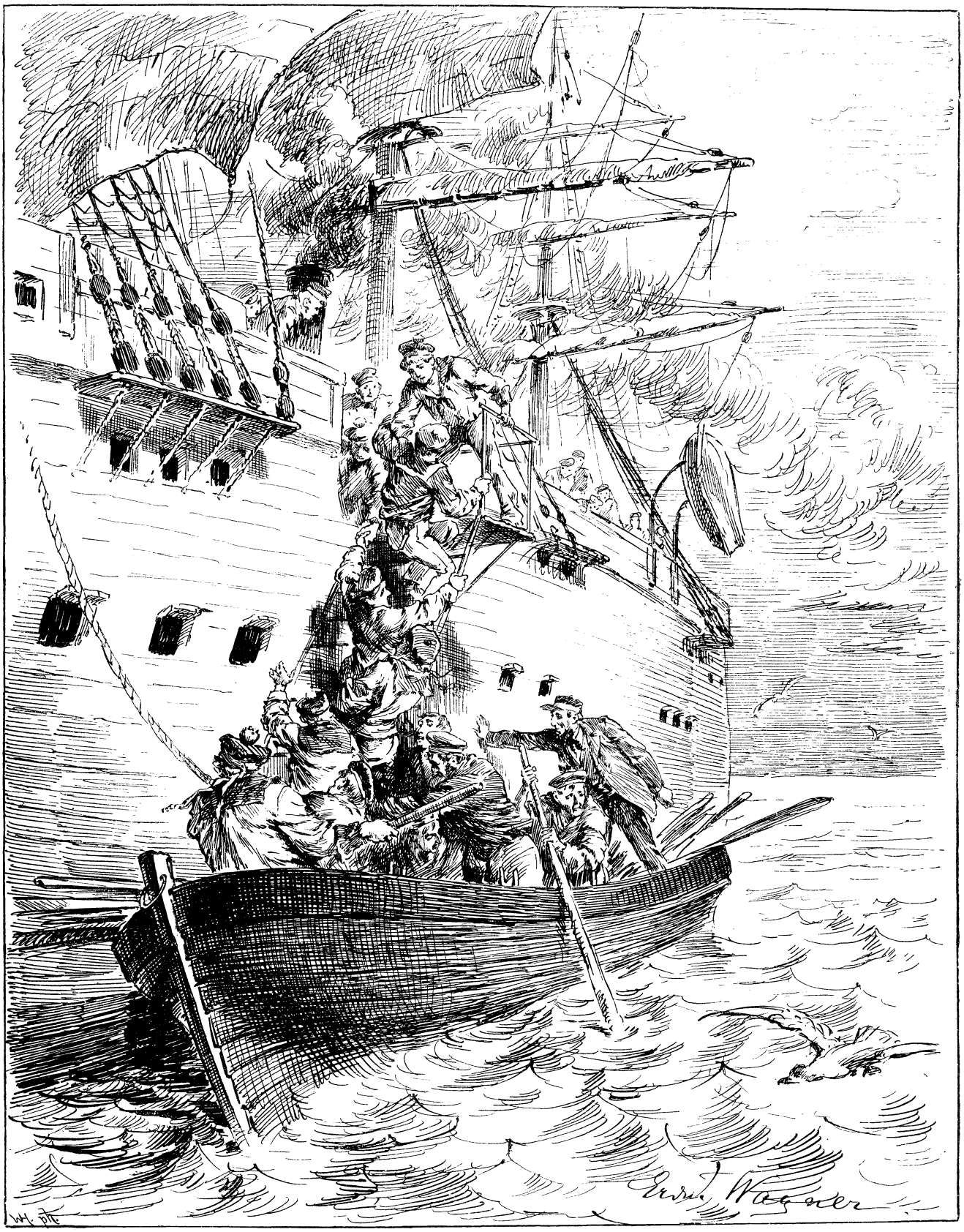
„Ich hatte einen Hund an Bord. Der Hund war mein Freund; ich besaß ihn schon viele Jahre und er kannte mich, wie nur ein Bruder den anderen kennen kann. Wenn die Qualen des Durstes mich fast wahnsinnig machten, dann beobachtete er mich mit seinen sanften, treuen Augen so mitleidig und kummervoll, als habe er selber nicht das Geringste zu leiden, und doch mußte auch er vor Hunger und Durst der Tollwut nahe gewesen sein. Am Tage, nachdem der Proviant zu Ende gegangen war, kamen die Leute zu mir und sagten, daß sie jetzt den Hund schlachten müßten. Sie könnten sich nicht mehr anders helfen. Ich bat und beschwor sie um Erbarmen für das arme Tier; nur diese eine Nacht noch sollten sie vergehen lassen, der nächste Morgen würde uns ganz gewiß ein Schiff bringen. Nein, sie müßten ihn schlachten, sagten sie. Einer der Leute trat dicht vor mich hin und öffnete seinen Mund, um mir zu zeigen, daß derselbe voll von Schaum war; er konnte nicht mehr sprechen, aber er wies wiederholt auf das Tier und dann auf seinen Mund. Mir wurde sterbenskrank ums Herz, ich verhüllte mein Gesicht und ging hinter das Deckhaus. Da schlachteten sie den Hund — doch genug davon, Kapitän. (S. 9.)

„Noch an demselben Tage kriegten wir zwei Schiffe in Sicht. Wir hißten die Notflagge an der Gaffel, aber sie segelten vorüber und kümmerten sich nicht um uns. Man stelle mir diese beiden Schiffer am jüngsten Tage vor dem Throne des ewigen Richters gegenüber, dann will ich's ihnen ins Gesicht sagen, daß sie uns gesehen, und daß sie gewußt haben, daß wir uns in Not befanden, und daß sie uns hätten retten können, wenn sie ein Herz für unglückliche Kameraden in der Brust gehabt! . . .

„Wir hatten noch etwas Oel für die Seitenlaternen und die Kompaßlampe; wir schnitten Stückchen Leder aus unseren Stiefeln, tauchten dieselben in das Oel und suchten sie dann zu zerkauen, eine Prozedur, die uns für den Augenblick ein wenig Linderung verschaffte, sonst aber ohne Nutzen blieb, da wir nicht mehr zu schlucken vermochten. Wir hatten die Empfindung, als ob uns die Kehle mit aller Gewalt zusammengeschnürt würde. Der Klang unserer Stimmen war schauerlich anzuhören. Ich erinnere mich, daß ich einmal einem der Leute etwas sagen wollte, daß aber der Ton, den ich aus der Kehle brachte, mich so erschreckte, daß ich mitten im Worte abbrach und unaufhaltbar zu weinen begann, zum erstenmal seit langen, langen Jahren.

„Gestern früh glaubte ich, daß einige von den Leuten wirklich wahnsinnig geworden wären. Alle Mann waren um mich herum auf dem Achterdeck; die Not hatte jeden Rangunterschied aufgehoben, wie es ja auch auf dem Kirchhof zu sein pflegt. Da hörte ich, wie einer der Matrosen den anderen den Rat gab, sich die Hälse abzuschneiden; er wolle gern den Anfang machen, wenn die übrigen ihm zu folgen versprächen. Drei oder vier der Leute hörten ihm so aufmerksam zu, als wären sie mit dem Vorschlage wohl einverstanden, den anderen aber schien durch seine Worte ein ganz neuer Gedanke zu kommen. ‚Nicht doch,' rief einer mit dem entsetzlichen, röchelnden Geschnarr in der Stimme, das uns allen eigen war, ‚wenn hier jemand freiwillig sterben will, so mag er für seine Schiffsmaaten sterben!' Ich wußte, was der Mensch meinte, und versuchte dawider zu reden, aber ich konnte meine Zunge nicht mehr rühren. ‚Laßt uns darum losen!' sagte ein dritter. Ich ballte die Faust, hob sie auf, als ob ich ihn schlagen wollte, und schüttelte heftig den Kopf, und dann fand ich auch noch Kraft für die Worte: ‚Besser ist's denn doch noch, wenn sich jeder selber das Leben nimmt!' Das schüchterte die Leute ein, so daß eine Zeitlang keiner mehr ein Wort redete; nach und nach aber sonderte sich einer und der andere ab, bis sich eine kleine Schar vorn bei der Kombüse zusammengefunden hatte; dort standen sie den ganzen Tag und lungerten herum und warfen Blicke um sich wie blutgierige Raubtiere, die vor Hunger toll zu werden drohen.

„So kam die Nacht. Ich lag in der Kajüte auf dem Fußboden, fest überzeugt, daß ich den Morgen nicht mehr überleben würde. Und dennoch trieb mich's unzähligemal wieder an Deck hinauf, um auszuschauen, ob sich nicht doch noch zuletzt ein rettendes Schiff zeigen würde. Mein Gehirn brannte im Fieber, so daß ich zeitweise wie abwesend war; trotzdem aber lag Sinn in meinen Phantasien. So dachte ich lange darüber nach, aus welchem Grunde ich mich denn eigentlich noch so eifrig an das Leben klammerte, das doch in Wahrheit nur ein klägliches und wertloses Ding sei, weil der Mangel an einem Schluck Wasser und an einem Stückchen Brot es sofort in eine Höllenqual verwandle. Dann stand ich im Traum vor einem tiefen, kühlen Brunnen, in dessen Grunde das herrlichste Wasser glitzerte; ich bückte mich hinab, um den Labetrunk mit der Hand zu schöpfen, aber mein Arm war zu kurz; ich reckte und streckte mich, bis ich endlich in der Todesangst des Verdurstens aufsprang und wieder an Deck lief, um von neuem nach der Hilfe zu



„Die Unglücklichen kletterten mühevoll empor . . ." (S. 9)

sehen, an die mein Herz nicht mehr zu glauben vermochte.

„Aber die Hilfe kam endlich doch. Gleich nach Tagesanbruch gewahrte ich achteraus am Horizont den Rauch eines Dampfers. Ich glaube, ich war der erste, der ihn sah. Ein Blick auf den Kompaß sagte mir, daß er in unserer Richtung steuere. Ich rief und winkte die Leute herbei, die wankend und stolpernd auf das Achterdeck kamen und hier, an die Regelung gedrängt, den Dampfer nicht mehr aus den Augen ließen. Höher und höher kam das Schiff über die Kimmung; wenn es seinen Kurs beibehielt, dann mußte es uns ganz unfehlbar ge-

wahr werden. Ob es sich dann aber auch unserer Not annehmen würde? Jetzt sahen wir seinen ganzen Rumpf und bald darauf bemerkten wir, daß es direkt auf uns abhielt. Unsere Freude bei diesem Anblick war so groß, daß sie fast alle bisherigen Leiden aufwog. Wir warteten und lugten und schauten uns fast die Augen aus, und das gottgesegnete Schiff kam näher und immer näher, und als wir meinten, daß man uns deutlich sehen könne, erhoben wir unsere Arme und winkten und winkten, und dann lief ich zur Kombüse und holte das Fell meines armen Hundes und schwenkte es, damit die Retter unsere gräßliche Not daran erkennen möchten. Als der Dampfer uns aufgelaufen war, sahen wir, daß er die Maschine stoppte, und nun brachten wir, zitternd vor Freude, das Boot zu Wasser."

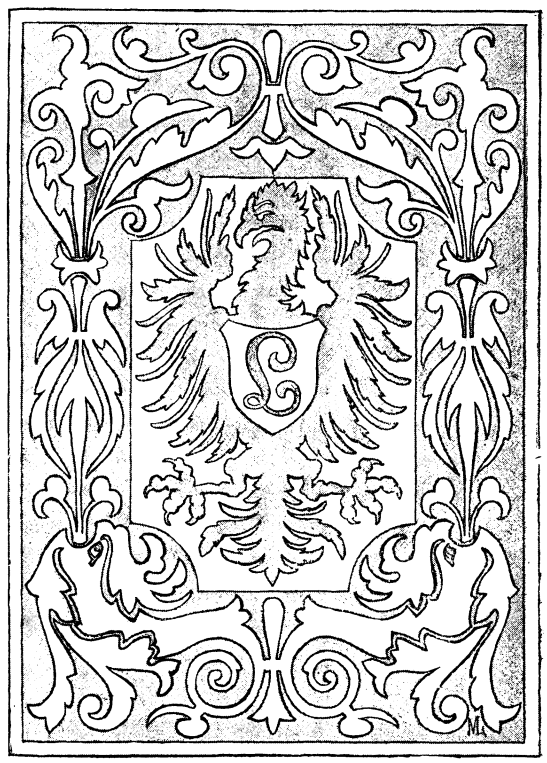
Damit endete Kapitän Lindström seine Mitteilungen. Während der Zeit hatte man auf Befehl des Kapitän Peters zwei von den Booten des Dampfers mit Wasser, Mehl, Brot, Fleisch, Bohnen, Erbsen und anderem Proviant beladen. Als alles bereit war, kamen die geretteten Seeleute wieder an Deck; ehe sie sich aber wieder in ihr Boot begaben, dankten sie noch einmal in der rührendsten Weise dem Führer und der Mannschaft des „Kolumbus", und einige weinten dabei wie die Kinder. In kurzer Entfernung von dem Dampfer gaben sie noch einmal ein schwaches Hurra, und das letzte, was Kapitän Peters und seine braven Leute von der Bark sahen, war, wie sie ihre Unter- und Marssegel setzte und dann mit einem leichten, günstigen Winde den Kurs auf Kap Henry richtete, nachdem sie noch dreimal die Flagge grüßend gedippt hatte.

Lederritzarbeit.

Gewiß gibt es viele unter euch, meine jungen Freunde, die sich gern mit der Laubsäge, mit Kleben und ähnlichen Arbeiten, die die Knaben treiben, beschäftigen. Da ihr nun wohl die Freude am eigenen Schaffen schon kennt, wird es euch lieb sein, noch andere Arbeiten kennen zu lernen, mit denen ihr eure Freistunden angenehm ausfüllen, mit denen ihr Geschenke für eure Angehörigen fertigen könnt, welche einen hohen Wert dadurch erhalten, daß sie eurem eigenen Fleiß und eurer Geschicklichkeit zu verdanken sind. Fördert ihr anfangs auch vielleicht nicht gerade Kunstwerke zu Tage, so laßt euch deswegen die Mühe nicht verdrießen; die Sicherheit der Hand kommt erst durch Uebung und mit der Uebung auch das bessere Verständnis für die Schönheit eines Dinges. Bei allen diesen Arbeiten wird es euch von großem Wert sein, wenn ihr euch den Zeichenunterricht zu nutze gemacht habt, denn wenn ihr auch Muster und Vorlagen erhaltet, so wird man an der Verarbeitung derselben doch leicht erkennen, ob die Hand des Zeichners kundig war, und wieviel größere Freude würdet ihr noch an der Ausführung haben, wenn auch der Entwurf dafür der eigenen Erfindungsgabe entsprang.

Heute gebe ich euch eine Vorlage für Lederritzarbeit, die auf Saffian (gefärbtem Ziegenleder) auszuführen ist. Das Muster wird in das Leder eingeritzt und tritt dadurch heller hervor, daß ihr das oberste Häutchen loslöst und herunterzieht. Da die Farbe das Leder nicht vollständig durchdrungen hat, wird auch die tiefere Lage, die ihr frei gelegt habt, weniger farbig erscheinen. Zum ersten Versuch ist irgend ein einfaches schmales Randmuster zu nehmen. das, weiter fortgeführt, für Serviettenringe, Serviettenhalter, Gürtel und dergl. benutzt werden kann. Saffian in verschiedenen Farben, wie Grün, Braun, Rot, Gelb u. s. w. ist wohl in jeder Lederhandlung zu haben, außerdem ist dazu Pauspapier — Pergamentpauspapier ist das beste — und ein kleines Messerchen mit feiner und scharfer Spitze notwendig. Zuerst wird das Muster durchgezeichnet, dann das Leder mit Reißnägeln auf einem Reißbrett befestigt und mit einem in reines Wasser getauchten Schwamm angefeuchtet. Wenn man nun das Muster darüber befestigt und mit einem Pausestift — eine Strick- oder Häkelnadel, ein scharf zugespitzter Bleistift oder irgend ein spitziger Gegenstand leistet in Ermangelung jenes dieselben Dienste — nachzieht, so prägt es sich in scharfen Linien dem Leder ein. Die geraden Linien müssen, um vollständig korrekt zu werden, mit der Reißschiene oder dem Lineal gezogen werden. Mit dem Federmesserchen muß nun, indem ihr es durchaus senkrecht, ja nicht schräg haltet, die Zeichnung eingeritzt werden, d. h. das oberste Häutchen, ohne zu tief zu gehen, durchschnitten werden. Dabei verfährt man am besten, wenn man das für eine Musterfigur eingesetzte Messer nicht wieder daraus entfernt, sondern, wo es die Bewegung der Linie nötig macht, dieser folgend, das Leder allmählich mit der linken Hand wendet. Beim wiederholten Einsetzen des Messers trifft man oft nicht genau dieselbe Schnittlinie und macht diese dadurch faserig und splitterig. Nach dem Einschneiden des Musters wird das Leder abermals und diesmal so stark angefeuchtet, daß es vollständig durchweicht, damit sich die oberste Lederschicht leicht ablöst. Dazu faßt ihr das oberste Häutchen mit der Spitze des Messers und zieht es herunter. Es darf nicht zu tief gegriffen werden, damit die abgezogene Fläche nicht zu rauh erscheint und nicht etwa zu dünn und undauerhaft wird, auch muß man besondere Obacht geben, daß das durchweichte Leder sich bei der Arbeit nicht verzieht und immer eine glatte Fläche bildet. Ist die Lederarbeit fertig und wieder trocken, so kann sie noch dadurch verziert werden, daß man die Umrisse mit feiner Gold- oder Silberlinie umzieht. Dazu nehmt ihr am besten die Farbe in Muscheln und tragt sie mit feinem Pinsel auf.

Für das größere hier abgebildete Muster, welches für einen Buch- oder Albumdeckel bestimmt ist, wird eure Hand nach Ausführung kleinerer Arbeiten schon bald genügend geübt sein. Das Leder dazu muß für beide Deckel und den Rücken im Zusammenhange zugeschnitten und ringsum noch so viel zugegeben werden, daß der Buchbinder genügend zum Einschlagen hat. Vielleicht gibt es unter euch gar einige, die das Einbinden von Büchern selbst verstehen, die könnten dann freilich mit Stolz auf das alleinige Werk ihrer Hände blicken. Man findet es heutzutage häufig, daß Knaben zur Beschäftigung und zur Ausbildung ihrer Geschicklichkeit dergleichen Kunstfertigkeiten erlernen, und ihr wißt es wohl auch, daß dies eine uralte Sitte in unserem deutschen Kaiserhause ist, und daß ein Prinz desselben gerade das Buchbinderhandwerk mit Vorliebe betrieben hat. Ich selbst habe mir als Kind so manches Buch selbst eingebunden, das fiel freilich etwas eigentümlich aus, denn niemand hatte mich darin unterwiesen und ich versuchte, mir den Einband meiner Schulbücher zum Muster zu nehmen. Bei dieser Vorlage zum Buchdeckel ist, um mehr Ausdruck hinein zu bringen, beim Mittelteil



Buch- oder Albumdeckel (verkleinerter Maßstab).

im Leder der Grund, bei der Umrandung das Muster abzuziehen. Alle geraden Linien müssen durchaus korrekt sein und deshalb nach Schiene und Dreieck — die ihr ja wohl für die Zeichenstunde besitzt, gezogen werden; für Zeichnung der ausgebogten Ecken des Mittelteils ist der Zirkel anzuwenden, und zwar findet ihr den Punkt zum Einsetzen desselben da, wo die verlängerten senkrechten und wagerechten Linien sich treffen würden.

Wie man Stahlfedern sparen kann.

Ich weiß nicht, wie du es fertig bringst, daß du so wenig Stahlfedern brauchst," sagte eines Tages Eduard zu seinem älteren Schulkameraden Fritz. „Dies ist schon die zweite Feder, die ich in dieser Woche einstecke, und ich weiß nicht, ob ich bis zum Samstag damit auskommen werde. Es ist wahr, ich habe eine etwas schwerere Hand wie du, aber drei- bis viermal so viele Federn zu verbrauchen, das ist doch etwas stark!"

„Nie mehr als eine Feder wöchentlich brauche ich, und oft ist auch diese noch nicht einmal untauglich," erwiderte Fritz. „Das ist aber ganz einfach, ich schleife meine Federn."

„Du schleifst deine Federn?"

„Ja, aber im umgekehrten Sinne; ich stumpfe sie ab, wenn sie scharf geworden. Hast du ein Taschenmesser?"

Eduard reichte Fritz sein Messer.

„Nun auch deinen Federhalter, damit ich dir gleich die Schleiferei verdeutliche."

Damit öffnete Fritz das Messer, nahm es in die linke Hand und den Federhalter mit der Feder in die rechte.

Eduard folgte diesen Handgriffen kopfschüttelnd.

„Nun, begreifst du's noch nicht," sagte Fritz lachend. „Es ist die einfachste Sache der Welt. Freilich, das Ei des Kolumbus war auch eine einfache Sache, aber gerade die natürlichsten Dinge sind uns oft die größten Rätsel. Nun, ich will dich nicht weiter quälen. Es handelt sich lediglich um die Benutzung der Kerbe, mittels deren man die Klinge öffnet."

Damit setzte er die Spitze der Stahlfeder in die Kerbe und fuhr damit, den Federhalter lose haltend, zehn- bis zwölfmal in derselben hin und her, wendete dann den Halter nach der anderen Seite und wiederholte den Vorgang. Dann reichte er Fritz die Feder mit der Aufforderung, sie zu probieren.

Eduard ließ einen Ausruf des Erstaunens hören, als er einige Worte geschrieben. „Die Feder ist ja besser als eine neue," meinte er. „Nun werde ich aber so schnell keine Feder mehr wegwerfen; eine Woche muß ich auch damit auskommen, so gut wie du. Adieu, Fritz! Du hast doch nichts dagegen, daß ich meinen Vater mit deiner Erfindung bekannt mache?"

St. S.

Kleine Experimente.

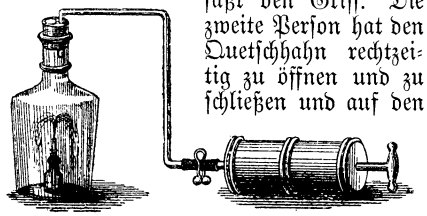
I.

Die selbstverfertigte Luftpumpe.

Ein Schüler, der sich durch Geweckheit und Findigkeit auszeichnet und sich für Naturwissenschaften sehr interessiert, Ernst S. in G., hat vor einigen Wochen eine Luftpumpe ersonnen und ausgeführt, wie sie einfacher kaum gedacht werden kann. Wir teilen ihre Einrichtung hier mit, indem wir bemerken, daß wir eine Sicherheitsvorrichtung hinzugefügt haben, die nicht weggelassen werden darf. Der Apparat wird folgendermaßen hergestellt.

Eine Flasche aus starkem Glase mit weitem Halse, z. B. eine Karaffe für Trinkwasser, wird mit einem zweimal durchbohrten, eng anliegenden Kautschukstöpsel verschlossen. Ueber die eine Durchbohrung wird ein kreisförmiges Pflaster aus dickem Leder gelegt, das auf der Unterseite mit wenig Hammeltalg eingerieben und dann fest auf den Stöpsel aufgedrückt ist. Durch die zweite Durchlöcherung des Gummistopfens geht eine knapp anschließende Röhre aus starkem Glase. Dieses Rohr ist dreimal rechtwinklig gebogen. Ueber das freie Ende der Glasröhre wird ein sich eng anpressendes, dickwandiges Stück Kautschukschlauch hinweggezogen. Derselbe umschließt auf der anderen Seite geschmeidig, aber doch streng genug die kurze engmündige Röhre einer mäßig großen Handspritze. Der Kolben in dieser letzteren muß selbstverständlich luftdicht an der inneren Wandung anliegen. Der Gummischlauch wird von einem Quetschhahne zusammengedrückt.

Es ist zweckmäßig, wenn zwei Personen zusammen den Apparat in Thätigkeit setzen. Die Spritze wird auf einen Tisch gelegt und mit der Linken festgehalten; die Rechte faßt den Griff. Die zweite Person hat den Quetschhahn rechtzeitig zu öffnen und zu schließen und auf den



Luftpumpe.

festen Stand der Flasche — des „Recipienten" — zu achten.

Beim Beginn muß der Stempel in der Spritze den tiefsten Stand haben. Der Hahn wird geöffnet, der Kolben nach der entgegengesetzten Seite gezogen. Die bekanntlich äußerst elastische Luft dehnt sich auf den ihr dargebotenen größeren Raum aus und wird dadurch in der Flasche verdünnt. Jetzt wird der Quetschhahn geschlossen, die feine Ansatzröhre der Spritze von dem Kautschukschlauche losgelöst, der Pumpencylinder frei vom übrigen Apparate in die Hand genommen und durch Hineinstoßen der Kolbenstange der Stempel in die erste ursprüngliche Lage gebracht. Dann verbindet man von neuem den Röhrenansatz der Spritze mit dem Kautschukschlauche und wiederholt den soeben zuerst beschriebenen Vorgang.

Gewöhnlich genügen schon einige Kolbenzüge, um die gewünschte Erscheinung hervorzurufen. So bei dem auf der Figur angedeuteten Versuche mit dem Heronsball. Ein kleines Fläschchen wird halb mit Wasser gefüllt, durch die Mündung führt ein Glasröhrchen, das beiderseits offen und oben in eine feine Spitze ausgezogen ist, bis fast auf den Boden. Ein dehnbares Stückchen Gummischlauch umschließt den Hals der kleinen Flasche und einen Teil der herausragenden Röhre. Wird nun die Luft im Recipienten verdünnt, so überwiegt die Spannkraft der im Fläschchen eingeschlossenen Luft und treibt das dazwischenliegende Wasser in feinem Strahle heraus.

Wird aus Versehen Luft durch die Spritze in die große Flasche hineingedrückt statt herausgesogen, so wirft sie das Lederpflaster auf dem einen Rohre des Kautschukstöpsels ab und entweicht dann in das Freie, während ohne diese Vorrichtung leicht Schaden angerichtet werden könnte, zumal bei schwachwandigen Flaschen, weshalb wir ausdrücklich starkes Glas empfohlen haben und vor dem mißbräuchlichen Hineinpressen der Luft besonders warnen. Es ist ja auch gerade die Luftverdünnung, welche eine Reihe interessanter Erscheinungen zeigt, die gewiß manchem unserer jungen Naturfreunde eine lehrreiche Unterhaltung gewähren werden. Vielleicht kommen wir später noch einmal darauf zurück, einige andere Versuche mit dieser Luftpumpe zu beschreiben, wie das Wiederaufkochen von heißem Wasser, das Glattwerden eines runzeligen Apfels und dergleichen mehr.

Sch.

Neue Briefmarken.

(1886.)

Unsere Leser werden in späteren Nummern des „Guten Kamerad" eine vollständige Anleitung erhalten, wie man Briefmarkensammlungen vernünftig anlegt und fortführt. Da aber sicher viele unserer jungen Freunde bereits eine solche Sammlung haben, so wollen wir ihnen heute zunächst schnell berichten, was das verflossene Jahr von Neuheiten brachte, von denen für den Sammler natürlich diejenigen am interessantesten sind, welche von Staaten verausgabt wurden, die bisher noch keinerlei Postwertzeichen hatten und zum großen Teil auch ganz unbekannt sind. Hierher gehören zunächst einige afrikanische Länder.

British Bechuanaland, das Gebiet der Bechuanen, wurde von England genommen und zur Kapkolonie gefügt; die Marken, Karten und Couverts sind die des Kaplandes mit dem Aufdruck: „British Bechuanaland". Es gibt Marken zu ½ Penny schwarz, 1 Penny rot, 2 Penny braun, 3 Penny rotbraun, 6 Penny lila; eine Karte zu 1 Penny braun und ein Couvert zu 4 Penny blau.

Der Congostaat dürfte etwas bekannter sein; er breitet sich im Gebiet des gleichnamigen Flusses aus, ist ein sogen. neutraler Staat und steht unter dem Schutz des Königs von Belgien, weshalb auch die Postwertzeichen sein Bildnis tragen. Die Marken haben den Wert von 5 Centimen grün, 10 Centimen karmin, 25 Centimen blau, 50 Centimen olivenbraun und 5 Franken violett; eine erste Karte zu 15 Centimen war braun, die jetzt kursierende gleichen Wertes ist blau.

British Bechuanaland.

Der jüngste aller existierenden Staaten dürfte vielleicht die Neue südafrikanische Republik sein; ähnlich wie das nun von England genommene Stellaland, wie die Oranjerepublik und die südafrikanische Republik (Transvaal), wurde auch dieser neueste Staat von holländischen Boeren (sprich Buren) gegründet, welche vor den andringenden Engländern nach hartnäckigen Kämpfen sich zurückzogen und sich eine neue Heimat suchten. Die Marken sind 1 Penny und 2 Penny violett auf gelblich.

Transvaal.

Im Osten setzte Chamba eine Reihe Postwertzeichen in Kurs, es ist dies ein Vasallenstaat des englisch-ostindischen Reiches, gehört zum Gouvernement Pandschab und liegt am Fuße des Himalaya. Die Postwertzeichen sind die von Ostindien, mit dem zweizeiligen Aufdruck: „Chamba State“, und zwar Marken zu ½ Anna grün, 1 Anna violettbraun, 2 Anna blau, 4 Anna olivengrün, ein Couvert ½ Anna grün und eine Karte ¼ Anna braun. Auch Dienstmarken gibt es, genau im Muster der Briefmarken, aber mit dem weiteren Aufdruck: „Service“.

Chamba.

Ein anderer britischer Vasallenstaat in Ostindien ist Holkar, welcher eine Marke mit dem Kopf des Landesfürsten zu ½ Anna lila verausgabt hat.

Gibraltar, die bekannte europäische Besitzung Englands, erhielt nun gleichfalls eigene Postwertzeichen, nämlich Marken von Bermuda, ein Streifband von Natal, ein Couvert von Barbados, eine Karte von St. Vincent und eine andere von Natal — alles mit dem Aufdruck „Gibraltar“. Eine bunte Zusammenstellung! Die Marken sind: ½ Penny grün, 1 Penny rosa, 2 Penny braunviolett, 2½ Penny blau, 4 Penny orange, 6 Penny violett, 1 Schilling bräunlich; das Streifband ist: ½ Penny braunrot, die Karten ½ Penny braunrot, 1 Penny karmin und das Couvert 2 Penny blau.

Holkar.

Dieses die kurze Zusammenstellung der neuen Staaten, welche 1886 Postwertzeichen verausgabten; auch Tonga, ein Inselreich in der Nähe von Neuseeland, soll sich in den letzten Wochen gleichfalls dazu entschlossen haben.

Gibraltar.

Die Civilisation breitet sich zwar langsam, aber unaufhaltsam über alle Völker aus, und ein nicht unwichtiges Zeichen des zunehmenden Einflusses derselben ist die Regelung des Postwesens und die Einführung der Postwertzeichen. H.

Fensterzierden
für den Winter.

Ein Tannen- oder Fichtenzapfen wird auf einer Ofen- oder Herdplatte so lange getrocknet, bis sich die Schuppen vollständig geöffnet haben. Hierauf mischt man gleiche Teile feinen Sand und Grassamen, feuchtet das Gemenge mit Wasser an, füllt hiermit alle Zwischenräume des Zapfens aus und hängt ihn in einem dunklen Raume mit der unteren Hälfte in ein Gefäß mit Wasser. In Zeit von acht Tagen wird der Zapfen an das Tageslicht gebracht, worauf der Samen rasch zu keimen beginnt. Nun hängt man denselben an einem Fenster wie eine Blumenampel auf und besprengt ihn täglich mit lauwarmem Wasser.

Eine große rote Rübe, an welcher sich noch die Blätterkrone befindet, wird oberhalb der Wurzel oder nahezu der Mitte quer durchschnitten und das obere Teil derart mit einem scharfen Messer ausgehöhlt, daß man in derselben eine Hyazinthenzwiebel samt leichter Moosumhüllung einbetten kann. Die letztere wird bei dem Einsetzen der Zwiebel angefeuchtet und immerwährend feucht gehalten, die Rübe aber, mit der Blätterkrone nach abwärts gerichtet, an einer Blumenampelschnur vorerst in einem kalten, späterhin in einem erwärmten Zimmer am Fenster aufgehängt. Da bei richtiger Behandlung auch die Blätterkrone der Rübe fortwächst, so gewährt diese originelle Zimmerzierde durch die lebhaften Kontraste einen sehr hübschen Anblick. K.

Vom Schwerpunkt.

Wie kann man ein Streichhölzchen auf einer Bleistiftspitze senkrecht stehen und dann darauf schwingen lassen? Die beifolgende Figur zeigt, wie dies leicht zu bewerkstelligen ist.

Das Wesentliche dabei ist, daß der Schwerpunkt der ganzen Vorrichtung unter den Unterstützungspunkt zu liegen kommt, und zwar gerade senkrecht darunter. Das Holz steht nur scheinbar, in Wirklichkeit hängt es. Man darf das Messer lebhaft pendeln lassen; das Hölzchen macht ziemlich große Schwingungen, ohne herunter zu fallen.

Die Knickung des Messers kann sehr verschieden sein. Als Unterstützung läßt sich auch eine Tischkante, eine Nadelspitze, ein straff gespannter Zwirnfaden u. dgl. wählen. Es mag auch eine andere Stellung des Hölzchens, eine schräge oder wagrechte, beliebt werden. Ja, man kann auf die Spitze des Streichhölzchens ein zweites stehen oder wagerecht schweben lassen. Es läßt sich auf diese Weise aus drei oder mehr Hölzchen eine luftige Brücke bauen. Diese macht beim Anstoßen schlängelnde Bewegungen.

Blücher als Marschall Rückwärts.

Als Blücher das letzte Mal in Rostock war, besuchte er fast täglich seinen alten Schulkameraden und Jugendfreund, den Kommissionsrat D.... Dieser besaß einen großen Kranich, der Hans hieß und auf dem Hofe frei herumlief. Der Kranich war gegen alle Hausbewohner fromm und zuthulich; desto boshafter aber gegen solche, die er nicht kannte, und besonders konnte er alte Leute nicht leiden. Eines Tages sah Blücher aus dem Fenster zu, wie die jungen Leute mit dem Kranich sich neckten, ihn verfolgten und sich jagen ließen, und das possierliche Benehmen des langbeinigen gravitätischen Tieres gefiel dem alten „Marschall Vorwärts“ so wohl, daß er plötzlich, aus der schönen langen Thonpfeife dampfend, mitten im Hofe stand. Goah weg, Blücher! schrieen die Jungen ihm zu: Goah weg, de Kranich is bissig. — Dumme Jungen! brummte Blücher, denkt jü, ick fürchte mir vor det Beest? Und damit that er einen grimmigen Zug aus seiner Pfeife, trat dicht vor den bei seinem Anblick schon die Federn sträubenden Hans hin und streckte ihm herausfordernd die noch dampfende Spitze seiner Pfeife entgegen. Hans guckte den alten Feldmarschall einen Augenblick von der Seite an, sperrte sodann seinen Schnabel auf, und knicks! war Blüchers schöne neue Thonpfeife zerbrochen. Infamiges Vieh! rief Blücher erbost und versetzte mit der flachen Hand dem Vogel einen derben Klaps. Doch dieser nahm das Ding krumm und schoß schreiend und mit den Flügeln schlagend so wütend auf den „Marschall Vorwärts“ los, daß dieser, der sich des plötzlichen Anfalls gar nicht versah, fast umgeworfen worden wäre. Die Knaben wollten den Vogel zurückreißen, aber der kannte sich selbst vor Wut nicht mehr, rannte zwei der Jungen über den Haufen und setzte seine Verfolgung Blüchers fort und „Marschall Vorwärts“ begann sich mit großer Eile rückwärts zu konzentrieren. Dreimal jagte ihn das wütende Tier um den Hofraum herum, wobei Blücher immerfort rief: Alle Donner, ein Messer, ein Messer! Endlich gelang es ihm, das Hofthor schnell zu öffnen, hindurch zu schlüpfen und es hinter sich zuzuschlagen. Aergerlich, aber doch selbst lachend, gab Blücher beim Abendessen seinem Freunde das Abenteuer zum besten, und nahm es durchaus nicht übel, daß dieser ihn gelegentlich mit seinem Besieger aufzog. Der Hans aber ist noch lange nach Blüchers Tode auf dem Hofe des Kommissionsrates herumstolziert.

Etwas über Zahnkünstler.

Die Kinnbackenkraft, welche die verschiedenartigen Wirbeltiere zu entwickeln vermögen, ist stets eine bedeutende; bei jenen aber, welche sich von lebendiger Beute ernähren und deren Freßwerkzeuge zugleich Angriffs- und Verteidigungswaffen sind, erreicht diese Kraft einen Höhengrad, der gar nicht im Verhältnis zu der Größe und dem Körpergewicht des betreffenden Tieres zu stehen scheint.

Bei den Versuchen, welche in der Sorbonne zu Paris von den Doktoren Regnard und Blanchard über die Kraft der Kiefern eines Krokodils angestellt worden sind, hat sich herausgestellt, daß ein Tier von 55 k Körpergewicht eine Beißkraft entwickeln kann, welche dem Drucke einer Last von 700 k entspricht. Dasselbe Experiment

ergab bei einem 20 k schweren Hunde einen Kinnbackendruck, der sich auf 165 k beziffern ließ.

Die großen Raubtiere des Katzengeschlechts, der Löwe und der Tiger, haben in ihren Gebissen eine Kraft von ungefähr 800 k. Der Gorilla, welcher reife Kokosnüsse so leicht wie ein Knabe eine dünnschalige Mandel aufbeißt, verfügt über einen Kieferndruck von 150 bis 200 k.

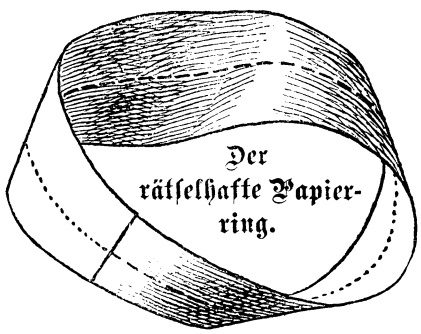
Auch das menschliche Gebiß ist einer großen Kraftentwickelung fähig. Ein erwachsener Mann kann mit seinen Kinnbacken leicht einen Druck von 20 bis 30 k ausüben; besonders kräftige Leute erreichen sogar einen Druck von 50, 60 und 70 k. Das Zerbrechen der bekanntlich sehr festen Aprikosensteine ist für die Zähne solcher Individuen eine Kleinigkeit.

Daß Gefangene sich dadurch zu befreien wußten, daß sie die starken Stricke, die sie fesselten, mit den Zähnen zernagten, ist wiederholt berichtet worden, und auch diese Leistungen setzen eine ungewöhnliche Kraftentwickelung voraus. Ein Akrobat vollführte ein ähnliches Stück wie folgt: er nahm die Mitte einer Leine von 4 cm im Durchmesser zwischen die Zähne und bedeckte sich sodann

Kopf und Gesicht mit seinem Taschentuche; wenige Sekunden später fiel die Leine, in zwei Stücke zerbissen, zu Boden.

Ein Schriftsteller weiß von einem sogenannten Herkules zu berichten, dessen „zahnkünstlerische" Kraftleistungen alles bisher auf diesem Gebiete Dagewesene übersteigen. Dieser Held der Jahrmärkte ist ein Mann von mittlerer Größe mit gut, aber keineswegs hervorragend entwickelter Muskulatur. Nachdem er zunächst seine Zuschauer durch das traditionelle Emporheben von Gewichten bis zu 20 k vermittelst der Zähne ergötzt hat, legt er eine leere, feste Tonne auf einen hohen Faßständer; er belastet dieselbe mit acht Eisenstücken von je 20 k Schwere, läßt hinter denselben einen erwachsenen Mann rittlings auf der Tonne Platz nehmen, faßt sodann den oberen Rand des Gefäßes, unmittelbar vor den Gewichten, mit den Zähnen und hebt auf diese Weise die ganze gewaltige Last empor, wobei der untere Tonnenrand an seinem Leibe einen Stützpunkt findet. Etwas nach hinten geneigt, steht er so ungefähr zehn Sekunden und läßt dann die Tonne wieder auf ihren Ständer nieder.

Eine größere Zumutung ist, wie wir glauben, noch nie an das menschliche Gebiß gestellt worden. M.



Man schneide einen geraden Papierstreifen, der etwa 3 cm breit und 20—30 cm lang sein mag, ziehe alsdann auf beiden Seiten den ganzen Streifen entlang eine gerade Mittellinie, und zwar soll zur besseren Unterscheidung die eine dieser Linien punktiert sein, die andere aus lauter kleinen Strichen bestehen. Nun klebt man die beiden Enden des Papierstreifens aneinander, jedoch die Seite mit der punktierten Linie gerade auf die mit der gestrichelten, so daß eine Faltung des Ringes entsteht.

Jetzt nehme man eine Schere zur Hand und schneide die ganze Mittellinie entlang.

Was entsteht? Erst muß geraten und dann erst geschnitten werden. Wieviel Ringe werden es? Wir wollen es nicht verraten, um dem Leser den Spaß nicht zu verderben. Man gebe dies Rätsel in kleineren Gesellschaften auf; es ist nicht so leicht zu erraten, als man glaubt.

Wenn man nun nach dem Durchschneiden von neuem Mittellinien zieht, z. B. über die Ecke eines Tisches hinweg, oder sogleich aus freier Hand immer die Mitte entlang wiederum schneidet, was wird dann? Man kann dasselbe Verfahren mehrmals wiederholen — wenn nur der Streifen breit genug ist — und wird eigentümliche Resultate erhalten.

Rätselhafte Inschrift.

Fragen und Antworten.

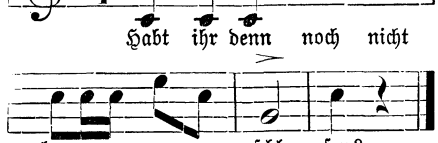
R. Fischer in G. In dem Streit mit Ihrem Freunde über das Pattstellen im Schachspiel haben Sie recht. Uebrigens werden wir in einer der nächsten Nummern eine eingehende Anleitung zu diesem Spiele, wie auch zu Dame, Domino u. a. geben.

L. M. in B. Du hast einen Handwerkskasten zu Weihnachten bekommen und weißt nicht, was damit anfangen. Da soll Rat geschafft werden. Wir wollen aus dir in einigen Monaten einen ganz perfekten Tischler machen. Ich kann dir übrigens heute schon verraten, daß demnächst im „Guten Kameraden" eine Preisaufgabe gestellt werden wird, deren Löser eine Hobelbank unter sich auslosen dürfen. Das wäre so was für dich?

Bernhard L. i. C. Du hast gehört, daß es einen sehr einfach anzufertigenden Springbrunnen gäbe, den man mit einem gewöhnlichen größeren Arzneiglas herstellen könne und möchtest nur wissen, was es damit für eine Bewandtnis hat? Jedenfalls meinst du den Heronsball, der auf die Weise hergestellt wird, daß man eine gewöhnliche, im besten dickbäuchige Flasche mit einem Kork versieht und durch dessen Durchbohrung ein Röhrchen von Glas führt, das unten bis nahe auf den Boden reicht, oben aber in eine feine Spitze ausgezogen ist. Füllst du nun das Glas zur Hälfte mit Wasser und bläst dann durch das Röhrchen so lange du vermagst Luft ein, so wird, sobald du den Mund von dem Röhrchen nimmst, das Wasser aus dem Röhrchen herausspritzen.

Kurt M. i. W. Du wohnst nahe an der Kaserne und möchtest gern die Bedeutung der Signale der Soldaten kennen? Dazu kann Rat werden, wir wollen einem Freund des Militärs deinen Wunsch vortragen. Hier hast du wenigstens eins für heute.

Reveille:



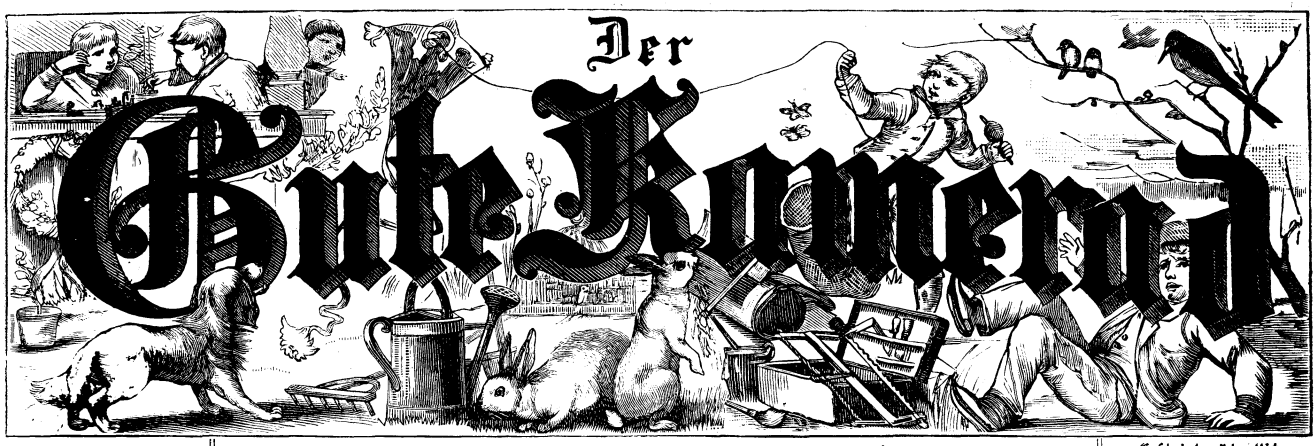
Ketten-Worträtsel.

Aus den nachstehenden einfachen Wörtern sind 11 Doppelwörter zu bilden, von welchen immer das letzte den Anfang des nächstfolgenden geben muß; das erste Wort links und jenes am Ende rechts sind sich gleich.

Bahn, Bogen, Eisen, Fang, Fenster, Fisch, Glas, Hof, See, Sturz, Thor.

Rebus.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.



№ 2. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Schild und Schwert.

Dem stärksten Schild des Vaters Lehren gleichen
Hab tausendmal sah ich sie Schutz gewähren,
Sah ich sie Finsternis in Licht verkehren,
Sah ich sie siechen Wandrern Heilung reichen.

Sie warnen dich, will dich der Feind beschleichen,
Und denkt der Sohn auch an der Mutter Lehren,
Wird reinres Licht sein irdisch Heim verklären
Und das Gemeine scheu vor ihm entweichen.

Schutzwaffen undurchdringlich trägt hienieden,
Wer festhält, was die Eltern ihn gelehrt,
Geschmückt, gesichert zieht er hin im Frieden.

Doch wer im Lebenskampf den Sieg begehrt,
Der muß sich, wie der junge Siegfried, schmieden
Mit eignen Händen zu dem Schild das Schwert.

Georg Ebers.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung)

Der lange Davy stieß einen leisen Pfiff zwischen den Zähnen hervor und ließ seinen Blick nachdenklich rundum schweifen.

„Fatal, höchst fatal!“ brummte er. „Der Kerl kommt also von Indianern und geht zu Indianern. Wir befinden uns also zwischen ihnen und wissen nicht, wo sie stecken. Also können wir sehr leicht auf die eine Horde stoßen und unsere Skalps zum Jahrmarkt tragen.“

„Das müssen wir freilich befürchten. Es gibt aber doch ein sehr leichtes Mittel, uns Gewißheit zu verschaffen.“

„Du meinst, indem wir dieser Fährte folgen?“

„Ja.“

„Richtig! Dann wissen wir, daß sie sich vor uns befinden, und sie haben keine Ahnung von uns; wir befinden uns also im Vorteile. Es ist also meine Meinung, daß wir dem Indsman nachreiten, zumal seine Fährte gar nicht bedeutend von unserer bisherigen Richtung abweicht. Aber neugierig bin ich doch, zu welchem Stamme er gehören mag.“

„Ich ebenso. Erraten läßt es sich nicht. Da oben im nördlichen Montana gibt es die Schwarzfuß-, Pigan- und Blutindianer. Die kommen nicht herüber. Am Knie des

. . . innerhalb welcher neun wild aussehende Männer teils standen, teils im Grase lagen. In ihrer Mitte lag ein junger Indianer.“

Missouri lagern die Riccavees, welche ebensowenig hier etwas zu suchen haben. Die Sioux? Hm! Hast du etwa gehört, daß sie in neuerer Zeit den Tomahawk des Krieges ausgegraben haben?"

„Nein."

„So wollen wir uns jetzt den Kopf nicht zerbrechen; aber vorsichtig müssen wir sein. Hinter uns haben wir den Nord-Platte, wie du von unserm letzten Streifzug dich erinnern wirst. Wir befinden uns jetzt in einer Gegend, welche uns sehr gut bekannt ist, und wenn wir nicht gradezu Dummheiten machen, so kann uns nichts geschehen. Komm!"

Sie stiegen wieder auf und folgten der Fährte, diese genau im Auge behaltend und dabei doch auch scharf nach vorn und den Seiten ausschauend, um ja irgend etwas Feindseliges sofort zu bemerken.

Es verging wohl eine Stunde, und die Sonne sank immer tiefer. Der Wind erhob sich immer mehr, und die Hitze des Tages ließ schnell nach. Bald bemerkten sie, daß der Indianer nur noch im Schritt geritten war. An einer unebenen Stelle schien sein Pferd vor Uebermüdung gestolpert und in die Kniee gesunken zu sein. Jemmy stieg sofort ab und untersuchte die Stelle.

„Ja, es ist ein Indsman," sagte er. „Er ist abgesprungen. Sein Mokassin ist mit Stachelschweinsborsten verziert gewesen. Hier liegt eine abgebrochene Spitze davon. Und hier — ah, der Kerl muß noch sehr jung sein."

„Warum?" fragte der Lange, welcher auf seinem Tiere sitzen geblieben war.

„Die Stelle ist sandig, und sein Fuß hat sich ganz genau abgezeichnet. Wenn ich nicht annehmen soll, daß es eine Squaw gewesen ist, so — — —"

„Unsinn! Eine Frau kommt nicht allein hierher."

„So ist er ein junger Mensch, wahrscheinlich höchstens achtzehn Jahre alt."

„So, so! Das klingt gefährlich. Es gibt Stämme, bei denen grade diese jungen Kerls als Kundschafter benutzt werden. Sehen wir uns also vor!"

Sie ritten wieder weiter. Während sie bisher durch die richtige Blumenprairie gekommen waren, tauchte jetzt hier und da ein Gebüsch auf, erst vereinzelt, dann in zusammenstehenden Gruppen. In der Ferne schien es Bäume zu geben.

Dann kamen sie an eine Stelle, an welcher der Reiter für kurze Zeit abgestiegen war, um seinem Pferde eine freilich nur kurze Ruhe zu gönnen; dann war er zu Fuße weitergeschritten, das Tier am Zügel führend.

Die vorliegenden Büsche hemmten jetzt zuweilen die Aussicht so, daß Vorsicht doppelt nötig wurde. Davy ritt voran, und Jemmy folgte. Auf einmal sagte der letztere:

„Du, Langer, es ist ein Rappen gewesen."

„So! Woher weißt du das?"

„Hier am Busch hing ein Schwanzhaar, welches ihm ausgerissen worden ist."

„So wissen wir schon wieder etwas mehr; aber sprich nicht so laut! Hier können wir in jedem Augenblick auf Leute stoßen, die wir erst sehen, wenn sie uns bereits erschossen haben."

„Das fürchte ich nicht. Ich kann mich da auf mein Pferd verlassen; es schnaubt, sobald es einen Feind wittert. Also nur immer getrost weiter!"

Der lange Davy folgte wohl dieser Aufforderung, blieb aber im nächsten Augenblick bereits halten.

„Alle Teufel!" sagte er. „Da ist etwas vorgegangen!"

Der Dicke trieb sein Pferd an und gelangte nach wenigen Schritten durch die Büsche auf einen freien Platz. Vor ihnen erhob sich einer jener kegelförmigen Felsen, deren es in dieser Prairie so viele gibt. Die Fährte führte bis zu demselben hin, hart an ihm vorüber und sprang sodann in einem scharfen Winkel nach rechts ab. Das sahen die beiden sehr deutlich, aber sie sahen noch etwas; nämlich von der anderen Seite des Felsens her zogen sich deutliche Spuren zu der genannten Fährte hinüber, um sich mit derselben zu vereinigen.

„Was meinst du dazu?" fragte der Lange.

„Daß da hinter diesem Felsen Menschen lagerten, die den Indsman verfolgten, als sie ihn erblickten."

„Vielleicht sind sie bereits wieder dort!"

„Oder es sind welche zurückgeblieben. Bleib hier hinter den Büschen! Ich will einmal meine Nase um die Ecke stecken."

„Stecke sie nur nicht etwa in einen geladenen Flintenlauf, welcher im Losgehen ist!"

„Nein, denn dazu wäre die deinige geeigneter."

Er stieg ab und gab dem Langen die Zügel seines Kleppers zu halten, dann rannte er in vollem Laufe auf den Felsen zu.

„Schlauer Fuchs!" brummte Davy befriedigt vor sich hin — „hier würde das Anschleichen zu viel Zeit erfordern. Man sollte gar nicht glauben, daß der Dicke so springen kann!"

An der Rückseite des Felsens angekommen, schlich sich der Kleine langsam und vorsichtig nach vorn und verschwand hinter einer vorspringenden Kante. Bald jedoch erschien er wieder und gab dem Langen einen Wink, indem er mit dem Arme einen Bogen beschrieb. Davy verstand genau, daß er nicht direkt nach dem Felsen reiten solle, und ritt also zwischen den Büschen hindurch einen Bogen, bis er auf die neue Fährte traf und auf derselbigen zu Jemmy an den Felsen gelangte.

„Was sagst du dazu?" fragte der Kleine, indem er auf den Platz zeigte, der vor ihnen lag.

Es hatte sich hier ein Lager befunden. Einige eiserne Kessel lagen noch am Boden, mehrere Hacken und Schaufeln, eine Kaffeemühle, ein Mörser, verschiedene kleine und größere Pakete — eine Spur eines Lagerfeuers aber war nicht zu sehen.

„Na," antwortete der Gefragte kopfschüttelnd. „Diejenigen, welche sich hier so häuslich niedergelassen hatten, mögen sehr unvorsichtige Leute oder noch ganz grün im Westen sein. Hier sieht man die Spuren von wenigstens fünfzehn Pferden, aber kein einziges ist angepflockt oder auch nur angehobbelt gewesen. Wie es scheint, waren mehrere Packtiere darunter. Auch diese sind fort. Wohin? Das ist eine ganz heillose Wirtschaft! Man sollte diesen Leuten einen tüchtigen Stock auf den Rücken geben!"

„Ja, das haben sie eigentlich verdient. So wenig Erfahrung, und machen sich nach dem fernen Westen herbei! Es kann freilich nicht ein jeder auf dem Gymnasium gewesen sein — — —"

„Wie du!" fiel der Lange schnell ein.

„Ja, wie ich; aber ein wenig Mutterwitz und Ueberlegung sollte doch ein jeder besitzen. Der Indianer ist ganz ahnungslos hier um die Ecke gekommen und hat, sobald er sie erblickte, es vorgezogen, schnell davonzureiten anstatt umzukehren; da ist ihm die ganze Rotte nach."

„Ob sie ihn feindlich behandeln werden?"

„Natürlich, sonst hätten sie ihn doch nicht verfolgt. Und für uns kann dies verhängnisvoll werden. Den Roten ist es ganz gleich, ob ihre Rache den wirklich Schuldigen oder einen anderen trifft."

„So müssen wir schleunigst nach, um Unheil zu verhüten."

„Ja; weit werden wir da nicht zu reiten haben, denn weit ist der Indsman mit seinem abgematteten Pferde doch nicht gekommen."

Sie stiegen wieder auf und folgten im Galopp der Fährte, von welcher nach rechts und links einige Hufspuren abführten, jedenfalls von den durchgegangenen Packpferden herrührend. Trotz ihrer gegenteiligen Ansicht mußten sie eine bedeutende Strecke durch coupiertes Terrain reiten, bis endlich Jemmy, welcher voranritt, sein Pferd plötzlich anhielt. Er hatte laute Stimmen gehört und lenkte rasch zur Seite in ein Gesträuch hinein, wohin Davy ihm folgte. Beide horchten. Sie hörten verschiedene Stimmen durcheinander sprechen.

„Das sind sie jedenfalls," meinte der Kleine. „Die Stimmen kommen nicht näher; sie scheinen sich also noch nicht auf dem Rückwege zu befinden. Wollen wir sie belauschen, Davy?"

„Ganz natürlich. Die Pferde hobbeln wir einstweilen an."

„Nein; das könnte uns verraten, falls wir ungesehen bleiben wollen. Wir müssen sie festbinden, daß sie nicht weiter fortkönnen, als wir es erlauben."

„Anhobbeln" ist ein Trapperausdruck und heißt, den Pferden die Vorderbeine so zusammenbinden, daß sie nur kleine Schritte machen können. Das thut man nur, wenn man sich in Sicherheit weiß, sonst aber werden die Tiere an Bäume festgebunden oder an kurze Pfähle, die man in die Erde schlägt. Gewöhnlich führen die Jäger zu diesem Zwecke spitze Pflöcke in der holzarmen Prairie mit sich.

Also die beiden Unzertrennlichen banden ihre Tiere an den Sträuchern fest und schlichen sich dann nach der Richtung hin, aus welcher die Stimmen zu hören waren.

Sie kamen bald an ein kleines Flüßchen oder vielmehr an einen Bach, welcher jetzt nicht viel Wasser hatte, dessen hohe Ufer aber zeigten, daß er im Frühjahr eine ganz ansehnliche Wassermenge mit sich führe. Er machte hier eine Krümmung, innerhalb welcher neun wild aussehende Männer teils standen teils im Grase lagen. In ihrer Mitte lag ein junger Indianer, welcher an Händen und Füßen so gefesselt war, daß er kein Glied zu rühren vermochte. Jenseit des Wassers aber, unterhalb des hohen Ufers, welches es nicht mehr zu erklimmen vermocht hatte, lag das Pferd des Roten mit schlagenden Flanken und laut schnaubend. Die Pferde der anderen standen bei ihren Herren.

Diese letzteren machten sämtlich keinen guten Eindruck. Ein echter Westmann sagte sich bei ihrem Anblicke sofort, daß er eine Probe jenes unbotmäßigen Gesindels vor sich habe, über welches im fernen Westen nur Richter Lynch die Oberhand behält.

Jemmy und Davy kauerten hinter einem Busch und betrachteten die Scene. Die Männer flüsterten leise miteinander. Sie schienen über das Schicksal des Gefangenen zu beraten.

„Wie gefallen sie dir?" fragte der Dicke leise.

„Ganz so wie dir, nämlich gar nicht."

„Ohrfeigengesichter. Der arme, rote Junge kann mir leid thun. Zu welchem Stamme zählst du ihn?"

„Darüber bin ich noch nicht klar. Er ist nicht bemalt und trägt auch sonst kein Abzeichen einer Nation. So viel aber ist sicher, daß er sich nicht auf dem Kriegspfade befunden hat. Wollen wir ihn in unseren Schutz nehmen?"

„Das versteht sich ganz von selbst, denn ich glaube nicht, daß er ihnen Veranlassung zu ihrem feindseligen Verhalten gegeben hat. Komm, wir wollen einige Worte mit ihnen reden!"

„Und wenn sie nicht auf uns hören?"

„So haben wir die Wahl, mit Gewalt oder auch mit List unseren Willen durchzusetzen. Ich fürchte diese Kerls nicht; aber eine Kugel trifft auch dann, wenn sie von einem feigen Schurken abgeschossen wird. Wir wollen ihnen gar nicht wissen lassen, daß wir beritten sind, und besser ist's auch, wir kommen von der anderen Seite des Wassers, damit sie nicht merken, daß wir bereits ihr Lager gesehen haben."

Sie nahmen ihre Gewehre zu sich und schlichen sich an den Bach, aber in solcher Entfernung von den Leuten, daß sie von diesen noch nicht gesehen werden konnten. Da stiegen sie das diesseitige Ufer hinab, sprangen über das schmale Wasser und stiegen jenseits wieder hinauf. Nun schlugen sie einen kurzen Bogen und erreichten den Bach gerade an der Stelle, an welcher die Gesuchten sich am anderen Ufer befanden. Dort thaten sie ganz so, als ob sie über die Anwesenheit von Menschen ganz erstaunt seien.

„Holla!" rief der dicke Jemmy. „Was ist denn das? Ich hab' gemeint, wir befinden uns ganz allein hier auf dieser gesegneten Prairie, und da treffen wir ein ganzes Meeting beisammen. Hoffentlich ist es erlaubt, teilzunehmen."

Diejenigen, welche im Grase gelegen hatten, erhoben sich, und alle richteten ihre Augen auf die beiden Ankömmlinge. Sie mochten im ersten Augenblicke nicht sehr angenehm über die Ankunft derselben überrascht sein; aber als sie die Gestalten und Anzüge der beiden bemerkten, erhoben sie alle ein schallendes Gelächter.

„Thunder-storm!" antwortete einer, welcher ein ganzes Arsenal von Waffen an seinem Leibe trug. „Was geht hier los? Haltet ihr mitten im Hochsommer hier Fastnacht und Maskenspiel?"

„Ay!" nickte der Lange. „Es fehlen uns noch einige Narren dazu, darum kommen wir zu euch."

„Da kommt ihr freilich an die unrechte Adresse."

„Das glaube ich nicht."

Bei diesen Worten machte er mit seinen ewiglangen Beinen einen einzigen Schritt über das Wasser herüber, einen zweiten das Ufer herauf und stand nun vor dem Sprecher. Der Dicke that zwei Sprünge, nach denen er neben ihm stand, und sagte:

„So, da sind wir. Good day, Mesch'schurs. Habt ihr nicht irgend einen guten Schluck zu trinken?"

„Da ist Wasser!" lautete die Antwort des Sprechers, welcher auf das Wasser des Baches deutete.

„Fie! Meint Ihr, daß ich Lust habe, mich inwendig naß zu machen? Das fällt meines Großvaters Enkel nicht ein! Wenn ihr nichts Besseres bei euch habt, so mögt ihr ruhig nach Hause gehen, denn da ist diese gute Prairie kein passender Ort für euch!"

„Ihr scheint die Prairie für ein Frühstückslokal zu halten?"

„Freilich! Die Braten laufen einem ja vor der Nase herum. Man braucht sie nur an das Feuer zu bringen."

„Und Euch scheint das sehr zu bekommen!"

„Will's meinen!" lachte Jemmy, indem er sich behaglich über den Bauch strich.

„Und was Ihr zu viel habt, das fehlt da Eurem Kameraden."

„Weil er nur halbe Rationen bekommt. Ich darf nicht zugeben, daß seine Schönheit verdorben wird, denn ich habe ihn als Scheuche mitgenommen, damit mir kein Bär oder Indsman zu nahe kommt. Aber, mit Eurer Erlaubnis, Master — was führt euch denn eigentlich an dieses hübsche Wasser hier?"

„Niemand hat uns hergeführt. Wir haben den Weg selbst gefunden."

Seine Gefährten lachten über diese Antwort, welche sie für eine sehr geistreiche Abfertigung hielten. Der dicke Jemmy aber meinte ganz ernsthaft:

„So? Wirklich? Das hätte ich Euch nicht zugetraut, denn Eure Physiognomie läßt gar nicht vermuten, daß Ihr imstande seid, irgend einen Weg ohne Hilfe zu finden."

„Und die Eurige läßt vermuten, daß Ihr den Weg nicht sehen würdet, selbst wenn man Euch mit der Nase darauf legte. Seit wann seid Ihr denn eigentlich aus der Schule?"

„Ich bin noch gar nicht hineingekommen, weil ich das richtige Maß noch nicht habe, doch hoffe ich, von Euch so viel zu profitieren, daß ich wenigstens das Einmaleins des Westens leidlich auffagen kann. Wollt Ihr mein Schoolmaster sein?"

„Habe keine Zeit dazu. Habe überhaupt Notwendigeres zu thun als anderen die Dummheit auszuklopfen."

„So! Was sind denn das für notwendige Dinge?"

Er sah sich um, that, als ob er erst jetzt den Indianer erblicke und fuhr dann fort:

„Behold! Ein Gefangener, und noch dazu gar ein roter!"

Er fuhr zurück, als ob er über den Anblick des Roten erschrocken sei. Die Männer lachten, und derjenige, welcher bisher gesprochen hatte und ihr Anführer zu sein schien, sagte:

„Fallt nicht in irgend eine Ohnmacht, Sir. Wer noch keinen solchen Kerl gesehen hat, der kann leicht einen gefährlichen Schreck davontragen. Man kann sich nur langsam an den Anblick gewöhnen. Ich vermute, daß Euch noch gar kein Indsman begegnet ist?"

„Einige zahme habe ich wohl gesehen; aber dieser hier scheint wild zu sein."

„Ja, kommt ihm ja nicht zu nahe!"

„Ist's so schlimm? Er ist ja gefesselt!"

(Fortsetzung folgt.)

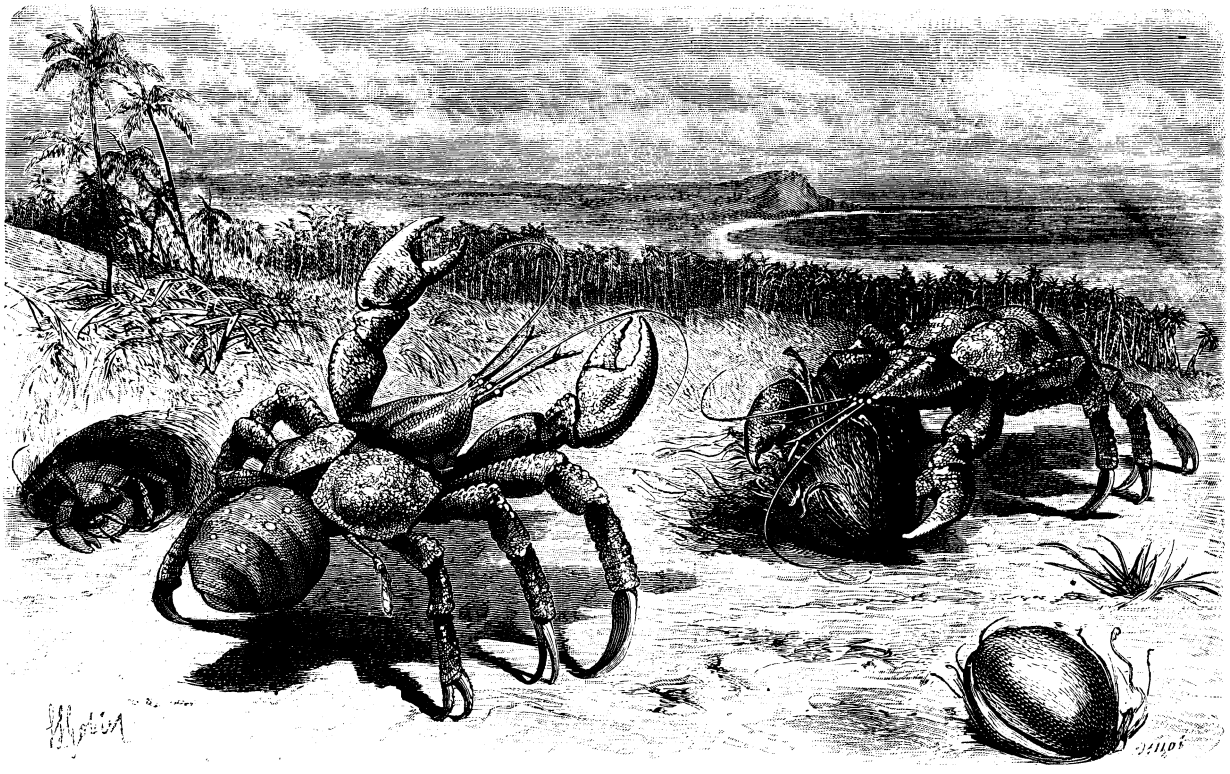
Der Palmendieb (Birgus latro).

Es gibt Krebse — und es sind dies die unbeholfensten, trägsten der ganzen Ordnung — die nicht imstande sind, zu schwimmen, die den Wasseraufenthalt mit dem am Lande vertauscht haben und die nur zeitweise das Wasser aufsuchen, weil sie ja doch ihre Kiemen befeuchten müssen. Diese Krebsformen bilden die Familie der Einsiedlerkrebse — Baguridae benennen sie die wissenschaftlichen Forscher — und sind ihrem ganzen Gehaben nach, ihrer sonderlichen Lebensweise und nicht minder ihres Aeußeren wegen recht merkwürdige Tiere. Wir wollen ein anderes Mal von ihnen eingehender berichten und hier nur ihrer Gewohnheit gedenken, den ganz unsymmetrischen weichen Hinterleib in einer leeren Schneckenschale zu bergen und mit diesem entlehnten Wohnhause, das sie nur in der äußersten Not im Stiche lassen, herumzukriechen.

Von dieser ungewöhnlichen Weise, sich zu schützen, machen die Kokoskrebse (Birgus), auch eine Gattung der Einsiedlerkrebse, eine Ausnahme. Bei ihnen ist der Hinterleib hartschalig, und können sie daher des Schutzes einer Schneckenschale entbehren. In Höhlen verborgen, leben sie fast ausschließlich am Lande und suchen nur zur Nachtzeit auf kurze Zeit das Meer auf. Wenn es dir, junger Leser, unfaßlich erscheinen sollte, wie so denn mit Kiemen ausgestattete, von der Natur also für die Wasseratmung bestimmte Wesen fast immer am Lande zu leben vermögen, so wird dir dies minder wunderlich erscheinen, wenn du dir die Atmungsorgane eines solchen Krebses näher betrachtest und den ganzen oberen Raum

der weiten Kiemenhöhle an der inneren Wand mit zahlreichen verästelten, von einem dichten Gefäßnetz durchzogenen Büscheln besetzt und innen mit Luft gefüllt siehst, sich also eine wirkliche Lunge vorfindet, während die Kiemen sehr klein sind. Doch, wie schon erwähnt, suchen sie immerhin zeitweilig das Wasser auf, und auch die Jungen kommen an der Küste im Wasser zur Welt und verbleiben hier einige Zeit.

Von den Scheren der Füße sind die des vorderen Fußpaares besonders stark und schwer. Diese kommen den Tieren bei der Bewältigung der Kokosnüsse sehr zu statten. Wer eine starke, noch mit der äußeren Haut be-



Der Palmendieb (Birgus latro).

deckte Kokosnuß zur Hand nimmt, hält es nicht für möglich, daß ein Krebs in deren Inneres einzudringen vermöchte, und doch scheinen gerade die Kokosnüsse einen Hauptteil ihrer Nahrung auszumachen. Vorerst entfernen sie, bei dem Ende der Nuß beginnend, unter welchem sich die drei Keimlöcher befinden, Faser für Faser die äußere Haut. Dann hämmert der Krebs mit seinen schweren Klauen auf eines der Keimlöcher so lange, bis eine Oeffnung entsteht, worauf er durch diese mit Hilfe der schmalen hinteren Scheren stückweise den weißen Inhalt der Kokosnuß hervorholt. Die Fasern schleppen sie auch in ihre Erdhöhlen und polstern diese damit aus.

Man sagt dem Palmendiebe auch nach, daß er die Palmen erklettere, um die Kokosnüsse herabzuholen. Diese bei der geringen Mobilität unserer Krebse im vorhinein unglaubwürdige Angabe hat sich auch wirklich als unrichtig erwiesen.

Die Kokoskrebse werden gegessen (in Amboina förmlich aufgefüttert). Die Malayen suchen auch ihre Erdhöhlen auf, um die dort aufgespeicherten Kokosnußfasern zu Tauen zu verarbeiten.

Dr. Knauer.

Auf Meeresgrund.

Bei meiner jüngsten Anwesenheit in Wilhelmshaven hatte ich Gelegenheit, mich wiederholt mit einem der Taucher zu unterhalten, die daselbst der kaiserlichen Marine zur Verfügung stehen. Herr Heinrich Cords ist ein Mann von ungefähr 45 Jahren, eine anerkannte Autorität in seinem Beruf und, da er früher selber Eigentümer und Kapitän eines Schiffes war, auf dem Grunde des Oceans ebenso zu Hause wie auf dessen Oberfläche.

Ich muß gestehen, daß das Wesen der Taucherei von jeher das allerfesselndste Interesse für mich gehabt hat. Ich sehe da zum Beispiel ein großes, stolzes Schiff vorübersegeln; seine weiße Leinwand türmt sich bis zum Himmel empor; die blaue Flut verwandelt sich an seinem Buge in blendenden Schnee; die hoch herabschauende Sonne zieht blitzende Reflexe aus dem blanken Messingwerk an Bord und spiegelt sich in der glatten Oelfarbe des dunklen, graziösen Rumpfes und in dem Firnis der Masten und Spieren. Allenthalben auf dem Deck herrscht reges Leben; das Schiff ist eine Welt im kleinen, voll von den verschiedensten Interessen, von Hoffnungen und Befürchtungen, von Liebe und Haß, von Freuden und Kümmernissen. Aber wenige Stunden später ist es von der Oberfläche des Oceans verschwunden; es ist mit einem anderen Fahrzeuge zusammengerannt, hat einen Leck erhalten und ist gesunken. Der Ocean ist sein Grab geworden; tief unten auf dem sandigen Grunde steht es, aufrecht, noch unter vollen Segeln, und alles Gerät an Deck auf seinem richtigen Platze — ein unbestimmtes, grünliches, nebelhaftes Schattenbild des stolzen, gewaltigen Bauwerks, das soeben noch in all seiner Pracht in dem lebendigen Lichte des Tages dahin-

Elektrische Beleuchtung des Meeresgrundes.

rauschte. Kein sterbliches Auge wird es jemals wiedersehen, es sei denn das Auge des Tauchers.

Wessen Phantasie hätte sich nicht schon mit den verborgenen Wundern der geheimnisvollen Meerestiefe beschäftigt? In den Werken des nautischen Schriftstellers Maury begegnen wir einer unheimlich phantastischen Einbildung des Verfassers. Nachdem er den Meeresboden als einen Ort geschildert hat, der jeglichen Lebens bar ist, der von keiner Störung berührt wird und dessen Wasser eine leichenerhaltende Kraft besitzen — lauter Annahmen, die seither von der Wissenschaft und den Erfahrungen der Praxis widerlegt worden sind — kommt er zu der Ueberzeugung, daß alle Leichname, welche seit alten Zeiten, mit Eisenstücken oder Steinen beschwert, im Ocean bestattet wurden, noch heutigestags durch die konservierende Kraft des Wassers jener Tiefen vollständig erhalten, auf dem Grunde stehen. „Wenn an Bord eines Kriegsschiffes," so schreibt er, „jemand stirbt und im Meere begraben werden soll, so wird sein Leichnam in seine Hängematte eingenäht, nachdem an seinen Füßen einige Kanonenkugeln befestigt worden sind ... Bei einer bestimmten Stelle der Totengebete wird das Kopfende der Planke emporgehoben und der Körper gleitet, mit den Füßen voran, in die Tiefe. In dieser Stellung sinkt er, in dieser Stellung erreicht er den Meeresboden und in dieser Stellung verharrt er hier, der Verwesung entrückt, bis in die spätesten Zeiten." Der Gedanke ist wild und abenteuerlich und führt uns ein Bild vors Auge, wie es spukhafter kaum gedacht werden kann, allein er ist lediglich ein Kind der fruchtbaren Einbildungskraft des genannten Schriftstellers. Was aber der Taucher auf dem Grunde des Meeres entdeckt, das ist die Wirklichkeit und als solche oft noch erschütternder und entsetzlicher als alles, was die Phantasie je zu erfinden vermochte. Er geht hinunter zu dem gesunkenen Auswandererschiffe, das gefüllt ist mit toten Männern, Weibern und Kindern, er tappt in den finsteren Kajüten und Zwischendecken umher und findet mit tastender Hand Leichen über Leichen, in allen Stellungen und Lagen des letzten, verzweifelten Todeskampfes. Man denke sich die Grabesstille hier unten, den matten grünlichen Schimmer, der hier und da durch eine offene Luke aus den umgebenden Fluten hereinfällt, und inmitten all dieser Schreckniſse den Taucher, der, in seinem unförmlichen Anzug einem gespenstischen Unhold der Tiefe gleichend, sich von einem Leichnam zum anderen weiterfühlt und hier und da stehen bleibt, um genauer zu prüfen ...

„Soviel ich gesehen habe, pflegt der Taucher immer vermittelst einer Leiter ins Wasser zu gehen," sagte ich zu meinem Freunde.

„Einige halten das so," entgegnete er. „Ich mach's anders. Wenn ich fertig angezogen bin, dann gehe ich einfach über Bord."

Taucher in vollständiger Ausrüstung.

„Wenn es sich nun um ein gesunkenes Wrack handelt, wie findet man die Stelle, wo dasselbe liegt?"

„Man sucht es mit dem Ketschanker, den man vom Boote aus über den Grund schleifen läßt. Hat man es gefunden und hat der Anker fest angebissen, dann geht der Taucher an der Ankerleine hinunter."

„Und wie ist's mit der Luft?"

„Nun, soviel man braucht, muß einem zugepumpt werden; kriegt man zu wenig, dann kommt einem die Empfindung des Erstickens; gibt's zu viel, dann bläst sich der Anzug auf wie ein Ballon und man steigt in die Höhe, man mag wollen oder nicht."

„Haben Sie denn keine Vorrichtung am Anzug, mit der Sie einem solchen Luftüberfluß abhelfen können?"

„Doch, am Helm befindet sich ein kleiner Hahn, durch den die Luft abgelassen werden kann."

„Die Leute an der Luftpumpe müssen sicher die größte Aufmerksamkeit auf ihre Arbeit verwenden?"

„Das müssen sie; aber die Taucher selber nehmen die Sache zu leicht. Die Gewohnheit macht gleichgültig. Ich hatte einmal von einer Fischermack aus zu tauchen. Die Bemannung derselben hatte nicht das geringste Verständnis, weder von der Luftpumpe, noch überhaupt von der ganzen Sache. Ich schrieb daher den Leuten sämtliche Signale und ihre Bedeutung auf ein Stück Papier, so daß sie meiner Ansicht nach gar keinen Irrtum begehen konnten, und sprang dann über Bord. Nach einer Weile brauchte ich ein paar Stroppen(Tauschlingen) und gab das entsprechende Signal. Die Fischer, die natürlich kaum lesen konnten, besahen sich das Stück Papier, wurden verwirrt, bildeten sich schließlich ein, daß ich in Todesgefahr sei, und holten mich auf. Ich war wütend, wurde aber durch das Ding klug, denn solch ein Mißverständnis kann auch schlimmer ablaufen."

„Man sollte es aber wirklich kaum für möglich halten, daß Taucher ihr Leben solchen Personen anvertrauen, denen selbst die notwendigste Kenntnis der Sache mangelt," sagte ich erstaunt.

„Nun, in der Regel kommt dies ja auch nicht vor," antwortete Cords, „allein, wie gesagt, man nimmt das Ding zu leicht. Das ist aber andererseits auch gewissermaßen notwendig, denn wenn man erst anfangen wollte, alles genau in Erwägung zu ziehen und sich vorzuführen, wie die kleinste Nachlässigkeit der Gehilfen über Wasser und irgend ein Zufall unter Wasser einen im Handumdrehen ums Leben bringen muß, dann würde es bald nicht viel Taucher mehr geben. Unsere Arbeit verlangt feste Nerven und kaltes Blut, und wer die hat, der grübelt auch wenig. Ich lernte da einmal einen jungen Sportsfreund, einen Offizier, kennen. Der Mann war, wer weiß wie oft im Ballon aufgestiegen, hatte die tiefsten Bergwerke durchkrochen und mit Leidenschaft auch sonst

noch alles gethan, was persönlichen Mut erfordert; als er aber meinen Anzug angelegt hatte und auf der Leiter soweit hinuntergeklettert war, daß sein Kopf eben im Wasser verschwand, da gab er auch schon wieder das Signal zum Aufholen. Er könne viel vertragen, meinte er, das aber ginge ihm doch über den Spaß."

„Welcher Art sind Ihre Signale?" fragte ich.

„Wenn der Taucher auf dem Grunde angelangt ist," antwortete er, „dann gibt er der Signalleine einen Zug, um anzuzeigen, daß alles in Ordnung ist. Zwei Züge bedeuten, daß er Schlingen braucht, um die Gegenstände — Ladungsstücke, Schiffsteile oder dergleichen — die aufgeholt werden sollen, daran zu befestigen; zieht er dreimal, so heißt das, die vorhandenen Schlingen sind nicht groß oder stark genug, man soll andere hinablassen; vier Züge fordern den ‚Hund', eine starke, eiserne Greifmaschine, die zur Bewältigung schwerer Lasten dient, die der Taucher allein nicht zwingen kann; fünf Züge bedeuten, daß der ‚Hund' gefaßt hat und daß die Leute oben denselben anheben sollen; sechs Züge sind ein Notsignal und bringen die Mitteilung, daß der Schlauch, welcher den Taucher mit Luft versorgt, dergestalt zwischen Teile des Wracks geraten ist, daß es dem Mann unmöglich ist, denselben ohne Beistand wieder frei zu machen."

„Kann man Ihnen denn dabei von oben zu Hilfe kommen?"

„Nein. Alles, was geschehen kann, ist daß man mir nach wie vor unabläßig Luft in den Helm pumpt."

„Und dann?"

„Dann muß so schnell als möglich ein anderer Taucher herbeigeholt werden, der herunter kommt und mir hilft. Da fehlt es denn zuweilen an einem Fahrzeug, das man abschicken könnte, oder der nächste Ort, wo ein Taucher zu finden ist, liegt meilenweit entfernt. Auf diese Weise kann sich's fügen, daß man einen ganzen Tag lang unter Wasser warten muß. Da heißt es dann, die Ohren steif halten."

„Das läßt sich denken; es mag einem dabei nicht ganz wohl zu Mute werden."

„Nun, jedenfalls kann man sich selber und seinen Mannesmut dabei erproben. Ein Freund von mir ging einmal zu dem Wrack einer mit Rum beladenen Brigg hinunter, die bei Wangeroog gesunken war. Als er das erste Faß herausgebrochen hatte, fing die ganze Masse der übrigen im Schiffsraum an zu treiben, wodurch Luftschlauch und Rettungsleine so „bekniffen" wurden, daß er sich schließlich nicht mehr zu helfen wußte. Da er sich fürchtete, stundenlang da unten in Finsternis und zwischen den ihn umdrängenden Fässern zu warten, ließ er Helm und Anzug voll Luft pumpen, dann zog er sein Messer, schnitt Schlauch und Rettungsleine durch und ließ sich mittels der dünnen Signalleine emporziehen. Er kam halb ohnmächtig oben an, erholte sich aber bald wieder und ging, frisch ausgerüstet, von neuem hinunter."

„Wie lange hält die unter gewöhnlichen Umständen in Helm und Anzug gepumpte Luft vor?"

„Anderthalb Minuten. Kommt dann keine neue, dann ist's aus. Vor einigen Monaten passierte hier an der Küste eine Geschichte, die ich lieber nicht gehört hätte. Ein Kollege war zu einem Wrack hinuntergetaucht, ließ aber die Leute im Boot vergeblich auf das erste Signal warten. Anstatt nun Hilfe herbeizuholen, schnitten die Kerle nach einiger Zeit Schlauch und Leinen ab und gingen ans Land, um durch einen anderen Taucher den Leichnam des Verunglückten heraufbringen zu lassen. Ich will ja nicht behaupten, daß er noch am Leben gewesen war, als sie ihm den Schlauch abschnitten, allein so ganz unmöglich wäre dies doch nicht, und dann haben ihn die Kerle durch ihre Kopflosigkeit einfach gemordet."

„Bis zu welcher Tiefe sind Sie in Ihrer Praxis gekommen?

„Ich habe bisher keine Veranlassung gehabt, tiefer als zwölf Faden (72 Fuß) zu tauchen, ich würde mich aber auch vor achtzehn Faden (108 Fuß) nicht scheuen."

„Welches ist die größte bis jetzt von Tauchern erreichte Tiefe?"

„Fünfundzwanzig Faden (150 Fuß), wenn ich nicht irre. Ein englischer Taucher soll einmal dreißig Faden (180 Fuß) tief gegangen aber tot wieder aufgeholt worden sein."

„Können Sie unter Wasser sehen?"

„Sehr selten. Ich tauchte einmal in der Nähe vom Kap Arkona auf Rügen und sah ein dort gesunkenes Fischerboot fast so deutlich, als befände es sich oben im Tageslicht. An derselben Küste fand ich auf dem Meeresgrunde Pflanzen, so hoch wie das Häuschen dort; ich stand wie in einem schönen, grünen Garten und freute mich an dem sanften Wogen und Schwingen der langen, schmalen Blätter, so daß ich fast meine Arbeit darüber vergaß; große und kleine Fische umspielten mich in Scharen und kamen, dem Anschein nach, ganz dicht an mein Helmglas heran, wenn ich aber die Hand nach ihnen ausstreckte, dann merkte ich, daß sie mehrere Faden weit entfernt waren."

„Im allgemeinen aber ist's auf dem Grunde des Wassers dunkel, nicht wahr?"

„Jawohl, so dunkel, wie hier oben abends im dichtesten Nebel. Und dann müssen Sie sich das Innere eines Schiffes vorstellen. Wenn Sie bei Nacht ohne Licht in ein Zimmer gehen, so sehen Sie nichts; nun, ebenso finster ist's in dem Raum und in den Kajüten eines unter Wasser befindlichen Fahrzeuges. Neuerdings hat man erfolgreiche Versuche mit dem elektrischen Lichte gemacht, wodurch das Arbeiten sehr erleichtert wird." (s. S. 20 u. 21.)

„Das muß unter Umständen recht gefährlich sein."

„Gewohnheit verleiht auch hier Sicherheit. Wenn die See oben unruhig ist, dann gibt es allerdings manche Schwierigkeiten; das Fahrzeug, von welchem aus man arbeitet, rollt und stampft; dadurch werden die Taue und Taljen, die nach unten zum Wrack führen, bald steif geholt, bald hängen sie in Buchten, so daß die daran befestigten Ladungs- oder Wrackstücke vor der Zeit emporgerissen und in gefährlicher Weise herum geworfen werden. Auch die Grunddünung, die Bewegung des Wassers in der Tiefe, die zum Glück nur selten vorhanden ist, kann einem recht unbequem werden; man wird dann hin und her geschwenkt, sechs, acht, auch zehn Fuß weit und wieder zurück. Das geschieht aber nur, solange man sich noch an Deck des Wracks befindet; im Inneren ist's ruhig genug."

„Kann eine solche Grunddünung den Taucher nicht gegen das Wrack oder gegen Felsen werfen, so daß er zu Schaden kommt?"

„Nein. Der Anzug verleiht uns im Wasser eine solche Leichtigkeit, daß harte Stöße ganz unmöglich sind. Ich bin häufig durch Löcher und Spalten in den Verdecken der gesunkenen Schiffe in Tiefen gefallen, in denen ich hier oben in freier Luft den sicheren Tod gefunden hätte; dort unten aber fuhr ich ganz sanft hinab und ebenso sanft wieder hinauf."

„Können Sie sich unter Wasser mit einem Kameraden unterhalten?"

„Gewiß; aber die wenigsten wissen, wie man das anzufangen hat. Wenn sich zwei Taucher aufrecht gegenüberstehen, so können sie schreien bis sie platzen, ohne auch nur den geringsten Ton hervorzubringen. Wie meinen Sie nun wohl, daß man da unten deutlich und verständlich miteinander reden kann?"

„Ich muß gestehen, daß dies über meine Begriffe geht."

„Das Ding ist ganz einfach; man legt sich ganz dicht nebeneinander platt auf die Brust — ich sage auf die Brust, nicht auf den Bauch — Schulter an Schulter, Helm an Helm, ganz dicht, und in dieser Lage hört jeder die Worte des anderen so deutlich, wie Sie hier jetzt meine Worte hören."

„Vielleicht wird unter solchen Umständen der Schall durch das Deck oder den Sand, worauf Sie liegen, weiter geleitet."

„Möglich; ich kann Ihnen hier nur die Thatsache erzählen, nicht die Ursache. Als ich das Ding zuerst herausgefunden hatte, teilte ich es einem Kollegen mi der anfänglich gar nicht daran glaube wollte. Eines Tags aber hatten wir g meinschaftlich an einem Wrack zu arbeiter ehe wir die Helme aufsetzten, sagte i ihm noch einmal Bescheid, und nachde wir unten eine Weile thätig gewesen waren legten wir uns ‚nach Vorschrift' nieder ‚Karl', sagte ich, ‚sind da vorn im Raun noch mehr Fässer herauszubrechen?" — ‚Dutzende noch,' antwortete er ohne Zögern — ‚Du kannst mich also verstehen?' fuh ich fort. — ‚Ganz klar und deutlich, sagte er, und dann lachte er, und ich lachte mit, und auch dieses hörten wir so genau wie vorher Frage und Antwort."

„Wie tief waren Sie damals?"

„Ungefähr elf Faden."

„In welchen Stellungen oder Lagen werden die gesunkenen Schiffe auf dem Meeresboden zumeist angetroffen?“

„Das ist ganz verschieden; einige liegen ganz auf der Seite, andere weniger; viele stehen auch aufrecht, als befänden sie sich im Trockendock.“

„Meiner Ansicht nach muß es schwierig sein, in den Raum eines Fahrzeugs einzudringen, welches ganz auf einer Seite liegt.“

„Das ist's auch; wir haben oft die Planken zerschneiden müssen, um einen Zugang zu schaffen. Die schlimmsten Wracks sind aber diejenigen, welche man, um der Schiffahrt freien Weg zu schaffen, gesprengt hat. Von ihnen ist mir besonders ein großes englisches Vollschiff, die ‚British Navy‘, im Gedächtnis, das an der holländischen Küste mit einem Dampfer zusammenstieß und in zwei Minuten wegsank. Man hatte es mit Dynamit zu sprengen versucht, das Stück Arbeit war aber nur sehr mangelhaft gelungen, und so fand ich denn das niederträchtigste aller Wracks vor, mit denen ich jemals zu thun gehabt hatte. Allenthalben und kreuz und quer starrten einem mächtige Holz- und Eisensplitter entgegen und die Trümmer bildeten ein solches Chaos, daß ich bei all meiner Schiffskenntnis erst lange suchen mußte, ehe ich herausfand, was an dem Kasten vorn und was hinten war. Die Ladung mochte einen Wert von hunderttausend Pfund Sterling haben; unser Bergelohn betrug vier Pfund die Woche und für jedes Hinabgehen erhielten wir ein Pfund extra.“

„Fanden Sie keine Leichname mehr in dem Wrack?“

„Einen einzigen, und der hatte weder Kopf, noch Gliedmaßen.“

„Was geschah mit dem?“

„Nichts Besonderes. Nachdem ich durch Betasten herausgefunden hatte, was das Ding war, schob ich es einfach aus dem Wege.“

„Sind Sie jemals zu einem Wrack aus vergangenen Zeiten hinabgetaucht?“

„Nein; ich erinnere mich aber, daß ich, als ich einmal an der oldenburgischen Küste nach dem Schleppnetz eines Fischers suchte, dabei auf ein gesunkenes Schiff gestoßen bin, welches seiner Gestalt und Bauart nach mindestens hundert Jahre alt gewesen sein und wohl auch schon fast ebenso lange dort gelegen haben mußte. Bei dem matten Lichtschimmer konnte ich die mit grünem Schlamm und großen und kleinen Muscheln überwachsenen Rippen und Balken noch so eben erkennen.“

„Und wie verhält es sich mit all den sogenannten Schätzen der Tiefe, den Gold- und Silberbarren, den Kisten und Kasten und Fässern mit Dublonen und all den anderen Münzsorten, von denen man immer so viel gelesen hat — haben Sie niemals ein wenig davon gefunden?“

Heinrich Cords lachte.

„Nein,“ sagte er, „leider nicht. Wohl aber ist mir öfter der Auftrag geworden, Geld aus gesunkenen Schiffen heraufzubefördern. Erst ganz vor kurzem hatte ich einen solchen Fall. Eine Brigg, auf der Heimreise von Westindien begriffen, sank infolge einer Kollision unweit der Wesermündung. Der Schiffer hatte seine Frau an Bord, die ihre Juwelen und sonstigen Schmucksachen, im Werte von ungefähr fünftausend Mark, in einer Ledertasche mit sich zu führen gewohnt war. Nach dieser Tasche hatte ich zu suchen. Ich tappte in dem Deckhause herum, konnte aber die richtige Kammer nicht entdecken. Wenn ich meinte, daß ich sie hätte, dann war ich entweder in der Pantry (Geschirr- und Speisekammer), oder in der Kammer des Steuermannes oder sonstwo. Ich ließ mich endlich wieder aufholen, um mir vom Kapitän einen genauen Plan der Räumlichkeiten entwerfen zu lassen. Den studierte ich sorgfältig und erfuhr nun auch noch, daß die Tasche an einem Nagel rechts vom Eingang der Kammer der Frau hängen müsse. Man munkelte, daß ein anderer Taucher, der vor mir unten gewesen, in dem Verdacht stünde, die Tasche entwendet zu haben, und nunmehr erachtete ich es für eine Ehrenpflicht, die Pretiosen zu finden und den guten Ruf des Kameraden wieder herzustellen. Ich ging also wieder hinunter und tastete mich auch bald in die richtige Kammer hinein. Der Nagel saß an der bezeichneten Stelle, aber eine Tasche hing nicht daran. Ich ließ mir die Sache durch den Kopf gehen. Konnte der Bettel nicht herabgefallen sein, als die Flut hereinstürzte? Ich bückte mich und siehe da — gleich beim ersten Griff kam mir das Ding in die Finger! Die Leute im Boot empfingen mich mit einem lauten Hurra, das aber selbstverständlich viel weniger mir, als dem unschuldig verdächtigten Manne gelten sollte.“

Mein Freund ist ein untersetzter, breitschulteriger Mann mit gerötetem Antlitz und fest und durchdringend blickenden grauen Augen. Unerschrockenheit und Entschlossenheit sprechen aus seinem ganzen Wesen. Er sagte mir, daß nichts in der Welt ihm Furcht einflößen könnte; dasselbe haben mir auch schon andere Leute gesagt, er aber ist der einzige, dem ich dies ohne Rückhalt glaube. Einst wurde er mitten in seiner Thätigkeit plötzlich von einem heftigen und äußerst schmerzlichen Gichtanfall in beiden Füßen heimgesucht; anstatt aber die Arbeit und damit auch den Verdienst aufzugeben, ließ er sich von anderen mühsam in seinen Apparat kleiden und die mit Bleiplatten beschwerten Schuhe anlegen. Endlich saß er fertig da, vermochte aber weder zu stehen noch die Leiter hinunterzugehen, und da er auch nicht, wie er es zu thun liebte, über Bord springen konnte, so veranlaßte er seine Gehilfen, ihn emporzuheben und ins Wasser zu werfen.

Der Beruf des Tauchers ist ein harter und mühevoller, und die Jahreszeit macht keinen Unterschied in der Ausübung desselben. Mag die Luft mit treibendem Schnee erfüllt und das Taucherboot innen und außen mit Eis dicht überzogen sein, er muß hinab in die Tiefe, um dort vielleicht stundenlang mit Brecheisen und Schlingen in der schwarzen Finsternis eines Schiffsraumes oder inmitten zersplitterten Getrümmers zu hantieren. Ein unbedeutender Zufall genügt, ihn vor die Alternative zu stellen, entweder innerhalb der neunzig Sekunden, während welcher die im Apparate befindliche Luft sein Leben noch fristet, ein Mittel zur Rettung zu finden, oder aber nach Ablauf dieser Frist wie ein Strangulierter zu ersticken. Die Gefahren sind thatsächlich so zahlreich und der Tod kommt dabei so schnell, daß es nicht genug zu verwundern ist, daß es noch immer Leute gibt, die ihr Leben in der öden Tiefe um eines verhältnismäßig recht geringen Verdienstes willen aufs Spiel setzen, während gerade die hierzu erforderlichen Eigenschaften sie befähigen würden, in einer Reihe anderer Berufsarten ihr Leben sicherer und reichlicher zu fristen.

„Lüge nicht!“

Lügen ist ein verächtlich Ding!
Seneca.

Köstliche Ferienzeit!

Ja, ja, im Forsthause zu Reinbeck war es in dieser heißen Zeit wunderbar schön! Hier das moosbedachte, mit großen Hirschgeweihen am Giebel gezierte, teils epheu-, teils weinumrankte Forsthaus am Ausgange des schattigen großen Forstes, dort die Heideberge mit ihrem rötlichen Blumenschmuck und da unten neben dem Bache und grünen Wiesen das große freundliche Dorf so allerliebst hingestreckt! Gab es wohl noch eine so köstliche Sommerfrische? Freilich, Siegfried von Lehmert hatte sich hier zuerst gar nicht so recht wohl gefühlt, denn er war gerade ins Haus getreten, als Onkel Oberförster den Kutscher Lippold aus dem Dienste gejagt, wobei es sehr laut herging. Die Frau Oberförster, Tante Isabella, hatte den aufbrausenden Gatten noch beruhigen wollen, aber der alte Herr hatte sehr scharf gesagt: „Isabella, mache mich nicht böse! Der Lippold hat gelogen und einen Lügner dulde ich nicht unter meinem deutschen Dache, das weißt du!“

Da hatte es Siegfried, der eben, den Ranzen auf dem Rücken, eintrat, auf dem Körper kalt überlaufen und das Gesicht krebsrot, denn er nahm es oft mit der Wahrheit auch nicht so genau. Aber so hatte er auch den Onkel noch nie gesehen! Fast bedauerte er es, die Einladung für die Ferien angenommen zu haben, denn konnte man sich hier im Reinbecker Forsthause wohl fühlen? Siegfrieds Vater, des Herrn Oberförsters jüngerer Bruder, war schon vor Jahren gestorben und Frau Adelheid, Siegfrieds Mama, hatte eine nicht eben allzugroße Witwenpension, so daß es ihr erwünscht war, für Siegfried eine Einladung zu den Ferien zu erhalten. Er hatte also mit Adelheid, seiner Base, seiner Mama Patin, und ihrer Schwester Rosa, welche beide in der Kreisstadt die

„Der Lippold hat gelogen, und einen Lügner dulde ich nicht."

höhere Töchterschule besuchten und bei Tante Adelheid von Lehmert in Pension waren, sich aufgemacht, die nicht allzugroße Entfernung von der Stadt nach Reinbeck zu Fuße zurückzulegen. Und nun dieser Empfang! Tante Isabella beruhigte den Neffen jedoch bald und der Oberförster kam auch schnell wieder ins ruhige Fahrwasser, so daß sich Siegfried jetzt recht wohl befand, ja, daß er nach einigen Tagen zu den am Anfange unserer Erzählung angedeuteten Empfindungen kam. Freilich, freilich, strenge war der Oheim doch gewaltig!

„Vergeßt die tägliche Uebung in den Schularbeiten nicht, Mädchen," sagte er jeden Morgen, „und du, Siegfried, Griechisch repetiert! weißt du, deine letzte Censur darin befriedigt mich gar nicht!"

Aber wiederum — hatte man seine Pflicht gethan, wie köstlich war es dann in dieser würzigen Waldluft! Da durfte er mit, wenn Füchse ausgegraben wurden, wenn ein Dachs im Bau gejagt werden sollte; ja, eines Abends hatte ihn der Onkel mit auf den Anstand genommen, als es den Rehen galt. War der Oheim beschäftigt, mit vielen Schreibereien und Federfuchsereien geplagt, wie er brummte, so war Herr Gebaur, der Forstgehilfe da, der ihn mit sich in den Wald nahm und ihm allerlei Neues zeigte, schwärmende Bienen, Wespennester, Eichkätzchen u. dergl. und ihm köstliche Wilddiebsgeschichten erzählte. Ha, das war nach Siegfrieds Sinn! — Mußte aber Herr Gebaur nach den Tagelöhnern sehen, die an den neuen Pflanzungen arbeiteten, so schloß sich Siegfried an Franz, den Jägerburschen, an. Derselbe war der Sohn eines Schlossermeisters, welcher wohlhabend und dem väterlichen Grundstücke und Garten in der Stadt benachbart war. Diese Bekanntschaft hatte dazu beigetragen, daß Herr Oberförster von Lehmert Franz Schulze in die Lehre genommen. — Franz nahm Siegfried also dann mit sich auf seine Botengänge und lehrte ihn manch Jägerlied, erzählte ihm von den Hunden und deren Schlauheit, von Hasen-, Hirsch- und Wildschweinjagden. Kurz, hier war es gut sein! Zuweilen tollte er auch mit seinen Cousinen Adelheid und Rosa im Krautgarten herum, und Onkel Oberförster hatte dann oft gesagt: „An den Mädels sind ein Paar reeller Buben verloren gegangen!"

So verflossen acht Tage.

Da trat eines Morgens, nachdem er den Landbriefträger abgefertigt, Herr von Lehmert ins Wohnzimmer, wo alle beim Frühstück saßen und es sich wohl schmecken ließen, ein, einen Brief in der Hand.

„Das ist recht fatal, Isabella!" wandte er sich an seine Frau. „Pastor Valentin schreibt uns und lädt uns zur Hochzeit auf Sonntag ein! Hin müssen wir schon, aber wie, da ich den Lippold fortgejagt? Fatal!" Er reichte den Brief der Gattin, schenkte sich ein Glas Bier ein und hieb auf das Frühstück ein.

„Ah, sieh," rief nun Frau Isabella, „die Margaret heiratet!

Ei sieh, sieh, der Herr Kandidat Hollenstedt hat nun doch eine Pfarre bekommen! Nein, Bruno, da müssen wir doch dabei sein! Wie wär's, wenn Franz führe; ich weiß, er kann's!“

Der Oberförster blickte auf: „Ihr Weiber habt doch allemal recht! Daran hatte ich nicht gedacht! Ja, so geht's!“

Am Sonnabend fuhr gleich nach Tisch richtig Franz mit den beiden Braunen vor dem leichten Stuhlwagen vor und Oberförsters stiegen ein. Adelheid und Rosa standen mit Siegfried in der Hausthür, als der Onkel und die Tante Adieu sagten. Auch Sabine, die alte Wirtschafterin, nahm dort die letzten Befehle der Herrschaft entgegen. Schon wollten die Braunen anziehen, da sagte der Onkel noch: „Halt, daß ich's nicht vergesse: rührt mir in meinem Zimmer die Waffen ja nicht an; einige Gewehre sind scharf geladen! Ihr, Mädels, wißt Bescheid; aber du, Siegfried, merke es dir, was ich sage: rühre ja nichts an!“

Bumbs! dröhnte da ein Schuß durchs Zimmer.

„Nein, Oheim, nein! — Nein, Papa, wir gehorchen!“

Der alte Herr nickte und die Pferde zogen an. Weg waren sie! Am Dienstag wollten sie zurück sein.

Der Sonnabend verging so leidlich, denn Siegfried machte sich an Herrn Gebauer und streifte mit ihm im Gehölze umher, aber Adelheid und Rosa besuchten Inspektor Firners Töchter drunten im Dorfe auf dem Rittergute Reinbeck.

Nun kam der Sonntag heran und brachte dazu Regenwetter mit. Ei, wie fatal! Franz war mit Herrn Gebauers Erlaubnis zur Stadt nach seinen Eltern, der Gehilfe selbst war schon früh in den Forst gegangen und so Siegfried allein auf die beiden Mädchen angewiesen. Zuerst lasen sie sich etwas vor, dann musizierte man eine Weile am Klavier, zuletzt schlug Siegfried Versteckenspielen vor. So kam man denn auch in des Oheims Stube, deren eine Wand mit Waffen aller Art sehr hübsch dekoriert war. Besonders stach eine zierliche Doppelbüchse Siegfried in die Augen.

„Welch ein schönes Gewehr!“ sagte er. „Ob ich es wohl mal herunternehme?“

Da faßte ihn Rosa heftig am Arm: „Was hat Papa gesagt?“

Siegfried errötete, meinte aber: „Närrchen du, wie du mich erschreckt hast; sieht er's denn?“

„Das macht nichts!“ redete nun Adelheid dazwischen. „Wir nehmen es mit Papas Befehlen genau!“

„So? er kann es ja gar nicht sehen, wenn ich das Gewehr in die Hand nehme und wieder hinhänge! Zur Strafe schieße ich euch tot, ihr furchtsamen Dinger!“

Und er stieg auf einen Stuhl, die Mädchen aber liefen schreiend davon. Gottes Engel behütete sie, denn in diesem Augenblicke kam Trina, die Magd, an ihnen vorbei und fragte, ob sie Kirschen mit pflücken wollten. So liefen sie mit der Magd in den Obstgarten, während Siegfried das Gewehr von der Wand nahm. Der dreizehnjährige Gymnasiast schwärmte sehr für den Soldatenstand, hatte auch den festen Willen, von der Prima dereinst die Kadettenanstalt zu besuchen. Jetzt holte er das Gewehr herunter und machte das Exercitium durch, wie er es den Rekruten auf dem Walle der Kreisstadt abgelauscht. Jetzt spannte er die Hähne, denn so ein bißchen Schießen gehörte doch auch dazu. Ach, wie schade, daß die Zündhütchen auf den Pistons fehlten! Aber dort, hing da nicht des Oheims Jagdtasche? Es müßte doch spaßig zugehen, wenn darin nicht solche kleine Dingerchen wären! Er langte also in die Tasche hinein und hurra! da hatte er ja eine ganze Schachtel voll! — Schnell waren zwei auf die Pistons gesetzt und klapp! explodierte das erste. Siegfried zielte gegen das Fenster und drückte den zweiten Lauf ab; bums! dröhnte da ein Schuß durchs Zimmer, welches sich schnell mit Rauch füllte, während eine Fensterscheibe zersplitternd klirrte: der eine Lauf war geladen gewesen und die Pulverkraft gab Siegfried durch den Kolben einen Stoß gegen die Schulter, daß er schreckensbleich zurücktaumelte. — Barmherziger Gott, wenn er nun eine seiner Basen getroffen hätte? — Eiligst brachte der Scholar das Gewehr wieder an die Wand, öffnete ein Fenster, ließ den Rauch hinaus und schlich dann davon. Freilich, die zerbrochene Scheibe konnte er nicht wegschaffen, aber mußte sie der Oheim auch gleich entdecken? Und dann, niemand hatte den Schuß gehört, selbst Sabine in der Küche nicht. Wer konnte ihm also etwas nachsagen? So belog sich Siegfried selbst. Uebrigens zitterte er noch stundenlang nachher an allen Gliedern und gelobte sich hoch und teuer, nie wieder so leichtsinnig eine Schußwaffe anzurühren.

Am Montag war Siegfried sehr fleißig bei seinen griechischen Studien beschäftigt; zum Spielen hatte er gar keine Lust. Am Dienstag mittag nahm er die beiden Mädchen plötzlich auf die Seite:

„Rosa, Adelheid, ihr sagt doch Papa nichts davon, daß ich das Gewehr in der Hand hatte?“

Adelheid schüttelte den Kopf, Rosa aber entgegnete:

„Pfui, Siegfried, hältst du uns denn für Klatschen?“

Indem kam der Briefbote und überreichte die Zeitungen, dann zog er ein Rosabriefchen hervor und sagte:

„Ein Brief an Fräulein Adelheid von Lehmert! Wer ist das?“

„Das bin ich!“

Und sie öffnete hastig das Schreiben, während Rosa neugierig über ihre Schultern guckte. Adelheid aber erklärte Siegfried:

„Ach von Fanny Dankwarts aus Bährwalde! Sie lädt uns ein, auf ein paar Tage hinüber zu kommen! — Wäre nur der Papa erst wieder da!“

Da rief Rosa plötzlich:

„Sie kommen, sie kommen!“

Franz war nämlich schon früh mit den Braunen fortgefahren, die Herrschaften zurückzuholen.

Alle liefen dem Wagen entgegen und Franz erhielt Weisung, gar nicht erst auszuspannen, sondern die Pferde vor dem Gefährt zu füttern, damit nach Tisch die beiden jungen Damen gleich abfahren könnten.

Siegfried gab ihnen eine Strecke weit das Geleit. Als die beiden zurückkamen, rief der Oberförster mit unwilliger Stimme nach Siegfried. Befangen trat dieser ein.

„Sage mal, Junge,“ fragte nun der Oheim, „bist du da an die Gewehre gegangen?“

Er zeigte auf die Wand. Im Innern Siegfrieds rief es: „Sage ja, sage ja, Lügen ist ein verächtlich Ding!“ Aber aus der Ecke flüsterte es leise: „Sage es nicht, sei nicht so dumm; wer kann es dir beweisen?“

Und die drohende Miene des Oheims schreckte ihn, daß er sich abwandte und erklärte:

„Ich, Onkel? Nein, ich war es nicht!“

„Dann ist's der Franz gewesen, mit seinen ewigen Dummheiten!“ brummte der alte Herr. „Franz!“ donnerte er dann in seiner aufgebrachten Weise zur Thür hinaus.

Franz kam.

„Hast du die Waffen angerührt, hier im Zimmer geschossen? Dort ist eine Scheibe

zersplittert, und hier an der Büchse sind noch die Spuren des Schusses!“

Franz schwieg, bis der alte Herr ausgeredet, dann sagte er fest:

„Nein, Herr Oberförster!“

„Nein? Lüge nicht, sage die Wahrheit!“

„Ich sage sie, Herr Oberförster!“

Jetzt brauste der Alte auf:

„Du lügst, Bursche; du warst es doch! Wer sollte es sonst gewesen sein?“

„Ach, ich muß euch ja nun verlassen, ihr lieben Tierchen.“

Siegfried stand da wie das böse Gewissen. Er schaute auf die Jagdstöcke an der Wand, als wollte er sie dort mit seinen Blicken festnageln, obwohl sie ihm längst alte Bekannte waren.

Franz zitterte wie Espenlaub, da er die Heftigkeit des Herrn Oberförsters kannte. Er wagte es nochmals, dagegen Einsprache zu erheben; als aber der Oberförster nach der Peitsche zeigte, die an der Wand hing, schwieg er still.

Der alte Herr grollte gewaltig.

„Franz, Franz!“ sagte er, „du weißt, ich hasse die Lüge wie Gift! Bekenne jetzt gleich, daß du es warst, oder —!“

Franz aber erhob bittend die Hände:

„Ich war es ja aber nicht, Herr Oberförster!“

Da war es mit der Geduld des alten Herrn zu Ende und heftig sagte er:

„Gehe, packe deine Sachen und schere dich zu deinem Vater zurück in die Stadt; einen Lügner kann ich nicht gebrauchen!“

Franz wankte und weinte leise, dann schwankte er hinaus.

In Siegfried rief es aber unaufhörlich:

„Gestehe es, gestehe es!“

Aber eine andere Stimme rief dagegen:

„Pfui der Blamage! Und dann der Oheim; er bringt dich ja um!“

So schlich er denn in den Wald, Franz aber wankte in den Stall, wo er seine Kammer hatte, indes Frau Isabella ihren Gatten zu beruhigen suchte. Sie brachte es auch richtig soweit, daß der oft Allzuheftige in den Stall ging und Franz aufsuchte.

Leise öffnete er die Thür und war nun ungesehen Zeuge einer rührenden Scene. Da saß Franz auf einem Koffer und suchte allerlei Kleidung zusammen. Um ihn saßen die Hunde, die seiner Aufsicht anvertraut waren: Diana, der kleine krummbeinige Dachs, Karo, der Hühnerhund, Lady, das Windspiel, Hektor, die Bracke, und Phlox, der Schweißhund.

Franz liebkoste sie alle und sagte:

„Ach, ich muß euch ja nun verlassen, ihr lieben Tierchen! Gott weiß, daß ich unschuldig bin, aber der Herr Oberförster ist ja so heftig! Ach, mein armer Vater, was wird er sagen?“

Und die Hunde steckten die Köpfe zusammen, als verständen sie sein Leid und leckten ihm die Hände.

Da konnte sich der gutherzige Oberförster, bei dem es nur so leicht überkochte, nicht halten; er trat vor und rief:

„Franz, du bleibst!“

Damit machte er kehrt und ging hochaufatmend in seine Stube.

Hier wandelte er ratlos auf und ab: wer mochte doch der Thäter gewesen sein? — Siegfried? —

Dieser war inzwischen heimgekommen. Man ging zum Abendtische, Onkel und Tante waren einsilbig und Siegfried ging deshalb bald zu Bette. Vorher besuchte er noch Franz und bezeigte ihm seine Freude, daß der sonst so starre Oheim einmal eine Ausnahme von der Regel machte und sein ausgesprochenes Wort zurücknahm.

Am anderen Morgen früh weckte Herr Gebauer unseren Siegfried.

„Wollen Sie mit in die Heide, junger Herr? Wir haben einen Fuchsbau aufgestört, und da dächte ich, möchten Sie gerne dabei sein!“

„Allerdings!“

Mit einem Satze sprang Siegfried aus dem Bette. Schnell war er in den Kleidern, und keine halbe Stunde später zogen alle, Onkel Bruno, Herr Gebauer, Franz und Siegfried mit den Hunden der Heide zu.

Um Mittag waren die beiden alten Füchse geschossen, die jungen nahm Franz zum Spaße mit heim.

Siegfried ging mit dem Oheim plaudernd voraus, die übrigen folgten.

Da schlug der alte Herr plötzlich einen sehr ernsten Ton an und sagte:

„Lieber Siegfried, bist du nicht dreizehn gewesen?“

„Gewiß, Onkel!“

„Dann wirst du mich verstehen! Du warst neulich Zeuge, wie ich wegen Franzens vermeintlicher Lüge so heftig und böse ward! Du begreifst das wohl nicht?“

Siegfried guckte zur Seite. Zischelte es ihm da nicht aus dem Farnkraut am Wege entgegen: „Sag's ihm jetzt, daß du es warst! Sag's schnell! Ach nein; aber da aus dem dornigen Ginster flüsterte es ihm zu: „Du darfst nicht; du hast A gelogen, nun mußt du auch B und das ganze Alphabet durch lügen!“

Der Oberförster blieb jetzt stehen und wiederholte seine Frage:

„Begreifst du es?“

„Ich denke, Onkel!“

„Ich sage, nein! So höre denn, warum ich die Lüge so sehr hasse! — Ich war wie Franz in der Lehre. Unser Oberförster hieß Höppner und war ein schmutziggeiziger Mensch, der uns drei Lehrlingen nicht einmal so viel, um uns satt zu essen, verabreichen ließ. Da nahm man's dann, wo es eben war! Nun hatte der Alte im Obstgarten einen prächtigen Kirschbaum, der stets voll der schönsten Früchte saß. Auf diesen Baum hielt er die größten Stücke. Um so ärgerlicher war er daher, als eines Morgens der Baum fast geplündert war. Konrad, der Jägerbursche, hatte es gethan; wir wußten es. Eine Magd hatte auch wohl etwas bemerkt, glaubte aber, Rudolf sei es gewesen und denunzierte diesen beim Herrn. Rudolf hatte sehr arme Eltern und stand nahe zum Gehilfen! Welch einen Schrecken bekam er also, als der Herr Oberförster ihm am anderen Tag als „Dieb“ den Laufpaß gab. Rudolf raste wie ein Unsinniger umher, und ich redete deshalb Konrad zu, dem Herrn alles zu entdecken. Aber Konrad war zu feige dazu. Als wir zu Tisch gingen, fehlte Rudolf, und da, nie vergesse ich's, brachten ihn Bauern, die ihn im Holze tot gefunden; in der Verzweiflung hatte sich der Unglückliche eine Kugel ins Herz geschossen. — Ich will nichts mehr hinzufügen über

den Jammer der Eltern, des alten Oberförsters Reue! Kurz, er wurde begraben, aber ich habe seitdem die Lüge wie die Pest gehaßt! — Verstehst du mich nun?“

„Ja!“ gab Siegfried ganz leise zurück und stille gingen sie des Weges dahin.

Nach einer Weile zeigte Siegfried auf einen Ameisenhügel:

„Wollen wir das Ding nicht einmal näher besehen, Onkel?“

„Gern! Komm'!“

Jetzt waren sie so weit von Herrn Gebauer und Franz entfernt, daß man sie nicht hören konnte. Da warf sich Siegfried plötzlich in des Oheims Arme:

„Onkel,“ weinte er laut, „ich bin ein Feigling wie Konrad; ich hätte Franz auch bald ins Verderben gestürzt; ich that den Schuß in deinem Zimmer! Ich lüge aber nie wieder!“

Da legte der Oberförster leise seine Hand auf Siegfrieds blonden Scheitel und die Sonnenstrahlen fielen durch die Zweige darauf, als wollten sie auch Gottes Segen dazu thun; der alte Herr aber sagte:

„Amen! — Sieh, jetzt darf ich dich wieder lieb haben; aber hättest du deine Lüge nicht eingestanden, ich hätte dich nicht wieder friedlich angesehen. Und nun komm zur Tante!“

Diesen Mittag war der Herr Oberförster Lehmert sehr vergnügt, er trank sogar eine Flasche Wein und scherzte wie lange nicht.

Siegfried hielt Wort. Er hat nie wieder gelogen und ist jetzt ein braver deutscher Offizier, der längst die Generalsepauletten trägt. Er ist strenge gegen sich selbst und gegen seine Soldaten milde; eines aber haßt er über alles, und das ist — die Lüge.

Pipin der Kleine.

Heitere Erzählungen aus meiner Gymnasialzeit.

1.

Da wird wohl viel gesagt und gesungen von der schönen Jugendzeit. Wir wollen es gelten lassen, daß sie bald einem Frühling mit Blumen, Schmetterlingen und wolkenlosem Himmel, bald einem Morgen mit Sonnenglanz und Nachtigallensang verglichen wird. Aber ein altes Volkslied sagt auch: „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die zarten Blaublümelein.“ Diese Worte erinnern mich immer an die mancherlei kleinen Leiden und Schmerzen, denen auch die Jugendzeit ausgesetzt ist — die sich wie ein Reif auf ihre schönsten Blüten legen. Namentlich der Knabe weiß von diesen Leiden und Schmerzen zu erzählen, wenn er das Reifenspiel und den Papierdrachen mit der lateinischen und griechischen Grammatik, den Baukasten mit der Algebra und Geometrie, die Bleisoldaten mit den punischen und persischen Kriegen vertauscht hat, kurz, wenn er auf den Bänken des Gymnasiums sitzt und in die klassische Bildung eingeführt wird. Der Weg zu dieser klassischen Bildung ist für manchen mit Dornen bestreut, mit spitzen, stechenden Dornen.

Da sitzt z. B. in der zweiten Bank der Untertertia — es ist eine alte, furchtbar zerschnittene und tintenbekleckste Bank, an der schon Generationen von Schülern „geschwitzt“ haben — der kleine dicke Gottfried Hellermann; in Latein und Griechisch ist er ganz fix, auch einen guten deutschen Aufsatz schreibt er; aber Mathematik, Mathematik, die ist seine schwache Seite, seine verwundbare Achillesferse! Weder die Kongruenz der Dreiecke noch die Buchstabenrechnung will ihm in den Kopf. Wird er an die Tafel gerufen, um eine mathematische Aufgabe zu lösen, so merkt man ihm die Verlegenheit und innere Verwirrung schon am Gesichte an. Er räuspert sich, er dreht die Kreide verlegen zwischen den Fingern, er macht ein paar Striche, schreibt ein paar a und b und c, stottert, kann nicht weiter und „brennt kolossal ab“, wie's in der Schulsprache heißt. Mit flammendrotem Kopfe und gesenkten Augen kehrt er in seine alte Bank zurück — und im Taschenbüchlein des strengen und ernsten Mathematiklehrers steht neben dem Namen Gottfried Hellermann eine schlechte Note. Gottfried ist unglücklich darüber, daß ihm die Mathematik nicht in den Kopf will. Thränen, helle Thränen hat er schon über ein Dreieck oder eine Gleichung vergossen. Die Mathematik oder Mathese, wie er grollend sagt, verdirbt ihm mit ihrem „ungenügend“ jedesmal die ganze Censur. Er sieht's voraus, daß er nie durchs Gymnasium kommen wird, daß nie die bunte Mütze des Abiturienten sein Haupt zieren soll. Wenn seine Eltern es nur erlaubten, er ginge nach Afrika, um Strauße zu jagen, oder nach Amerika, um als Trapper durch die Urwälder zu streifen.

„Nach Westen, o, nach Westen hin
Beflügle dich, mein Kiel!“

so seufzt er in seinen melancholischen Stunden nicht selten mit Luise Brachmanns Kolumbus.

Da sitzt ferner in der dritten Bank der noble Hans von Schralenburg. Die Mathematik erklärt er für ein Kinderspiel, und er ist wirklich der beste Mathematiker der Klasse. Im Nu hat er bei Kompositionen oder Klassenarbeiten die schwerste Aufgabe gelöst, und stets ist er der erste, der seinen Bogen an den Herrn Professor abgibt. Manche schöne freie Stunde hat er dadurch schon gewonnen. An der Tafel fährt er mit dem Kreidestückchen nur so spielend hin und her, um die kongruenten Dreiecke aufeinanderzuwerfen, „daß es klappert“, und seine Censur zeigt in der Mathematik immer das Prädikat „vorzüglich“. Aber auch Hans hat seine Dornen auf dem Pfade der klassischen Bildung, seinen Reif auf der Jugendblüte. Er steht mit der Rechtschreibung auf dem gespanntesten Fuße! Jeder seiner deutschen Aufsätze wimmelt von Fehlern, so daß der Herr Ordinarius den Kopf schüttelt und von seinem Katheder herunter seufzt: „Hans, Hans, daß dich färbt die rote Tinte!“ Oft sind die Fehler recht komisch und erregen das mitleidlose Gelächter der Klasse. So z. B. bei dem Aufsatze: „Rede Hannibals an seine Soldaten vor dem Uebergange über die Alpen.“ Hans von Schralenburg ließ seinen Hannibal fortwährend von dem Ruhme sprechen, den sich die Krieger jenseits der Alpen holen könnten, aber hartnäckig hatte der arme Hans „Rum“ statt „Ruhm“ geschrieben. Bei unserer heutigen Rechtschreibung wäre das nun freilich nicht so schlimm, aber damals war es ein arger „Bock“, der die drolligsten Sätze ergab. „Soldaten, schaut auf den herrlichen Rum, der euch jenseits dieser eisigen Berge winkt! Erwärmt euch an diesem Rum, begeistert euch an diesem Rum, und ihr werdet siegreich Eis und Schnee, Felsenwände und Abgründe überwinden! In der Geschichte unserer Väter ist auf jeder Seite das Wort Rum geschrieben,“ u. s. w. Der Herr Ordinarius las diese Sätze vor, die Schule lachte, und Hans, der stolze Hans von Schralenburg stand da in seiner braunen Sammetjoppe, mit bleichem Gesichte, mit zusammengebissenen Lippen und gesenkten Augen, und ein Büschel seiner langen schwarzen Haare hing ihm über die marmorbleiche Stirn. Was für Gedanken mochten durch den Kopf des armen Jungen ziehen? Hans war zu stolz, um später etwas davon zu sagen, aber ich glaube, er hat in jenen Augenblicken, wo er zum Gelächter der Klasse diente, schwer gelitten und sich einen Krieg und Schlachtentod herbeigewünscht, denn er wollte Offizier werden.

2.

Was mich, den Erzähler dieser wahrhaftigen Erinnerungen aus der Gymnasialzeit betrifft, so hatte auch ich in meines Lebens Lenze ein schweres Leid zu tragen. In den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft freilich „konnte ich wohl was“, wie's in der Schulsprache heißt. Da lag's also nicht. Die Ursache meines Leidens steckte vielmehr in meinem Körper: ich war klein, allzu klein für meine vierzehn Jahre:

Ein Männchen, das dem Zwerggeschlechte
Kaum um drei Zoll entwachsen war —

wie's in einem Gedichte unseres Lesebuches hieß, und wegen dieses kleinen Formats hatte ich manches Ungemach in der Klasse zu erdulden. Manchen Seufzer hab' ich ausgestoßen, manche Thräne ist mir ins Auge getreten, und tausendmal hab' ich zum lieben Gott gebetet: „Ach, du guter Gott, laß mich doch wachsen! Setz meinem Körper doch nur einige Spannen zu!“

Mein Vater war als preußischer Beamter aus Ostpreußen nach der Hauptstadt Westfalens versetzt worden. Auf dem Gymnasium zu Rastenburg hatte es mehr so kleiner Knirpse gegeben, als ich war, denn der ostpreußische Menschenschlag ist im allgemeinen weniger stattlich. Das Volk der Westfalen aber ist, wie schon der alte Kosmograph Münsterus sagt: „gesund und stark von Leib“. Als ich nun,

kraft meines guten Zeugnisses, in die Obertertia des Gymnasiums zu Münster aufgenommen wurde, staunte ich über die großen Burschen, die dort auf den Bänken hockten und kaum ihre langen Beine unter den Bücherkästchen unterbringen konnten. Aber diese longen westfälischen Recken staunten ihrerseits auch, als sie mich in ihrer Obertertia gewahrten. „Zu Straßburg auf der Schanz, da ging mein Trauern an!“ singt der Schweizerbube; und: „Zu Münster auf der Schul', da ging mein Jammer an!“ darf ich wohl singen. Ich hatte mich mit meinem Bücherpacke bescheiden in die letzte Bank der Obertertia gesetzt. Die eintretenden Mitschüler blickten verwundert zu mir herüber, stießen sich mit den Ellenbogen an, flüsterten und lachten untereinander. Endlich trat ein großer und vierschrötiger Schlacks auf mich zu und sagte mit einer tiefen Baßstimme: „Kleiner, du hast dich verlaufen, du gehörst in die Sexta.“

„Ich weiß, daß ich hierher gehöre,“ antwortete ich; „glücklicherweise hab' ich ein paar Augen im Kopf, um auf der Thür des Klassenzimmers die Aufschrift ‚Obertertia‘ lesen zu können — und ich gehöre laut Bestimmung des Herrn Direktors in die Obertertia.“

„Alle Wetter!“ sagte der Große, den seine Mitschüler ‚Büffel‘ nannten; „hat der Knirps ein Mundwerk! Er scheint sich die homerischen Helden mit ihren selbstbewußten Reden zum Muster genommen zu haben. Aber, Kleiner, wenn du nun einmal in die Obertertia zu gehören glaubst, so rat' ich dir, künftig deine Kinderwärterin und die Milchflasche mitzunehmen, denn die lateinischen und griechischen Stunden könnten dir doch arg lang werden.“

Die anderen Mitschüler lachten, und ich fühlte die flammende Röte der Scham auf meinen Wangen brennen.

„Es ist nicht recht,“ stammelte ich, „daß ihr mich wegen meiner Körperverhältnisse, an denen ich keine Schuld trage, verspottet!“

„Spricht die kleine Kröte von Verspotten!“ witzelte der Große; „und es ist doch nur herzliches Mitgefühl, das wir normale Menschen mit dem Liliputaner haben. Komm, Männchen, setz dich auf dieses dicke Lexikon von Scheller, damit du dich wenigstens etwas ‚gehoben‘ in der Mitte der Obertertianer fühlst!“

Ich mochte mich sträuben, wie ich wollte, ein altes, dickes, braunledernes und von Mäusen furchtbar zerfressenes Lexikon wurde mir untergeschoben.

„Aber nun baumeln die Beinchen in der Luft,“ bemerkte mein Peiniger bedauerlich; „Jungens, ist da nicht noch ein Gegenstand, den wir dem Däumling als Schemel unter die Füßchen stellen könnten?“

Ein willfähriger Mitschüler mit häßlichen roten Haaren und verschmitzten grünen Augen schleppte einen leeren Holzkasten herbei, und dieser wurde mir mit lautem Gelächter und Hallo unter die Füße geschoben. Ein dritter Mitschüler mit kurzen, flachsweißen Haaren und einer auffallend langen Nase hatte während dessen von seinem rotbaumwollenen Taschentuche ein Püppchen gedreht, das er mir in den Arm legte, und ein vierter sang: „Heira poppeira, schlags Küchelchen tot!“ Bittere Thränen standen mir in den Augen, und ich wünschte, tief in den Kartoffelkeller des Pedellen zu versinken. Da trat plötzlich der Lehrer ein, und:

Wie vom Blitz zerstoben
War all der Spötter Schwarm.

Sie verfügten sich hurtig auf ihre Plätze, und nachdem der Herr Professor seinen Hut an den Pflock gehängt und den Katheder bestiegen hatte, begann der Unterricht.

Es war Geschichtsstunde, ich weiß es noch wie heute. Professor Weber sprach in höchst anziehender Weise über das Zeitalter der Karolinger; er erzählte, wie die austrasischen Herzöge, die immer den Fähigsten und Streitbarsten zum Haupt der Familie erklärten, sich durch ihre Kriegsthaten das Vertrauen der Nation, durch ihren Eifer um die Verbreitung des Christentums sich die Gunst der Geistlichkeit erworben hätten; er sprach von Karl Martell und seinen Söhnen, die sich nach des Vaters Tod in die Großhofmeisterwürde geteilt u. s. w., und als der Herr Professor eine halbe Stunde vorgetragen hatte, putzte er seine Brille mit einem gelbseidenen Taschentuche und rief einen der Schüler auf, den Vortrag zu wiederholen. Der Aufgerufene war kein anderer als „Büffel“, jener große vierschrötige Schlacks, der mich vor Beginn der Stunde so bitter verhöhnt hatte. Aber wenn er auch „gesund und stark von Leib“ war (wie der alte Münsterus sagt), so bewies doch sein Vortrag schon nach wenigen Minuten, daß sein ingenium keineswegs für die Wissenschaften geeignet war (ganz im Gegensatze zu den Worten Janssons, der das ingenium der Westfalen als tauglich ad literas, disciplinam, virtutem, doctrinam et alias honestas artes rühmt). „Büffel“ sprach in abgebrochenen Sätzen, stotterte, räusperte sich, warf Namen und Geschichten durcheinander und gebärdete sich, als er die Söhne Karl Martells aufführen sollte, als ob ihm die Namen auf der Zunge lägen und nur augenblicklich nicht darüber wollten.

Der Herr Professor ließ, ohne mit einem Worte nachzuhelfen, den unglücklichen „Büffel“ sich einige Minuten fruchtlos abzappeln, dann sagte er kurz und streng: „Setz dich, Anton Haverkamp, du hast mal wieder nicht acht gegeben!“ Und er bohrte dem Niedergeschmetterten eine schlechte Note ins Notizbuch.

Dann richtete Professor Weber seine bebrillten Augen auf mich und sagte: „Du Neuer da hinten, willst du mal in dem Vortrage fortfahren?“

Ich stand auf und sah, wie ein feines Lächeln über die ernsten Züge des Geschichtslehrers glitt: mein kleines Figürchen mochte ihm komisch erscheinen.

Doch ließ ich mich nicht stören, und da ich aufmerksam acht gegeben hatte, auch die Geschichte der Karolinger schon kannte, so trug ich in einer Weise vor, die mir wiederholt ein zustimmendes Kopfnicken des Herrn Professors einbrachte. Als ich, durch dieses stumme Lob angespornt, nun klar und fließend erzählte, daß von den beiden Söhnen Karl Martells, die sich nach des Vaters Tod in die Großhofmeisterwürde geteilt, der älteste, Karlmann, sich in das Kloster Monte Casino zurückgezogen habe, der jüngere, Pipin der Kleine, hingegen von einer nach Soissons entbotenen Reichsversammlung weltlicher und geistlicher Großen als König anerkannt worden sei: da ging, bei Nennung des Namens Pipin der Kleine, ein allgemeines Lachen durch die Klasse und aller Gesichter wandten sich nach mir um. Selbst der Herr Professor suchte vergebens ein Schmunzeln hinter seinem gelbseidenen Taschentuche zu verbergen. In diesem Momente wußte ich, daß ich fortan, für immer, auf dem Gymnasium den Spitznamen „Pipin der Kleine“ führen würde. Ich hatte vor Beginn der Stunde schon gehört, daß sich unter meinen Mitschülern ein „Hektor“, ein „Plato“, ein „Bruder Tuck“, ein „Schiller“, ein „Schwarzer Kasper“, ein „Puttke“, ein „Hannibal“, ein „Pommadetopf“, eine „Maus“, ja selbst eine „Tante“ befand; jetzt war die Zahl der Spitznamen um einen „Pipin der Kleine“ vermehrt! Vorläufig hatte ich die Genugthuung, daß der Herr Professor meinen Vortrag, nachdem ich denselben beendigt, als „sehr gut“ bezeichnete, daß er mir eine Primanote ins Notizbuch schrieb, und daß er mich endlich dem „abgebrannten“ großen Haverkamp als Muster vorstellte. Das war mir eine süße Genugthuung für die vorhin erlittene Pein.

Als die Geschichtsstunde beendigt war, und der Herr Professor das Klassenzimmer verlassen hatte, wurde ich in der Zwischenpause von allen Seiten als „Pipin der Kleine“ begrüßt. Es hagelte förmlich von Pipins auf mein armes Haupt. Doch konnte ich merken, daß meine Geschichtskenntnisse meinen Mitschülern imponiert hatten. Sie ließen es bei der Anrede mit dem Spitznamen bewenden und boten mir ferner keine Lexica und Holzkasten zum Unterlegen an.

3.

Von dem rechten Pipin heißt es in der Geschichte: „Die unfolgsamen Großen bändigte er durch die Ueberlegenheit seines Geistes und durch die Stärke seines Armes. Die Sachsen in Westfalen wurden zur Entrichtung eines Tributs gezwungen . . .“ Ach, wie so ganz anders erging es mir, dem kleinen Namensvetter des Karolingerkönigs! Da war von einem Bändigen, von einer Stärke des Armes, von einem Tribut der Westfalen (scilicet meiner westfälischen Mitschüler) keine Rede. Im Gegenteil mußte ich mich unterwerfen, den Arm anderer fühlen und Tribut zahlen (wenn derselbe auch nur in den Aepfeln und Nüssen bestand, die man mir aus den Taschen stibitzte). Ja, seit jenem denkwürdigen Morgen, wo mir der Name „Pipin der Kleine“ zu teil ward, habe ich mehrere Jahre hindurch viel ge-

litten — und alles infolge meiner kleinen Statur! Sie war der Reif, der sich auf meine Jugendblüte legte. „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, er fiel auf die zarten Blaublümelein!"

Teilnehmenden Jünglingsherzen will ich einige meiner Leiden enthüllen. Vielleicht widmen sie Pipin dem Kleinen eine Thräne des Mitleids. Seht, wenn ich mit meinen Mitschülern an schulfreien Nachmittagen einen Ausflug ins Freie machte, um Pflanzen zu sammeln oder Schmetterlinge zu fangen, so konnte ich mit den langen Beinen meiner Genossen nicht Schritt halten und trödelte immer allein hinterher. Das war langweilig, aber auch — gefährlich. Denn wenn unsere Schar an einem Bauernhofe lachend und singend vorüberzog, so wurden dort alle Hunde lebendig. Der schwarze Hofhund wütete wie ein Cerberus an seiner Kette, und der weiße Spitzhund fegte ventre à terre durch den Garten und die Weißdornhecke. Und regelmäßig kriegte er mich zu packen, weil ich der letzte war. Mit seinen spitzen weißen Zähnen hatte mich der grimme Köter an der Hose. Ich schrie Zeter und Mordio — und meine Kameraden lachten. Ich schlug mit dem Schmetterlingsnetze dem Köter auf die Schnauze; der aber happte zu und hatte — o Jammer und Graus! — den ganzen Gazebeutel im Maule. Meine Kameraden wollten sich totlachen. Während der Hund sich mit dem Gazebeutel herumschlug, nahm ich Reißaus und kam mit einem Biß in der Wade, einem Riß in der Hose und mit einem leeren Drahtreif am Schmetterlingsnetze bei meinen Freunden (schönen Freunden!) an, die sich die Seiten vor Lachen hielten. „Pipin der Kleine," hieß es dann, „warum trödelst du auch immer hinterher? Ein Karolinger muß eigentlich immer an der Spitze des Zuges sein! Aber so geht's, wenn man zu kurze Beinchen hat. Armer Kleiner, thut dir dein Beinchen weh? Und was wird Mütterchen zu der zerrissenen Hose sagen? Und mit diesem Schmetterlingsnetze kannst du Luft fangen und weiter nichts!" So neckte man mich den ganzen Weg, daß ich am liebsten wieder umgekehrt wäre.

Sahen meine Kameraden auf einer von Hecken umhegten Wiese eine schöne Blume, etwa eine seltene Orchidee, so hieß es: „Pipin der Kleine muß durch die Hecke kriechen und uns die Blume holen!" Ich mochte mich sträuben, wie ich wollte, ich mußte durch die Hecke. Der eine hatte gar schnell ein Loch gefunden, der andere duckte mich zur Erde, der dritte faßte meine Beine, als ob es die Handgriffe eines Schiebkarrens wären, und schob mich nolens volens durch die Hecke. Wie ein Dieb mußte ich das fremde Eigentum betreten und die Blume holen. Freilich war es nur eine wilde Blume, die der liebe Gott für alle hat wachsen lassen; aber ich zertrat dabei doch das Gras, das der Eigentümer durch eine Hecke hatte schirmen wollen. Und was war der Dank von seiten meiner Kameraden? „Pipin der Kleine," sagten sie, „du eigneſt dich famos zu einem kleinen Spitzbuben und Einbrecher! Wie ein Mäuschen kannst du durch alle Löcher kriechen!"

Hatten uns die schönen, gelb und schwarz gegitterten Segelfalter und Schwalbenschwänze allzuweit auf eine Blumenwiese gelockt, dann erschien plötzlich mitten in unserem Jubelgeschrei ob gefangener Schmetterlinge der einäugige Flurschütz oder Knüppelschütz, wie wir ihn nannten, der einen kolossalen Eichenknüttel in seiner Rechten schwang, von Graszertrampeln und Malefizbuben schrie und uns den Garaus zu machen drohte. Sauve qui peut! lautete dann unsere Parole. Wie ein Schwarm von Kranichen oder langhalsigen Schwänen (diesen Vergleich gebraucht bekanntlich Vater Homeros) stoben wir durch das Wiesengras dem bergenden Walde zu. Allen voran der große „Büffel" mit seinen langen Beinen, dann kam der schnellfüßige „Hektor", dann „Achill", weiter „Bruder Tuck" und „Puttke", und der letzte war natürlich „Pipin der Kleine". Meine Angst könnt ihr euch denken, als ich den wütenden Wächter der Wiesen und Saaten hinter mir hörte, als der Zwischenraum zwischen dem Verfolgten und dem Verfolger immer kürzer wurde, als die gräulichen Schimpf- und Fluchworte des dem Trunke ergebenen Mannes an mein Ohr klangen, als ich schon den Eichenknüttel durch die Luft sausen hörte. Wäre der wütende Mensch nicht im letzten Augenblicke über eine Baumwurzel gestürzt, wodurch ich einen Vorsprung und den bergenden Wald gewann, mehercule, der Knüttel des Flurschützen hätte Pipin den Kleinen ohne Respekt und Gnade niedergeschlagen.

Kehrten wir auf unseren Ausflügen in einem Schulzenhofe ein, um für ein paar zusammengelegte Groschen einige Gläser frischer Milch zu trinken, so war Pipin der Kleine, obschon er zwei Groschen beigesteuert, immer der letzte, der zu trinken bekam. „Die Kleinen müssen bitten, warten und danken lernen," hieß es schnöde, wenn ich mich vordrängte, und erbarmungslos wurde ich von meinen größeren Kameraden mit den Ellenbogen beiseite geschoben. Nicht selten hatte ich auch das leere Nachsehen und mußte mich, statt mit Milch, mit einem Trunke Brunnenwassers begnügen, das nach dem Moosbewuchs der Brunnensteine ganz abscheulich schmeckte. Noch heute fühle ich das Blut in meine Wangen steigen, wenn ich daran denke, wie die dicke Bäuerin sagte, als sie gewahrte, daß meine Kameraden mir die Milch vor der Nase weggetrunken hatten: „Ihr großen Schlingel, laßt doch dem kleinen Kinde auch ein Tröpfchen zukommen!" Ich ein kleines Kind! Ich, der fünfzehnjährige Untersekundaner, der zu Ostern Numero Eins und überhaupt die beste Censur der Klasse davongetragen hatte! Es war schmachvoll, sich von einer dicken Bäuerin als „kleines Kind" titulieren lassen zu müssen! Ich verbat mir deshalb ganz energisch diesen Titel bei der Bäuerin. Da stemmte sie beide Hände in die Seiten, sah mich mit dicken runden Augen an und lachte, sie lachte, daß sie zitterte wie ein Gallertpudding. „Nun hör' doch mal einer die kleine Kröte!" rief sie ihrer fuchsigen Magd zu, die pflichtschuldigst mitlachte. Ich rannte wütend aus dem Hause und verwünschte alle Bäuerinnen der Welt.

Doch wozu die Erinnerungen an die Leidensjahre Pipin des Kleinen noch weiter erneuern? Die Jahre sind, gottdank, vorüber, und es ist für jeden Menschen gut, gelitten zu haben. Wie sagt doch das Sprüchlein? „Es ist einem Manne ein köstlich Ding, daß er sein Joch trage in der Jugend." Durch Nacht zum Licht, durch Kampf zum Sieg, per aspera ad astra. Diese alte tröstliche Wahrheit erfüllte sich auch an mir. Wohl hatte ich noch einen schweren Weg zu gehen, ehe mir das Licht tagte, ehe ich den Sieg errang, ehe ich mit meinem Scheitel die Gestirne berührte — den Weg der Krankheit! Ich bekam das kalte Fieber. Acht Wochen lang schüttelte und rüttelte dasselbe memen Körper grausam durcheinander; aber als ich mich endlich genesen von meinem Lager erhob, da staunten alle, die mich sahen: ich war um mindestens einen Fuß gewachsen! Mit innigem Danke gegen Gott betrachtete ich mein verändertes Bild im Spiegel, und triumphierend betrat ich die Obersekunda (in die ich mittlerweile vorgerückt war). Wohl streckten sich meine Hände und Füße allzuweit aus den zu kurz gewordenen Kleidungsstücken, aber das genierte mich nicht. Ich war nicht mehr der kleinste der Klasse! O Wonne, o Glück! Der Name „Pipin der Kleine" ging laut einstimmigem Beschluß meiner Mitschüler auf den kleinen Felix Pieper über, und ich wurde feierlich als „Karl der Große" proklamiert.

Zerteilte Spinnenfäden.

„So fein wie ein Spinnengewebe!" pflegen wir auszurufen, wenn wir etwas recht Zartes und Feines bezeichnen wollen; und in der That wird niemand einen Spinnenfaden genau betrachten können, ohne über seine Feinheit und zugleich über seine Ebenmäßigkeit zu staunen.

Trotzdem gibt es Arbeiten, zu denen selbst ein Spinnenfaden noch zu stark ist.

Die wichtigste Zeit zur Beobachtung gewisser Sterne ist ihr „Durchgang", d. h. die Zeit, in der sie durch eine, zwischen der Sonne und der Erde gedachten, geraden Linie hindurchgehen. Um die Sterne nun in dieser Zeit recht genau beobachten zu können, teilen die Astronomen die Gläser ihrer Fernröhre durch ein Netz von feinen Fäden in ganz kleine Vierecke ein. Hierzu ist kein Faden, den Menschenhand verfertigen kann, fein genug, man benutzt dazu den Faden der Spinne, doch ist auch dieser in seiner ursprünglichen Gestalt noch zu grob dazu, so daß er, ehe er gebraucht werden kann, zerlegt werden muß.

Jeder Spinnenfaden besteht aus mehreren noch feineren Fäden und zwar aus acht, wie ja auch unser Zwirn aus mehreren Fäden zusammengedreht ist. Das Auseinanderlösen dieser acht Teile des Spinnenfadens ist aber,

wie man sich denken kann, eine äußerst mühselige Arbeit.

Da haben nun die Astronomen in Melbourne in Australien, wo eine berühmte Sternwarte besteht, eine Spinnenart entdeckt, deren Fäden nur aus drei Teilen bestehen, also viel leichter zu zerlegen sind als die Fäden der gewöhnlichen Spinne.

Diese Spinnen werden nun in dem Observatorium zu Melbourne gehegt und gepflegt, täglich gefüttert und sorgsam vor jeder Vermischung mit anderen Spinnen bewahrt, damit sie ja nicht der kostbaren Eigenschaft, die sie zu Gehilfinnen der Astronomen macht, verlustig gehen.

Felix Dahn.

Der Verfasser des kräftigen Kernspruchs in Nr. 1 wurde am 9. Februar 1834 zu Hamburg geboren, brachte den größten Teil seiner Gymnasial- und Studienzeit in München zu, woselbst er sich auch als Privatdozent habilitierte. 1872 wurde er nach Königsberg als Professor der Rechtswissenschaft berufen, wo er jetzt noch wirkt. Neben vielen historischen und rechtsgeschichtlichen Werken schrieb er zahlreiche historische Romane, unter denen der „Kampf um Rom" der bedeutendste ist.

Schneemänner.

Es war am Morgen des ersten Weihnachtsferientages, als Max erwachte und gähnend einen Blick durchs Fenster auf die Straße warf. Wie elektrisiert sprang er da plötzlich aus dem Bette und „Hurra, Hans," rief er seinem in der gleichen Stube schlafenden Bruder zu, „es liegt Schnee, — fußtiefer Schnee!"

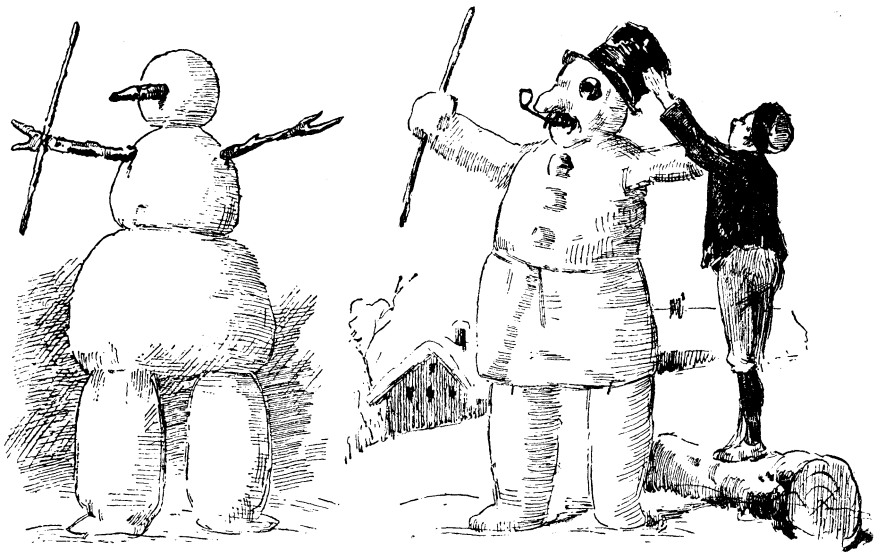
Mit einem Satz war auch Hans aus dem Bette und an des Bruders Seite. „Ob er sich wohl ballen läßt?" fragte er mit einem glückseligen Blick auf die Freuden versprechende schimmernde Schneedecke, die gewiß noch mehr als fußtief auf der Erde lag, denn von dem Eckstein am gegenüberliegenden Hause war kaum mehr die Hälfte zu sehen.

Max sah auf das vor dem Fenster angebrachte Thermometer. „Sicher ballt er sich," rief er fröhlich. „Wir haben ja einen halben Grad Wärme, und nur bei großer Kälte, wenn der Schnee gefriert — so sagte erst gestern noch unser Lehrer —, läßt er sich nicht zusammenballen!"

„Hurra, hurra!" rief jetzt Hans, „dann machen wir Schneemänner!"

Dieser Vorschlag leuchtete Max ein. Schnell warfen beide sich in die Kleider und wenige Minuten später erschienen sie am Frühstückstische.

„Papa, dürfen wir einen Schneemann machen? — bitte, bitte!"

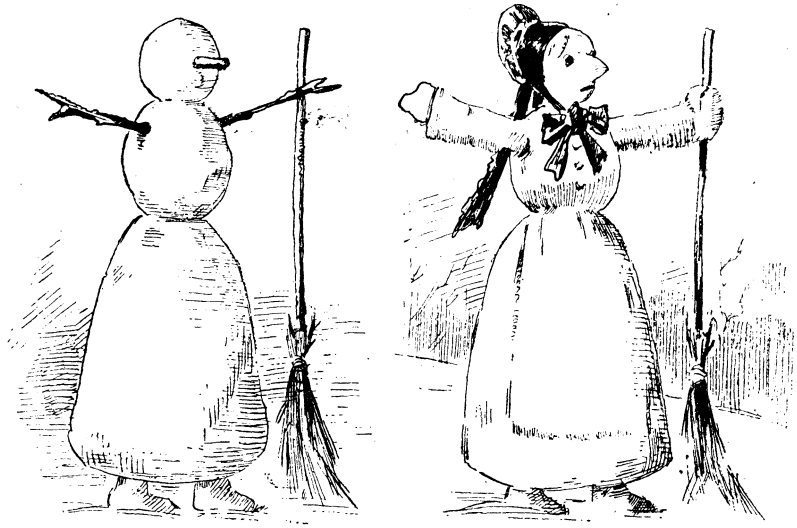


„Weißt du was, Papa," sagte Hans kleinlaut, „dann machen wir dich!"

Der Vater lachte. „Aha," sprach er, „deshalb seid ihr schon so früh aus den Federn: na, meinetwegen, — aber ihr werdet ein hübsches Monstrum von einem Schneemann fabrizieren!"

„O, wir holen uns den Paul dazu," meinte Max „der versteht's famos. Er will ja Bildhauer werden wie sein Vater, der erst vor ein paar Tagen eine Kaiserbüste gemacht hat. Der Paul hat ihm dabei geholfen, also kann er's auch!"

„Na, so holt euch den Paul," lachte der Vater, — „aber daß ihr euch nicht untersteht, auch eine Kaiserbüste machen zu wollen!"



„Jetzt macht mir aber auch die Mama — aber schön, bitte ich mir aus."

„Weshalb nicht?" fragten die beiden Knaben verwundert.

„Wenn ihr mir so mit unserem Kaiser umgeht," lachte der Vater, „schicke ich euch die wohllöbliche Polizei auf den Hals!"

Die Buben rissen bei dem Worte „Polizei" erschreckt die Augen auf. „Weißt du was, Papa," sagte Hans kleinlaut, „dann machen wir dich!"

„Richtig, richtig," jubelte Max, „dich machen wir, dich und die Mama!"

„Meinetwegen!" erwiderte der Vater lachend, „aber daß ihr uns nur nicht schöner darstellt, als wir sind: die Mama namentlich könnte sonst eitel werden auf ihre alten Tage!"

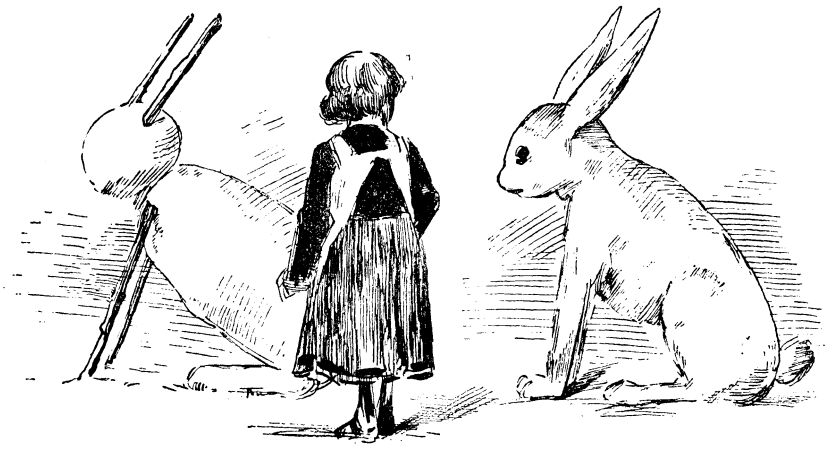
Die Knaben stürmten fort und bald waren sie mit Paul und einigen anderen Spielkameraden am Werke. Zuerst wurde ein gewöhnlicher kleiner Schneeball so lange im Schnee gerollt, bis er sich gewaltig vergrößert und schließlich so riesige Dimensionen angenommen hatte, daß es den vereinten Anstrengungen aller kaum mehr gelingen wollte, den Schneeklotz aufzurichten. Endlich aber viribus unitis — wie Paul, der schon die Lateinschule besuchte, stolz erklärte — ward das schwierige Werk vollbracht, und der Klotz stand auf einer der beiden geraden Seitenflächen und streckte die andere zum Weiteraufbau nach oben. „Da mache ich die Beine daraus," explizierte der kunstverständige Sohn des Bildhauers, „aber zuvor müssen wir noch einen zweiten Schneeklotz bilden und auf den schon stehenden setzen für den Rumpf des Mannes, — Hals und Kopf folgen dann später: das ist eine Kleinigkeit!"

Pauls weise Anordnung wurde vollzogen, und bald wurde der zweite, etwas kleinere Schneeklotz herangerollt. Aber ihn auf „das Postament" zu heben, wollte den Knaben durchaus nicht gelingen, obgleich sie dies abermals viribus unitis versuchten — der Klotz hatte eben ein allzugroßes Gewicht. Da mußte denn der Johann helfen, den Max aus dem Stalle herbeiholte. Und er war auch gutmütig genug, den Knaben in ihrer Not beizustehen; mit seiner Hilfe ward endlich der Klotz an seine richtige Stelle verbracht und saß fest.

„Jetzt, während ich die Figur modelliere, sorgt mir noch für einen dritten, kleinen Klotz für Hals und Kopf," ordnete Paul nunmehr an, „ferner für zwei Brocken Kohle und eine Rübe für Augen und Nase, und endlich noch holt mir zwei Stecken herbei, aus welchen sich die Arme herstellen lassen!"

Rasch stoben die Knaben auseinander, um

das Gewünschte herbeizuholen. Paul aber bearbeitete inzwischen mit einer gebogenen Gerte die beiden aufeinandersitzenden Klötze, indem er aus dem unteren „nach künstlerischen Regeln" ein Paar allerdings etwas plumpe Beine samt Unterleib, aus dem oberen aber Brust und Schultern des werdenden Mannes formte. Das Ganze war gar nicht so übel, und die Knaben jubelten insgesamt laut auf, als sie bei ihrer Rückkehr das Werk schon so gedeihlich vorangeschritten sahen. Ein Vorübergehender behauptete sogar, man erkenne schon die Familienähnlichkeit!



Ein Männchen machender Hase mit echten Hasenpfoten und possierlich langen Ohren.

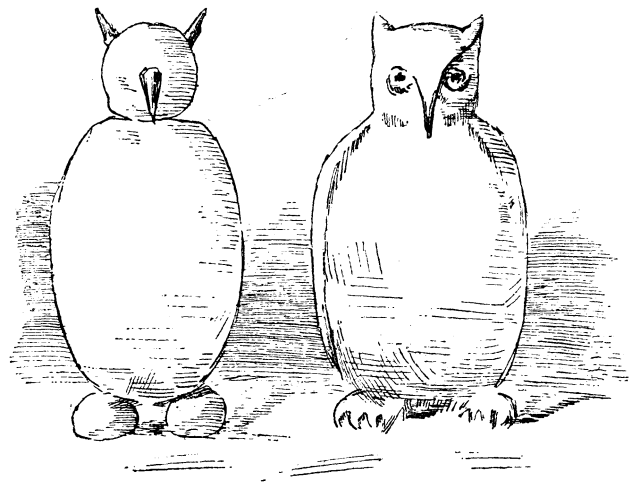
Geschmeichelt durch dieses Lob, machte sich Paul jetzt auch daran, die Krone des Ganzen, den Kopf zu formen. Mit einer Kelle wurde dem Klotz die richtige Form gegeben, die mit dem Taschenmesser behandelte Rübe als Nase in die Mitte des Gesichts gesetzt, zwei Stückchen Kohle als Augen in den Schnee gedrückt und, um einigermaßen eine Aehnlichkeit mit dem Vater von Max und Hans zu erzielen, die Stücke einer uralten Bürste als — Schnurrbart über den wohlgeformten Mund gesetzt. Dann, nachdem die Knaben inzwischen nach Pauls Angaben die beiden Stecken unter den Schultern in den Rumpf gestoßen und mit Schnee umgeben hatten, „krönte er das Gebäude", indem er Hals und Kopf aufsetzte und letzterem überdies noch eine aus einem Tannenzapfen und einem Stäbchen hergestellte Pfeife in den Mund steckte und den kahlen Scheitel mit einem von Max herbeigeholten alten Hute des Vaters bedeckte.

Das Jubelgeschrei, mit welchem der fertige Schneemann von den Knaben begrüßt wurde, rief das Urbild desselben ans Fenster. Laut lachte der joviale Herr beim Anblick seines zweiten Ichs auf, dem einige Aehnlichkeit wirklich nicht abzusprechen war. „Na, Buben," rief er lustig, „jetzt macht mir aber auch die Mama — aber schön, bitte ich mir aus: dann gibt's ein gutes Vesperbrot!"

Dies Wort zündete. Mit erneutem Eifer machten sich wieder alle ans Werk und bald hatte der Schneemann seine Schneefrau, die Paul in allen Teilen edler geformt und sogar „wie eine Tanne schlank" dargestellt hatte. Nur der Hals war, um die Last des Kopfes tragen zu können, etwas dick ausgefallen. Die ans Fenster gerufene Mama meinte lachend, sie habe sich doch für etwas hübscher gehalten, denn ihr Konterfei habe ja gar — einen Kropf wie die alte Babette am Thore.

Der Vater aber pries sein Werk und hielt sein Wort. Die schönsten Aepfel wurden aus dem Keller heraufgeholt, und jeder der Buben erhielt einen nebst einem tüchtigen Stück Brot. Paul aber erhielt von dem Vater zwei Aepfel zugeteilt, indem er die Worte Kaiser Ludwigs des Bayern zu Seyfried Schweppermann parodierend sprach: „Jedem Manne einen Apfel, dem geschickten Modelleur aber deren zwei!"

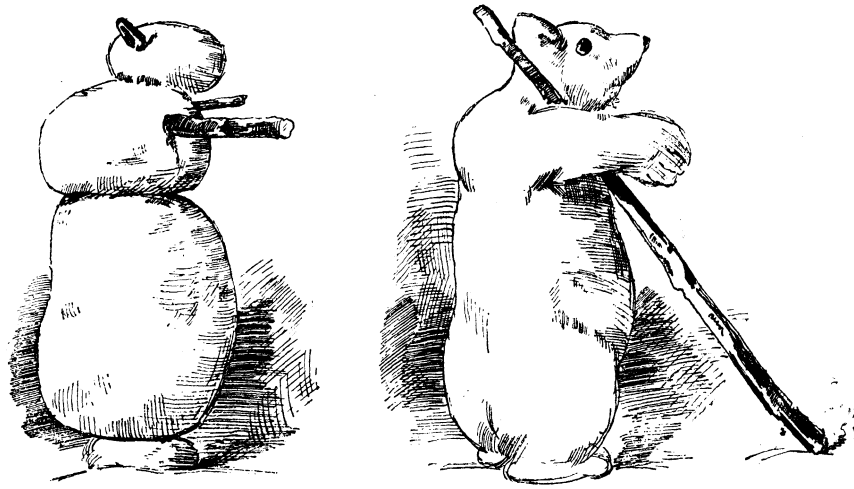
Trefflich ließen sich die Knaben den wohlverdienten Imbiß schmecken. Ihren Dank dafür aber sprachen sie nachher dadurch aus, daß sie auch einiges „Schneegetier" anfertigten: Einen riesigen Schuhu mit großen Glotzaugen und einem scharfen, aus zwei Rübschnitzen gebildeten Schnabel, ferner einen ein Männchen machenden Hasen mit echten Hasenpfoten und possierlich langen Ohren. Zuletzt aber fertigten sie gar noch einen großen, aufrecht sitzenden Bären an mit über einen Tanzstock gelegten Pratzen und weit geöffnetem Rachen, aus welchem eine aus einem Stückchen Tuch gemachte blutrote Zunge und scharfe, aus Kartoffelschnitzen bestehende Zähne hervorsahen.



Ein riesiger Schuhu mit großen Glotzaugen.

Das letztgenannte Werk war besonders gut gelungen und fand allgemeinsten Beifall bei jung und alt. Paul selbst aber meinte, einen Bären zu modellieren sei gar nicht so schwer, wenn man, wie er, schon einen lebenden gesehen habe: man müsse eben nur aufpassen, daß — kein Esel daraus werde.

Item: Versucht's auch einmal, meine jungen Freunde! und wenn es euch gelungen ist, etwas Hübsches und etwas Neues zustande zu bringen, so macht eine kleine Zeichnung davon, und sendet sie an den „Guten Kameraden" ein. Versucht einmal etwas anderes zu erfinden, z. B. ein .... Doch halt, ihr sollt euch ja selbst besinnen!



Ein großer aufrecht sitzender Bär mit weitgeöffnetem Rachen.

Rätsel.

Beider Ursprung weist zurück dich in der Alten Zeiten:
Mit i spricht der Alten Kunst, ohne i ihr Geist zu dir.

Auflösungen.

Rätselhafte Inschrift: Fix, wir haben Appetit.
Kettenworträtsel: Seefisch, Fischfang, Fangeisen, Eisenbahn, Bahnhof, Hofthor, Thorbogen, Bogenfenster, Fensterglas, Glassturz, Sturzsee. — **Rebus:** Sei treu! sei stark! und räng'st du auch vergebens — Mut ist die beste Weisheit dieses Lebens.

Gedenkt der armen Vögel!

Tief liegt der Schnee! Seit vorgestern schon fallen immer neue dichte Massen vom Himmel und in unserem Garten kann man schon fast keinen Weg mehr erkennen. Alle Bänke und der Tisch sind mit einer dichten Lage bedeckt. Gestern noch haben wir versucht, den armen Vögeln Brotkrumen und übrigen Samen aus dem Vogelbauer zu streuen, aber die neuen Flocken haben alles zugedeckt und wir finden selbst kaum den Platz noch, wo wir die Nahrung gestreut haben. Da müssen gewiß viele von den kleinen fröhlichen Sängern verhungern, wenn wir nicht schnell Rat schaffen. Der „Gute Kamerad" weiß aber immer Rat!

Durch die schweren Schneelasten ist ein Ast von der großen Silberpappel abgebrochen. Oder wir sind so frei und brechen uns einen dürren Ast, der sicher irgendwo im Garten zu finden ist, mit Vaters Erlaubnis selbst ab. Unten sägen wir ihn gerade ab und nehmen dann ein Brettchen zur Hand, welches wir in der Mitte mit einem Centrumbohrer durchbohren. Haben wir keinen solchen im Hause, so ist gewiß der Schreiner so freundlich und bohrt das Loch. Dann stecken wir den Ast, nachdem wir ihn mit einem starken Küchenmesser gespalten haben, in das Loch und treiben nun einen schmalen Holzkeil von unten in den Ast. So hält er fest in dem Brettchen (s. Figur bei a).

Stehen bei unserem Hause auf irgend einer Seite alte Bäume, so wäre das sehr schön; am schönsten freilich wäre es, wenn diese Bäume nahe dem Wohnzimmerfenster ständen. Dann würden wir das Brettchen mit vier Schrauben auf der Fensterbank befestigen, oder besser noch ein anderes größeres Brett dazwischen legen, damit die Bank nicht verdorben wird.

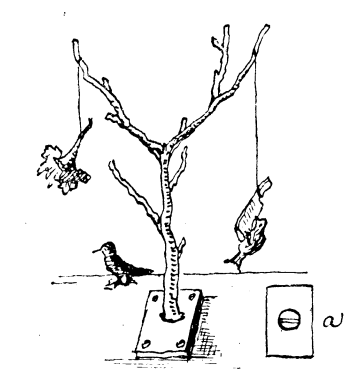
Nun betteln wir in der Küche für unsere Lieblinge! Ein Stückchen Fett fällt leicht beim Braten ab, oder wenn die Küchenbeherrscherin unerbittlich ist, so rücken wir etwas von unserem Taschengeld daran und kaufen für 5 Pfg. Fett (Bauchfett nennt es der Schlächter). Dieses binden wir mit einem Bindfaden an den Ast, so daß es frei hängt. Nun stellt euch hinter das Fenster und paßt auf!

Nicht lange dauert es, da kommen die Meisen. Zuerst setzen sie sich in den Baum und beobachten; dann schießt eine ganz lustige rasch herüber, aber gleich wieder fort. Dann gefällt ihr der Bissen, sie hakt sich mit ihren Füßchen fest und pickt lustig darauf los. Und nicht lange dauert's, so kommen fünf, sechs zu gleicher Zeit und werden so zutraulich, daß sie ans Fenster klopfen, wenn das Fett aufgezehrt ist. Vortrefflich eignet sich auch eine große Sonnenblume als Futter, denn ihre braunen Körner werden mit Begierde verzehrt.

Das eskamotierte Ei.

Nun mag es schneien was es will. Die Flocken können an dem freischwebenden Fettklumpen wohl haften, aber ihn nicht zudecken, und wenn ihr nachmacht, was der „Gute Kamerad" an seinem eigenen Fenster mit drei großen Aesten sich selbst gemacht hat, so werdet ihr viele eigene Freude haben und manchem fröhlichen Sänger durch den schlimmen Winter helfen.

Schattenrißbilder.


Gedenkt der armen Vögel

Schattenrißbilder.

Auch wer im Zeichnen ziemlich unerfahren ist, kann von seinen Freunden und Geschwistern Bildnisse von sprechender Aehnlichkeit abnehmen, und zwar in folgender Weise. Man nimmt einen Bogen Papier, der auf der einen Seite schwarz, auf der anderen weiß ist, und heftet ihn mit Stecknadeln oder Haftstiften so an die Wand des Zimmers, daß die weiße Seite nach außen sieht. Hierauf stellt man in entsprechender Entfernung eine hellbrennende Lampe auf den Tisch und läßt die Person, welche man porträtieren will, zwischen diese Lampe und die Wand treten. Da nun der Schattenriß der darzustellenden Person scharf auf den Papierschirm geworfen wird, so zeichnet man mittelst eines Bleistifts den Umriß dieses Schattens sorgfältig nach, wobei aber die zu porträtierende Person während der ganzen Dauer der Operation die vollständigste Unbeweglichkeit beobachten muß. Sind nun die Umrisse genau nachgezeichnet, so nimmt man das Papier von der Wand, überfährt den Strich da, wo er ungenügend gezeichnet war, deutlicher und schneidet dann die Zeichnung aus. Nun braucht man nur das ausgeschnittene Bild umzudrehen und auf einen Bogen weißen Papieres zu kleben. Der Schattenriß profiliert sich schwarz, und wenn man nur einige Geschicklichkeit hat, so ist die Aehnlichkeit zuweilen vollständig. Bei einiger Uebung gelangt man zu einer gewissen Kunstfertigkeit in diesem Verfahren und kann Porträts herstellen, welche denjenigen gleichkommen, welche wir im oberen Teil unseres Holzschnittes abgebildet haben. Wer mit dem Pantograph oder Storchschnabel umzugehen versteht, der kann derartig aufgenommene Schattenrisse oder Silhouetten in jedem beliebigen Maßstabe verkleinern und so vermehren.

Das eskamotierte Ei.

Man füllt einen Weinkelch halb mit Wasser, legt darüber eine Glastafel oder ein glattes, dünnes, hölzernes Brettchen und setzt auf dieses genau über die Mitte des Glaskelches eine röhrenförmig zusammengerollte und gebundene Karte und auf diese ein Ei mit einer Spitze. Nun kann man sich vermessen, das Ei in den Weinkelch zu zaubern, ohne sich beider Hände zu bedienen. Wenn man nämlich dem Brettchen mit der einen Hand einen mäßig starken Stoß nach vorne gibt, so werden Brettchen und Karte vorwärts geschleudert und jenseits des Weinkelchs niederfallen, das Ei aber vermöge seiner Schwere gerade in den Weinkelch hineinfallen.

Fragen und Antworten.

Ferd. M. in St. Ja gewiß dürfen Sie sich an uns wenden, wenn Sie bei Ihren physikalischen und chemischen Experimenten Rats bedürfen. Sagen Sie das auch Ihren Bekannten, daß von uns jede Anfrage beantwortet, in allen Angelegenheiten mit Vergnügen Auskunft erteilt wird.

S. T. Du hast ganz recht. Moltke gehörte in der That eine kurze Zeit der dänischen Armee an; erst 1822 trat er als Lieutenant in das preußische Heer ein.

X. Y. Dem deutschen Sprichwort: Wer anderen eine Grube gräbt u. s. w. entspricht das lateinische: Incidit in foream qui primus fecerat illam.

Wie man Schlittschuhlaufen lernt? möchtet ihr gern wissen. Dafür kann Rat werden. Der „Gute Kamerad" hat eine Anleitung bereits fertig gemacht und bringt sie in einer der nächsten Nummern, dabei aber für Geübte auch Anweisungen, wie man schwierige Figuren lernt u. s. w. Sorgt nur dafür, daß es bis dahin nicht taut und uns die Freude zu Wasser wird.

Fritz M. in G. Du glaubst, der Text zu dem Signal in Nummer 1 werde jeden Morgen von dem Trompeter in den Kasernen gesungen? Das ist doch ein kleiner Irrtum. Die Soldaten haben sich zu den Signalen, die sonst zu schwer zu behalten wären, selbst einen Text gemacht, hier so, dort etwas anders. Du wirst an dieser Stelle noch mehr davon hören.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Der Gute Kamerad

№ 3. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs extl. Stempel.

Lerne, was du begreifst.

General d. Inf. von Biehler.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

Er wollte sich dem Gefangenen nähern, aber der Anführer stellte sich ihm entgegen und sagte:

„Bleibt weg von ihm! Er geht Euch gar nichts an. Uebrigens muß ich Euch nun endlich fragen, wer ihr seid und was ihr hier bei uns wollt."

„Das könnt Ihr sofort erfahren. Mein Kamerad heißt Kroners, und mein Name ist Pfefferkorn. Wir — — —"

„Pfefferkorn?" wurde er unterbrochen. „Ist das nicht ein deutscher Name?"

„Mit Eurer Erlaubnis, ja."

„So hole Euch der Teufel! Ich kann Leute Eures Gelichters nicht erriechen."

„Das liegt jedenfalls nur an Eurer Nase, welche an Feineres nicht gewöhnt ist. Und wenn Ihr von Gelichter sprecht, so meßt Ihr mich wohl mit Eurer eigenen Elle."

Er hatte das in einem ganz anderen als dem bisherigen leichten Tone gesprochen. Der andere zog die Brauen zornig empor und fragte beinahe drohend:

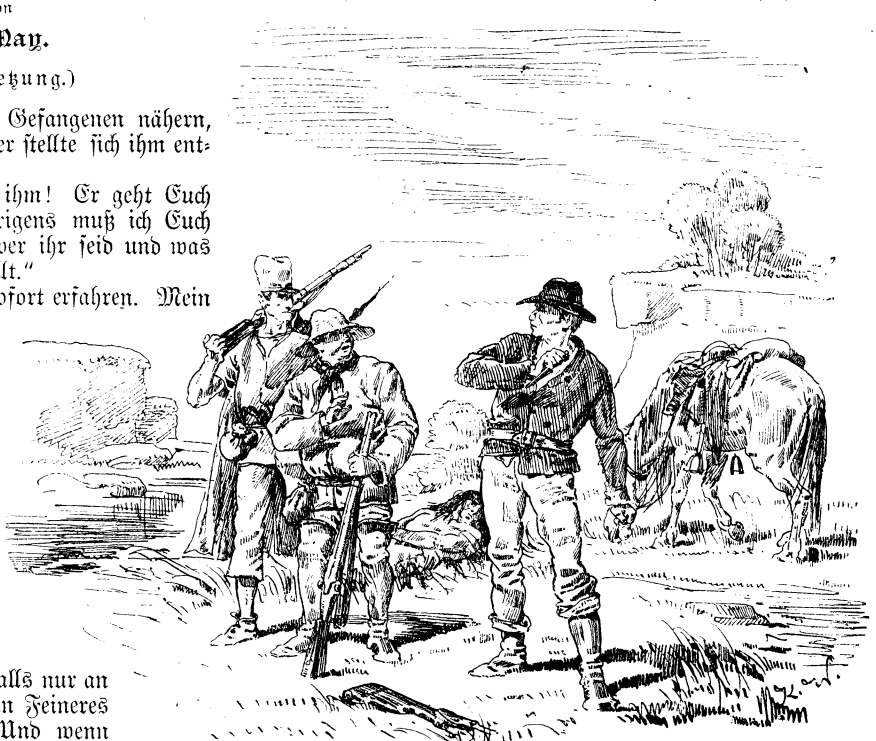
„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Die Wahrheit, weiter nichts."

„Für was haltet Ihr uns? Heraus damit!"

Er griff nach dem Messer, welches er im Gürtel stecken hatte. Jemmy machte eine verächtliche Handbewegung und antwortete ihm:

„Laßt Euren Kneif stecken, Master; mit ihm imponiert Ihr uns nicht. Ihr seid grob gegen mich gewesen und durftet nicht erwarten, daß ich Euch mit Eau de Cologne anspritze. Ein solches Herzeleid will ich der Firma Farina zu Köln am Rhein nicht anthun. Ich kann nicht dafür, daß ich Euch nicht gefalle, und es kommt mir auch gar nicht in den Sinn, Euch zuliebe hier im fernen Westen einen Frack anzuziehen, die Schöße nach vorn, und zwölfreihige Glacéhandschuhe an die Beine. Wenn Ihr uns nach unserem Habitus beurteilt, so fahrt Ihr durch Eure eigene Schuld in einen falschen Aermel. Hier gilt nicht der Rock, sondern der Mann, und der kann vor allen Dingen Höflichkeit verlangen. Ich habe Eure Frage beantwortet und nun kann ich auch Auskunft von Euch erwarten, wenn ich erfahren will, wer ihr seid."



„Laßt Euren Kneif stecken Master; mit ihm imponiert Ihr uns nicht."

Die Leute machten große Augen, als der Kleine in einem solchen Tone zu ihnen sprach. Zwar griffen noch einige andere Hände in die Gürtel, aber das resolute Auftreten des dicken Männchens hatte doch zur Folge, daß der Anführer antwortete:

„Ich heiße Walker; das genügt. Die acht anderen Namen könntet Ihr Euch doch nicht merken."

„Merken gar wohl; aber wenn Ihr meint, daß ich sie nicht zu wissen brauche, so habt Ihr sehr recht. Der Eurige genügt vollständig, denn wer Euch ansieht, der weiß auch ganz genau, wes Geistes Kind die anderen sind."

„Mann! Ist das eine Beleidigung?" fuhr Walker auf. „Wollt Ihr, daß wir zu den Waffen greifen sollen?"

„Das rate ich euch nicht. Wir haben vierundzwanzig Revolverschüsse, und wenigstens die Hälfte würdet ihr bekommen, ehe es euch gelänge, eure Schießhölzer auf uns zu richten. Ihr haltet uns für Neulinge, aber diese sind wir nicht. Wollt ihr es auf eine Probe ankommen lassen, so haben wir nichts dagegen."

Er hatte blitzschnell seine beiden Revolver gezogen, und der lange Davy hielt auch die seinigen bereits in den Händen, und als Walker nach seinem am Boden liegenden Gewehre greifen wollte, warnte Jemmy:

„Laßt die Flinte liegen! Sobald Ihr sie berührt, habt Ihr meine Kugel. Das ist das Gesetz der Prairie. Wer zuerst losdrückt, hat das Recht und ist der Sieger!"

Die Leute waren beim Erscheinen der beiden so unvorsichtig gewesen, ihre Gewehre im Grase liegen zu lassen. Jetzt wagten sie nun nicht, nach denselben zu greifen.

„'sdeath!“ meinte Walker. „Ihr thut ja ganz genau so, als ob ihr uns alle verschlingen wolltet!“

„Das fällt uns nicht ein, dazu seid ihr uns nicht appetitlich genug. Wir wollen von euch weiter gar nichts wissen, als was euch dieser Indianer gethan hat.“

„Geht das euch etwas an?“

„Ja. Wenn ihr euch ohne Grund an ihm vergreift, so befindet sich dann jeder andere Weiße ohne Schuld in der Gefahr, von der Rache der Seinigen getroffen zu werden. Also, warum habt ihr ihn gefangen genommen?“

„Weil es uns so gefiel. Er ist ein roter Schurke; das ist Grund genug. Eine weitere Antwort werdet ihr nicht bekommen. Ihr seid nicht unsere Richter, und wir sind keine Knaben, welche dem ersten besten Bescheid geben.“

„Diese Antwort genügt vollständig für uns. Wir wissen nun, daß euch der Mann keinen Grund zur Feindseligkeit gegeben hat. Ganz überflüssigerweise will ich ihn auch selbst noch fragen.“

„Den, fragen?“ lachte Walker höhnisch und seine Gefährten stimmten in das Gelächter ein. „Der versteht kein Wort englisch und hat uns mit keiner Silbe geantwortet.“

„Ein Indianer antwortet seinen Feinden nicht, wenn er gefesselt ist und vielleicht habt ihr ihn so behandelt, daß er euch selbst dann, wenn ihr ihm die Banden abnehmt, kein Wort hören ließe.“

„Prügel hat er bekommen; das ist richtig.“

„Prügel?“ rief Jemmy. „Seid ihr von Sinnen! Einen Indianer prügeln! Wißt ihr nicht, daß dies eine Beleidigung ist, welche nur mit Blut gesühnt werden kann?“

„Er mag sich unser Blut holen; nur bin ich neugierig, wie er das anfangen wird.“

„Sobald er frei ist, wird er es euch zeigen.“

„Frei wird er niemals wieder sein.“

„Wollt ihr ihn töten?“

„Was wir mit ihm thun werden, das geht euch nichts an, verstanden! Die Rothäute muß man zertreten, wo man sie nur immer findet. Jetzt habt ihr unseren Bescheid. Wollt ihr, bevor ihr euch von dannen macht, mit dem Kerl einmal sprechen, so habe ich nichts dagegen. Er versteht euch nicht und ihr seht beide nicht so aus, als ob man euch für Professoren der Indianersprachen halten müsse. Ich bin also sehr begierig, der Unterhaltung beizuwohnen.“

Jemmy zuckte verächtlich die Achsel und wendete sich zu dem Indianer.

Dieser hatte mit halbgeschlossenen Augen dagelegen und mit keinem Blicke, keiner Miene verraten, ob er von dem Gespräch ein Wort verstehe. Er war noch jung, ganz so, wie der Dicke gesagt hatte, vielleicht achtzehn Jahre alt. Sein dunkles, schlichtes Haar war lang; keine Frisur zeigte an, zu welchem Stamme er gehöre. Das Gesicht war nicht bemalt, und sogar die Scheitellinie seines Kopfes war nicht mit Ocker oder Zinnober gefärbt. Er trug ein weichledernes Jagdhemd und hirschlederne Leggins, beide an den Nähten ausgefranst. Zwischen diesen Fransen war kein einziges Menschenhaar zu sehen, ein Zeichen, daß der junge Mann noch keinen Feind getötet habe. Die zierlichen Mokassins waren mit Stachelschweinsborsten geschmückt, ganz wie Jemmy vermutet hatte. In dem roten Zeugstücke, welches er als Gürtel um die Hüften geschlungen hatte, war keine Waffe zu sehen; aber drüben am jenseitigen Ufer, wo das Pferd sich jetzt wieder aufgerichtet hatte und das Wasser des Baches mit Begierde zu schlürfen begann, lag ein langes Jagdmesser und am Sattel hing ein mit Klapperschlangenhaut überzogener Köcher und ein Bogen, welcher aus den Hörnern des Bergschafes verfertigt war und vielleicht den Preis von zwei oder drei Mustangs hatte.

Diese einfache Bewaffnung war ein sicherer Beweis, daß der Indianer nicht in feindlicher Absicht in diese Gegend gekommen war. Sein Gesicht war in diesem Augenblicke ohne allen Ausdruck. Der Indsman ist zu stolz, vor Fremden oder gar Feinden seine Gefühle merken zu lassen. Seine Züge waren noch jugendlich weich. Die Backenknochen traten zwar ein klein wenig hervor, doch that dies der Physiognomie nicht den mindesten Eintrag. Als Jemmy jetzt zu ihm trat, öffnete er zum erstenmal die Augen vollständig. Sie waren schwarz wie glänzende Kohle, und ein freundlicher Blick aus ihnen traf den Jäger.

„Mein junger roter Bruder versteht die Sprache der Bleichgesichter?“ fragte der Jäger.

„Ja,“ antwortete der Gefragte. „Woher weiß dies mein älterer weißer Bruder?“

„Ich sah an dem Blicke deines Auges, daß du uns verstanden hast.“

„Ich habe gehört, daß du ein Freund der roten Männer bist. Ich bin dein Bruder.“

„Will mir mein junger Bruder sagen, ob er einen Namen hat?“

Eine solche Frage ist für einen älteren Indianer eine schwere Beleidigung, denn wer noch keinen Namen hat, der hat noch nicht durch irgend eine That seinen Mut bewiesen und wird nicht zu den Kriegern gerechnet. Bei der Jugend dieses Gefangenen aber konnte Jemmy sich diese Frage erlauben. Dennoch antwortete der Jüngling:

„Meint mein guter Bruder, daß ich feig bin?“

„Nein, doch bist du ja noch zu jung, als daß du ein Krieger sein könntest.“

„Die Bleichgesichter haben den roten Männern gelehrt, bereits jung zu sterben. Mein Bruder mag mir das Jagdhemd auf der Brust öffnen, um zu erfahren, daß ich einen Namen besitze.“

Jemmy bückte sich nieder und nestelte das Jagdhemd auf. Er zog drei rotgefärbte Federn des Kriegsadlers hervor.

„Ist's möglich!“ rief er aus. „Ein Häuptling kannst du doch nicht sein!“

„Nein,“ lächelte der Jüngling. „Ich darf die Federn des Mah-fisch tragen, weil ich Wohkadeh heiße.“

Diese beiden Worte gehören der Mandanersprache an, das erstere heißt Kriegsadler, und das letztere ist der Name für die Haut eines weißen Büffels. Da die weißen Büffel aber höchst selten sind, so gilt das Erlegen eines solchen bei manchen Stämmen mehr als das Töten mehrerer Feinde und berechtigt sogar zum Tragen der Federn des Kriegsadlers. Der junge Indianer hatte einen solchen Büffel erlegt und infolgedessen den Namen Wohkadeh erhalten.

Das war an und für sich nichts Seltsames; nur erstaunten Davy und Jemmy darüber, daß der Name der Mandanersprache entnommen war. Die Mandans gelten für ausgestorben. Darum fragte der Kleine:

„Welchem Stamme gehört mein roter Bruder an?“

„Ich bin ein Numangkake und zugleich ein Dakota.“

Numangkake nannten sich die Mandans selbst, und Dakota ist der Sammelname aller Siouxstämme.

„So bist du von den Dakota angenommen worden?“

„So, wie mein weißer Bruder sagt. Der Bruder meiner Mutter war der große Häuptling Mah-to-toh-pah. Er trug diesen Namen, weil er vier Bären auf einmal getötet hatte. Die weißen Männer kamen und brachten uns die Blattern. Mein ganzer Stamm erlag denselben bis auf wenige, welche, um den vorangegangenen nach den ewigen Jagdgründen zu folgen, die Sioux reizten und von denselben erschlagen wurden. Mein Vater, der tapfere Wah-kih (Schild), wurde nur verwundet und später gezwungen, ein Sohn der Sioux zu werden. So bin ich ein Dakota, aber mein Herz gedenkt der Ahnen, welche der Große Geist zu sich gerufen hat.“

„Die Sioux befinden sich jetzt jenseits der Berge. Wie kommst du über dieselben herüber?“

„Ich komme nicht von den Bergen, welche mein Bruder meint, sondern vom hohen Gebirge im Westen herab und habe einem kleinen weißen Bruder eine wichtige Botschaft zu bringen.“

„Dieser weiße Bruder wohnt hier in der Nähe?“

„Ja. Woher weiß mein älterer weißer Bruder das?“

„Ich folgte deiner Spur und hab' gesehen, daß du dein Pferd antriebst wie einer, der sich nahe am Ziele befindet.“

„Du hast richtig gedacht. Ich wäre nun jetzt am Ziele; aber diese Bleichgesichter verfolgten mich; mein Pferd war zu abgemattet und konnte den Sprung über dieses Wasser nicht thun; es stürzte. Wohkadeh kam unter dasselbe zu liegen

und verlor die Besinnung; als er erwachte, war er mit Riemen gebunden.

Und in der Siouxsprache fügte er knirschend hinzu:

„Es sind Feiglinge. Neun Männer fesseln einen Knaben, dessen Seele von ihm gewichen ist! Hätte ich mit ihnen kämpfen können, so gehörten jetzt ihre Skalpe mir."

„Sie haben dich sogar geschlagen!"

„Sprich nicht davon, denn jedes dieser Worte riecht nach Blut. Mein weißer Bruder wird mir die Fesseln abnehmen, und dann wird Wohkadeh als Mann an ihnen handeln."

Er sagte das mit solcher Zuversichtlichkeit, daß der dicke Jemmy lächelnd fragte:

„Hast du nicht gehört, daß ich ihnen nichts zu befehlen habe?"

„O, mein weißer Bruder fürchtet sich vor hundert solchen Männern nicht. Ein jeder von ihnen ist Wakon kaneh (ein altes Weib)."

„Meinst du? Woher kannst du wissen, daß ich mich vor ihnen nicht fürchte?"

„Wokadeh hat offene Augen. Er hörte von den beiden berühmten weißen Kriegern oft sprechen, welche Davy-honskeh und Jemmy-petahtscheh[1]) genannt werden, und hat sie an ihren Gestalten und Worten erkannt."

Der kleine Jäger wollte antworten, wurde aber von Walker unterbrochen:

„Halt, Mann! So haben wir nicht gewettet! Ich habe Euch zwar erlaubt, mit dem Kerl zu reden; aber das muß in englischer Sprache geschehen. Euer Kauderwelsch kann ich nicht dulden; denn ich muß da gewärtig sein, daß ihr miteinander gegen uns Pläne schmiedet. Uebrigens genügt es uns, erfahren zu haben, daß er des Englischen mächtig ist. Wir brauchen euch nun nicht mehr, und ihr könnt also dahin gehen, woher ihr gekommen seid. Und wenn das nicht schnell geschieht, so werde ich euch Beine machen!"

Jemmys Blick flog zu Davy hinüber, und dieser gab ihm mit einer Wimper einen Wink, den niemand bemerkte. Für den Dicken aber war dieses blitzschnelle Zucken des Auges verständlich genug. Der Lange hatte ihn auf die Büsche aufmerksam gemacht, welche seitwärts von ihm standen. Jemmy richtete einen kurzen, aber scharf forschenden Blick hinüber und bemerkte, daß nahe am Boden die Läufe zweier Doppelgewehre ein wenig zwischen den Zweigen hervorragten. Dort lagen also zwei Männer im Anschlage. Wer waren sie? Freunde oder Feinde? Die Sorglosigkeit, welche Davy zeigte, beruhigte ihn. Er antwortete Walker:

„Die Beine, welche Ihr mir machen wollt, möchte ich wohl sehen! Ich habe keine solche Veranlassung zum schnellen Davonlaufen wie ihr."

„Wie wir? Wem sollten wir davonlaufen?"

„Demjenigen, dem gestern noch diese beiden Pferde gehört haben. Verstanden?"

[1]) In der Siouxsprache s. v. w. „der lange Davy und der kurze Jemmy".

Er deutete bei diesen Worten auf zwei braune Wallachen, welche eng nebeneinander standen, als ob sie wüßten, daß sie zusammen gehörten.

„Was?" rief Walker. „Wofür haltet Ihr uns? Wir sind ehrliche Prospekters, welche hinüber nach Idaho wollen, wo jetzt neue Goldlager entdeckt worden sind."

„Und weil es euch zu dieser Reise an den nötigen Pferden mangelt, so seid ihr nebenbei auch eben so ehrliche Horse-pilfers. Uns täuscht ihr nicht!"

„Mann, sag noch ein Wort, so schieße ich dich nieder! Wir haben alle diese Pferde gekauft und bezahlt."

„Wo denn, mein ehrlicher Master Walker?"

„Bereits unten in Omaha."

„So! Und da habt ihr euch dort wohl auch gleich einen Vorrat von Hufschwärze mitgenommen? Warum sind denn die beiden Braunen so frisch, wie aus der Fenz heraus? Warum haben sie frisch geschwärzte Hufe, während eure anderen Gäule abgetrieben sind und in den verwahrlosesten Pantoffeln laufen. Ich sage euch, daß die Braunen noch gestern einen anderen Herrn gehabt haben und daß der Diebstahl von Pferden hier im fernen Westen mit dem schönen Tode durch den Strang bestraft wird."

„Lügner! Verleumder!" brüllte Walker, sich nach seinem Gewehre bückend.

„Nein, er hat recht!" ertönte eine Stimme zwischen den Büschen hervor. „Ihr seid elende Pferdediebe und sollt euren Lohn haben. Schießen wir sie nieder, Martin!"

„Nicht schießen!" rief der lange Davy. „Nehmt die Kolben! Eine Kugel sind sie nicht wert."

Er holte mit dem umgekehrten Gewehre aus und versetzte Walker einen Hieb, daß er besinnungslos zu Boden stürzte. Aus den Büschen sprangen zwei Gestalten, ein kräftiger Knabe und ein älterer Mann, mit hoch erhobenen Gewehren hervor und warfen sich auf die angeblichen Prospekters.

Jemmy hatte sich niedergebückt und mit zwei schnellen Schnitten die Fesseln Wohkadehs gelöst. Dieser schnellte empor, sprang auf einen der Feinde zu, ergriff ihn beim Genick, riß ihn nieder und schleuderte ihn über das Wasser hinüber, wo sein Skalpmesser lag. Kein Mensch hätte ihm eine solche Körperstärke zugetraut. Ihm nachspringen, das Messer mit der Rechten ergreifen, auf den Feind knieen und dessen Haarschopf mit der Linken erfassen, das war das Werk eines Augenblickes.

„Help — help — for Gods sake — help!" kreischte der Mann in höchster Todesangst auf.

Wohkadeh hatte das Messer zum tödlichen Stoße erhoben. Sein blitzendes Auge fiel auf das vor Entsetzen verzerrte Gesicht des Feindes — und seine Hand sank mit dem Messer nieder.

„Hast du Angst?" fragte er.

„Ja, o Gnade, Gnade!"

„Sag', daß du ein Hund bist!"

„Gern, sehr gern! Ich bin ein Hund!"

„So bleib' zu deiner Schande leben; ein Indianer stirbt mutig und ohne Klage, du aber wimmerst um Barmherzigkeit. Wohkadeh kann den Skalp eines Hundes nicht tragen. Du hast mich geschlagen; dafür gehörte deine Kopfhaut mir; aber ein räudiger Hund kann keinen roten Mann beleidigen. Lauf fort; es ekelt Wohkadeh vor dir!"

Er gab ihm einen Tritt mit dem Fuße. Im nächsten Augenblicke war der Mann verschwunden.

Das alles war viel, viel schneller geschehen, als man es zu erzählen vermag. Walker lag am Boden, ein anderer neben ihm; die übrigen hatten sich schleunigst aus dem Staube gemacht. Ihre Pferde waren ihnen nachgelaufen; die beiden Braunen standen noch da und rieben ihre Köpfe an den Schultern der beiden Helfer, welche sich so unerwartet eingestellt hatten.

Der Knabe mochte ungefähr das sechzehnte Jahr zurückgelegt haben, doch war sein Körper über dies Alter hinaus entwickelt. Heller Teint, blondes Haar und blaugraue Augen wiesen auf germanische Abstammung hin. Er war barhäuptig und ganz in blaues Leinen gekleidet. In seinem Gürtel steckte ein Messer, dessen Griff von seltener indianischer Arbeit war, und das Doppelgewehr, welches er in der Hand hielt, schien für ihn fast zu schwer zu sein. Seine Wangen hatten sich im Kampfe hoch gerötet, aber er stand doch so ruhig da, als ob es etwas für ihn ganz Gewöhnliches gegeben hätte. Wer ihn jetzt betrachtete, war jedenfalls geneigt, anzunehmen, daß solche Scenen, wie die eben vergangene, für ihn nichts Seltenes seien.

Einen eigentümlichen Anblick bot sein Begleiter. Dieser war ein kleiner, schmächtiger Mann, dessen Gesicht von einem dichten, schwarzen Vollbarte umrahmt war. Er trug indianische Schuhe und Lederhosen und dazu einen dunkelblauen Frack, welcher mit hohen Achselbuffen, Batten und blank geputzten Messingknöpfen versehen war. Dieses letztere Kleidungsstück stammte wohl aus dem ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts. Damals wurde ja ein Tuch fabriziert, welches für eine Ewigkeit gemacht zu sein schien. Freilich war der Frack außerordentlich verschossen und an den Nähten fleißig mit Tinte aufgefärbt, aber es war noch kein einziges Löchlein darin zu bemerken. Solchen alten Kleidungsstücken begegnet man im „far West" sehr oft. Dort geniert es keinen, ein altmodisches Habit zu tragen, denn bei den dortigen Verhältnissen gilt der Mann mehr als das Kleid.

Auf dem Kopfe trug der kleine Mann einen riesigen schwarzen Amazonenhut, den eine große, gelb gefärbte, unechte Straußenfeder schmückte. Dieses Prachtstück hatte jedenfalls vor Jahren irgend einer Lady des Ostens gehört und war dann durch ein launenhaftes Schicksal nach dem fernen Westen verschlagen worden. Da seine außerordentlich breite Krämpe sehr gut gegen Sonne und Regen schützte, so hatte sich der jetzige Besitzer gar keine Skrupel ge-

macht, ihm die gegenwärtige Bestimmung zu geben.

Bewaffnet war das Männchen nur mit Büchse und Messer. Selbst der Gürtel fehlte, ein sicheres Zeichen, daß der Kleine sich jetzt nicht auf einem weiten Jagdzuge befand.

Er schritt auf der kleinen Walstatt hin und her und betrachtete sich einige Gegenstände, welche von den Besiegten in der Eile der Flucht zurückgelassen worden waren, dabei konnte man bemerken, daß er mit dem linken Fuße hinkte; Wohkadeh war der erste, welchem dieser Umstand auffiel. Er trat zu ihm, legte ihm die Hand an den Arm und fragte:

„Ist mein weißer Bruder vielleicht der Jäger, welchen die Bleichgesichter den Hobbel-Frank nennen?"

Der Kleine nickte ein wenig überrascht und antwortete bejahend in englischer Sprache. Da deutete der Indianer auf den jungen Weißen und erkundigte sich weiter: „Und dieser hier ist Martin Baumann, der Sohn des berühmten Mato-poka?"

Mato-poka ist ein aus der Sioux- und Utahsprache zusammengetragenes Wort und bedeutet „Bärentöter".

„Ja," antwortete der Gefragte.

„So seid ihr es, die ich suche."

„Zu uns willst du? Willst du vielleicht etwas kaufen? Wir haben nämlich ein Store und handeln mit allem, was einem Jäger von nöten ist."

„Nein. Ich habe eine Botschaft an euch auszurichten."

„Von wem?"

Der Indianer dachte eine kurze Weile nach, warf einen forschenden Blick rundum und antwortete dann: „Hier ist nicht der Ort dazu, euer Wigwam liegt nicht weit von hier an diesem Wasser?"

„Ja. In einer Stunde können wir dort sein."

„So laßt uns dahin gehen. Wenn wir an eurem Feuer sitzen, werde ich euch mitteilen, was ich euch zu sagen habe. Kommt!"

Er sprang über das Wasser, holte sein Pferd herüber, welches ihn nun wohl die kurze Strecke noch zu tragen vermochte, stieg auf und ritt davon, ohne sich umzusehen, ob die andern ihm auch folgten.

„Der macht kurzen Prozeß!" meinte der Kleine.

„Soll er Euch etwa eine Rede halten, welche noch dünner und länger ist, als ich bin?" lachte der lange Davy. „So ein Roter weiß sehr genau, was er thut, und ich rate Euch, ihm augenblicklich zu folgen."

„Und ihr? Was werdet ihr thun?"

„Wir reiten mit. Wenn Euer Palast sich in so großer Nähe befindet, so wäre es ja die niederträchtigste Unhöflichkeit von Euch, wenn Ihr uns nicht auf einen Schluck und zwei Bissen einladen wolltet. Und da Ihr einen Kramladen habt, so können wir Euch vielleicht einige Dollars zu verdienen geben."

„So! Habt ihr denn einige Dollars bei euch?" fragte der Kleine in einem Tone, welcher hören ließ, daß er die beiden Jäger nicht gerade für Millionäre halte.

„Das geht Euch erst dann etwas an, wenn wir kaufen wollen. Verstanden?"

„Hm, ja freilich! Aber wenn wir jetzt fortgehen, was soll dann mit den Kerls werden, die uns die zwei Pferde gestohlen haben. Wollen wir nicht wenigstens ihren Anführer, diesem Walker, ein Andenken hinterlassen, welches ihn an uns erinnert?"

„Nein. Laßt sie laufen, Mann. Sie sind feige Diebe, die vor einem Bowiemesser davonlaufen. Es macht Euch keine Ehre, wenn Ihr Euch noch länger mit ihnen beschäftigt. Die Pferde habt Ihr ja wieder. Damit basta!"

„Hättet Ihr nur besser ausgeholt, als Ihr ihn niederschlugt. Der Kerl hat nun das Bewußtsein verloren."

„Ich habe das mit Absicht gethan. Es ist kein sehr angenehmes Gefühl, einen Menschen erschlagen zu haben, den man auf andere Weise unschädlich machen kann."

„Na, recht mögt Ihr haben. Kommt also zu euren Pferden!"

„Wie? Ihr wißt, wo unsere Pferde sind?"

„Freilich. Wir müßten sehr schlechte Westmänner sein, wenn wir nicht vorher rekognosciert hätten, bevor wir euch unsere Anwesenheit merken ließen. Als wir entdeckten, daß uns zwei Pferde gestohlen worden seien, folgten wir der Spur der Diebe. Leider machten wir diese Entdeckung so spät, daß wir die Kerls erst hier einzuholen vermochten. Die Pferde weideten im Freien, und wir pflegen uns erst am Abend um sie zu bekümmern. Kommt!"

(Fortsetzung folgt.)

„Nicht schießen!" rief der lange Davy. „Nehmt die Kolben . . ."

Wolferl und Nannerl.

Eine Episode aus Mozarts Jugendleben.

Wer heute vom Rathausplatze in Salzburg rechts in die lebhafte Getreidegasse einlenkt, der erblickt, schräg gegenüber dem Gasthause „Zur Krone", ein hohes Haus, das eine Tafel als „Mozarts Geburtshaus" kennzeichnet.

Es war Ende September 1762. Auf den sommers über so herrlichen Gefilden von Salzburg lagerte schon der Herbst. Frühe Reife hatten die grünen Blätter entfärbt und die Blüten auf den Wiesen geknickt. Die Abendsonne warf ihre letzten Strahlen in ein Zimmer des dritten Stockwerkes im obenerwähnten Hause, in welchem Leopold Mozart, der Vicekapellmeister der fürsterzbischöflichen Musik wohnte. Vater Mozart hatte früher Rechtsgelahrtheit studiert, war dann Kammerdiener des Grafen von Thurn, als geschulter Musikus, der einen „Versuch einer gründlichen Violinschule" dann Oratorien und Opernstücke geschrieben hatte, Vicekapellmeister unter dem Salzburger Erzbischof Sigismund Christoph Graf von Schrattenbach, geworden. Leopold Mozart war ein kenntnisreicher, strenger Rechtlicher, dabei auch frommer Mann, den der Himmel eine brave Frau und sieben

Kinder geschenkt hatte. Fünf der letzteren holte er wieder heim und nur ein Söhnlein, Wolfgang Amadeus, geboren 27. Juni 1756, und eine 1751 geborene Tochter, Maria Anna, blieben am Leben. Die beiden Kinder fanden an dem Vater einen tüchtigen Lehrer und Erzieher, an der Mutter eine liebevolle Pflegerin.

An diesem Abende nun herrschte in der Wohnung Mozarts ein recht geschäftiges Leben. Vater Mozart packte mit Hilfe eines Tischlers ein großes Klavier, damals eigentlich noch Clavecin, ein, und die Mutter füllte einen großen Reisekoffer mit Kleidern, Wäsche und sonstigen Bedürfnissen für eine weite Reise. Endlich war des Packens ein Ende, der Gehilfe raffte seine Werkzeuge zusammen und entfernte sich; die Mutter hatte den Schlüssel vom Koffer abgezogen und ihn dem Gatten übergeben, der ihn sorgfältig verbarg.

„Gott gebe dir und unseren Kindern wieder Glück und Segen auf die weite Reise nach Wien, wie er euch beschützt hat auf der Fahrt nach München," sagte Mutter Mozart.

„Und er erhalte dich während unserer Abwesenheit gesund im Hause," entgegnete Vater Mozart und küßte seine treue Lebensgefährtin auf die Stirne.

„Wo ist der Wolferl und die Nannerl?" rief der Vater zur geöffneten Thüre hinaus.

„Da sind wir schon, lieber Papa," antwortete eine helle Kinderstimme und der damals sechsjährige Wolfgang, den der Vater im Landesdialekte verkürzt nur „Wolferl" nannte, sprang in das Zimmer, seine elfjährige Schwester an der Seite. Hinter ihnen trat, mit einer Geige in der Hand, der fürsterzbischöfliche Hoftrompeter Schachtner ein, der ein werter Hausfreund von Vater Mozart war und vom kleinen Wolfgang häufig besucht wurde.

Der Knabe, der eine herzinnige Liebe zu seinen Eltern hatte, lief zuerst auf den Vater zu, den er ein halbdutzendmal abküßte, dann eilte er zur Mutter und machte bei dieser das Dutzend der Liebkosungen voll.

„Bist du mir böse, lieber Papa?" fragte Mozart. Es war das so seine Art, die Eltern im Tage über hundertmal um den Stand ihrer Liebe zu ihm zu befragen.

„Nein, Wolferl," antwortete der Vater und strich dem Knaben die Locken aus der Stirne; er wußte ja, daß er mit einer strafenden Miene seinem gefühlvollen Söhnlein die Thränen in die großen glänzenden Augen getrieben hätte. Als Wolferl von der Fortdauer der väterlichen Liebe überzeugt war, ging er nach einem Nebengemache, worin eine kleine Geige an der Wand hing.

„Ja, lieber Freund," hub jetzt der Hoftrompeter an, „der Wolferl war bei mir und spielte auf meiner Violine, die ich, ihres weichen Tones halber, die Buttergeige nenne. Der Kleine behauptet in allem Ernste, meine Geige wäre um einen Achtelton tiefer gestimmt als seine eigene, und du als trefflicher Geigenkenner sollst die Sache untersuchen."

Kopfschüttelnd entgegnete Vater Mozart: „Wo mein Wolferl das Klavierspielen gelernt hat, das weiß ich. Als ich damals meine siebenjährige Nannerl unterrichtete, sah uns der Knirps zu und kroch in einem Alter von drei Jahren nach dem Klavier hinauf, suchte sich mit den kleinen Fingern seine Terzen und harmonierenden Intervalle zusammen, dann lachte er vor Freude hellauf, wenn ich ihm sagte, daß er keinen Mißgriff gemacht habe.

Im vierten Jahre lernte er in einer halben Stunde eine kleine Menuette (gemäßigter Tanz) auswendig, im fünften phantasierte er sich Lieder und Melodien zusammen. Ich habe eine ganze Mappe dieser Kompositionen vollgeschrieben, sogar ein Konzert mit Trompeten und Pauken steckt darunter, das den geübtesten Musikern Schwierigkeiten macht. Speise und Trank, sogar Spiel und Vergnügen hat er vergessen und gar oft mußte ihn die Mutter wegtragen, wenn er vor Müdigkeit auf der Klaviatur eingeschlafen war. Wo Wolferl das Geigen gelernt hat, das ist mir ein Rätsel, vielleicht von den Engeln im Himmel, den er ja erst vor sechs Jahren verlassen hat."

Der Knabe hatte mittlerweile eine kleine Geige herbeigebracht, die er seinem Vater reichte. Dieser prüfte mit einigen Bogenstrichen die Stimmung derselben, dann ebenso aufmerksam die der Buttergeige seines Freundes. Mit einem Blicke tiefsten Staunens auf den Knaben legte er die Instrumente zur Seite und sagte:

„Es ist so, wie Wolferl behauptet, deine Geige ist um einen Achtelton tiefer als seine eigene."

Wolferl und Nannerl mit ihrem Vater musizierend.

„Du weißt nicht, wo unser Wolferl das Geigen erlernt hat, aber ich weiß es, wo er das Rechnen lernt," fiel die Mutter ein, „denn die Zimmerböden, die Wände in der Küche, das Fleischbrett sind mit Ziffern und Zahlen vollgeschmiert, an denen Wolferl studiert, wie die Gelehrten auf der Hochschule."

„Aber heute wird nichts mehr daraus," sagte Vater Mozart, „ihr Kinder müßt zeitig in das Bett, denn auf der Reise, die wir in einigen Tagen antreten, braucht ihr einen gekräftigten Körper. Du weißt ja, Wolferl, es geht auf Wien zu, vielleicht kommen wir vor die kaiserlichen Majestäten. Ich hoffe, daß ihr mir dort Ehre machen werdet, wie ihr es im heurigen Frühjahre vor dem Kurfürsten von Bayern gethan habt."

„Gewiß, Papa," riefen die Kinder wie aus einem Munde. Wolferl aber setzte hinzu:

„Ja, Papa, ich will dir immer Freude machen; wenn du einmal alt bist, dann will ich dich in einer Kapsel, vorne mit einem Glase, vor aller bösen Luft bewahren, um dich immer und in Ehren bei mir zu behalten."

Nannerl, das ruhig und schüchtern angelegte Töchterlein, trat zum Vater und zur Mutter, küßte beide auf die Stirne und entfernte sich nach dem Schlafgemache.

Wolferl aber schien den Befehl des Vaters schon vergessen zu haben. Auf einen Wink des Vaters griff der Hoftrompeter nach einer an der Wand hängenden Posaune und wollte diese an den Mund setzen. Kaum hatte Wolferl dieses wahrgenommen, als er seine Hände bittend erhob. Er hatte eine so große Scheu vor der Trompete, daß er unter deren Geschmetter erbleichen und krampfhaft zusammenstürzen konnte. Später aber verstand es der genialste Komponist, mit den Fanfaren in seinen Opern die ergreifendste Wirkung hervorzubringen. Lächelnd hing Schachtner die Trompete wieder an die Wand; Wolferl sprang nach dem Fenster. Dort stand ein Käfig mit einem Kanarienvogel und einem Stieglitz, die ja die Lieblinge des Knaben waren. Er pfiff ihnen eine Arie vor und die Vögel sangen der scheidenden Abendsonne nach. Dann ging er zum Vater. Dieser mußte ihn auf einen Sessel stellen. Wolferl sang dann ein Abendlied, das er sich selbst komponiert hatte. Der Vater sang die zweite Stimme. Ein Wehen der Andacht war in dem Liede fühlbar und Wolferls bleiches Antlitz hob sich gen Himmel; die Sonne warf einen letzten Strahl auf die kleine Gruppe, und leise verklang das „Amen". Nun ging es über den Vater her, denn „nach Gott kommt gleich der Papa" war ja das tägliche Wort des liebenden Kindes. Mit innigster Zärtlichkeit umgriff Wolferl mit seinen schönen kleinen Händchen das Gesicht seines Vaters und küßte diesen sanft auf die Nasenspitze, wie er es bis in sein zehntes Jahr zu thun gewohnt war. Dem Hausfreund „gute Nacht" wünschend, ließ er sich von seiner Mutter in das Schlafgemach führen.

Draußen auf Salzburgs Gefilden entschlummerte sanft die Natur, drinnen aber im stillen Gemache entschlummerte ein „Wunderkind" und sein Genius hielt Wache am kleinen Bettlein.

Drei Tage später rollte ein schwerbepackter Reisewagen auf der Straße, die von Salzburg nach Passau führt, durch die herbstlich stille Landschaft dahin. Damals gab es noch keine Eisenbahnen und recht langdauernd war eine solche Fahrt. Auf dem Gefährte saßen Vater Mozart und seine zwei Kinder, während der Kutscher rüstig an der Seite schritt. Es war eine Kunstreise, die der Vater mit seinen Kindern unternahm. Er hatte ja in den letzten Jahren seine einträglichen Lektionen aufgegeben und sich ganz dem Unterrichte seiner Kinder gewidmet. So konnte er Nannerl mit Recht „eine der geschicktesten Klavierspielerin von Europa" nennen, und dem Wolferl hatten ja schon die Engel in der Wiege vormusiziert. Um seinen Kindern im Auslande einen Ruf und damit sich und ihnen einen Verdienst zu verschaffen, war der Zweck von Mozarts Kunstreisen. Diese mußten im Herbst vorgenommen werden, weil zu dieser Zeit die Herrschaften von ihren Sommersitzen nach der Residenz zurückgekehrt waren. Zeitungen, die beim Auftauchen von neuen Gestirnen am musikalischen Himmel die Welt blitzschnell in Kenntnis setzten, gab es damals wenig oder gar nicht. Recht langsam, nur von Mund zu Mund, war der Ruf der „Wunderkinder" von Salzburg nach Passau, der uralten Bischofsstadt, gedrungen; aber schneller erfolgte von dort eine Einladung, daß der Wolfgang Amadeus Mozart die „Gnade haben soll," vor dem Bischof zu spielen.

Die Künstlerfamilie langte endlich in Passau an. Fünf Tage mußten sie zuwarten, bis sie vor dem Bischof auftreten durften. Dann kam das glänzende Honorar in Gestalt eines einzigen Dukaten, während die Reise von Salzburg nach Passau schon fünf verschlungen hatte.

Bangen Herzens suchte Vater Mozart die „Ordinari" auf, auf welcher er den „billigsten Weg" nach Wien machen wollte. Die „Ordinari" war ein Holzschiff größerer Bauart, das an bestimmten Tagen von Ulm, Regensburg, Passau oder Linz abfuhr und nach der Abgangsstation getauft ward. Sie war die einzige „Wasserpost", der sich die ganze reisende Welt, die auf der Donau nach Wien steuern wollte, bediente. Glücklicherweise fand sich noch ein Platz für die drei „Musikanten" und das Klavier. An einem taufrischen Morgen fuhr die „Ordinari" von Passau ab. Was gab es da für eine gemischte Gesellschaft. Auf dem Dache saßen Handwerksbursche mit Knotenstock und Lederhut, die nach der lustigen Kaiserstadt Wien wollten, bayrische und schwäbische Mädchen, die unten im schönen Oesterreich einen Dienst suchten. Käsehändler aus der Schweiz und Schneckenhändler aus Ulm wechselten ihre Plätze mit silberbeschlagenen Bauern aus Oberösterreich, diese wieder mit Professoren und Studenten aus Wien, die während der Ferien im Alpengebiete an den Grundfesten der Erde geklopft oder Blumen und Kräuter für ihre Botanisierbüchsen gesammelt hatten.

Die Fahrt ging anfangs im herrlichen Donauthale zwischen himmelhohen Bergen hindurch, dann kamen Inseln und bebuschte Auen, und noch am späten Abend desselben Tages landete das Schiff in Linz, wo Vater Mozart ein Konzert veranstaltete. Die Einnahme war gering. Anno 1762 war ja Oesterreich in den „Siebenjährigen Krieg" mit Preußen verwickelt und auch das Land ob der Enns durch Rekrutierungen, Steuern und Abgaben aller Art recht hart mitgenommen worden.

Dem Konzerte wohnten der Landeshauptmann Graf von Andlern, ein Graf Schlick und ein junger Graf Palfy bei. Das war ein großes Glück für Mozart. Denn diese für wahre Kunst begeisterten Kavaliere übernahmen es, auf möglichst schnelle Weise nach Wien, in die höchsten Adelskreise, Kunde von den zwei „Wunderkindern" Mozart dringen zu lassen. Es gab damals keine Telegramme, aber sie brachten es doch zustande, die Wiener schnell genug neugierig zu machen.

Die „Ordinari" hatte in Linz zwei Tage lang „Nebel feiern" müssen, da der Herbst schon seine Herrschaft ausübte. So schiffte sich Vater Mozart mit den Kindern Montag den 4. Oktober 1762 wieder ein. Die Fahrt ging an diesem Tage nur bis Mauthausen, vier Stunden unterhalb Linz, da hieß es wieder „Wind feiern". Am Dienstag ging die Fahrt weiter durch ein Gewirre von Inseln und Auen; sie passierten die damals so gefürchtete, heute ganz gefahrlose Stromenge „Strudel und Wirbel". Auf dem Schiffe war es ruhig geworden, als der Lotse („Strumführer" genannt) gar scharf nach den unter dem Wasser tückisch verborgenen Steinkugeln auslugte, die schon zahlreichen Schiffen den Untergang gebracht hatten. Die Handwerksburschen hatten zu singen aufgehört und dafür die Wallfahrer, die nach der Kirche „Maria-Taferl" pilgern wollten, zu beten angefangen.

Auch dem Vater Mozart hatte das Herz gebebt, und Wolferl meinte, er werde bald die Engel im Himmel geigen hören. Doch in wenigen Sekunden war die Gefahr vorüber, bald tauchten im Glanze der Mittagssonne das schöne Schloß Persenbeug und gegenüber die Mauern des alten Städtchens Ybbs auf. Daselbst wurde gelandet, denn es galt auszuladen und Proviant für die Schiffleute einzuholen. Ein Benediktinermönch vom nahen Kloster Mölk und zwei Minoritenmönche aus Wien stiegen mit den Mozartschen ans Land und gingen der Franziskanerkirche zu. Es war für die Mönche noch Zeit, Messe zu lesen; der Knabe aber suchte die Stiege nach dem Chore und auf diesem die Orgel

„Daselbst," erzählte später der Vater, „tummelte sich unser Wolferl auf der Orgel so herum und spielte so gut, daß die Franziskanerpatres, die eben mit einigen Gästen an der Mittagstafel saßen, samt ihren Gästen das Essen verließen, dem Chore zuliefen und sich fast zu Tode wunderten." Daß nach diesem Orgelkonzerte auch die Familie Mozart mit den fremden Mönchen ein Klosterstipplein erhielt, ist selbstverständlich, und die Patres versäumten auch nicht, auf den kleinen Wolferl den Segen des Himmels herabzuflehen.

Die Zeit zur Abfahrt drängte. Noch am selben Abende gelangten sie nach der Stadt Stein und am Mittwoch, den 6. Oktober 1762, also am dritten Tag der Reise, war der damalige Landeplatz „Am Schanzl" und das „Mauthaus" in Wien erreicht. Daselbst gab es Zollrevision und längere Amtshandlungen, die dem Wolferl eine entsetzliche Langeweile verursachten. Um sich diese zu vertreiben, holte er aus dem von Amts wegen geöffneten Koffer die kleine Geige hervor und spielte ein Menuett. Die Beamten machten darüber Mund und Augen weit auf. Es war Wolferls erstes Konzert in Wien.

Dank den Bemühungen der Kavaliere von Linz fand Vater Mozart für seine Kinder in Wien einen geebneten Boden. Schon am nächsten Tage nach der Ankunft erhielten die Mozartschen Einladungen in die höchsten Aristokratenfamilien. Fast jeder Tag brachte ein Konzert, aber auch ergiebige Einnahmen. Die beispiellose Fertigkeit Wolferls bei dessen kindlichem Alter wurde von allen als ein Wunder angestaunt und erhielt noch dadurch etwas sehr Anziehendes, daß der Kleine nur vor eigentlichen Musikkennern spielen wollte und den Beifall der Menge ganz unbeachtet ließ.

Rascher, als Vater Mozart es geahnt, war der Ruf seines Sohnes, „in welchen alle Damen verliebt waren," wie er erzählte, an den kaiserlichen Hof gedrungen. Das Spiel der Schwester Nannerl scheint ganz in den Hintergrund getreten zu sein, und in der Hofloge im Theater erzählten sich die Erzherzöge nur von dem „Wunderkinde" Wolfgang Mozart. Wieder war es der junge Graf Palfy aus der Familie des damaligen königlich ungarischen Hofkanzlers, der in seiner Begeisterung für wahre Kunst zum Erzherzog Joseph, dem nachmaligen großen Kaiser, ging und ihm von dem in Linz gehabten musikalischen Hochgenusse erzählte. Welch empfängliche Seelen fand er da! Der Kronprinz Joseph war selbst ein gar trefflicher Musiker, der außer dem Klavier noch das Cello spielte, der Kaiser Franz I., der gemütsreiche Lothringer, war musikalisch gebildet und seine Gemahlin, die große Kaiserin Maria Theresia, war ja eine vollendete Sängerin. Gerne wurde Josephs Vorschlag, die Mozartschen zu einem Konzerte einzuladen, angenommen und der 13. Oktober hierzu bestimmt.

Welch ein glänzender Cercle war an diesem Abende im großen Saale des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn vereint!

Da saß Kaiser Franz I., ein damals noch schöner Mann, an seiner Seite die Kaiserin Maria Theresia, eine der größten Frauen auf dem Throne und inmitten ihrer Familie, vor ihnen stand der Sohn Joseph, ihm zur Seite saß seine junge Gattin, Prinzessin Maria Isabella von Parma, die Joseph zwei Jahre später durch den Tod verlieren sollte. Fürst Kaunitz-Rietberg, der seit dem Jahre 1753 als Hof- und Staatskanzler die auswärtigen Staatsangelegenheiten Oesterreichs lenkte und das vollste Vertrauen der Kaiserin und des Volkes genoß, war auch anwesend. Ihm zur Seite stand Graf Palfy, der königlich ungarische Hofkanzler. Außer diesen waren noch die Prinzen und Prinzessinnen des Kaiserhauses und eine Anzahl von Hofdamen anwesend.

Auf ein gegebenes Zeichen öffneten sich die Flügelthüren: Vater Mozart, an seiner Hand das schüchterne Nannerl führend, trat unter Verbeugungen ein. Der Knabe kam hinterdrein, sah sich eine Weile, ohne sich im geringsten eine Verlegenheit merken zu lassen, im schönen Saale und unter dem noch glänzenderen Hofstaate um. Was er dann machte, soll der Vater erzählen: „Der Wolferl ist der Kaiserin auf den Schoß gesprungen, hat sie um den Hals genommen und rechtschaffen abgeküßt."

Die große Kaiserin, die liebevolle Mutter einer Kinderschar, herzte und küßte das fremde Kind ab, und alle freuten sich über den possierlichen Knaben und niemand war da, der etwa hochmütig die Nase gerümpft hätte.

Nun hieß der Kaiser das Mädchen ans Klavier treten. Nach einer meisterhaften Leistung folgte ein lebhafter Applaus; das schüchterne Nannerl schien sich in dieser Gesellschaft unbehaglich zu fühlen, denn sie zog sich bald an die Seite ihres Vaters zurück. Nun hieß der Kaiser den Wolferl ans Klavier treten. Im Nu hopste er sich auf den Stuhl hinauf, doch dieser war für den Kleinen zu niedrig. Lachend ließ der Kaiser die Notenfolianten herbeischleppen und setzte mit eigener Hand den Wolferl darauf; erst jetzt erreichten die kleinen Hände die Klaviatur. Jetzt aber blickte Wolferl mit seinen großen Augen forschend umher, der kleine Mund mit den Perlenzähnchen öffnete sich zu der Frage: „Ist der Herr Hofkomponist Wagenseil nicht hier? Der soll herkommen, der versteht es."

Kaiser Franz, der auf das Selbstgefühl des kleinen Virtuosen schon vorbereitet schien und Wagenseil nach dem Schlosse geladen hatte, ließ diesen unter lautem Lachen durch einen Hoflakei herbeiholen. In wenigen Minuten erschien der Gewünschte. Lächelnd sagte Wolferl: „Ich spiele ein Konzert von Ihnen, Sie müssen mir umblättern." Das vorher so bleiche Antlitz des Knaben ward jetzt von einem sanften Rot der Begeisterung überflogen, das bald in Flammenglut überging, je mehr die Schwierigkeit unter den kleinen schönen Händen wuchs, die wie elektrisiert über die Tasten glitten.

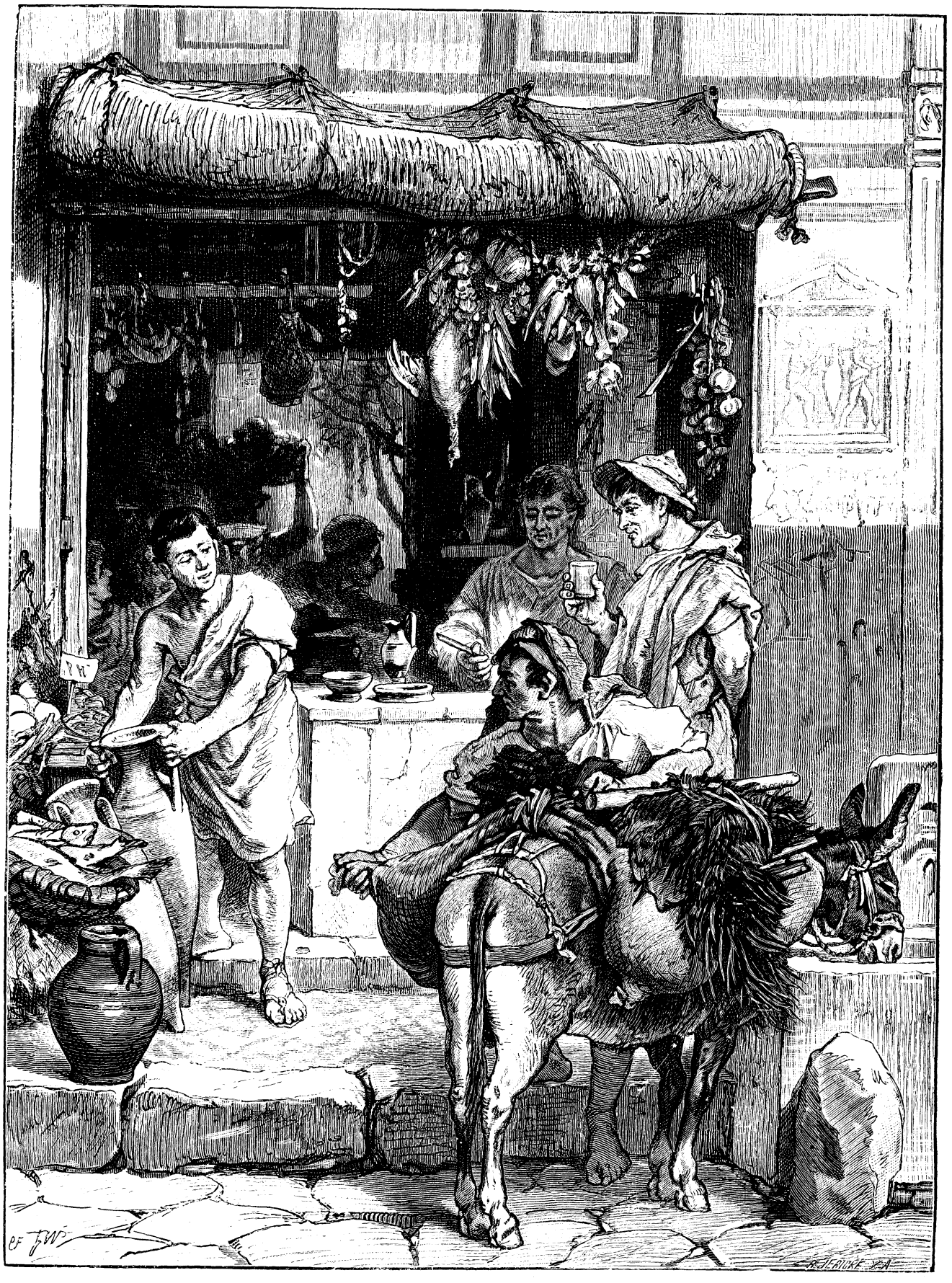
Die Zuhörer blickten staunend auf das „Wunderkind", und es war so stille geworden im Kreise, als ob ein Engel durch den Kaisersaal schritte. Als Wolferl geendet, wurde er mit Beifall und Liebkosungen überschüttet; er aber blickte nur lächelnd auf seinen Vater, als wollte er ihm sagen, daß er den Namen Mozart auch vor dem Kaiserhofe in Wien zu Ehren zu bringen wisse, wie er es vor dem Kurfürsten in München gethan habe. Gerne wäre er an seinem Papa wieder hinaufgesprungen und hätte ihn vor dem ganzen Kaiserhause auf die Nasenspitze geküßt, aber schon stand der Kaiser am Klavier und sagte lächelnd: „Das ist keine so außerordentliche Kunst, zu spielen, wenn man auf die Tasten sehen kann, aber auf verdeckter Klaviatur zu spielen, das wäre etwas." Der Knabe lächelte, bat um ein Tuch, ließ die Tasten bedecken und spielte wunderbar, wie zuvor.

„Auch dieses ist noch nichts für Mozarts Geist," meinte der Kaiser schmunzelnd, „aber mit einem einzigen Finger spielen, das würde eher etwas heißen." Der Knabe betupfte mit einem Fingerchen die Tasten und das Spiel ging bald in eine reizende Melodie über. „Du bist ein kleiner Hexenmeister," rief jetzt der Kaiser und hob den Wolferl mit den Händen hoch gegen die goldglänzende Decke; die Kaiserin küßte ihn dann ab und hieß ihn dann mit ihren jüngeren Kindern spielen. Da war die zehnjährige Maria Karolina, spätere Königin von Neapel, der achtjährige Ferdinand, Herzog von Modena, und der mit Wolferl im gleichen Alter stehende Maximilian, später Hoch- und Deutschmeister, Erzbischof und Kurfürst von Köln. Und der bleiche Knabe tummelte sich lustig mit den Kaiserkindern herum. Wolferl, der auf den Bergen seiner Vaterstadt Salzburg sicheren Trittes dahinrannte, fiel bald auf dem ungewohnten glatten Parkettboden des Hofsaales der Länge nach hin. Eine etwa sieben Jahre zählende Erzherzogin hob ihn schäkernd auf, tröstete ihn mit liebreichen Worten und brachte seinen Anzug wieder in Ordnung. Wolferl blickte sie mit seinen großen Augen an und sagte im komischen Ernste zu dem reizenden Kinde: „Sie sind brav, ich will Sie heiraten."

Die Kaiserin, welche Zeugin gewesen, wie der große Mozart zu Falle gekommen, fragte ihn lächelnd: „Warum willst du gerade diese Prinzessin heiraten?"

„Aus Dankbarkeit, denn sie war gut gegen mich, während ihre Schwester sich um mich nicht kümmerte," antwortete Wolferl, seine Händchen abstreifend.

Die Gespielin Mozarts war — die unglückliche Maria Antoinette.



Wie es vor 1900 Jahren in den Straßen des alten Pompeji herging.

Ein Spaziergang durch Pompeji.

Längs der reizenden Küste des Golfes von Neapel, von wechselnden Ausblicken nach der Land- und nach der Meeresseite umgeben, an den im Schmucke ihrer dazwischen eingestreuten Landsitzen prangenden Orten Portici, Resina, Torre del Greco und dell'Annunziata vorüber, immer zu Füßen des in ernster Färbung aufragenden, das blühende Leben dieser gesegneten Küstengebirgslandschaft beherrschenden, qualmenden Vesuvs, führt der Schienenweg in einer kleinen Stunde von Neapel nach Pompeji, der alten Römerstadt, welche hinter aufgeworfenen Erdhügeln, die sie gleich Dämmen umgeben, versteckt liegt. Eines der bescheidensten Stationsgebäude, wie sie von allen eisenbahnbeglückten Ländern wohl nur Italien kennt, nimmt den Ankömmling auf und jenseits einer entsetzlich staubigen Landstraße, die Torre dell'Annunziata mit Scafati, Nocera u. s. w. verbindet, öffnet sich neben einem „Hotel" und einem Verwaltungsgebäude ein eisernes Gitterthor, durch das wir in die Vorhalle des interessanten Schauplatzes eintreten. Auf einer Anzahl von Stufen, nicht etwa in die Tiefe, sondern aufwärts steigend, gelangen wir über einen mit Bäumen und Rosensträuchern geschmückten Vorplan auf einen breiten, sauberen Weg, der zwischen den grünbewachsenen Erdaufschüttungen zur Mauer der alten Oskerstadt führt. Ein solider gewölbter Gang weist sich durch sein netzförmiges Mauerwerk und die gewaltigen polygonen Steine der Pflasterung sofort als ein altrömisches Werk aus. Es ist das nach dem Meer zu gelegene, darum jetzt „Seethor", Porta della Marina genannte Thor, welches ohne Zweifel einst weniger weit von der Küste entfernt gewesen ist.

Ehe wir durch dasselbe eintreten, wollen wir uns daran erinnern, daß Pompeji eine kleine Stadt gewesen, die unter der Herrschaft Roms stand, wenn auch lange nicht in dem Maße, als z. B. heute Hannover oder Frankfurt unter der von Berlin, so doch in weit höherem Grade, als etwa Genf im Verhältnis zu Bern. Pompeji hatte fast nichts mit Kaiser und Senat zu schaffen. Allerdings hatte die alte oskische Sprache ihren Charakter als Amtssprache eingebüßt, die Behörden erließen ihre Verordnungen lateinisch. Die Bürger des Ortes waren römische Bürger; Rom wurde als Oberhaupt und Vaterland betrachtet. Das alte Stadtrecht wurde der römischen Gesetzgebung untergeordnet. Aber trotz dieser Beschränkungen bildete Pompeji eine kleine Welt für sich, so unabhängig und vollständig als denkbar. Es hatte in den Dekurionen seinen kleinen Senat, in den Augustalen seine Aristokratie, die den Rittern entsprach, es hatte endlich seine Plebs, das gemeine Volk. Es ernannte seine Priester, berief seine Komitien, erließ die Municipalgesetze, ordnete die Aushebung zum Kriegsdienste, erhob die Steuern und wählte seine Konsuln — die Decemviren mit richterlicher Gewalt — seine Aedilen, seinen Quästor. Es ist somit nicht sowohl eine Provinzialstadt, die wir betreten, sondern vielmehr ein kleiner Staat, der seine volle Eigentümlichkeit in der Einheit des Reiches bewahrt hatte, oder, wie man bezeichnend gesagt hat, ein kleines Abbild von Rom. Immerhin ist es das Bild einer kleinen Stadt mit niedrigen Gebäuden und engen Straßen, das wir uns vor Augen halten müssen, einer kleinen Stadt, die etwa ein verheerender Brand im Laufe der verflossenen Nacht völlig zerstört hätte. Die oberen Stockwerke sind verschwunden, die Decken zusammengestürzt, das gesamte Holzwerk, Bretter und Balken, vom Feuer verzehrt, alles weit offen, nirgends eine Spur von Bedachung; innerhalb dieser Mauerreste, die vor Zeiten Privathäuser oder öffentliche Gebäude vorstellten, können wir uns überall unter freiem Himmel bewegen. Wir empfangen gewissermaßen den Eindruck einer im Bau begriffenen Stadt, deren Erdgeschoß sich kaum über den Boden erhoben hat, zugleich aber das Gesamtbild einer antiken Stadt, die, weit entfernt und gänzlich abweichend von dem modernen Stadtbegriff, in ihrer eigenartigen Vollständigkeit und Isolierung einzig dasteht. In Pompeji waltet überall der Zauber einer Vergangenheit von mehr als achtzehn Jahrhunderten, hier steht alles im Bann der Antike: der Himmel, die Landschaft, das Meer, wie das Werk der Menschen, verwüstet zwar, aber unverwandelt durch die Zeit. Die Straßen haben keine Neupflasterung erfahren, die erhöhten Fußsteige, die sie begrenzen, sind nicht von unseren Zeitgenossen abgenutzt worden. Es ist ein wunderbares Gefühl, das uns bei einer Wanderung durch diese kleinen Straßen überkommt; das Altertum ergreift und durchdringt uns; und wäre es nur auf die kurze Spanne einer Stunde, wir leben als Römer wieder auf.

Bei dem Austritte aus dem Seethore befinden wir uns in der Strada della Marina, welche dem zuletzt ausgegrabenen Stadtteile angehört und früher die Hauptverkehrsader durch das Seethor nach dem nahegelegenen Hafen darstellte. Todesstille nun, wo einst das Lärmen des Tages dahinrauschte. Wir wandeln über die durch querüberziehende hohe Trittsteine verbundenen erhöhten Bürgersteige der Straßen, die wir nun nur nach dem Tritte des einsamen Wanderers erschallen hören, während die Phantasie uns die ernste Gestalt des togaumwallten Römers vorzaubert, wie ihn unsere Abbildung darstellt. Durch die Thüröffnungen der kahlen Häusermauern schauen wir in die einst so behaglichen Wohnräume, die jetzt Oede und Grauen erfüllt, die aber, wenn unsere Einbildungskraft sie in ihrer ursprünglichen Beschaffenheit wieder herstellt, zu den anmutigsten, farbenheitersten Räumen sich zurückverwandeln, welche uns die klassische Schönheit des antiken Normalhauses empfinden lassen.

„Die Bürgersteige sind durch hohe Trittsteine miteinander verbunden."

Der Ort, welchen der vom Seethore

hereintretende Besucher zuerst mit dem Gefühle bewundernden Erstaunens betritt, ist das Forum, der imposante Mittelpunkt des antiken, so überwiegend öffentlichen Lebens. Den schönen, rechteckigen, einst von Kolonnaden und Galerien umgebenen gewesenen Platz begrenzen in der Längenachse gegen Südwesten der Jupitertempel auf hohem Unterbaue mit schöner Säulenfront und zwei Triumphthoren zur Seite, links der Venustempel, ein griechischer Peripteros mit Säulenvorhof, eine der schönsten Ruinen Pompejis, dann der großartige Säulenraum der Basilika und, nach den anderen Seiten hin, ansehnliche Staatsgebäude. Das Forum umgeben noch zum Teile die Hallensäulen mit den zwischen ihnen liegenden Architraven; die Mauern der über Freitreppen hoch aufragenden Tempelzellen, der Opferaltar im Vorhofe des Venustempels sind noch vorhanden, und den Platz erfüllen zahlreiche Piedestale von Standbildern.

Beim Durchwandern der Stadt fällt, nächst der Enge der Straßen, an den Häusern die fehlende Verbindung derselben mit dem Straßenverkehre durch größere Fenster auf. Erstere möchte wohl in dem Klima begründet sein, letztere beruht aber gewiß vorzugsweise auf der antiken Auffassung des häuslichen und Familienlebens, das ganz dem Straßenleben ab- und durchaus nach innen gekehrt war. Die Häuser waren nur an ihren oberen Mauerflächen von sehr kleinen Fensteröffnungen durchbrochen, während die unteren Teile durch zahlreiche Läden belebt waren, die in vielen Fällen als Mietsläden gar nicht mit dem Innern zusammenhingen. Der Verkehr mit Wagen kann nicht unbedeutend gewesen sein, denn vielfach zeigen sich in dem aus sehr großen Basaltplatten bestehenden Pflaster tiefe Radspuren zwischen den Trittsteinen. An Straßenkreuzungen und Mündungen von drei Straßen (in trivis) finden sich vielfach Brunnen. Geschäftslokale und Werkstätten aller Art scheinen, gleich wie es noch heute in Neapel der Fall ist, nach der Straße ganz offen gewesen zu sein. Den Vorübergehenden zeigte sich ein breiter gemauerter Ladentisch, der den Vordergrund, ganz wie auf unserem Bilde ersichtlich, bis auf einen schmalen Durchgang zur Seite abschloß. In diese Tische, die fast regelmäßig mit einer Marmorplatte oder mit Steinmosaik bedeckt sind, finden wir verschiedene Gefäße — Amphoren von Thon, Pfannen und dgl. — eingelassen; sie dienten dem Krämer und Schenkwirt zur Aufbewahrung ihrer Viktualien oder Getränke. Hinter dem Ladentisch erheben sich an der Wand entlang steinerne Repositorien in Treppenform, auf denen die Vorräte lagerten. Die Außenseite der Läden war mit den verkäuflichen Stoffen dekoriert. Eßwaren in Guirlandenform zogen sich über dem Eingang von Pfeiler zu Pfeiler, und das Publikum, das seine Einkäufe vom Bürgersteig aus besorgte, bildete unzweifelhaft überall lärmende und vielfach bewegte Gruppen. Die alten Aushängeschilder, teils Malereien, teils Reliefdarstellungen, die sich mehrfach auf den Seitenpfeilern erhalten haben, geben hinlänglich Auskunft über das, was man einst auf dem dahinterliegenden Ladentische verkaufte. Auch nach den darin aufgefundenen Lebensmitteln, Farbwaren und den verschiedensten Gebrauchsgegenständen kennt man auf das genaueste die einstige Bestimmung dieser Lokalitäten. In einer Bäckerei sieht man noch den geschwärzten Backofen und die Mahlsteine; selbst halbgebackene Brote hat man gefunden. An Ecken befinden sich noch Inschriften und eingeritzte Zeichnungen, und auf sogenannten „Albae“, geweißten Stellen, die angeschriebenen öffentlichen Anzeigen, amtlichen und bürgerlichen Charakters, von Theatervorstellungen, Gladiatorenkämpfen und sonstigen Spielen im Amphitheater — an den Häusern mit Läden und Werkstätten nicht selten Embleme der darin betriebenen Geschäfte.

Interessant sind die teilweise noch sehr wohl erhaltenen Thermenanlagen, deren Gestaltung und Einrichtung bis zu dem Heizapparat genau zu verfolgen sind.

Außer dem rechteckigen Hauptforum besitzt Pompeji noch ein dreiseitiges, das Forum triangulare, dessen schöne ionische Vorhalle bemerkenswert ist. Dorische Säulenhallen begrenzen die beiden Längsseiten; die dritte Seite ist offen und bietet, da dieses Forum hoch gelegen ist, einen günstigen Punkt für die an dieser Stelle entzückende Meeresaussicht. Inmitten des Forums stehen die Reste eines altgriechischen dorischen Tempels, eines der Wahrzeichen des Ursprungs Pompejis, dessen Akropolis wohl in älteren Zeiten hier gelegen haben mochte. Unmittelbar an dieses Forum stoßen ein größeres und ein kleineres scenisches Theater und die Gladiatorenkaserne mit Säulenhof. Etwas abseits vom Bereiche der Ausgrabungen liegt das Amphitheater, welches 15000 Personen gefaßt haben soll. Viel Schönes und Originelles bieten auch die Denkmäler der Gräberstraße, welche als Vorstadtstraße sich nach Südwesten hinauszieht. Besonders schön ist der Anblick Pompejis abends, wenn die Sonne hinter dem Vorgebirge von Misenum im Meere untertaucht, die Grabmäler lange Schatten über die gewaltigen Blöcke des Straßenpflasters werfen, die Rauchwolke des Vesuvs sich vergoldet, und die Berge ringsum in violettem Duft schwimmen. Das Bild Pompejis in seiner früheren größeren Nähe an dem Meere, mit seinem herrlichen Gebirgshintergrunde, muß eines der schönsten und entzückendsten dieser herrlichen Gestade gewesen sein.

Der Ameisenlöwe.

Ein Bild aus dem Insektenleben.

Wenn du, mein Bursch', auf deinen Ausflügen an sandigen Abhängen, Gräben oder Waldrändern rastest, so gib acht, ob du im Sande nicht hier und dort eine kleine trichterförmige Vertiefung gewahrst! Diese Vertiefung, zwei Zoll im Durchmesser und neun Linien tief, ist nämlich eine Falle, die durch einen Jäger hergerichtet ward. Gar bald wirst du ihn selbst erschauen, wie er sich bewegt, um sein hinterlistiges Werk zu vollenden. Der Ameisenlöwe lebt von Beute. Er ist eine gelbliche Larve, die indes grau erscheint, infolge der Erdarbeiten, denen sie sich hingibt und die sie mit Sand und Staub bedecken. Ihr Kopf ist breit und platt und endet in zwei innen gezähnte Zangen, die ein wenig an jene des großen Hirschkäfers erinnern.

Die Beute, welche dem Ameisenlöwen zur Nahrung dient, ist flink und gewandt: Ameisen, Fliegen, Asseln und Spinnlein sind's, und er, der böse Jäger, vermag nur langsam ein paar Schritte zu machen, und dazu nur rückwärts! Deshalb ist es keineswegs die Hetzjagd, der er huldigt, sondern die Jagd auf dem Anstand. Zu diesem Zwecke beschreibt er zunächst auf der Oberfläche des Sandes eine Schneckenlinie, um erst mal einige Linien Tiefe zu gewinnen; bei jedem Schritte, den er rückwärts macht, hält er still und betastet mit Hilfe eines seiner Füße sein breites, plattes Haupt; ist dasselbe nach Art einer Schaufel belastet, so gibt er ihm einen Stoß und wirft die paar Sandkörner, welche die Belastung bilden, zum Loche hinaus. Es ist das ein langsames und ermüdendes Werk, doch genügt dem listigen Gesellen eine Viertelstunde zu seiner Vollendung. Ist die Falle fertig, so begibt sich der Jäger in die Tiefe derselben und begräbt sich in dem Sand, wobei er nur die Spitzen seiner geöffneten Kiefernzangen hervorragen läßt, nebst seinen Augen, deren er nicht weniger als zwölf besitzt.

Sieh, mein Bursch', die alten Reisenden der Hellenen mußten, um ihre Reiseschilderungen anziehend zu machen, sich zu der Lüge versteigen, daß sie Cyklopen gesehen hätten, nämlich Menschen mit nur einem einzigen Auge mitten auf der Stirn; du aber kannst, ohne deine Heimatflur zu verlassen, einen Jäger mit einem Dutzend Augen sehen, wenn du dein eigenes Augenpaar nur fleißig in der heimatlichen Natur herumschickst!

Der Ameisenlöwe rührt sich nicht in der Mitte seines Trichters, so daß man glauben sollte, er sei tot oder eingeschlafen; selbst seine Zangen verraten nicht die geringste Bewegung. Halt, da naht sich ein Wild! Eine Ameise hat, indem sie den Rand des Trichters berührte, ein Körnchen Sand in Bewegung gesetzt und ist selbst um eine halbe Linie hinabgerutscht; sie krabbelt sich wieder empor; aber der Abhang ist steil und die Sandkörner weichen unter ihren Füßen; sie verliert den Halt und befindet sich bereits um fünf Sandkörner tiefer als vorhin. Da rafft sie sich noch einmal zu einer gewaltigen Anstrengung auf: aber nun schleudert der Ameisenlöwe mit seinem Kopfe ihr einen so heftigen Sandregen auf den Leib, daß sie das Gleichgewicht

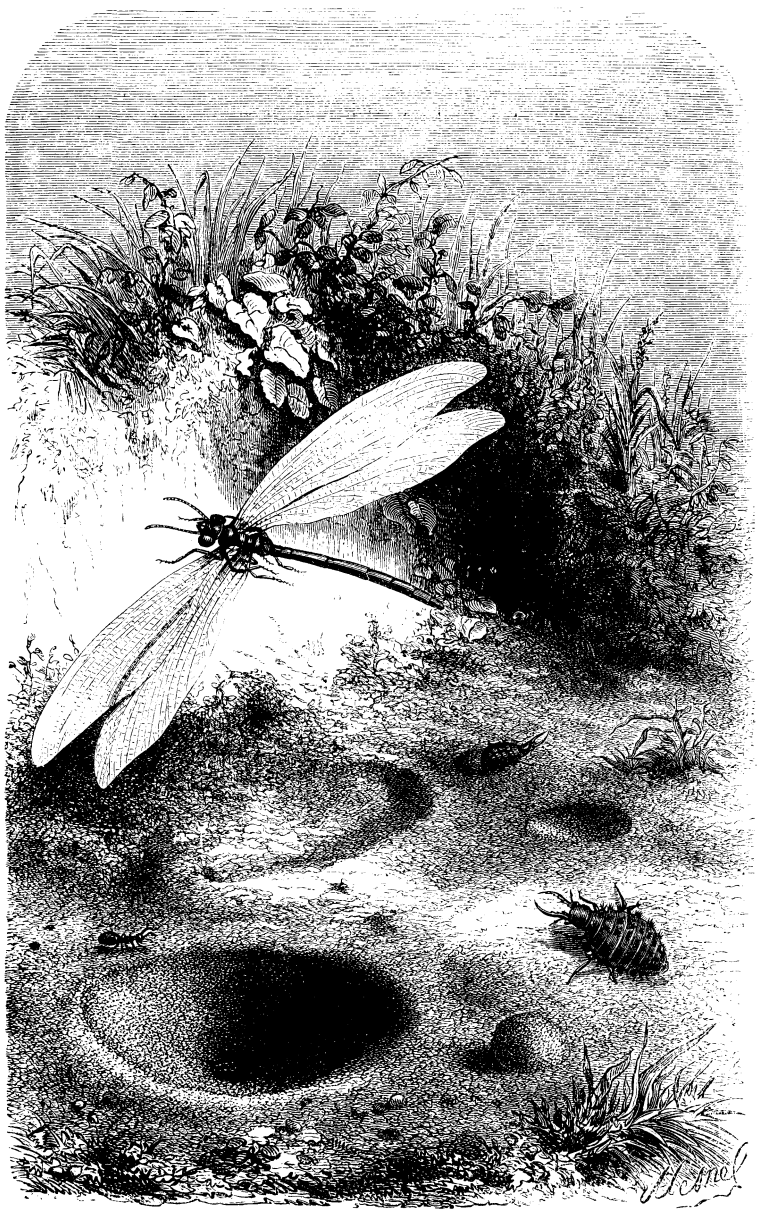
verliert. Sie rutscht, klammert sich aber in der Verzweiflung noch einmal fest, und sucht sich nochmals emporzuarbeiten. Da trifft sie ein zweiter Sandregen, und das arme Tierchen verliert den wenigen Boden, den es sich zurückerobert hatte. Nun verdoppelt der Räuber seine Sandwürfe, und die arme Ameise, dies Musterbild des Fleißes, endet damit, daß sie in die Tiefe des Trichters und in die offene Zange ihres Todfeindes sinkt. Die beiden Zangen schließen sich um die Beute, versenken sich in ihr Fleisch. Denn diese Zangen sind Saugzangen, und in wenigen Augenblicken sind von der ehemals so munteren Ameise nur die Haut und der Kopf noch übrig. Der Ameisenlöwe verzehrt den Kopf seiner Opfer nicht, derselbe ist nicht nach seinem Geschmack. Er bringt die traurigen Ueberreste seines Opfers auf die Wurfmaschine seines glatten Kopfes und schleudert sie aus seiner Fanggrube hinaus; dann versenkt er sich wieder in den Sand und lauert auf neue Beute.

Die Gegend ist reich an Wild. Sieh, da kriecht eine Assel, welche vielleicht von der Sonne belästigt ward, unter dem Rande eines Feldsteines hervor, um sich nach einem kühleren und frischeren Aufenthaltsorte umzusehen. Sie gelangt dabei unglücklicherweise an den Rand des Trichters, kommt ins Rutschen, und der Ameisenlöwe läßt seine Artillerie spielen; die Assel arbeitet sich trotzdem empor, der Jäger verdoppelt seine Schüsse, aber die Assel entwischt — auf Nimmerwiedersehen.

Wenige Augenblicke später gerät eine Mücke in die Falle; aber sie entfaltet ihre Flügel und gewinnt die Freiheit, trotz des Sandregens, den ihr Feind hinterher schickt. Die Assel hat bei ihrer Flucht dem Trichter empfindliche Schäden zugefügt, auch die Mücke hat mit ihren Flügeln die Wände gestreift und ins Wanken gebracht; dazu sind die beiden Tierchen dem grimmen Räuber entwischt! Diese Umstände sind es ohne Zweifel, welche den Ameisenlöwen bestimmen, seinen Schlupfwinkel zu verlassen — wobei er meist maulwurfartig unter der Oberfläche des Sandes, seltener auf dem Sande, läuft, aber immer rückwärts — um sich an einer anderen Stelle eine neue Falle herzurichten.

Aber o weh, der Unglückliche! Er fällt mit seinem plumpen Körper, an welchem namentlich der Hinterleib recht kurz und dick ist, schwer und tief in das Loch, wo ein anderer Jäger, ein anderer Ameisenlöwe, im Hinterhalte liegt. Dieser packt ihn, der noch ganz betäubt von seinem Sturze ist, gräbt ihm seine Zangen in den Leib, saugt ihn aus und hat eine vortreffliche Mahlzeit gehabt. Ein Zeichen schöner Kameradschaft ist das nicht, aber, aber — wer anderen eine Grube gräbt, fällt selbst hinein, und der ausgesogene Räuber hat nur geerntet, was er gesät.

Der Ameisenlöwe ist nicht immer dazu verurteilt, als räuberische Larve in der Erde zu wühlen. An einem schönen Juniabende wird die Larve, nachdem sie vortrefflich gespeist, sich tiefer als gewöhnlich, und ohne ihre Zangen draußen zu lassen, in den Sand vergraben. Dort schließt sie sich in eine Art Kapsel ein, die aus Sandkörnern und einem seidigen Gewebe besteht; die Innenseite dieses Gewebes ist weißer und feiner als der schönste Atlas. Nach einiger Zeit bricht aus der Hülle eine Art von Libelle oder Wasserjungfer, welche indes viel weniger schön ist als jene Libellen, welche gleich blauen und roten Emaillestäbchen über den goldenen und silbernen Blumenbechern der Wasserrosen schweben. Die Libelle des Ameisenlöwen oder Myrmeleon ist unkräftig, mattfliegend, hat vier glasartig durchscheinende, braun gescheckte lange Flügel, die in Ruhe flach dachförmig aufliegen, und kurze, allmählich keulig verdickte Fühler. Das Insekt gehört zur Familie Langhörner, Longicornia, Ordnung Netzflügler oder Bolde, Neuroptera.



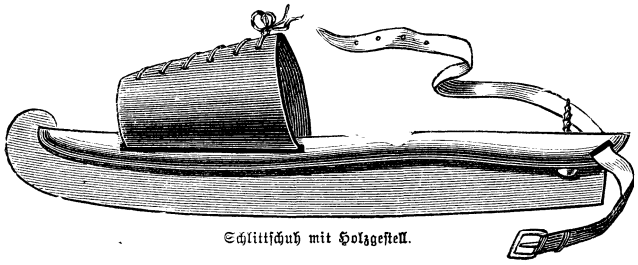
Der Ameisenlöwe als Larve und Libelle.

Das Schlittschuhlaufen.

Den Bewohnern der kalten und gemäßigten Zone bietet der Eislauf eine der anziehendsten, gesündesten und harmlosesten Wintervergnügungen und zugleich eine der heilsamsten und kräftigsten Körperbewegungen und kann daher der männlichen Jugend nicht warm genug empfohlen werden, zumal da das Schlittschuhlaufen den Körper abhärtet und geschmeidig macht. Wenn die Römer von einem gebildeten Jungen verlangten, er solle die Wissenschaften inne haben und schwimmen können (scientias ac natare scire), so können wir sagen: ein tüchtiger deutscher Junge, der einmal ein rechter mannhafter Mann werden will, soll neben seinem Schul- und Berufswissen auch turnen, schwimmen und schlittschuhelaufen können. Darum richten wir uns mit den nachstehenden Zeilen auch an die tüchtigen und strebsamen unter unseren jungen Lesern mit einigen Worten über den Eislauf, seine Praxis und seine Geschichte.

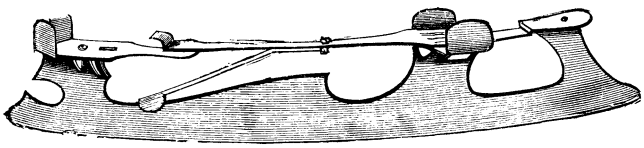
Wir begrüßen es mit Freuden, daß diese kräftigende Körperübung jetzt Mode geworden ist. Sie stammt bekanntlich aus Skandinavien und dem hohen Norden und ist über Niederdeutschland und Holland zu uns gekommen, wo die Friesen und Niederländer noch heute die ersten Meister im Schlittschuhlauf sind. Vom Alter dieses Sports zeugt die Erwähnung desselben in den Eddaliedern. Zu uns kam derselbe vorzugsweise in der Zeit Klopstocks, welcher sich lebhaft für denselben interessierte und ihn besonders der Jugend empfahl. Von Norden her kamen uns auch die Schlittschuhe in ihrer früheren Form zu, einer achterförmigen Holzplatte mit einem schmalen gekehlten Stahlstiege darunter, welche mit Riemen an den

Fuß befestigt wurden, wie sie in Island und Norwegen noch gebraucht und vorwiegend aus Knochen verfertigt werden. Bei uns sind diese Schlittschuhe nun beinahe aus der Mode gekommen, seit man in England und namentlich in Nordamerika Schlittschuhe ganz aus Stahl und Eisen verfertigt, welche durch Federn und Schrauben solid an den Fuß befestigt werden und leichter sind. Wenn wir auch gern einräumen, daß diese neuen Schlittschuhe entschieden besser und eleganter sind als die alten mit dem Holzgestelle, welche man durch Kreuzriemen am Fuße befestigen mußte, so lassen doch auch diese sich noch für den Anfang gebrauchen, denn auch mit ihnen konnte man durch Geschicklichkeit und Uebung eine große Gewandtheit und Meisterschaft erlangen, und man darf sie darum nicht verachten.



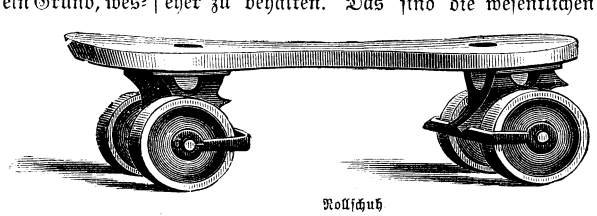
Schlittschuh mit Holzgestell.

Wer den Schlittschuhlauf erlernen will — und je früher er damit beginnt, desto besser — der muß vor allem darauf sehen, daß der Schlittschuh, von welcher Konstruktion derselbe auch immer sei, ihm möglichst genau an den Fuß passe und fest am Schuhwerk und am Fuße anschließe. Ein zu kleiner Schlittschuh taugt nichts, weil er den Fuß einzwängt; ein zu großer hemmt die freie Bewegung, weil er niemals mit der erforderlichen Festigkeit an den Fuß sich anschmiegt. Wenn ein Schlittschuh recht passen und zum Erlernen geeignet sein soll, so muß die Sohle des Fußes genau auf der Platte des Schlittschuhs aufliegen und zwar so, daß man die Zehen noch bewegen kann und sie nicht in die Länge und Breite gedrückt werden. Der Spann des Fußes und das Knöchelgelenk dürfen auch nicht gepreßt werden, weil dieses schnell ermüdet und die freie Bewegung der Beine hemmt — ein Grund, weshalb man hauptsächlich den neueren Schlittschuhen, namentlich den sogen. Halifax, den Vorzug vor denjenigen gibt, welche mit Riemen angeschnallt wurden. Im Norden gibt man solchen Schlittschuhen den Vorzug, welche dauernd an solide Schnürstiefel befestigt sind und jede andere Fußbekleidung unnötig machen; solche eignen sich aber nur für Erwachsene, welche nicht mehr daraus hinauswachsen.



Halifax-Schlittschuh.

Hat man nun den Schlittschuh so befestigt, daß man fest auf demselben steht und er nicht seitlich ausweicht, so begibt man sich mit demselben aufs Eis und zwar auf wirkliches Eis und nicht auf eine bloße Schneebahn. Für den Anfänger genügt eine Eisfläche, welche kaum 2 m breit und 6—8 m lang ist. Der Anfänger setzt beide Hacken fest zusammen, sucht sich darauf im Gleichgewicht zu erhalten und fährt dann abwechselnd mit dem linken und dem rechten Fuße seitlich aus, wobei er, um dieser Bewegung einige Wucht zu geben, den Oberkörper leicht nach der betreffenden Seite neigt. Hat er diese Ausfälle nach rechts und links so weit eingeübt, daß er sich einen gewissen Anstoß nach vorn geben kann, so rückt er die Hacken wieder zusammen und fährt in der gewünschten Richtung geradeaus oder in einer Kurve, bis der gewonnene Anstoß oder Impuls seine Kraft verloren hat, worauf man aufs neue wieder rechts und links auswirft, um sich einen Anstoß zu geben, dann die Hacken wieder zusammenrückt und rasch hinfährt. Will man anhalten, so hebt man nur die Zehen ein wenig und drückt mit den Hacken den Stahlsteg tiefer ins Eis. Will man sich rechts oder links wenden, so neigt man die betreffende Schulter etwas vor und drückt an dieser Seite den Fuß etwas fester ein. Es wird wohl nicht ohne einige Stürze abgehen, bis man es gelernt hat, den Körper während der Bewegung des Hingleitens über das Eis oder während des Auswerfens im Gleichgewicht zu erhalten, allein ist man erst einmal so weit, daß die Füße dem Willen folgen, so ist das ABC des Schlittschuhlaufes schon erlernt, und man kann mit einigem Selbstvertrauen und einiger Uebung zu einer schnelleren Bewegung und zum Rückwärtsfahren übergehen, welch letzteres jedoch etwas schwerer ist. Man muß beim Rückwärtsfahren auch die Füße umschichtig auswerfen, sich aber daran gewöhnen, die Bewegung vorwärts mit den Zehen zu machen, d. h. die Ferse etwas zu erheben, um leichter vom Fleck zu kommen. Will man rückwärts fahren und hat die Hacken wieder bei einander, so dreht man diese abwechselnd bald etwas nach rechts, bald etwas nach links, um den Anstoß zu verlängern und das Gleichgewicht eher zu behalten. Das sind die wesentlichen Anfangsgründe und ersten Principien des Schlittschuhlaufes.



Rollschuh

In Städten, wo es Rollschuhbahnen oder sogenannte Skating-Rinks gibt, kann man sich schon in der guten Jahreszeit auf den Eislauf vorbereiten, indem man ein Paar Rollschuhe unterbindet und auf diesen sich einübt. Das Verfahren ist bei Rollschuhen beinahe das gleiche wie bei Schlittschuhen, und die mechanischen Principien wie die Bewegungen sind einander so ähnlich, daß die Vorübung auf Rollschuhen eine sehr erfolgreiche Vorübung für den angehenden und eine fördernde Uebung für den erfahrenen Schlittschuhläufer bildet und daher von beiden getrieben zu werden verdient.

(Fortsetzung folgt, wenn's nicht taut.)

Ein gutes Gedächtnis.

Gewiß hat einer oder der andere unserer jungen Leser schon einmal Gelegenheit gehabt, die außerordentlichen Leistungen der sogenannten Gedächtniskünstler zu bewundern. Es bringen diese Herren ihre Gedächtniskunststücke dadurch zustande, daß sie sich die langen Zahlen- und Wortreihen ꝛc. durch künstliche Hilfsmittel einprägen. Man bezeichnet diese Kunstfertigkeit „Mnemonik". Viel mehr wert als diese Spielerei ist aber ein wirklich gutes Gedächtnis, das die Mutter Natur verleiht und durch fleißige Uebung zu außerordentlicher Leistungskraft gehoben werden kann. Hier davon einige Proben. Der Jesuit Menestrier vermochte 800 der verschiedensten Wörter, die ihm vorgelesen wurden, in und außer derselben Ordnung vollständig wiederzugeben. Der berühmte Lipsius erbot sich, den Tacitus Wort für Wort herzusagen, stünde auch jemand mit bloßem Degen neben ihm, ihn zu durchbohren, sobald ein einziges Wort fehle. Der Prediger David Blondel hatte ein so ausgezeichnetes Gedächtnis, daß er eine kurze Zeit memorierte Rede, die 4—5 Stunden dauerte, zu halten vermochte. Der gelehrte Schotte Thomas Dempster sagte von sich, er wisse nicht, was vergessen heiße. Hugo Grotius besaß die Gabe, die vorgelesenen Namen aller Soldaten in zwei Regimentern, deren Musterung er einmal beiwohnte, zu behalten. Doktor Brendel in Göttingen sagte die ganze „Aeneide" nicht allein vorwärts, sondern auch rückwärts her. Lord Carteret, ein englischer Staatsmann, aber wußte das ganze Neue Testament vom ersten Worte des Matthäus bis zum letzten der Offenbarung so herrlich herzusagen, als wenn er alles ablese.

Noch etwas über die armen Vögel.

In der Erwartung, daß Ihr unsere Aufforderung in voriger Nummer zu Herzen genommen, wollen wir nachstehend Euch noch mitteilen, welches Futter die verschiedenen Vogelarten lieben und was ihnen gut ist. Für Stieglitze und Hänflinge eignen sich ölige Samen (Lein-, Raps-, Hanf- und Rübsamen) am besten. Will man ein übriges thun, so steckt man dürre Disteln und Cichorienstengel auf die Futterplätze. Für Amseln streut man geriebene Möhren, gekochtes Obst, Quark, Holunder- und Vogelbeeren. Meisen, diese eifrigsten Vertilger von allerhand schädlichen Insekten sowie deren Brut, fressen am liebsten kleingeschnittene Nuß-, Kürbis-, Gurken- und Sommerrosenkerne, Talgstückchen (aber recht klein), Hanf und gequetschten Hafer; auch lieben diese Tierchen Fleischabfälle und picken unter den munterſten Bewegungen die letzten Fleischreste von Gänsegerippen, Schinken- und anderen Knochen los. Goldammern und Haubenlerchen streut man stärkemehlhaltiges Gesäme, den Zaunkönigen Ameisenpuppen und Mehlwürmer. Sperlinge, Elstern und Krähen kommen auch ohne menschliche Hilfe durch die härtesten Winter. ☛ Ernstlich zu warnen ist aber davor, den Vögeln Brot- (oder auch Semmel-) Krumen zu streuen, weil sich darin Säure entwickelt, wenn sie nicht schon darin enthalten ist, und die Vögel diese Säure nicht vertragen können, davon Durchfall bekommen, woran sie fast immer zu Grunde gehen.

Die weiße Kamelstute.

Es war am Abend, so erzählt ein englischer Schlachtenmaler, der den letzten ägyptischen Feldzug mitgemacht, und der Sonne ungeheurer Feuerball senkte sich gegen Westen am Horizont, indem er nach der Wüste zu den Himmel in allen möglichen Schattierungen von Rot und Violett färbte. In wunderbaren Farbenmischungen lösten sich die Umrisse der nächsten Gegenstände, der Palmen, der Zelte des Lagers, der Posten bei schnell hereinbrechendem Dunkel auf; nun glomm nur noch ein schwacher, heller Streifen golden am Wüstensaume, da wandte ich mich zurück zum Lagerplatz, den ich vor einer Stunde verlassen. Da, wo ich vorher im Osten die Palmen an Felsen und Felszacken, welche das Nilthal von der Sahel abtrennen, gesehen, war es jetzt Nacht, und im Lager vor mir brannten schon die Feuer. Ringsum war es still, aus weiter Ferne nur schallte zuweilen ein dumpfes Gebrüll herüber; vielleicht rührte es von einem Löwen her, der seiner Beute nachspürte. Unser Lager war in der Oase Kova aufgeschlagen, an einem Platze, dessen Ueppigkeit kaum verriet, daß wir uns am Saume der Wüste, jenseits der lybischen Berge, befanden. Oberst Coalfield hatte die Aufgabe, von hier aus das Eindringen des Mahdi und seines Zuzuges nach Unterägypten zu verhindern. Angegriffen waren wir noch nicht, wohl aber hatten wir hier und dort Spione gesehen; aber im grellen Sonnenschein huschten die verdächtigen Gestalten im flatternden Burnus gleich Traumgestalten an uns vorüber, denn die edelsten arabischen Rosse und Berberhengste standen ihnen zu Gebote. Der Vorsicht wegen hatten wir unser Lager, wie es die Beduinen auch thun, mit Graben und Dornhecke umgeben, wozu das Material von unseren Spahis mühsam zusammengebracht war. Drinnen flammten die Feuer, die Leute saßen beim Abkochen. Ich passierte die Postenketten wiederholt und gab die Parole „Inkermann". Jetzt nahte ich mich der Dornhecke, wo unsere Compagnie einen Schlupfeingang gebrochen. Außerhalb der Hecke standen einige Dattelpalmen, deren Umrisse ich schwach bei dem Scheine der Feuer hinter der Hecke erkennen konnte. Ich höre flüstern und bleibe stehen. Alles ist still, dann höre ich ein Schnalzen, und an mir jagt ein Reiter auf einem weißen Dromedar vorbei; deutlich erkenne ich den flatternden Burnus, aber im Hui ist alles vorüber. Rasch dringe ich durch den Schlupfgang und sehe einen guten Bekannten, einen Lieutenant des Regiments, zu den Feuern eilen. Es war Amurat, der Sohn des alten Emirs Ibrahim vom Stamme der Mullah el Khaschleh, der in der nächsten Oase, auf dem Wege nach dem dattelreichen Dafor, in el Ghaseb wohnte und uns befreundet war. Emir Ibrahim hatte 22 Söhne. Amurat, der älteste, hatte schon in einem Regimente des Vicekönigs gedient. Auf eine Empfehlung desselben hatte der Höchstkommandierende ihm den Eintritt in unser aus Indien soeben eingetroffenes Spahisregiment gestattet. Der achtzehnjährige Jüngling war voll brennenden Ehrgeizes und haßte den Mahdi, wie sein ganzer Stamm, mit einer Heftigkeit, deren nur ein Berber fähig ist. — „Wer war der geheimnisvolle Reiter? Was hatte Amurat mit ihm zu flüstern? War hier Verrat im Spiele?" so fragte ich mich. — Ein Fellah und ein Berber stehen nach Anerkennung ihres Charakters nicht besonders bei uns in Gunst; ihnen ist alles zuzutrauen. Wie, wenn man uns verkaufen wollte? Hatte der Mahdi nicht erst neulich einen Posten aufgehoben und unsere überwältigten Leute qualvoll zu Tode gemartert? Um Amurat, der mit mir befreundet, nicht in Ungelegenheit zu bringen, erzählte ich niemanden von dem Abenteuer, beschloß aber, bei nächster Gelegenheit den Offizier direkt zu fragen. Ich sollte viel früher Auskunft erhalten!

Wir hatten unsere Reissuppe verzehrt und brauten uns dann einen Grog, wobei die Pfeifen würzig dampften, als Sergeant Mason, ein tüchtiger Soldat, plötzlich anfing:

„Ob es wohl wahr ist, daß der Mahdi eine weiße Kamelstute reitet, die kein Tier der Welt einholen kann?"

Lieutenant Knobley antwortete drauf: „Es wird wohl wahr sein; nur so kann man sich erklären, daß er noch nicht gefaßt ist, da er sich doch nachweislich oft zwischen unseren Postenketten befunden hat!"

„Ja, es ist wahr!" bestätigte hier Kapitän Aschborn. Alle seine Anordnungen zeugen von einer persönlichen Kenntnisnahme der Stellungen; er müßte sonst ein geborner Taktiker sein!"

Hier nahm Amurat das Wort:

„Excuse, gentlemen *); daß der Mahdi eine weiße Kamelstute reitet, ist wahr; daß sie nicht einzuholen, ist unwahr!"

Alles horchte hoch auf.

„Und wovon wissen Sie das, Sir?" fragte Aschborn etwas pikiert.

„Die Stute war einst unser, d. h. Eigentum meines Stammes; der Mahdi hat sie uns listig abgenommen und obendrein meinen Vater, den Scheik, beleidigt. Doch wehe ihm!"

„Es soll aber ein edles Tier sein!" fiel ihm Knobley in die Rede.

„Gewiß!" gab der Jüngling zurück.

„Ghasele, so nannten wir sie wegen ihres schlanken Körperbaues, stammt mütterlicherseits aus Nedschd**) in Arabien; aber ihre ein Jahr jüngere Schwester ‚Kesch', d. h. die Gazellenartige, eine Silberstute, ist noch schneller!"

Jetzt wußte ich auf einmal, was die weiße Kamelstute im Lager bedeutete: Amurat hatte aus el Ghaseb Nachrichten erhalten. — Als alle Kameraden schliefen, und der Jüngling nur allein noch mit den großen dunkeln Augen ins Feuer starrte, redete ich ihn plötzlich an:

„Sie haben heute Nachrichten von den Ihrigen erhalten?"

Er blickte auf:

„Sahen Sie den Boten?"

„Ja, am Schlupfgang!"

Er nickte:

„Es war mein Bruder Mustafa! — O, er ist uns dieses Mal wieder entwischt!"

„Wer?"

„Er! Der Mahdi, der Schändliche!"

„Warum hassen Sie ihn so?"

„Begehe ich damit ein Unrecht?"

„Nach unserer Religion, ja!"

„Der Koran sagt aber: ‚Liebe deine Freunde, hasse deine Feinde!' — Er hat den Vater, einen alten Mann, geschmäht, unsere Stammgenossen Diebe genannt; mich trifft von uns 22 Brüdern das Los, ihn zu züchtigen, und ich sollte ihn schonen?"

Ich zuckte die Achsel.

„Was wollen Sie dem Allmächtigen thun?"

„Ihn fangen!" sagte er mit einem brennenden Blicke. „Gute Nacht!"

Einige Tage darauf wußte Coalfield von der Kamelstute in el Ghaseb. Er rief Amurat und bot, da er unermeßlich reich war, eine ungeheure Summe für das Tier. Aber der Offizier sagte:

„Wenn ich mein Werk vollbracht, Sir, wird der Stamm das Tier Ew. Excellenz für diesen Preis lassen; ich werde es Mustafa sagen! Falle ich aber, so wissen wir alle, daß Allah die Rache selbst übernimmt und den Mullah el Khaschlehs den Dolch aus der Hand windet!"

Dabei blieb's, so oft der Oberst auch höher auf das Tier bot, mit dem Mustafa eines Tages offen ins Lager ritt, wobei er die Künste des Tieres zeigte.

Vier Wochen waren vergangen, ich hatte im Drange der Verhältnisse die ganze Geschichte Amurats fast vergessen. Zweimal wäre unser Lager fast vom Mahdi überrumpelt worden, wenn Amurat nicht gewesen wäre. Er war sehr brauchbar, sehr wachsam, unermüdlich im Dienst.

Eines Abends lag ich ermüdet am Biwakfeuer; da saust plötzlich ein Reiter auf weißem Kamel ins Lager, hinter ihm ist ein Schwarzer mit vier schönen Pferden.

„Auf, Amurat," ruft Mustafa, „Allah hat ihn in unsere Hände gegeben!"

Der Jüngling springt auf, steckt zwei Pistolen in den Gürtel, versichert sich seines Säbels und ist schon auf der Kamelstute.

„Auf zu Pferde," ruft er dann, „wer heute Ehre verdienen will!"

Knobley und Aschborn waren schnell zur Hand; ich griff zum Revolver und bestieg einen Rappen, den Mustafa, ein kaum sechzehnjähriges Bürschchen, hielt; er schwang sich auf den Schimmel, und fort ging's, als wären wir Schatten und Dunst.

Mustafa sagte zu Amurat einige Worte auf Arabisch, und in einem Bogen lenkten wir nach Westen. Noch hielten unsere Rosse mit der Kamelstute aus, da legte

*) Entschuldigen Sie, meine Herren!

**) Hier züchtet man die schnellsten Reitkamele.

ihr Amurat die Fingerspitzen der Rechten, woran sein Säbel hing, zwischen die Ohren und sagte dreimal: „Kesch, fa farak!“ *)

Es war dieses das Geheimnis des Tieres **).

Deutlich hörte ich die Worte, dann setzte das Tier offenbar alle Kräfte ein und war uns schnell voraus.

Vor uns war alles dunkle Nacht, unsere Rosse keuchten mit Anstrengung der edeln Kesch nach. Jetzt Lärm, Getöse, Allahrufen und das Aufblitzen von Schüssen, dann der Knall und wieder Totenstille!

Plötzlich stutzte Mustafa. Er hielt sein Pferd an, er warf sich zur Erde und schrie laut auf: „Amurat, mein Bruder, mein Bruder!“

Ich konnte diese Worte bereits übersetzen.

Jetzt kamen Reiter mit Fackeln aus dem Lager, Oberst Coalfield an der Spitze, und beleuchteten die grausige Scene: da lag tot, durchs Herz geschossen, Amurat, der brave Sohn, der des Vaters graues Haar und Ehre verteidigen wollte; neben ihm von drei Kugeln getroffen, die sterbende Kesch. Dicht dabei bedeckten den Sand drei Schwarze.

Keiner von uns sagte ein Wort. Stille trugen wir den Toten ins Lager, wo er anderen Tages mit militärischen Ehren begraben ward. Sein Vater, der Scheik Ibrahim, ein gebrechlicher Greis, und sechs Jünglinge, seine Söhne, Mustafa an der Spitze, standen leise betend an seinem Grabe. Als die letzte Scholle aufgeschüttet ward, reichten alle Mustafa die Hand. Er war der älteste, und auf ihn ging Amurats Vermächtnis, die Züchtigung des Mahdi, über.

Der Scheik aber reichte dem Obersten die Hand: „Die weiße Stute ist tot, Sidi, aber ich werde dir ein anderes gutes Tier schenken! Nimm den Mustafa in dein Regiment; er soll gegen den Verächter unseres Stammes kämpfen, da Allah uns selbst rächen wird! Die anderen Knaben sind noch zu jung zum Kriege! Allah sei mit dir!“

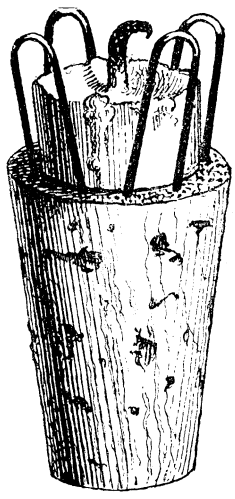
Er ging mit seinen Söhnen. Mustafa aber kehrte nachmittags zurück, indem er ein braunes Dromedar ritt, ein vorzügliches Tier. Mustafa trat bei uns ins Regiment, er kämpfte stets tapfer und niemand bezeigte eine größere Freude bei der Nachricht vom Falle des Mahdi, als er. Nie aber sprach er von Amurat und der weißen Kamelstute; kam die Rede darauf, so ging er, seinen Kummer in sich verschließend, still beiseite. Wie Amurat aber eigentlich zu Tode kam, ob durch seine Tollkühnheit oder des Mahdi Tücke, blieb ein Geheimnis für alle.

*) Kesch, beeile dich!

**) Jedes Reittier hat ein „Geheimnis“, bei dessen Anwendung es aus vollster Kraft läuft.

Ein Lichtsparer.

Trotz Erdöl, Glas und elektrischem Licht wird die althergebrachte Kerze aus verschiedenen Gründen sich aus unserem Haushalt kaum verdrängen lassen. Nun sind aber unsere Leuchter selten zweckmäßig eingerichtet, für den Fall, daß die Kerze bis auf ein paar Centimeter herabgebrannt ist; beim einen fällt die kurzgebrannte Kerze um, beim anderen schmilzt sie in die Röhre hinein u. s. w. Man kann dem Uebelstand durch einen „Lichtsparer“ (bei uns zu Lande auch „Hauserle“ genannt) abhelfen. Unter den Lichtsparern aber, wie sie in Haushaltungshandlungen zu haben sind, habe ich noch wenig Zweckentsprechendes gefunden.



Ein Lichtsparer.

Einen wirklich zweckmäßigen Lichtsparer fertigt man sich auf folgende Weise:

Man nimmt einen sehr starken, jedoch weichen Korkstöpsel, von dem man sich überzeugt hat, daß er bequem in die betreffende Leuchterröhre zu stecken ist und fest darin sitzt.

Die Scheibe dieses Korkes am dickeren Ende macht man feuersicher, entweder indem man sie mit Gummi arabicum bestreicht und feinen Sand darauf streut, oder indem man ein Blättchen Sandpapier oder ein mit der Schere zurechtgeschnittenes Marienglasstückchen darauf legt. Alsdann stößt man am Rand der feuersichern Scheibe 3—4 starke lange Haarnadeln ein, welche die kurze Kerze zwischen sich aufnehmen und — der Lichtsparer, der auf ein paar Pfennig zu stehen kommt, ist fertig.

Die Elemente der Buchbinderkunst.

Die erste Buchbinderarbeit

sollte der Versuch sein, für die wöchentlichen Nummern des **„Guten Kameraden“** eine hübsche und praktische Mappe anzufertigen. Das ist gar nicht so schwer und dazu wollen wir hier genaue Anweisung geben.

Kauft euch einen steifen, harten Pappdeckel, von der doppelten Größe des **G. K.**, also etwa 35—45 cm groß. Er darf nicht weich und nicht zu biegsam sein, sondern muß recht festen Halt haben. Er kostet etwa 8 Pf.

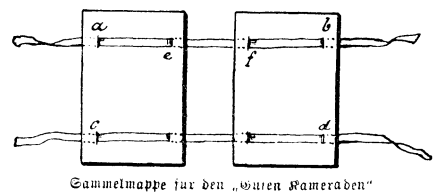
Diesen Deckel schneidet in der Mitte durch, so daß die beiden Hälften die Größe vom **G. K.** haben. Nun legen wir sie aufeinander und obenauf die Nummer des **G. K.** Dann ziehen wir mit einem Lineal recht pünktlich und sauber eine Linie darum. Ihr müßt genau aufpassen, daß die Winkel auch genaue rechte Winkel werden, sonst stimmt's nachher nicht. Nun wird ein Lineal auf die Linie gelegt, mit der linken Hand recht fest angedrückt und mit einem scharfen Messer der Pappdeckel so oft geschnitten, bis wir durch sind. Aber gefälligst nicht in den Tisch, meine Herren, sondern ein glattes Brettchen untergelegt!

Ist so der Pappdeckel von allen Seiten hübsch sauber zurechtgeschnitten, so haben wir die beiden Deckel der Mappe vor uns.

Jetzt brauchen wir noch ein leinenes Band von 1½ m Länge, welches gewiß die Mutter aus ihrem Nähtisch hergibt. Zur Not können wir auch einen kräftigen Bindfaden brauchen, wir wollen aber einmal annehmen, daß ein Band da ist. Wir legen die beiden Pappdeckel mit der längeren Seite nebeneinander und breiten das Band, nachdem es in zwei gleiche Hälften zerschnitten ist, so über die Deckel, wie die Figur zeigt. Nun ziehen wir mit einem Lineal längs dem Band je zwei ganz parallele Striche und bemerken uns mit dem Bleistift die Stellen bei a, b, c und d. Hier machen wir mit einem spitzen Taschenmesser senkrechte Einschnitte, so daß vier Schlitze entstehen, welche die Breite des Bandes haben. Die gleichen Schlitze machen wir auf der andern Seite des Deckels, wie die Figur zeigt.

Jetzt nehmen wir das Band und stecken es bei a von unten durch den Deckel, dann bei e von oben durch, nehmen nun den zweiten Deckel zur Hand, führen das Band bei f wieder von unten durch und bei b von oben hinein. Ebenso verfahren wir mit dem zweiten Band bei c—d. Nun ist die Mappe fertig.

Wenn erst wenige Nummern vom **G. K.** da sind, können wir durch Schieben der Deckel die Mappe ganz eng machen und doch ist sie auch wieder groß genug, um alle 52 Nummern eines Jahrgangs zu umfassen.



Sammelmappe für den „Guten Kameraden“

Damit die Mappe recht hübsch aussieht, solltet ihr auf die Außenseite den Titel zeichnen. Das wird aber wohl nicht sehr famos ausfallen und deshalb werden wir euch später lieber einen Titel schenken, den ihr hübsch vorsichtig aufkleben könnt.

Der **G. K.** wird euch nächstens eine ganze Anleitung geben, wie man richtige Buchbinderarbeit macht, ja wie man seine Bücher selbst einbinden kann. So lange würde ich warten, die Mappe mit buntem Papier zu überziehen, denn das setzt wieder mancherlei Vorsichtsmaßregeln voraus. Ihr könntet euch eure Arbeit wieder verderben.

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Strenge Winter.

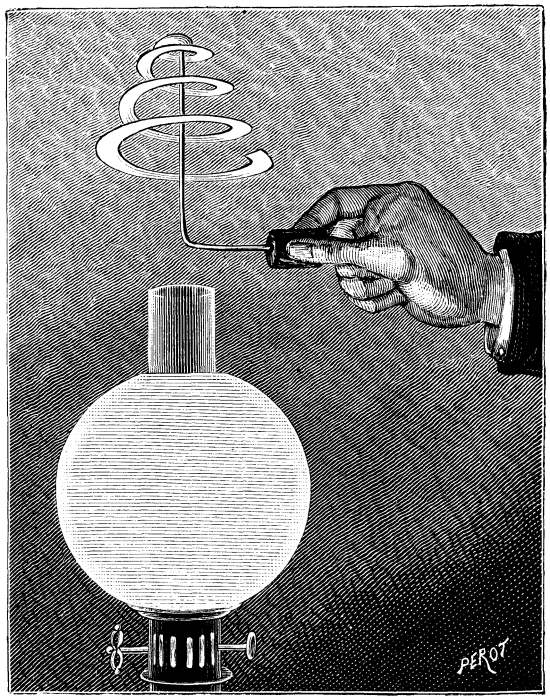
Im Jahre 1410 fror in Oberitalien die Tinte in den Tintenfässern; die scheuen Tiere des Waldes kamen in die menschlichen Wohnungen, um Schutz vor der Kälte zu suchen; in Frankreich war im selben Jahre der Wein im Keller gefroren, so daß er stückweise nach dem Gewicht verkauft werden mußte. Dem strengen Winter des Jahres 1709 gebührt wohl die Palme unter seinen Nebenbuhlern. Temperaturen von 23 bis 27° unter Null waren in Mitteleuropa keine Seltenheit. Die Menschen erfroren zu Hunderten, die Glocken zersprangen, sobald der Hammer sie berührte. Die Kälte im Jahre 1797 ermöglichte die in der Kriegsgeschichte einzig dastehende Thatsache, daß einige französische Kavallerie-Eskadronen die bei Texel festgefrorene holländische Flotte gefangen nehmen konnten.

Zimmerpflanzen als Luftreiniger.

Aus kürzlich angestellten Versuchen eines englischen Gelehrten geht hervor, daß die Pflanzen, besonders wenn sie in der Blüte stehen, nicht unbedeutende Quantitäten Ozon entwickeln. Ozon ist aber ein höchst wertvoller Stoff zur Reinhaltung der Luft, indem er die in derselben enthaltenen Krankheitskeime zerstört und schädliche Anhäufungen oxydiert oder verbrennt. Blühende Pflanzen sind deshalb wahre Gesundheitsagenten in Wohnräumen, wo sich so häufig schädliche Dünste anhäufen. Es ist dies ein neuer Beweis, daß die alten Vorurteile gegen Zimmerpflanzen ganz unbegründet sind. Anstatt daß sie die Luft, wie man behauptet, verderben, machen sie dieselbe gesunder und reiner und fördern dadurch die Gesundheit der Zimmerbewohner.

Eine physikalische Spielerei.

Daß warme Luft Bewegung erzeugt, werdet ihr wohl alle schon beobachtet haben, durch ein leicht ausführbares Experiment wollen wir dies Naturgesetz euch zur Anschauung bringen. Man schneidet aus einer Spielkarte eine Spirale, deren oberes Ende man so herrichtet, daß es auf einen gebogenen Draht gepflanzt werden kann. Hält man nun die Vorrichtung wie unsere Abbildung zeigt, über den Cylinder einer brennenden Lampe, so wird die Spirale in ziemlich rasche Drehung geraten. Dasselbe wird geschehen, wenn man die Spirale auf einen kleinen Ständer auf den Ofen setzt. Der Grund ist, daß erwärmte Luft eine aufsteigende Bewegung zeigt. Es ist ein hübsches Beispiel für die Umwandlung von Wärme in Kraft.



Umwandlung der Wärme in Kraft.

Die Kaninchen.

In einem Stalle befanden sich zwei Kaninchen. Sie waren weder Geschwister, noch nahe Verwandte. Da sie aber an einem und demselben Tage in die gemeinsame Wohnung gekommen waren, so hatten sie sich gleich in der ersten Stunde ihres Beisammenseins ziemlich bekannt gemacht. Am andern Morgen fraßen sie schon in aller Ruhe miteinander aus einer Schüssel und am dritten Tage speisten sie Brüderschaft an einem großen Kohlhaupte, redeten sich nicht mehr mit dem steifen „Sie", sondern mit dem traulichen „Du" an und gelobten sich unzertrennliche Freundschaft — auf ewig. Und das war gut, nützlich und heilsam; denn in der Nachbarschaft hielten sich gefährliche Feinde auf: Iltisse, Marder, Katzen und anderes blutdürstiges Gesindel. Verschiedenemale schon umschlichen Angehörige dieser verschworenen Bande den Stall; doch die Kaninchen waren auf der Hut, und in ihrer freundschaftlichen Wachsamkeit bemerkten sie die Raubtiere rechtzeitig, so daß es ihnen jederzeit gelang, in ihre sichere Verstecke zu entkommen, sobald jene einen Angriff unternommen hatten. Wenn eines schlief, hielt das andere Wache, und nahte eine Gefahr, dann schlug das wachhabende Kaninchen so mächtig mit einem der hinteren Läufe auf die Erde, daß der Feind einen Schuß zu hören glaubte und sich eiligst auf die Flucht begab.

Als ihnen eines Tages eine kleine, aber vortreffliche gelbe Rübe vorgeworfen war, kamen sie vor Mißgunst und Neid fast außer sich; denn jedes beanspruchte diesen seltenen guten Bissen ganz für sich allein. Sie liefen einander nach, hackten und schlugen, kratzten und zerrten sich um die kleine Rübe. Sie wurden ernstlich böse miteinander, drehten zornig die Augen heraus, knurrten sich zornig mit den scharfen Nagezähnen an und schwuren sich jetzt unversöhnliche Feindschaft — auf ewig.

Das war nun freilich eine trostlose traurige Zeit; aber keines gönnte dem andern das erste Wort der Versöhnung — jedes glaubte im Recht zu sein, jedes hielt sich für das am gröbsten Beleidigte.

Keines hielt mehr Wache, jedes vertraute auf seine eigene Vorsicht, Stärke, List und Geschwindigkeit und spielte dem andern, wo nur immer möglich, einen ärgerlichen Possen.

Diese Zustände hatte ein alter Iltis in Erfahrung gebracht. Eines schönen Morgens schlich er sich auf die Lauer. Beide Kaninchen kamen fast gleichzeitig aus ihren Höhlen; sie würdigten sich gegenseitig nicht eines einzigen Blicks, und keines gab dem andern einen freundlichen „Guten Morgen!" wie sie zu Zeiten ihrer „auf ewig!" gelobten Freundschaft gethan hatten. Jedes stellte sich als ob es das andere gar nicht bemerkte. Voll eiliger Hast verzehrten sie ihr Frühstück, dann kauerte sich jedes in eine andere Ecke zum süßen Morgenschläfchen.

Wupps! war der Iltis herangesprungen, erfaßte das eine Kaninchen beim Genicke und schleppte es eilends von dannen. Nichts half ihm sein Girren und Strampfen — es wurde dem Räuber zur Beute. Nun gingen zwar dem andern Kaninchen die Augen auf, es weinte und jammerte ohne Unterlaß. Trotz seiner Vorsicht und Wachsamkeit wurde es einige Tage später doch von tiefem Schlafe übermannt. Es erging ihm nicht besser, als seinem Kameraden — und zu spät erkannte es, daß Eintracht stark macht, Zwietracht aber zerstört.

Fragen und Antworten.

L. M. in H. Du möchtest gern wissen, was das für Tiere sind, deren Fußstapfen du jetzt im Schnee auf deinen Spaziergängen findest? Dir kann geholfen werden. Wenn es irgend möglich, findest du schon in der nächsten Nummer einen lehrreichen Aufsatz darüber.

Georg Ebers wurde am 1. März 1837 in Berlin geboren. In Keilhau vorgebildet, besuchte er die Universitäten Göttingen und Berlin, hauptsächlich archäologische und orientalische Studien treibend. 1865 wurde er Privatdocent für ägyptische Sprache in Jena, 5 Jahre später Professor in Leipzig, woselbst er, leider vielfach kränklich, noch jetzt lebt. Als Gelehrter hat er sich durch den Papyrus Ebers, als Schriftsteller besonders durch die Romane „Uarda" und „eine ägyptische Königstochter", auf welche noch eine ganze Reihe gefolgt sind, berühmt gemacht.

An der Spitze dieser Nummer steht der Wahlspruch des am 30. Dez 1886 verstorbenen Generals der Infanterie v. Biehler, dessen große Verdienste um das deutsche Ingenieur-Corps, dem er jahrelang als Chef vorstand, nie vergessen werden sollten. Sein Sohn schreibt an den „Guten Kamerad": „Mein Vater hat auf seinem Krankenbette sich noch mit Ihrem Plane beschäftigt und ein Motto bestimmt, welches ihm im zeitlichen Leben vor den Augen geschwebt hat.

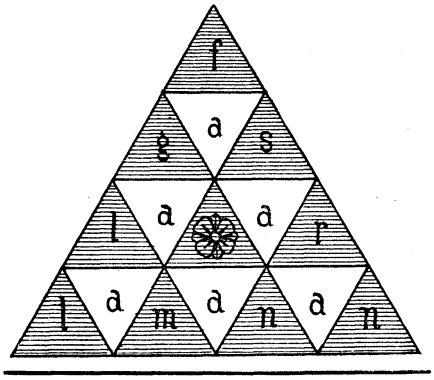
Akrostichon.

Eis	Wein	Ar	Ulm
Ode	Wald	Enkel	Aden

Aus jedem der obigen acht Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen acht Wörter (aber in anderer Reihenfolge) nennen eine der Hauptpersonen in einem Musikdrama von Richard Wagner.

Pyramidenrätsel.

Bei richtiger Buchstabenstellung müssen ergeben: die schwarzen Außenfelder drei Mädchennamen, bei welchen von der obersten Spitze an gelesen nach links bis wieder zum Anfangspunkte der Endbuchstabe zugleich den ersten des folgenden Wortes abgibt. — In gleicher Richtung ergeben die weißen Felder die Namen: eines südlichen Kurortes, eines türkischen Ranges und eines alttestamentlichen Königs.



Auflösung des Rätsels in Nr. 2:
Ruine. Rune.

Zimmerpflanzen als Luftreiniger.

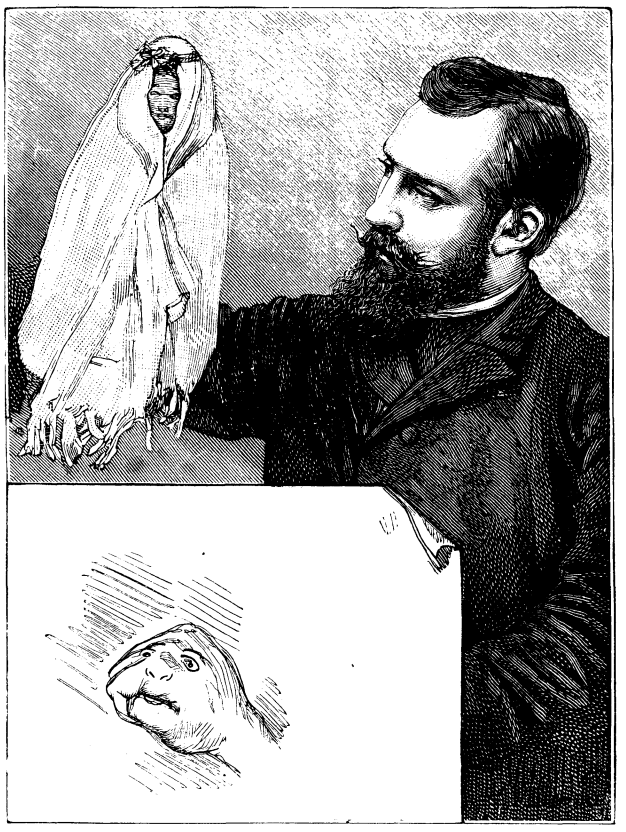
Aus kürzlich angestellten Versuchen eines englischen Gelehrten geht hervor, daß die Pflanzen, besonders wenn sie in der Blüte stehen, nicht unbedeutende Quantitäten Ozon entwickeln. Ozon ist aber ein höchst wertvoller Stoff zur Reinhaltung der Luft, indem er die in derselben enthaltenen Krankheitskeime zerstört und schädliche Anhäufungen oxydiert oder verbrennt. Blühende Pflanzen sind deshalb wahre Gesundheitsagenten in Wohnräumen, wo sich so häufig schädliche Dünste anhäufen. Es ist dies ein neuer Beweis, daß die alten Vorurteile gegen Zimmerpflanzen ganz unbegründet sind. Anstatt daß sie die Luft, wie man behauptet, verderben, machen sie dieselbe gesunder und reiner und fördern dadurch die Gesundheit der Zimmerbewohner.

Das arme Dorfschulmeisterlein.

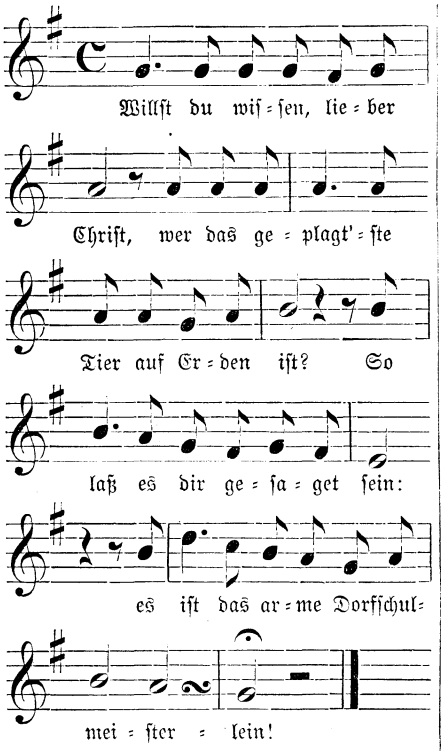
Vielen Spaß in lustiger Gesellschaft macht „das arme Dorfschulmeisterlein", welches seine eigene Leidensgeschichte nach beiliegender Melodie singt. Man macht dazu, wie es unsere Illustration zeigt, ein Gesicht aus der zur Faust geballten (linken) Hand, in der Weise, daß man mit Tusche oder einem angebrannten Korkpfropfen zuerst das linke Auge zwischen Zeige- und Mittelfinger und darüber eine Augenbraue malt. Sodann folgt auf dem Rücken der Hand das rechte Auge samt Augenbraue, im richtigen Abstand von der die Mittellinie des Gesichtes bildenden Knöchelreihe. Der Knöchel des Zeigefingers wird mit einigen, die Nasenlöcher vorstellenden Strichen in eine dicke „Stumpfnase" umgewandelt und der Mund dadurch hergestellt, daß man den gekrümmten Daumen fest in das mittlere Gelenk des Zeigefingers einstemmt, ohne daß jedoch die Beweglichkeit des Daumens auf- und abwärts beeinträchtigt wird. Der obere Teil der Hand, welcher die Stirne vorzustellen hat, wird sodann mit zwei Querfalten bemalt und endlich noch die Nasenspitze und die Lippen mit etwas Karmin rot gefärbt.

Das so hergestellte Gesicht und der Unterarm werden hierauf des täuschenden Effektes wegen mit einem Tuch umhüllt und sodann zum Vortrag mit „plastisch-mimischer Darstellung" geschritten, wozu man für die anzulehnende Hand am besten einen weißen, gut beleuchteten Hintergrund wählt. Damit es aussieht, als ob das gemalte Gesicht selbst singe, bewegt man, die einzelnen Silben des Textes scharf markierend, den die Unterlippe und das Kinn bildenden Daumen leicht auf- und abwärts. Am Schluß jeder Strophe wird der Daumen gestreckt, was eine ungemein komische Wirkung hervorbringt, da der Mund des scheinbaren Sängers dadurch ganz auf die Seite verzogen wird. Ebenso ist es von guter Wirkung, wenn die letzte Strophe piano mit weinerlicher Stimme gesungen wird, um des Sängers Rührung über die ihm winkenden Freuden auszudrücken.

Probatum est! und nun lassen wir Text und Melodie des zu singenden Liedchens folgen:



Das arme Dorfschulmeisterlein.



Denn wenn im Dorf die Uhr nicht geht
Und wenn der Zeiger stille steht,
Heißt's gleich: „es muß betrunken sein,
Das arme Dorfschulmeisterlein!"

Und wird im Dorf ein Schwein geschlacht':
„Da seht nur, wie der Alte lacht,
Die größte Wurscht muß seine sein,
Dem armen Dorfschulmeisterlein!"

Und wenn im Dorfe Hochzeit ist:
„Da seht nur, wie der Schlingel frißt!
In alle Taschen schiebt er's 'nein,
Das arme Dorfschulmeisterlein!"

Doch kommt er einst zur Himmelsthür
Und Petrus fragt: „Wer steht dafür?"
So ruft er gleich: „Komm nur herein,
Du armes Dorfschulmeisterlein!"

Fragen und Antworten.

L. M. in H. Du möchtest gern wissen, was das für Tiere sind, deren Fußstapfen du jetzt im Schnee auf deinen Spaziergängen findest? Dir kann geholfen werden. Wenn es irgend möglich, findest du schon in der nächsten Nummer einen lehrreichen Aufsatz darüber.

Georg Ebers wurde am 1. März 1837 in Berlin geboren. In Keilhau vorgebildet, besuchte er die Universitäten Göttingen und Berlin, hauptsächlich archäologische und orientalische Studien treibend. 1865 wurde er Privatdocent für ägyptische Sprache in Jena, 5 Jahre später Professor in Leipzig, woselbst er, leider vielfach kränklich, noch jetzt lebt. Als Gelehrter hat er sich durch den Papyrus Ebers, als Schriftsteller besonders durch die Romane „Uarda" und „Eine ägyptische Königstochter", auf welche noch eine ganze Reihe gefolgt sind, berühmt gemacht.

An der Spitze dieser Nummer steht der Wahlspruch des am 30. Dez. 1886 verstorbenen Generals der Infanterie v. Biehler, dessen große Verdienste um das deutsche Ingenieur-Corps, dem er jahrelang als Chef vorstand, nie vergessen werden sollten. Sein Sohn schreibt an den „Guten Kamerad": „Mein Vater hat auf seinem Krankenbette sich noch mit Ihrem Plane beschäftigt und ein Motto bestimmt, welches ihm im zeitlichen Leben vor den Augen geschwebt hat."

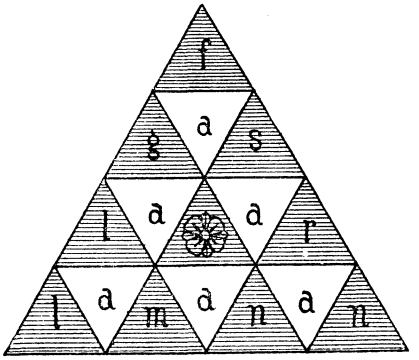
Akrostichon.

Eis . Wein Ar Ulm
Ode Wald Enkel Aden

Aus jedem der obigen acht Wörter läßt sich durch Vorsetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen acht Wörter (aber in anderer Reihenfolge) nennen eine der Hauptpersonen in einem Musikdrama von Richard Wagner.

Pyramidenrätsel.

Bei richtiger Buchstabenstellung müssen ergeben: die schwarzen Außenfelder drei Mädchennamen, bei welchen von der obersten Spitze an gelesen nach links bis wieder zum Anfangspunkte der Endbuchstabe zugleich den ersten des folgenden Wortes abgibt. — In gleicher Richtung ergeben die weißen Felder die Namen: eines südlichen Kurortes, eines türkischen Ranges und eines alttestamentlichen Königs.



Auflösung des Rätsels in Nr. 2:
Ruine. Rune.

„Lauf', wo's verboten, Schlittschuh' nicht."

Eine Ballade.

1.

Ein Studio eilt mit keckem Sinn
Zum Teich im nahen Wildpark hin:
Es hat die letztverflosne Nacht
Zehn Grad ja unter Null gebracht,
Drum, ob es gleich verboten ist,
Hofft in des Morgens erster Frist
Er heimlicher-, verstohlnerweise
Schlittschuh' zu laufen auf dem Eise.

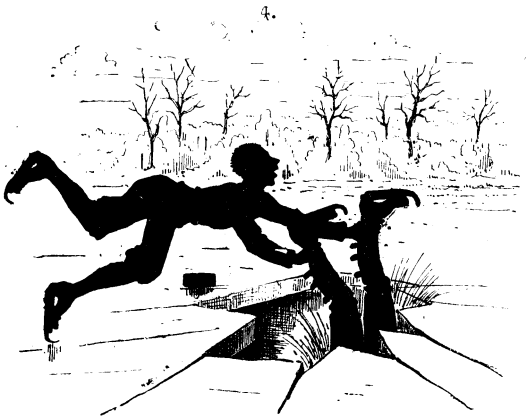
2.

Doch ach, er hat es nicht bedacht:
Das Auge des Gesetzes wacht
Zu jeder Zeit, ob spät, ob früh,
Ob warm, ob kalt, es schlummert nie.
Drum hat's ihn auch gar bald erblickt
Und, kaum gesehn, sich angeschickt,
Auf pflichtgetreuen Schlittschuhsohlen
Mit Hundeshilf' ihn einzuholen.

3.

Schon krenzt es kühn des Frechen Bahn,
Schon springt ihn Phylax mutig an,
Schnappt nach den Beinen ihm und bellt,
Daß unser Studio strauchelnd fällt.
Doch weh', im Fallen freventlich
Hält er am Wams „des Auges" sich:
Dies stand nicht auf sehr festen Füßen,
Hat schweren Falls sich setzen müssen.

4.



Da gab es einen großen Krach,
Des Eises Decke barst und brach,
Und jählings schoß — das Haupt voran —
Hinab zum Grund der arme Mann,
Obwohl an beiden Beinen ihn
Der Studio hält voll Edelsinn:
Er schoß und sank hin in die Tiefen,
Wo Frösche, Kröten, Unken schliefen.

5.

Der Jüngling aber ehrenfest
Des Mannes Beine los nicht läßt,
Drum macht auch er in mächt'gem Schwung
Ins Wasser einen Kopfessprung
Und schießet häuptlings nieder und
Ist gleichfalls auf den schlamm'gen Grund
Zu Fröschen, Kröten und zu Unken
In tiefster Tiefe gleich versunken.

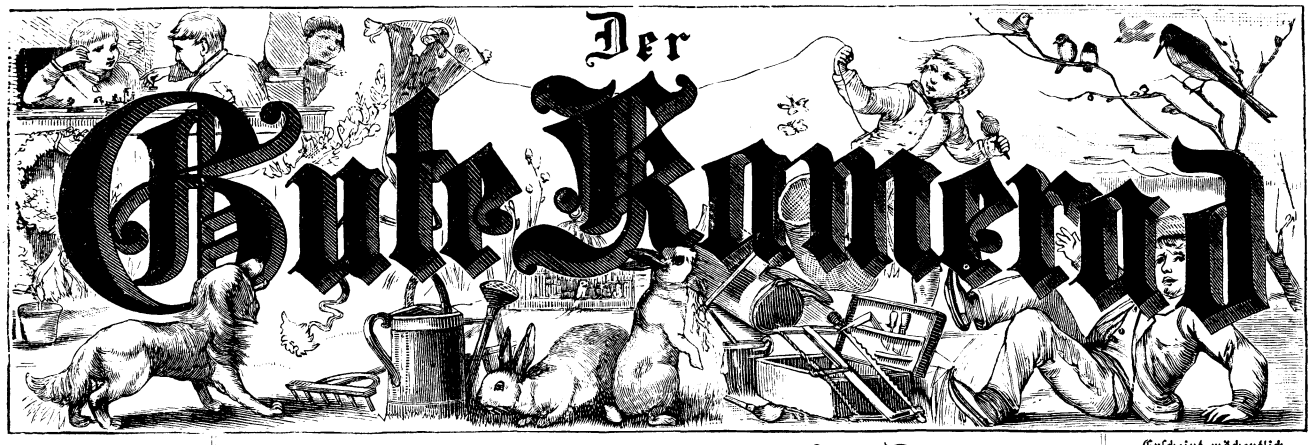
6.

Entsetzt, mit Schrecken im Gemüt,
Phylax das schwere Unglück sieht,
Das er mit tück'scher Absicht nicht,
Im Eifer nur hat angericht't.
Er winselt, heult und bellt am Loch,
Vergeblich hoffend, — denn nur noch
Ein Mützchen und ein Hut, ein nasser,
Schwimmt melancholisch auf dem Wasser.

Doch, Gott sei Dank, die Hilf' ist nah'!
Des Wächters Weib das Unglück sah
Und eilt herbei in raschem Lauf,
Fischt beide von dem Grund herauf.
Gemütlich sitzen jetzt die drei
— Auch Phylax ist vergnügt dabei —
Am warmen Herd bei Feuersflammen
Und — trinken ein Glas Grog zusammen.

Und die Moral von der Geschicht'?
„Lauf', wo's verboten, Schlittschuh' nicht!"

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.



Der Gute Kamerad

№ 4. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs extl. Stempel.

Was sich zu machen verlohnt, verlohnt sich auch gut zu machen.

Conrad Ferdinand Meyer.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

Er stieg auf das eine der wiedererlangten Tiere. Sein junger Begleiter sprang auf das andere. Beide lenkten ihre Pferde genau nach der Stelle hin, wo Jemmy und Davy die ihrigen in den Sträuchern versteckt hatten. Die beiden Letztgenannten machten sich auch beritten, und nun folgten die Vier der Fährte des Indianers, welchen sie bald vor sich erblickten. Doch ließ er sie nicht ganz an sich herankommen, sondern er ritt immer vor ihnen her, als ob er ganz genau die Richtung wisse, welche er einzuschlagen habe, um das Ziel zu erreichen.

Der Hobbel-Frank hielt sich an der Seite des dicken Jemmy, an welchem er Wohlgefallen zu finden schien.

„Wollt Ihr mir wohl sagen, Mister, was ihr eigentlich in dieser Gegend wollt?“ meinte er.

„Wir wollten eigentlich ein wenig hinauf ins Montana, wo es eine viel bessere Jagd gibt als diesseits. Dort findet man noch verständige Waldläufer und Savannenmänner, welche die Jagd eben um der Jagd willen betreiben. Hier aber schlachtet man die Tiere förmlich ab. Die Sonntagsbüchse wütet unter den armen Büffeln, welche zum Beispiel zu Tausenden getötet werden, nur weil ihre Häute sich besser zu Treibriemen eignen als gewöhnliches Rindsleder. Es ist eine Sünde und eine Schande! Nicht?“

„Da habt Ihr sehr recht, Master. Das ist früher ganz anders gewesen. Da hieß es: Mann gegen Mann; das heißt, der Jäger stellte sich dem Wilde ehrlich gegenüber, um sich das Fleisch, welches er brauchte, mit Gefahr seines Lebens zu erkämpfen. Jetzt aber ist die Jagd fast nur ein feiges Morden aus dem Hinterhalte, und die Jäger von altem Schrot und Korn sterben nachgerade aus. Leute, wie ihr

„Wohtadeh ist unser Freund. Er mag mit uns die Pfeife des Friedens rauchen!“

beide, sind jetzt selten. Geld traue ich euch freilich nicht viel zu, aber einen guten Klang haben eure Namen; das muß man gern gestehen."

„Kennt Ihr denn unsere Namen?"

„Will's meinen."

„Woher?"

„Dieser Wohkadeh hat sie ja genannt, als ich mit dem Martin im Busche lag und euch belauschte. Eigentlich habt Ihr gar nicht so die richtige Gestalt für einen Westmann. Eure Taille ist mehr geeignet für einen deutschen Bäckermeister oder Kommunalgardehauptmann; aber — — —"

„Was?" fiel der Dicke schnell ein. „Ihr redet da von Deutschland. Kennt Ihr es vielleicht?"

„Na, und ob! Ich bin ein Deutscher mit Haut und Haar!"

„Und ich mit Leib und Seele!"

„Ist's wahr?" fragte Frank, indem er sein Pferd anhielt. „Na, es ist wahr, ich konnte es mir eigentlich gleich denken. Einen Yankee von Eurem Körperumfang kann es ja gar nicht geben. Ich aber freue mich königlich, einen Landsmann getroffen zu haben. Her mit Eurer Hand, Mann! Ihr seid mir herzlich willkommen!"

Sie schlugen ein, daß beiden die Hände schmerzten. Der Dicke aber meinte:

„Treibt nur Euer Pferd wieder an. Wir brauchen ja trotzdem nicht hier halten zu bleiben. Wie lange seid Ihr denn nun bereits hier in den Staaten?"

„Einige zwanzig Jahre."

„So habt Ihr wohl indessen Euer Deutsch verlernt?"

Beide hatten bisher englisch gesprochen. Bei der letzten Frage richtete Frank seine kleine Gestalt möglichst hoch im Sattel empor und antwortete in beleidigtem Tone:

„Ich? Meine Schprache verlernt? Da kommen Sie bei mir merschtenteels verkehrt an! Ich bin een Deutscher und bleib een Deutscher, zumal wir jetzt nu eenen Kaiser haben. Wissen Sie ungefähr, wo dazumal meine Wiege geschtanden hat?"

„Nein. Ich war ja nicht dabei."

„Wenn ooch! Sie müssen ja gleich an meiner Ausschprache merken, daß ich aus der Provinz schtamme, in der man das reinste Deutsch spricht."

„So! Welche wäre das?"

„Allemal nur Sachsen! Verschtehen Sie? Ich hab' schon noch mit anderen Deutschen geschprochen, aberst ich hab' so einen niemals nicht so gut verschtanden, als wenn er eben in Sachsen geboren gewest wäre. Sachsen ist das Herz von Deutschland. Dresden ist klassisch; die Elbe ist klassisch; Leipzig ist klassisch; die sächsische Schweiz ist klassisch, und der Sonnenstein ooch. Das schönste und reinste Deutsch hört man auf der Schtrecke zwischen Pirna und Meißen, und grad so ziemlich zwischen diesen beiden Schtädten hab' ich mein erschtes Licht der Welt erblickt. Und nachhero schpäter hab' ich ganz in derselbigen Gegend meine Karriere angefangen. Ich war nämlich Forschtgehilfe in Moritzburg, was een sehr berühmtes königliches Jagdschloß ist mit eener famosten Bildergalerie und großen Karpfenteichen. Sie sehen also, daß ich een wirklich angeschtellter Beamter gewest bin mit zwanzig Thaler Monatsgage. Mein bester Freund war der dortige Schulmeister, mit dem ich alle Abende Sechsundsechzig geschpielt und nachhero von den Künsten und Wissenschaften geschprochen habe. Dort hab' ich mir eene ganz besondre allgemeine Bildung angeeignet und auch zum erschtenmale erfahren, wo Amerika liegt. In der deutschen Schprache waren wir einander sehr überlegen, und darum weiß ich ganz genau, daß in Sachsen ohne alle Umschtände der allerschönste Syntax geschprochen wird. Oder zweifeln Sie etwa daran? Sie machen mir so een verbohrtes Gesicht!"

„Ich mag nicht darüber streiten, obgleich ich früher Gymnasiast gewesen bin."

„Wie? Ist's wahr? Auf dem Gymnasium haben Sie schtudiert?"

„Ja, ich hab' auch mensa dekliniert."

Der Kleine warf ihm von der Seite einen pfiffigen Blick zu und sagte:

„Mensa dekliniert? Da haben Sie sich wohl verschprochen?"

„Nein."

„Na, dann ist's mit Ihrem Gymnasium ooch nicht sehr weit her. Es heißt nicht dekliniert, sondern deklamiert, und auch nicht Mensa, sondern Pensa. Sie haben Ihre Pensa deklamiert, vielleicht des Sängers Fluch von Hufeland oder den Freischütz von Frau Maria Leineweber. Aberst deshalb keine Feinschaft nicht. Es hat eben jeder so viel gelernt, wie er kann, mehr nicht, und wenn ich eenen Deutschen sehe, so freue ich mich drüber, ooch wenn er nicht grad een gescheiter Kerl ist oder gar een Sachse. Also, wie schtehts? Wolln wir gute Freunde sein?"

„Das versteht sich ganz von selbst!" lachte der Dicke. „Ich hab' immer gehört, daß die Sachsen die gemütlichsten Kerle sind."

„Das sind wir, ja! Da dran beißt keine Maus keinen Faden. Das ist angeborene Intelligenz."

„Warum aber haben Sie Ihre schöne Heimat verlassen?"

„Eben wegen der Kunst und Wissenschaft."

„Wieso?"

„Das kam ganz plötzlich und folgendermaßen: Wir schprachen von der Politik und Weltgeschichte, abends in der Restauration. Wir waren ihrer drei am Tische, nämlich ich, der Hausknecht und der Nachtwächter. Der Schulmeister saß am anderen Tische bei den Vornehmen. Weil ich aber schtets een sehr leutseliger Mensch gewest bin, hatte ich mich zu den Zween gesetzt, die ooch ganz glücklich waren über diese Art von loyaler Herablassung. Bei der Weltgeschichte nun kamen wir ooch auf den alten Papa Wrangel zu schprechen, und daß der sich das Zeitwort ‚merschtenteels' so angewöhnt gehabt hatte, daß er es bei jeder Gelegenheit zum Vorscheine brachte. Bei dieser Gelegenheit nun fingen die beiden Kerls an, sich mit mir über die richtige orthographische Konterpunktion und Ausschprache dieses Wortes zu schtreiten. Jeder hatte eene andre Ansicht von seiner Meinung. Ich sagte, es müsse geschprochen werden mehrschtenteels; der Hausknecht meinte aberst mehrschtenteils, und der Nachtwächter sagte gar meistenteels. Bei diesem Schtreite kam ich nach und nach in die Wolle, und endlich wurde es mir so warm, daß ich am allerliebsten mit allen Beinen dreingeschprungen wäre; aberst als gebildeter Beamter und Schtaatsbürger bewahrte ich mir die Kraft, meine Selbstüberwindung zu beherrschen, und wendete mich an meinen Freund, den Schulmeister. Natürlich hatte ich recht, aber er mochte schlechte Laune haben oder so een bischen Anflug von gelehrtem Uebermut, kurz und gut, er gab mir nicht recht und sagte, wir hätten alle Drei unrecht. Er behauptete, in dem Worte mehrschtentheels müßten zwei ‚ei' stehen. Weil ich nun aberst ganz gewiß weiß, daß es nur een einziges Wort mit zwei ‚ei' gibt, nämlich Reisbrei, so wurde ich unangenehm. Ich will zwar keinem anderen seinen Dialekt verderben, aberst den meinigen soll man auch respektieren, zumal wenn er der richtige ist. Aberst das wollte der Nachtwächter nicht einsehen; er sagte, ich könne auch nicht richtig schprechen, und da that ich denn, was jeder Ehrenmann gethan haben würde: ich warf ihm mein beleidigtes Ehrgefühl an den Kopf und das Bierglas dazu. Jetzt freilich gab es verschiedene Scenen ohne Kulissen, und das Ende war, daß ich wegen Schtörung der öffentlichen Unruhe und wegen Verletzung eines beabsichtigten Körpers in Anklagezuschtand versetzt wurde. Ich sollte beschtraft und abgesetzt werden. Die Beschtrafung und Absetzung hätte ich mir wohl gefallen gelassen, aberst daß ich auch meine Anschtellung verlieren sollte, das war mir zu viel; das konnte ich nicht verwinden. Als ich die Schtrafe und die Absetzung überschtanden hatte, ging ich auf und davon. Und weil ich alles, was ich einmal mache, ooch gleich ordentlich mache, so ging ich gleich nach Amerika. Also ist eigentlich nur der alte Wrangel schuld, daß Sie mich heut hier getroffen haben."

„Ich bin ihm sehr dankbar dafür, denn Sie gefallen mir," versicherte der Dicke, indem er dem Kleinen freundlich zunickte.

„So? Ist das wahr? Nun, ich habe auch gleich so eine Art von heimlicher Zuneigung für Sie empfunden, und das hat natürlich seinen guten Grund. Erschtens sind Sie kein übler Kerl; zweitens bin ich auch nicht ganz ohne, und so können wir drittens recht gute Freunde werden. Beigeschtanden haben wir auch schon einander, und so ischt eigentlich das Band schon fertig, welches uns lieblich umschlingen soll. Sie werden gütigst bemerken, daß ich mich schtets in gewählten Ausdrücken bewege, und daraus können Sie schließen, daß ich mich Ihren Freundschaftsempfindungen nicht unwürdig erweisen werde. Der Sachse ist immer nobel, und wenn mich heut ein Indianer schkalpieren wollte, so würde ich höflich zu ihm sagen: ‚Bitte, bemühen Sie sich freundlichst! Hier haben Sie meine Schkalplocke!'"

Da meinte Jemmy lachend: „Wollte er

dann ebenso höflich sein, so müßte er Ihnen Ihre Kopfhaut lassen. Aber, um nun auch von einem anderen zu sprechen, ist Ihr Begleiter wirklich der Sohn des bekannten Bärenjägers Baumann?"

„Ja. Baumann ist mein Compagnon, und sein Sohn, der Martin, nennt mich Onkel, obgleich ich das einzige Kind meiner Eltern gewest bin und auch nie verheiratet war. Wir trafen uns drunten in St. Louis, damals, als das Goldfieber die Diggers nach den schwarzen Hügeln zog. Wir hatten uns beide ein Sümmchen geschpart und beschlossen, hier oben ein Store anzulegen. Das war jedenfalls vorteilhafter, als mit nach Gold zu graben. Die Sache gelang recht gut. Ich übernahm den Laden, und Baumann ging auf die Jagd, um für Proviant zu sorgen. Später aber schtellte sich's heraus, daß hier am Orte kein Gold zu finden sei. Die Diggers zogen fort, und nun wohnten wir allein da mit unseren Vorräten, die wir nicht verkauften, weil wir keine Bezahlung erhalten hätten. Nur nach und nach wurden wir sie an Jäger los, welche ganz zufällig hier vorüberkamen. Das letzte Geschäft machten wir vor zwei Wochen. Da suchte uns eine kleine Gesellschaft auf, welche meinen Compagnon engagieren wollte, sie hinauf nach dem Yellowstone zu begleiten. Dort sollen nämlich Halbedelsteine in Massen zu finden sein, und diese Leute waren Steinschleifer. Baumann ließ sich bereit finden, machte sich ein ansehnliches Honorar aus, verkaufte ihnen eine bedeutende Quantität Munition und anderes Brauchbare und ging dann mit ihnen fort. Jetzt nun bin ich mit seinem Sohne und einem alten Neger, den wir von St. Louis mitgenommen haben, ganz allein im Blockhause."

Während dieses trockenen Berichtes hatte er sich kaum bemerkbar seines heimatlichen Dialektes bedient, was dem dicken Jemmy, welcher gewohnt war, auf alles zu achten, auffiel. Er blickte den Kleinen forschend von der Seite an und fragte:

„Kennt denn Baumann den Yellowstone-River?"

„Er ist früher eene ziemliche Schtrecke an demselben hinaufgegangen."

„Das ist aber höchst gefährlich."

„Jetzt wohl nicht mehr."

„Meinen Sie? Ja, seit die Wunder jener Gegend entdeckt worden sind, hat der Vereinigten-Staaten-Kongreß mehrere Expeditionen hinaufgesandt, um die Gegend zu vermessen. Das Gebiet ist zum Nationalpark erklärt worden; aber daraus machen sich die Indianer nichts. Zwischen hier und dort jagen jetzt die Schlangenindianer."

„Sie haben das Kriegsbeil vergraben."

„Und ich hörte, daß sie es in neuester Zeit wieder ausgegraben haben sollen. Ihr Freund befindet sich ganz gewiß in Gefahr. Dazu der Bote, welcher heute zu Ihnen kommt. Ich ahne nichts Gutes."

„Dieser Indianer ist ein Sioux."

„Aber er zögerte, seine Botschaft auszurichten. Das ist nie ein gutes Zeichen. Mit einer frohen Nachricht braucht man nie zurückzuhalten, und er sagte mir ja auch, daß er vom Yellowstone komme."

„So will ich schnell zu ihm."

Er spornte sein Pferd an, um Wohkadeh zu erreichen. Sobald dieser dies bemerkte, stieß er dem seinigen die Fersen in die Weichen und eilte voran. Wenn der Hobbel-Frank nicht ein Wettrennen unternehmen wollte, mußte er darauf verzichten, jetzt bereits mit dem Indianer zu sprechen.

Indessen hatte sich der Sohn des Bärenjägers zu dem langen Davy gehalten. Diesem letzteren lag natürlich auch daran, etwas über die Verhältnisse seines Vaters zu erfahren; er erhielt zwar Auskunft, aber nicht so ausführlich, wie es sein Wunsch gewesen war. Der Knabe war sehr zurückhaltend und einsilbig.

Endlich machte der Bach eine Krümmung um eine Anhöhe, und auf derselben erblickten die Nahenden eine Blockhütte, deren Lage sie zu einem kleinen Fort machte, welches sicheren Schutz gegen einen Indianerangriff bot.

Die Höhe fiel an drei Seiten so steil ab, daß man sie nicht erklimmen konnte. Die vierte Seite war mit einer doppelten Fenz versehen. Unten gab es ein Maisfeld und ein kleines, mit Tabak bebautes Land. In der Nähe desselben weideten zwei Pferde. Martin deutete auf dieselben und erklärte:

„Von dort weg haben uns die Männer unsere Pferde gestohlen, als wir nicht daheim waren. Wo mag Bob, unser Neger sein?"

Er steckte zwei Finger in den Mund und stieß einen schrillen Pfiff aus. Da lugte ein schwarzer Kopf hinter den hohen Maispflanzen hervor; zwischen den breit gezogenen, wulstigen Lippen waren zwei Reihen von Zähnen zu sehen, auf welche ein Jaguar hätte stolz sein können; dann trat die herkulische Gestalt des Negers hervor. Er hatte einen schweren, dicken Pfahl in der Hand und sagte unter einem grinsenden Lachen:

„Bob sich verstecken und aufpassen. Wenn Spitzbuben wiederkommen und auch noch zwei andere Pferde stehlen wollen, dann ihnen mit diesem Stock die Köpfe einschlagen."

Er schwang den Pfahl mit einer Leichtigkeit in der Hand, als ob derselbe eine leichte Weidenrute sei.

Der Indianer bekümmerte sich gar nicht um ihn. Er ritt an ihm vorüber, die vierte, zugängliche Seite der Höhe bis zur Doppelfenz empor, sprang vom Rücken seines Pferdes über dieselbe hinweg und verschwand dann hinter der Einzäunung.

„Was sein Redman für ein grob Kerl!" zürnte der Neger. „Reiten an Massер Bob vorüber, ohne sagen: good day! Springen über Fenz und gar nicht warten, bis Massa Martin ihm erlauben, einzutreten. Massер Bob ihn werden höflich machen!"

Der gute Schwarze gab sich also selbst den Titel Massер Bob, also Master oder Herr Bob. Er war ein freier Neger und fühlte sich sehr beleidigt, von dem Indianer nicht begrüßt worden zu sein.

„Du wirst ihn nicht beleidigen," warnte Martin. „Er ist unser Freund."

„Das sein ein ander Sachen. Wenn Redman sein Freund von Massa, so sein auch Freund von Massер Bob. Massa Pferde wieder haben? Spitzbuben tot gemacht?"

„Nein. Sie sind entflohen. Oeffne die Fenz!"

Bob stieg mit langen Schritten voran und schob oben die beiden schweren Teile des Thores auseinander, als ob sie aus Papier geschnitten seien. Dann ritten die anderen in den Raum, welcher von der Fenz umschlossen wurde.

In der Mitte stand die viereckige Blockhütte, aber eigentlich nicht Blockhütte, da sie nicht von ineinandergefügten Holzstämmen errichtet war. Das Material, welches man zu ihrer Errichtung verwendet hatte, bestand aus Steinen, Lehm und Stangen, welche aus den Büschen geschnitten worden waren. Die Schindeln zu dem Dache waren jedenfalls von weit herbeigeholt worden.

Die Thür stand offen. Als die Männer eintraten, sahen sie den Indianer in der Mitte des einen Raumes sitzen, welchen das Innere der Hütte bildete. Wo sein Pferd sich befand, das schien ihn gar nicht zu kümmern. Es war mit den anderen in die Umfriedigung herein gekommen.

Jetzt nun begrüßten Martin und der Hobbel-Frank die beiden Gäste mit herzlichen Handschlägen. Die letzteren blickten sich in dem Raume um. Im hinteren Teile desselben hatte sich der Laden befunden, dessen Vorräte aber sehr auf die Neige gegangen waren. Einige auf Pfähle geschlagene Kistendeckel bildeten die Tische. Die Sessel waren aus demselben Materiale zusammengenagelt. In einer Ecke befanden sich die Lagerstätten; sie waren so kostbar, daß man die Bewohner des Blockhauses hätte um dieselben beneiden mögen, denn sie bestanden aus einer ganzen Anzahl übereinandergelegter Felle des fürchterlichen grauen Bären, welcher das gefährlichste Raubtier Amerikas ist. Richtet sich ein solcher ausgewachsener Grizzly auf den Hinterpranken empor, so ist er leicht zwei Fuß höher als ein Mann von guter Körperlänge. Einen solchen Bären erlegt zu haben, gilt bei den Indianern als größtes Heldenstück, und selbst der viel besser bewaffnete Weiße geht diesem Tiere lieber aus dem Wege, als daß er sich ohne Not in einen Kampf mit demselben einläßt.

Verschiedene Waffen, Kriegs- und Jagdtrophäen hingen an den Wänden, und in der Nähe des Kamins waren mächtige Stücke Rauchfleisches an hölzernen Pflöcken befestigt.

Der Nachmittag hatte sich zur Rüste geneigt, und da das Dämmerlicht nur spärlich durch die kleinen, nicht mit Fenstern, sondern nur mit Läden versehenen Maueröffnungen einzudringen vermochte, so war es in der Hütte ziemlich dunkel.

„Masser Bob Feuer anbrennen," sagte daher der Neger.

Er brachte eine Lage trockenen Buschholzes herbeigeschleppt und machte mittelst seines „Punks" (Prairiefeuerzeug) ein Feuer auf dem Herde an. Der Zunder zu diesem Feuerzeuge besteht aus dem trockenen, sehr leicht glimmenden Moder, welcher aus der Höhlung verfaulter Bäume gewonnen wird.

Die riesige Gestalt des Negers wurde während der erwähnten Beschäftigung von der Flamme grell beleuchtet. Er trug einen weiten Anzug aus dem einfachsten Kaliko und war nicht mit einer Kopfbedeckung versehen. Das hatte seinen Grund. Der gute Bob war nämlich ein wenig eitel; er wollte nicht als reiner Afrikaner gelten. Leider aber war sein Kopf mit einem dichten Walde kurzer, krauser Locken versehen, und da grad diese Wolle seine Abstammung auf das überzeugendste verriet, so hatte er sich alle Mühe gegeben, glauben zu machen, daß er keine Wolle, sondern schlichtes Haar besitze. Er hatte darum den Kopf sehr fett mit Hirschtalg eingerieben und das kurze, unbändige Wollgewirr in unzählige dünne Zöpfchen geflochten, welche wie die Stacheln eines Igels nach allen Richtungen von seinem Kopfe abstanden. Das gab bei der Beleuchtung durch das Herdfeuer einen wirklich grotesken Anblick.

Bis jetzt waren nur wenige Worte gewechselt worden. Nun aber meinte der Hobbel-Frank in englischer Sprache zu dem Indianer:

„Mein roter Bruder befindet sich in unserem Hause. Er ist uns willkommen und mag seine Botschaft ausrichten."

Der Rote warf einen forschenden Blick rund umher und antwortete:

„Wie kann Wohkadeh sprechen, wenn er noch nicht den Rauch des Friedens hat schmecken dürfen?"

Da nahm Martin, der Sohn des Bärenjägers, ein indianisches Calummet von der Wand und stopfte Tabak in den Kopf desselben. Als die anderen sich nun in die Nähe des Roten gesetzt hatten, steckte er den Tabak in Brand, that sechs Züge, blies den Rauch nach oben, nach unten und nach den vier Hauptrichtungen des Himmels und sagte dann:

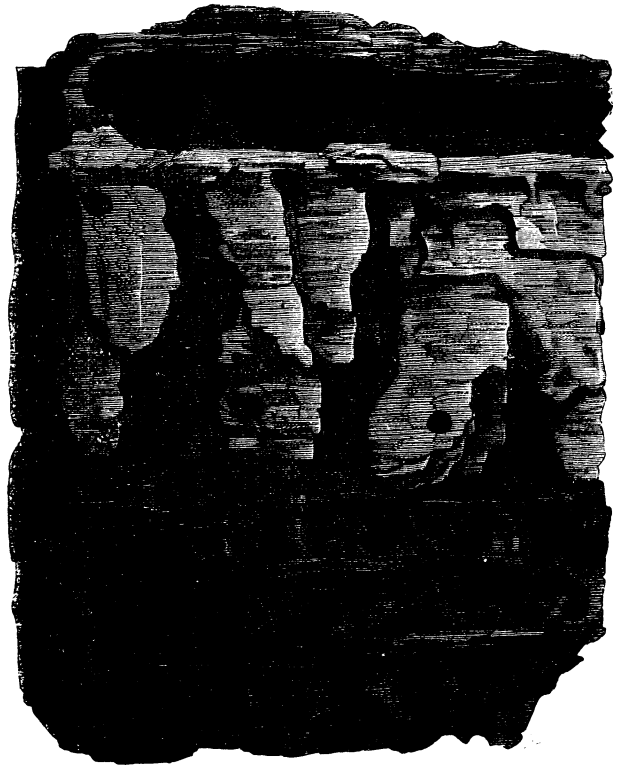
„Wohkadeh ist unser Freund, und wir sind seine Brüder. Er mag mit uns die Pfeife des Friedens rauchen und uns nachher seine Botschaft sagen."

Darauf reichte er dem Indianer die Pfeife. Dieser nahm sie in Empfang, erhob sich, that ganz dieselben sechs Züge und antwortete sodann:

„Wohkadeh hat die Bleichgesichter und den Schwarzen noch nie gesehen. Er wurde zu ihnen gesandt und sie erretteten ihn aus der Gefangenschaft. Ihre Feinde sind auch seine Feinde, und seine Freunde mögen auch die ihrigen sein. Hau!"

Dieses Hau heißt bei den Indianern so viel wie: ja, jawohl, ganz gewiß. Es wird als Zeichen der Bekräftigung oder der Zustimmung gebraucht, besonders in den Pausen oder am Schlusse einer Rede.

Er gab die Pfeife weiter. Während dieselbe nun weiter die Runde machte, setzte er sich wieder nieder und wartete, bis Bob als der letzte die Brüderschaft durch den Rauch des Tabakes bestätigt hatte. Er benahm sich bei dieser Begrüßung wie ein alter, erfahrener Häuptling, und auch Martin, der noch ein halber Knabe war, zeigte einen Ernst, welcher seine Ueberzeugung, daß er in Abwesenheit seines Vaters der eigentliche Wirt dieses Hauses sei, erkennen ließ.



Ein Ameisennest in morschem Holze (S. 53).

Als nun Bob die Pfeife weggelegt hatte, begann Wohkadeh:

„Kennen meine weißen Brüder das große Bleichgesicht, welches von den Sioux Nou-pay-klama [1]) genannt wird?"

„Du meinst Old Shatterhand?" antwortete der lange Davy. „Gesehen habe ich ihn noch nicht, aber gehört hat wohl ein jeder von ihm. Was ist's mit ihm?"

„Er liebt die roten Männer, trotzdem er ein Bleichgesicht ist. Er ist der berühmteste Pfadfinder; seine Kugel geht nie fehl, und mit der unbewaffneten Faust fällt er den stärksten Feind. Darum wird er Old Shatterhand genannt. Er schont das Blut und das Leben seiner Feinde; er verwundet sie bloß, um sie kampfunfähig zu machen, und nur, wenn es sein eigenes Leben gilt, tötet er den Gegner. Er hat vor mehreren Wintern droben am Yellowstrom gejagt als das erste Bleichgesicht, welches jene Gegend betrat. Da wurde er von den Sioux-Ogallalla überfallen und hat mit ihnen gekämpft, er allein gegen viele. Er stand auf einem Felsen. Sie konnten ihn mit ihren Kugeln nicht erreichen; er aber schoß nicht auf sie, weil er meinte, daß alle Menschen Brüder seien. Zwei Tage und zwei Nächte lang belagerten sie ihn. Da trat er hervor und erbot sich, mit dreien von ihnen zu kämpfen, sie mit dem Tomahawk und er ohne Waffe. Er hat sie alle drei mit der Faust erschlagen, obgleich Oihtkapetay [1]), der niemals besiegte Häuptling, und Schi-tscha-pahtah [2]), der stärkste Mann des Stammes, sich dabei befanden. Da erhob sich ein großes Wehegeheul in den Bergen und ein Klagen in den Wigwams der Ogallalla. Es ist bis heute noch nicht verstummt, sondern es erhebt sich am Todestage der drei Krieger stets von neuem. Jetzt ist ein Shakoh [3]) vorüber, und die tapfersten Krieger des Stammes sind aufgebrochen nach dem Yellowstrome, um an den Gräbern der drei Erschlagenen ihre Todesgesänge ertönen zu lassen. Der Weiße, welcher ihnen während dieses Zuges begegnet, ist verloren; er wird auf den Gräbern der von Shatterhand Getöteten an den Marterpfahl gebunden und muß unter langsamen Qualen sterben, damit seine Seele die Geister der drei Toten in den ewigen Jagdgründen bediene."

Er machte jetzt eine Pause. Martin sprang von seinem Sitze auf und rief:

„Bob, sattle schleunigst die Pferde! Frank, du magst schnell Munition und Proviant einpacken, und ich will indessen die Gewehre ölen und die Messer schleifen!" (Fortsetzung folgt.)

[1]) Die Hand, welche zerschmettert, engl. Shatterhand = Schmetterhand.

[1]) Tapferer Büffel.
[2]) Böses Feuer.
[3]) Zeitraum von sieben Jahren.

Der Ameisenstaat.

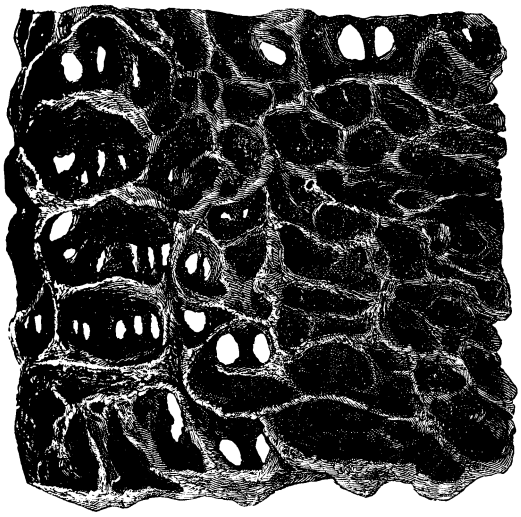
1.

Keinem Tierlein thu' ein Leid;
Sieh', in seinem schlichten Kleid
Hat's doch Gott im Himmel gern,
Sieht so freundlich drauf von fern.
Wilhelm Hey.

Wenn du im Kiefernwalde oder sonstwo einen Ameisenhaufen antrifft, o, zerstöre ihn nicht in mutwilliger oder gar boshafter Laune, denn du weißt nicht, wie viel Fleiß und Beharrlichkeit, welch riesenhafte Arbeit, welch innige Kameradschaft,

welch wunderbares republikanisches Staatswesen du zerstörst!

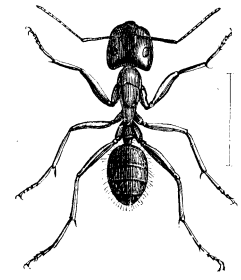
Fast überall triffst du die Spuren der Ameisen, dieser merkwürdigen Insekten, welche seit langem die Aufmerksamkeit der Naturforscher — eines Swammerdam, Linné, Gould, Bonnet, Blanchard, Mayer, Nylander, vornehmlich aber eines Peter Huber und Lubbock — auf sich gelenkt haben. In vielen Arten bewohnen die Ameisen unsere Wälder und Gehölze, unsere Felder und Gärten, ja sogar unsere Häuser. Obschon sie den ganzen Sommer sozusagen unter unseren Augen arbeiten, gleichsam als wollten sie unsere Aufmerksamkeit und Bewunderung herausfordern, so bringen wir ihnen doch nur eine böswillige, ja feindliche Neugierde entgegen. Weshalb? Es ist nicht zu leugnen, daß die angefeindeten Tierchen sich mancher Vergehen schuldig machen: Die einen nagen in dem Holzwerk unserer Gebäude und schädigen dadurch dessen Haltbarkeit; die anderen vergreifen sich an den schönsten und saftigsten Früchten unserer Gärten, bringen in die Küche, die Vorratskammern und Speiseschränke ein, fressen an den Lebensmitteln und teilen ihnen jenen scharfen Geruch mit, der unter dem Namen „Ameisensäure" bekannt ist und uns die Lust benimmt, die übrig gelassenen Speisereste zum Munde zu führen. Aber andererseits nützen die Ameisen auch durch Zerschroten des alten Holzes, welches durch sie um so eher in Humus oder fruchtbare Erde übergeführt wird. Auch vertilgen sie viele schädliche Insekten. Den kleinen Vergehen der Ameisen stehen also ihre nützlichen Leistungen gegenüber, und deshalb sollen wir ihnen die ersteren gern nachsehen. Wenigstens sollen wir ihre Ansiedelungen nicht aus reinem Mutwillen zertreten und aufwühlen.



Bruchstück eines Nestes der schwarzen Ameise.

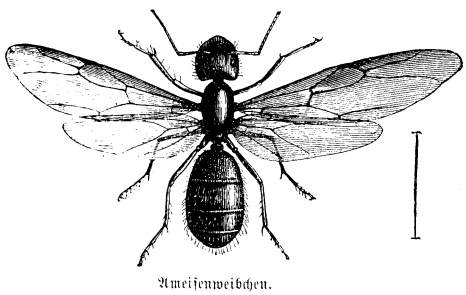
Obgleich nun jeder von euch mit eigenen Augen schon die geschäftigen Ameisen gesehen hat, wie sie in langgestreckter Karawane auf dem Boden daherziehen, so wollen wir doch nicht unterlassen, hier „Steckbrief" und „Signalement" hinter den flüchtigen Tierchen herzuschicken, mit anderen Worten, eine kurze Beschreibung derselben zu geben.

Der entweder schwarze oder braunrote Körper besteht aus drei, scharf abgeschnürten Abschnitten: dem Kopfe, der Brust und dem Hinterleibe. Der Kopf ist an der Brust durch einen dünnen und kurzen Hals befestigt; die Brust hinwieder ist mit dem kugelförmigen oder eirunden Hinterleibe durch einen zweiknotigen oder einknotigen Stiel verbunden. Die Fühlhörnchen sind eingeknickt. Die Männchen und Weibchen haben lose sitzende, schnell abfallende, lange Flügel mit wenigen Adern. Die Arbeiter, d. i. unausgebildete Weibchen, entbehren der Flügel.



Arbeiterameise.

Die Aufgabe der Weibchen ist Eier zu legen. Das kurze Dasein der Männchen scheint müßig zu vergehen, und den Arbeitern fällt die ganze Arbeit zu. Die Männchen sind kleiner als die Weibchen, Die Arbeiter zeichnen sich durch die Kraft ihrer Mundwerkzeuge aus, denn letztere haben, je nach den Umständen, bald als Gerätschaft für den Haushalt, bald als Werkzeug für die Arbeit, bald gar als Kriegswaffe zu dienen.

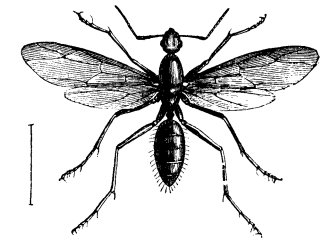


Ameisenweibchen.

Die Arbeiter und Weibchen sind entweder mit einem Giftstachel ausgerüstet, mit welchem sie verwunden können, oder sie bringen die Wunde durch einen Biß bei. In beiden Fällen dringt jene oben erwähnte scharfe Flüssigkeit, die Ameisensäure, in die Wunde.

Unsere einheimischen Ameisen leben gesellig. Manche Arten der Tropengegenden, unter ihnen die gefährliche Gattung Eciton, treiben sich einzeln umher. Der von letzteren Ameisen Gebissene verfällt wie gelähmt in ein heftiges schmerzliches Fieber.

Manche Ameisen nisten unter Steinen oder unter Moosrasen; andere nagen in altes Holzwerk Kammern; wieder andere errichten Haufen dürrer Tannennadeln, die von zahlreichen Gängen durchsetzt werden.



Ameisenmännchen.

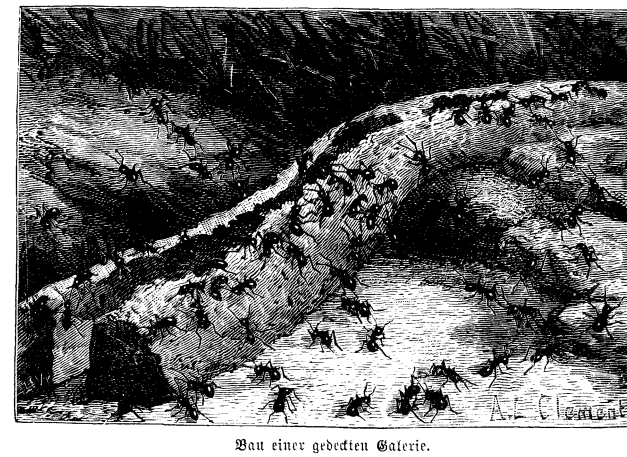
In solchen Ameisennestern werden die Eier abgelegt, die ausschlüpfenden Maden von den Arbeitern gefüttert und die eingesponnenen Larven bewahrt, bis sie ausschlüpfen.

2.

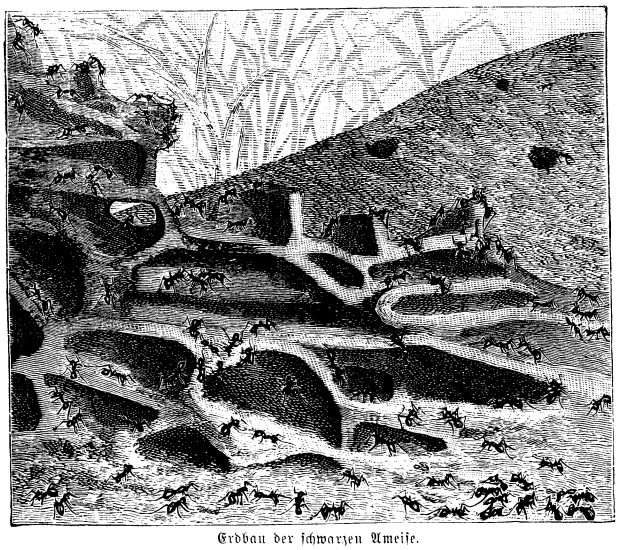
Du Tierchen hast mich ganz entzückt.
Wie bist du klein und doch geschickt!
Wer hat dich nur das Ding gelehrt?
Ich denk', er, der uns alle nährt,
Der jedem gibt, was ihm gebricht.
Vertrau ihm, er vergißt dich nicht!

Hebel.

Die schwarzen Ameisen, mit gelehrtem Namen Formica fuliginosa, sind förmliche Zimmermeister, welche mit Hilfe ihrer Mundwerkzeuge einen Baum vollständig durchlöchern. Sie höhlen sich in den Stamm eine Wohnung von mehreren Stockwerken, deren Kammern oder Zellen untereinander durch senkrechte Stollen in Verbindung stehen. Papierdünne Wände, Fußböden, ja sogar Trägersäulen werden beim Durchnagen des dicken Holzes ausgespart. Findet ein Einsturz dieses künstlichen Gebäudes statt, so begeben sich die dem Unheil entronnenen Arbeiter sofort ans Aufräumen. Sie ziehen ihre begrabenen Gefährten aus den Trümmern hervor, bürsten die einen, reiben die anderen, schaffen die Verwundeten in Sicherheit und machen sich endlich daran, den zerstörten Bau wiederherzustellen.



Bau einer gedeckten Galerie.



Erdbau der schwarzen Ameise.

Zu diesem Zwecke befeuchten sie Mehl von zerschrotenem Holze mit ihrem Speichel, formen kleine Kügelchen daraus und bringen diese dort an, wo es notwendig erscheint. Auf solche Weise verstopfen sie die Risse, richten sie die Mauern wieder auf und stützen sie die Fußböden und Gewölbe. Ist dies geschehen, so fügen sie neue Bauten den geretteten hinzu.

Die minierenden oder grabenden Ameisen, deren Arten ziemlich zahlreich sind, höhlen einfach den Erdboden aus, wobei sie die Erde oder die Sandkörner beiseite werfen, oder sie errichten auch über ihren Hohlgängen jene kleinen Berge, welche jedermann kennt. Diese kleinen Kegel, welche dem flüchtigen Blicke nur als Haufen von Sand, trockenen Blättern, Tannennadeln und allerlei Hälmchen erscheinen, sind keineswegs aufs Geratewohl zusammengetürmt. Vielmehr sind sie Zoll für Zoll aufs sorgfältigste geschichtet und mit der größten Vorsicht gefestigt. Der Kegel ist nur das schützende Dach einer sehr ausgedehnten Wohnung, ja, einer nach Tausenden zählenden Arbeiterstadt, welche bisweilen an 60 cm Tiefe hat und nach einem äußerst verwickelten, aber trefflichen Plane erbaut ist.

Die minierenden Ameisen arbeiten nicht alle auf dieselbe Weise.

Die gelbe Ameise, wohl die geselligste von allen, gräbt ihre Wohnung meistens unter einen Stein, wodurch sie sowohl Arbeit als Baumaterial erspart.

Die aschschwarze Ameise gräbt oder baut, je nach der Beschaffenheit des Bodens, wo sie sich angesiedelt hat. Die Stockwerke ihrer Wohnung sind von unten nach oben ausgegraben oder gebaut, so daß sich die eine Hälfte der Gemächer unterhalb der Bodenfläche, die andere oberhalb derselben befindet. Diese Ameise verfertigt auch nicht selten lange Galerien, welche zu den Gesträuchen führen, an deren Zweigen sie hinaufklettert, um ihre Nahrung zu suchen.

Die unermüdliche braune Waldameise, Formica rufa, arbeitet besonders des Abends, und zwar nach heftigen Regengüssen, welche, indem sie die Erde durchtränken, der kleinen Baumeisterin gleichsam haltbaren Mörtel liefern. Sie beginnt ihre Arbeit damit, daß sie im Boden tiefe Furchen zieht, welche sie an beiden Seiten mit festen Erdmauern umgibt. Dann handelt es sich darum, über diese beiden Mauern ein Plafond, eine Decke zu legen, was durchaus nicht leicht ist. Die Ameise nimmt zu dem Zwecke feuchte Erdteilchen in den Mund und knetet diese zwischen ihren Kiefern mit einem schleimigen Safte, den sie aus ihrem Magen zieht. So formt sie kleine Kügelchen, welche sie eins neben das andere legt. Sie entwickelt, indem sie die „Bausteinchen" mit ihren Füßen in die gehörige Lage und Ordnung bringt, zum mindesten ebensoviel Geschicklichkeit als ein Mauersmann, welcher außer seinen Händen noch allerlei Gerätschaften gebraucht.

Welche Geschicklichkeit, welche Genauigkeit, welche Ausdauer entfaltet das winzige Tierchen, um sein mühsames Werk zu einem guten Ende zu führen! Aber das Ende krönt dann auch das Werk. Diese Galerien oder Hohlgänge besitzen eine Festigkeit, welche der anhaltendsten Dürre und den längsten Regengüssen widersteht.

Die braunen Waldameisen türmen auf solche Weise dreißig bis vierzig Stockwerke übereinander. Dieselben sind durch Pfeiler gestützt und enthalten runde oder ovale Gemächer, welche durch überdeckte Galerien miteinander in Verbindung stehen; die Fußböden und Seitenwände sind vollkommen geebnet und geglättet.

Die schräge Neigung der Galerien und Gänge befördert die Trockenheit der Wohnung; die Menge der Wohnräume macht den Aufenthalt zu jeder Jahreszeit und Stunde zu einem angenehmen. Wenn die Julisonne ihre Glutpfeile vom wolkenlosen Himmel herniedersendet, so begibt sich die Einwohnerschaft in die unteren Stockwerke hinab, wo es schattig und kühl ist; wenn dagegen die Hitze abnimmt, oder eine Ueberschwemmung durch Regengüsse droht, so steigt alle Welt in die oberen Räume hinauf, wobei man die Eier, die Larven und die Mundvorräte mitnimmt.

Ist ein solches Wohnen und Schaffen unserer braunen Waldameise nicht höchst wunderbar? Aber damit sind die Wunder des Ameisenhaufens noch keineswegs erschöpft, wie wir später sehen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Konrad Ferdinand Meyer

wurde am 12. Oktober 1825 in Zürich geboren und besuchte nach Absolvierung des Gymnasiums die Universität seiner Vaterstadt, hauptsächlich Geschichte und Philologie studierend, obgleich er als studiosus juris immatrikuliert war. Nach zahlreichen Reisen in Frankreich, Italien und Deutschland hat er sich ständig in Kilchberg bei Zürich niedergelassen. Durch seine Dichtungen und Novellen, die durchweg als klassisch zu bezeichnen sind, nimmt er eine hervorragende Stellung unter den Dichtern in deutscher Zunge ein.

Nest der braunen Waldameise.

Eine böse Nacht.

Zwölf Jahre mochten nach dem großen Kriege verflossen sein, da führten mich meine Berufsgeschäfte nach dem oberschlesischen Städtchen Lublinitz. Dort lernte ich gelegentlich am Biertische einen hochgewachsenen, schlanken Mann von etwa fünfzig Jahren kennen, der nach seinem ganzen Gebaren augenscheinlich nicht in die philisterhaften Zustände des Ortes paßte, und der durch die stete Gleichmäßigkeit im Benehmen, durch die ruhig kühle und unter Umständen doch so verbindlich höfliche Art seines Wesens mich lebhaft anzog.

Gang und Haltung ließen auf den ersten Blick den alten Soldaten erkennen, als hohe kriegerische Auszeichnung prangte das eiserne Kreuz auf der Brustseite seines schwarzen Rockes, und wie eine wulstartig vom kahlen Scheitel auf die Stirn sich herabziehende blutrote Narbe den Beweis führte, daß Oberst von Reinfels — das war Name und Titel — dem Feinde kühn in das Auge geblickt hatte, so deutete die Art, wie er das linke Bein beim Gehen langsam nachzog, auf ein schweres körperliches Gebrechen. Der Oberst, wie ganz Lublinitz den stadtbekannten und allgemein beliebten stattlichen Herrn kurzweg nannte, war durch allerlei widrige Schicksale, auf die es heute nicht ankommt, die aber verwickelt und vielfältig genug sind, um später einmal den Stoff zu einer anderen kleinen Erzählung abzugeben, nach Lublinitz verschlagen, wo der alte Junggesell in einsamer Zurückgezogenheit mit seinem polnischen Diener Kotspiol lebte. Der letztere war Invalide wie sein Herr, und dem letzteren mit der unbedingten Anhänglichkeit und Treue ergeben, die man bei den sogen. Wasserpolacken Oberschlesiens häufiger findet, als unter Menschen, die von der modernen Kultur bereits mehr beleckt sind. Der Oberst seinerseits behandelte den braven einarmigen Burschen mehr als Freund denn als Diener. Man wollte wissen, daß beide in einem Handgemenge Seite an Seite gefochten und sich gegenseitig herausgehauen hatten. Genaueres war darüber schwer zu erfahren, denn der ohnedies ziemlich wortkarge Oberst wich, wie die meisten Männer, die wirklich etwas geleistet haben, in bescheidener Zurückhaltung der Erzählung seiner Kriegsthaten stets aus. Auch Kotspiol zeigte sich verschlossen, wohl auf ein Gebot seines Herrn hin. Aber mit der Zeit konnte er doch dem inneren Drange nicht widerstehen, das Lob des tapferen Offiziers zu singen, und bruchstückweise kam er mit seiner Geschichte heraus.

Als ich mit berechneter Absichtlichkeit einst äußerte, ich könne mir den Obersten gar nicht als einen wohlwollenden Vorgesetzten denken, er sähe so streng und düster aus, da leuchtete der helle Zorn dem treuen Menschen aus den braunen Augen, und in dem komischen Kauderwelsch der Bewohner des rechten Oderufers kam es von seinen Lippen: „Streng, ja war sich ganze Rittmeistern, aber gutt, gutt, oh so gutt! Hat mich wollen Unteroffizier hauen; hat sich Rittmeistern gesagt, daß mir keiner haut den Rekrut Kotspiol; kann er reiten, schießen, Pferde putzen. Ist er sich braver Kerl, wird er sich düchtiger Husar."

Und damit war dem früheren Reitersmann die Zunge gelöst. Mit einem wahren Entzücken erzählte er von dem streng geregelten Dienstesleben in der Husarenschwadron des damaligen Rittmeisters von Reinfels, von dem Ausmarsch im Jahre 1870, von den Zügen in Frankreich, und kam schließlich auch zu dem Gefechte, das ihn den Arm gekostet, und seinem Offizier die heillose Kopfwunde eingetragen hatte, von der das Mal ihm lebenslang an der Stirne geschrieben stand.

Wir lagen schon seit mehreren Wochen in der Gegend von Orleans. Wir würden die Stadt wieder nehmen — das wußten wir alle bestimmt, ohne daß jemand es uns gesagt hätte — wenn nur Prinz Friedrich Karl erst herangekommen wäre, so berichtete Kotspiol, wenn auch nicht mit denselben Worten, aber in ähnlichem Zusammenhang, wie ich seine Schilderung hier wiedergeben möchte. Unsere ganze Schwadron war auf einem großen Meierhofe untergebracht, ferme nennen das die Franzosen, und wir hatten es da ganz gut. Nur kalt war es tüchtig geworden, doch wir schliefen bei unseren Pferden warm genug und dachten gar nicht daran, daß wir keine geheizte Stube hätten. Eines Tages, es war der 28. November, gerade so ein düsterer Tag wie heute, kam der Divisionskommandeur mit seinem Generalstabsoffizier auf den Hof geritten — Kotspiol sprach nur von „unserem Grafen" und es gelang mir erst nach geraumer Zeit, hinter dieser Bezeichnung den hohen General zu entdecken — und ging mit dem Herrn Rittmeister in das Haus. Was sie da miteinander gesprochen haben, weiß ich nicht, aber was Gutes wird es wohl gewesen sein, denn der Graf konnte unseren Rittmeister gut leiden, weil dieser war der „forscheste in die ganze Division". Als unser Herr Rittmeister wieder herauskam, machte er ein ganz vergnügtes Gesicht. Da wußten wir, daß es wieder was geben würde, und jeder Husar war betrübt, der sich nicht unter den fünfzigen befand, die jetzt sofort satteln mußten. Ich durfte mit und war stolz darauf. Als ich nach wenigen Minuten meine Juno, eines der letzten Pferde in der Schwadron, fix und fertig aus dem Stalle zog, stieg auch der Rittmeister schon in den Sattel, und ich sah, wie die Offiziere ihn umringten und ihn baten, sie doch sämtlich mitzunehmen. Aber er sagte, nach dem Befehle dürfe nur einer ihn begleiten, und ein solches Ehrenkommando gebühre dem Aeltesten. Deshalb müsse er schon dabei bleiben, daß Premierlieutenant von Thun allein mitreite. Waffen und Gepäck waren bei uns immer in Ordnung, sonst wäre uns auch ein „heiliges Kreuzmillionendonnerwetter auf den Schädel gefahren." Heute wurde alles mit doppelter Genauigkeit nachgesehen und dann trabten wir lustig davon.

Bei dem Dorfe Allaines — Kotspiol zog ein altes abgegriffenes Notizbuch hervor und zeigte den mit ungelenken Buchstaben geschriebenen Namen — aber so weit von den Häusern entfernt, daß niemand ein Wort verstehen konnte, machten wir Halt, und der Rittmeister hielt uns eine Rede. Der Prinz Friedrich Karl, sagte er, wolle genau wissen, ob die Franzosen noch bei Orleans ständen, denn er habe gehört, daß sie — erneuter Hinweis auf das Notizbuch — nach Chartres abzögen. Deshalb wollten wir diese Nacht durch die französischen Vorposten hindurch in den Rücken des Feindes auf die Chaussee von Orleans nach Chartres zu gelangen suchen. „Macht die Augen und die Ohren ordentlich auf, Jungens," ermahnte der Rittmeister uns zum Schluß. „Was jeder einzelne von euch sieht oder hört, kann sehr wichtig sein. Wenn aber unsere Patrouille zersprengt wird, was vorkommen kann, so muß jeder suchen, wieder hierher nach Allaines zu kommen. Dann reitet er so schnell er kann nach Janville und meldet alles, was er weiß, genau dem Grafen."

Der kurze Novembertag neigte sich seinem Ende, als wir unseren Marsch so geräuschlos wie möglich fortsetzten. Gesprochen und gesungen durfte nicht werden und auf den Feldwegen, die wir einschlugen, verhallte der Tritt der Pferde fast gänzlich. Nach einiger Zeit sah man neben einer Windmühle, die wie ein riesiges Gespenst sich vom düsteren Nachthimmel abhob, einige Reitergestalten. Wir wichen ihnen aus und sie bemerkten uns nicht. Das waren die Vedetten der Franzosen, und als wir

(Forts. S. 58.)

Eine böse Nacht.

„Wie ein Sturmwind brausten unsere Leute mit lautem Hurra herein.“ (Seite 58.)

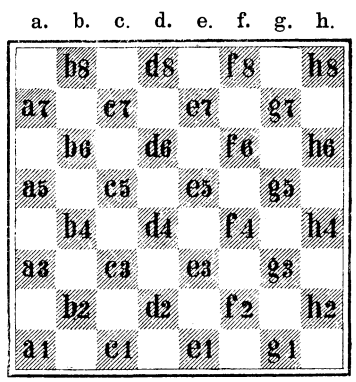
bald darauf, ohne angerufen zu werden, seitwärts der am Ausgange eines Dorfes lustig plaudernden Feldwache vorbeigezogen waren, befanden wir uns unangefochten im Rücken der feindlichen Vorposten. Stundenlang zogen wir auf einer alten, schnurgeraden Straße, die Offiziere nannten sie eine Römerstraße, weiter, ohne einer lebenden Seele zu begegnen; doch hörten wir wiederholt aus den Dörfern, die wir sämtlich seitwärts liegen ließen, das Anrufen der Posten und Patrouillen, welche für Ruhe und Ordnung im Kantonnement zu sorgen hatten. Es war inzwischen so finstere Nacht geworden, daß man nicht die Hand vor Augen sehen konnte, und mochte gegen 11 Uhr sein, als wir uns einem großen Dorfe näherten. Der Rittmeister hatte vorher während eines kurzen Haltes mit Hilfe einer kleinen Blendlaterne die Karte nachgesehen und sagte nun, wir sollten ordentlich zusammenhalten, denn durch das Dorf und über die in demselben befindliche Brücke müßten wir fort.

Ich war bei der Spitze und schrak ordentlich zusammen, als aus dem Dunkel der Mauer am Dorfeingang mir laut der Zuruf: „Halte là! Qui vive?“ entgegentönte. Doch ich faßte mich rasch und gab dem Franzmann, der so plötzlich vor mir auftauchte, mit dem Säbel einen Denkzettel über den Kopf. Im gleichen Augenblicke krachte ein Schuß, und der andere Mann der Spitze sank schwer getroffen vom Pferde. Ich machte kehrt, um dem Rittmeister die Meldung zu bringen; da hörte ich auch schon dessen klare Stimme durch die Dunkelheit mir entgegentönen: „Galopp Marsch! Gut heranhalten! Nicht schießen, aber tüchtig zuhauen!“ Wie ein Sturmwind brausten unsere Leute mit lautem Hurra herein. Doch auch die Verteidiger waren auf dem Posten. Die Dorfwache hatte die Gewehre ergriffen und eröffnete ein fürchterliches Schnellfeuer, so daß ich noch heute nicht begreife, wie auch nur einer unverwundet davongekommen ist. Als in heller Carriere die ersten Husaren, der Rittmeister weit voraus, nun mit dem Säbel dreinschlagen konnten, da erschien auch eine Abteilung französischer Chasseurs auf dem Platze. Der Rittmeister brachte den ersten durch eine Quinte vom Pferde herunter, daß er das Aufstehen vergaß. Doch zugleich erhielt er selbst von einem riesengroßen Offizier einen Hieb über den Kopf, der die Pelzmütze durchschnitt und ihn einen Augenblick im Sattel wanken machte. Als ich dem Kerl, der meinen Rittmeister derartig gezeichnet, den Säbel durch die Brust rannte, da stieß so ein verfl. . . Kerl von Fußlatscher mir das Bajonett durch den linken Arm und drückte dabei los, daß die Kugel mir auch noch durch das Fleisch ging. Ich mußte die Zügel vor Schmerz fallen lassen, und Juno raste mit mir davon. Aber sie hielt sich immer neben dem Pferde des Rittmeisters, der wieder in voller Kraft zu Pferde saß und im Weitergaloppieren fortwährend den Husaren sein „Vorwärts, vorwärts!“ zurief.

Glücklich gelangten wir über die Brücke, glücklich aus dem jenseitigen Dorfausgange hinaus wieder in die Dunkelheit, und als der Rittmeister endlich sein Pferd anhielt, da blieb auch Juno von selbst stehen. Ganz verdutzt sah ich mich um, denn das alles war fast blitzschnell vor sich gegangen, und ich befand mich wie im Traum, da waren auch alle anderen Husaren zur Stelle; nur Kuhnert fehlte, der mit mir die Spitze gehabt hatte. Auch verwundet waren nur wenige, und niemand so schwer, daß er sich nicht im Sattel hätte halten können. Unserem Rittmeister lief das Blut über das Gesicht herab, so daß ihm die Augen fast geblendet wurden, aber er ließ sich ein Tuch über die Wunde binden und blieb an unserer Spitze. Ich konnte den zerschossenen Arm nicht gebrauchen und nahm die Zügel in die rechte Hand. Kuhnerts Pferd, das reiterlos mitgekommen war, ward an meinen Sattelzwiesel gebunden.

Die Franzosen verfolgten uns nicht, wohl aber schallten jetzt von nah und fern aus allen Ortschaften Alarmsignale zu uns herüber. Die ganze Gegend schien in Aufruhr zu geraten und überall mußten starke Truppenmassen untergebracht sein. Dagegen rührte sich auf der Chaussee, bis zu welcher unser Auftrag uns führte, nichts; von Artilleriezügen oder Munitionskolonnen keine Spur. Die waren ruhig in Orleans und haben einige Tage später Tod und Verderben genug in die deutschen Reihen getragen.

Wir traten den Heimweg an und mußten wieder ein von Feinden besetztes Dorf durchreiten, ohne diesmal jedoch Verluste zu erleiden. Ja, es gelang dem Sergeanten Nowa sogar, im Vorbeigaloppieren einen halbverschlafenen Infanteristen beim Kragen zu nehmen und als Gefangenen mitzuführen. Der wurde verhört, auf das ledige Pferd gebunden und mußte später seine Aussagen vor dem General wiederholen. Der starke Blutverlust hatte unseren Rittmeister sehr geschwächt, und da auch die Kugel im Bein, die er bis dahin gar nicht geachtet hatte, heftige Schmerzen zu verursachen begann, so konnte er sich nur noch mit Unterstützung eines Husaren im Sattel halten und mußte die Führung der Patrouille an den Lieutenant übergeben. Er wurde bald nach unserer Rückkehr mit mir und noch zwei anderen Husaren in das Lazaret von Etampes gebracht. Dort mußte mir der Arm, der infolge der Erkältung jener Nacht brandig geworden war, abgenommen werden. Gern leistete ich dann meinem Rittmeister, dessen Genesung sich gleichfalls lange hinauszog, im Lazarett Burschendienste und bin auch nach meiner Entlassung als Invalide bei ihm geblieben, hoffentlich bis an mein Lebensende. Mir geht es trotz des fehlenden Armes immer gut, aber der „Herr Oberst“ haben jetzt immer viel an der Schußwunde im Bein zu leiden. Ihretwegen ist er auch vor kurzer Zeit in Pension gegangen, denn sonst wäre er noch ein hoher General geworden. Das hat damals der Prinz Friedrich Karl selbst gesagt, als er ihm das Kreuz gegeben, und der, Gott habe ihn selig, mußte es doch wissen.



Uebliche Felderbezeichnung.

Das Damespiel.

Der Ursprung dieses Spiels gehört dem Orient an. Man findet es bereits in Darstellungen der ältesten ägyptischen Gräber. Unter der fünften Dynastie der Pharaonen zählte es zu den Lieblingsunterhaltungen der höheren Stände. Im Brittischen Museum wird eine antike Karikatur aufbewahrt, welche einen Löwen zeigt, der mit einer Ziege Dame spielt; im Louvre befinden sich zwei Damespiele aus dem Zeitalter der Pharaonen. Nach einer artigen griechischen Sage, die Plato mitteilt, wird die Erfindung des Damespiels dem Hermes zugeschrieben. Dieser Gott spielte nämlich mit dem Monde (Selene) und gewann die Partie. Als Preis erhielt er fünf Tage, die er dem aus 360 Tagen bestehenden Jahre hinzufügte. Eine andere griechische Sage bezeichnet Palamedes als den Erfinder. Herodot berichtet, daß die Lydier während einer vieljährigen Hungersnot Trost und Erleichterung in der Beschäftigung mit dem Damespiel gefunden haben.

Während der Zeit der römischen Weltherrschaft waren mehrere Arten und Abarten des Damespiels verbreitet. Ebenso verhielt es sich während des Mittelalters.

Es gibt drei Arten des Damespiels, nämlich die ältere, welche durch Feinheit und Tiefe von den anderen sich vorteilhaft unterscheidet, ferner die französisch-polnische, welche in Frankreich, den Niederlanden und neuerdings auch in vielen Gegenden Deutschlands recht heimisch ist, endlich eine dritte Art, die gewissermaßen eine Verbindung der beiden genannten bildet und jetzt namentlich noch in Sachsen gespielt wird.

Wir wollen uns hier zuvörderst mit der ersten Art beschäftigen, welche die Grundlage aller übrigen ist und namentlich in England sich der größten Beliebtheit erfreut. Sie besitzt dort eine vielseitige, ausgedehnte Litteratur, in der sich Werke befinden, die auf klassischen Wert Anspruch machen dürfen.

Erklärungen. Dieses Damespiel wird von zwei Gegnern auf einem in 64 Quadratfeldern geteilten Quadratbrett mit 24 Steinen gespielt. Die Felder sind abwechselnd weiß und schwarz gefärbt, die Steine bilden zwei Gruppen von je 12 Stücken. Die Steine jeder Gruppe sind durch den Gegensatz der weißen und schwarzen Farbe von denen der anderen verschieden. Jeder der beiden Gegner leitet eine Gruppe. Wer imstande ist, sämtliche Steine des Gegners zu schlagen, oder sie in die Lage zu bringen, nicht mehr ziehen zu können, hat das Spiel (die Partie) gewonnen.

Die Gestalt der Steine ist meistens folgende:

Weißer Stein.

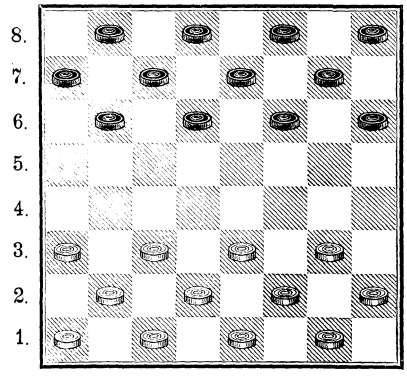
Schwarzer Stein.

Um die Art, wie gespielt wird, deutlich darzustellen, gibt man den einzelnen Feldern eine Bezeichnung. Wir bedienen uns hier derjenigen, die im Schachspiel üblich ist. Jedes Feld hat einen Namen, der aus einem Buchstaben und einer Zahl besteht. Die Bezeichnung sämtlicher Felder zeigt nebenstehende (S. 58) Abbildung.

Das Brett hat 32 weiße und 32 schwarze Felder. Ueblicherweise wird es so aufgestellt, daß das Eckfeld auf der untern Randreihe links vor jedem Spieler die schwarze Farbe hat.

Beim Beginn des Spiels nehmen die beiden Gegner einander gegenüber Platz. Dann überlassen sie die Bestimmung, wer das Spiel eröffnen soll, der Entscheidung des Losens.

Jeder stellt dann seine Steine in folgender Art auf:



Weiß.

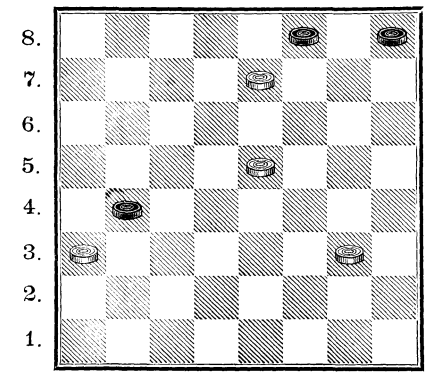
Nachdem die Steine aufgestellt worden sind, beginnt das Spiel. Derjenige, dem das Los das Recht verliehen hat, das Spiel zu eröffnen, macht einen Zug. Der Zug besteht in der Bewegung eines Steines von seinem Platze auf einen anderen, auf den er nach den Spielgesetzen gestellt werden darf. Alsdann macht der Gegner in gleicher Weise einen Zug, hierauf ist wiederum der erste an der Reihe und so weiter.

Die Steine gehen nur vorwärts und zwar einen Schritt weit auf das nächste Feld in schräger Richtung rechts oder links.

Steht jedoch auf einem Felde, auf das sie sich begeben können, ein Stein ihres eignen Heers, so ist dies Feld für sie unbeschreitbar. Befindet sich jedoch dort ein feindlicher Stein, hinter dem in schräger Richtung ein leeres Feld liegt, so sind sie verpflichtet, ihn zu schlagen. Der schlagende Stein springt über den geschlagenen hinweg auf das hinter ihm befindliche leere Feld. Der geschlagene wird vom Brett entfernt. Damit ist der Schlagezug vollendet. Wenn jedoch hinter dem leeren Felde in schräger Richtung, auf das der schlagende Stein gelangte, wiederum ein feindliches Stück steht, hinter dem ein leeres Feld liegt, muß er auch dieses schlagen, ebenso mehrere feindliche Stücke unter gleichen Umständen.

Im Damespiel herrscht das allgemeine Gesetz, daß der Spieler, der schlagen kann, schlagen muß. Auch ist er verpflichtet, mit dem schlagenden Steine sämtliche Stücke (Steine sowohl als auch Damen, von denen später die Rede sein wird) zu schlagen, die geschlagen werden können.

Der Deutlichkeit wegen möge die folgende Stellung erörtert werden.



Weiß.

Wenn hier Weiß im Zuge ist, muß der Stein a3 den Stein b4 schlagen. Der Stein a3 wird auf c5 gestellt und b4 vom Brett entfernt. Wenn aber Schwarz hier am Zuge ist, muß Stein f8 die Steine e7, e5, g3 schlagen und bleibt auf h2 stehen. Die geschlagenen Steine werden beseitigt. Das Schlagen mehrerer Steine in dieser Art gilt nur als ein Zug.

Man bemerke aber wohl, daß in dieser Spielart kein Stein rückwärts schlagen darf.

Wenn ein Stein ziehend oder schlagend auf ein Feld der feindlichen Randreihe gelangt, wird er dort zur Belohnung seines Verdienstes in den Rang einer Dame erhoben.

Gewöhnlich legt der Spieler, zu dessen Heer der kühn vorgedrungene Stein gehört, einen anderen Stein seines Heeres auf ihn, um ihm sofort ein äußerliches Kennzeichen der Verwandlung zu geben.

Der Doppelstein, Dame genannt, hat folgende Gestalt:

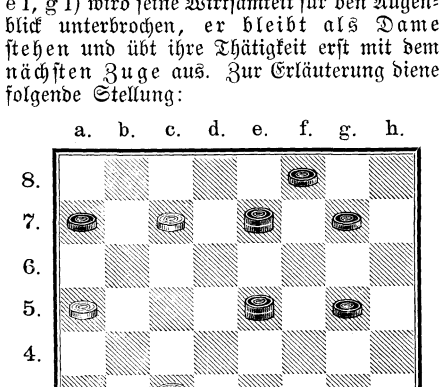
Weiße Dame.

Schwarze Dame.

Die Dame unterscheidet sich in ihrer Bewegung wesentlich von den Steinen.

Sie geht und schlägt vorwärts und rückwärts einen Schritt weit in schräger Richtung. Die Bewegung der Dame unterscheidet sich daher von der der Steine nur dadurch, daß ihr auch die hinter ihr liegenden Felder für Ziehen und Schlagen zugänglich sind.

Wenn jedoch ein Stein ziehend oder schlagend auf ein Verwandlungsfeld gelangt (für Weiß b8, d8, f8, h8, für Schwarz a1, c1, e1, g1) wird seine Wirksamkeit für den Augenblick unterbrochen, er bleibt als Dame stehen und übt ihre Thätigkeit erst mit dem nächsten Zuge aus. Zur Erläuterung diene folgende Stellung:



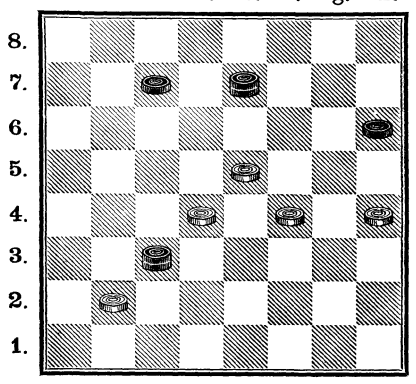
Weiß.

1. d5 — b6	1. a7 — c5
2. a3 — b4	2. c5 — a3
3. g1 — f2	3. De1 — g3
4. Dc3 — b1	4. a3 — c1 wird

Dame und bleibt als solche bis zum nächsten Zuge stehen, darf also nicht, nachdem er auf c1 gelangt ist, den Stein d2 schlagen.
5. c7 — d8 5. Dc1 — e3 wird Dame.
6. Dd8 schlägt e7, e5, e3, g3, g5, g7 und gewinnt.

Das für den Stein geltende Gesetz, daß er schlagen muß, wenn er zu schlagen vermag, ebenso, daß er verpflichtet ist, den Schlagezug zu vollenden, hat auch Anwendung auf die Dame. Wenn jedoch ein Spieler Gelegenheit hat, in verschiedenen Arten zu schlagen, kann er diejenige wählen, die er für die ersprießlichste hält.

Wenn in der folgenden Stellung



Weiß.

Weiß am Zuge ist und

1. e5 — f6 spielt, kann Schwarz in vier verschiedenen Arten schlagen, nämlich, entweder 1. De7 — c5 oder Dc3 — g7 oder Dc3 — g3 oder Dc3 — a1. Die schlechteste Art zu schlagen wäre 1. De7 — c5, weil dann 2. b2 — d8 (wird Dame) gewinnt.

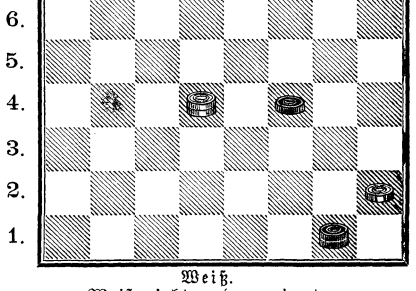
Wenn ein Spieler, der schlagen kann, dies unterläßt oder mit dem schlagenden Steine (der schlagenden Dame) nicht alle Stücke (Steine oder Damen) schlägt, die mit demselben Zuge geschlagen werden können, ist der Gegner berechtigt, den Stein oder die Dame, welche ihre Verpflichtung gar nicht oder unvollkommen erfüllt haben, vom Brett zu entfernen, zu blasen, wie der technische Ausdruck im Damespiel lautet.

Das Blasen gilt nicht als Zug.

Dies sind die wichtigsten Regeln der trefflichen älteren Spielart.

Mehrere Principien, deren Kenntnis für die gute Spielführung notwendig ist, werden in der Lösung der folgenden Aufgaben erörtert werden.

Aufgabe Nr. I.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Die Erstürmung von Paris.

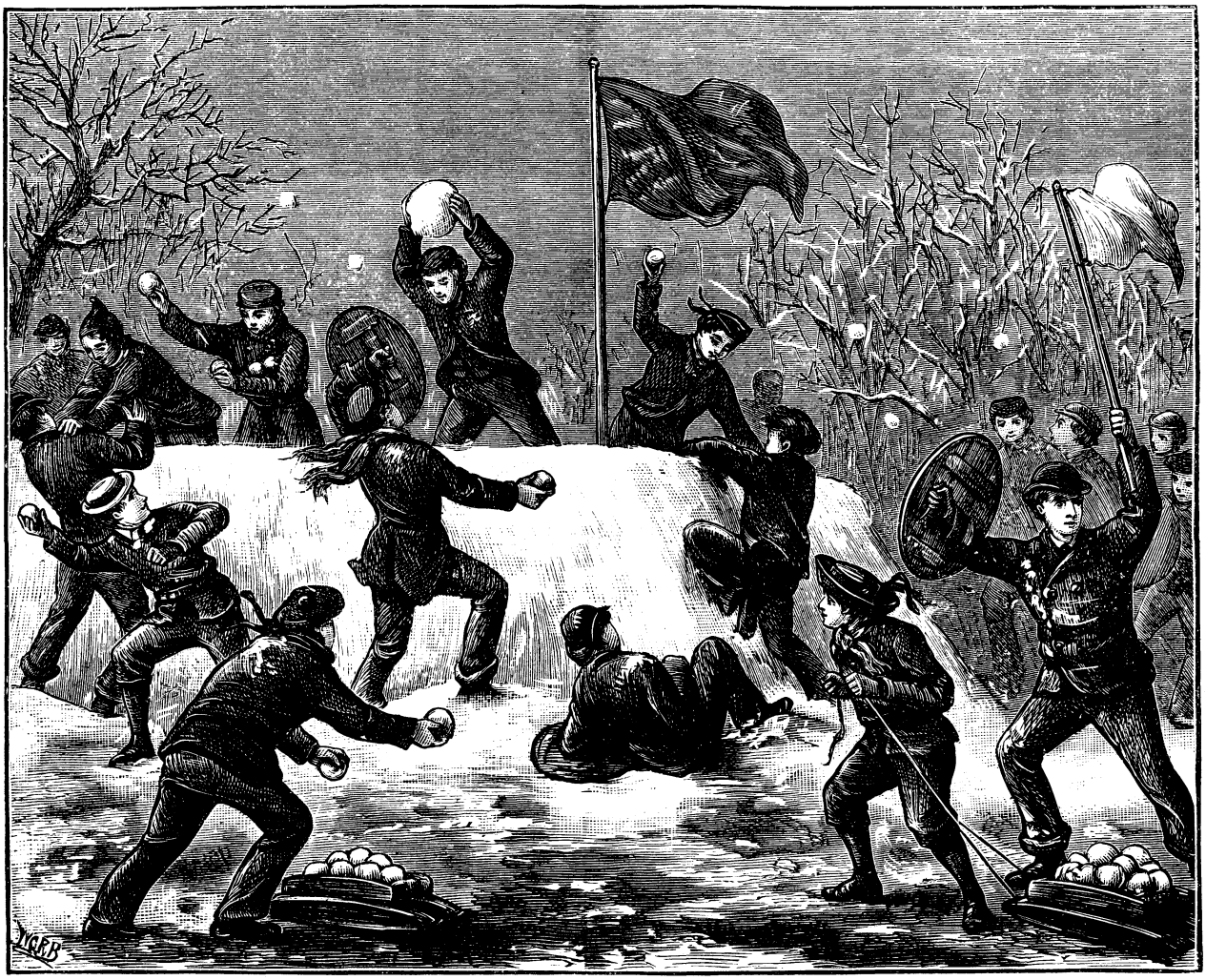
Der Morgen des zweiten Ferientages war angebrochen und wieder war über Nacht reichlicher Schnee gefallen. Die Bäume bogen sich unter der Last der auf ihnen ruhenden Massen, Wagen und Zugtiere blieben im Schnee stecken, ja selbst ganze Eisenbahnzüge waren unterwegs in tiefen Hohlwegen stehengeblieben und eingeschneit worden. Alles seufzte: „Was soll daraus werden?“ nur die Knaben, welche wir tags zuvor so lustig Schneemänner machen sahen, jubelten und riefen: „Das wird heute wieder fein!“ Gleich nach dem Frühstück fanden sich einige gleichgestimmte Seelen auf der Straße zusammen und da wurde beraten und beschlossen: „Die gesamte wehrfähige Bubenmannschaft des Städtchens wird aufgeboten, denn heute — gibt's eine großartige Schneeballenschlacht!“

Flugs wurden Boten umhergesendet und eine halbe Stunde später waren an 150 größere und kleinere Buben versammelt,

„Deren Herz, von Ehrbegierde voll,
Heiß dem nahen Kampf entgegenschwoll“.

Aber die ungeduldigen Gemüter mußten ihre Kampfeslust noch einigermaßen zügeln, denn zuerst wurde eine allgemeine Beratung abgehalten, denn kein „planloses Morden und Würgen“ sollte stattfinden, sondern nach einem bestimmten Plane mit „General- und Spezialidee“ sollte verfahren werden und bezüglich der Kämpfe selbst sollte der alte militärische Spruch maßgebend sein:

„Die Taktik lehrt das Wie —
Das Wo die Strategie.“



Die Franzosen wiesen jeden Angriff mit Heldenmut zurück.

Zunächst wurden darum „die Häupter der Lieben“ gezählt und in „Deutsche und Franzosen“ abgeteilt. Dabei stieß man nun allerdings auf mannigfachen ungeahnten Widerspruch und Widerstand, denn — keiner wollte Franzose, jeder dagegen Deutscher sein. Da blieb denn schließlich nichts anderes übrig, als das Los entscheiden zu lassen. Einhundertfünfzig Zettel wurden je hälftig mit der Bezeichnung „Deutscher“ und „Franzose“ versehen, in einen als Schicksalsurne auserkorenen Hut gelegt, aus welchem dann jeder einzelne sein Los zu ziehen hatte. Nach vollzogener Ziehung stellte es sich zum Glück heraus, daß fast alle größeren und stärkeren Buben „Deutsche“, die kleineren und schwächeren dagegen „Franzosen“ waren. Aber dies war ja — wie die jubelnden Deutschen erklärten — nur natürlich und der Wirklichkeit entsprechend, denn die Deutschen wären ja immer stärker als die Franzosen und wenn die letzteren besiegt und geschlagen würden, so wäre dies auch nur selbstverständlich. Dies leuchtete nun allen ein — selbst „den Franzosen“, die sich mit anerkennenswerter Resignation „in den Willen der Götter fügten“ und „mit Ehren“ unterzugehen beschlossen.

Sofort wurde jetzt zur Wahl der beiden Oberanführer geschritten, die selbstverständlich einstimmig auf die beiden Majorssöhne Fritz und Hermann, als die am meisten für diese verantwortliche Stellung durch Natur und Erziehung geeigneten Persönlichkeiten fiel. Dann schritten die beiden Feldherren zur Besprechung der General- und Specialidee. Nachfolgendes war das Resultat derselben:

1) Generalidee. Die Franzosen wollen Elsaß und Lothringen wieder erobern, die Deutschen aber leiden's nicht.

2) Specialidee. Die Deutschen brechen mit affenartiger Geschwindigkeit in Frankreich ein, schlagen die sich ihnen entgegenstellenden Heere und belagern Paris, das nach hartnäckiger Gegenwehr eingenommen oder zur Uebergabe gezwungen wird.

Soweit war alles gut. Der Plan wurde von beiden Seiten gebilligt und fand keinerlei Widerspruch, aber — im letzten Momente kam dem französischen Heerführer Hermann ein schweres Bedenken. „Wo lag Paris? — Es existierte nicht: Paris mußte erst gebaut werden.“

Das war klar, denn wo nichts ist, hat selbst der Kaiser das Recht verloren. Darum

ging der allgemeine Beschluß dahin, den Feldzug auf den Nachmittag zu verschieben, den Morgen aber zum Bau von Paris und zur Vollendung der Rüstungen zu verwenden.

Eilends gingen die Kämpfer der beiden feindlichen Armeen auseinander und kamen der Weisung ihrer Oberanführer gemäß nach einigen Minuten, mit Spaten und Schaufeln versehen, wieder auf dem Wilhelmsplatze zusammen, denn hier sollte nach dem Plane Hermanns Paris, d. h. eine vierseitige Schanze, eine Redoute, nach einem in der Bibliothek des Majors befindlichen Plane gebaut werden. Eine ungeheure Bauthätigkeit wurde entfaltet. Der Obergeneral und „Ingenieur vom Platz" in einer Person hatte gleichfalls nach einem Buche der väterlichen Bibliothek herausgerechnet, daß für seine 75 Mann starke Besatzung, von welcher er ein Dritteil, also 25 Mann, stets geschlossen als Reserve im Inneren des Werkes zu halten gedachte, per Mann ein Schritt Breite an der Brustwehr, also für die zur Verteidigung bestimmten 50 Mann per Seite der quadratischen Redoute 12 Schritt Länge notwendig sei. Schnell wurde daher nach diesen Maßen die Schanze „ausgesteckt" und „traciert", worauf dann der eigentliche Bau beginnen konnte. Von allen Seiten wurden riesige Schneeklötze herangewälzt und längs der Trace aufgestellt und aufeinander gesetzt, so daß die Brustwehr nach allen vier Seiten geschlossen und über Mannsgröße hoch war. Nur an einer der nach rückwärts gelegenen Seiten wurde ein schmaler Spalt, die Eingangsthüre, frei gelassen, aber Vorkehrung getroffen, dieselbe nach Einpassieren der Besatzung alsbald verrammeln zu können.

Aber noch war damit nicht alles gethan, was für die Verteidigungsfähigkeit von Paris gethan werden mußte. Die Brustwehr war etwa sechs Fuß hoch, die Mannschaft aber zumeist nur vier Fuß groß. Es war deshalb notwendig, daß diese hinter der Brustwehr so hoch gestellt wurde, daß sie bequem „über Bank feuern" d. h. ihre Schneeballen über die Schneemauer hinweg auf den anstürmenden Gegner werfen konnte. Aus diesem Grunde mußte eine stufenförmige Erhöhung, ein Bankett, von drei Fuß Höhe hinter dieser Schneemauer angebracht werden. Aller im Inneren des Werkes befindliche Schnee ward darum zu diesem Zwecke mit den Schaufeln und Spaten hinter der Brustwehr aufgeschichtet und festgestampft, worauf endlich die Festungswerke von Paris als sachdienlich vollendet angesehen werden konnten.

Nun mußte nur noch für „die Armierung" der Festung, d, h. für die Beschaffung der notwendigen Munition gesorgt werden. Dies war bald gethan. Jeder der 150 Knaben fertigte 20 tüchtige Schneeballen an, die in der Mitte des Werkes „im Magazin", in pyramidalen Haufen zu einem „Kugelgarten" aufgesetzt wurden. Dieser Munitionsvorrat ward von Seiten des Oberkommandos als genügend angesehen; wenn „Not an Mann gehen sollte", so mußten eben die Verteidiger Schnee von der Brustwehr ballen und auf die Angreifer schleudern.

Damit waren die Vorbereitungen des Morgens erschöpft und die Mannschaften wurden nach Hause entlassen, mit der Weisung, sich alsbald nach dem Mittagessen auf dem „Alarmplatz" beim Rathause zum Beginn der Kriegsoperationen zu versammeln.

Die Knaben saßen bei ihrem Mittagsmahl wie auf Kohlen und kaum war dasselbe vorüber, als sie vor Kampfeslust glühend auf den Sammelplatz eilten. Die beiden Heerführer sammelten ihre Scharen und Deutsche wie Franzosen zogen an die Landesgrenze, den hart am Städtchen vorüberfließenden Föhrenbach, indem die ersteren jenseits, die letzteren diesseits ihre Positionen einnahmen. Schützenlinien beider Mächte standen rechts und links von der breiten Brücke, dahinter die Soutiens und weiter zurück die Angriffs-Kolonnen. Jetzt ward auf deutscher Seite das Kommando zur Eröffnung der Feindseligkeiten gegeben: da begann das Feuer der Schützenlinien und die Schneebälle flogen lustig herüber und hinüber, natürlich ohne großen Schaden zu thun, da die Schützen sich trefflich hinter den Bäumen und Hecken am Ufer des Baches gedeckt hielten. Der deutsche Oberkommandant Fritz bemerkte deshalb sehr wohl, daß dies stehende Feuergefecht nur zu nutzloser Munitionsverschwendung führe und beschloß, dem Drängen der Seinigen nachgebend, zum Sturm auf die Brücke zu schreiten. Er ließ seine Schützenlinien sich nach der Brücke zu raillieren (zusammenziehen), nahm die Soutiens in die Feuerlinie — wie er dies schon oft auf dem Exerzierplatze von den Soldaten hatte ausführen sehen — und auf sein mit lauter Stimme gegebenes Kommando „Marsch — Marsch!" ging es mit lautem Hurraruf auf die Brücke los und ungeachtet aller Schneebälle, die einem Hagelschauer gleich auf sie niedersausten, hinüber. Solcher Tapferkeit gegenüber vermochten die Franzosen nicht stand zuhalten; sie zogen sich fechtend langsam zurück — denn auch sie waren tapfer und gut geführt. Ihr Obergeneral Hermann that sein möglichstes, um das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen, aber erst an der etwa 100 Schritte von der ersten Position entfernten Stadtlisière war es ihm möglich, die zurückgedrängten Schützen anzuhalten und in vorteilhafter Stellung neuerdings zu postieren.

Der Führer der Deutschen, General Fritz, erkannte wohl die Stärke der neuen französischen Stellung und beschloß, um die allzugroßen Opfer, welche ein Frontalangriff verursacht hätte, zu vermeiden, die Verteidiger aus ihrer Stellung „hinwegzumanövrieren." Während er eine schwache Schützenlinie gegen die französische Front vortrieb und sich dadurch den Anschein gab, als ob er hier einen Angriff vorbereite, ließ er seine Hauptmacht ungesehen hinter dem Hochufer des Baches den Gegnern in die rechte Flanke fallen und nötigte sie hierdurch zum Räumen der starken Position.

Jetzt gab's für die Franzosen kein Halten mehr. Sie flohen unaufhaltsam durch die Straßen der Stadt auf den Wilhelmsplatz und warfen sich — nach Paris.

Langsam und wohlgeordnet — denn Ordnung ist die Seele jeder wohldisciplinierten Truppe — folgten die Deutschen nach und umgaben mit einem undurchdringlichen Kordon die Stadt. Schüsse wurden gewechselt, aber hierdurch konnte natürlich die Einnahme der Festung nicht erreicht werden. Die Franzosen wiesen jeden Angriff mit großem Heldenmut zurück. General Fritz hielt einen Kriegsrat ab und entschloß sich nach der allgemeinen Ansicht zum Sturme. Er wählte hierzu den schwächsten Punkt der Festung: die Spitze mit dem Eingangsthor, denn wenn dieses auch verrammelt war, so war doch hier wegen des mangelnden Banketts die Verteidigung am schwächsten, ein Erfolg also am ehesten zu erwarten. Dahin dirigierte er also seinen Angriff. Aber wie löwenmutig seine Scharen auch vordrangen, sie vermochten sich der Pforte nicht zu bemächtigen, denn ein wohlgezielter Kugelregen empfing sie und nötigte sie, vom Angriff abzustehen.

Doch im Unglück zeigt sich ein großer General am größten. Auch bei General Fritz bewährte sich dieser Satz. List mußte helfen, wo die Tapferkeit nichts ausrichten konnte. Er ordnete einen zweiten, allgemeinen Angriff auf die verrammelte Eingangsthüre und — scheinbare wilde Flucht vor den Geschossen an, hoffend, daß die Besatzung sich hierdurch zu einem Ausfall verleiten lassen würde. Und wirklich trügte ihn seine Erwartung nicht. Kaum wendeten sich die Deutschen zu der gebotenen Flucht, als die siegestrunkenen Franzosen — allerdings gegen den Willen ihres Generals — die Pforte öffneten und zur Verfolgung der Flüchtigen herausstürmten. Aber jetzt änderte sich das Blättchen. Plötzlich, auf ein gegebenes Signal machten die Deutschen halt und kehrt — die Fliehenden wurden zu Angreifern, trieben die Erschreckten in wilder, regelloser Flucht zurück und — drangen gleichzeitig mit diesen durch das offenstehende Thor; die Festung war genommen und dadurch der Krieg beendet.

Ein lautes „Bravo!" der zahlreichen, auf dem Platze versammelten Zuschauer erscholl, nachdem der letzte schlaue Anschlag der Deutschen so glücklich gelungen war. Der alte pensionierte Major aber, der sich ebenfalls unter den Zuschauern befand, lachte still vergnügt vor sich hin und summte:

„Lieb Vaterland kannst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!"

Die
Elemente der Buchbinderkunst.

(Fortsetzung.)

II.

Die in den Buchhandlungen zum Verkaufe ausliegenden und in geschmackvollster Weise hergestellten Prachteinbände haben gewiß schon oft die Leser veranlaßt, ihre Augen auf diesen Kunsterzeugnissen, welche von dem ungewöhnlichen Aufschwunge auf diesem Gebiete Zeugnis geben, bewundernd ruhen zu lassen, wohl wird auch mancher derselben einige Bücher, wenn nicht gar eine kleinere Sammlung solcher mit feineren Einbänden besitzen. Wäre es freilich ganz und gar unrichtig, wollte man, verführt durch das gleißende Aeußere, einen gleich günstigen Schluß auf den Inhalt derselben ziehen, da oft unter mancher unscheinbaren Decke der gediegenste Gedankenreichtum enthalten ist, so liebt es trotzdem selbst der kunstsinnige Bücherfreund, unter seinen gesammelten Schätzen besonders hervorragende Leistungen der Buchbinderkunst zu besitzen, seine Lieblinge mit einem schimmernden Kleide zu zieren und besonders hervorragende Leistungen zu hohen Preisen zu erwerben.

Der Zeitpunkt der Erfindung der Kunst, Bücher zu binden, ist unbekannt und reicht jedenfalls weit über jene der Buchdruckerkunst hinaus, da man schon die geschrie-

benen Bücher mit Einbänden versah, welche öfters sogar mit Edelmetallen, Perlen und Edelsteinen und anderen kostbaren Stoffen verziert wurden. Die in der grauen Vorzeit herrschende Gepflogenheit, die auf Pergament oder Papyrusblättern geschriebenen Werke durch Aufrollen und Befestigen an einem runden Stabe zu einem Buche zu verbinden, sind wohl die allerprimitivsten Anfänge der Buchbinderkunst.

Es würde zu weit führen, die Entwicklungsstadien von diesen höchst einfachen Anfängen bis zur jetzigen Vollendung genauer zu besprechen und sei daher nur bemerkt, daß schon seit ein paar Jahrhunderten sich bei Kennern die von berühmten französischen und englischen Meistern angefertigten Bucheinbände ihrer besonders kunstvollen und soliden Herstellung wegen einer besonderen Bewunderung und Beliebtheit erfreuen. Seit einigen Jahrzehnten aber wird auch diese Kunst in Deutschland in solcher Vollkommenheit geübt, daß derartige deutsche Erzeugnisse jenen der vorgenannten gleichwertig sind, ja sie zuweilen sogar übertreffen.

Es ist und kann auch keineswegs der Zweck dieser Anleitung sein, das Gebiet der eigentlichen Kunstarbeiten beschreiten zu wollen, sondern vielmehr, im engen Rahmen in kurzer aber leichtverständlicher Darlegung die Anfertigung solider, einfacher Büchereinbände zu erklären, damit jeder, welcher Lust und Ausdauer besitzt, vermittels derselben in stand gesetzt wird, bei Zuhilfenahme verhältnismäßig weniger Werkzeuge sich bei schrittweisem Vorgehen allmählich seine Bücher selbst binden zu können, oder falls er nicht willens ist, sich dieser Arbeit zu unterziehen, einen Einblick in diese Kunst und ein sicheres Urteil über die mehr oder minder gut hergestellten Büchereinbände zu gewinnen.

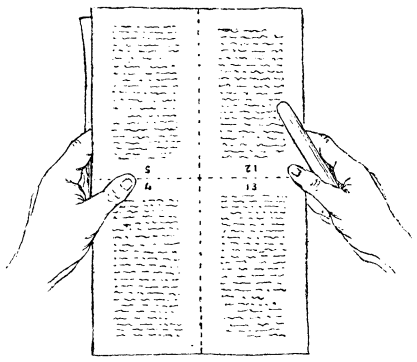
Hat ein der Buchbinderei Unkundiger irgend ein ungebundenes Buch, nämlich wie es aus der Buchdruckerei kommt, in ganzen Bogen vor sich liegen, so wird er sich mit demselben nur schwer zurecht finden und je mehr Druckseiten der einzelne Bogen enthält, desto mühsamer die scheinbar auf denselben in bunter Unordnung befindlichen Seiten in Zusammenhang bringen können. Um nun diese Seiten in richtiger Stellung aneinander zu reihen, wird der bedruckte Bogen zusammengelegt, oder wie der technische Ausdruck besagt, „gefalzt".

Dieses Falzen geschieht mit dem „Falzbeine", einem kleinen, höchst einfachen, aus einem Tierknochen gefertigten Werkzeuge von ungefähr 15 cm Länge, 2 cm Breite und 1 mm Dicke, mit oben und unten abgerundeter Spitze.

Je nach der Anzahl der auf einem Bogen befindlichen Druckseiten werden auch in Bezug auf Höhe und Breite die „Formate" bestimmt. Jeder Druckbogen hat zwei bedruckte Seiten; besteht demnach der Druckbogen, wenn er in der Mitte zusammengebrochen wird, aus zwei Blättern, somit vier Seiten, so heißt dieses Format je nach seiner Größe „Klein-" oder „Großfolio"; sind auf dem Bogen acht Seiten enthalten, wird er also zweimal zusammengelegt, so nennt man dieses Format „Klein-" oder „Großquart"; bei sechzehn Seiten, demnach acht Blättern, „Klein-" oder „Großoktav", bei vierundzwanzig Seiten, zwölf Blättern, „Duodez", bei zweiunddreißig Seiten, sechzehn Blättern, „Sedez". Außer diesen Bezeichnungen gibt es noch in Bezug der Druckbogengrößen einige andere Formate, so z. B. das Zeitungs-, das Lexikon-, das Klassiker-, das Mignonformat u. a. m., welche aber meist vermöge ihrer Seitenanzahl in obgenannte eingereiht werden können.

Zur Bequemlichkeit bei dem Zusammenlegen oder „Falzen" der Druckbogen enthält jeder derselben außer den Seitenzahlen oder „pagina" einige andere Merkmale, nämlich nahe der unteren, rechts befindlichen Ecke eine Ziffer, die „Signatur", welche die fortlaufende Bogenanzahl eines Buches von 1 bis zu Ende angibt, dann dieser gegenüber befindlich die Angabe des abgekürzten Buchtitels, die „Norm". Bei dem Umwenden des Bogens steht an der rechtsseitigen Ecke wieder die schon auf der Vorderseite befindliche, also gleichlautende Zahl mit einem Sternchen, z. B. 1*, die „Norm" hingegen ist weggelassen.

Fig. 1



Die Reihenfolge der auf einem ersten Quartbogen angegebenen Seitenzahlen und Merkmale ist auf der Vorderseite:

2	7
8	1

mit der rechts unten befindlichen „Signatur" 1 und der gegenüberstehenden „Norm", auf der Rückseite:

3	6
2	7

mit der „Signatur" 1* ohne „Norm"; am ersten Bogen eines Oktavbuches aber auf der Vorderseite:

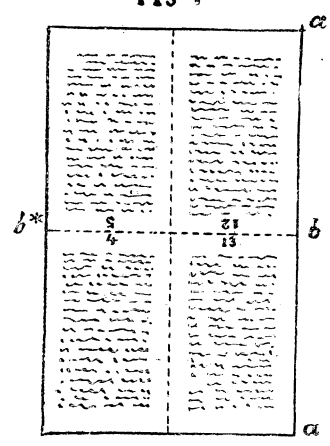
5	12	6	8
4	13	16	1

mit der „Signatur" 1 und der „Norm", auf der Rückseite:

4	10	11	9
2	15	14	3

mit der „Signatur" 1* ohne „Norm". Die zwischen den gedruckten Seiten befindlichen schmalen weißen Räume werden

Fig. 1.



„Stege", die anderen „Spatien" genannt. Bei dem Zusammenlegen oder „Falzen" müssen die Bogen stets verkehrt, d. h. mit der mit einem Sternchen bezeichneten „Signatur" nach obenhin zur rechten Hand sich befinden.

Das Falzen wird bei fabrikmäßigem Betriebe größtenteils von Frauenzimmern besorgt und ist eine geübte Falzerin imstande, binnen einer Stunde 600 bis 800 Oktavbogen regelrecht zu falzen. Die Falzmaschinen, welche bezüglich der Menge Erstaunliches leisten, eignen sich mehr zum Zusammenlegen von Zeitungen und für gewöhnliche Broschürenarbeiten.

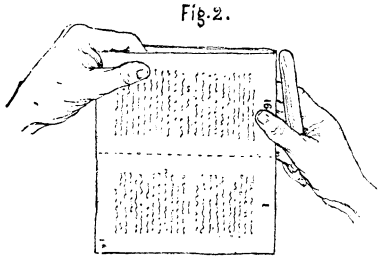
Bei Folio- und Quartbögen ist dieser Vorgang höchst einfach, etwas umständlicher bei Oktavbogen und soll daher das Falzen der letzteren, da sich hieraus auch jenes der übrigen Formate ohne weitere Anleitung ergibt, genau erklärt werden. Hierbei nimmt man das Falzbein in die rechte Hand und den oben liegenden Bogen in die Höhe, schlägt den rechts befindlichen Rand desselben nach links hinüber, legt zugleich den Zeigefinger der linken Hand, indem man auch den linksseitigen Papierrand in die Höhe hebt, zwischenein, richtet durch Verschieben mit dem linken Daumen die sich gegenüber liegenden Zahlen (bei dem ersten Bogen 6 und 7 oder 2 und 3) bei durchscheinendem Lichte derart, daß sie sich genau decken und streicht zuletzt mit dem Falzbeine in einem von unten nach oben hin geführten Zuge den Bruch a—a* nieder, worauf der Bogen die Form nebenbefindlicher Figur 1 erhalten wird.

Nun legt man, ohne das Falzbein aus der rechten Hand zu geben, die beiden Zeigefinger am Bruche a—a* im Stege b—b* ein, gibt dem Bogen eine solche Wendung, daß b oben und b* unten in vertikaler Richtung steht, nimmt den rechten Zeigefinger aus demselben heraus und schiebt mit dem linken noch zwischen den Blättern liegenden und mit dem Daumen der rechten Hand die inneren Seitenzahlen, hier 12—13, in genauer Stellung übereinander, hält die richtige Lage mittels Daumen und Zeigefinger der Rechten von

außen fest, richtet am unteren Ende die Bruchkanten mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand in eine Linie und streicht bei dem Niederlegen des Bogens, ohne die angenommene Richtung mit der letzteren zu verändern, den neuen Bruch b—b* mit dem Falzbein von b oben nach b* unten in einem sicheren Zuge nieder. Hierbei werden die Seitenzahlen 1, 16 zu Gesichte liegen. Zuletzt legt man am Stege c—c*, Figur 2, die beiden Zeigefinger ein, so daß 1—16 nach unten und 8—9 oben sind, bringt in schon bekannter Weise die letzteren und die oberen Bruchkanten in die richtige Lage und streicht mit dem Falzbeine den Bruch von c oben nach c* unten nieder.

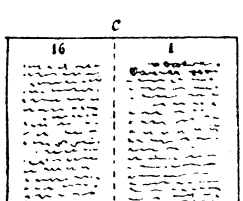
Man gewöhne sich schon anfangs daran, bei dem Falzen das Falzbein nicht eher aus der Hand zu legen, als bis alle Bogen vom ersten bis zum letzten fertig oder „ausgefalzt" sind. Um die in einer Lage aufeinanderliegenden Bogen behufs des Falzens bequem in die Höhe nehmen zu können, führe man über die rechts befindliche untere Ecke des oberen Bogens einige Striche mit dem Falzbeine, man nennt dieses das „Aufreiben", wodurch sich

Fig. 2.



die Bogen am Rande fächerartig verschieben; doch soll hiermit nicht zu weit gegangen werden, damit nicht etwa die Druckerschwärze abgerieben und hierdurch der Bogen beschmutzt werde. Ferner sind auch bei dem Falzen selbst alle unrichtigen Brüche zu vermeiden, da selbe nicht mehr aus dem Papiere geglättet werden können; durch ungenaues Richten der Seitenzahlen werden die Spatien ungleich, der Bogen ist dann verfalzen, sieht unschön aus und der Gefahr ausgesetzt, bei dem später erfolgenden Beschneiden verschnitten zu werden.

Fig. 3.



Das Falzen von Zeitungen, bei welchem es nicht so sehr auf genaue Uebereinstimmung in der Richtung der Seitenzahlen ankommt, wie auch bei unbedrucktem Papier, wird nach den Bogenrändern vorgenommen. Starkes Papier, bei dem zu befürchten steht, daß durch das Brechen der Kanten Falten entstehen, wird nach dem ersten Bruche in der Mitte entweder zur Hälfte, zuweilen auch ganz, auseinander geschnitten.

(Fortsetzung folgt.)

Der größte Dramatiker des Altertums.

„O seliger Sophokles, der nach lang durchlebter Zeit
Gestorben als ein glücklicher, hochgeschätzter Mann,
Da er gedichtet viele und schöne Tragödien
Und schön geendet, ohne daß er Leid erfuhr."
(Phrynichos.)

In die Morgenröte des herrlichen Perikleischen Zeitalters, der Blütezeit Athens, fällt

Sophokles. Im Lateranischen Museum in Rom.

die Geburt des Sophokles, der von dem Schicksal dazu berufen war, im Verein mit seinem großen Freund Perikles seine über alles geliebte Vaterstadt Athen zu der gefeiertsten Stadt Griechenlands zu erheben.

In Kolonos, welcher Ort nur eine halbe Stunde von Athen gelegen ist, war Sophokles im Jahre 496 vor Chr. geboren. Es ist das jenes Kolonos, von dem der Chor im dritten Akt des Oedipus singt:

„Im roßprangenden Lande hast du betreten,
O Gastfreund, hier den hochherrlichsten Gau,
Des lichten Kolonos schimmernde Au,
Wo tief versteckt in grünschwellendem Thal
Am liebsten säumend, hellstimmig singt
Süßschluchzende Weisen die Nachtigall."
(Mähly.)

Wie es dem jungen reichen Athenienser geziemte, genoß der Knabe eine vollendete geistige wie körperliche Ausbildung; nach der Sage soll er wiederholt bei den gymnastischen Wettkämpfen Siegespreise davongetragen haben; so durfte er auch bei dem Siegesfesttanz nach der Schlacht bei Salamis (480) als Anführer des Knabenchores den Siegesgesang anstimmen. Welche Begeisterung mag da sein jugendlich Gemüt durchflutet haben!

Als 28jähriger Mann errang Sophokles den ersten dichterischen Sieg im Wettkampf mit seinem großen Lehrer Aeschylus durch die Aufführung des „Triptolemos". Noch 19mal gewann er mit seinen Dramen, deren Zahl auf 130 Stück angegeben werden, den ersten Preis, wohl der beste Beweis, wie kunstverständig seine Mitbürger zu seiner Zeit waren. Im Alter von 91 Jahren, nach einem ehrenvollen ungetrübten Leben, schloß der große Sänger seine Augen, beweint und beklagt von seinem Volke, das ihm nach seinem Tode jährliche Opfer darbrachte und seine Bildsäule im Theater aufstellen ließ. Eine prächtige Statue des Sophokles, welche in Terracina ausgegraben wurde, befindet sich im Lateranischen Museum in Rom; die nebenstehende Abbildung derselben gibt besser als Worte eine Ahnung von der Hoheit und Würde, von dem Geist und der Anmut, die den Dichter der „Antigone" auszeichneten.

Buchstabenrätsel

(mit durchgehendem Zeichenwechsel).

Fünf Zeichen; sie entstellen dich und doch in deutschen Landen
Gehört das wackre Brüderpaar zu den mit Ruhm Genannten.

Das erste anders: eine Stadt, sie liegt in Deutschlands Osten,
Nicht groß, doch sie zu finden wird dich wenig Mühe kosten.

Das zweite anders: also magst du zu dem Schiffe sprechen,
Wenn es des Meeres Flut beginnt mit starkem Kiel zu brechen.

Das dritte anders: sichtlich steht nach Wasser sein Verlangen,
Doch weiß in anderer Gestalt er Feuer auch zu fangen.

Das vierte anders: diesen weiß ein kluger Mann zu fassen,
Wenn er im schönen Monat Mai sich nieder hat gelassen.

Das fünfte anders: feierlich geht mancher drein gekleidet
Auch, sagt man, hieß einst so der Mann, der schwarzes Mehl bereitet.

Rätsel.

Mit **u** macht sichs in Blättern breit
Besonders in der Sommerzeit;
Mit **a** wars dermaleinst Partei,
Doch jetzt ist ihre Zeit vorbei.

Auflösungen aus Nr. 3.

Akrostichon: Aar, Laden, Bode, Ewald, Reis, Iwein, Culm, Henkel.
Pyramidenrätsel: Alma, Anna, Afra, Ala, Aga, Asa.

Große Preis-Konkurrenz!

Geographisches Preisrätsel.

Der „Gute Kamerad“ hat seinen jungen Freunden Einführung in allerhand praktische Beschäftigungen zugesagt, und bereits mit den „Elementen der Buchbinderkunst“ gewiß vielen eine Freude gemacht. In nächster Zeit soll nun mit dem Unterricht in dem Schreinerhandwerk begonnen werden. Um recht vielen von Euch Lust zu dieser nützlichen Handfertigkeit zu machen, haben wir als Preis für die Löser nebenstehenden Rätsels eine

Hobelbank

ausgesetzt, welche am 1. April unter denselben zur Verlosung kommen soll. Um eine für den glücklichen Gewinner passende Größe auswählen zu können, bitten wir den Lösungen außer der genauen Adresse auch die Altersangabe beizufügen. Also richtig lösen und rechtzeitig sich einfinden!

```
                A
              A A A
            A A A A B
          B C C D E E E
        E E E E F F F H J
      J J J J L L L M M N N
      N N N N N N O O O P
        P R R R R R R R
          R S S T T
            T T W
              Z
```

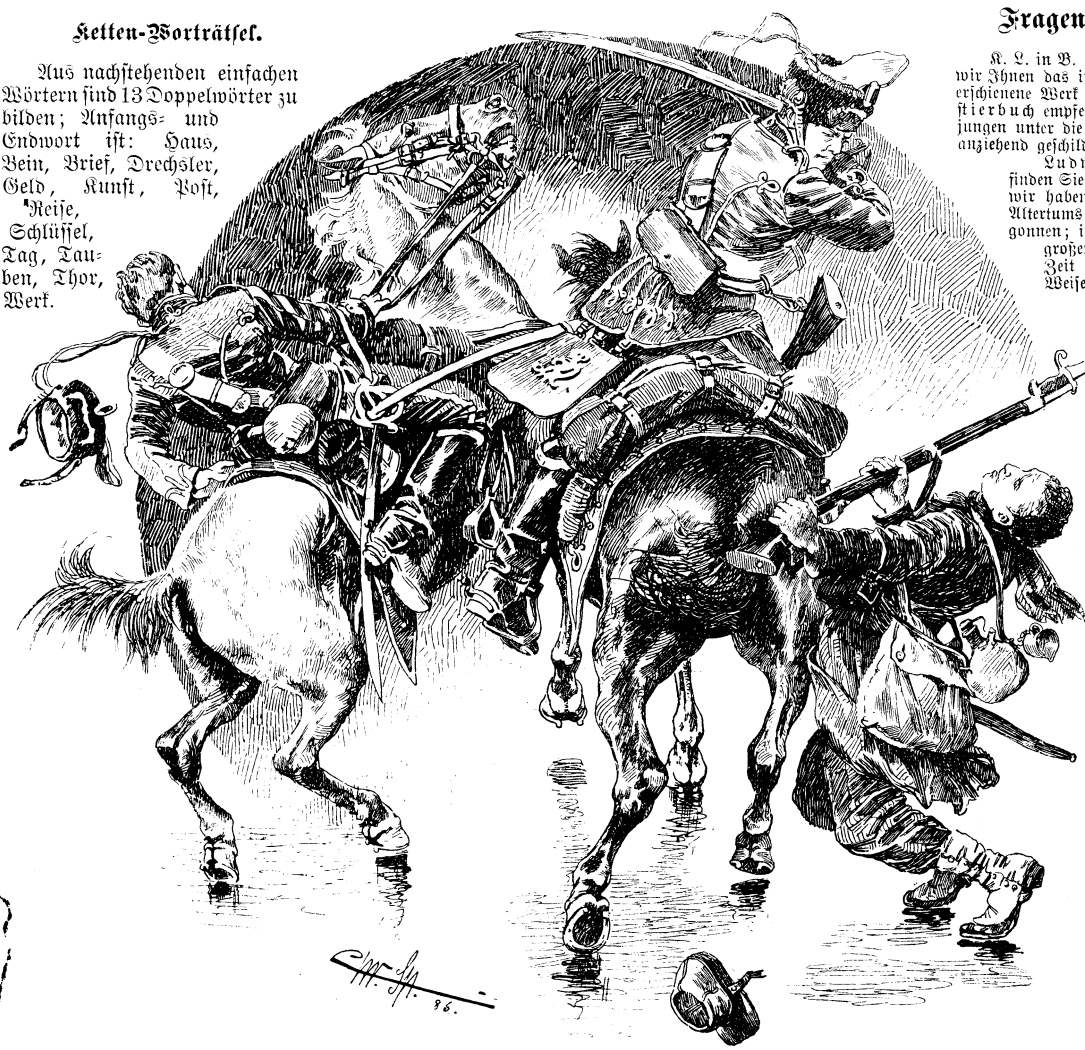
Die Buchstaben in der obigen Figur sind so zu ordnen, daß die neun wagerechten Reihen bekannte geographische Namen ergeben, und daß die senkrechte Mittelreihe gleich der wagerechten lautet.

Die neun geographischen Namen, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:

1. Eine preußische Provinz.
2. Eine französische Festung.
3. Eine Stadt im Rheinland.
4. Eine Stadt in Schlesien.
5. Ein Sultanat im nordöstlichen Afrika.
6. Eine Insel des mittelländischen Meeres.
7. Einen der Verein. Staaten von Nordamerika.
8. Ein europäisches Königreich.
9. Eine Kreisstadt in dem preußischen Regierungsbezirk Minden.

Ketten-Worträtsel.

Aus nachstehenden einfachen Wörtern sind 13 Doppelwörter zu bilden; Anfangs- und Endwort ist: Haus, Bein, Brief, Drechsler, Geld, Kunst, Post, Reise, Schlüssel, Tag, Tauben, Thor, Werk.



„Im gleichen Augenblicke krachte ein Schuß, und der andere Mann sank schwergetroffen vom Pferde“ (S. 58).

Fragen und Antworten.

K. L. in B. Aus voller Ueberzeugung können wir Ihnen das im Verlag von Velhagen & Klasing erschienene Werk A. Niemanns: Das Flibustierbuch empfehlen, in dem die Erlebnisse eines jungen unter die Flibustier verschlagenen Deutschen anziehend geschildert werden.

Ludw. St. in M. Ihren Wunsch finden Sie bereits in dieser Nummer erfüllt; wir haben mit dem größten Tragiker des Altertums, mit Sophokles, den Reigen begonnen; im Laufe der Zeit werden wir alle großen Männer der alten und neuen Zeit in Wort und Bild in ähnlicher Weise behandeln.

A. M. Lynchjustiz nennt man das eigenmächtige Eingreifen des Volkes in die Rechte der Justiz. In Nordamerika, wo es früher wenigstens öfter unmöglich war, einen Verbrecher vor ein Gericht zu ziehen, hat dies Verfahren seinen Ursprung.

M. K. Pipin der Kleine vereinigte 747 Neustrien und Austrasien, also das ganze Frankreich unter seiner Herrschaft und nahm vier Jahre später nach Vertreibung des letzten Merowingers den Königstitel an; er starb am 24. Sept. 768 in der Nähe von Paris. Sein Nachfolger in der Regierung war, wie bekannt, Karl der Große, geb. 2. April 742, gest. am 28. Januar 814.

M. in O. Die Guerickeschen Wassermännchen (Otto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, s. Nr. 1, war geb. am 20. Nov. 1602 und starb in Hamburg den 11. Mai 1686) sind hohle Glasfigürchen, die im Wasser je nach der Stärke des Luftdrucks steigen oder fallen; sie vertraten früher die Stelle des Barometers.

G. B. in Lindau. Die Lebensregeln sind von den bedeutendsten Männern der Gegenwart. Es ist gewiß von hohem Interesse, zu sehen, nach welchen Grundsätzen diese ihren Lebensgang geführt haben.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Der Gute Kamerad

№ 5. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Jeder Schüler, der sich vor Entstehung oder Zunahme von Kurzsichtigkeit bewahren will, mache es sich zum unumstößlichen Gesetz, die Bücher, nachdem er ¾ Stunde lang gelesen oder geschrieben, fortzulegen und seine Augen durch Fernblick ¼ Stunde ausruhen zu lassen.

Prof. Dr. Hermann Cohn, Augenarzt in Breslau.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Warum?“ fragte der kleine Sachse überrascht.

„Hast du Wohkadeh nicht verstanden? Mein Vater von den Sioux Ogallalla gefangengenommen worden und soll am Marterpfahle elendiglich hingeschlachtet werden. Wir müssen ihn retten. In spätestens einer Stunde brechen wir nach dem Yellowstrome auf!“

„Alle Teufel!“ rief da Frank, auch rasch aufspringend. „Das soll den Roten schlecht bekommen!“

Auch der Neger erhob sich, raffte den Pfahl, welchen er vorhin mit hereingenommen hatte, auf und sagte:

„Masser Bob mitgehen! Masser Bob totschlagen all rot Hunde von Ogallalla!“

Da erhob der Indianer die Hand und sagte: „Sind meine weißen Brüder Mücken, welche zornig umherfliegen, wenn sie gereizt werden? Oder sind sie Männer, welche wissen, daß die ruhige Beratung der That vorangehen muß? Wohkadeh hat noch nicht ausgesprochen.“

„Sage vor allen Dingen: Befindet mein Vater sich in Gefahr oder nicht?“ drängte Martin.

„Du wirst es hören.“

„Es mit der linken Hand beim Pelze fassend, stieß er ihm die lange Klinge zwischen die bekannten beiden Rippen.“

„Ich verlange, daß du es sagst, sofort, sofort!“ brauste der Jüngling auf.

Da warnte Jemmy der Dicke:

„Beruhigt Euch, mein junger Freund! Eile soll Weile haben. Vorerst laßt Wohkadeh erzählen; nachher können wir beraten, und sodann werden wir handeln.“

„Handeln? Ihr auch mit?“

„Das versteht sich ganz von selbst. Wir haben das Calummet geraucht und sind also Freunde und Brüder. Der lange Davy und der dicke Jemmy haben noch keinen im Stich gelassen, der ihrer Hilfe bedürftig war. Ob wir beide nach Montana reiten, um dort Büffel zu jagen, oder ob wir vorher einen Abstecher nach dem Yellowstone machen, um mit den Sioux-Ogallalla einen Walzer zu tanzen, das ist uns sehr einerlei. Aber es muß alles in der gehörigen Ordnung vor sich gehen, sonst macht es so alten Jägern, wie wir beide sind, keinen rechten Spaß. Setzt euch also wieder nieder und bleibt ruhig, wie es sich schickt und geziemt. Unser roter Freund hat recht: Wir sind Männer. Verstanden!“

„Das ist richtig!“ stimmte der kleine Sachse bei. „Aufregung thut in keiner Lage gut. Wir müssen überlegsam sein.“

Nachdem die Drei sich wieder gesetzt hatten, fuhr der junge Indianer fort:

„Wohkadeh wurde von den Sioux-Ponca erzogen, welche Freunde der Bleichgesichter sind. Später wurde er gezwungen, ein Ogallalla zu sein; aber er wartete nur auf die Gelegenheit, die Ogallalla zu verlassen. Jetzt mußte er mit ihren Kriegern nach dem Yellowstone ziehen. Er war dabei, als sie den Bärentöter und seine Begleiter des Nachts im Schlafe überfielen. Die Ogallalla müssen während dieses Rittes vorsichtig sein, denn dort in den Bergen wohnen die Schoschonen, welche ihre Feinde sind. Wohkadeh wurde als Kundschafter ausgesandt, um die Wigwams der Schoschonen zu erspähen; aber er that dies nicht, sondern er ritt in größerer Eile nach dem Osten zur Hütte des Bärentöters, um dessen Sohn und Freund zu benachrichtigen, daß er gefangen ist.“

„Das ist brav, das werde ich dir niemals vergessen!“ rief Martin. „Aber weiß mein Vater davon?“

„Wohkadeh hat es ihm gesagt und sich den Weg beschreiben lassen. Er hat so heimlich mit dem Bärentöter gesprochen, daß keiner der Sioux es bemerken konnte.“

„Aber sie werden es ahnen, wenn du nicht zu ihnen zurückkehrst!“

„Nein, sondern sie werden glauben, daß Wohkadeh von den Schoschonen getötet worden ist.“

„Hat mein Vater dir bestimmte Weisungen für uns mitgegeben?“

„Nein, Wohkadeh soll euch sagen, daß er mit seinen Begleitern gefangen ist. Nun wird mein junger, weißer Bruder selbst wissen, was er zu thun hat.“

„Natürlich weiß ich es! Aufbrechen werde ich, und zwar sofort, um ihn zu befreien.“

Er wollte abermals aufspringen; aber Jemmy ergriff ihn am Arme und hielt ihn zurück.

„Stop, my boy! Wollt Ihr etwa durch die Lüfte reiten, um noch heute abend bei den Indsmen zu sein und von ihnen auch ergriffen und gebraten zu werden? Wartet noch ein kleines Weilchen, junger Mann! Der dicke Jemmy hilft Euch gern, aber er hat keine Lust, mit seinem Kopfe durch eure Wand zu rennen. Wir haben ja noch nicht alles erfahren. Wohkadeh mag uns sagen, an welcher Stelle Euer Vater überfallen worden ist.“

Der Indianer antwortete:

„Das Wasser, welches die Bleichgesichter den Pulverfluß nennen, entsteht aus vier Armen. An dem westlichen derselben ist der Ueberfall geschehen.“

„Gut! Das wäre also jenseits des Camp Mac Kinney und südlich von Murphys Ranch. Diese Gegend ist mir nicht ganz unbekannt. Aber wie kann ein so berühmter Bärenjäger so unvorsichtig sein, sich überfallen zu lassen?“

„Der Jäger schlief, und der Mann, welcher die Wache hatte, war kein Mann des Westens.“

„Nur so allein ist es erklärlich. Welche Richtung haben sodann die Ogallalla eingeschlagen?“

„Nach den Bergen, welche von den Weißen das dicke Horn genannt werden.“

„Also nach dem Big-Horn-Gebirge. Und weiter?“

„Sie zogen an dem Kopfe des bösen Geistes vorüber — —“

„Ah, an Devils Head!“

„Nach dem Wasser, welches dort entspringt und in den Fluß des dicken Hornes läuft. Dort hörten wir von den feindlichen Schoschonen, und Wohkadeh wurde ausgesandt, dieselben zu erkundschaften. Er weiß also nicht, wie die Ogallalla weiter geritten sind.“

„Das ist auch nicht nötig. Wir haben Augen und werden ihre Fährte finden. Wann geschah der Ueberfall?“

„Es sind vier Tage vergangen.“

„O weh! Wann soll die große Leichenfeier stattfinden?“

„Zum Tage des vollen Mondes. An demselben Tage sind die Drei getötet worden.“

Jemmy rechnete in Gedanken nach und sagte dann:

„Wenn dies der Fall ist, so haben wir noch Zeit genug, die Roten zu erreichen. Wir haben noch volle zwölf Tage bis zum Vollmond. Aber wie stark sind die Ogallalla?“

„Als ich sie verließ, zählten sie fünf mal zehn und noch sechs.“

„Also sechsundfünfzig Krieger. Wie viele Gefangene haben sie?“

„Mit dem Bärentöter sind es sechs.“

„So wissen wir vorerst genug und können uns nun mitteilen, was wir zu thun gedenken. Lange uns zu beraten, das brauchen wir nicht. Martin Baumann, was gedenkt Ihr zu thun?“

Der junge Mann stand von seinem Sitze auf, hob die Rechte wie zum Schwure empor und antwortete:

„Ich gelobe hiermit, meinen Vater zu retten oder seinen Tod zu rächen, selbst wenn ich ganz allein die Sioux verfolgen und mit ihnen kämpfen müßte. Ich werde wohl sterben, aber meinen Schwur nicht brechen.“

„Nein, allein sollst du nicht ziehen,“ sagte der kleine Hobbel-Frank. „Ich werde natürlich mit dir reiten und dich auf keinen Fall verlassen.“

„Und Massa Bob auch mitgehen,“ erklärte der Neger, „um alt Massa Baumann befreien und Sioux Ogallalla totprügeln. Sie alle müssen in Hölle!“

Er machte dabei ein so grimmiges Gesicht und knirschte so laut mit den Zähnen, daß es zum Fürchten war.

„Und auch ich reite mit!“ sprach Jemmy, der Dicke. „Es soll mir eine Freude sein, den Roten ihre Gefangenen zu entreißen. Und du, Davy?“

„Red' nicht so dumm!“ antwortete der Lange gleichmütig. „Meinst du, ich bleibe hier und flicke meine Schuhe oder mahle Kaffee, während ihr euch so einen famosen Jux machen könnt? Ich dächte, du kenntest da deinen alten Kumpan zur Genüge!“

„Gut, alter Waschbär. Endlich gibt es wieder einmal etwas Ernsthaftes. Das Schießen auf Tiere wird mit der Zeit höchst langweilig. Aber Wohkadeh, was wird unser roter Bruder thun?“

Der Indianer antwortete: „Wohkadeh ist ein Mandane, höchstens ein Pflegling der Ponca-Sioux, aber niemals ein Ogallalla. Wenn seine weißen Brüder ihm ein Gewehr geben mit Pulver und Blei, so wird er sie begleiten und mit ihnen sterben oder die Feinde besiegen.“

„Braver Kerl!“ meinte der kleine Sachse. „Eine Büchse sollst du haben und alles andere auch, sogar ein frisches Pferd, denn wir haben ja vier Stück, also eins überzählig. Das deinige ist ermüdet und kann nebenher laufen, bis es sich erholt hat. Wann aber brechen wir auf, ihr Leute?“

„Sofort natürlich!“ antwortete Martin.

„Allerdings dürfen wir keine Zeit versäumen,“ stimmte der Dicke bei; „aber uns zu übereilen, ist auch nicht ratsam. Wir kommen durch wasser- und wildarme Gegenden und müssen uns mit Proviant versehen. Daß wir möglichst viel Munition mitnehmen, versteht sich ganz von selbst. Ueberhaupt bereitet man eine solche Expedition mit aller Umsicht vor, um nichts zu versäumen oder zu vergessen. Wir sind, wie wir hier stehen, sechs Mann gegen sechsundfünfzig Ogallalla. Das will viel heißen. Auch wissen wir nicht, ob die neun Pferdediebe, denen wir heute das Einmaleins vorgebetet haben, nicht noch Böses gegen uns im Schilde führen. Wir müssen uns unbedingt überzeugen, ob sie die Gegend verlassen haben oder verlassen werden. Und wie steht es mit diesem Hause? Wollt Ihr es unbeschützt zurücklassen?“

„Ja,“ antwortete Martin.

„So kann es leicht sein, daß Ihr es bei der Rückkehr eingeäschert oder wenigstens ausgeräumt findet.“

„Gegen das letztere können wir sorgen.“

Der Jüngling nahm eine Hacke und hackte den festgestampften Lehmboden im Vierecke auf. Da zeigte es sich, daß es hier eine mit Lehm verkleidete, also unsichtbar gewesene Fallthür gab, unter welcher sich eine sehr geräumige Vertiefung befand, in welcher man alles, was nicht mitzunehmen war, verbergen konnte. War dann der Lehm wieder über der geschlossenen Thür festgestampft, so konnte kein Unberufener das Dasein dieses Versteckes erraten. Und selbst, wenn das Gebäude in Brand gesteckt werden sollte, so stand zu erwarten, daß der Lehm des Bodens die versteckten Gegenstände gegen das Verderben schützen werde.

Die Männer machten sich jetzt an die Arbeit, den ganzen Inhalt des Raumes, soweit er nicht zu ihrer Ausrüstung zu gebrauchen war, in die Vertiefung zu schaffen. Auch mit den Bärenfellen wurde das gethan. Es befand sich eins von ganz besonderer Größe und Schönheit dabei. Als Jemmy es bewundernd betrachtete, nahm Martin es aus seiner Hand und warf es in das Loch hinab.

„Fort damit!“ sagte er. „Ich kann diesen Pelz nicht sehen, ohne an die schrecklichsten Stunden meines Lebens zu denken.“

„Das klingt ja ganz so, als hättet Ihr bereits ein sehr langes Leben oder eine ganze Reihe von so schrecklichen Ereignissen hinter Euch, mein Junge.“

„Vielleicht habe ich auch wirklich bereits mehr erlebt als mancher alte Trapper.“

„Oho! Nicht aufschneiden!“

Martins Augen richteten sich mit beinahe zornigem Blicke auf den Dicken. Er fragte:

„Meint Ihr, daß der Sohn eines Bärenjägers keine Gelegenheit zu Erlebnissen habe?“

„Das bestreite ich freilich nicht.“

„So sage ich Euch, daß ich bereits als vierjähriger Bube mit dem Kerl gekämpft habe, welcher in dem Pelze lebte, den Ihr soeben bewundert habt.“

„Ein vierjähriges Kind mit einem Grizzly von dieser Mächtigkeit? Ich weiß, daß die Kinder des Westens von ganz anderem Holze geschnitzt sind als die Buben, welche da vorn in den Städten die Beinchen an ihrer Väter Wärmflaschen stemmen. Ich habe manch einen Jungen gesehen, der in New York ein Abcschütz wäre, aber doch seine Rifle zu gebrauchen wußte wie ein Alter. Aber — hm! wie ist es damals mit dem Bären zugegangen?“

„Das war da unten in den Bergen von Colorado. Ich hatte die Mutter noch und dazu ein allerliebstes Schwesterchen von drei Jahren, also ein Jahr jünger noch als ich. Der Vater war fortgegangen, um Fleisch zu schießen; die Mutter war draußen vor der Hütte, um Holz zum Feuer klar zu hacken, denn es war Winter und sehr kalt in den Bergen. Ich befand mich mit der kleinen Luddy ganz allein in der Stube. Sie saß zwischen der Thür und dem Tische am Boden und spielte mit der Puppy, die ich ihr aus einem Holzscheite geschnitzt hatte, und ich stand auf dem Tische, um mit dem großen Holzmesser ein M und ein L in den dicken Balken zu schneiden, welcher unter dem spitzen Dache von der einen Blockwand nach der gegenüberliegenden lief. Das waren die Anfangsbuchstaben meines Vornamens und desjenigen der lieben Luddy. Ich wollte nach Bubenart uns beide so verewigen. In diese schwere Arbeit vertieft, beachtete ich kaum einen lauten Schrei, welchen meine Mutter draußen ausstieß. Da er sich nicht wiederholte, arbeitete ich unbesorgt und vor Anstrengung schwitzend an der Verewigung weiter. Dann hörte ich, daß die Thür mit Gewalt aus dem Riegel gestoßen wurde. In der Meinung, daß die Mutter so geräuschvoll eingetreten sei, weil sie Holz auf den Armen habe, drehte ich mich gar nicht um, sondern sagte nur: ‚M'a, das ist für Luddy und mich. Dann kommst auch du mit P'a[1]) daran.‘

„Anstatt ihrer Antwort hörte ich ein tiefes, tiefes Brummen. Ich drehte mich um. Nun müßt Ihr wissen, Mesch'schurs, daß es noch nicht Tag war, aber draußen leuchtete der Schnee, und auf dem großen Herde brannte ein Holzklotz, dessen Flamme die Stube erleuchtete. Was ich beim Scheine derselben erblickte, war allerdings gräßlich. Grad vor der armen Luddy, welche vor Entsetzen keinen Laut hervorbrachte, stand ein riesiger grauer Bär. Sein Fell war mit Eis bezottelt, und sein Atem dampfte. Das sprachlose Schwesterchen hielt ihm bittend die hölzerne Puppy entgegen, als wolle es sagen: ‚Da nimm meine Puppe, aber thu nur mir nichts, du böser, lieber Bär!‘ Aber der Grizzly hatte kein Erbarmen. Mit einem Tatzenschlag warf er Luddy nieder, und dann zermalmte er ihr mit einem einzigen Bisse das kleine, süße, blonde Köpfchen. Ihr müßt nämlich wissen, Mesch'schurs, daß der erste Biß des Bären stets nach dem Kopfe seines Opfers geht, denn das Gehirn ist sein größter Leckerbissen. Noch heute höre ich das Malmen und Krachen — heavens, ich kann es nicht vergessen, nie, nie — — —!“

Er hielt in seiner Erzählung inne. Keiner unterbrach die eingetretene Stille, bis er fortfuhr:

„Auch ich konnte mich vor Entsetzen nicht bewegen. Ich wollte um Hilfe rufen, brachte aber keinen Laut hervor. Ich sah die Glieder des Schwesterchens im Rachen des Untieres verschwinden, bis nichts mehr übrig war als die hölzerne Puppy, welche zu Boden gefallen war. Ich hatte das lange Messer krampfhaft in der Hand; ich wollte vom Tische herabspringen, um mit dem Bären um das Leben Luddys zu kämpfen; aber ich war ja vom Schreck gelähmt. Nun jetzt kam er auf mich zu und richtete sich mit den Vorderpranken an dem Tische empor. Gott sei Dank! In diesem Augenblicke erhielt ich den Gebrauch meiner Glieder wieder. Sein schrecklicher, penetranter Atem stank mir bereits in das Gesicht, da nahm ich das Messer zwischen die Zähne, umfaßte den Balken mit den Armen und schwang mich auf denselben hinauf. Er wollte mir nach und riß dabei den Tisch um. Das war meine Rettung.

[1]) P'a und M'a sind Abkürzungen von Papa und Mama.

— — — — — — — — —

Jetzt nun rief ich freilich auch um Hilfe, doch vergebens; die Mutter kam nicht, obgleich sie meine Stimme hören mußte, denn die Thüre stand offen und ein kalter Luftstrom drang herein. Der Grizzly richtete sich in seiner ganzen Länge auf, um mich vom Balken herabzuholen. Ihr habt seinen Pelz gesehen und müßt es mir also glauben, wenn ich euch sage, daß er mich mit seinen Vordertatzen ganz gut erlangen konnte. Aber ich hatte das Messer in der Hand, hielt mich mit der Linken fest an und stach mit der Rechten nach der Pranke, welche er nach mir ausstreckte —

— — — — — — — — —

Was soll ich euch den Kampf beschreiben, meinen Jammer und meine Angst! Wie lange ich mich verteidigt habe, weiß ich nicht; in einer solchen Lage wird eine Viertelstunde zur Ewigkeit; aber meine Kräfte schwanden, und beide Vordertatzen des Bären waren vielfach zerstochen und zerschnitten, als ich trotz seines Brummens und Heulens das Bellen unseres Hundes hörte, den der Vater mitgenommen hatte. Draußen vor der Hütte erhob er seine Stimme, wie ich noch niemals die Stimme eines Hundes gehört habe; dann kam er hereingestürzt und warf sich augenblicklich auf das riesige Raubtier. Ein jeder von euch ist wohl einmal Zeuge eines Kampfes mehrerer Hunde gegen einen Bären gewesen. Aber ein einzelner Hund gegen einen solchen Grizzly, ohne daß sein Herr mit der Büchse und dem Messer dabei anwesend ist, das solltet ihr sehen und auch hören. Ihr wißt, daß die wild gewordenen Hunde in den Staaten eine wahre Landplage geworden sind. Sie dezimieren die Schafherden. In Ohio allein rechnet man, daß jährlich gegen sechzigtausend Schafe durch diese gefräßigen, herrenlosen Tiere zu Grunde gehen, in den Vereinigten Staaten überhaupt aber jährlich eine halbe Million. Diese Hunde zeichnen sich durch eine ungeheure Kühnheit aus; sie gehen selbst dem Bären zu Leibe. Einen solchen hatten wir an uns gewöhnt und gezähmt. Er war ein häßlicher Köder, aber ungemein stark und uns treu ergeben. Als er sich jetzt auf den Bären warf, heulte er nicht, sondern er brüllte förmlich auf wie ein Raubtier. Er faßte ihn bei der Kehle, um sie ihm zu zerreißen; der Bär aber zerfleischte ihn mit seinen gewaltigen Tatzen. Nach der Zeit von einer Minute war der Hund tot — in Stücke zerrissen, und der wütende Grizzly wendete sich nun wieder gegen mich.“

„Aber Euer Vater?“ fragte Davy, welcher selbst wie die anderen mit größter Spannung zugehört hatte. „Wo der Hund ist, da kann der Mann nicht gar ferne sein.“

„Allerdings, denn eben richtete sich der Grizzly wieder unter dem Balken auf, um

nach mir zu langen, den Rücken nach der Thüre gekehrt, so erschien der Vater unter derselben, im Gesichte bleich wie der leibhaftige Tod.

„Vater, Hilfe!“ schrie ich auf, einen Stoß nach dem Bären führend.

Er antwortete nicht. Auch ihm war die Kehle wie zugeschnürt. Er erhob das geladene Gewehr — jetzt wird er schießen! Doch nein, er senkte es wieder. Er war so aufgeregt, daß der Lauf in seinen Händen wankte. Er warf das Gewehr weg, riß den Bowiekneif aus dem Gürtel und sprang von hinten auf das Tier ein. Es mit der linken Hand beim Pelze fassend, trat er seitwärts vor und stieß ihm die lange Klinge bis an das Heft zwischen die bekannten beiden Rippen. Aber augenblicklich sprang er auch wieder zurück, um von dem Bären im Todeskampfe nicht gefaßt zu werden. Das gewaltige Tier stand unbeweglich, röchelte und stöhnte in ganz unbeschreiblicher Weise auf, griff dann mit den Vorderpranken in die Luft und brach tot zusammen. Wie sich später herausstellte, war ihm die Klinge gerade in das Herz gedrungen.“

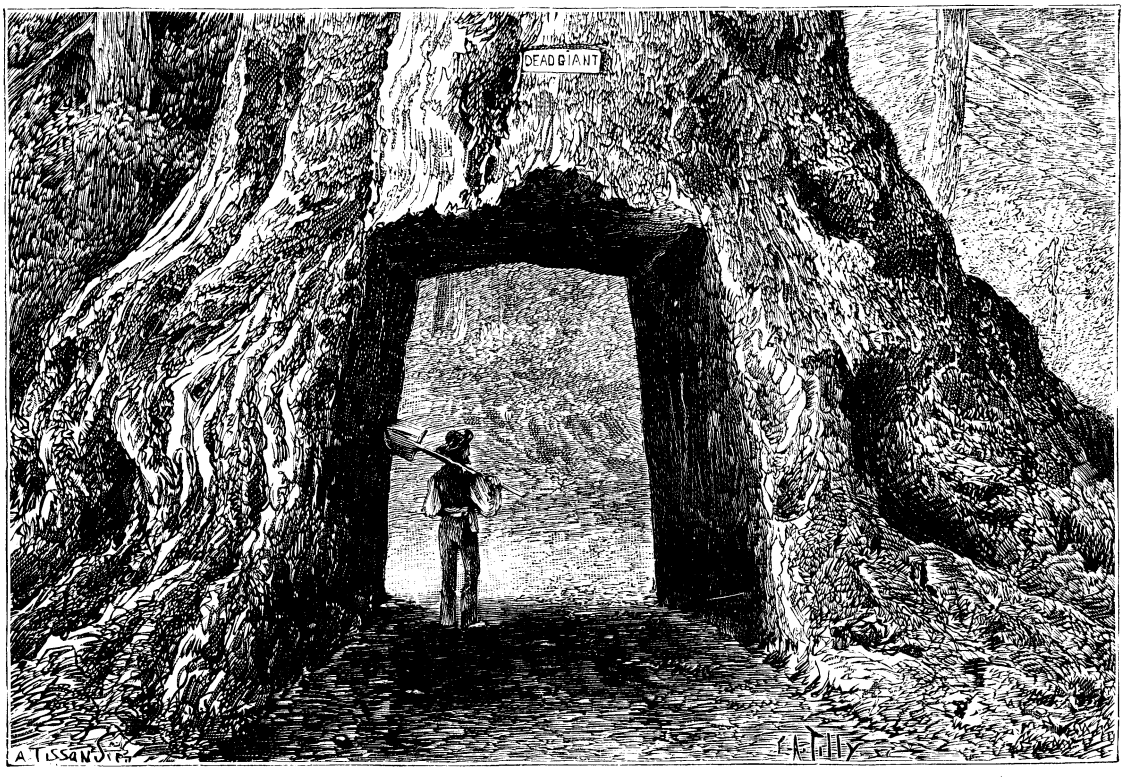
„Gott sei Dank!“ meinte Jemmy, indem er tief und laut aufatmete. „Das war Hilfe in der größten Not. Aber Eure Mutter, mein junger Sir?“

„Die — — oh, ich habe sie nicht wieder gesehen.“

Er wendete sich ab, als ob er sich schäme, und wischte sich mit einer raschen Handbewegung zwei Thränen aus den Augen.

„Nicht wiedergesehen? Wieso?“

„Als der Vater mich vom Balken herabgeholt hatte, er zitternd und ich an allen Gliedern bebend, fragte er nach der kleinen Luddy. Laut aufschluchzend erzählte ich



Der Riesenbaum Dead Giant (toter Riese) im Mariposa Grove in Kalifornien.

ihm, was geschehen war. Ich habe noch niemals wieder ein Menschenangesicht gesehen wie dasjenige, welches der Vater dabei zeigte. Es war aschfahl und wie von Stein. Einen Schrei stieß er aus, einen einzigen, aber was für einen! Gebe Gott, daß ich niemals wieder etwas Aehnliches zu hören bekomme! Dann war er still. Er setzte sich auf die Bank und legte das Gesicht in die Hände. Auf meine liebkosenden Worte antwortete er nicht; als ich ihn nach der Mutter fragte, schüttelte er mit dem Kopfe; aber als ich dann hinausgehen wollte, um nach ihr zu suchen, faßte er mich beim Arme, daß ich vor Schmerz laut aufschrie.

„Bleib!“ gebot er mir. „Das ist nichts für dich!“

Dann setzte er sich wieder nieder und saß da eine lange, lange Zeit, bis das Feuer niedergebrannt war. Dann schloß er mich ein und begann hinter der Hütte zu arbeiten. Ich versuchte, das Moos, welches zwischen die einzelnen Blocks gestopft war, an einer Stelle zu entfernen. Es gelang. Als ich nun hinausblickte, sah ich, daß er eine tiefe Grube anfertigte — der Bär hatte, bevor er in die Hütte kam, meine Mutter überfallen und zerrissen. Ich hab' nicht einmal gesehen, wie Vater sie zur Ruhe gebettet hat, denn er überraschte mich beim Lauschen und sorgte dafür, daß ich nicht wieder an die Wand gelangen konnte.“

„Schrecklich, schrecklich!“ sagte Jemmy, indem er sich mit dem Aermel seines Pelzes die Augen wischte. (Fortsetzung folgt.)

Die kalifornischen Riesenbäume.

Seit der Staat Kalifornien in seinem Inneren und namentlich am westlichen Abhang des Gebirgszugs der Sierra Nevada genau erforscht worden ist, hat man daselbst eine Anzahl von Naturwundern entdeckt, von welchen man früher gar keine Ahnung hatte, nämlich die uralten Riesenbäume der Sequoia oder Wellingtonia gigantea in den Bezirken Calaveras und Mariposa und die wunderbare Pracht der Wasserfälle, Seen, Abstürze und Bewaldungen in dem schluchtartigen Yosemitethale, welches etwas nördlich von dem Wellingtonienwald von Mariposa liegt und dessen Wasserläufe weiterhin den Mercadefluß bilden. Die Riesenbäume von Calaveras wachsen ostwärts von San Francisco auf einem Vorsprunge am Westabhang der Sierra Nevada auf einem Flecke, welcher nur ungefähr 3200 Fuß lang und 700 Fuß breit ist und einige hundert der größten Bäume dieser Holzart enthält. Der höchste derselben, „Krystone State“ genannt, ist 325 Fuß hoch und hat einen Durchmesser von 45 Fuß. Der allergrößte aber nun gefällte Baum, der „Vater des

Waldes“ hatte eine gemessene Länge von 450 und einen Umfang von 120 Fuß. Außerdem zählt man hier noch etwa 30 andere Bäume, deren Durchmesser zwischen 27 und 52, und deren Länge zwischen 230 und 320 Fuß beträgt und deren Alter man auf 12—1500 Jahre schätzt. Ihr Standort liegt 4735 engl. Fuß über dem Stillen Ocean. Diese Bäume wurden 1850 von einer Abteilung Soldaten unter Kapitän Boling entdeckt, welche räuberische Indianer verfolgten, die hier einen Zufluchtsort gefunden hatten. Man hielt die Schilderungen, welche sie von diesen Bäumen entwarfen, für übertrieben, bis dieselben im Jahr 1855 durch einen Herrn Hutching bestätigt wurden, welcher diese Bäume wissenschaftlich untersuchte. Gegenwärtig führt eine gute Straße dorthin und sind dort Gasthäuser vorhanden, die Regierungen der Vereinigten Staaten und von Kalifornien haben die ganze dortige Gegend für Nationaleigentum erklärt und die Bäume unter öffentlichen Schutz gestellt. Die beiden anderen Punkte, wo solche Riesenbäume vorkommen, liegen etwa 60 engl. Meilen südlich von Calaveras und in der Nähe des Yosemitethals; sie heißen Mariposa Grove (zu welcher etwa 360 solcher Baumriesen zählen, worunter auch der oben abgebildete sog. „tote Riese“, durch welchen nun ein Durchgang gehauen ist) und Fresno Grove. Auch diese Standorte sind von der Regierung für Nationaleigentum erklärt und unter den Schutz des Publikums gestellt worden; es führen zu ihnen ebenfalls gute Straßen, es gibt dort mehrere Gasthäuser und ihr Besuch wird meist mit demjenigen des Yosemitethals verbunden. Die Wellingtonia ward in lebendem Zustande erst 1853 in Europa eingeführt und hier fortgepflanzt; der Botaniker Decaisne hat sie näher untersucht und ihr den Namen Sequoia gegeben. Der Baum gehört zu den Koniferen, ist der Thuja nahe verwandt und gibt ein gutes, demjenigen der Weißtanne gleichwertiges Nutzholz und ist nun ein beliebter Zierbaum geworden.

Unter der Barring.

Es ist kein angenehmes Wetter. Der Nordatlantic in der Nähe des wenig beliebten Kanals kann auch im Hochsommer schon einen recht frostigen Eindruck machen auf Leute, die unter der Sonne der Tropen gebräunt sind wie nicht ganz waschechte Neger. Die steife Westbrise füllt die bauschenden Segel, unter denen die Korvette durchs aufschäumende Wasser schießt, etwas überliegend nach See, und das Bugwasser rauscht mächtig siedend vorbei. Ab und zu klettert ein besonders unternehmender Spritzer auch wohl an der Bordwand hinauf und gießt unversehens einen sprühenden Tropfenregen über das Verdeck. Vom Himmel hängen dunkle Wolken wie schwere Trauertücher herab, und die nassen, schlüpfrigen Planken zeigen, daß es noch vor kurzem derb geregnet hat. Die Nacht ist dunkel, daß man mit einem Messer durchschneiden kann; vorne wirft an Steuerbord eine grüne, an Backbord eine rote Laterne ihr warnend Licht in sie hinein; eine weiße Kugellaterne steht hinter dem Großmast, da wo der Unteroffizier der Wache, die Hände in den Hosentaschen, mit eiligen Schritten von Fallreep zu Fallreep hin und her geht mit der Aussicht, so vier Stunden lang sich Bewegung machen zu können, immer mit scharfer Aufmerksamkeit hinhorchend nach der Kommandobrücke, ob von dort ein Befehl des wachhabenden Offiziers her schallt, den er weiterzugeben hat; und ganz außen, da wo der Posten vor der Kommandobrücke steht, leuchtet noch eine Laterne. Sonst Finsternis überall!

Vom Steuerbord- zum Backbordfallreep ist vor dem Großmast das Deck mit einem Ueberbau versehen, der „Barring“, auf dem die schweren Boote untergebracht sind: die Barkassen und die Pinassen; die leichten: Kutter, Gigs und Yollen hängen außenbords in den gebogenen „Davids“. Aber die Barring hat doch noch edlere Zwecke, als nur das leblose Inventar zu tragen; sie ist, besonders bei schlechtem Wetter, ein beliebtes Schutzdach für die Unteroffiziere, die, dienstfrei, aber noch nicht müde genug, um in die Hängematte zu kriechen, noch ein Stündchen vor Zapfenstreich und Ronde beisammensitzen und ein wenig rauchen und plaudern möchten.

Auch heute abend haben sich vier von ihnen dort um das Licht der Laterne versammelt. Eben sind die Spielkarten nach einer sehr harmlosen Partie auf einer umgekehrten Decksballje zusammengeworfen, und alle vier reiben sich wie auf Kommando die Hände.

„Ist ja ekelhaft kalt!“ spricht der Obermaat Brunn gedämpften Tones — man spricht an Bord nie laut —; „in den Tropen war's doch besser!“

„Na, ich weiß nicht,“ erlaubt sich der Steuermannsmaat Faber zu bemerken; „mit dem vielen Schwitzen war's doch auch nichts; und den ‚roten Hund‘ kann ich ganz gut entbehren.“

„Wenn unsereins schwitzt, das geht noch; aber haben Sie schon 'mal die Geschütze schwitzen sehn?“

„Nein, Herr Obermaat, das ist doch wohl nicht gut möglich!“ sagte Faber ernsthaft, stößt dabei aber den Bootsmannmaaten Winkelmann heimlich in die Seite; „haben Sie das 'mal gesehen?“

„Na, und ob. Hab' ich Ihnen das nicht schon einmal erzählt mit dem Vierjährigen?“

„Ich wüßte nicht —“ wieder fahren die Ellbogen verständnisinnig zusammen.

„Ich erzähle Ihnen das nur, um Ihnen zu zeigen, wie man praktisch die Leute behandeln muß, um ihnen sich schlagfertig und zugleich als Mann von einigem Wissen zu zeigen,“ sagte Brunn, und stopfte mit dem Daumen den Tabak in seinem Stummelpfeifchen fester. — „Sehen Sie, da waren wir im Februar mit der ‚Kalypso‘ aus Nagasaki hinausgegangen. Es war auch recht bitter kalt; auf den Bergen der schönen Bucht lag manchmal früh morgens noch Schnee, und die Kälte war auch natürlich ins Schiff gezogen. Kaum waren wir draußen, da kriegten wir auch schon die schönste Backstagsbrise der Welt und schnoben nur so durchs Wasser mit elf und zwölf Seemeilen Fahrt. Wir wollten nach Hongkong, und ehe zehn Tage um waren, lagen wir auch richtig vorm Viktoria-Pik zu Anker. Nun war das ein Vergnügen zu fühlen, wie die Temperatur reißend stieg, und spaßhaft zu sehen, wie die Geschützrohre im buchstäblichen Sinne anfingen trotz der trockensten Luft zu triefen. Wie ich mir das eines Morgens beim Gewehrputzen so anschaue, fängt der Laffe, der Tomascheftsky an und fragt mich: ‚Herr Obermaat, wie kommt das, daß die Kanonenrohre so schwitzen?‘ — ‚Dummkopf,‘ schnauze ich ihn an; ‚wenn Sie aus 'n kaltes in ein warmes Zimmer kommen, dann schwitzen Sie auch!‘ Da sagte er kein Wort mehr; das infame Lächeln hatte er nun 'mal so an sich!“

„Famos gesagt, dem haben Sie's aber gegeben!“ schallte es aus dem Hörerkreise. „Man kann sich überhaupt nicht genug Mühe geben, die Leute seine Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Besonders auch bei der Vorinstruktion hatten wir da auf dem Polyphem einen Feuerwerksmaaten, einen Berliner mit 'ner riesigen Kodderschnauze; aber wenn der instruierte, das war rein zum Wälzen. Da stand er dann oben auf Kampanje beim Achtcentimeter-Bronzegeschütz ans Geländer gelehnt, die Hände auf dem Rücken, mit einem Gesicht wie ein richtiger Straßenjunge, und fing an: ‚Die Waffen des Schiffs sind meinswegen Geschütz, Torpedo und Ramme‘; oder ‚nun haben wir meinswegen Fünfzehncentimeter- und Zwölfcentimeter- und Achtcentimeter-Geschütze‘, und ‚nun gibt's meinswegen Uebungsgranaten und Langgranaten und Hartgußgranaten‘; und ‚nun schießt man meinswegen nach Panzerzielen oder nach hölzernen Zielobjekten, oder meinswegen nach beweglichen oder meinswegen unbeweglichen Zielen‘; und die Kerls standen und konnten sich das Gelächter kaum verbeißen.“ — „He, heh, heh,“ ging's leise im Kreise.

„Ha, wissen Sie, das geht noch; aber mit der deutschen Sprache darf man vor allen Dingen nie unklar kommen!“ fällt der Materialienverwalter ein; „ein sogenannter ‚feiner Hund‘, der an Land stets mit Handschuhen geht und heimlich mit der Kammerjungfer der Frau des Kommandanten verlobt ist. Da erinnere ich mich noch des Obermaaten Pfefferkorn, wie der zu den Rudergängern sagte: ‚Wer hat Ihnen ans Ruder gestellt, und wer Ihnen?‘ und wie er den Fallreepsposten, der vor der Musterung auf dem Achterdeck gefegt hatte, heranrief und ihn anfauchte: ‚Haben Sie hier gefegt?‘ dabei auf ein Stück Kabelgarn deutend, das an Deck lag. ‚Ja wohl, Herr Obermaat!‘ — ‚So? Na, wer hat Ihnen denn dies augenblickliche Mo-

ment da hingefegt?' ruft der Obermaat entrüstet aus. — Wer nicht auf Fremdwörter getrimmt ist, der soll davonbleiben."

„Ja, das sage ich euch," sagte Winkelmann bedächtig. „Bitte, Faber, seien Sie so freundlich und geben Sie mich etwas Feuer!"

Pause. — Man hörte eine Zeitlang nur den Schritt des in dumpfem dienstlichen Schweigen auf- und ablaufenden Bootsmannsmaaten der Wache, und den fernern, gemessenen des Offiziers auf der Brücke, und draußen das Rauschen und Spülen und Plätschern. — „Ein Glas!" meldet die Ordonnanz durch die Stille nach der Brücke hinauf. — „Schlagen!" schallt es kurz zurück; der Läufer rennt nach vorn und rührt den Klöppel der Schiffsglocke einmal. Es ist halb Neun. „Auf der Back ist alles wohl!" singt der Posten aus.

„Da hatten wir 'mal einen Riesenspaß mit zwei Kassuben," bricht Faber endlich das Schweigen. „Es war auf der ‚Herzogin Mathilde', unser Zwischendecksoffizier hieß Lieutenant von Hencker. Kommen da eines Mittags zwei Kerls an Deck und beschweren sich beim wachhabenden Offizier, sie hätten zu wenig Brot bekommen. Der mochte auch gerade nicht guter Laune sein und ruft ihnen zu: ‚Ach was, Kerls, schert euch zum Henker!' — ‚Da sind wir schon gewesen, und beim Bottelier auch, die haben uns alle beide rausgeschmissen!' lautete die Antwort." Große Fröhlichkeit unter der Barring.

„Da weiß ich noch 'ne viel beßre!" nimmt Brunn wieder den Faden auf. „Wir lagen da 'mal in Kapstadt mit dem Seekadettenschiff ‚Helios', und kurz nach uns kam die ‚Ananghe' unerwartet herein. Dort war der Kapitänlieutenant Müller an Bord, ein intimer Freund unseres Kapitänlieutenants Wolf, der eines Tags dem nach der ‚Ananghe' dienstlich hinüberfahrenden Bootskadetten Ohmicke einen privaten Auftrag an ersteren mitgab; ich glaube, es war eine Einladung, oder so etwas. Es ist unterdessen Mittag geworden, und die Herren sitzen beim Frühstück, wie der Kutter zurückkommt. Der Seekadett geht hinunter in die Wache, um dem ersten Offizier seine Meldung zu machen, die Mütze wie sich's gehört auf dem Kopf, stramm und kurz. Dann macht er kehrt gegen den Kapitänlieutenant Wolf und meldet ebenso dienstlich: ‚Der Herr Kapitänlieutenant lassen den Herrn Kapitänlieutenant grüßen, und der Herr Kapitänlieutenant könnten dem Herrn Kapitänlieutenant im Mondschein begegnen!' und brausendes Gelächter geleitete den mit kurzer Wendung Abtretenden. Aber Meldungen mußten genau gemacht werden!"

Gedämpftes Lachen tönte auch unter der Barring her. „Dampfer drei Strich an Steuerbord!" schallte da der Ruf des Postens vorn auf der Back!" — „Ei, ei!" tönte es zurück von der Brücke zum Zeichen, daß der Wachhabende verstanden. — Die Gedanken Winkelmanns sind dadurch auf ein anderes Thema gelenkt. „Ob es wohl noch richtige Seeräuber gibt?" fragte er plötzlich. „Mit einem schnellfahrenden Dampfer, der nur ein gutes und gutbedientes Geschütz hat, müßte irgend ein schurkischer Kapitän noch heute allerlei ausrichten können. Was wollte einer der großen Passagierdampfer wohl groß anfangen, wenn der Pirat ihm aus angemessener Entfernung eine Granate nach der andern in die Seiten jagte, bis er die Flagge streichen und sein Bargeld und sonstige Kostbarkeiten herausgeben müßte?"

„Unmöglich will mir das auch gerade nicht scheinen; aber sehr lange würde er sein Handwerk doch nicht treiben können," meinte Brunn; „eine ganz eigentümliche Art von Seeraub setzte immerhin vor wenigen Jahren ein Engländer ins Werk mit dem gestohlenen Dampfer. Kennen Sie die Geschichte nicht?"

„Nein!" schallte es; „bitte, erzählen Sie doch, Herr Obermaat!"

„Also die Sache war die," begann er, nachdem er den Knöchel aufs neue gestopft und angezündet. „In London kommt eines schönen Tages zu einem der größeren Reeder ein sehr anständiger Herr und machte ihm den doch gar nicht ungewöhnlichen Vorschlag: ihm einen seiner Dampfer mit voller Bemannung und Ausrüstung und Proviantierung für die Sommermonate gegen einen sehr anständigen Preis zu einer Vergnügungsfahrt ins Mittelmeer zu vermieten. Kapitän wolle er als Seemann selbst spielen. Die beiden wurden bald handelseinig, und der Mieter, nennen wir ihn ‚Captain Johns', bezahlte die halbe Miete gleich auf einem Brett, die andere Hälfte soll nach der Rückkehr erlegt werden.

„Also die ‚Sphinx', ein hübsches, elegantes, gesundes Schiff war von ziemlicher Tragfähigkeit, geht neu gemalt und vergoldet und mit Sekt und Madeira und allen möglichen Krammtsvögeln ausgerüstet in See und dampfte ganz vergnügt bis Gibraltar. Mr. Johns ist ein fixer, schneidiger Kerl, das haben die Leute bald heraus, und geizig ist er auch nicht. Kurz, sie führen ein Herrenleben an Bord.

„Gibraltar wird am hellen Tage passiert; der Name wird signalisiert, und es wird dunkel. Da rufte Mr. Johns mit einemmal alle Mann außerraum und sagte ihnen ganz harmlos, er wäre laut einer Abmachung mit dem Eigentümer von diesem Augenblick an alleiniger Besitzer der bisherigen ‚Sphinx', und sie hätten ihm allein fortan zu gehorchen. Er verpflichte sich aber, ihnen doppeltes Honorar zu zahlen. — Den Leuten kam die Sache allerdings ein bißchen sonderbar vor, aber der Mann selbst und der doppelte Verdienst zog, und alle gingen nach einigem Hin- und Herreden mit leidlich befriedigtem Gewissen auf den Handel ein. Was kümmerte es sie im Grunde, für wen sie arbeiteten. Während der Nacht wurde eine Yolle, die den Namen des Schiffs trug, ohne viel Geräusch ins Wasser geworfen, die antreibend den Gedanken anregen sollte, daß der ‚Sphinx' ein Unglück zugestoßen, als Explosion oder ähnliches; was sie denn auch in Wirklichkeit thaten, und dann das Schiff gewendet und in den Atlantic hinausgesteuert. Die ‚Sphinx' war verschollen, untergegangen. — Statt ihrer schwamm auf dem blauen Wasser ein hellgrau, ohne alle Verzierungen und Abzeichen gemalter gewöhnlicher Kauffahrteidampfer ‚Atalante', den kein Mensch für jenes elegante Salonschiff gehalten hätte. Zunächst ging Mr. Johns nun unverzagt nach Bahia. Für die nötigen Papiere hatte er längst gesorgt. Als Captain Jerkins oder dergleichen nahm er hier zu billigen Preisen eine Fracht Kaffee nach Kapstadt, dampfte hinaus, ließ wieder das Schiff neu malen und taufen und nahm, nachdem so die Atalante auch untergegangen war, Kurs auf Port Elizabeth in Afrika, um da seine Ladung anzubieten und auch richtig, ohne Verdacht zu erwecken, loszuwerden. Wenn er als Eigentümer und Kapitän auf Spekulation fuhr, dann war das seine Sache und ging niemand etwas an. Und was seine Leute anging, so hatte er sie ziemlich in der Hand, nachdem sie einmal, sei's mit, sei's ohne Willen, auf den ersten schweren Betrug sich eingelassen; und außerdem wußte er sie andauernd bei guter Laune zu erhalten. — Von Elizabeth ging er wieder mit gestohlener Wollladung nach Valparaiso, und so weiter; natürlich in seiner Art immer die brillantesten Geschäfte machend; und Betriebskapital brauchte er bei der Art Handel nicht viel. Es klingt unglaublich, aber es ist wahr: über drei Jahre lang glückte es ihm, sich so durch die Welt zu schwindeln, immer bemüht, möglichst viel Salzwasser zwischen die Stätten seiner Wirksamkeit zu bringen, bis ihn in Sidney endlich doch das Verhängnis ereilte. Dort lag er neben einem anderen englischen Dampfer — er selbst fuhr, durch tüchtige Sprachkenntnisse unterstützt, unter allen möglichen Flaggen — dessen erster Steuermann einmal vor Jahren auf der damaligen ‚Sphinx' gefahren war. Und je länger der das schlanke, schmucke Schiff sich ansah, desto bekannter wollte es ihm vorkommen. Er machte sich an Land an den Kapitän, der jetzt Mr. Atkinson oder so hieß, und machte ihm auch einen freundschaftlichen Besuch an Bord, wobei er sich in der Stille überzeugte, daß aus den Luks und Reservehölzern und wo er sonst nur anzubringen, der ursprüngliche Name des Schiffs ausgehauen oder ausgebrannt war. An Land machte er Anzeige, und ehe Mr. Atkinson noch Wind bekommen konnte, lag die böse ‚Sphinx' an der Kette und die ganze Gesellschaft in Eisen. Vor dem Strafrichter und in dem Zellengefängnis in London fand diese seltsame, aber vollständig wahrhaftige Räubergeschichte ihren verdienten Abschluß!"

„Ist doch nicht zu sagen!" klang es im Chor, als er geendet und befriedigt einige lange Züge aus seiner Pfeife that; „heiliger Bimbam, der Kerl hat aber doch Schneid gehabt —." „Ja, und vor allem einen unverschämten Dusel, daß die Sache so lang gut ging."

„Spielleute an Deck!" schallt es da plötzlich in die gemütliche Unterhaltung

...nein. Tambour und Hornist treten an zum Zapfenstreich. Langhin wirbelt ersterbend der Ton der Trommel im Abendgebet; die Gruppe unter der Barring sitzt still und hält die Mütze in den Händen — jetzt ein kräftiger Wirbel und dann Stille. „Wegtreten!" „Pfeifen und Lunten aus, Ruhe im Schiff!" schallt es von der Kommandobrücke, und wird es im tiefsten Baß dröhnend wiederholt vom Deck hinunter ins Zwischendeck. „Gute Nacht!" geht's leise unter der Barring, und die Gestalten verschwinden, nachdem die Pfeifen sorgfältig ausgeklopft sind. Nicht lange danach dröhnt es wieder durch das stille, schlafende Schiff: „Ronde!" Auf Deck sammelt es sich zum Schein einer Laterne: der erste Offizier, der Zwischendecksoffizier, der Ingenieur, der Bootsmann und Zimmermann und wer sonst dazu gehört; im lautlosen Zuge geht's durch das Schiff; gebückt, fast kriechend unter den Hängematten durch; an manchem freipendelnden Bein vorbei; in jeden Winkel wird hineingeleuchtet — alles ist in bester Ordnung. Wieder erscheint der nächtliche Zug an Deck; der erste Offizier geht achteraus zum Kommandanten in die Kajüte: „Ronde gegangen, alles in bester Ordnung. Kein Wasser im Schiff!" Einsam geht oben der Wachthabende seinen Gang bis Mitternacht, und hallend singen die Posten einander halbstündlich an durch die Nacht.

Die Dynamit-Patronen.

Eine Erinnerung aus Centralamerika.

Es mögen etwa acht Jahre her sein — so erzählte mir ein deutscher Ingenieur, welcher lange in Amerika gelebt hat —, daß ich im Auftrage einer Maschinenfabrik in Louisiana den Auftrag erhielt, eine ganz neue Einrichtung einer Zuckermühle und Zuckersiederei mit Dampfbetrieb im Staate Columbia auf einer großen Zuckerplantage aufzustellen. Die betreffende Pflanzung lag am Golf von Darien, am Unterlaufe des Flusses Atrato, beinah unter 8° nördl. Breite, von tropischen Urwäldern umgeben, und der Auftrag war mir insofern willkommen, als er mir Gelegenheit gab, die Natur der Tropenländer aus eigener Anschauung kennen zu lernen, was von Jugend auf das Ziel meiner stillen Wünsche gewesen war. Ich hatte daher den mir übertragenen Auftrag mit Begierde angenommen und mich mit dem ganzen Geräte der Zuckermühle und Zuckersiederei in New Orleans auf einem Segelschiffe eingeschifft und nach einer glücklichen Fahrt den Golf von Darien und die Mündung des Flusses erreicht, wo wir unsere Ladung löschten und unsere Kisten teils in Booten, teils auf Ochsenwagen nach der Pflanzung Rosario schafften, wo der ganze umfangreiche Apparat in den schon fertiggestellten Gebäuden aufgestellt werden sollte.

Die Pflanzung Rosario, etwa fünfzehnhundert Hektare groß, gehörte einem angesehenen Grundbesitzer, einem spanischen Kreolen, in dessen Familie sich das Gut schon seit einigen Generationen fortvererbt hatte. Die Zuckerfabrikation war auf der Pflanzung seither in altväterischer und wenig ergiebiger Weise betrieben worden, bis der jetzige Besitzer, ein intelligenter junger Mann, welcher Cuba und einen Teil von Nordamerika bereist hatte, sich mit einem amerikanischen Handelshause in Cartagena verbunden hatte, um die Pflanzung schwunghaft und nach den neuesten Principien und Erfahrungen zu betreiben, wozu die Amerikaner das erforderliche Geld hergaben.

Der Direktor der Pflanzung war ein Herr Archibald Morgan aus Virginien, ein aufgeweckter, umsichtiger, junger Mann, an welchen ich ganz besonders empfohlen war, und welcher mich in der gastfreundlichsten Weise aufnahm. Meine mitgebrachten amerikanischen Arbeiter und ich stellten unsere Maschinen mit Hilfe der vorhandenen Arbeitskräfte der Pflanzung, die aus Chinesen und Farbigen bestanden, auf, und waren damit bald zu Ende, und nun sollte ich dableiben bis zur nächsten Zuckerernte und bis der ganze Apparat sich in voller Thätigkeit erprobt hatte. Einstweilen hatte ich wenig zu thun und vertrieb mir die Zeit mit der Jagd auf wilde Truthühner, Hollkos und Concowados, welche eine Art Wachteln mit delikatem Fleisch sind, auf Affen, Pecari (Dicotyles) und anderes Wild, und mit Ausflügen in die Wälder und Savannen und namentlich in die herrlich bewaldeten Vorberge jenes Asts der Kordilleren, welcher sich über die ganze Landenge von Darien und Panama hinzieht und stellenweise zu steilen Kämmen und achtunggebietenden Höhen erhebt, von denen aus man angeblich die unabsehbaren Flächen des Karaibenmeeres und des Stillen Oceans soll überschauen können. Nach jenen blauen Höhen zog es mich mächtig hin, wenn ich sie so auf meinen Ausflügen durch die Wälder aus der Ferne erblickte; allein man sagte mir, daß sie ungemein schwer zu ersteigen seien, weil sie ganz in den gewaltigen tropischen Urwald eingebettet liegen, in großartig wilden Abstürzen ansteigen, nur unterbrochen von furchtbaren Schluchten mit reißenden Wildwassern, unbewohnt, ohne Weg und Steg, fieberschwanger und unsicher gemacht durch giftige und Riesenschlangen, durch den gefleckten Jaguar und den schwarzen Löwen oder Puma und durch einzelne nomadische Stämme wilder Indianer, welche den weißen Mann grimmig hassen, weil einst die spanischen Eroberer den rothäutigen Eingeborenen auf das grausamste mißhandelt und in der schonungslosesten Sklaverei gehalten haben. So mußte ich mir denn an demjenigen genügen lassen, was für mich erreichbar war, und dies war an sich schon großartig, erhaben und wunderbar genug.

Ich mochte seit der vollendeten Aufstellung meiner Maschinen etwa sechs Wochen lang gefeiert haben, als ich eines Abends bei der Heimkehr von der Jagd im Hause des Herrn Morgan einen anderen Amerikaner traf, welcher in der Nachbarschaft am Flusse eine Estancia besaß. Er hieß Henry Myers, stammte aus Süd-Carolina und war so ziemlich von meinem Alter; er war wenige Monate vor mir nach Columbia gekommen, um das Erbteil eines älteren Bruders anzutreten, welcher jene Estancia gegründet und auf derselben einen Kramladen betrieben hatte, in welchem die meist farbigen Bewohner der Gegend ihre Ochsen- und Pferdehäute und die von ihnen gesammelten Vorräte an Kautschuk, vegetabilischem Elfenbein, Kakao, Vanille u. s. w. und ihre Baumwolle gegen die Erzeugnisse der amerikanischen Industrie und civilisierte Genußmittel vertauschten. Ich hatte von dem verstorbenen Michael Myers und seinem Bruder schon mancherlei gehört, begegnete dem letzteren aber zum erstenmal und gewann von seinem offenen, biedern und mannhaften Wesen einen günstigen Eindruck, war aber einigermaßen erstaunt von dem Antrage, welchen er mir machte, als wir kaum eine halbe Stunde beisammen gewesen waren.

„Mister Fred," sagte er, „ich komme, um Ihnen einen Vorschlag zu machen, nämlich mich auf einem Ausflug in die Kordilleren zu begleiten, dessen Kosten ich tragen werde. Mister Morgan sagt mir, Sie seien ein tüchtiger Jäger und Wanderer und verstehen sich etwas auf Mineralogie, und so wären Sie mein Mann. Es handelt sich darum, in den Kordilleren einen Ort aufzusuchen, wo sich Gold in Menge findet. Wollen Sie mich begleiten?"

Ich zauderte, denn ich war schon in Kalifornien gewesen und hatte das unsichere Gewerbe eines Gambusino oder Goldsuchers kennen gelernt, und drückte ihm darüber meine Zweifel und Bedenken aus.

„Nun ja," sagte er; „im allgemeinen mögen Sie Recht haben; aber im vorliegenden Fall handelt es sich nicht um ein unsicheres Abenteuer, sondern um ein wohlvorbereitetes Unternehmen, welches sichern Erfolg in Aussicht stellt. Sehen Sie diese Papiere, welche ich in der Hinterlassenschaft meines Bruders gefunden habe. Michael war ein unruhiger Kopf, aber ein unternehmender Mann und nichts weniger als ein Träumer. Vor langen Jahren machte er mit einem einzigen Indianer, dem alten Pablo, eine Forschungsreise ins Gebirge, weil er die Ansicht hatte, daß er dort sicher die wertvollen Chinarindenbäume finden würde. Diese Hoffnung trog, aber er fand zufällig an einem arroyo oder Bergwasser einige Goldklümpchen und einige Quarzstücke, welche Gold einschlossen. Er verfolgte das Wildwasser bis zu seiner Quelle und fand einen reichen Golderzgang. Mangel an Lebensmitteln oder die Begegnung mit wilden Indianern zwangen ihn zur Umkehr. Seine Absicht war, sich erst die Mittel zu erwerben, um mit einem zahlreichen, wohlbewaffneten und gut verproviantierten Gefolge wiederzukehren und die Mine auszubeuten: aber der Mensch denkt, Gott lenkt! Michael brach durch einen Sturz vom Pferde das Bein und ward ein Krüppel, aber er gab bis zu seinem Tode den Gedanken nicht auf, jene gefundenen Schätze zu heben; das geht aus diesen Papieren hervor, an denen er noch wenige Tage vor seinem Tode geschrieben hat. Hier sind rohe Kartenskizzen und Bergprofile, welche die Auffindung der Goldmine ermöglichen. Lesen Sie diese Papiere, und sagen Sie mir dann Ihren Entschluß. Ich gebe Ihnen Bedenkzeit. Ich habe den alten Pablo aufgefunden und als Wegweiser gewonnen, obwohl er

von dem dort zu hebenden Schatze keine Ahnung hat."

Von diesem Augenblick litt ich am wildesten Goldfieber, denn die Papiere gaben mir die Ueberzeugung, daß diese Forschungsreise unbedingten Erfolg haben müsse, und Herr Morgan war derselben Ansicht. Wir behandelten die Sache als Geheimnis, beschlossen aber das Geschäft miteinander zu machen. Schon am zweiten Tage, nach reiflicher Erwägung, ritt ich nach Myers' Estancia hinüber und erklärte mich bereit. Henry Myers zeigte mir nun die Karten und Profile, welche sein Bruder gezeichnet, und die Goldklümpchen und Quarzbrocken, welche derselbe mitgebracht hatte, und am achten Morgen traten wir unsere Reise ins Gebirge an, mit Lebensmitteln auf drei Wochen und allen Erfordernissen versehen.

Wir waren unser drei Weiße, nämlich Henry Myers, sein Vetter Dr. Andrew Billet und ich, jeder von uns hatte einen Farbigen oder Indianer als Diener bei sich, und unseren Führer machte der alte Pablo, ein Mestize von etwa sechzig Jahren, aber von unverwüstlicher Zähigkeit und Kraft, ein Mann, welcher lebenslang in diesen Urwäldern gelebt und Kautschuk und Elefantennüsse 2c. gesammelt hatte. Wir nahmen außer unseren drei Reittieren noch drei Packmaultiere mit, welche unsere Lebensmittel, Decken, Kochgeschirre und Werkzeuge trugen, denn Dr. Billet war nicht nur Schiffsarzt auf der amerikanischen Kriegsbrigg „Jefferson", welche in Cartagena zur Ausbesserung im Dock lag, sondern auch etwas Naturforscher. Jeder von uns Weißen führte eine Büchse oder Doppelflinte und einen Revolver, sowie ein machete, eine Art Hirschfänger. Unsere Leute hatten jeder eine Art oder einen Hauer, und Pablo that sich viel auf seine alte Feuerschloßmuskete zu gute, mit welcher er schon manchen Jaguar, manches Pecari, manchen Affen und Tapir geschossen hatte.

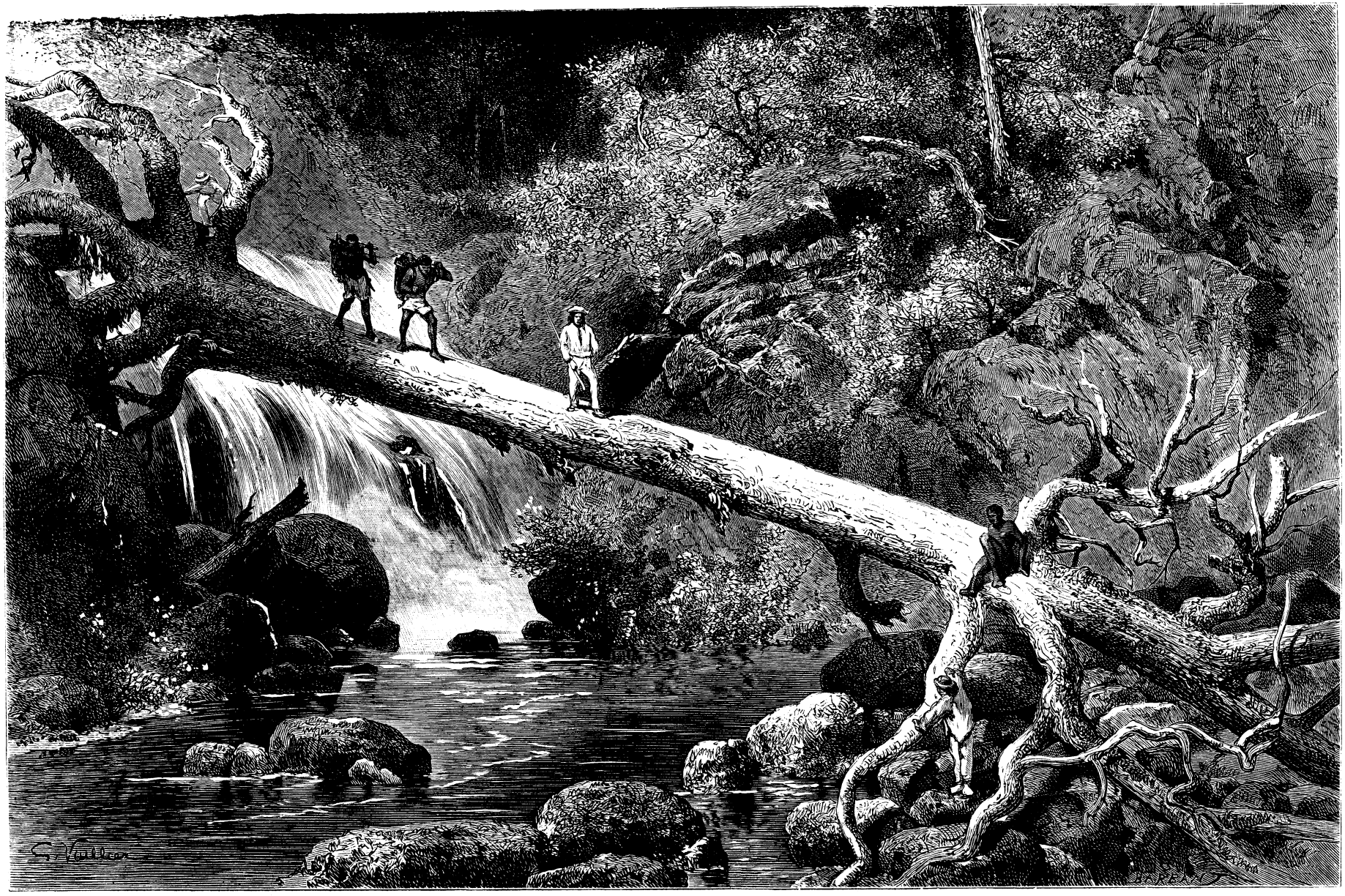
Unsere Reise ging anfangs glücklich von statten; wir waren drei junge, mutige Männer, kühn, sanguinisch und heiter, und die bezaubernden Hoffnungen schwellten unsere Brust, zumal angesichts der herrlichen, unaussprechlich großartigen tropischen Natur, welche ihre reichen Schätze vor uns entfaltete, die für uns drei noch ganz neu waren. Das Land steigt vom Golf von Darien aus gen Süden allmählich terrassenförmig an, unten teilweise sumpfig und mit dichtem Wald bedeckt, dann auf den ersten Stufen mehr Buschwald, aus welchem hohe Palmen und andere gewaltige Bäume aufragen, dann folgen steilere Lehnen, wieder mit majestätischem Wald bedeckt, oft beinahe senkrechte Abstürze mit leichtem Anflug von Gewächsen aller Art, aber zerrissen von wilden tiefen Schluchten, an deren Sohle tosende Wildwasser über gewaltige erratische Blöcke hinschäumten und über deren Ränder riesige, vom Sturm geknickte Bäume drohend herabhingen, kaum noch von einigen Wurzeln festgehalten. Und diese Wälder, von kriechenden und schlingenden Schmarotzerpflanzen fast bis zur Undurchdringlichkeit durchzogen, so daß man sich oft Schritt für Schritt mit dem machete einen Pfad hauen mußte!

Am dritten Tage bogen wir unter Pablos Führung in die Wildnis ein, wo kaum mehr in weiten Zwischenräumen eine Indianerhütte zu finden war, wo kein Pfad mehr vorhanden war und man sich den Weg gewaltsam öffnen mußte. Hier ließ man die Maultiere und einen Teil des Proviants zurück, denn nun ging das Klettern an, und nur die notdürftigsten Lebensmittel wurden mitgenommen. So gings bis zum fünften Tage unter unsäglichen Schwierigkeiten und Mühsalen, aber inmitten einer großartig herrlichen Natur fort, entweder an steilen Hängen durch lichten Wald emporkletternd oder durch undurchdringlichen Wald.

Nun hatte man eine Art breiter Leiste oder geneigter Hochebene erreicht, jenseits welcher sich schon die steilen Kämme der Sierra vom Horizont abzeichneten. Mehrere tiefe Schluchten durchschnitten diese Leiste und leiteten die wilden Gewässer ab, über welche man oft nur auf umgestürzten Bäumen rittlings setzen mußte. Es mochte etwa zwei Uhr nachmittags sein, als wir diese Leiste todmüde erreichten und hier unser Lager aufschlugen. Henry Myers überwachte die Herrichtung des Lagers, Pablo und einer der Diener säuberten den Lagerplatz, holten Holz und kochten; Billet mit dem zweiten und ich mit dem dritten Diener giengen in verschiedenen Richtungen in den Wald, um womöglich einen Truthahn oder ein Pecari zu schießen. Auf diesem Ausfluge kam ich an einen Wasserfall in einer tiefen Schlucht, wo ich eine Kies- und Sandbank bemerkte; ich stieg hinunter und suchte in dem Sande nach Goldflittern, die ich auch in Knietiefe unter dem Grus und Sand fand. Ich grub und wusch mit Feuereifer, bis mich der Stand der Sonne an die Rückkehr nach dem Lager mahnte. Mühsam kletterte ich wieder aus der Schlucht herauf und suchte mit dem Kompaß den Weg; Yorge, der Diener, hatte einen sogenannten Pfau, d. h. einen männlichen Truthahn geschossen und war vorausgegangen. Plötzlich fielen in einiger Entfernung mehrere Schüsse unmittelbar nacheinander und erfüllten mich mit Schrecken. Ich lief so schnell ich konnte und fand beim Lagerfeuer Myers und Pablo unter den Waffen und ebenfalls in Angst wegen der gehörten Schüsse. Billet war noch nicht da, aber er kam bald, atemlos und mit zerrissenen Kleidern. „Wilde Indianer!" war alles, was er herausbrachte. Bald nach ihm kam auch Pedrillo, der Farbige, blutend, von einem Pfeilschuß am Kopfe gestreift, und nun erklärte sich alles: Billet hatte einige Holzgerüste gefunden, welche die wilden Indianer errichten, um ihre Toten darauf der Verwesung preiszugeben; er hatte eines derselben eingerissen, um einen Schädel zu erbeuten, welchen er ethnologisch untersuchen wollte. Pedrillo hatte ihn vergebens davon abzuhalten gesucht, und die Strafe folgte der Unvorsichtigkeit auf dem Fuße, denn der Doktor sah sich plötzlich mit einem Hagel von Pfeilen überschüttet und von unsichtbaren Feinden mit Geschrei verfolgt. Er schoß nach einem, den er sah, und nach den anderen aufs Geratewohl und floh dann.

„O Unglück, Caballero!" sagte Pablo; „Ihr habt den Indianern eine Schmach zugefügt, die sie nie vergeben."

Die Sonne ging soeben unter, und da in wenigen Minuten dunkle Nacht folgte, war an Flucht nicht zu denken. Pablo versicherte uns auch, daß wir bei Nacht nichts zu fürchten haben, weil die Wilden vor abergläubischer Furcht nichts unternehmen. Wir aßen hastig, löschten dann unser Feuer und wachten die halbe Nacht. Es war kalt und nebelte stark, und als endlich der Morgen anbrach, waren wir müde und halb erstarrt. Alles im Walde war stille und Pablo machte die Runde, während wir unsere Reissuppe zum Frühstück kochten. Eben wollten wir uns zum Essen setzen, als rings um uns das wilde Kriegsgeschrei der Indianer ertönte und Pfeile mitten unter uns hereinflogen und mehrere Schüsse fielen. Pablo kam blutend zurückgerannt und trieb zum Aufbruch. „Flieht! es sind ihrer zu viele! Widerstand ist vergebens!" rief er. Mit Mühe belud ich unsere Diener mit ihren fertigen Packen und sandte Myers und Billet voraus: ich und Pablo wollten den Rückzug decken. Wir ließen Decken, Kochgeschirr und einen Teil des Gepäcks im Stich und folgten langsam den anderen, welche aufs Geratewohl flohen. Die Indianer kamen uns nahe, deckten sich eben so gut sie konnten, hinter Bäumen. Wo wir einen sahen, schossen Pablo und ich auf ihn, und wenn einer fiel, so stießen die anderen ein Wutgeheul aus. So ging es vielleicht eine Stunde lang fort und die Indianer blieben außerhalb Schußweite, setzten uns aber nach wie Bluthunde. Mit einmal fiel ein Schuß, und in den Rücken getroffen, stürzte Pablo neben mir; ich sprang herzu, aber er winkte mir zu fliehen, und ich sah sein Auge brechen. Ich sprang hinter einen Baum und legte mich an den Boden; da sprang unter Jubelgeschrei ein bemalter und mit Federn geschmückter Indianer hinzu und schwang sein Gewehr über dem Kopf, um Pablo den Schädel einzuschlagen. Ich schoß, und der Kazike (denn das mochte er sein) stürzte über sein Opfer. Ich aber folgte rasch meinen Gefährten, denn hinter mir ertönte ein Wutgebrüll, das mir durch Mark und Bein ging. Eine Viertelstunde später stieß ich auf meine Gefährten. Sie standen an einer tief eingeschnittenen Schlucht, durch welche in vielen Stürzen ein Wildwasser rauschte; die Wände waren beinahe senkrecht, drunten in einer Tiefe von 40—50 Fuß toste der Sturzbach. Wir schienen verloren zu sein. Da sandte ich einen der Träger die Schlucht entlang und Yorge fand einen Baum, den der Sturz entwurzelt und über die Schlucht geworfen hatte, so daß er eine natürliche Brücke bildete, die allerdings nicht gefahrlos war, denn der Stamm war oben entrindet und mit feuchtem Moos bedeckt. „Hinüber, Doktor! hinüber! sonst sind wir verloren!" rief ich, denn das Wutgeschrei der Verfolger kam näher. Meine Gefährten gingen vorsichtig hinüber, ich deckte den Rückzug. Eben wollte ich meine Büchse wieder laden, da entdeckte ich mit Schrecken, daß ich meinen Patronengürtel verloren hatte — er mußte sich vorhin gelöst haben, als ich vom Boden aufsprang, nachdem ich den Kaziken erschossen. Ich war wehrlos. Hastig durchsuchte ich meine Taschen, ob ich nicht zufällig eine Patrone finde. Da fand ich — zwei Dynamitpatronen, welche ich am vorigen Abend zufällig zu mir gesteckt hatte. Ein rettender Gedanke durchzuckte mich — sobald meine Gefährten drüben waren, legte ich die beiden Patronen nebeneinander auf den Wurzelhals des Baumes, bedeckte sie mit einem Stein, der noch in den Wurzeln hing, und zündete die Lunten an, worauf ich rasch den Stamm überschritt, denn das Geschrei der Feinde kam näher. Wir waren kaum an der jenseitigen Wand der Schlucht emporgeklettert, so erschienen mindestens vierzig Wilde am jenseitigen Rand — da krachten die beiden Patronen, und der Stamm stürzte zersplittert in die Tiefe. Die Indianer prallten zurück — wir waren gerettet. Wir setzten unsere Flucht ungehindert fort, bis wir vor Ermüdung innehalten mußten, nachdem wir den Pfad wieder gefunden hatten, auf welchem wir gekommen waren. Unser Unternehmen war vereitelt, denn unser Führer Pablo war tot und in der Eile der Flucht hatte Henry Myers seine Brieftasche mit seines Bruders Zeichnungen und Papieren verloren. Die Goldmine ist vielleicht bis heute noch nicht wieder von einem Weißen gefunden worden, denn wir kehrten enttäuscht, entmutigt und erschöpft unter Mühsalen aller Art nach Rosario zurück und dachten nicht weiter an unsere Goldmine.



Die Dynamit-Patronen.

. . . ich zündete die Lunten an, worauf ich rasch den Stamm überschritt.

Die Schrift auf dem Erdboden.

Wohin ihr auch, meine lieben jungen Freunde, eure Augen richtet, überall bietet euch die Natur vielseitigen Genuß und anregende Belehrung. Habt ihr einmal in ihrem großen Buche lesen gelernt, so werdet ihr für euer ganzes Leben nie mehr über Langeweile und Oede in euch oder um euch zu klagen haben, selbst wenn das Schicksal euch in die platteste und einsamste Moorgegend verschlagen hätte. Denn nachdenkende Naturbeobachtung ist Arbeit, und Arbeit bei Gesundheit schlägt alles Elend des Lebens in die Flucht. Den Naturkundigen gewähren die majestätisch wandelnden Gestirne, die Vorgänge im Luftkreise über seinem Haupte ebenso Stoff zum Nachdenken, zum Forschen und zu freudiger Erhebung der Seele als der tote Kiesel, der kriechende Käfer oder das unscheinbarste Pflänzchen zu seinen Füßen. Ueber das kleinste Sonnenstäubchen ließe sich ein Buch schreiben! Die Naturbeobachtung macht auch euren Geist frischer und aufnahmsfähiger, eure Gedankenverbindungen reger als ausschließliche Zimmerarbeit, sie schärft eure Sinne und stählt eure Gesundheit. Ihr wisset sicher aus Indianergeschichten, wie sehr der Mensch seine Sinne durch Uebung schärfen, seinen Körper abhärten und damit sich für sein Leben nutzen kann; ihr kennt wohl alle auch den Ruhm so vieler gelehrten Männer unseres Vaterlandes. Nun wohlan! lernt von beiden nach Möglichkeit, und ihr werdet tüchtige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, euch selbst und anderen zur Freude!

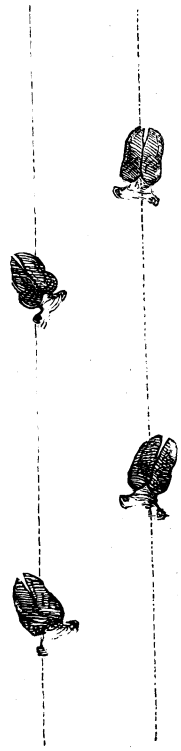


Fig. 5. Fährte des Wildschweins, schreitend.

Gewiß habt ihr alle das Recht, den Kopf hoch zu tragen und ruhigen Gewissens eure Augen aufzuschlagen; trotzdem lade ich euch heute ein, beide zu Boden zu richten, um zu sehen, was dieser uns bei einem Spaziergange durch Wald und Flur zu erzählen vermag. Kurz, ich möchte euch die verschiedenen Fährten und Spuren erklären, welche die freien Tiere bei ihrem Wandeln und Handeln auf dem Erdboden gleich, wie lesbare Schriftzeichen, hinterlassen. Wie manches da eine aufmerksame, sachkundige Beobachtung entschleiern könne, soll nachstehende Erzählung lehren.

Fig. 4. Frischlingsfährte.

Ein junger arabischer Kameltreiber sucht verzweiflungsvoll ein ihm entlaufenes Tier in der Wüste und begegnet dabei dem alten Achmed, einem erfahrenen Karawanenführer. Nach kurzer Begrüßung fragt Achmed ohne

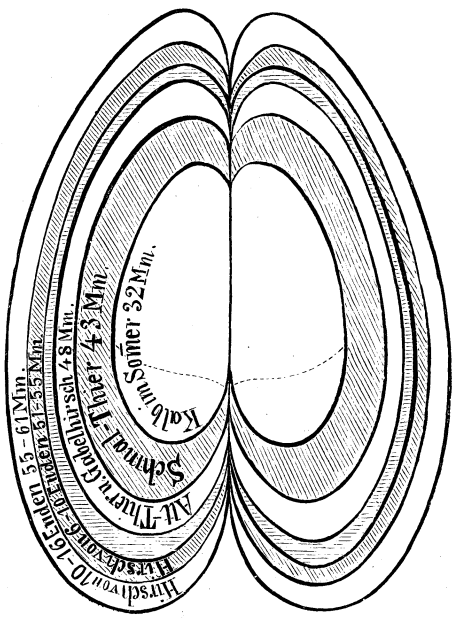


Fig. 3. Hirschfährte.

weiteres: „Du suchest ein vor wenigen Stunden entlaufenes Kamel; nicht wahr, es lahmte auf dem linken Vorderfuße, war blind auf dem linken Auge, ihm fehlte ein rechter Schneidezahn und seine Ladung auf der linken Seite bestand aus Datteln, die auf der rechten aus Weizen?" „Das stimmt," entgegnete der Treiber erfreut, „o so hast du es also gesehen?" Achmed: „Das nicht, mein Freund, aber ich sehe, daß du offenbar ein Tier suchest; ich fand auch dessen Fährte und bemerkte an seinem ungleichen, hin und her abweichenden Gange, daß es führerlos sei; der linke Vorderfuß drückte sich nicht so vollständig ab im Sande als die übrigen Hufe, also mußte es lahmen; da es ferner nur die auf der rechten Seite des Weges gewachsenen Pflanzen abgefressen hatte, schloß ich auf Blindheit des linken Auges; die Form des Abbisses eines Distelblattes ließ auch die Zahnlücke erkennen, und es verriet mir der Verkehr der Ameisen auf der einen Seite des Weges, die Nachlese der Vögel, auf der anderen die Art seiner Ladung; endlich erkannte ich aus dem welken Zustande eines abgebissenen und fallengelassenen Blattes, daß das Kamel vor wenigen Stunden hier vorbeigekommen." — Ist das nicht ein hübsches Zeichen von Scharfsinn eines Wüstensohnes?

Die sichtbaren Fußstapfen (Fußabdrücke) des zur hohen Jagd gehörigen eßbaren Wildes nennt man Fährten, die von der Niederjagd zugeteilten und die vom Raubzeuge dagegen: Spuren. Es hinterläßt also z. B. der Hirsch oder das Reh eine „Fährte", der Hase oder der Fuchs aber eine „Spur". Ebenso nennt man den Gang, den edles Wild gemacht: „Wechsel", den vom unedlen: „Paß". Man spricht demnach: „Es ist hier ein Hirschwechsel", d. h. ein Hirsch pflegt hier hin oder her zu gehen, „der Hirsch wechselte über das Thal", d. h. er überschritt das Thal, „der Hirsch hält seinen Wechsel", d. h. er macht regelmäßig denselben Weg, „ein Hasenpaß führt durchs Getreidefeld", „der Fuchs kam auf dem Passe", d. h. auf seinem gewohnten Gangsteige, u. s. w. Eine frischgemachte Fährte nennt der Jäger: eine „warme Fährte", eine schon alte: eine „kalte, eine übernächtige Fährte".

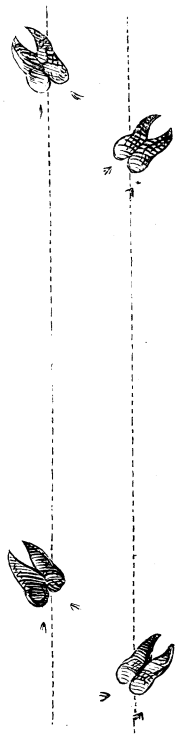


Fig. 2. Fährte des flüchtigen Damhirsches.

Der Boden „fährtet gut", wenn er die Fußabdrücke sehr deutlich annimmt, „er fährtet schlecht", wenn er hierfür zu hart ist. Der Jäger bekommt die Note „fährten gerecht", wenn er aus der Fährtenbeobachtung anzugeben vermag, nicht nur von welcher Tierart und aus welcher ungefähren Zeit die betreffende Fährte herrühre, sondern auch (bei Hochwild), welchen Geschlechtes und von welcher beiläufigen „Stärke" (Alter, Schwere, Geweihendenzahl), ob und wie verwundet oder ob gesund der fragliche Hirsch sei; endlich, wenn er der Fährte richtig zu folgen versteht. Im feuchten Sande, Lehm oder Ackerboden findet man, wie auch im mäßig tiefen weichen Schnee, die Fährten und Spuren wunderschön abgedrückt, dagegen undeutlicher bei trockenem Boden oder sehr tiefem Schnee, am wenigsten auf Kies- oder Felsboden. Doch findet das geschärfte Auge des Hochgebirgsjägers nicht selten sogar auf nackten Felsplatten leise, wie vom Bleistift gemachte Anstriche von den Hufen (in der Jägersprache „Schalen") flüchtiger Hirsche, Gemsen oder Steinböcke. Auch ist eine von einem kleineren Tiere her-

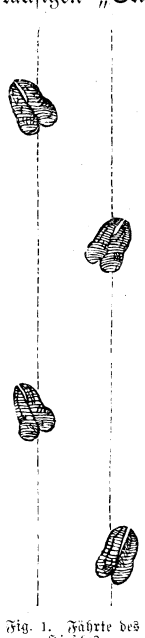


Fig. 1. Fährte des Hirsches.

rührende Fährte im tauigen Grase nicht so sicher zu bestimmen; am allerbesten dagegen stets im frischen Schnee, den die alten Jäger darum „den weißen Leithund" nannten, d. h. den Hund, der den Jäger an das Wild auf dessen Spuren hinanbringt. Der gute Jagdhund verfolgt die Fährten und Spuren aber weniger mit den Augen, als mit der feinen Nase, da eine jede Wildart mit dem Auftreten einen eigenartigen und stundenlang anhaftenden Geruch hinterläßt. Weil des Menschen Nase für dessen Wahrnehmung nicht empfindlich genug ist, bedient er sich als Gehilfen des scharfsinnigen Hundes.

Unsere Bilder sind natürlich alle sehr verkleinert; nur die einzelne Hirschfährte zeigt natürliche Größe.

Fig. 1 zeigt: die Fährte des Hirsches, wenn er vertraut geht.

Fig. 2: die Fährte des flüchtigen Damhirsches.

Fig. 3: Größe der Fährte des Hirsches in verschiedenen Altersstufen. Ganz ähnlich verhalten sich die kleineren Damwildfährten.

Fig. 4: Wildschweinfährte, manchmal leicht mit der Hirschfährte zu verwechseln; Afterklauen sehr ausgeprägt.

Fig. 5: dieselbe schreitend.

(Schluß folgt.)

Die Elemente der Buchbinderkunst.

(Fortsetzung.)

III.

Der einfachste Bucheinband ist die jedermann bekannte Broschüre. Die aus der Druckerei in großen Stößen (Lagen) kommenden Druckbogen, von denen jede derselben nur die Bogen je einer Signatur enthält, werden gefalzt, zusammengetragen, mit einfachen Stichen geheftet — oft unterbleibt auch das Heften — dann eingepreßt, am Rücken gekleistert oder geleimt und zuletzt in den farbigen Umschlageblättern eingehängt, worauf sie in die Buchhandlungen gelangen, um an die Käufer abgegeben zu werden. Nach Vorstehendem sind daher auch die Hefte der verschiedenen Zeitschriften hinzuzuzählen.

Obwohl die werten Leser schwerlich in die Lage kommen dürften, irgend ein Buch in unbroschiertem Zustande (in albis) aus der Druckerei zu beziehen, so ist, da bei dem Broschieren viele Manipulationen vorkommen, welche sich auch bei den anderen Einbänden wiederholen, eine genauere Erklärung der stattfindenden Vorgänge nicht wohl zu umgehen.

Die Bogenlagen werden je nach dem Buchformate in der schon im zweiten Abschnitte angedeuteten Weise gefalzt und dann diese Stöße gemäß ihrer Reihenfolge, d. i. von Signatur 1 bis Ende, nebeneinander in einer Linie, mit den Signaturen nach oben, aufgelegt. Der gefalzte Rücken befindet sich hierbei nicht seitlich, sondern wagerecht nach innen, der rauhe Papierrand nach außen an der Tischkante.

Bei dem Zusammentragen wird nun der Titelbogen 1 mit der rechten Hand am Rücken gefaßt und unter Vorwärtsschreiten der 2., 3. u. s. w. Bogen bis zu Ende darunter gegeben, wobei Sorge zu tragen ist, daß kein Bogen doppelt aufgenommen werde. Geübte Arbeiter haben dieses schon im Griffe. Besteht der Titel- oder der letzte Bogen, oder auch beide zugleich, aus einzelnen Blättern, so werden dieselben auf den nebenbefindlichen ganzen vorher mit Kleister aufgeklebt.

Bei diesem Zusammentragen, zumal wenn die Broschüren aus einer nur geringen Bogenzahl bestehen, ist es nicht notwendig, am Ende jeder abzusetzen und das einzelne Buch beiseitezulegen, sondern es werden so viele nacheinander aufgenommen, als die Hand zu fassen vermag und erst dann, wenn letzteres nicht mehr möglich ist, die ganze Lage nebenangelegt.

Nach Beendigen des Erwähnten beginnt das Kollationieren. Hierbei faßt man eine Lage zusammengetragener Bogen — oben der Titel und unten der Schlußbogen — um sie gleichzustoßen, derart zwischen beide Hände, daß durch die etwas weniger aufgestellten Daumen und Finger die Hohlflächen nicht am Papiere aufliegen, stößt vorerst die Lage mit der gefalzten Längenkante, dem Rücken, auf die Tischplatte, wobei die zurückstehenden Bogen, wenn sie nicht zu fest aneinander gedrückt werden, nach unten gleiten und allmählich in einer Ebene zu liegen kommen. Letzteres wird noch unterstützt, wenn man mit beiden Händen unter dem Aufstoßen einige nicht zu starke Schwenkungen von rechts nach links vornimmt, so daß sich den Bogen abwechslungsweise eine rechts- und linksseitige Schrägung mitteilt. Die nämliche Manipulation muß dann auch mit der Oberseite, dem Kopfe, vorgenommen werden.

Bei dem Kollationieren selbst faßt man die gleichgestoßenen Bogen mit der rechten Hand an der oberen offenen Ecke, am Rücken unten mit der linken, wobei man vorne nur den Daumen lose aufsetzt und einen Bogen nach dem anderen der Reihe gemäß losläßt und an den Signaturen nachsieht, ob sie richtig aufeinander folgen. Solche von sich wiederholender Zahl (Doppelbogen) werden ausgeschieden, fehlende eingelegt und unrichtig gefalzte ausgewechselt und umgefalzt, die kollationierten Bücher auf einen Stoß gelegt, hierauf nochmals gleichgestoßen, dann zwischen zwei Bretter gegeben, mit diesen gleichgerichtet und schließlich eingepreßt. Letzteres darf jedoch nicht eher geschehen, als bis man sich überzeugt hat, daß sich alle Bogen in richtiger Rücken- und Kopflage befinden.

Die zum Einpressen in Verwendung kommenden Preßbretter sollten aus Hartholz — meistens Weißbuchen oder Ahorn — glatt gehobelt und um etwas weniges größer sein, als die Bücherformate, zu welchen sie benutzt werden. Bei kleinen, dann bei Oktav- (8°) und Quart- (4°) Formatbrettern nimmt man die Hirnholzseite zur Längenkante, damit sie bei dem Einpressen nicht zerspringen; größere, z. B. Foliobretter bestehen meist aus weichem Holz in Länge der Holzfaser, mit nach Art der zum Zeichnen benutzten Reißbretter an den zwei Schmalseiten angefalzten Hartholzleisten.

Selbstverständlich richtet sich der Bedarf der Preßbretter nach der Zahl der einzubindenden Bücher, da mit Ausnahme der Broschüren, bei welchen eine Presse voll nur oben und unten mit je einem Brette belegt wird, bei den anderen Einbänden zwischen die Bücher je ein Preßbrett gleichen Formates kommen muß.

Die gewöhnliche Buchbinderpresse, Fig. 3, ist aus zähem Hartholz hergestellt. An derselben sind zu bemerken der Ober- und Unterbalken a, die zwei Schraubenspindeln b mit den Schraubenmuttern c und den unteren Ansätzen d. Das Einpressen des eingesetzten Bücherstoßes e geschieht bei stärkerer Pressung mit dem Schraubenschlüssel f, welcher ebenfalls aus Hartholz besteht, durch kräftiges Anziehen der Schraubenmuttern unter Drehung letzterer von rechts nach links. In entgegengesetzter Richtung wird aufgeschraubt.

Ist der Bücherstoß mit den aufgelegten Preßbrettern genau gleichgestoßen, so stellt man die Presse der Länge hin auf den Tisch, wobei der Ansatz d jener der Tisch-

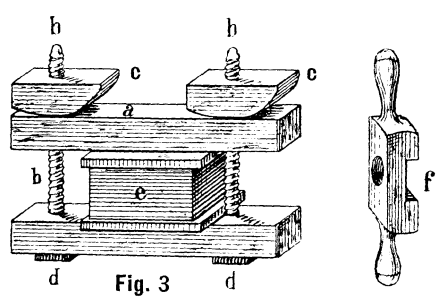


Fig. 3

Gewöhnliche Presse.

kante zunächst befindlichen Spindel nicht aufgelegt sondern nur an letztere nahe gerückt wird, damit die Presse in sicherer Lage ist, zieht mit der einen Hand den oberen Preßbalken in die Höhe und gibt mittels der anderen die Buchlage mit dem Rücken nach vorn derart in die Presse, daß sich erstere genau in der Mitte der Balken befindet. Das Zudrehen der Schraubenmuttern geschieht anfänglich an beiden Spindeln abwechselnd nur mit den Händen, worauf dann die Presse von dem Tische genommen, zwischen die Füße geklemmt und das Verschärfen der Pressung mit dem Schraubenschlüssel (Fig. 3 f) fortgesetzt wird. Nach dem Einpressen müssen sich die Preßbalken in gleichem Höhenabstande befinden, und kann derselbe, solange hierzu nicht das geübte Augenmaß ausreicht, mittels Zirkelmessung ermittelt werden.

Es ist gänzlich unnütz und muß auch alles Ernstes hiervor gewarnt werden, daß

das Zupressen bis zur äußersten Grenze getrieben werde, da hierdurch nur zu leicht ein körperlicher Schaden erwachsen könnte. Man stelle daher lieber die bei nur mäßiger Spannung eingepreßten Bücher beiseite und nehme, wenn es notwendig werden sollte, erst nach Verlauf von etwa einer Stunde das Nachpressen in ebenfalls nur mäßiger Weise vor. Die eingesetzten Bücher bleiben jedesmal, mit Ausnahme der Broschüren, bei denen schon weniger Zeit genügt, mindestens einige Stunden lang unter Pressung.

Nun werden die eingepreßten Bogen mittels eines Pinsels auf dem Rücken mit Kleister oder Leim überfahren, das Klebemittel in Länge der Bogen mit der Hammerschneide eingerieben, der Ueberschuß desselben dann mit dem gleichen Pinsel wieder entfernt und zuletzt die Presse behufs des Trocknens in schräger Richtung an der Wand beiseite gestellt.

Als Zwischenarbeit wird das Falzen der Umschlagbogen vorgenommen, indem man sie auf der Rückseite nahe der Mitte mit Bedachtnahme der Rückenbreite des Buches zusammenfalzt und hierauf wieder offenlegt. Diese Bruchlinien dienen zum Anlegen bei dem Einhängen.

Nach dem Trocknen der Kleister- oder Leimschichte nimmt man den Bücherstoß aus der Presse, trennt ihn in die einzelnen Bücher, legt diese je nach der geringeren oder größeren Anzahl auf ein oder mehrere Stöße, bestreicht die Rücken mit Kleister oder Leim und hängt sie in die Umschläge. Man legt hierbei den betreffenden Buchrücken an die gefalzte Kante, zieht das freiliegende Umschlagblatt über derselben stramm an und reibt ihn mit dem Daumen und Zeigefinger an. Mehrere übereinandergeschichtete Bücher belegt man mit einem Schwerklötzchen oder einem Brette.

Sollen die Broschüren geheftet werden, wozu man sich einer Heftnadel mit langgeschlitztem Oehre und gewöhnlichen dünnen Zwirns bedient, so geschieht dieses in nachfolgender Weise: Man legt sie nach dem Kollationieren, mit dem Titelbogen unten, vor sich zur linken Hand, zur rechten am Rande des Tisches ein Brett gleichen Formates, gibt auf dieses den letzten Bogen mit der Signatur nach oben, öffnet ihn mit der linken Hand bis zur Mitte, sticht am Rücken außen nahe der Mitte rechts mit der Nadel ein, führt den Faden ungefähr einen Centimeter oberhalb gegen links wieder nach außen, zieht ihn bis auf ein kleines vorstehendes Ende straff an, legt den nächstfolgenden Bogen auf den geehefteten, wobei man ihn bis zur Mitte öffnet und vorn am Rücken und oben am Kopfe in genaue Richtung rückt und mit dem Heften über dem letzten Einstiche des unteren Bogens beginnt, dann rechts herausticht. Die nächstfolgenden Bogen werden in soeben angedeuteter Weise geheftet. Geschah endlich dieses auch am Titelbogen, hier der letzte des Buches, so wird der Faden weder verknüpft noch abgeschnitten, sondern man legt den darauffolgenden (eigentlichen letzten) Bogen des folgenden Buches wie die vorhergehenden auf und führt die Nadel an dem dem letzten Stiche entgegengesetzten Ende von außen wieder ein, wodurch der Faden am Rücken ersichtlich bleibt, und heftet in schon bekannter Art wieder fort. Nach dem Heften des ganzen Stoßes wird außen ebenfalls ein kleines Endchen Heftzwirn stehen gelassen.

Bei diesem Heften, das Holländern genannt, ist, um ein nachträglich wiederholtes, gründliches Gleichstoßen zu ersparen, darauf zu sehen, daß die Bogenrücken in möglichst genauer Uebereinstimmung übereinander liegen.

Das Einpressen wird in ebenfalls schon bekannter Weise vorgenommen, dann werden die auf den Bogenrücken ersichtlichen Fädchen, durch welche die einzelnen Bücher noch zusammenhängen, mittels der Schere in der Mitte durchschnitten, worauf das Einkleistern oder Leimen vorzunehmen ist. Das Einhängen der Umschlagpapiere ist bekannt.

Die neueste Manier, durch welche das Heften mit Zwirn umgangen wird, ist jene vermittelst Drahtklammern. Diese kommen in zweierlei Weise zur Verwendung: Besteht nämlich das Heftchen aus nur einem Bogen, so wird in der Mitte des Bogens eine Klammer durchgestochen, bei mehreren Bogen aber werden deren zwei von außen angebracht. Man bedient sich hierbei eines aus zwei Teilen bestehenden Maschinchens, welches in Fig. 4 abgebildet ist. In dem einen Schieber enthaltenden Stifte a werden hakenförmig gebogene dünne Drahtklammern (c—c), mit den Spitzen nach unten stehend, eingelegt, und die Blätter des Heftes, wenn dasselbe nur aus einer Bogenlage besteht, bis zur Mitte aufgeschlagen, worauf man letztere derart in die Zange b legt, daß sich die Löcher derselben übereinstimmend mit der Bruchlinie befinden. Nun setzt man den Schieberstift mit der eingelegten Drahtklammer auf die entsprechende Stelle der Zange, schlägt auf den Knopf und das Heften ist vollzogen, da sich die Enden der Klammer bei dem Durchdringen des Papiers auf der Rückseite von selbst umbiegen und gleichmäßig anschließen.

Broschüren, welche aus zwei und mehreren Bogen bestehen, erhalten meist je nach dem Formate zwei bis drei Klammern, welche von außen nahe dem Rücken in gleichen Abständen durchgeschlagen werden. Dieses geschieht gewöhnlich erst nach dem Einkleistern in der Presse, und wählt man hierzu der Stärke des Rückens entsprechende Klammern, deren Enden rückwärts nicht übergreifen dürfen. Nach vollzogenem Heften werden die Umschläge eingehängt. Derartige Broschüren sind dauerhafter als solche nur mit Zwirn geheftete.

Es gibt auch noch andere Heftmaschinen mit komplizierteren Konstruktionen, welche aber als außerhalb des Rahmens dieser Anleitung stehend, nicht genauer erörtert werden können.

Die Mehrzahl der Broschüren kommen in unaufgeschnittenem Zustande in die Hände des Käufers. Die genaue Beschreibung des Beschneidens und der Werkzeuge hierzu wird in einem späteren Abschnitte folgen.

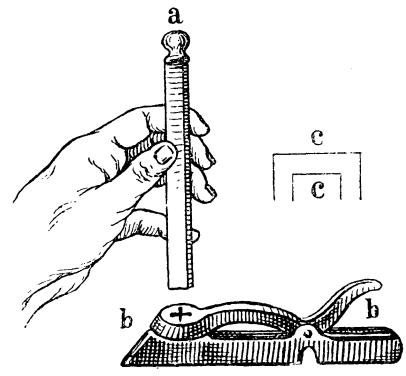


Fig. 4.

Drahtheftmaschine.

Bei den meisten technischen Anleitungen ist es althergebrachte Gepflogenheit, schon am Eingang derselben ein Verzeichnis aller Werkzeuge und Materialien vorauszustellen, welche zur Ausführung der Arbeiten nötig sind. Wenn es auch nicht zu bestreiten ist, daß diese, obwohl einförmige und den Leser ermüdende Gruppierung bezüglich der Uebersicht irgend welche Berechtigung aufzuweisen hat, so dürfte es, da bei diesen Erklärungen ein stufenweises Vorgehen von Leichterem zu Schwererem ins Auge gefaßt wurde, dennoch nutzbringender sein, die Werkzeuge und Materialien getrennt und erst in jenen Abschnitten einzuschalten, bei welchen sie zur Benutzung kommen. Damit aber durch solches Vorgehen die Erklärungen der Arbeitsvorgänge keine störenden Unterbrechungen erleiden, werden, wenn es der Klarheit wegen nötig wird, dieselben nebst deren Behandlungsweise jedesmal erst am Schlusse des betreffenden Abschnittes genauer besprochen.

Die Bindemittel und deren Verwendung.

Die unumgänglich notwendigen Klebemittel des Buchbinders sind der Kleister und der Leim, ohne welche das Arbeiten nicht möglich wäre. Der erste wird aus guter Weizenstärke zubereitet, die tauglichste Sorte von letzterem ist der sogenannte Kölner Leim. Die Menge der beiden richtet sich selbstverständlich nach dem Verbrauche und sollte man hiervon in gekochtem Zustande nie zu viel in Vorrat halten, da sie nach einiger Zeit bedeutend an Klebekraft verlieren. Den Kleister verwendet man bei allen jenen Arbeiten, bei welchen es nicht besonders auf rasches Trocknen ankommt, vorzüglich auch bei dem Ueberziehen mit Leder; den Leim, wenn es sich um schnelle Haltbarkeit handelt und in allen solchen Fällen, bei welchen der Glanz des Materiales, oder letzteres selbst unter der Feuchtigkeit des Kleisters Schaden leiden würde, so z. B. bei Glanzpapier, Buchbinderleinwand, Samt, Seide ꝛc.

Die Bereitung des Kleisters ist sehr einfach: Man gibt ungefähr eine Handvoll gute Weizenstärke in eine geräumige Schüssel, gießt sie mit nur wenigem kalten Wasser an und verarbeitet sie mit einem Rührlöffel zu einem recht steifen Teige, so lange, bis sich keine Klümpchen mehr darin befinden. Nun wird in einem dünnen Strahle eine kleine Menge siedendheißes Wasser darübergegossen, wobei man tüchtig umrührt und unter fortwährendem Rühren noch so viel hiervon allmählich hinzufügt, bis der Kleister aufschwillt und ein glasiges Aussehen erhalten hat. Das Rühren wird noch länger fortgesetzt, um einen recht gleichförmigen steifen Brei zu erhalten, welchen man schließlich auskühlen läßt. Zu dick geratener Kleister kann späterhin mit kaltem Wasser verdünnt, zu dünner jedoch nur mehr durch Kochen über dem Feuer verdickt werden. Gekochter Kleister wird nie die guten Eigenschaften eines in obiger Weise bereiteten besitzen und schneller verderben.

Nach Ablauf von 4 bis 5 Tagen wird selbst der bestzubereitete Kleister von seiner Klebekraft verlieren — er wird sauer. Aus diesem Grunde soll man nie zu viel Vorrat hiervon haben. Zusätze von Alaun, Spiritus u. dgl., wie solche schon vielmals in Vorschlag gebracht wurden, vermögen nicht, dem Verderben desselben besonderen Einhalt zu thun.

Die Zubereitung des Leimes ist ebenfalls sehr einfach. Einige Stücke Kölner Leim werden in frischem Wasser mehrere Stunden lang eingeweicht und darin aufquellen gelassen, hierauf aus dem Wasser genommen und unter vielem Umrühren über Feuer gekocht. Wenn die Masse gesotten hat, wird sie vom Feuer genommen und auskühlen gelassen. Von dem erstarrten Leime wird bei jedesmaligem Gebrauche so viel in die Leimpfanne gegeben, als man beiläufig in einigen Tagen aufzubrauchen gedenkt und das übrige an einem kühlen, trockenen Orte für den späteren Verbrauch aufbewahrt. Bei jedesmaligem Erwärmen hat man nicht nötig, den Leim zu wiederholten Malen zu kochen. Derselbe verliert selbst nach längerer Zeit nicht, wie der Kleister, seine gute Bindekraft und kann daher in größerer Menge vorbereitet werden.

Um den Leim längere Zeit hindurch in gleichmäßiger Wärme und Stärke zu erhalten, benutzt der Fachmann eine ganz einfach gebaute Leimmaschine, durch welche ein sehr reines Arbeiten ermöglicht wird. Dieselbe ist in Fig. 5 abgebildet und kann von jedem Klempner aus Weißblech hergestellt werden. Sie besteht aus dem eigentlichen Leimgefäße a von konischer Form, welches in der Mitte eine Abteilung für dünneren und stärkeren Leim enthält, aus dem cylindrischen Gefäße b, das zur Aufnahme von Wasser bestimmt ist, und aus dem ebenfalls cylindrischen Blechringe c. Derselbe ist am Umfange mit Zuglöchern und einer thürchenförmigen Oeffnung versehen und besitzt unten einen Boden. Alle drei Teile sind zum Abheben vorgerichtet. Behufs Erwärmung des Leimes wird bei dem Thürchen eine kleine Spiritus- oder Ligroinlampe eingeschoben und der Behälter b so hoch mit Wasser gefüllt, daß der Boden des Leimtopfes a hineinreicht. Eine einfache Leimpfanne, wie solche von den Tischlern verwendet wird, eignet sich für unsere Zwecke nicht. Um den Leim vor Verunreinigungen durch Staub u. dgl. zu bewahren kann die Maschine mit einem passenden Blechdeckel zum Darüberstülpen versehen werden. Bei dem Erwärmen des Leimes darf der Wasserkessel nie ohne Wasser bleiben, da derselbe sonst anbrennen und auch das Lot des letzteren herunterschmelzen würde.

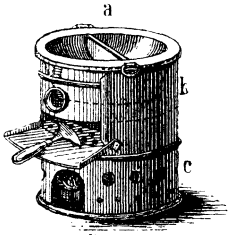


Fig. 5.
Leimmaschine.

Zu abgesondertem Gebrauche, sowohl des Kleisters wie des Leimes, sind zwei Pinsel notwendig, welche nie verwechselt werden sollten. Man kaufe nur solche von guter Qualität, in Blech gefaßt und geschliffen. Werden diese Pinsel nicht benutzt, so nehme man sie aus den Gefäßen, streiche sie gut aus und lege sie zum Trocknen beiseite. Ein Auswaschen derselben ist nicht notwendig, falls deren Haare auch zusammenkleben, da letztere, einige Zeit vor dem Gebrauche in das betreffende Gefäß gegeben, ohnedies wieder weich werden.

Die Verarbeitung von Leim und Kleister.

Die Stärke des Leimes muß selbstverständlich dem beabsichtigten Zwecke entsprechen, in den meisten Fällen wird er von derartiger Konsistenz verwendet, daß er anstandslos vom Pinsel abfließt, wenn derselbe aus dem Behälter genommen wird; zu viel Wasserzusatz beeinträchtigt die Klebefähigkeit, ist er aber zu dick, so schmiert er und kann nur mit großer Mühe gleichmäßig aufgetragen werden. Bei dem Bestreichen von Papier soll der Leim etwas dünnflüssiger genommen werden, als bei dem Zusammenleimen von Pappestücken, aber immer noch in einer solchen Stärke, daß das angeschmierte (bestrichene) Papier am Finger bei dem Betupfen leichthin kleben bleibt und in die Höhe genommen werden kann.

Das Bestreichen (Anschmieren) von Papier, Leinwand u. dgl. soll immer auf einer reinen Unterlage vorgenommen werden, damit die auf dieselben gelegten Teile nicht auf der rechten Seite verschmiert werden. Dieses wird durch den Gebrauch von mit Makulaturpapier hohlbespanntem Pappendeckel ermöglicht, welches immer wieder durch frisches ersetzt werden kann, wenn es mit Leim zu sehr abgenutzt wurde. Nach jedesmaliger Verwendung müssen die frischen Leimränder mit dem Falzbeine glatt abgestrichen und die Deckel gut trocknen gelassen werden.

Sind mehrere Papierstücke von ungleicher Größe anzuschmieren, so können diese derart auf den Anschmierdeckel gelegt werden, daß sich in abstufender Reihenfolge die kleinsten Stücke zu unterst befinden, selbstverständlich mit der linken (der Anschmier-) Seite nach oben gekehrt. Aber auch Papiere von gleicher Größe können auf einem Deckel übereinander gelegt werden, wobei freilich dann sehr aufmerksam vorgegangen werden muß, daß deren Ränder rein bleiben. Die Pinselhaltung richtet sich nach der größeren oder geringeren Fläche der Papiere; bei ersterer geschieht dieselbe mit geschlossener Faust und in ziemlich steiler Richtung, bei letzterer in mehr geneigter Lage und jener Art, wie man eine Schreibfeder in die Hand nimmt. Den Pinsel nehme man nie zu voll, sondern streiche ihn bei dem Herausnehmen aus dem Leimgefäße jedesmal am Rande desselben etwas ab und führe die Striche mit demselben von der Mitte aus gegen die Papierränder hin, ohne hierbei zu fest aufzudrücken und irgend eine Stelle zu übersehen. Hierbei werden die Finger der linken Hand, um ein Verrücken des Papiers aus der richtigen Lage zu vermeiden, an die gegenüberliegende Ecke gesetzt. Ist man mit dem Pinsel auch an dieser Stelle angelangt, so setzt man die Finger auf die gegenüberliegende Seite, um auch die noch trockene Partie anschmieren zu können. Wenn man in schräger Richtung über die überstrichene Fläche blickt, so wird man all die noch vorhandenen trockenen Stellen gewahr werden, welche dann noch mit dem Pinsel überfahren werden müssen. Hierauf hebt man das Blatt durch Betupfen mit dem Finger oder Pinsel in die Höhe, setzt die Finger der anderen noch freien Hand auf das darunter befindliche trockene Blatt Papier, um es in richtiger Lage festzuhalten und legt das angeschmierte Papier neben sich an einen reinen trockenen Platz. Nötigenfalls wird sogleich das zweite Papier u. s. f. überfahren. Nie schmiere man mehrere Stücke zugleich an, wenn zu befürchten steht, daß sie nicht sofort in noch nassem Zustande verarbeitet werden können.

Das Anschmieren mit Kleister wird ebenfalls in soeben erklärter Weise vorgenommen; hierbei besteht noch der besondere Vorteil, daß derselbe nicht so schnell eintrocknet wie der Leim, und man daher nicht so schnell vorzugehen nötig hat.

(Fortsetzung folgt.)

Für deutsche Zungen.

In dem Finanzministerium von Madrid führen zwei Beamte folgende schöne Namen. Der eine heißt: Don Episanio Mirurzururdundua y Zengotide, der andere: Don Juan Nepomuceno de Burionagonatotorecagonceaycoecha. Welche deutsche Zunge kann diese Namen aussprechen! Als Uebung für deutsche Zungen braucht man übrigens nicht erst nach seltenen fremden Namen zu suchen, der erste beste tschechische Satz thut's ebensogut:

„Strč prst skrs krk!“ das heißt auf deutsch: „Stecke den Finger in den Hals!“

Wer kann's aussprechen?

Etwas vom Schießen.

Jawohl: Schießen ist leicht, aber Treffen ist schwer. Das alte Wort, daß auf einen Toten in der Schlacht sein Gewicht an Munition kommt, hat auch heute noch seine volle Berechtigung, denn: „Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!“ Es hat seinen guten Grund, daß dem so ist. Auch der kaltblütigste Mann wird sich von der Aufregung des Gefechts nie ganz freizuhalten wissen, und sie wirkt ganz unmittelbar auf die Leistung der Waffe ein, die er gebrauchen will: das Auge trübt sich und kann den an sich meist im Pulverdampf verdeckten Gegner nicht mehr ganz klar erkennen; die Hand bebt unwillkürlich, das Herz schlägt heftig, auch wenn keine Furcht in ihm lebt. Nur besonders ruhige Leute achten noch genau auf der Führer Kommandos und stellen die Visiere nach deren Befehlen — die große Masse knallt, wenn die Truppe nicht ganz vorzüglich diszipliniert ist, mehr oder minder aufs Geratewohl in die Luft, ihr ist es erfahrungsmäßig ein beruhigendes Gefühl, möglichst viel Lärm zu machen. Ein derartiges Schießen um des Schießens, nicht um des Treffens willen hat aber nicht nur keinen Zweck, sondern führt, besonders bei unseren Schnellladern, zur Munitionsverschwendung und macht dadurch vorzeitig die Truppe gerade für die Momente der Entscheidung wehrlos. Es gibt nur ein Mittel, solcher Munitionsverschwendung, wie sie z. B. die Franzosen 1870/71 im großen Maßstab trieben, entgegenzutreten, und dieses Mittel beruht auf der Gewöhnung der Mannschaft an eine eiserne Disziplin — es muß jedem einzelnen Mann schon im Frieden völlig in Fleisch

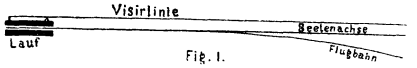


Fig. 1.

und Blut übergegangen sein, daß er im Gefecht nur auf den Befehl seines Vorgesetzten das Feuer eröffnen darf und daß er ebenso es sofort beendigen muß, sobald der Ruf, der Wink, der Pfiff des Führers dies anordnet.

Aber auch im lieben Frieden, auch auf dem Scheibenstande trifft eine jede Kugel nicht, auch hier ist Schießen leicht und Treffen schwer. Das beste Gewehr ist an sich, wie wir später sehen werden, nicht unfehlbar, und die sehr verschieden begabten Leute, die es brauchen, sind im Durchschnitt noch viel weniger derart geartet, daß sie wie Mechanismen von Stahl und Eisen stets gleichmäßig, stets haarscharf nach Vorschrift ihre Waffe zur Verwendung bringen. Sehr im Gegenteil: Es kostet eiserne Geduld und unermüdliche Aufmerksamkeit, ihnen die Grundlehren der edlen Schießfertigkeit in Theorie und Praxis beizubringen und sie allmählich, von den leichteren Aufgaben zu den schwereren übergehend, zu relativ guten Schützen zu erziehen, nur einen Bruchteil schließlich gelingt es zu wirklich vorzüglichen Schützen auszubilden. Wir wollen einmal versuchen, zu Nutz und Frommen unserer Freunde ein wenig von den Geheimnissen der Schießkunst auszuplaudern — vielleicht versteht Hans dann auch leichter, warum Bruder Franz, der jetzt mit Stolz seine schwarzweißen Schnüre trägt, neulich eine ganze Woche lang verstimmt war, nachdem er dreimal auf die Bedingung 3 der dritten Schießklasse geschossen hatte, ohne „herauszukommen“, wie es im Kasernenidiom heißt, d. h. ist, ohne die vorgeschriebene Treffzahl zu erreichen. Im Vertrauen gesagt: Wahrscheinlich hat ihn sein Herr Compagniechef ordentlich „nachzielen“ lassen, eine sehr gute Uebung für den stolzen Herrn Einjährigen, denn es war seine Schuld, daß er nicht „herauskam“ — er hatte nämlich die üble Angewohnheit, das Visier beim Schießen „rechts zu verdrehen“. Was dieser Kunstausdruck bedeutet, werden wir

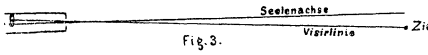


Fig. 3.

gleich sehen, wir müssen dazu aber ein wenig „Theorie des Schießens“ treiben.

Den inneren hohlen Raum des Gewehrlaufes nennt man bekanntlich die Seele und die gerade Linie, welche man sich durch diese Seele gezogen denkt, die Seelenachse, diejenige Linie dagegen, welche durch das Geschoß in der Luft beschrieben wird, bezeichnet man als Flugbahn. Es liegt auf der Hand, daß die Flugbahn im Gegensatz zur Seelenachse keine gerade Linie sein kann: Sobald das Geschoß den Lauf verläßt, wirken je zwei Kräfte auf dasselbe ein, welche von der treibenden Kraft der Pulvergase nicht überwunden werden können, einmal nämlich die Anziehungskraft der Erde, welche das Geschoß wie alles irdische zu Boden zieht und die wir im gewöhnlichen Leben auch als Schwere bezeichnen, und dann der Luftwiderstand. Das Geschoß senkt sich also und zwar um so schneller, je weiter es sich von der Mündung entfernt, je mehr die Kraft, welche ihm Bewegung lieh, nachläßt; die Flugbahn wird daher zu einer gekrümmten Linie.

Will man schießen, d. h. gut schießen, so muß man zielen. Jedes Gewehr bedarf deshalb einer Visiereinrichtung, die heute meist aus zwei Teilen, dem Visier, in dessen Mitte sich ein kleiner, dreieckiger Einschnitt, die Kimme, befindet, und dem dreikantigen Korn nahe der Laufmündung besteht. Indem der Schütze Kimme und Korn auf das Ziel einrichtet, zielt er; die gedachte gerade Linie von seinem Auge über Kimme und Korn nach dem Zielpunkt nennt man Visierlinie. Wir haben also drei Linien: die Seelenachse, die Flugbahn und die Visierlinie zu merken. Man könnte nun das Gewehr derart konstruieren, daß die Seelenachse und die Visierlinie gleichlaufend, parallel wären; die drei wichtigen Linien, die auch dem gelehrten Bruder Franz gleich manchem Rekruten soviel Kopfschmerzen gemacht haben, würden demnach etwa die aus Fig. 1 ersichtliche Lage zu einander einnehmen. Eine derartige Konstruktion, bei der also Visier und Korn etwa gleich hoch wäre, kommt in der That bei Jagdgewehren vor; für Kriegswaffen,

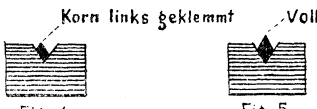


Fig. 4. Fig. 5.

die auf weitere Entfernungen gebraucht werden sollen, ist sie nicht zweckmäßig, weil der Schütze meist über dem Ziel in der freien Luft „abkommen“ müßte. Man erhöht daher das Visier derart, daß sich Visierlinie und Seelenachse, und somit auch Visierlinie und Flugbahn, letztere sogar zweimal, schneiden, wie Fig. 2 zeigt, und erreicht den Vorteil, daß dann der Zielpunkt immer nahe an dem beabsichtigten Treffpunkt liegt.

Und was hat das alles mit dem schlechten Schießen von Bruder Franz zu thun? Nur Geduld, wir werden es gleich sehen. Visierlinie, Seelenachse und weiterhin also auch die Flugbahn müssen nämlich beim Schießen genau in einer senkrechten Ebene liegen, die obere glatte Kante des Visiers soll der Schütze, um dies zu erreichen, genau horizontal stellen. Hier lag der Fehler des guten Franz: Er drehte das Visier um ein Haar nach rechts, infolgedessen fiel die Seelenachse (oder der Lauf) nach links aus der bewußten Ebene heraus; da nun die Seelenachse die Visierlinie kurz vor der Mündung schneidet, so führte ihre Verlängerung und damit auch

Fig. 6.

die Flugbahn rechts am Ziel vorbei. Franz schoß beharrlich rechts. Fig. 3, welche die Visierlinie und Seelenachse von oben gesehen darstellt, wird ihm und hoffentlich auch meinen jungen Freunden diese Sache mit Leichtigkeit klar machen. In ähnlicher Weise fehlt der Schütze, wenn er das Korn rechts oder links „klemmt“, d. h. das Korn nicht beim Zielen genau in der Mitte des Visiers sieht (Fig. 4).

Nicht immer aber ist der Schütze allein schuld, wenn er das Ziel nicht trifft: Witterung und Beleuchtung beeinträchtigen die Genauigkeit des Schießens auch wesentlich und wollen berücksichtigt sein. Wenn die Beleuchtung z. B. sehr trübe ist, neigt man erfahrungsmäßig dazu, das Korn zu

voll zu nehmen (Fig. 5) und schießt dann zu hoch; bei starkem Winde muß man der Windrichtung entgegenhalten, weil der Sturm das Geschoß abtreibt, und ähnliche Einflüsse gibt es noch mehrere.

Nehmen wir jedoch nun auch einmal das herrlichste Wetter und einen durchaus normalen Schützen an, oder noch besser, spannen wir das Gewehr, nachdem es von einem untadelhaften Schießmeister genau gerichtet wurde, fest ein, so müssen wir doch eine weitere Beschränkung seiner Leistungsfähigkeit konstatieren: Kaum zwei nacheinander abgefeuerte Geschosse würden ganz genau dieselbe Flugbahn innehalten — schon weil die Patronen nie ganz genau die gleiche Kraft entwickeln. Denkt man sich nun aus solch einem fest eingespannten Gewehr eine ganze Anzahl Schüsse abgefeuert und alle deren einzelne Flugbahnen aufgezeichnet, so erhält man eine hornartige Figur, die sogen. Geschoßgarbe, deren Spitze an der Mündung des Laufes liegt, deren Querschnitt wir uns rings um den beabsichtigten Treffpunkt denken müssen (Fig. 6) — je weiter der Treffpunkt vom Schützen entfernt liegt, auf je weitere Entfernungen er mit anderen Worten schießt, desto größere Dimensionen wird der Querschnitt der Geschoßgarbe, „die Trefffläche", annehmen: je weiter die Entfernungen, desto geringer ist also auch die Wahrscheinlichkeit, mit einem Schuß ein Ziel von einer bestimmten Größe zu erreichen; es wird z. B. kein Schütze hoffen dürfen, auf etwa 400 m noch eine Scheibe von Mannesbreite und Manneshöhe mit dem ersten Schuß zu treffen, wohl aber vielleicht noch auf 300 m Entfernung. Hiernach sind einmal die Bedingungen zu messen, deren Erfüllung von den Mannschaften der verschiedenen Jahresklassen auf dem Scheibenstande in der Friedensübung verlangt werden kann, andererseits ist aber hierdurch auch die Grenze vorgezeichnet, von der ab das Feuer des einzelnen Mannes im Gefecht nicht mehr erfolgreich sein kann, und durch das gemeinsame, auf einen Punkt gerichtete Feuer einer ganzen Abteilung ersetzt werden muß. Und von dem Feuer im Gefecht darf ich vielleicht ein andermal noch einiges ausplaudern — wenn Bruder Franz mit den einjährigen Schnüren nicht in der Zwischenzeit mir zuvorkommt.

Ein Licht mit einer Flasche auszublasen.

Man nehme eine Flasche, deren Halsöffnung ungefähr 2 cm Durchmesser hat. Dann erfasse man den Boden der Flasche mit der rechten Hand, Fig. 1, während man die Oeffnung mit dem Daumenballen der linken Hand verschließt, so daß man jedoch durch das Lüften der Hand eine kleine Oeffnung erhalten kann. Diese Oeffnung bedeckt man vollständig mit dem Munde, bläst 3 bis 4 Sekunden lang in kräftiger Weise in die Flasche und nimmt darauf Bedacht, mit dem Ballen der Hand in dieser Stellung die Oeffnung rasch zu verschließen. Es wird alsdann die in der Flasche befindliche Luft zu einem gewissen Grade komprimiert sein und ist es jetzt nur notwendig, die Flasche umgekehrt, wie es in der Fig. 2 angegeben, in der Entfernung von 3 cm der Flamme eines brennenden Lichtes gegenüber zu halten, um das Licht, sobald man den Ballen ein wenig löst, durch die schnell herausströmende Luft auszublasen, welcher Versuch ja mit Leichtigkeit anzustellen und nötigenfalls zu wiederholen ist.

Wie man das Licht zum Verlöschen bringt.

Wie man die Flasche mit komprimierter Luft füllt.

Naturwissenschaftliche Rätselfragen.

1.

Eine beliebte Schneckenschale, die in Konchyliensammlungen sehr verbreitet ist, hat folgende Eigentümlichkeiten. Die Gestalt ist eiförmig, auf der einen Seite abgeflacht; auf dieser zeigt sich die schmale, spaltenförmige Mündung, welche sowohl oben als unten in eine Ausbuchtung für das Atemrohr des Tieres ausläuft. Die Außenlippe der Mundöffnung ist weit nach innen umgeschlagen und ebenso wie die Innenlippe mit vielen Zähnen bewehrt, die an der letzteren nach innen zu rippenförmig verlaufen. Ein Gewinde ist an dem Gehäuse äußerlich nicht sichtbar, da es von dem letzten Umgange ganz umschlossen wird. Höcker oder Stacheln kommen auf demselben nicht vor; das Gehäuse ist ohne Epidermis, auch bei Lebzeiten des Tieres, das von der Mündung her seinen Mantel um die Schale herumschlägt. Häufig sieht man noch einen hellen Streifen an der Stelle, wo sich die Ränder des Mantels berührt haben. Durch das Fehlen der Hornhaut zeigt das ganze Gehäuse einen schönen matten Glanz; auf der flachen (unteren) Seite ist es weißlich, auf der gewölbten (dem Rücken) sind eine große Zahl mittelgroßer dunkelbrauner, am Rande verwaschener Flecken auf bläulichweißem, in der Mitte hellbräunlichem Grunde. Aus der ziemlich großen Schale werden Schnupftabaksdosen verfertigt.

Wie heißt die Schnecke?

Salz auf den Schwanz streuen.

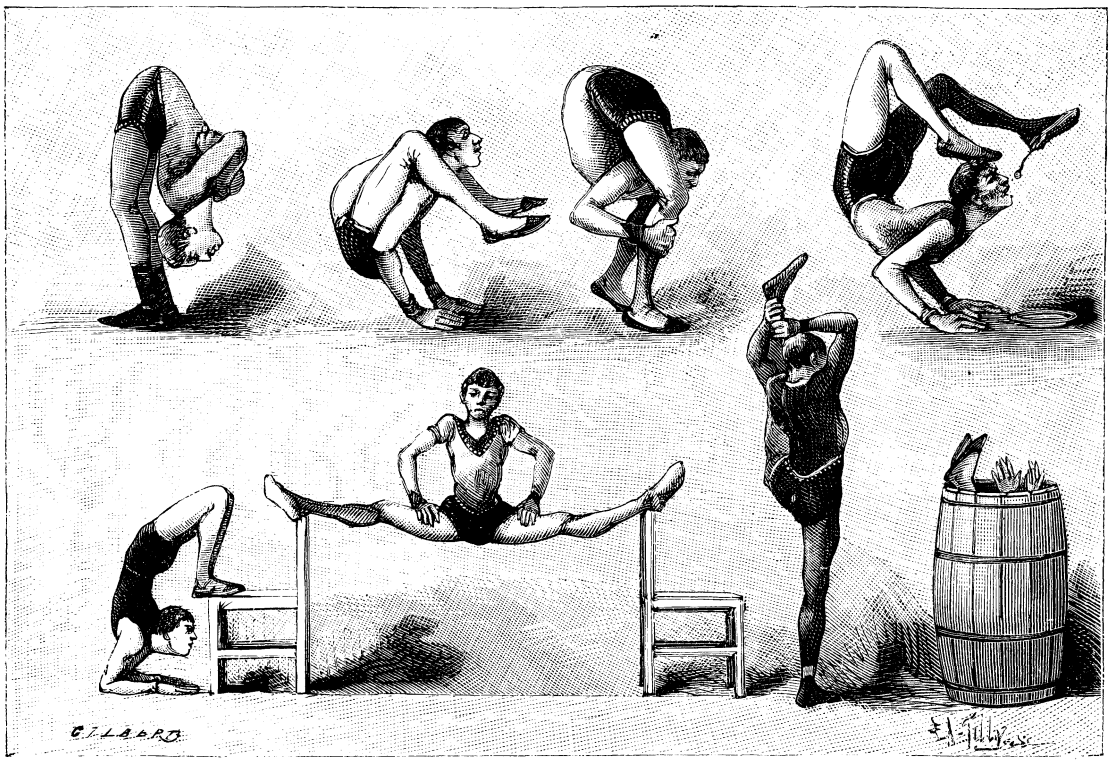
Wenn ein Kind sich vergeblich abmüht, einen Vogel zu fangen, so sagt man ihm wohl: „Du mußt ihm Salz auf den Schwanz streuen!" Selten aber wird der, welcher diesen Rat erteilt, sich selber über die Bedeutung und den Ursprung dieser Redensart klar sein.

Um beides zu verstehen, muß man zu den Almwirtschaften der Alpen emporsteigen. Will der Hirt einer Alm eine Kuh, die sich gegen das Melken sträubt, zutraulich machen, so streut er ihr beim Anfange dieser Arbeit einen Löffel Salz auf den Rücken. Während die Kuh nun den Kopf wendet, um das Salz vom Rücken zu lecken, wird ihr die Milch genommen und sie so zugleich an das Melken gewöhnt.

Da nun in den Alpen jedes Kind diesen Vorgang kennt, so lag es nahe, das Verfahren, das man störrischen Kühen gegenüber anwendet, auch zur Zähmung der Vögel anzuraten. Vom Gebirge kam die Redensart ins Thal, vom Lande in die Stadt, nur daß auf diesem Wege die Erinnerung an ihre Bedeutung ganz verloren ging.

Der Kautschukmann.

Wenn wir das feste Gefüge unserer Knochen und Gelenke betrachten, die im normalen Zustande nur gewisse bedingte Funktionen und Bewegungen zulassen, so werden wir buchstäblich in das höchste Erstaunen versetzt, wenn wir im Cirkus Leute auftreten sehen, welche die unglaublichsten Verrenkungen vornehmen und ihren Körper in Stellungen und Gestalten zwängen, die man für ganz unmöglich halten sollte. Ein solcher Künstler, der gar keine Gelenke und Artikulationen oder einen Rückgrat von Gummi zu haben schien und sich deshalb den Gummi- oder Kautschukmann nannte, gab vor einigen Jahren im Cirkus und im Hippodrom seine Schaustellungen und nötigte seinen Zuschauern durch seine Leistungen, von welchen unser vorstehender Holzschnitt etliche veranschaulicht, das größte Erstaunen und den stürmischten Beifall ab. Die Geschmeidigkeit und Biegsamkeit des Rückgrats und der Hauptgelenke der Beine, namentlich des Schenkelgelenks ging bei diesem Kautschukmann ins Unglaubliche, wie aus untenstehenden Figuren zu ersehen ist, und war unverkennbar das Ergebnis einer von Jugend auf beharrlich verfolgten Uebung, welche den normalen Verband seiner Rückenwirbel und Gelenke beinahe aufhob und zugleich eine ebenso große Willenskraft wie Muskelkraft ahnen ließ, ohne welche diese Leistungen gar nicht möglich gewesen wären.



Was ein Kautschukmann alles fertig bringt.

Fragen und Antworten.

Josef Gr . . . ld in Frankfurt. Der „Gute Kamerad" fühlt sich durch das Vertrauen, was Sie zu ihm haben, sehr geehrt, vermag aber beim besten Willen die gewünschte Auskunft nicht zu geben, da ihm fragliches Rätsel nicht vorliegt. So dürfen Sie es überhaupt nicht anfangen; zuerst müssen Sie die 26 Worte ausfindig machen, wozu ja jedenfalls genügende Anhaltspunkte gegeben sind, dann findet sich das andere ganz von selbst. Schreiben Sie uns, ob die Lösung Ihnen geglückt und machen Sie sich dann auch an unser Preisrätsel in Nr. 4.

M. Z. Der Spanier Ant. Torquemada war der Erste, welcher ein ausführliches Werk über das Damespiel schrieb und im Jahre 1547 in Valencia veröffentlichte.

Friedrich H. in M. Gewiß, auch im Winter kannst du deine Käfersammlung ergänzen; wie du das anzufangen hast, wird der Gute Kamerad dir demnächst ausführlich mitteilen.

H. B. In der Sonnenwende (der größten Entfernung vom Aequator) befindet sich die Sonne zweimal im Jahre, am 21. Juni und am 21. Dezember.

Politikus. Ludwig heißt Windthorst mit Vornamen. Er ist am 17 November 1812 geboren, also ungefähr ½ Jahr älter als Bismarck, dessen Geburtstag ich dir hoffentlich nicht erst zu verraten brauche.

Tertianer C. St. in Löwenberg. Der Atlas von Diercke und Gäbler hat den großen Vorzug, daß er die physikalische Beschaffenheit der Erdoberfläche in anschaulichster Weise zur Darstellung bringt, ihr gewissermaßen plastische Gestalt gibt. Die Karten sind schön und sauber; sehr wertvoll sind ferner die zahlreichen Nebenkarten. Professor Dr. L. Herrig schreibt über dieselben: „Man ist allgemein der Ansicht, daß die Leistung alles vorhandene weit überrage." Dies Urteil wird wohl den Streit, in dem Sie uns zum Schiedsrichter aufrufen, beilegen.

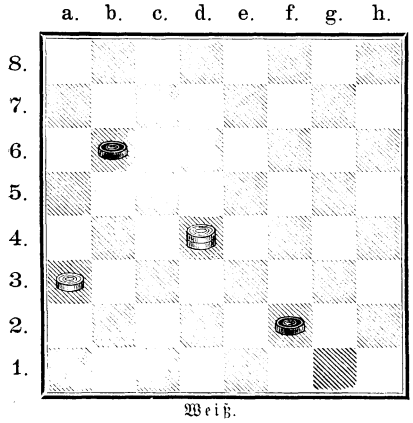
Auflösungen aus Nr. 4.

Buchstabenrätsel: Grimm. Schrimm. Schwimm! — Schwamm. Schwarm. Schwarz.

Rätsel: Kurlisten. Karlisten.

Kettenworträtsel: Hausthor. Thorschlüssel. Schlüsselbein. Beindrechsler. Drechslerkunst. Kunstwerk. Werktag. Tagreise. Reisegeld. Geldbrief. Briefstauben. Taubenpost. Posthaus.

Damespiel-Aufgabe Nr. II.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Lösung der Damespiel-Aufgabe Nr. I.

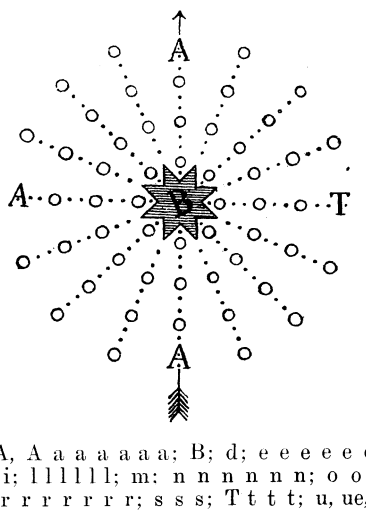
1. h2 — g3 1. f4 — h2
2. Dd4 — e3. Man sieht jetzt, weswegen Weiß mit dem ersten Zuge den Stein h2 geopfert. Hierdurch hat Weiß das entscheidende Tempo gewonnen. Man hat ein Tempo gewonnen, wenn man den Gegner in die Lage bringt, nur Züge machen zu können, die seinem Spiel eine Blöße geben. Hier kann Schwarz nur noch 2. Dg1 — f2 spielen, worauf
3. De3 — g1 gewinnt; denn h2 ist unfähig zu ziehen

Sternrätsel.

Aus nachstehenden Buchstaben sind von der Mitte aus, mit B beginnend, folgende Worte zu bilden:

1. ein Mädchenname, 2. Kanton in der Schweiz, 3. Mädchenname, 4. musikalische Bezeichnung, 5. Teil von Bäumen, Pflanzen u. dgl., 6. italienischer Sturmwind, 7. englischer Dichter, 8. eine Speise, 9. außereuropäisches Königreich, 10. Kinderspielzeug, 11. Baumfrucht, 12. kleine europäische Stadt, 13. Mädchenname, 14. Stadt am Rhein, 15. eine Farbe, 16. ein Getränk.

Im äußersten Kreise von A nach links bis A unten gelesen, und von hier wieder bis oben, werden zwei Mädchennamen gebildet.



A, A, A a a a a a a; B; d; e e e e e e e i i i i; l l l l l l; m: n n n n n n; o o o; r r r r r r r r r; s s s; T t t t; u, ue, x.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Der Gute Kamerad

№ 6. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Knabe, leg' ab in deines Vaters Hand,
Der dir erkämpft ein einig Vaterland,
Den Schwur, daß du's erhalten willst und wahren
Und schirmen treu, dies deutsche Vaterland!

Robert Hamerling.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

Ja freilich war es schrecklich! Der Vater ist eine sehr lange Zeit krank gewesen, und der nächste Nachbar schickte einen Mann herüber, ihn zu pflegen und für mich zu sorgen. Dann aber, als er wieder gesund geworden war, haben wir jene Gegend verlassen und — sind Bärenjäger geworden. Wenn Vater hört, daß irgendwo sich ein Bär hat sehen lassen, so läßt es ihm keine Ruhe, bis er demselben eine Kugel oder die Klinge gegeben hat. Und ich — nun, ich kann euch sagen, daß ich auch bereits das meinige gethan habe, meine arme, kleine Luddy zu rächen. Erst wollte mir freilich das Herz laut schlagen, als ich den Lauf auf einen Bären hielt; aber ich besitze einen Talisman, welcher mich beschützt, so daß ich dem Grizzly gegenüber ebenso ruhig bin, als ob ich einen Waschbären schießen wollte."

„Talisman?" fragte Davy. „Pah! giebt's nicht! Junger Mann, glaubt nicht an solchen Unsinn. Das ist Sünde gegen das erste Gebot!"

„Nein, denn der Talisman, den ich meine, ist von anderer Art, als Ihr denkt. Seht ihn Euch an! Dort hängt er unter der Bibel."

Er deutete nach der Wand, wo auf einem Brettchen eine große, alte Bibel lag. Unter derselben hing an einem Pflocke ein Stück Holz, anderthalb Finger lang und einen Finger dick. Man sah deutlich, daß der obere Teil desselben einen Kopf vorstellen solle.

„Hm!" brummte Davy, welcher wie alle Yankees streng auf seinen Glauben hielt. „Ich will nicht befürchten, daß dieses Ding ein Götzenbild vorstellen soll."

„Nein; ich bin kein Heide sondern ein guter Christ. Ihr seht hier die hölzerne Puppy, welche ich damals dem Schwesterchen zum Spielen geschnitzt hatte. Ich habe dieses Andenken an jene schrecklichen Augenblicke aufbewahrt und hänge es stets um den Hals, wenn ich den Vater auf Bären begleiten muß. Erscheint mir ja einmal die Gefahr zu groß, so greife ich nach der Puppy und — der Bär ist verloren; darauf könnt Ihr Euch verlassen!"

Da legte Jemmy ihm in tiefer Rührung die Hand auf die Schulter und sagte:

„Martin, Ihr seid ein braver Boy. Nehmt an, daß ich Euer Freund bin, und Ihr werdet Euch nicht täuschen. So dick wie ich selber bin, so dick ist auch das Vertrauen, welches Ihr auf mich setzen könnt. Ich werde es Euch beweisen!" — —

Die Reiter stiegen ab, um die sonderbaren Fährten zu untersuchen.

Zweites Kapitel.

Tokvi-tey.

Es war am Nachmittage des darauffolgenden fünften Tages, als die sechs Reiter das Gebiet der Pulverflußquellen hinter sich hatten und nun den Bighornbergen zustrebten.

Die Strecken, die sich von Missouri nach dem Felsengebirge hinziehen, gehören noch heutigen Tages zu den wildesten Teilen der Vereinig-

ten Staaten. Dieses Gebiet besteht fast ganz aus einsamer baumloser Prairie, in welcher der Jäger mehrere Tage lang zu reiten hat, ehe er einen Busch oder eine Wasserquelle findet. Das Land steigt nach Westen zu allmählich an; es bildet bald sanfte Erhöhungen, sodann Hügel, welche immer höher, schroffer und zerklüfteter werden, je weiter man nach Westen kommt; aber der Mangel an Holz und Wasser bleibt sich gleich. Darum wird diese Gegend von den Indianern „Mah-kosietscha“ und von den Weißen „Bad lands“ genannt. Beide Ausdrücke bedeuten das Gleiche, nämlich soviel wie schlechtes Land.

Selbst bedeutende Flüsse, deren Gebiet ein großes ist, wie z. B. der Platte, führen im Sommer nur wenig Wasser mit sich. Weiter im Norden, wo die Quellgebiete des Cheyenne-, Powder-, Tongue- und Big-Horn-Flusses liegen, wird das Land besser. Das Gras ist saftiger; die Büsche treten zu ausgedehnteren Strauchwäldern zusammen, und endlich schreitet der Fuß des Westmannes sogar im Schatten hundert- und noch mehrjähriger Baumriesen dahin.

Dort befinden sich die Jagdgründe der Schoschonen oder Schlangenindianer, der Sioux, Cheyennes und der Arapahoes. Jeder dieser Stämme zerfällt wieder in Unterabteilungen, und da eine jede dieser Abteilungen ihre besonderen Interessen verfolgt, so ist es kein Wunder, daß es einen immerwährenden Wechsel von Krieg und Frieden zwischen ihnen gibt. Und ist der rote Mann ja einmal zu längerer Ruhe geneigt, so kommt Master Bleichgesicht und sticht ihn so lange, erst mit Nadeln, dann mit Messern, bis der Indianer das vergrabene Kriegsbeil wieder hervorsucht und von neuem zu kämpfen beginnt.

Unter diesen Umständen versteht es sich ganz von selbst, daß da, wo die Weidegründe so vieler und verschiedener Stämme und Abteilungen zusammenstoßen, die Sicherheit des Einzelnen eine sehr fragliche, ja höchst gefährdete ist. Die Schoschonen oder Schlangenindianer sind stets erbitterte Feinde der Sioux gewesen, und darum haben die Strecken, welche sich von Dakota aus südlich vom Yellowstoneflusse nach den Big-Hornbergen ziehen, sehr oft das Blut des roten — wohl auch des weißen Mannes getrunken.

Der dicke Jemmy und der lange Davy wußten das sehr genau, und aus diesem Grunde waren sie mit aller Sorge darauf bedacht, möglichst einem Zusammentreffen mit Indianern, gleichviel welchen Stammes, auszuweichen.

Wohkadeh ritt voran, da er ganz dieselbe Strecke bereits auf dem Herwege durcheilt hatte. Er war jetzt mit einer Büchse bewaffnet und trug an seinem Gürtel mehrere Beutel mit all den Kleinigkeiten, welche dem Prairiemanne unentbehrlich sind. Jemmy und Davy hatten ihr Aeußeres nicht verändert. Der erstere ritt selbstverständlich seinen hohen Klepper, und der zweite hing seine ewig langen Beine an den Seiten seines kleinen, störrigen Maultieres herab, welches alle fünf Minuten den bekannten Versuch, seinen Reiter abzuwerfen, vergeblich wiederholte. Davy brauchte nur den einen Schuh, rechts oder links, wo es gerade notwendig war, auf die Erde zu setzen, um festen Halt zu haben. Er glich auf seinem Tiere einem jener Bewohner der australischen Inseln, welche ihre an sich höchst gefährlichen Boote mit Auslegern versehen und aus diesem Grunde niemals umkippen können. Davys Ausleger aber waren seine beiden Beine.

Auch Frank trug ganz dieselbe Kleidung, in welcher er von den beiden Freunden zum erstenmal gesehen worden war: Mokassins, Leggins, blauen Frack und Amazonenhut mit langer, gelber Feder. Der kleine Sachse saß ganz ausgezeichnet zu Pferde und machte trotz seines sonderbaren Habits den Eindruck eines recht tüchtigen Westmannes.

Eine Lust war es, Martin Baumann im Sattel sitzen zu sehen. Er ritt wenigstens ebensogut wie Wohkadeh. Er war wie mit dem Pferde verwachsen und hatte jene weit vorgebeugte Haltung, welche dem Tiere die Last erleichtert und den Reiter befähigt, die Anstrengung eines monatelangen Rittes ohne Uebermüdung auszuhalten. Er trug einen echten ledernen Trapperanzug, wie überhaupt seine ganze Ausrüstung und Bewaffnung nichts zu wünschen übrig ließ. Er war mit ganzer Seele bei der Aufgabe, welche er zu lösen hatte. Wer ihm in sein frisches Gesicht und sein helles Auge blickte, mußte zu der Ueberzeugung kommen, daß er sich hier in der Prairie ganz in seinem Elemente befinde. Er machte ganz den Eindruck, daß er, obgleich noch halb ein Knabe, nötigenfalls doch als Mann zu handeln verstehen werde. Hätte die schwere Sorge um den gefangenen Vater nicht einen Schatten über ihn geworfen, so wäre er wohl das heiterste Glied des kleinen Trupps zu nennen gewesen.

Lustig war es, den schwarzen Bob zu betrachten. Das Reiten hatte niemals zu seiner Passion gehört, und so saß er in einer geradezu unbeschreiblichen Haltung zu Pferde. Er hatte seine liebe Not mit dem Tiere, und dieses aber auch wieder mit ihm, denn er vermochte es nicht, auch nur zehn Minuten lang einen festen Sitz zu bewahren. Hatte er sich einmal ganz an den Hals des Pferdes vorgeschoben, so brachte ihn jeder Schritt des Tieres um irgend einen Teil eines Zolles nach hinten. So rutschte und rutschte er, bis er sich in der Gefahr befand, hinten herunter zu fallen. Dann schob er sich möglichst weit vor, und die Rutschpartie begann von neuem, wobei er ganz unfreiwilligerweise in Stellungen geriet, welche der Spaßmacher eines Cirkus sich nicht lächerlicher hätte aussinnen können. Er hatte nämlich anstatt des Sattels nur eine Decke aufgeschnallt, weil er infolge früherer Proben wußte, daß es ihm unmöglich sei, sich in dem Sattel zu erhalten; er war bei einem einigermaßen schnellen Tempo immer hinter denselben zu sitzen gekommen. Er hielt die Beine weitab vom Pferde. Wurde ihm gesagt, daß er festen Schluß nehmen solle, so antwortete er stets:

„Warum soll Bob drücken mit den Beinen armes Pferd? Pferd ihm ja nichts zuleid gethan! Bobs Beine sind doch keine Kneipzange!“

Die Reiter hatten den Rand einer nicht sehr tiefen, fast kreisförmigen Bodensenkung erreicht, deren Durchmesser vielleicht sechs englische Meilen betragen mochte. An drei Seiten von kaum merklichen Terrainanschwellungen umgeben, wurde diese Senkung im Westen von einer ansehnlichen Höhe begrenzt, welche von Strauch- und Baumwuchs bestanden zu sein schien. Vielleicht hatte es früher hier eine seeartige Wasseransammlung gegeben. Der Boden bestand aus einem tiefen, unfruchtbaren Sande und zeigte außer wenigen harten Grasbüscheln nur jene grau schimmernde, nutzlose Mugwortvegetation, welche die sterilen Gegenden des fernen Westens kennzeichnet.

Wohkadeh trieb sein Pferd, ohne sich lange zu besinnen, in den Sand hinein. Er nahm die gerade Richtung nach der erwähnten Höhe zu.

„Was für eine Gegend ist dies hier?“ fragte der dicke Jemmy. „Sie ist mir unbekannt.“

„Die Krieger der Schoschonen nennen diesen Ort Pa-are-pap,“ antwortete der Indianer.

„Den ‚See des Blutes‘. O weh! Da wollen wir ja nicht wünschen, Schoschonen zu begegnen.“

„Warum?“ erkundigte sich Martin Baumann.

„Weil wir sonst verloren wären. Hier an dieser Stelle ist eine Jagdabteilung der Schoschonen von den Weißen bis auf den letzten Mann niedergemetzelt worden, ganz ohne alle Veranlassung. Obgleich seitdem wohl an die fünf Jahre vergangen sind, würden die Stammesangehörigen der Ermordeten doch einen jeden Weißen, welcher das Unglück hätte, in ihre Gewalt zu geraten, ohne Barmherzigkeit töten. Das Blut der Gefallenen schreit nach Rache.“

„Meint Ihr, daß sich Schoschonen in der Nähe befinden, Sir?“

„Ich will es nicht hoffen. Wie ich gehört habe, befinden sie sich jetzt weit nordwärts am Musselschell River in Montana. Ist dies wahr, so sind wir vor ihnen sicher. Wohkadeh wird uns sagen, ob sie indessen südwärts gezogen sind.“

Der Indianer hatte diese Worte gehört. Er antwortete:

„Als Wohkadeh vor sieben Tagen hier vorüber kam, gab es keinen einzigen Krieger der Schoschonen in der Nähe. Nur die Arapahoes hatten ein Lager da aufgeschlagen, wo der Fluß entspringt, welchen die Bleichgesichter den Tongue River nennen.“

„So sind wir sicher vor ihnen. Uebrigens ist die Gegend hier so eben und offen, daß wir auf über eine Meile weit jeden Reiter oder Fußgänger erkennen und also imstande sein würden, unsere Maßregeln zur rechten Zeit zu treffen. Vorwärts also!“

Sie mochten wohl eine halbe Stunde

lang in gerader westlicher Richtung geritten sein, als Wohkadeh sein Pferd anhielt.

„Uff!“ rief er aus.

Dieses Wort wird von den Indianern meist als Ausruf der Verwunderung gebraucht.

„Was gibts?“ fragte Jemmy.

„Schi-schi!“

Dieses Wort ist aus der Mandanersprache und heißt eigentlich „Füße“, hat aber auch die Bedeutung von Spur oder Fährte.

„Eine Fährte?“ fragte der Dicke. „Von einem Menschen oder einem Tiere?“

„Wohkadeh weiß es nicht. Meine Brüder mögen sie selbst betrachten.“

„Good lack! Ein Indsman weiß nicht, ob die Spur von einem Menschen oder von einem Viehzeuge ist! Das ist mir noch niemals vorgekommen! Das muß ja eine ganz und gar eigentümliche Fährte sein. Wollen sie uns doch einmal betrachten. Aber steigt hübsch ab und reitet mir nicht darauf herum, ihr Leute, sonst ist sie dann nicht mehr zu erkennen.“

„Sie wird dann noch immer zu erkennen sein,“ meinte der Indianer. „Sie ist groß und lang; sie kommt weit von Süden her und geht weit nach Norden.“

Die Reiter stiegen ab, um die sonderbare Fährte zu untersuchen (s. S. 81). Die Fußstapfen eines Menschen von der Fährte eines Tieres zu unterscheiden, versteht jeder dreijährige Indianerknabe. Daß Wohkadeh sich außer stande sah, diese Unterscheidung zu treffen, war geradezu eine Unbegreiflichkeit. Doch auch Jemmy, als er die Stapfen betrachtet hatte, schüttelte den Kopf, blickte nach links, woher die Fährte kam, dann nach rechts, wohin sie führte, schüttelte abermals den Kopf und sagte dann zu dem langen David Kroners:

„Nun, mein alter Davy, hast du in deinem Leben bereits einmal so etwas gesehen?“

Der Gefragte schüttelte bedenklich den Kopf, blickte nach links und rechts, betrachtete die Eindrücke im Sande noch einmal, schüttelte abermals und antwortete dann:

„Nein, noch niemals.“

„Und Ihr, Master Frank?“

Der Sachse beguckte und beguckte die Spur, schüttelte auch und meinte:

„Aus diesen Stapfen werde der Teufel klug!“

Auch Martin und der Neger sprachen sich dahin aus, daß ihnen die Sache sehr rätselhaft vorkomme. Der lange Davy kratzte sich erst hinter dem rechten und sodann hinter dem linken Ohre, spuckte zweimal nacheinander aus, was stets ein Zeichen war, daß er sich in Verlegenheit befinde, und that dann den weisen Ausspruch:

„Aber irgend ein Geschöpf ist hier vorüber gekommen. Wenn das nicht wahr ist, so will ich verurteilt werden, binnen zwei Stunden den alten Mississippi mit samt seinen Nebenflüssen auszutrinken!“

„Schau, wie klug du bist, Alter!“ lachte Jemmy. „Wenn du es nicht sagtest, so wüßten wir wirklich nicht, daß das eine Fährte ist. Also eine Kreatur ist auf alle Fälle hier vorübergelaufen. Aber was für eine? Wie viele Beine hat sie gehabt?“

„Vier,“ antworteten außer dem Indianer die anderen alle.

„Ja, das sieht man genau. Also ist's ein Tier gewesen. Nun aber soll mir irgend einer sagen, mit welcher Art oder Gattung von Vierbeiner wir es zu thun haben!“

„Ein Hirsch ist's nicht,“ meinte Frank.

„Gott behüte! Ein Hirsch macht Zeit seines Lebens nicht so riesige Eindrücke.“

„Etwa ein Bär?“

„Freilich läßt ein Bär in solchem Sande so große und deutliche Silben zurück, daß sogar ein Blinder sie mit den Fingern lesen könnte; aber diese Fährte stammt auch von keinem Bären. Die Eindrücke sind nicht lang und nach hinten ausgewischt, wie bei einem Sohlengänger, sondern beinahe kreisrund, über eine Handspanne im Durchmesser und gerade eingetreten, wie mit einem Petschaft gestempelt. Sie sind nur wenig nach hinten ausgeworfen und unten am Grunde vollständig eben. Das Tier hat also nicht Zehen oder Krallen, sondern Hufe gehabt.“

„Also ein Pferd?“ meinte Frank.

„Hm!“ brummte Jemmy. „Ein Pferd kanns aber auch nicht gewesen sein. Man müßte da doch wenigstens eine kleine Andeutung der Hufeisen oder, falls das Tier barfüßig gewesen wäre, des Tragrandes und des Strahles finden. Die Fährte ist im höchsten Falle zwei Stunden alt, eine zu kurze Zeit, als daß sich während derselben diese Andeutung hätte verlieren können. Und, was die Hauptsache ist, kann es jemals ein Pferd mit so außerordentlich großen Hufen geben? Wenn wir in Asien oder Afrika wären und nicht in dieser alten, gemütlichen Savanne, so würde ich behaupten, daß ein Elefantengroßvater hier vorübergestampft sei.“

„Ja, gerade so sieht es aus!“ lachte der lange Davy.

„Was? Gerade so sähe es aus?“ fragte Jemmy.

„Ja freilich! du hast's ja selbst auch gesagt!“

„So laß dir nur dein Lehrgeld wieder geben! Hast du schon einmal einen Elefanten gesehen?“

„Zwei sogar.“

„Wo?“

„In Philadelphia bei Barnum und jetzt hier, nämlich dich, Dicker!“

„Wenn du einen Witz machen willst, so kaufe dir für zehn Dollars einen besseren, verstanden! Diese Fährte soll einer Elefantenspur ähnlich sehen! Groß genug wären die Stapfen; das gebe ich ja zu; aber ein Elefant würde eine ganz andere Schrittweite haben. Daran hast du nicht gedacht, Davy. Ein Kamel ist's auch nicht gewesen, sonst würde ich behaupten, du seist vor zwei Stunden hier vorbeigestiegen. Und nun will ich gestehen, daß ich mit meiner Weisheit zu Ende bin.“

Die Männer gingen eine Strecke vorwärts und auch wieder zurück, um die wunderbare Fährte ja ganz genau zu betrachten; aber keiner von ihnen konnte eine nur halbwegs glaubhafte Ansicht äußern.

„Was sagt mein roter Bruder dazu?“ fragte Jemmy.

„Maho akono!“ antwortete der Indianer, indem er mit der Hand eine Bewegung der Ehrfurcht machte.

„Der Geist der Prairie, meinst du?“

„Ja, denn es ist weder ein Mensch noch ein Tier gewesen.“

„Heig-ho! Eure Geister scheinen entsetzlich große Füße zu haben. Oder leidet der Geist der Prairie auch einmal am Fußrheumatismus und hat Filzschuhe angezogen?“

„Mein weißer Bruder sollte nicht spotten. Der Geist der Prairie kann in allen Gestalten erscheinen. Wir müssen seine Spur mit Ehrfurcht betrachten und wollen still weiter reiten.“

„Nein, das werde ich nicht thun. Ich muß unbedingt wissen, woran ich bin. Ich habe noch niemals eine solche Fährte gesehen und werde ihr also folgen, bis ich weiß, wer sie hinterlassen hat.“

„Mein Bruder wird ins Verderben laufen. Der Geist duldet es nicht, daß man nach ihm forscht.“

„Madneß! Wenn später der dicke Jemmy von dieser Fährte erzählt und nicht sagen kann, von wem sie stammt, so wird er ausgelacht oder gar für einen Lügner erklärt. Für einen guten Westmann ist es geradezu eine Ehrensache, dies Geheimnis aufzuklären.“

„Wir haben nicht Zeit, solche Umwege zu machen.“

„Das verlange ich auch nicht von euch. Wir haben noch vier Stunden bis zum Abend; dann müssen wir lagern. Kennt mein roter Bruder vielleicht die Stelle, an welcher wir Rast machen werden?“

„Ja. Wenn wir geradeaus reiten, so kommen wir an eine Stelle, an welcher die Höhe dort eine Oeffnung hat. Es schneidet ein Thal in dieselbe ein, in welches zur linken Hand, wenn man eine Stunde lang geritten ist, eine Seitenschlucht mündet. In dieser werden wir ruhen, denn dort gibt es Büsche und Bäume, die unser Feuer unsichtbar machen, und auch einen Quell, welcher uns Wasser liefern wird für uns und unsere Tiere.“

„Das ist sehr leicht zu finden. Reitet also weiter! Ich werde dieser Fährte folgen und sodann am Lagerplatze wieder zu euch stoßen.“

„Mein weißer Bruder mag sich warnen lassen!“

„Ach was!“ rief der lange Davy. „Hier ist eine Warnung ganz am unrechten Platze, Jemmy hat vollständig recht. Es wäre eine Schande für uns, diese gradezu unbegreifliche Fährte entdeckt zu haben, ohne zu erforschen, wem dieselbe zuzuschreiben ist. Man sagt, daß es vor der Erschaffung der Erde Tiere gegeben habe, gegen welche ein Büffel sich ausnehmen würde wie ein Regenwurm neben einem Mississippidampfer. Vielleicht ist so ein Untier von damals übrig geblieben und rennt nun hier im Sand herum, um an den Körnern auszuzählen, wie viele Jahrhunderte alt es ist. Ich glaube, Mamma heißt so ein Tier.“

„Mammut!“ verbesserte der Dicke.

„Kann auch sein! Also welche Schande für uns, wenn wir auf so eine vorweltliche Fährte träfen, und nicht wenigstens einer hätte versucht, das Tier zu Gesicht zu bekommen. Ich reite mit, Jemmy!“

„Das geht nicht.“

„Warum nicht?“

„Weil wir beide, ohne alle Ueberhebung zu sagen, die meiste Erfahrung besitzen und also gewissermaßen die Anführer sind. Miteinander zugleich dürfen wir uns nicht entfernen. Einer muß zurückbleiben. Lieber mag ein anderer mit mir reiten.“

„Master Jemmy hat recht,“ meinte Martin. „Ich werde mit ihm gehen.“

„Nein, mein junger Freund,“ entgegnete Jemmy. „Ihr seid der allerletzte, den ich einladen möchte, mich zu begleiten.“

„Warum? Ich brenne ja vor Begierde, das unbekannte Tier mit zu entdecken!“

„Das glaube ich gar wohl. In Eurem Alter ist man zu solchen Abenteuern stets bereit. Aber der Ritt ist vielleicht nicht ungefährlich, und wir haben die stillschweigende Verpflichtung übernommen, über Euch zu wachen, um Euch unbeschädigt mit Eurem Vater zu vereinigen. Ich kann es also nicht mit meinem Gewissen vereinigen, Euch mit mir in eine unbekannte Gefahr zu ziehen. Nein, wenn ich nicht allein reiten soll, so mag ein anderer mich begleiten.“

„So gehe ich mit!“ rief der lahme Frank.

„Ja, dagegen will ich nichts haben. Master Frank hat bereits damals in Moritzburg „mehrschtenteels“ mit dem Hausknecht und dem Nachtwächter gekämpft und wird sich also wohl nicht vor einem Mammut fürchten.“

„Ich? Mich fürchten? Kann mir gar nicht einfallen.“

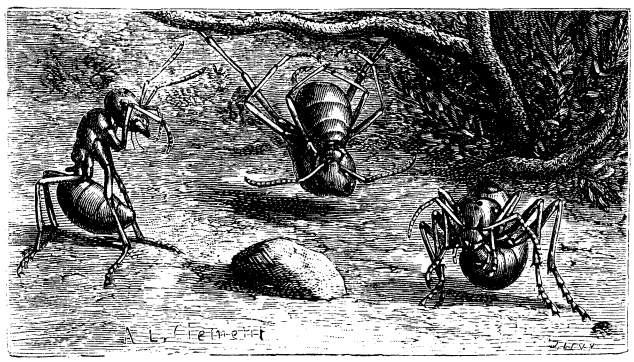
„Also bleibt es dabei. Die anderen reiten weiter, und wir beide schwenken rechts ab. Euer Pferd wird sich aus dem Umwege nicht viel machen, und für meinen Gaul ist das Laufen die größte Passion. Er muß früher, ehe er seine jetzige Pferdegestalt annahm, Schnellläufer oder Briefträger gewesen sein.“

Martin versuchte zwar einige Einwendungen, doch vergeblich. Der lange Davy warnte zur Vorsicht. Wohkadeh beschrieb nochmals die Lagerstelle genau und tadelte Jemmys Vorhaben, durch welches der Zorn des Geistes der Savanne herausgefordert werde. Dann setzten die übrigen den unterbrochenen Ritt fort, während der Dicke mit dem Sachsen nach Norden hin der Fährte folgte.

Da diese beiden einen Umweg vor sich hatten, spornten sie ihre Tiere zu größerer Eile an, und so kam es, daß sie bereits nach kurzer Zeit ihre Gefährten aus den Augen verloren hatten.

Später brach die Fährte von ihrer bisherigen Richtung ab und wendete sich nach Westen, der fernen Höhe zu, so daß nun Jemmy und Frank parallel mit ihren Freunden ritten, allerdings wohl über eine Stunde von ihnen entfernt.

Sie hatten sich bisher schweigend verhalten. Jemmys starknochiger Gaul hatte



Ameisen-Toilette. (S. 85.)

seine langen Beine so emsig vor sich geworfen, daß Franks Pferd Mühe gehabt hatte, ihm in dem tiefen Sande zu folgen. Jetzt änderte der Dicke den anstrengenden Trab in langsamen Schritt, und so konnte Frank sich leicht an seiner Seite halten.

Es verstand sich ganz von selbst, daß die Teilnehmer der Expedition sich untereinander vorzugsweise der englischen Sprache bedienten. Jetzt befanden die beiden Deutschen sich allein, und so zogen sie die Muttersprache vor.

„Nicht wahr,“ begann Frank, „das vorhin mit dem Mammut, das ist doch nur eegentlich Spaß gewesen?“

„Natürlich.“

„Ich hab' mir's gleich gedacht, denn solche Mammutersch gibt's ja heutzutage gar nich mehr.“

„Haben Sie denn schon einmal von diesen vorweltlichen Tieren gehört?“

„Ich? Na und ob! Und wenn Sie mir's nich zutrauen, da können Sie mich nur riesig dauern. Wissen Sie, der Moritzburger Schulmeester damals, der eegentlich meine geistige Mutter gewesen ist, der hatte was los, besonders in der Pflanzenzoologie. Der kannte jeden Boom, von der Fichte an bis zum Sauerampfer 'runter, und ooch jedes Tier, von der Seeschlange an bis zum kleensten Schwammb herab. Von dem hab' ich damals geradezu massenhaft profitiert.“

„Das freut mich ungemein,“ lachte der Dicke. „Vielleicht kann ich von Ihnen profitieren.“

„Das verschteht sich mehrschtenteels ja ganz von selber. Zum Beischpiel grad übers Mammut kann ich Ihnen die beste authentische Auskunft geben.“

„Haben Sie etwa eins gesehen?“

„Nein, denn damals vor der Erschaffung der Welt bin ich noch gar nich bei der jetzigen Polizei angemeldet gewest; aber der Schulmeester hat das Mammut in alten Handschriften gefunden. Wie groß denken Sie wohl, daß das Ungetüm gewest ist?“

„Bedeutend größer als der Elefant.“

„Elefant? Das zieht noch lange nich! Wenn das Mammut 'mal über eenen Stein oder über einen Steen gestolpert ist, und es hat niedergeguckt, um den Steen zu betrachten, so ist dieser Stein oder dieser Steen mehrschtenteels eene ägyptische Pyramide gewest. Denken Sie sich nun die Höhe von so eenem Tier! Und wenn sich ihm 'mal eene Fliege off die Schwanzspitze gesetzt hat, so ist es das erscht nach vierzehn Tagen vorn im Verschtand gewahr geworden. Nun denken Sie sich 'mal die Länge von so eenem Geschöpf! Unsere jetzige Vernunft ist viel zu schwach für so eene damalige Menagerie. Jetzt, wenn wir was Großartiges sehen wollen, müssen wir ins Hinter-Ochsen-Klee-Gras-Fernrohr gucken. Da ist es wenigstens annähernd so wie damals um die Sündflut herum.“

Spiele und gymnastische Uebungen. (S. 85.)

Jemmy machte ein erstauntes Gesicht.

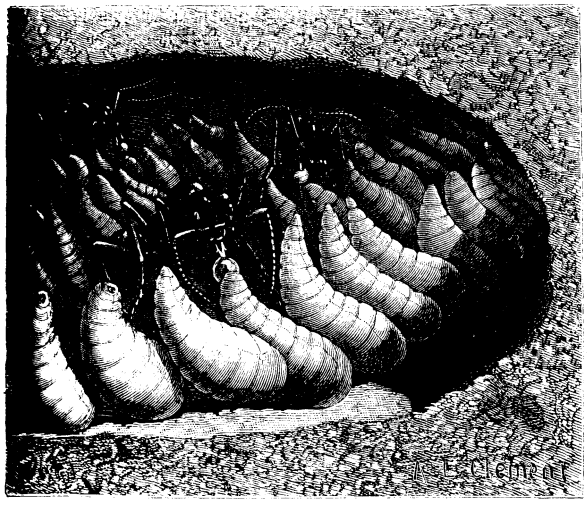
„Wie?“ fragte er. „Wie heißt dieses Fernrohr?“

„Passen Sie doch auf! Wenn ich eenmal drin bin in der Belehrung, so ist mir jede Schtörung impertinent. Hinter-Ochsen-Klee-Gras-Fernrohr heeßt's. Können Sie sich das merken? Wenn Sie wirklich een Gymnasiast gewest sind, so müssen Sie doch ooch Unterricht über die Akustik der Fernrohre gehabt haben. Je dunkler der Brennpunkt ist, desto größer sind die Schterne, die man sieht, weil in der Wissenschaft mehrschtenteels das umgekehrte Verhältnis ausgerechnet werden muß. Verschtehen Sie das?“

„Ja,“ nickte der Dicke, der sich Mühe

gab, ein ernstes Gesicht zu machen. „Aber jetzt beginne ich zu ahnen, was für ein Fernrohr Sie gemeint haben."

„Nun, was denn für eens?"



Ernährung der Ameisen-Maden.

„Gar keins. Sie haben die Bezeichnungen verwechselt. Sie meinten nicht ein Fernrohr, sondern ein Mikroskop."

(Fortsetzung folgt.)

Der Ameisenstaat.

(Fortsetzung.)

:).

Einen Haushalt klein und fein
Hab' ich aufgestellt,
Und der soll mein Freund nun sein,
Dem er wohlgefällt.

Friedrich Rückert.

Die Wohnung oder Stadt der braunen Waldameise bildet ein schwer zu entwirrendes Labyrinth von Gängen, die zu geräumigen Kammern führen, von Tunnels, die zu den Vorstädten mit ihren Magazinen geleiten, von senkrechten Stollen, welche die verschiedenen Stockwerke miteinander verbinden, von wagrechten Gängen, welche den inneren Verkehr erleichtern.

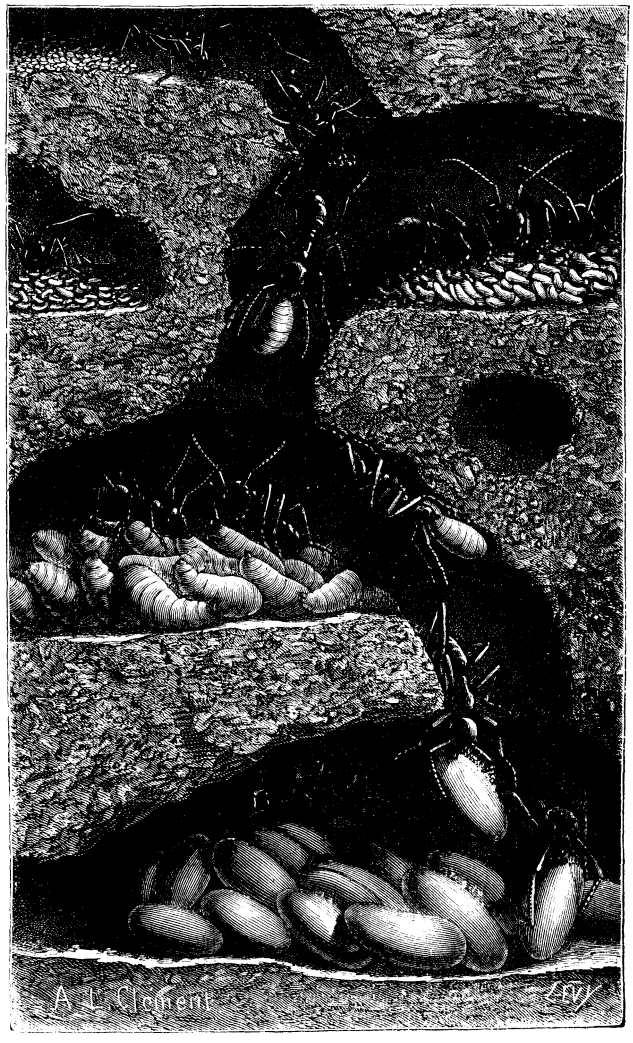
Der Ameisenhaufen steht mit der Außenwelt durch zahlreiche Ausgänge, welche von wachsamen Schildwachen behütet werden, in Verbindung. Die Ameisen wissen nur zu gut, daß sie in dieser argen Welt von zahlreichen Feinden bedroht werden, und deshalb befinden sie sich beständig im Verteidigungszustand. Die Thore ihrer Festung werden jeden Abend geschlossen und erst am Morgen wieder geöffnet, falls das Wetter es erlaubt. Regnet es, so wagt sich kein Bewohner ins Freie.

Die braune Waldameise wird 8 mm lang. Die Arbeitsameisen sind dunkelbraun mit fuchsrötlichem Brustschild. Die Flügel fehlen ihnen. Dieses sind die Ameisen, welche man in dem aus Tannennadeln und Reisern aufgetürmten Ameisenhaufen die Arbeiten besorgen sieht. Die Männchen und Weibchen sind einfach schwarzbraun; sie haben vier Flügel, deren sie sich indes nur eine kurze Spanne ihres Daseins erfreuen, nämlich das bißchen Zeit, wo sie gemeinsam in der Augustsonne einen kleinen Ausflug unternehmen. „Die Ameisen schwärmen", sagen dann die Menschen. Die Männchen kehren, wenn sie einmal ausgeschwärmt sind, nicht in ihre Behausung zurück; alle gehen bald zu Grunde. Die Weibchen hingegen ziehen allein und verlassen heim.

Kaum sind sie nun zu Hause angelangt, so wird ihnen von den Arbeitern in der Ablegung der Flügel geholfen; oder die Weibchen legen diesen Schmuck auch allein ab, gleichsam als wollten sie sich für die sitzende Lebensweise, welche die Mutterpflichten mit sich bringen, vorbereiten. Sie gehen von jetzt ab nicht mehr aus. Die Arbeiter führen sie in besondere Kammern und erlauben ihnen nicht, sich zu entfernen. Uebrigens sind die strengen Wächter keine grausamen Wächter, vielmehr sind sie von der zartesten Sorge für ihre gefangenen Herrinnen erfüllt; sie ernähren dieselben mit den erlesensten Leckerbissen, leisten ihnen Beistand bei der Toilette und überhäufen sie mit tausend Liebkosungen. Und nicht zufrieden damit, ihnen soviel Hochachtung und Verehrung zu erweisen, erheitern sie ihre Herrinnen auch noch durch lustige Spiele, durch Pantomimen und Tänze, wobei sie sich auf die Hinterbeine stellen, wie ein abgerichtetes Hündlein; sie balgen sich untereinander oder laufen um die Wette, kurz, sie treiben all die lustigen Spiele, denen sich Schulkinder in den Erholungspausen auf dem Schulplatze hingeben. „Sind es aber auch wirklich Spiele?" fragt der französische Forscher Michelet. Und er antwortet: „Bei einem so fleißigen, so ernsten Völkchen wie die Ameisen hat diese Leibesübung vielleicht einen gesundheitlichen Zweck."

Sobald das Weibchen ein Ei gelegt hat, herrscht Jubel und Trubel in der Ameisenkolonie. Der kostbare Schatz, wie klein er auch ist, wird sofort von den allzeit emsigen Arbeitern in Empfang genommen und in ein besonderes Kämmerchen geschafft, wo er den Gegenstand beständiger Sorge bildet. Je nach der Beschaffenheit der Witterung wird das winzige Ding nach draußen gebracht und den wohlthätigen Strahlen der Sonne ausgesetzt, oder in die Tiefen des Baues hinabgetragen. Auf diese Weise wird jedes Ei vom Morgen bis zum Abend von unten nach oben, von oben nach unten, durch die Kammern und Gänge geschleppt.

Nach Verlauf von vierzehn Tagen schlüpfen aus den Eiern kleine, weiche, weiße Maden. Dieselben haben weder Augen noch Füße, dahingegen ein äußerst gieriges Mundwerk und einen unersättlichen Magen. Hab' keine Sorge, lieber Leser! Die Maden werden nicht hungern. Gleich nach dem Ausschlüpfen werden die jungen Maden eine nach der andern in Kammern von verschiedener Größe ge-



Im Innern eines Ameisenhaufens.

bracht, welche eigens für sie hergerichtet sind. Da liegen sie nun in dichtgedrängten Reihen und werden von den Arbeitsameisen aufgefüttert, bis sie sich verpuppen. Diese Puppen, fälschlich Ameiseneier genannt, gelten bei den Vogelliebhabern als bestes Futter für insektenfressende Vögel. Die Ameisen selbst nähren sich und ihre Maden von Pflanzenstoffen und toten Insekten.

Aus Vorstehendem ersehen wir, daß die Arbeitsameisen gewiß genug zu thun haben. Aber als könnte all die genannte Arbeit ihnen nicht genügen, haben sie auch noch den Schutz und Unterhalt der Ställe übernommen. Der Ställe? fragst du zweifelnd. Ja, diese merkwürdigen Tierchen haben sich förmliche Ställe erbaut, in denen sie ihre kleinen, süßen Milchkühe halten, nämlich — Blattläuse, die bekannten Blattläuse!

Diese winzigen Insekten leben in Kolonien an verschiedenen Pflanzenteilen, hemmen das Wachstum der Pflanze und richten hierdurch Schaden an. So kränkeln die Rosen, wenn ihre zarten Blütenstengel dicht mit der grünen Rosenblattlaus, Aphis rosae, besetzt sind. Häufig ist auch die Mohnblattlaus, Aphis papaveris. Nicht selten findet man am Hinterleibe der Blattläuse zwei gestielte Drüsen, welche einen süßen Saft aussondern. Diesen Nektar wissen nun die Ameisen dadurch aus den Blattläusen zu locken, daß sie dieselben sorgfältig mit den Fühlern streicheln. Doch wollen die Arbeitsameisen den Honig nicht für sich allein; die selbstlosen Tierchen bringen davon auch den eingesperrten Müttern und den Maden. Bisweilen nun stellen die Arbeiter an den Stengeln der Pflanze, welche von Blattläusen bewohnt wird, von Sand und Erde röhrenförmige Gänge und kugelförmige Behälter her, welche „Ställe" das Milchvieh schützen sollen. Auch geschieht es, daß die Arbeiter ihre kleinen Milchkühe in den Ameisenhaufen selbst hinüberführen und hier mit der gebührenden Sorgfalt behandeln. Ja, die Blattlausherden werden von den Ameisen so sehr geschätzt, daß erstere nicht selten ein Gegenstand des Neides und der Begehrlichkeit, selbst des erbittertsten Kampfes unter benachbarten Ameisenkolonieen werden.

(Fortsetzung folgt.)

Hängende Ställe zum Schutz der Blattläuse.

Robert Hamerling

wurde am 24. März 1830 zu Kirchberg in Niederösterreich in sehr ärmlichen Verhältnissen geboren. Durch Vergünstigung hochherziger Frauen, welche die hohe Begabung des Knaben erkannt hatten, wurde ihm das Studium ermöglicht. In Graz und später in Triest wirkte er als Lehrer, bis 1866, in welchem Jahre er seines Postens wegen Kränklichkeit enthoben werden mußte. Zur Zeit lebt der Dichter des „Ahasver in Rom" wieder in Graz. Hamerling hat sich auf lyrischem, epischem und dramatischem Gebiete bekannt und berühmt gemacht; allen seinen Werken wohnt ein hinreißender Zauber der Darstellung inne.

Im Eise eingebrochen!

Ebenso wie jährlich beim Baden eine große Anzahl Personen verunglücken, so vergeht auch kein Jahr, in welchem nicht durch das Einbrechen ins Eis, besonders beim Schlittschuhlaufen, Menschen ums Leben kämen.

Ein großer Uebelstand in dieser Hinsicht besteht darin, daß auf dem Eise Eingebrochene viel schwerer zu retten sind als beim Baden in Lebensgefahr Kommende, und nicht selten die noch mögliche Rettung durch ungeeignete oder gar widersinnige Maßregeln geradezu vereitelt wird. Ja, häufig genug bleibt es nicht bei dem einen eingebrochenen Opfer, da gleichzeitig mehrere Anwesende, wenn nicht alle, nach der Unglücksstelle eilen und ebenfalls einbrechen. Soll die Rettung eines Eingebrochenen überhaupt gelingen, so hat einer der Genossen sich vorsichtig der Unglücksstelle zu nähern und muß, etwa 20 Schritte davon entfernt, auf dem Bauche kriechend, die Oeffnung im Eise so zu erreichen suchen, daß er dem Verunglückten das Ende eines Stockes reichen, eines Taschen- oder Halstuches oder Strickes zuwerfen und ihn dann vorsichtig an sich ziehen kann. Stock und Tuch, bezw. Strick, können dabei auch aneinandergebunden und zusammen in Anwendung gebracht werden. Es empfiehlt sich, daß der die Rettung Unternehmende von mehreren Genossen, die hinter ihm ebenfalls auf dem Bauche liegen, sich durch Ziehen unterstützen läßt.

Die zweckmäßigste Rettungsweise eines Eingebrochenen läßt sich durch eine Leiter ausführen, auf der jemand, mit einem Stock oder einer Stange versehen, Platz nimmt und sich damit an die Einbruchsstelle hinanschieben läßt. Man kann dies mit einiger Dreistigkeit thun: denn sollte selbst das Eis brechen, so wird die Leiter, vorausgesetzt daß sie nicht zu kurz ist, den darauf Befindlichen doch über Wasser halten und ihm wahrscheinlich die Rettung ermöglichen. Notwendig dabei ist, an die letzte Sprosse der Leiter eine Leine zu befestigen, um dieselbe im entscheidenden Augenblick möglichst rasch aufs Trockene ziehen zu können.

Wer das Unglück hat, allein auf dem Eise einzubrechen, der verliere vor allen Dingen nicht die Geistesgegenwart, denn die Möglichkeit der Rettung ist, bei einigermaßen kluger Benutzung der Umstände, immer noch wahrscheinlicher als die des Unterganges. Die Hauptregel, die zu befolgen ist, besteht darin, die Rettung in keinem Falle in derselben Richtung zu suchen, in welcher der Einbruch erfolgt ist, also nach vorn; denn jedenfalls wird in dieser Richtung das Eis immer dünner. Man suche vielmehr, indem man sich sofort herumdreht, die Anfangsstelle des Einbruches wieder zu gewinnen, stemme sich mit den Ellenbogen nach hinten auf die Eisfläche und gebe sich mit den Beinen einen kräftigen Ruck wie beim Schwimmen. Auf diese Weise kann man am leichtesten die tragende Eisfläche wiedergewinnen und ist also dann gerettet. Selbst wenn man gänzlich unter Wasser geraten war, und man beim Emportauchen sich nicht klar ist, von welcher Seite man kam, so gewährt dieses Stützen auf die Ellenbogen, auch bei nachbrechendem Eise, den Vorteil, daß es nicht so leicht ermüdet und entmutigt, als das Aufstützen mit den Händen. Jedenfalls gewinnt man beim Gebrauch der Ellenbogen mehr Fläche als beim Gebrauch der Hände, und dies ist sehr wesentlich, abgesehen von den sonstigen Vorteilen, die man dabei hat. Findet man also auch beim ersten Versuch keine tragende Eisfläche, so wird man sie voraussichtlich doch beim zweiten oder dritten antreffen.

Dies wären unsere Ratschläge, und wir haben geglaubt, daß sie gerade jetzt bei eintretendem Tauwetter von Nutzen sein könnten.

Eine Oase in der Wüste.

Auf den Reisenden in den Wüsten Afrikas übt kein Wort einen erhebenderen Eindruck als das Wort Oase, denn es bedeutet für ihn Schatten, Wasser, Ruhe, Erquickung und Labung. Wir machen uns von den Wüsten Afrikas und besonders von der Sahara gewöhnlich eine falsche Vorstellung, indem wir sie uns vergegenwärtigen als ein unabsehbares flaches Gelände, das mit tiefem Sande bedeckt ist. Das ist aber die Wüste nur stellenweise, denn zunächst ist die Wüste beinahe nirgends eine vollkommene Ebene, sondern meist eine beträchtlich über dem Meeresspiegel liegende, höchst unebene Gegend, eine Mannigfaltigkeit von Berg und Thal, in welcher der Sand dem felsigen und harten Kiesboden gegenüber zurücktritt. Diesen bergigen Charakter findet man namentlich im Innern der Wüste, wo er dem Reisenden in Gestalt von Terrassen und zerrissenen rauhen Hochebenen entgegentritt, aus denen sich einzelne Gebirgsstöcke und isolierte Berggruppen erheben, die dann durch zahlreiche Thäler, Senkungen und wasserlose Flußthäler voneinander geschieden sind. Der Boden besteht meist aus hartem Felsgestein mit zahlreichen Blöcken, ohne alle Vegetation, selbst ohne alle Flechten, oder stellenweise nur mit einigen niedrigen stacheligen Wüstensträuchern, die den größten Teil des Jahres hindurch staubdürr sind. Dieses harte Gestein verwittert in dieser Zone ohne Regen und Frost nur sehr langsam, und darum findet man auf der ungeheueren Ausdehnung dieser Wüsten auch nur einzelne Strecken und Gebiete von größerer oder geringerer Ausdehnung mit Sandhügeln und Sandflächen bedeckt. Diese sind sogar größtenteils noch eine Folge der herrschenden Winde, denn wenn sich aus der Verwitterung der Felsen Sandmassen gebildet haben, so werden diese unter dem anordnenden Einflusse des Windes in bestimmten Richtungen zusammengeweht und bilden bald an Länge und Breite wechselnde Züge von Sandhügeln, bald bewegliche vereinzelte Dünen. In der Sahara z. B., wo vorwiegend Ost- und Südostwinde herrschen, trifft man die Sandanhäufungen im westlichen Teile häufiger und umfangreicher als im östlichen.

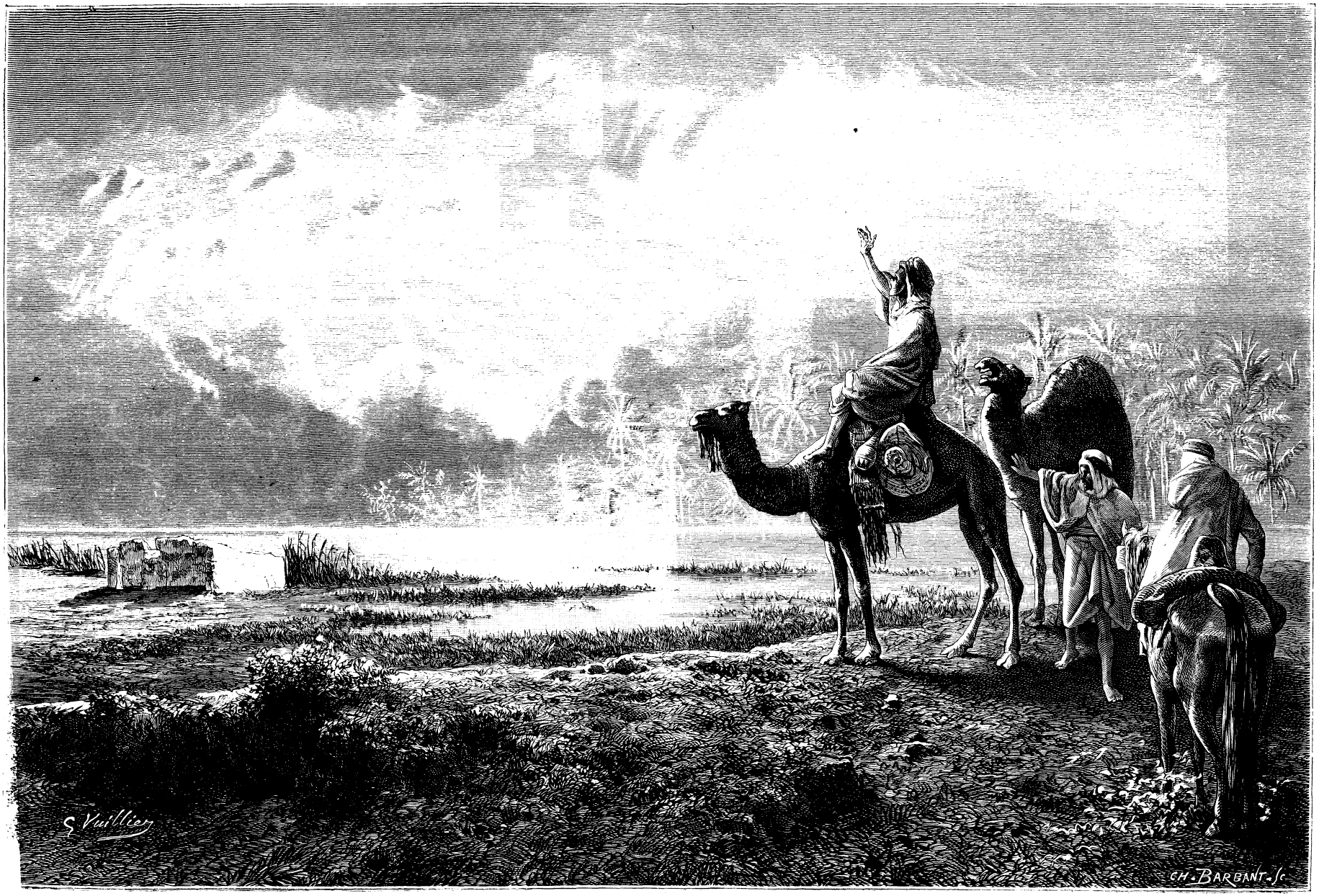
Man vergegenwärtige sich nun eine solche Wüstenlandschaft von unabsehbarer Ausdehnung ohne allen Pflanzenwuchs, mit dem rötlichen oder schwärzlichen Farbenton ihres Gesteins, mit der Eintönigkeit ihrer Linien, in welcher nur das geübteste Auge eine Landmarke zu entdecken vermag. Vom trüben rötlichgelben Firmament brennt die tropische Sonne hernieder in einer Temperatur von 30—38° R., daß die Luft vor Hitze zittert, nirgends eine Spur von Schatten, von Grün, von Menschendasein, von Tieren: kaum einige Sandhühner (Pterocles) fliegen in weiter Ferne von der Karawane auf, oder einige Gazellen fliehen von weitem. Ueber diese unabsehbare Wüstengegend, deren Anblick das Auge ermüdet und deren Rückstrahlung der Sonne manchmal blendet, zieht nun in eiligem Schritt eine Karawane dahin. Hochbeladen schreitet das Schiff der Wüste, das Kamel, aus und folgt dem Leittiere, dem Reitkamel des Führers der Karawane, dessen Ortssinn und Erfahrung allein den Weg durch diese wasser- und pfadlose Wüste kennt und welcher die wenigen Stellen weiß, wo Brunnen oder Quellen, Bäume und Sträucher zu finden sind und Menschen und Tieren Wasser, Schatten und Erquickung spenden. Die Menschen, welche die Karawane bilden, sind meist beritten auf Kamelen, Eseln und Pferden, so daß ihr Marsch sie weniger ermüdet als die armen Sklaven u. s. w., welche die Wüste zu Fuß durchwandern auf dem rauhen, heißen, harten Boden, welcher Sandalen und Schuhsohlen zerreißt und nur dem nackten Fuße des Schwarzen erträglich ist. Von den Strapazen einer solchen Karawanenreise macht man sich auch keinen entsprechenden Begriff: Mehrere Stunden vor Tagesanbruch bricht die Karawane vom Lager auf und benutzt die Morgenfrische, welche sich über der rauhen Hochebene oder dem bergigen Teil der Wüste lagert, um den besten Teil des Tagmarsches zurückzulegen. Die Tiere schreiten wacker aus und saugen gierig die frischere Luft ein; sobald jedoch gegen sechs Uhr morgens die Sonne aufgegangen ist, macht sich die Hitze der Sonnenstrahlen bemerklich, und die Tiere verfallen allmählich in ein langsameres Tempo, und die Menschen werden schlaffer, vergessen ihr Geplauder und hängen lechzend auf ihren Tieren.

So geht es fort bis gegen elf vormittags, wo man Halt macht, die Kamele und Esel abladet, ihnen etwas Futter reicht und sie sich im glühenden Sonnenstrahl niederthun läßt, wenn nicht zufällig einige Felsblöcke oder eine Felswand Schatten spenden. Der Reisende hüllt sich in seinen Burnus und Haill (Mantel und Kopftuch) und legt sich auf den heißen Boden, um einige Stunden zu schlafen, nachdem er sich durch einige Datteln, etwas Hirsebrot und einen Schluck Wasser aus dem Schlauch gelabt, den er auf seinem Reittier mit sich führt. Alles schläft und kaum einer der Hunde wacht, aber der Muslim verrichtet pflichtlich sein umständliches Gebet mit dem Antlitz nach Mekka. So ruht die ganze Karawane bis gegen vier Uhr; dann treibt der Führer der Karawane mit lautem Zuruf zum Aufbruch; die Muslimen verrichten wieder ihr Gebet, und die Karawane setzt sich von neuem in Bewegung in die pfadlose Wüste hinein, in der Richtung, welche der Führer angibt, der weder Landkarte noch Kompaß besitzt, sondern seine Richtung bei Tag nach dem Stand der Sonne, nachts nach dem Stand der Gestirne nimmt, und zwar beinahe immer mit nichtirrender Sicherheit.

So geht es dann fort bis neun oder zehn Uhr, je nachdem der Mond scheint oder man einen günstigen Lagerplatz an einem Brunnen oder gar eine Oase zu treffen hofft.

Der Karawanenreisende fühlt sich von frischer Hoffnung belebt, wenn das Terrain sich senkt und den Weg abwärts führt; denn nur in den Einsenkungen, die man Hofras und Djofs nennt, findet man Oasen und Wasser, denn von letzterem hängt ja der Pflanzenwuchs ab, welcher die Oase kennzeichnet und bildet. Man unterscheidet Oasen mit oberflächlich fließendem und solche mit unterirdisch fließendem natürlichem Wasser, sowie die sehr seltenen Oasen, welche durch stark aus der Erde hervorsprudelnde Quellen gebildet werden, wie die Oasen von Ghadames und Siwa. Die Oasen mit oberirdisch fließendem, natürlichem Wasser erkennt man an den Palmen, welche darauf wachsen; wollen hier die Bewohner Getreide oder Gemüse bauen, so müssen sie Wasserlöcher graben und aus diesen das Wasser schöpfen, womit sie ihre Saaten begießen. In den Oasen mit unterirdisch fließendem, natürlichem Wasser steht das Wasser unter der Sand- oder Humusschicht, die nur im Frühjahr etwas feucht ist, und muß aus einer Tiefe von einem halben bis zu vier und zehn Meter zu Tage gefördert werden. Nirgends in der Wüste gibt es einen Fluß, welcher beständig fließendes Wasser führt, aber zuweilen Teiche oder Einsenkungen, worin sich im Frühjahr das atmosphärische Wasser sammelt, allmählich aber verdunstet und einen Sumpf, Sebcha genannt, bildet, der sich mit einer harten Kruste überzieht, unter welcher man in einiger Tiefe Wasser findet. Häufig entsteht auf der Kruste solcher Teiche oder Sümpfe dann eine reine Salzkruste, denn das Wasser der Wüstenbrunnen ist meist etwas salzig.

Man denke sich nun die Freude und das Behagen, wenn eine Karawane nach mehreren durstigen Tagereisen die gesuchte Oase mit der Sebcha erreicht, wie diejenige auf unserem Bilde, wo der Führer der Karawane laut sein Dankgebet zu Allah emporsendet und den Reisegefährten den glücklichen Fund verkündet! Der aufgehende Vollmond leuchtet über dem kleinen Wasser und spiegelt sich mit silbernen Strahlen darin, und alles jauchzt und jubelt, daß dieses Wasser und diese Oase eine greifbare Wirklichkeit sind und nicht ein trügerischer Schein, hervorgebracht durch jene rätselhafte Luftspiegelung, welche man Fata Morgana heißt und die so häufig dem in der Wüste Wandernden Wasserflächen, Palmen, Gärten, Moscheen und grüne Gelände vorgaukelt, auf welche er zueilt, um bei größerer Annäherung das lockende Bild vor seinen Augen jäh zerrinnen und sich allseitig nur von der starren, öden, steinigen und glühenden Wüste umgeben zu sehen und nur seine Durstqualen gesteigert zu fühlen!



Eine Oase in der Wüste.

Vom Schein der Lampe beleuchtet, saß Gerh. Helbrich schon seit Stunden an seinem Schreibtisch.

Ein Kernspruch.

Wir führen unsere Leser in eines jener Quartiere der Handelskönigin am Elbestrand, Hamburgs, die, bei dem großen Brande 1842 verschont, die eigentlichen Stätten des Großhandels bilden. In den altertümlichen Häusern mit ihren riesigen Fluren, den vielstöckigen Speichern der Hinterseite an Elbkanälen, hier Fleete genannt, belegen, auf denen der Warenverkehr auf großen Kähnen vom Kauffahrteischiff bis in den bergenden Raum vermittelt wird, befinden sich die Comptoire der Handelsherren, und in den schmalen Straßen herrscht von früher Stunde an ein reges kaufmännisches Treiben.

Der „alte Wandrahm" nimmt unter diesen Handelsquartieren eine hervorragende Stellung ein. Die Firmenschilder dieser Straße weisen meist alte hochgeachtete Namen von gutem Klang — „Johann Georg Listeners Eidam" wies die spiegelblanke Messingplatte eines der altmodischen, weitläuftigen Gebäude.

Johann Georg Listener selber war freilich schon seit Jahren tot, und sein Schwiegersohn stand bereits an des Alters Schwelle, aber des Hauses unbeflecktes, vollgültiges Ansehen hatte sich ungeschmälert erhalten, selbst in Zeiten der Bedrängnis hatte der „Eidam" — Gerhard Helbrich war sein Name — das ihm vom Gründer des Geschäftes übergebene Fahrzeug glücklich durch gefährliche Klippen zu lenken verstanden.

Und schwere Zeit war abermals infolge politischer Konjunkturen für den Handelsstand, insbesondere für den Hamburger hereingebrochen, leise, aber auch nur ganz leise raunte man sich zu, daß bei stattgehabten Bankerotten auch „Haus Listener" in bedenkliche Mitleidenschaft gezogen sei, und die an dem Chef desselben trotz allen Bemühens sichtliche gedrückte Stimmung mochte diese Annahme nicht ungerechtfertigt erscheinen lassen.

Am ehesten konnte dem Comptoirpersonal diese Wahrnehmung nicht entgehen. Wenn auch der Chef selten mit den jüngeren Leuten seines Hauses in Berührung kam, so hatten diese doch Augen und Ohren, zumal nach den langdauernden Konferenzen des Herrn Helbrich mit dem alten Hesse, dem langjährigen Buchhalter und Vertrauensmann der Firma. Auch heute hatte eine solche Unterredung im Privatcomptoir stattgefunden; nach Beendigung derselben begab sich der Prinzipal in seine die oberen Stockwerke des Hauses füllende Wohnung, Herr Hesse kehrte ins allgemeine Comptoir zurück, um zu Mittag nach seinem Heim zu gehen.

Der große Raum war leer; während der Börsenzeit, wo der Puls des Handels an einem gemeinsamen Mittelpunkt, dem stattlichen Börsengebäude, schlägt, stehen die meisten Comptoire Hamburgs verödet; nur einer der „Jüngsten" pflegt gewöhnlich für „alle Fälle" meist sehr überflüssige „Wache" zu halten.

An Oskar Weiland war heute die Reihe, einen hübschen, schlankgewachsenen blonden jungen Menschen von etwa neunzehn Jahren, der im Geschäft seine Lehrzeit beendet, seit Ostern Commis geworden war und sich durch seinen Eifer wie durch sein bescheidenes Wesen die besondere Gunst des alten Herrn erworben hatte.

Statt wie sonst Stock und Hut zu nehmen, trat der Buchhalter an das Pult Oskars, das, durch die Raumeinteilung veranlaßt, abseits der übrigen Doppelpulte, hart unter dem lebensgroßen Bilde des Gründers der Firma, des Herrn Johann Georg Listener, stand.

„Legen Sie die Feder hin, lieber Weiland," sagte er freundlich wie immer und doch eine gewisse Befangenheit in Ton und Haltung verratend, „ich habe ein Wörtlein mit Ihnen zu reden, eine Frage an Sie zu richten."

Etwas überrascht durch die ungewohnte Art des kleinen, im allgemeinen ziemlich trockenen Mannes, das Urbild eines alten Buchhalters vom Scheitel bis zur Sohle, kam der junge Mann dem Wunsch seines Vorgesetzten nach.

„Ganz zufällig," nahm Hesse das Wort, „sah ich unter den für die Post bestimmten Briefen ein Couvert mit Ihrer Handschrift; die Adresse lautete an Herrn Friedrich Wellner in Salzungen; darf ich wissen, in welchen Verhältnissen Sie zu diesem Friedrich Wellner stehen, junger Mann?"

Der junge Mann konnte sich eines Lächelns nicht erwehren. „In keinem geheimnisvollen, Herr Hesse," erwiderte er, „und nur ein Zufall ist es, daß sie Ihnen nach drei Jahren meines Hierseins, wenigstens soweit es den Namen betrifft, noch nicht bekannt. Dieser Friedrich Wellner, Herr Hesse," eine sichtliche Rührung ging durch Oskars Züge, „ist ja der liebe gute alte Mann, der den verwaisten Knaben nach dem frühen Tode der Eltern in sein Haus nahm, unter eigener Entbehrung ihm körperliche und geistige Gedeihung schenkte, um den ich emsig strebe, sein weißes Haupt einst sanft und sorglos zu betten, das wohl viel Schweres getragen — kurz, mein Großvater ist es, Herr Hesse."

„Ihr Großvater?" Eine ganz ungewohnte Aufregung spiegelte sich in den faltigen Zügen des Buchhalters; „auch das noch," sagte er halblaut, „als ob ich nicht schon genug der Sorgen hätte — armer Junge — und doch, er darf es nicht wissen — —"

„Ihr Großvater war früher Amtmann zu Neustädten in Holstein?" unterbrach er sich plötzlich, als hoffe er durch die Antwort eine peinliche Frage befriedigend zu lösen.

„Ja, Herr Hesse," lautete die unbefangene Antwort. „Großvater nahm seinen Abschied und begab sich schon vor Jahren nach Salzungen, wo meine lieben Eltern lebten, die ich selber kaum gekannt."

„Also doch;“ Herr Hesse seufzte.

„Lieber Weiland,“ nahm er von neuem nach einer Weile die Rede auf, „lassen Sie sich's vor allem gesagt sein, daß der alte Hesse Ihnen das Zeugnis eines musterhaften Wandels ausstellt, und Ihr Freund bleibt solang er lebt. — Als die kaufmännische Agentur uns einen Lehrling mit Namen Oskar Weiland vorschlug, als dieser junge Mensch sich vorstellte und bewährte, hatten wir keinen Grund nach näheren Familienverhältnissen des uns von zuverlässiger Seite Empfohlenen zu forschen; wir wußten, daß sein Großvater, bei dem er in Thüringen gelebt, ihn zu achtbaren Leuten ins Haus gegeben, mehr kümmerte uns nicht. — Aber heute, seit jene unselige Adresse mich verpflichtet, Rücksicht auf unseren, ohnehin von dunkeln Wolken beschatteten Prinzipal zu nehmen, da muß ich's Ihnen sagen: Sie müssen unser Haus verlassen, Oskar, in ehrenvollster Weise — eine Krankheit des Großvaters — eine Erbschaft gleichviel — Herr Helbrich darf Sie morgen nicht mehr in diesen Räumen sehen, nicht wissen, daß die Hand des Enkels Friedrich Wellners an die Bücher seiner Firma gerührt.“

Totenblaß war der junge Mann emporgefahren. „Was ist das? — Mein Großvater ist ein Ehrenmann, Herr Hesse, und wer seinen Namen zu beschimpfen wagt —“

„Ruhig, Freund,“ besänftigte Hesse den Hocherregten; „der Ruf Ihres Großvaters ist makellos; hat er nie Kenntnis gehabt, daß der Inhaber der Firma ‚Listener Eidam‘ sich Gerhard Helbrich nennt?“

„Wir wechseln nicht häufig Briefe,“ erwiderte Oskar, „und wenn ich der Zufriedenheit meines geehrten Prinzipals erwähne, habe ich ja keine weitere Veranlassung zu persönlichen Berichten. Ihren Namen aber kennt und schätzt er, Herr Hesse, und soll ich ihm sagen, daß Sie, eben Sie seinen Enkel aus diesem Hause jagen, ihn mit gewissem Verdacht belasten, weil der alte Mann sein Großvater? Nein, Herr Hesse,“ endete er entschlossen; „wir können alle irren, ob älter oder jünger. Der Notwendigkeit will ich mich fügen, muß es sein, aber nicht der Ungewißheit.“

Herr Hesse schien in Verzweiflung, der Kampf seines Innern spiegelte sich in den faltigen Zügen.

„Als ich aus dem lieben Thüringen schied,“ fuhr Oskar fort, „um in die Lehre nach Hamburg zu reisen, da sagte mein Großvater zu mir: Geld und Gut kann ich dir nicht mitgeben, lieber Junge, aber einen Kernspruch; den halt vor Augen und im Herzen, und dir kann's nicht fehlen. Dieser Spruch aber lautet: Wie's kommt — halt Schritt! Grad aus! — Gott mit! Und ‚grad durch‘ will ich gehen, Herr Hesse,“ endete Oskar Weiland, „seien Sie nicht böse, aber ich kann nicht anders; verweigern Sie mir Auskunft, gehe ich zu Herrn Helbrich, dem Herrn Prinzipal.“

„Recht haben Sie, Oskar, tausendmal recht,“ meinte der Buchhalter; aber darf ich, der Fremde, Ihnen offenbaren, was Ihr Großvater Ihnen vielleicht für immer, vielleicht noch auf Jahre hinaus verschweigen wollte? Und doch, ich sehe es muß sein; — haben Sie nie von einem Sohn Ihres Großvaters, dem älteren Bruder Ihrer Mutter, von Ernst Wellner, Ihrem Oheim gehört?“

„Ich habe, Herr Hesse,“ lautete die Antwort Oskars; „aber nur ganz unbestimmte Andeutungen; Oheim Ernst hieß es, sei schon in jungen Jahren nach Amerika gegangen und dort verschollen. Da ich merkte, daß meiner Mutter, mehr aber noch meinem Großvater jedes Forschen nach dem so nahen Blutsverwandten unlieb, so unterließ ich weitere Fragen; mit zunehmenden Jahren geriet ich zur Einsicht, daß Oheim Ernst einen jugendlichen Fehltritt begangen und freiwillig oder auf des Vaters Geheiß seine Schuld jenseits des Ozeans zu sühnen versuchte.“

„Möchte es ihm gelungen sein,“ sagte der alte Buchhalter ernst; viel hat er gut zu machen, am meisten an seinem braven Vater, der unsäglich durch seines Sohnes Leichtsinn gelitten haben muß, der sofort nach dem unseligen Ereignis sein gutes, ehrenvolles Amt quittierte und sich in die Dunkelheit eines kleinen Nestes begrub. Mit seinem Namen aber hängt eine unauslöschliche Erinnerung traurigster Art unseres Chefs zusammen, die ich nicht erneuern darf, jetzt am wenigsten.“

Der alte Herr schöpfte tief Atem, dann fuhr er unter lautloser Erwartung seines jugendlichen Zuhörers fort: „Als vor Jahren Gerhard Helbrich seine kaufmännische Laufbahn auf eigenen Füßen begann, geschah es unter der Firma seines eigenen Namens; ein vererbtes kleines Kapital gedieh unter seinem rastlosen Fleiße, seiner erprobten Rechtschaffenheit, und mit Achtung ward an der Börse von dem Hause Helbrich u. Co. gesprochen. Dieser Compagnon nun, der nichts eingeschossen als den guten Namen seines Vaters, war schon während gemeinschaftlicher Lehrzeit der Busenfreund Helbrichs gewesen, und doch hat es wohl nie zwei entgegengesetztere Naturen gegeben, wie unseren ernsten, erst wägenden dann wagenden Chef und den an sich gutmütigen und liebenswürdigen, aber leichtlebigen und leichtdenkenden Ernst Wellner —“

„Mein Oheim!“ unterbrach Oskar den Erzählenden.

„Er selber; ganz gegen seine sonstige Gewohnheit bewies Helbrich dem mit bezauberndem Aeußern und reichen Geistesgaben bedachten Freund ein unbegrenztes Vertrauen. Eine vorteilhafte Warenerwerbung machte eine Reise nach Frankreich mit reichen Barmitteln nötig. Wellner war des Französischen vollkommen mächtig, Haus Wellner machte alle Barmittel flüssig, nahm Vorschuß von der alten Handelsfirma Listener, die den Plan völlig billigte, und Wellner reiste nach Paris — er kehrte nicht wieder —“

Wie ein schmerzlicher Aufschrei entrang es sich Oskars Brust. „Mein armer Großvater!“

„Ja, es war ein harter Schlag für den Vater, nicht minder aber für den Freund, der sein ganzes Dasein mit seiner innigsten Freundschaft zugleich vernichtet sah. Gerhard Helbrich war durch die Flucht Wellners ein ruinierter Mann, und auch an der Schwelle seines Hauses grinste der Bankerott.

„Und hat der Vater des Schuldigen nicht sein Letztes gegeben, um des Sohnes Ehre willen,“ rief Oskar glühend, „hat Oheim Ernst nicht selber —“

„Nicht einen Pfennig nahm Helbrich vom Amtmann Wellner, dem selber mittellosen, schwer gebeugten Mann,“ entgegnete der Buchhalter; „von Ernst Wellner aber traf ein Brief aus Ostende ein, vom Bord eines amerikanischen Fahrzeugs datiert. Der Unglückliche war in schlechte Gesellschaft geraten, hatte gespielt — verloren — kein Lebenszeichen drang je von ihm zu seines Freundes Kunde, aber Gerhard Helbrichs Haar ward grau in einer Nacht und sein Herz verlernte warm zu schlagen. — Und verwunden hat er's nie,“ endete Hesse, „nicht als der alte Listener, der seinen Wert zu schätzen wußte, mit der einzigen Tochter ihm des eigenen Hauses Leitung anvertraute, nicht als das Glück jede Unternehmung ‚Johann Georg Listeners Eidam‘ begünstigte, der Name Wellner durfte nicht in seiner Gegenwart genannt werden, und am wenigsten jetzt, wo unseres Prinzipals Gesundheit die höchste Schonung erfordert, könnte es von schlimmsten Folgen sein, erführe er, daß Ernst Wellners Neffe —“

„Ich begreife, Herr Hesse;“ die Thränen im Auge widerspiegelten sich im Tone Oskars; „ich gehe. Herr Helbrich soll nie eine Ahnung haben, daß Oskar Weiland, der Neffe Ernst Wellners, jahrelang in seiner Nähe geweilt, mit Leib und Seele der Ehre seines Hauses ergeben.“

Gerührt klopfte Hesse dem jungen Mann auf die Schulter.

„Ich danke Ihnen, Oskar,“ sagte er herzlich; „es ist das beste, Sie reisen morgen früh zum Großvater; ich gebe Ihnen ein Schreiben mit und sorge für alles übrige. Auch für ein Zeugnis und Empfehlungen, die Ihnen die Thore des Paradieses aufschließen sollen, wenn bei den lieben Englein Handel und Wandel getrieben wird. Daß nicht der geringste Verdacht Ihren Namen trüben soll, dafür bürgt der alte Hesse mit seiner Ehre.“

„Ich folge Ihrer Weisung;“ noch immer konnte Oskars Stimme das Beben der inneren Erregung nicht verleugnen. „Vergönnen Sie mir meine Bücher abzuschließen und das Comptoir den von der Börse kommenden Herren zu übergeben, wie es Pflicht und Sitte, und dann will ich vom Hause ‚Listener Eidam‘ scheiden. Gott segne es!“

„Ja, Gottes Segen thut uns not!“ meinte Herr Hesse sehr ernst, Hut und Stock ergreifend. „Morgen zu frühester Stunde habe ich eine Konferenz mit dem Prinzipal verabredet, Ernstes hängt von ihrem Ausgang ab; ist sie vorüber, erwarten Sie mich in Ihrer Wohnung, und

nun das letzte Lebewohl an dieser Stätte als Kollege, und seien Sie dem alten Hesse nicht böse, wenn er gethan, was ihm die Pflicht gebot."

Statt aller Antwort schlang Oskar seinen Arm um den kleinen alten Herrn und drückte einen Kuß auf die gerunzelten Wangen des Buchhalters: „Wie's kommt — halt Schritt! Grad aus — Gott mit!" Dann setzte er sich zu seinen Büchern; der junge Mann hatte Muße genug; weit eher als die Herren des Comptoirs von der Börse heimkehrten, war Oskar Weilands Arbeit beendet.

* * *

Zur sechsten Stunde des Morgens hatte der Chef des Hauses „Johann Georg Listener", Gerhard Helbrich, Herrn Hesse, das alte treue Faktotum, zu ungestörter Verabredung beschieden, ehe das geschäftige Leben und Treiben seinen Anfang nahm. Mit der Abendpost erwartete man noch wichtige Briefe von Einfluß auf die Lage der Firma und dann, nach Schluß des Comptoirs, wollte Herr Helbrich völlig ungestört in den Räumen unter seinen Büchern und Berechnungen weilen, allein ohne Zeugen, sich selber genug — bis Hesse kam, sollte schon alles zur Entscheidung vorbereitet sein.

Denn vor einer entscheidenden Frage stand die Firma. Von schweren Verlusten betroffen, hatte Helbrich eine Warenspekulation im eigentlichen Sinne des Wortes unternommen, obwohl Hesse bedenklich mit den Achseln gezuckt hatte; litt die letzte Aussicht, sofort nicht unbedeutende Barmittel flüssig zu machen, Schiffbruch, mußte „Haus Listener" seine Zahlungsunfähigkeit erklären.

Einen Kredit selbst großen Betrages zu beanspruchen, hielt Helbrich im Interesse seiner Ehre und der augenblicklichen Verhältnisse völlig unzulässig. Gingen auch Mutmaßungen über starke Verluste der Firma im Schwange, so waren dies eben nur Gerüchte; mit Sicherheit aber wußte die Hamburger Kaufmannswelt, daß noch am verflossenen Tage ein bedeutender Geldbetrag für Rechnung eines überseeischen Hauses bei der Firma bis auf weitere Bestimmung der Eigentümer niedergelegt.

Der Spätabend war gekommen, die Nacht mit ihrer Stille; im Helbrichschen Hause herrschte tiefste Ruhe, kein Laut durchdrang die Einsamkeit des kleinen einfach, aber behaglich ausgestatteten Raumes, das dem Chef der Firma zum geschäftlichen Aufenthalt diente, als das schwere Atemholen, die Seufzer, in denen die belastete Brust des Mannes Erleichterung suchte, der, vom Schein der Hängelampe beleuchtet, seit Stunden schon in rastloser Arbeit an seinem mit Papieren und Büchern bedeckten Schreibtisch saß; es war Gerhard Helbrich selber.

Von mittlerer Größe und hagerem Wuchs, hatte die äußere Erscheinung des Handelsherrn etwas Herbes und Strenges, das jede Annäherung von vornherein zurückwies; der einfache, aber tadellose Anzug von dunkelm Stoff, die weiße Binde paßten zu dem schmalen, bartlosen Antlitz mit den scharfen, stahlgrauen Augen, dem völlig ergrauten, kurz geschnittenen Haar.

Die Stunden der Nacht rannen und verrannen, im Osten kündete ein schwacher fahler Schein den Morgen, und noch immer kalkulierte Gerhard Helbrich — verlorene Mühe; der erprobte Rechner kannte ja das Facit, das er bereits einmal schon gefunden. Die Abendpost hatte schlechte Botschaft gebracht — es gab keine Rettung — Haus Listener war zahlungsunfähig — wenigstens für unbestimmte Zeit — nichts blieb übrig, als mit dem alten Hesse die Art und Weise zu beraten, in welcher Form die inhaltreiche und in ihrer Wirkung verhängnisvolle Kunde der Handelswelt geoffenbart werde.

Die Luft im kleinen Raum drohte Gerhard Helbrich zu ersticken — er verließ das Privatcomptoir und betrat den nebenan befindlichen größeren Raum, den Aufenthalt der jungen Leute. Auch hier brannten ein paar Gasarme — der Chef schrob ihre Flamme heller — ein helles Streiflicht flammte eben über das von der Zeit gedunkelte Porträt Johann Georg Listeners, des Gründers der Firma — seines Wohlthäters.

Zum Bilde hob sich des Eidams Blick, ein fast rührender Ausdruck lag in dem stahlfarbenen, aber meist auch stahlharten Auge. „Hilf mir, Vater," sagte er halblaut vor sich hin — „wie du mir zur Seite standest, da des Freundes Verrat mir das Herz zu brechen drohte, da Not und Schande ihre Schatten um mich woben, so sei auch jetzt mein Retter, des Hauses Ehre halber, oder sende mir, dem Gealterten, dem auf der weiten Welt Alleinstehenden, Trost in gleich schwerer Stunde, einen Wegweiser zum Licht aus dem Dunkel, dem ich erliege."

Einen Ausweg erflehte Gerhard Helbrich von den Toten; — hatte denn das Leben keine Hilfsquellen mehr — barg nicht sein eigenes Haus eben eine Summe, groß genug, für den Augenblick noch jede Stockung der Firma zu vermeiden? Das Depot des Hauses in Havana!

Wie ein Blitz fuhr es dem Handelsherrn durch Leib und Seele; wer wußte es? Wochen, Monate konnten vergehen, ehe von jenseits des Oceans Weisung über weitere Bestimmung des Depots kam, und bis dahin — —

Und wenn ungeahnter Zufall früher Botschaft brachte, wenn die verschlimmerte Handelslage den Eingriff in fremdes Eigentum unvergütbar gestaltete? — — —

Dem harten, besonnenen Manne perlte Angstschweiß von der Stirn die hageren Wangen hernieder; abermals schweifte sein Blick wie ratsuchend im Raum umher, aber zum Bilde hob er sich diesesmal nicht.

Von einem kleinen weißen Blatt, am Fuß des Pultes, hart unter des Geschäftsgründers Konterfei, ward er unwillkürlich gefesselt; völlig mechanisch, wie dies in verhängnisvollen Stunden des Lebens so oft der Fall, bückte sich der mit fast peinlichem Ordnungssinn begabte Mann, und hob das Papier empor; — augenscheinlich hatte einer vom Personal in müßiger Stunde gedankenlos Schnörkel auf das Blatt geworfen, das dann unbeachtet zu Boden gefallen war; doch nein, auch Worte standen darauf, die Hand, die sie geschrieben, hatte sichtlich gezittert; so mechanisch wie Herr Helbrichs Finger das Blatt erhoben, überflog sein Blick die beiden Zeilen: „Wie's kommt — halt Schritt! Grad aus — Gott mit! — —"

Ein Aufschrei, wie er nur dem Innersten einer tieferschütterten Menschenbrust zu entquellen vermag, drang über des einsamen Mannes Lippen.

„Nein" — rief er mit lauter, den weiten Raum durchtönenden Stimme — „sei ruhig, mein väterlicher Wohlthäter; nicht umsonst hast du mir das erflehte Wahrzeichen höherer Mächte gesandt. Offen und ehrlich, wie es gewirkt, soll deines Hauses Name fallen; — muß ‚Johann Georg Listeners Eidam' sich fallit erklären, soll es des Eidams Johann Georg Listeners, des Musters kaufmännischer Ehrenhaftigkeit, würdig geschehen."

Und das bedeutungsvolle Blatt zum ehrwürdigen Gründer des Hauses emporhebend, dessen Züge eben der Schein der Morgenröte verklärte, wiederholte er: „Wie's kommt, halt Schritt; Grad aus — Gott mit! — —"

— — — — — — — — — — — —

Mit leichter Manneshand pochte es an das Fenster — erschreckt fuhr Helbrich zusammen — er hatte völlig der Gegenwart vergessen.

In prosaischer Weise ward er daran gemahnt.

„Expreßbrief aus Australien," tönte es von der Straße her; es war die Stimme eines Briefboten, der des Lichtscheins im Comptoir halber einen der Bediensteten des Hauses daselbst vermuten mochte.

Ehrerbietig riß er die Mütze vom Haupt, als der Chef des Hauses mit eigener Hand den Flügel öffnete, und das ihm zugestellte umfangreiche Couvert mit reichem Trinkgeld lohnte.

Hinter den Scheiben blieb Gerhard Helbrich stehen und brach mit vor Aufregung bebenden Fingern das mächtige Siegel des Hamburger Generalkonsulats zu Sydney; die Morgensonne, die siegreich durch purpurumsäumte Wolken brach und des künstlichen Lichts der Menschen spottete, umglühte das strenge Antlitz Gerhard Helbrichs förmlich verjüngend, umwob mit einer Glorie die milden Züge des Stifters des Hauses.

Hesse! — dem treuen alten Faktotum, das für alle Fälle den Schlüssel zum Hause und Comptoir besaß, flog der Chef so stürmisch entgegen, daß der bedächtige Mann, förmlich erschreckt vor einem furchtbaren Gedanken, Herrn Gerhard Helbrich ins Gesicht schaute. „Nein, Hesse," rief der Handelsherr, der in den Zügen des Buchhalters lesen mochte, „nein, fürchten Sie nichts, mein Geist ist klar, aber ehe ich Ihnen erkläre, was zwischen Ihrem Weggang und Ihrer Wiederkehr geschehen — stehen Sie

mir Rede: Wer von meinem Personal — denn die Hand liegt mir fast täglich vor — wer hat dieses Blatt beschrieben?"

Herr Hesse prallte förmlich zurück, da sein Chef ihm die ihm nur zu wohlbekannte Handschrift seines Schützlings entgegen hielt. Wahrscheinlich hatte Oskar, sich quälender Gedanken zu entlasten, den Kernspruch seines Lebens auf das Papier geworfen in der Stunde des Alleinseins im Comptoir des Hauses Listener, ehe er für immer aus den lieb gewonnenen Räumen schied.

„Diese Schrift" — der Buchhalter stockte — „ich glaube, der — der Oskar Weiland hat das geschrieben."

„Weiland?" Helbrichs Auge leuchtete; „ich wußte es beinahe; man soll ihn augenblicklich zu mir schicken, sobald er ans Comptoir kommt — —"

„Um Gottes willen, Herr Helbrich" — der alte Mann ward kreideweiß —, „es lastet doch kein Verdacht —"

„Beruhigen Sie sich, Hesse — er hat eine Vergütung zu empfangen —, Haus Listener ist Schuldner dieses Knaben — —"

„Herr Helbrich" — abermals prüfte ein eigentümlicher Blick aus den bebrillten Augen den Handelsherrn —, „es thut mir leid — aber Oskar Weiland kommt nicht mehr ans Comptoir; sein Großvater ist erkrankt — mit dem Frühzug reist er ab nach Thüringen — —"

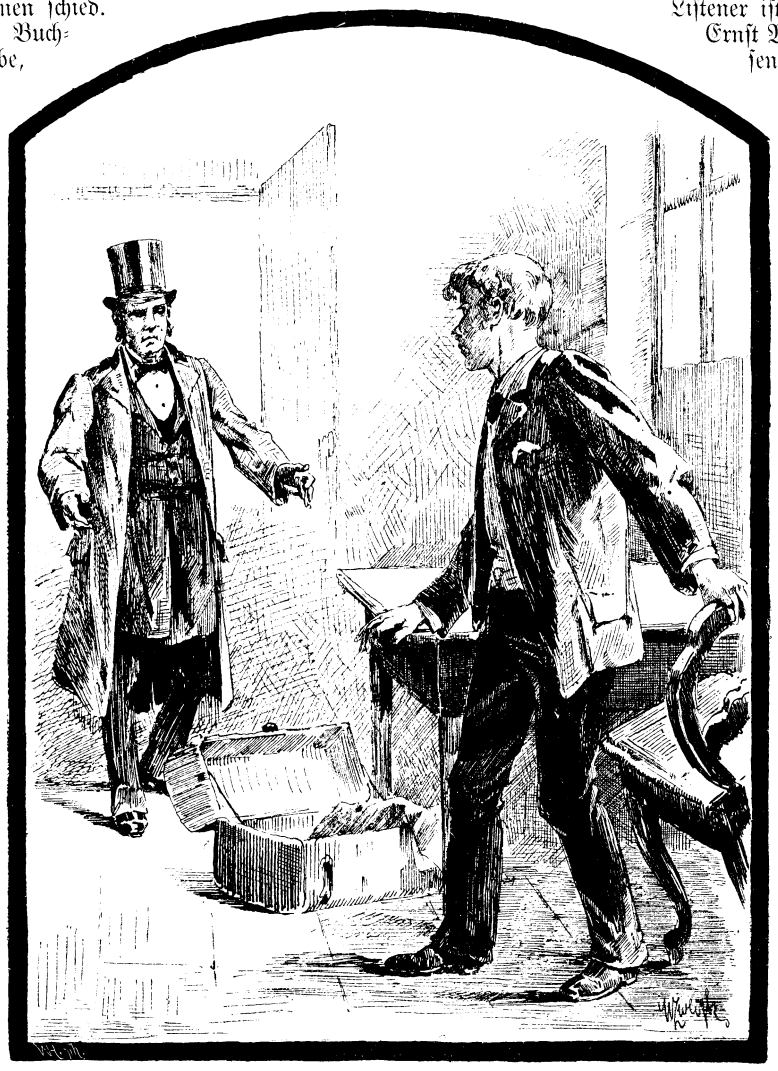
„So soll man telegraphieren, ich werde selbst schreiben; nennen Sie mir die Adresse des Mannes —"

„Herr Helbrich," — stramm richtete sich der Buchhalter empor; „verzeihen Sie meine offene Sprache, aber ich glaubte von dem Chef unserer lieben, alten, schwer bedrohten Firma Listeners Eidam anderes zu hören, als Erkundigung über einen Jüngling."

„Nein Hesse," erwiderte Helbrich; „denn in der prüfungsreichsten Stunde ihres Daseins hat dieser Jüngling die Ehre des Hauses vor einem Flecken bewahrt; dieses Blatt hat mich vor dem Gedanken geschützt, das Havanaer Depot zur Deckung unserer Lage zu benutzen."

„Da sei Gott vor!" rief Hesse, „und nun, Herr Helbrich, nun will ich's gestehen; mit blutendem Herzen veranlaßte ich den braven Jungen, diese Räume zu meiden; ich, Herr Helbrich! Um Ihretwillen geschah es, nicht alte Erinnerungen schmerzlich zu erneuern; Oskar Weiland ist der Enkel des ehemaligen Amtmanns Friedrich Wellner, der Neffe Ernst Wellners, des Verschollenen."

Wortlos barg Gerhard Helbrich sein Antlitz mit den Händen; als er sie entfernte, schimmerte es feucht in den stahlgrauen Augen, lag eine Weichheit auf den Zügen des Handelsherrn, wie man sie nie bei dem Eidam Johann Georg Listeners gekannt.



Wie angewurzelt haftete des Jünglings Fuß am Boden.

„Nicht des Verschollenen, Hesse," sagte er endlich; „des Toten, des Reuigen, Sühnenden. Der Name Wellner grub sich mit Thränen des Schmerzes in mein Herz, mit Thränen der Freude, der sanften Wehmut lösche ich das Herbe der Erinnerung an seinen Klang. Dieses Schreiben des Generalkonsulats zu Sydney benachrichtigt mich, daß Ernst Wellner, der Jahrzehnte lang ohne Glück und Stern die Welt durchstreift, in den letzten Jahren durch eine industrielle Erfindung Reichtum erworben. In zwei Jahren wollte er die europäische Heimat, die Seinen wiedersehen, deren Verbleib er von der Ferne aus verfolgte. Eine plötzliche, tödliche Krankheit vereitelte seine Absicht; in die Hände des Vertreters unseres Freistaats legte der Sterbende die Papiere, die den Chef des Hauses Listeners Eidam zum Vollstrecker seines letzten Willens berechtigen; mit der Bitte um Vergebung einer schwer bereuten Schuld vergütet der Scheidende mit Zins und Zinseszinsen den Betrag einer von ihm vor Jahren mißbräuchlich benutzten Summe an Gerhard Helbrich, den unvergessenen einzigen Freund seines Lebens. Hesse," triumphierend kam es über des Handelsherrn Lippe: „Haus Listener ist gerettet, das Vermächtnis Ernst Wellners beträgt fünfzigtausend Dollars, und das Dreifache fällt seinem Vater und dessen Erben zu!"

Wie in Andacht faltete der alte Hesse die Hände; Tropfen auf Tropfen sickerte hinter den scharfen Brillengläsern über die runzligen Wangen.

„Herr Helbrich," dem alten Herrn drohte das Wort zu vergehen, „mein Oskar Weiland beinahe ein Millionär, und Haus Listener gerettet, und Ernst Wellners Conto in Ihrer Seele gelöscht, ich weiß ja wie tief es darin gegraben stand, aber machen wir doch das Gas aus," unterbrach er sich, „es ist ja gegen alle Comptoirordnung und draußen regiert ja der lichte Sonnenschein!"

* * *

Sonnenschein; bald genug auch in das bescheidene Stübchen Oskar Weilands, der, völlig zur Abreise gerüstet, nur noch des versprochenen Besuchs des alten lieben Herrn Hesse harrt. Jetzt kam es die Stiegen empor, wie angewurzelt heftete des Jünglings Fuß am Boden, starrte sein Auge zur Schwelle; das war nicht die schmächtige Figur des alten Buchhalters, der Mann mit dem so wohl bekannten und doch plötzlich so verändertem Antlitz, das war Herr Gerhard Helbrich, sein Prinzipal in eigener Person, und Gerhard Helbrich, der Chef des großen Handelshauses Johann Georg Listeners Eidam, streckte dem jüngsten seines Personals die Arme entgegen — — —

Wie's kommt — halt Schritt; — Grad aus — Gott mit!

* * *

Ueber dem Eingang zum Comptoir des Handelshauses im Alten Wandrahm zu

Hamburg, in dem sich unsere Erzählung zwischen einem Sonnenaufgang und dem anderen abgespielt, prangt der Kernspruch des biederen, längst verstorbenen einstigen Amtmanns Friedrich Wellner, seit Jahren der Wahlspruch der noch heute vollgültigen Firma Johann Georg Listeners Eidam.

Und im Privatcomptoir des alten silberweißen Herrn, des Chefs des Hauses, da sitzt der Firma zweites Haupt, ein Bild jugendlicher Männlichkeit, in allen Kreisen hochgeschätzt, hochbeliebt, Oskar Weiland.

Wie's kommt — halt Schritt; — Grad aus — Gott mit!

Canis familiaris

der Haushund.

Eine lustige Maskerade.

In dem Arbeitszimmer der Söhne des Professors Berg war es ganz still; man hörte nur das Ticken der kleinen Wanduhr, das Hin- und Herhüpfen des Zeisigs in dem Bauer am Fenster und das Kritzeln der Federn der eifrig mit ihren Schulaufgaben beschäftigten Knaben. Professor Berg, ein zoologischer Forscher, saß, in eine wichtige Arbeit vertieft, in seiner Studierstube, und seine Söhne, vier Knaben im Alter von 16, 15, 13 und 12 Jahren, wußten aus mannigfacher Erfahrung, daß sie den Vater niemals auch nur durch das leiseste unnötige Geräusch stören durften, wenn sie sich in ihrem neben der Studierstube befindlichen Arbeitszimmer befanden. Und das war sehr gut, denn ihre Schularbeiten profitierten dabei ganz außerordentlich, wie die vierteljährlichen Censuren zu des Vaters und ihrer eigenen Freude stets deutlich zu beweisen pflegten

Auch heute saß jeder mäuschenstill über seinen Büchern, und eben hatte Max, der jüngste, von dem dreizehnjährigen Fritz einen vorwurfsvollen und unwilligen Blick erhalten, weil sein Federhalter klappernd vom Tisch auf die Dielen hinabgefallen war, als plötzlich Rudolf, der älteste, mitten in der Konstruktion einer schwierigen geometrischen Figur innehielt und den Brüdern mit unterdrückter Stimme über den Tisch zuflüsterte:

„Hört 'mal, Kinder, wißt ihr schon, daß Großmamas Geburtstag diesmal gerade auf den Fastnachtsdienstag fällt?"

„Denkst du vielleicht, daß wir deshalb mehr Pfannkuchen als sonst kriegen werden?" entgegnete Paul, der zweite Bruder, von seinem Cäsar aufblickend.

„Das nicht, obgleich es schon möglich wäre. Nein, Kinder, ich will euch aber den großartigen Gedanken mitteilen, der mir gekommen ist, als ich an dieses Zusammentreffen dachte. Wir wollen zur Feier des Tages eine Maskerade veranstalten, eine richtige Maskerade, oder vielmehr einen Mummenschanz, wie man so etwas im Mittelalter nannte."

„Bravo! rief der krausköpfige Paul, hingerissen von der Idee des Bruders, indem er vom Stuhle aufsprang. „Du verkleidest dich als Kreuzritter und ich als Sarazene, und dann kämpfen wir, zum Beispiel so!"

Damit ergriff er, alle Vorsicht vergessend, sein Lineal und drang in Fechterstellung auf seinen älteren Bruder ein.

Da aber öffnete sich die Thür und der Vater schaute herein, ganz befremdet über diesen geräuschvollen, an diesem Orte ganz ungewöhnlichen Vorgang. Paul, schnell ernüchtert, schlich mit feuerrotem Gesicht und verlegenem Lächeln auf seinen Platz zurück und steckte die Nase so tief in den Cäsar, als ob er sie nimmer wieder daraus hervorziehen wolle, während die anderen kichernd zum Vater emporschauten.

„Was gab's denn hier?" fragte der Professor. „Wenn du den bellum gallicum deinen Brüdern ad oculos demonstrieren wolltest, konntest du denn nicht warten, bis ihr auf dem Spielplatz waret? Oder sollte es ein ernstlicher Streit gewesen sein? Das will ich doch nicht hoffen. Sprich, Rudolf, was war die Ursache des Lärmens?"

Nichts Ernstliches, lieber Vater," antwortete der Gefragte aufstehend. „Paul wollte mir nur zeigen, in welcher Weise die Sarazenen den Kreuzfahrern auf den Leib zu rücken pflegten, und dabei hatte er wohl ganz vergessen, wo er sich befand."

Der Professor schaute kopfschüttelnd auf den Krauskopf, der am liebsten ins Tintenfaß gekrochen wäre, und zog sich nach einer warnenden Ermahnung wieder in sein Sanktum zurück. Die Knaben beendeten ihre Arbeiten, ohne noch einmal von den Büchern aufzublicken; als sie aber später mit dem Vesperbrot hinausgehen durften auf den Spielplatz, da wichen sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, nicht von Rudolfs Seite, der ihnen nun den Plan auseinanderzusetzen begann, der inzwischen in ihm gereift war.

„Wir verkleiden uns also und bereiten der Großmama und zugleich auch dem Vater eine Ueberraschung," sagte er. „Vor der Mutter können wir die Sache nicht geheim halten, denn die muß uns helfen."

„Das sage ich dir aber gleich, Rudolf," rief Paul eifrig, „ich will einen Sultan oder aber einen sarazenischen Krieger darstellen."

„Davon kann gar keine Rede sein," entgegnete Rudolf. „Diese alten Ritter- und Räuber- und Türkenverkleidungen sind ganz abgeschmackte und verbrauchte Geschichten; außerdem kosten solche Kostüme Geld, und soviel ich weiß, verfügen wir alle zusammen kaum über ein paar Groschen. Nein, da weiß ich etwas Besseres. Wir verwandeln uns einfach in Tiere."

„Hoho!" lachte Paul. „Hast du vielleicht den Zauberstab eines Hexenmeisters gefunden? Oder weißt du das Mittel, mit welchem Frau Kirke auf der Insel Aiaia die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte?"

„Nur Geduld," sagte Rudolf mit überlegener Miene. „Ich will euch die Sache schon erklären." — —

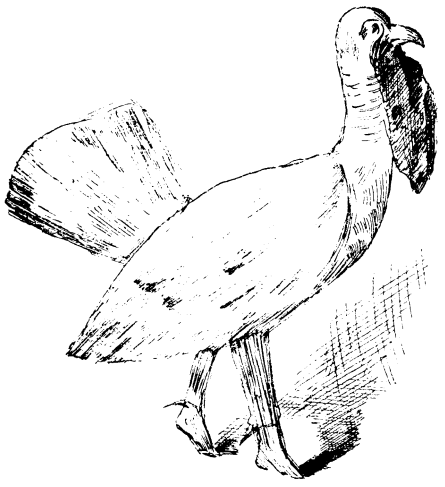
Während der nächsten Tage hatten's die Knaben außerordentlich wichtig. Sie hatten mit der Mutter eine ganze Reihe von geheimen Sitzungen abgehalten und dann allerlei seltsame Dinge hinauf in die geräumige Bodenkammer geschleppt, wie Federkissen, Besen, Stöcke, Pappe, dazu auch einen Topf mit Kleister, ferner Bindfaden, Nähgerät, Papier und auch Rudolfs schönen Farbenkasten. Denn da man weder über einen Zauberstab verfügte, noch auch das Tränklein der Frau Kirke besaß, so mußten die Verwandlungen auf natürlichem Wege bewirkt werden, und dies gelang auch, zur größten Belustigung aller Beteiligten, über jedes Erwarten.

Großmamas Geburtstag war herangekommen. Die vier Knaben hatten ihre Glückwünsche dargebracht, und die Eltern saßen allein mit der alten Dame und einigen Tanten im Zimmer beim Kaffee, als die Thür sich öffnete und eine seltsam aussehende männliche Gestalt hereintrat.

„Ich bin hier wohl recht bei dem Professor der Zoologie, Herrn Dr. Berg," sagte die Gestalt. „Der berühmte Amerikaner Barnum schickt mich her, um dem Herrn Professor einige neuentdeckte Tierarten vorzuführen, mit der Bitte, dieselben nach ihrer Art klassificieren zu wollen. Was mich selber betrifft, so bin ich der Riese Obenaus" — hier schrumpfte die Gestalt bis zu Meterhöhe zusammen — „und

lege als solcher dem Herrn Professor meine Ehrfurcht zu Füßen." Bei diesen Worten aber wuchs die Gestalt plötzlich so hoch empor, daß der alte Hut, den sie trug, fast gegen die Zimmerdecke stieß.

Und jetzt erschienen auch die angekündigten Tiere im Zimmer. Zuerst ein großer Vogel.



Der gemeine Truthahn.

„Aha!" lachte der Vater, „den zu klassificieren ist nicht schwer. Den erkennt man an der roten Nase, und so würde ich ihn, vorausgesetzt, daß er auch kollern kann, einen Truthahn nennen."

„Kullerullerul!" sagte der Vogel.

„Da haben wir's. Meleagris Gallopavo, der gemeine Truthahn, auch Puter genannt."

Der Riese wurde vor Vergnügen kurz und wieder lang und verneigte sich dankend.

Jetzt kam ein vierfüßiges, zottiges Geschöpf herein und stellte sich neben den Vogel.

„Du höre, wenn du auch bellen kannst, dann bist du nichts als ein Hund!"

„Wauwau!" machte das Tier.

„Sehr schön; also Canis familiaris, der Haushund."

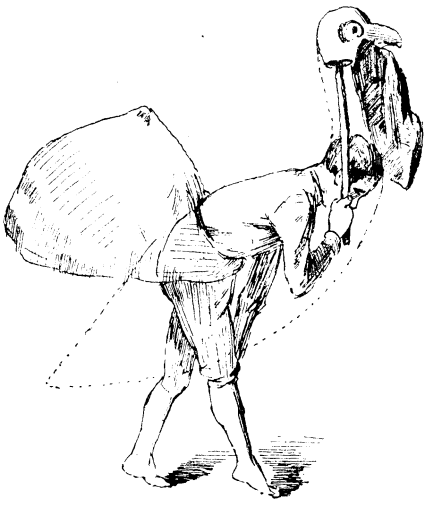
Ein schweres Getrappel nahte sich, und es erschien ein Wesen, welches jedem auf den ersten Blick bekannt vorkommen mußte.

„Ei, ei," sagte der Vater, „der berühmte Herr Barnum scheint in der Naturkunde wirklich recht schwach zu sein. Max, mein Kleinster — wo die Jungen nur stecken mögen! — könnte ihn belehren, daß dieses Geschöpf hier nichts anderes ist als ein Kamel, Camelus Bactrianus, auch Schiff der Wüste und Trampeltier genannt."

Zum Schluß wälzte sich eine gewaltige Schlange über die Schwelle, die so unheimlich aussah, daß die Großmama beinahe erschrocken aufgesprungen wäre.

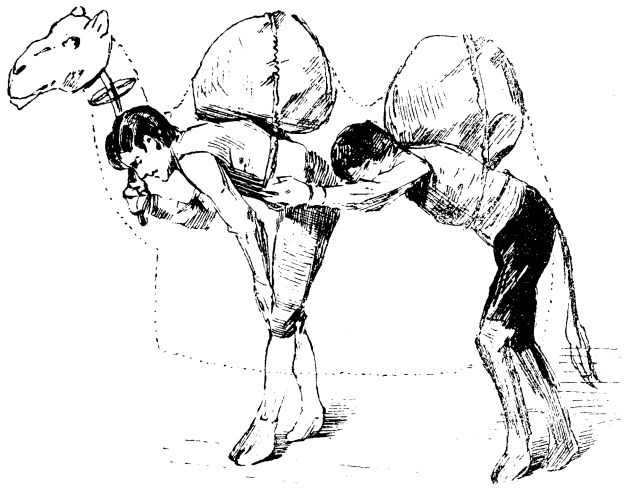
„Diese Amphibie kann kaum etwas anderes sein, als eine Boa Constrictor, obgleich ich gern gestehe, daß ich die Bekanntschaft eines so dicken Exemplars bisher noch nicht gemacht hatte. Oder irre ich mich, und sollte dies etwa nur ein etwas ins Kraut geschossener Regenwurm, Lumbricus terrestris, sein?"

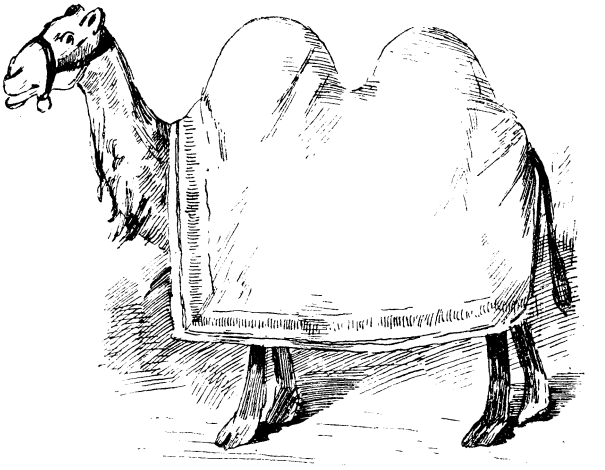
Alles lachte, und die Tiere gerieten in eine solche Heiterkeit, daß sie einen Tanz aufführten, wie man ihn sicherlich vorher noch nirgends gesehen hatte. Der Riese tanzte fröhlich mit, unterbrach sich aber ab und zu, um eines oder das andere der



auch Puter genannt.

an der Wand hängenden Bilder zu betrachten, wobei er sich dann immer entsprechend verlängerte oder verkürzte. Endlich, nach einem lustigen Ringelreihen, bewegte sich der ganze abenteuerliche Zug zur entgegengesetzten Thür hinaus, gefolgt von dem Gelächter der Eltern, der Tanten und des guten Geburtstagskindes. —





Camelus Bactrianus, auch Schiff der Wüste und Trampeltier genannt.

Wie aber war dies alles denn geschehen? Das sollen meine jungen Leser sogleich erfahren.

Ein zu dem Scherz geladener Klassengefährte Rudolfs, der Sekundaner Wilhelm Groß, hatte es übernommen, den Riesen Obenaus darzustellen, nach den Instruktionen, die der erfindungsreiche Freund ihm erteilte, und mit folgenden Hilfsmitteln: Ein langer Besen, darauf ein Hut, eine Gesichtsmaske und ein dickes, wollenes Halstuch; darunter ein kleiner Faßreif zur Bildung der Schultern; nun noch ein langer Ueberhang, etwa ein Plaid — der Mutter dunkler Rock thut's auch — und der unheimliche, aber höchst spaßhafte Riese ist fertig.

Den kollernden Truthahn repräsentierte Fritz, der Quartaner. Zu diesem Zweck hatte er seine Schuhe ausgezogen, sich die Beine mit roten Lappen umwickelt, ein Kissen sich auf den Rücken gebunden und die auf unserem Bilde angedeutete Stellung eingenommen. Den vorher aus Pappe verfertigten mit lebhaften Farben angemalten Kopf des Tieres, an dem ein rotseidenes Tuch befestigt war, hielt er an einem kräftigen Stabe senkrecht über sich und ließ sich dann ein großes leichtes Tuch überwerfen, das am Hinterkopf des Tieres befestigt und über dem Rücken an dem Kissen entlang geführt, wo es nötig war mit Sicherheitsnadeln festgesteckt, schließlich zu einer Spitze zusammengebunden wurde.

Rudolf und Paul hatten sich zu der

Kamelsleistung vereinigt. Der Kopf, den ersterer auf einem Stabe trug, war mit vielem Geschick aus braunem Packpapier und Pappe hergestellt, auch angemessen bemalt; die Höcker wurden aus zusammengeschnurten Bettstücken gebildet, die sich die Knaben auf den Rücken gebunden hatten; ein braunes Frauengewandstück, über der Mutter kamelhärenes Tuch, passend über den von Rudolf getragenen Rock gezogen, ahmte den gebogenen Hals täuschend nach, brauner Stoff umhüllte auch die Beine des Knaben, und naturfarbene Socken, nur zur Hälfte angezogen und dann ausgestopft und mit einer Mittelnaht versehen, stellten die wulstigen, gespaltenen Klauen des Wüstenschiffes dar, das unter einem großen, bunten Teppich gar gravitätisch einherwankte.

Wilhelms neunjähriger Bruder hatte sich dazu verstanden, einmal eine halbe Stunde lang als Hund herumzulaufen. Den Kopf hatte er sich aus leichter Pappe zusammengeleimt, angemalt und mit einem tüchtigen Schnauzbart versehen. In der nicht ganz leichten Stellung eines auf den Hinterbeinen sitzenden Hundes hatte er sich dann von Wilhelm die Schlittendecke seines Vaters, die aus der Ferne gesehen vorzüglich für ein Pudelfell einer vorsintflutlichen Rasse passieren konnte, umhängen und festbinden lassen.

Um die Schlange ins Leben zu rufen, hatten der kleine Max und einer seiner Spielgefährten sich zunächst ihrer Oberkleider und Stiefel entledigt und sich sodann in eine Hülle stecken lassen, die, aus einem silbergrauen flockigen Badetuche bestehend, groß genug war, die beiden Kerlchen, deren vorderster eine selbstverfertigte Schlangenmaske trug, zu einem Ungetüm zu vereinigen. Die Windungen der Schlange waren durch unsichtbare Schnüre gekennzeichnet. Für Max, der den Schwanz bildete, war natürlich ein Luftloch nach unten zu gelassen worden. Nach einiger Uebung brachten sie es zustande, daß sie umherkriechen konnten, ohne sich voneinander zu trennen und ohne die Arme merklich zu bewegen, und wenn ihre Leistung auch die anstrengendste von allen war, so wirkte dieselbe doch über die Maßen komisch.

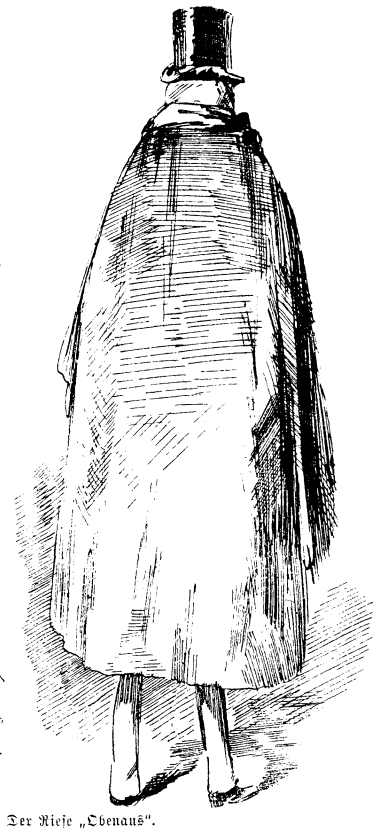
Dieser Mummenschanz der Bergschen Knaben mußte in jeder Hinsicht als ein großer Erfolg bezeichnet werden, und es verlohnte sich wohl für seine jungen Freunde, gelegentlich einmal etwas Aehnliches, vielleicht eine Menagerie mit sprechenden Tieren oder dergleichen, ins Werk zu setzen. Anweisung zu allerlei Tierverkleidungen erteilt der „Gute Kamerad" sehr gern.

Boa Constrictor

Gut bedient.

Der bekannte Major von Schill, welcher seinen Namen in den Freiheitskriegen unsterblich machte, hatte bei einem seiner Streifzüge mit seinem Freicorps vier ungemein schöne Pferde aufgefangen, die für den Kaiser Napoleon bestimmt waren. Als dieser es erfuhr, ließ er dem Major Schill schreiben und bot ihm für jedes Pferd tausend Thaler Vergütung. Auf der Adresse des Briefes aber stand von Napoleons eigener Hand: „An den Räuberhauptmann Schill." Der unerschrockene Held aber antwortete dem Kaiser in folgender Weise:

„Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde abgenommen habe, macht mir um so mehr Vergnügen, als ich aus Ihrem Briefe ersehe, wie Sie einen hohen Wert auf diese Pferde setzen. Gegen die angebotenen tausend Thaler für das Stück kann ich sie Ihnen nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, die Sie von dem Brandenburger Thor in Berlin weggestohlen haben, wieder dort aufstellen lassen, so stehen Ihnen die von mir in Beschlag genommenen Pferde ganz unentgeltlich zu Diensten. Schill."



Der Riese „Obenaus".

Eisenbahnschwellen aus Glas.

Daß man die Räder an Lokomotiven und Eisenbahnwagen nun aus gepreßter Papiermasse verfertigt, dürfte allgemein bekannt sein. Aber das Neueste in der Eisenbahntechnik dürfte die in Deutschland erfundene Herstellung von Eisenbahnschwellen aus Glas sein, welche natürlich aller Feuchtigkeit widerstehen und eine noch größere Dauerhaftigkeit haben als solche von Gußeisen und bei dem gegenwärtigen Stande der Glasfabrikation nicht einmal zu teuer zu stehen kommen.

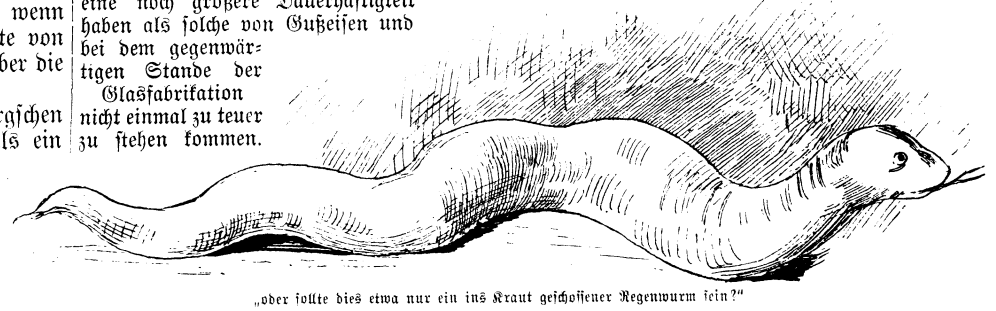
Man hat sich in Großbritannien bereits dieser Erfindung bemächtigt und in Glasgow solche Schwellen für Eisenbahnschienen hergestellt, welche bei der Probe den Druck einer Masse von vier Zentnern, welche aus einer Höhe von 9½ Fuß herabfiel, aushielt und erst beim sechsten Stoße zersprang. Gußeiserne Schwellen halten diesen Druck nur aus, wenn das Gewicht aus einer Höhe von sieben Fuß herabfällt.

Silbenrätsel.

Aus nachstehenden Silben sind 9 Worte zu bilden, von welchen das 1. der Name eines berühmten Feldherrn, das 2. einer deutschen Stadt, das 3. eines Insektes, das 4. eines alttestamentlichen Helden, das 5. eines französischen Feldherrn, das 6. ein männlicher Vorname, das 7. der Name eines Sohnes von einem römischen Kaiser, das 8. der Name eines animalischen Produktes und das 9. der Name einer holländischen Stadt.

Die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, dann die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, geben die Namen zweier berühmter deutscher Badeorte.

a, ba, bour, dru, e, ei, en, ger, ho, it, ferk, ki, len, ling, na, ni, sam, ü, son, sus, stein, tha, us, wal, ze.



„oder sollte dies etwa nur ein ins Kraut geschossener Regenwurm sein?"

Das Vogelhaus-Aquarium.

Eine allerliebste Idee, nicht wahr? Gewährt schon das Aquarium mit seinen lustig sich tummelnden Fischen und Wasserkäfern ein Vergnügen, dem man sich ohne zu ermüden stundenlang hingeben kann, wie viel mehr die Verbindung von Vogelhaus und Aquarium, von Luft und Wasser mit ihren ewig beweglichen munteren Bewohnern. Die Vögel scheinen im Wasser zu fliegen, die Fische in der Luft zu schwimmen, einander zu verfolgen, zu haschen! Nimmt man zu dieser reizenden Kombination noch das farbenprächtige Reich der Pflanzen zu Hilfe, so läßt sich im wahren Sinne des Wortes „mit wenig Mitteln und verhältnismäßig geringen Kosten" ein Zimmerschmuck herstellen, dem kein anderer an Reiz und Fülle der Belehrung gleichkommen dürfte. Die Einrichtung des Vogelhaus-Aquariums ist, wie der erste Blick belehrt, in hohem Grade einfach. Es besteht im wesentlichen aus zwei Glasgefäßen, einem äußern und einem innern. Das äußere (Aquarium darstellend) ist ein glockenförmiger Behälter von möglichst großer Ausdehnung, der mit Wasser gefüllt ist, das innere, ein cylinderförmiges, ebenfalls mit Boden versehenes Glas, dient als Vogelhaus. Dasselbe trägt in seiner Mitte (Achse) einen starken Stab, der mit drei bis vier horizontalen Querhölzern versehen ist, die den Vögeln als Ruhepunkt dienen und gleichzeitig den vertikalen Stab in seiner Stellung erhalten, in dem ihre Enden die Wände des Glasgefäßes berühren. Natürlich müssen dieselben den vertikalen Stab in verschiedenen Ebenen schneiden.

Das Vogelhaus-Aquarium.

Fragen und Antworten.

J. St. in Wiesbaden. Eine eingehende Antwort auf Ihre Anfrage wird Ihnen in nächster Nummer zu teil werden.

V. W. in H. Wenn Sie keinen Lehrer in der Stenographie finden können, so versuchen Sie es doch einmal mit dem sehr empfehlenswerten Lehrbuch von Dr. Albrecht.

C. M. in Nürnberg. Besten Dank für freundliche Zusendung der zum Teil recht hübschen Rätsel; einige derselben werden Sie demnächst im „G. K." abgedruckt finden.

Paul Schilling in Berlin. In der nächsten Nummer werden wir Ihnen die gewünschte Bezugsquelle nennen können. Daß Ihnen der „G K." so wohl gefällt, haben wir mit Vergnügen gelesen.

Richard Haupt in L. Das einfachste Mittel die Schnecken zu töten ist, die Schneckenhäuser in kochendes Wasser zu legen und die Schnecken dann mit einer Nadel vorsichtig herauszuziehen. Ueber Muschelsammlungen bringen wir demnächst einen ausführlichen Artikel.

A. H. in Guben. Deine Bitte soll demnächst erfüllt werden, und zwar nicht durch eine kurze Antwort, sondern gleich durch einen großen und ausführlichen Aufsatz über das Sammeln, Ordnen und Reinigen von Münzen

„Ein Briefmarkensammler" in Frankfurt. Wie man unechte Briefmarken von echten unterscheidet, wünschen Sie zu wissen? Das ist eine Wissenschaft, die sich nicht von heute auf morgen aneignen oder in zehn Zeilen aussprechen läßt. In erster Linie achten Sie auf die Schrift, da diese bei nachgemachten Marken oft verschmiert oder ungenau ist, dann prüfen Sie jede Marke auf das fast durchgängig eingeführte Wasserzeichen und auf die echte Farbe. Das sicherste ist, eine echte Marke mit der zu prüfenden unter ein Stereoskop zu legen. Die gefälschten Marken decken sich nie mit den echten. Uebung und Scharfblick muß auch hier die Hauptsache thun; selbst erfahrene Sammler sind vor Täuschungen nicht sicher.

J. H. in Itzehoe. Größer möchtest du gern werden, mein lieber kleiner Freund? Wie schade, daß es dafür noch kein Geheimmittelchen, wie z. B. für den Bartwuchs gibt, wie gerne würde der „G. K." dir dann ein Büchschen zuschicken. So weiß er aber nichts zu raten, als die Körperlänge der gütigen Mutter Natur zu überlassen und mit aller Anstrengung dahin zu streben, geistig groß zu werden. Denke an die großen Männer, wie Friedrich II., Napoleon I. u. a., an deren körperlichen Kleinheit kein Mensch sich gestoßen hat. — Schreib uns aber doch über's Jahr, ob es nicht doch einen Ruck bei dir gethan, vielleicht infolge eifrigen Spazierengehens im Mairegen, und du Aussicht hast, später des Königs Rock zu tragen.

K. K. in F. 1) Wenn Sie für Ihre Laubfrösche keine Fliegen mehr auftreiben können, wozu Sie in Pferde- oder Kuhställen immer noch Gelegenheit hätten, so geben Sie ihnen in mäßigen Portionen kleine Stückchen frisches Fleisch.

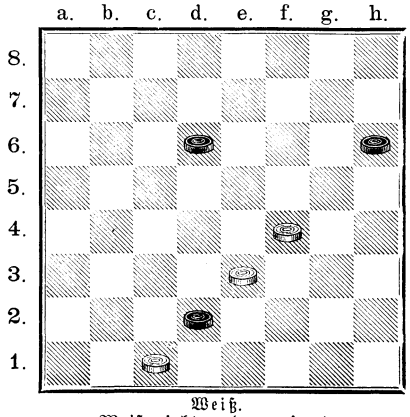
2) Platina dient hauptsächlich vermöge seiner schweren Schmelzbarkeit (erst bei 1460° C.) zu chemischen Apparaten, galvan. Elementen u. a.

3) Ueber das Anlegen einer Muschelsammlung wird der „G. K." demnächst eine ausführliche Anleitung bringen.

Zum Schluß den freundschaftlichen Rat, die Briefe vor dem Absenden doch noch einmal durchzulesen, in Ihrer Karte waren nicht weniger als drei Flüchtigkeitsfehler. Ei, ei, Herr Obertertianer; setzen Sie sich 'mal drei 'runter!

Max St. in F. Ja, mein liebes Mäxchen, das hätte ich dir vorher sagen können; wer wird aber auch alles, was ein Kautschukmann fertig bringt, nachmachen wollen! Nur gut, daß du dir nicht Schaden gethan bei deinen Versuchen; begnüge dich in Zukunft damit, ein gewandter Turner zu werden und überlasse derartige halsbrechende Kunststückchen den Kautschukmännern!

Damespiel-Aufgabe Nr. III.



Weiß.

Weiß zieht und gewinnt.

Lösung der Damespiel-Aufgabe Nr. II.

1. a3 — b4 1. b6 — a5 notwendig; denn wenn Schwarz anders spielt, folgt 2. b4 — a5, erobert den Stein b6 und muß gewinnen.

2. Dd4 — e3	2. a5 — c3
3. De3 — g1	3. c3 — d2
4. Dg1 — f2	4. d2 — e1 wird Dame
5. Df2 — e1	5. De1 — b2
6. De1 — d2	6. Db2 — a1 oder c1 oder a3

7. Dd2 — c3 gewinnt.

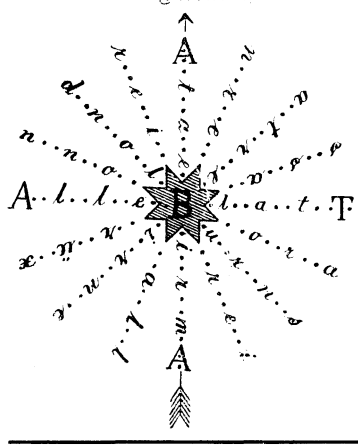
Der feine Zug 2. Dd4 — e3 hat hier wiederum Tempo und Spiel gewonnen.

Auflösungen aus Nr. 5.

Naturwissenschaftliche Rätselfrage.

Cypraea tigris L., Tigerschnecke, Tiger-Porzellanschnecke.

Sternrätsel.



Beata
Bern
Berta
Baß
Blatt
Bora
Burns
Brei
Birma
Ball
Birne
Brür
Bella
Bonn
Blond
Bier
Anastasia
Alexandria.

Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstraße 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 7. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Du strebst nach Glück? Die Seele halte rein!
Und drinnen lacht Dir ew'ger Sonnenschein.
Prof. Dr. Wilh. Oncken.

„In Gottes Namen, geben Sie her, Herr Amtmann." (S. 100.)

Aus bewegten Tagen.

1.

Es war der denkwürdige 14. Oktober des Jahres 1806. In der kleinen [illegible]schen Landstadt ** herrschte um die Mittagszeit große Aufregung, die Leute standen vor den Thüren und jeder schien auf sein Gewerbe und seine Thätigkeit zu vergessen, selbst die Hausfrauen, die sich gar nicht um ihre Küche kümmerten. Es lag freilich heute auch wenig genug daran, wenn die Suppe versalzen und das Fleisch angebrannt war, es hatte wohl

kaum auch jemand großen Hunger, ausgenommen die liebe Jugend, welche sich am wenigsten um die Aufregung des Tages kümmerte, von welcher selbst sonst teilnahmslose Greise erfaßt waren, denn auch weißhaarige Männer und Frauen standen bei den Gruppen und schüttelten bedenklich mit den Köpfen. Schon am Vormittage waren Leute aus der Umgegend ins Städtchen gekommen, die ein fernes anhaltendes Dröhnen gehört hatten, das nur Kanonendonner sein könne; man hatte sogar ein Zittern des Erdbodens verspürt, wenn man das Ohr daran legte und um die elfte Vormittagsstunde hatte sich — es wußte keiner recht, woher? — die Kunde verbreitet, bei Auerstädt werde eine große Schlacht geschlagen zwischen Preußen und Franzosen. Damals hatte Kaiser Napoleon I. den König Friedrich Wilhelm III. so lange gereizt und beleidigt und den preußischen Staat so geringschätzig behandelt, daß es nicht länger zu ertragen war und daß es zum Kriege kam. Aber es war manches veraltet und unbrauchbar im Heerwesen Preußens und es vermochte den 200 000 Mann, welche der Franzosenkaiser heranführte, in Wirklichkeit nur 110 000 Mann, darunter 20 000 Mann Sachsen entgegenzustellen. Darum ward es manchem braven Herzen recht bange zu Mute, das es ehrlich mit Deutschland meinte, und als sich die Preußen an der Nordseite des Thüringerwalds festsetzten, ein Teil unter dem einundsiebzigjährigen Herzog von Braunschweig bei Auerstädt, der andere unter dem Fürsten von Hohenlohe bei Jena, da dachte die Bevölkerung der benachbarten thüringischen Orte mehr als bisher an unseren Herrgott und legte sich jeden Abend mit schwerem Herzen nieder und stand mit schwerem Herzen auf.

Nun fiel die Entscheidung und darum war den Leuten in der kleinen kursächsischen Landstadt aller Appetit vergangen und die Mittagsglocke war noch niemals so überhört worden. Am Nachmittage steigerte sich noch die Aufregung. Der Himmel war trübe geworden und ein feiner, kalter Regen rieselte nieder, aber trotzdem blieben die Leute nicht in ihren Stuben, viele eilten sogar hinaus vor das Städtchen, ja selbst auf die nächsten Berge, um von dort aus etwas, und wäre es auch nur der Pulverdampf, zu erspähen; man sah jedoch nichts, als den grauen Herbstnebel, welcher schon am Nachmittage das ganze Städtchen einhüllte mit all seinen unruhigen und bewegten Menschen. Hier klang heute kein Schlag aus der Schmiede und das Feuer war erloschen beim Schlosser und Spengler — Gesellen und Meister feierten und alle redeten von demselben, von der Schlacht im Saalethal und einer suchte es dem andern einzureden, daß der Sieg der Preußen wohl außer Zweifel sei, denn der Herzog von Braunschweig sei ein alter, kriegserfahrener Herr, der unter dem „alten Fritz" die Franzosen oft genug gehauen habe und der ihnen auch diesmal die Wege zeigen werde.

Es kam aber doch anders!

Gegen Abend klang Hufschlag und zum Thore herein trabte, so gut es das Rößlein konnte und so schnell es das schlechte Pflaster zuließ, ein preußischer Husar. Die Leute riefen es eins dem anderen zu und bald standen mehr als hundert Menschen um den Reiter, der seinen Gaul vor dem Wirtshause „zum goldenen Bären" anhielt und den herbeieilenden Wirt um einen Trunk bat. Der Mann sah elend aus: Die Uniform war von Kot bespritzt, das Gesicht fast schwarz vom Pulverrauch und um die Stirn hatte er einen grauen Fetzen gewickelt, an dem die Nahestehenden Blutspuren sehen wollten.

Die Leute stürmten mit hundert Fragen auf ihn ein, er aber nahm das Glas, welches der Wirt ihm gereicht hatte, leerte es auf einen Zug, wischte sich mit dem Rücken der linken Hand die bärtigen Lippen und sprach dann heiser und fast wie mit unterdrückten Thränen: „'s ist alles verloren! — das Heer auseinandergesprengt — der Herzog von Braunschweig von einer Kugel zum Tode getroffen — bin selbst von den Franzosen gehetzt wie ein Wild — — noch einen Trunk um Gottes willen!" (s. S. 99.)

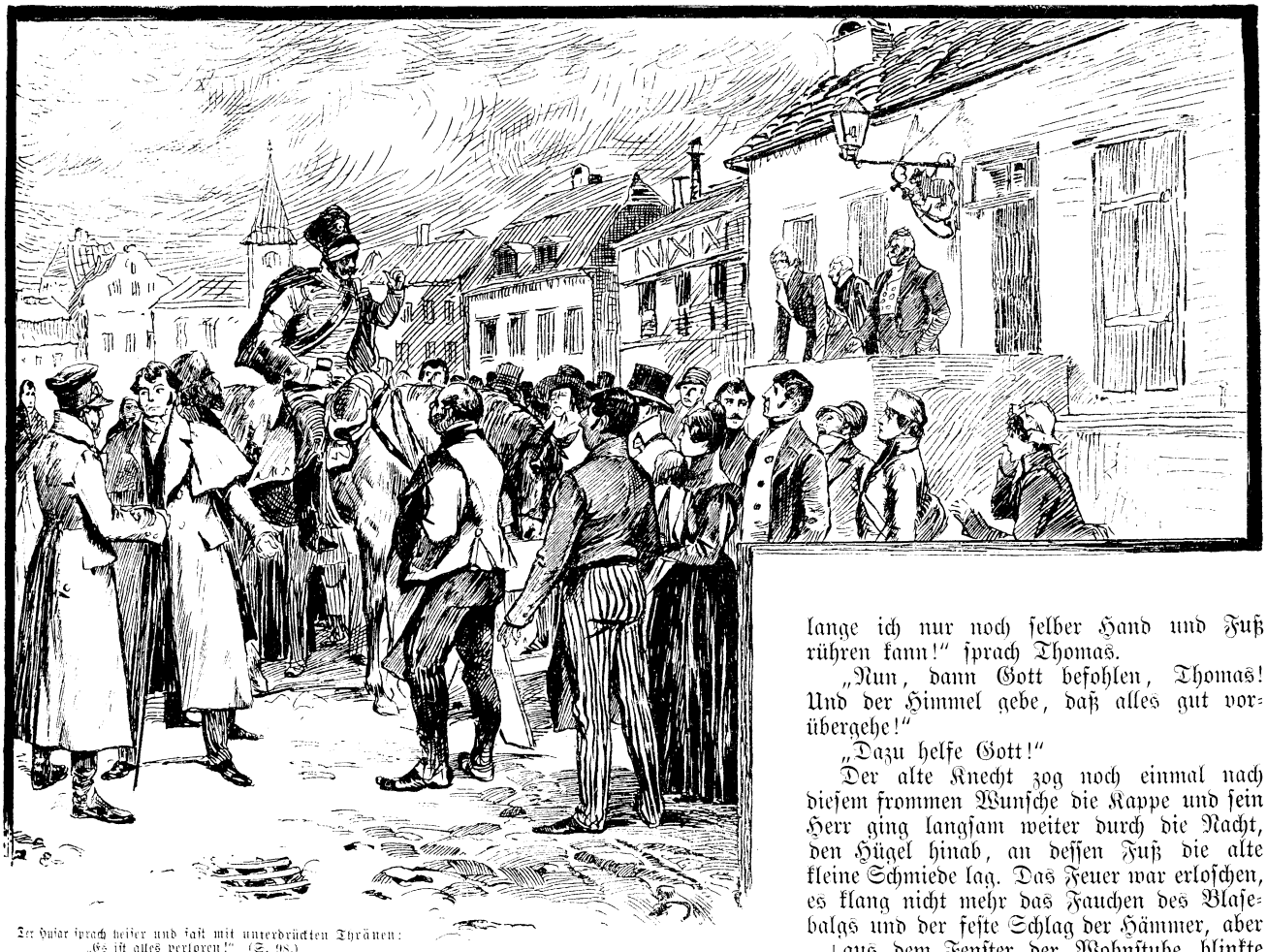
Der Wirt brachte noch ein Glas des schäumenden Trankes, ein Bürger reichte dem Reiter einen Beutel voll Tabak, und der Metzger auf dem Markt ließ durch seinen Buben ein feiste Wurst holen und gab sie dem Soldaten. Der dankte, steckte die Gaben in seine Satteltasche, gab seinem müden Gaul, der gierig an einer der Futterkrippen, die vor dem Hause standen, herumgeschnuppert hatte, die Sporen und ritt hinaus in die Nacht, die langsam sich über das Städtlein niedersenkte. Der versprengte Mann suchte die Richtung nach Jena, um dort sich dem Heere des Fürsten von Hohenlohe anzuschließen — er wußte nicht und auch die Leute in dem Städtchen sollten es erst am anderen Abend erfahren, daß an demselben 14. Oktober auch das zweite preußische Heer geschlagen und vernichtet worden war.

Die Nacht war kühl und sternenleer, der Herbstwind stöhnte um die Schallöcher des kleinen Kirchturms und der Regen weinte nieder in die stillen Gassen; in den Häusern aber brannte überall Licht und aller Herzen hatte sich die höchste Erregung bemächtigt. Morgen schon konnten die Franzosen einrücken, den Feuerbrand auf die friedlichen Dächer schleudern oder zum mindesten die Häuser ausplündern und die Ställe. Viele trieben darum ihr Vieh fort, hinaus in die schweigende regenkalte Herbstnacht, um es in verborgener Waldschlucht zu bergen und wer ein kleines Geldsümmchen besaß oder auch nur ein halb Dutzend silberner Löffel oder irgend einen werten Familienbesitz, suchte nach einem Versteck in Keller, Scheune und Holzstall. Und so sah man die irrenden Lichter an den Fenstern vorüberstreifen, so unruhig wie die Leute, welche sie trugen in den zitternden, aufgeregten Händen.

Ueber dem Marktplatze, auf dem niedrigen Hügel neben Kirche und Pfarrwohnung, stand das Amthaus, ein altes, einstöckiges Gebäude mit hohem Seitengiebel und einem Türmchen auf dem Dache. Auch hier schlief man nicht in dieser Nacht und zwiefache Sorge quälte die Herzen. Der Amtmann Wendler, ein Herr von etwa fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, klugen Gesicht, hatte am meisten Ruhe und Fassung und tröstete seine aufgeregte Frau, die sich vor allem um den Sohn des Hauses ängstigte, den siebzehnjährigen Wilhelm, der am Morgen mit einem Freunde einen Ausflug in die Berge machen wollte und noch nicht wiedergekehrt war; was konnte nicht an diesem Tage des Unheils ihm alles zugestoßen sein? — Dazu bangte sie vor der Ankunft der Franzosen und sann über ein Versteck nach, wohin sie ihren Schmuck und ihre Silbersachen bringen könnte. Die alte Magd war ganz fassungslos und lief, die Hände ringend, in den Garten und auf die Gasse, jammerte hier um ihren verloren gegangenen jungen Herrn und dort um das Hab und Gut, das zunächst noch gar nicht in Gefahr war, bis endlich der Amtmann sie zwang, in ihrem zwecklosen Hin- und Herrennen einzuhalten.

„Schämt Sie sich denn nicht, Dore? — Sie ist nun bald sechzig Jahre auf der Welt und ist immer ein vernünftiges Weibsbild gewesen und eine Stütze in unserem Hause; will Sie denn heute, da meine gute Frau am meisten eine helfende Hand und ein mutiges, kräftiges Herz braucht, nur winseln und heulen? Wird's damit etwa besser? — Kopf in die Höhe, Dore, und den Nacken steif, der alte Gott lebt noch!" Das half auch einigermaßen und der Amtmann wandte sich zu seiner Frau:

„Sei ruhig, Mutter, bist doch sonst allezeit meine treue, starke Kameradin gewesen und wir haben manches mitsammen überstanden; es sieht auch diesmal wohl schlimmer aus, als es wirklich kommen wird. Um Wilhelm mache dir keine Sorgen — ist's denn das erste Mal, daß er von einem Ausflug in die Berge abends nicht heimkommt? — Blieb manchmal zwei, drei Tage aus und du hast dich nicht geängstigt, weil du unseren frischen Jungen kennst, der mit Weg und Steg im Thüringerlande vertraut ist wie kein anderer. Dazu ist er diesmal nicht allein und sein Freund Gustav Brunold ist stark und brav und verläßlich. Den beiden Jungen ist Nacht und Nebel über den Hals gekommen und so haben sie wohl ihr Nachtquartier in irgend einer Dorfschenke aufgeschlagen und kommen eben erst morgen — wissen vielleicht auch noch gar nichts von dem Unglück des Vaterlands. Und das ist jetzt freilich die Hauptsache! Um unser bißchen Hab und Gut ist's nichts, drum sorge dich nicht lange, wohin du dies und jenes vor den Franzosen verstecken willst. Wenn sie wirklich hier einrücken, gibt's bei uns in Haus und Stall und Keller kein Plätzchen, das sie nicht aufwühlen werden, denn es kann ihnen nicht verborgen bleiben, daß ich die fürstlichen Kassen in meinen Händen habe,



Der Husar sprach heiser und fast mit unterdrückten Thränen: „Es ist alles verloren!“ (S. 98.)

und die liegen mir auch zumeist am Herzen. Meines Kurfürsten Gelder muß ich vor allem retten — sind an die 30 000 Thaler in guten Scheinen und in Silber — und ich zermartere mir umsonst das Hirn, wo ich sie unterbringen soll.“

Da umfaßte die treue Hausfrau den Hals des Gatten:

„Verzeih mir, du Lieber, Guter, daß ich mit meinen Sorgen dich behelligt habe, da dich selbst noch ernstere Sorgen quälen. Ich will auch den Mut nicht verlieren, zumal ich dich so fest und stark und ruhig sehe — Gott wird's schon fügen, wie's recht ist!“

Der Amtmann zog seine Frau enger an sich und küßte sie mit mildem Lächeln auf die Stirne; sie aber sprach weiter:

„Du hast recht, was liegt an unserem Hab und Gut, aber unserem lieben Kurfürsten muß sein Geld erhalten werden. Im Hause kann's freilich nicht bleiben — sollte aber nicht unser Nachbar, Meister Wacht, einen Ort wissen — —“

Sie stockte, ihr Gatte aber nickte ihr freundlich zu:

„Es freut mich, daß unsere Gedanken zusammentreffen — an ihn habe ich auch gedacht, er ist ehrlich und zuverlässig — und bei ihm, dem Schmiede im Städtchen, wird man nicht nach Schätzen suchen; er hat vielleicht auch ein Oertlein für dein Silberzeug und deinen Halsschmuck,“ fügte er lächelnd bei.

Bald darauf schritt der Amtmann über den Hofraum, der das Amtshaus umgab. Der Regen hatte aufgehört, nur der Herbstwind sang noch sein ungastliches Lied und die Wetterfahne auf dem Dache kreischte schrill dazu. Aus dem Schatten eines Nebengebäudes trat ein Mann, zog die Mütze ab und sprach zu Wendler:

„Herr Amtmann, sollen wir denn den Teufelsfranzosen unsere beiden Rappen und unser schönes Milchvieh lassen? Ich will's hinaustreiben in den Wald und weiß ein gut Versteck. Die anderen haben alle ihr Vieh beiseite gebracht und ich vermeine, daß im ganzen Städtchen nicht ein Gespann mehr zu finden ist und daß es morgen zum Frühstück keine Milch gibt.“

Der Amtmann blieb vor dem treuen Knechte stehen, der seit zwanzig Jahren in seinen Diensten war und sagte nach kurzer Ueberlegung:

„Du magst recht haben, Thomas. So treibe denn das Vieh in Gottes Namen hinaus; wenn es hier bleibt, ist's doch verloren. Und die Sorge drum brauche ich dir nicht auf die Seele zu binden, in deinen Händen weiß ich Pferd und Rind gut aufgehoben!“

„Das ist's auch, Herr Amtmann, solange ich nur noch selber Hand und Fuß rühren kann!“ sprach Thomas.

„Nun, dann Gott befohlen, Thomas! Und der Himmel gebe, daß alles gut vorübergehe!“

„Dazu helfe Gott!“

Der alte Knecht zog noch einmal nach diesem frommen Wunsche die Kappe und sein Herr ging langsam weiter durch die Nacht, den Hügel hinab, an dessen Fuß die alte kleine Schmiede lag. Das Feuer war erloschen, es klang nicht mehr das Fauchen des Blasebalgs und der feste Schlag der Hämmer, aber aus dem Fenster der Wohnstube blinkte ein freundlicher Lichtschimmer. An der Hausthüre lehnte der Geselle und rauchte seine Pfeife; er schaute verwundert auf, als der Amtmann hart an ihm vorbeiging und rückte an seiner rußigen Mütze, dann sah er ihm nach, bis die Stubenthüre hinter ihm ins Schloß gefallen war.

Der Schmied und sein Weib saßen am Tische und die alte Frau hatte die Bibel vor sich aufgeschlagen. Beide sahen verwundert auf den späten Gast, erwiderten freundlich seinen Gruß und der Meister, eine riesenhafte Gestalt mit breiter Brust und mit einem gutmütigen Gesicht, um welches graue, struppige Haare lagen, stand auf und bot dem Amtmann einen Sitz an. Der reichte dem Schmiede die Hand und sprach:

„Bei Euch ist's ja recht still und friedlich, während alle Welt hier in größter Aufregung ist!“

„Wir haben ein gutes Gewissen, aber keine Schätze. Was wollen mir die Franzosen thun? — Meinen Amboß schleppen sie mir nicht fort — und den roten Hahn werden sie uns wohl auch nicht auf das Dach setzen.“

„Ihr habt recht, Nachbar; nur ruhig Blut und Gottvertrauen! Ich hab's auch nicht anders bei Euch erwartet und just darum komme ich zu Euch! Kann ich ein Wörtlein mit Euch allein reden, Meister? — Ihr nehmt's nicht übel, Frau Ursula,

aber 's ist nicht Frauensache — braucht auch nicht zu fürchten, daß es sich um etwas Schlimmes handelt!"

„Das traue ich Ihnen auch gar nicht zu, Herr Amtmann," erwiderte die Matrone freundlich, indem sie sich erhob und mit einem Kopfnicken sich entfernte. Der Meister aber öffnete die Thür, welche nach der Werkstätte hinausführte und spähte umher; der Knecht lehnte nicht mehr an dem Pfosten und draußen war alles tiefstille, nur die Glocke vom Kirchturm schlug schnarrend die neunte Stunde.

„Sie machen mich sehr neugierig, Herr Amtmann," begann nun Meister Wacht, indem er mit den ehrlichen braunen Augen zu seinem Gaste aufschaute. Dieser fragte:

„Habt Ihr unseren Kurfürsten recht lieb, Nachbar?"

Der Schmied legte unwillkürlich seine breite Hand aufs Herz und es klang etwas wie Unmut durch seine Stimme, als er einfach entgegnete:

Fig. 5a. Fährte der Hirschkuh. (S. 102.)

„Ich bin ein Sachse, Herr Amtmann!"

„Seid Ihr auch bereit, für unseren guten, bedrängten Fürsten etwas zu thun?"

Der Meister ließ die Hand schwer auf die Tischplatte niederfallen und in seinem Gesichte zuckte es wie Wetterleuchten:

„Was Sie auch verlangen mögen, Herr Amtmann, ich thu's! Ich bin nur ein schlichter, armer Handwerker, aber wenn der Kurfürst mich brauchen kann — da bin ich, mit Gut und Blut!"

„So schlimm ist's nicht, Nachbar, aber weil ich Euch seit dreißig Jahren kenne und weiß, daß Ihr ein Ehrenmann seid, will ich Euch Eures Fürsten — Eigentum anvertrauen und Ihr sollt mir's hüten helfen."

Darauf erzählte er dem schlichten Manne, um was es sich handle. Der saß einige Augenblicke schweigend, kraute sich in dem struppigen Haar und sprach dann:

„Herr Amtmann, wenn nun aber das Geld mir gestohlen wird — und in unseren Zeitläufen kann's durch einen schlimmen Zufall auch so weit kommen — wird's dann nicht vielleicht heißen: Ob nicht etwa der alte Wacht — — na, Sie wissen ja, was ich sagen will — und das wär' mein Tod, wenn jemand mir meine Ehrlichkeit antasten wollte!"

„Darüber seid ruhig, Meister! Kein Mensch weiß von der Sache, als ich und Ihr und meine Frau und was die von Euch hält, mögt Ihr daraus erkennen, daß sie selber mir geraten hat, mich an Euch zu wenden. Geht das Geld — was Gott verhüten wolle — doch verloren, so übernehme ich jede Verantwortung, soweit von einer solchen die Rede sein kann — darauf gebe ich Euch mein Ehrenwort! Für Eure Redlichkeit lege ich meine Hand ins Feuer Eurer Esse — genügt Euch das? — und für ein Unglück, das hier begegnen kann, könnt Ihr nicht und ich nicht. Thun wir beide, was wir für gut halten im Interesse unseres Kurfürsten und im anderen lassen wir Gott walten!" —

„Nun denn, ins Himmels Namen! Sie haben recht, bei Ihnen wird das Geld eher gesucht als bei mir, wir wollen's also hier verstecken und was ich thun kann, um darüber zu wachen, das geschieht. — Punktum! Ich hab' ein Versteck" — die Stimme des Schmieds wurde leiser — „den alten Brunnen hinter meinem Holzstall. Er liegt zwischen altem Gerümpel, ist überwachsen von dichtem Gesträuch und fällt kaum einem Menschen auf. Er ist halb verschüttet und zugedeckt — dort sucht kein Franzose. Vor einigen Jahren bin ich einmal hinuntergestiegen, weil mir, da ich ein neues Brett drüber legen wollte, der Hammer hinunterfiel, damals bemerkte ich etwa drei Klafter tief an der Seite eine ziemlich weite Oeffnung, die vielleicht einmal zum Wasserzufluß gedient hatte, aber ganz trocken war, und habe damals schon daran gedacht, daß man dieselbe leicht mit einem Stein zusetzen und so ein heimlich Versteck schaffen könnte. Dort bringen wir das Geld unter, Herr Amtmann, wenn es Ihnen recht ist und wenn es sich nicht um einen zu großen Raum handelt."

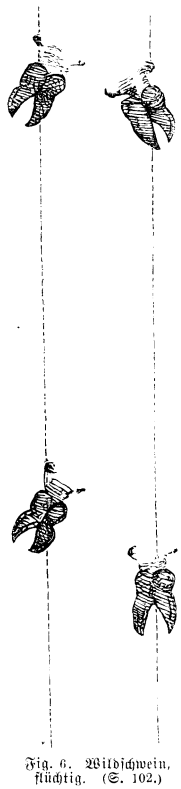


Fig. 6. Wildschwein, flüchtig. (S. 102.)

„Ich bringe die Wertpapiere in einem kleinen Holzkasten unter, auch die Silbergeldrollen finden darin wohl Platz und wollt Ihr ein übriges thun, Meister, so nehmt meiner lieben Frau Halsschmuck und Silberzeug dazu — Ihr wißt ja, wie die Frauen sind."

Fig. 8. Hase, hoppelnd. (S. 102.)

Die beiden Männer besprachen halblaut das weitere, dann begab sich der Amtmann nach Hause, um unter dem Schutze der Nacht die wertvolle Bürde herüberzuholen. An der Hausthüre der Schmiede begegnete er wieder dem Gesellen, der noch immer seine Pfeife rauchte und der eben aus dem Städtlein zu kommen schien.

Der Nachtwächter hatte die Mitternachtsstunde abgeblasen vor dem Amtshause, kein Laut regte sich in den Gassen und selbst manches schwer erregte Gemüt fand im Schlafe Beruhigung — da schritt Wendler in einen weiten Mantel gehüllt, unter welchem er den Holzkasten mit den Kassenscheinen und den Silbergeldrollen, sowie den Silberschmuck seiner Frau trug, herab nach der Schmiede, ging um dieselbe herum und betrat den Hofraum durch ein nur lose angelegtes Pförtchen. Dann pochte er an eines der Fenster und gleich darauf kam aus der Hinterthüre des Hauses Meister Wacht, der eine geschlossene Blendlaterne bei sich trug. Die Männer begrüßten sich leise und schritten dann, nachdem der Schmied noch einmal sorgfältig nach allen Seiten gespäht und gelauscht hatte, nach dem alten Brunnen. Er lag in einer finsteren Ecke, Eisenabfälle und altes Gerümpel um ihn her, so daß man sein Vorhandensein hier überhaupt nicht vermutete: ein alter, dichter Fliederstrauch beugte außerdem seine Zweige über ihn nieder. Meister Wacht beseitigte vorsichtig und geräuschlos die Bretter und das Eisenwerk, welche die Oeffnung bedeckten, und holte nun eine Leiter herbei, welche er vorher schon bereitgestellt hatte. Noch einmal spähten und horchten beide Männer in die Nacht, die mit ihrem schweren grauen Wolkenmantel über dem Städtchen lag und sie segneten im stillen den Umstand, daß kein Sternchen am Himmel war und daß man kaum auf wenige Schritte weit etwas zu erkennen vermochte.

Langsam schob der Meister die Leiter in den Brunnen, bis sie auf festen Grund stieß, dann sprach er leise:

„In Gottes Namen geben Sie her, Herr Amtmann!" (s. S. 97.)

Dieser reichte ihm die nicht große Holzkiste und mit ihr beladen betrat der Schmied die Sprossen und stieg in die dunkel gähnende Oeffnung, aus welcher ein dumpfer fauliger Geruch emporstieg. Die Gestalt des Mannes verschwand und der Amtmann, welcher sich vorbeugte, sah wie sein Gefährte die kleine Blendlaterne geöffnet hatte, deren müder Schein das Innere des Brunnens matt erhellte. Der Schmied hatte die Stelle gefunden, wo in der Mauer sich die Oeffnung befand und schob die Kiste weit hinein, dann stieg er empor, klappte die Laterne zu und griff nach einem Steine, den er sich vorher zurechtgelegt. Zum zweitenmal verschwand er in der Oeffnung, wieder glimmte der Schein des Laternchens auf und der Meister setzte den Stein vor die Oeffnung, so daß ein unberufenes Auge, selbst wenn ein solches in den Brunnen dringen sollte, dieselbe nicht daselbst suchen würde.

Fig. 10. Eichhörnchen. (S. 102.)

So war das Werk gethan, das Lichtchen verlöschte, der Schmied deckte den Brunnen zu, legte altes Eisen über die Holzdecke und trug die Leiter beiseite. Dann schüttelten die beiden Männer sich die Hände und trennten sich. Der Amtmann atmete tief auf, als er vor seinem Hause stand und zu dem dunklen Nachthimmel emporschaute wie im stillen Gebet.

Der Morgen kam und schaute in manches bleiche, verwachte, sorgenvolle Gesicht, die Sonne aber hatte sich herausgerungen aus den schweren Wolken und ihr freundlicher Schein lag über den grauen Dächern des Städtchens und blinkte auf dem vergoldeten Kreuze des Kirchturms. Sie leuchtete „über Gerechte und Ungerechte" und leuchtete auch über die französische Soldatenabteilung, welche unter Trommelklang auf der herbstlichen Straße heranmarschierte und das blinkende Kreuz als Wegweiser nahm. Bald ging auch durch die Gassen der Ruf: „Sie kommen!" und ängstliche Hausväter schlossen die Thüren, ja selbst die Fensterläden, während die Neugier da und dort einige blasse, erwartungsvolle Gesichter an die Scheiben lockte und ganz wenige nur den Mut hatten, auf die Gasse zu treten.

Fig. 7. Reh, schreitend.

Der Trommelschall kam näher, im Marschschritt rückte die Compagnie, der ein Offizier zu Pferde vorauritt, in das Städtchen und bis auf den Markt, wo sie Halt machte. Der Hauptmann stieg von seinem Gaul und winkte einem der Gaffer, die scheu zur Seite standen. Er schrie nach dem „Maire" und als ihn der Gefragte ohne Verständnis anstarrte, fügte er bei: „Burgmäster!"

Nun ward es dem Gefragten klar und er zeigte nach dem Hause des Bürgermeisters, das auf dem Marktplatze sich befand. Bald darauf stand das ängstliche Stadtoberhaupt vor dem Franzosen, der heftig auf ihn einredete, ohne daß der des Französischen völlig unkundige Mann ein Wort davon verstand. Darüber geriet der Franzose immer mehr in Zorn, faßte den Bürgermeister bei der Brust, schüttelte und rüttelte ihn und würde ihn wohl gar noch schwer mißhandelt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Amtmann Wendler um die Ecke des Marktes gebogen wäre; er erschien dem Bedrängten wie ein rettender Engel, denn er war wohl der einzige Mensch im Städtchen, welcher die französische Sprache einigermaßen zu reden verstand.

Der Amtmann trat auch ruhig näher, grüßte höflich und redete den Offizier französisch an. Dieser ließ sofort den geängstigten Bürgermeister los und wendete sich zu Wendler mit der Forderung, es sollten sogleich einige Gespanne gestellt werden.

„Das wird nicht möglich sein, Herr Kapitän, denn soviel ich weiß, sind zur Zeit keine Pferde im Orte!" entgegnete der Amtmann. Der Franzose brauste auf. Er sagte, er wisse wohl, daß man alles verstecke, als ob seine Landsleute Räuberbanden wären; er getraue sich auch Pferde zu finden, wenn er auf seinem Marsche sich länger aufhalten könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Schrift auf dem Erdboden.

(Schluß.)

Die Fährten sind natürlich auch wieder sehr verschieden, je nachdem sie von

Fig. 11. Wildkatze, schleichend.

älteren oder jüngeren Tieren herrühren, und je nach der Bewegungsart derselben; Schritt, Trab, Galopp, Hüpfen, Schreiten, Stehen, Liegen, Hocken u. s. w. geben ihnen ein ganz verschiedenes Ansehen.

In den Naturalienkabinetten könnet ihr sogar die versteinerten Fährten urweltlicher Tiere euch zeigen lassen, deren Studium sehr wichtige Ergebnisse für die Kunde der Vorzeit gebracht hat. So fand man in Pennsylvanien (Nordamerika) solche Vogelfährten von 52 cm Zehenlänge und 2 m Schrittweite, welche auf einen ausgestorbenen Vogel von der doppelten

Fig. 15. Fuchs, flüchtig.

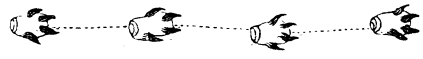


Fig. 13. Fuchs, trabend.

Größe des Straußes hinweisen. Gelt, das wäre ein niedliches Tierchen für den Kanarienbauer? Wenn ihr recht genau beobachten wollet, so müßt ihr euere Aufmerksamkeit beim Abspüren aber auch noch anderen Dingen zuwenden. Ein verschobenes oder mit der feuchten unteren Fläche jetzt nach oben gekehrtes Steinchen, abgetretenes Gras, umgewendetes, zusammengeschobenes Bodenlaub muß gar manchmal den nachgehenden Beobachter die verwischte Fährte festhalten lassen. Man muß die Schlupfwinkel der verschiedenen Tiere, welche sie teils an und unter der Erde, teils auf Bäumen oder Felsen

Fig. 14. Fuchs schleichend

auffuchen, kennen und im Auge behalten. So reiben ferner, z. B. der Rehbock im Frühjahre, der Hirsch im Sommer ihr alljährlich neuerwachsendes Geweih an jungen Baumstämmchen („sie fegen dasselbe"), wobei sie deren Rinde losreißen und den Boden zerstampfen. Je größer und stärker nun ein solcher Geweihträger ist, desto dickere Stangen wählt er zu diesem Geschäfte und desto höher oben fegt er an diesen. Gleichermaßen wendet und knickt der durch eine Dickung tretende Hirsch kleine Zweige mit dem Geweihe, und natürlich je größer, desto höher hängende („Himmelsspur"). — Hirsche und Rehböcke schlagen im Uebermute gern Ameisenhaufen auseinander. — Manche Tiere wälzen sich gern im Schlamme (Hirsche, Sauen), andere puddeln im Staube (Hühnervögel). — Manche vermeiden das Wasser, andere nehmen es gern an und hinterlassen dann kleine Erdrutschungen am Ufer oder streifen beim Herumschwimmen die Wasserlinsen u. s. w. auseinander. — Wieder ein anderes Mal mag man Spuren stattgehabter Kämpfe in zerstampften, zerkratztem Boden, in geknickten Gräsern und Gesträuchen, in ausgerissenen Haaren oder

Fig. 16. Dachs, flüchtig.

Federn, in Blutspuren finden. Namentlich fehlen solche Spuren nicht an Orten, wo Raubtiere Beute gemacht haben. Von letzterer blieben manchmal Reste liegen, oder sie wurden frisch vergraben, oder kleinere Raubtiere hatten eine Nachlese, wo größere sich gesättigt hatten. Da und dort hat der Fuchs ein Hummelnest oder eine Maus ausgegraben, anderswo ein Dachs Moos abgescharrt („gestochen"), um Puppen oder Sämereien aufzunehmen, an einem dritten Orte sehen wir frische Abbisse an Besenpfriemen, Salweide, Kohl u. dergl., von Hasen oder Rehen herrührend. — Der abgelegte Kot (die „Losung") gibt ein ganz wichtiges Zeichen, ebenso da und dort verlorene Haare oder Federn, oder — von angeschossenen Tieren — Blutspure („Schweiß"). Aus der Art und Farbe dieser letzteren Zeichen kann der erfahrene Jäger sogar leicht auf den Sitz und die Schwere der Verwundung schließen. — Tiere mit scharfen Hufen schneiden beim Auftreten und Aufheben der Sohle manchen Grashalm förmlich ab, der in und bei der Fährte liegen bleibt, und aus dem

Fig. 9. Hase, hoppelnd

Fig. 12. Wildkatze, flüchtig.

Grade der Frische oder Welkheit solcher Halme vermögen wir mit Sicherheit zu beurteilen, vor wie langer Zeit das betreffende Tier hier wandelte. Und solcher Zeichen gibt es noch eine große Zahl, so daß ich dieselben euch leider nicht alle hier aufzählen kann. Ihr seht aber nun wohl ein, daß die Fährtenkunde nicht so ganz einfach und leicht erlernbar ist. Der alte Knasterbart in der grauen Jagdjoppe hat sich lange Jahre hindurch viele Mühe geben müssen, bis er der tüchtige Weidmann

Fig. 19. Marder, hüpfend.

geworden ist, als welcher er heute allgemein anerkannt ist.

Der grüne Rock und die langen Stiefel, die schöne Jagdtasche und die modische Flinte, gedankenloses Bummeln durch Feld und Wald, machen noch lange keinen Jäger! Nur wer fleißig beobachtet, namentlich, wenn er das Tier, welches die Fährte machte, noch laufen sieht, wer viel vergleicht und auch das Unbedeutendste berücksichtigt, der wird es zur Vollkommenheit bringen.

Nun aber wollen wir die Abbildungen der einzelnen Tierfährten genauer betrachten, damit wir sie auch richtig bezeichnen lernen.

Fig. 5a: zeigt die Fährte der Hirschkuh.

Fig. 6: zeigt die Wildschweinfährte, flüchtig.

Fig. 7: Die vom Reh.

Fig. 8: Spur des hoppelnden Hasen, ebenso Fig. 9; die langen Tritte rühren von den Hinterläufen her. Der Hase macht sehr viele Hin- und Wiedergänge, daher man leicht die Anzahl der vorhandenen Hasen nach den Spuren überschätzt. Ebenso, nur kleiner, stellt sich die Kaninchenspur dar.

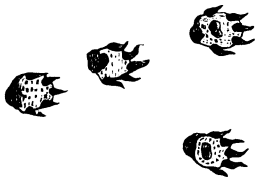


Fig 22. Iltis, laufend.

Fig. 10: Die Eichhörnchenspur.

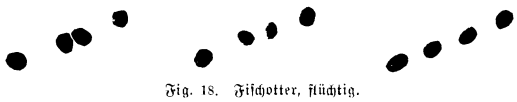


Fig. 18. Fischotter, flüchtig.

Fig. 11: Die Wildkatze schleichend.

Fig. 12: Dieselbe flüchtig. Die Tritte sind jedoch in der Natur rundlicher, als hier wiedergegeben, da die Katze beim Gehen die Krallen einzieht. Hierdurch und durch die schrägere Stellung der Tritte unterscheidet sich ihre Spur von der des Fuchses.

Fig. 13: Der Fuchs trabend („schnürend"), Fig. 14: schleichend, Fig. 15: flüchtig, hier wie beim Hunde.

Fig. 16: Der Dachs in seinem Zotteltrabe, Fig. 16a: derselbe in der Flucht, leicht

Fig. 20. Marder, flüchtig.

kenntlich an den deutlich abgedrückten Krallen.

Fig. 17 und 18: Die Fischotter, ebenso. Bei dieser, seltener beim Fuchse, sieht man im Sande oder Schnee oft leichte Furchen vom Aufstreifen des langen Schwanzes („der Rute"), fast immer auf der linken Seite der Spur und stets auf einige Schritte unterbrochen.

Fig. 19: Der Marder, hüpfend, Fig. 20: derselbe flüchtig. Zuweilen ähnelt, jedoch immer nur auf kurze Strecken, die Marderspur bezüglich der Trittstellung der des Hasens. Der im Walde lebende Edelmarder hat eine behaartere Sohle und klettert viel mehr auf Bäume, als der Steinmarder oder Hausmarder. Die Ballen des ersteren erscheinen daher in der Spur mehr verwischt als bei seinem dachliebenden Verwandten.

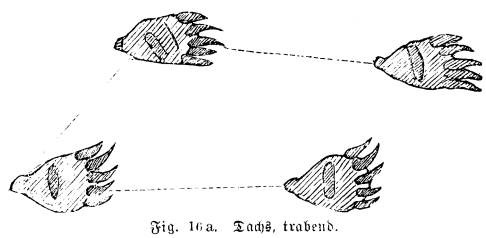


Fig. 16a. Dachs, trabend.

Aehnlich, doch in kürzeren Sprüngen,

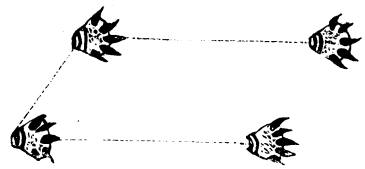


Fig. 17. Fischotter, trabend.

zeigt sich die Iltisspur, Fig. 21: hüpfend, und laufend in Fig. 22.

Ueberall kleiner, ist in Fig. 23 und 24 die Wieselspur wiedergegeben. Großes und kleines Wiesel unterscheiden sich nur an der Spurgröße.

Die Fährten der Haustiere, welche ihr unschwer selbst entstehen sehen und ohne Umstände kennen lernen könnet, habe ich hier gar nicht aufgenommen; ebensowenig die zwar einfachen, aber allzu zahlreichen der Vögel.

Auch in letzterer Hinsicht verweise ich euch auf einfache Beobachtung in Hof und Garten. Präget euch z. B. die in einer Linie („geschnürt") hintereinanderstehenden Tritte mit den gespreizten Zehen des schreitenden Haushuhnes, die nebeneinanderstehenden Tritte des hüpfenden Sperlings, und endlich den Abdruck der Schwimmhäute bei Gans oder Ente ein, so werdet ihr imstande sein, so manche kleine, im Freien gefundene Vogelfährte wenigstens annähernd richtig, andere z. B. durch Größe hervorragende, aber ganz sicher zu bezeichnen.

Ein Wasserfall im Bogoslande.

Der dunkle Weltteil Afrika hat das Eigentümliche, daß sein Rand beinahe überall von Gebirgen eingefaßt ist, die das innere Land wie ein Damm vom Ocean abschließen, und da in dieser Küstengebirgszone die meisten großen Ströme und Flüsse Afrikas entspringen, so ist unter denselben beinahe kein einziger, dessen Bett nicht von Stromschnellen, Wasserstürzen und gewaltigen Wasserfällen unterbrochen wird. Jedermann kennt wenigstens dem Namen nach die fünf Nilkatarakte und den prächtigen Victoriafall des Sambesi, der in seiner Art ganz einzig in der Welt dasteht und welchen uns Livingstone zuerst und so ergreifend geschildert hat. Aber auch alle kleineren Flüsse beinahe ohne Ausnahme zeigen solche Katarakte und sind deshalb auf weite Strecken hin nicht schiffbar, namentlich noch in den Bergen selbst oder da, wo sie aus den Bergen heraustreten.

Fig. 23. Wiesel, laufend.

Einer meiner Bekannten, welcher Abessynien und den ägyptischen Sudan mehrfach bereiste, hat auf einem der kleineren Flüsse einen solchen Wasserfall kennen gelernt, der ihm beinahe das Leben kostete, und ein Abenteuer erlebt, dessen er sich lebenslang mit Grausen erinnert. Wir lassen es ihn mit seinen eigenen Worten erzählen.

Fig. 24. Wiesel, hüpfend.

„Es war zu Anfang der fünfziger Jahre," sagt er, „als mir in Suakim das Anerbieten gemacht wurde, einige Kisten mit Medizin und Instrumenten und einige wichtige Papiere nach der Lazaristenmission Keven zu bringen, welches der Hauptort des herrlichen tropischen Gebirgslandes der Bogos, nördlich von Abessynien, ist und den Sammelplatz der Händler aus Senar, Aegypten und Massua bildet. Ich war jung, wanderlustig und begierig, dieses

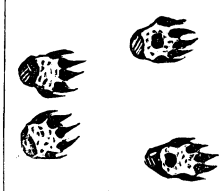


Fig. 21. Iltis, hüpfend.

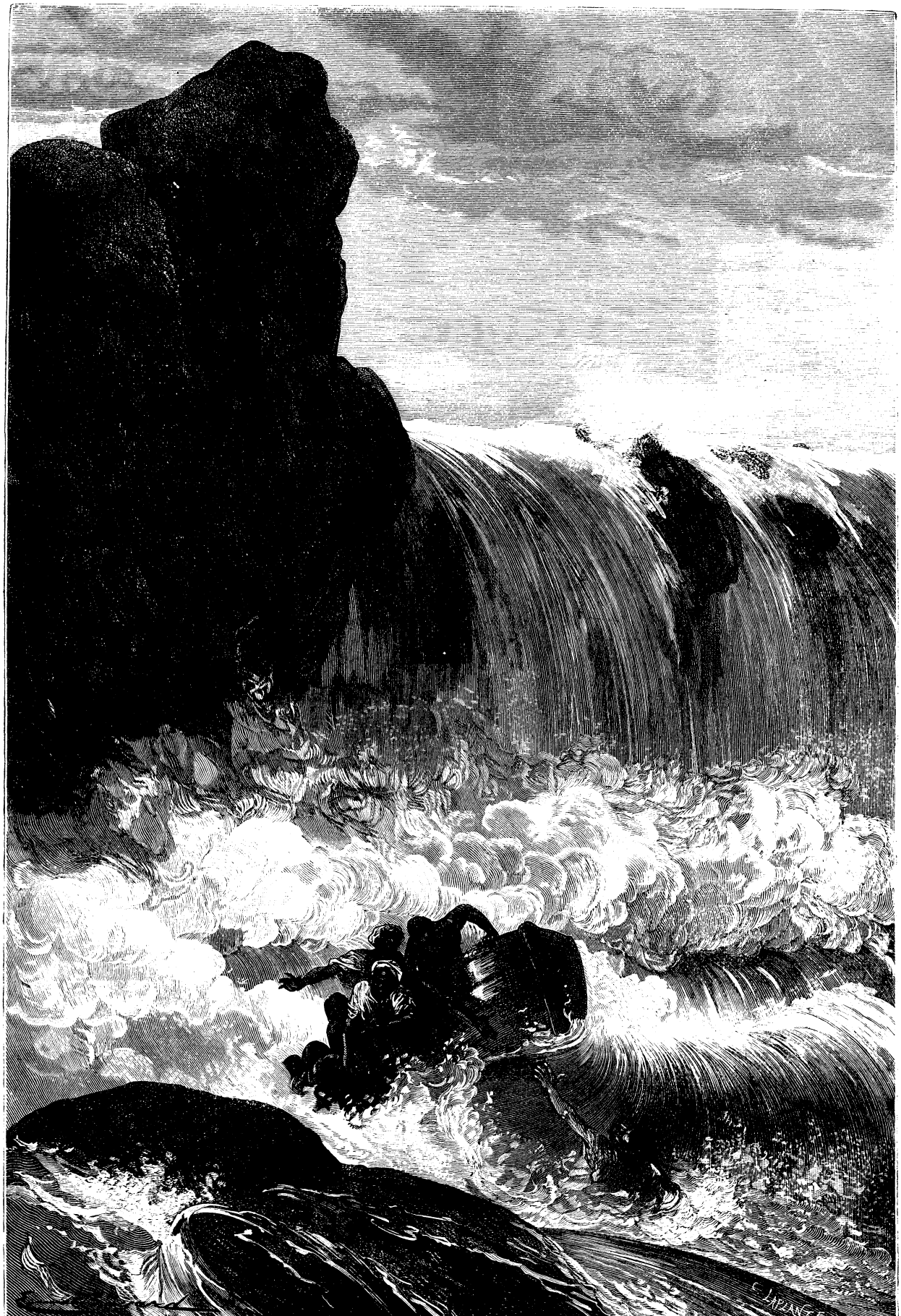
Land mit seinen gewaltigen steilen Gebirgswänden, mit seinen üppigen immergrünen Wäldern, seinen fruchtbaren und wohl angebauten Ebenen, seinem gesunden Klima und seinen stattlichen braunen Bewohnern kennen zu lernen, und da der mir angebotene Auftrag hierzu die beste Gelegenheit bot, nahm ich ihn fast leichtfertig an, obwohl der ehrwürdige Pater Dominik mir die Mühsale und Gefahren nicht verschwieg, welche damit verbunden waren.

Meine Reise von Suakim nach Tokar auf einem Küstenfahrer, mit einem arabischen Schiffer, ging glücklich von statten. In Tokar sah ich mich vor die Wahl gestellt, entweder zu Wasser ins Innere zu reisen und wenigstens den Khor Baraka bis zur Einmündung des Anseba in einem leichten Boote der Eingeborenen hinaufzufahren oder die Reise ganz zu Lande zu machen. Die erstere Reise galt für die bequemere trotz der vielen Stromschnellen, welche auf Trageplätzen umgangen werden müssen, die Landreise für die schnellere. Einen rasch strömenden afrikanischen Fluß hinaufzufahren, ist aber etwas Zeitraubendes, denn die Eingeborenen sind schlechte Schiffer und faule Ruderer. So mietete ich denn ein Reitkamel für mich, zwei Lastkamele für meine Kisten und Lebensmittel und einen Führer nebst zwei Eseln und Sklaven und trat die Reise ins Innere zu Lande an. Mein Führer war ein sogen. Christ aus Kassala, der viel Negerblut in sich hatte, ein träger, heimtückischer, unzuverlässiger Mensch, den ich bald durchschaute und dem ich in keiner Weise traute. Schon nach vier Tagereisen war ich versucht, wieder umzukehren, weil ich dem Führer und seinen beiden Sklaven mißtraute. Der Führer, welcher etwas arabisch sprach, suchte mich über den Inhalt meiner Kisten und über den Betrag des Geldes, welches ich mit mir führe, auszuhorchen, und ich schlief jede Nacht unter meinem kleinen Zelte nur gleichsam mit einem Auge und meine geladenen Pistolen und meine Doppelflinte im Bereich meiner Hand, um mich allfällig meines Lebens zu erwehren.

Am fünften Tage trafen wir eine Gesellschaft von Reisenden im Begriff, ihr Nachtlager an der Mündung eines kleinen Khor oder Wildwassers aufzuschlagen, das aus den Bergen im Osten herabkam. Es war die Bemannung einiger Kähne, die den Baraka herabkamen und hier übernachteten. Zu meiner angenehmen Ueberraschung waren dabei zwei Weiße, italienische Händler, welche aus Bogos und Takweh zurückkehrten. Ich ließ sogleich halten und bei diesen Leuten lagern, obwohl wir noch mindestens eine Stunde weiter hatten reiten wollen, was Mſala, meinem Führer, lieber gewesen wäre. Am Lagerfeuer sprachen wir uns aus, und Raffaele Schina, der ältere der beiden Händler, erteilt mir guten Rat für meine Reise; er hat am vorigen Tage einen alten Bekannten getroffen, den arabischen Sklavenhändler Sid Ibrahim ibu Bela, welcher auf einem Kielboot den Baraka hinauffährt, um Sklaven im Bogoslande zu holen, wenn ich mich ihm anschließen könnte, wäre ich geborgen, denn er kennt Land und Leute. Begierig fasse ich diesen Wink auf und bitte Schina um einige Zeilen der Empfehlung an Ibrahim, welche er mir auch gern gibt. Am anderen Morgen trennen wir uns und ich beschleunige meine Reise, um Ibrahim einzuholen, allerdings ohne Mſala etwas von meiner Absicht mitzuteilen, denn nun fürchte ich den Mann aus Kassala.

Zwei Tage später hole ich das Boot Ibrahims ein, übergebe ihm Schinas Zeilen und trage ihm meine Bitte vor, mich zum Reisegefährten anzunehmen, denn der alte Araber flößt mir Vertrauen ein. Wir werden leicht handelseins und ich löse meinen Vertrag mit Mſala mittels eines Opfers, und dieser willigt ein, weil er Ibrahim und seine Leute fürchtet. Ich bringe meine beiden Kisten und meine Lebensmittel an Bord des Bootes und setze nun meine Reise zu Wasser fort, langsamer zwar aber bequemer und genußreicher, denn die Fahrt auf dem Strome, wenn auch vielfach von Stromschnellen und Wasserfällen unterbrochen, wo wir Boot und Gepäck stundenweit von Strecke zu Strecken tragen müssen, ehe wir weiterrudern können, ist schön und unterhaltend, die Landschaft oft großartig durch die Berge und Felsen. Ibrahim ist ein weitgereifter Mann, der überall Verbindungen hat; er erzählt auch gern von seinen Reisen und spricht leidlich die lingua franca, welche in der Levante und im Morgenlande die Verkehrssprache ist. Er verkehrt unterwegs mit den Eingeborenen in den Dörfern am Ufer und handelt mit ihnen unter der Bedingung, daß sie ihm bei seiner Rückkehr das Gekaufte liefern: Häute, Gummi, Goldstaub, Sklaven u. s. w. So erreichen wir die Einmündung eines Khor oder Bergstroms, welcher von Osten aus dem Gebirge kommt und einige Stunden weit noch schiffbar sein soll. Hier erfährt Ibrahim, daß dort in den Bergen, an den Quellen des Khor Suosch, ein Schech der Beni Ama wohne, welcher abessynische Sklaven zu verkaufen habe, namentlich Gallasmädchen, jene schönen dunkelkupferroten schlanken Weiber, welche in Aegypten so gesucht sind. Um diese zu kaufen, will er seine Reise unterbrechen, und lädt mich ein, ihn zu begleiten, weil ich von dort vielleicht unter dem Schutze des Schechs auf kurzem Landwege Keven erreichen könne. Ich war gern dazu bereit; wir lassen einen Teil unserer Habe und unseres Gepäcks mit einigen Leuten in dem Dorfe der Bogos am Baraka zurück und rudern den Khor Suosch hinan, in ein wildes Bergland hinein, wo der Fluß sich oft gewaltsam ein tiefes schluchtartiges Bett durch die Felsen gewühlt hat. Die Fahrt war einige Stunden lang, trotz der starken Strömung und der mehrfachen Stromschnellen sehr romantisch, und so erreichen wir endlich eine Thalstufe, wo der Khor einige englische Meilen weit eine ziemlich ebene schiffbare Strecke bildet, mit welcher aber sein schiffbares Bett aufhört, wie uns die hier wohnenden Bogos versichern. Wir rudern daher weiter bis zu einem Punkte, wo der Fluß über eine Felsenleiste von etwa zehn Ellen in rauschendem Fall herunter stürzt, aus einer Schlucht mit beinahe senkrechten Seitenwänden hervorbrechend. Ibrahim wollte versuchen, hier die Fahrt noch fortzusetzen und mit Mühe wurden Lebensmittel und Boot über die Fälle hinauf geschafft und wir ruderten weiter, obwohl uns der ferne Donner eines neuen Katarakts hätte warnen sollen. Aber einer der Bogos hatte uns versichert, daß dort in der Nähe des anderen Falles ein Felssteig auf die Kora oder Hochebene führe, wo das Lager des Schechs sei. Ibrahim war ein mutiger Mann und ein gläubiger Moslem, welcher jeder Gefahr ergebungsvoll trotzt, weil ja alles „Kismêt“, d. h. Schickung von oben, sei; der mühseligen Fahrt müde, wollte er den abkürzenden Felsensteig erreichen. Mit verzweifelter Anstrengung ruderten wir vorwärts gegen die heftige, von Felsblöcken gesteigerte Strömung. Immer höher und steiler wurden die Felswände links und rechts, immer lauter donnerte der Wassersturz — endlich bekamen wir diesen selbst zu Gesicht und rechts von ihm den Steig, der in einer Seitenschlucht emporführte. „Vorwärts! dorthin!“ rief Ibrahim und alle Kräfte aufbietend suchten unsere schwarzen Ruderer die Mündung der Seitenschlucht zu erreichen. Da brach eines der Ruder, das Boot drehte sich, stieß an einen Felsblock im Wasser, ward in einen tosenden Wirbel hineingeschleudert und wie um eine Spindel gedreht, und mit einem Male waren wir ein Spiel der Wellen und das Boot schöpfte Wasser, denn einige Planken waren eingestoßen. Im Nu sprang ich über Bord und aus dem Wirbel hinaus, ward hin und her geworfen, aber endlich von einer Welle fortgerissen und konnte mich nur mit Mühe und halb betäubt auf einen Felsen retten. Als ich mich nach den Gefährten umsah, waren sie eben im Begriff am Rande des Wirbels zu scheitern, noch eine Minute und sie trieben mit den Trümmern des Bootes in der wilden Strömung an mir vorüber, nur einer konnte schwimmen, Abdallah der Sohn des alten Ibrahim; diesem verhalf ich zur Rettung, die anderen fünf waren verloren. . . .

Unter unsäglichen Mühen über die glatten Felsen kletternd, kehrten Abdallah und ich zu unseren zurückgelassenen Gefährten zurück. Ich hatte meine Waffen verloren und mußte nun einige Bogos und ihre Sklaven mieten, um auf rauhen Gebirgspfaden vom Khor Rudsch aus Keven zu erreichen, wo ich nach einigen Tagen glücklich ankam, mir aber gelobte, niemals wieder eine Schiffahrt auf einem Khor zu versuchen. Ob die Leichen Ibrahims und seiner Sklaven gefunden wurden, habe ich nie erfahren können, denn ich habe auch Abdallah nicht wiedergesehen!



Ein Wasserfall im Bogoslande.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

Mikroskop! Ja, ja, richtig! Weil mir das richtige Wort oogenblicklich abwesend war, habe ich derweile das Fernrohr zum Behelf genommen, denn geistesgegenwärtig bin ich allezeit geweest."

„Und zwar meinten Sie das Hydrooxygengasmikroskop!"

„Natürlich! Das verschteht sich ganz von selber. Aber warum soll ich dänisch reden, wenn ich der deutschen Schprache vollschtändig mächtig bin? Wenn ich sage Hinterochsenkleegrasmikroskop, so verschteht mich ooch een Ungelehrter. Der Schulmeester sagte immer: Man muß sich herablassen zum kindlichen Gemüt, dann erntet man Palmen off sandigem Boden. Sie sehn, ich werfe mit Metafferbeischpielen nur so um mich herum. Das haben Sie davon, daß ich schtets een fleißiger Autopetrefakt gewest bin. Wäre damals nich der Schtreit wegen dem Vater Wrangel seinem Leibwort ausgebrochen, so hätt' ich's Rolens Coblenz bis zur Tharandter Forschtakademie gebracht und hätte jetzt nich nötig, mich im wilden Westen herumzutreiben und von den Sioux lahm schießen zu lassen!"

„Ah, Sie sind nicht lahm geboren?"

Frank blickte den Dicken fast zornig an.

„Lahm geboren? Wie könnte das bei eener Persönlichkeit von meiner Ambutation möglich sein! Een lahmer Mensch kann doch nie nich als Forschtläufer een Beamter werden! Nee, ich habe meine gesunden Beene gehabt, so lange ich mich off mich selber besinnen kann. Aber als ich damals mit dem Baumann in die schwarzen Berge kam, um unter den Goldsuchern den Krämerladen zu eröffnen, da kamen zuweilen ooch die Indianer, um ihre Einkäufe zu effektuieren. Mehrschtentheels waren Sioux dabei. Das sind die schlimmsten anthropologischen Wilden, die es nur geben kann, zumal sie bei der geringsten Miene, die man zieht, gleich schtechen oder schießen. Am allerbesten ist, man gibt sich gar nich weiter mit ihnen ab. Guten Tag und guten Weg, adieu, leb wohl! Diesem Passus bin ich schtets getreu gewest, weil ich een Freund von Principern bin; aber eenmal hab' ich doch im Charakter eene schwache Schtunde gehabt, und daran hab' ich nun eben heute noch zu hinken."

„Wie ist denn das gekommen?"

„Ganz unverhofft, wie alles kommt, was man vorher nich weeß. Es ist, als wärsch heute, so leibhaftig schteht der betreffende Tag vor meinem geistigen Angesicht. Die Schterne funkelten, und die Bullfrösche brüllten laut im nahen Sumpfe, denn es war leider nich bei Tage, sondern bei Nacht. Baumann war abwesend, um sich in Fort Fettermann mit neuen Vorräten zu versehen; Martin schlief, und der Neger Bob, welcher fortgeritten war, um Schulden einzukassieren, hatte sich noch nich wieder sehen lassen. Nur sein Pferd war ohne ihn ins traute Heim zurückgekehrt. Am anderen Morgen kam er nachgehinkt, mit verschtauchten Gliedern und ohne eenen Pfennig Geld. Er war von unseren sämtlichen Schultnern hinaus- und nachher vom Pferde ooch noch abgeworfen worden. Das nennt man des Lebens Unverschtand aus erschter Hand genießen. Sie sehen, daß ich sogar in Jamben erzählen kann! Nicht?"

„Ja. Sie sind ein kleines Genie."

„Das habe ich mir sehr oft selber gesagt, anderen Leuten aber niemals, weil's niemand glooben wollt. Also die Schterne schtrahlten vom Himmel herab, da klopfte es an unsere Thür. Hier im Westen muß man vorsichtig sein; darum machte ich nich sogleich auf, sondern ich fragte von innen, wer von außen herein wolle. Um die Sache kurz zu machen, es waren fünf Sioux-indianer, welche Felle gegen Pulver umtauschen wollten."

„Sie haben sie doch nicht etwa hereingelassen?"

„Warum nich?"

„Sioux, und mitten in der Nacht!"

„O bitte! Wenn wir eene Uhr gehabt hätten, so wäre es ungefähr halbzwölf gewest. Das war noch nich zu schpät. Ich als Westmann weeß sehr gut, daß man nich allemal zur Visitenschtunde am Platze sein kann, und daß die Zeit unter Umschtänden ungeheuer kostbar sein kann. Die Roten sagten, daß sie noch die ganze Nacht hindurch marschieren müßten, und so appellierte mein gutes, sächsisches Herz an mich — ich ließ sie herein."

„Welch eine Unvorsichtigkeit!"

„Warum? Furcht habe ich nie gekannt, und ehe ich die Thür öffnete, machte ich die Bedingung, daß sie alle Waffen draußen ablegen müßten. Ich muß zu ihrer Ehre geschtehen, daß sie diesem Verlangen redlich nachgekommen sind. Natürlich aber hatte ich, während ich sie bediente, den Revolver in der Hand, was sie als Wilde mir nich übelnehmen konnten. Ich machte wirklich ein brillantes Geschäft mit ihnen: schlechtes Pulver gegen gute Biberfelle. Wenn Rote und Weiße miteinander handeln, so sind die Roten allemal die Betrogenen. Das thut mir zwar leid, aber ich alleene kanns leider nich ändern. Neben der Thür hingen drei geladene Gewehre. Als die Indsmen gingen, blieb der letzte unter der Thür schtehen, drehte sich nochmals um und fragte mich, ob ich nich vielleicht eenen Schluck Feuerwasser zugeben wolle. Nun ist's zwar verboten, den Indianern Branntwein zu verabreichen, aber ich hatte, wie gesagt, eenen guten Profit gemacht und war infolgedessen bereit, ihnen den Gefallen zu thun. Ich wandte mich also um und ging nach der hinteren Ecke, in welcher eine Flasche Brandy schtand. In dem Moment, als ich mich mit derselben umdrehte, sah ich den Menschen mit eenem der Gewehre, welches er vom Pflocke gerissen hatte, verschwinden. Natürlich setzte ich schnell die Flasche nieder, ergriff die nächste Büchse und sprang zur Thür hinaus. Selbstverschtändlich trat ich sofort zur Seite, denn im Scheine des Lichtes hätte ich unter der Thür das sicherste Ziel geboten. Da ich so schnell aus dem Lichten in das Dunkel gekommen war, konnte ich nich sofort scharf sehen. Ich hörte rasche Schritte, und dann blitzte es drüben an der Fenz hell auf. Ein Schuß krachte, und ich hatte das Gefühl, als ob

„Ist's möglich!" rief Jemmy, „hier am Devils Head einen Deutschen zu treffen!" (S. 107.

jemand mich auf den Fuß geschlagen habe. Jetzt sah ich den Roten, welcher sich über die Fenz schwingen wollte. Ich legte an und drückte ab, fühlte aber zu gleicher Zeit einen so schrecklichen Schmerz im Fuße, daß ich zusammenknickte. Die Kugel ging fehl, und das Gewehr war verloren. Nur mit Mühe kam ich in die Hütte zurück. Der Schuß des Indianers war mir in den linken Fuß gegangen. War es wegen der Dunkelheit oder weil der Sioux ein fremdes Gewehr gehabt hatte, ich kann heut noch nicht begreifen, wie er diesen Blasrohrschuß hat thun können. Erst nach Monaten habe ich den Fuß wieder gebrauchen können, aber der Hobble-Frank bin ich geworden. Den Roten aber habe ich mir genau gemerkt. Ich werde sein Gesicht niemals vergessen, und wehe ihm, wenn er mir irgendwo und irgendwann begegnen sollte! Wir Sachsen sind als die urgemütlichsten Germanen bekannt, aber unsere nationalen Vorzüge können uns doch nimmermehr verpflichten, uns nächtlicher Weile, wenn die Schterne vom Himmel schtrahlen, ungeschtraft bestehlen und lahm schießen zu lassen. Ich glaube, der Sioux gehörte zu den Ogallalla, und wenn — — — Was haben Sie denn?"

Er unterbrach sich mit dieser Frage, denn der dicke Jemmy hatte sein Pferd angehalten und einen Ruf der Ueberraschung ausgestoßen. Sie hatten die größte Breite der sandigen Einsenkung hinter sich. Hier gab es eine Stelle mit felsigem Boden, und da, wo dieselbe wieder in den Sand verlief, war Jemmy halten geblieben.

„Was ich habe?" antwortete er. „Das möchte ich selbst auch fragen. Habe ich denn eigentlich Augen?"

Er blickte ganz verwundert vom Pferde herab auf den Sand hernieder. Jetzt sah auch Frank, was sein Gefährte meinte.

„Ist's denn möglich!" rief er aus, „die Fährte ist ja plötzlich ganz anders!"

„Freilich! Erst war es die reine Elefantenspur, und jetzt sind's die deutlichsten Pferdestapfen. Das Tier ist beschlagen gewesen, und zwar mit neuen Eisen, denn die Eindrücke sind außerordentlich scharf, und sowohl der Griff wie auch die Stollen nicht im mindesten abgelaufen."

„Aber diese Fährte ist ja verkehrt!"

„Das ist's ja eben, was ich nicht begreifen kann! Bis jetzt lief die Spur vor uns her, und jetzt kommt sie uns direkt entgegen!"

„Ist's denn auch wirklich dieselbe Fährte?"

„Natürlich! Da hinter uns tritt der Fels zu Tage; aber die Stelle ist kaum zwanzig Fuß breit. Auf dem Felsen ist die Spur unsichtbar. Jenseits desselben kommt sie als Elefantenstapfen von Osten und diesseits kommt sie als deutlicher Pferdehufabdruck von Westen. Blicken Sie um sich! Gibt es etwa noch eine andere Fährte?"

„Nein."

„Also müssen diese Eindrücke trotz ihrer Verschiedenheit von einem und demselben Tiere stammen. Ich will auch überflüssigerweise absteigen, um mich zu überzeugen, daß kein Irrtum vorliegt."

Beide stiegen ab. Die genaueste Untersuchung des Bodens ergab dasselbe Resultat: die Elefantenspur hatte sich auf der schmalen, felsigen Stelle in eine Pferdespur verwandelt. Mußte bereits das höchst befremdlich erscheinen, so war der Umstand, daß die beiden Spuren gegeneinander liefen und auf dem Fels zusammenstießen, geradezu verblüffend. Die beiden Männer blickten einander ratlos an und schüttelten die Köpfe.

„Wenn das keine Zauberei ist, so vexiert uns einer," sagte Jemmy.

„Vexieren? Wie denn?"

„Ja, das kann ich nicht begreifen!"

„Aber Zauberei gibt's ja nicht!"

„Nein; abergläubisch bin ich nicht."

„Das kommt mir vor wie beim Zauberer Philadelphia, der einen Zwirnknäuel in die Luft geworfen haben und dann an dem Zwirn emporgestiegen sein soll!"

„Da der Elefant von Osten und das Pferd von Westen hierhergekommen ist und beider Spuren hier aufhören, so müßten beide Tiere hier an dieser Stelle an dem Faden emporgeklettert und oben in der Luft verschwunden sein! Das erkläre, wer's vermag; ich aber bring' es nicht fertig!"

„Jetzt möcht' ich wohl wissen, was der Moritzburger Lehrer sagen würde, wenn er mit hier wäre!"

„Der würde kein klügeres Gesicht machen, als Sie und ich!"

„Hm! Mit Erlaubnis, geistreich sieht das Ihrige grad' nich aus, Herr Jemmy."

„Und Ihnen sieht man es in diesem Augenblicke auch nicht an, daß Sie ein so talentvoller Autopetrefakt sind. Ich möchte überhaupt den Menschen sehen, welcher dieses Rätsel zu lösen vermag."

„Aber zu lösen muß es sein, denn der berühmte Archidiakonus hat gesagt: Gebt mir einen festen Punkt in der Luft, so hebe ich jede Thür aus ihren Angeln!"

„Archimedes, meinen Sie!"

„Ja, aber Diakonus war er nebenbei, denn als am Sonnabend nachmittag die feindlichen Soldaten kamen, lernte er grad' die Predigt für morgen auswendig und rief ihnen entgegen: ‚Schtört mich nich, und macht leise!' Da schlugen sie ihn tot. Darum ist der Punkt in der Luft wieder verloren gegangen."

„Vielleicht finden Sie ihn wieder. Ich aber fühle mich nicht befähigt dazu, da ich nicht einmal hier diesen Widerspruch zu lösen vermag."

„Etwas aber müssen wir doch thun!"

„Natürlich! Umgekehrt wird nicht. Wenn es überhaupt eine Erklärung gibt, so liegt sie vor uns, nicht aber hinter uns. Steigen wir also auf, und dann wieder vorwärts!"

Sie ritten weiter, der Pferdespur entgegen. Diese war immerfort ganz deutlich zu erkennen und führte nach ungefähr einer halben Stunde aus dem sandigen Terrain heraus auf besseren Boden. Dort gab es Gras und vereinzeltes Strauchwerk. Der Höhenzug lag nahe. Ein dichter Wald zog sich an ihm empor, unten mit einzelnen Bäumen beginnend und je höher aufsteigend, desto geschlossener werdend. Auch hier war die Spur deutlich zu erkennen; nach einiger Zeit aber gab es einen mit klarem Steingries bedeckten Boden; da hörte sie plötzlich und vollständig auf.

„Das ist die Lösung!" brummte Frank.

„Unbegreiflich!" erklärte Jemmy. „Das Pferd muß aus der Luft gekommen und wieder in der Luft verschwunden sein. Oder ist es wirklich der Geist der Savanne gewesen! Dann wollte ich, er käme auf den guten Gedanken, sich einmal sehen zu lassen. Ich möchte doch gar zu gern wissen, wie ein Geist aussieht."

„Der Wunsch kann erfüllt werden. Sehen Sie sich ihn gefälligst an, meine Herren!"

Diese Worte erklangen in deutscher Sprache hinter dem Busch hervor, an welchem sie halten geblieben waren. Einen Ruf des Schreckens ausstoßend, fuhren die beiden herum. Der, welcher gesprochen hatte, verließ das Gesträuch, welches ihm als Deckung gedient hatte.

Er war von nicht sehr hoher und nicht sehr breiter Gestalt. Ein dunkelblonder Vollbart umrahmte sein sonnverbranntes Gesicht. Er trug ausgefranste Leggins und ein ebenso an den Nähten ausgefranstes Jagdhemd, lange Stiefel, welche er bis über die Knie emporgezogen hatte, und einen breitkrämpigen Filzhut, in dessen Schnur rundum die Ohrenspitzen des grauen Bären steckten. In dem breiten, aus einzelnen Riemen geflochtenen Gürtel steckten zwei Revolver und ein Bowiemesser; er schien rundum mit Patronen gefüllt zu sein. An ihm hingen außer mehreren Lederbeuteln zwei Paar Schraubenhufeisen und vier fast kreisrunde, dicke Stroh- oder Schilfgeflechte, welche mit Riemen und Schnallen versehen waren. Von der linken Schulter nach der rechten Hüfte trug er einen aus mehrfachen Riemen geflochtenen Lasso und um den Hals an einer starken Seidenschnur eine mit Kolibribälgen verzierte Friedenspfeife, in deren Kopf indianische Charaktere eingegraben waren. In der Rechten hielt er ein kurzläufiges Gewehr, dessen Schloß von ganz eigenartiger Konstruktion zu sein schien, und in der Linken eine — — — brennende Cigarre, an welcher er soeben einen kräftigen Zug that, um den Rauch mit sichtlichem Behagen von sich zu blasen.

Der echte Prairiejäger gibt nichts auf Glanz und Sauberkeit. Je mitgenommener er aussieht, desto mehr hat er mitgemacht. Er betrachtet einen jeden, der auf sein Aeußeres etwas gibt, mit souveräner Geringschätzung. Der größte Greuel ist ihm ein blankgeputztes Gewehr. Nach seiner festen Ueberzeugung hat kein Westläufer Zeit, sich mit solchem Schnickschnack zu befassen.

Nun sah an diesem jungen fremden Manne alles so sauber aus, als sei er erst gestern von St. Louis aus nach dem Westen aufgebrochen. Sein Gewehr schien vor einer Stunde aus der Hand des Büchsenmachers

hervorgegangen zu sein. Seine Stiefel waren makellos eingefettet und die Sporen ohne eine Spur von Rost. Seinem Anzuge war kaum eine Strapaze anzusehen, und wahrhaftig, er hatte sogar seine Hände rein gewaschen.

Die beiden starrten ihn an und vergaßen vor Ueberraschung, ihm zu antworten.

„Nun," fuhr er lächelnd fort, „ich denke, Sie wünschen den Flats-ghost zu sehen? Wenn Sie den meinen, dessen Spur Sie gefolgt sind, so steht er vor Ihnen."

„Alle Wetter! Da bleibt mir mehrschtentheels gleich sofort der Verschtand schtille schtehn!" rief Frank aus.

„Ah, ein Sachse! Nicht?"

„Sogar een geborener! Und off alle Fälle sind Sie een reener, unvermischter Deutscher?"

„Ja, ich habe die Ehre. Und der andere Herr?"

„Ooh, aus derselbigen schönen Gegend. Der freudige Schreck ist ihm off die Schprache gefallen. Lange dauern thut's aber bei ihm nich, so kann er wieder reden."

Er hatte recht, denn jetzt sprang Jemmy aus dem Sattel und streckte dem Fremden die Hand entgegen.

„Ist's möglich!" rief er aus. „Hier am Devils Head einen Deutschen zu treffen! Kaum sollte man es glauben!" (s. S. 105.)

„Meine Ueberraschung muß doppelt groß sein, denn ich treffe ihrer ja zwei. Und irre ich mich nicht, so ist Ihr Name Jakob Pfefferkorn?"

„Was! Meinen Namen kennen Sie!"

„Ihnen ist's ja leicht anzusehen, daß Sie der „dicke Jemmy" sind. Und könnte ich es da nicht erraten, so brauchte ich nur Ihren Klepper anzusehen. Trifft man einen dicken Jäger auf einem solchen Kamelgaule, so ist's der Jemmy. Und zufälligerweise habe ich erfahren, daß dieser bekannte Westmann eigentlich Jakob Pfefferkorn heißt. Aber wo Sie sind, da kann der lange Davy mit seinem Maultiere nicht fern sein. Oder irre ich mich da vielleicht?"

„Nein; er ist wirklich in der Nähe, gar nicht weit von hier nach Süden, wo das Thal in die Berge geht."

„Ah! Lagern Sie heut da?"

„Gewiß. Mein Gefährte hier heißt Frank."

Frank war auch abgestiegen. Er gab dem Fremden die Hand. Dieser betrachtete ihn scharf, nickte ihm dann zu und fragte:

„Wohl gar der Hobble-Frank?"

„Herr Jemineh! Doch meinen Namen wissen Sie?"

„Ich sehe, daß Sie hinken, und Frank heißen Sie. Da lag die Frage nahe. Sie hausen mit Baumann, dem Bärentöter, zusammen?"

„Wer hat Ihnen das gesagt?"

„Er selbst. Ich kam mit ihm vor einigen Jahren ein weniges zusammen. Wo befindet er sich jetzt? Daheim? Ich glaube, das ist ungefähr drei Tagesritte von hier?"

„Ganz genau. Aber er ist nich daheim. Er ist den Ogallalla in die Hände gefallen, und wir sind unterwegs, um zu sehen, was wir für ihn thun können."

„Sie erschrecken mich. Wo ist das geschehen?"

„Gar nich weit von hier, am Devils Head. Sie schleppen ihn mit noch fünf Gefährten hinauf nach dem Yellowstone, um ihn am Grabe des ‚tapferen Büffel' zu töten."

Der Fremde horchte auf.

„Aus Rache jedenfalls?" fragte er.

„Ja freilich. Haben Sie vielleicht 'mal von Old Shatterhand gehört?"

„Ich glaube, mich zu besinnen, ja."

Es spielte dabei ein eigenartiges Lächeln um die Lippen des Sprechers.

„Nun, der hat den ‚tapfern Büffel', den ‚böses Feuer' und noch eenen dritten Sioux getötet. Nun sind die Ogallalla unterwegs, um das Grab dieser drei zu besuchen, und dabei ist Baumann ihnen in die Hände gefallen."

„Wie haben Sie das erfahren?"

Frank erzählte von Wohkadeh und von allem, was seit dem Erscheinen dieses jungen Indianers geschehen war. Der Fremde hörte ihm sehr aufmerksam und sehr ernst zu. Nur manchmal, wenn der Hinkende allzusehr in seinen heimatlichen Dialekt verfiel, flog ein schnelles Lächeln über sein Gesicht. Als der Bericht beendet war, sagte er:

„So trägt also Old Shatterhand eigentlich die Schuld an dem Unglücke, welches dem Bärentöter widerfahren ist. Er hat es auf dem Gewissen."

„Nein. Was kann der dafür, daß Baumann die Vorsicht außer acht gelassen hat?"

„Nun, streiten wir uns darüber nicht. Es ist sehr brav von Ihnen, daß Sie die Gefahren und Anstrengungen, denen Sie unbedingt entgegengehen, nicht scheuen, um die Gefangenen zu befreien. Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen ein gutes Gelingen. Besonders interessiere ich mich für den jungen Martin Baumann. Vielleicht bekomme ich ihn einmal zu sehen."

„Das kann sehr leicht geschehen," sagte Jemmy. „Sie brauchen ja nur mit uns zu gehen oder vielmehr mit uns zu reiten. Wo haben Sie Ihr Pferd?"

„Woher wissen Sie, daß ich kein Waldläufer, sondern beritten bin?"

„Na, Sie tragen ja Sporen!"

„Ach so, das verrät es Ihnen. Mein Pferd befindet sich hier in der Nähe. Ich habe es für die wenigen Augenblicke verlassen, um Sie vorüberreiten zu sehen."

„Haben Sie denn unser Kommen bemerkt?"

„Freilich. Ich sah Sie bereits vor einer halben Stunde da draußen halten, um sich über die Verschiedenheit der Fährte zu beraten."

„Wie? Was wissen sie davon?"

„Weiter nichts, als daß es meine eigene Spur ist."

„Was, die Ihrige?"

„Ja."

„Alle Teufel! So sind sie es, der uns vexiert hat?"

„Haben Sie sich wirklich täuschen lassen? Nun das ist ja eine große Genugthuung für mich, einem Westmanne, wie dem dicken Jemmy, ein Schnippchen geschlagen zu haben. Freilich galt das nicht Ihnen, sondern ganz anderen Leuten."

Der Dicke schien nicht zu wissen, was er von dem Sprecher denken solle. Er betrachtete ihn kopfschüttelnd vom Kopfe bis zu den Füßen herab und fragte sodann:

„Aber wer sind Sie denn eigentlich?"

Der andere lachte belustigt auf und antwortete:

„Nicht wahr, Sie bemerken sofort, daß ich hier im fernen Westen ein Neuling bin?"

„Ja. Den Greenfinch sieht man Ihnen sofort an. Mit Ihrem Sonntagsgewehr können Sie getrost auf Sperlinge gehen, und Ihre Ausrüstung tragen Sie erst seit Tagen auf dem Leibe. Sie müssen in zahlreicher Gesellschaft hier sein und gehören jedenfalls zu einem Trupp Touristenschützen. Wo haben Sie die Eisenbahn verlassen?"

„In St. Louis."

„Was? So weit im Osten? Unmöglich! Wie lange Zeit befinden Sie sich hier im Westen?"

„Dieses Mal seit acht Monaten."

„O bitte, nehmen Sie es mir nicht übel! Aber das wollen Sie mir doch nicht etwa im Ernste weismachen!"

„Es kann mir nicht einfallen, Ihnen eine Unwahrheit zu sagen."

„Pshaw! Und getäuscht wollen Sie uns auch haben?"

„Ja; die Fährte war von mir."

„Das glaubt kein Gendarm! Ich mache eine Wette, Sie sind Lehrer oder Professor und reiten mit etlichen Kollegen hier herum, um Pflanzen, Steine und Schmetterlinge zu sammeln. Da lassen Sie sich einen guten Rat geben. Machen Sie sich schleunigst aus dem Staube! Hier diese Gegend ist kein Feld für Sie. Das Leben hängt hier nicht stündlich, sondern in jeder Minute an einem Haar. Sie wissen gar nicht, in welcher Gefahr Sie da schweben."

„O, das weiß ich ganz genau. Hier in der Nähe z. B. lagern über vierzig Schoschonen."

„Heavens! Ist's wahr?"

„Ja; ich weiß es ganz genau."

„Und das sagen Sie so in aller Ruhe!"

„Wie soll ich es anders sagen? Meinen Sie, daß die paar Schoschonen zu fürchten seien?"

„Mann, Sie haben keine Ahnung, auf welch einem gefährlichen Gebiete Sie sich befinden!"

„O doch! Da draußen liegt der See des Blutes, und die Schoschonen würden sich freuen, uns oder einen von uns ergreifen zu können."

„Jetzt weiß ich wirklich nicht, was ich von Ihnen denken soll!"

„Denken Sie, daß ich diesen Roten ebensogut wie Ihnen eine Nase drehen kann. Ich habe schon manchen tüchtigen Westmann getroffen, welcher sich in mir geirrt hat, weil er den landläufigen Maßstab an mich legte. Bitte, kommen Sie!"

Er drehte sich um und schritt langsam zwischen die Büsche hinein. Die beiden folgten, ihre Pferde an den Zügeln führend. Nach ganz kurzer Zeit kamen sie an ein wahres Prachtexemplar von Schierlingstanne, welche wohl über dreißig Meter hoch war, bei diesem Baume eine große Seltenheit. Neben derselben stand ein Pferd, ein prächtiger Rapphengst mit roten Nüstern und jenem Haarwirbel in der langen Mähne, welcher bei den Indianern als sicheres Kennzeichen vorzüglicher Eigenschaften gilt. Sattel und Riemenzeug war von indianischer Arbeit. Hinter dem ersteren war ein Gummimantel aufgeschnallt. Aus einer der Seitentaschen ragte das Futteral eines Fernrohres hervor. An der Erde lag ein schwerer, doppelläufiger Bärentöter vom stärksten Kaliber. Als Jemmy dieses Gewehr erblickte, that er einige rasche Schritte, hob es auf, betrachtete es und rief:

„Dieses Gewehr ist — — es ist — — ah, ich habe es noch nie gesehen, aber ich erkenne es sofort. Die Silberbüchse des Apachenhäuptlings Winnetou und dieser Bärentöter sind die berühmtesten Gewehre des Westens. Der Bärentöter gehört — — —"

Er hielt inne und starrte den Besitzer ganz fassungslos an; dann fuhr er fort:

„Jetzt, jetzt, ah, jetzt geht mir ein Licht auf! Old Shatterhand ist von jedem, der ihn zum erstenmal sah, für ein Greenhorn gehalten worden. Ihm gehört dieses Gewehr, und der Stutzen in Ihrer Hand ist keine Feiertagsrifle, sondern einer von den elf Henrystutzen, die es gegeben hat. Frank, Frank, wissen Sie, wer dieser Mann hier ist?"

„Nein. Ich habe weder sein Taufzeugnis noch seinen Impfschein gelesen."

„Mensch, lassen Sie den Spaß! Sie stehen jetzt vor Old Shatterhand!"

„Old Shat — — —"

Der Hinkende fuhr um einige Schritte zurück.

„Alle guten Geister!" stieß er hervor. „Old Shatterhand! Den habe ich mir freilich ganz anders vorgestellt!"

„Ich mir ja auch!"

„Wie denn, Mesch'schurs?" fragte der Jäger lächelnd.

„Lang und breit wie den Koloß zu Varus!" antwortete der gelehrte Sachse.

„Ja, von riesenhafter Gestalt," stimmte der Dicke bei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Elemente der Buchbinderkunst.

IV.

Der halbsteife Einband.

Dieser bildet ein Mittelding zwischen Broschüre und Pappband und wird zumeist für weniger in Gebrauch kommende Bücher, Zeitungen und dergl. angefertigt. Auch bei dem Halbsteifbande findet, wie bei der Broschüre, ein Beschneiden selten statt.

Die hierbei vorkommenden Arbeiten sind folgende:

1) Das Falzen, 2) das Heften, 3) das Leimen, 4) das Rundklopfen des Rückens, 5) das Ansetzen der Deckel und 6) das Ueberziehen und das Anpappen des Vorsetzpapieres.

1. Das Falzen von ganzen Bogen wurde schon im zweiten Abschnitte genauestens beschrieben und bezieht sich hier vornehmlich auf das Umfalzen unaufgeschnittener und aufgeschnittener Bogen. Man entfernt von der Broschüre die Umschlagblätter, nimmt die Bogen nach der Signatur auseinander, wobei, falls sie geheftet sind, der zusammenhängende Faden mittels des Messers getrennt werden muß, streift die Bogenrücken von den anhängenden Fasern ab, prüft jeden einzelnen Bogen, ob er genau gefalzt ist, d. h. ob die Pagina richtig aufeinander treffen, legt dieselben, wenn dies nicht der Fall ist, auseinander und korrigiert sie.

Sind die Bogen schon aufgeschnitten, so geschieht das Umfalzen von der Mitte aus, wobei man die Pagina richtigstellt, die Blätter der Reihenfolge gemäß wieder ineinander steckt und alle von den Seitenzahlen aus in einer Höhe schneidet. Bei dem darauf folgenden Gleichstoßen ist Sorge zu tragen, daß sich hierbei dieselben nicht wieder verschieben. Hierauf wird das Buch eingepreßt.

2. Das Heften kann entweder aus freier Hand oder auf der Heftlade und zwar auf schmale Bänder und Pergamentstreifchen, oder auf Schnüre vorgenommen werden. Bücher aus Schreibpapier heftet man immer nur auf Bänder oder Pergamentstreifchen, nie auf Spagatschnüre. Die Breite derselben richtet sich nach dem Formate und der Bogenzahl der Bücher und beträgt zwischen 5 und 15 mm.

Diese Bänder und Schnüre, an welchen die Bogen aufgeheftet werden, nennt man Bünde und es müssen deren immer wenigstens zwei sein; bei größeren Formaten steigern sich diese auch je nach der Buchdecke von 3 bis zu 5 Bünden. Sie dienen nicht allein, um die Bogen daran heften zu können, sondern auch zum Befestigen der Einbanddeckel am Buche. Damit nun letzteres, zumal bei gedruckten Büchern, geschehen kann, ist es notwendig, den ersten und letzten Bogen des Buches durch vorgelegte unbedruckte Blätter zu schützen. Diese Blätter werden das Vorsetzpapier genannt.

Man falzt zu diesem Zwecke ein genügend großes weißes oder auch farbiges Papier in der Mitte zusammen und klebt je an einer Seite des Bruches einen 3 bis 5 cm breiten Papierstreifen, der Ansatzfalz genannt, auf, wobei man denselben an der Kante entlang schmal mit Kleister bestreicht, und biegt dann am Vorsatz nach dem Trocknen einen schmalen Streifen (Falz) ein, in den der betreffende Bogen kurz vor dem Heften eingelegt werden muß (s. Fig. 6, welche das derart vorgerichtete Vorsetzpapier von der Seite besehen darstellt). Die Linie a zeigt die beiden zusammengefalzten Vorsetzblätter, b den Falzpapierstreifen und c den schmalen, umgebogenen Heftfalz. Einfacher und bequemer ist es, die Falzpapierstreifen auf

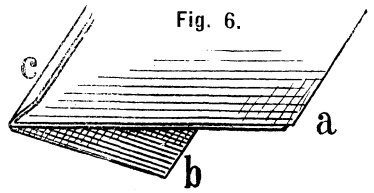


Fig. 6.

Der Ansatzfalz.

der Innenseite des ersten und letzten Bogens schmal mit Kleister anzuhängen und das Vorsetzpapier hart am Rücken des ersten und letzten Bogens schmal aufzukleben; schließlich werden die Falze über dasselbe nach auswärts umgelegt.

Bei dem Heften müssen alle Bogen sich in möglichst gleichmäßiger Lage befinden, es darf keiner derselben oben und seitlich weder vor- noch zurückstehen und sollen auch die Bünde in passende Abstände gesetzt werden. Hierbei sind nebst den wirklichen Bünden, welche in Fig. 7 mit c bezeichnet sind, noch die sogen. Vicebünde 1 und 6, an denen keine Bänder oder Schnüre mitgeheftet werden, zu beachten. Diese Vicebünde kommen bei gedruckten Büchern gewöhnlich knapp oberhalb der Seitenzahlen (Pagina) und unterhalb der Signaturen zu sitzen, während innerhalb derselben in mäßigen, dem Format entsprechenden Abständen die wirklichen Bünde angebracht werden. Zur sicheren Innehaltung der gewählten Einteilung ist

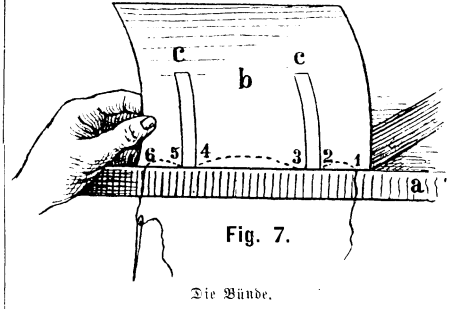


Fig. 7.

Die Bünde.

es Anfängern anzuraten, diese vor dem Heften am Rücken der gleichgestoßenen Bogen mittels Lineal und Zirkel vorzunehmen und die Linien mit Bleistift anzuzeichnen.

Die einfachste Heftart ist jene mit zwei Bünden und richtet sich nach dieser auch das Heften mit drei und mehr derselben. Der Vorgang hierbei ist unter Beobachtung der Fig. 7 folgender:

Nachdem das Buch kollationiert ist, wird auf dasselbe oben und unten das Vorsetzpapier gelegt und es verkehrt, nämlich mit dem Titel- oder ersten Bogen nach unten, zur linken Hand gelegt. Hierauf richtet man zwei dünne schmale Leinen-

bänder oder Pergamentstreifen in solcher Länge vor, daß deren Ende nach dem Heften auf beiden Seiten des Buches mindestens um eines Fingers Breite vorstehen, biegt sie dann an einem Ende um, legt sie an die Kante a eines glatten Brettes, das etwas weniger größer als das Buch sein soll, und gibt den nun oben liegenden letzten Bogen mit dem eingesteckten Vorsetz derart darauf, daß die Seitenzahl des Bogens zur linken Hand ist. Nun wird der Bogen b bis zur Mitte geöffnet und mit der Linken festgehalten, mit der eingefädelten Nadel von außen am Vicebund bei 1 genau auf dem Buge eingestochen, dieselbe innen mit der linken Hand erfaßt und bei 2 hart neben dem Bunde nach außen geführt, wobei die rechte Hand die Nadel außen erfaßt und der Faden bis auf ein kleines vorstehendes Endchen straff angezogen werden muß.

Mit der nämlichen Hand geschieht dann das Einführen der Nadel bei 3, wo sie innen wieder die linke Hand in Empfang nimmt und bei 4 nach außen führt, bei 5 wird wieder ein- und endlich bei 6, am Vicebund, herausgestochen. Nun legt man den Bogen nieder, zieht den Faden straff an und streicht den Falz mit dem Falzbeine glatt.

Hierauf ergreift man mit der linken Hand den nächstfolgenden Bogen, öffnet ihn wieder genau in der Mitte, legt ihn in gleicher Richtung des schon gehefteten, führt die Nadel bei 6 ein, bei 5 heraus, sticht bei 4 ein, bei 3 heraus, bei 2 nach innen und schließlich bei 1 heraus. Der Faden wird wieder straff angezogen und mit dem vorstehenden Endchen des ersten Bogens mittels zweier aufeinanderfolgender Schlingen verknüpft. Das Heften der nachfolgenden Bogen geschieht in soeben beschriebener Weise bis zu Ende und das Verknüpfen des letzten, des Titelbogens, indem man die Nadel am Vicebund des vorhergehenden Bogens derart durchzieht, daß der Faden eine kleine Schlinge bildet, durch welche die eingefädelte Nadel gezogen und derselbe hierauf recht gut angezogen wird. Zur Veranschaulichung dieser Erklärung dient die beigegebene Figur 8. Dieses Umschlingen hat zweimal zu geschehen, worauf der Zwirn bis auf ein kleines Endchen abgeschnitten wird.

Bei dem Heften gilt als allgemeine Regel, daß die linke Hand immer nur von innen die Nadel zu empfangen und nach außen zu führen hat, wogegen ausschließlich nur die rechte das Heften auf der Außenseite vornimmt, ohne daß hierbei die Nadel jemals beiseite gelegt werden soll. Ferner müssen die Stiche immer genau auf dem Bruche des Bogens gemacht werden und dürfen hierbei die Bünde nie angeheftet, sondern nur umschlungen werden. Auch ist stets darauf zu achten, daß die Bogen sich oben und seitlich in genauer Richtung befinden und daß der Faden nie gelockert, sondern möglichst gespannt wird, endlich, daß man immer die richtige Mitte nehme, damit nicht nachträglich ungeheftete Blätter herausfallen. Steigt der Buchrücken durch den eingehefteten Faden zu viel, d. h. wird er zu hoch, so wird er zeitweilig mit dem Falzbein niedergestrichen. Um diesen Uebelstand schon von vornherein zu verhindern, nehme man auch bei der Wahl des Zwirnes auf die möglichst geringe Stärke desselben, ohne die Haltbarkeit außer Augen zu lassen, Rücksicht.

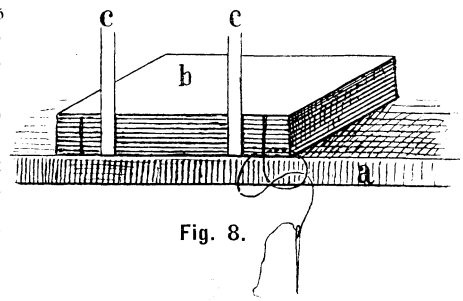


Fig. 8.

Das Heften der Bogen.

Die vorbeschriebene Heftart wird das Ausheften genannt und findet gewöhnlich nur bei dem Heften von Schreibpapier statt. Bei gedruckten Büchern ist folgende üblich, welche nur eine kleine Abänderung der vorigen ist:

Das Heften beginnt genau in obenerwähnter Weise. Sind die ersten zwei Bogen ausgeheftet und verknüpft, so sticht man am nächstfolgenden Bogen bei dem Vicebund 1 wieder ein und bei 2 heraus, gibt in der Mitte desselben oben das Falzbein hinein und legt ihn nieder, legt den Folgebogen auf, öffnet ihn bis zur Mitte, sticht hier von außen bei 3 ein und bei 4 heraus, legt ihn dann ebenfalls flach nieder, öffnet hierauf den darunter liegenden am vorstehenden Falzbeine, sticht hier bei 5 ein und bei 6 heraus, zieht den Faden straff an und legt ersteren nieder. Bei dem nun

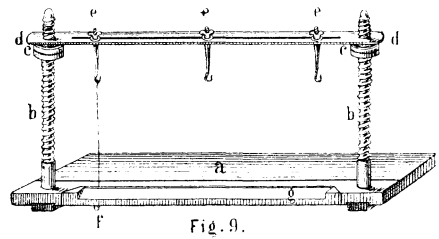


Fig. 9.

Heftlade.

folgenden Bogen wird bei 6 ein- und bei 5 herausgestochen, das Falzbein eingelegt und ein neuer Bogen aufgelegt, hier bei 4 die Nadel ein- und bei 3 herausgeführt, dann der untere Bogen mit dem Falzbeine geöffnet und bei 2 hinein-, bei 1 herausgestochen. In dieser Weise werden immer zwei Bogen mit einer Fadenlänge geheftet, bis man bei den zwei obersten, Signatur 2, 1, angelangt ist, welch beide wieder durchaus zu heften sind. Bleibt aber als ungerade Zahl der Titelbogen übrig, so wird letzteres auch nur an diesem vorgenommen.

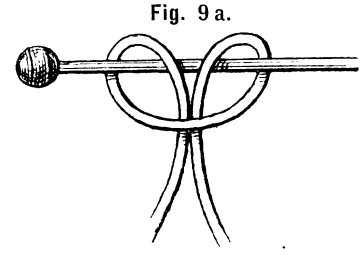
Das Heften mit mehr als zwei Bünden bedarf wohl nach dem soeben Erklärten keiner weiteren Auseinandersetzungen, da es sich hierbei nur um das Umschlingen mehrerer Bünde bei sonst gleichartigem Vorgange handelt. Auch das Heften auf Spagatschnüre weicht hierin nur wenig ab.

In früheren Zeiten bestand wohl die Gepflogenheit, die Schnüre am Buchrücken in schon geschilderter Weise aufzuheften, wodurch an demselben sogen. „erhabene" Bünde entstanden; seit langem aber ist man bei den meisten Bucheinbänden hiervon abgekommen und heftet die Schnüre in den Bogenrücken ein, indem man die Bünde entsprechend einsägt. Dieses Einsägen geschieht mittels einer ungeschränkten Säge und nur bis zu einer derartigen Tiefe, daß die Schnüre knapp eingelegt werden können. Der Titelbogen darf hierbei nicht eingesägt werden, man legt ihn deshalb, nachdem das Buch gleichgestoßen wurde, um etwa eine Fingersbreite am Rücken zurück, gibt es zwischen zwei Preßbretter, welche ebenfalls beiläufig um 2 cm zurückgesetzt werden müssen und setzt das Ganze in die Presse. Bei dem Einsägen der Vice- und anderen Bünde halte man sich genau an die Vorzeichnung derselben.

Sind mehrere Bücher von gleichen, oder doch von annähernden Formaten zu binden, so werden sie bei dem Zurücksetzen der Titelbogen auf einen Stoß gelegt und unter einem eingesägt. In gleicher Weise können auch alle auf der Heftlade geheftet werden, wobei auf die Länge der Schnüre Rücksicht zu nehmen ist, da für jedes Buch außer der Rückendicke vorn und rückwärts ein 3 bis 4 cm langes Ende belassen werden muß.

Die Heftlade (Fig. 9) besteht aus dem Brette a mit den zwei seitlich senkrecht stehenden Schraubenspindeln b, an welchen sich die Schraubenmuttern c befinden. Diese dienen als Träger der aufgelegten, in der Mitte mit einem Schlitze durchbrochenen Querleiste d. Zum Aufspannen der Schnüre oder Bänder dienen die eisernen Hefthaken e. Sie haben oben ein eingeschnittenes Gewinde mit kleiner Flügelmutter und sind unten angelförmig gekrümmt. An der Vorderkante der Heftlade befindet sich die Einschiebeleiste g, welche seitlich von durchgesteckten Stiften festgehalten wird. Selbstverständlich benötigt man für jede Aufspannschnur einen Hefthaken. Um den Schnüren die erforderliche Spannung zu geben, wird die Querleiste d mittels der zwei Muttern c in übereinstimmender Höhe emporgeschraubt, ein Schnurende am Haken e

Fig. 9a.



Spannen der Schnüre.

in in Fig. 9a ersichtlicher Weise geschlungen und fest angezogen. Ein Gleiches geschieht bei geöffneter Spannleiste g am

unteren Ende, jedoch mit dem Unterschiede, daß hier ein einfacher Holz- oder Eisenstift durchgesteckt wird (s. ebenfalls Fig. 9 a). Hierauf wird die Spannleiste g vorgelegt und das festere Anziehen der Schnüre durch Drehung der Flügelmuttern an den Hefthaken e bewerkstelligt, wobei man zugleich dieselben in die richtige Lage rückt.

Das Heften auf Schnüre bleibt sich selbst bei eingesägtem Buchrücken jenem auf Bänder gleich, nur hüte man sich auch hierbei, dieselben festzuheften, da sie späterhin gezogen werden müssen. Man übersehe bei dem Heften nie, den Faden zeitweilig fest anzuziehen, da sonst die Bogen späterhin *vorschießen* würden.

Ist, wenn mehrere Bücher auf der Heftlade zugleich geheftet werden, ein Buch *ausgeheftet*, so wird der Faden in schon erklärter Weise geknüpft, bis auf ein kleines Endchen abgeschnitten und mit dem darauffolgenden Buche, als für sich allein bestehend, fortgefahren. Nach dem Heften des letzten Buches werden die Schnüre von der Heftlade *abgespannt*, wobei man vorerst die Schiebeleiste d öffnet und die Bücher derart und vorsichtig auseinanderzieht, daß zwischen jedem derselben ein beiläufig zwei Finger breiter Zwischenraum besteht. Hierauf werden die freiliegenden Bünde mittels der Schere in der Mitte entzwei geschnitten, so daß jedes nun abgesonderte Buch vor- und rückseitige vorstehende Bundenden besitzt.

Nun erfolgt das *Aufschaben* der Bünde, d. i. der vorstehenden Schnurenden, mit einem stumpfen Messer oder Messerrücken in der Weise, daß sie schmiegsam werden. Hierbei kann man sich auch bequemeren Arbeitens wegen des *Aufschabebrettchens* bedienen. Dieses ist ein ganz einfaches Werkzeug von Holz oder Blech und in Form von Figur 10,

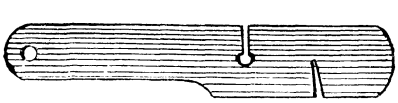


Fig. 10.

Aufschabebrettchen.

in dessen Schlitz der aufzuschabende Bund gesteckt wird. Zu diesem Zwecke dreht man die Schnurenden auf, legt das Buch flach auf den Tisch, zerfasert das freiliegende Bundende durch Schaben und Ausfilzen mit dem Messerrücken.

Nach dem Aufschaben werden die eingehefteten schmalen Falze innen angeklebt; man nimmt hierbei den ersten, beziehungsweise letzten Bogen über den Buchrücken und bestreicht den nun freiliegenden Falz auf beiden Seiten ziemlich mager mit Kleister. Dieses geschieht am besten mittels des Zeigefingers, auf dessen Kuppe man etwas Kleister genommen hat. Nach dem Einkleistern bringt man den Bogen wieder in die vorige Lage, wobei man ihn am Buchrücken gleichrichtet, mit dem Falzbeine niederstreicht und den Falz, falls er bei dem Heften zu hoch geworden sein sollte, mit mäßig geführten Hammerschlägen niederklopft. Zuletzt werden die aufgeschabten Bünde am Falzstreifen des Vorsetzpapieres fächerförmig ausgebreitet, niedergekleistert und mit dem Falzbein glattgestrichen, wobei der Kleisterüberschuß zugleich entfernt werden muß. Bevor man das Leimen des Rückens beginnt, lasse man die angeklebten Bünde gut trocken werden.

(Fortsetzung folgt.)

Das Käfersammeln im Winter.

Kahl und öde ist's schon seit Monaten auf den Feldern, kalt und schneidend saust der scharfe Ostwind darüber hin, und scheinbar tot liegt die Natur vor uns. Wo ist all das bunte Leben und Treiben des großen Insektenheeres geblieben, welches im vergangenen Sommer summend und zirpend die Stille unterbrach, welches von Blume zu Blume gaukelnd seine prächtigen Farben, gleichsam zur Erhöhung ihres Glanzes, den Sonnenstrahlen darbot? Hat der Winter mit seinem Eis und Schnee alles Leben vernichtet oder sind alle die kleinen Wesen nur in totenähnliche Erstarrung verfallen? — Keineswegs, denn auch jetzt, trotz Kälte und Eis sind viele derselben geschäftig und munter, während andere, scheinbar erstarrt, nur auf einen warmen Lufthauch oder Sonnenstrahl warten, um hervorzukommen. Die Aufgabe, jetzt im Winter Insekten aufzufinden, ist für jeden, der die Natur selbst aufmerksam beobachtet, leicht genug. Beginnen wir zunächst mit den Käfern.

In den Fichtenwald eintretend, werden wir durch fröhliches Gezwitscher begrüßt. Eine Schar Meisen und Baumläufer ist emsig beschäftigt, die Zweige und Rindenspalten nach Insekten zu durchsuchen. Flink klettert der kleine, mausähnliche Baumläufer an den Stämmen empor, eifrig in jede Spalte der Rinde blickend. Auch wir treten hinzu und lösen ein Stück loser Rinde ab. Schnell huschen einige kleine Käferchen darüber hin, so schnell, daß wir von der großen Zahl kaum einen erwischen können. Es ist ein Rindenläufer (Dromius), der trotz der Kälte höchst munter ist. Will man ihrer mehrere erbeuten, so benetzt man den Zeigefinger und tupft damit rasch auf die umherlaufenden Tierchen, welche an dem Finger festkleben. Zur Aufnahme derselben dient ein kleines, weithalsiges Glasfläschchen, welches mit reinen, weißen Papierschnitzeln gefüllt ist. An dem Kork ist auf der Innenseite mittels Nadeln ein Bäuschchen weißer Watte befestigt, an welcher man den Finger abstreicht. Zur Tötung der Käferchen werden einige Tropfen Chloroform, das in einem kleinen Fläschchen mitzuführen ist, auf die Watte gegossen.

Außer den Rindenläufern sind noch andere, ruhig sitzende Käfer unter der losen Rinde zu finden, so der sieben- und der fünffleckige Marienkäfer (Coccinella), der achtzehn-, zweiundzwanzig- und randfleckige Kugelkäfer (Halyzia), der Rindenkugelkäfer (Rhizobius), der Blutpunkt (Novius) und andere.

Während wir eifrig diese Käferchen einsammelten, ist die fröhliche Vogelschar weitergezogen und auch wir brechen auf. Da führt uns der Weg an dem Weiher vorbei und das laut ertönende: „Zit-dü" und „Terrerr" der Kohlmeisen zeigt uns, daß diese in dem Rohrdickicht Einkehr gehalten haben. Hier müssen also ebenfalls Insekten zu finden sein, deren Aufsuchen nicht schwer ist, da eine feste Eisbrücke uns das Betreten des Rohrwaldes gestattet. In den offenen Stumpfen abgebrochener Rohrstengel, sowie in den Bruchenden des geknickten Rohres ist denn auch eine reiche Beute zu finden. Besonders fallen uns auf der schön rot und blau gezeichnete Zahndornläufer (Odacantha) und der Rohrläufer (Demetrias), beides nahe Verwandte des Rindenläufers, ferner der Rohrblattkäfer (Prasocuris) und viele andere. Auch Spinnen und einige Raupen finden wir im Rohr. Unter der Rinde der am Ufer stehenden Weiden sind wieder andere Arten von Marienkäfern oder Sonnenkälbchen zu sammeln, z. B. der Weidenkugelkäfer (Coccidula). Nehmen wir gar vom Boden unter den Büschen nach Entfernung der oberen trockenen Blätter das darunter liegende Genist von Erde, vermoderten Stengeln, Blättern u. s. w. in einem Beutelchen mit nach Hause, so kommen in der Stubenwärme viele kleine Käferchen daraus hervor. Am besten schüttet man das Ganze in einen großen Topf und legt darüber zusammengeknitterte, weiße Papierballen. Die dunklen, an dem Papier emporkletternden Käferchen können dann leicht gefangen werden. Man wird so viele Springkäfer oder Erdflöhe (Haltica), Schildkäfer (Cassida), Spring- oder Ahlenläufer (Bembidium) und viele andere Arten erhalten.

Alle diese kleinen Käferchen werden auf kleine, etwa 4 mm breite und 10 mm lange Stückchen weißen Kartonpapiers mittels eines Tröpfchens Fischleim oder aufgelösten Gummis aufgeklebt und zwar auf die eine Hälfte des Papiers; durch die andere Hälfte des letzteren spießt man eine Insektennadel. So zubereitet kommen die Tierchen, mit Fundort und Namen versehen, in die Sammlung.

Wenn die Strahlen der Frühlingssonne die hart gefrorene Erdrinde erwärmen und auftauen, erscheinen auch viele neue und größere Arten von Käfern, die wir vielleicht ein andermal näher besprechen werden.

Fragen und Antworten.

F. B. in Berlin. Wie man am einfachsten einen Vogelbauer herstellen kann, wünschest Du zu erfahren? Das ist nicht so einfach, wie Du Dir denkst, doch werden wir in nächster Zeit Deine Bitte erfüllen. Hat vielleicht von unseren jungen Kameraden dieser oder jener sich schon in dieser Arbeit versucht?

A. S. in K. v. W. Sie haben ein schönes Buch sich damit verdorben, daß Sie zufällig einen Bogen Oelpapier hineingelegt und damit einige Blätter ganz ölig gemacht haben! Eine Abhilfe ist nicht so schwer, wenngleich sie auch einige Pünktlichkeit voraussetzt. Nehmen Sie ein Stück Kreide, pulverisieren Sie dieselbe sorgfältig, so daß ein lockeres Mehl entsteht, und machen Sie mit etwas Wasser einen dicken Brei daraus. Nun bestreichen Sie ein Stück Papier, welches nicht durchschlägt, also ein Stück Schreibpapier in der Größe des Buches mit einer etwa streichholzdicken Schicht von diesem Kreidebrei, dann legen Sie dieses mit der Kreideseite auf die verdorbene Fläche und nun bügeln Sie mit einem heißen Bügeleisen (aber nicht zu heiß) auf der Rückseite des Kreidebogens. So wird am besten das Oel in die trocken werdende Kreide ziehen und der Fehler geheilt sein. — Sollte durch ein Versehen Ihr Versuch mißlingen und das Blatt nicht sauber werden, so würden wir Ihnen raten, an den Verleger des Buches zu schreiben (dessen Namen Sie auf dem Titelblatt unten finden), ihm mitzuteilen, daß Ihnen jener Bogen, welcher die Seite . . . enthält, verdorben worden sei und daß Sie ihn bäten, einen Ersatzbogen dafür zu schicken. Das wird er gewiß sehr gern thun und Sie müßten dann den Versuch machen, diesen Bogen entweder selbst einzubesten oder durch Ihren Buchbinder einheften zu lassen. Wenn Sie unseren Aufsatz über Buchbinderarbeit, Seite 62, aufmerksam gelesen haben, können Sie sich bei dem Herrn Verleger als Fachmann einführen, indem Sie die Signatur des Bogens anführen, der Ihnen verdorben wurde. Sie finden diese Signatur des Bogens auf der ersten Seite. — Es würde uns freuen, wenn Sie uns mitteilen wollten, welchen Erfolg Ihr Versuch gehabt hat.

Oskar und Lothar R. in L. Volapük ist eine rein willkürlich erschaffene Sprache — Pfarrer Schleyer in Baden ist der Erfinder — welche die Sprachverschiedenheit der Völker aufheben soll. Die Grammatik ist so einfach wie möglich: jedes Hauptwort hat sein Eigenschaftswort und Verbum. Die Konjugation wird durch Anhängen der drei persönlichen Fürwörter ob, ol, om (Plural: obs, ols, oms) gebildet; die verschiedenen Tempora durch Vorsetzen der Vokale a e i o u angedeutet. Regeln gibt es nur wenig, Ausnahmen gar keine. — Denkt mal, wenn Volapük Weltsprache würde, wie viel Arbeit und Mühe euch da erspart bliebe! die Genusregeln mit ihren Ausnahmen, panis, piscis, crinis, finis u. s. w., die bösen Verba auf ui und was es sonst für harte Nüsse gibt, kämen alle in Wegfall! Und kein Französisch, kein Englisch, kein Spanisch brauchte man mehr zu lernen, selbst die Indianer und Lappländer würde man verstehen — wenn Volapük erst über die Erde verbreitet worden wäre. Bis dahin hat es aber noch gute Wege, und ich möchte euch raten, vorläufig das Abiturienteneramen mit Note Eins in den Sprachen zu machen; schaden kann's auf keinen Fall.

Fr. L. in O. Die auf uns gekommenen 7 Tragödien des Sophokles sind: Elektra, Antigone, König Oedipus, Oedipus in Kolonos, Ajax, Philoktet, die Trachinierinnen.

L. M. Die Passion Briefmarken zu sammeln ist nicht älter als ungefähr 25 Jahre. Wie bedeutend der Briefmarkenhandel sich steigert, können Sie daraus entnehmen, daß eine Nürnberger Firma — Zechmeyer — im vorigen Jahre nicht weniger als 23 Millionen Marken verkauft hat. Wir werden diesem so lehrreichen Sport unsere ganz besondere Aufmerksamkeit widmen.

W. H. G. in Darmstadt. Die Bestimmungen bezw. des Eintritts in die Kriegsmarine sind folgende: Wer als Kadett eintreten will, darf das 17. Jahr noch nicht überschritten haben, ausgenommen wenn der betreffende Abiturient eines Realgymnasiums oder einer Oberrealschule ist, in welchem Falle er bis zum 19. Jahre Zeit hat. Wer diese Laufbahn als Matrose (Seeoffiziersaspirant) beginnt, muß schon eine Fahrt von 12 Monaten hinter sich haben. In beiden Fällen ist in Kiel eine Eintrittsprüfung abzulegen. Für den Unterhalt eines Kadetten haben die Angehörigen zu sorgen und sich bis zur Offiziersbeförderung zu einer monatlichen Zulage von 30 M. verbindlich zu machen. Gegen 8000 M. sind zur Ausbildung erforderlich. Nach einem Jahr, während welchem teils die Marineschule besucht, teils praktische Uebungen zur See vorgenommen werden, findet die Kadettenprüfung, nach 4 Dienstjahren die Seeoffiziersprüfung statt. Als Unterlieutenant hat man den Offizierscursus der Marineschule durchzumachen und dann die Seeoffiziers-Berufsprüfung abzulegen. Der Gehalt eines Lieutenants zur See beträgt 2400 M.

Sollten Sie auch die Bestimmungen über den Eintritt in die Handelsmarine kennen zu lernen wünschen, bitten wir um kurze Benachrichtigung.

Fr. U. in H. Sie warten auf die Fortsetzung des Schlittschuhartikels? jetzt bei eingetretenem Tauwetter wohl auch nicht mehr; hier in Süddeutschland ist's mit dem Eisvergnügen vorbei, drum haben wir die Fortsetzung unseres Artikels für nächsten Winter zurückgelegt.

Robert Marcus in Frankfurt. Gedulden Sie sich nur noch ein Weilchen; wir beginnen demnächst im „G. K.“ einen Kursus für Tischlerarbeiten und werden nicht versäumen, den Verfasser dieses Artikels von Ihrem Wunsch in Kenntnis zu setzen. Einen ausführlichen Aufsatz über Schmetterlingsfang bringen wir bald.

Otto Becker in H. Natürlich haben Sie recht, mein Herr Obertertianer! Daß sich der „G. K.“ erst belehren lassen muß, wo das im Preisrätsel gemeinte Sultanat liegt: nicht im nordöstlichen, sondern nordwestlichen Afrika — worauf wir alle unsere lieben Leser aufmerksam machen, — ist an sich recht bedauerlich. Nie sollte man sich doch zu der Behauptung versteigen, alles zu wissen!

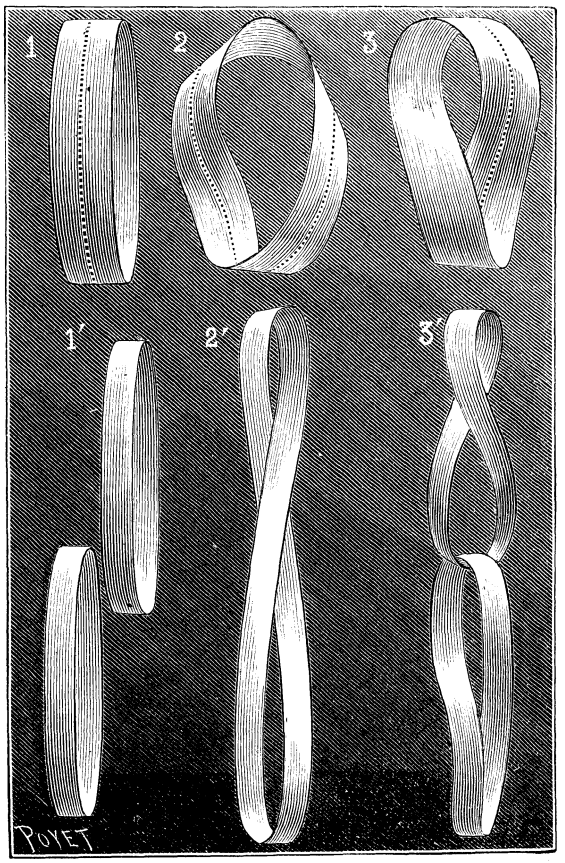
A. L. in H. Besten Dank für Ihre freundlichen Mitteilungen; den angeführten Scherz werden wir demnächst bringen und die gestellten Fragen ausführlich beantworten.

Fragen.

H. R. in Hannover. Wer weiß hübsche leichte Experimente für eine Elektrisiermaschine?

Der rätselhafte Papierring.

Wir haben unseren jungen Freunden Zeit gelassen, die Geheimnisse des „rätselhaften Papierringes“ (s. Nr. 1) durch eigenes Nachdenken und eigene Experimente zu ergründen. Nebenstehende Abbildung zeigt nun in Figur 2, was nach Durchschneiden des einmal gedrehten Ringes, in Figur 3', was aus dem zweimal gedrehten Ring schließlich entsteht. Ob wohl alle von Euch das Richtige erraten haben?



Der rätselhafte Papierring. (Auflösung.)

Lösung der Damespiel-Aufgabe Nr. 3.

1. f4 — e5	1. d6 — f4
2. e3 — g5	2. h6 — f4

3. c1 — g5 und hat gewonnen.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 6.

Wallenstein, Itzehoe, Engerling, Samson, Bourbaki, Athanasius, Drusus, Ei, Nieuwkerk. Wiesbaden-Kissingen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden“ bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Das „Wuzchen“ auf dem Faschingsball.

Ein feistes Schwein von vorgerückten Jahren
— Ein wahres Musterbild von einem alten
Schmutzwühler — hatt' im Freundeskreis erfahren,
Die Tiere wollten lustig Fasching halten
Und nach der Menschen Thun und Beispiel alle
Vereinen sich auf einem großen Balle.
„Ei,“ dachte da das Rüsseltier bei sich,
„Bei meinem Speck, — das ist etwas für mich!
Ganz sicher geht es lustig her dabei.
Vielleicht giebt's eine lust'ge Tanzerei, —
Und wenn die andern tanzen, kann indessen
Nach meiner Art ich kolossal dann fressen:
Da muß ich hin, — ich wär' kein rechtes Schwein,
Wollt[illegible] sein!“

Kaum war bedacht, ward auch vollbracht der Plan.
Mit Wams und Schuh gar zierlich angethan
Schlich unser Schwein sich aus dem Stall zum Thor,
Doch, ach, — ein schwerer Riegel war davor
Und grimmig knurrend lag auf seinem Bette
Im Wächterhaus „Packan“ an einer Kette.

„Halt, — Werda?“ rief der Hund, — das Schwein erschrak,
„O weh,“ dacht' es, „das böse Hundepack!“
Doch laut setzt' es hinzu: „Ei, guter Freund,
Nur still, — mach' keinen Lärm, zum Balle geh' ich,
Zum lust'gen Faschingsball, — allein was seh' ich —
Du bist ja angekettet, wie mir scheint!
Das ist ein ungemütlich schlechter Spaß
Für dich, du Armer, — aber weißt du was?

Von deiner Kette werd' ich dich befrei'n,
Dann gehen wir zum Balle im Verein!“

Doch Packan weist die Zähne ihm und spricht:
„Dies gienge gegen meine Wächterpflicht.

Zudem, glaubst du, ich ging' mit — einem Schwein
Zum Balle wohl? da irrst du dich: o nein!
Es brächte mir fürwahr geringe Ehr',
Wenn ich mit dir dort in Gesellschaft wär',
Denn stets im Leben ist das Schwein verachtet,

Zu Ehren kommt es erst, wenn es — geschlachtet,
Gesotten und gebraten ist beim Feste
Als leck'res Mahl für hungerige Gäste:
Drum — helf' ich, deine Ehre herzustellen!“

So sprechend hub er grimmig an zu bellen,
So daß der Meister Schlächter eilends kam

Und unser Schwein bei beiden Ohren nahm.
„Ei, ei,“ sprach er, „der Ball steckt dir im Sinn?
Na warte nur, — so wahr ich ehrlich bin,
Den Wunsch erfüll' ich dir!“ — Und kaum gesprochen
War dies, so war das Schwein schon abgestochen
Und abends stand es dann als leck'res Mahl,
Auf Kraut gebettet, in dem Faschingssaal.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 8. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Was du dich nicht offen vor jedermann zu thun und zu sprechen getrauest, das mache nicht zur That und bringe nicht zur Sprache, denn mit den Wenigen, die dir zustimmten, befändest du dich in schlechter Gesellschaft.

L. Anzengruber.

Aus bewegten Tagen.

(Fortsetzung.)

Er wolle indes nicht weiter auf dieser Forderung bestehen, dafür habe aber der Ort binnen dreiviertel Stunden eine Kriegssteuer von 10000 Thalern aufzubringen, im anderen Falle lasse er das Nest in Brand stecken.

Das teilte denn auch der Amtmann dem bestürzten Bürgermeister mit, der sich sofort auf den Weg machte, um die für die kleine Stadt und die schlechten Zeiten unerhört hohe Summe, wenn es irgend möglich wäre, aufzutreiben. Der Offizier wendete sich wieder dem Amtmann zu:

„Was ist das für ein Gebäude da oben?"

„Das ist das Amthaus."

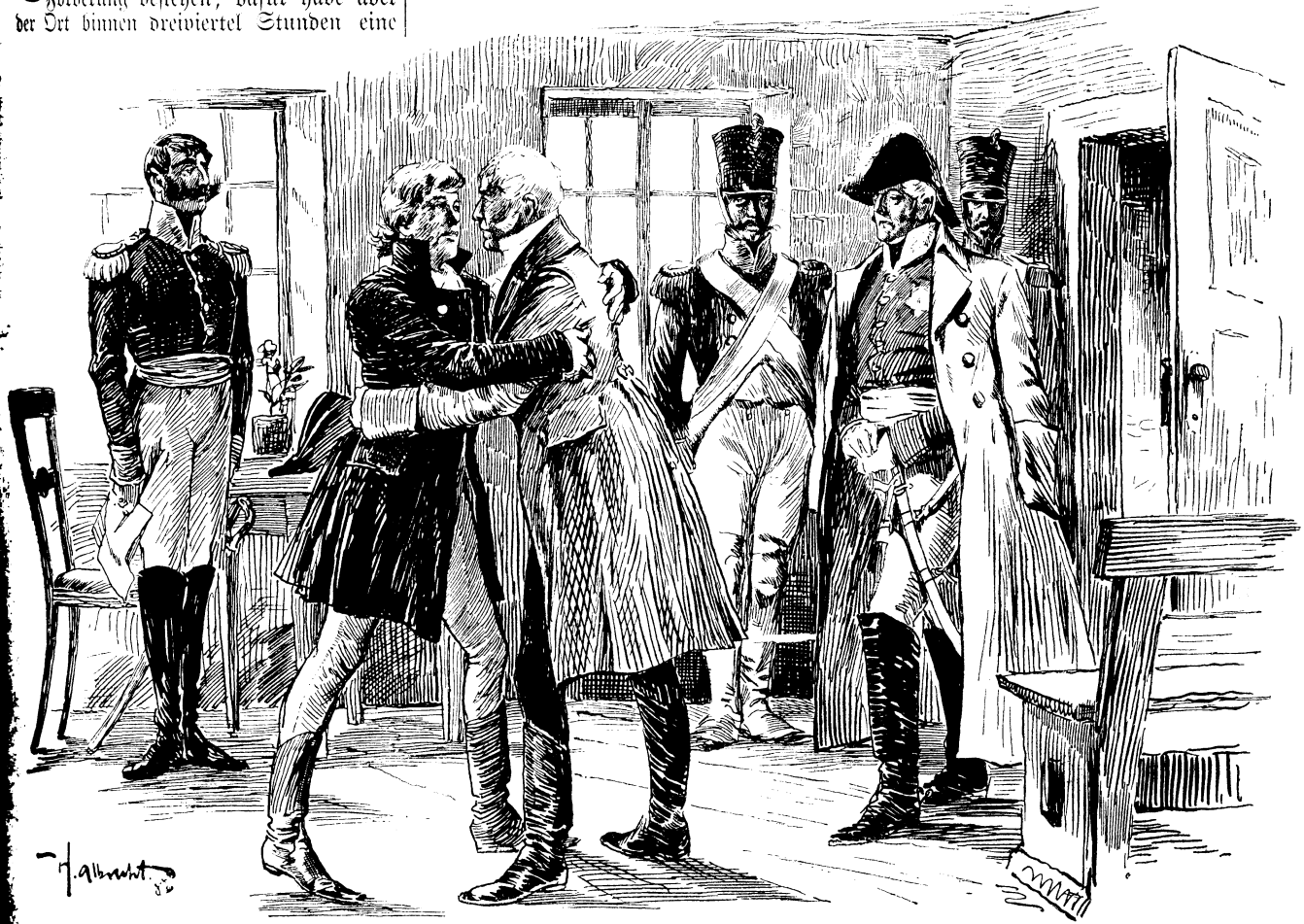
„Wer wohnt dort?"

„Der kurfürstliche Amtmann."

„Amtmann — c'est bailli — der Amtmann hat auch Kassen zur Verwaltung, nicht?"

„Jawohl, Herr Kapitän."

„Wir werden uns diese Kassen ausbitten."



Eben, da er das Wort ergreifen wollte, um vielleicht die Trennung von Sohn und Vater zu befehlen, trat ein Offizier über die Schwelle. (S. 116.)

„Das können Sie sich ersparen, mein Herr, denn die fürstlichen Kassen sind zur Zeit leer.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich bin selbst der kurfürstliche Amtmann.“

„Ah, das trifft sich gut. Sie werden mir indes erlauben, an Ihrer Aussage zu zweifeln, ich werde die Kassen untersuchen und mache Sie verantwortlich, wenn sie leer sein sollten.“

Er rief einen Sergeanten und gab ihm einen Auftrag. Gleich darauf traten noch sechs Soldaten aus dem Gliede und näherten sich dem Amtmann; der Kapitän aber sagte zu diesem:

„Diese braven Leute werden die Ehre haben, Sie nach Ihrer Wohnung zu begleiten und Sie werden die Güte haben, ihnen die vorhandenen Gelder zu übermitteln, beziehentlich gestatten, daß sie danach suchen. Wenn das Geld nicht in einer Stunde zur Stelle ist, halte ich mich an Sie. Adieu!“

Er salutierte höhnisch, die Soldaten nahmen Wendler in die Mitte und einem Gefangenen gleich führten sie ihn hinauf nach dem Amthause, während zu allen Fenstern blasse angstvolle Gesichter herausstarrten. Die Frau Amtmännin war merkwürdig gefaßt, als sie ihren Gatten sah, während die alte Dore an allen Gliedern zitterte; der Amtmann aber sprach zu seiner Frau:

„Die Männer wollen das Geld unseres Kurfürsten haben — das ist alles — sie werden, Gott sei Dank, nichts finden!“

Die Franzosen verstanden das Wort nicht und verboten überhaupt jede Unterhaltung, dann begannen sie die Untersuchung. Die eiserne Kasse in der Amtsstube war leer bis auf einige Akten, welche die Soldaten herauswarfen und auf den Boden verstreuten, dasselbe thaten sie mit den Aktenbündeln, die in Gestellen an den Wänden sich befanden. Nun verlangten sie Werkzeuge, Aexte, Stemmeisen, Bohrer und anderes und begannen hierauf eine Thätigkeit, welche die Sorge des Amtmanns völlig rechtfertigte. Sie brachen da und dort die Wand auf, wo es ihnen hohl zu klingen schien, rissen die Dielen von dem Fußboden, durchwühlten Kästen und Schränke, Betten und Oefen, durchwühlten auch in Stall und Keller den Boden, durchsuchten den Garten, ob sie irgend eine verdächtige Stelle fänden — umsonst. Nach kaum einer halben Stunde bot das Haus des Amtmanns ein Bild empörender Verwüstung; der Sergeant aber erklärte diesem, da sich das Geld nicht gefunden, sei er sein Gefangener, und ehe Wendler es sich versah, hatte man ihm trotz seines Protestes die Hände mit einem Stricke auf den Rücken gebunden und mit einem Kolbenstoß drängte man ihn hinaus über die Schwelle seines Hauses. Bis hierher hatte die Stärke seiner Frau ausgehalten, nun schrie sie laut auf und wollte sich zu ihrem Gatten drängen, aber die Soldaten hielten sie ab, ihm aber konnten sie nicht wehren, daß er ihr ruhig und fest zurief:

„Es ist eine Prüfung, Agnes, und gilt für unseren guten Kurfürsten! Sei stark, wir sehen uns bald wieder! Grüße Wilhelm!“

Und während die Frau und die alte treue Magd sich weinend umschlangen, schritt er hoch aufgerichtet mit den Soldaten hinab ins Städtchen (s. S. 121). Vor seiner Schmiede stand Meister Wacht und hatte die Fäuste geballt voll ohnmächtiger Wut und es war, als ob dem riesenstarken Manne Thränen in den Augen stünden, da er rief:

„Schütze Sie Gott, Herr Amtmann — Ihre Frau aber will ich schützen und wenn's mein Leben kostet!“

Er schüttelte seine derben Fäuste und der Amtmann nickte ihm freundlich zu, wie allen, welche ihn auf seinem Leidenswege ehrfurchtsvoll grüßten. Auf dem Markt standen die Soldaten bereits wieder unter Gewehr und der Bürgermeister hatte dem Kapitän die Summe von 8000 Thalern überbracht und beigefügt, mehr könne das Städtchen nicht aufbringen und wenn es gleich vom Erdboden vertilgt werden sollte.

Der Franzose hatte einen grimmigen Fluch ausgestoßen, und als er eben jetzt die Soldaten mit dem Amtmann in ihrer Mitte daherkommen sah, wußte er, was das zu bedeuten habe und tobte nun wild und zornig in seiner Sprache, er wolle diesen Beamtentrotz schon bewältigen und der Amtmann solle es empfinden, was es heiße, „die große Nation“ zu reizen und zu beleidigen. Dann schwang er sich auf sein Pferd, die Trommeln klangen und durch die enge Gasse gegen Norden zu rückten die Franzosen ab, indem sie den gefesselten Amtmann mit sich führten, der noch einigemal mit stillem Gruße sich nach seiner Wohnung umgesehen hatte. —

Eine Stunde später kamen von Süden her zwei junge Wanderer in das Städtchen, schüttelten sich auf dem Markte vor dem „goldenen Bären“ herzlich die Hände und der eine von ihnen wendete sich hinauf nach dem Amthause. Das war Wilhelm, der Sohn Wendlers, ein frischer, kräftiger Bursche mit braunem, gelocktem Haar und großen, ehrlichen Augen, die aber jetzt sehr ernst dreinblickten. Gestern war er mit dem Freunde fröhlich hinausgewandert ins schöne Thüringerland, der Abendnebel hatte sie genötigt, wie der Amtmann es vorhergesehen, in abgelegener Dorfschenke zu nächtigen, am Morgen waren sie aufgebrochen, um im hellen Sonnenschein der Heimat entgegenzuwandern und hatten ein heiteres Lied angestimmt, aber die ganze Lust ihrer jungen Herzen ging verloren, als ein fahrender Krämer ihnen die erste Kunde gab von der verlorenen Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt. Bange Sorge erfaßte sie, sie beschleunigten ihre Schritte und waren ordentlich froh, als sie von einer Anhöhe ihr Städtchen so still und freundlich und friedlich im Sonnenglanze liegen sahen. Die Franzosen hatten auch in keinem Hause etwas angerührt und die Angst der Leute um Hab und Gut war unnötig gewesen, nur der Amtshof hatte bluten müssen, und als Wilhelm das väterliche Haus betrat, sah er mit Entsetzen den Greuel der Verwüstung und weinend und lachend zugleich kam ihm die alte Dore entgegen. Er suchte die Mutter auf, bei welcher sich Meister Wacht befand, um mit seinen ehrlichen, schlichten Worten sie zu beruhigen und aufzurichten, und sie warf sich unter Thränen an seinen Hals.

Bald wußte er, was geschehen war und sein Entschluß stand sogleich fest: Er wollte wieder aufbrechen, dem Wege des Vaters folgen, um einerseits zu wissen, wohin man ihn bringe und was man mit ihm vorhabe, andererseits ihm, wo es gehe, beizustehen oder ihn zu befreien.

Die Mutter fürchtete, auch noch den Sohn zu verlieren und wollte ihn nicht gehen lassen; dieser aber suchte sie zu beruhigen:

„Was kann mir geschehen? — Ich werde die Gefahr nicht mutwillig aufsuchen, werde den Straßen und den Soldatenzügen möglichst ausweichen und du weißt ja, daß ich mit den Waldwegen im weiten Umkreise vertraut bin — und komme ich je den Truppen zu nahe, so werden sie einem harmlosen Wanderburschen unmöglich etwas anhaben. Sei guten Mutes, Mütterchen, ich habe das feste Vertrauen, daß ich den Vater zurückbringe.“

Auch Meister Wacht beruhigte die Amtmännin; er machte geltend, daß Wilhelm doch keine Ruhe zu Hause haben würde, daß die Sache für ihn wirklich nicht so gefährlich sei — und so gab die Mutter, wenngleich zögernd, nach. Eine Stunde später, nachdem Wilhelm sich durch ein kleines Mahl gekräftigt, seine Mutter dem Schutz und der Obhut des Meisters empfohlen und von beiden wie von der alten Dore herzlichen Abschied genommen, wanderte er, den Stock in der Hand, das Wandertäschchen mit etwas Mundvorrat, Wäsche und einem kleinen Beutelchen mit Geld über der Schulter, zum Städtchen hinaus in derselben Richtung, nach welcher man den Amtmann geführt hatte.

2.

Der Herbsttag war wundersam schön, aber auch seltsam still. Die Felder standen verlassen, auf den Straßen zeigte sich selten nur ein Mensch, der ängstlich daherhastete, die Sperlinge auf dem Wege, einige Raben auf den Aeckern und hie und da ein aufgescheuchtes Häslein war fast alles, was dem jungen Wanderer an lebenden Wesen begegnete. Wilhelm hatte heute für keine Schönheit der sonntäglich stillen Natur Interesse; seine Gedanken weilten bei dem Vater und sein junger Geist arbeitete an Plänen, wie er ihm beistehen wolle, wenn er ihn gefunden hätte. Er nahm an, daß die französische Abteilung, welche den Amtmann fortgeführt hatte, zu einem größeren Truppenteil stoßen werde und hoffte, daß es ihm gelingen werde, den Kommandierenden desselben durch seine Bitten viel-

leicht zur Freilassung seines Vaters bewegen zu können.

In jedem Dorfe, welches er berührte, fragte er, ob nicht Franzosen, die einen Gefangenen, den Amtmann von S**, mit sich führten, durchgekommen wären. Dies wurde ihm in vier oder fünf Ortschaften bestätigt und mit gehobenem Mute wanderte er weiter, zumeist auf Feld- und Waldwegen, und nur einmal hatte er in der Ferne eine Reiterabteilung gewahrt — ob Freund oder Feind, vermochte er nicht zu unterscheiden. Die Sonne sank langsam gegen die Berge, als er abermals ein Dorf berührte, das lang ausgedehnt in einem freundlichen Thale und an der Straße lag, deren Richtung er verfolgte. Auf seine Frage erfuhr er jedoch zu seiner unangenehmen Ueberraschung, daß hier keine Franzosen durchgekommen seien und so wanderte er nun die Straße zurück bis zu dem Punkte, wo dieselbe von einer anderen gekreuzt wurde. Hier stand er unschlüssig, ob er sich zur Rechten oder zur Linken wenden solle; er spähte nach Fußspuren, aber auf dem steinigen Wege war nichts zu erkennen; er schaute nach einem Menschen aus, den er hätte fragen können, aber weit und breit war kein menschliches Wesen zu sehen. Im letzten Abendsonnenschein blinkte ferne ihm zur Linken ein Kirchturm, ihn nahm er als günstiges Wahrzeichen und wendete sich nach seiner Richtung. Nach einer Stunde angestrengten Marsches kam er in das Dorf, die Dunkelheit war völlig eingebrochen, die Gasse war leer und der Wind wehte herbstlich kühl. Wilhelm pochte an einem der ersten Häuser an das Fenster und stellte an den Mann, der mürrisch herausschaute, seine Frage; dieser aber erklärte unwirsch, er habe keinen Franzosen gesehen. Der Jüngling schritt weiter in das Dorf, fragte auch noch da und dort und mußte sich aus allen Antworten überzeugen, daß er die unrechte Richtung eingeschlagen.

Heute konnte er nicht zurück, seine Müdigkeit war zu groß, auch die Dunkelheit zu sehr hereingebrochen und so suchte er in der Schenke eine Nachtherberge. Als aber der Morgen herandämmerte, brach er bereits wieder auf und eilte zurück nach jenem Kreuzweg, an welchem er abends zuvor sich zur Linken gewendet. Nun schlug er die entgegengesetzte Richtung ein und hatte auch die Freude, in den nächsten Dörfern zu erfahren, daß er wieder die rechte Spur gefunden. Doch währte die Freude nicht lange, denn nach dreistündiger Wanderung war er von der Fährte wieder abgekommen und nun begann abermals eine Irrfahrt anstrengender und selbst nicht ungefährlicher Art, denn heute hatte er mehrfach französischen Reiterabteilungen auszuweichen, sah auch einmal, im Walde versteckt, einen langen Zug Kanonen auf der Straße gegen Erfurt sich bewegen, ja selbst versprengte Preußen und Sachsen waren ihm begegnet, die ihn nach der Richtung des Weges fragten: die Leute waren abgehetzt, kotbespritzt und dabei tief niedergeschlagen.

So irrte er den ganzen Tag vergebens und konnte die rechte Spur nicht wiederfinden. Müde, traurig, aber noch nicht ohne Hoffnung lenkte er des Abends wieder in ein Dorf ein, einen unansehnlichen, kleinen, versteckten Flecken, der etwas abseits von der Heerstraße lag. Er betrat die Schenkstube des Gasthauses und wollte sich eben an einem der rohgezimmerten Tische niederlassen, als er an einem anderen ein bekanntes Gesicht sah, das allerdings einigermaßen verdutzt nach ihm hinschaute. Das war ja Jakob Stolling, der Geselle von Meister Wacht. Wilhelm trat auf den Burschen zu, begrüßte denselben und ließ sich an dem Tische bei ihm nieder, ohne daß die Verlegenheit des Gesellen ihm, zumal bei dem dürftigen Lichte in der Stube, aufgefallen wäre. „Ei, Jakob, wie kommst du hierher?" fragte er. „Ja, junger Herr, die Frage möcht' ich an Euch thun. Ich selber wandre nach meiner Heimat im Magdeburgschen. Habe gestern die Nachricht bekommen, daß mein alter Vater schwer krank ist und mich noch einmal sehen will. Da hab' ich meinen Abschied genommen bei Meister Wacht, der bei den schlechten Zeiten einen Gesellen ganz gut entbehren kann und will in meiner Heimat mich, wenn es angeht, selbständig machen."

Auch Wilhelm erzählte, wie er hierher komme und sie plauderten so noch eine Stunde lang und suchten dann den Raum auf, welchen ihnen gemeinsam der Wirt zur Nachtherberge angewiesen; es war eine kleine Kammer und drin ein Strohlager mit zwei Pferdedecken. „Sie müssen sich schon meine Gesellschaft gefallen lassen, junger Herr, für diese Nacht — 's ist auch kein Bett, wie Sie's gewöhnt sind!" meinte der Schmied. „Das thut nichts," entgegnete Wilhelm; deine Gesellschaft stört mich nicht, denn mir ist jeder ehrliche Mensch recht als Kamerad und zum anderen ist kein Lager so schlecht, daß nicht ermüdete junge Glieder und ein gutes Gewissen einem die Wohlthat des Schlafes gönnen sollten." Er kleidete sich bei diesen Worten halb aus, hängte sein Wandertäschlein zu seinem Kopfe an die Wand und streckte sich behaglich auf dem Stroh; sein Genosse legte sein Felleisen sich unter den Kopf und bald schliefen beide tief und ruhig. Am Morgen, als Wilhelm erwachte, war Jakob Stolling bereits aufgestanden; die Sonne lugte mit ihren ersten Strahlen schon durch das kleine Fenster, so daß der Langschläfer sich beinahe schämte; er kleidete sich nun rasch an, um drunten am Brunnen sich durch eine Waschung zu erfrischen — als er aber nach seiner Wandertasche spähte, war diese verschwunden. Er eilte hinaus, rief nach dem Wirte, fragte nach Jakob, aber diesen hatte seit gestern abend niemand gesehen und es war außer Zweifel, daß er seinen Schlafgenossen bestohlen und dann das Weite gesucht habe. An ein Verfolgen war nicht zu denken. Mit dem Reste des Geldes, das er in der Tasche seines Beinkleids trug, befriedigte Wilhelm den mißtrauisch dreinschauenden Wirt und trat dann hinaus in den kühlen Herbstmorgen, um eine bittere Lebenserfahrung reicher. Der Verlust seiner Tasche schmerzte ihn nicht, aber daß Jakob, den er für ehrlich gehalten, an ihm zum Dieb und Schurken geworden, das that ihm bitter weh. — Was nun beginnen? Er hatte kein Geld, er hatte aber auch keinen Mut mehr und nach kurzem Ueberlegen beschloß er, so hart es ihm auch scheinen mochte, nach der Heimat und zu der schwer besorgten Mutter zurückzukehren. Im stillen hoffte er auch, daß die Franzosen seinen Vater bereits entlassen haben würden, da man selbst in Orten, durch welche französische Soldaten hindurchgekommen, nichts von einem Gefangenen, wie ihn Wilhelm beschrieb, gesehen hatte; vielleicht traf er ihn schon daheim, um ihn selbst in Sorgen. Der Gedanke beflügelte seinen Schritt und hoffend ging er der Heimat entgegen.

Nach längerer Wanderung leitete der Feldweg, den er eingeschlagen hatte, eine Höhe hinan; als er dieselbe beinahe erklommen, kamen ihm Reiter entgegen, französische Chasseurs. Zum erstenmal auf seinem Wege verließ Wilhelm die Besonnenheit und anstatt ruhig beiseite zu treten und sie vorbei zu lassen, lief er querfeldein; das erregte den Argwohn der Franzosen und einige derselben sprengten ihm nach. Sie riefen ihn an, aber er blieb nicht stehen, sondern rannte, so schnell ihn seine Beine tragen wollten, plan- und ziellos weiter; erst als er einige Schüsse hinter sich knallen hörte, kam er zur Besinnung, hielt hochaufatmend in seinem thörichten Laufe ein und ließ die Chasseurs herankommen. Bald hatten sie ihn umringt, er hörte Zurufe wie: „Spion!" und ehe er sich's versah, waren ihm die Hände gefesselt und er an den Sattel eines Pferdes gebunden. So mußte er neben den Reitern herlaufen, die im langsamen Trab weiterritten. Vergebens suchte er in französischer Sprache sie von seiner Unschuld zu überzeugen, sie geboten ihm zuletzt Schweigen mit der Bemerkung, daß sich alles finden werde.

Es war für Wilhelm ein martervoller Weg zwischen den Pferden, mit denen er, durch mehrtägigen Marsch ermüdet, kaum Schritt halten konnte; dazu schnitten ihn die Stricke in die Handgelenke und der Hunger quälte ihn. Er atmete darum geradezu freudig auf, als er die wohlbekannten Türme von Naumburg erblickte und bemerkte, wie seine Begleiter diese Richtung einschlugen. Sie ritten auch wirklich in die freundliche Stadt an der Saale ein und brachten ihren Gefangenen nach dem Rathause, wo die Hauptwache sich befand. Wilhelm bemerkte, daß Franzosen von allen Truppengattungen sich hier befanden, frech durch die Gassen lungerten, und mancher von ihnen betrachtete ihn höhnisch oder rief ihm auch ein spottendes, verächtliches Wort zu, welches ihm das Blut in die Wangen trieb. Im Rathause angelangt, führte man ihn in eine Stube im Erdgeschoß, wo ein Offizier ihn in Empfang nahm und den Bericht des

einen Reiters anhörte, welcher Wilhelm abermals als Spion bezeichnete.

Der Lieutenant — ein solcher war er — wendete sich ihm zu, sah ihn finster vom Kopf bis zum Fuß an und fragte dann, woher er sei.

„Aus S**," entgegnete Wilhelm.

„So — hm — wie kommen Sie jetzt in diese Gegend, was ist Ihr Beruf?"

„Ich bin Schüler des Gymnasiums in R**, und mache zur Zeit zu meinem Vergnügen eine kleine Fußreise."

„Die Zeit ist schlecht genug gewählt. — Haben Sie Legitimationspapiere bei sich?"

„Nein, ich habe dieselben nicht für nötig erachtet, da ich mich nicht aus der Nähe meines Heimatsorts entfernen wollte."

„Warum flohen Sie denn bei der Annäherung der Chasseurs?"

„Aus Unbesonnenheit und Kopflosigkeit."

„Kaum glaublich — Ihre Antworten verraten Sicherheit, Ihre Handlungen werden nicht minder bewußt und bestimmt sein. Wir wollen übrigens uns gleich überzeugen, inwieweit Ihren Aussagen zu glauben ist."

Der Offizier rief eine Ordonnanz und gab den Befehl, den gefangenen Mann aus S** herbeizuführen, gleichzeitig ließ er Wilhelm auf dessen Bitte die Fesseln lösen. Dem Jüngling schlug das Herz voll heißer Erwartung — sollte das, was ihm ein Unglück schien, zu einem Glücke werden, wollte ihn der Himmel selbst hier an das Ziel seines Suchens führen? Seine Augen hefteten sich auf den Eingang und sehnsüchtig harrte er des Gefangenen, den man herbeiführen würde. Bange und lange Minuten verstrichen, der Offizier hatte sich abgewandt und kramte in Papieren, da klang draußen auf dem Flur ein fester Soldatenschritt, die Thür öffnete sich und von zwei Franzosen begleitet trat ein stattlicher Mann ein mit grauem Haar und ernsten, freundlichen Zügen. In demselben Augenblicke erschollen zwei Ausrufe:

„Vater!"

„Wilhelm!" und der Jüngling und der Mann lagen sich in den Armen und küßten sich, unbekümmert um die fremden Soldaten, die verdutzt dreinschauten und deren einem sogar etwas wie eine Thräne in dem finster blickenden Auge glänzte. Auch der Offizier störte nicht die erste schmerzliche Wonne des Wiedersehens, und eben, da er das Wort ergreifen wollte, um vielleicht die Trennung von Sohn und Vater zu befehlen, trat ein Offizier über die Schwelle des Gemachs (s. S. 113), dessen goldgestickte Uniform einen höheren Rang bekundete, bei dessen Anblick die Soldaten an der Thüre sofort die respektvollsten Stellungen annahmen, während auch der Offizier am Tische sich rasch erhob und ehrerbietig grüßte. Mit Erstaunen sah der Angekommene auf die Gruppe von Vater und Sohn, die sich noch umschlungen hielten und fragte ernsten Tons den Lieutenant, was das bedeute.

Als er das Nähere erfahren, fragte er weiter:

„Wer ist der Mann?"

„Ein kursächsischer Amtmann aus S**, Herr General!"

„Warum wird er gefangen gehalten?"

„Er hat die fürstlichen Kassengelder auszuliefern verweigert!"

Das männlich ernste, schöne Antlitz des Generals wurde merklich finsterer:

„Also wegen seiner Treue für seinen angestammten Fürsten?"

Das Wort hatte Wilhelm vernommen. Er machte sich plötzlich von dem Vater los und trat vor den General; seine Augen leuchteten und seine Stimme klang seltsam erregt, da er sprach:

„Verzeihung, Exzellenz, wenn ich unaufgefordert rede, aber Ihre Miene und Ihr Wesen haben etwas Vertrauenerweckendes. Ja, man hat meinen guten Vater fortgeschleppt, bloß weil er seine Pflicht erfüllte, die er eidlich gelobt hat, weil er gethan hat, was der ehrliche Feind selbst an dem Feinde achten wird; man hat in meinem Elternhause alles verwüstet und zerstört, man hat Jammer über meine gute Mutter gebracht, die nur mit schwerem Herzen mich hinausziehen ließ, um den Spuren des geraubten Vaters zu folgen — wir haben Ihre Nation nur von der schlimmen, unedlen Seite kennen gelernt, und doch sagt man derselben nach, daß sie hochherzig und edel sei. Beweisen Sie es an uns, Herr General, und ein Mutterherz, das Sie aus tausend Aengsten reißen, wird es Ihnen danken bis in die späteste Zeit. Lassen Sie mich mit meinem guten Vater nach der Heimat zurück, denn seine Gefangennahme ist keine gerechte; er hat ja nicht gehandelt wie ein Schurke, sondern als ein Ehrenmann — und auch ich bin ja kein Spion, für den man mich angesehen hat."

Die Wangen Wilhelms waren gerötet, seine Augen blitzten und verwundert blickte ihn sein Vater an, der ihn noch nie so sprechen gehört hatte. Ueber das Antlitz des Generals aber ging ein Zug milden Wohlgefallens, er trat zu Wendler heran, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich wünsche Ihnen Glück zu einem solchen Sohne und Ihrem Fürsten zu einem solchen Beamten."

Dann wandte er sich zu Wilhelm:

„Es freut mich, junger Mann, daß ich Sie kennen gelernt habe; Sie haben nicht umsonst die Ehre der Franzosen angerufen: Sie sind samt Ihrem Vater frei, und ich werde Ihnen einen Paß ausstellen lassen, unter dessen Schutze Sie ungefährdet nach Ihrer Heimat kommen werden. Gott erhalte Ihnen Ihren Mut und Ihren offenen Sinn!"

Der General ließ den beiden Speise und Trank reichen, sorgte, daß ein Wagen für sie herbeigeschafft wurde und entließ sie mit freundlichem Worte.

Glücklich kamen sie in ihr Städtchen zurück und im Amthause kam ihnen freudig Knecht und Magd entgegen, es begrüßte sie der wackere Meister Wacht, in der Wohnstube aber, wo man die Spuren der Verwüstung möglichst beseitigt hatte, umschlang die Amtmännin mit Thränen in den Augen ihre wiedergewonnenen Lieben.

3.

Kaiser Napoleon war klug genug, den alten Grundsatz: Teile und du wirst herrschen! auch nach der Schlacht bei Jena und Auerstädt anzuwenden; er trennte die verbündeten Fürsten und begünstigte einen gegen den anderen, um alle für sich auszunutzen. Darum gab er dem Kurfürsten Friedrich August von Sachsen nicht nur alle Gefangenen zurück, sondern schloß auch mit ihm bereits neun Tage nach der Schlacht (am 23. Oktober) einen Waffenstillstand, welchem am 11. Dezember der Friede zu Posen folgte, der dem Kurfürsten sogar den Titel des Königs von Sachsen brachte, wogegen er sich freilich verpflichten mußte, dem unter Napoleons Einfluß und Oberhoheit stehenden Rheinbunde beizutreten und 20000 Mann zum Dienste Napoleons zu stellen.

Schon als der Waffenstillstand geschlossen war, beruhigten sich die Gemüter in Sachsen und auch in S** war alles ins alte Geleise gekommen. Der Amtmann konnte ruhig daran denken, seine Kassengelder zurückzunehmen und setzte mit Meister Wacht auch die Nacht fest, in welcher man den Schatz wieder aus dem Brunnen heben wollte. Der Schmied hatte während der vorausgegangenen Tage noch einmal nachgesehen und fand zu seiner Befriedigung die Holzkiste an ihrem Orte.

In der bestimmten Nacht gingen die beiden Männer an ihr Vorhaben, diesmal mit ruhigerem Herzen als zwei Wochen vorher. Meister Wacht stieg hinab in den Brunnen, ließ wiederum in dem dunklen Raume sein Blendlaternchen leuchten, beseitigte den Stein vor der Höhlung, reichte ihn dem Amtmann hinauf und zog nun den Kasten hervor. Aber mit einem Male faßte ihn ein gewaltiger Schrecken und mit dumpfer, gepreßter Stimme rief er aus:

„Um Gottes willen — die Kiste ist ganz leicht — sie muß leer sein!"

Dem Amtmann fuhr das Wort schreckhaft durch die Glieder:

„Ihr täuscht Euch wohl, Meister Wacht — bringt den Kasten schnell herauf!"

„Es ist keine Täuschung," stöhnte dumpf der Schmied, dessen Haupt bereits über der Brunnenöffnung auftauchte — „o mein Gott, mein Gott — mein ehrlicher Name!"

„Beruhigt Euch, Meister" — versuchte der Amtmann zu trösten, während er mit zitternden Händen den Deckel aufklappte, der unverschlossen war, während doch Wendler wußte, daß er abgeschlossen hatte. Beim matten Schein des Laternchens starrten zwei bleiche Gesichter in das Innere der Kiste und beide fuhren entsetzt zurück. Sie war fast völlig leer, nur einige Rollen Silbergeld und die silbernen Bestecke der Frau Amtmännin waren hier — die Papiere und Kassenscheine, sowie der Schmuck der Frau Wendler waren verschwunden.

(Schluß folgt.)

Der Ameisenstaat.

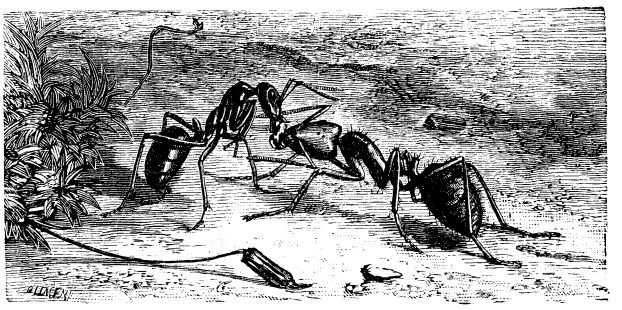
(Fortsetzung.)

4.

Zum Kampf, zum Kampf die Losung geht.

Ein Ameisenhaufen schreckt nicht zurück, Feindseligkeiten gegen einen benachbarten Haufen zu eröffnen, welcher so glücklich war, eine Blattlausherde einzutreiben. Von beiden Seiten bekriegt man sich mit der größten Erbitterung, und das Schlachtfeld ist bald mit Toten und Verwundeten bedeckt.

Jedoch belehrt uns der Forscher Peter Huber, daß diese Ameisenkriege oft zu einem ganz anderen Zwecke unternommen werden. Um sich die Mühe zu ersparen, selbst ihre eigenen Maden zu ernähren, machen sich die großen fuchsroten Ameisen oder Amazonen auf und stehlen den schwächeren Ameisen ihre Maden und Larven; sie nehmen dieselben mit sich und ziehen sie sorgfältig auf, einzig zu dem Zwecke, um die Arbeitsameisen, welche sich aus der Brut entwickeln, in Sklaverei zu halten.



Eine Amazonen-Ameise wird durch ihren Sklaven ernährt.

„Solch ein Kriegszug," erzählt der Forscher Pouchet, „beginnt mit Einbruch der Nacht. Die Amazonen schließen sich zu einer dichtgedrängten Kolonne zusammen und setzen sich nach dem Ameisenhaufen in Bewegung, welchen sie plündern wollen. Die dortigen Arbeiter, entschlossen, sich diesem Raubzuge zu widersetzen, werden einfach niedergestreckt, aber nicht gefangen genommen, weil sie sich nur schwer unter das Joch der Sklaverei beugen würden; was die Amazonen begehren, ist die junge Brut, welche sich erziehen läßt.

„Sobald die Festung genommen ist, faßt jeder Sieger eine Made oder Larve mit Sorgfalt zwischen seine Mundwerkzeuge und macht sich auf den Rückweg. Diejenigen, welche eine derartige Beute nicht auftreiben können, begnügen sich mit den verstümmelten Leibern ihrer Feinde, um sie später zu verspeisen. Dann sucht das ganze Heer, mit Beute beladen und „in Reihen gesetzt" — die Reihe ist oft an 40 m lang! — im Triumph seine eigene Festung wiederzugewinnen."

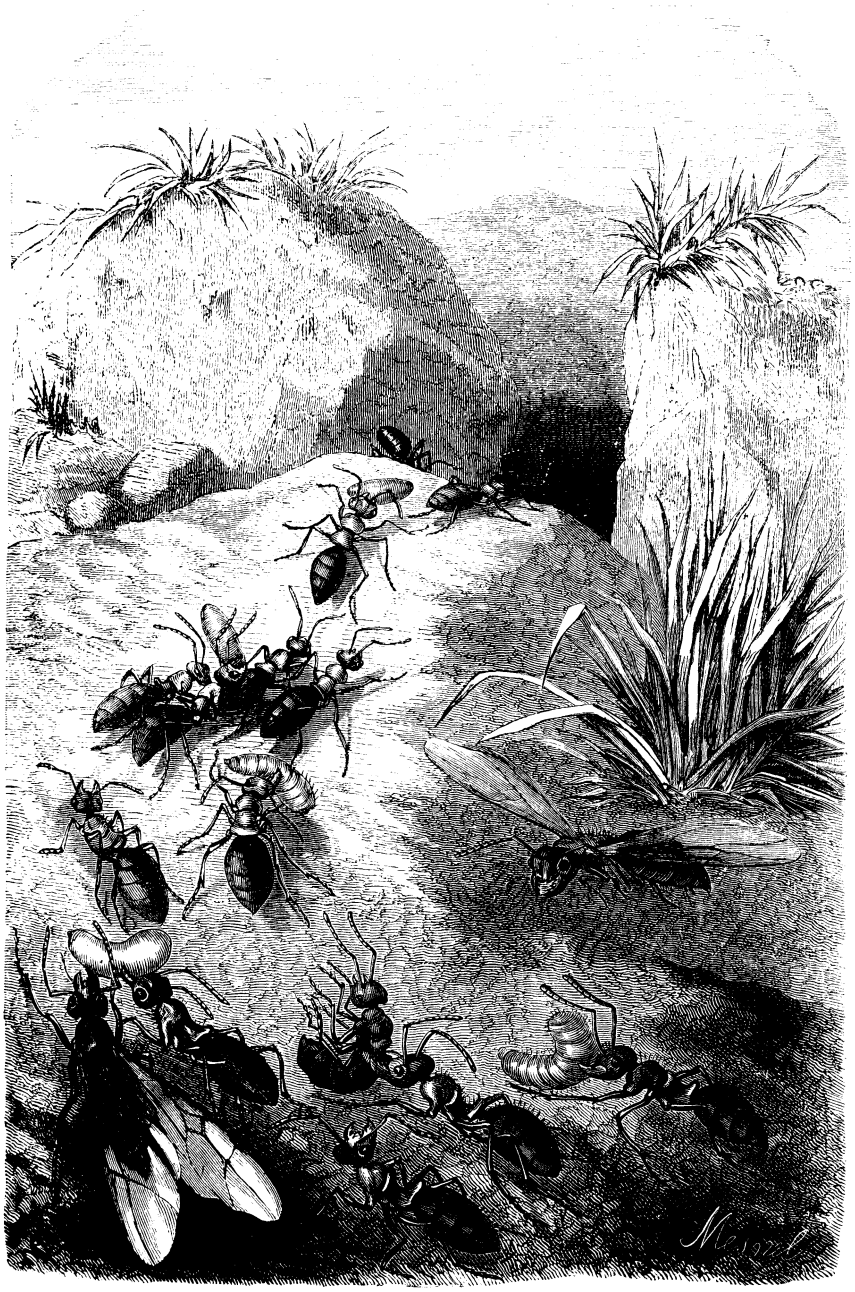
Einmal unterworfen, empören sich die Sklaven niemals und dienen ihren Herren mit Eifer und Sorgfalt.

Wenn in dieser Weise verschiedene Ameisenarten sich als erbitterte Kämpfer zeigen, so hegen andererseits die Ameisen ein und desselben Haufens sozusagen eine zärtliche Zuneigung zu einander.

Wird z. B. eine verwundete oder ermattete Ameise von Kameraden angetroffen, so machen sich diese sofort daran, jener Beistand zu leisten; sie streicheln sie sanft, gießen auf ihre Wunden einen Balsam, dessen Geheimnis sie allein besitzen, und führen endlich den armen Invaliden, falls er nicht mehr marschieren kann, nach Hause zurück.

Die gemeinschaftliche Behausung ist für alle ein Gegenstand der innigsten Anhänglichkeit, welche sich bis zum Heldenmute steigern kann. Wenn der Fuß eines Wanderers unvorsichtigerweise einen bewohnten Ameisenhaufen zertritt, so ist sofort die ganze Festung alarmiert. Das rennt von allen Seiten kraus und wirr durcheinander, das ist von einem allgemeinen Schrecken ergriffen, das zeigt die Aufregung eines Zornes, der nach Rache schreit. Aus der Tiefe der Behausung stürzen beleidigte Arbeiter hervor, welche im Sturm an den Beinen des Beleidigers emporklettern und ihm grimmige Bisse zufügen, während andere schleunigst zurückrennen, um Verstärkung zu holen.

Jene Naturforscher, welche unermüdlich und beharrlich die Ameisen beobachtet haben, stimmen in der Annahme überein, daß diese Tierchen gewissermaßen eine



Rückkehr der Amazonen-Ameisen nach der Schlacht.

Zeichensprache besitzen und daß sie ihre „Gedanken" sich gegenseitig ebensogut mitteilen können als Taubstumme.

Ameisen, welche sich begegnen, verfehlen nämlich nie, sich gegenseitig zu begrüßen. Sie bewegen sich die eine um die andere, berühren sich mit ihren Fühlern, als wollten sie sich über eine Gefahr oder einen guten Bissen verständigen, und stoßen mit ihren Mundwerkzeugen den Brustkorb eines eigensinnigen, der Ueberredung widerstrebenden Kameraden. Durch diese Zeichensprache verständigen auch, wenn der Behausung ein Ueberfall droht, die ausgestellten Schildwachen die Bewohner des Innern.

Sobald der Herbst ins Land zieht, beginnen die minierenden Ameisen ihre Vorräte zu sammeln. Sie schleppen in ihre Magazine Stückchen von Früchten, sowie zahllose Herden von Blattläusen. Sie rennen durch die Galerien und Verbindungsstollen, beladen mit Lasten, welche dreißig bis vierzigmal ihr eigenes Körpergewicht übersteigen. Freilich machen sie dabei mehr als einen Fehltritt, mehr als einen Purzelbaum. Aber das schadet nichts; sie besitzen genug Beharrlichkeit und Witz, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen.

Während der strengen Winterkälte fallen die Ameisen in Erstarrung; in milden Wintern hingegen bleiben sie fortwährend thätig im Innern der Behausung, welche vollkommen verschlossen ist. Jetzt ist die Zeit gekommen, wo sie ihrer Vorräte bedürfen, und wo ihre Fürsorge gerechtfertigt ist. Sollte einmal, trotz ihrer großen Mäßigkeit, ein Mangel an Lebensmitteln sich fühlbar machen, dann opfern diejenigen, welche noch irgend einen Nahrungssaft in ihrem Magen tragen, sich auf, indem sie damit einen Gefährten nähren, welcher vor Hunger zu vergehen droht. Ist das nicht eine rührende Kameradschaft?

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kunst des Schachspielens.

(Für Schachjünger und solche die es werden wollen.)

Auch für solche, welche den Tempel Caïssas — so heißt die, freilich in keiner mythologischen Götterlehre einer Erwähnung gewürdigte Schachgöttin, die erst in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dem Haupte irgend eines schachkundigen Philosophen (man vermutet Sir William Jones) völlig gewappnet entsprungen ist — noch mit keinem Fuße betreten haben, die sonach hinsichtlich des Schachkultus völlig Laien sind, hat diese geistreiche, anregende Spielbeschäftigung eine eigene sagenhafte Bedeutung. Ein eigenartiger Nimbus umgibt das edle Spiel, welches freilich als ein wirkliches Spiel gar nicht mehr betrachtet werden sollte und thatsächlich wird: Das Schach ist von Haus aus dem Wesen nach ein Spiel, der Form nach eine Kunst, der Darstellung nach eine Wissenschaft; dergestalt ist das Schach ganz allmählich und unmerklich im Lauf der Jahrhunderte, Jahrtausende — denn Spuren von ihm sind schon in grauer Vorzeit zu entdecken — herausgebildet und veredelt worden. Die Sage von dem angeblichen Erfinder des Schachspiels, einem indischen Weisen, dem Brahmanen Nasir oder Sissa, ist bekannt; sie ist auch in weitere Kreise des Publikums eingedrungen und wird häufig schon in den untersten Schulklassen den Kindern erzählt, weil ein sehr interessantes Rechenexempel damit verknüpft ist. In Indien lebte nämlich — man nimmt an, einige Jahrhunderte nach der Entstehung des Christentums, es kann aber auch noch früher gewesen sein — ein mehr aus Unerfahrenheit als im Herzen grausamer Herrscher. Zu diesem kam, um ihn von seiner Grausamkeit zu kurieren und ihm über Wert und Wichtigkeit seiner Unterthanen und Beamten richtige Begriffe beizubringen, jener Weise auf die Gefahr hin, den fürstlichen Tiger zu reizen und den Kopf einzubüßen. Nasir scheint es jedoch sehr schlau angefangen zu haben, nach und nach auf scheinbar ganz natürlichem Wege vor den Wüterich zu gelangen, denn er wußte seine Neugierde rege zu machen, und es glückte ihm in sehr diplomatischer Weise, seine weisen Lehren dem Ohre des Königs zugänglich zu machen. Der dankbare und gebesserte Fürst wünschte nunmehr, seinen Lehrer zu belohnen. Darauf brachte dieser ihm eine wirklich „kernige" Schlußlehre bei, indem er eine scheinbar geringe Menge von Weizenkörnern verlangte, derart, daß er für das erste Feld des Schachbrettes 1, für das zweite 2, das dritte 4, das vierte 8, das fünfte 16 u. s. w., für jedes nächste Feld immer doppelt so viel als für das vorhergehende beanspruchte. Als Nasir dieses merkwürdige Verlangen vorbrachte, erhob der König ein fröhliches Gelächter, weil ihm das Geschenk gering erschien; bald jedoch wurde er gar sehr verdutzt und ernst gestimmt, denn es ergab sich, daß die Anzahl der Weizenkörner bis ins Unerschwingliche anwuchs, und daß — wie man zu sagen pflegt — „die Kornkammern Aegyptens", nein! der ganzen Erde nicht annähernd ausreichen würden, die Lieferung von

18 446 744 073 709 551 615

der kleinen Samenkörner zu beschaffen. Unsere jungen Freunde möchten sich vielleicht gern einen Begriff über die Größe dieser zwanzigstelligen Zahl und die gedachte Weizenmenge machen, bezweifeln als ungläubige „Schachthomasse" möglicherweise sogar die Richtigkeit der Berechnung. Das wäre nun zwar eigentlich ein bißchen — vorwitzig! wir wollen aber gar keinen Zweifel aufkommen lassen, sondern gleich den Beweis der Wahrheit antreten. Ein bekannter Mathematiker und auch eifriger Schachspieler, Richard Schurig in Gohlis bei Leipzig, hat in seinem „Lehrbuch der Arithmetik" (Leipzig, Brandstetter) nachgewiesen, daß jene 18 Trillionen 446 744 Billionen 73 709 Millionen 551 Tausend und 615 einen Haufen Weizen abgeben würden, zu dessen Fortschaffung über 625 000 Millionen, also 625 Milliarden vierspännige Wagen erforderlich sein würden. Jene riesige Zahl aber ist, außer auf mathematischem, sehr leicht auch auf einfach arithmetischem Wege auszurechnen, worauf die jungen Herren selbst die Probe machen können: Der Erfinder des Schachspiels bekam, beziehentlich forderte

für das	1. Feld	=	1	Weizenkorn
„ „	2. „	=	2	Weizenkörner
„ „	3. „	=	4	„
„ „	4. „	=	8	„
„ „	5. „	=	16	„

Mithin erhielt er für die ersten fünf Felder zusammen 31, respektive 32 weniger 1 Weizenkorn und für die ersten 64 Felder zusammen 1 Weizenkorn weniger als für das 65. Feld allein. Addieren wir nun weiter bis zum 11. Feld, nämlich:

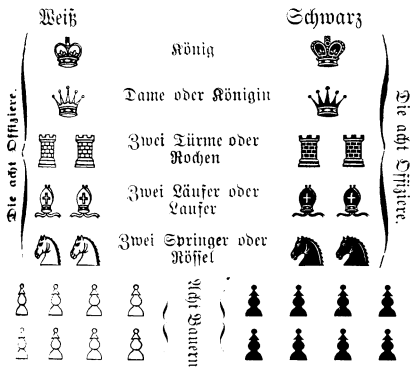
6. Feld	= 32		
7. „	= 64		so haben wir für das 10. Feld 1024 weniger 1 oder 1023 u. s. w.
8. „	= 128		
9. „	= 256		
10. „	= 512		
11. „	= 1024		
und			
21. „	= 1024.1024	oder 1 048 576	weniger 1
31. „	= 1024.1024.1024	oder 1 073 741 824	weniger 1
41. „	= 1024.1024.1024.1024	oder 1 099 511 627 776	weniger 1
51. „	= 1024.1024.1024.1024.1024	oder 1 125 899 906 842 624	weniger 1
61. „	= 1024.1024.1024.1024.1024.1024	oder 1 152 921 504 606 847 976	weniger 1
62. „	= doppelt vom 61. Feld		weniger 1
63. „	= „ „ 62. „		„ 1
64. „	= „ „ 63. „		„ 1
65. „	= „ „ 64. „		„ 1

oder aber 1 152 921 504 606 846 976. 16 (vom 65. Feld) weniger 1, d. i.
18 446 744 073 709 551 615.

Die Sage von der „Erfindung des Schachspiels" ist 1797 von dem weiland Rektor und Konsistorialrat Fischer in Halberstadt schwungvoll und anmutend in gebundene Sprache gebracht worden, welche Dichtung wiederholt in Schachzeitschriften und Schachlehrbüchern zum Abdruck gelangt ist. Das Schachspiel hat nämlich seit Jahrhunderten (so z. B. in dem persischen berühmten Dichter Firdusi) Dichter und Schriftsteller zu seiner Verherrlichung und wissenschaftlichen Darlegung gefunden, und die Litteratur des Schachspiels ist im Laufe der Jahrhunderte derart angewachsen, daß sie gegenwärtig viele Tausende von Bänden umfaßt und den Künsten und Wissenschaften eng angereiht werden muß.

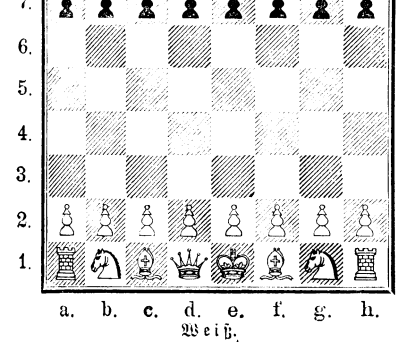
Widmen wir uns der angenehmen Aufgabe, unsere jungen Freunde in dem Schachspiele zu unterrichten, ihnen die Spielregeln und Spielgesetze beizubringen.

Schachbrett und Schachfiguren müssen im richtigen Verhältnis zu einander stehen: vor allem dürfen die Schachfiguren nicht zu groß, beziehentlich darf das Schachbrett nicht zu klein sein, weil solch ein Mißverhältnis ungemein den Ueberblick erschwert. Ist das Schachbrett etwas zu groß, so schadet das nichts. Die Figuren müssen handlich und dauerhaft, ja nicht so zerbrechlich und zierlich sein, wie man sie leider gar häufig bei Drechslern, die vom Schach kaum eine oder gar keine Ahnung haben, vorfindet. Das Schachbrett ist so allgemein bekannt, daß es kaum einer Beschreibung bedarf. Es hat 64 Felder, abwechselnd weiß und schwarz (oder doch hell und dunkel; auf die Farbe selbst kommt es nicht an, auch bei den Figuren nicht), wird auch Damebrett (vom Damespiel) genannt. Das Spiel wird zwischen zwei Parteien, d. i. Zweischach (es gibt auch Vierschachspiel u. a., was hier nicht in Betracht kommt; übrigens kann sich das Vierschachspiel nicht im entferntesten mit dem gewöhnlichen Schach an klardurchsichtiger Feinheit messen), gespielt, von denen eine jede 16 Figuren (Stücke oder Steine) besitzt, die sich durch die Farben Weiß und Schwarz voneinander unterscheiden, nämlich je 8 weiße und 8 schwarze Offiziere und je 8 Bauern:

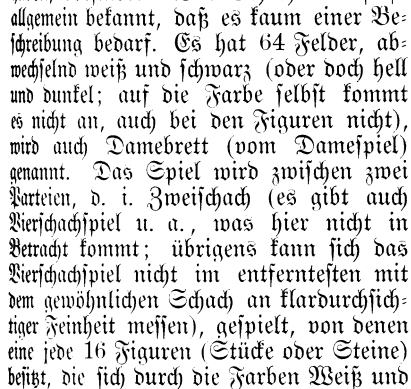


So bezeichnet man die Figuren im Druck; da in natura die Könige um ein klein wenig größer sind als die Königinnen oder Damen, die übrigen Steine aber der Druckbezeichnung sehr ähnlich, so wird man die Figuren ohne besondere Mühe herausfinden.

Diese 32 Figuren werden auf dem Schachbrett folgendermaßen aufgestellt:



Zur Rechten des Schachbretts muß stets ein weißes Eckfeld sein; die Königin kommt immer auf das Mittelfeld ihrer Farbe (d1, d8) zu stehen, woraus sich von selbst ergibt, daß die Könige auf ein Feld von der entgegengesetzten Farbe zu stehen kommen (e1, e8). Die je zwei Türme werden in den Ecken, neben ihnen die Springer, neben diesen die Läufer placiert. Der Anfänger wird wohl daran thun, sein Schachbrett mit der üblichen Felderbezeichnung zu versehen, nämlich:



In der Schriftsprache unterliegen die Figuren den folgenden Abkürzungen:

K für König
D „ Dame
T „ Turm
L „ Läufer
S „ Springer

} während die Bauer nicht durch den Buchstaben B, sondern nur durch die beiden Felder bezeichnet werden, die bei ihrem Zug in Betracht kommen.

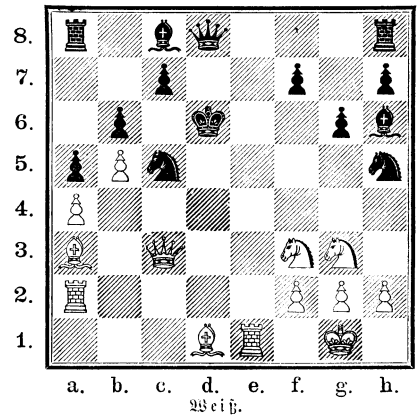
Sonstige Abkürzungen oder Zeichen sind:

0—0 bedeutet Rochade mit dem Königsturm,
0—0—0 „ Rochade mit dem Dameturm,
~ „ zieht beliebig,
× (oder:) „ schlägt oder nimmt,
+ „ Schach,
‡ „ Matt, Schachmatt,
! „ guter oder bester Zug,
? „ kein guter Zug,
?? „ ganz schlechter Zug.

Wir gelangen nun zur Gang- und Schlagweise der Schachsteine. Hier haben unsere jungen Freunde sich zuvörderst zu merken, daß sämtliche Offiziere genau so schlagen, wie sie ziehen; schlagen, d. h. der gegnerische Stein, der geschlagen werden soll, wird von seinem Felde ganz weggenommen und der betreffende eigene Stein (Offizier oder Bauer) auf dieses Feld gestellt. Die Offiziere, von denen es also — wie wir bereits gesehen haben — fünf verschiedene Arten, nämlich König, Dame, zwei Türme, zwei Läufer und zwei Springer gibt, ziehen vor-, rück- und seitwärts, und ebenso schlagen sie auch.

Der König geht gravitätisch und vornehm immer nur einen Schritt vor-, rück- oder seitwärts in ein zunächstliegendes Feld. Steht der König beispielsweise also auf dem Felde e3, so kann er von da aus nach d2, e2, f2, d3, f3, d4, e4, f4 ziehen und ebenso schlagen, d. h. einen auf einem dieser Felder stehenden feindlichen Stein hinwegnehmen und sich selbst an dessen Stelle setzen (natürlich setzt der König sich nicht, sondern bleibt hübsch stehen!). In ein Feld jedoch, welches von einem Stein der eigenen Farbe besetzt ist, kann weder der König noch ein anderer Stein ziehen.

Die Königin oder die Dame zieht so weit, wie sie ziehen kann, oder so weit, wie man sie ziehen will, in ganz gerader oder ganz schräger (diagonaler) Richtung. Ebenso schlägt die Dame auch. In der folgenden Position (die wir für unsere Erläuterungen beibehalten wollen), kann die



weiße Königin, welche von ihrem ursprünglichen Standfelde d1 nur mittelst zweier Züge nach c3 gelangt sein kann, von c3 aus schräg nach b2 oder a1, d4, e5, f6, g7, h8 (nimmt den schwarzen Turm), a5 (nimmt den schwarzen Bauer), d2, b4 in einem einzigen Zuge ziehen, oder geradeaus nach c2 oder c1, c4, c5 (nimmt den schwarzen Springer), b3, d3, e3 in einem einzigen Zuge ziehen. Hingegen kann sie nicht nach a3, e1 oder f3, weil auf diesen Feldern Figuren ihrer eigenen Farbe postiert sind. Die schwarze Dame hat die Felder e7, f6, g5 und h4 in schräger, d7, e8, f8 und g8 in gerader Richtung zu ihrer Verfügung. Die weiße Dame hat hier eine beträchtlich größere Wirksamkeit als die schwarze: sie bestreicht elf Felder in schräger und neun Felder in gerader Richtung; diese nur fünf in schräger und sechs in gerader Richtung.

Der Turm (auch Rochen genannt), zieht nur in gerader Richtung beliebig weit. Der auf a2 stehende weiße Turm (wohin er von a1 gelangt ist) kann bis nach e2, der auf e1 stehende bis nach e8 in senkrechter und nur bis nach f1 in wagrechter gerader Richtung ziehen. Die beiden schwarzen Türme haben noch nicht gezogen: der auf a8 kann nach b8, a7 oder a6, der auf h8 nach e8, f8 oder g8 ziehen. Der Turm a1 und a8 heißt Dameturm, der Turm h1 und h8 Königsturm.

Der Läufer (oder Laufer) zieht hingegen nur in schräger Richtung beliebig weit, so weit es geht. So kann der weiße (schwarze) Läufer a3 über b2 zurück auf sein Standfeld, nach b4 oder c5 (nimmt =: oder × den schwarzen Springer c5) ziehen; der weiße (weiße, vom Standfeld f1 kommend) Läufer auf dem weißen

Damefeld (wohin er im Zickzack von f1 über e2 gelangt ist) nach b3, c2, e2 ziehen; der schwarze (weiße, vom Standfeld c8 so benannt) Läufer c8 hat die Felder b7, a6, h3, g4, f5, e6 und d7, der schwarze (schwarze) h6 die Felder c1 bis g5, sowie g7 und f8 zur Verfügung.

Der ursprünglich auf c1 neben der Dame stehende weiße Läufer heißt Dameläufer und, da er nicht von schwarzen auf weiße Felder überspringen kann, auch schwarzer Läufer; der auf f1 stehende weiße Läufer aus entsprechenden Gründen Königs- und weißer Läufer. Der schwarze Läufer c8 heißt demzufolge Dame- oder weißer Läufer der schwarzen Partei, der schwarze Läufer f8 Königs- oder schwarzer Läufer der schwarzen Partei. In unserer Position hat der weiße Dameläufer a3 nur vier, der schwarze Dameläufer c8 hingegen sieben Felder, der weiße Königsläufer d1 nur drei, beziehentlich fünf, der schwarze Königsläufer h6 hingegen ebenfalls sieben Felder zur Verfügung: mithin haben die beiden schwarzen Läufer, oder vielmehr die beiden Läufer der schwarzen Partei eine größere Wirksamkeit, was in den meisten Fällen von Vorteil ist.

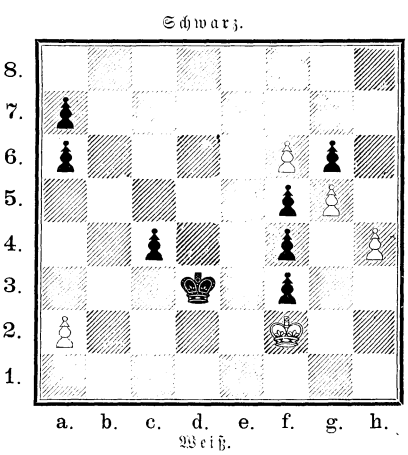
Der Springer (auch Rössel oder Ritter genannt) zieht sprungweise, springt in das übernächste Feld der entgegengesetzten Farbe, wechselt demnach stets die Felderfarbe, woraus hervorgeht, daß der Springer weder schräg noch gerade, sondern krumm zieht, beziehungsweise je ein Feld schräg und gerade gleichzeitig macht. In unserer Stellung hat der weiße Springer f3 die Felder d2, d4, e5, g5, h4 (e1, g1, h2 sind besetzt), der weiße Springer g3 die Felder e2, e4, f5, h5 (nimmt den schwarzen Springer h5), h1 und f1 zur Verfügung. Der schwarze Springer c5 hat die Felder a4 (nimmt den weißen Bauer a4), b3, a6, b7, d7, d3, e4 und e6, der schwarze Springer h5 die Felder f4, f6, g3 (nimmt), g7 zur Verfügung.

Der auf b1 ursprünglich stehende weiße und der auf b8 stehende schwarze Springer heißen Damespringer; die Springer g1 und g8 Königsspringer.

Die Bauern ziehen von ihrem Standfelde (a2, b2, c2, d2, e2, f2, g2, h2 und a7, b7, c7, d7, e7, f7, g7, h7) immer nur je ein Feld geradeaus, schlagen (nehmen) aber schräg ins nächste Feld derselben Farbe rechts oder links seitwärts. Nur das allererste Mal (also oben von den vorstehenden je acht Standfeldern aus) dürfen sie auch zwei Schritte geradeaus machen, später immer nur einen Schritt. Es ist also erlaubt, im ersten Zuge nach a4, b4, c4, d4 u. s. w. bis h4 und nach a5, b5, c5 u. s. w. bis h5 zu ziehen, vorzurücken. Rückwärts können die Bauern überhaupt nicht ziehen. In unserem Diagramm (Riß des Schachbretts) sind die weißen Bauern a4 und b5 von a2 und b2 dahin gelangt und liegen, durch die feindlichen Bauern a5 und b6 behindert, jetzt ganz fest: alle vier Bauern sind festgerannt und würden nur dann wieder in Bewegung gelangen, wenn sie zum Schlagen (Bauer a5 auf b4, b6 auf a5 oder c5; a4 auf b5, b5 auf a6 oder c6) kämen. Zöge z. B. Schwarz den Bauer, den „ungezogenen" Bauer c7, nach c6, so könnte Weiß b5 × c6 schlagen; nachdem dieses Schlagen erfolgt, so könnte Schwarz, weil Bauer b5 beseitigt, b6—b5 vorrücken und nun Weiß mittels a4 × b5 nehmen, worauf der schwarze Bauer a5 liquid wird und nach a4—a3—a2—a1 würde vorrücken können, sobald die beiden weißen Figuren La3 und Ta2 weggezogen haben. Die beiden Bauern f2 und g2 sind durch ihre Springer behindert, h2 hingegen könnte sowohl einen Schritt nach h3 als zwei Schritte nach h4 vorrücken. Der schwarze Bauer f7 kann nach f6 oder f5 vorgehen, g6 nach g5; h7 kann sich jetzt nicht bewegen.

Gelangt ein Bauer bis in die achte (erste) Reihe, d. i. die Offiziersreihe des Gegners, so muß er unmittelbar mit dem erfolgenden Hineinrücken in einen Offizier, sei es eine zweite, dritte, vierte u. s. w. Königin, ein dritter, vierter, fünfter u. s. w. Turm, Läufer, Springer umgewandelt (er avanciert zum Offizier) werden, gleichviel, ob der den Bauer „zur Dame führende" Spieler seine ursprünglichen sieben (denn zu einem König kann der Bauer nicht werden) Offiziere noch besitzt oder nicht.

In gewissen Bauernstellungen kann sich das sogenannte En-passant-Schlagen (Nehmen im Vorübergehen) ereignen. Stünde z. B. in unserer Position der schwarze Springer nicht auf c5, so könnte natürlich der Bauer c7 bis nach c5 vorrücken: in diesem Falle hätte aber die weiße Partei das Recht, diesen Bauer mittels c5 × c6 geradeso hinwegzuschlagen, als wenn er (wie vorher gezeigt) nur nach c6 gegangen wäre. Derselbe Fall analog könnte eintreten, wenn der schwarze Bauer g6—g5—g4 vorgerückt wäre, und Weiß nun h2—h4 spielen wollte: Schwarz könnte dann mit g4 × h3 en passant antworten. Oder wenn auf g5 ein weißer Bauer stünde (etwa so dahin gelangt: h2—h4, Lh6—g5, h4 × g5), und Schwarz wollte f7—f5 spielen, so könnte Weiß mit g5 × f6 en passant entgegnen. Der schwarze Bauer c7 ist ein rückständiger Bauer; rückständige Bauern sind meist minderwertig, ebenso vereinzelte (isolierte) Bauern. Es gibt auch Doppelbauern, Triplebauern u. s. w., welche durch Schlagen auf ein und dieselbe (senkrechte) Linie gelangt sind. Sodann Freibauern,



denen auf ihrer Linie kein feindlicher Bauer mehr entgegensteht. Freibauern sind mehrwertig und namentlich mehrere miteinander verbundene (nebeneinander marschierende) Freibauern sind sehr stark. Mittel- oder Centrumbauern, Bauern in Mitte des Brettes gelten und sind meist besonders stark; Eckbauern (a und h) weniger.

In der vorstehenden (nicht eben schönen) Bauern-Endstellung hat Schwarz Doppelbauern auf a6 und a7, Triplebauern auf f3, f4, f5, einen guten Freibauer auf c4; Weiß hat einen sehr starken Freibauer auf f6, einen rückständigen Bauer auf h4. Die Triplebauern f3 und f4 kann der weiße König mit Leichtigkeit „auffressen"; nicht jedoch f5, weil durch g6 geschützt (gedeckt).

(Fortsetzung folgt.)

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

So sehen Sie, daß mein Ruf größer ist als mein Verdienst. Was von einem an dem ersten Lagerfeuer erzählt wird, das vergrößert man am zweiten um das Drei- und an dem dritten um das Sechsfache. So kommt es, daß man für ein wahres Wunder gehalten wird, während man doch nur das ist, was jeder andere auch."

„Nein; was man von Ihnen erzählt, das ist — — —"

„Pah!" unterbrach er ihn kurz und befehlend. „Lassen wir das! Sehen Sie sich lieber mein Pferd an. Es ist eins jener N'gul-itkli, welche nur bei den Apachen zu finden sind. Es ist barfuß. Will

Aus bewegten Tagen. (S. 114.)

Und während die Frau und die treue Magd sich weinend umschlangen, schritt er hochaufgerichtet hinab ins Städtchen.

ich etwaige Verfolger mystifizieren, so binde ich ihm diese Schilfschuhe an, die in China sehr gebräuchlich sind. Es hinterläßt dann, besonders in sandigem Boden, eine Fährte, welche man für diejenige eines Elefanten halten möchte. Hier am Gürtel habe ich zwei Paar Hufeisen, einfach zum Anschuhen und Festschrauben. Das eine Paar ist wie gewöhnlich gearbeitet, das andere aber verkehrt, mit dem Stollen nach vorn. Natürlich wird die Spur dann auch verkehrt, und derjenige, welcher mich verfolgt, glaubt, daß ich in ganz entgegengesetzter Richtung geritten sei."

„Alle Wetter!" meinte Frank. „Jetzt endlich wird es tageshell in meiner Intelligenz! Also Vexiereisen sind's! Was würde der Moritzburger Lehrer dazu sagen!"

„Ich habe nicht die Ehre, diesen Herrn zu kennen, aber ich habe das Vergnügen, Sie beide getäuscht zu haben. An der felsigen Stelle konnte keine Spur zurückbleiben; darum stieg ich dort ab, um die Schilfschuhe mit den Eisen zu vertauschen. Freilich hatte ich keine Ahnung, Landsleute hinter mir zu haben; ich erblickte Sie erst später. Ich traf diese Vorsichtsmaßregel, weil ich aus gewissen Anzeichen auf die Gegenwart feindlicher Indianer schließen mußte. Und diese Vermutung bestätigte sich, als ich an diese Tanne kam."

„Gibt es da Spuren der Indianer?"

„Nein. Der Baum bezeichnet den Punkt, an welchem ich heute mit Winnetou zusammentreffen will, und — — —"

„Winnetou!" unterbrach ihn Jemmy. „Ist der Häuptling der Apachen hier?"

„Ja; er ist bereits vor mir angekommen."

„Wo, wo ist er? Den muß ich unbedingt sehen!"

„Er hat mir hier das Zeichen zurückgelassen, daß er schon da gewesen sei und heute auch wiederkommen werde. Wo er sich unterdessen befindet, weiß ich nicht. Jedenfalls beschleicht er die Schoschonen."

„Weiß er von ihrer Anwesenheit?"

„Er ist's, der mich auf sie aufmerksam gemacht hat. Er hat mit dem Messer seine Zeichen in die Rinde des Baumes gegraben. Sie sind mir ganz so verständlich wie jede andere Schrift. Ich weiß, daß er da war und wiederkommen wird, und daß sich vierzig Schoschonen in der Nähe befinden. Das weitere muß ich hier abwarten."

„Aber wenn die Schoschonen Sie hier entdecken!"

„Pah! Ich weiß nicht, für wen die Gefahr größer ist, ob für mich, wenn sie mich hier finden, oder für sie, wenn ich sie entdecke. An Winnetous Seite habe ich dieses Häufchen Schoschonen nicht zu fürchten."

Das klang so einfach, so selbstverständlich, daß der Hobble-Frank bewundernd ausrief:

„Vierzig Feinde nich fürchten! Ich bin doch ooch keen Hasenfuß, aber so weit hat's mein Temperament in der Kühnheit des Charakters doch noch nich gebracht. Veni, vidi, tutti, sagte der alte Blücher, und da gewann er die Schlacht bei Belle-mesalliance; aber zu zween gegen vierzig ist er ooch nich gewesen. Ich begreif' das eenfach nich!"

„Die Erklärung ist sehr einfach, mein Lieber; viel Vorsicht, viel List und ein klein wenig Entschlossenheit, wenn sie gebraucht wird. Befindet man sich dazu noch im Besitze von Waffen, auf welche man sich verlassen kann, so ist man unter Umständen selbst vielen überlegen. Hier an diesem Orte sind wir keineswegs sehr sicher. Wollen Sie klug sein, so reiten Sie weiter, damit Sie baldigst zu den Ihrigen stoßen."

„Und Sie bleiben hier?"

„Bis Winnetou kommt, ja. Dann werde ich mit ihm Ihren Lagerplatz aufsuchen. Wir haben zwar ein anderes Ziel; aber wenn er einverstanden ist, so bin ich bereit, mit nach dem Yellowstone zu reiten."

„Wirklich, wirklich?" fragte Jemmy, aufs höchste erfreut. „In diesem Falle möchte ich darauf schwören, daß wir die Gefangenen befreien!"

„Nicht zu zuversichtlich! Ich bin die mittelbare Ursache, daß Baumann sich in Gefahr befindet, und so fühle ich mich verpflichtet, an seiner Befreiung mitzuwirken. Darum — — —"

Er hielt inne, denn Frank hatte einen unterdrückten Ruf des Schreckens ausgestoßen. Er deutete mit der Hand zwischen den Büschen hindurch, hinaus auf die Sandebene, auf welcher ein Trupp berittener Indianer sichtbar geworden war.

„Schnell auf die Pferde und fort!" riet Shatterhand. „Jetzt sind Sie noch nicht bemerkt worden. Ich komme nach."

„Die Kerls werden unsere Spur finden!" sagte Jemmy, indem er schleunigst in den Sattel stieg.

„Nur fort, fort! Das ist die einzige Rettung für Sie!"

„Aber Sie werden ja von ihnen entdeckt!"

„Sorgen Sie sich nicht um mich! Vorwärts, vorwärts!"

Jetzt saßen die beiden im Sattel und jagten davon. Shatterhand warf einen forschenden Blick umher. Die beiden hatten ebensowenig wie er in dem Steingrus eine Spur zurückgelassen. Das Geröll zog sich erst breit und dann immer schmäler werdend an der steilen Berglehne empor, bis es sich unter dichten Tannen verlor. Er hing den Henrystutzen an den Sattel, nahm den Bärentöter auf die Schulter und sagte seinem Pferde nur das eine Wort der Apachensprache:

„Peniyil — kommen!"

Als er nun mit großen, möglichst eiligen Schritten die steile Böschung emporzuklettern begann, folgte ihm das Tier wie ein Hund. Man hätte es gar nicht für möglich gehalten, daß ein Pferd hier hinauf kommen könne, und doch langten beide nach kurzer, aber höchst energischer Anstrengung droben unter den Bäumen an. Er legte dem Tiere die Hand auf den Hals.

„Ischkuhsch — schlafen!"

Sofort legte es sich nieder und blieb da vollständig bewegungslos liegen. Es war indianisch geschult.

Die Schoschonen hatten die Fährte bemerkt. Wäre es diejenige Old Shatterhands gewesen, so hätten sie infolge der verkehrten Hufstellung annehmen müssen, daß die Spur von hier fort nach Osten führe; aber Franks und Jemmys Fährte war zu deutlich; sie konnte gar nicht verkannt werden. Die Schoschonen folgten ihr und kamen sehr rasch näher.

Seit dem Verschwinden der beiden Deutschen waren kaum zwei Minuten vergangen, so befanden sich die Indianer schon an der Schierlingstanne. Einige stiegen ab, um die verschwundenen Spuren zu suchen.

„Ive, ive; mi, mi — hier, hier, vorwärts, vorwärts!" rief einer.

Er hatte gefunden, was er suchte. Die Roten verschwanden. Shatterhand hörte droben in seinem Verstecke, daß sie den beiden Flüchtigen im Galoppe folgten.

„Jetzt kommt es darauf an, die nötige Klugheit und Schnelligkeit zu entwickeln," dachte er. „Jemmy ist gar wohl der Mann dazu."

Da ließ sein Pferd ein leises Schnauben hören, ein sicheres Zeichen, daß es seinen Herrn auf etwas aufmerksam machen wolle. Das Tier blickte ihn mit großen, klugen Augen an und wendete dann den Kopf zur Seite, bergaufwärts. Der Jäger nahm den Stutzen zur Hand, kniete schußgerecht nieder und hielt den Blick scharf nach oben gerichtet. Die Bäume standen hier so dicht, daß man gar nicht weit sehen konnte. Bald jedoch legte er den Stutzen wieder ab. Er hatte, unter den niedrigsten Aesten nach oben blickend, ein Paar mit Stachelschweinsborsten verzierte Moccassins gesehen, und er wußte, daß der Mann, welcher diese Schuhe trug, sein bester Freund sei. Bald raschelte es in den Zweigen, und der Nahende stand vor ihm.

Er war ganz genau so gekleidet wie Old Shatterhand, nur daß er anstatt der hohen Stiefel Moccassins trug. Auch eine Kopfbedeckung hatte er nicht. Sein langes, dichtes, schwarzes Haar war in einen hohen, helmartigen Schopf geordnet und mit einer Klapperschlangenhaut durchflochten. Keine Adlerfeder schmückte diese indianische Frisur. Dieser Mann bedurfte keines solchen Zeichens, um als Häuptling erkannt und geehrt zu werden. Wer nur einen Blick auf ihn richtete, der hatte sofort die Ueberzeugung, einen bedeutenden Mann vor sich zu haben. Um den Hals trug er den Medizinbeutel, die Friedenspfeife und eine dreifache Kette von Bärenkrallen, Trophäen, welche er sich selbst mit Lebensgefahr erkämpft hatte. In der Hand hielt er ein doppelläufiges Gewehr, dessen Holzteile dicht mit silbernen Nägeln beschlagen waren. Dies war die berühmte Silberbüchse, deren Kugel niemals ihr Ziel verfehlte. Der Ausdruck seines ernsten, männlich-schönen Gesichtes war fast römisch zu nennen; die Backenknochen standen kaum merklich vor, und die Hautfarbe war ein mattes Hellbraun mit einem leisen Bronzehauch.

Das war Winnetou, der Apachenhäuptling, der herrlichste der Indianer. Sein

Name lebte in jeder Blockhütte und an jedem Lagerfeuer. Gerecht, klug, treu, tapfer bis zur Verwegenheit, ohne Falsch, ein Freund und Beschützer aller Hilfsbedürftigen, gleichviel ob sie rot oder weiß von Farbe waren, so war er bekannt über die ganze Länge und Breite der Vereinigten Staaten und deren Grenzen hinaus.

Old Shatterhand hatte sich vom Boden erhoben. Er wollte sprechen, wurde aber durch eine Handbewegung Winnetous zum Schweigen aufgefordert. Ein zweiter Wink des Apachen bedeutete ihn, zu horchen.

Von fernher ließen sich monotone Klänge vernehmen. Sie kamen schnell näher. Es waren Molltöne im Vierachteltakte, die zwei ersten Achtel auf der kleinen Terz und das Viertel dann auf der Prime, ungefähr wie c c a — c c a. Und dann ertönte auf der hohen Quinte e ein schriller Jubelton.

Jetzt hörten die beiden Lauscher lautes Pferdegetrappel, und nun waren auch die Laute zu verstehen, welche gesungen wurden. Es war nur das eine Wort: „totsi-wuw, totsi-wuw!" Es bedeutet so viel wie Skalphaut.

Nun wußte Old Shatterhand, daß die beiden Deutschen nicht entkommen, sondern gefangen genommen worden waren.

Die Schoschonen ritten unten vorüber, nach indianischer Weise einer hinter dem anderen. In der Mitte aber hatten zwei die beiden Gefangenen zwischen sich (s. S. 124). Dieselben waren ihrer Waffen beraubt und mit Lassos auf ihre Pferde gebunden. Sie schienen unverwundet zu sein. Vielleicht hatte gar kein Kampf stattgefunden. Vielleicht hatten sie sich, nachdem sie eingeholt worden waren, in der Ueberzeugung, daß Widerstand unnütz sei, freiwillig ergeben.

Keiner der Schoschonen ahnte, daß es in der Nähe einen Lauscher gäbe. Die Gefangenen aber dachten an Old Shatterhand, den sie hier verlassen hatten. Sie blickten um sich, nach rechts, nach links, und auch empor zur Höhe. Shatterhand mußte ihnen ein Zeichen geben, daß er sie sehr wohl bemerke. Dabei wagte er freilich, daß dasselbe auch von einem zufällig emporblickenden Schoschonen gesehen werde. Er trat ein Stück vor, und schwenkte den Hut; als er sah, daß der dicke Jemmy ihn bemerkt habe, trat er schnell wieder zurück.

Die Roten verschwanden. Eine kurze Zeit noch hörte man das monotone „totsi-wuw, totsi-wuw", dann wurde es still.

Jetzt drehte sich Winnetou um und verließ, ohne ein Wort zu sprechen, die Stelle wieder, an welcher er neben Old Shatterhand gestanden hatte. Dieser wartete ruhig. Nach vielleicht zehn Minuten kehrte der Apache zurück, sein Pferd am Zügel hinter sich führend. Es war wirklich unbegreiflich, wie es dem Tiere gelingen konnte, auf so sehr abschüssigem Boden sich sicher durch den dichten Wald zu winden. Es war ganz von der Art und Farbe wie dasjenige Old Shatterhands, doch verdiente das letztere wohl den Vorzug. Der Häuptling hatte infolge seiner noblen Gesinnung seinem Freunde das bessere von beiden geschenkt.

Jetzt standen sie nebeneinander, zwei Männer, welche sich selbst vor einem ganzen Indianerstamm nicht zu fürchten pflegten. Ein forschender Blick in das Gesicht des Apachen belehrte Old Shatterhand, daß er diesem über das Vorkommnis keine ausführliche Belehrung zu geben brauche. Die beiden kannten einander eben so gut, daß sie ihre Gedanken gegenseitig leicht zu erraten vermochten. Darum fragte der Weiße:

„Der Häuptling der Apachen hat den Ort entdeckt, an welchem die Krieger der Schoschonen ihr Lager aufgeschlagen haben?"

„Winnetou ist ihrer Fährte gefolgt," antwortete der Gefragte. „Sie sind da, wo vor Zeiten das Wasser aus den Bergen in den See des Blutes geflossen ist, im trockenen Flußbette aufwärts geritten. Dann führt die Spur links über die Höhe in ein Nastla-atahehle (kesselförmiges Thal), wo sie ihre Zelte errichtet haben."

„Sind es Wohnzelte?"

„Nein, sondern es sind die Zelte des Krieges, drei an der Zahl, in welchen sie alle wohnen. Winnetou hatte ihre Spuren richtig gezählt und dir an den Baum geschrieben, wie viele ihrer sind. In dem mit Adlerfedern geschmückten Zelt wohnt der Anführer. Es ist Tokvi-tey (der schwarze Hirsch), der tapferste Häuptling der Schoschonen. Winnetou hat sein Angesicht von weitem gesehen und ihn an den drei Narben, welche er auf den Wangen trägt, erkannt."

„Und was hatte mein roter Bruder beschlossen?"

„Winnetou hatte nicht die Absicht, sich den Schoschonen zu zeigen. Er fürchtet sie nicht; aber weil sie sich auf dem Kriegspfade befinden, so würde ein Kampf dann unvermeidlich sein, und er möchte doch keinen von ihnen töten, weil sie ihm nichts gethan haben. Nun aber haben sie die beiden Bleichgesichter gefangen genommen; mein weißer Bruder will dieselben befreien, und so wird Winnetou doch mit ihnen kämpfen müssen."

Mit solcher Sicherheit sprach der Apache von den Gedanken und Absichten Shatterhands. Dieser fand dies so selbstverständlich, daß er gar keine Bemerkung darüber machte, sondern sich nur erkundigte:

„Hat mein Bruder erraten, wer die Bleichgesichter sind?"

„Winnetou hat die Gestalt des Dicken gesehen und weiß also, daß dieser Jemmy-petahtscheh ist, der dicke Jemmy. Der andere hinkte, als er vom Pferde stieg. Sein Tier war so frisch und sein Anzug ebenso, daß der Mann sich noch nicht lange Zeit im Sattel befinden kann. Er wohnt also in keiner großen Entfernung von hier, und darum wird er wohl Inda-hisch-schohldentschu sein, welchen die Bleichgesichter Hobble-Frank nennen. Er ist der Gefährte des Bärentöters."

Die Apachen haben kein besonderes Wort für „hinken". Die vier Worte des Häuptlings bedeuten: „der Mann, welcher schlecht zu Fuße geht". Er hatte ganz richtig vermutet und damit, wie oft, einen Beweis gegeben, daß der Scharfsinn der Indianer ein außerordentlicher ist.

„Mein roter Bruder hat die Namen der beiden Jäger erraten," sagte Old Shatterhand. „Er hat den Hobble-Frank hinken sehen und sich folglich in unserer Nähe befunden, als ich mit ihnen sprach?"

„Ja. Winnetou hatte die Schoschonen beobachtet und gesehen, daß eine Abteilung von ihnen davonritt, in der Richtung nach dem See des Blutes. Da er nun wußte, daß sein weißer Bruder dorthin kommen werde, ritt er über die Höhen und durch den Wald gerade auf den Baum der Zusammenkunft zu. Zuletzt hinderte ihn das Pferd, schnell vorwärts zu kommen und seinen Bruder zu warnen; darum ließ er es stehen und eilte zu Fuß weiter. Von hier oben erblickte er dann seinen Bruder mit den beiden Bleichgesichtern unten stehen. Er sah auch die Schoschonen, welche die Fährte der Weißen bemerkten. Diese letzteren eilten davon und wurden von den Roten, welche ihnen nacheilten, gefangen. Jetzt versteht es sich von selbst, daß Old Shatterhand sie befreien wird, und Winnetou wird ihm dabei zur Seite stehen. Er vermutet auch, daß die beiden Weißen sich nicht allein hier am See des Blutes und am Devils Head befinden. Sie werden auf Old Shatterhands Fährte getroffen sein und sich von ihren Gefährten getrennt haben, um ihr für einige Zeit zu folgen. Mein weißer Bruder wird wissen, wo diese Gefährten sich befinden, und wir werden sie jetzt aufsuchen, damit sie uns behilflich sind, die Gefangenen zu befreien."

Das war abermals ein Beweis seines ungewöhnlichen Scharfsinns. Old Shatterhand erzählte ihm in kurzen Worten, was er von Jemmy und Frank erfahren hatte. Der Apache hörte aufmerksam zu und sagte dann:

„Ugh! So haben sich die Hunde der Sioux auf die Beine gemacht, um zu erfahren, daß Old Shatterhand und Winnetou nicht dulden werden, daß der Bärentöter den Tod am Marterpfahle sterbe. Wir werden heute den Dicken und den Hinkenden befreien und sodann mit ihnen und ihren Kameraden hinauf nach dem Yellowstone reiten, um den Sioux vom Stamme der Ogallalla zu zeigen, daß Old Shatterhand, welcher damals ihre drei tapfersten Krieger mit der bloßen Faust erschlug, sich jetzt wieder in den Bergen des Toli-tli-tsu befindet."

Dieses vierfilbige Wort bedeutet: „gelber Fluß", also fast genau dasselbe wie Yellowstone River.

Es war Old Shatterhand höchst willkommen, daß Winnetou sich aus freien Stücken bereit zeigte, Baumann zu Hilfe zu eilen. Er sagte:

„Mein roter Bruder hat meinen Wunsch erraten. Wir sind nicht in diese Gegend gekommen, um das Blut der roten Männer zu vergießen; aber wir werden es auch nicht geschehen lassen, daß Unschuldige meine damalige That mit dem Tode büßen.

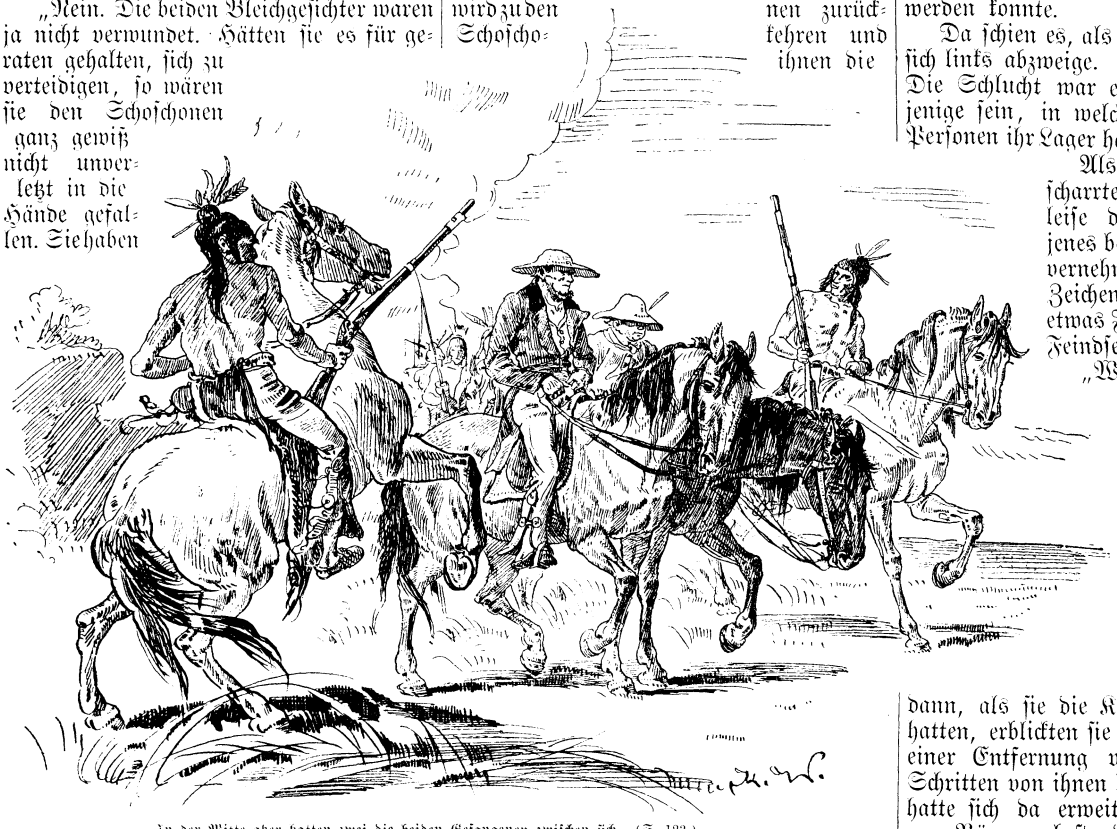
Winnetou mag mir zu denen folgen, welche zu ihrer Rettung ausgezogen sind!"

Sie führten ihre Pferde die steile Böschung vollends hinab, stiegen auf und ritten dann schnell in derselben Richtung fort, welche Jemmy und Frank vorher bei ihrer mißglückten Flucht eingeschlagen hatten.

Es war nicht mehr weit zum Anbruche der Dunkelheit; darum ließen sie ihre Pferde weit ausgreifen. Bald erreichten sie die Stelle, an welcher die Schoschonen die Flüchtigen erreicht hatten. Dort hielten sie für einige Augenblicke an, um die Spuren zu untersuchen.

„Es ist gar nicht gekämpft worden," meinte Winnetou.

„Nein. Die beiden Bleichgesichter waren ja nicht verwundet. Hätten sie es für geraten gehalten, sich zu verteidigen, so wären sie den Schoschonen ganz gewiß nicht unverletzt in die Hände gefallen. Sie haben klugerweise eingesehen, daß ein Kampf nur zu ihrem Nachteile ausschlagen könne, und sich also freiwillig ergeben."



In der Mitte aber hatten zwei die beiden Gefangenen zwischen sich. (S. 123.)

Winnetou machte eine seiner eigenartigen, scharf bezeichnenden Handbewegungen und fragte:

„Klugerweise, sagt mein Bruder? Ich möchte ihn fragen, ob er und Winnetou sich ergeben hätten, wenn sie es gewesen wären, die von den Schoschonen verfolgt wurden!"

„Ergeben? Wir uns? Ganz gewiß nicht!"

„Howgh!"

„Wir hätten gekämpft bis zum Tode, und viele der Schoschonen wären gefallen, ehe man uns ergriffen hätte."

„Vielleicht hätten wir auch nicht gekämpft. Winnetou möchte den Schoschonen sehen, der ihn und Old Shatterhand ereilen könnte, wenn beide ihre Rappen unter sich haben. Und ist Old Shatterhand nicht ein Meister im Auffinden fremder und im Verbergen seiner eigenen Spuren? Die Schoschonen hätten sein müssen wie Männer, welche der große Geist mit Blindheit geschlagen hat. Keines ihrer Augen hätte unsere Fährte bemerkt. Tapferkeit ist die Zierde eines Mannes; durch Klugheit aber vermag er mehr Feinde zu besiegen als durch den Tomahawk."

Sie ritten weiter, gerade südwärts, am Fuße des Höhenzuges hin, links von sich die Bodensenkung des einstigen Sees.

„Hat mein Bruder bereits einen Plan zur Befreiung der beiden Weißen erdacht?" fragte Shatterhand.

„Winnetou braucht keinen Plan; er wird zu den Schoschonen zurückkehren und ihnen die Gefangenen entführen. So denkt er. Diese Schlangenindianer sind gar nicht wert, daß Winnetou ihretwegen über einen Plan nachdenkt. Old Shatterhand hat ja den Beweis erhalten, daß sie kein Hirn in ihren Köpfen haben."

Shatterhand wußte sogleich, was er meine.

„Ja", sagte er. „Keiner von ihnen hat daran gedacht, daß die meisten Jäger sich nicht allein hier befinden. Wäre ihnen dieser Gedanke gekommen, so hätten sie jedenfalls einige Kundschafter ausgesandt. Wir haben es also mit Leuten zu thun, deren Klugheit wir gar nicht sehr zu fürchten brauchen. Wäre Tokvi-tey, der Häuptling, in eigener Person bei dieser Abteilung gewesen, so hätten wir ganz sicher jetzt einige Kundschafter vor uns reiten."

„Sie würden nichts finden, denn Winnetou und Old Shatterhand würden die Augen dieser Männer auf sich ziehen und sie irre leiten."

Jetzt hatten sie die Stelle erreicht, an welcher die Thalschlucht in fast gerader westlicher Richtung in die Höhe schnitt. Dort fanden sie die Spuren der Gesuchten, doch war es bereits so dunkel, daß die Eindrücke nicht mehr genau erkannt werden konnten. Sie bogen nach rechts ab, der Fährte nach.

Die Schlucht war ziemlich breit und auch leicht gangbar. Die beiden Reiter kamen trotz der Dunkelheit schnell vorwärts. Da ihre Pferde barfuß waren, machten die Huftritte derselben so wenig Geräusch, daß dies nur ganz in der Nähe gehört werden konnte.

Da schien es, als ob eine Seitenschlucht sich links abzweige. Die beiden hielten an. Die Schlucht war eng. Konnte es diejenige sein, in welcher die gesuchten vier Personen ihr Lager hatten errichten wollen?

Als sie so still da hielten, scharrte Winnetous Pferd leise den Boden und ließ jenes bezeichnende Schnauben vernehmen, welches stets ein Zeichen ist, daß das Tier etwas Fremdes, vielleicht gar Feindseliges wittert.

„Wir sind auf dem richtigen Wege," meinte der Weiße. „Reiten wir links ab. Das Pferd will uns sagen, daß da drin sich jemand befindet."

Sie mochten ungefähr zehn Minuten langsam vorwärts geritten sein, da machte die Schlucht eine Wendung, und dann, als sie die Krümmung hinter sich hatten, erblickten sie ein Feuer, welches in einer Entfernung von vielleicht hundert Schritten von ihnen brannte. Die Schlucht hatte sich da erweitert und bildete eine von Bäumen bestandene Ausbuchtung, in deren Mitte ein Quell aus dem Boden drang, um sein weniges Wasser aber bald wieder im sandigen Grunde verlaufen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

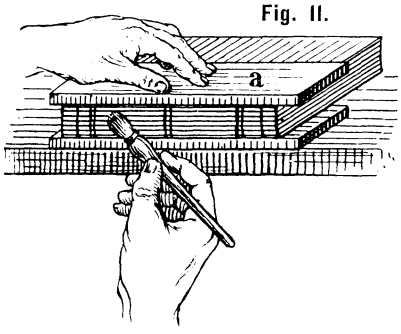
Die Elemente der Buchbinderkunst.

(Fortsetzung.)

3. Das Leimen des Rückens. Das Buch (oder mehrere Bücher zugleich) wird gerade gestoßen und zwischen zwei Bretter gelegt, wobei letztere am Rücken eher etwas weniges zurück als vorstehen sollen (siehe Figur 11, welche den Vorgang des Leimens veranschaulicht). Nun legt man die linke Hand unter festem Drucke auf die obere Leimspalte und bestreicht

mittels des in der rechten gehaltenen Pinsels den Rücken auf allen Stellen gleichmäßig mit Leim, gibt denselben in die Leimpfanne zurück, ergreift den Hammer und überreibt mit dessen Schneide den Rücken derart, daß der Leim zwischen alle Bogen

Fig. 11.



Das Leimen des Rückens.

und in die Heftfugen eindringt. Hierauf wird der Leimüberschuß mit dem gut ausgestrichenen Leimpinsel wieder vom Rücken fortgenommen, wobei man stärker aufdrücken muß. Von Vorteil ist es, die Hammerschneide vor dem Einreiben mäßig zu erwärmen. Nun werden die Leimspalten weggenommen und das Buch trocknen gelassen. Bei halbsteifem Einbande, von welchem eben die Rede ist, wie auch bei Pappbänden wird noch vor dem Trocknen der Rücken mit Makulaturpapier beklebt und dieses mit dem Falzbeine angerieben, bei feineren Einbänden aber dieses unterlassen.

Zum Leimen benutze man nur eigens für diesen Zweck bereit gehaltene Leimspalten, da die schon früher erwähnten Preßbretter stets rein gehalten werden müssen.

Indem nach dem Leimen der Buchrücken die bei demselben innegehabte Richtung beibehält, und letztere, wenn fehlerhaft, nicht mehr korrigiert werden kann, so ist bei dem Geradestoßen auf diesen Umstand besonders Bedacht zu nehmen. Durch eine bedeutendere Schrägestellung der Oberseite des Buches würde dasselbe bei dem Beschneiden verschnitten werden.

4. Das Um- oder Rundklopfen des Rückens. Der richtige Zeitpunkt, um dasselbe vornehmen zu können, ist dann eingetreten, wenn die Leimung desselben noch nicht so stark eingetrocknet ist, daß sie ihre Elasticität verloren hat. Ist dieselbe noch zu weich, so schießen die Bogen an der Vorderseite bei dem Umklopfen gern staffelförmig vor, ist sie hingegen zu trocken geworden, so geht das Rundklopfen nur sehr schwer vor sich, oder die Bogenlagen springen stellenweise auseinander. Letzteres geschieht auch dann, wenn auf dem Rücken nach dem Abstreichen mit dem Pinsel eine zu starke Leimschichte zurückblieb. Ein Zeitraum von 1—2 Stunden nach dem Leimen ist hinreichend, um die genannten Uebelstände hintanzuhalten.

Bei dem Rundklopfen legt man das Buch derart quer auf den Tisch oder ein glattes Brett, daß die Vorderschnittseite der Brust zugekehrt ist und sich der Rücken nach außen befindet, dann gibt man dem Rücken, ihn mit der linken Hand nach sich hinziehend, eine Schrägung, welche man mit der auf das Vorsetzpapier gelegten Hand festhält, und führt mittels des in die rechte Hand genommenen Hammers, an der linken Seite beginnend, unter allmählichem Vorwärtsbewegen desselben gleichmäßige, jedoch nicht zu starke Schläge. Am Rückenende zur rechten Seite angelangt, wendet man das Buch um und nimmt auch auf dieser Seite das Rundklopfen in gleicher Weise vor. Der Hammerkopf muß hierbei immer flach aufliegen, da sonst in den Rücken Vertiefungen hineingeschlagen würden; auch dürfen die Schläge nicht auf den Falz des ersten und letzten Bogens, sondern nur immer in der Mitte geführt werden.

Dieses Rundklopfen wird so lange fortgesetzt, meistens 2—3 mal, bis der Rücken eine schöne, dem Halbkreise sich nähernde Rundung erhalten hat. Ein zu flacher, aber auch ein zu runder Rücken würde unschön aussehen.

Auch zu dieser Manipulation gibt es Maschinen, welche bei fabrikmäßigem Betriebe zur Verwendung kommen.

5. Das Ansetzen der Deckel und das Formieren der Kanten. Die zu Bucheinbänden am meisten in Verwendung kommende Pappe ist die aus Holzstoff gefertigte, da sie sehr glatt und rein und nicht wie die aus Lumpenmasse hergestellte Verunreinigungen, sandige und erdige Teile enthält. Die Stärke oder Dicke der Pappe ist sehr verschieden, und wird nach der Stückzahl, welche ein Centner enthält, benannt. Kommen z. B. 20 Pappedeckel auf denselben, so wird das einzelne Stück ein Zwanziger, bei 40 Stück ein Vierziger, bei 80 Stück ein Achtziger u. s. w. genannt. Die Verwendung schwächerer und stärkerer Pappe muß dem zu verfertigenden Buche angemessen sein. Die dünnsten Pappen sind die sogenannten Schrenz- und Aktendeckel, welche in blauer oder grauer Farbe erhältlich sind. Zu Halbsteifbänden wählt man nur dünne Pappe.

Man schneidet für die Vor- und Rückseite je eines Buches zwei gleiche Stücke nur auf der Vorderseite um etwas weniges größer mittels Messer und Lineal zu, legt sie im Abstande von 2—3 cm Breite stufenförmig aufeinander und bestreicht sie etwa fingerbreit mit Kleister oder Leim. Hierauf werden sie derart an der Vor- und Rückseite des Buches auf die Papierfalze gelegt, daß sie vom Rücken in gleichmäßiger Linie um etwa 1—3 mm abstehen, wodurch der sogenannte Rückenfalz gebildet wird, gibt dann auf diese angesetzten Deckel je ein dem Formate entsprechendes Preßbrett, wobei deren Kanten genau an den angesetzten Schnitträndern der Deckel anpassen müssen und bringt zuletzt das Ganze in die Presse, in welcher es wenigstens eine Stunde lang belassen werden muß. Figur 12 zeigt die Stellung des Buches in der Presse.

Werden mehrere Bücher gleichen, oder nahezu gleichen Formates in die Presse gesetzt, so muß bei jedem Buche immer ein Preßbrett eingelegt werden. Ungleiche Formate, z. B. 8° und 4° (Oktav u. Quart) zugleich einzupressen, ist unstatthaft. Auch bei diesem Einpressen ist darauf zu sehen, daß der Buchrücken nicht verschoben werde, sondern immer die gleichmäßige Rundung beibehalte.

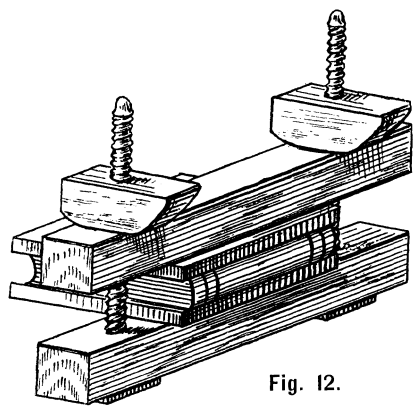


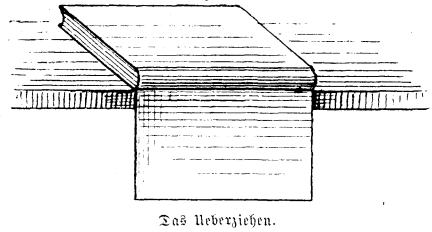
Fig. 12.

Das Buch in der Presse.

Hat man das Buch wieder aus der Presse genommen, so werden die Vorderkanten formiert, indem man dasselbe auf das Schneidebrett flach hinlegt, den oben befindlichen Deckel aufklappt, so daß er über dem Buchrücken liegt, zwischen dem unteren, geschlossenen Deckel und dem letzten Bogen des Buches das Lineal einschiebt, dieses dem Schnitte entlang in gleichmäßiger Weite um 2 oder 3 mm über letzterem vorstehen läßt und den übrigen Pappenrand mit dem Messer heruntertrennt. Das nämliche hat dann mit dem zweiten Buchdeckel zu geschehen. Hierauf werden die Deckel wieder aufgeschlagen und die Ansetzfalzstreifen, soweit sie nicht angeklebt sind, in gerader Richtung herausgerissen.

6. Das Ueberziehen des Buches und das Anpappen der Vorsetzblätter. Halbsteif-Einbände werden größtenteils mit einfarbigem, sog. Naturpapier, oft auch mit Marmorpapier überzogen; bei ersterem geschieht dieses vielmals mit Kleister, bei letzterem, um den Glanz des Papieres nicht zu beeinträchtigen, mittels Leim. Das Papier wird in gleicher Länge des Buches und um den seitlichen Kanten-

Fig. 13.



Das Ueberziehen.

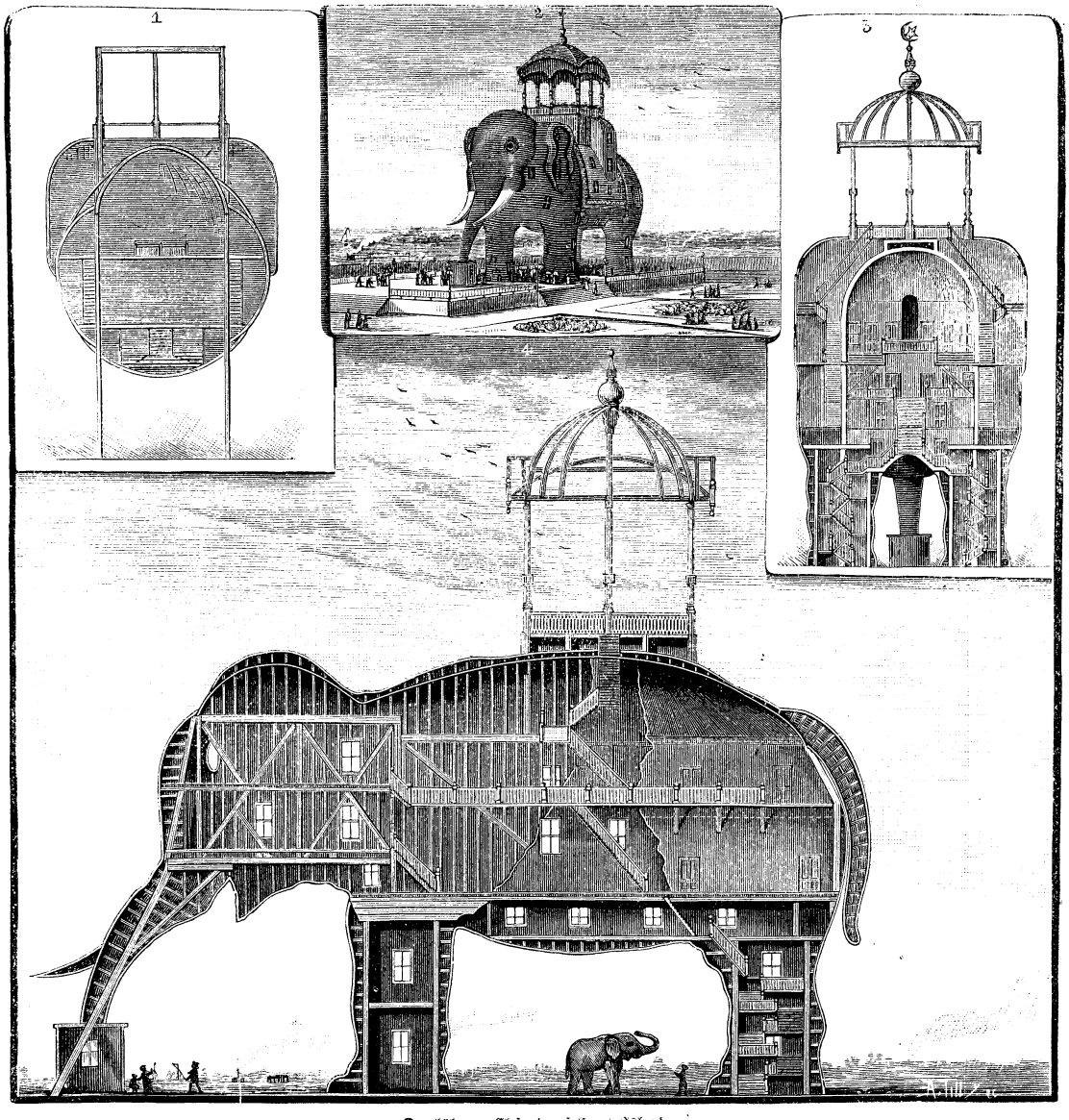
einschlag entsprechend breiter zugeschnitten. Der Vorgang des Anschmierens wurde schon am Ende des dritten Abschnittes genauestens beschrieben. Bei dem Ueberziehen legt man das Buch mit aufgeschlagenem Deckel an die Tischkante, wie in Fig. 13 gezeigt ist, gibt das angeschmierte Papier auf den oben liegenden, wobei es an der Vorderkante um den Einschlag vorstehen muß, und streicht es von der Mitte aus gegen

die Ränder hin mit dem Handballen glatt an, klappt dann den hängenden Deckel zu und legt das Buch mit der überzogenen Seite derart auf den Tisch oder ein reines Brett, daß sich der Vorderschnitt gegen die Brust des Arbeitenden zugewendet befindet, zieht mit beiden Händen das Ueberzugspapier über den Rücken, reibt es an diesem sanft an und legt es auf dem obenbefindlichen Deckel flach auf. Nun werden die vorstehenden Papierränder über die Deckelkante des Vorderschnittes nach innen geschlagen und angerieben. Das Anreiben auf den Außenseiten und am Rücken geschieht mittels Auflegen reinen Makulaturpapiers und des Falzbeines. Zuletzt wird das Buch zwischen zwei reinen Einpreßbrettern trocknen gelassen.

Nach dem Trocknen klappt man den Vorderdeckel auf, streicht das Vorsetzpapier gleichmäßig aber nicht zu stark mit Kleister an, schlägt den Deckel zu, um ihn gleich wieder zu öffnen, lehnt dann das Buch mit dem Rücken an die Kante des Tisches, so daß der Deckel auf letzterem liegt und reibt das angeklebte Vorsetzblatt mit dem Handballen an. Der gleiche Vorgang ist hierauf bei dem zweiten Deckel zu beobachten. Schließlich wird das Buch zwischen reinen mit vom Rücken um den Falz abstehenden Brettern in die Presse gesetzt, in welcher es einige Stunden verweilen muß.

Nach dem Einpressen werden die Ober- und Unterkanten der Deckel mittels Messer und Lineal, am Rücken mit der Schere, bis an die Buchränder hin geschnitten, und wird am Buchrücken in passender Höhe ein weißes Papierschild aufgeklebt.

(Fortsetzung folgt.)



Der hölzerne Elefant auf Coney-Island.

Der hölzerne Elefant auf Coney-Island bei New York.

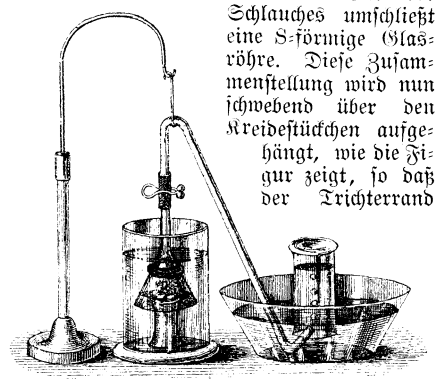
Die Amerikaner lieben, wie jederman weiß, das Großartige. So haben sie die größten Brücken (East River-Brücke), die größten Passagierdampfboote, die größten Denkmäler (Washington-Denkmal, Freiheitsdenkmal) u.s.w. Was wir heute unsern jungen Freunden vorführen, ist ein anderer Riesenbau in Form eines Elefanten, den sie in der Nähe des Seebades Coney-Island, unweit New York, vor einigen Jahren errichtet haben. Er dient als Vergnügungsort und enthält außer einem großen Konzertsaal 34 größere und kleinere Räume. Der Bau ist aus Holz, die Umhüllung ist mit Zinkplatten bekleidet. Die Länge beträgt 46, die Höhe bis zur Plattform des Palankin 29, bis zur Spitze des Tempelchens 46 m. Vom Boden bis zum Bauch ist eine Höhe von 7 m. Die Beine messen 5 m 50 cm im Durchmesser. In den zwei Vorderbeinen befinden sich die Treppen. Fig. 1 ist der Querschnitt des Zimmergerüstes; Fig. 2 die Gesamtansicht des Baues; Fig. 3 zeigt die Anordnung der Treppen und den großen Konzertsaal; Fig. 4 ist der Längsschnitt. Unter demselben befindet sich die Abbildung eines Elefanten in natürlicher Größe im Verhältnis zu dem Bauwerk.

Etwas über Asphalt.

Wem wäre heute Asphalt unbekannt? Aber wer von den sogenannten ältesten Leuten kann sich erinnern, ihn vor 40 Jahren gekannt zu haben? Es sind in der That noch nicht vier Jahrzehnt verflossen, seit der Asphalt jene große Rolle in der modernen Technik zu spielen begonnen hat, die ihn heute jedem Kinde bekannt macht. Dennoch haben schon die ältesten Kulturvölker, die Babylonier und Aegypter, den Wert des Asphaltes sehr wohl gekannt. Die ersteren brauchten ihn als Mörtel zu den gewaltigen Bauten, deren Trümmer noch heute unser Staunen erregen, die anderen benutzten ihn zur Mumifizierung. Jene alten Kulturvölker waren aber auch leichter mit dem Asphalt bekannt geworden, als wir neuen, denn sie fanden ihn in gewaltigen Mengen als Klumpen auf der Oberfläche des Toten Meeres schwimmend und brauchten ihn nur herauszufischen, während der Asphalt, dessen wir uns heute zur Herstellung der Trottoirs oder gewisser Dächer und als Asphaltkitt bedienen, gar kein Asphalt ist, wenigstens kein reiner, sondern nur ein mit Bitumen mehr oder weniger getränkter Kalkstein, oder ein durch seinen Asphaltgehalt zusammengebackener Kalksand. Der reine Asphalt kommt, wie gesagt, in ungeheueren Mengen im Toten Meere vor und wurde von dort bereits im grauen Altertum besonders nach Aegypten ausgeführt. Auch bei Baku am Kaspischen Meere findet sich Asphalt; endlich existiert auf der Insel Trinidad ein förmlicher Asphaltsee, Pitch Lake, Pechsee genannt. Derselbe hält ungefähr 1 ½ km im Durchmesser und soll auf weit hin einen teerartigen Geruch verbreiten. Dieser Pechsee liegt in sehr flacher Umgebung, ungefähr eine halbe Stunde Weges vom Strande. Der deutsche Naturforscher Otto Kuntze, der ihn besuchte, schildert die Umgebung so, daß man vom Strande aus überall auf hart gewordenem Pech gehe, das allenthalben hingeflossen sei. „Der See selbst," sagt er, „ist überall zu betreten, ich habe nirgends Erdteer dort gefunden, man muß fortwährend über Wasserrinnen springen oder hindurchwaten. Das Pech hat sich nämlich in Entfernungen von je 4 bis 20 m kupplig gewölbt, wodurch die vielen Wasserrinnen entstanden. Der eigentliche Pechsee hat etwa ½ Stunde Durchmesser, doch ist außerdem noch weiter ½ Stunde im Umkreise zwischen Wiesen, Savannen und Büschen überall der Boden dick mit Pech bedeckt. Dasselbe nimmt Eindrücke vom Fuße an, besonders wenn man länger als eine Minute darauf stehen bleibt, aber nirgends klebt es oder ist es schmierig." Die Ausfuhr des Asphalts vom Pechsee aus hat in neuerer Zeit nachgelassen; Kuntze fand am Strande nur eine einzige Pechsiederei. Die asphalthaltigen Mineralsubstanzen, welche unter dem Namen Asphalt zu Straßenpflasterungen dienen, sind ganz zufällig als zu diesem Zwecke brauchbar erfunden worden. Als nämlich in den Vierziger Jahren ein Asphaltlager im Kanton Neuenburg ausgebeutet wurde, geschah es oft, daß von den Wagen, die das Mineral von der Lagerstätte nach dem Orte der Verwendung zu transportieren hatten, Stücke desselben herabfielen, welche, durch die über sie hinweggleitenden Räder zermalmt und zusammengepreßt, schließlich eine Art Asphaltchaussee bildeten. Hierdurch kam der schweizerische Ingenieur Mérian auf den Gedanken, einen Teil der durch eine der Juraschluchten führenden, einem lebhaften Verkehr dienenden Straße von Val-de-Travers nach Pontarlier im französischen Departement Doubs zu asphaltieren. Mußte auch in diesem ersten Falle die Ausführung noch eine ziemlich ungeschickte sein, so war doch das Verfahren selbst gefunden und die Aufgabe der Folgezeit war es, dasselbe in immer ausgedehnterer Weise nutzbar zu machen. Die erste Anwendung des komprimierten Asphalts zur Herstellung einer Fahrstraße wurde im Jahre 1849 gemacht. Der damit erzielte günstige Erfolg veranlaßte eine rasche Verbreitung dieser Art von Chaussierung. Noch weit bedeutender ist die Benutzung des in Rede stehenden Minerals als Asphaltkitt zur Herstellung von Trottoirs, Estrichen und Gewölbedecken, da die Einfachheit der Herstellung sich mit großer Dauerhaftigkeit vereinigt. Statt des echten Asphalts wird jedoch auch häufig der sogenannte deutsche Asphalt oder das Steinkohlenteerpech verwendet, das bei der Destillation des Steinkohlenteers als schwarze Masse von muscheligem Bruch gewonnen wird. Diese Masse vermag in manchen Fällen den echten Asphalt völlig zu ersetzen.

Apparat zur Entwicklung von Kohlensäure.

In ein starkwandiges Glas von circa 20 cm Höhe, wie solche zu elektrischen Batterien gebraucht zu werden pflegen, wird ein massiver Glas-, Stein- oder Porzellancylinder aufgestellt, der etwa 7 cm hoch sein mag und oben wie unten plan oder ein wenig konvex geschliffen ist. Er muß durchaus auf dem Boden feststehen; wenn nötig, ist dies durch Verbreiterung seines Fußes zu erzielen. Auf die ebene oder flach uhrglasartig vertiefte Oberseite dieses Cylinders kommen einige Kreidestücke zu liegen. Daneben hat man sich folgende Vorrichtung hergestellt: ein geräumiger Glastrichter ist mit einem Eisenringe beschwert, der mit flüssigem Siegellack überzogen ist, um vor Säureangriff geschützt zu sein; über die Trichterröhre geht ein dickwandiges Stück Kautschukschlauch, über welches ein Quetschhahn führt; das andere Ende des Schlauches umschließt eine S-förmige Glasröhre. Diese Zusammenstellung wird nun schwebend über den Kreidestückchen aufgehängt, wie die Figur zeigt, so daß der Trichterrand

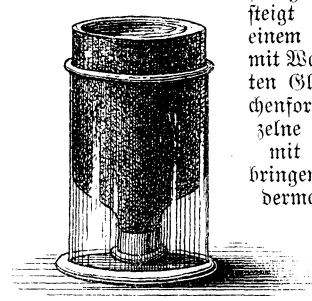


Apparat zur Entwicklung von Kohlensäure.

1 oder 2 cm tiefer kommt, als die obere Cylinderfläche. Jetzt ist der Apparat zum Gebrauch fertig.

Man schüttet nun in das Batterieglas starken Essig oder verdünnte Salzsäure (zu etikettieren und apart zu verschließen) ein, mit hinreichendem aber auch nicht zu großem Wasserzusatz. Wird jetzt der Hahn geöffnet, so tritt die Säure zu der Kreide, und unter Aufbrausen entwickelt sich Kohlensäure. Wenn nun der Quetschhahn geschlossen wird, so ist durch diesen Fingerdruck die Kohlensäureentwicklung ihrem Ende zugeführt. Das neu gebildete Gas findet keinen Ausgang mehr, es drückt auf die Flüssigkeit und treibt sie aus dem Trichter zurück; die Gasbildung hört aber natürlich auf, sobald die Säure und die Kreide nicht mehr in Berührung sind. Der Apparat ist aber jeden Augenblick zum Gebrauche fertig; es braucht nur der Hahn geöffnet zu werden. Er reguliert sich selbst.

In einer daneben aufgestellten Wasserwanne kann ein Quantum des Gases frei von Luft aufgefangen werden. Die zuerst in das Wasser eintretende Kohlensäure wird zwar von demselben verschluckt, doch bald ist es damit gesättigt und dann steigt das Gas in einem umgestülpten mit Wasser angefüllten Glase in Bläschenform auf. Einzelne Experimente mit Kohlensäure bringen wir ein andermal. Dieselbe Vorrichtung eignet sich auch zur Bildung von anderen Gasen, welche ohne Erhitzung dargestellt werden können.



Ersatz eines massiven Cylinders.

Die kleine beigegebene Figur zeigt, wie man sich in Ermangelung eines massiven Cylinders mit einem Fläschchen mit Glasverschluß und Sandfüllung und einem umschließenden Gläschen behelfen kann.

Ludwig Anzengruber,

geboren zu Wien am 29. November 1839, hatte in seiner Jugend ein vielbewegtes Leben durchzumachen. Anfänglich in einer Buchhandlung thätig, wurde er hintereinander Schauspieler, Journalist, Kanzleibeamter, bis er nach dem großen Erfolge seines Dramas „Der Pfarrer von Kirchfeld" sich von jeder Fessel freimachte, um seine Kraft ganz der Bühnendichtung und Schriftstellerei zu widmen. Anzengruber ist ein Volksdichter im besten Sinne des Wortes; durch Dramen, wie: „Der Meineidbauer", „Das vierte Gebot", „Ein Faustschlag" u. a. sucht er das Volk zu bessern und zu erziehen. Seine Bauerngeschichten „Dorfgänge" stellen ihn neben Auerbach. Augenblicklich lebt der Dichter wieder in seiner Vaterstadt Wien.

Die Steckenreiter.

Als nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges die Nürnberger im Jahre 1650 ein Friedensfest feierten, gedachten sie auch der Kinder, und man veranstaltete zu ihrer Belustigung einen drolligen Aufzug. Jeder Knabe bekam nämlich ein schönes Steckenpferd geschenkt, und die so berittengemachte jugendliche Schar durchritt stolz die Straßen bis zum Rathaus, wo ein jeder einen silbernen viereckigen Friedenspfennig, 10 Kreuzer an

Wert, geschenkt erhielt. (Diese alten Münzen, unter dem Namen „Steckenreitermünzen" bekannt, sind noch jetzt Münzensammlern ein willkommener Fund.) Im Viereck steht auf der einen Seite rings um das Bild eines steckenreitenden Knaben: Frieden-Gedächtnus in Nürnberg. Auf der anderen Seite liest man: Vivat Ferdinandus III. Rom. Imp. vivat. (Der römische Kaiser Ferdinand III. lebe hoch.) Bei diesem Aufzuge machte sich ein Spaßvogel den Scherz und sprengte unter den Buben aus, Herzog von Amalfi (der durch Schillers Wallenstein populär gewordene Oktavio Piccolomini), welcher damals als „K. K. Prinzipal-Kommissarius" in Nürnberg weilte, beabsichtige, am morgenden Tage den Steckenreitern gleichfalls eine Spende auszuteilen. Am anderen Morgen zog infolgedessen eine gewaltige Menge berittener Buben vor das Quartier des finsteren Oktavio Piccolomini.

Als derselbe jedoch die fröhliche Kavalkade sah, mußte er herzlich lachen und er bestellte sie über acht Tage wieder, wo dann ganze Schwadronen Steckenreiter aufgezogen kamen und die bekannte, während dieser Zeit in größerer Anzahl geprägte Münze wirklich empfingen.

Physikalisches Kunststück.

Die Aufgabe mit den drei Streichhölzchen. Man spaltet ein Streichhölzchen am Ende behutsam mit einem Federmesser, schneidet ein anderes am Ende keilförmig zu und steckt dieses Ende in den Spalt des anderen Hölzchens, so daß beide einen spitzen Winkel bilden. Hierauf stellt man diese vereinigten Hölzchen auf den Tisch und stützt dieselben gegen ein drittes Hölzchen, so daß nun alle drei stehen bleiben, wie dies in nebenstehender Figur unterhalb zu sehen ist. So hat man die Vorbereitung zu der Scherzaufgabe getroffen. Man legt nun ein viertes Hölzchen daneben und fordert jemand auf, dem das Kunststückchen noch unbekannt ist, die drei zusammengestellten Hölzchen zusammen mit dem vierten Hölzchen emporzuheben. Dies wird wahrscheinlich einiges Kopfzerbrechen verursachen, denn die Lösung ist nur auf die in nebenstehender Figur oberhalb dargestellte Weise möglich.

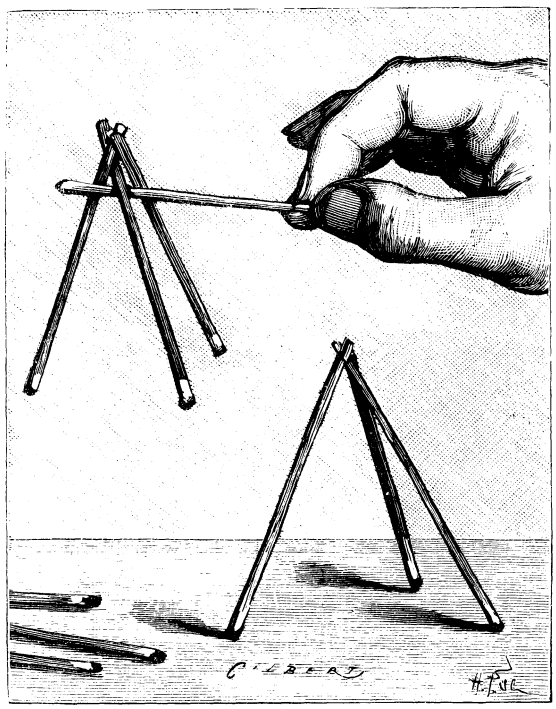
Aufgabe.

Eines Morgens zählte Anton an einem großen Rosenstrauch doppelt soviel Knospen als Rosen. An dem Abend desselben Tages zählte er wieder und fand — es waren im Laufe des Tages sieben Knospen aufgebrochen —, daß die Zahl der Rosen jetzt genau ebensoviel betrug, wie die der Knospen.

Wie viel Rosen und wie viel Knospen hatte Anton morgens gezählt?

Palindrom.

Es stand im Altertum
Als Gott in hoher Ehr';
Dreht ihr es aber um,
So liegt's als Stadt am Meer.



Aufgabe mit den drei Streichhölzern.

Liebe gute Kameraden im Auslande!

Ich sammle schon lange Briefmarken, kann aber nur österreichische und ungarische bekommen; von diesen habe ich viele und auch seltene.

Ich sende Euch gerne von meinem Vorrate, wenn Ihr mir dafür die Marken Eures Vaterlandes schicket.

Mit brüderlichem Gruße
Euer
Richard Nettvall,
I. Gymnasiast in Rákos Palota (Ungarn).

Fragen und Antworten.

Otto Kraus in **O.** Christian Fürchtegott Gellert wurde am 4. Juli 1715 zu Hainichen, einer kleinen Stadt in Sachsen geboren. Schon als Knabe pflegte er zu dichten, besonders bei festlichen Gelegenheiten. Von 1729—1734 gehörte er der Fürstenschule in Meißen an, worauf er in Leipzig Theologie und Philosophie studierte. 1744 wurde er Magister und Privatdozent an der Leipziger Universität; 7 Jahre später zum außerordentlichen Professor mit 100 Gulden Gehalt ernannt, hielt er nun öffentliche Vorlesungen über Dichtkunst und Beredsamkeit, welche von den Studenten mit großem Beifall aufgenommen wurden. Leider wurde Gellert in seinem segensreichen Wirken vielfach durch Kränklichkeit gehindert, was ihm die Teilnahme aller Gebildeten Deutschlands zuzog. Seine Unterredung mit Friedrich dem Großen ist bekannt, wohl auch, daß ihm Prinz Heinrich von Preußen ein Pferd schenkte, auf dem er zur Hebung seiner Gesundheit täglich im Rosenthal spazieren ritt. Am 13. Dezember 1769 erlag Gellert seinen Leiden, innig vermißt und beklagt von seinen zahlreichen Freunden und Schülern.

Herm. Propst in **A.** Ihre Auflösung des Preisrätsels ist richtig. Der gewünschte Aufsatz über Briefmarken ist in Vorbereitung; schon in einer der nächsten Nummern beginnen wir damit.

J. St. in **Wiesbaden.** Damit Blumen und Gräser beim Pressen ihre natürliche Farbe behalten, legt man sie zwischen mehrfache Lagen Fließpapier und erneut dieses Papier so oft als es durch den Saft der Blumen feucht geworden ist, denn Feuchtigkeit zerstört die Farbe; häufiges Umlegen ist also das beste Mittel dagegen. In den ersten Tagen beschwert man die, zwischen Bretter oder starke Pappen gelegten Fließpapiere nur wenig, später stärker, mit Steinen oder schweren Gegenständen. Man kann die Blumen auch zeitweise aus dem Papier nehmen und an der Luft trocknen lassen, muß sie aber sofort wieder pressen, ehe sie beginnen kraus zu werden. Um schneller zum Ziele zu gelangen, fährt man mit einem heißen Plätteisen über das Papier, unter welchem die Blumen liegen, muß sie aber darnach sofort zwischen andere Papiere bringen. Zu einem guten Resultat führt es auch, wenn man die Blumen in heißes Wasser taucht, schnell wieder herauszieht, gut abtropfen läßt und dann erst preßt.

Friedrich Beißler in **G.** Untersekundaner Meyer, dem das Unglück passiert ist, zum zweitenmale in seiner Klasse sitzen zu bleiben, also ein sogen. „Doppeltalter", wie es bei uns hieß, kommt in der Cicerostunde an den Satz: „Prima sequentem honestum est in secundis tertiisque consistere." Vorbereitet war Meyer wie gewöhnlich auch heute nicht; die Bedeutung der Worte war ihm nicht klar, aber der Sinn blieb ihm dunkel. „Nun Meyer, wo fehlt's?" fragt Dr. Müller, „voran, voran!" — Da kommt unserm Sekundaner ein Lichtblick und mit triumphierender Miene übersetzt er: „Es ist ehrenvoll für einen nach Prima Strebenden in Sekunda und Tertia sitzen zu bleiben".

Ein Ungeschickter. Das häufige Zerbrechen von Sägen kommt von der schiefen Haltung der Laubsäge; ganz senkrecht muß dieselbe zum Brett stehen, dann gibt es auch einen geraden Schnitt.

P. Schilling in **Berlin.** Schmetterlingskasten beziehen Sie am besten von dem Tischler F. Kascher, Großbeerenstraße 63 b; Rollschuhe finden Sie wohl in jedem besseren Eisengeschäft (in der Kommandantenstraße Nr. 56 bei O. Ziegenspeck).

Walther S. Brandenburg a. H. Schicken Sie uns die Experimente aus der Physik nur baldigst ein und fügen Sie gleichzeitig eine kleine Zeichnung bei, wir wollen dann sehen, ob wir sie aufnehmen können.

T. A. A. Aus eigener Erfahrung kann ich Ihnen zur Erlernung der englischen Sprache, wofür Sie nur eine Abendstunde frei haben, die Toussaint-Langenscheidtsche Unterrichtsmethode zum Selbsterlernen (Dalen, Lloyd, Langenscheidt, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der englischen Sprache in 2 Kursen à 18 M.) dringend empfehlen. Mein ältester Sohn besucht das Gymnasium, auf dem das Englisch nicht gelehrt wird, und hat durch die Langenscheidtsche Methode sich durch eigene Arbeit die Kenntnis der englischen Sprache fast vollkommen erworben. Etwas Konsequenz verlangt es natürlich.

H. R. in **Hannover.** Wenn du mit der Elektrisiermaschine Versuche anstellen willst, so mußt du, sollen die Versuche gelingen, zuvor die Glasscheibe sowohl als auch die messingene Kugel, den Konduktor, mit einem reinen Tuche von Staub und Feuchtigkeit sorgfältig reinigen, und wenn das Wetter feucht ist, die Maschine an einem warmen Ort aufstellen. Ist die Maschine nun so weit vorbereitet, so bringst du die Glasscheibe mittels der Kurbel in Umdrehung und näherst dem Konduktor den Knöchel eines Fingers, wobei, wenn die Maschine in gutem Zustande ist, ein Funke überspringen muß. — Befestigt du eine Kugel aus Sonnenblumenmark, oder einen schmalen Streifen Seidenpapier an einem dünnen leinenen Faden, so werden beide schon aus ziemlicher Entfernung vom Konduktor angezogen, dann aber wieder abgestoßen.

Auch folgenden hübschen Versuch können wir dir empfehlen. Nimm zwei metallene oder zwei mit Gold- oder Silberpapier belegte Pappscheibchen, hänge das eine über das andere in einer Entfernung von etwa 3 Zoll an einem leinenen Faden auf und elektrisiere das untere Scheibchen. Bringst du nun papierene Figuren auf das untere Scheibchen, so tanzen diese zwischen beiden Scheibchen hin und her. Streust du Kleie auf die untere Scheibe, so kannst du einen vor einem Gewitter entstehenden Wirbelwind vorstellen. Um jemanden zu elektrisieren, bedarfst du eines Isolierschemels, den du dir aus einem Brette, das von 4 Champagnerflaschen getragen wird, leicht herstellen kannst. Stellt sich eine Person auf diesen und berührt mittels eines Drahtes den Konduktor, so zieht die Hand leichte Körper an, die Haare sträuben sich und es lassen sich aus ihr, wie aus dem Konduktor Funken ziehen.

A. Lemke in **M.** Deinen leider etwas sehr flüchtigen Brief haben wir erhalten, möchten aber gerne erst wissen, was du unter Korkbildern verstehst. Mit Vergnügen werden wir dann deinem Wunsch entsprechen.

Friedrich L. in **W.** Da Sie jedenfalls die höhere Gärtnerei zu erlernen wünschen, um später einmal eine Anstellung in königlichen Gärten zu erlangen, müssen Sie nach Erlangung des Reifezeugnisses für Sekunda und nach einer dreijährigen praktischen Lehrzeit 2 Jahre lang die Kgl. Gärtnerlehranstalt in Potsdam besuchen. Die während dieser Zeit aufzuwendenden Kosten betragen einschließlich des Unterhaltes ungefähr 1600 M.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressiren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der
Gute Kamerad

№ 9. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Liebe deine Eltern! Hänge so mit aller Innigkeit an ihnen, als solltest du morgen auf Nimmerwiedersehen von ihnen gerissen werden.

Julius Stinde.

Aus bewegten Tagen.

(Schluß.)

Einen Augenblick sahen die beiden Männer schweigend und bestürzt einander [illegible] dann schlug der Meister die [illegible] vor das Gesicht und sagte [illegible] und mit zitternder Stimme: [illegible] ich hab's gefürchtet — [illegible] guter, ehrlicher Name — das [illegible] Tod!"

[illegible] Amtmann hatte seine [illegible] wieder erlangt:

[illegible] ich Euch in jener angst[illegible] gesagt habe, wieder-hole ich heute: Für Eure Ehrlichkeit lege ich meine Hand ins Feuer Eurer Esse — Euch trifft kein Vorwurf, ich trage alle Verantwortung! — Doch kommt — laßt uns in Ruhe die Sache weiter überlegen und besprechen. Ich habe bereits eine Ahnung, wer der Dieb sein könnte!"

Wie ein Betrunkener schwankte Meister Wacht neben Wendler her, welcher die Kiste im Arme trug; er vergaß, die Leiter aus dem Brunnen zu ziehen und diesen zuzudecken, ihm war überhaupt zu Mute, als müsse in der nächsten Stunde die Welt zu Grunde gehen. Die Meisterin schlief in ihrer Kammer, sie hatte keine Ahnung von der Seelenqual ihres Mannes, der jetzt mit dem Amtmann an dem Tische in seiner Wohnstube saß beim matten Scheine eines Oellämpchens und, das sorgenvolle Haupt in beide Hände gestützt, auf die Ausführungen des anderen horchte. Dieser suchte ihn zunächst noch immer zu beruhigen, dann fuhr er fort:

„Der Dieb aber, das ist meine bestimmte Ansicht, ist kein anderer als Euer Geselle Jakob. Er hat uns trotz unserer Vorsicht an jenem Abend belauscht, hat in der nächsten Nacht den Schatz gehoben und

„Ich suche den ehemaligen Schmiedegesellen Jakob Stolling" (S. 131).

sich damit aus dem Staube gemacht, hat auch auf dem Wege noch meinen Jungen bestohlen — verlaßt Euch drauf, Meister — er und kein anderer hat das Geld!"

Der Schmied erwachte wie aus einem Traume. „Der Jakob? — Er ist allezeit treu und ehrlich gewesen, hat mir auch so schlicht und treuherzig von seinem kranken Vater erzählt, so daß mich's selbst gerührt hat, und ist ruhig am hellen Tage von uns fortgegangen — so kann sich ein Schelm unmöglich verstellen!"

Der Amtmann zuckte die Achseln: „Weil Ihr selbst ehrlich seid, so traut Ihr einem anderen keinen Schurkenstreich zu. Ich kenne die Menschen etwas besser und weiß, daß mancher schon einer kleineren Versuchung unterlegen ist, als es hier der Fall war. Uebrigens werde ich mich schon morgen an die Behörden in Jakobs Heimat wenden und in einigen Tagen wissen wir vielleicht schon etwas mehr!"

Er beruhigte noch einmal mit warmer Zusprache den völlig gebrochenen, fassungslosen Meister und ging dann, selbst mit schwerem Herzen, hinauf nach dem Amthause, wo seine treue Frau ihn noch erwartete, die nun gleichfalls mit Bestürzung vernahm, was geschehen war. Ihren Schmuck wollte sie gern verschmerzen, wenn nur das landesfürstliche Geld nicht abhanden gekommen wäre. Das wackere Ehepaar saß noch lange beisammen in der stillen Stube, und so bange es auch jedem zu Sinne war, eines suchte doch das andere aufzurichten und zu trösten. —

Die Nachforschungen in der Heimat Jakobs ergaben, daß derselbe gar nicht dort angekommen war und daß hier überhaupt niemand von ihm etwas wußte. So schien sich die Meinung des Amtmanns nur noch mehr zu bestätigen und er berichtete in diesem Sinne ehrlich und offen auch an die oberste Finanzbehörde des Kurfürstentums. Bald darauf kamen auch einige höhere Beamte als Kommission nach S**, untersuchten hier noch einmal den Thatbestand, beschauten sich auch den Brunnen und die Schmiede, unterzogen selbst Meister Wacht einem Verhör, obwohl der Amtmann wiederholt erklärte, er selbst übernehme ausschließlich jede Verantwortung, wenn man eine solche für nötig halte. Sie wurde dem ehrlichen Beamten auch wirklich nicht erspart und würde vielleicht sogar unangenehme Folgen für ihn gehabt haben, wenn nicht die Gnade des Kurfürsten selbst, der seine Ergebenheit und Treue kannte, die Untersuchung niedergeschlagen hätte. Aber ein Schatten blieb doch seitdem im Leben Wendlers zurück und die volle, frische Lebensfreudigkeit war ihm genommen, denn auf seiner Beamtenlaufbahn schien ihm ein Makel zu liegen. Auch Meister Wacht konnte diese Erfahrung nicht verwinden; er ging gebückt umher, als sei er in einer Nacht um zehn Jahre älter geworden und wich dem Verkehr mit den Leuten möglichst aus, als ob er wirklich ein Unrecht begangen hätte.

* * *

Seit diesen Begebenheiten waren sieben Jahre vergangen. Wilhelm hatte seine Studien beendet, denen er sich in Freiberg an der Bergakademie gewidmet hatte, und war durch den Bruder seiner Mutter, einen Bergdirektor im Harz, als Bergbauadjunkt angestellt worden. Da geschah es, daß im Jahre 1812 die Heere Napoleons, der gegen Rußland zu Felde gezogen war, infolge des Brandes von Moskau, das die Russen selbst angezündet hatten, gezwungen wurden, sich zurückzuziehen, und daß auf diesem Rückzug Hunderttausende durch Hunger, Kälte und Krankheit zu Grunde gingen. Da erhoben sich auch in dem geknechteten Deutschland begeisterte Männer und hielten den Zeitpunkt für gekommen, um das Joch Napoleons abzuwerfen. Und als der König Friedrich Wilhelm von Preußen erkannte, daß dieses Gefühl sein ganzes Volk beseele, da griff er in Gottes Namen noch einmal zu den Waffen und erließ am 3. Februar 1813 den berühmten Aufruf zur Bildung freiwilliger Jägercorps. In ganz Deutschland erhoben sich Männer und Jünglinge, verließen Aemter, Würden und Ehren, Gewerbe und Familie und eilten unter die Fahnen des Königs. In Berlin allein, unter den Augen der Franzosen, meldeten sich in drei Tagen 9000 Freiwillige, und als am 17. März der Aufruf des Königs „An mein Volk" erschien, überstieg die Begeisterung alles, was man bisher erlebt hatte. Alle Stände der Bevölkerung wetteiferten in Opferlust. Tausende gaben ihre goldenen Trauringe und nahmen eiserne, Witwen, Waisen und Dienstboten brachten ihre Sparpfennige, der Bauer gab sein letztes Pferd, der arme Beamte seine Besoldung und Jungfrauen schnitten sich die Haare ab zum Verkauf und legten den Erlös auf den Altar des Vaterlands.

In solcher Zeit vermochte auch Wilhelm nicht unthätig zu bleiben. Das Herz schlug ihm heiß beim Aufruf des Königs von Preußen, und mit Genehmigung seiner Eltern, die mit thränenden Augen ihn segneten, trat auch er ein in die Reihen der freiwilligen Jäger und schon am 23. August erhielt er bei Großbeeren die Feuertaufe. Die Franzosen rückten gegen Berlin vor und der preußische General von Bülow erklärte, als der Oberkommandant, Kronprinz Bernadotte von Schweden, den Rückzug befahl, unmutsvoll seinen Offizieren: „Gutwillig gehe ich nicht hinter Berlin zurück; unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen und nicht rückwärts!"

Und so griff der brave General die Franzosen bei Großbeeren an; zwischen Sumpf und Moor, bei einem Regenwetter, das das Pulver näßte und die Flinten unbrauchbar machte, so daß nur Kolben und Bajonett arbeiteten, wurde die Schlacht geschlagen, und abends 8 Uhr war der Kampf und der Sieg der Preußen entschieden und noch in der Nacht, in welcher die Berliner vor Freude kein Auge schlossen, kamen 2000 gefangene Franzosen, 14 erbeutete Kanonen und 60 Pulverwagen in der Hauptstadt an.

Am anderen Tage rasteten die Truppen und die Abteilung, bei welcher sich Wilhelm befand, erhielt ihr Standquartier in einer kleinen märkischen Stadt, die unansehnlich und wie schläfrig in der sandigen Ebene lag. Die Quartierkarte Wilhelms lautete auf den Privatmann Otto Schulze, dessen Haus eines der ansehnlichsten im ganzen Orte war. Mit zwölf Kameraden, die er als Oberjäger führte, betrat er den Flur des Gebäudes, wo eine Magd die Soldaten empfing; der Herr des Hauses war abwesend — „in Geschäften in Berlin" — das freundliche Frauenzimmer aber brachte die Leute unter, sorgte auch für eine kräftige Mahlzeit, und so schienen unsere Krieger denn gut aufgehoben.

Wilhelm war ein kleines, etwas versteckt gelegenes Zimmer angewiesen worden, in welchem er es sich nun bequem machte. Er legte seine Waffen ab, pfiff dazu in fröhlicher Erinnerung an den errungenen Sieg ein lustiges Lied und gedachte, wenn er sich ein wenig ausgeruht, einen Brief an seine Eltern zu schreiben. Um zu diesem Zwecke nach Papier oder Schreibzeug zu suchen, spähte er umher, kletterte auch an dem Schranke hinauf, welcher an der Seitenwand des Zimmers stand und breit und behäbig einen großen Teil derselben ausfüllte. Seine Hand ergriff auch staubbedeckte Papiere, die er neugierig herabnahm und durchblätterte. Da fiel ihm ein Stempel auf — der Amtsstempel seines Vaters, und gleich darauf fand er einen von dessen Hand geschriebenen Rechnungsbericht. Erschrocken hielt er inne und erstaunt fragte er sich selbst, wie diese Papiere hierher gekommen sein könnten. Schon war er im Begriffe, die Magd zu rufen und sie um Auskunft zu fragen, als er sich eines anderen besann; er gedachte des Diebstahls, der an den fürstlichen Kassen vor sieben Jahren vorgekommen — sollte sich hier ein Faden finden, der zur Aufklärung leiten könnte? Er verriegelte die Thüre seines Gemachs und begann weiter zu suchen, aber er fand nicht mehr, als bereits in seinen Händen war. Da fiel es ihm ein, noch einmal hinter den alten Schrank selbst zu schauen; er rückte ihn mit dem Aufwande aller Kraft ein wenig von der Wand ab, und nun sah er, eng an die letztere gedrückt, staub- und moderbedeckt, eine kleine Ledertasche. Er zog sie hervor, und wer vermöchte sein Erstaunen zu schildern, als er die Wandertasche erkannte, die ihm dereinst, da er nach seinem Vater forschte, gestohlen worden war. Es konnte kein Zweifel sein, auf dem verrosteten Stahlschlößchen waren noch die Anfangsbuchstaben seines Namens, zwei verschlungene W deutlich zu erkennen. Er öffnete sie und fand auch darin ein vergilbtes Papier mit seines Vaters Handschrift, sowie den kleinen Lederbeutel, welchen ihm damals seine Mutter gegeben.

Sein Herz pochte in aufgeregten Schlägen, aber er bezwang sich und ging mit sich ruhig zu Rate, was wohl am besten zu thun wäre. Endlich kam ihm der Entschluß, alles, was er gefunden, wieder an

den vorigen Ort zu bringen, niemand auch nur eine Andeutung zu machen, der Magd seinen wahren Namen zu verschweigen und alsbald über die ganze Sache an seinen Vater zu berichten.

Im Städtchen zog er unter der Hand Erkundigungen ein über den Herrn Otto Schulze, soweit das in unverfänglicher Weise geschehen konnte. Dabei erfuhr er, daß derselbe erst seit sechs oder sieben Jahren in der Stadt sei; er sei aus Norddeutschland gekommen, von Haus aus ein Bäcker, habe aber hier kein Geschäft getrieben, sondern das Gebäude in der Salzgasse gekauft und lebe nun seit dem Tode seiner Frau, einer nicht unvermögenden Hutmacherstochter aus Berlin, still und in ehrsamer Zurückgezogenheit. Auch dies berichtete Wilhelm seinem Vater.

Der Amtmann war über diese Mitteilungen nicht wenig aufgeregt und entschloß sich sofort, selbst nach der kleinen märkischen Stadt zu reisen, um den betreffenden Herrn Otto Schulze unter irgend einem Vorwande aufzusuchen, denn er traute seinem erfahrenen juristischen Scharfblick und hoffte nun endlich dem Diebe auf die Spur zu kommen.

Er reiste, so rasch es in jenen Tagen gehen wollte und kam schon nach kurzer Frist in dem Städtchen an. Wilhelm hatte hier nur einen Tag der Rast gehabt und war abmarschiert, ohne Herrn Otto Schulze gesehen zu haben. So mußte der Amtmann auf die Freude, „seinen siegreichen Jungen" ans Herz drücken zu können, zunächst verzichten und suchte gleich nach seiner Ankunft seinen hiesigen Amtsgenossen auf. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß er in ihm einen ehemaligen Universitätsfreund fand; dem konnte er rückhaltlos erzählen, um was es sich handle, und dieser versicherte ihn seiner wärmsten Unterstützung. Er bemerkte überdies, daß die Person des Herrn Otto Schulze etwas Geheimnisvolles habe, daß derselbe eine gewisse Scheu zeige im Verkehr und daß möglicherweise hinter ihm wohl gar der ehemalige Schmied Jakob Stolling stecken könne, denn wie sollte sich sonst der Fund Wilhelms erklären. Die beiden Beamten beschlossen, mit aller Vorsicht, aber auch mit größter Entschlossenheit vorzugehen, und der preußische Amtsrichter gab seine Weisungen, ehe er mit Wendler aufbrach, um das Haus des Herrn Otto Schulze aufzusuchen.

Hier empfing die Magd die beiden Herren, um deren Namen sie fragte, wobei Wendler für gut hielt, weder seinen wirklichen Stand noch Namen zu nennen. Nach einer kleinen Weile erschien auch der Hausherr, ein behäbiger junger Mann mit aufgedunsenem Gesicht und etwas scheuem Blick. Als er den Augen Wendlers begegnete, die ihn scharf anschauten, zuckte er zusammen und schien um ein wenig bleicher zu werden. Aber er war rasch gefaßt und fragte, womit er den Herren dienen könne.

Der sächsische Amtmann nahm das Wort. „Ich muß um Entschuldigung bitten, wenn ich Sie belästigt habe, denn ich glaube eben zu bemerken, daß ich mich täuschte. Ich bin auf der Reise begriffen nach Stralsund, um dort in wichtiger Angelegenheit meinen Freund Adolf Schulze zu besuchen. Bei der Durchreise habe ich hier den mir ebenfalls befreundeten Herrn Amtsrichter aufgesucht und gehört, daß ein Herr Otto Schulze aus Stralsund jetzt hier wohne. Da ich vermutete, den Sohn meines Freundes, der auch Otto heißt, hier zu finden, habe ich mir erlaubt, Sie aufzusuchen und bitte, wie gesagt, um Entschuldigung, denn ich sehe, daß ich mich getäuscht habe. Indes, je länger ich Sie betrachte, desto mehr finde ich eine Aehnlichkeit mit jemand anderem." Der Amtmann blickte Herrn Otto Schulze mit seinen klaren, ernsten Augen unverwandt an, so daß der andere den Blick nicht auszuhalten vermochte, und fragte dann ruhig: „Sind Sie nicht einmal in Thüringen gewesen?"

„Nein — niemals," erwiderte Schulze in einiger Verwirrung, stand dann plötzlich auf und sagte etwas unwirsch:

„Ich weiß nicht, weshalb Sie so fragen und mich so ansehen — Sie haben gesehen, daß ich nicht derjenige bin, den Sie suchen und ich bitte mich darum zu entschuldigen — meine Zeit ist augenblicklich gemessen."

Er wollte den beiden eine Verbeugung machen und sich entfernen; Wendler aber trat ihm näher und sagte bestimmt:

„Noch einen Augenblick! — Sie irren sich — ich habe im Gegenteil gesehen, daß Sie derjenige sind, welchen ich suche, denn ich suche den ehemaligen Schmiedegesellen Jakob Stolling!"

Die Hand Schulzes, mit welcher er sich auf die Stuhllehne stützte, zitterte merklich, vier Augen ruhten scharf auf ihm, aber er bezwang seine Gemütsbewegung und wie voll unterdrückten Zornes sprach er:

„Ich weiß nicht, was diese Komödie in meinem Hause bedeuten soll und muß mir derartiges verbitten —"

Der preußische Beamte unterbrach ihn:

„Es thut mir leid, Herr Schulze — aber es liegen Verdachtsgründe für eine That gegen Sie vor, die schwerwiegend sind und ich bitte Sie, ohne Widerrede in eine Hausfuchung zu willigen, welche ich augenblicklich und zwar in Ihrer Gegenwart vornehmen werde."

Schulze rang nach Fassung; es gelang ihm, sich wieder zu bezwingen und im Tone des schwer verletzten Mannes sprach er:

„Ich muß mich fügen, aber ich werde beim oberen Gerichtshof mich über solche Behandlung beschweren."

„Das steht Ihnen frei", entgegnete der Beamte, dann trat er an das Fenster, winkte zweimal mit seinem Taschentuche hinaus und gleich darauf erschienen noch zwei Beamte. Man nahm den Hausherrn in die Mitte, es wurde die Magd herbeigerufen und aufgefordert, das Zimmer zu zeigen, in welchem am 24. August der junge Oberjäger einquartiert war, und Wendler bemerkte, wie jetzt ein leises Zittern durch den Körper Schulzes lief. Die Männer betraten den kleinen Raum, ohne irgend ein Zögern griff der Amtsrichter nach den Papieren, die auf dem Schranke lagen und durchblätterte sie gemeinsam mit Wendler, während die beiden Unterbeamten den Hausherrn scharf beobachteten. „Wie kommen Sie zu diesen Papieren mit dem Amtssiegel von S**?" fragte nun der preußische Richter.

Schulze entgegnete fast völlig ruhig: „Das weiß ich nicht, Herr Amtsrichter; das kann noch von dem früheren Besitzer herrühren, denn als ich das Haus übernahm, gab es viel Gerümpel, das hier liegen blieb und meine selige Frau hob gern alle Papiere auf — ich habe keine Ahnung, wie dieselben hierher gekommen."

Der Amtsrichter rückte selbst den schweren Schrank jetzt zur Seite, zog dahinter die bestäubte und vermoderte Tasche hervor und zeigte sie Wendler; dann öffnete er sie, nickte mit dem Kopfe und holte auch hier das Papier mit seiner Handschrift hervor, das er seinem Kollegen übergab. Dieser wendete sich abermals zu dem Hausherrn, der nun eine merkwürdige Ruhe bekundete:

„Wie kommt diese Tasche hierher? Und wie geriet dieses Schriftstück in dieselbe?"

„Es wäre mir angenehm, wenn ich das von Ihnen erfahren könnte, denn das alles ist mir selbst ein Rätsel; ich kenne weder die Tasche, noch das Schriftstück und vermute, daß das gleichfalls entweder von dem früheren Besitzer stammt oder auch von meiner Frau aus Berlin mitgebracht worden ist — ich sehe die Tasche zum erstenmal."

Das ward mit größter Sicherheit gesprochen, so daß einen Augenblick der Amtsrichter schwankend wurde; auf einen Wink des erfahrenen sächsischen Kollegen aber sprach er:

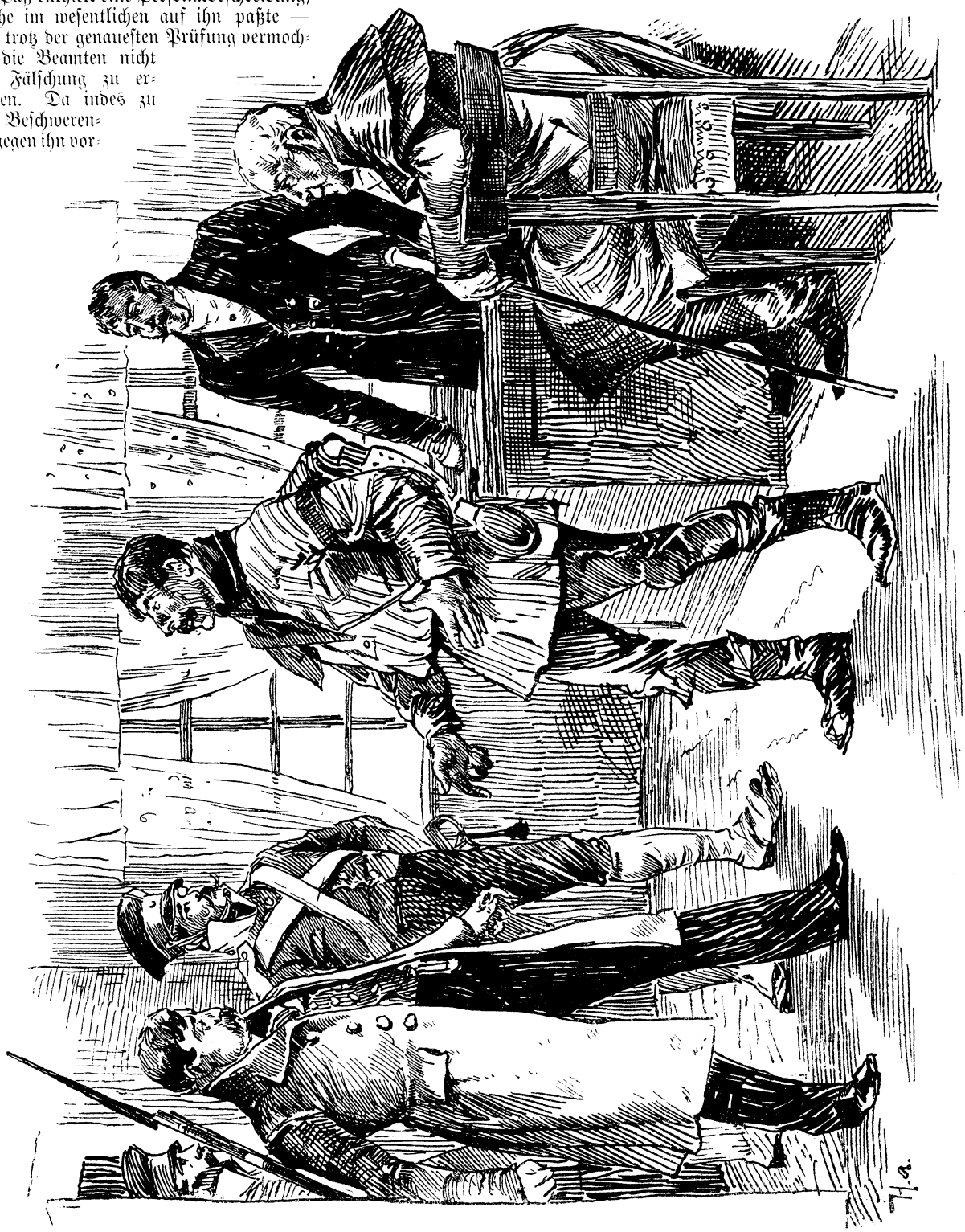
„Wie dem nun auch sein möge — Herr Schulze, ich verhafte Sie hiermit im Namen des Königs — die Untersuchung wird ergeben, ob Sie unschuldig sind oder nicht!"

Ein Zucken ging über das aufgedunsene Gesicht des Mannes — es konnte freilich auch von Ingrimm über ein ungerechtes Vorgehen erzeugt sein — nochmals verwahrte er sich gegen diese Behandlung, aber umsonst, und die Leute in der Stadt waren nicht wenig erstaunt, als die Kunde von dieser Verhaftung von Mund zu Munde lief und das Gerücht erzählte die abenteuerlichsten Geschichten und machte Herrn Otto Schulze zum Straßenräuber und Mörder. Demselben aber war einstweilen ein nicht unfreundliches Gemach mit vergitterten Fenstern im Amtshause angewiesen und er konnte von dort aus sogar hinübersehen nach seinem stattlichen Besitztum, das man, wie es schien, ihm streitig zu machen gedachte; er aber hoffte, allen Schlingen zu entgehen.

4.

Im Tone tiefster sittlicher Entrüstung und mit der Empörung der gekränkten Unschuld erklärte Schulze stets aufs neue,

er wisse nicht, was man von ihm wolle, und namentlich, wie man ihn für den Schmied Jakob Stolling halten könne. Er legte seine Papiere vor; sein Taufschein lautete auf „Otto Schulze aus Stralsund", sein Paß enthielt eine Personalbeschreibung, welche im wesentlichen auf ihn paßte — und trotz der genauesten Prüfung vermochten die Beamten nicht eine Fälschung zu erkennen. Da indes zu viel Beschwerendes gegen ihn vorlag, wie die bestimmte Aussage des Amtmanns Wendler und die vorgefundenen Gegenstände, blieb er in Untersuchungshaft und es sollten nun Nachforschungen in Stralsund eingezogen und Zeugen aus S**, vor allen der wackere Meister Wacht, herbei gerufen werden. Ehe man aber noch an die Ausführung dieses Vorhabens



Einen Augenblick starrten sich die beiden an, dann schrie der Geselle auf: „Jakob Stolling!" S. 133.

ging, trat ein Umstand ein, welcher dieselbe nicht weiter nötig machte.

Durch einen Gendarmen war ein reisender Bäckergeselle, der sich eines kleinen Diebstahls schuldig gemacht hatte, festgenommen worden. Man führte ihn vor den Amtsrichter und als derselbe die Papiere des Vagabunden durchblätterte, fand er zu seinem größten Erstaunen, daß dieselben auf „Otto Schulze aus Stralsund" lauteten und daß die Personalbeschreibung in dem Wanderpasse im allgemeinem dieselbe war, wie er sie vor kurzem erst in dem Signalement des verhafteten Rentiers gelesen hatte. In Aufregung und Hast holte er dessen Papiere herbei, um zu vergleichen und er fand eine fast völlige Uebereinstimmung mit jenen des Gesellen, der vor

ihm stand und den er nun genauer betrachtete. Der hatte in Wirklichkeit dieselbe Statur, dieselben Haare und Augen, nur war das Gesicht mehr gerötet und weniger aufgedunsen als das des Rentiers.

Er ließ den Vagabunden einstweilen wegführen und bat sofort den Amtmann Wendler zu sich, welcher den Verlauf der Sache in der Stadt abwarten wollte. Dieser kam, hörte von dem seltsamen Ereignis und verglich gleichfalls die Papiere. Sie waren beide zweifellos echt, nur waren jene des Wanderburschen von einem jüngeren Datum und sehr schmierig, so daß manches beinahe völlig verwischt erschien. Das war vor allem der Fall mit dem Wörtchen „Duplikat", das allerdings klein genug geschrieben an dem oberen Ende des Passes stand und noch dazu fast völlig herausgerissen war. Doch entzifferten es die beiden Beamten und es war ihnen klar, daß dem Gesellen seine ersten Papiere abhanden gekommen waren, und er sich darum dieselben hatte ein zweites Mal ausstellen lassen. Ueber diesen Punkt mußte man sich zunächst Klarheit verschaffen.

Der Vagabund wurde wieder herbeigerufen, nachdem die beiden Beamten übereingekommen waren, wie man vorgehen wolle und nachdem ein Diener die Weisung erhalten hatte, den gefangenen Rentier herbeizuführen und mit ihm einstweilen in einem Nebengemache zu bleiben.

Als der Geselle eintrat, sprach der Amtsrichter: „Wir haben dieser Tage einen — — anderen Wanderburschen festgehalten, der ebenfalls Otto Schulze heißt, aus Stralsund gebürtig ist und dessen Papiere überhaupt mit den Eurigen sehr übereinstimmen. Da dieselben älter sind und doch deutlicher zu entziffern, als die Eurigen, die, wie es scheint, mit Absicht verschmiert und verstümmelt wurden, so liegt der Verdacht gegen Euch nahe, daß Ihr falsche Papiere führt und das wird um so wahrscheinlicher, als Euer Doppelgänger erklärt, daß er einen Eid darauf leisten wolle, daß seine Papiere echt seien."

„Da kann der — Mensch recht haben, denn meine ersten Papiere sind mir abhanden gekommen."

„Wodurch? — Auf welche Weise?" —

„Sie sind mir — gestohlen worden."

„Habt Ihr eine Vermutung, durch wen das geschehen sein könnte? — Ihr werdet Euch doch besinnen können, mit wem Ihr kurz zuvor beisammen gewesen."

„Das war in der Herberge in Halle — waren viele da — ich kann mich nicht aller mehr entsinnen!"

„Erinnert Ihr Euch, daß ein Schmied, Namens Jakob Stolling, dabei gewesen?"

Der Geselle stutzte bei dem Namen und sah die beiden Herren verwundert an; der Amtmann aber ergriff rasch das Wort: „Ihr seht, daß wir gut unterrichtet sind und es ist für Euch das beste, wenn Ihr unumwunden erzählt, wie die ganze Sache sich verhält. — Wie kommt Stolling zu Euern Papieren? Redet die Wahrheit, denn wir werden Euch einander gegenüberstellen und wer von Euch beiden gelogen hat, den trifft die Strafe härter."

Der Vagabund besann sich einige Augenblicke, dann sprach er:

„Mir kann's nicht an den Kragen gehen; was ich gethan habe, ist aus Not geschehen und ein Verbrechen ist's nicht. Ich habe auch just keinen Grund, den Stolling zu schonen, der mir schon manche unangenehme Stunde verschafft hat. Ich will's also erzählen. Es war zu Ende Oktober 1806, bald nach der Schlacht von Jena, da traf ich bei Kösen mit einem Schmiedegesellen zusammen, Jakob Stolling. Wir wanderten einige Tage gemeinsam und es wunderte mich, daß er immer viel Geld hatte und meine Zeche mitbezahlte. Ließ mir das aber gern gefallen, denn mein Beutel war leer und kein Meister wollte in der schlechten Zeit einen Gesellen aufnehmen. Da sprach der Jakob einmal zu mir: ‚Willst du hundert Thaler verdienen?' — Ich schau' ihn groß an, aber er lacht und sagt: ‚Es sind jetzt wunderliche Zeitläufe und es liegt viel Geld herum, das niemand gehört — ich hab' einen Schatz gefunden und volle hundert Thaler sind dein, wenn du mir dafür deine Papiere, Taufschein und Wanderpaß verkaufst. Du verlierst daran nicht viel, erzählst den Leuten, sie seien dir gestohlen worden und läßt sie dir in deiner Heimat wieder ausstellen — die Sache hat keine Schwierigkeit und keine Gefahr.' Das thät' mir einleuchten, ich war ein armer Teufel, der noch nie hundert Thaler beisammen gesehen, geschweige gar im Beutel gehabt hat und so wurde der Handel geschlossen. Mir hat er aber keinen Segen gebracht; Jakob Stolling habe ich nicht wieder gesehen, mich aber nahmen die Behörden drei Tage später wegen mangelnder Papiere fest und da ich mich wegen des vielen Geldes, das ich bei mir hatte, nicht verantworten wollte — man hätte mir die Wahrheit doch nicht geglaubt — ward ich als Dieb eingesperrt und als man mich freiließ, behielt man mein Geld. Ein Duplikat meiner Papiere habe ich mir endlich wieder verschafft, aber nun hänge ich schon wieder wegen der alten Geschichte und soll gestraft werden — das habe ich satt. — So ist die Sache, meine Herren Amtsrichter und 's ist kein Titelchen anders, und wenn Sie mir eine große Freude machen wollen, geben Sie mir meine alten Papiere wieder, die dem Jakob, wie's scheint — auch keinen Segen gebracht haben."

„Würdet Ihr den Jakob Stolling wiedererkennen?" fragte der Amtsrichter.

„Ei, gewiß — in sieben Jahren vergißt man ein solches Gesicht nicht — wenn ich Maler wäre, ich könnt' es noch malen!" —

Der Amtsrichter winkte und der Diener holte aus dem Nebengemache den Rentier; in dem Augenblicke, da er eintrat, fragte der Beamte den Gesellen:

„Ist's der hier?"

Der Vagabund wendete sich schnell um, einen Augenblick starrten sich die beiden an, dann schrie der Geselle laut auf:

„Jakob Stolling!" der andere aber wurde leichenblaß und brach mit einem schrillen Kreischen zusammen. —

Als er wieder zum Bewußtsein kam, war er ein gebrochener Mann, der jetzt auch keinen Versuch mehr machte, zu leugnen und ein unumwundenes Geständnis ablegte. Ihm war in jener Nacht des 14. Oktober schon der Besuch des Amtmanns bei Meister Wacht aufgefallen und er hatte aus einem heimlichen Versteck im Hofe die beiden beobachtet, wie sie die Kiste in dem Brunnen verbargen. In der nächsten Nacht stieg er hinab, entleerte dieselbe ihres Inhalts, und um jeden Verdacht und jede Verfolgung hinauszuschieben, barg er den Kasten wieder an seinem Orte, da er wußte, daß der Meister bald genug danach sehen würde. — Er wanderte mit dem gestohlenen Gelde und den gekauften Papieren Schulzes nach dem Norden Deutschlands, um die Orte kennen zu lernen, die auf dem Wanderpasse des Bäckergesellen verzeichnet waren, lebte dann kurze Zeit in Berlin und übersiedelte endlich nach der abgelegenen stillen Stadt in der Mark, wo ihn sein Schicksal doch ereilen sollte. — —

Er büßte sein Vergehen im Zuchthause, sein Vermögen und sein Besitz aber fielen zum größten Teile dem sächsischen Staate anheim.

Seit jener Zeit wurde der Amtmann Wendler erst wieder seines Lebens froh und Meister Wacht richtete den gebeugten Körper auf — seine Ehre war wieder vor aller Welt rein und makellos. Im Amthause aber saß er manchmal mit seiner Frau an stillen Sonntagen nachmittags und im Gespräch mit den liebenswürdigen Wirten wurde noch oft jene Begebenheit berührt, die tief in das Leben zweier braver Familien eingegriffen hatte; oft auch gedachte man Wilhelms und wie derselbe schon in seinen Jünglingstagen Umsicht und Tapferkeit bewiesen hatte. Und an einem wundersamen Frühlingsnachmittage des Jahres 1821 — die Bäume standen im glänzenden Blütenschnee und die Glocken im Städtchen läuteten friedlich in das sonnige Land hinaus — war ein Brief gekommen, der die beiden befreundeten Ehepaare ungemein glücklich machte: Wilhelm meldete, daß er eine Stelle als Bergdirektor erhalten habe und daß er im Begriff stehe, sich mit der Tochter des Amtsrichters in der märkischen Landstadt, des Freundes seines Vaters, zu verloben. Er bat seine Eltern um ihre Genehmigung und ihren Segen. Der ward ihm zu teil — und sein ganzes Leben blieb ein gesegnetes.

Der gefesselte Ballon in Turin,

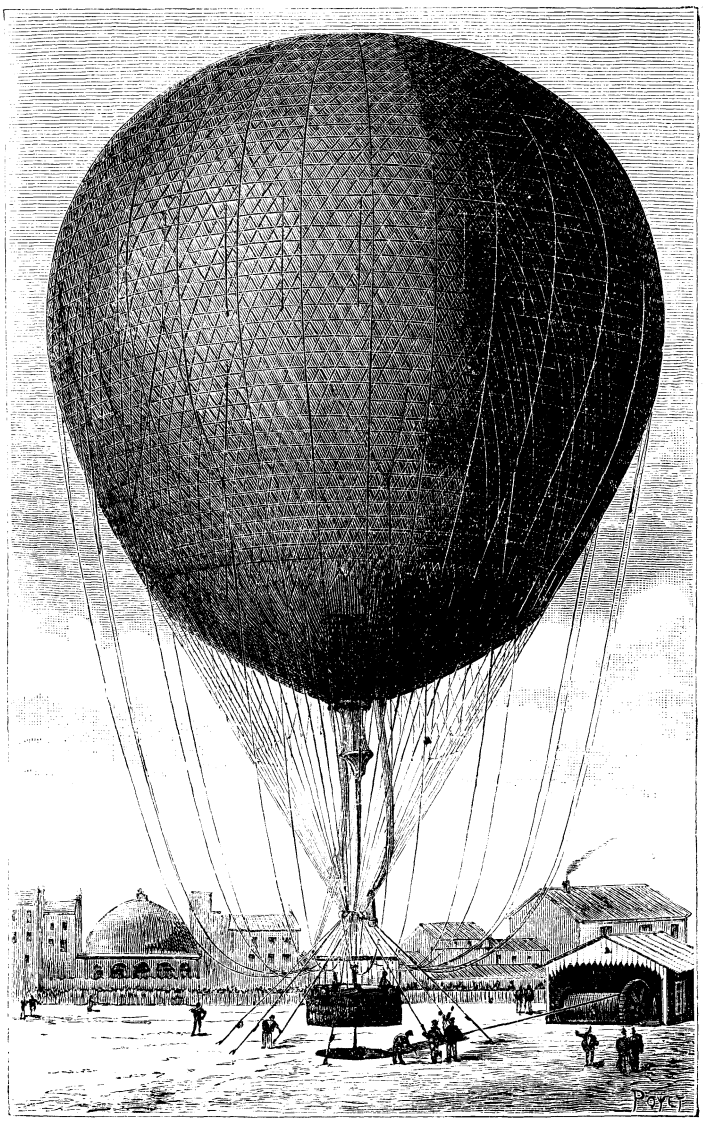
von dem wir hier eine Abbildung geben, ist von den Gebrüdern Louis und Eugen Godard in Paris angefertigt worden und bietet die nachstehenden Einzelheiten.

Sein Kubikinhalt beträgt 4510 m, der Durchmesser in der Quere $20\frac{1}{2}$ m. Der Stoff wiegt 80 g auf den Quadratmeter; er ist

von solcher Stärke, daß er einem Druck von über 9000 k widerstehen kann. Der Ballon hat überdies doppelte Wände. Er wiegt einschließlich der Ventile nur 490 k, das Netz 214 k. Die Wandtaue 101 k, die Gondel nebst Ring, an welchem sie direkt aufgehängt ist, 375 k. Gesamtgewicht des Ballons mit Zubehör aber ohne das Drahtseil, an welchem er aufsteigt, 1180 k. Das Drahtseil, welches eine Länge von 350 m hat, wiegt genau 1 k auf den laufenden Meter, insgesamt also 350 k, so daß der Ballon, oben angelangt, einschließlich verschiedener Utensilien zur freien Fahrt, die stets an Bord der Gondel sind (Anker, Taue 2c), 1630 k zu tragen hat. Einschließlich der Passagiere, deren gewöhnlich 12 bis 15 auf einmal zugelassen werden, bewältigt er ein Gewicht von etwa 2600 k.

Das Drahtseil, an welchem der Ballon emporsteigt, ist außer Betrieb auf einer $3^1/_2$ m langen und $2^1/_4$ m im Durchmesser haltenden Welle aufgewickelt. Das Auf- und Absteigen wird durch zwei voneinander ganz unabhängige Dampfmaschinen, jede zu 18 Pferden, bewirkt. Bei jeder Auffahrt werden, wie bereits bemerkt, 12 bis 15 Personen zugelassen; der Preis für die Fahrt ist 10 Franken die Person. Bei jeder Fahrt ist einer der beiden Besitzer zugegen. Die Rundsicht oben, in einer Höhe von über 1000 Fuß ist überwältigend schön. Die Stadt Turin liegt wie eine Reliefkarte zu Füßen, weithin läßt sich der Lauf des Po verfolgen, und am nördlichen Horizont breitet sich ein prachtvolles Alpenpanorama aus.

Wie ebenfalls angedeutet wurde, kann der Ballon auch freie Fahrten machen; er ist stets dafür mit dem Nötigen ausgerüstet, und den Beweis seiner Leistungsfähigkeit in dieser Hinsicht hat er bei der durch die Brüder Godard angestellten Probe in der glänzendsten Weise geliefert.



Der gefesselte Ballon.

Gras wachsen sehen.

Der Chemie blieb es vorbehalten, dies Wunder jedermann zu ermöglichen: 1 Teil doppeltchromsaures Ammoniak (in der Apotheke oder in einer Materialwarenhandlung erhältlich), wird in 10 Teilen Wasser aufgelöst und mit dieser roten Flüssigkeit zu etwa 3 Finger breite Streifen geschnittenes weißes Filtrierpapier getränkt und dieses ohne Wärmeanwendung getrocknet. Hierauf fältelt man den Papierstreifen ziemlich schmal, ähnlich einer Halskrause zusammen. Der derartig vorgerichtete Streifen wird mäßig auseinander gezogen, auf ein Brettchen gestellt und an einer oder auch auf beiden Seiten angezündet. Das Papier verbrennt unter Knistern, wobei die gebogenen Kanten sich in schmalen grasförmigen Streifen trennen. Durch das entstehende Chromoxyd erhält die Asche ein schönes grünes Aussehen.

Jagd auf Marabus.

Wer von meinen freundlichen Lesern hätte nicht schon vom Marabu gehört. Ich meine nicht die mit diesem Namen benannten, im Nordwesten von Afrika heimischen Priester, die mit ihren islamitischen Glaubensgenossen zu großer politischer Bedeutung gelangt sind. Sie stehen ihrer asketischen Lebensweise wegen beim Volke in großem Ansehen, man schreibt ihnen prophetische Gaben zu, hält sie für wunderthätig und verehrt sie fast wie Heilige. Auch das Grab eines solchen Heiligen wird Marabut genannt. An und für sich wäre es sehr interessant, auf die Entstehung und die Wirksamkeit dieser mönchischen Sekte einmal näher einzugehen. Das ist indes heute nicht meine Absicht, wie schon aus der diesen Zeilen vorgesetzten Ueberschrift hervorgeht, denn mit der Jagd haben mohammedanische Priester so wenig gemein, wie die christlichen Verkündiger von Gottes Wort. Ganz ausnahmsweise nur können von den Letztgenannten englische Pfarrherren der Versuchung nicht widerstehen, falls die fette Pfründe dies gestattet, dem fröhlichen Geläute der Fuchsmeute durch Wald und Feld zu folgen. In diesem Falle aber vermeiden sie es, sich in das grelle Rot, die Farbe des eigentlichen Sportsman zu kleiden, und sind, wie das Pferd und die ganze Ausrüstung, der ganze turnout nennt man das in England, mag auch die eigene Reitfertigkeit den höchsten Anforderungen entsprechen, im glänzendsten Felde stets kenntlich an dem einfachen schwarzen Rock. Dagegen möchte ich erzählen von den reiherartigen Vögeln, die gleichfalls die deutsche Bezeichnung Marabu führen — der Unterschied in dem erstgenannten Worte liegt nur in der etwas anderen Schreibweise — die man ab und zu in unseren zoologischen Gärten findet, und die für die Lesewelt ein besonderes Interesse haben, nicht sowohl so zu sagen ihrer „Persönlichkeit" wegen, denn sie sind unschön und verstehen auch nicht zu plappern oder zu singen, wie manche andere exotische Vögel, sondern der geschätzten Zuthaten wegen, die sie zur Toilette einer modernen Salondame liefern. Die unteren Deckfedern des mittellangen Schwanzes sind beim Marabu außerordentlich entwickelt und namentlich von der Wurzel an fein zerschlissen. Sie bilden den leichten flaumigen Schmuck an Fächern wie Roben, der so außerordentlich leicht und zierlich aussieht, und früher noch in weit ausgedehnterem Maße Verwendung fand, da Straußenfedern schwer zu erlangen und kostspieliger waren. Doch auch jetzt noch besitzen die Marabufedern einen hohen Wert. Zum Zeugnis für diese Behauptung dient neben manchem anderen Umstande die Thatsache, daß vor kurzer Zeit Ihrer Majestät der Kaiserin von Indien und Königin von England als Huldigungsgeschenk von ihren asiatischen Unterthanen ein lediglich aus Marabufedern zusammengesetztes Prachtgewand zu Füßen gelegt wurde.

Indien ist die eine Heimat des auch

Adjutant genannten Marabu. Dort wird er seiner prachtvollen Federn wegen in den Dörfern herdenweise gezogen und steht einer anderen guten Eigenschaft wegen unter öffentlichem Schutz. Der außerordentlich gefräßige und dabei nahrhafte Vogel geht zutraulich und ungehindert in den Straßen der Städte umher, verzehrt die herumliegenden Abfälle, streitet sich mit den Geiern um den Kadaver jedes gefallenen Tieres und würde also der Straßenreinigungskommission auf dankenswerte Weise in die Hände arbeiten, falls eine solche bestünde.

Der indische Marabu macht sich somit den Menschen als halbes Haustier in mehr als einer Beziehung nützlich und findet auf der Liste des jagdbaren Wildes selbst bei dem passioniertesten Weidmann, und deren gibt es viele unter den englischen Offizieren, keinen Platz.

Anders sein afrikanischer Vetter. Auch er wird zwar in der Gefangenschaft zahm und zutraulich, ist aber im wilden Zustande sehr scheu und schwer zu überlisten. Von seiner Jagd weiß ein Reisender zu berichten, der nilaufwärts vordringend bis in das Land der raubsüchtigen und grausamen Somal an der Ostküste von Afrika vorgedrungen war. Von dem räuberischen Häuptling Omar Yussuf eine Zeitlang gefangen gehalten, genoß der kühne Deutsche trotzdem genug Freiheit, um in der Umgebung des Hüttendorfes, die er im allgemeinen nicht verlassen durfte, der Jagd obliegen zu können. An den Ufern des nahe gelegenen sumpfigen Teiches hatte sich ein aus mehreren hundert Stück bestehender Flug Marabus niedergelassen. Mit seinem Glase konnte der Gefangene den sonderbaren Anstand und die unverwüstliche Ruhe der häßlichen Vögel mit dem rötlich fleischfarbenen Kopf, dem metallisch dunkelgrün glänzenden Gefieder auf der Oberseite des Körpers, dem weißen Nacken und den schwarzen Füßen beobachten. Nichts schien die nachdenkliche Gleichgültigkeit der Marabus stören zu können, die mit dem eingezogenen Kopf und dem in die Höhe gehobenen einen Ständer einen überaus komischen Anblick darboten. Aber nie wollte es gelingen, auf die klugen Vögel zu Schuß zu kommen. Mit ihren feinen Sinnen witterten sie die Gefahr, so oft auch der Versuch gemacht wurde, sie zu beschleichen, und jedesmal waren sie mit schwerem Flügelschlage auf und davon gleich einer schwarzen Wolke, ehe noch ihre Verfolger in schußgerechte Nähe gekommen waren.

Heute endlich scheint menschlicher Scharfsinn doch den Sieg über den Instinkt der Tiere davontragen zu sollen. Vorsichtig im hohen Buschwerk sich duckend, ist der Jäger, der, wie sein farbiger Begleiter in die landesüblichen weißen Gewänder gekleidete Weiße, das Gewehr schußfertig im Arm, unter dem Winde bereits ziemlich dicht an die Kolonie der Marabus heran gekommen, ohne daß das Wild irgend welche Unruhe zeigt. Noch wenige Sekunden, dann kracht ein Schuß und wenn der Rauch sich verzogen hat, wird der Forscher das erlegte Exemplar einer Species, die er noch nicht besitzt, seiner Sammlung einverleiben.

Der Somali hat zwar auch Bogen und Pfeil zur Hand, aber nur, weil er nie unbewaffnet die Hütte verläßt. Er zielt nicht auf den Marabu, er würde sich und seine Waffe für verunreinigt halten, wenn er ein Tier zur Jagdbeute machte, das sich vom Aas ernährt. Aber er weiß, wenn er will, sein Ziel sicher zu treffen. Vielleicht gibt unsere lebensvolle Zeichnung sogar die Züge des großen Jägers wieder, der durch einen Meisterschuß die Beute gewann.

Ein an den Ufern der Weddi heimisches Somalimädchen wurde von sämtlichen Jünglingen des Stammes umworben. Aber die kleine Kokette konnte sich nicht entschließen, den Herrn und Gemahl so ohne weiteres aus der Schar der Anbeter zu erwählen, sondern sie sagte demjenigen die kleine schwarze Hand zu, dem es gelänge, Gehör und Lauf einer Antilope mit demselben Pfeil zu treffen. Das schien unmöglich, aber unser Jäger wußte sich zu helfen. An einem dunkeln Abend begab er sich auf den Anstand unmittelbar bei einem Antilopenwechsel. Bald trollte ein Stück Wild dicht bei seinem Standpunkte vorüber, so dicht, daß er das Ohr desselben mit der Spitze seines Pfeiles berühren konnte. Der juckende Schmerz bewog die Antilope, mit dem Hinterlaufe nach dem Ohr zu schlagen: Diese Bewegung hatte der Schlaue vorgesehen und benutzte den Augenblick, um einen scharfen Pfeil dem gespannt bereit gehaltenen Bogen zu entsenden. Das Geschoß durchlöcherte Ohr und Lauf zu gleicher Zeit. Das Kunststück brachte dem geschickten Schützen unsterblichen Ruhm ein, und setzte ihn zugleich in den unbestrittenen Besitz der niedlichen Kelebesse — so sollen dunkle Jungfrauen einem unverbürgten Gerüchte zufolge selbst gern sich nennen — und ihrer Reichtümer, denn auch die fehlten natürlich nicht. Man sieht, auch im schwarzen Erdteil ist das schönste Jägerlatein zu Hause.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Am Quell traten die Bäume zurück, so daß ein kleiner freier Platz gebildet wurde, auf welchem das Feuer brannte. Die beiden sahen drei Personen an demselben sitzen, deren Gesichtszüge sie wegen der beträchtlichen Entfernung aber nicht zu erkennen vermochten.

„Was meint mein Bruder?“ fragte Winnetou. „Werden es die richtigen sein?“

„Es sind nur drei; wir aber suchen viere. Bevor wir unsere Gegenwart merken lassen, wollen wir einmal sehen, wen wir vor uns haben.“

Er stieg ab, und Winnetou that dasselbe.

„Es genügt, wenn ich allein hingehe,“ sagte Shatterhand.

„Gut! Winnetou wird warten.“

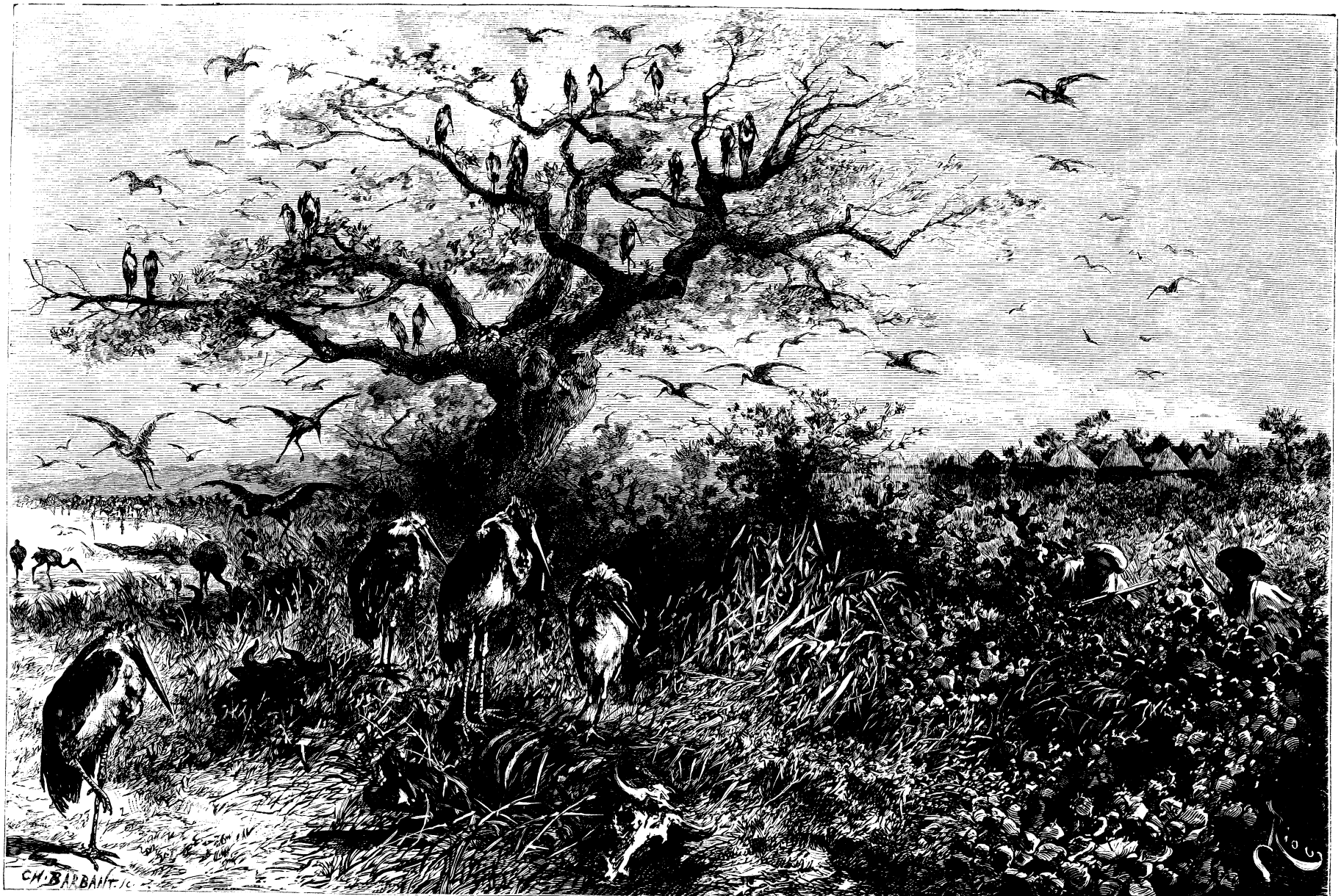
Er nahm die Pferde bei den Zügeln und trat mit ihnen möglichst weit zur Seite, da, wo die Felswand ein weiteres Zurückziehen unmöglich machte. Old Shatterhand huschte vorsichtig vorwärts bis unter die Bäume und schlich sich dann von Stamm zu Stamm weiter, bis er sich hinter dem letzten der Bäume niederlegte und nun die Drei in aller Gemütlichkeit beobachten konnte. Sogar die Worte konnte er verstehen, welche sie miteinander sprachen.

Es war der lange Davy mit Wohkadeh und Martin Baumann. Bob, der Neger, war nicht da. Der gute Schwarze war mit wahrer Begeisterung für den abenteuerlichen Ritt eingenommen. Er fühlte sich als Ritter der Prairie und war überaus beflissen, sich ganz genau als solcher zu verhalten. Darum war er, nachdem er gegessen hatte, vom Feuer aufgestanden und hatte erklärt, daß er für die Sicherheit seines jungen „Massas“ und der anderen beiden „Massers“ wachen werde. Davy hatte ihm vergebens erklärt, daß dies jetzt und hier gar nicht nötig sei.

Anstatt nun den Eingang der Schlucht, woher allem Ermessen nach jede etwaige Gefahr kommen mußte, zu bewachen, war er beflissen gewesen, in gerade entgegengesetzter Richtung zu patrouillieren. Dort hatte er nichts Verdachterregendes bemerkt, und so kehrte er gerade in dem Augenblicke, an welchem Old Shatterhand hinter dem Baume Posto faßte, zu dem Feuer zurück, setzte sich aber nicht nieder, sondern ging weiter.

„Bob,“ sagte Davy. „Bleib doch da! Was soll das Herumstreichen nützen! Es sind ganz gewiß keine Indsmen in der Nähe.“

„Wie Massa Davy das können wissen!“ antwortete Bob. „Indsman kann sein



Jagd auf Marabus.

überall, rechts, links, hüben, drüben, oben, unten, hinten, vorn — — —"

„Und in deinem Kopfe!" lachte der Lange.

„Massa mögen lachen. Bob kennen seine Pflicht. Massa Bob sein groß und berühmt Westmann; er machen kein Fehler. Wenn Indsman kommen, Massa Bob ihn sofort schlagen tot."

Er hatte sich nämlich eine junge, dürre Fichte abgebrochen und hielt deren wohl zehn Zoll starken Stamm in den gewaltigen Fäusten. Mit dieser Waffe fühlte er sich sicherer als mit der Flinte in der Hand.

Er schritt jetzt in entgegengesetzter Richtung davon.

Old Shatterhand war jetzt überzeugt, die Gesuchten vor sich zu haben; er hätte seine Anwesenheit zu erkennen geben können; aber da Bob gerade nach dem Punkte zuhielt, an welchem Winnetou stand, so war mit Wahrscheinlichkeit ein kleines Intermezzo zu erwarten, und so blieb der Jäger noch ruhig hinter dem Baume liegen.

Er hatte sich nicht verrechnet. Der Neger näherte sich der betreffenden Stelle. Es ist eine alte Erfahrung, daß indianische Pferde sich nicht leicht mit Negern befreunden, was seinen Grund jedenfalls in den Transpirationsverhältnissen hat. Die beiden Rappen rochen Bob von weitem und wurden unruhig. Winnetou hatte die dunkle Hautfarbe des Nahenden bemerkt, und da er von Shatterhand gehört hatte, daß ein Neger sich bei den Gesuchten befinde, so war er jetzt überzeugt, Freunde vor sich zu haben; darum verhielt er sich nicht feindselig, sondern ließ den Schwarzen ruhig herankommen.

Eines der Pferde schnaubte. Bob hörte es. Er blieb stehen und horchte. Ein abermaliges Schnauben brachte ihn zu der Ueberzeugung, daß irgend wer oder irgend was sich in der Nähe befinde.

„Wer da sein?" fragte er.

Keine Antwort.

„Bob fragen, wer da sein! Wenn nicht antworten, so schlagen Massa Bob tot, wer da sein!"

Abermals keine Antwort.

„Nun, dann sterben müssen all, wer da sein!"

Er erhob den Knüttel und trat näher. Winnetous Hengst sträubte die Mähne; seine Augen funkelten. Er stieg vorn empor und schlug mit den Vorderhufen nach Bob. Dieser sah, da er sich jetzt in solcher Nähe befand, eine hohe, riesige Gestalt vor sich. Er bemerkte die funkelnden Augen und hörte das drohende Schnauben; einer der Hufe sauste an seinem Kopfe vorüber und im Niederfallenlassen schleuderte ihn das Pferd zur Seite.

Er war ein mutiger Kerl, aber mit einem solchen Gegner sich einzulassen, das war ihm doch zu gefährlich. Er ließ den Knüttel fallen, riß aus und schrie dabei aus Leibeskräften:

„Woe to me! Help, help, help! Er wollen Massa Bob erschlagen! Er wollen Massa Bob verschlingen! Help, help, help!"

Die drei am Feuer Sitzenden sprangen auf.

„Was gibt's?" fragte Davy.

„A giant, ein Riese, ein Gespenst, ein Geist wollen Massa Bob verwürgen!"

„Unsinn! Wo denn?"

„Dort, dort am Felsen es sein."

„Laß dich nicht auslachen, Schwarzer! Gespenster gibt es gar nicht."

„Massa Bob haben es sehen!"

„Es wird ein seltsam geformter Fels gewesen sein."

„Nein, es nicht sein Fels!"

„Oder ein Baum!"

„Auch nicht sein Baum. Es sein lebendig!"

Winnetous Hengst sträubte die Mähne; seine Augen funkelten. Er stieg vorn empor und schlug mit den Vorderfüßen nach Bob.

„Du hast dich getäuscht."

„Massa Bob sich nicht täuschen. Gespenst so groß, so, so!" Dabei streckte er beide Hände möglichst hoch über seinem Kopf empor. „Es haben Augen wie Feuer, sperren ein Maul auf wie Drache und blasen Massa Bob an, daß er hinfallen. Massa Bob haben sehen großen Bart, so groß, so lang!"

Jedenfalls hatte er die Mähnenhaare, welche bei dem Rappen sehr lang waren, trotz der Dunkelheit gesehen und hielt sie nun für den Bart des Riesen.

„Du bist nicht bei Sinnen!" behauptete Davy.

„O, Massa Bob sein bei Sinn, sehr bei Sinn! Er weiß, was er haben sehen. Massa Davy nur gehen hin und es auch ansehen!"

„Nun, so wollen wir doch einmal schauen, welchen Gegenstand der Nigger für einen Riesen oder ein Gespenst gehalten hat!"

Er wollte gehen. Da erklang es hinter ihm:

„Bleibt in Gottes Namen hier, Master Davy! Es handelt sich in Wirklichkeit nicht um ein Gespenst."

Er fuhr herum und riß sein Gewehr an die Wange. Wohkadeh hielt in demselben Augenblicke sein Gewehr auch schußfertig, und Martin Baumann legte auch das seinige an. Alle drei Läufe waren auf Old Shatterhand gerichtet, welcher sich vom Boden erhoben hatte und hinter dem Baume hervorgetreten war.

„Good evening!" grüßte er. „Thut euer Schießzeug weg, Mesch'schurs! Ich komme als Freund und soll euch vom dicken Jemmy und vom Hobbel-Frank grüßen."

Da ließ der lange Davy die Büchse sinken, und die anderen folgten seinem Beispiele.

„Uns von ihnen grüßen?“ fragte er. So habt Ihr sie getroffen?“

„Ja freilich.“

„Wo?“

„Da unten am Rande des Blutsees, bis wohin sie der Elefantenfährte gefolgt waren.“

„Das stimmt. Haben sie denn entdeckt, wer dieser Elefant gewesen ist?“

„Ja, mein Pferd war es.“

„Alle Wetter! Hat es denn gar so riesenhafte Plattfüße, Sir.“

„Nein; es hat vielmehr gar zierliche Hüfchen. Freilich kann ich nicht dafür, daß Ihr die Schuhe hier für die Füße gehalten habt.“

Er deutete auf die vier Schilfsohlen, welche er am Gürtel hängen hatte. Der Lange begriff sogleich, um was es sich handelte:

„Ah, wie gescheit! Schnallt dieser fremde Master seinem Pferde solche Sohlen an, um die Leute, welche dann die Fährte sehen, irre zu machen! Mann, dieser Gedanke ist sehr gut; er ist so ausgezeichnet, als ob ich selbst ihn erfunden hätte!“

„Ja, der lange Davy hat von allen Jägern, welche zwischen den zwei Meeren reiten und laufen, stets die besten Gedanken!“

„Spottet nicht, Sir! So klug wie Ihr seid, bin ich wohl auch. Verstanden?“

Sein Auge flog dabei mit einem geringschätzenden Blicke über die saubere Erscheinung Old Shatterhands.

„Das bezweifle ich gar nicht,“ antwortete dieser. „Und weil Ihr so klug seid, werdet Ihr mir wohl auch sagen können, wer das Gespenst ist, welches Euer guter Bob gesehen hat?“

„Ich will einen Centner Flintenkugeln verzehren, und zwar ohne Butter und Petersilie, wenn es nicht Euer Pferd gewesen ist!“

„Ich meine, daß Ihr es erraten habt.“

„Dies zu erraten, braucht man nicht Gymnasiast gewesen zu sein wie der dicke Jemmy. Aber nun sagt mir doch, wo der Kerl mit dem Frank eigentlich steckt. Warum kommt Ihr allein?“

„Weil sie abgehalten sind, selbst zu kommen. Sie sind von einer Schar Schoschonen zum Abendessen eingeladen worden.“

Der Lange machte eine Bewegung des Schreckens.

„Heavens! Wollt Ihr damit vielleicht sagen, daß sie gefangen genommen worden sind?“

„Leider meine ich das.“

„Wirklich? Gewiß? Wahrhaftig?“

„Ja. Sie wurden überfallen und fortgeführt.“

„Von den Schoschonen? Gefangen! Fortgeführt! Das werden wir uns verbitten! Wohkadeh, Martin, Bob, schnell zu Pferde! Wir müssen den Schoschonen augenblicklich nach. Sie müssen die beiden herausgeben, sonst hauen wir sie zu russischem Salat zusammen!“

Er eilte zu den Pferden, welche am Wasser grasten.

„Stop, Sir!“ sagte Old Shatterhand. „So schnell bringt Ihr das nicht fertig. Wißt Ihr denn, wo die Schoschonen zu finden sind?“

„Nein; aber ich hoffe, daß Ihr es uns sagen könnt!“

„Und wie viele Personen sie zählen?“

„Personen? Meint Ihr, daß es mir einfallen kann, die Personen zu zählen, wenn es gilt, meinen dicken Jemmy herauszuhauen. Es mögen hundert sein oder nur zwei, das ist egal: heraus muß er!“

„So wartet wenigstens noch ein wenig, bevor Ihr zuschlagt! Ich denke, wir haben uns zunächst noch einiges zu sagen. Ich bin nicht allein. Da kommt ein Kamerad, welcher Euch auch einen guten Abend bieten möchte.“

Winnetou hatte bemerkt, daß Old Shatterhand mit den Männern sprach; darum kam er nun mit den Pferden herbei. Der lange Davy war zwar überrascht, einen Roten in Gesellschaft des Weißen zu sehen, schien aber den Häuptling nicht für besonders achtenswert zu halten, denn er sagte:

„Eine Rothaut! Und auch wie aus dem neuen Ei geschält, gerade wie Ihr. Ein Westmann seid Ihr wohl eigentlich nicht?“

„Nein, eigentlich nicht; das habt Ihr wieder sogleich erraten.“

„Dachte es mir! Und dieser Indsman ist wohl auch ein ansässiger, der sich vom ‚großen Vater‘ in Washington einige Hände voll Land hat schenken lassen?“

„Jetzt täuscht Ihr Euch, Sir!“

„Wohl schwerlich.“

„Ganz gewiß. Mein Gefährte ist nicht der Mann, welcher sich vom Präsidenten der Vereinigten Staaten Land schenken läßt. Er wird vielmehr — — —“

Er wurde von Wohkadeh unterbrochen, welcher einen Ruf freudigen Erstaunens ausstieß. Der junge Indianer war nämlich zu Winnetou getreten und hatte die Büchse in dessen Hand bemerkt.

„Uff, uff!“ rief er aus. Maza-skamon-za-wakon — die Silberbüchse!“

Der Lange verstand so viel von der Sprache der Sioux, daß er wußte, was Wohkadeh meinte.

„Die Silberbüchse?“ fragte er. „Wo? Ah, hier, hier! Zeigt sie doch einmal her, mein roter Sir!“

„Winnetou ließ sie sich aus der Hand nehmen.

„Es ist Maza-skamon-za-wakon,“ rief Wohkadeh. „Dieser rote Krieger ist also Winnetou, der große Häuptling der Apachen!“

„Was? Wie? Unmöglich!“ meinte der Lange. „Aber gerade so wie dieses Gewehr hat man mir die Silberbüchse beschrieben.“

Er blickte Winnetou und Old Shatterhand fragend an. Sein Gesicht hatte in diesem Augenblicke keineswegs den Ausdruck allzugroßer Klugheit.

„Es ist die Silberbüchse,“ antwortete Shatterhand.

„Mein Gefährte ist Winnetou.“

„Hört, Mann, macht keinen dummen Spaß mit mir!“

„Pah! Wenn Ihr partout wollt, so nehmt's meinetwegen für Scherz. Ich habe keine Lust, Euch den Stammbaum des Apachen auf den Rücken zu malen.“

„Das würde Euch auch sehr schlecht bekommen, Sir! Aber wenn dieser rote Gentleman wirklich Winnetou ist, wer seid denn Ihr? In diesem Falle müßtet Ihr ja wohl der — — —“

Er hielt mitten in der Rede inne. Bei dem Gedanken, welcher ihm gekommen war, vergaß er, den Mund zu schließen. Er starrte Old Shatterhand an, schlug dann die Hände zusammen, that einen Luftsprung und fuhr sodann fort:

„Na, da hab' ich freilich einen Pudel geschossen, welcher größer als der ausgewachsenste Elefant ist! Beleidige ich da den berühmtesten Westmann, den nur jemals die Sonne beschienen hat! Wenn dieser Indsman Winnetou ist, so seid Ihr kein anderer als Old Shatterhand, denn diese beiden gehören gerade so zusammen wie der dicke Jemmy und ich. Also sagt, ist's richtig, Sir?“

„Ja, Ihr habt Euch nicht getäuscht.“

„So möchte ich vor Freuden gleich alle Sterne vom Himmel herunterlangen und da auf die Bäume setzen, um den Abend, an welchem ich euch kennen lernte, durch eine Illumination zu feiern! Willkommen, Mesch'schurs, willkommen an unserem Lagerfeuer! Verzeiht die Dummheit, welche wir gemacht haben!“

Er streckte beiden die Hände entgegen und drückte ihnen die ihrigen, daß sie hätten aufschreien mögen. Bob, der Neger, sagte gar nichts. Er schämte sich außerordentlich, ein Pferd für ein Gespenst gehalten zu haben. Wohkadeh war bis an die Bäume zurückgetreten. Er stand an einem derselben gelehnt und ließ die Augen mit bewunderndem Ausdrucke auf den beiden Ankömmlingen ruhen, — bei den Indianern ist die Jugend eben gewöhnt, bescheiden zu sein. Wohkadeh hätte geglaubt, den größten Fehler zu begehen, wenn er als gleichberechtigt in der Nähe der anderen stehen geblieben wäre. Martin Baumann betrachtete sich eben so die beiden Männer, von denen er bereits so viele Heldenthaten hatte erzählen hören, sehr genau, freilich nicht aus solcher Entfernung wie der junge Indianer. Er stand da zwei Vorbildern gegenüber, welchen nachzueifern sein heißes Bestreben war, obgleich er nicht hoffen konnte, sie jemals im Leben zu erreichen.

Winnetou hatte sich von Davy die Hand drücken lassen; den drei anderen nickte er grüßend zu. Das war so seine ernste Art und Weise. Old Shatterhand dagegen, heiterern Naturells und ungewöhnlich menschenfreundlich, gab ihnen, sogar dem Neger, die Hand. Das ergriff Wohkadeh in der Weise, daß er die Rechte aufs Herz legte und leise versicherte:

„Wohkadeh wird sein Leben gern für Old Shatterhand geben! Howgh!“

Nachdem diese Begrüßung vorüber war,

setzten Shatterhand und Winnetou sich mit an das Feuer. Der erstere erzählte. Der letztere sagte kein Wort dazu; aber er nahm seine Pfeife und stopfte sie. Das war für den langen Davy das Zeichen, daß er mit ihnen Kriegskameradschaft rauchen wolle. Natürlich fühlte er sich von Herzen darüber erfreut. Seine Vermutung bestätigte sich, denn Shatterhand erklärte am Schlusse seines Berichtes, daß sie beide, Winnetou und er, bereit seien, heute Jemmy und Frank zu befreien und sodann mit ihnen hinauf nach dem Yellowstoneriver zu reiten.

Jetzt zündete Winnetou die Pfeife an und erhob sich. Nachdem er den Rauch in die vorgeschriebenen Richtungen geblasen hatte, erklärte er, der Nta-je (ältere Bruder) der neuen Bekannten sein zu wollen, und gab die Pfeife weiter an Shatterhand. Von diesem kam sie an Davy. Als dieser die ceremoniellen Züge gethan hatte, fühlte er sich in großer Verlegenheit. Die beiden berühmten Männer hatten aus ihr geraucht; durfte er sie nun auch den Knaben und sogar dem Neger geben?

Winnetou ahnte die Gedanken des Langen. Er neigte den Kopf nach den drei Genannten und sagte:

„Der Sohn des Bärentöters hat auch bereits den Grizzly erlegt, und Wohkadeh ist der Besieger des weißen Büffels; beide werden große Helden sein; sie sollen die Pfeife des Friedens mit uns rauchen ebenso wie der schwarze Mann, welcher sogar die Verwegenheit gehabt hat, ein Gespenst erschlagen zu wollen."

Das war ein Scherz, über welchen wohl gelacht worden wäre; aber das Rauchen der Friedenspfeife ist eine Handlung, bei welcher jede solche Heiterkeit vermieden werden muß. Bob freilich fühlte das Verlangen, seine Ehre wiederherzustellen; darum that er, als er zuletzt die Pfeife bekam, einige mächtige Züge, erhob die Hand, spreizte die fünf Finger weit auseinander, als ob er gleich einen fünffachen Schwur ablegen wolle, und rief:

„Bob sein Massa Bob, ein Held und Gentleman! Er sein Freund und Schutz von Massa Winnetou und Massa Old Shatterhand. Er schlagen tot alle ihre Feinde; er thun alles für sie; er — er — — er — — er schlagen zuletzt ganz sich selber tot!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Kreisel- oder Tänzerspiel.

Wenn in den milden Lüften des Vorfrühlings der Schneemann zerfließt, so daß die starren Besenstiele, welche seine Knochen bildeten, wieder ans Tageslicht kommen, — wenn im Gartenwinkel das zierliche Schneeglöckchen das Blumenjahr einläutet und auch den Kindlein allen zuruft:

Heraus aus den Stuben,
Ihr Mädchen und Buben! —

dann treten die frohen Kinderspiele, welche ein längeres Verweilen im Freien erheischen, wieder in ihr Recht. Ueberall auf den Schulplätzen und in den Gartenstiegen, auf dem Grasanger und auf dem Walle, der das Städtchen umgibt, sieht man lustige Kindergruppen, die mit Lachen und Geschrei die alten Spiele erwecken, welche der griesgrämige Winter zu langem Schlafe verurteilt hatte.

Das erste Frühlingsspiel der kleinen Mädchen ist das Seilchenspringen, das indes nicht viel wert sein soll, indem es, allzu beharrlich betrieben, schon oftmals Darmverschlingung und andere tödliche Krankheiten hervorgerufen hat. Das erste Frühlingsspiel der Knaben ist das Kreiseln, und das ist nicht nur ein ganz unschädliches, sondern sogar ein nützliches Spiel, indem es die Kraft und Gewandtheit des Armes, die Sicherheit des Auges übt und Luft, frische Luft, in vollen Strömen in die Brust einführt. Und wer ist unter euch Knaben, der nicht gern von sich sagen möchte:

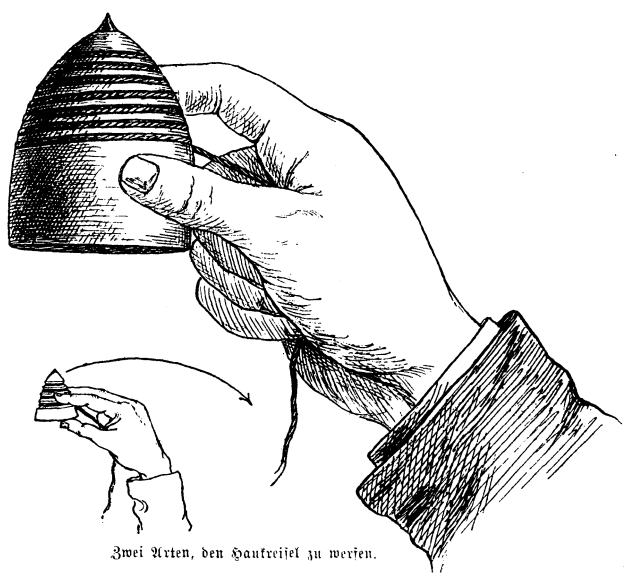
Ich hab' ein frohes Angesicht,
Gesundes Herz und Blut;
Ich weine nicht, ich klage nicht,
Bin immer wohlgemut!

Wenn ich einen gelehrten Aufsatz über das Kreiseln schreiben müßte, so würde ich die Kreisel, nämlich die Werkzeuge des Spieles, in drei Klassen einteilen:

1. den Haukreisel,
2. den Peitschenkreisel,
3. den Brummkreisel.

Aber der „Gute Kamerad" hat mich gebeten, nur etwas über das Kreiseln mit den Knaben zu plaudern, und so will ich euch verraten, daß in meiner Jugendzeit der Kreisel den einfachen Namen „Dopp" führte. Die Dopps oder Döppe, jenachdem man den Plural bilden will, waren damals längst nicht so schön als heutzutage, aber gespielt haben wir darum nicht minder mit ihnen, ja ich meine, fast noch mehr. Und zwar war es vornehmlich der Haudopp, der unsere Zuneigung besaß. Das Spielzeug bestand aus dem oberen birnenförmigen Holzteil und der unteren eisernen „Grille" oder dem Stift. Den Holzteil erstanden wir zum Preise von vier bis sechs Pfennig beim Drechsler, die Grille zu einem etwas höheren Betrage beim Schmied. Dieser glühte die Grille, bevor er sie in den Holzteil einließ, und mindestens zwei Dutzend Knaben umstanden den Nachkommen Tubalkains bei dieser anziehenden Arbeit und sahen mit Wonne zu, wenn das feurige Eisen zischend in das Holz eindrang. Oben auf dem Holzteil des Doppes brachten wir mit eigener Hand allerlei Verzierungen an: entweder malten wir buntfarbige Kreise, oder wir nagelten mit einem blanken Messingstifte (den uns der Sattler von einem alten Sofa schenkte) ein rotes Tuchläppchen darauf. Wenn nun der Haudopp in Bewegung gesetzt wurde, so erschienen hübsche bunte Figuren auf dem Kopfe der Holzbirne. Aber warum hieß das Spielwerk denn ein Haudopp? Nun, es wurde nicht durch eine Peitsche in Bewegung gesetzt, sondern einfach durch eine Schnur und durch kräftiges Werfen oder „Hauen" auf den Erdboden. Die Schnur wurde zunächst, von der Grille angefangen, um die Holzbirne gewickelt, wobei verschiedene Rillen oder Furchen, in das Holz gedrechselt, das Festsitzen der Schnur erleichterten; dann wurde der „aufgewickelte" Dopp in die rechte Hand gelegt, zwischen Daumen und Zeigefinger, über die Maus hinweg, und zwar mit der Grille nach oben, wobei man das Ende der Schnur fest in der inneren Hand behielt; und endlich erfolgte mit einer gewissen kräftigen Wendung der Hand oder vielmehr des ganzen Armes der Wurf — das Hauen — wobei die Schnur blitzschnell zurückgerissen wurde. Auf seiner spitzen eisernen Grille wirbelte nun der Haudopp auf dem Boden umher und bohrte Löcher in die weiche Erde, bis er endlich seine Kraft verlor und purzelnd zusammenbrach.

Meistens thaten sich mehrere Knaben zum „Dopphauen" zusammen, und es wurde dann folgendes Spiel betrieben. Zu gleicher Zeit sausten auf ein gegebenes Zeichen die vier oder fünf Döppe der Spieler zur Erde nieder. Derjenige Knabe, dessen Dopp zuerst schachmatt am Boden lag,



Zwei Arten, den Haukreisel zu werfen.

hatte verloren und mußte seinen Dopp beim nächsten Wurfe dazu hergeben, daß er unthätig auf der Erde lagerte und die Würfe der anderen Knaben an seinem hölzernen Körper erlitt. Da galt es denn,

dem ruhenden Dopp recht empfindliche „Haue“ zu versetzen. Hei, wie hackten gleich scharfen Schnäbeln die spitzen eisernen Grillen auf sein Fleisch ein, was für Löcher bohrten sie in den schönen Farbenschmuck! Aber es waren keine unehrenhafte Wunden, die der arme Dopp empfing; ein zerhackter Dopp hatte etwas „mitgemacht“ und genoß ungefähr das Ansehen eines Kriegers, der viele Narben an seinem Körper trägt. Wer von uns Knaben mit seinem Dopp bei diesem Kampfe vorbeiwarf, mußte beim nächsten Wurf sein Spielzeug zum Schlachtopfer hergeben. Jeder kam mal an die Reihe, denn so geschickt war keiner, daß er immer getroffen hätte. Es übte dieser Kampf aber den Scharfblick der Augen durch die Berechnung des Wurfes, und die Kraft des Armes durch die Ausführung des Wurfes.

Nicht immer freilich lief der Kampf ohne Mißgeschick ab. So schleuderte einmal der dicke Benno Völlenbeck seinen Haudopp mit so großer Gewalt und so geringer Geschicklichkeit, daß derselbe — ich meine den Haudopp und nicht den Benno — durch die Scheiben der „Kleinen Schule“ flog, mitten in die Schulstube hinein und zwischen die Kleinen, die erschreckt mit großem Geschrei auseinanderfuhren. Natürlich trat sogleich der Lehrer, Herr Bette, vor die Thür und faßte den schuldigen Benno beim Kragen. Benno, oder vielmehr sein Vater, mußte die zerbrochene Scheibe bezahlen; ob es sonst noch was gesetzt hat, habe ich nicht erfahren.

Mitten in der Blütezeit des Haudopps tauchte plötzlich der Peitschendopp auf. Ich erinnere mich noch, daß ein zartes blasses Muttersöhnchen, der Julian von Schralenburg — der immer Apfeltörtchen statt eines kräftigen Butterbrotes in seiner Blechdose bei sich führte — den ersten Peitschenkreisel auf unserem Spielplatze sehen ließ. Doch fand dieses Spielzeug nur wenig Anklang und Nachahmung, da seine Handhabung nicht jene Kraft und Geschicklichkeit erforderte, deren der Haudopp bedurfte. Letzterer erschien uns „männlicher“ — konnte man doch mit ihm sogar Funken aus einem Kieselsteine locken! —, und darum blieben wir ihm durch alle Jahre unserer Knabenzeit getreu. Wie ich heute als erwachsener Mann auf meinen Spaziergängen sehe, hat der Peitschenkreisel sich mehr und mehr beliebt gemacht. Nun, wenn man ihn kräftig zu peitschen und zu wirbeln versteht, macht auch er Vergnügen und stählt den Arm.

Die dritte Art Kreisel, der Brummdopp, zeigte sich damals nur in ganz vereinzelten Exemplaren auf unseren Spielplätzen. Denn einerseits waren die Brummdopps zu teuer, anderseits erlaubte ihr Umfang es nicht, daß man sie in der Tasche bei sich trug. Der Brummdopp von damals bestand einfach aus Holz und wurde (wie das auch noch heute der Fall ist) durch einen Schlüssel nebst Faden aufgezogen. Tanzte er auf der Erde, so brummte er wie ein junger Tanzbär, — wohingegen man heute metallische Brummkreisel mit süßtönender Musik hat. Ja, ja, die Welt schreitet fort! Ich wünsche nur den Jungen von heute, daß sie bei ihren musikalischen Kreiseln ebenso froh und glücklich sein mögen, wie wir es bei unseren heulenden hölzernen Ungeheuern waren.

Die Elemente der Buchbinderkunst.

(Fortsetzung.)

Am Schlusse dieses Abschnittes erübrigt nur noch, die verschiedenen Werkzeuge und deren Handhabung, insoweit sie bei den vorgenannten Arbeiten zur Verwendung kommen und nicht schon früher erörtert wurden, einer genaueren Erklärung zu unterziehen.

a) Der Hammer und die Schere sind zu bekannt, als daß sie eingehender besprochen werden müßten, nur zu letzterer ist hinzuzufügen, daß die von dem Fachmanne benutzte ähnlich der Schneiderschere und daher ziemlich groß und stark ist.

b) Das Schneidebrett dient zum Schneiden von Pappe und Papier und soll von gut ausgetrocknetem, ast- und rissefreiem Holze und auf beiden Seiten glatt gehobelt sein. Selbstverständlich richtet sich die Größe desselben nach den zu verfertigenden Arbeiten; für unsere Zwecke ist ein solches von 60 cm Länge und 45 cm Breite ausreichend. Bezüglich der Holzart kommen Schneidebretter aus Weiß- und Rotbuchen-, Ahorn- und Lindenholz in Verwendung. Letzteres eignet sich vermöge seiner Weichheit am besten zum Schneiden von Papier und ganz dünner Pappe, wird aber bald abgenutzt, während Ahorn- und Buchenholz mehr Widerstand zu leisten vermögen. Da bei einem viel im Gebrauche stehenden Schneidebrette öfteres Abhobeln notwendig wird, so wähle man für dasselbe eine Dicke von wenigstens 3 bis 5 cm.

Stets sehe man bei dem Schneidebrette auf vollkommen ebene Flächen, nehme ferner das Schneiden nur in Länge der Holzfaserrichtung vor und verwende, streng abgesondert, eine Seite für Papier, die andere für Pappe. Der Grund hierfür ist einleuchtend; nimmt man das Schneiden quer über die Holzfaser vor, so wird das Brett durch Ausplittern von Holzteilchen bald rauh und bedarf dann baldigen Abhobelns, werden hingegen Pappestücke und Papier auf ein und derselben Fläche geschnitten, so erhält man bei letzterem zerfaserte Ränder.

c) Der Zirkel. Die gebräuchlichsten Meßwerkzeuge sind der gewöhnliche, dann der Punktur- oder Ansatzzirkel und das Punktureisen. Die Form des gewöhnlichen Zirkels, welcher aus Eisen besteht, ist bekannt. Diesem ähnlich ist der Punkturzirkel, Fig. 14, an dessen einer Schenkelspitze ein kleiner Ansatz gelötet ist. Derselbe wird bei dem Abpunktieren am Buchrücken und an den Deckelkanten angesetzt. Bei größeren Längen, zu deren Abmessen die gewöhnliche Zirkelweite nicht ausreicht, bedient man sich auch des Punkturlineals, auch Punktureisen genannt. Dieses ist ebenfalls von Eisen und besteht aus einem beiläufig 1 cm breiten und 25 bis 30 cm langen Eisenstäbchen, dessen eines Ende in rechtwinkligem Haken umgebogen ist. Auf diesem Stabe befindet sich ein oben durch eine Flügelschraube festzustellender Schieber und unter demselben eine Spitze. Der Gebrauch dieses einfachen Werkzeuges erklärt sich wohl von selbst. Bei kleineren Arbeiten ist dasselbe leicht entbehrlich.

d) Das Lineal. Der Dauerhaftigkeit und des bequemeren Arbeitens wegen soll dasselbe von Eisen sein und eine beiläufige Länge von 60 cm und Breite von 5 bis 6 cm haben. Eine Abkantung auf einer Seite, wie solche an den meisten Holzlinealen zu

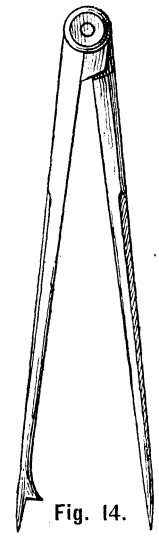


Fig. 14.

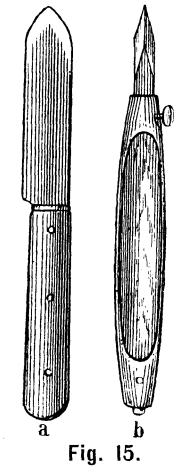


Fig. 15.

Punkturzirkel. Messer und Schnitzer.

sehen ist, ist nicht allein unnütz, sondern verhindert auch, diese Seite zum Schneiden gebrauchen zu können, da an derselben das Messer nur zu leicht abgleitet und hierdurch die Finger einer Verletzung ausgesetzt werden. Befindet sich an einer Kante desselben eine Centimetereinteilung, so wird hierdurch die Anschaffung eines Maßstabes erspart.

Bevor das Lineal in Gebrauch genommen wird, muß es auf die Richtigkeit der Kanten geprüft werden. Dieses geschieht in einfachster Weise: Man zieht auf einem Papiere mittels eines Bleistifts von einem bis zum anderen Ende der zu prüfenden Linealkante entlang einen Strich, kehrt dann an der gleichen Kante dasselbe derart herum, daß das vorherige obere Ende unten liegt, legt es dann genau an den vorhergezogenen Bleistiftstrich und zieht wieder eine Linie. Fallen nun diese Linien derart zusammen, daß sie nur eine einzige bilden, so ist das Lineal in Richtigkeit, biegen sie aber an irgend einer Stelle aus oder ein, so ist es fehlerhaft und muß

durch einen Fachmann abgerichtet werden. Mit der zweiten Kante ist die gleiche Probe vorzunehmen.

e) Der Winkelhaken. Derselbe ist zum Schneiden von rechtwinkligen Teilen ein fast unentbehrliches Werkzeug; obwohl es nun nicht gerade notwendig ist, daß er auch von Eisen bestehe, so ist ein eiserner dennoch einem solchen von Holz vorzuziehen. Letzteren benutze man dann nie zum Schneiden, sondern nur zum Vorzeichnen und Abpunktieren von Linien.

Das Prüfen auf seine Richtigkeit geschieht in ähnlicher Weise wie bei dem Lineale. Man legt ihn vorerst mit dem kürzeren Schenkel an dasselbe, zieht entlang der längeren Kante eine Linie, wendet ihn hierauf um, während man mit der freien Hand das Lineal in der vorigen Lage festhält, setzt ihn an die Bleistiftlinie und zieht ebenfalls einen Strich. Fallen beide Linien genau zusammen, so ist der Winkel richtig; im entgegengesetzten Falle müßte er ebenfalls abgerichtet werden.

f) Das Messer. Bei dem Gebrauche dieses Werkzeugs kommt nur die Spitze zur Verwendung, weshalb nur diese, und zwar auch auf dem Rücken, aber nicht auf der ganzen Schneide geschliffen zu werden braucht. In Bezug der Form des Messers sind zweierlei Arten am meisten in Verwendung, nämlich solche mit angenietetem und mit einem Schiebehefte; ersteres ist in Fig. 15 in a, letzteres in b dargestellt. Das Messer dient zum Schneiden von Pappe und Papier, das zweite, „Schnitzer" genannt, nur für Pappe allein. Derselbe besteht aus einem Holzheft mit einer Hohlrinne; am einen Ende befindet sich eine eiserne Zwinge mit einer Flügelschraube, vermittelst welcher die in das Heft geschobene Klinge festgeschraubt werden kann. Die Hauptsache bei beiden Schneidewerkzeugen bleibt, daß die Klingen aus gutem Stahl gefertigt sind.

g) Das Schleifen der Messer. Man hat stets darauf zu sehen, daß dieselben immer gut geschliffen sind, da mit stumpfen Schneiden die Arbeit ungemein erschwert und nie ein reiner Schnitt zuwege gebracht werden würde.

Das Anschleifen geschieht auf dem runden, drehbaren Schleifsteine; derselbe besteht aus einem feinkörnigen Sandsteine von größerer oder geringerer Härte. Ein guter Schleifstein soll gleichmäßig dicht, nicht zu weich und frei von eingesprengten Adern und anderen Bestandteilen sein und gut angreifen. Eine Trittvorrichtung an demselben ist einer Handkurbel vorzuziehen; bei letzterer müßte, um beide Hände beim Schleifen zur Verfügung zu haben, die Umdrehung des Steins von einer zweiten Person besorgt werden. Auch die besten Steine können durch unachtsame Behandlung verdorben werden. Nach Beendigung des Schleifens lasse man nie das Wasser im Schleiftroge stehen, da sonst der Stein durch längeres Stehen in demselben auf der nassen Stelle weich würde. Auch soll zur Erzielung gleichmäßiger Abnutzung bei dem Schleifen der Platz mit dem Messer immer gewechselt werden, wobei die Umdrehung des Steins der Vorsicht wegen nur nach vorwärts geschehen soll. Bei Rückwärtsbewegung würde wohl der Stein besser angreifen, aber auch leichter eine Verletzung der Finger zu besorgen sein. Man drücke die Messerspitze bei dem Schleifen in querer Lage flach an die Steinbahn und halte sie mit den aufgelegten Fingern der anderen Hand in derselben fest. Diese Spitze muß auf beiden Seiten, d. h. auch auf dem Rücken geschliffen werden, und zwar auf der Schneidseite länger als auf letzterem; von vorn besehen soll sie die in Fig. 16 angedeutete Form haben: a zeigt die Schneide-, b die Rückenfläche.

Fig. 16.

Schleifen der Messerspitze.

Zeigt sich endlich ein Grat, ein sogen. „Faden", so ist das Schleifen zu beenden und das Abziehen auf dem Wetzsteine, auch Streichschale genannt, vorzunehmen. Derselbe ist von Schiefer und soll von gleichmäßiger Härte sein; eingesprengte Punkte, Flecken und Adern sind das Zeichen von zweifelhafter Güte. Eine einfache Probe auf die Güte des Steins besteht in folgendem: Bleibt das Wasser bei dem

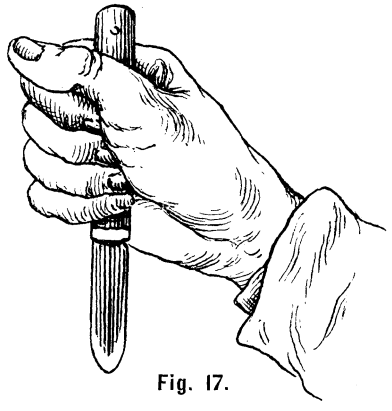


Fig. 17.

Haltung des Messers beim Pappeschneiden.

Abziehen eines Messers rein, so ist der Stein zu hart; wird hierbei Schlamm erzeugt, so ist er zu weich, färbt sich hingegen das Wasser von den abgeriebenen Eisenteilen dunkel, so besitzt er den richtigen Härtegrad.

Bei dem Wetzen oder Abziehen wird die Steinfläche mäßig mit Wasser feucht gehalten, das Messer abwechselungsweise mit beiden Seiten an derselben festgedrückt, wobei man es zugleich vor- und rückwärts bewegt und das Schleifen erst dann beendet, wenn an der Schneide, von vorn besehen, keine weißen Punkte mehr sichtbar sind und dieselbe als eine dunkle Linie erscheint. Auch bei diesem Abziehen soll, um die Steinbahn immer in gleichmäßiger Ebene zu erhalten, der Platz mit dem Messer stets gewechselt werden.

h) Das Schneiden mit dem Messer. Die Haltung des Messers wird durch das hiermit zu schneidende Material bedingt. Bei dem Zerschneiden von Pappe wird dasselbe in die geschlossene Faust genommen und der Schnitt in steiler Haltung geführt; s. Fig. 17. Den Hauptdruck soll stets die

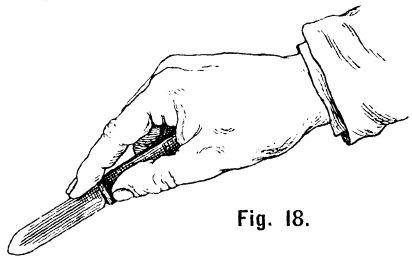


Fig. 18.

Handhaltung beim Papierschneiden.

linke Hand auf das Lineal ausüben, während die rechte anfänglich unter schwachem Drucke, der sich erst allmählich bei den nachfolgenden Schnitten steigert, das Zertrennen des Pappestückes vornimmt. Bei Papier nimmt man das Messerheft in die rechte Hohlhand und legt den Zeigefinger ähnlich wie bei dem Halten der Schreibfeder auf den Messerrücken (Fig. 18). Das Lineal wird, wie bei der Pappe, genau an die vorher aufgetragene Punktur gelegt, mit der linken Hand fest niedergedrückt und hierauf der Linealkante entlang der Schnitt unter leichtem Drucke auf das Messer ausgeführt. Die Haltung geschieht in möglichst schiefer Richtung und ohne das Messer nach rechts oder links zu neigen.

Bei achtsamem Vorgehen und Einhaltung der gegebenen Regeln kann eine Verletzung der Finger leicht hintangehalten werden.

Schneidet man Pappe, so ist zu beachten, daß nur bei jenem Teile, welcher sich unter dem Lineale befindet, der Schnitt, vorausgesetzt, daß die Messerführung richtig ist, senkrecht, jener des anderen Trennstückes aber vermöge des eindringenden Messers schiefkantig wird. Dieser Umstand ist um so auffälliger, je stärker das Pappestück ist und hat man demselben bezüglich der Verwendung der Trennteile Rechnung zu tragen.

(Forsetzung folgt.)

Jägerlatein.

„Na ja," sagte Inspektor Wimmelmann, „was der Herr Oberförster da eben erzählt hat, das ist ja am Ende auch ganz merkwürdig und zeigt, daß die Tiere manchmal mehr Verstand haben als die Menschen. Das ist aber noch gar nichts gegen die Geschichte, die ich mal erlebt habe. Ich sage Ihnen, meine Herren, manche Tiere können sogar Witze machen . . ."

„Also, ich war damals Verwalter auf dem herrschaftlichen Gute Hümpelhagen im Mecklenburgischen. Sie wissen ja, meine Herren, daß ich immer eine besondere Vorliebe für die Hühnerzucht gehabt habe, und auf Hümpelhagen konnte ich mir darin nun so recht nach Gefallen leben. Eines Tages hör' ich mit Schrecken, daß in Nachbar Wollmeyers Hühnerstall der Fuchs gewesen ist. Es war also so ziemlich sicher, daß der infame Räuber in nächster Zeit auch mir einen Besuch abstatten würde. Der Gedanke quälte mich nun sehr, denn ich wußte, daß alle Wachsamkeit gegen Meister Reineckes List nichts ausrichten kann. Da kam mir eine famose Idee. Mein Gutsherr nämlich war früher Kapitän gewesen und hatte von seinen vielen Seereisen eine Menge ausgestopfter Vögel mitgebracht. Was thue ich? Ich nehme davon die ordinärsten, die am meisten Aehnlichkeit mit unseren Hühnern haben, und bringe diese ausgestopften Dinger in der Dämmerung in meinen Hühnerstall, nachdem ich ganz in der Stille mein liebes Gefiedervolk recht weit davon anderweitig untergebracht hatte. Ich wollte doch mal sehen, ob man den Herrn Reinecke nicht auch einmal ordentlich foppen könnte. —

„So hatte ich's drei Abende nach einander gemacht, aber jeden folgenden Morgen die ausgestopften Tiere genau so auf dem Fleck gefunden, wie ich sie hingesetzt. Als ich aber am vierten Morgen ganz in der Frühe nach dem Hühnerstall will, da kommt mir schon das Gänsemädchen, das neben dem Stall schläft, entgegen und sagt, der Fuchs wär' diese Nacht drin gewesen. Das Mädel erzählt mir ganz aufgeregt, zuerst wär' ein großer Fuchs durch die Stallthür gekrochen — die ich, nebenbei gesagt, absichtlich ein klein wenig hatte offen stehen lassen —, dann wär' der Fuchs aber bald wieder herausgekommen, und sie hätte deutlich im Mondschein gesehen, wie er im Gehölz verschwunden sei. Darauf ist sie eingeschlafen und mehrere Stunden später durch ein Geräusch wieder aufgewacht. Da hat das Mädchen gesehen, daß zwei Füchse, von denen der eine noch einen dritten hinter sich hergeschleppt hat, sich durch die Hühnerstallthür gezwängt haben. Ich hab' das dumme Dings angeschrieen, warum sie die Stallthür nicht leise zugemacht habe, dann wären die Schwerenöter gefangen gewesen. ‚Ich hab' mir gefürchtet!" gab mir die Pute zur Antwort.

„Na, das war nun ja einerlei. Ich geh' nun also erst mal in die Schlafkammer des Mädchens, von wo man durch ein kleines Fenster in den Hühnerstall sehen kann. Das erste, was ich sehe, ist eine in tausend Fetzen und Federn zerrissene ausgestopfte alte Seemöve. Ich mußte laut auflachen über den Spaß, daß ich den schlauen Reinecke mal ordentlich 'rein gelegt hatte. Im nächsten Augenblick aber meine ich doch, ich soll umfallen vor Verwunderung. Da steht wahrhaftig ganz still, beinahe mitten im Hühnerstall, der Fuchs und stiert nach den ausgestopften Viechern. Ich, wie der Blitz weg vom Fenster, 'runter von der Kammer, die Thür zum Hühnerstall von draußen rasch zugeschlagen und dann den Großknecht geweckt. Wir nehmen jeder einen tüchtigen Knüppel und eilen nach dem Kriegsschauplatz. Der Großknecht reißt die Thür schnell auf und stürzt in den Hühnerstall. Ich hinterher. Ehe ich bis drei zählen kann, hat Reinecke schon einen Schlag von des Großknechts Knüppel auf den Kopf, daß er in die Ecke fliegt. Jetzt prügeln wir beide auf den Banditen los, und was passiert? — Reinecke platzt auseinander, und aus dem Fell fliegt uns Erde, Moos und Krautzeug um die Ohren. Der Fuchs war ausgestopft! Seine Kollegen hatten sich für die ausgestopfte Seemöve revanchiert. Na ja, meine Herren, wenn nun der Herr Oberförster mit seiner Geschichte bewiesen hat, daß die Tiere Verstand haben, so müssen sie mir doch jetzt zugeben, daß sie auch Witze machen können."

Das Alter der Vögel.

Ueber das Alter der Vögel macht die „Deutsche Tierschutz-Zeitung" folgende zusammenstellende Mitteilungen: Der das höchste Alter erreichende Vogel ist der Schwan. Es wird behauptet, daß er bis zu 500 Jahren leben könne. Knauer erzählt in seinem „Naturhistoriker", daß er mehrere Falken gesehen habe, von denen einer 162 Jahre alt war. Auch die Geier und die Adler leben sehr lange. Im Jahre 1819 starb ein Seeadler, welcher im Jahre 1715, also 104 Jahre zuvor gefangen worden war und selbstverständlich damals schon ein Alter von verschiedenen Jahren hatte. Ein weißköpfiger Geier, welcher im Jahre 1706 gefangen worden war, starb im Vogelhause des kaiserlichen Lustschlosses Schönbrunn bei Wien im Jahre 1824, hatte also allein in der Gefangenschaft 118 Jahre zugebracht. Schinz erzählt von einem anderen Geier, welcher auf einer Felsenspitze bei Grindelwald gesehen wurde, und von dem sich die ältesten Leute dieses Fleckens erinnerten, daß sie ihn seit ihrer frühesten Jugend immer an derselben Stelle gesehen hatten. Die Papageien können von da ab, wo sie gefangen und gezähmt worden sind, also von da ab, wo sie völlig ausgewachsen sind, noch über 100 Jahre leben. Die See- und Sumpfvögel haben eine Lebenslänge, welche die mehrerer menschlichen Generationen übertrifft. Die Gänse und der Kuckuck erreichen auch ein vorgeschrittenes Alter, die ersteren natürlich nur dann, wenn sie nicht gebraten oder auf künstlichem Wege leberkrank gemacht werden. Ein Kuckuck, welcher den Bewohnern des Ortes, bei welchem er lebte, durch seine ausnahmsweise heisere und rauhe Stimme wohlbekannt war, wurde 32 Jahre nacheinander gehört, wie er in dem nämlichen Gebüsch seinen eigentümlichen Ruf erschallen ließ. Auch die Raben leben, wie versichert wird, über 100 Jahre. Die Elstern leben, wenn sie in Gefangenschaft gehalten werden, 20 bis 25 Jahre, in der Freiheit aber viel länger. Der Haushahn kann ein Alter von 15 bis 20 Jahren, der Fasan von 15 Jahren, der Kalikuthahn von 16 Jahren erreichen; die Tauben leben bis zu 10 Jahren, die kleinen Singvögel 8 bis 18 Jahre; eine Nachtigall lebt in der Gefangenschaft höchstens 10, und eine Amsel höchstens 15 Jahre. Die bei uns gezüchteten Kanarienvögel leben 12 bis 15 Jahre, die auf den Kanarischen Inseln im Freien lebenden erreichen ein höheres Alter.

Die ersten Anfänge der Optik.

Schon im fünften Buche Mosis werden Metallspiegel erwähnt; noch älteren Datums sind wohl diejenigen, welche vielfach in den ägyptischen Mumiengräbern aufgefunden sind. Es gab ferner Spiegel aus Stein und Glas, jedoch die auf der Rückseite mit Zinn-Amalgam belegten, die wir gebrauchen, sind erst viel später erfunden worden. Außer den Planspiegeln kannten die Alten auch gewölbte, konvexe und konkave. Der Göttin Vesta zu Ehren wurde in Rom ein ewiges Feuer unterhalten; wenn es doch durch einen Zufall erloschen war, durfte es nur mit dem reinsten Feuer, dem der Sonne, entzündet werden, und zwar durch ein kahnförmiges Trinkgefäß, d. h. durch einen mangelhaften Hohlspiegel. Daß übrigens Archimedes die Flotte der Römer vor Syrakus durch Brennspiegel zerstört haben soll, ist nicht wahr, wie schon aus dem Vergleiche der entsprechenden Geschichtswerke mit voller Deutlichkeit hervorgeht.

Wenn auf einem ebenen Spiegel ein Lichtstrahl schräg auffällt, so wird er in demselben Winkel, in dem er auftrifft, nach der anderen Seite wieder abgeworfen. Dieser Satz ist zuerst von Euklid ausgesprochen. Ebenso wußten die Alten ohne Zweifel, daß ein in das Wasser schräg eingestecktes Ruder wie gebrochen aussieht. Ja, Ptolemäus bemühte sich sogar, aus der Richtung eines auf Wasser schräg auffallenden Lichtstrahls den Weg des gebrochenen Strahls vorauszubestimmen. Wenn er auch sein Ziel nicht erreicht hat, so sind doch für uns diese Bemühungen von Interesse, weil sie als die ersten echten naturwissenschaftlichen Experimente anzusehen sind. Die Vergrößerungskraft einer mit Wasser gefüllten Flasche war dem Seneca bekannt, der auch wußte, daß ein eckiges Stück Glas alle Farben des Regenbogens erzeugt. Plinius der Aeltere sagt, daß eine in den Sonnenschein gehaltene Glaskugel dahinter befindliche Gegenstände entzünden könne, und Luctantius erzählt, daß eine mit Wasser gefüllte Kugel zündet, auch wenn das Wasser selbst ganz kalt ist. Wir treffen also bereits in jener Zeit einige Bekanntschaft mit Licht- und Wärmestrahlung.

Die griechischen Gelehrten hatten eine merkwürdige Vorstellung von dem Vorgange beim Sehen. Sie glaubten nämlich, das Sehen geschehe mittels besonderer Augenstrahlen, die wie feine Fühlfäden vom Auge ausgeschickt würden, und daß man so den gesehenen Gegenstand gleichsam betaste. Erst um das Jahr 1100 n. Chr. bewies der arabische Physiker Alhazen das Irrige dieser Anschauung. Er kannte die einzelnen Teile des Auges und zeigte, daß von einem leuchtenden Punkte aus ein Lichtkegel auf das Auge geworfen werde. Fälschlich nahm er freilich die Kryställlinse als den wichtigsten Teil des Sehorgans an, als welchen wir bekanntlich die Netzhaut mit dem Sehnerven betrachten müssen.

Das
Verkleinern und Vergrößern
von Zeichnungen.

Um eine Zeichnung aus freier Hand in eine andere Größe übertragen zu können, ohne daß sie an Genauigkeit einbüßt, dazu gehört schon ein gut Teil Verständnis und gründliche Uebung; daher bedient man sich zu diesem Zweck häufig eines Apparates, der unter dem Namen Storchschnabel oder Pantograph bekannt ist und vielfach von Musterzeichnern, Lithographen, Kupferstechern und anderen Künstlern angewendet wird. Es existieren nun verschiedene billige und kostbare Arten dieses Apparates, und findet ihr hier nebenstehend einen der erstgenannten, der für euere Zwecke genügt, und den ihr wohl in jeder besseren Handlung mit Zeichenmaterialien zu kaufen bekommt, abgebildet. Er besteht, wie ihr seht, aus vier mit kleinen Löchern (an denen sich Ziffern befinden) versehenen Holzleisten, die vermittelst beweglicher Schrauben zusammengehalten sind, welche es ermöglichen, daß der Apparat sich nach jeder Richtung hin verschieben läßt. An der mit a bezeichneten Stelle werdet ihr ein kleines, gleichfalls bewegliches Holzstück erkennen, dessen Schrauben dazu dienen, den Storchschnabel am Tisch oder Reißbrett zu befestigen. Bei b ist ein fein zugespitzter Holzstift, bei c ein Bleistift zum Zeichnen eingefügt. So wie der Pantograph jetzt gestellt ist, wo sich die Verbindungspunkte genau in der Mitte der Leisten befinden, wird er die Zeichnung um die Hälfte vergrößern, entfernt ihr die Schrauben und bringt sie weiter nach oben (achtet dabei genau auf die gleichlautenden Ziffern), so wird die Größe der entstehenden Zeichnung zunehmen, rückt ihr sie weiter herunter, so wird sie abnehmen. Nun befestigt man links auf dem Holzbrett die zu vergrößernde Zeichnung, rechts ein weißes Blatt Papier. Die linke Hand auf den Holzstift, die rechte auf den Bleistift legend, verfolgt man jetzt mit jenem alle Linien der Zeichnung, und der Bleistift wird dann genau dieselbe Bewegung stets in größerer Länge mitmachen, also auch dieselbe Zeichnung in vermehrter Größe entwerfen.

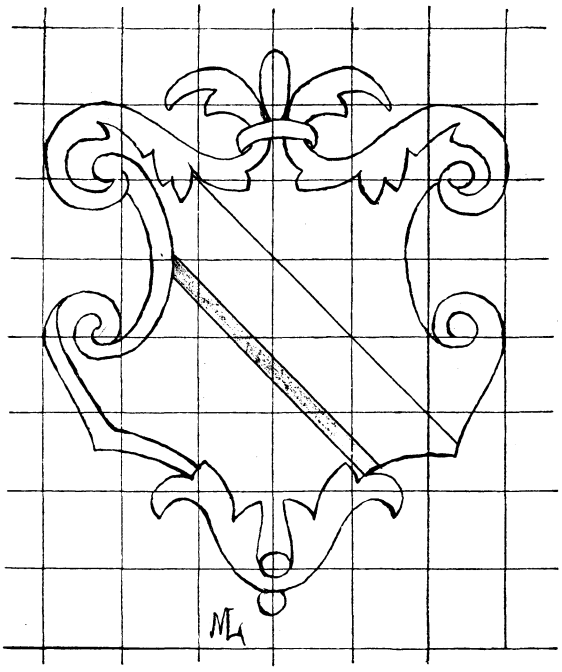


Fig. 2.

Will man eine Zeichnung verkleinern, so hat man nichts weiter zu thun, als die beiden Stifte miteinander zu vertauschen, also den Bleistift bei b, den Holzstift bei c einzufügen, die Vorlage rechts, das weiße Blatt links zu befestigen und im übrigen den über das Maß der Zeichnung gemachten Angaben zu folgen.

Eine andere Art, Zeichnungen zu vergrößern oder verkleinern, die aber schon immerhin etwas Geschick im Zeichnen voraussetzt, wird durch die beiden hier gegebenen in einem Netzwerk liegenden Wappenschilder erläutert. Besitzt ihr z. B. nur die kleine Zeichnung des Wappens (Fig. 1) und wollt sie in doppelter Größe, wie hier ebenfalls dargestellt, haben, so steckt ihr ein Stück Pauspapier darüber fest und zeichnet auf diesem das Netz, dessen wagerechte und senkrechte Linien sich in regelmäßigem Abstande voneinander befinden müssen. In doppelt so großer Entfernung stehen die Linien des anderen Netzes (Fig. 2), das ihr auf ein weißes Blatt zu zeichnen habt, und fügt ihr nun aus freier Hand in dieselbe Anzahl der Felder die Zeichnung hinein, was durchaus nicht schwierig ist, wenn ihr genau

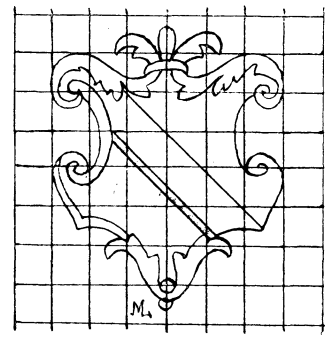
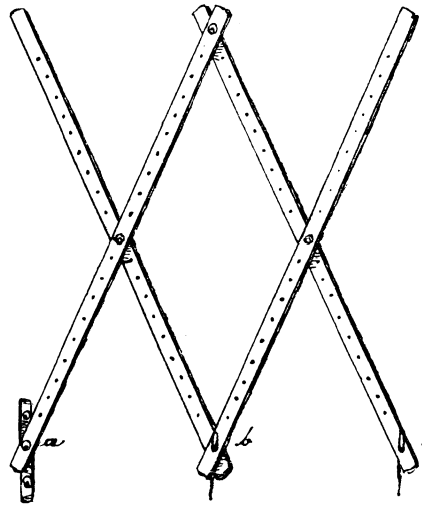


Fig. 1.

darauf achtet, an welcher Stelle die Umrisse in jedes Feld des Netzes treten und welche Bewegung sie machen, ehe sie zum nächsten Felde übergehen.



Der Storchschnabel.

Rätsel.

Ihr kennt mich als Fluß; meine Ufer verschönt
Laubprangender Bergwald, von Burgen gekrönt;
Doch wenn man den Kopf und den Fuß mir nimmt,
So bin ich ein Fisch, der im Flusse schwimmt.

Mit und ohne.

Mit o eine Stadt in Frankreich, ohne o eine Stadt in der Schweiz. — Mit n ein Herzog, ohne n ein römischer Volkstribun. — Mit k ein Sturm, ohne k eine französische Kolonie. — Mit s ein berühmter Maler, ohne s ein alttestamentlicher männlicher Name. — Mit e ein weiblicher Vorname, ohne e eine Landschaft des alten Griechenlands. — Mit t ein König, ohne t ein Fluß in England. — Mit c ein Spiel, ohne c ein Fürst. — Mit n ein Fluß, ohne n ein Freudenbringer.

Aufgabe.

4	4	4	4	4	4
4	9	9	9	9	4
4	9	8	8	9	4
4	9	8	8	9	4
4	9	9	9	9	4
4	4	4	4	4	4

Von den 36 Zahlen des Quadrats sollen 18 gestrichen werden, und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 18 Zahlen 100 beträgt. Jede der Zahlen 4, 9, 8 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrig bleiben.

Wie oft muß man die Zahl 4, wie oft die Zahl 8, wie oft die Zahl 9 streichen?

Auflösungen zu Nr. 8:

Aufgabe. Anton hatte 14 Rosen und 28 Knospen gezählt.

Palindrom. Zeus. Suez.

Etwas vom Schwerpunkt.

Die auf dem Schwerpunkt beruhenden Experimente sind unzählig und sehr verschiedenartig und dienen ebensogut zur angenehmen Unterhaltung wie Belehrung. Wir wollen nachfolgend zwei einfache Experimente dieses Genres dem jungen Leser zum besten geben.

Die Figur 1 erklärt sich schon durch sich selbst. Sie zeigt das Mittel, ein ganzes Dominospiel in eleganter Form auf einen Stein zu stellen. Zur Erleichterung der Konstruktion kann man anfangs drei Steine nehmen, auf denen man, wie unsere Zeichnung zeigt, den Aufbau ausführt. Alsdann zieht man vorsichtig die beiden zur Stütze dienenden Steine hinweg und legt sie auf das zerbrechliche Gebäude.

Zu Figur 2. Man stelle zuerst zwei Dominosteine aufrecht, die beiden weißen Seiten gegenüberstehend, und lege ein anderes darüber. Auf letzteres lege man ein viertes, die Augen nach oben, auf welchen zwei andere vertikal errichtet werden, um quer darüber einen letzten Stein zu legen.

Das Experiment besteht nun darin, den inneren horizontalliegenden Dominostein rasch auszustoßen, ohne das Gerüst oder das Gleichgewicht zu zerstören. Zu diesem Zwecke lege man zuerst einen Stein auf den Rand AB in einer bequemen Entfernung, so daß der Finger darauf ruht, der sich stark an das untere stützt. Alsdann gibt man, den Finger herunterdrückend, mit einer raschen Bewegung nach rückwärts dem Steine die Richtung von D nach C. Wird diese Operation gut ausgeführt, so wird der horizontal liegende Stein dadurch nach F getrieben, während die oberen Steine auf die beiden unteren zurückfallen und wiederum dieselbe Figur bilden.

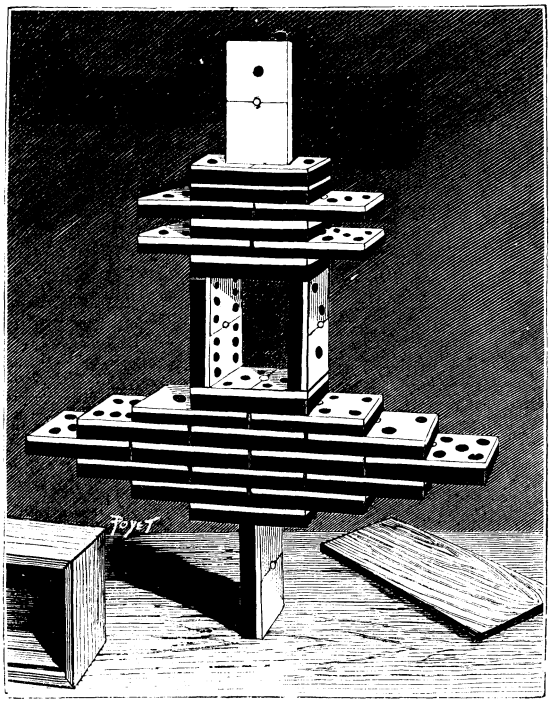


Fig. 1.

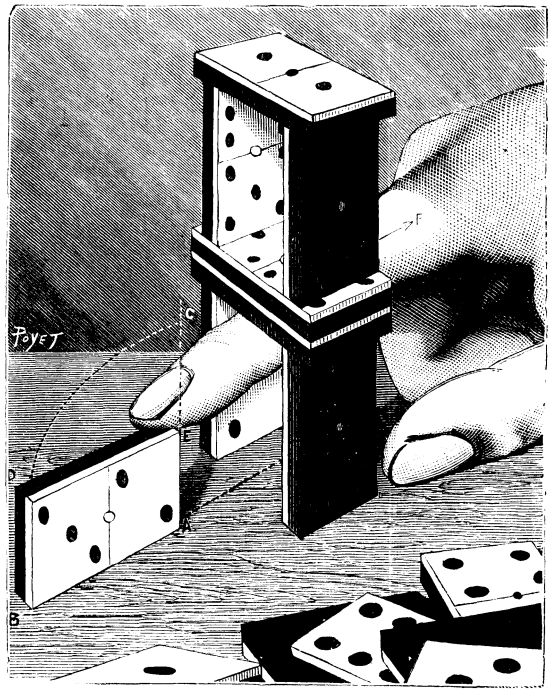


Fig. 2.

Etwas vom Schwerpunkt.

Fragen und Antworten.

Paul M. in **B.** Du scheinst ein praktischer Kopf zu sein, junger Freund, und bist daher freundlichst eingeladen, uns mit deinen Vorschlägen an die Hand zu gehen. Die gewünschte Metermaßeinteilung haben wir, wie du bemerkt haben wirst, unter dem Titel angebracht und werden diese Neuerung, die für viele unserer Leser von praktischem Werte sein dürfte, von jetzt an beibehalten.

Max Wächter in **B.** In nächster Zeit bringen wir einen ausführlichen Artikel über das Sammeln von Münzen; drum gebe ich dir heute nur ganz kurze Andeutungen über das Ordnen und Reinigen derselben. Du wirst dir bereits einen flachen Kasten mit verschiedenen großen und kleinen Fächern gemacht oder gekauft haben; am besten ist es, die Fächer mit dunklem Tuch auszukleben, damit sich die Münzen besser abheben; in jedes derselben ist ein Zettelchen mit Angabe des Landes und des Jahres zu kleben. Die zwei Hauptgruppen sind: kurrente Münzen, die man nach Ländern gruppiert, und Denkmünzen. Zum Reinigen der silbernen Münzen benutzt man Salmiakspiritus, in den man die Münze mehrere Minuten legt; Kupfermünzen putzt man mit warmem Wasser und einer Bürste.

Die eingesandte Auflösung ist richtig.

Hans Zasche in **Wien.** Besten Dank für das hübsche Rätsel, das wir deinen Kameraden zum Raten aufgeben wollen. — Die Heftausgabe des **G. K.** erscheint alle 3 Wochen; am Schluß des Jahrganges gibt's zu billigem Preis eine hübsche Einbanddecke.

M. F. in **P.** Eine üble, sehr üble Angewohnheit ist es allerdings, bei jeder Gelegenheit Fremdwörter zu gebrauchen, und jeder sollte sich ernstlich vornehmen, nicht nur in der Gesinnung, sondern auch im Ausdruck ein rechter Deutscher zu sein, ein Zeichen von Unbildung ist jedoch nur der unmäßige und falsche Gebrauch von Fremdwörtern.

Rich. Nettvall in **Rákos Palota.** Gern haben wir deinen Wunsch erfüllt und wünschen dir guten Erfolg.

A. H. in **K.** Anleitung zum Sammeln von Schmetterlingen wie zum Anfertigen von Sammelkästchen bringen wir, so wie die leichten Bewohner der Lüfte ihr buntes Gewand angethan haben werden und die Frühlingsblumen umgaukeln.

Ein Gymnasiast. Das Zeugnis der Reife für die Obersekunda eines Gymnasiums berechtigt: 1) Zum einjährig-freiwilligen Dienst, 2) zur Laufbahn als Zahlmeister, 3) zum Eintritt als Kadett in die Marine, 4) zum Eintritt als Justiz-Anwärter und 5) zum Eintritt bei der Reichsbank.

„Eintracht macht stark". Der Präses (nicht Präsis!!) einer Gesellschaft hat unter allen Umständen in den Klubangelegenheiten die erste Stimme; der Begründer ist ein Mitglied der Gesellschaft wie jedes andere und hat keine besonderen Vorrechte, jedenfalls aber Rücksichtnahme zu beanspruchen. Wollen Sie uns nicht näher in den Streitfall einweihen?

Bruno M. in **D.** Der berühmte Afrikareisende Henry Stanley (eigentlich John Rowlands) ist im Jahre 1840 in der Nähe von Denbigh in Wales geboren.

Karl B. in **Frankfurt.** Das ist recht von dir, daß du all die Anleitungen zu praktischen Dingen wie zu hübschen Spielen, die bis jetzt der **G. K.** gebracht, benützt hast. So etwas freut und belohnt den Guten Kameraden für seine Mühe. Du möchtest nun wissen, wie du die gewonnenen Schattenbilder verkleinern kannst? Gerade als ob wir deinen Wunsch erraten hätten, bringen wir schon in dieser Nummer einen eingehenden Artikel darüber. Und deine andere Frage, woraus man am besten Lampenteller verfertigt, ist auch schon halb und halb durch unsern Artikel in Nr. 1 „Lederritzarbeit" beantwortet. Ein Muster wirst du dir leicht beschaffen können. Deinen herzlichen Gruß erwidern wir freundlichst.

A. L. in **H.** Glasbilder für Zauberlaternen werden am besten mittels Anwendung von Lackfarbe hergestellt, wie Wiener Lack zu Rot, Miloriblau — Gummigutta zu Gelb, Asphalt oder terra de Siena zu Braun, Kienruß zu Schwarz; Rot und Blau gemischt gibt Violett, Blau und Gelb gibt Grün.

Die Farben werden auf einer Glasplatte abgerieben, mit Terpentinöl verdünnt und mit Kopallack vermengt. Die Farben müssen nun gleichmäßig dünn auf den vorher mittels Benzin oder Wasserglas gereinigten Glasstreifen aufgetragen werden. Die Grenzen, d. h. Linien werden mit schwarzer Deckfarbe ausgezogen, die Verwendung weißer Farbe bleibt gänzlich ausgeschlossen und dient statt dessen das blanke Glas. Nach Beendung und Trocknen der Malerei kann ein schwacher Ueberzug mit Krystallack stattfinden, er ist aber nicht unumgänglich notwendig. Mit Wasserfarben, oder wie auch schon von mehreren Seiten empfohlen wurde, mit Honigfarben sind wohl kaum gute Resultate zu erzielen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im Einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der
Gute Kamerad

№ 10. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Zum 90. Geburtstage unseres Heldenkaisers.

Unser Kaiser! Wißt ihr, Kameraden, was das heißt: „Unser Kaiser, Deutschlands Kaiser?!“

Gewiß, ihr wißt es! Ihr tragt ja deutsche Herzen in der Brust und wollt deutsche Männer werden — da fühlt sich's ganz von selbst, daß unser Kaiser der Schutz- und Schirmherr unseres Deutschen Reiches ist, ihr wißt auch, daß unser Kaiser, mächtig, gut und gerecht, mit seiner starken Hand und seinem scharfen Schwert der weise Friedenshort von ganz Europa ist. Ihr kennt ihn auch alle: Wo läge das deutsche Haus, in dem nicht ein Bildnis des greisen Herrschers von der Verehrung und der Liebe erzählt, mit der sein Volk zu ihm emporblickt? Auch habt ihr alle von seinem Ruhm und seinen unsterblichen Thaten gehört: euere Eltern und euere Lehrer haben euch von den großen Schlachten erzählt, in denen er sein tapferes Heer zum Sieg führte; sie haben euch berichtet von seiner Weisheit, seiner Milde, seiner Güte gegen hoch und gering! Gelt, Kameraden, ihr meint, ihr wißt, was uns unser Kaiser Wilhelm ist?!

Prinz Wilhelm und seine Brüder beim Exerzieren.

Und doch: ganz wißt ihr es doch nicht! Ihr glücklichen Kameraden, ihr habt ja die Zeit nicht mit erlebt, da es noch keinen deutschen Kaiser gab, ihr seid geboren im Vollbesitz des beglückenden Gefühles eines ganzen, großen, geeinten Vaterlandes. Was wißt ihr davon, wie's unser einem in jungen Jahren ums Herz war, wenn man im fremden Lande gefragt wurde: „Wes Landes bist du?“ und man antwortete: „Ich bin ein Deutscher!“ und dann Hinz und Kunz und Peter und Paul die Achseln zuckte: „Ein Deutscher? Wie meinen Sie das, mein Verehrtester? Kommen Sie aus Preußen, aus Sachsen, aus Hessen oder aus Reuß-Greiz-Lobenstein?“ Was wißt ihr davon, daß ehedem der deutsche Schiffer unter fremder Flagge segelte, wenn er des sicheren Schutzes und Schirmes gewiß sein wollte, den die deutschen Farben ihm nicht geben konnten? Was wißt ihr davon, wie man in ganz Europa, nein in der ganzen Welt des deutschen Michels spottete und seiner starken Fäuste, die doch nur dazu angethan schienen, für Fremde die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Euch ist das alles und tausendmal mehr erspart worden, was uns und unseren Vätern am Herzen fraß wie ein Krebs, und daß es euch erspart blieb, das dankt ihr unserem Kaiser Wilhelm, der den Traum der Ahnen erfüllte und das alte Deutsche Reich in nie geahnter Herrlichkeit wieder aufrichtete.

Ihr genießt jetzt alle noch der frohen, glücklichen Jugendzeit — soll ich euch von den ernsten schweren Tagen erzählen, in welche unseres Kaisers Jugend fiel?

Das Preußen Friedrichs des Großen stand anscheinend noch auf der Höhe seiner Macht, noch immer galt das Heer, das der große König von Sieg zu Sieg geführt, mit dem er halb Europa widerstanden hatte, als das erste Europas — da brach das stolze hohenzollerische Königreich vor dem Ansturme des korsischen Gewalthabers, vor Napoleons vom Zaun gerissenen Angriff zusammen. Das Kriegsglück, das so fest an die schwarz-weißen Fahnen gefesselt schien, schlug in den Unglücksschlachten von Jena und Auerstädt zu Preußens Ungunsten aus, die neue überlegene Feldherrnkunst des französischen Kaisers vernichtete trotz aller Tapferkeit das preußische Heer — vor der rücksichtslosen Verfolgung des brutalen Kriegsmannes mußte die königliche Familie nach dem fernen Osten des Vaterlandes flüchten. In diese schwere, traurige Zeit fällt die Jugend unseres Kaisers; nach den Ereignissen im Oktober 1806 war es, als seine edle Mutter, die Königin Luise, an ihre Kinder die denkwürdigen Worte richtete: „Ruft künftig, wenn ich nicht mehr lebe, diese unglücklichen Stunden in euer Gedächtnis zurück, weinet meinem Andenken Thränen, wie ich sie jetzt dem Untergange der Armee, dem Unglück des Vaterlandes weine. Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein; handelt, entwickelt euere Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder!“ In jener Zeit war es auch, in der unser Kaiser als kaum zehnjähriger Prinz zuerst in die Reihen der Armee trat; am Neujahrstage des Jahres 1807 ernannte ihn sein königlicher Vater zum Fähnrich, am 22. März desselben Jahres zum Sekondelieutenant. Freilich hatte Prinz Wilhelm schon vorher wacker exerzieren müssen, denn Würden bringen Bürden: Ein Unteroffizier Bennstein vom Bataillon Garde war der Exerziermeister des kleinen Prinzen und der wohlerfahrene Rekrutenerzieher durfte keinen Spaß verstehen, denn König Friedrich Wilhelm III. war stets in der Nähe und beobachtete die Exercitien seiner Söhne so streng, wie nur irgend ein schneidiger Compagniechef heute die Uebungen seines letztjährigen Ersatzes.

Auf die Zeit des Niederganges folgte der stolze Aufschwung des preußischen Aars, auf Jena folgten die Freiheitskriege. Königin Luise sah die heilvollen Tage nur noch prophetischen Geistes, ihr irdisches Auge, das so mild und gütig geleuchtet, schloß sich schon am 19. Juli 1810 für immer. Aber ihre Söhne waren bereits herangewachsen und zogen mit dem Vater ins Feld gegen die fränkische Tyrannei: Im Jahre 1814 holte sich Prinz Wilhelm bereits das eiserne Kreuz — wer hätte damals ahnen können, daß er noch einmal das Kreuz von Eisen zum Kampf gegen denselben Feind wieder auferstehen lassen würde!

Nach dem Kriege galt es, in ruhiger stetiger Arbeit die innere Wiederaufrichtung Preußens zu verwirklichen, die Wunden, welche die Franzosenherrschaft dem Lande und dem Volke geschlagen hatte, zu heilen,

die Armee neu zu fügen und zu kräftigen. Es war eine Zeit eifriger Arbeit; auch Prinz Wilhelm nahm in seinem Wirkungskreise daran teil; schon 1817 finden wir ihn erst als Bataillons-, dann als Regimentskommandeur des ersten Garderegiments, 1818 bereits bekleidet er den Rang eines Generalmajor. In solchen Perioden ist nur ausnahmsweise Gelegenheit zu glänzendem Hofleben, und Friedrich Wilhelm III. neigte am wenigsten zu rauschenden Festlichkeiten. Nur eine reizvolle Episode ist uns aufbewahrt, in welcher Prinz Wilhelm in einer größeren Festaufführung eine Rolle spielte: in einem Ritterspiel nämlich, das in Potsdam zu Ehren seiner hohen Schwester, der Zarin Charlotte, aufgeführt und nach der Lieblingsblume der russischen Kaiserin „das Spiel der weißen Rose" genannt wurde. Es wird euch interessieren, liebe Kameraden, aus unserer Zeichnung, die nach einem alten Original angefertigt ist, zu sehen, wie Kaiser Wilhelm damals aussah. Es muß ein prächtiger Anblick gewesen sein, diese hohe kraftvolle Jünglingsgestalt im silberdurchwirkten Waffenkleide, auf dem Haupt den mit Adlerflügeln gekrönten Helm! „Gott mit uns!" hatte der Prinz sich an jenem Tage zur Devise gewählt — „Gott mit uns!" ist sein Wahlspruch geblieben alle Zeit.

Wir wollen hier nicht die militärische Laufbahn des Prinzen weiter verfolgen, sondern uns gleich dem Beginn seiner Regierungsthätigkeit zuwenden: Ihr wißt ja wohl schon aus dem Geschichtsunterricht, daß der ältere Bruder, König Friedrich Wilhelm IV., im Jahre 1857 schwer erkrankte und die Regierung dem Prinzen von Preußen übertrug. Während dieser Regentschaft nun führte Prinz Wilhelm, von seinem genialen Kriegsminister von Roon unterstützt, die längst von ihm als notwendig erkannte Reorganisation des preußischen Heeres durch und schuf damit, jene verdoppelnd und ihr zugleich in dem Zündnadelgewehr eine Waffe ersten Ranges gebend, das Werkzeug zu den kommenden Großthaten. Denn ohne das preußische Heer, Kameraden, das wollen wir nie vergessen, würde Deutschland heute noch ebenso erbärmlich auf Krücken gehen, wie vor einem Vierteljahrhundert, und dies preußische Heer ist König Wilhelms ureigenstes Werk!

Wißt ihr, Kameraden, wer damals in ganz Deutschland die beiden wohl am meisten gehaßten Männer waren? Der preußische Ministerpräsident, Herr von Bismarck-Schönhausen, und der preußische Kriegsminister von Roon waren es — zufällig, rein zufällig gerade die beiden selbigen Männer, die nebst dem König Wilhelm und Feldmarschall Moltke zehn Jahr später die gefeiertsten sein sollten. König Wilhelm, am 18. Oktober 1861 gekrönt, wußte wohl, wie man über seine getreuen Paladine dachte, aber er wußte auch, was die anderen nicht wußten: er wußte, was

Prinz Wilhelm als Ritter der „weißen Rose".

er an ihnen hatte! Und daß er aller Anfechtungen ungeachtet an ihnen festhielt und ihnen vertraute, das ist der höchste Beweis des wunderbar scharfen Blickes, der wahren Herrschergabe, die unseren Kaiser allezeit ausgezeichnet hat. Nur ein treuer Herr findet treue Diener!

Die Ereignisse drängten schnell aufeinander, aber sie trafen Preußen, dank dem König und dank seinen Paladinen, gerüstet: Das Jahr 1864 bewies in dem Kampf gegen Dänemark die innere Tüchtigkeit des Heeres, das Jahr 1866 bestätigte sie in ernsten Schlachten. Der Entschluß zum Bruderkriege, zum Kriege Deutscher gegen Deutsche ist König Wilhelm — er selbst hat es oft bestätigt — unendlich schwer gefallen, aber es galt der Notwendigkeit zu gehorchen, galt Deutschlands künftiges Wohl durch die Sicherung von Preußens Machtstellung zu retten. Der Erfolg hat bewiesen, wie richtig der Schluß war: Ohne 1866 hätte es kein 1870 gegeben, ohne 1870 gäbe es heute kein einiges deutsches Reich.

1870! Wenn einst Jahrhunderte verrauscht sein werden, Kameraden, wird man erst voll ermessen, was 1870 war — eine Zeit der Helden, die gewiß dereinst ihren Homer finden wird. Dann wird, wo wir heute nur trockene Geschichten erzählen, die Poesie blütenreiche Kränze um das Silberhaupt des großen Deutschen Kaisers winden, in Liedern und Gesängen wird man ihn als den wiederauferstandenen Barbarossa feiern, der das lang entzweite, vielgespaltene Deutschland unter seinem Fittig im blutigen Streit geeint, zum Kampf, zum Sieg — zur Macht und Herrlichkeit geführt hat. Wie ein Märchen werden die Erzählungen klingen von dem Kaiser Silberbart, der im Kampf allen voran, im Rat der Weiseste, in der Entscheidung der Mäßigste war — glücklich wird man uns preisen, die unter ihm leben, ihn lieben und verehren konnten!

Und sind denn die Ereignisse von 1870/71 nicht wirklich so überwältigend, so wunderbar, daß die ganze Weltgeschichte kaum ihresgleichen aufzuweisen hat? Wo fielen je kriegerische Erfolge wie in jenen ewig denkwürdigen Jahren? Wann trat unser deutsches Volk je gleich geeint, gleich stark auf die blutige Walstätte? Jahrhunderte hindurch hatte Frankreich unser gespottet, Deutschland geknechtet und niedergedrückt.

Nun denkt an den stolzen Tag, an welchem sich König Wilhelm die Kaiserkrone von Deutschland aufs Haupt setzte — jenen 18. Januar 1871, an welchem das Deutsche Reich in ebendemselben Königsschloß von Versailles erstand, auf dem so oft wüster Spott auf das ohnmächtige Deutschland geklungen, aus dem so oft wilde Verwüstungsbefehle an die auf deutschem Boden stehenden französischen Feldherren ergangen waren.

Sechzehn Jahre sind seitdem ins Land gegangen, und wieder verdanken wir alle es der Weisheit und der Mäßigung unseres Kaisers, daß es Jahre des Friedens waren — das Schwert, Kameraden, erhielt er scharf und blinkend, um ganz Europa, um Deutschland vor allem die Segnungen des

Friedens zu erhalten. Gott gebe, daß dies ihm und seinen bewährten Ratgebern auch in Zukunft gelingen möge!

Auf ein Leben von neunzig Jahren sieht Kaiser Wilhelm am 22. März herab — ein Leben reich an Segen, reich an Streben, reich an Arbeit — reich gewiß aber auch an dem beglückenden Gefühl, beglückt zu haben! Gott war mit ihm, wie er mit Gott war!

Wißt ihr auch, ihr lieben jungen Kameraden, was das bedeutet, ein solches Leben von neunzig Jahren? Gelt, wir wissen es alle nicht — können nur staunend aufsehen zu ihm, der uns allen heute noch als ein Vorbild der strengsten Pflichttreue, der unvergleichlichsten Arbeitskraft erscheinen muß! Habt ihr schon von dem Eckfenster im Schloß unseres Kaisers gehört, von jenem Fenster seines Arbeitszimmers, das man ganz richtig ein „historisches" genannt hat? Laßt euch von eueren Berliner Kameraden erzählen, wie dort, wenn ihr längst süß schlaft und träumt, bis tief in die Nacht hinein ein einsames Licht leuchtet; wie die Posten vor dem Portal dann leiser den Fuß aufsetzen, und Vorübergehende flüstern: Unser Kaiser arbeitet!

Aber wollt ihr auch wissen, was für unseren Kaiser das beglückendste Gefühl ist: Es ist die Gewißheit der Liebe seines ganzen Volkes! Niemals — man kann es dreist behaupten — niemals, solange Fürsten auf Königsthronen sitzen, ist ein Monarch gleich geehrt, gleich geliebt worden! Vor ihm schwindet jeder Parteiunterschied — nicht nur den edeln, den gerechten Fürsten verehren wir ja in ihm, dem unvergleichlichen Manne bringen wir unsere Huldigung dar.

Ihr seid noch jung, Kameraden, das Leben liegt noch vor euch — es wird euch viele Ueberraschungen, trübe und sonnige bringen. Aber denkt an mein Wort: So alt ihr werden, so viele Erfahrungen ihr sammeln möget, die Erinnerung an euere Jugend und mit ihr die stolze Erinnerung, die Tage Kaiser Wilhelms noch mit gesehen zu haben, wird euch nie entschwinden! Stets werdet ihr euch glücklich preisen, zu seinen Zeiten gelebt, von seinem Wirken und seinen Thaten von Zeitgenossen erzählen gehört zu haben! Bewahrt ihr euch allezeit mit der Erinnerung auch das Gefühl treuer Dankbarkeit zu ihm im Herzen, der euch ein Vaterland gab!

Kindesliebe.

Als der Hausarzt sich anschickte, die ärmliche Krankenstube zu verlassen, bat ihn Frau Woltmann, ihr doch die volle Wahrheit über den Zustand des Patienten zu sagen. „Ich bin ja auf alles gefaßt," fügte sie mit thränenreicher Stimme hinzu.

„Fassen Sie Mut," antwortete der Doktor. „Wenn Herr Woltmann die heutige Nacht überlebt, dürfen wir das Beste hoffen. Es heißt aber gehörig auf dem Posten ausharren, denn das Fieber wird den Höhepunkt erreichen und der Patient sehr unruhig sein. Die Tropfen, die ich verschrieben, muß er unbedingt nehmen. Halten Sie sich noch diese eine Nacht tapfer, es wird hoffentlich noch alles gut."

„Dank, tausend Dank für diesen Hoffnungsstrahl; ich will alles, alles thun, wenn ich ihn . . . "

Sie konnte den Satz nicht vollenden, denn dumpfe Schmerzenslaute des Kranken riefen die Besorgte an sein Lager. Der Arzt ging, versprach jedoch in den ersten Morgenstunden wieder zu kommen.

Frau Woltmann blieb mit dem Todkranken allein. Doch nein, nicht ganz allein; ein schlimmer Gast hatte sich bereits seit Wochen bei ihr eingenistet. Wenn ihr von der anstrengenden Krankenpflege erschöpfter Körper die Ruhe suchte und der Schlaf, der mitleidigste aller Tröster, ihr die Augen schloß, dann schlich sich der ungebetene Gast leise, ganz leise an sie heran und verscheuchte Schlaf und Ruhe. Frau Sorge, die bleiche, hagere, ist die böseste Heimsuchung des Menschengeschlechts. Bei den armen Woltmanns hauste sie bereits seit Monden. Sie zog vor einem halben Jahre ein, zur Zeit, als das große Bankhaus Wilhelm Beckers Söhne fallierte und alle Angestellten desselben brotlos wurden, mit ihnen auch der erste Buchhalter Woltmann, der beste der Väter und Gatten. Er gab sich alle Mühe, einen neuen Posten zu bekommen — vergebens. Der Sparpfennig schrumpfte immer mehr zusammen. Die Familie mußte das liebe traute Heim verlassen, und eine enge Wohnung im Osten der Stadt beziehen. Ohne ihr einziges Söhnchen Oskar wären die Aermsten verzweifelt. Das frische muntere Wesen des zehnjährigen Knaben hielt sie noch aufrecht. Für ihn wollten und mußten sie den harten Kampf ums Dasein kämpfen. Frau Sorge läßt sich aber nicht so leicht aus dem Felde schlagen, wo sie einmal festen Fuß gefaßt hat. Die fortdauernden Aufregungen, die enttäuschten Hoffnungen warfen Herrn Woltmann aufs Krankenbett. Ein böses Fieber bemächtigte sich seiner. Drei lange, bange Wochen raste es bereits durch seine Adern. Heute war der entscheidende Tag. Das rosige Leben und der grausige Tod lagen in heftigem Kampf um dieses Menschenkind, das von wilden Phantasien gequält, sich unruhig auf seinem Schmerzenslager wälzte. Es ist schwer zu entscheiden, wer mehr litt, der Kranke oder das abgehärmte Weib an seiner Seite, das jede seiner Bewegungen ängstlich bewachte und ungeduldig nach der Thür blickte.

„Mein Gott, wo Oskar nur so lange mit den Tropfen bleibt?" murmelte sie.

„Hier bin ich, Mütterchen, aber ohne die Medizin. Der Apotheker sagte, wir wären ihm schon zu viel schuldig und gerade dieses Medikament sei so teuer . . . Ich bat ihn, meinen Vater nicht sterben zu lassen . . . Ich versprach, wenn ich erst älter geworden, alles zu bezahlen. Er lachte und schickte mich fort."

Bewegungslos lauschte Frau Woltmann dem Berichte des Kindes. Ihr Blick war starr geworden, ein Zittern durchlief ihren Körper, die Hände preßten sich krampfhaft auf das gequälte Herz.

„Mama, Herzensmama, blicke nicht so entsetzlich, ich fürchte mich. Vater wird und darf nicht sterben," rief Oskar weinend.

„Wasser, Wasser!" stöhnte der Kranke; dieses Stöhnen brachte die Verzweifelnde zur Besinnung. Mit einem Satze war sie an seiner Seite, netzte seine trockenen Lippen und erneuerte die Eisumschläge. Mit jeder Minute wurde der Patient unruhiger. Die Stunde, die über Leben oder Tod entscheiden mußte, rückte heran. Und ach! Die Tropfen, die ihm Linderung bringen sollten, waren nicht zu beschaffen! Alles, was die Familie an Wertsachen besessen, war während der letzten Wochen bereits verkauft worden. Die arme Frau grübelte und grübelte, bis Oskar, der zu ihren Füßen saß, plötzlich sagte:

„Mama, verkaufe doch Papas alte Taschenuhr, dann kann ich ja die Tropfen holen, und Väterchen wird wieder gesund."

„Das geht nicht, mein Kind, die Uhr ist ein altes Familienstück, von dem sich dein Vater um keinen Preis trennen möchte. Er würde es mir nie verzeihen, wenn ich sie verkaufte."

„Wenn er aber seine Gesundheit dadurch erlangen kann?" entgegnete der Junge schüchtern. „Vielleicht nimmt der Apotheker die Uhr als Pfand an."

„Mein süßes Kind, du hast recht, Wir müssen die Tropfen haben . . . So mag denn auch diese letzte Erinnerung an unsere Vergangenheit in fremde Hände wandern!"

Schluchzend trat sie ans Bett, neigte sich über den Kranken, strich sanft mit ihrer eiskalten Hand über seine fieberheiße Stirne und flüsterte:

„Ich kann nicht anders, vergib! Für mich hätte ich es nimmer gethan." Dann nahm sie Hut und Mantel, umarmte Oskar und bat ihn, auf den Kranken recht achtzugeben, bis sie wiederkäme. Und hinaus stürmte Frau Woltmann, Wind und Regen nicht achtend, bis sie das große Müllersche Antiquitätengeschäft erreicht hatte. Zögernd blieb sie noch an der Schwelle stehen; es war so schwer, sich von dem alten Erbstück zu trennen, und doch mußte es geschehen, galt es doch ein Menschenleben. Jede Minute war kostbar! Sie unterdrückte ihre Erregung, trat festen Schrittes in den Laden und bot dem Besitzer ihr Kleinod zum Kaufe an.

„Meine liebe Frau, diese uralte Spindeluhr hat eigentlich keinen anderen Wert,

als den des Alters. Kein Mensch fragt heute mehr nach solchen Dingen. Was verlangen Sie denn dafür?"

Frau Woltmann erblaßte schon nach den ersten Worten des Kaufmanns. Mit bebender Stimme teilte sie ihm ihre Notlage mit und überließ es seiner Großmut, einen Preis zu nennen. Dieses offene Vertrauen rührte den menschenfreundlichen Herrn. Nach einigen Kreuz- und Querfragen erhielt sie dreißig Mark mit der schriftlichen Zusicherung, daß er die Uhr ein halbes Jahr an niemand verkaufen wolle und nur Frau Woltmann nach Rückerstattung der eben erhaltenen Summe während dieser Zeit ein Recht an dieselbe geltend machen könne. Kein Krösus dünkte sich in diesem Augenblick so reich, wie die arme Frau. Stumm drückte sie ihrem Wohlthäter die Hand und stürzte zum Laden hinaus. Stockfinster war die Nacht, der Regen goß in Strömen, sie merkte es gar nicht; ein wundersames Gefühl bemächtigte sich ihrer. Frau Sorge hatte ihrer schöneren Schwester Hoffnung Platz gemacht.

Oskar wunderte sich nicht wenig über das veränderte Wesen der heimkehrenden Mutter. Die gebrochene Gestalt hatte ihre Geschmeidigkeit, die starren, thränengetrübten Augen ihren Glanz wieder gewonnen und auch die eingefallenen Wangen waren nicht mehr so unheimlich bleich. Und das alles hatte die wundersame Fee Hoffnung bewirkt.

„Bringst du die Tropfen, Mama? Vater war so entsetzlich unruhig; er wollte immer zum Bette heraus."

„Armes Kind, ich will dich nicht wieder mit ihm allein lassen. Komm, wir wollen ihm schnell die Medizin einflößen."

Das war bei der großen Unruhe des Patienten nicht leicht, aber dem vereinten Bemühen von Mutter und Kind gelang es schließlich. Die Wirkung folgte allmählich. Die wilden Phantasien hörten auf, das überhitzte Hirn beruhigte sich, der Kranke erhob sogar das Haupt, blickte einen Augenblick erstaunt um sich, sodann sank der Kopf schwer in die Kissen zurück und die Augen schlossen sich zu einem tiefen, stärkenden Schlaf. Die Krisis war glücklich überstanden, Herr Woltmann dem Leben wiedergegeben. Keine Feder vermag das Glück der beiden zärtlich aneinander geschmiegten Gestalten, die an seinem Bette knieten, zu beschreiben. — — —

„Nimm doch 'mal diese Aufgabe mit mir durch, liebe Mama," bat Oskar eines Nachmittags kurz nach der Heimkehr aus der Schule.

„Nicht doch! du sollst nicht fortwährend arbeiten; geh jetzt fort, um mit deinen Kameraden zu spielen."

„Ich mag aber gar nicht so oft spielen! Ich bin viel lieber bei dir. Und du arbeitest ja auch immer. Seitdem der Doktor dir die Nähmaschine verschafft hat, sitzest du den ganzen Tag und hörst nicht auf zu nähen. Auch Papa arbeitet jetzt wieder so fleißig, und nur ich soll nichts thun."

„Es ist aber nicht gut, daß du immerfort im Zimmer hockst; du mußt spielen und lustig sein wie alle anderen Knaben."

„Wenn es mir aber keine Freude macht?! Ach, wäre ich doch älter!" Nach einer Weile fügte Oskar nachdenklich hinzu: „Sage mir doch einmal, Mama, warum Väterchen so mißgestimmt zu sein pflegt."

„Das kann ich dir nicht sagen."

„Warum soll ich nicht wissen, was meinen Vater betrübt?"

Der traurige Ton dieser Frage lockte der Mutter Thränen in die Augen. „Du bist nicht wie andere Kinder deines Alters," sprach sie. „Ich will dir's also sagen: Als Papa vor drei Monaten so krank war, verkaufte ich seine alte Uhr, um . . ."

„Verkauft?" unterbrach Oskar verwundert. „Ich glaubte, daß du sie dem Apotheker für die Tropfen verpfändet hast."

„Nein, ich habe sie einem Antiquitätenhändler verkauft."

„Was ist das für ein Mann?"

„Einer, der allerlei alte Sachen, namentlich Kunstgegenstände kauft. Er hat mir durch einen Schein versprochen, die Uhr ein halbes Jahr lang für uns aufzubewahren. Nun vergeht Monat um Monat, ohne daß wir sie zurückkaufen können. Das ist's, was deinen Vater schmerzt."

Oskar, der nachdenklich geworden war, schien plötzlich einen ihn befriedigenden Gedanken gefaßt zu haben, denn er fragte jetzt lebhaft:

„Wie viel Geld hast du für die Uhr bekommen?"

„Sehr viel, dreißig Mark und das wird leider lange dauern, bis wir das erspart haben."

„Bitte schön, zeige mir doch den Schein, den dir der Mann gegeben; ich habe ein solches Papier noch nicht gesehen und könnte davon etwas lernen."

Frau W. erfüllte diese Bitte. — — —

Seither ging der Knabe recht häufig, fast täglich, spielen.

Abermals sind drei Monate verflossen. Da rückte Herrn Woltmanns Geburtstag heran. Jeder Knabe, der seine Eltern liebt, fühlt sein Herz freudiger schlagen, wenn er an „Vaters Geburtstag" denkt. Unsere Leser werden daher Oskars Wunsch, dem geliebten Papa eine angenehme Ueberraschung zu bereiten, begreifen und würdigen. Während aber sonst Knaben bei solchen Anlässen allerlei kleine Geheimnisse mit der Mutter haben, die sie zu Rate ziehen, mußte Frau W. zu ihrer Verwunderung bemerken, daß sich ihr Sohn um den bevorstehenden Geburtstag gar nicht zu kümmern schien . . . Als der Vater am Morgen des Freudentages erwachte — Oskar war schon längst aufgestanden und stand an der Thür auf der Lauer — fiel sein Blick auf ein altes, schwarzes Etui, das geöffnet auf dem Nachttischchen neben seinem Bette lag. Ein Zittern durchlief seine noch immer hagere Gestalt, eine freudige Aufregung bemächtigte sich seiner, denn in der Schachtel lag — — die Spindeluhr, das bereits fast verloren gegebene Familienerbstück.

Da trat Frau W., die in der Küche beschäftigt gewesen, ein, um zu gratulieren, während Oskar, glückselig lächelnd, noch immer sich abwartend verhielt. Das Geburtstagskind zeigte auf die Uhr und fragte seine Frau: „Du?"

Aber diese war ebenso überrascht, wie ihr Gatte. In ihrer Verwunderung konnte sie nur antworten: „Ich nicht, aber komm ins andere Zimmer." Da stürmte Oskar mit frohem Lachen herein, weidete sich eine Weile an dem Erstaunen der Eltern und rief dann, Papa umarmend:

„Ich habe mir das Vergnügen gemacht, das Ding auszulösen."

Herr Woltmann konnte keine Worte finden, aber die Mutter fragte:

„Du?! Aber wie ist das nur möglich mein Kind?"

„Sehr einfach. Väterchen war wegen der Uhr oft mißgestimmt; da nahm ich mir vor, sie ihm zum Geburtstag zu schenken. Da mein Taschengeld aber zu klein ist, guckte ich in die Zeitung, um zu sehen, ob ich mir nicht einiges Geld verdienen könne. Ich las da: „Ein Abschreiber mit hübscher Handschrift wird gesucht." Ich meldete mich und bekam die Arbeit. Während ihr dachtet, daß ich mich spielend herumtreibe, saß ich bei dem Herrn und schrieb munter drauf los. Ich habe mir in den letzten drei Monaten vierzig Mark verdient; hier sind die übrig gebliebenen zehn Mark."

„Woher wußtest du die Adresse des Antiquitätenhändlers?"

„Du hast mir ja den Schein gezeigt, Herzensmama. Der Mann hat mir die Uhr ohne den Schein gegeben, weil ich ihm sagte, daß ich euch überraschen will; aber ich mußte ihm versprechen, ihm das Papier bald zu bringen."

„Und ist es dir nicht sauer geworden, das viele Abschreiben?"

„Aber, Papa! Ich hab's ja für dich gethan! Es hat mir Freude gemacht. Und dann, es hat mir so gut geschmeckt, mit eigener Arbeit etwas zu verdienen."

Gerührt drückten die Eltern den wackeren Jungen ans Herz und sprachen: „Aus dir wird 'was Tüchtiges, Oskar!"

Poetische Fruchtbarkeit.

Der biedere Nürnberger Schuhmacher und Poet Hans Sachs dürfte wohl hinsichtlich der Produktivität seinesgleichen unter den Dichtern aller Zeiten suchen. Er schrieb nicht weniger als 28 biblische und 52 weltliche Komödien, 27 geistliche und 28 weltliche Tragödien, 64 Fastnachtsspiele, 59 Fabeln, 116 allegorische Erzählungen, 107 heilige und 114 vermischte Gedichte, 197 Schwänke oder humoristische Novellen. Rechnen wir hierzu noch die vielen nur in der Handschrift befindlichen, ungedruckten Gedichte, so erhalten wir Summa Summarum 6048 Dichtungen seiner Feder.

Der Ameisenstaat.

(Schluß.)

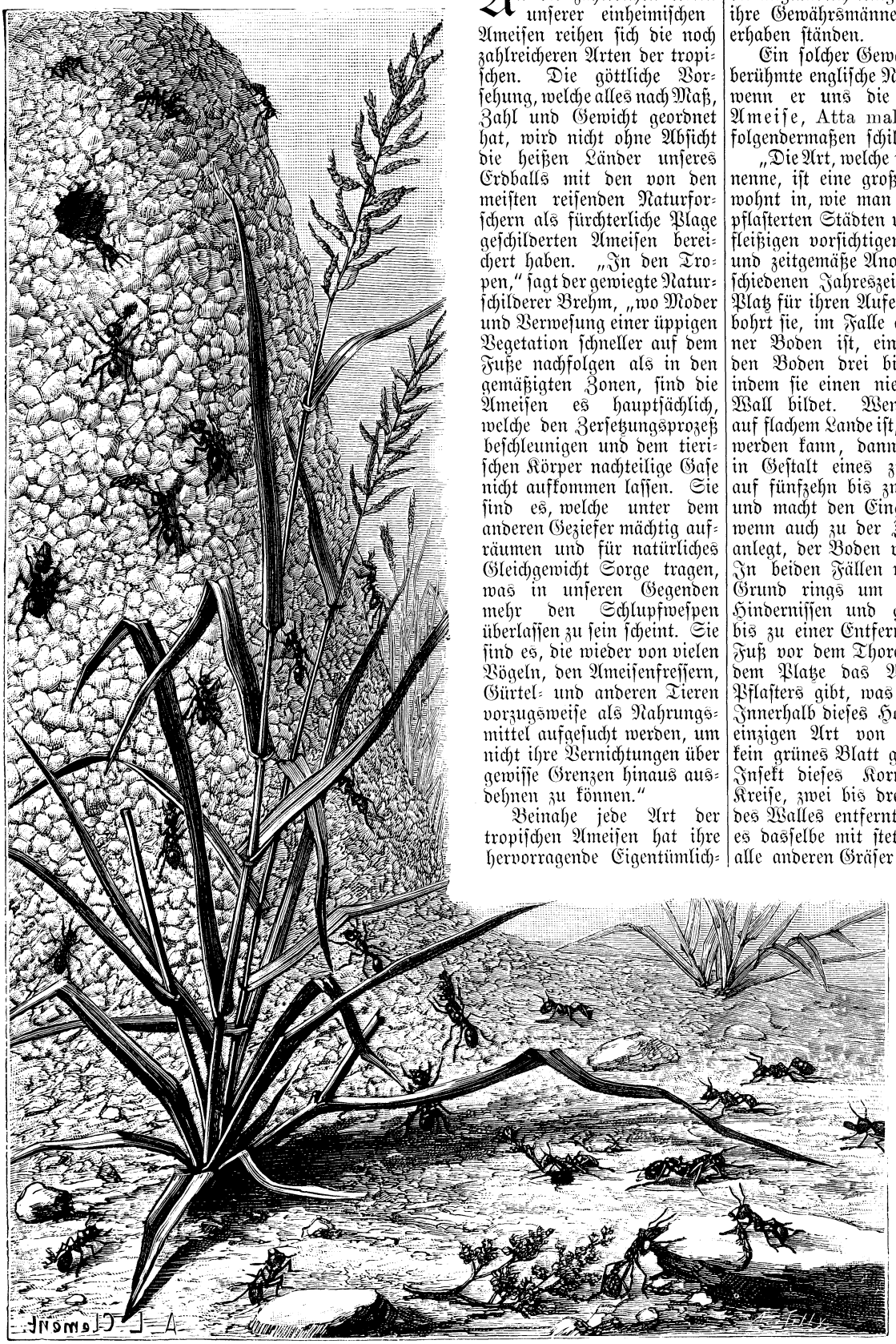
Arbeitsam und wacker
Pflügen wir den Acker.
Salis.

An die zahlreichen Arten unserer einheimischen Ameisen reihen sich die noch zahlreicheren Arten der tropischen. Die göttliche Vorsehung, welche alles nach Maß, Zahl und Gewicht geordnet hat, wird nicht ohne Absicht die heißen Länder unseres Erdballs mit den von den meisten reisenden Naturforschern als fürchterliche Plage geschilderten Ameisen bereichert haben. „In den Tropen," sagt der gewiegte Naturschilderer Brehm, „wo Moder und Verwesung einer üppigen Vegetation schneller auf dem Fuße nachfolgen als in den gemäßigten Zonen, sind die Ameisen es hauptsächlich, welche den Zersetzungsprozeß beschleunigen und dem tierischen Körper nachteilige Gase nicht aufkommen lassen. Sie sind es, welche unter dem anderen Geziefer mächtig aufräumen und für natürliches Gleichgewicht Sorge tragen, was in unseren Gegenden mehr den Schlupfwespen überlassen zu sein scheint. Sie sind es, die wieder von vielen Vögeln, den Ameisenfressern, Gürtel- und anderen Tieren vorzugsweise als Nahrungsmittel aufgesucht werden, um nicht ihre Vernichtungen über gewisse Grenzen hinaus ausdehnen zu können."

Beinahe jede Art der tropischen Ameisen hat ihre hervorragende Eigentümlichkeit, sei es in den Körperformen, sei es in den Größenverhältnissen, sei es in der Lebensweise. Ganz überraschende Thatsachen werden uns in dieser Beziehung von den Reisenden erzählt, — Thatsachen, die unglaublich klingen würden, wenn nicht ihre Gewährsmänner über allen Zweifel erhaben ständen.

Ein solcher Gewährsmann ist uns der berühmte englische Naturforscher Darwin, wenn er uns die ackerbautreibende Ameise, Atta malefaciens, der Tropen folgendermaßen schildert:

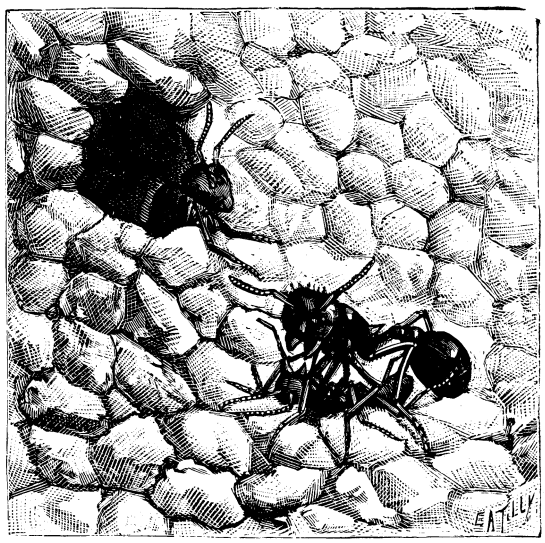
„Die Art, welche ich die ackerbautreibende nenne, ist eine große braune Ameise. Sie wohnt in, wie man es nennen könnte, gepflasterten Städten und trifft, gleich einem fleißigen vorsichtigen Landwirte, passende und zeitgemäße Anordnungen für die verschiedenen Jahreszeiten. Wenn sie einen Platz für ihren Aufenthalt ausgewählt hat, bohrt sie, im Falle es gewöhnlicher trockener Boden ist, ein Loch, um welches sie den Boden drei bis sechs Zoll erhöht, indem sie einen niedrigen, kreisförmigen Wall bildet. Wenn aber die Lokalität auf flachem Lande ist, welches überschwemmt werden kann, dann erhöht sie den Wall in Gestalt eines ziemlich spitzen Kegels auf fünfzehn bis zwanzig Zoll oder mehr und macht den Eingang nahe der Spitze, wenn auch zu der Zeit, wo sie ihren Bau anlegt, der Boden vollkommen trocken ist. In beiden Fällen reinigt die Ameise den Grund rings um den Wall von allen Hindernissen und glättet die Oberfläche bis zu einer Entfernung von drei bis vier Fuß vor dem Thore der Stadt, indem sie dem Platze das Ansehen eines schönen Pflasters gibt, was es auch wirklich ist. Innerhalb dieses Hofes wird außer einer einzigen Art von korntragendem Grase kein grünes Blatt geduldet. Nachdem das Insekt dieses Korn ringsum in einem Kreise, zwei bis drei Fuß von der Mitte des Walles entfernt, gepflanzt hat, pflegt es dasselbe mit steter Sorgfalt, indem es alle anderen Gräser und Kräuter abbeißt, welche dazwischen und in einer Entfernung von einem bis zwei Fuß außen um den Ackerkreis aufsprießen sollten; das kultivierte Gras wächst aufs üppigste und gibt einen reichen Ertrag kleiner, weißer, kieselharter Samen, welche unter dem Mikroskope gewöhnlichem Reis sehr ähnlich sehen. Wenn es reif ist, wird es sorgfältig eingeerntet und von den Arbeitern mitsamt der Spreu in die Kornkammer getragen, wo es von der Spreu befreit und weggepackt wird. Die Spreu wird über die



Ein Bau der Atta malefaciens.

Grenzen des gepflasterten Hofes hinausgeworfen."

Während also die ackerbautreibende Ameise anscheinend einer friedlichen Beschäftigung obliegt, widmen sich die berüchtigten Ecitons von Brasilien dem Raub. In Scharen ziehen sie zu diesem Zwecke aus. Dabei werden sie von einer Fliege (Stylogaster) begleitet, welche mit zitternder Flügelbewegung einen Fuß hoch oder auch niedriger über ihren Scharen schwebt und sich plötzlich herabläßt, wahrscheinlich um mittelst ihrer langen Legeröhre ein Ei bei den von den Ameisen fortgeschleppten Larven unterzubringen. „Beinahe jede Art der Ecitons," sagt Brehm, „hat ihre Eigentümlichkeiten, wie und wo sie in geordneten Heerscharen aufmarschiert, und auch diejenigen, welche diese zusammensetzen, sind nicht an Größe gleich. Eciton rapax, der Riese des Geschlechts, insofern bis sechs Linien große Arbeiter vorkommen, durchzieht in nur schwachen Kolonnen den Wald und scheint hauptsächlich die Nester einer Formica-Art zu plündern. Bei einer zweiten Art, Eciton legionis, bestehen die Heere aus vielen Tausenden, welche sich in breiten Kolonnen vorwärts bewegen; Eciton crassicornis bildet den Uebergang von den bisher erwähnten zu den blinden Arten, indem die einfachen Augen, welche sich an Stelle der zusammengesetzten befinden, in einer ziemlich tiefen Höhlung stecken. Diese Tiere unternehmen ihre Raubzüge nur unter dem Schutze von Blättern und abgefallenen Holztrümmern, und sind sie genötigt, einmal eine offene Stelle zu überschreiten, so improvisieren sie einen von Erdkrümchen und Holzstückchen überwölbten Gang, welcher nicht geleimt oder gemauert wird, sondern nach den mechanischen Gesetzen zusammenhalten muß, auch sogleich wieder hergestellt wird, wenn an einer Stelle jene Gesetze nicht stichhaltig sind. Die augenlosen Arten, Eciton vastator und erratica, wandeln nur auf bedeckten Straßen, welche sie wie jene anlegen, sich dadurch aber der weiteren Beobachtung noch viel mehr entziehen als die im Dickicht lebenden."



Abfertigung eines Störenfrieds.

Die ackerbautreibende Ameise beim Bau.

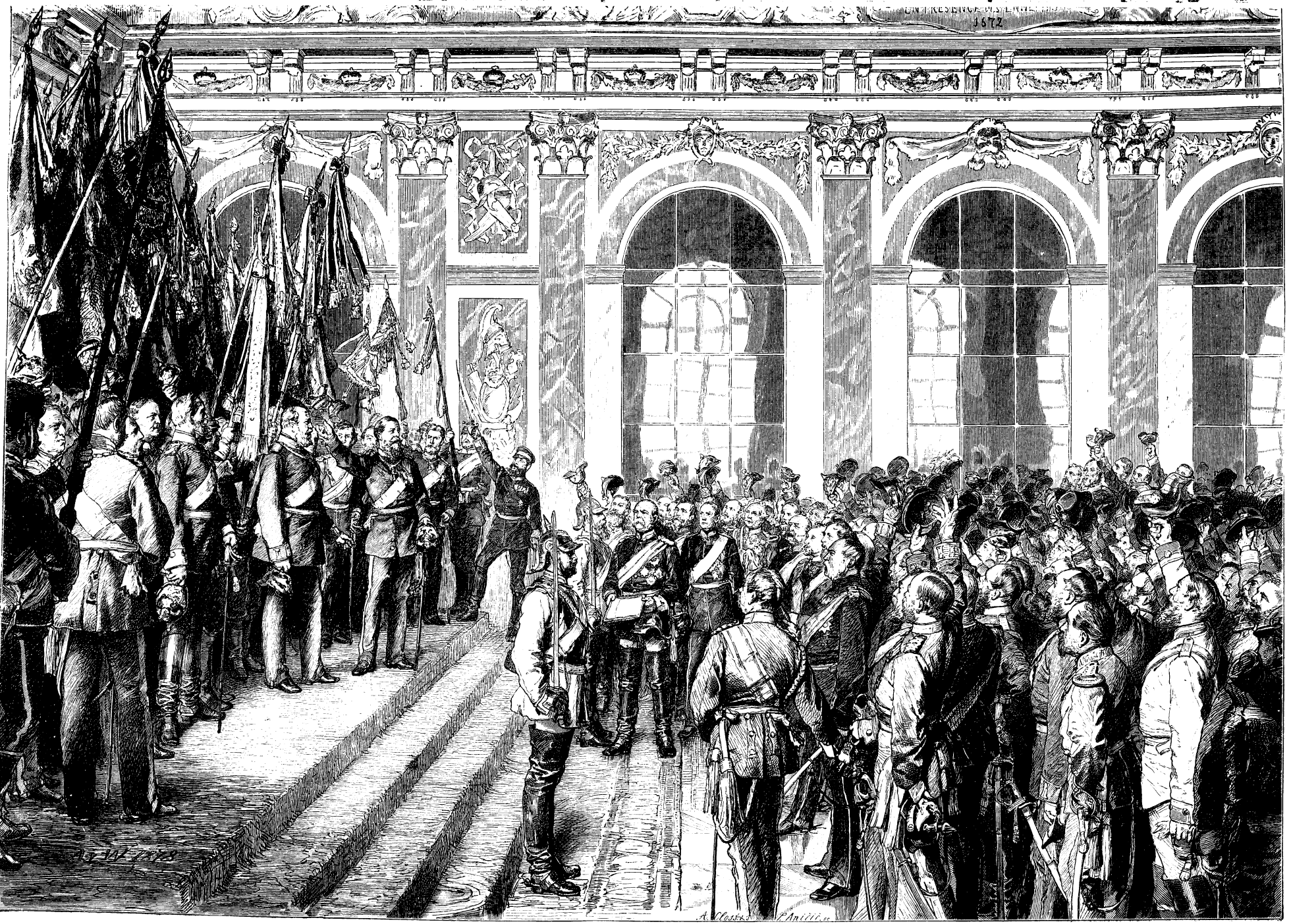
Eine der gefürchtetsten Ameisen Südamerikas ist die daselbst mit dem Namen Sauba bezeichnete Zug- oder Visitenameise (Atta cephalotes). Sie beraubt die wertvollsten Baumpflanzungen ihres Laubes und macht in Gegenden, wo sie in Massen vorkommt, den Ackerbau zu einer Unmöglichkeit. Den Indianern gelten übrigens die mit Eiern angefüllten Leiber der Weibchen als vorzüglicher Leckerbissen; man beißt sie ab und genießt Salz dazu. Ist die Ernte an Weibchen besonders ergiebig, so werden sie mit Salz geröstet und sollen in dieser Form auch von Europäern nicht verschmäht werden. —

Als Schluß unserer Ameisenbilder diene eine Erzählung des englischen Reisenden Alfred Russel Wallace, welcher auf seinen Schmetterlingsjagden durch den malaiischen Archipel gar viel von den bösen Ameisen für seine Sammlungen zu fürchten hatte. Auf Celebes war der genannte Reisende so glücklich, drei Exemplare jener herrlichen Schmetterlinge zu fangen, welche wegen ihrer riesigen Schwingen in der Wissenschaft den Namen „Vogelflügler", Ornithoptera, führen. „Ich zitterte vor Erregung", sagte Wallace, „als ich den ersten aus meinem Netze nahm und ihn ganz unversehrt fand. Die Grundfarbe dieses herrlichen Insektes war ein reiches und schimmerndes Bronzeschwarz, die Hinterflügel zart mit weiß getüpfelt und von einer Reihe großer Flecke vom brillantesten Atlasgelb besetzt. Der Körper war in Schattierungen weiß, gelb und feurig orange gezeichnet, Kopf und Brust intensiv schwarz. An der unteren Seite waren die Hinterflügel atlasweiß mit halbschwarzen und halbgelben Randflecken... Ich erhielt noch verschiedene andere neue und hübsche Schmetterlinge. Als wir zurückgekehrt waren, hing ich, besonders ängstlich mit meinen Insektenschätzen, den Behälter an einem Bambus auf, an dem ich nichts von Ameisen entdecken konnte, und begann dann einige Vögel abzubalgen. Während der Arbeit blickte ich oft auf meinen wertvollen Behälter, um nachzusehen, ob auch keine Eindringlinge angekommen wären, bis ich nach einer längeren Zeit als gewöhnlich wieder hinschaute und zu meinem Entsetzen eine Kolonne kleiner roter Ameisen bemerkte, welche die Schnur hinabliefen und in den Behälter eindrangen. Sie waren schon geschäftig um die Körper meiner Schätze, und eine weitere halbe Stunde hätte meine ganze Tagessammlung vernichtet gesehen. Wie die Sache nun lag, hatte ich jedes Insekt herauszunehmen, es von Grund aus ebenso wie den Behälter zu reinigen und dann nach einem sicheren Platze dafür zu suchen. Als einzig dem Zweck entsprechend erbat ich von meinem Wirt einen Teller und eine Schale, füllte ersteren mit Wasser, stellte die letztere hinein, darauf meinen Kasten und fühlte mich so für die Nacht sicher; ein paar Zoll reinen Wassers oder Oeles sind die einzigen Barrieren, welche diese furchtbaren Plagegeister nicht imstande sind, zu überschreiten."

werden sie dabei gestört, so greifen sie den eindringenden Gegenstand mit derselben Wut an wie die anderen Arten. Zwei andere sehr gemeine, bis ½ Zoll lang werdende Arten (Eciton hamata und drepanophora) ziehen zu Tausenden in den Uferwäldern des Amazonenstromes einher. Sie greifen selbst den ihre Straße kreuzenden Wanderer an und schlagen ihre Zangen mit solcher Kraft in die Haut, daß man sie beim Abnehmen zerreißt, und der Kopf an der Wunde sitzen bleibt. Am meisten haben jedoch die ungeflügelten Insekten, Spinnen, andere Ameisen, Maden, Raupen, Asseln u. a. alle Ursache, sich vor ihnen zu fürchten. Die kleine Eciton praedator zieht nicht in Kolonnen, sondern in einer Phalanx, welche aus Myriaden von Individuen besteht, zum Raube aus.

Denkspruch.

Was du von fremden Sprachen weißt,
Es hilft dir weiter, wo du auch seist;
Aber, wohin sich auch deine Schritte lenken,
Stets Deutsch mußt du denken.



Die Kaiserproklamation in Versailles am 18. Januar 1871.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Das war Freundschaft im Superlativ geschworen! Er rollte dabei die Augen und knirschte mit den Zähnen, um zu zeigen, daß es ihm mit dieser Versicherung ein heiliger Ernst sei. Sie wurde von den Genannten mit Ernst entgegengenommen.

Jetzt hatte man gesagt, was zu sagen gewesen war. Einen Plan zu entwerfen, war nicht möglich, da man ja die Situation der Gefangenen noch nicht kannte. Man mußte aufbrechen, um das Lager der Schoschonen aufzusuchen. Hatte man dasselbe rekognosciert, so konnte man entscheiden, was zu thun sei, eher aber nicht.

Natürlich war der lange Davy außerordentlich ergrimmt, seinen Jemmy in der Gewalt der Roten zu wissen, und Martin fühlte große Sorge um seinen Hobble-Frank. Beide waren bereit, ihr Leben an die Befreiung der beiden zu wagen. Wohkadeh sagte nichts als:

„Wohkadeh wußte es, daß die beiden Bleichgesichter unglücklich sein würden. Er hat sie gewarnt; sie aber wollten nicht auf seine Stimme hören."

„Und daran haben sie recht gethan," erklärte Davy. „Wären sie der ‚Elefantenfährte' nicht gefolgt, so hätten sie den Häuptling der Apachen und Old Shatterhand nicht gefunden. Sie sind zwar dabei in Gefangenschaft geraten, aber wir werden sie wohl herauseisen, und dann haben wir in diesen beiden neuen Freunden zwei Helfer, wie wir sie uns gar nicht besser wünschen können. Also vorwärts jetzt, zu den Schoschonen! Sie sollen heute den langen Davy kennen lernen!"

Es wurde aufgebrochen. So schnell wie möglich ritten die sechs denselben Weg zurück, den sie gekommen waren, die beiden Schluchten abwärts. Am Ausgange der Hauptschlucht bogen sie links nach Norden ein. Sie waren da noch nicht weit gekommen, so hielt Winnetou sein Pferd an. Die anderen thaten natürlich sofort dasselbe.

„Winnetou wird voranreiten," sagte er. „Meine Brüder mögen mir nicht schneller als im raschen Schritte folgen und dabei alles Geräusch vermeiden. Sie werden alles thun, was Old Shatterhand von ihnen fordert."

Er stieg ab und beschäftigte sich eine kurze Zeit lang mit den vier Hufen seines Pferdes. Dann setzte er sich wieder auf und galoppierte davon. Das Geräusch, welches sein Pferd dabei verursachte, war kaum zu hören. Es klang nur so leise, so dumpf, wie wenn ein Mensch mit der Faust auf die Erde schlägt. Die übrigen folgten ihm so rasch, wie es sein Wunsch gewesen war.

„Was hat er gemacht?" fragte Davy.

„Habt Ihr nicht gesehen, daß er eben solche Eisen und Pferdeschuhe an seinem Gürtel hängen hat wie ich?" antwortete Old Shatterhand. „Er hat seinem Rappen die Schuhe angeschnallt, um nicht gehört zu werden und vielmehr selber zu hören."

„Warum das?"

„Die Schoschonen, welche Eure Gefährten gefangen genommen haben, sind nicht auf den Gedanken gekommen, daß die beiden Gefangenen wohl Kameraden in der Nähe haben können. Tokvi-tey aber, der Häuptling der Schoschonen, ist klüger und bedächtiger als seine Krieger. Er wird sich sagen, daß zwei Jäger sich nicht allein in diese gefährliche Gegend wagen werden, und so steht zu erwarten, daß er noch nachträglich Kundschafter aussendet."

„Pah! Das wäre ja ein ganz und gar unnützes Beginnen.

Die beiden berühmten Männer hatten ihre Opfer und auch ihre Pferde fest. (S. 154.)

Wie wollten diese Kerls uns in dieser Dunkelheit finden? Sie wissen nicht, wo wir sind, und können auch die Spuren nicht sehen."

„Euer Name ist als der eines guten Westmannes bekannt, und so muß ich mich über Eure Rede wundern, Master Davy. Die Schoschonen haben hier ihre Jagd- und Weidegründe; die Gegend ist ihnen also bekannt. Oder meint Ihr das nicht?"

„Natürlich!"

„Nun so schließt nur weiter! Werden vorsichtige Jäger, wenn sie sich hier befinden, etwa hier im Freien, im Sande des einstigen Sees kampieren?"

„Auf keinen Fall."

„Sondern wo?"

„Hier zwischen den Bergen."

„Also in irgend einem Thale oder einer Schlucht. Nun könnt Ihr aber diese ganze weite Strecke abreiten, so werdet Ihr außer dem alten Wasserlaufe, dem die Schoschonen gefolgt sind, keinen anderen Thaleinschnitt finden als denjenigen, in welchem Ihr Euch auch wirklich gelagert hattet. Dort und eben auch nur dort allein seid Ihr also zu suchen."

„Verteufelt! Ihr habt recht, Sir. Man merkt doch gleich, daß man mit Old Shatterhand reitet!"

„Meinen Dank für dieses Kompliment, welches aber keines ist, denn das was ich Euch sage, muß sich jeder sagen, der nur einige Monate lang im Westen gelebt hat. Aber noch weiter: Gefährten pflegen sich in Gegenden, wie die hiesige ist, nur auf ganz kurze Zeit zu trennen. Daraus folgt, daß Ihr nicht sehr entfernt von Jemmy und Frank sein konntet; Euer Lager konnte sich also nicht gar weit von hier in der Schlucht befinden, und da es dort eine Seitenschlucht gibt, welche ein jeder verständige Westmann für den Zweck des Lagerns der Hauptschlucht vorzieht, so wissen die Schoschonen ganz genau, wo sie Euch zu suchen haben. Das, was Ihr

vorhin für unmöglich hieltet, ist also eigentlich ein Unternehmen, welches gar keine Schwierigkeiten bietet. Das wird der Häuptling der Schoschonen wissen, und das weiß auch Winnetou ganz genau. Darum ist er vorangeritten, um zu verhüten, daß wir von etwaigen Kundschaftern bemerkt werden."

Davy brummte halblaut vor sich hin und sagte dann:

„Sehr wohl, Sir! Aber nun scheint mir wieder das Unternehmen des Apachen ein ganz aussichtsloses zu sein."

„Warum?"

„Wie kann er in dieser Dunkelheit etwaige Kundschafter, welche ihm entgegenkommen, bemerken, ohne daß auch sie ihn sehen oder wenigstens hören?"

„So dürft Ihr freilich nicht fragen, wenn von Winnetou die Rede ist. Zunächst hat er ein ausgezeichnetes Pferd, dessen Dressur von einer Vortrefflichkeit ist, von welcher Ihr, wie es scheint, gar keine Ahnung habt. Es hat uns z. B. vorhin am Eingange der Nebenschlucht ganz deutlich gesagt, daß Ihr Euch in derselben befandet, und es wird auch jetzt, zumal wir gegen den Wind reiten, seinen Herrn auf eine sehr ansehnliche Entfernung hin von dem Nahen eines jeden anderen Wesens unterrichten. Sodann kennt Ihr eben den Apachen nicht. Er hat Sinne von der Schärfe eines wilden Tieres, und was Gesicht und Gehör oder Geruch ihm nicht sagen, das merkt er infolge jenes undefinierbaren sechsten Sinnes, welchen nur Leute, die von Jugend auf sich in der Wildnis befanden, besitzen. Es ist eine Art Ahnungsvermögen, eine Art Instinkt, auf welchen jeder, der ihn besitzt, sich so fest verlassen kann wie auf die Augen."

„Hm, hab' auch ein wenig davon!"

„Ich auch; aber mit Winnetou kann ich mich in dieser Beziehung nicht vergleichen. Ferner müßt Ihr in Berechnung ziehen, daß sein Pferd die Schuhe trägt, während die Schoschonen, falls wirklich einige von ihnen unterwegs wären, sich keine Mühe geben werden, lauten Hufschlag zu vermeiden."

„Oho! Sie werden doch auch vorsichtig sein!"

„Nein, denn sie werden meinen, daß eine solche Vorsicht in diesem Falle nicht nur überflüssig, sondern sogar schädlich sein werde."

„Warum schädlich?"

„Weil sie dadurch von der notwendigen Schnelligkeit einbüßen würden. Sie nehmen als sicher an, daß Ihr Euch, auf Eure Gefährten wartend, am Lagerplatze befindet. Sie sind also sicher, hier auf niemand zu stoßen, und werden infolgedessen ihren Pferden nicht den mindesten Zwang anthun."

„Hm, wenn Ihr einem das in dieser Weise klar macht, so muß man Euch unbedingt beistimmen. Ich will Euch in aller Offenheit sagen, daß ich gar manches durchgemacht und manchem gescheiten Kerl ein Schnippchen geschlagen habe; deshalb war ich immer der Meinung, ein recht kluger alter Knabe zu sein. Jetzt aber muß ich vor Euch klein zugeben. Winnetou sagte vorhin, daß wir uns in Euren Willen fügen sollen; er hat Euch also sozusagen als unseren Anführer proklamiert, und das hat mich im stillen so ein klein bißchen wurmen wollen; nun gebe ich zu, daß er recht gethan hat. Ihr seid uns gar gewaltig überlegen, und ich will mich in Zukunft gern unter Euer Kommando stellen."

„So ist's nicht gemeint gewesen. In der Prairie haben alle gleiches Recht. Ich maße mir keinen Vorzug an. Jeder dient dem anderen mit seinen Gaben und Erfahrungen, und keiner kann ohne Genehmigung der andern etwas beginnen. So muß es sein, und so werden auch wir es halten."

„Well! das wird sich finden. Was aber werden wir thun in dem Falle, daß wir Kundschaftern begegnen, Sir?"

„Nun, was meint Ihr?"

„Sie laufen lassen?"

„Meint Ihr?"

„Ja. Sie können uns doch nicht schaden. Wir werden gehandelt haben, bevor sie zurückkehren."

„Das können wir nicht behaupten. Wenn wir sie vorüberlassen, werden sie die verlassene Lagerstätte und das ausgelöschte Feuer finden."

„Was schadet das?"

„Sehr viel. Sie werden daraus ersehen, daß wir fort sind, um den Gefangenen Hilfe zu bringen."

„Meint Ihr wirklich, daß sie das denken werden? Können sie nicht ebensogut meinen, daß wir unseren Ritt fortgesetzt haben?"

„Das auf keinen Fall. Leute, welche Gefährten erwarten, die nicht zurückkommen, reiten nicht weiter; das versteht sich ganz von selbst."

„So würdet Ihr also die Kundschafter unschädlich machen?"

„Jedenfalls."

„Töten?"

„Nein. Wißt Ihr, Menschenblut ist eine ungeheuer kostbare Flüssigkeit. Winnetou und Old Shatterhand wissen das ganz genau und haben keinen einzigen Tropfen vergossen, wenn es nicht unbedingt notwendig war. Ich bin ein Freund der Indsmen; ich weiß, wer recht hat, sie oder diejenigen, welche sie immer und immer wieder zwingen, ihre guten Rechte bis aufs Messer zu verteidigen. Der rote Mann kämpft den Verzweiflungskampf; er muß unterliegen; aber ein jeder Schädel eines Indianers, welcher später aus der Erde geackert wird, wird denselben stummen Schrei zum Himmel stoßen, von welchem das vierte Kapitel der Genesis erzählt. Ich schone den Indianer, selbst wenn er mir als Feind entgegentritt, denn ich weiß, daß er von anderen dazu gezwungen wird. Darum kann es mir auch heute nicht einfallen, einen Mord zu begehen."

„Aber wie wollt Ihr die Schoschonen unschädlich machen, ohne sie zu töten? Einen Kampf wird es, falls sie uns begegnen, auf alle Fälle geben; sie werden sich wehren, mit der Büchse, dem Tomahawk, dem Messer — — —!"

„Pah! Ich wünsche nicht, daß wir mit Feinden zusammentreffen; aber um Eurer Frage willen möchte ich doch, daß sie auf den Gedanken kämen, Kundschafter auszusenden. Ihr würdet dann Gelegenheit haben, zu sehen, wie man sich solcher Leute bemächtigt."

„Aber wenn's nun ihrer zu viele sind?"

„Das brauchen wir nicht zu besorgen. Viele würden einander nur selbst hinderlich sein. Mehr wie zwei werden nicht ausgesandt, und — — halt, ich glaube, da kommt Winnetou!"

Ohne daß sie ihn gehört hatten, hielt im nächsten Augenblicke Winnetou vor ihnen.

„Kundschafter!" sagte er kurz.

„Wie viele?" fragte Shatterhand.

„Zwei."

„Gut! Winnetou, Davy und ich, wir bleiben hier. Die anderen reiten schnell hinaus in den Sand; sie nehmen unsere Pferde mit und warten, bis wir rufen."

Er sprang ab, Davy auch. Winnetou hatte die Zügel seines Pferdes bereits Wohkadeh in die Hand gegeben. In einigen Sekunden waren die drei anderen verschwunden.

„Was thun wir?" fragte Davy.

„Ihr habt nichts zu thun, als aufzupassen," antwortete Shatterhand. „Lehnt Euch hier an den Baum, daß Ihr nicht zu sehen seid. Horch, sie kommen."

Er und der Apache hatten ihre Gewehre den Gefährten gleich mit den Pferden übergeben.

„Schi darteh, ni owjeh — ich diesen und du jenen!" sagte der Apache, eine Handbewegung nach rechts und links machend; dann war er nicht mehr zu sehen.

Der lange Davy lehnte sich eng an den erwähnten Baum; kaum zwei Schritte von ihm hatte Shatterhand sich platt auf die Erde gelegt. Die zwei Schoschonen kamen in ziemlich schnellem Tempo heran. Sie sprachen miteinander. Ihr Dialekt bewies, daß sie wirklich Schoschonen seien. Das genügte. Jetzt waren sie da — jetzt vorüber.

Der lange Davy sah, daß Old Shaterhand sich vom Boden erhob und einen kräftigen Anlauf nahm.

„Saritsch — Hund!" rief einer der beiden Kundschafter; ein weiteres Wort fiel nicht.

Davy sprang vor. Er sah zwei Männer auf einem Pferde oder vielmehr vier Männer auf zwei Pferden sitzen, die beiden Angreifer hinter den Angegriffenen. Die Pferde scheuten; sie schlugen aus, hinten, vorn, bockten zur Seite — vergebens; die beiden berühmten Männer hatten ihre Opfer und auch deren Pferde fest. Nach kurzem Kampfe zwischen Mensch und Tier waren die Angreifer Sieger; die Pferde standen still. Die Schoschonen hatten sich gleich vom ersten Augenblicke an nicht zu wehren vermocht.

Shatterhand sprang ab, den einen Kundschafter in den Armen; dieser war besinnungslos.

„Sarki — fertig?" fragte er nach rechts hinüber.

„Sarki — fertig!" antwortete Winnetou herüber.

„Hallo, Leute, kommt herbei."

Auf diesen lauten Ruf kamen Wohkadeh, Martin und Bob wieder herangeritten.

„Wir haben sie. Sie werden mit den Lariats auf ihre Pferde festgebunden und werden uns begleiten. Auf diese Weise besitzen wir zwei Geiseln, welche uns von Nutzen sein werden."

Die Schoschonen, denen die Gurgeln zusammengedrückt worden waren, kamen bald wieder zu sich. Sie waren natürlich entwaffnet und an den Händen gefesselt worden. Nun band man sie auf die Pferde, die Hände nach hinten und die Beine unter dem Bauche des Pferdes weg mit dem unzerreißbaren Lasso verbunden. Old Shatterhand sagte ihnen, daß sie beim geringsten Versuche eines Widerstandes getötet werden würden; dann wurde der Ritt fortgesetzt.

Obgleich man die Kundschafter ergriffen hatte, ritt Winnetou wieder voran. Es war das eine Vorsichtsmaßregel, welche der Apache für unbedingt notwendig hielt.

Nach einiger Zeit wurde der einstige Wasserlauf, welchem man links in die Berge hinein zu folgen hatte, erreicht. Die Reiter folgten ihm. Es wurde kein Wort gesprochen, denn es war ja möglich, daß einer der Kundschafter der englischen Sprache soweit mächtig war, die Worte zu verstehen.

Nach Verlauf einer halben Stunde traf man auf Winnetou, welcher, bisher weit voranreitend, hier halten geblieben war.

„Meine Brüder mögen absteigen," sagte er. „Die Schoschonen sind hier durch den Wald nach der Höhe empor. Wir müssen ihnen folgen."

Das war nun jetzt wegen der Gefangenen, die natürlich auf den Pferden sitzen bleiben mußten, nicht leicht. Unter den Bäumen war es vollständig dunkel. Die Männer mußten mit der einen Hand nach vorwärts tasten und mit der anderen das Pferd nach sich ziehen. Winnetou und Old Shatterhand hatten das Schwierigste übernommen. Sie schritten voran, die Pferde der Gefangenen führend. Jetzt nun zeigte es sich, welchen Wert die beiden Rappen hatten, denn diese liefen hinter ihren Herren wie die Hunde her und ließen trotz des beschwerlichen Weges nicht das leiseste Schnaufen hören, während die anderen Pferde ziemlich weit zu hören waren.

Endlich war diese große Anstrengung überwunden. Der Apache hielt an.

„Meine Brüder sind am Ziele," sagte er. „Sie mögen ihre Pferde anbinden und dann helfen, die Gefangenen an die Bäume zu fesseln."

Diesem Gebote wurde Folge geleistet. Die beiden Schoschonen erhielten, als sie je an einen Baum gebunden waren, Tücher vor den Mund gebunden, daß sie zwar durch die Nase atmen, aber nicht sprechen oder gar rufen konnten. Dann forderte der Apache seine Gefährten auf, ihm zu folgen.

Er führte sie nur wenige Schritte weit. Von da senkte sich die Höhe, welche man von Osten her heraufgekommen war, nach Westen zu ziemlich steil wieder abwärts. Da unten lag der Thalkessel, von welchem Winnetou gesprochen hatte, und von da leuchtete ein ziemlich großes und helles Feuer herauf. Es war natürlich ganz unmöglich, jetzt einen orientierenden Blick hinab zu thun. Man sah den Schein des Feuers, sonst aber nichts; alles andere lag in tiefer Dunkelheit.

„Also da unten sitzt mein Dicker," meinte Davy. „Was wird er machen!"

„Was ein Gefangener bei den Indianern machen kann — nichts," antwortete der junge Baumann.

„Oho! Da kennt Ihr den Jemmy schlecht, my boy! Der hat sich ganz gewiß ausgesonnen, auf welche Weise er ohne Erlaubnis der Roten bereits heute nacht ein wenig spazieren gehen könne!"

„Das dürfte er ohne uns nicht fertig bringen," sagte Shatterhand. „Uebrigens weiß er von mir, daß ich kommen werde, und so kann er sich sagen, daß ich Euch jedenfalls mitbringe."

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Kunst des Schachspielens.

(Für Schachjünger und solche die es werden wollen.)

(Schluß.)

Der König kann zwar schlagen, aber nie geschlagen werden! Dem König wird nur „Schach" geboten, „Schach" gesagt, was zu erfolgen hat, wenn ein Offizier oder Bauer den feindlichen Heerführer angreift, bedroht, derart, daß dieser im nächsten Zuge würde weggenommen werden können. In diesem Falle hat die Partei des bedrohten Fürsten ihn schleunigst der Gefahr zu entziehen, sei es dadurch, daß sie die feindliche Figur schlägt, oder eine der eigenen Figuren zwischen sie und den König stellt (vorzieht) oder den König selbst aus der Schußlinie bringt. Kann der König aber der drohenden Gefahr nicht auf die eine oder andere Weise entzogen werden, so ist er **matt.** Mit dem Mattwerden eines Königs ist die Partie entschieden, denn der Zweck des Spieles ist: den feindlichen König derart zu umschließen, daß er auf keine Weise unseren Angriffen mehr entzogen werden kann. Kann dieses Ziel keiner der beiden Spieler erreichen, so bleibt das Spiel remis, d. i. unentschieden, was häufig vorkommt. Außer dem einfachen Schachbieten gibt es auch einen Doppelangriff auf den König, das Doppelschach; in diesem Falle gibt es kein anderes Mittel, als den König selbst aus dem Angriff der beiden feindlichen Offiziere zu ziehen. In unserer Position hat der weiße Läufer c1 auf a3 + geboten; der schwarze Springer, welcher vorher vielleicht auf e6 stand, hat durch Se6 — c5, denn bei c7 — c5 würde Weiß durch sofortiges (das En-passant-Schlagen muß in sofortiger Antwort erfolgen) b5 × c6 das Schach des Läufers gleich erneuert haben; nun kann Weiß auf zweierlei Weise in einem einzigen Zuge mattsetzen, nämlich durch Dc3 — d3 (der Springer kann nicht nehmen, nicht abziehen, weil er den König vor dem Läuferschach beschützen muß: er ist gefesselt), ‡ und Dc3 — d4 ‡. Nicht aber kann die Dame (oder der Turm) auf d2 mattmachen, weil Lh6 × d2: nehmen würde. Bei Dd3 oder d4 aber ist der schwarze König matt, denn die Felder c7 und c5 sind ihm durch eigene Steine (und La3) versperrt, c6 ihm durch den weißen Bauer b5 benommen, die drei Felder e5, e6, e7 bestreicht der weiße Turm e1, die drei Felder d5, d6, d7 (und e5, was auch vom Sf3 außerdem) die Königin, welche dem auf d6 stehenden König Schach bietet und mit ihrem nächsten Zuge ihn zu nehmen droht. Da Schwarz sich vor ihrem Todesstoß auf keine Weise (weder durch Wegnehmen der allzugalanten Feindin, noch durch Dazwischenziehen einer seiner Figuren, noch durch Ausweichen auf ein nichtbedrohtes Feld) zu retten vermag, so ist sein König matt. Stünde aber beispielsweise sein Dameläufer anstatt auf c8 auf b7, so könnte der Gegenzug Lb7 — d5 erfolgen und Schwarz wäre noch lange nicht matt; so macht ein einziger kleiner Unterschied nicht selten unendlich viel aus, so entscheidet ein einziges Tempo (die Zeitmessung für Zug) über das Schicksal der Partie, über Leben und Tod — eines Königs!

Nehmen wir nun einmal an, der Führer der weißen Figuren finde keinen der beiden (freilich ungemein naheliegenden) sofort entscheidenden Damezüge, sondern er fahre, befangen in einer Art von Sinnestäuschung, mit dem verführerischen Sg3 — e4 fort; denn (so argumentiert er): mein Turm e1 bestreicht die ganze e-Linie, ich brauche daher nur mit dem Springer + zu bieten, so muß der König von d6 nach d5, worauf ich ihm (der Springer c5 ist ja durch meinen Läufer a3 gefesselt) durch Ld1 — b3 den Garaus mache. Da hat sich nun aber der kleine Schachmeister gründlich und doppelt verrechnet. Der schwarze Herrscher kann nämlich auf Se4 + allerdings nach d5 gehen, wo er auch (aber erst, nachdem der dann nicht mehr gefesselte Ritter den bösartigen Läufer

b3 geschlagen, durch Dc3 × b3 ‡) matt wird; der König kann aber auch (denn der Springer e4 unterbricht die Wirksamkeit des Turmes e1, er verdeckt den Turm) nach den beiden Feldern e6 und e7 ausweichen. Geht er nach e7, so ist Weiß in der Lage, ihm durch ein gefährliches Abzugsschach (aufgedecktes Schach) den Springer c5 zu rauben, weil Schwarz nach Se4 × c5 den Springer nicht mittelst b6 × c5 wiedernehmen darf, sondern in erster Linie sich vor dem Turmschach schützen muß (dies kann durch Lc8 — e6!, Lh6 — e3?, Ke7 — f8?, Ke7 — d6? erfolgen). Geht der König aber nach e6?, so ist besagtes Springerschach e4 × c5 noch viel gefährlicher, denn nicht nur gibt der Turm e1 dann +, nicht nur wird der Sc5 genommen, nein, auch der weiße Springer selbst bietet +, der schwarze Sc5 wird mit Doppelschach genommen! Gegen solch ein furchtbares Schach gibt es nur ein einziges Mittel (ist eine Partei aber erst einmal soweit gekommen, so ist Rettung nur in seltenen Fällen möglich), d. i. — der König muß hinwegziehen! Im vorliegenden Falle könnte er von e6 nur nach d5, d6 oder f5 ausweichen, alles Felder, wo er rasch matt wird durch Dd4 ‡ oder De5 + nebst h2 — h3 ‡. Hatte denn aber der König nach dem Springerschach g3 — e4 nicht noch ein anderes Feld zum Ausweichen? Freilich, und deshalb taugt Se4 nichts: der König geht am besten nach d7, doch ist seine Partie in solcher schlechten Stellung überhaupt nicht zu retten, vielmehr kann der Verlust nur verzögert werden.

Da, wie wir gesehen haben, die Wirksamkeit der Königin (da diese sowohl gerade als schräg ziehen kann, indes der Turm nur gerade, der Läufer nur schräg, der Springer nur zwei Felder weit, der König nur ein Feld weit ziehen darf) bei weitem am größten ist, so ist die Königin auch der stärkste Offizier. Das thatsächliche, durch die Natur der Zugfähigkeit begründete Wertverhältnis der sämtlichen Steine ist folgendes:

Königin = 2 Türme = 3 kleine Offiziere (die kleinen Offiziere sind Läufer und Springer);

Turm und ein Bauer = 2 kleine Offiziere;

Springer oder Läufer und ein Bauer = Turm;

Springer oder Läufer = 3 Bauern;

Turm = 4—5 Bauern. Den Wertunterschied zwischen Turm und kleinem Offizier bezeichnet man mit Qualität: büßt man einen Turm für einen kleinen Offizier ein, so verliert man die „Qualität".

Die Wirksamkeit des Königs kommt meist erst im Endspiel zur Geltung, wo die Könige (nicht mehr den Angriffen der gefährlichen Offiziere, die größtenteils oder sämtlich abgetauscht im Verlaufe der Partie, ausgesetzt) häufig höchst nachdrücklich ins Spiel eingreifen können. Im Anfang und in der Mitte der Partie sind die Könige meist des Schutzes bedürftig, weil gegen sie (direkt oder indirekt) der Angriff der Gegenpartei sich richtet. Um die Könige thunlichst in Sicherheit zu bringen, ist es jeder Partei einmal in der Partie gestattet, einen ganz außergewöhnlichen Zug zu thun: man rochiert. Die Rochade erfolgt für Weiß folgendermaßen (für Schwarz analog):

kurze Rochade (Königsturm), O—O.

vollendete kurze Rochade.

lange Rochade (Dameturm), O—O—O.

vollendete lange Rochade.

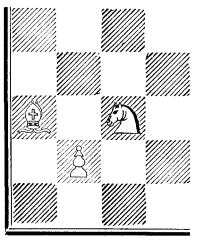
In unserer bereits analysierten Stellung hatte Weiß kurz rochiert und hierauf Tf1 — e1 gespielt.

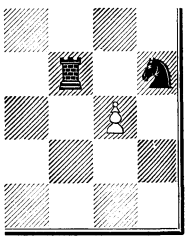
Rochiert darf nur dann noch werden:

1) wenn weder König noch Turm vorher schon gezogen haben;
2) wenn der König nicht im Schach steht (doch ist, wenn ihm im Verlauf der Partie vielleicht schon einmal Schach geboten worden, die Rochade noch zulässig);
3) wenn zwischen König und Turm alle Felder leer sind, der König auch kein Feld (f1, g1; f8, g8; d1, c1; d8, c8) zu passieren hat, welches ein feindlicher Stein bestreicht.

Durch die Rochade wird also einerseits der König in Sicherheit gebracht, andererseits der Turm entwickelt. Jede Partei muß nämlich suchen, mit möglichster Schnelligkeit ihre Streitkräfte ins Gefecht zu bringen, sie zu entwickeln und möglichst günstig aufzustellen, zu postieren. Wenn ein Springer z. B. mitten im Brett steht, vielleicht auf (bleiben wir bei unserem Diagramm) f3, so hat er natürlich, da er 8 Felder bestreicht, eine größere Wirksamkeit, und steht er stärker oder besser als z. B. Sg3, welcher nur 6 Felder bestreicht. Der schwarze Springer auf c5 steht (von seinem Gefesseltsein einmal ganz abgesehen) ebenfalls ausgezeichnet, Sh5 hingegen, bei nur 4 Feldern, minder gut. Die weißen Figuren, mit Ausnahme nur der Läufer (die beiden Läufer von Schwarz sind wirksamer postiert), die aber auch nicht etwa schlecht stehen, zumal La3 nicht, sind vorzüglich entwickelt, und dabei ist der König geradezu unangreifbar verbarrikadiert, während sein unglücklicher Widerpart so gefährdet wie nur möglich steht. Hat man seine Figuren günstig aufgestellt, so geht man zum Angriff über: man sucht in des Gegners Aufstellung einen schwachen Punkt zu erspähen und richtet gegen diesen die Attaque. Nicht mit zu schwachen Streitkräften darf man den Angriff unternehmen, sonst wird man gar leicht zurückgeschlagen und kommt häufig selbst „ins Gedränge", in Bedrängnis. Man muß vielmehr suchen, den Angriff nachdrücklich festzuhalten. Um eine Bresche zu legen, um einen Durchbruch durch die feindlichen Truppen zu erzielen, bringt man mitunter ein Opfer: man opfert einen oder mehrere Bauern, einen Offizier u. dergl. Das darf man aber ja nicht leichtsinnig, sondern nur wohlberechnet thun, denn eigentlich hat jeder Verlust an Streitkräften (sei es auch nur der Verlust, das unfreiwillige Darangeben eines einzigen Steines, ja nur eines Bauern) den Verlust des Spiels zur Folge. Deshalb müssen die zum Angriff vorrückenden Figuren wohlunterstützt, geschützt, gedeckt sein. Die Deckung der Figuren erfolgt dadurch, daß durch ihre Zug- oder Schlagweise dieselben miteinander in Verbindung gesetzt werden. So deckt z. B. die Dame c3 die drei Offiziere a3, e1, f3; der Läufer d1 den Bauer a4 und Sf3; die Bauern f2 und h2 decken den Springer g3; der schwarze Bauer g6 den Sh5; f7 deckt g6.

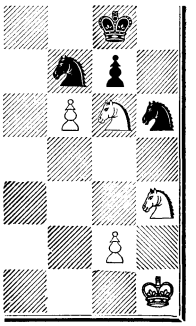
Ein Bauer kann z. B. zwei Offiziere decken: der Bauer b2 deckt sowohl Läufer





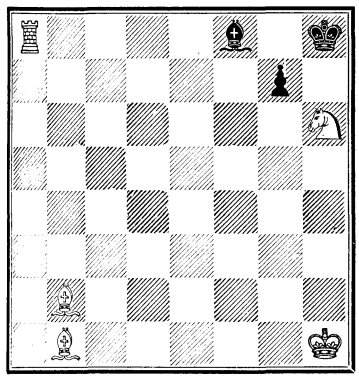
als Springer, wird durch ersteren wiedergedeckt. Ein Bauer kann aber dementsprechend auch zwei Offiziere angreifen, anspießen, angabeln (d. i. die Gabel): Einer dieser beiden angegabelten Offiziere ist verloren, denn nur einer auf einmal kann weggezogen werden.

In der nebenstehenden Position decken sowohl die weißen als die schwarzen Springer sich gegenseitig; der weiße König deckt den Bauer g2, der schwarze König (g7) den Bauer g6; g2 deckt Sh3, g6 Sh5; f5 und g6 greifen sich gegenseitig an.



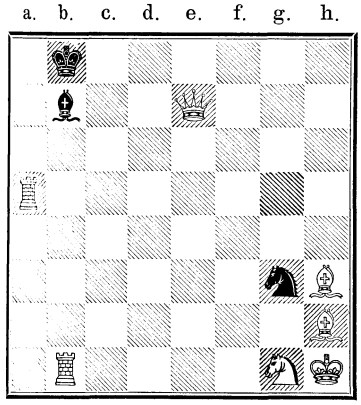
Unentschieden oder remis ist ein Spiel (es ist selbstverständlich, daß jeder Spieler stets nur einen Zug auf einmal machen kann: es wird abwechselnd gezogen): 1. wenn kein Spieler mehr genügend Streitkräfte besitzt, um das Matt erzwingen zu können; 2) wenn das Matt nicht binnen 50 Zügen (ohne Schlagfall: dieser bedingt neue Zügezählung) durchzuführen ist; 3. wenn immerwährendes (sogenanntes ewiges) Schach gegeben wird; 4. wenn eine Partei patt wird (gleichbedeutend mit remis), d. i. die betreffende Partei zwar noch Steine besitzt und am Zuge ist, jedoch nicht ziehen kann (der König darf nicht angegriffen sein, denn sonst wäre es matt, nicht patt).

Zur Erläuterung des letztgenannten eigentümlichen Falls 4) geben wir die folgende Stellung:



a. b. c. d. e. f. g. h.

Schwarz ist, wenn am Zuge, patt, weil der schwarze König zwar nicht durch Schach angegriffen ist, aber nicht ziehen kann, denn das Feld g8 ist ihm durch den weißen Springer, der, weil der schwarze Bauer g7 durch den weißen Läufer b2 gefesselt ist, nicht gewonnen werden darf, versperrt; das Feld h7 durch den weißen Läufer b1 versperrt, und der Läufer f8 ist durch den feindlichen Turm gefesselt, welcher, wenn Weiß am Zuge wäre, ihn mit „schachmatt" nehmen könnte. Ferner die folgende Position, welche besonders merkwürdig ist, weil Schwarz zwar patt ist und daher nicht ziehen kann, Weiß hingegen matt ist und sich auch nicht würde wehren können, wenn er, und nicht Schwarz, am Zuge wäre:



a. b. c. d. e. f. g. h.

Was aber ist an dieser Stellung noch besonders bemerkenswert? Durch einiges Nachdenken wird unser junger Schachmatador herausklügeln, daß Schwarz gar nicht am Zuge sein kann! Weiß muß gezogen, Schwarz aber mit Se4—g3 geantwortet haben (ein anderer Zug kann gar nicht geschehen sein). Wie aber kann andererseits Weiß einzig und allein zuletzt gezogen haben? Denk' ä bissel nach!

Antwort: es kann nur Te5—a5+ erfolgt sein!

Mit der Theorie der Spieleröffnungen, deren jede ihren besonderen Namen hat, werden wir uns vielleicht später einmal beschäftigen. Für diesmal geben wir zum Schluß die denkbar kürzeste Schachpartie, die überhaupt möglich ist, hier wieder:

Herr Weiß	Herr Schwarz
1. f2—f3	1. e7—e5
2. g2—g4??	2. Dd8—h4 ±.

Diese Partie heißt: „Das Narrenmatt". Wir können die Bemerkung nicht unterlassen, daß ein Schachspieler, welcher sich in solch lächerlicher Weise matt setzen läßt, wie hier Herr „Weiß", ganz gewiß kein Meister ist, während andererseits Herr „Schwarz" selbst dann, wenn er „Schach" und „matt" oder „Schachmatt" zu sagen vergessen und somit ein sogenanntes „blindes Matt" gegeben haben sollte, dessenunerachtet das Spiel gewonnen hat und sehr wohl ein Meister sein kann.

Das Briefmarken-Sammeln.

Unsere jungen Freunde sollen unter dieser Ueberschrift alles Mögliche mitgeteilt bekommen, was sich auf ihre Lieblinge im Briefmarken-Album bezieht, um dadurch ihre Lust und Liebe zum Sammeln derselben zu heben und zu befestigen. Ein kurzer geschichtlicher Abriß wird sie belehren, daß die Briefmarken, oder besser Postwertzeichen, schon seit über 200 Jahren existieren und einen wirklich interessanten Ursprung haben. Des weiteren sollen die Anfänger und wenig vorgeschrittenen Sammler Anleitungen erhalten, wie sie ihre Sammlungen hübsch, praktisch und mit wenig Kosten sich anlegen und weiterführen können. Zwischenhinein mögen zur Abwechselung seltene Marken bildlich dargestellt und ihre Entstehung oder der Grund ihrer Seltenheit erzählt werden (s. Nr. 1 des G. K., S. 14). Natürlich muß es ferner eine Hauptaufgabe sein, nachzuweisen, welchen Nutzen das Postwertzeichensammeln nicht nur für die Jugend sondern auch für das reifere Alter hat, und es werden deshalb kleine Abschweifungen auf das Gebiet der Geschichte, Geographie und anderer Wissenschaften, welche mit der Briefmarkenkunde in enger Verbindung stehen unerläßlich sein.

Kurz, wir werden es versuchen, Alt und Jung zu zeigen, daß die Postwertzeichen nicht ein unnützes Spielzeug sind, sondern, mit dem richtigen Verständnis gesammelt, eine unerschöpfliche Quelle des Vergnügens und der Belehrung bilden.

Und nun möge in kurzen Zügen einiges über den

Ursprung der Postwertzeichen

erzählt werden.

Ums Jahr 1650 etwa war die Pariser Posteinrichtung noch in einem Zustand, von dem wir uns heute kaum einen Begriff machen können: In der ganzen Stadt, welche damals schon eine bedeutende Einwohnerzahl hatte, war nur ein einziger Postschalter, an welchem man die Briefe abgeben konnte. Dort wurden sie abgewogen, bar bezahlt und in ein besonderes Buch eingetragen, wobei der Name des Absenders nicht fehlen durfte. Ja man ging so weit, daß der Briefschreiber seinen Brief selbst bringen mußte, um, wenn es die stets anwesenden Polizeibeamten verlangten, über dessen Inhalt Aufschluß zu geben.

Natürlich erregte diese Einrichtung viel böses Blut; die Einwohner von Paris vermieden es nach Kräften, ihre Briefe der Post anzuvertrauen, da die Unbequemlichkeit und die Aussicht auf Scherereien jedermann abschreckten. So kam es, daß wohl infolge der geringen Einnahmen dieser Staatsanstalt der König Ludwig XIV. seine Einwilligung dazu gab, sie zu verpachten. Der Pächter war Herr von Velayer, ein sehr energischer Mann, welcher mit großer Umsicht und Thatkraft eine vollständige Umgestaltung des Postwesens der französischen Hauptstadt durchführte. Im August 1653 wurde zur großen Freude der Pariser die neue Anstalt eröffnet und dem Publikum zur Benutzung übergeben. Statt der einen Briefannahmestelle gab es deren nun etwa acht; außerdem aber war man durchaus nicht genötigt, sich dorthin mit seinen Briefen zu begeben, sondern man konnte dieselben — genau ebenso, wie heute — zu Hause frankieren und in einen Briefkasten werfen. Denn auch solche hatte Herr von Velayer anfertigen und in den belebtesten Gegenden der Stadt anbringen lassen.

Die Krone der Postreform war aber jedenfalls die Einführung einer Art von Briefmarken, die man nicht nur in den Postbureaus, sondern auch an anderen Orten kaufen konnte. Diese Postwertzeichen, die ersten, von welchen man weiß, bestanden aus einem breiten Streifen Papier, auf welchem der Wert „1 sol" *) stand, sowie die Worte „Port Payé" (Porto bezahlt). Wollte man einen Brief frankieren, so konnte man diesen Papierstreifen um ihn wickeln, oder ihn in sichtbarer Weise hineinstecken oder auf irgend eine beliebige Art am Briefe befestigen; die Entwertung des Postwertzeichens geschah in einfacher Weise dadurch, daß der Absender das Datum darauf schrieb, so daß es an einem anderen Tag nicht mehr benutzt werden konnte. Die in die Kästen geworfenen Briefe wurden dreimal täglich, nämlich morgens 6 Uhr, mittags 11 Uhr und nachmittags 3 Uhr herausgenommen und durch besondere Postboten an ihre Adressen befördert.

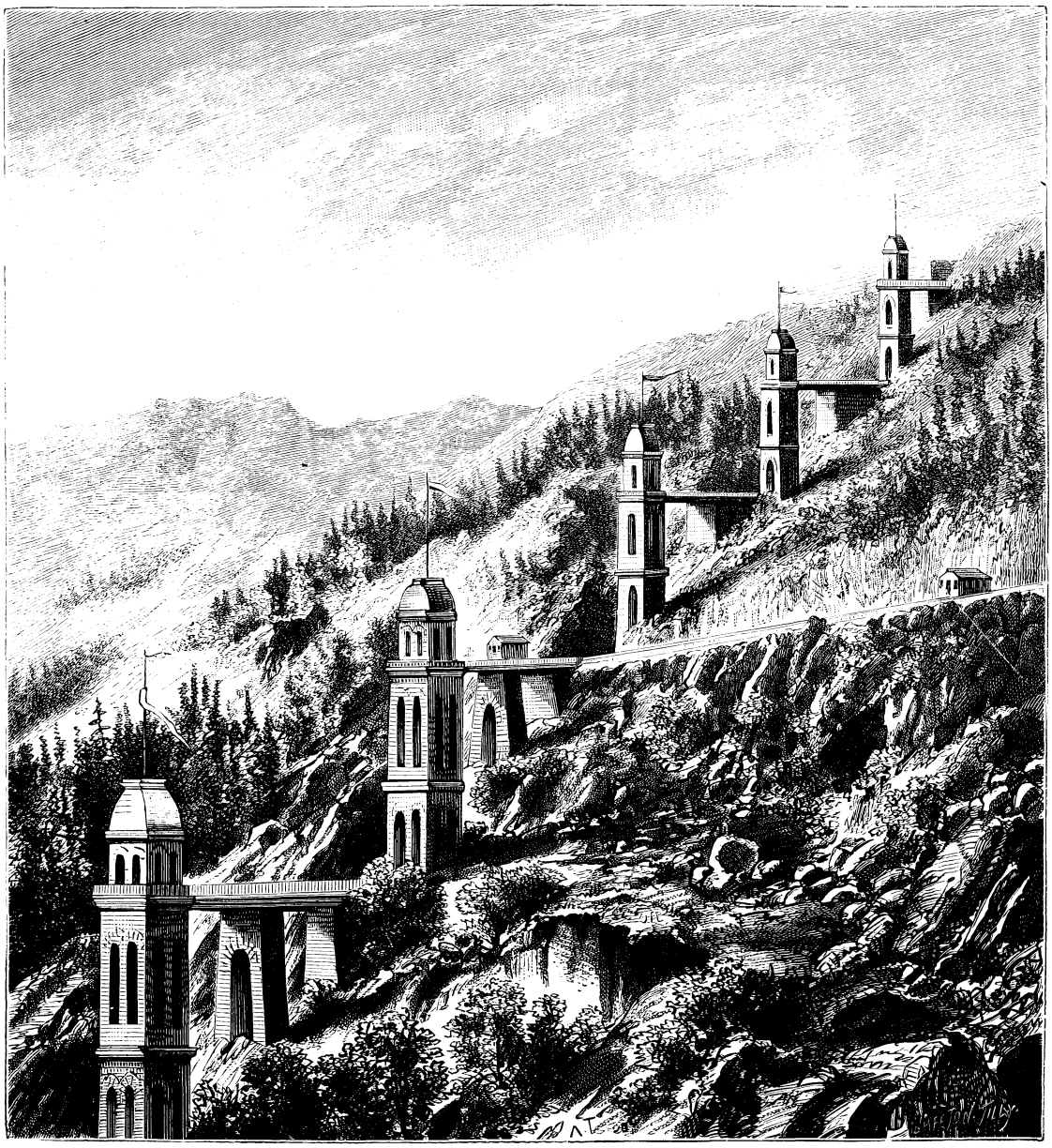
Wie fremd und eigenartig diese Posteinrichtungen jedermann vorkamen, die wir heute als etwas ganz Gewöhnliches zu betrachten gewohnt sind, möge nachstehendes Gedicht beweisen, welches kurz vor Eröffnung der neuen Stadtpost in einer damals erscheinenden Zeitung „La Muse historique" veröffentlicht wurde; es rührt von einem gewissen Loret her und lautet in deutscher Uebersetzung folgendermaßen:

---

*) 1 Sol, heute 1 Sou genannt, ist 5 Centimes französisch oder 4 Pfennig deutsch.

Man wird nunmehr in kurzer Zeit
Zu jedermanns Bequemlichkeit
Ein Etablissement richten ein.
(Doch für Paris ist's nur allein.)
Zahlreiche Kästen sieht man hängen
In breiten Straßen und in engen,
Worein durch seinen Diener man
Pakete legen lassen kann,
Billete, Briefe und Urkunden
Zu allen Nacht- und Tagesstunden.
Die werden von Beamten dann
Zur richtigen Zeit herausgethan,
Mit Sorglichkeit und großer Acht,
Hin durch die ganze Stadt gebracht;
Den Neffen, Vettern und den Basen,
Die wohnen in entlegenen Straßen,
Den Schwägern auch und Schwiegersöhnen,
Den Nonnen und manch andern Schönen,
Dem Hinz und Kunz, dem Fritz und Franz,
Anwälten, Schreibern jedes Stands,
Kaufleuten, Händlern aller Art,
Galanten Herrn und Damen zart,
Den Leuten auch, die angestellt,
Mit einem Worte: Aller Welt.
Und wem's an Knecht und Mägden fehlt,
Und wer nicht Dienerschaft sich hält,
Kann Nachricht doch den Freunden geben,
Die in entferntem Stadtteil leben.
Zum Ueberfluß füg' ich hier an,
Daß man auch Antwort haben kann
Durch dieses selbe Institut.
Zu wissen thut es gleichfalls gut,
Wie hoch das Porto wird bemessen,
(Frankieren darf man nicht vergessen!)
Damit man sich nicht irren mag:
Nur ein Sou ist der Briefbetrag. —

Soviel über die ersten bekannten Postwertzeichen aus dem Jahre 1653 und über die große Pariser Postreform! Leider dauerte die so praktische Einrichtung nur kurze Zeit; schon wenige Jahre später ging sie wieder ein, und erst unserem Jahrhundert war es vorbehalten, dieselbe wieder aufzunehmen und zu ungeahnter Entwickelung zu bringen.



Hydraulische Hebevorrichtungen.

Hydraulische Hebevorrichtungen.

Cauterets, eines der berühmtesten warmen Bäder in den Pyrenäen, hatte seither mit dem Uebelstande zu kämpfen, daß die Badegäste, um zu den Quellen zu gelangen, eine Höhe von 125 m zu ersteigen hatten, was gewöhnlich zu Wagen oder in Sänften geschah. Dieser Unbequemlichkeit ist neuerdings durch ein System hydraulischer Hebevorrichtungen abgeholfen worden, von dem wir hier eine Abbildung vorführen. Das ganze Werk ist in fünf Stockwerken aufgeführt. In den fünf Türmen befinden sich die Fahrstühle, die doppelt sind. Während der eine den Weg nach unten nimmt, steigt der andere in die Höhe; der eine zieht den anderen. Ist der absteigende nicht ausreichend belastet, um den auffsteigenden in die Höhe zu ziehen, so wird das fehlende Gewicht durch Wasser ersetzt, das in mehreren Fällen

reichlich vom Berge herabstürzt. Die Brücken sind durch Fahrbahnen verbunden, die etwas geneigt sind, damit es keiner besonderen Kraft bedarf, um diese Strecken zurückzulegen. In umgekehrtem Sinne geneigt sind auch die Fahrbahnen, welche zum Abstieg dienen.

Der brandenburgische Glücksstern.

Im Jahre 945, also zur Regierungszeit des deutschen Kaisers Otto I., sah man, wie uns die Chroniker berichten, im Sternbilde der Kassiopeia einen hellen und neuen Fixstern. Ungefähr 3 Jahrhunderte später, im Jahre 1264, trat nahe an derselben Stelle wieder ein solcher Stern auf. Wiederum nach Verlauf von etwa 300 Jahren, am 11. November 1572, bemerkte der berühmte Astronom Tycho Brahe, als er während der Nacht von seinem chemischen Laboratorium über den Hof seines Hauses zur Sternwarte ging, gleichfalls in dem genannten Sternbilde einen neuen Stern von ganz außerordentlicher Größe, wo er doch sonst bloß ganz unbedeutende Sterne gesehen hatte. Da der Neuling keinen Schweif zeigte, auch nicht von einem Nebel umgeben war, konnte er nicht für einen Kometen gehalten werden. Vielmehr verhielt er sich den übrigen Fixsternen völlig gleich, nur funkelte er noch lebhafter sogar als die Sterne erster Größe. Der Sirius, die Wega und der Jupiter wurden von ihm durch seinen Strahlenglanz übertroffen. Nur mit der Venus konnte man ihn in dieser Beziehung vergleichen. Man sah ihn selbst bei Tage bei heiterem Wetter, ja in den Mittagsstunden. Wenn während der Nachtzeit bei bewölktem Himmel alle übrigen Sterne unsichtbar waren, vermochte man mehrmals ihn durch mäßig starke Wolken hindurch zu erblicken. Daß sein Standpunkt unveränderlich derselbe blieb, bewies Tycho durch genaue öftere Beobachtungen. Schon im November 1572 begann sein Lichtglanz schwächer zu werden, und in der ersten Hälfte des Jahres 1574 erlosch er gänzlich, nachdem er 17 Monate lang geleuchtet hatte.

Ein eigentümliches Zusammentreffen war es, daß der Stern gerade in der Nacht erschien, in welcher der brandenburgische Kurfürst Johann Sigismund geboren wurde. Daher kommt es, daß der Tychosche Stern auch der brandenburgische Glücksstern genannt wird. Vergeblich hat man jahrhundertelang nach dieser Stelle gespäht, um den verschwundenen Stern wieder zu entdecken. Gerade in unserer Zeit, etwa zwischen 1885 und 1890, müßte dieser prachtvolle Stern wieder erscheinen, und bereits sind auch neuerdings viele Fernrohre nach diesem Punkte des Himmels gerichtet. Diese Voraussagung ist allerdings zweifelhafter Natur, da sie sich bloß auf das mehrmalige Auftreten des Sternes in dem angegebenen Zeitraume stützt. Wie schön wäre es aber, wenn der „brandenburgische Glücksstern" noch zu Lebzeiten unseres ehrwürdigen Kaisers Wilhelm wieder erschiene, zumal das Sternbild der Kassiopeia in der Gestalt eines W hoch am Himmel leuchtet!

Der selbstgemachte Federhalter.

Karl war ein wilder Kamerad, der seinen Eltern manches Herzeleid durch Risse in den Kleidungsstücken wie auch durch Verlieren von Sachen verursacht und sich schon vielfache Bestrafungen deshalb zugezogen hatte. Es wollte aber nicht besser mit ihm werden, so daß sein Vater eines Tages erklärte, er werde ihn von nun an in englisch Leder kleiden und ihm die verlorenen Gegenstände, Taschenmesser u. dgl., einfach nicht wieder ersetzen.

Jetzt hatte er wieder seinen Federhalter verloren. Einige Tage hatte er sich dadurch geholfen, daß er von seinen Schulkameraden einen Halter borgte; aber das ging auch nicht auf die Dauer; es mußte schließlich Rat geschafft werden. Sich dem Vater zu offenbaren wagte er nicht, dagegen sträubte sich auch sein Ehrgefühl. So sann er denn auf Mittel und Wege, sich aus Stäbchen Holz selbst einen Halter zurecht zu drechseln. Aber es wollte ihm nicht gelingen. Bald fiel die Spalte zu klein, bald zu groß für die Stahlfeder aus, auch hätte er sich geschämt ein so unansehnliches Schreibzeug vor den Augen seiner Mitschüler in der Hand zu führen. Traurig saß er im Arbeitszimmer am Tische, denn es mußte zum morgenden Tage der Aufsatz geschrieben sein und mit einer solchen Entschuldigung, daß er keinen Federhalter gehabt, durfte er doch dem Lehrer nicht kommen.

Da trat sein Freund Felix ein, ein munterer aufgeweckter Kopf.

„Du bist wohl unter die Philosophen gegangen," rief er in neckendem Tone, als er das nachdenkliche Gesicht seines Freundes erblickte.

Karl klärte ihn mit einigen Worten über den Sachverhalt auf.

„Wenn's weiter nichts ist," rief Felix — „da werde ich helfen können. Dein Vater schreibt, soviel ich weiß, mit Gänsefedern?"

Karl bejahte.

„So verschaffe mir ein Stück Gänsefeder und wenn's auch ein uralter Stumpf ist, mit dem kein Mensch mehr schreiben kann."

„So, nun deine Bleifeder," fügte er hinzu, als Karl gleich darauf mit einer ausrangierten Gänsefeder herankam.

„Nun aufgepaßt! damit du dir vorkommenden Falles selbst helfen kannst." Damit nahm Felix sein Messer, schnitt den vorderen Teil der Feder in ungefähr zwei Centimeter Länge ab und legte sie abpassend auf die Bleifeder an ihrem hinteren stumpfen Ende.

„Jetzt ein Stückchen dünnen Bindfaden und der Federhalter ist fertig!"

Nachdem Felix das Stückchen Gänsefeder auf dem Bleistift festgebunden, steckte er eine Stahlfeder zwischen dieses und den Bleistift, tauchte ein und überreichte mit triumphierender Miene den selbstgemachten Federhalter seinem erstaunten Freunde, der nicht genug die Elasticität und Trefflichkeit des Halters rühmen konnte.

„Man muß sich zu helfen wissen, Karl," sagte er, sich verabschiedend.

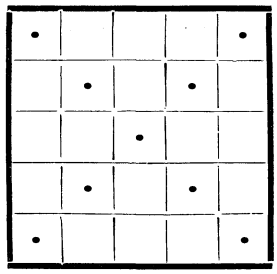
Chemische Spielereien.

a) Chamäleonbilder.

Allbekannt sind die beliebten Fensterbilder, deren Farben sich an der Sonnenwärme verändern. In nachstehendem soll nun die Anfertigung derselben erklärt werden, und wird schon im vorhinein darauf aufmerksam gemacht, daß sich derartig präparierte Bilder nicht allein als Fensterschmuck, sondern auch für Licht- und in größerem Maßstabe auch für Ofenschirme eignen, da das Hervortreten der Farben nicht dem Sonnenlichte, sondern überhaupt der Einwirkung irgend welcher Wärme zuzuschreiben ist. Am hübschesten sehen in Tuschmanier hergestellte Bilder aus, doch können auch andere, z. B. Stahl- und Kupferstiche und überhaupt alle anderen Bilder, deren Rückseite rein weiß ist, hierzu Verwendung finden.

Kleinere Landschaftsbilder, welche in durchscheinendem Lichte betrachtet werden sollen, werden auf ein entsprechendes Holzrähmchen geklebt, bei einem größeren, für einen Ofenschirm bestimmten Bilde wird der Rahmen vorher mit weißem Baumwolltuch straff bespannt und dasselbe und letzteres mit Kleister aufgeklebt. Das Bemalen erfolgt mit Ausnahme aller grünen Partien, z. B. Bäume, Gesträuche, Rasen u. dgl., mit den gewöhnlichen Aquarellfarben, Rasen und Laubpartien werden mit kochsalzsaurer Kobalt-, die Halbschatten mit kochsalzsaurer Kupfer- und die dunkelsten Partien mit essigsaurer Kobaltlösung angelegt. Diese verschiedenen Salzlösungen werden nach dem Trocknen nicht sichtbar sein, aber beim allmählichen Erwärmen, und zwar erstere Lösung in grüner, die zweite in gelber, und die dritte in blauer Farbe hervortreten, bei dem Erkalten jedoch wieder verschwinden.

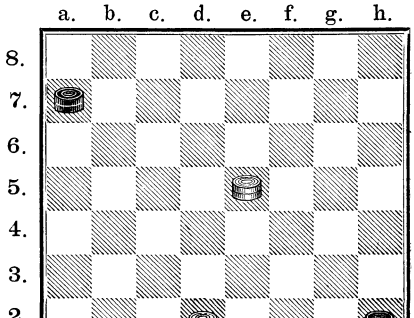
Diagonalrätsel.



Die 25 leeren Felder des Quadrats sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die schräge Reihe von links oben nach rechts unten einen Fluß in Deutschland, die schräge Reihe von links unten nach rechts oben eine Stadt in der Schweiz nennt, und daß die fünf wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen Nebenfluß der Donau.
2. Einen Bewohner eines europäischen Königreichs.
3. Eine preußische Festung.
4. Ein Großherzogtum.
5. Eine preußische Provinz.

Damespiel-Aufgabe



Weiß zieht und gewinnt.

Auflösungen zu Nr. 9:

Rätsel: Saale. Aal.

Mit und ohne: Noyon, Nion—Milon, Milo—Orkan, Oran—Rubens, Ruben—Elise, Elis—Humbert, Humber—Schach, Schah—Main, Mai.

Aufgabe: Man muß die Zahl 4 achtmal, die Zahl 8 zweimal, die Zahl 9 achtmal streichen. Die Summe der übrig bleibenden 18 Zahlen beträgt dann 100.

Künstliche Schmetterlinge.

In Japan ist es üblich, wenn man Gäste eingeladen hat, daß man nach Tische Jongleurs kommen läßt, welche zur Unterhaltung der Gäste ihre Kunststücke zum besten geben, oder daß die Angehörigen des Hauses, namentlich die Frauen, ihre eigenen kleinen Künste preisgeben. Eines der graziösesten dieser Kunststücke, welches man namentlich oft von Frauenzimmern vorführen sieht, ist das Spiel der papiernen Schmetterlinge. Ein Mädchen nimmt das erste beste Stückchen Reispapier und gibt demselben durch Abreißen mit dem Nagel des kleinen Fingers an der linken Hand die Gestalt eines Schmetterlings und legt diesen vor sich auf den Tisch. Dann ergreift sie einen Fächer und wedelt mit demselben sachte; bald erhebt sich der papierne Schmetterling, gaukelt hin und her, scheint zu zaudern, verläßt den Tisch, flattert in der Luft; jetzt scheint er zu fliehen, dann nähert er sich wieder. Jetzt steigt er hoch in die Luft und flattert wieder zum Boden herab, setzt sich auf einen Blumenstock (siehe unser Bild), auf den Kopf oder die Schulter eines der Zuschauer und gaukelt hin und her wie ein natürlicher, lebendiger Schmetterling, und all dies hübsche Spiel bringt das Mädchen nur durch die Bewegungen ihres Fächers hervor, welchen sie, ohne ihren Stuhl zu verlassen, mit der gewinnendsten Grazie handhabt. Dann sehen die Zuschauer noch einen zweiten, oft sogar einen dritten Papierschmetterling auffliegen, und alle drei flattern und gaukeln dann um das Mädchen in der zierlichsten und täuschendsten Weise herum und unterhalten die Zuschauer auf die anmutendste Weise, wohl eine Viertelstunde lang oder noch mehr, bis die Spielerin ihren Fächer zusammenklappt und aufsteht und die papiernen Schmetterlinge langsam und wirbelnd auf den Boden herabfallen. Wir haben dieses reizende Kunststück von den in Europa reisenden japanischen Jongleurs wiederholt mit innigem Vergnügen gesehen.

Künstliche Schmetterlinge.

Fragen und Antworten.

Walther Schmidt in **B.** Eine Drahtheftmaschine können Sie schon zum Preise von 15 Mark von W. Leo in Stuttgart, Paulinenstraße 22, beziehen. Die Lösung des Rätsels ist richtig.

Karl Roltsch in **G.** In Nr. 3, 6 und 8 befinden sich bereits kleine Artikelchen von deinem, wie wir zu unserer großen Freude gelesen haben, hochverehrten Lehrer. Suche einmal zu erraten, welche es sind!

Otto Pfeiffer in **N.** Ihr Wunsch ist bereits in Nummer 8 erfüllt.

Die Lösung des Rätsels ist richtig, wegen des Fehlers nordöstlich statt nordwestlich haben wir uns wiederholt an dieser Stelle entschuldigt.

Hans B. in **Pf.** Wie Sie sehen, haben wir den ersten Teil Ihres Briefes Ihren Kameraden zur Beantwortung unterbreitet, und hoffentlich weiß der eine oder andere etwas vorzuschlagen. Ihre zweite Bitte können wir erst erfüllen, wenn Sie uns die ausgeführte Arbeit, von der wir uns nach Ihrer Zeichnung kein rechtes Bild machen können, einmal eingeschickt haben werden. Dann würden wir das Ganze gern in dem „G. K." zur Nachahmung veröffentlichen. — Tinte soll es im 15. Jahrhundert noch nicht gegeben haben? Ei, womit glauben Sie denn, daß die Gelehrten damals geschrieben haben? etwas anders zubereitet wie die unsrige wird sie allerdings wohl gewesen sein.

Hans Gruschka in **B.** In Nummer 7 haben wir bereits das Versehen im Preisrätsel verbessert. Das Sultanat liegt im nordwestlichen Afrika.

Arthur Neumann in **A.** Besten Dank für die Zusendung des hübschen Rätsels, das wir nur aus dem Grund ablehnen müssen, weil wir bereits ein ganz ähnliches von einem unserer jungen Kameraden angenommen haben.

Gruß aus Isny. Die richtige Lösung der Preisaufgabe haben wir erhalten und freuen uns, aus dem Briefe zu ersehen, daß „Der gute Kamerad" dir gefällt. Das wäre denn doch zu viel, wenn wir dir alle Tage eine solche Nummer zuschicken wollten; wir glauben, daß wenn jede Nummer recht aufmerksam studiert wird, so wie sie es verdient, wenn alle Aufgaben gelöst und die Versuche wirklich ausgeführt werden, damit schon eine ganz genügende Beschäftigung für acht Tage gegeben ist. Es wäre hübsch, wenn das Glück dir wohlwollte und die Hobelbank dir bescherte.

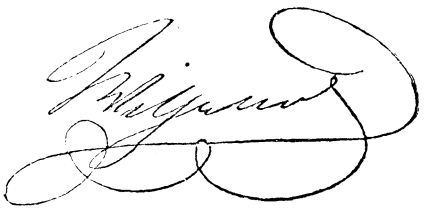
A. H. in **K.** Viele Bücher zu besitzen und sich immer welche dazu schenken zu lassen, ist eine sehr lobenswerte Eigenschaft. Die Aufgabe, einen Bücherschrank selbst anzufertigen, ist nun freilich keine leichte und geht wohl darüber hinaus, was man vernünftiger Weise anfangen sollte, wenn man nicht sehr viel Zeit, sehr gutes Werkzeug und eine geschickte Anleitung hat. Zunächst wollen wir hoffen, daß dein Papa am nächsten Geburtstag oder Weihnachten den Wunsch nach einer Hobelbank erfüllt, denn „Der gute Kamerad" hat auch viele Söhne und bereits seit mehreren Jahren steht eine Hobelbank in unserem Zimmer. Ist dieses Hauptstück erst einmal vorhanden, so ist es nicht schwer, alles mögliche Hübsche zu machen. Wir wollen nächstens wenigstens eine Anleitung bringen, wie man ein Büchergestell sich fabriziert und offen gestanden finden wir das auch eigentlich viel hübscher, wie einen Schrank, denn man muß mit seinen Büchern so vertraut leben, daß man in jedem Augenblick die Neigung hat, sie aus dem Fach herauszunehmen, ohne zuvor eine Thüre aufmachen zu müssen. Also freundlichen Gruß bis auf Weiteres! —

A. Teuscher in **Pl.** Gewiß wird der „G. K." über kurz oder lang Ihren Wunsch erfüllen und eine eingehende Anleitung bringen, wie eine Mineraliensammlung zu ordnen ist. Für heute nur folgendes. Das Schwierigste bei dieser Sammlung ist das Bestimmen der Steine; ist einem das aus eigener Findigkeit oder unter Beihilfe anderer gelungen, so ordnet man die Steine, Erden und Erze am besten nach ihrer Entstehungszeit (Urgebirge, Flözgebirge, Tertiärgebirge, Diluvium) und verfertigt sich für die einzelnen Minerale kleine, oben offene Pappkästchen, die man in die abgeteilten Fächer eines flachen Holzkastens stellt. Daß man die Namen der Steine hübsch leserlich in diesen Kästchen anzubringen hat, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen.

Die Beantwortung Ihrer zweiten Frage erfolgt in nächster Nummer.

B. N. in **D.** Wir werden Ihnen und allen unsern jungen Freunden für Einsendung hübscher Schulanekdoten, von denen ja jede Klasse zu berichten weiß, dankbar sein. Ganz köstliche Sachen werden beim Uebersetzen zu Tage gefördert, die es wohl verdienen, im Briefkasten des „G. K." angenagelt zu werden. Also frisch mitgearbeitet, und zusammengetragen; dann wird euch euer Blatt erst lieb und wert!

Friedr. W. in **M.** Deinen Wunsch, einen Autograph



von unserem Kaiser zu besitzen, erfüllen wir hiermit.

Alfred M. in **E.** Um als Eleve in den höheren Postdienst aufgenommen werden zu können, müssen Sie erst die Reifeprüfung an einem Gymnasium oder Realgymnasium bestanden haben. Nach frühestens 3 Jahren und abgelegter Sekretärprüfung können Sie dann vom Praktikanten zum Sekretär, Postmeister, Ober-Postsekretär u. s. w. aufrücken. Die höheren Posten (Inspektor, Direktor, Rat, Oberpostrat u. s. w.) stehen nur dem offen, der einer zweiten Prüfung sich unterzogen.

Für die Elevenzeit, an welche sich dann noch das Militärjahr anschließt, braucht man ungefähr 4000 M. Das Gehalt eines Posinspektors beträgt 2700—3600 M. nebst Wohnungsgeldzuschuß. Beamte, welche mit Geld oder Wertsachen zu thun haben, müssen Bürgschaft (von 200—9000 M.) leisten.

Otto in **G.** Das aus dem Französischen (camarade) entlehnte Wort: Kamerad bedeutet Genoß, ursprünglich jedoch soviel wie Gesellschaft, Stubengenossenschaft (latein. camera). Eingebürgert hat sich das Wort bei uns während des dreißig-jährigen Krieges durch die Soldaten. Daß die Bezeichnung Kamerad, Herr Kamerad in militärischen Kreisen noch jetzt gang und gäbe, brauche ich Ihnen wohl nicht erst zu erzählen.

Wilh. Schneider in **W.** Die Fastnacht ist nicht vom fasten abzuleiten, sondern wohl von dem Worte fasen, im Althochdeutschen fasôn, wonach die Fasnacht (Schiller schreibt noch Faßnacht) eigentlich Schwarmfest bedeutet. Der Aschermittwoch ist der Tag der Bestreuung mit geweihter Asche zum Gedächtnisse des Todes.

Quidam in **Nürnberg.** Weiße Tinte wollen Sie sich verfertigen? Nun meinetwegen, es muß auch solche Käuze geben. Kaufen Sie sich Kremserweiß, feines Gummi arabicum und mischen Sie 15,0 g vom Weiß und 1,0 g Gummi in 35 g destilliertes Wasser.

Alfred W. in **Berlin.** Um dem Rotbuchenholz eine dem amerikanischen Nußbaumholze ähnliche Farbe zu geben, müssen Sie das gut getrocknete Holz folgendermaßen behandeln. Sie erwärmen dasselbe und bestreichen es ein- bis zweimal mit einer Auflösung von Nußschalenextrakt, hierauf übervinseln Sie das halbgetrocknete Holz mit einer kochend heißen Lösung von doppeltchromsaurem Kali und lassen es völlig trocknen.

A. Z. in **Verden** und **Rud. Spies** in **D.** Besten Dank für Ihren Brief, welchen wir zu Nutz und Frommen Ihrer Kameraden gern abdrucken.

Fragen.

H. B. in **Pf.** schreibt an uns:

An den guten Kameraden, der so schön zu unterhalten versteht!

In dem zweiten Heft fand ich neulich den Artikel „Schattenrißbilder". Ich habe es nachgeahmt und finde es überaus nett; ich habe die amüsantesten Porträts zustande gebracht, und bereits hängt die ganze Familie und Hausgenossen schon porträtiert in meiner Stube. Jetzt habe ich eine Bitte: ich habe nämlich keinen Pantograph und auch keinen Storchschnabel (s. Nr. 9); ich hatte mir den ersteren schon aus ein paar dünnen Leistchen zusammengesetzt, aber da ich das Montieren nicht verstehe, so ging die ganze Geschichte zu gedrange und mißglückte leider! Taschengeld bekomme ich noch nicht, da ich erst 15 Jahre alt bin und darum bin ich nur auf mich angewiesen. Jetzt möchte ich den guten Kameraden fragen, ob man die Porträts nicht noch auf eine andere Art verkleinern kann, daß sie so groß werden wie die gewöhnlichen Photographien. „Der gute Kamerad" weiß ja immer Rat, vielleicht auch für mich? bitte, bitte!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressiren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 11. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Hilf deinem Nebenmenschen, wenn er in Gefahr und Nöten ist! Doch lerne, wie du helfen kannst; denn ohne das zu wissen, kannst du leicht mehr Schaden thun, als Nutzen bringen.

Professor Dr. Esmarch.

Olaf der Schmied.

Das Königsschiff, das den Herrscher Dänemarks von Norwegen nach Kopenhagen führte, lag zur Weiterfahrt gerüstet in geschützter Bucht der dänischen Insel Bornholm vor Anker. Der klare sonnige Maimorgen des Jahres 1687 beleuchtete das rührige Treiben der Mannschaft auf dem Deck und in den Rahen, denn in einer Stunde ward König Christian V. erwartet, der einen Tag auf dem Schloß des greisen Edelmannes von Sture Einkehr und Rast gehalten hatte.

Unweit vom Landungsplatze, auf dem sich die Bornholmer Bevölkerung, meist aus Schiffern und Fischern bestehend, versammelte, bei der Abfahrt des Monarchen gegenwärtig zu sein, erhob sich am Strand ein kleines aus Holz und Ziegel errichtetes Gebäude mit hoher Esse; durch die geöffnete Thür konnte man in den weiten Flurraum des Hauses blicken, es war eine Schiffsschmiede, mit allem zu diesem Handwerk nötigen ausgestattet; auf dem Herde war heute die Glut erloschen, die Anwesenheit König Christians hatte der Insel einen Feiertag geschaffen, und im Feierkleid saß Larsen der alte grauköpfige Schmied mit dem wetterharten, gebräunten Gesicht und dem klaren blauen Augenpaar darin, die Pfeife im Munde auf dem hochlehnigen Holzstuhl nahe der Schwelle, wo er die Bewegung am Strande zu überblicken vermochte.

An seiner Seite hatte ein kleiner ebenfalls bejahrter Herr in geistlichem Gewande Platz genommen, es war der Schloßprediger des Edlen von Sture; Milde und tiefes Wissen hatten dem Ehrwürdigen mit dem Ruhm zugleich die Herzen gewonnen.

„Seid nicht eigenwillig, Larsen," hatte der Geistliche eben von neuem das Wort genommen, „mir ist lieb, daß der Olaf eben nicht daheim, so kann ich um so freier zu Euch reden. Haltet den Jungen nicht an Euch, Mann, es thut nimmer gut; ein flügger Vogel klebt nicht am Nest. Gern möchte er besseres sein als Handwerksgesell; und ich meine, er sagt's nicht aus eitler Ueberhebung; er hat ein Recht, Meister, sage ich Euch; Ehre wird er über Euren Namen bringen, denn sein Herz ist gut; seit seiner Knabenzeit ist er mein Schüler, und ich bin stolz auf ihn, so stolz wie Ruppert der Waffenmeister unseres Edelherrn auf die Hiebe, die der Lehrling in ritterlicher Uebung dem Meister

„Ab von dem Mädchen", sagte er kurz. (S. 162.)

beigebracht, der ihn unterwiesen. Und wollt Ihr den Jüngling nicht in Waffendienst geben, nicht an eine Hochschule des Geistes senden, wohl, so laßt ihn beim Handwerk bleiben, beim Schmiedgewerk in Zucht und Ehr, aber schickt ihn fort, ins Leben, auf die Wanderschaft, hier verkommt er!"

Gelassen hatte Meister Larsen die lebhafte Auseinandersetzung des Geistlichen angehört; jetzt, da der alte Herr Atem schöpfte, erwiderte er:

„Als ich vor Jahren mit meinem einzigen Enkelkinde nach Bornholm kam, zählte Olaf vier Jahre. Vater und Mutter waren ihm gestorben; ich mußte ihm beides ersetzen; Gott weiß, ich hab's gethan nach Kräften, und der Junge gedieh wie eine Eiche unseres Nordens. Treues Helfen fand ich an Euch, an Ruppert, nicht lieb war mir's, daß Ihr den Schmiedsenkel schier zum Ritter und Gelehrten bildetet, allein ich hatt' doch meine Freude dran; denn auch sein Handwerk war dem Olaf lieb, und ist's noch zur Stunde; drum soll er bleiben was er ist, und bei mir, bis mein Stündlein gekommen, wird wohl nicht fern mehr sein, — und dann, — dann mögt Ihr ihm raten was zu thun, Ehrwürden, hab' außerdem noch ein Wörtlein mit Euch zu reden, zu gelegener Zeit. — Bis dahin bleibt's beim Alten, — schaut hin," fuhr leuchtenden Blicks der Greis fort, zur Mauer deutend, — „das ist des Olafs Gesellenstück, das er gestern vollendet, und aus der Lehrschaft hab' ich ihn losgesprochen dafür."

Das Auge des geistlichen Herrn ward auf einen kleinen, völlig neuen Schiffsanker hingelenkt; es war ein prächtiges Stück Schmiedearbeit, in goldrotem Schein leuchtete das Eisen im Sonnenlicht. —

„Ein tüchtig Werk, so weit ich zu schätzen vermag," meinte der ehrwürdige Herr; „aber im Sturm erst erprobt sich Anker und Mensch; so wenig wie der eine hier verrostet, laßt es den andern, Meister Larsen."

Der Alte schüttelte den grauen Kopf. „Wir sprechen noch darüber," meinte er ausweichend; „ein Grund freilich könnte mich bestimmen, den Olaf von mir zu geben ehe „Gevatter Tod" Trennung heischt; mich dünkt es ist keine Freundschaft zwischen dem Junker Niels droben, dem Neffen und Erben unseres alten Edelherrn und meinem Enkel." —

Der Geistliche ward ernst. „Ihr kommt darauf, was ich längst bemerkt," sagte er. — „Unser Edelherr, Herr Sture, ist ein alter Mann, der Ruhe liebt und seinem Neffen, trotz dessen jungen Jahren, das Regiment läßt. — Und Junker Niels," fügte er bedeutsam hinzu, „war auch mein Schüler, wie Euer Olaf, aber nicht der bessere. — Edle Regungen sind seiner Seele fern, und Benny, der geschmeidige Haushofmeister, bestärkt ihn in allem was gewaltsam und tückisch heißt. — Bis jetzt waren die beiden gleichaltrigen Jünglinge nicht aneinander, wahrt Euch, Meister, daß es nimmer geschehe."

Er hatte sich erhoben, auch der alte Schmied war aufgestanden, dem scheidenden Gast, den seine Pflicht auf das Schloß rief, Geleit zu geben. — Nachdenklich schaute er dem ehrwürdigen Manne nach, dessen Worte nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben waren. — „Er hat Recht," sagte er leise vor sich hin, „am besten wäre es, ich thät ihn fort; das ritterliche Blut regt sich unbewußt; und doch ich vermag's nicht, der Junge ist die Freude meines Alters, — ich kann ihn nicht von mir thun!" — —

Der Jüngling, der in der Schmiede den Gegenstand des Gesprächs der beiden Männer bildete, saß zu derselben Zeit auf einer baumbewachsenen Anhöhe nicht weit vom Schloß und Park des edlen Herrn Sture entfernt unter einer breitästigen Linde auf einer roh gezimmerten Bank, seinem Lieblingssitz. Olaf Bungern, der Enkel des alten Larsen, zählte siebzehn Jahre; von schlankem kräftigem Wuchs, ließ das Aeußere desselben, mit dem gebräunten aber fein geschnittenen Antlitz, das halblanges dunkelblondes Haar in reicher Fülle umwallte, weit eher auf einen Vertreter ritterlichen Geschlechts, als auf einen Schmiedelehrling schließen. Das blaue Auge überschweifte das im Sonnenglanz schimmernde Meer, ein Strich Möwen flog eben darüber, scheinbar ins Endlose hinein: „könnt ich mit euch!" entwand es sich ihm selber unbewußt der Brust des einsamen Knaben.

Plötzlich unterbrach aus der Ferne kommend, wo die Anlagen sich waldartig verschlangen, ein wüster Lärm die friedliche Stille. — Ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren, braun, zigeunerartig von Kleidung und Aussehen, flog in eiligem Lauf den Pfad hinan. Es war die geistig und körperlich zurückgebliebene Urenkelin einer Greisin, über deren Herkunft und Treiben seit Jahren Dunkel herrschte und die man stets als „die Hexe" bezeichnete. Im Grunde waren die Alte wie das Kind gutmütige Geschöpfe, die völlig grundlos die Zielscheibe der Neckerei der Bornholmer Jugend bildeten. Mehr als einmal hatte Olaf dem Mädchen Ruhe vor dem Uebermut böser Buben verschafft, man wußte wie stark die an sich zarte Hand, die den wuchtigen Hammer schwang, zu treffen verstand, und fürchtete sie; auch heute mußte sie sich wohl erproben, denn mit einem Ruf der Freude stürzte das Kind ihrem Schützer entgegen. „Hilf mir!" brachte sie kaum vernehmbar hervor; „wie ein Wild haben sie mich gejagt, ich kann nicht mehr weiter."

„Sei ruhig, Mädchen;" Olaf hatte sich erhoben und deckte mit seinem Körper die Flüchtige, die keuchend auf den Holzsitz niedersank, „der Mensch ist kein Wild, ich will's ihnen zeigen!"

Nun kamen auch die Jäger dahergestürmt, und bei dem Anblick der aus etwa sechs jungen Leuten im Alter von fünfzehn bis neunzehn Jahren bestehenden Schar zuckte Olaf zusammen. Ein Jüngling mit dunklen plumpen Zügen und schwarzem Kraushaar, mittelgroß und breit gewachsen, in reicher Kleidung, den kurzen Degen an der Seite, die Gerte in der Hand, war der Führer, Junker Niels, der Neffe und einzige Erbe des Herrn Sture; die übrigen waren junge Edelleute und Söhne der vornehmsten Beamten der Insel. Augenscheinlich waren sie dem Mädchen begegnet und hatten in übermütiger Laune ein Jagdspiel mit dem armen Kinde aufgeführt.

Ein hämischer Zug ward in des Junkers Antlitz sichtbar, da sein Auge auf Olaf fiel. — „Was fällt dir ein? Willst du unsere Jagd stören?" rief er, „hussa auf, mein Wild, gieb die Bahn frei, Bursche!"

Mit diesen Worten versuchte er mit einem Hieb das arme Kind vom Sitz aufzuscheuchen, aber es gelang ihm nicht, denn Olaf stellte sich dem Rohen entgegen.

„Ab von dem Mädchen," sagte er kurz, und seine Augen leuchteten vor Erregung. „Schämt Euch, Junker Niels, und ihr andern jungen Herrn, ein armes unglückliches Menschenkind wie ein Stück Wild zu behandeln."

„Hört doch den Prediger!" höhnte Niels; „sollen wir vielleicht von dir lernen was gut und böse? Was ich will, ist gut, denn ich bin Herr und Erbe hier, und wenn der Pfaffe dem Schmiedsjungen die frommen Sprüche der Bibel eingebläut, so mag dieser seine Weisheit für sich behalten; weg da, sage ich!"

Aber Olaf wich keinen Zoll. „Wäre ich nicht eben Schmiedsjunge," sagte er und seine Stimme bebte leicht, „und Ihr der Edle, so wollte ich Euch schon weisen, daß ich auch noch andere Weisheit kenne, die ich dem Ruppert danke, dem Waffenmeister; so aber möchte ich Euch bitten, Junker Niels, doppelt bitten heut am Königstag, laßt das Mädchen in Frieden, — und mich."

Der Neffe des Schloßherrn lachte laut auf; „ein Bittender, dem der Trotz von Stirn und Augen spricht," rief er und seine Begleiter stimmten gehorsam dem Vornehmsten des Kreises zu; „nichts da, unsere Zeit ist kurz, denn ich muß zum Abschied des Königs im Schloß sein; aber meinen Willen muß ich haben, auf ein Stück Gold soll's nicht ankommen; Hussa auf!" Er versuchte Olaf von der Stelle zu schieben, um das Kind zu erreichen, das sich dicht hinter ihren Verteidiger geflüchtet hatte, aber mit beiden Händen hatte der junge Schmied das adlige Herrchen erfaßt und drehte es wirbelnd so rasch im Kreise, daß es schwankte wie ein Trunkener.

Die Umstehenden machten Miene dem Junker zu Hilfe zu kommen; aber sie zögerten wohl, Olafs Kraft war bekannt auf Bornholm und im Stillen mochten sie dem Neffen des Herrn Sture selber ganz gern die empfangene Zurechtweisung gönnen.

Dieser aber hatte sich kaum von seiner Betäubung erholt, als er wie ein Rasender mit erhobener Gerte auf Olaf zustürzte. Aber der Jüngling war vorbereitet, wie

eine Feder hob er den Junker auf und legte ihn nicht eben sanft auf den Boden; die Gerte war des Unterliegenden Hand entfallen, der junge Schmied bemächtigte sich des Rohrs, und mit wuchtigem Hieb sauste es über den Rücken des wüsten Angreifers.

Heulend vor Wut entriß Niels das kurze Schwert der Lederscheide, — „auf ihn, der Knecht hat einen Adligen geschlagen!“ tönte es aus dem Kreise der junkerlichen Genossen.

Totenblaß, auf das äußerste gefaßt, stand Olaf der dräuenden Schar gegenüber, das Kind war in die Kniee gesunken und stammelte mit gefalteten Händen: „Lieber Gott hilf ihm, er ist gut, — hilf ihm, lieber Gott!“

Da tönte vom Schlosse her ein Hornruf, dem hastig wie eine Mahnung ein zweiter und dritter folgte. Der Ton schien eine besänftigende Wirkung auf Niels auszuüben. „Das Signal gilt uns!“ sagte er sich zu seinen Gefährten wendend; „es

„Wohl,“ sagte er, „deine Gabe nehme ich an, man soll sofort den Anker auf das Schiff bringen.“ (S. 164.)

ist höchste Zeit, der König rüstet sich zum Abschiedstrunk und mein Oheim mag den Neffen vermissen. Kommt, Freunde,“ endete er, das Schwert in die Scheide steckend, „mit diesem da,“ ein Blick stechend wie eines Dolches Spitze glitt aus den kleinen schwarzen Augen des Junkers über Olaf, „werden wir zu gelegenerer Zeit abrechnen, daß er gewagt, seine schwielige Schmiedshand an den Neffen Stures zu legen, es soll ihm nichts geschenkt werden, nichts vergessen sein, und Euch, die Zeugen seiner That, lade ich als Zeugen seiner Strafe.“

Mit diesen Worten wandte sich der Junker; von seinen Genossen gefolgt, schritt er dem Schlosse seines Oheims entgegen; Olaf aber tröstete mit liebreichen Worten das jammernde Kind, dann schlug er langsam den Weg zur Strandschmiede ein; verschweigen konnte und mochte er dem Großvater das Vorgefallene nicht, die Folgen sollten den alten Mann nicht unvorbereitet treffen, aber er fürchtete sie nicht, mochte kommen was da wollte, die innere Stimme rief ihm zu: „du hast recht gethan!“ —

Schweigend hatte Meister Larsen den Bericht seines Enkels angehört; das gefurchte, verwitterte Antlitz hatte sich in noch ernstere Falten gelegt; war es nicht geboten den Jüngling der Gewalt zu entziehen, die sich unter dem Schein des Rechtes des Unschuldigen bemächtigen konnte, um lang genährten Haß zu befriedigen? Nur zu wohl war dem Greise bekannt, daß der alte Herr Sture das Walten seines Neffen, die Justiz seines Hausbeamten Benny, der zugleich das Amt eines Vogts bekleidete, jederzeit gut zu heißen pflegte. —

So war mehr als eine Stunde verstrichen;

am wolkenlosen Himmel war die Sonne höher gezogen und noch reger entfaltete sich das Treiben am Strand wie auf dem königlichen Fahrzeug, denn jeden Augenblick war der Monarch zur Abfahrt erwartet.

Und jetzt brauste ein lautes „Heilrufen" durch die klare Luft, die Kappen flogen von den Häuptern, — an der Seite des Junker Niels, dem Jüngling, der dem hohen Gast an der Stelle seines an das Zimmer gebannten Oheims Ehrengeleit gab, um einen Schritt voraus, zeigte sich Christian V., Dänemarks königlicher Herr. — Ihm folgte sein persönliches Geleite und die Spitzen der Inselbewohner.

Der Herrscher, eine gewinnende Erscheinung im kräftigsten Mannesalter, schien sich in heiterer Stimmung zu befinden. Er grüßte freundlich nach allen Seiten, und mehr als einmal hielt er den Schritt an um einem schlichten Fischer oder Schiffer ein huldvolles Wort zu spenden.

Sein Weg führte den hohen Herrn der Strandschmiede vorüber; an der Schwelle desselben standen Großvater und Enkel, entblößten Hauptes den Dahinschreitenden begrüßend.

Abermals blieb der König stehen. — „Ein freundlich Bild!" sagte er von den Bewohnern in die Heimstätte blickend; „so möcht' ich mir den jungen ‚Thor' unserer Vorfahren denken, oder auch Jung Siegfried. — Ist's ein Verwandter, Meister?" fragte er auf Olaf deutend, den alten Larsen.

„Mein Enkel, Majestät, Olaf heißt er," lautete die ziemlich kurze Antwort.

„Ich wollt', ich hätte viele Edelknaben, die ihm gleichen," meinte Christian, „wenn nicht die Schale mehr verspricht, als der Kern wert ist." —

Olaf erglühte, aber der Alte hatte sich des Wortes vor ihm bemächtigt. „Mein Enkel ist ein guter Schmied; seit heute habe ich ihn zu des Tages Ehre vom Lehrling losgesprochen; er verdient's; schaut sein Gesellenstück, Herr König, und nennt mir den Meister, der an dieser Arbeit Tadel finden will."

Die Hand des alten Schmieds deutete auf dasselbe Werk gewerblichen Schaffens, das schon vorhin die Aufmerksamkeit des geistlichen Herrn erregt hatte. Der Monarch trat näher, des merklichen Unwillens Junker Niels' nicht achtend, der von „frecher Dreistigkeit" vor sich hinmurmelte. — Wie eitel Gold leuchtete und glühte der kleine Anker im Sonnenschein.

„Fürwahr, ein prächtig Stück Arbeit, und doppelt, von so junger Hand. Ich will Euch einen Vorschlag machen, mein junger Blondgesell," wandte er sich zu Olaf; „laßt mir den Anker, Euer Gesellenstück zum Königstage auf Bornholm, er soll mir zum Andenken bleiben an meinen Aufenthalt auf Eurer Insel; auf größeren Schiffen würde sich das zierliche Ding wohl schlecht bewähren im Drang der Wogen, aber ein Lustfahrzeug hab' ich daheim auf meiner Reede zu Kopenhagen, dafür taugt's. Wollt Ihr mir den Anker geben, Ihr sollt es nicht bereuen."

„Ist's meinem Großvater und Meister recht, Herr König," erwiderte Olaf bescheiden, aber ohne jede Spur von Schüchternheit, „so bitte ich Euch, mein Lehrstück als die Gabe eines schlichten Bornholmer Schmieds gnädigst anzunehmen, der ja nichts Besseres hat, um Dänemarks guten Herrn in Liebe und Ehrfurcht zu erfreuen."

Wort und Wesen Olafs schienen des dänischen Herrschers Gefallen an dem Jüngling zu vermehren. Ein Lächeln umspielte die milden Züge Christian V.

„Wohl," sagte er, „deine Gabe nehme ich an; man soll sofort den Anker auf das Schiff bringen; von unserer Hauptstadt aus soll weiteres erfolgen. Schade, daß du nicht mehr gelernt, als den Schmiedehammer zu führen; hättest du wohl Lust Versäumtes nachzuholen?"

„Mit Verlaub Majestät," — glühend rot freilich waren Olafs Wangen bei diesen Worten, aber es mußte heraus, — „der alte, gute Herr Schloßprediger nennt mich einen guten Schüler in den Wissenschaften, und Ruppert der Waffenmeister hat mich gelehrt das Schwert zu führen, und ein wildes Roß zu zähmen."

Der König stutzte; ein scharfer Blick fiel auf Meister Larsen. — „Und Euer Enkel ist der Jüngling, Meister Schmied?" fragte er, „Euer leiblicher Enkel?"

Fest blickte der Alte dem Herrscher ins Auge; „mein leiblicher Enkel, Majestät," antwortete er, „Blut meines Blutes."

Wollt Ihr, sobald Ihr weitere Nachricht habt, ihn mir nach Kopenhagen senden?" fragte Christian weiter.

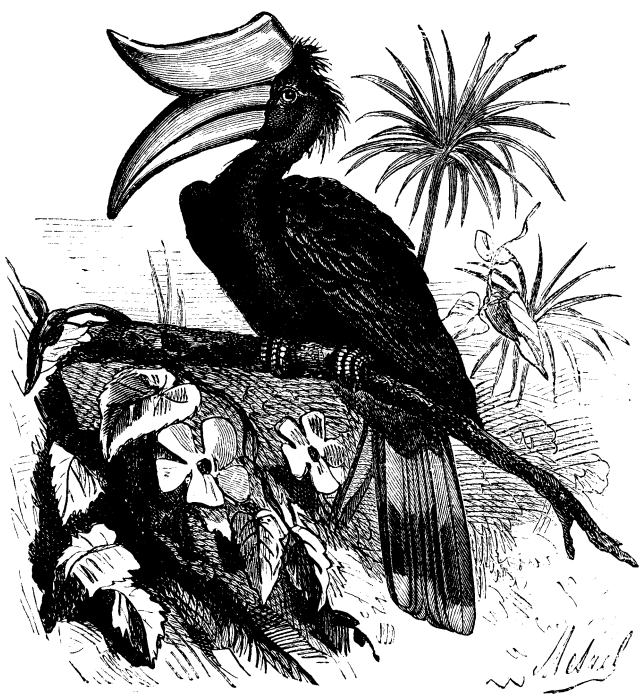
Wie in mächtiger Bewegung schien es über den greisen Schmied zu kommen; schien es nicht, als ob ein höheres Walten über Olafs Bleiben oder Gehen entscheiden wolle, das noch eben seinen Geist so lebhaft beschäftigt hatte?

„Wenn sein König ruft," erwiderte er, „wird meiner Tochter Sohn der Ladung des Herrn in Treuen folgen; doch eine Bitte hätte ich dabei an Eure Majestät, daß ich, ist's an der Zeit, meinem Enkel Geleit geben darf gen Kopenhagen und zu Euch reden kann ohne Zeugen, bevor Ihr über des Knaben Zukunft bestimmt.

„Euer Wunsch ist gewährt, Meister," erwiderte der König; „lebt wohl bis dahin, mich dünkt mein Schiffsvolk wird ungeduldig, und selbst Frau Sonne scheint gram zu sein ob meines Säumens."

Er nickte Olaf freundlich zu und setzte rascheren Schrittes seinen Weg zum Schiff fort; schon während der Unterredung des Monarchen hatten starke Männer, wie ihnen vom König befohlen, den Schiffsanker Olafs aus der Schmiede auf das königliche Fahrzeug gebracht.

(Schluß folgt.)

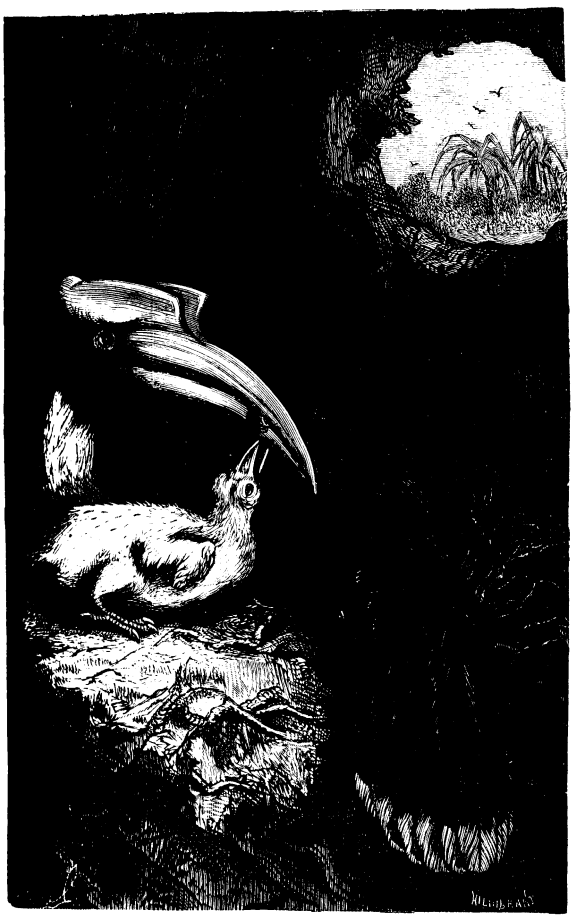


Der Doppelhornvogel.

Der Nashornvogel.

Seltsame Gestalten, unter den Vögeln wie unter anderen Tieren, zeigt uns die tropische Natur, und mit der äußerlichen Gestaltung stimmen dann meistens auch wunderliche Lebensgewohnheiten überein. Unter allen Tropenvögeln gibt es kaum andere, auf die sich das Gesagte in dem Maße beziehen läßt, wie auf die Hornvögel (Buceros); unter diesen aber ist im Körperbau wie in der Lebensweise wiederum am allerauffallendsten der Doppelnashornvogel (Buceros bicornis), gewöhnlich bloß Doppelhornvogel genannt, während er im Tierhandel unter dem Namen Hornrai vorkommt. Er erscheint als stattlicher Vogel, etwa von Truthahngröße, in der Hauptfarbe schwarz mit weißen Binden an verschiedenen Körperteilen, roten Augen, rotgelbem, gewaltigem, mit einem aufrecht gekrümmten Horn geziertem oder belastetem Schnabel, mit Schopf am Hinterkopf und mit kräftigen braunen Füßen. Ganz Indien nebst den Halbinseln und der Insel Sumatra ist seine Heimat, und in diesem weiten

Verbreitungsgebiet ist er im Urwald überall, mit Ausnahme der Gebirge, nicht selten zu finden. Ob er als Zug- oder als Strichvogel lebt, ist noch nicht festgestellt. Zur Nistzeit sieht man ihn paarweise, sonst in Flügen bis zu zwanzig Köpfen. Im Wesen ist er still und wenig beweglich, und während seine Stimme gewöhnlich nur in quakenden Lauten besteht, erschallt sie bei Gefahr und Beängstigung



Das Doppelhornvogelweibchen im Nest.

förmlich als brüllendes Geschrei. Früchte, und zwar vorzugsweise die der heiligen Feige, sollen seine Nahrung bilden, daneben verzehrt er aber jedenfalls auch Fleischstoffe, das heißt allerlei kleinere Tiere, welche er zu erwischen vermag; offenbar raubt er die Jungen aus mannigfaltigen Vogelnestern, sowie auch andere junge Tiere.

Ueberaus seltsam lauten die Nachrichten der Reisenden über das Nisten dieses Nashornvogels. Alle stimmen nämlich darin überein, daß das Nest in einer Baumhöhlung angelegt, daß dann aber das darin brütende Weibchen eingeschlossen, bezw. vermauert wird. Einige Reisende, wie Tickell und Wallace behaupten, daß das Männchen sein Weibchen in solcher Weise einsperre, während andere, wie namentlich Horne, angeben, daß das Weibchen selber das Schlupfloch zum Nest vermauere und zwar mit seinem eigenen Kot. In jedem Fall bleibt nur eine verhältnismäßig geringe Oeffnung, ein Spalt, durch welchen das Weibchen nicht hinaus kann, sondern nur gleich dem Männchen den Schnabel zu stecken vermag. Das Gelege soll in fünf bis sechs Stück, nach Angaben von anderen nur in einem bis drei Eiern bestehen. Sobald die Jungen heranwachsen, soll das Weibchen die errichtete Wand durchbrechen und dann in recht elendem Zustande hervorkommen.

In neuerer Zeit werden Nashornvögel von verschiedenen afrikanischen und indischen Arten gar nicht selten nach Europa eingeführt, doch natürlich nur als Bewohner der zoologischen Gärten, in denen solch' großer, ebenso stattlicher als seltsam gestalteter gefiederter Gast immer einen Anziehungspunkt für zahlreiche Schaulustige bildet. Als einer der häufigsten in allen derartigen Naturanstalten tritt uns der Hornrabe (Buceros abyssinicus), dessen Heimat sich aus dem lateinischen Namen ergibt, der aber auch in ganz Mittel- und Südafrika vorkommt, einer der größten von allen, entgegen. Nach Angaben des Forschers Th. von Heuglin nistet diese Art gleichfalls in einer Baumhöhlung, doch wird bei ihr das Weibchen nicht eingemauert.

In Anbetracht der hochinteressanten naturgeschichtlichen Entwicklung sollten Züchtungsversuche gerade mit diesen Vögeln in den zoologischen Gärten doch ebenso wünschenswert als hochwichtig erscheinen; bis jetzt hat man sie indessen noch nirgends angestellt, denn die Schwierigkeiten des Erfolgs sind offenbar so groß, daß jeder Tierzüchter fürchtet, sie nicht überwinden zu können.

Briefe über Stenographie.

Die großen technischen Erfindungen der letzten Jahrzehnte bezwecken ohne Ausnahme die Ersparung von Zeit und Kraft. Die kommenden Geschlechter, die sich schon bei ihrer Geburt im unbeschränkten Besitz dieser glorreichen Errungenschaften erblicken, werden es kaum begreifen können, wie ihre Vorfahren ohne dieselben ein menschenwürdiges Dasein zu führen vermochten. Der elektrische Telegraph, die Eisenbahnen, die Dampfschiffe, die Schnellpressen, gehören schon jetzt zu den selbstverständlichen Voraussetzungen einer auch nur halbwegs civilisierten bürgerlichen Gesellschaft. Die aus ihrer Anwendung entspringenden Vorteile sind so groß und handgreiflich, daß nur Stumpfsinn oder Bosheit sich dagegen stemmen könnte.

Alle übrigen Arten unserer materiellen Thätigkeit bestreben sich mehr oder minder, dem gewaltigen Umschwung, der zunächst in unseren Verkehrsverhältnissen eingetreten ist, durch Vermeidung aller unnötigen Umwege nachzueifern. Kurz, die Losung des neunzehnten Jahrhunderts lautet: Möglichst geringer Aufwand an Mitteln zur Erreichung einer möglichst großen Summe von Zwecken.

Je mehr man sich in diese Wahrheiten vertieft, um so weniger findet man es begreiflich, daß sich eine Vermittelung des Gedankenausdrucks von der Umständlichkeit und Schwerfälligkeit unserer sogen. Kurrentschrift nach wie vor in einer fast unbeeinträchtigten Alleinherrschaft behauptet. Wer hat noch nicht die jammervolle Unzulänglichkeit dieses lendenlahmen Karrengauls empfunden, der Schritt für Schritt seinen monotonen, geistlosen Gang einherhumpelt, unbekümmert um die Ungeduld des fiebernden Passagiers? Längst ist man in der Phantasie am Ziele der Fahrt angelangt, während die keuchende Mähre noch durch den Schlamm ihrer Schnörkel und Schlingen watet. Die besten Einfälle gehen bei dieser Methode oft verloren, ehe sie das Licht der Welt erblicken. Der Geist ist etwas so Flüchtiges, daß eine Hand, die mit hundert Bleigewichten beschwert ist, ihn nicht zu fesseln imstande ist. Den Blitz kann nur die Platte des Photographen, nicht aber der langsame Stift des Zeichners festhalten. Mit einem Wort, die Schnelligkeit des Gedankens und die Weitschweifigkeit unserer Schrift stehen in einem so schreienden Mißverhältnisse, daß es mir geradezu rätselhaft bleibt, wie sich die Stenographie, diese flinke Photographie des gesprochenen Wortes, nicht der allgemeinsten und ungeteiltesten Verbreitung erfreuen mag. Wohl zählen die „Wissenden" namentlich im südlichen Deutschland, nach vielen Tausenden: aber was ist diese respektable Minorität im Vergleich mit jenen Millionen gebildeter und schreibender Menschen von der Leitha bis an die holländische Grenze, denen die Stenographie ein Buch mit sieben Siegeln, ja mehr als das, ein Gegenstand der abenteuerlichsten und unvernünftigsten Vorurteile ist.

Versuchen wir uns im folgenden das Wesen der Stenographie im allgemeinen und insbesondere das der Gabelsbergerschen „Redezeichenkunst" in seinen Grundzügen klar zu machen.

Stenographie, — von στενός, eng, und γράφειν, schreiben, ist wörtlich eine Eng-

schrift, d. h. eine solche, die zunächst die äußeren Mittel des Gedankenausdrucks einengt, beschränkt. Unser gewöhnliches Alphabet verwendet auf die Bezeichnung eines einzigen Lautes eine solche überschwengliche Fülle von Linien, Punkten und Strichen, daß selbst der oberflächlichste Beurteiler einsieht, wie wenig hier dem Princip der größtmöglichen Zeitersparnis Rechnung getragen ist. Die Stenographie geht von dem Grundsatz aus, daß die Hand des Schreibenden keine Bewegung ohne einen positiven Zweck ausführen dürfe: sie hält in rationeller Weise Haus, wo die Kurrentschrift verschwendet: ihre Zahlungsfähigkeit erstreckt sich daher so weit, daß sie selbst die Krisen eines wörtlich nachzuschreibenden mündlichen Vortrags übersteht, während sich die Kurrentschrift bereits nach den ersten drei Phrasen für bankerott erklären muß.

Das Verfahren der Gabelsbergerschen Redezeichenkunst, die wir bei unseren Betrachtungen über Stenographie im allgemeinen stillschweigend als ideale Norm zu Grunde legen, läßt sich auf folgende drei Punkte zurückführen:

Sie bedient sich erstens zur Darstellung der einzelnen Laute eines möglichst geringen Quantums von Strichen.

Sie verwendet zweitens zur Bezeichnung der Wörter ein möglichst geringes Maß von Buchstaben.

Und drittens wählt sie zur Konstruktion der Sätze ein möglichst geringes Quantum von Wörtern.

Schon die Konsequenz dieses Verfahrens hat etwas Imponierendes. Die nachstehenden Bemerkungen werden es eingehender erläutern.

Es ist bereits darauf hingedeutet worden, daß unsere sogen. Kurrentschrift zur Bezeichnung der einzelnen Laute Buchstaben wählt, die mit der Einfachheit dieser Laute in absolut keinem Verhältnis stehen. Man schreibe zum Beispiel unser großes **A**. Oben über der Linie wird die Feder angesetzt: wir ziehen nun einen nach links ausgeschweiften Bogen herunter, gleich darauf einen nach rechts ausgeschweiften wieder hinauf. An ihrer Vereinigungsstelle machen wir eine Schlinge, reihen einen nach oben geöffneten kleinen Halbkreis daran, ziehen einen Grundstrich nach der Linie herunter und enden in einen schrägen sogen. Haarstrich. Welche entsetzliche Umständlichkeit! Mit demselben Apparat schreibt der Stenograph drei, vier, fünf Wörter. Man braucht z. B., um das Wort „Fähigkeit" stenographisch zu schreiben, kaum so viel Zeit, als zu dem Kurrentbuchstaben F., mit dem dieses Wort anfängt. Die Stenographie hat eben unsere gewöhnliche Kurrentschrift in ihre graphischen Theile zerlegt und diese kleinsten Buchstabenfragmente zur Würde selbständiger Buchstaben emporgehoben. Die Wahl dieser einzelnen Zeichen war keine leichte. Jede Willkür mußte von vornherein aus dem Spiel bleiben, da es offenbar darauf ankam, das öftere oder seltenere Auftreten eines Lautes, das häufigere Vorkommen desselben am Anfange, in der Mitte oder am Ende des Wortes, und namentlich auch die Eigenartigkeit derjenigen Laute genau abzuwägen, mit denen der betreffende Buchstabe am häufigsten gepaart erscheint. Gabelsberger beabsichtigte überdies, im Zeichen das Wesen des Lautes symbolisch nachzubilden, also z. B. dem einfachen Laut ein einfaches Zeichen, dem zusammengesetzten ein zusammengesetztes, dem weichen Laut ein sanft gewundenes oder gebogenes, dem schroffen ein schroffes Zeichen zu geben. Fast ein Decennium hindurch hat der geniale Erfinder über der zweckmäßigen Wahl dieser Zeichen gebrütet, und neunmal verwarf er das von ihm aufgestellte Alphabet, um endlich das zehnte als ein relativ vollkommenes zu genehmigen.

Die Gabelsbergersche Stenographie ist also eine Buchstabenschrift. Es verdient dies ausdrücklich hervorgehoben zu werden, da der Laie, wenn ihm ein stenographisches Manuskript zu Gesicht kommt, nur zu leicht geneigt ist, die krausen, zierlich verschlungenen Zeichen, von denen allerdings jedes ein Wort bedeutet, für eine Art Sigelschrift nach Art der chinesischen zu halten. Die stenographischen Buchstaben sind eben so einfach und verbindungsfähig, daß sie sich harmonisch ineinander legen, eine Methode, die dem stenographischen Wort äußerlich eine gewisse Aehnlichkeit mit den kurrentschriftlichen Buchstaben verleiht. Dieses Ineinanderlegen und Verschmelzen der einzelnen Zeichen involviert eine weitere Zeit- und Raumersparnis, da oft zwei, drei und mehr Buchstaben in dieser Verschmelzung nicht mehr Aufwand der Darstellung erfordern, als jeder einzelne der verschmolzenen Buchstaben sie sich genommen.

Sind demgemäß schon die Zeichen für die einzelnen Laute unendlich viel einfacher als die der gewöhnlichen Kurrentschrift, so resultiert eine mindestens ebenso bedeutsame Kürzung der Darstellungsmittel aus der Art und Weise, wie Gabelsberger die Buchstaben zu Wörtern zusammensetzt.

Zunächst wird selbstverständlich jeder Buchstabe, der zum Verständnis des Wortes nicht unbedingt notwendig ist, über Bord geworfen. Hierher gehören z. B. die Flexionssilben, insoweit die grammatische Form des Wortes bereits durch den Artikel, das Pronomen oder die Präposition kenntlich gemacht ist. Der Stenograph schreibt ohne weiteres: „Wir sitz so fröhlich zusamm," — oder: „Das Haus des arm Mann brannte ab." Das fehlende „en" und „es" ist dergestalt durch den Zusammenhang bedingt, daß ein Irrtum absolut undenkbar erscheint.

Ein weiteres, höchst originelles Mittel der Kürzung besteht in der eigentümlichen Behandlung der Vokale. Wenn ein Vokal nämlich zwischen zwei Konsonanten steht, so wird er nicht ausdrücklich geschrieben, sondern im ersten oder zweiten der beiden Konsonanten sinnbildlich dargestellt. Das **a** wird z. B. dadurch symbolisiert, daß man den Konsonanten, vor dem es zu lesen ist, mit einem außergewöhnlich starken Grundstrich zeichnet, — ihm den sogen. A-druck verleiht. Das **i**, der höchste Vokal der Skala, symbolisiert sich in der Hochstellung des betreffenden Konsonanten, das **u**, der tiefste Vokal der Skala, in der Tiefstellung. Man schreibt also etwa: d^r = dir, m^{ch} = mich, d_m = dum (dumm), kr_g = krug, kl_g = klug, spr^{ng} = spring, spr_{ng} = sprung u. s. w. In ähnlicher Weise wird das **o** durch Ausbauchung des betreffenden Konsonanten, das **ü** vermittelst der Durchschneidung ausgedrückt. Die Details dieser Methode lassen sich dem Laien nur sehr schwer klar machen; das vorstehende wird genügen, um eine Idee von dem Princip zu geben.

Außer den von uns bereits erwähnten Mitteln der Wortvereinfachung gibt es noch vier oder fünf verschiedene Principien der Buchstabenersparnis, von denen wir, um den Leser nicht zu ermüden, nur die zwei wichtigsten namhaft machen.

Zunächst existiert eine Reihe feststehender, ein für allemal verabredeter Kürzungen für die verschiedenen Beugungsformen der Artikel und der Hilfszeitwörter. Diese an sich fast begriffsleeren Vokabeln eignen sich ihrer häufigen Wiederkehr wegen ganz besonders für eine möglichst dünne Bezeichnung. Um diese Abbreviaturen sofort als solche erkennbar zu machen, setzt man sie stets über die Linie. So schreibt man z. B. ^{ü} statt würde, ^{i} statt ist, ^{a} statt war, ^{w} statt werden, ^{o} statt worden u. s. w. Da, wie gesagt, jede dieser Formen ein für allemal in der angegebenen Weise gekürzt wird, so ist eine Verwechselung absolut unmöglich. Jeder Stenograph liest sie sofort, selbst außerhalb des Zusammenhangs. Das ^{a} über der Linie kann beispielsweise niemals etwas anderes heißen als war, das ^{i} nie etwas anderes als ist. Soll man das „i" für „in" lesen, so muß es seine Stelle unmittelbar auf der Linie einnehmen. So genau unterscheidet der Stenograph selbst bei Dingen, die aus dem Zusammenhang klar sein würden.

In zweiter Linie verdienen die sogen. Sigel Erwähnung. Das Sigel ist gewissermaßen die graphische Metapher: „pars pro toto"; man nennt so diejenigen ein für allemal normierten Bezeichnungen eines Wortes, welche nur aus einem einzigen Buchstaben bestehen. Die Sigel unterscheiden sich von den oben besprochenen Abbreviaturen der Hilfsverba und Artikel dadurch, daß sie nicht durch die Stellung über die Linie als Kürzungen kenntlich gemacht werden müssen, sondern einfach im Kontext figurieren. Der stenographische Sprachgebrauch verfährt hier offenbar etwas willkürlich, denn ein innerer Unterschied, der zu dieser Trennung berechtigte, läßt sich mit dem besten Willen nicht auffinden. Gabelsberger bezeichnet nur eine sehr beschränkte Anzahl der am häufigsten wiederkehrenden Wörter mit Sigeln, wäh-

rend sich diese Monogramme in der Stolzeschen Stenographie auf viele hunderte belaufen. Das Wesen einer guten Stenographie ist in solchen unorganischen Abbreviaturen absolut nicht zu suchen. Dem Kenner des Gabelsbergerschen Systems stehen höhere und geistigere Mittel zu Gebote, um dem Fluge selbst der schnellsten Rede zu folgen!

Die wichtigsten der von Gabelsberger fixierten Sigel sind die nachstehenden: **u** für **und**; **z** für **zu**; **g** für **ganz**; **t** für **nicht**; **d** für **das, daß**; **ü** für **über**; **ft** für **oft**; **o** für **ob** — und andere mehr.

Die im Vorstehenden erwähnten Mittel reichen für eine gewandte Feder schon aus, um Predigten und andere nicht allzu stürmisch vorgetragene Diskurse wörtlich aufzunehmen. Für Landtagsverhandlungen bedienen sich die Kammerstenographen der sogen. Debattenschrift, die um eine weitere Kürzungsstufe über der bisher besprochenen Korrespondenzstenographie steht.

Die Debattenschrift greift nämlich zu dem Mittel der Satzkürzung und genügt somit dem letzten der drei stenographischen Hauptprincipien, das da lautet: Ein möglichst geringes Quantum von Wörtern zur Bezeichnung der Sätze.

Es hält nicht schwer, auch dem Laien klar zu machen, wie die Gabelsbergersche Redezeichenkunst zu diesem Behufe verfährt. Man würde irren, wenn man die Satzkürzung so verstehen wollte, als ob es sich dabei um die völlige Weglassung gewisser minder wichtiger Vokabeln handle. Mit einer solchen Methode würde eben das wörtliche Nachschreiben aufhören, ein Mißstand, der dem Wesen der Debattenschrift a priori zuwiderliefe. Der Kammerstenograph bezeichnet vielmehr jedes Wort, aber er beschränkt sich auf sogen. stenographische Andeutungen. Er geht von dem erfahrungsgemäßen Satz aus, daß im Zusammenhang oft ein minimales Fragment des zu lesenden Wortes genügt, um den fehlenden Rest sofort erraten zu lassen. Absolut gültige Regeln über die Frage, wo und wann die Debattenschrift auf diese Weise zu kürzen hat, existieren begreiflicherweise nicht: es bleibt dem subjektiven Ermessen des schreibenden Stenographen anheim gegeben, was er andeuten und was er ausschreiben will. Die Gabelsbergersche Stenographie stellt hier nur allgemeine Principien auf, und gestattet dem Individuum den größtmöglichen Spielraum, ein Zugeständnis, das, weit entfernt, dem praktischen Werte der Kunst zu schaden, diese vielmehr in eine höhere geistige Sphäre hebt und ihr den letzten Rest einer toten mechanischen Arbeit abstreift. Das Gabelsbergersche System unterscheidet sich in dieser Beziehung von dem Stolzeschen, wie der scharfe Denker von dem Phantasten, wie Shakespeare von Racine, wie das Germanentum von dem romanischen Formelzwang. Die Gabelsbergersche Debattenschrift gibt keine engherzigen Befehle, sondern nur direktive: der General, der unter ihrer Fahne kämpft, ist bis zu einem gewissen Grade selbständig, und diese Ungebundenheit erhöht ihre Leistungsfähigkeit.

Der Kammerstenograph schreibt z. B., wie folgt: „Ich bin mit dem geschätzten Herrn Vor^{r} volk. einver. Nur in einem Punkt erl. ich mir, von seiner Auffassung abzuw." oder:

„Christus wird nach dem Dogma der katholischen ^{t} der eingeborne ^{o} des allmächtigen ^{o} genannt."

Die hier angewendeten Kürzungen bedürfen wohl kaum einer Verdeutschung. Die erste Phrase lautet vervollständigt: Ich bin mit dem geschätzten Herrn Vorredner vollkommen einverstanden; nur in einem Punkt erlaube ich mir, von seiner Auffassung abzuweichen. Die zweite besagt: Christus ist nach dem Dogma der katholischen Kirche der eingeborene Sohn des allmächtigen Gottes. — Wie man sieht, hat das über die Linie gesetzte ^{o} der letzten Phrase das eine Mal die Bedeutung „Sohn," das andere Mal die Bedeutung „Gottes." Es ist eben der diesen beiden Wörtern eigentümliche Vokal, der gewissermaßen herausgekernt und zu ihrer augenblicklichen Bezeichnung verwendet ist. **o** über der Linie an sich bedeutet weder das eine noch das andere, sondern, wie wir zu Anfang dieser Skizze gesehen haben, so viel als „worden": nur in dem speciellen Zusammenhang dieses Satzes hat ihm die subjektive Willkür des Stenographen die angeführte Bedeutung beigelegt, — aber diese äußerliche Willkür basiert auf den Gesetzen der Logik und des Sprachgeistes. Kein Kenner des Gabelsbergerschen Systems, ja noch mehr, kein denkender Mensch, dem man die stenographischen Zeichen der betreffenden Phrase erklärte, vermöchte auch nur einen Augenblick über den Sinn der beiden Kürzungen zweifelhaft zu sein.

Um den Leser von der Unbedenklichkeit solcher Abbreviaturen vollständig zu überzeugen, unterbreite ich ihm nachstehend noch einige Beispiele:

„Der Knabe ^{i} als ob er am ^{i} stäke. Auf sein Wehklagen eilte die Gräfin herbei. Wie $^{erschr.}$ sie, als sie ihr einziges Kind am Boden ^{erickte}, mit Blut ^{beedt}; u. s. w." „Drei Tage lang saß er bei Wasser und ^{o} in dem scheußlichen ^{ker} der Inquisition."

„Ein Mann, ein ^{o}."

„Ich verbitte mir dringend solche Redens^{a}. Sie haben nicht das ^{t}, mich zu beleidigen."

„Der Adler ist der König der ^{el}."

„Der ^{ler} ist der König der Vögel."

„Die ^{die} jenes Liedes ist wirklich reizend."

„Die Kantsche ^{phie} verdiente eine eingehendere Besprechung. Wir wollen uns indes kurz ^{u}."

„Wer bei einer solchen Affaire nicht den Verstand ver^{t}, der hat überhaupt keinen zu ver^{i}."

„Gott ist mein ^{eu}, ich habe es stets redlich gemeint."

„Die Gabelsbergersche ^{i} ist im Süden Deutschlands ver^{nig}mäßig weiter verbreitet als im Norden."

„Ich bin überzeugt, daß der geneigte ^{r} sämtliche Beispiele auf den ersten ^{idt} gelöst hat.

Skeptiker könnten mir nun entgegenhalten, es seien doch Fälle denkbar, in denen aus einer derartigen Kürzung Zweideutigkeiten oder gar Mißverständnisse resultierten. Ich erwidere: Wo Zweideutigkeiten oder Mißverständnisse möglich sind, da wird eben einfach nicht gekürzt. Ueberdies darf man nicht vergessen, daß es sich ja hier lediglich um das wörtliche Nachschreiben von schnell gesprochenen Reden handelt, eine Aufgabe, die zwar mit Recht als die höchste, aber bei weitem nicht als die wichtigste Aufgabe der Stenographie zu betrachten ist. Die Stenographie ist zunächst ein Ersatzmittel für unsere gewöhnliche Kurrentschrift, und für diesen Zweck reicht die einfache Korrespondenzstenographie vollkommen aus. Ein gewandter Stenograph schreibt, ohne jede Kürzung im Stil der vorstehenden anzuwenden, doch noch immer in einer Viertelstunde soviel, als der schnellste Kurrentschreiber in anderthalb bis zwei Stunden. Diese Satzkürzungen sind also lediglich für den Kammerstenographen bestimmt, der sein Concept unmittelbar nach erfolgter Aufnahme ins Reine schreibt und so über etwaige Dunkelheiten leichter ins klare kommt, als ein Dritter dies imstande wäre, der das Manuskript zu Gesicht bekäme.

Eine genauere Darlegung der Grundzüge unseres Systems würde die Grenzen des uns füglich zu Gebote stehenden Raumes überschreiten. Auch kann es nicht Zweck dieser Zeilen sein, den Leser förmlich zu unterrichten. Wer sich für die Sache interessiert, findet ja überall Gelegenheit, das verschleierte Bild von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen. Es existiert heutzutage kaum ein Landstädtchen vierten und fünften Ranges, das nicht seinen Lehrer der Stenographie besäße. Nur melden sich freilich die Schüler nicht in dem Maßstabe, den die Wichtigkeit des Gegenstandes erwarten ließe. Die Mehrzahl des Publikums ist nach wie vor in seltsamen Vorurteilen befangen, die nur ganz allgemach vor dem Sonnenlicht der bessern Einsicht hinwegtauen.

(Schluß folgt.)

Ein Prairiebrand.

Ein Prairiebrand.

Den nordwestlichen Teil der Vereinigten Staaten Nordamerikas nehmen die unendlichen Prairien ein. Diese steppenartigen Ebenen gleichen einem trockenen Meere, auf welchem straffe, dürre Gräser von hügeligem Wuchs die Wellen bilden. Streicht ein Windstoß über jene Gräser, so wogt das Meer in lebhaftem Wellenschlage und seine Brandung erstirbt am fernen Horizonte.

Der Staat Illinois, zwischen Mississippi, Ohio, dem Wabasch- und dem Oberen See gelegen, hat im Norden noch die ausgedehntesten Prairien, welche zwei Drittel des ganzen Gebietes einnehmen. Ferner ist Jowa, zwischen dem Mississippi und Missouri, ein Prairienstaat. In ihm wechseln, wie in Minnesota, diese Grasfluren mit Wald und Gewässer. Auch durch die mittleren und südlichen Staaten der Union ziehen sich Prairien. Missouri, im Norden äußerst fruchtbar und der Garten des Westens genannt, ist im übrigen Prairie. Ebenso hat Louisiana seine Prairien, die in Texas eine noch größere Ausdehnung gewinnen.

Seit 1869 durchschneidet die Pacificeisenbahn, dieses Wunder aller Eisenbahnbauten, die nordamerikanischen Prairien. Die ursprünglichen Bewohner der endlosen Grassteppen, die Rothäute oder Indianer, werden von der vorschreitenden Civilisation immer weiter zurückgedrängt; auch sterben sie durch die Berührung mit den Weißen massenhaft dahin.

Im Gegensatze zu unseren traulich von Hecken und Waldrändern umhegten deutschen Wiesen besitzen die Prairien eine erhabene Unbegrenztheit, die gleich der Unermeßlichkeit des Oceans den menschlichen Sinn mit ehrfurchtsvoller Ahnung der obwaltenden Schöpfermacht erfüllt. Ueber einen derartigen Eindruck der Prairie läßt der Schriftsteller Sealsfield seinen Oberst Morse sich also äußern: „Ich habe mir, so mag ich wohl sagen, einen lebendigen Gott gewonnen, einen Gott, den ich früher nicht kannte; denn jener, den ich in der Prairie kennen gelernt, ist mein eigener Gott, mein Schöpfer, der sich mir in der Herrlichkeit seiner Werke geoffenbart, der mir von dieser Stunde an vor Augen stand und stehen wird, solange Odem in mir ist."

Von unseren deutschen Wiesengräsern unterscheiden sich die Gräser der Prairien, wie schon oben angedeutet, durch starre, steife Haltung und hügeligen Wuchs. Ebenso weichen die den Prairiegräsern eingemischten Blütenpflanzen durch staudenartige Höhe und dichte Gruppierung von unseren Wiesenblumen ab. Das wichtigste Gras der Prairie ist das Büffelgras, Tripsacum oder Sesleria distichoides. „Wo nichts mehr gedeiht," sagt Karl Müller in seinem „Buch der Pflanzenwelt", „wo der Boden immer schlechter und sandiger wird, gibt dieses wohlthätige kurze Gras allein seine Herrschaft nicht auf und ernährt, im Vereine mit eigentümlichen Kleearten, den Bison und den Büffel, welche in zahlreichen Herden den endlosen Grasocean westlich vom Mississippi wild durchschweifen. Aus diesem Grunde ist auch das Gras bezeichnend Buffalograss genannt worden, und nicht mit Unrecht könnte es die eigentliche Lebenspflanze der Prairien heißen. Denn wie an dieselbe das Leben der wilden Rinder gebunden ist, ebenso knüpft sich das Leben der in mannigfache Stämme zerspaltenen Prairie-Indianer an diese Herden, und zwar in so bedeutender Art, daß die Ausrottung der Büffel sofort auch das Aussterben jener Indianerhorden nach sich ziehen müßte."

Auffallend ist in der eigentlichen oder „westlichen Prairie" die Armut an baum- und strauchartigem Pflanzenwuchs. Die Ursache dieser Armut finden einige in den zahllosen Büffelherden, welche allen jungen Baumwuchs zertrampeln, andere in den häufigen Prairiebränden, welche alles Strauchwerk versengen.

Ja, diese Brände, sie sind die furchtbarste Erscheinung der Prairie! Der Ocean hat seine Stürme, die Prairie ihre Brände. Dort schlingen die kalten Wogen alles hinab, hier verzehren alles die heißen Flammen. Dort winkt dem Menschen ein Wellengrab, hier ein Flammengrab. Das eine wie das andere ist grausig; doch am grausigsten dünkt uns das letztere. Wer diesem Grabe entrinnt, hat freilich ein Schauspiel erlebt, dessen furchtbare Pracht von keiner anderen Erscheinung erreicht wird.

Hören wir den Bericht eines Augenzeugen.

Der Amerikaner J. T. Irving hatte sich auf einem Jagdzuge durch die Prairie beim Verfolgen von Truthühnern, welche den Jäger in einen Grenzwald gelockt hatten, von seiner Gesellschaft getrennt. Der hohe Stand der Sonne mahnte ihn endlich, daß es nahe am Mittag und daher Zeit sei, sich wieder an seine Gefährten anzuschließen.

„Ich verließ nun den Wald," erzählt Irving, „und richtete meinen Weg über die offene Prairie nach der Gegend, wo ich die Spur der Reisetruppe finden mußte. Aber vergebens strengte ich mein Gesicht an, beschleunigte ich meine Schritte, schaute ich mich um, verschoß ich mein Pulver. Nichts war zu sehen, kein Laut zu hören. Das hohe Gras ward von dem Winde durchweht, aber ein lebendiges Wesen war nicht zu sehen. Die Prairie war eine Einöde. Ich fing nun an zu fürchten, daß ich über die Spur der Gesellschaft bereits hinausgekommen sein möchte; aber doch schien es mir wieder unmöglich, daß ich die Tritte eines so großen Zuges hätte übersehen sollen. Mit hastigen Schritten erstieg ich einen Hügel, der eine weite Aussicht gewährte; eine Wildnis von Grasflächen und kleinen wellenförmigen Hügeln breitete sich vor meinen umherspähenden Blicken aus; aber von meinen Gefährten war nichts zu entdecken: über mir der Himmel, unter mir der Prairieboden, und ich das einzige lebende Wesen in dieser Wildnis. Es wurde Zeit, einen Ruheplatz für die Nacht zu suchen, und ich sah mich nach einem Baume um, aber so weit mein Gesicht reichte, war keiner zu sehen. Ueberall dürres Gras, Gestrüpp und wieder Gras. Ich war dem Seefahrer gleich, der sich mitten auf dem Ocean befindet ohne Kompaß und Karte. Welchen Weg sollte ich einschlagen? Ging ich nach Westen, so konnte ich möglicherweise meinen Gefährten mich nähern, aber es war ungewiß, und ich hätte mich von den Wohnungen der Weißen entfernt, zu denen ich in der Richtung nach Osten gewiß gelangen mußte. So entschloß ich mich denn, nach Osten zu steuern, solange der Hunger mir Kräfte ließ und bis ich das Ufer des Missouri erreicht haben würde.

„Meine Schritte wurden schneller und ängstlicher, denn ich mußte vor allem ein Obdach finden. Es war zu Ende Oktober; der Wind war bereits empfindlich kalt, und ich hatte nur meinen leichten Jagdrock ihm entgegenzusetzen. Die Sonne war eben im Begriff, unter den Horizont herabzusinken; da erblickte ich einen noch mehrere Meilen entfernten Waldstreif. Das wirkte auf mich wie der Sporn des Reiters auf ein ermüdetes Pferd. Mit frischem Mute lief ich die Abhänge der Hügel hinab und bahnte mir einen Weg durch das struppige Gras. Aber nun ging die Sonne unter, und sobald das Dunkel eintrat, verschwamm alles vor meinen Augen, und der Wald, welcher kaum noch zwei (englische) Meilen entfernt sein konnte, war nicht mehr zu sehen. Ich bestieg abermals einen Hügel, um auf seinem Gipfel den Aufgang des Mondes abzuwarten, denn ich fürchtete, in der Dunkelheit die Richtung zu verlieren.

„Ein trauriges Gefühl bemächtigte sich meiner, wie ich so da saß, nichts als die trostlose Wüste um mich, den kalten Himmel mit seinen funkelnden Sternen über mir. Der Wind hatte sich in einen Sturm verwandelt und brauste pfeifend daher, dann und wann das Geheul eines Wolfes mit sich herüberbringend. Ueber eine Stunde lang saß ich, auf meine Büchse gelehnt, die Augen auf den östlichen Horizont ge-

richtet, ungeduldig auf das Erscheinen des Mondes harrend. Nie habe ich seinen Aufgang so freudig betrachtet als jetzt, wo er über der grenzenlosen Fläche emporstieg.

„Alsbald setzte ich meine Wanderung fort, und nach einem angestrengten Marsche von einer Stunde erreichte ich den Wald. Von den Indianern hatte ich bereits gelernt, ein mit Zweigen überdecktes Lager zu bereiten, und es dauerte nicht lange, so wärmte ich mich an einem lustig auflodernden Feuer, das ich neben dem Stamme eines umgefallenen Baumes angezündet hatte. Meine Eßlust war stark, aber meine Ermüdung noch stärker, und bald war ich eingeschlafen. Doch die zunehmende Gewalt des Sturmes weckte mich wieder. Bisweilen sank des Brausen zu dumpfen Tönen herab, dann schwoll es wieder höher an und tobte heulend und pfeifend durch die krachenden Bäume. Ich setzte mich eine Weile an das verglimmende Feuer, dann vergrub ich mich wieder in mein Bett von Laub und Gestrüpp; aber der Schlaf war verscheucht. Es lag etwas Grausenhaftes in den Tönen des Windes. Bisweilen schien es mir, als hörte ich Stimmen durch den Wald schreien, dann war plötzlich jeder Laut verstummt. Meine Ohren sogen begierig jeden Laut ein, und es überfiel mich eine abergläubische Furcht, die ich Mühe hatte zu bekämpfen. Ich nahm meine Büchse zur Hand, denn meine Sinne waren so verwirrt und befangen, daß ich jeden Augenblick einen bewaffneten Indianer in meiner Nähe zu sehen glaubte. Endlich stand ich wieder auf und brachte das Feuer aufs neue in Brand. Da brach ein heftiger Windstoß durch den Wald und wehte Funken und Asche nach allen Seiten hin. Augenblicklich schossen fünfzig kleine Feuer ihre leckenden Zungen in die Luft, als lachten sie triumphierend mich an. Kaum waren sie geboren, so stiegen sie auch schon zu einer hohen pyramidalen Flamme auf und hüpften leicht über die zerstreuten Büschel dürren Grases dahin. Im nächsten Moment waren sie auch schon draußen auf der Prairie, und nun leuchtete eine wogende Linie glänzender Flammen in die dunkle Atmosphäre hinein.

„Eine neue Windsbraut war im Anzuge. Ein Klagen und Winseln in der Nähe kündigte sie aus der Ferne an; so wie sie näher kam, erfüllte eine Wolke wirbelnden Laubes die Luft, die jungen Bäume neigten sich zur Erde, die alten Bäume krachten. Jetzt war der Windstoß da und stürzte auf die Prairie. Myriaden glühender Aschenstäubchen wurden in die Höhe geschleudert, wie Meteore flogen Büschel brennenden Grases durch die Luft. Die Flamme breitete sich aus zu einem großen Feuermeere und ergoß sich, unaufhaltsam weitergreifend, wie ein Lavastrom über die Grasfläche hin, den Wald bis in die weiteste Ferne mit einem roten Bande umflutend. Das grelle Licht machte die schwarze Finsternis des Waldes noch schwärzer. Das Brausen und Zischen der Flammen übertäubte noch den heulenden Wind; es waren unzählige Feuerpyramiden, die in der Wüste tanzten und rasend sprangen und überall neue Tänzer erweckten. Ihr Brausen glich dem Brausen eines aufgewühlten Oceans, dessen Wellen gegeneinander sich bäumen und in wildem Aufruhr kämpfen. Gerade in der Richtung ihres Laufes stand eine Gruppe von Eichen, deren dürres Laub noch fest an den Zweigen hing. Die lodernde Flut kam heran und erleuchtete die Gruppe. Jetzt umhüllte ein schwarzer Qualm den nächsten Baum — und jetzt rauschte die Glut zu den Zweigen auf und schoß, wie im Triumphe springend, an hundert Fuß in die Luft empor. Der Effekt war ein Augenblick, denn im Nu hatte das Feuer die Bäume durchlaufen. Es sank wieder zur Prairie herab, und nur noch eine schwache dunkelrote Glut umspielte die geschwärzten Aeste. Begierig strömte das wütende Element weiter, Schluchten und Hügel durchspähend, nach Nahrung lüstern. Mehrere Stunden lang wütete das Feuer, und der ganze Horizont war mit einem feurigen Gürtel überzogen. Je mehr der Kreis sich ausdehnte, desto kleiner und kleiner wurden die Flammen, bis sie endlich wie ein dünner goldener Faden um die Hügel sich wickelten. Sie mußten wohl auf zehn Meilen fortgezogen sein. Endlich legte sich die Glut, obgleich der purpurne Schein, der noch stundenlang den Nachthimmel rötete, deutlich erkennen ließ, daß das unermüdliche Element noch immer nicht zur Ruhe gekommen sei.

„Die Sonne ging auf, als ich mich von meinem Lager erhob und meine Reise wieder antrat. Welch eine Veränderung! Aus der Prairie war eine völlige Wüste geworden. Nicht ein einziger Halm, nicht ein Blättchen war verschont geblieben. Die Bäume des Waldes streckten ihre nackten, versengten Aeste in die Luft — ein Bild des überstandenen Angriffs. Eine dünne Decke grauer Asche lag über den Boden gestreut, und einzelne Bäume, deren dünne Zweige die Flammen genährt hatten, brannten noch fort oder sandten hohe Rauchsäulen empor. Ueberall bezeichnete eine kahle Oede den Lauf der Flammen, die sich, das Gras bis auf die Wurzel verzehrend, selbst gegen den Wind Bahn gebrochen hatten.

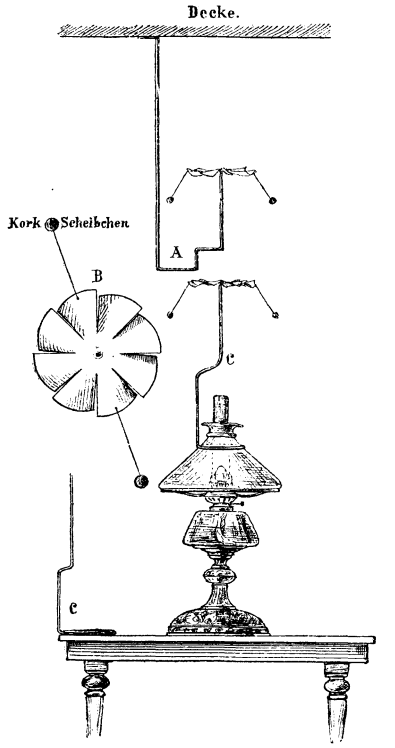
„Noch immer tobte der Wind und wirbelte die Asche empor, so daß es bisweilen unmöglich war, ein oder zweihundert Yards weit zu sehen.

„Als ich die traurige Landschaft überschaute, erblickte ich einen mageren grauen Prairiewolf, der sich leisen Schrittes wie ein Dieb in eine der Schluchten schlich, gleichsam als ob ihn die Scene in Furcht gesetzt hätte. Er war das einzige sichtbare lebendige Wesen. Er sah mich, seinen Nebenwanderer, jedoch ohne zu fliehen. Die ringsum herrschende Verheerung schien ihn dem Menschen um ein Glied in der Kette der Wesen näher gebracht zu haben, denn er hatte seine Furcht vor ihm verloren. Als er den Fuß des Hügels erreicht hatte, stand er still, stieß ein tiefes klagendes Geheul aus, worauf aus dem Walde her geantwortet ward, und bald darauf drei andere herbeikamen und sich zu ihm gesellten.

„Sie standen einige Augenblicke still und blickten mich mit ihren feurigen Augen an; dann wandte sich einer und kam mir näher. Seine Begleiter folgten ihm. Mir lag indes, trotz der Einsamkeit, nichts an der Gesellschaft von Wölfen; ich legte daher meine Büchse an und schickte eine Kugel unter sie. Ein lautes Heulen antwortete auf den Schuß und der hinkende Gang des einen, als die Rotte in die Wälder floh, überzeugte mich, daß meine Kugel ihr Ziel erreicht hatte."

Warmluft-Experiment.

Mache dir aus mäßig dickem, biegsamem Draht einen viermal rechtwinkelig gebogenen Bügel, wie hier in der Zeichnung bei A, und befestige ihn oben an der Decke gerade über dem Platze, wo eure Lampe gewöhnlich steht, und hänge am spitzen Ende des Drahtes eine Papierschlange auf; die Entfernung über dem Lampencylinder darf 80 bis 90 cm betragen. Fertigst du dir aber statt der Schlange ein (etwa 7 bis 8 cm Durchmesser) Rad (B) aus

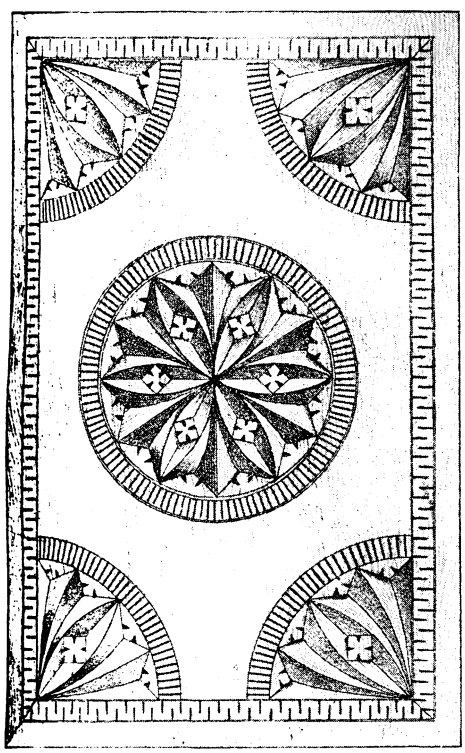


mittelstarkem Papier, biegst dessen 6 bis 8 Schaufeln nach unten zu um, hängst an einen Faden 2 weit herabhängende Kork- oder Hollunderkügelchen, wie Zeichnung zeigt, daran, so hast du eine erneute Freude, denn gleich wie bei einer Dampfmaschine bilden dieselben wie ein Regulator ihre Rotation, aus der du die Drehungsgeschwindigkeit ersiehst. — Machst du dir den Drahtbügel so, daß du ihn mittels des Ringes auf dem Schirm auf- und abnehmen kannst, wie in Zeichnung C C 1, so kann die Lampe überall stehen, und du brauchst nicht erst an die Decke zu steigen.

Was versteht man unter Kerbschnitt?

Welchen Knaben hätte nicht schon einmal die Lust angewandelt, die Schärfe seines Messers auf der Schulbank, an dem Gartenzaun oder am Stamme eines Baumes zu probieren! Da werden Namen und Zeichnungen eingeritzt, von denen sich durchaus nicht behaupten läßt, daß sie schön wären. Schön ist nur das Vergnügen, das der Ausübende bei solchem Beginnen empfindet. Diesem Vergnügen nun kann einerseits Nahrung gegeben und die Beschäftigung andererseits in solche Bahnen gelenkt werden, daß zugleich denen daraus Freude erwächst, für die sonst dieser sogen. Zerstörungstrieb zu einer Quelle manchen Aergers wurde. Geschehen kann dies dadurch, daß der Knabe planmäßig angeleitet wird, zu schnitzen.

Holzschnitzerei sollen also unsere Knaben betreiben lernen. Wer denkt bei dem Namen Holzschnitzerei nicht gleich an die hunderterlei kleinen und großen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens, wie Schlüsselhalter, Photographierähmchen, Zeitungsmappen u. dergl. mehr, die heute als Schnitzgegenstände in den Handel kommen! Dieselben sind aus Ranken, Blättern und Arabeskenformen zusammengesetzt und in



Kerbschnittarbeit.

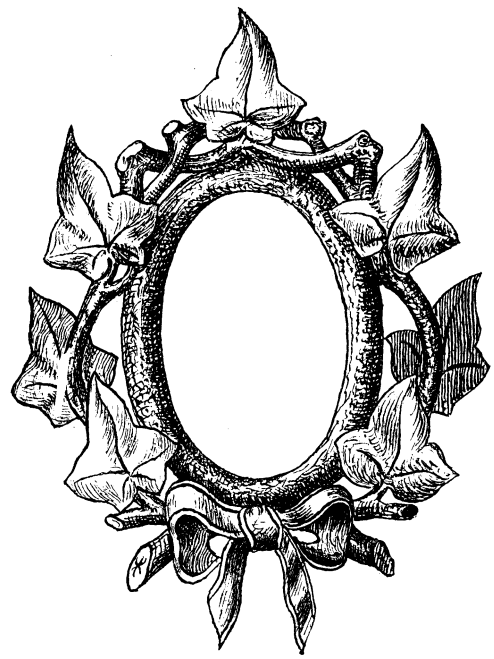
weichem Linden- oder Erlenholz ausgeführt. Leider entbehren diese Arbeiten in den meisten Fällen jedes künstlerischen Gepräges, sind roh zusammengefügt und gewähren nur dem flüchtig zuschauenden Auge oder dem ungebildeten Geschmackssinn oberflächliche Befriedigung. Die Vorderansicht derselben erscheint mitunter noch leidlich erträglich, aber an den Seiten und durchbrochenen Stellen entdeckt das kritische Auge nicht selten noch den rohen Schnitt der Säge. Eine solche Unterlassungssünde läßt sich nicht einmal ein Knabe zu schulden kommen, der eine Laubsägearbeit korrekt hat anfertigen lernen. Ein sauberes Hinterschneiden der Blatt- und Rankenformen, wodurch dieselben leicht und gefällig erscheinen, ist der Zeitersparnis wegen unterlassen worden. Die widersinnigsten Zusammensetzungen und ganz falsche Verhältnisse der einzelnen Teile zu einander sind durchaus häufig vorkommende Erscheinungen, abgesehen davon, daß auf eine methodisch-richtige Stilisierung der verwandten Naturformen so gut wie gar keine Rücksicht genommen worden ist. Beize und Wachs geben die äußere Tünche her, um die zweifelhaften Kunstprodukte fertig zu stellen.

Damit soll nicht behauptet werden, daß die soeben geschilderten sogen. Holzgalanteriesch nitzereien nicht auch gut und schön angefertigt werden können und auch thatsächlich hergestellt werden. Dazu gehört aber außer einer guten Vorbildung im Zeichnen vor allen Dingen ein gewisser Kunstsinn.

Schulpflichtige Knaben nun können die zuletzt erwähnten Arbeiten nicht herstellen und die ersteren sollen sie nicht herstellen. Wozu die Pfuscher vermehren!

Wenn es also mit den Galanteriearbeiten nichts ist, so müssen wir uns weiter umsehen nach angemessenem Uebungsstoff aus dem Gebiete der Holzschnitzerei. Derselbe bietet sich in den sogen. Kerbschnittarbeiten. — Der Name Kerbschnitt kommt her von kerben. Mit dem Messer „kerben" bedeutet, durch schräge, einander entgegengestellte Schnitte Holzteile herausheben. — In den Arbeiten dieser Art sind überhaupt die ersten Anfänge der Holzschnitzkunst zu finden. Die Südseeinsulaner verzieren vielfach ihre einfachen Holzgeräte mit Kerbschnitt. Bei uns in Deutschland hat es schon einmal eine Zeit gegeben, wo Kerbschnittarbeiten ganz kunstvoll angefertigt wurden.

Die ganze Kunst besteht darin, durch schräg auf die Holzfläche ausgeführte Schnitte allerlei Muster und Figuren einzukerben, die sich in der mannigfachsten Weise zusammensetzen und gruppieren lassen. Den willkommensten und leichtesten Stoff für diese Muster bieten die geometrischen Figuren, wie Quadrat, Dreieck, Rechteck, Oval, Kreis und Kreisring, die ja jedem Schüler aus dem Mathematikunterricht bekannt sind. Die Nachbildung derartiger Muster ist nach Ueberwindung einiger technischer Schwierig-



Galanteriearbeit.

keiten darum so leicht und einfach, weil nur eine Form die richtige ist und jeder Fehler in der Konstruktion sofort in die Augen springt. Quadrat bleibt Quadrat, Kreis bleibt Kreis, während ein Epheu-, ein Eichenblatt die verschiedenste Stilisierung erfahren kann.

Leicht ausführbar sind diese Schnitzereien aus dem Grunde, weil sie alle in einer Fläche bleiben, vorwiegend der ebenen. Es lassen sich damit verzieren Decke und Seiten eines Kastens, ganze Tischplatten, die Vorderfläche eines Rahmens, ferner Lineale, Schlüsselhalter, Briefbeschwerer, Zeitungsmappen, Buchdeckel und zahlreiche andere kleine Gegenstände. Grundsatz für diese Art der Schnitzerei ist es, jede Fläche bis in die kleinsten Teile hinein aufzuzieren.

Ein großer Apparat von Werkzeugen ist bei Verwendung des Kerbschnittes nicht erforderlich. Der genaueren Beschreibung desselben soll ein folgender Artikel gewidmet sein.

Zum Schluß mögen einige Zeichnungen den Unterschied zwischen Galanterie- und Kerbschnittarbeiten vor Augen führen.

Zur Behandlung der Goldfische.

Um Goldfischen und anderen Wassertierchen das Wasser in den Aquarien und Behältern zuträglicher zu machen, setzt man auf 100 g Wasser 4 Tropfen einer Lösung von 1 g Salicylsäure auf 300 g Wasser zu. Dasselbe hält sich dann gegen 3 Monate frisch und braucht nicht erneuert zu werden. Die Goldfische füttert man in der Regel am besten mit Ameiseneiern, nie aber mit Oblaten.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Nun, so wollen wir auch keine Zeit verlieren und schnell hinab, Sir!"

„Das müssen wir freilich, leise und vorsichtig, einer immer hinter dem anderen. Einer muß aber bei den Pferden und Gefangenen zurückbleiben, einer, auf den wir uns verlassen können. Das ist Wohkadeh!"

„Uff!" stieß der junge Indianer hervor, ganz entzückt über das große Vertrauen, welches Shatterhand ihm schenkte.

Weil dieser ihn heute zum erstenmal gesehen hatte, war es wohl eigentlich ein Wagnis, den jugendlichen Indsman allein bei den Gefangenen und Pferden, welche die ganze Habe ihrer Reiter trugen, zurückzulassen; aber die Aufrichtigkeit, mit welcher Wohkadeh Old Shatterhand gesagt hatte, daß sein Leben ihm gehöre, hatte dem ersteren das Herz des letzteren gewonnen. Uebrigens traute Shatterhand dem roten Jünglinge die Kaltblütigkeit zu, welche zu diesem verantwortlichen Posten gehörte.

„Mein junger roter Bruder wird bei den Gefangenen sitzen, das Messer in der Hand," sagte er ihm, „und wenn einer der Schoschonen einen Fluchtversuch machen oder nur ein Geräusch verursachen wollte, so wird er ihm das Messer sogleich in das Herz stoßen!"

„Wohkadeh wird es thun!"

„Er wird hier bleiben, bis wir zurückkehren, und den Ort auf keinen Fall verlassen!"

„Wohkadeh würde hier sitzen und verhungern, wenn seine Brüder nicht zurückkehrten!"

Das sagte er in einem Tone, welchem man anhörte, wie sehr ernst es ihm mit diesem Versprechen sei. Er zog sein Bowiemesser hervor und setzte sich zwischen den Gefangenen nieder. Old Shatterhand

Die Krieger saßen am Feuer und schnitten sich ihre Portionen von dem Braten, welcher an einem Aste über der Flamme briet.

erklärte diesen, was ihrer warte, wenn sie sich nicht vollständig ruhig verhalten würden, und dann begannen die fünf den beschwerlichen Abstieg.

Die Senkung war, wie bereits erwähnt, eine ziemlich steile. Die Bäume standen eng beisammen, und zwischen ihnen gab es so viel Unterholz, daß die kühnen Leute bei der Vorsicht, welche so nötig war, nur sehr langsam vorwärts kamen. Es durfte kein Geräusch gemacht werden. Das Knicken eines Astes konnte ihre Annäherung verraten.

Winnetou stieg voran. Er war derjenige, dessen Augen bei Nacht am schärfsten waren. Hinter ihm befand sich Martin Baumann. Dann kam der lange Davy, nachher der Neger, Shatterhand machte den letzten.

Ueber drei Viertelstunden waren vergangen, ehe eine Strecke, zu welcher am Tage höchstens fünf Minuten gebraucht worden wären, zurückgelegt worden war. Jetzt befanden sie sich unten im Thalkessel, am Rande des Waldes, denn die Sohle des Thales bestand aus baumlosem Grasboden. Nur hier und da erhob sich ein einzelner Strauch.

Das Feuer brannte hell, gar nicht auf indianische Weise geschürt. Das war ein Zeichen, daß die Schoschonen sich sehr sicher fühlten.

Während nämlich die Weißen das Holz aufeinander legen, so daß es vom Feuer ganz angegriffen wird, und eine hoch emporlodernde, weithin sichtbare und viel Rauch verbreitende Flamme entsteht, legen die Indianer die Holzscheite so, daß sie wie Halbmesser eines Kreises im Mittelpunkte zusammenstoßen. In diesem Centrum brennt die kleine Flamme, welche dadurch genährt wird, daß die Scheite, je nachdem sie verbrennen, nachgeschoben werden. Das gibt ein Feuer, welches allen Zwecken der Roten genügt, eine kleine, leicht zu verbergende Flamme bildet und so wenig Rauch erzeugt, daß er in einiger Entfernung kaum bemerkt werden kann. Dazu verstehen sie die Art des Holzes so auszuwählen, daß dasselbe beim Verbrennen möglichst wenig Geruch verbreitet. Der Geruch des Rauches ist im Westen außerordentlich gefährlich. Die scharfe Nase des Indsman bemerkt ihn bereits aus sehr, sehr weiter Entfernung.

Das Feuer hier war nach Art der Weißen genährt, und der Geruch gebratenen Fleisches hatte sich über das ganze Thal verbreitet. Winnetou sog die Luft prüfend ein und flüsterte:

„Mokaschi-si-tscheh — Büffelrücken."

Sein Geruchsinn war so fein, daß er sogar den Körperteil des Tieres, von welchem das Fleisch geschnitten war, bestimmen konnte.

Man sah drei große Zelte stehen. Sie bildeten die Ecken eines spitzwinkeligen Dreieckes, dessen Höhe gerade nach den fünf Lauschern lag. Das ihnen am nächsten stehende Zelt war mit Adlerfedern geschmückt, also dasjenige, welches der Häuptling mit bewohnte. Im Mittelpunkte des Dreieckes brannte das Feuer.

Die Pferde der Roten weideten frei und ungefesselt im Grase. Die Krieger saßen am Feuer und schnitten sich ihre Portionen von dem Braten, welcher an einem Aste über der Flamme briet. Sie waren, ganz der indianischen Sitte entgegen, sehr laut. Der Umstand, zwei Gefangene gemacht zu haben, hatte sie in diese vortreffliche Stimmung versetzt. Trotz der Sicherheit, in welcher sie sich fühlten, hatten sie einige Wachen ausgestellt, welche langsam auf und ab patrouillierten, es aber ihrer Haltung nach für sehr unrecht zu halten schienen, daß sie nicht mit den übrigen am Feuer sitzen durften.

„Eine verteufelte Geschichte!" brummte Davy. „Wie bekommen wir unsere Kameraden heraus? Was meint ihr, Mesch'schurs?"

„Zunächst möchten wir Eure eigene Meinung vernehmen, Master Davy," antwortete Schatterhand.

„Die meinige? Zounds! Ich habe gar keine."

„So habt die Gewogenheit, ein wenig nachzudenken!"

„Wird auch nichts helfen. Ich habe mir die Sache so ziemlich anders gedacht. Diese roten Schlingels haben keinen Verstand. Da hocken sie alle inmitten der Zelte um das Feuer, so daß es gar nicht möglich ist, in eins derselben zu gelangen! Das konnten sie unterlassen!"

„Ihr scheint Bequemlichkeit zu lieben, Sir! Wünscht Ihr vielleicht, daß die Indsmen von den Zelten bis hierher eine Pferdebahn anlegen, um Euch Eueren dicken Jemmy per Achse herzuschicken? Ja, dann dürft Ihr nicht nach dem Westen gehen!"

„Sehr richtig! Und ergreifen lassen darf man sich auch nicht. Wenn man nur wenigstens wüßte, in welchem Zelte die beiden stecken!"

„Natürlich in demjenigen des Häuptlings."

„So will ich einen Vorschlag machen."

„Nun?"

„Wir schleichen uns so nahe wie möglich hinan und fallen, sobald sie uns bemerken, über sie her. Dabei erheben wir ein solches Geschrei und machen einen so entsetzlichen Spektakel, daß sie denken, wir seien hundert Personen. Sie werden vor Schrecken davonlaufen. Wir holen die Gefangenen aus dem Zelte und laufen auch davon, natürlich so schnell wie möglich."

„Das ist Euer Vorschlag?"

„Ja."

„Habt Ihr noch etwas hinzuzufügen?"

„Nein. Nicht wahr, er gefällt Euch?"

„Ganz und gar nicht."

„Oho! Meint Ihr, daß Ihr Euch etwas Besseres ausdenken werdet?"

„Ob etwas Besseres, das will ich nicht behaupten, etwas Unverständigeres aber jedenfalls nicht."

„Sir! Soll das eine Beleidigung sein? Ich bin nämlich der lange Davy!"

„Das weiß ich seit einiger Zeit. Von einer Beleidigung ist keine Rede. Ihr seht von hier aus, daß die Indsmen ihre Waffen handgerecht haben. Sie werden nicht so dumm sein, unsere Zahl so zu überschätzen, wie Ihr es wünscht. Fallen wir über sie her, so werden sie wohl für einen Augenblick verblüfft sein, aber eben nur für einen Augenblick; dann haben wir eine zehnfache Uebermacht gegen uns."

„Ich denke, Ihr fürchtet Euch nicht!"

„Gerade weil ich keinen Angriff riskiere, dessen Ausgang unser sicherer Untergang sein würde, brauche ich mich nicht zu fürchten. Und selbst wenn wir siegten, würde viel, sehr viel Blut fließen, und das kann man vermeiden. Was habt Ihr davon, wenn wir die Gefangenen befreien, und Ihr werdet dabei erschossen? Ist's nicht besser, einen Weg zu finden, welcher uns ganz ohne Blutvergießen zum Ziele führt?"

„Ja, Sir, wenn Ihr einen solchen Weg fändet, so würde ich Euch freilich loben."

„Vielleicht ist er bereits gefunden."

„Dann erklärt Euch schnell. Ich werde mein möglichstes thun."

„Es kann sein, daß wir Euch gar nicht mitbelästigen. Ich will hören, was der Apache zu meinem Plane sagt."

Er sprach eine kurze Weile mit dem Häuptlinge, und zwar in der Mundart der Apachen, welche die anderen nicht verstanden; dann wendete er sich wieder an den langen Davy:

„Ja, ich werde mit Winnetou den Streich allein ausführen. Ihr bleibt ganz ruhig hier, sobald wir uns entfernt haben. Selbst wenn wir binnen zwei Stunden uns nicht sehen lassen, geht Ihr nicht von der Stelle und hütet Euch, etwas zu unternehmen. Nur in dem Falle, daß Ihr eine Grille dreimal laut zirpen hört, habt Ihr miteinzugreifen."

„In welcher Weise?"

„Indem Ihr schnell, aber möglich leise und unbemerkt nach dem Zelte kommt, welches uns am nächsten liegt. Ich werde mich mit Winnetou zu demselben anschleichen. Im Falle Ihr da von uns gebraucht werdet, werde ich das erwähnte Zeichen abgeben."

„Könnt Ihr denn das Zirpen der Grille nachahmen?"

„Natürlich! Es ist von sehr großem Vorteile, wenn Jäger die Stimmen gewisser Tiere einstudiert haben. Nur müssen es eben Tiere sein, deren Stimmen gerade zu der Zeit zu hören sind, in welcher man sich der Nachahmung bedienen will. Die Grille zirpt bekanntlich auch des Nachts, also wird es den Schoschonen gar nicht auffallen, wenn sie mein Zirpen hören."

„Wie aber bringt Ihr dasselbe fertig?"

„Auf sehr einfache Weise, nämlich mit einem Grashalme. Man faltet die Hände in der Weise zusammen, daß die Daumen nebeneinander zu liegen kommen, und klemmt zwischen die letzteren einen Grashalm so ein, daß er straff angespannt ist. Zwischen den beiden unteren Gliedern der Daumen befindet sich eine schmale Lücke, in welcher der Grashalm fibrieren kann. Dadurch wird eine Art Zungeninstrument gebildet. Bläst man nun mit einem kurzen „Frr-frr-frr" auf den Halm, indem man den Mund fest an die Daumen legt, so entsteht ein Zirpen, welches dem der Grille außerordentlich ähnlich ist. Eine längere Uebung gehört freilich dazu."

Da sagte Winnetou:

„Mein weißer Bruder mag diese Dinge später erklären. Jetzt haben wir keine Zeit dazu. Wir wollen beginnen."

„Gut! Nehmen wir vielleicht unsere Zeichen mit?"

„Ja! Die Schoschonen sollen erfahren, wer bei ihnen gewesen ist."

Viele Westmänner und auch hervorragende Indianer bedienen sich nämlich eines Zeichens, an welchem man erkennen kann, um wen es sich handelt. Mancher Indianer schneidet sein Zeichen in das Ohr, in die Wange, in die Stirn oder Hand des von ihm Getöteten. Wer dann später die Leiche findet und das Zeichen kennt, der weiß, wer den Toten besiegt und skalpiert hat.

Winnetou und Old Shatterhand schnitten sich einige kurze Zweige von dem nächsten Strauche und steckten sie in ihre Gürtel; sie konnten mit denselben die Zeichen herstellen, welche einem jeden Roten als die ihrigen bekannt waren.

Sodann brachen sie auf, indem sie sich lang auf die Erde legten und sich nun vorwärts bewegten, dem erwähnten Zelte entgegen, welches in einer Entfernung von ungefähr achtzig Schritten vor ihnen lag.

Dieses Anschleichen ist keineswegs eine leichte Sache. Wenn keine bedeutende Gefahr vorhanden ist, und man nicht Ursache hat, keine Spur zurückzulassen, so kann man ja auf Händen und Knieen vorwärts kriechen. Das gibt freilich eine sehr erkennbare Fährte, besonders im Grase. Ist man aber gezwungen, diese zu vermeiden, so geschieht die Fortbewegung nur mittels der Fingerspitzen und Zehen. Da man dabei die Arme und Beine lang ausstrecken muß, damit der Körper ganz nahe an den Erdboden, den er aber ja nicht berühren darf, gehalten werde, so ruht die ganze Last desselben eben nur auf den Finger- und Zehenspitzen. Dies auch nur für eine kurze Zeit auszuhalten, dazu gehört eine ungewöhnliche Körperkraft, Gewandtheit und langjährige Uebung. Wie die Schwimmer von einem Schwimmkrampfe sprechen, so reden die Westmänner von einem Anschleichekrampfe, welcher gar nicht weniger gefährlich ist als der erstere. Er kann ja die Entdeckung und den sicheren Tod zur Folge haben.

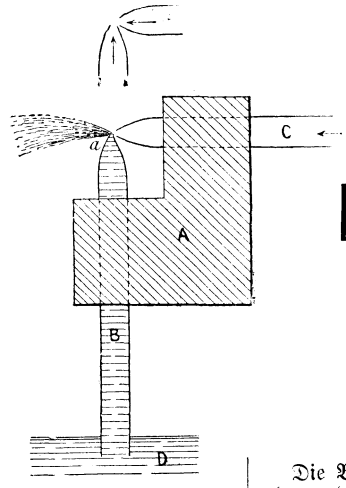
Während der Westmann sich auf diese Weise an den Feind schleicht, hat er das betreffende Terrain auf das genaueste zu berücksichtigen und darf keine Hand und keine Fußspitze eher auf den Boden setzen, als bis er die betreffende Stelle genau untersucht hat. Wenn z. B. Hand oder Fuß auf einen kleinen, unbemerkten Zweig trifft, welcher dürr ist und knickt, so kann dieses leise Knicken die schlimmsten Folgen nach sich ziehen. Es gibt geübte Jäger, welche es demselben sofort anhören, ob es von einem Tiere oder einem Menschen verursacht worden ist. Die Sinne des Westmannes werden gezwungenerweise mit der Zeit so außerordentlich scharf, daß er, an der Erde liegend, sogar das Geräusch vernimmt, welches ein laufender Käfer verursacht. Ob ein dürres Blatt freiwillig abgefallen oder von einem verborgenen Feinde unachtsam abgestreift worden ist, das hört er ganz gewiß.

(Fortsetzung folgt.)

Ein einfacher Zerstäuber.

Zerstäubungsvorrichtungen dienen zu mancherlei Zwecken, insbesondere zur Verbesserung von Luft in Krankenzimmern oder zur Abkühlung derselben bei großer Sommerhitze. Man kauft dergleichen bei Instrumentenmachern und in Bandagenhandlungen zwar zu nicht sehr hohem Preise, man kann aber dies Geld recht gut sparen und sich für ein paar Pfennige selbst einen solchen Apparat herstellen.

Man schneidet ein Stück Kork in rechtwinkeliger Form (A), wie die Abbildung es vorführt, durchbohrt die Schenkel des Winkelstückes und steckt Federkiele C und B hindurch. Kiele von Raben oder Hühnern genügen, nur dürfen die vorderen Oeffnungen nicht zu groß, aber auch nicht zu klein sein. Den am unteren Schenkel befindlichen Kiel taucht man in die zu zerstäubende Flüssigkeit, gibt dann den beiden Kielen genau die Stellung zu einander, wie die Abbildung es anzeigt, und bläst nun durch den oberen, horizontal stehenden Kiel. Der hierdurch hervorgerufene Luftstrom verursacht ein Aufsteigen der Flüssigkeit und ein Austreten derselben an der Spitze, wobei Teilchen derselben zerstäubt werden. Je stärker der Luftdruck, um so wirksamer der Apparat. Statt der Federkiele kann man auch Glasröhrchen nehmen, die wegen ihrer genaueren Form von besserer Wirkung sind. Der Zerstäubungsapparat läßt sich auch zum Anfeuchten der Wäsche oder sonstiger Kleidungsstücke vor dem Bügeln verwenden.



Joh. Fr. Aug. Esmarch

gehört zu den Männern, an deren Namen sich der Beginn des neuen, so segensreichen Entwickelungsganges der Chirurgie knüpft; seine vielen glücklichen Operationen, wie seine zahlreichen Erfindungen haben ihm einen Weltruf erworben; Unzählige verdanken seiner geschickten Hand und aufopfernden Sorgfalt ihr Leben.

Esmarch wurde am 9. Januar 1823 zu Tönning in Schleswig geboren; nach beendigter Gymnasialvorbildung besuchte er die Universitäten Kiel und Göttingen und wurde schon im 23. Jahre Assistent des berühmten Langenbeck, in welcher Stellung er mehrere Jahre verblieb. Später habilitierte er sich als Privatdozent in Kiel, woselbst er noch jetzt als gefeierter Lehrer und gesuchter Operateur in jugendlicher Frische wirkt. Die Hauptwirksamkeit Esmarchs liegt auf dem Gebiete der Kriegschirurgie; an allen Feldzügen der letzten Jahrzehnte hat er teilgenommen und sich große Verdienste um das Sanitätswesen erworben.

Chemische Spielerei.

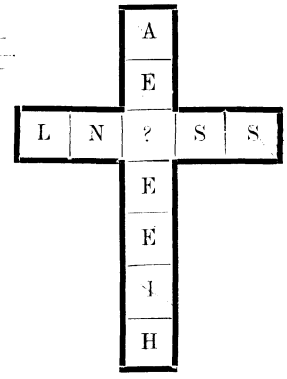
Künstlich gefrorene Glasflächen.

In Wasser bis zur Konzentration gelöstes unterschwefligsaures Natron wird mit feinpulverisiertem Dextrin zu einem dünnen Brei gemischt, mit diesem eine gereinigte Glasplatte auf einer Seite in nicht zu starker Schichte überzogen und dieselbe zum Trocknen auf Fließpapier schräg an die Wand gelehnt. Bei dem Trocknen kryställisiert sich das Natronsalz in dendritenförmigen Zeichnungen aus und bildet die zierlichsten Eisblumen, welche auch in der Wärme nicht verschwinden.

Buchstaben-Versetzung.

Welches deutsche Sprichwort kann man durch Umstellung der Buchstaben erhalten, aus denen die sechs Wörter „Geduld", „Mond", „Mur", „finge", „matt", „ohne" bestehen?

Kreuzrätsel.



Die Buchstaben in der Figur sind so zu ordnen, daß die wagerechte Reihe einen Ortsnamen in dem Titel eines Gedichts von Schiller und die senkrechte Reihe einen weiblichen Vornamen ergibt. Ersetzt man dann das Fragezeichen durch einen Buchstaben, so nennt die wagerechte Reihe einen Dichter, die senkrechte einen Griechen.

Auflösung des Diagonalrätsels in Nr. 9.

W	e	s	e	**l**
R	**e**	g	**e**	n
P	o	**s**	e	n
B	**a**	d	**e**	n
B	a	y	e	**r**

Auflösung der Damespiel-Aufgabe in Nr. 9.

1. d2 — e3 schw. D schlägt e3, kommt auf g1
2. WD von e5 — b8 schw. D von g1 beliebig, z. B. auf b6
3. e1 — f2 schw. D schlägt f2, kommt auf g1
4. WD b8 — a7 schw. D beliebig g1 z. B. — e5
5. WD a7 schlägt und gewinnt.

Fragen und Antworten.

B. Baraunek und **F. Scheiner** in **Oppeln.** Der „G. K." hofft, Euch durch diese Nummer eine ganz besondere Freude zu machen. Daß das große Bild mit altdeutschen Trachten für Euch ganz speziell bestimmt ist, werdet Ihr auf den ersten Blick erkannt haben. Doch auch für Eure Kameraden, die sich nicht mit dem großen Plan tragen, die Nibelungen aufzuführen, wird das Blatt viel Anziehendes besitzen. Es stellt Männer und Frauen aus dem 11. und 12. Jahrhundert dar, eben aus jener Zeit, in welcher das Nibelungenlied seine uns überlieferte Form erhielt. Der Sänger hat sich die Helden: Gunther, Siegfried, Hagen, die Kriemhild und Brunhild in eben dieser Tracht, welche unser Bild Euch vorführt, gedacht, und Ihr könnt daher nichts Besseres thun, als bei der Aufführung Euch ähnliche Kostüme anzufertigen. Weiße Tücher, wohl auch ein roter oder blauer großer Shawl steht Euch sicher zur Verfügung, zur Verbrämung desselben näht Euch Schwesterchen gern eine breite Kante aus buntem Papier, mit Goldsternen besetzt, darauf; die Kronen macht Ihr einfach aus dünner Pappe und beklebt sie mit Goldpapier, das Wehrgehänge desgleichen; Waffen und sonstige Ausrüstungsgegenstände müßt Ihr Euch eben so gut es geht aus Holz, schwarzem Glanzpapier und Silberpapier herstellen. Sehr förderlich würde es für Euch sein, wenn Ihr Euch das große, mit prächtigen Farbenbildern geschmückte Kostümwerk „Trachten, Haus-, Feld- und Kriegsgeräthschaften der Völker aller und neuer Zeit (Verlag von G. Weise in Stuttgart) von Friedrich Hottenroth", aus welchem unser Bild entnommen ist, zur Ansicht verschaffen könntet, die Zusammenstellung der Farben ist sehr wesentlich und die findet Ihr, wie gesagt, in diesem Werke. Vielleicht besorgt Euch Euer Papa dasselbe von einem Bekannten oder aus einer Bibliothek. Nun macht Eure Sache gut und schreibt seiner Zeit dem „G. K.", wie Euch die Aufführung gelungen.

Wilhelm F. in **St.** Dein Vorname ist von sehr alter Herkunft; im Altnordischen hieß er: Vilhiálmr, im Angelsächsischen: Vilhélm, im Alt- und Mittelhochdeutschen: Willahélm und Willehélm. Wilhelm ist einer, dessen Wille nach dem Helm steht. Der Name deines Schwesterchens Else ist nur eine Verkürzung des alten Wortes Elizabéth, Elsebét (im Griechischen Ἐλισάβετ), welches aus dem Hebräischen stammt und eine Gottesfreundin bezeichnet.

W. Gropp in **B.** Sowie der Artikel über das Schachspiel ganz gedruckt ist, beabsichtigen wir Schachaufgaben zu bringen, und zwar im Anfang ganz leichte, daß auch Anfänger, wie Sie einer zu sein scheinen, sich an die Lösung machen können.

David Gartenberg in **Drohobycz.** Dank für deinen Gruß aus Galizien! Die Lösungen sind richtig; während der Zeit wirst du auch Nummer 4 erhalten haben, in welcher ein Preisrätsel steht. Mache dich ja bald daran, in einigen Wochen findet schon die Verlosung der ausgesetzten Hobelbank statt.

E. B. in **Oesterreich.** Um Tierköpfe einigermaßen naturgetreu nachzubilden, ist schon etwas Uebung erforderlich; als Material genügt im allgemeinen dünne Pappe und ein Farbenkasten. Wenn wir dir helfen sollen, mußt du uns schreiben, was für Tierköpfe du modellieren willst.

P. Römer in **E.** Du bist zum mindesten der zehnte, der uns eine Aufgabe mit der Lösung „D. G. K." einschickt; wir danken dir für deinen guten Willen.

Hugo K. Löban. Lieber junger Freund, deine Frage ist uns nicht recht klar. Liegt das an uns oder an dir? Soll der Bogen zum Abschnellen von Pfeilgeschossen bestimmt sein, dürfte sich die Verwendung von Buchen- oder noch besser Eschenholz empfehlen. Unter Umständen müßte das Holz gekocht und in heißem Zustande gebogen werden. Du wirst gut thun, dich mit deinen kleinen Schmerzen an einen Tischler oder Drechsler zu wenden. Zu deinen Schießübungen wünschen wir viel Glück!

Fried. K. . . . in **Ostrowo, Posen.** 1) Die Bezeichnung „Naturaliensammlung" ist immerhin eine weite. Teilen Sie uns doch mit, welche Arten und Gattungen von Naturprodukten Sie zu sammeln vorhaben. Wir werden recht gern mit uns zu Rate gehen und Ihnen unsere Vorschläge machen. — 2) Die bei Friedrich Haensch in Dudersstadt a. H. erschienene, durch jede Buchhandlung erhältliche Broschüre „Aquarien und Terrarien" wird auch in diesem Falle Ihnen ein guter Ratgeber sein. — 3) In der camera clara fällt das Bild durch die Linse auf den innerhalb des Apparats schief gestellten Spiegel, welcher die Aufgabe hat, dasselbe auf die wagrecht über ihm lagernde mattgeschliffene Glasscheibe zu reflektieren. Auf der Außenseite dieser Glasscheibe erscheint das positive Bild des wiedergegebenen Gegenstandes, Naturausschnittes u. s. w.

Franz Bartelt in **C.** Ihre Auflösung ist richtig; wünschen zum 1. April viel Glück!

Otto Müller in **Leipzig.** Deine Schlittschuhe schützest du am besten dadurch gegen Rost, daß du auf den Stahl eine dünne Schicht einer aus gleichen Teilen Terpentinöl und weißem Wachs zusammengeschmolzenen Masse aufträgst.

E. C . . . . . th in **Prag.** Um sich selber einen „Transporteur" zu machen, und du dürftest doch einen durchsichtigen wünschen, wird es sich vor allem darum handeln, denselben zu konstruieren. Nimm hierzu gewöhnliches Papier und, wenn nötig, ein Vorbild, womöglich in der erwünschten Größe. Kontrolliere deine Gradeinteilung vor allem andern Beginnen recht genau, daß deine späteren Winkelmessungen auch zuverlässige seien. Nun bitte einen Lithographen um ein entsprechend großes Stück Gelatinfolie, lege dieses auf deinen Entwurf und pause die Linien mit einer Radiernadel durch Einritzen so, daß dieselben als nicht allzu starke Vertiefungen erscheinen. Hierauf wird die Pause mit einem fettigen (ja nicht wässerigen) Farbstoff (es empfiehlt sich lithographische Kreide) eingerieben, die Oberfläche sodann sorgsam so abgewischt, daß dieselbe blank wird, die Vertiefungen hingegen Farbe zeigen. Nimmst du nun noch die Schere und schneidest die Form exakt aus, so ist dein Wunsch erfüllt.

Fritz Pechvogel in **M.** Am besten bringen Sie Tintenflecke mit der Javelleschen Lauge, die in jeder Apotheke zu haben ist, weg. Um diese selbst herzustellen, müssen Sie 20 Teile Chlorkalk in 100 Teilen Wasser tüchtig verreiben, eine Lösung von 25 Teilen kristallisiertem kohlensaurem Natron in 100 Teilen Wasser hinzusetzen und nach 24 Stunden die klare Flüssigkeit abgießen. Die gut verschlossene Flasche ist im Dunkeln aufzubewahren.

Heinrich W. in **O.** Dein Geschichtchen erinnert mich an ein ähnliches, das vor einigen Jahren an dem Billetschalter in K. sich zugetragen haben soll. Karlchen M., ein ängstliches Bürschchen von 14 Jahren, ist auf der Heimreise zu seinen Eltern begriffen und verlangt von dem bärbeißig dreinschauenden Billeteur ein Billet nach M. „Zweite Klasse?" schreit ihn jener an. „Ach nein," stottert Karlchen in größter Verlegenheit, „ich — ich bin in Obertertia wegen der Mathematik sitzen geblieben."

Das Hallo seiner Kameraden, die darum standen, können Sie sich denken.

A. N. . . . . n in **Aussig.** Du bist ein Tausendsasa! — Mit solchen Schelmereien lassen wir uns nicht fangen. Die Rechnung stimmt nur dann, wenn der zweitälteste Sohn die vierte Apfelhälfte heimlicherweise aufißt. Hoffentlich sind die Aepfel nicht so unreif wie die Aufgabe. Indessen lasse Dich durch diesen Mißerfolg von ferneren Versuchen nicht abhalten. Solche Geistesgymnastik gewährt Unterhaltung und trägt in späteren Jahren reichlich Zinsen. — Die Bilderräsel sind hübsch erfunden. Schönen Dank, vielleicht findet sich in unserem „Guten Kameraden" ein Plätzchen.

C. S. Realgym. in **Chemnitz.** Du möchtest gern wissen, „wie das Bauchreden vor sich geht". Hast Du schon einmal einen Bauchredner gehört? Du wirst bemerkt haben, daß sich die Lippen des Vortragenden nicht bewegten. Es handelt sich also um die Fertigkeit, Töne und Worte so hervorzubringen, daß die Täuschung entsteht, als käme die Stimme beispielsweise aus einer seitab gelegenen Ecke oder abseits stehenden Person. Um dies zu bewerkstelligen, geht der Bauchredner mit ähnlichen Mitteln zu Werke, wie solche — freilich in nicht so eigentümlich berechnetem Maße — von jedem Sänger angewendet werden müssen. Er atmet die Luft tief ein und läßt die Tonfülle je nach Bedürfnis langsam oder kräftiger ausströmen; dabei versteht der Bauchredner mit den Kehlkopfmuskeln und durch das Aufschlagen der Luftwellen an den Wänden der Mundhöhle den Ton der Stimme derart zu modulieren, daß eben die Worte oder Gesang bald aus größerer oder geringerer Entfernung zu kommen scheinen. In der Regel werden, um die Täuschungen vollständig gelingen zu lassen, Kopfwendungen, wohlberechnete Gesten, Puppen oder sonstig Flitterwerk zur Anwendung gebracht. Mit dem „Bauche" hat also, wie Du irrtümlich anzunehmen scheinst, das Bauchreden nichts zu thun. Also plage dich nicht mehr. Diese Bezeichnung ist eine zwar allgemein gebräuchliche, jedoch völlig unzutreffende. Daß Du für den „G. K." unter Deinen Freunden wirbst, ist sehr hübsch von Dir, ich würde meine Zeitung aber nicht verleihen. Deine Kameraden sollten sich selbst den „G. K." halten.

Alfred B. in **Wien.** Daß du selbst an dem dir lieb gewordenen „G. K." mitarbeiten willst, ist an sich recht löblich und gut, nur müssen wir strengstens darauf halten, nie etwas zu bringen, was bereits in andern Blättern gestanden hat. Ich könnte dir ganz genau sagen, wo vor einigen Wochen die Scherzfragen (Rhein) zu lesen waren. Also nur eigenes bringen!

H. und B. B. in **Magdeburg.** Eure Rätsel sind zum Teil recht hübsch; auch allein erfunden? Vielleicht bringen wir 'mal eins davon zum Abdruck.

Willy L. in **Köslin.** Anleitung zum Fechten kann man schriftlich kaum geben; ohne praktischen Unterricht werden Sie es nie zu etwas bringen. Sie haben doch ohne Zweifel einen Turnlehrer an Ihrem Gymnasium, an den wenden Sie sich! Möglich, daß der „G. K." später einmal Ihren Wunsch berücksichtigt.

Sekundaner Sch. in **Bockenheim.** Teilen Sie uns doch mit, welches Stück Sie aufführen wollen und ob Ihnen ein Pferd in der Art wie das Kamel in der „Lustigen Maskerade" (Nr. 6) genügt.

Adolf W., Quintaner, R. in **S.** Das Aquarium, soll die darin gesammelte Lebewelt fortkommen, muß die Bauart und Pflege den Neigungen und Gewohnheiten der Bewohner entsprechen. Nur ganz gewisse Arten von Wasserpflanzen und Farnkräuter führen zu gutem Gedeihen. Das leitende Prinzip bei Wahl derselben ist, daß sie reichlich Sauerstoff entwickeln, welcher den Tieren zu gute kommt, während umgekehrt das Ausatmen von Kohlenstoff die Nahrung der Pflanzen ausmacht. Anordnung und Bau der Steinpartien hat gleichfalls nach gewissen Regeln zu geschehen. Wünschen Sie sich über die Lebensbedingungen der Aquarien, Froschhäuser u. dgl. eingehend zu unterrichten, bitten Sie Ihren Herrn Papa, daß Sie sich die im Verlage von Friedrich Haensch in Dudersstadt a. H. erschienene Broschüre „Aquarien und Terrarien" verschaffen dürfen. Das Studium derselben und die gleichzeitige Beobachtung Ihrer stinken Wasserkünstler wird Ihnen manche genußreiche Stunde bereiten. — Ueber das Schachspiel haben wir nun bereits ausführliche Anleitung gebracht. Suchen Sie nun einen, mit den ersten Anleitungen vertrauten und zur Unterweisung geneigten Bekannten zu gewinnen. Sie lernen bei diesem komplizierten Spiele durch mündlichen Austausch weit mehr als durch eine schriftliche Anleitung.

R. Huch in **Breslau.** Deine Anfrage, wie man sich am besten ein Aquarium einrichtet, soll demnächst in einem ausführlichen Aufsatze erschöpfend beantwortet werden.

F. K. in **Zu.** Junger Freund, Sie haben ganz recht! Eine Dame erhält man in diesem Falle nur dann, wenn man mit dem Steine die jenseitige Randreihe, also die letzten gegnerischen Felder, zu erreichen vermag. — Arithmogriphe, Rätsel, Charaden sind uns freilich willkommen. Doch seien Sie nicht ungehalten, wenn wir unter Umständen keinen Gebrauch davon machen, denn sehr oft liegt ähnliches vor, und bekanntlich — wer zuerst kommt, mahlt zuerst. Zudem ist unsere Mappe mit derlei Knacknüssen gepfropft voll. — „Nebelbilderapparate und ähnliche Sachen" liefern oder besorgen die Firmen: J. Ganz in Zürich; E. Liesegang in Düsseldorf, Kavalleriestraße; Romain Talbot in Berlin, Brüderstraße.

H. E. in **Magdeburg.** „Du hast dir ein feines Rätsel ausgedacht" und du hast recht, das Wortspiel ist wirklich hübsch. Wir werden uns die Sache überlegen, vielleicht erfinden wir eine ebenso hübsche äußere Form. Und dann werden wir uns beide weidlich ins Fäustchen lachen, wenn unsere guten Kameraden sich darüber so recht den Kopf zerbrechen. Sei schönstens bedankt.

Max A. in **St.** Gern erfülle ich deinen Wunsch und teile dir nachstehend das Vaterunser in der Weltsprache Volapük mit.

O Fat obas, el in süls! paisanükomöz nem ola! kömomöz lekinän ola! jenomöz vil ola, ästik in sül, i su tal! Bodi delik obsa givolös obse tudel! e fögivolös obse debis obas, äs id obs ai fögivobs debeles obas; e no nindukolös obis in tenüdi, sod aidalivolös obsi de bad! Jenosöd!

Studiosus rer. nat. Kommt eines Tages ein junger Franzose nach Koblenz, und da es gerade Mittagszeit ist, geht er in ein Restaurant, um dort zu speisen. Seine Kenntnisse des Deutschen waren sehr mangelhaft, doch reichten sie gerade noch hin, daß er seinen Wunsch nach einem Kotelett dem Wirte deutlich machen konnte. Weniger gelang ihm dies bei dem Gemüse. „Err Würt, Err Würt," radebrechte er, „hab Sie nif von die Frucht, hat hint und vorn a Snabbele, mak sie auf, schrei sie gicks, spasier sie heraus vier oder fünf Person." Was mag wohl der Franzmann damit gemeint haben?

Briefe unserer jungen Kameraden.

Vielleicht ist folgende Lederarbeit der Mühe wert, im „Guten Kameraden" erwähnt zu werden, welche mir immer gelungen ist.

Man nimmt natürliche Blätter, z. B. Eichen, Buchen u. s. w., zeichnet dieselben auf Papier ab und schneidet sie aus. Darauf werden diese Papierblätter auf gelbes Leder abgezeichnet, ausgeschnitten und in Wasser gelegt ungefähr 2 Minuten. Alsdann werden sie so gebogen, wie trockene Blätter aussehen, in welcher Stellung sie von selbst bleiben.

Man läßt sie dann trocknen, was ungefähr 6 Stunden dauert. Nun kann man sie benutzen, wozu man will, z. B. als Lampenuntersatz, Bilderrahmen, Visitenkartenteller und noch mehreres andere, indem man sie auf dem Rand des Brettchens festklebt. Endlich nimmt man schwarzen Lack und bestreicht den Gegenstand damit, hauptsächlich die Blätter. Dies macht sich sehr hübsch.

A. Z. Verden.

☞ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Deutsche Trachten aus dem 11. und 12. Jahrhundert.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 12/13. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Sei immer wahr, und gieb
Dich ehrlich, wie du bist:
Nur sorg', daß, was du bist,
Der Welt erfreulich ist!

Viktor Blüthgen.

Olaf der Schmied.

(Schluß.)

Christian V. hatte nicht unrecht mit seinem Scherzwort gehabt. Seit wenigen Minuten war es wie ein Schatten über den Horizont gefahren, hie und da tauchten lichte Wölkchen aus dem Aetherblau auf, ein Unwetter mochte sich droben in den nächsten Stunden vorbereiten.

Mit dem merkbaren Zeichen des Hasses hatte Junker Niels der Verhandlung des scheidenden Monarchen in der Schmiede angehört, da sie sich auf den Enkel des Besitzers lenkte. Gern hätte er sich hindernd hineingemischt, allein er mochte schon gemerkt haben, daß er selber eben nicht allzu große Gunst bei König Christian besaß; der mit hellem Blick begabte Monarch ließ sich schwer täuschen. So gab er denn dem erlauchten Gaste des Oheims Geleit bis zur schwanken Brücke des Schiffsbords, im Innersten seines Scheidens froh; kurz und förmlich redete der Monarch mit ihm, während er weit niederen Personen noch Wort und Gruß der Huld spendete. Und nun unter dem Jubel der Strandleute durchschnitt das mächtige Fahrzeug, die Segel von leichtem Wind geschwellt die Meereswogen. — „Gott mit Dir, König Christian!" rief Olaf, das leicht geschürzte Tuch vom Halse reißend und es hoch schwingend — „möcht' Dich die See verschlingen!" grollte Junker Niels. Dann schritt er langsam dem Schlosse zu; Benny, sein Vertrauter, Schloßbeamter und Vogt des Orts zugleich, erwartete ihn mit tückischem Lächeln; die

„Gnade Gott dem Wurm, der einen Schritt vorwärts thut", rief er mit Donnerstimme. (S. 178.)

Hierzu als Beilage: **Eine Löwenfamilie.**

Faust in der Tasche geballt, schritt er an der Schmiede vorüber: „Wart nur ein wenig, mein feines Bürschlein, du Königsliebling, all deine Ritterlichkeit soll den Schmiedsjungen nicht schützen, wie ein unverschämter Schmiedsjunge behandelt zu werden nach Gesetz und Recht unserer Insel.“

Nicht ohne Besorgnis hatten die Wetterkundigen Bornholms den Lauf der sich mehrenden Wolken verfolgt, die langsam die tiefblaue Himmelsglocke mit immer düsteren Schleiern umzogen. Ein scharfer Wind hatte sich erhoben, der so günstig rascher Fahrt, sich um so verderblicher bei einem Unfall des Fahrzeugs während des Unwetters zu erweisen pflegte.

Mehrere Stunden lang hatte der Sturm in unwiderstehlicher Macht die Wogen aufgewühlt; der Strand war wie verödet, und in der wohlverwahrten Schmiede trafen Meister Larsen und sein Enkel die Vorbereitungen, am nächsten Morgen das gewohnte Tagwerk aufs neue zu beginnen.

Der Alte war schweigsamer als je; er schien völlig mit seinen Gedanken beschäftigt, während Olaf sich Zwang anthun mußte, nicht immer wieder das Gespräch auf die Zukunft in Kopenhagen zu lenken; gern hätte er die Frage gewagt, was der greise Schmied, der Handwerksmann um seinetwillen dem königlichen Herrn Dänemarks zu offenbaren habe; aber mit der verschlossenen Weise des Großvaters vertraut, hielt er an sich, und erwartete das Kommende. Das Ereignis mit dem Neffen des Edelherrn am Morgen war völlig aus seinem Gedächtnis gelöscht.

Er sollte daran gemahnt werden. — Der Nachmittag war gekommen, das Unwetter hatte sich gelegt, die wild zuckenden Wogen sich besänftigt, und versöhnend suchte die Sonne vor ihrem Scheiden Wasser und Luft, die empörten Elemente, in Harmonie zu einen. Da pochte es gewaltsam an Meister Larsens Schmiede; Waffenklang und ein Durcheinander von Stimmen drang von außen her zu dem Ohr des Greises und des Jünglings. „Oeffnet!“ tönte eine befehlende schrille Stimme, „im Namen des Gesetzes!“ Ueberrascht fuhren beide zusammen; dann erhob sich Larsen und öffnete erst die Laden, dann die Pforte des Hauses; das Tageslicht flutete in den Raum.

Im fahlen Lichte der durch das Gewölk brechenden Sonne stand ein Trupp bewaffneter Schloßknechte draußen; an ihrer Spitze Benny der Vogt, mit dem aalglatten Wuchs und dem aalglatten Gesicht. Im Hintergrund hielt sich Junker Niels, Triumph in den plumpen Zügen, und noch weiter bildeten Bewohner Bornholms, die der Zug und vielleicht auch die Kunde seiner Bestimmung herbeigezogen haben mochte, eine dichte Gruppe, die erwartungsvoll des Kommenden harrte.

„Dem Gesetz steht Thür und Thor jedes guten dänischen Mannes offen,“ sagte Larsen zur Schwelle tretend; „denn das Gesetz ist gerecht, ob es so in eueren Händen ist, will ich wissen, ehe ihr eintretet in eines freien Mannes Haus.“

„Sollen wir dem Graukopf Rede stehen?“ rief der Vogt. „Wohl! auf deiner Schwelle haben wir nichts zu schaffen, Olaf Larsen, wenn du uns gutwillig den frechen Burschen auslieferst, geziemend Recht an ihm zu üben, der freventlich seine Hand zum Schlag gegen einen Edelherrn erhob.“

Olaf war an die Seite seines Großvaters getreten. „Still!“ sagte der Alte, noch ehe sein Enkel ein Wort zu äußern vermochte, „ich weiß auf welcher Seite das Unrecht ist: auf jener des Hasses und des gemeinen Neides des Schlechteren. Und jetzt hört, ihr Männer,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich könnte diesen da,“ seine Hand wies auf Olaf, „unter Königs Schutz stellen, denn Herr Christian hat seine Hand auf ihn gelegt, aber ich verschmähe jede Deckung als die des lauteren Rechts. Und so sage ich euch: den Olaf, meinen Enkelsohn, gebe ich nicht heraus, und den möchte ich sehen, der meines Eigentums Schwelle überschreitet, ihn mit Gewalt zu holen.“

Ein unterdrücktes Beifallsäußern über die mannhaften Worte des alten Schmieds ward im Kreis der Inselbewohner vernehmbar, selbst die Schloßknechte, die gern in der Schmiede verkehrten, schauten vergnügt über das verlegene Gesicht des allgemein verhaßten Herrn Benny darein.

Der Vogt war zu Niels getreten und redete leise, wie abmahnend, mit dem Neffen des Herrn Sture. Aber der Junker wollte kein „zurück“, was einer Niederlage gleich gesehen hätte.

„Im Namen meines Oheims, des Edlen von Sture,“ rief er mit lauter Stimme, „holt mir den Buben, die Züchtigung für seine Schandthat zu empfangen; dieses Geld für euch, auf mich die Verantwortung; das Meer liegt zwischen Königswort und Bornholm, und der Sturm. Auf, schafft mir den Burschen!“ Die gefüllte Börse, die Junker Niels hoch empor hob, gab den Knechten Mut. — Die herzhaftesten machten den Versuch, die Schwelle zu überschreiten, aber mit Blitzesschnelle hatte der Meister einen mächtigen Schmiedehammer ergriffen und schwang die furchtbare Waffe hoch über seinem Haupte. —

„Gnade Gott dem Wurm, der einen Schritt vorwärts thut,“ rief er mit Donnerstimme. (S. 177.)

Leuchtenden Auges blickte Olaf auf den Großvater; wie ein Held der nordischen Sagen erschien ihm der Greis, jetzt wußte er eigentlich erst, wie lieb er den an sich wortkargen, grämlichen Mann, wie lieb ihn dieser hatte. Und doch wer weiß, wie der Uebermacht gegenüber diese Stunde geendet hätte, hätte nicht der Ruf eines alten Schiffers die Aufmerksamkeit der Menge von dem verhängnisvollen Vorgang abgelenkt, der sich vor ihren Augen abspielte. Das „Königsschiff“ kommt wieder, tönte es plötzlich aus dem Munde des Bornholmers, und: „Das Königsschiff, das Königsschiff,“ echoete es wieder.

Ja, es war kein Zweifel, das stolze Fahrzeug, mit Dänemarks königlichem Banner hoch am Mast geschmückt, kehrte zum Strande zurück, den es vor wenigen Stunden erst verlassen. — Eine frische Brise trieb es rasch dem kleinen von der Natur gebildeten Hafen, ganz nahe der Strandschmiede entgegen, und vom scheidenden Sonnenball wie mit einer goldenen Glorie umwoben, erkannten die am Strand Befindlichen die hohe Gestalt König Christians auf dem Deck an den Hauptmast gelehnt.

Benny ward bleich wie eine Leiche, — nicht minder blaß, aber die Lippen trotzig aufeinander gepreßt, stand Junker Niels. Die Söldner hatten natürlich keines Befehles geharrt, um von der ohnehin ungern übernommenen Aufgabe abzulassen.

Nun legte das Fahrzeug an: „Heil König Christian!“ begrüßte es den Zurückgekehrten, wie es dem Scheidenden Geleit gegeben hatte zur Meerfahrt. Das Brett wurde ausgeworfen, und raschen elastischen Ganges schritt der König über den schwanken Steg, nach rechts und links das Haupt neigend, der Strandschmiede, auf Großvater und Enkel zu, die ehrfurchtsvoll dem Herrscher entgegengetreten waren.

„Olaf,“ sagte Christian mit vernehmlicher Stimme; ein Leck der Planken meines Schiffes zwingt mich zur Umkehr; in kurzer Zeit wird deine, deines Meisters starke Hand den Schaden gebessert haben. — Dann nehme ich dich mit mir, Olaf, in Kopenhagen deines Königs Dank zu empfangen, den Dank meines Volkes der Hand, deren Schaffen Dänemarks Herrscher aus Not und Gefahr, — aus Lebensgefahr vielleicht, gerettet. Vom Sturm zerbrochen, knickten die beiden mächtigen Anker meines Schiffes, da wir uns in geschützter Bucht zu bergen suchten, wie Halme; an einen dritten, dacht ich, eines Knaben Werk, das ich als Spielzeug ansah; und siehe! der dritte Anker hielt, als habe Riesenhand das Eisen geschmiedet und gelötet, — den Anker jung Olafs, des Schmieds zu Bornholm*).“

Er streckte dem Jüngling beide Hände entgegen! vor Bewegung sprachlos, drückte Olaf seine Lippen auf die königliche Rechte. —

Laut und feierlich erhob Meister Larsen seine Stimme: „Gottes Walten, König Christian, der Herr redet durch den Mund der Unmündigen und leiht seine Kraft dem Arm des Schwachen. Aber seine Weisheit hemmt auch die Macht der Bösen, sie war es, die Deines Schiffes Kiel an unseren Strand zurückgelenkt, da man Deines Königworts zu spotten wagte.“

Zornblitzend überflog Christians Auge den Kreis der Umstehenden; auf Niels blieb es haften. „Was ist geschehen?“ fragte er, — aus deinem Munde, Olaf, will ich's wissen!“

Und der Jüngling berichtete in schlichter Weise was, und in welcher Veranlassung, zwischen dem Enkel des Strandschmieds und dem Neffen des Edelherrn am Morgen vorgefallen, wie der Junker versucht, mit Gewalt in das Haus eines

*) Historisch.

freien Mannes dringend, sich seiner zu bemächtigen, ihn schimpflicher Strafe auszusetzen. —

Immer finsterer ward des Königs Antlitz. „Antwort! heische ich, Junker Niels," wandte er sich zu dem abseits stehenden adeligen Jüngling; „was habt Ihr wider diesen zu reden?"

„Nichts;" lautete die Entgegnung des Junker Niels trotzig; „ging ich zu weit, mag leichte Buße mich treffen, wie sie dem Edlen ziemt; diesem da gegenüber" — seine Hand wies auf Olaf — „verlange ich das Recht nach Brauch und Satzung Dänemarks. Ihr kennt es Majestät: ‚wenn ein Minderbürtiger die Hand hebt gegen einen ritterlich Geborenen, so soll man ihn in Gewahrsam nehmen und mit leiblicher Züchtigung bestrafen, je nach dem Maß seiner Schuldthat'. — Wollt Ihr das Gesetz verleugnen, Herr, der Gerechtigkeit Dänemarks Schirm und Hort? — —"

Sinnend blickte der König zu Boden. „Ritterlich könnte der König den Schützer seines Lebens wohl machen," sagte er halblaut, „aber Dänemarks König darf an der Justiz nicht deuteln; doch nicht ohne mich," fuhr er begütigend fort, da Olaf totenbleich ihn anstarrte, „sei Urteil gefällt und vollzogen; ich will doch sehen, wer Hand an das Haupt zu legen wagt, auf das Christian V. seine Lippen gedrückt hat."

Und sich zu dem Blondhaupt Olafs niederbeugend, berührte der Monarch flüchtig die hohe klare Stirn darunter. Ein Jauchzen, das kein Zwang der königlichen Gegenwart zu unterdrücken vermochte, erschütterte die Luft. „Heil Dir, König Christian", rief Meister Larsen tief erschüttert, „ahnungsvoll hat Deine Majestät das Dunkel ergründet, in das ich die Herkunft dieses Knaben absichtlich gehüllt. Dir wollte ich's lüften zu Kopenhagen; hätte es die Not erfordert, wäre es dem ehrwürdigen Prediger des Herrn Sture enthüllt; Dein Kuß hat meinen Enkelsohn doppelt geadelt; gleich steht die Wage in beider Jünglinge Hand; der ritterlich Geborene schlug mit Recht den Ritterlichen. Thorsten, Edler von Hambrok, nannte sich der Gatte meiner Tochter, um dessenwillen sie im fernen Schleswig den Vater ließ, der einen Eidam wünschte seines Handwerks. Beider Kind, ausgerüstet mit vollgültigen Beweisen seiner Geburt ist mein Olaf." —

Ein Jubelruf entwand sich des Jünglings übervoller Brust; auch der König schien von höchstem Anteil erfüllt.

„Wo sind die Eltern des Knaben?" fragte er.

Der Meister wies empor, „droben, wo es keinen Haß gibt," erwiderte er. „Ich hatte mich von meinem Kinde abgewendet; auf dieser Insel trieb ich mein Handwerk menschenscheu und von der Welt entfernt. Da traf mich ein Ruf meiner Tochter; sie hatte meinen Aufenthalt erfahren; in Altona lag sie schwer krank, und heischte des Vaters. Ihr Gatte, der sie auf Händen getragen, war in Deutschland gefallen, Armut hatte die Witwe heimgesucht, die nichts ihr Eigen nannte als einen Sohn mit unbeflecktem, ritterlichem Namen. Ich begrub mein Kind in Altona," endete der alte Schmied; „den Knaben aber nahm ich mit mir nach Bornholm und erzog ihn in meinem Handwerk, bis Zeit und Gelegenheit gekommen, ihm seine Herkunft zu offenbaren. Bis heute zauderte ich damit; ich konnte mich vom einzigen Trost meines Alters nicht trennen und fürchtete, der junge Falk würde die Schwingen entfalten, ehe sich mein Hügel wölbt." —

Der Alte schwieg, Olaf aber schlang seine Arme um des Großvaters Nacken.

„Ob ritterlichen Namens, deines Blutes bin ich, Großvater Larsen," rief er, „und deiner würdig, meines Meisters, will ich bleiben und mit Stolz mich nennen jetzt und immerdar: ‚Olaf der Schmied'!"

„So sei es," entschied der König, „und den Anker, des Schmiedelehrlings Gesellenstück, das mich und die Meinen vor Gefahr geborgen, sei dem Wappen des Edlen von Hambrock beigefellt zur Erinnerung dieses Tages für alle Zeiten."

In machtlosem Grimm schlich Junker Niels, von keinem beachtet, vom Könige nicht eines Blicks gewürdigt, dem Schlosse zu. Vom Altan desselben sah er das Königsschiff im Glanz des Vollmonds zum zweitenmal Bornholm verlassen. Mit dem Herrscher zugleich führte es Großvater und Enkel der prächtigen Hauptstadt des Dänenreichs entgegen, — zum Glück. — Noch manches Jahr durfte sich Larsen an den steigenden Ehren seines Enkels erfreuen, dessen tapferer Arm dem königlichen Herrn treue Stütze war. Und als die Gruft den Obersten Olaf von Hamrok nach hohem Alter deckte, da grub man in des Grabes Marmorstein neben allen prunkenden Titeln, den schlichtesten und doch bedeutungsvollsten: „der Schmied!"

Im Königsschloß Rosenberg zu Kopenhagen, dem altertümlichen Bau aus der Zeit Christians IV., des größten Herrschers des Dänenreichs, das heute als Sammelstätte geschichtlicher Erinnerungen Dänemarks benutzt wird, prangt noch heute ein kleiner Schiffsanker mit Spuren ehemaliger Vergoldung. Darunter aber trägt eine Tafel die erklärende Inschrift:

„Zwei starke Anker brachen, ich hielt das Zwillingsreich des Monarchen aufrecht; nächst Gott seine Hand und Wehr. Lerne Leser: Gold ist Schaum gegen dies Eisen. — Bornholm Mai 1687.

Wie rahmt man Bilder ein?

Da die Mehrzahl von unseren jungen Freunden wünschen wird, das dieser Nummer beigegebene Bild „eine Löwenfamilie" unter Glas und Rahmen als Zimmerschmuck zu verwerten, geben wir nachstehend eine Anleitung, wie man sich dasselbe ohne große Kosten selbst einrahmen kann.

Schwarzdruck- oder Aquarellfarbenbilder bedürfen zur Bewahrung vor Staub und Schmutz und anderer Beschädigungen eines schützenden Glases, Oelfarbendruckbilder, wie überhaupt Oelbilder werden nie unter Glas eingerahmt; bei ersteren wird auch immer ein gleichbreiter weißer Rand gelassen, bei letzteren ist dieses aber in der Regel nicht der Fall.

Soll ein Schwarzdruck- oder Aquarellbild einfach mit Glas eingerahmt werden, so schneidet man in gleicher Größe derselben eine Rückwand aus nicht zu starker Pappe zu, wie auch ein gleichgroßes farbloses reines Glas, — ein solches mit grünlichem Stich würde die Schönheit des Bildes sehr beeinträchtigen, — gibt das Bild zwischen beide und faßt die Kanten des Ganzen ringsum mit einem schwarzen oder braunen Chagrinpapier- oder Leinwandstreifen ein. Um dieses in bequemer Weise zu erzielen, werden vorerst Glas und Pappe mit dem dazwischenliegenden Bilde an den vier Seiten mittelst kurzer und schmaler Papierstreifchen zusammengeklebt, worauf bei kleinerem Formate der mittelst Lineal und Messer in mäßiger Breite zugeschnittene Einfaßstreifen etwas weniges vor einer Ecke angesetzt, an den vier Kanten in gleichen Abständen herumgeführt und dann am Ausgangspunkte angelangt, kurz vor der Ecke mittelst der Schere abgeschnitten wird. Die beiden Enden müssen in Breite von etwa 1 cm übereinander greifen. Nun zwickt man mit der Schere sowohl vor- als rückwärts die Ecken schräg ab, schlägt mit dem Daumen und Zeigefinger, wobei man das Bild mit dem Glase und der Rückwand auf eine Kante stellt, die Ränder ein, und reibt dieselben, wenn solches an allen vier Seiten vollzogen ist, bei übergelegtem Makulaturpapier mittelst des Falzbeines auf beiden Seiten wie auch auf den Kanten glatt nieder.

Bei größeren Bildern, bei welchen man nicht mit einem Einfaßstreifen das Auslangen findet, ist der Vorgang folgenderart: Die für die zwei Langseiten bestimmten zwei Einfaßstreifen werden um etwa 2 bis 3 cm länger, jene für die zwei kurzen Seiten in gleicher Länge zugeschnitten und auch vorher die ersteren und dann letztere aufgelegt. Das Abschneiden der Ecken und das Anreiben der Ränder erfolgt hierauf, wie schon angegeben wurde.

Das Auflegen der Papierstreifen kann der Bequemlichkeit wegen bei aufgestellter Bildkante stattfinden und muß in möglichst gleichmäßigem Abstande geschehen, auch sollen die Ränder auf der Vorderseite selten in größerer Breite als 1 cm vorstehen, wogegen an der Rückwand der

Ueberschlag das Doppelte und je nach Umständen oft auch mehr betragen kann. Das Abzwicken der Ecken nehme man annähernd in einem Winkel von beiläufig 50 Grad vor, damit sich deren Ränder nur mäßig decken.

Nun wird auf der Rückseite an der oberen Kante die genaue Mitte mittelst des Zirkels ausgemittelt, durch ein kleines Messing- oder Eisendrahtringelchen ein schmales, beiläufig 4 bis 6 cm langes starkes Wollband gesteckt, dieses in der Mitte zusammengebogen und in die Mitte der oberen Kante geleimt, wobei der Ring über letzterer knapp vorstehen muß. Zur größeren Befestigung kann nun ein kleines viereckiges Papierstück über die Bandenden geleimt werden. Das zum Ueberziehen der Rückwand dienende weiße Papier muß derart kleiner zugeschnitten werden, daß bei dessen Aufkleben von dem Ueberzugstreifen je 5 bis 10 mm breite Ränder ersichtlich bleiben. Das eingerahmte Bild wird hierauf bis zum vollständigen Trocknen zwischen zwei reinen Brettern vorsichtig beschwert.

Will man die Vorderseite mit Goldbörtchen verzieren, so werden sie in genauer Länge der Ränder zugeschnitten, mit Leim bestrichen und je nach der Größe des Bildes in 5 bis 10 mm Entfernung von den Rändern aufgeklebt. Das Abzwicken der Ecken geschieht ebenfalls im passenden Winkel.

Sollen Bilder eingerahmt werden, welche Brüche und Falten haben, so werden sie gewöhnlich mittelst Kleister an der glatten Papperückwand aufgezogen, dann bei aufgelegtem reinen Papiere mittelst des Falzbeines angerieben und zuletzt zwischen glatten reinen Brettern beschwert. Staub- und Rauchflecken beseitigt man, wenn sie nicht schon zu stark sich in das Papier eingezogen haben, durch vorsichtiges Uebereiben mit weicher, jedoch nicht neugebackener Brotkrume; von Feuchtigkeit herrührende Flecken weichen nur durch Bleichen, indem man das hiermit behaftete Bild vorerst mittelst eines weichen Tuches vom Staube befreit, dann so lange durch reines Wasser zieht, bis es von demselben durchdrungen ist, es hierauf auf ein reines Brett gibt und an die Sonne bringt. Nach jedesmaligem Trocknen wird es mittelst einer Gießkanne mit reinem Wasser überbraust und dieses Verfahren so lange fortgesetzt, bis die Flecken verschwunden sind. Der öfters angepriesene Zusatz von Chlorkalk zum Bleichwasser, sowie andere scharfe Stoffe gereichen nur zum Verderben des Bildes.

Eine andere besonders gut bei Aquarellen anzuwendende Art, Brüche und Falten aus Bildern herauszutilgen ist, indem man die Papierränder in beiläufiger Breite 1 cm nach der Bildfläche umbiegt, die Rückseite mittelst eines Schwammes und reinem Wasser mäßig befeuchtet, hierauf die Ränder glatt legt und mit Klebegummi bestreicht. Nun wird es an einem Reißbrett in bekannter Manier wie Zeichenpapier aufgespannt, wobei man, ohne ein besonderes Ziehen vorzunehmen, die Ränder fest niederreibt. Das Trocknen darf weder an der Sonne noch mittelst Ofenwärme geschehen, und wird das Bild hierauf mittelst Messer und Lineal vom Brette heruntergeschnitten. Besonders bei Aquarellen ist, um ein Verwischen der Farben zu vermeiden, bei diesem soeben erklärten Aufspannen recht vorsichtig und besonders rasch vorzugehen.

Die gewöhnliche Art und Weise, in welcher man ein Bild unter Glas und Rahmen bringt, gewährt, wie man dies häufig sehen kann, einen nur unvollkommenen Schutz gegen Staub, Rauch und Feuchtigkeit. Eine sichere wenn auch etwas umständliche Methode ist, wenn man die Glasränder am Rahmenfalze mit schmalen Papierstreifchen überklebt, das mittelst kleiner Drahtstiften auf einen schwachen Holzrahmen gespannte Bild mittelst Zwischenlage dünner Pappestreifen, welche jedenfalls nicht über den Rahmenfalz vorstehen dürfen, einsetzt und denselben mit einigen Drahtstiften befestigt. Als Rückwand wird auf den Rahmen ein passend zugeschnittenes, nicht zu dünnes Pappestück genagelt und dessen Ränder ebenfalls mit Papierstreifchen überleimt. Schließlich werden, damit der Rahmen nicht flach an der Wand aufliegt, an den vier Ecken je ein Tapeziernagel mit konvexem Kopfe eingeschlagen. Das Einlegen von Pappestreifen zwischen Glas und Bild verhindert, daß letzteres nicht fest an ersterem anliege und die Druckschwärze oder Farben hierdurch Schaden leiden.

Von dem Reinigen der Gläser vor und nach dem Einrahmen geschah bisher aus dem Grunde keine Erwähnung, da sich dasselbe von selbst versteht und Reinlichkeit bei dem Arbeiten zu gutem Gelingen ebenso nötig ist, als bei anderen Verrichtungen.

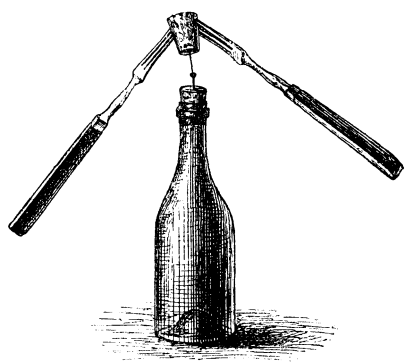
Oelfarbendruckbilder sollen stets, da sie kein Glas bei dem Einrahmen erhalten, auf mit Leinwand bespannte Rahmen aufgezogen werden. Ein in Größe des Bildes aus glattgehobelten weichen Holzleisten zusammengesetzter Rahmen — sogen. Blindrahmen — wird mit dünnem, meist ungebleichtem Baumwollentuch bespannt, die Bildrückseite gut mit Kleister bestrichen, dann auf den bespannten Rahmen gelegt und von rückwärts mit der flachen Hand gut angerieben, damit sich zwischen Bild und Stoff keine Luftblasen befinden. Das Trocknen darf ebenfalls nur bei gewöhnlicher Temperatur stattfinden.

Das Aufspannen des Baumwolltuches, welches verhältnismäßig größer als der Rahmen ist, zugeschnitten werden muß, geschieht auf der Schmalkante, — nicht auf der Rahmenbreite —, indem man eine schmale Längenkante mit starkem Leim bestreicht, das betreffende Tuchende darauf legt und fest anreibt. Nach dem Antrocknen wird die gegenüberliegende Holzkante mit Leim bestrichen, die Leinwand über den Rahmen gelegt und unter gleichmäßigem Ziehen, damit keine Falten entstehen und der Stoff straff angespannt ist, auch auf dieser Seite befestigt. Der gleiche Vorgang wiederholt sich auf der dritten und vierten Kante; der gespannte Stoff darf nun keinerlei Falten mehr enthalten. Hierauf werden die vorstehenden Ränder mittelst Scheere oder Messer abgeschnitten und an den Kanten ringsum zur besseren Haltbarkeit in Zwischenräumen von 5 bis zu 10 cm, je nach der Größe des Rahmens, kleine Drahtstiftchen eingeschlagen, die Ecken nach je einer Kante übergebogen und ebenfalls mit kleinen Nägeln befestigt. Das Aufkleben des Bildes geschieht mit Kleister; hierbei durch die Feuchtigkeit etwa entstehende Falten werden bei dem Trocknen wieder verschwinden.

In welcher Weise sehr hübsche Bildrahmen aus Pappe, wie auch aus Holzfournieren gesägt werden können, soll späterhin bei passender Gelegenheit besprochen werden; erstere sind Erzeugnisse des Papparbeiters, letztere des Laubsägers oder Schnitzers.

Die balancierenden Gabeln.

Auf den Kork einer feststehenden Flasche wird eine Stecknadel gesteckt; sie soll fest darin haften und zur Hälfte herausstehen. In einen zweiten Kork wird mit einer Zange eine Nähnadel hineingepreßt, jedoch so, daß das stumpfe Ende nach innen, das spitze nach außen kommt, und nun werden in denselben Stöpsel zwei Gabeln einander gegenüber mit ihren Spitzen schräg, in ungefähr gleicher Lage, hineingeschoben. Wenn Gabeln und Nadeln ordentlich festsitzen, setzt man die Nähnadel mit ihrer Spitze auf das Stecknadelköpfchen und läßt die Hände los, so werden die Gabeln nicht bloß im Gleichgewicht schweben, sondern ein weiterhin überraschendes Schauspiel dadurch



zeigen, daß man einer derselben einen seitlichen Stoß versetzt. Sofort versetzen sich die Gabeln in lebhafte kreisende Bewegung, aus der sie auch kleine Schwankungen nach auf- oder abwärts nicht so leicht zu bringen vermögen, wenn nicht ein zu starker Schlag die Nadel von ihrer spärlich schmalen Unterlage herabwirft. Die Bewegung hält eine ziemlich lange Zeit an, da ein bewegter Körper das Bestreben hat, in der Bewegung so lange zu bleiben, bis er daran gehindert wird. Als hindernder Umstand kommt hier außer dem Luftwiderstande nur die geringe Reibung an der Nadelspitze in Betracht, deshalb dauert die Bewegung ungewöhnlich lange.

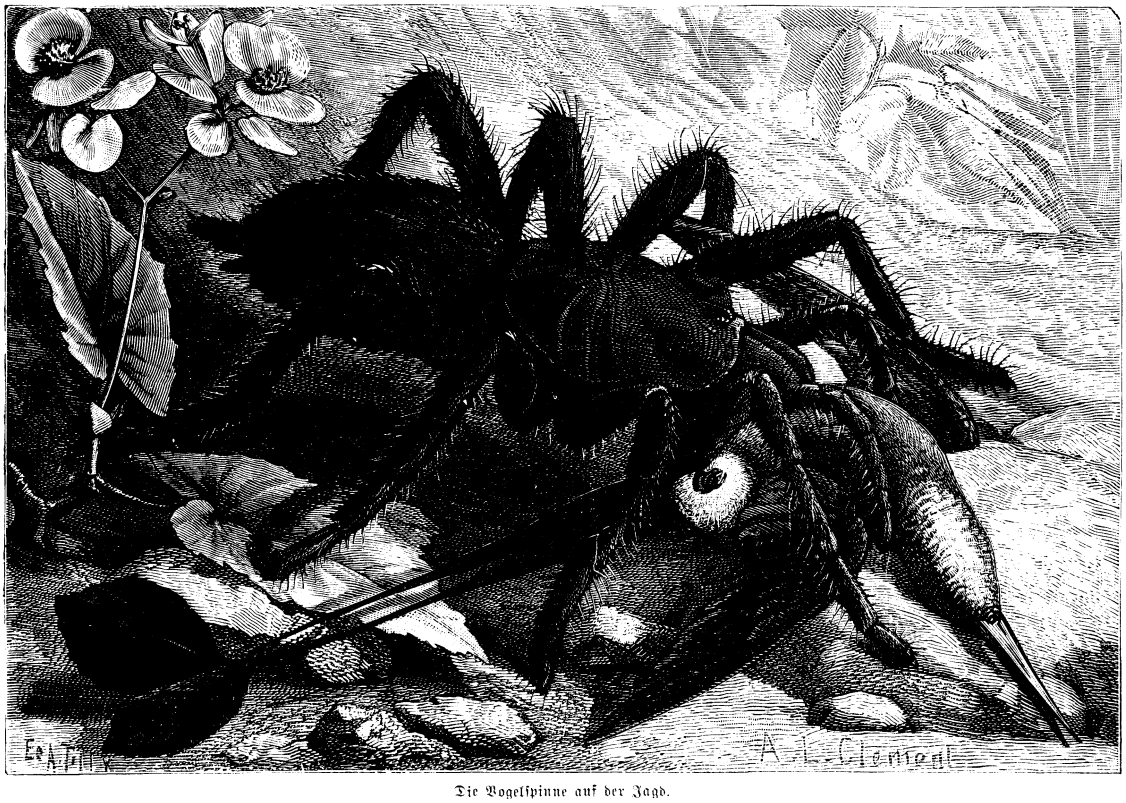
Man kann den Versuch auf einige Weisen abändern. Statt der zwei Gabeln kann man

in sternförmiger Anordnung mehrere verwenden. Will man einen Pfennig auf einer Nadelspitze tanzen lassen, so schiebt man in den oberen Kork statt der Nadel ein Pfennigstück, so daß es halb herausguckt, in den unteren eine Nähnadel mit der Spitze nach oben. Bei großer Ausdauer soll es sogar gelingen, zwei Nadeln mit ihren Spitzen auf die angegebene Weise aufeinander tanzen zu lassen.

Zum Schlusse gehören die Nadeln in ihr Nähtischchen oder auf das Nadelkissen! Sie könnten sonst leicht in die Flasche fallen. ♂

Die Vogelspinne.

Wenn schon unsere einheimischen Spinnen wie die Kreuzspinne manchen Personen einen unüberwindlichen Abscheu einflößen, mit welchem Grauen würden dieselben erst die große Vogelspinne, die Mygale avicularia der Naturforscher, betrachten, welche über das ganze tropische Amerika verbreitet ist und welche wir auf unserem Bilde in ihrer natürlichen Größe darstellen! Das Tier, welches mit ausgestreckten Füßen einen ganzen gewöhnlichen Teller bedeckt, ist in der That auch gräßlich anzuschauen, mit seinem Leib, der von borstigen rotbraunen Haaren starrt, mit seinen acht Augen, welche auf dem Kopfstück oder Vorderleib, dem sogen. Cephalothorax, auf warzenartigen Erhöhungen sitzen, mit seinen schwarzen, glatten, starken Kauwerkzeugen, an deren Spitze sich je ein gegliederter pfotenartiger Fangarm befindet, der in einen schwarzen,



Die Vogelspinne auf der Jagd.

glänzenden, schief angeschwollenen Stachel gleich demjenigen eines Skorpions ausläuft und wie dieser eine Giftblase enthält. Man sieht diesem garstigen Geschöpf an, daß es ebenso wild und tückisch als häßlich ist, und seine Muskelkraft ist in der That außerordentlich. Ob sie wirklich den Namen Vogelspinne verdient, welchen ihr Frau Merian gegeben, weil sie angeblich nur von Vögeln leben soll, wie sich aus den Beobachtungen dieser Dame in Surinam ergeben haben soll, lassen wir dahin gestellt, denn man weiß von ihrer Lebensweise im allgemeinen noch wenig mehr, als daß sie eine starke und behende Erdspinne und sehr scheu ist, in Felsenritzen, in Schluchten und in Löchern im Boden lebt und die Beute, welche sie einmal erfaßt hat, durchaus nicht mehr losläßt. Erwiesen ist, daß sie sich auch kühn an größere Tiere, an Eidechsen und Vögel wagt, die sie mit ihren Freßzangen packt und vergiftet, daß sie Baumläufern (Certhia flaveola) und Kolibris auflauert und sie tötet und verzehrt und gelegentlich auch an Bäumen und Büschen hinaufsteigt. Vorzugsweise lebt diese Riesenspinne, deren Leib eine Länge von 7 cm erreicht, aber am Boden, macht keine Netze, sondern tapeziert nur ihre Höhle mit einem feinen seidenartigen Gespinst aus und ist über die Antillen, über das äquatoriale Südamerika, Guyana, Venezuela u. s. w. verbreitet, jedoch nirgends häufig. Unverkennbar lebt sie vorzugsweise von Ameisen und Termiten. Ihre Eier, 1550 bis 2000 an der Zahl, trägt sie, in ein rundliches, weißes, seidenweiches Gespinst eingeschlossen, unter dem Leibe mit sich herum; die ausschlüpfenden jungen Spinnen sind weiß und zart und werden ihrerseits wieder von Ameisen von der Gattung Myrmica gefressen, welche ihnen eifrig nachstellen und ihrem Ueberhandnehmen steuern. Man kennt noch einige verwandte Arten, welche nur um weniges kleiner sind und in ihrer Lebensweise mit der Vogelspinne übereinstimmen.

Briefe über Stenographie.

(Schluß.)

Widerlegung der landläufigen Einwände.

Zu den albernsten Vorurteilen, die man gegen die Stenographie ins Feld führt, gehört die Behauptung, dieselbe verderbe die Handschrift. Schon die praktische Erfahrung widerlegt diese Verleumdung aufs schlagendste. Unsere bedeutendsten Stenographen, Gabelsberger voran, haben sich im Gegenteil gleichzeitig als Kalligraphen hervorgethan. Aber auch theoretisch erweist sich der Vorwurf als unhaltbar. Einmal besteht die Gabelsbergersche Rede-

zeichenkunst, wie wir im vorigen Brief gesehen haben, lediglich aus den graphischen Fragmenten der gewöhnlichen Kurrentschrift, und zweitens liegt es auf der Hand, daß eine Kunst, bei der es so sehr auf genaue und regelrechte Zeichnung jeder einzelnen Linie ankommt, wie bei der Stenographie, unmöglich eine gesteigerte Nachlässigkeit in der Behandlung der gewöhnlichen Schriftzeichen — und das versteht man doch wohl unter der „Verschlechterung der Handschrift" — zur Folge haben kann. Im Gegenteil. Die Feder, die sich daran gewöhnt hat, die Zeichen der Stenographie deutlich und lesbar zu Papier zu bringen, wird sich unwillkürlich auch in der Kurrentschrift einer gesteigerten Accuratesse befleißigen. Oder verlernt der Soldat etwa das Gehen, weil er die Schule des Korporals durchmacht?

Ein zweiter Vorwurf, der an die Adresse der Stenographie gerichtet wird, ist die Behauptung, stenographisch Geschriebenes sei schwer zu lesen. Die Quelle, aus der diese naive Anklage ihren Ursprung herleitet, ist unschwer zu ermitteln. Es sind die energielosen Halbwisser, die sich „auch einmal mit Stenographie beschäftigt haben," aber infolge der ihnen eigenen Zerfahrenheit nie über die Anfangsgründe hinausgekommen sind. Diesen Leuten mag es allerdings schwer gefallen sein, ihre unreifen Elaborate zu entziffern. Mit dem gleichen Recht könnte ein Stümper versichern, die Erlernung des Französischen sei zwecklos, er habe sich vergeblich bemüht, eine Konversation zu führen, die französische Sprache habe die Eigentümlichkeit, nicht verstanden zu werden. Natürlich: conditio sine qua non ist die Beherrschung des Systems. Daß aber der gewandte Stenograph ein korrektes Stenogramm nicht zu lesen vermöge, ist eine so thörichte Behauptung, die eigentlich keiner Widerlegung bedarf. Die Erfahrung überhebt uns auch hier aller weitläufigen Erörterungen. Viele Tausende von Stenographen bedienen sich seit Jahrzehnten der Gabelsbergerschen Redezeichenkunst, ohne daß sich in der fraglichen Richtung irgend ein Mißstand geltend gemacht hätte. Die stenographischen Zeitschriften werden allenthalben mit der größten Leichtigkeit gelesen, — sogar von den Adepten anderer Systeme. Wenn es ab und zu vorkommt, daß die Manuskripte der Kammerstenographen für dritte Personen schwer zu enträtseln sind, so trifft die Schuld nicht das System, sondern teils die Individualität des Stenographen, teils die Umstände, unter deren Einwirkung er geschrieben hat. Ist doch das Manuskript einer stenographisch aufgenommenen Rede überhaupt nicht dazu bestimmt, vom Blatte weg gelesen zu werden! Es wandert vielmehr in die Hand eines andern Stenographen, der hinlänglich Muße hat, über etwaige Undeutlichkeiten ins klare zu kommen, oder wird später von dem aufnehmenden Redezeichner selbst ins Reine geschrieben. Und sind denn die Manuskripte der Herren Kurrentschreiber stets so beschaffen, daß man sie vom Blatte weg vorzutragen vermöchte? Die Setzer mögen darüber entscheiden!

Hugo Häpe, der Direktor des königlich sächsischen stenographischen Instituts zu Dresden, äußert sich in seiner höchst lesenswerten Schrift: „Die Stenographie als Unterrichtsgegenstand", über die Situation eines Kammerstenographen folgendermaßen:

„Selten werden die Schwierigkeiten, mit welchen ein Stenograph bei derartigen Arbeiten zu kämpfen hat, ihrem ganzen Umfang nach gewürdigt. Viele glauben, wenn man einmal stenographieren könne, sei es eben so leicht, einen Vortrag nachzuschreiben, als ihn anzuhören. Wir müssen deshalb den Leser bitten, uns einen Augenblick an den Stenographentisch einer öffentlichen Versammlung zu begleiten und hier etwas genauer kennen zu lernen, wie es den Stenographen ergeht. Welche Vorteile hat derjenige, welcher bloß Zuhörer ist, schon in Bezug auf das bloße Verständnis des Vortrages, vor dem Stenographen voraus! Er kann alle Kräfte des Geistes und der Nerven einzig aufs Hören verwenden, er kann, wie das Sprichwort sagt, ganz Ohr sein. Der Stenograph muß seine Thätigkeit teilen. Er hat nicht bloß zu hören, sondern auch zu sehen und zu schreiben, also Gesichts- und Bewegungsnerven eben so eifrig in Aktivität zu versetzen wie die Gehörsnerven. Der Hörer kann während des Vortrags seine Körperhaltung oder selbst seinen Platz verändern, um den Redner besser zu vernehmen. Auch diese Hilfe muß der Stenograph, der an seinen Platz gefesselt ist, entbehren. Der Hörer kann in seiner Thätigkeit während der Verhandlung Ruhepausen eintreten lassen, indem er sich bei solchen Stellen oder Sprechern, die ihn weniger interessieren für Augenblicke von dem Gegenstand der Tagesordnung abwendet. Für den Stenographen ist ein Wort so wichtig wie das andere, für ihn gibt es keinen Moment der Sammlung. Dazu kommen noch andere äußere Schwierigkeiten. Oft werden den Stenographen die ungünstigsten Plätze im ganzen Saal angewiesen. Man glaubt schon vortrefflich für ihn gesorgt zu haben, wenn er nur genügenden Raum zum Schreiben hat. Daß ihm die Sprecher häufig den Rücken kehren, daß er durch Geräusche gestört wird, die ihn am Auffassen des Gesprochenen hindern u. s. w. — das sind Punkte, die von maßgebender Seite nur selten in Betracht gezogen werden. Bisweilen fallen zwei Sprecher einander ins Wort und reden zu gleicher Zeit. Unter Umständen kann der Hörer noch verstehen, was beide Redner sagen wollen: dem Stenographen ist es jedoch absolut unmöglich, zweien zugleich nachzuschreiben. Ist ihm jedoch auch nur ein Wort entgangen, so fehlt ihm manchmal der Schlüssel zum Verständnis des ganzen Satzes. Bei Erwägung aller dieser Schwierigkeiten (von Menschlichkeiten, die dem Stenographen persönlich begegnen können, wie Husten, Nießen, Ohrenklingen, Schreibkrampf infolge mehrstündiger Anstrengung, Versagen des Schreibmaterials und dergleichen mehr, ist noch nicht einmal die Rede gewesen!) — kann es nur Wunder nehmen, daß die Stenographie bisher überhaupt noch so Vortreffliches geleistet hat. Das wird aber selten anerkannt. Vielmehr wird fast jede Lücke der Nachschriften der Stenographie und ihrer angeblichen Unzulänglichkeit zur Last gelegt."

So weit Häpe in seiner hochinteressanten Abhandlung. Ausdrücklich verdient indessen hervorgehoben zu werden, daß solche lückenhafte Leistungen wenigstens seitens der Anhänger des Gabelsbergerschen Systems entschieden zu den Ausnahmen gehören. Gute Stenographen werden jederzeit auch die strengsten Ansprüche befriedigen, sobald sie nur in der Lage sind, das Gesprochene deutlich zu vernehmen. Die Nachteile, die aus sonstigen kleinen Störungen erwachsen, werden durch die Vorzüglichkeit des Systems wieder eingebracht. Den Stolze'schen Stenographen will es freilich nicht immer gelingen, das Renommee ihrer Kunst aufrecht zu erhalten. Wenigstens findet sich in den Annalen der deutschen Stenographie mehr als ein Fall verzeichnet, der beweist, daß die größte Fertigkeit hier nicht vor schmählichen Niederlagen zu schützen vermag. „Erst in neuerer Zeit," erzählt Häpe an einer andern Stelle, — „ist uns ein Fall bekannt geworden, wo ein zur Aufnahme einer feierlichen Rede verwendeter Stolzeaner unmittelbar nach dem Schlusse der betreffenden Feierlichkeit nicht eine Zeile seiner Niederschrift wieder zu lesen imstande war. Der Vortrag aber war von einem ausgezeichneten Redner unter lautloser Stille in gemäßigtem Tempo vor einem kleinen Kreise von Zuhörern gehalten worden, so daß jedes Wort deutlich durch den Saal tönte und keinerlei Störung die Thätigkeit des Stenographen hemmte. Der Stenograph war einer der ersten Vertreter der Stolzeschen Kunst!"

Solche und ähnliche Erfahrungen haben zu dem oben erwähnten Irrtume, als sei stenographisch Geschriebenes überhaupt schwer zu lesen, Anlaß gegeben. Die Praxis hat denselben längst widerlegt. Es mag Systeme geben, bei denen die Lesbarkeit des Manuskripts in Frage steht: was die Stenographie Gabelsbergers betrifft, so sind so und so viel Tausende von Eingeweihten erbötig, das Unrichtige jener Behauptung sofort ad oculos zu demonstrieren. Im gewöhnlichen Privatgebrauch kann ja so wie so von den Fatalitäten, die das vorstehend mitgeteilte Fragment behandelt, nicht die Rede sein. Mit einem Wort: Unleserlich schreibt nur der Unkundige.

Ein drittes Moment, das die Feinde der Stenographie zu Markte bringen, ist die angebliche Schwierigkeit des Erlernens.

Häpe, Wagner, Otto Bergen und andere hervorragende Vertreter der Gabelsbergerschen Redezeichenkunst haben ganz

klar nachgewiesen, daß auch dieser Vorwurf auf einer Täuschung beruht. Was zunächst die mechanische Schwierigkeit betrifft, so wird sich der geneigte Leser selbst sagen, daß Buchstaben, die nur aus einem oder zwei Strichen bestehen, leichter zu erlernen sein müssen, als unsere gewöhnlichen Kurrentzeichen, zu deren Darstellung ein ganzes Konglomerat von Schlingen, Schleifen und Schnörkeln erforderlich ist. Wir lernen die Kurrentschrift nur meistens in einem Alter, dessen Reminiscenzen nicht sehr lebhaft in unsere spätere Lebenszeit herüberragen: wir vergessen, welche unsägliche Mühe es uns kostete, bis wir die seltsamen Figuren des gotischen Alphabets unserem Gedächtnis glücklich eingeprägt hatten. Auch die geistigen Schwierigkeiten können nicht annähernd so bedeutend sein, als die Pessimisten versichern, denn die Erfahrung lehrt, daß Knaben von zwölf Jahren binnen weniger Monate imstande waren, ihre Schulaufsätze stenographisch zu koncipieren.

Man hat das Erlernen der Stenographie mit dem einer fremden Sprache verglichen: doch ist die Summe dessen, was beispielsweise beim Studium der französischen Grammatik von dem Gedächtnis gefordert wird, mindestens zehnmal so beträchtlich, als die Ansprüche der Stenographie inklusive der höchsten Stufe der Debattenschrift. Dazu kommt, daß man beim Studium der Stenographie gar nicht zum Bewußtsein der zu überwindenden Schwierigkeiten gelangt, weil man bereits nach der ersten Lektion in der Lage ist, das Erlernte praktisch zu verwerten. Ein viertelstündiger Unterricht setzt jeden normal begabten Menschen in den Stand, hundert und mehr Wörter stenographisch zu schreiben; macht er sofort von dieser Errungenschaft Gebrauch, so bedarf es keines weiteren Studiums, um zum Ziele zu gelangen. Drei Lektionen in der Woche und alsbald praktische Anwendung des Erlernten genügen, um selbst den minder Begabten in wenigen Monaten mit allen wesentlichen Grundzügen des Systems bekannt zu machen. Wo da die „Schwierigkeit" der Erlernung stecken soll, ist mir unerfindlich. Im Gegenteil: ich behaupte, es gibt kaum eine Disciplin, deren Betreiben so lohnend, so interessant und so wenig ermüdend ist, als die Gabelsbergersche Stenographie. Möchten diese Zeilen dazu beitragen, der Redezeichenkunst des genialen Meisters recht viele Freunde und Anhänger zu erwerben.

Andreas Hofer.

Zu Anfang unseres Jahrhunderts war Deutschland kein großes einiges Kaiserreich wie jetzt. Die Fürsten seiner einzelnen Länder waren unter sich uneins und aufeinander eifersüchtig. Kein starker Wille einte sie zur gemeinschaftlichen Abwehr gegen die Feinde von außen. Und so mußte unser armes Vaterland wohl auf lange Jahre den unersättlichen Eroberungsgelüsten Napoleons I. zum Opfer fallen, welchen die große Revolution vom Jahre 1789 auf Frankreichs Thron gehoben hatte, und dessen Ehrgeiz es war, Weltherrscher zu werden gleich den römischen Cäsaren. Er unterwarf Deutschland nicht nur durch die Uebermacht seiner Waffen, sondern auch durch Listen und Ränke. Einzelne der schwachen Fürsten durch Bestechung sogar zu Verbündeten gewinnend, gelang es ihm in kurzer Zeit, dem ganzen Reiche seine Gesetze, seinen allein maßgebenden Willen aufzuzwingen. Und wenn er den willfährigeren westlichen Provinzen als Preis ihrer freiwilligen Unterwerfung einen Schein von Selbstherrschaft ließ, brach er im Norden und Osten dagegen nach siegreichen Kämpfen mit um so größerer Härte den Widerstand, welchen die Anerkennung seiner Oberhoheit dort fand. Er ächtete die Fürsten und schwächte die Kraft der Völker, indem er ihren Wohlstand vernichtete, ihnen Kriegssteuern auferlegte, ihren Handel durch Zölle erschwerte und den dadurch hervorgerufenen Notstand in Stadt und Land durch starke französische Besatzung vermehrte, deren Erhaltung allein den unglücklichen Einwohnern oblag. In solchem Kampfe mit Not und eigener Armut ward der einzelne zuletzt gleichgültig gegen das allgemeine Elend und die Schmach der Unterwerfung. Jahre vergingen in stumpfer, dumpfer Ergebung. —

Endlich fing ein neuer Geist an sich zu regen; endlich besann das deutsche Volk sich allmählich auf sein altes Heldentum. Einzelne Männer erstanden, an deren leuchtendem Beispiele die Thatkraft und Vaterlandsliebe der ganzen Nation entflammte.

In Oesterreich wurde zuerst leises Murren, leises grollendes Murren laut. Als Napoleon davon Kunde erhielt, versuchte er die Oesterreicher einzuschüchtern, indem er ihnen mit einem neuen Kriege drohte. Kaiserhaus und Volk aber nahm die Drohung entschlossen hin. Ein Kampf der Befreiung, hofften sie, sollte der Kriegserklärung folgen. In diesem Augenblicke schreckte niemand vor den schlachtgewohnten Armeen des französischen Eroberers zurück.

Auch in Tirol weckte der Ruf nach Freiheit begeisterten Wiederhall. Vor drei Jahren schon hatte Napoleon bei dem demütigenden Frieden, den die Oesterreicher zu Preßburg mit ihm schließen mußten, Tirol als Provinz an das ihm verbündete Bayern gegeben. Aber die Tiroler hatten nie aufgehört, sich zu ihrem Stammland Oesterreich gehörig zu betrachten. Nun wollten sie mit Gut und Blut einstehen für ihr altes, teures Vaterland, für ihren geliebten Kaiser Franzl. Die besten und angesehensten ihrer Männer traten zur Beratung zusammen; aber ein schlichter Mann des Volkes ward ihr Führer. In seiner Schlichtheit freilich ein Held war Andreas Hofer, der Gastwirt am „Sand" zu St. Leonhard im Passeier Thal, welches bei Meran ins Etschthal mündet. Voll glühender Vaterlandsliebe, tapfer und fromm, bedächtig und klug zugleich. In Herzenseinfalt und Treue ging er zuerst nach Wien zu seinem Kaiser, sich und sein Volk demselben von neuem gelobend. Mit festem Handschlag dankte ihm dieser und mit dem Versprechen, allzeit eine militärische Hilfstruppe für Tirol bereit zu halten und „alles daran zu setzen, daß seine treuen Tiroler niemals wieder das harte Los treffen solle, seinem kaiserlichen Herzen entrissen zu werden".

Auf diese Worte bauend, ging Andreas Hofer in seine Heimat zurück und dort sogleich mit großer Entschlossenheit vor. Wenn auch die Bayern, Napoleons Verbündete, das Tiroler Land besetzt hielten, seine kühne Ausdauer fand doch Mittel und Wege, den ganzen Aufstand im stillen bis ins kleinste vorzubereiten. Willig stellten sich seine Landsleute unter seinen Oberbefehl. Südtirol sollte unter seiner persönlichen Leitung zuerst losschlagen. Kleine Bretter, die er mit roten Fähnchen besteckt den Inn hinabschwimmen lassen wollte, sollten den Nordtirolern das Zeichen geben, wenn auch für sie die Stunde gekommen war. Ihre Führung hatte, im Einverständnis mit Hofer ein kühner Wilderer übernommen, Speckbacher mit Namen, der trotzig und voll unverzagter Kraft war. Viel tausend Menschen wußten um diesen Plan, aber kein Verräter war unter ihnen. Er gelang vollkommen, als im Frühling des Jahres 1809 der Krieg wirklich begann. Von Bayern und von Italien her wollte Napoleon seine Heere zugleich gegen Oesterreich vorrücken lassen. Die Marschroute der von Süden kommenden ging durch das, wie ihre Führer glaubten, befreundete Tirol. Nun galt's. Im Brunnecker Thal, bei Brixen, auf dem Engpaß des Brenner, überall stellte Hofer mit großer Umsicht seine Scharen da auf, wo die engen Wege des den Franzosen überdies fremden Terrains sie hinderten, ihre Streitmacht voll zu entfalten. Und der Erfolg war sein! Auf allen Punkten wurden die geübten Soldaten des Feindes von den Bauern geschlagen und zersprengt; in ungeordneten Häuflein mußten sie einzeln flüchten.

Andreas Hofer auf dem Iselberge. Von F. Defregger.

Zu gleicher Zeit läuteten in Nordtirol die Sturmglocken, bei deren Klang sich auch dort die bewaffnete Volksmacht sammelte. Und ehe die erschreckten Bayern noch recht begriffen was vorging, hatte sich Speckbacher schon mittelst eines kecken Handstreiches Halls bemächtigt und marschierte auf Innsbruck los. Hier traf er mit Hofer und seinen Mannschaften zusammen, und ihren nun vereinten Streitkräften gelang es, das befestigte Innsbruck einzunehmen, trotz der tapferen Gegenwehr der bayrischen Besatzung.

Die hierbei gefangenen Franzosen — als Zeichen ihrer Verachtung sie von bewaffneten Weibern transportiert werden lassend — sandten sie als Zeichen ihres Sieges nach Wien. Da schickte Kaiser Franz ihnen das versprochene Regiment zur Hilfe, dem er den Befehl gegeben hatte, Innsbruck zu behaupten, was auch kommen möge. Und zugleich erneuerte er den tapferen Tirolern sein Gelöbnis, niemals einen Frieden zu schließen, dessen Hauptbedingung nicht die Wiedervereinigung Tirols mit Oesterreich sei.

Aber ach! das Kriegsglück war den österreichischen Heeren nicht so hold, daß ihr Kaiser Herr seiner freien Entschließung blieb. Zuerst wurden sie bei Regensburg geschlagen. Das zwar machten sie noch einmal wett, als sie die berühmte Schlacht bei Aspern glänzend gewannen. Aber schon sechs Wochen später erkämpfte Napoleon bei Deutsch-Wagram sich siegreichen Uebergang über die Donau. Infolgedessen mußten die Oesterreicher sich zurückziehen und verloren den Mut zu fernerem Widerstand, obgleich sie dabei kaum eine eigentliche Niederlage erlitten hatten. Schnell wußte Napoleon durch allerlei Ränke ihre Verzagtheit zuerst zu einem unklugen Waffenstillstand und danach zu dem schimpflichen Frieden von Schönbrunn zu bestimmen.

Bei den Waffenstillstandsbedingungen schon mußte Oesterreich einwilligen, Tirol zu räumen. Vergebens beschwor Hofer, als der Befehl kam, den Kommandanten von Innsbruck, sich doch zum Schein von seinen bewaffneten Tirolern mit Gewalt zurückhalten oder ihnen wenigstens seine Kanonen zur Verteidigung der wichtigen Feste zu lassen.

Der Herr Oberst, der in seinem Standeshochmut die vom Kaiser befohlene Waffenbrüderschaft mit den Bauern stets verachtet hatte, verlor den Kopf. Die alte, krankhafte Furcht vor Napoleon kam auch über alle seine Offiziere. Gehorsam zogen sie mit ihren Soldaten ab, die schutzlosen Landleute der Rache des Feindes preisgebend. Im ersten Schrecken zerstreuten sich diese, verließen ihre Dörfer und flüchteten mit Weib und Kind in die höchst gelegenen Alpen.

Jetzt aber zeigte sich Andreas Hofers ganze Heldengröße und die Macht seiner Persönlichkeit. Durch Eilboten rief er das Tiroler Volk aufs neue zu den Waffen. Mit beredtem Munde entflammte er abermals ihren Mut, für die Freiheit ihrer geliebten grünen Berge zu siegen oder zu sterben. Und abermals schwuren sie in unerschüttertem Vertrauen ihm und der Heimat Treue bis zum Tod. In fieberhafter Eile zur Verteidigung sich rüstend, entfalteten sie schier übermenschliche Kraft. Sie legten Verhaue an, sprengten Felsen, um die Wege zu verengen, häuften Baumstämme und Steine auf den die Pässe beherrschenden Höhen auf, die andrängenden Feinde damit zu zerschmettern. Es gelang ihnen sogar, sich Kanonenrohre aus zähem Lärchenholz zu verfertigen, die mit eisernen Reifen umgeben wohl zum Schießen taugten, und von starken Burschen auf den Schultern hingetragen wurden, wo man ihrer eben bedurfte. Selbst die Knaben blieben nicht zu Haus. Sie halfen das verschossene Blei des Feindes sammeln und zu neuen Kugeln gießen, und schlüpften auf behenden Füßen Botschaft tragend, hin und her.

Um Tod und Leben, um Freiheit und Ehre ging's bei diesem Widerstand, zu welchem jeder seinen letzten Blutstropfen einsetzte. Darum war er nicht zu brechen. Von allen Seiten versuchten die Franzosen in Tirol einzudringen. Es war umsonst.

Nachdem sie ungeheure Verluste an Menschenleben erlitten hatten, mußten sie sich zurückziehen.

Tirol war frei. Jubelnd wurde Andreas Hofer von seinen dankbaren Landsleuten zum Statthalter ausgerufen. Aber nur für seinen Kaiser nahm er die Regierung in die Hand. Nur für seinen Kaiser gedachte er die tapferen Gebirgsvölker noch einmal unter seiner Führung zu vereinen und mit ihnen vor Wien ziehend, günstigere Bedingungen für Oesterreich zu erringen.

Da kam die Botschaft von dem Frieden zu Schönbrunn, dem schmachvollen Frieden, in welchem der tapferen Tiroler und ihres heldenhaften Anführers mit keinem Wort gedacht war. Des Kaisers letzter Befehl an ihn und das Volk lautete, die Waffen niederzulegen vor der aufs neue einziehenden bayrischen Besatzung.

Da übermannten Andreas Hofer Schmerz und Zorn; ihm war, als könne er sein geliebtes Tirolerland dem verhaßten Feind nicht lassen. Aber diesmal mißlang der verzweifelte Versuch eines letzten Widerstandes. Das Land mußte sich ergeben. Auf Hofers Kopf wurde von Napoleon ein hoher Preis gesetzt.

Umsonst flehten nun seine Getreuen ihn an, das Land zu verlassen. Nur in Tirol wollte er leben oder sterben. Heimlich flüchtete er in die Eis- und Schneeregion der höchsten Firnen; begleitet von Weib und Kind, die sich nimmer von ihm trennen wollten. Monatelang blieb er hier verborgen in elender, notdürftig errichteter Holzhütte. Da zeigte eines Tages daraus aufsteigender Rauch einen zufällig vorüberwandernden Bauer sein Versteck. Nicht aus Bosheit oder Habgier verriet ihn dieser; Dummheit nur ließ ihn mit seinem gefährlichen Geheimnis unvorsichtig prahlen.

Bayrische Soldaten aus der nächsten Garnison wurden ausgeschickt, den Flüchtling zu fangen — nicht weniger denn 2000 Mann, so groß war noch immer die Furcht vor seinem Namen. Als Hofer aus seiner Hütte gerufen, die Ueberzahl gegen ihn, den einzelnen, erschaute, ergab er sich mit ruhiger Würde. Gefesselt wurde er hinabgeführt.

Bei seiner großen Beliebtheit einen Aufstand zu seinen Gunsten fürchtend, wagten die Machthaber nicht, ihn im Lande zu lassen. Unter starker Bedeckung wurde er auf die italienische Festung Mantua gebracht. Und hier traf bald der strenge Befehl von Napoleon ein, ihn binnen 24 Stunden zu erschießen. — Niemand hatte ein Fürwort für ihn eingelegt.

Heiter und gefaßt ging Andreas Hofer dem Tod entgegen. Als er zur Richtstätte geführt wurde, hatte man, ihn grausam zu höhnen, alle gefangenen Tiroler an seinem Wege aufgestellt. Er aber segnete sie, die schluchzend vor ihm niederknieten, mit fester Stimme. Auf den grünen Festungswällen standen die zwölf Schützen, deren Kugeln ihm den Tod bringen sollten. Dem Offizier, der ihm die Augen verbinden wollte und ihn niederknieen hieß, weigerte er beides mit einfacher Hoheit: „Zu oft habe ich dem Tode ins Auge geschaut, um ihn zu fürchten. Ich stehe vor dem, der mich erschaffen hat; stehend will ich ihm meinen Geist zurückgeben!“

Noch einen letzten Blick zum Himmel emporsendend kommandierte er selbst mit fester Stimme: „Feuer!“ Aber die Schützen, von seiner Heldengröße bewegt, zitterten und zielten und trafen nur schlecht. Hofer sank in die Knie. „Noch einmal, trefft besser, ihr Schützen!“ Zum zweitenmal luden die Soldaten, zum zweitenmal verfehlten die meisten Kugeln ihr Ziel. Wohl trafen sie Hofers Brust, aber er lebte noch. Da trat mitleidig der Korporal zu ihm heran und schoß ihm durch den Kopf. „Ade mein Land Tirol!“

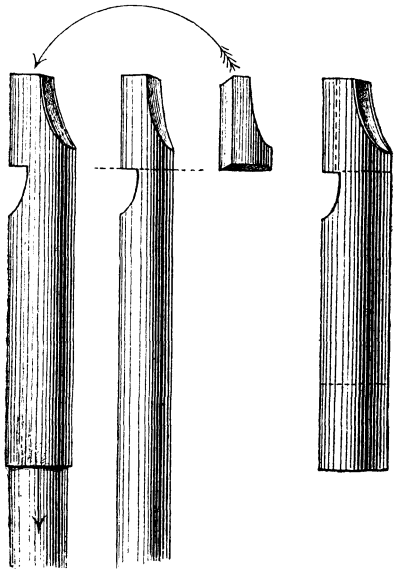
So starb im Februar des Jahres 1810 ein deutscher Mann um seiner deutschen Treue willen.

Die Weidenpfeife.

Heda, Kamerad, es ist hohe Zeit, hinaus auf die Flur, hinein in den Wald zu gehen! Der Frühling rückt in das Land; die Pappeln, Haseln und Erlen sind bald fertig mit ihrem Blühen, und der dunkelblaue Frühlingsehrenpreis auf den Aeckern beginnt bereits, reichlich Samen anzusetzen. Jetzt muß man die Augen offen halten, um zu sehen, wie sich die Erde von Tag zu Tag mehr zu schmücken beginnt, und das Herz muß man offen halten, damit die Frühlingsluft und Frühlingslust hinein-

ziehen können und wir mit den Lerchen um die Wette uns tummeln und jubilieren können.

Was wäre aber ein Frühlingsspaziergang ohne eine ordentliche Weidenpfeife? Wenn die Mücken surren und die Bienen summen und die Vögel singen, müssen wir der Freude doch ebenfalls lauten Ausdruck geben, und wenn wir vom Rufen und Singen müde sind, wollen wir pfeifen. Doch vielleicht wißt ihr nicht alle mit der



Die Weidenpfeife.

Fabrikation der Weidenpfeifen Bescheid, und da ist's euch angenehm, wenn ich erzähle, wie ich damals, als ich jung war, meine Pfeifen machte.

Vom Bachufer holte ich schöne kräftige Weidenruten mit weit auseinanderstehenden Augen, schnitt den unteren fingerdicken Teil in 15 bis 20 cm lange Stücke und klopfte jedes Stück mit dem Messergriffe am ganzen Umfange so lange, bis sich die grüne Rinde wie eine Hülse vom weißen Holze abziehen ließ. Ohne Klopfen ging dies nicht; die Rinde saß fest und zwar war sie, wie ich deutlich mit einem Vergrößerungsglase sehen konnte, durch einen grünlich-weißen Ring mit dem Holze eng verbunden. Dieses verbindende Gewebe war nicht Holz; denn dieses sah weiß aus und war fahl; es war auch nicht Rinde, die deutlich grün und krautartig erschien. Was das eigentlich war, konnte ich damals nicht erkennen; ich war aber auch schon zufrieden, daß schließlich sich diese dünne Lage zwischen Rinde und Holz durch das Klopfen zerstören ließ und die Rinde als einen Hohlcylinder dadurch ablösbar machte.

Vor dem Klopfen schon wurde an dem Weidenstück etwa $1\frac{1}{2}$ bis 2 cm unterhalb der oberen Schnittfläche auf einer Seite ein Stück herausgeschnitten, wie wir dies bei den käuflichen Holzpfeifen der Jahrmärkte auch sehen können und, nachdem die ganze Rückenhülse abgezogen war, wurde die obere Oeffnung zur Hälfte durch einen Holzpfropfen verschlossen. Dieser Pfropfen wurde dadurch gewonnen, daß man von dem an dieser Stelle befindlich gewesenen Holze ein Stückchen, das bis zur seitlichen Rindenöffnung reichte, abschnitt, in der Mitte der Länge nach durchspaltete und die eine Hälfte wieder in die Oeffnung schob.

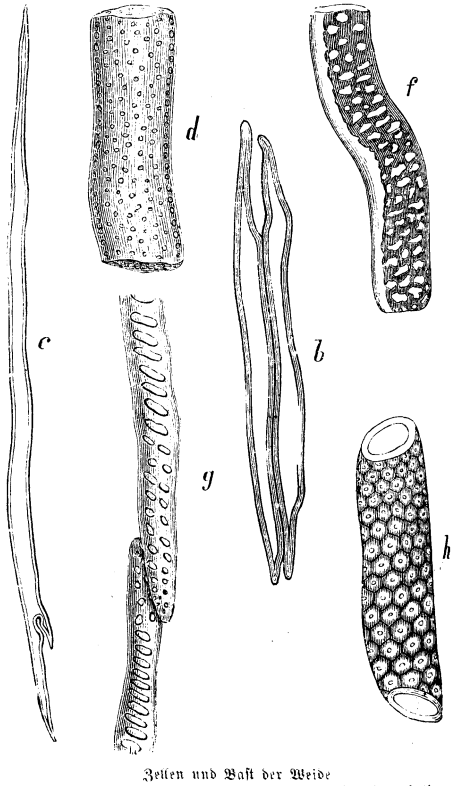
Nun, unser Bild wird euch diese Manipulation besser zeigen, als ich sie beschreiben kann. Ich möchte nur noch erzählen, daß mir der Wunsch nicht aus dem Sinne kam, zu wissen, wie es zuging, daß die grünlich-weiße Gewebelage zwischen Holz und Rinde sich im ersten Frühjahr durch das Klopfen mit dem Messergriff zerstören ließ, während später, wenn das Laub erst an den Bäumen saß, die Rinde sich nicht mehr so glatt ablöste. Dieser Wunsch hat mich verfolgt, bis ich zur Universität und von da ins Amt kam. Die Pflanzenwelt habe ich stets gepflegt und studiert; sie ist mir ein geheimnisvolles Buch, das immer interessanter wird, je mehr man darin liest. Da ist mit großer und kleiner Schrift von dem Wunder des Lebens geschrieben; die kleine Schrift freilich ist nicht mit bloßem Auge zu erkennen, sondern erst durch die Bewaffnung mit dem Mikroskope. Wer aber erst einmal dieses Hilfsmittel der Wissenschaft gebrauchen gelernt, der stellt es nicht mehr fort, solange seiner Augen Kraft reicht; denn ihm hat sich dadurch eine Welt erschlossen, von der er früher keine Ahnung gehabt: die unendlich große Welt des Kleinsten.

So bin ich denn später auch mit dem Mikroskop an die Weiden herangetreten, um die Neugierde aus der Jugendzeit endlich zu befriedigen und endlich zu erfahren, woraus die zwischen Holz und Rinde liegende Verbindungsschicht besteht. Mit einem scharfen Rasiermesser schnitt ich ein feinstes Spänchen vom Holze ab und brachte dasselbe auf einem Glastäfelchen in einigen Tropfen Wasser unter das Mikroskop.

Welch wunderbarer Bau zeigt sich da dem staunenden Auge!

Das Holz erscheint nicht mehr als gleichmäßige, weiße, feste Substanz, sondern als ein höchst zierliches und dabei doch festes Gebäude aus vielen Stockwerken mit ausgezeichnet gearbeiteten und verkitteten Bausteinen. Derjenige, der schon mit Reagentien umzugehen weiß, nehme ein Weidenspänchen in ein Reagenzglas, gieße etwas Salpetersäure hinein, schütte etwas chlorsaures Kali hinzu und koche in dieser Lösung das Holzspänchen, bis es zerfasert. Wir haben durch dieses Verfahren den Mörtel, welcher die Bausteine verkittete, aufgelöst und können nun die einzelnen Elemente, aus denen jede Holzpflanze aufgebaut ist, betrachten. Wird der flockige Rest im Reagenzglase in ein Porzellanschälchen mit Wasser geschüttet und ein geringer Teil des weißflockigen Bodensatzes mit der Pincette auf ein Glastäfelchen zur mikroskopischen Untersuchung gebracht, so zeigt sich die Hauptmasse aus Zellen bestehend, die in Fig. b dargestellt sind. Der Pflanzenanatom nennt diese allseitig geschlossenen, langgestreckten, oben und unten keilförmig zugespitzten Bausteine des Weidenzweiges die „Holzzellen" oder „Libriformfasern"; ihre Wand ist sehr fest, aber ihr Inhalt sehr gering. Die Holzzellen bilden gleichsam die Grundmasse des ganzen Baugerüstes, das sehr solide aufgeführt ist, da die einzelnen Fasern mit ihren Spitzen zwischeneinander greifen und durch den festen Mörtel der sogen. Zwischenzellsubstanz oder „Intercellularsubstanz" äußerst dauerhaft zusammengehalten werden. Aehnliche Gebilde finden wir nur noch in der Form von dünnen Strängen in der Rinde wieder, wo sie den Bast oder auch Hartbast darstellen. Die Zellen des Hartbastes sind aber noch länger und namentlich sehr biegsam, wodurch sie die Brauchbarkeit des Bastes zu Bindezwecken bedingen. Wer kennt nicht beispielsweise die russischen Bastmatten, die zur Verpackung dienen und später von den Gärtnern gekauft werden, um mit den einzelnen Fäden die Pflanzen an Stäbe zu binden. Die Bastmatten stammen vorzugsweise von Linden ab und bestehen meist aus Zellen, die ähnlich den in Fig. c dargestellten sind.

Betrachtet man ein feines Holzspänchen vor dem Kochen mit Salpetersäure, so sieht man, daß zwischen den Holzzellen sich lange Röhren von eigentümlicher Zeichnung hinziehen. Diese Röhren werden Gefäße (vasa) genannt und entstehen durch Verschmelzung von übereinanderstehenden Zellen im jugendlichen Zustande. Ihre Zeichnung und specielle Benennung erhalten sie von der Art ihrer Wandverdickung. Die Wandung (Membran) der Holzzellen und Gefäßröhren ist nämlich nicht gleich



Zellen und Bast der Weide

so dick, wie sie im alten Holze erscheint. Im Jugendzustande ist nur eine dünne Wandung kenntlich; aber später bemerkt man, daß sich im Innern der Zelle eine Verdickungsschicht abgelagert hat, welche nun den Namen der sekundären Membran, im Gegensatz zur erstgebildeten, oder primären Membran, führt. Diese Verdickungsschicht ist durchlöchert und erscheint an diesen dünnen Stellen heller, so daß dadurch für das Auge das Bild einer porösen oder getüpfelten Wandung entsteht, wie solche in Fig. d wiedergegeben ist. Bisweilen findet sich um den hellen Porus noch ein minder heller Hof, was zur Bezeichnung einer gehöft-getüpfelten Wandung Fig. h Veranlassung gegeben hat.

Wenn wir hier von „Poren" sprechen, so dürfen wir nicht vergessen, daß dieselben nur Oeffnungen in der später entstandenen Verdickungsschicht sind, also nicht durch die ganze Zellwand hindurchgehen, weil doch die erstentstandene Primärwand noch davor liegt und die Zelle also als ein gänzlich geschlossenes Ganze erhält. Die beiden Oeffnungen, welche wir bei h oben und unten wahrnehmen, stoßen an ebensolche Teile, wie h selbst ist, und ermöglichen auf diese Weise die Verbindung derartig einzelner Glieder zu einem zusammenhängenden Gefäßrohr. Bei g sehen wir die Verbindung zweier Gefäßröhren dargestellt und erkennen, daß durch dieses Aneinanderlagern der Röhren ein den ganzen Weidenzweig durchziehendes Röhrensystem hergestellt wird; dieses läßt sich von dem Zweige aus rückwärts in den Stamm und von da in die Wurzel verfolgen. Und wenn wir uns jetzt vorstellen, daß in diesen Röhren, die bald netzartig (Fig. f) bald treppenartig (Fig. g) oder auch spiralig und ringförmig gezeichnet sein können und dann Netz- Ring- und Spiralgefäße genannt werden, Wasser enthalten ist, das von der Wurzel aufgenommen wird, so gewinnen wir plötzlich einen Einblick in ein wunderbares Leitungssystem innerhalb des Stammes der Weide. Bei allen unseren Laubhölzern ist ein derartiges Gefäßsystem zu finden, und es arbeiten darin Saug- und Druckpumpen, die das von der Wurzel aufgenommene Wasser nach den Blättern und Knospen schaffen, um, indem sie dieselben ernähren helfen, in stiller Arbeit zum Wachstum und Blütenschmuck des Baumes beizutragen.

Jetzt sehen wir, wie wichtig dieser von uns so wenig beachtete Holzstamm für das ganze Gebäude ist. Ohne das Stützsystem der Holzzellen und das Leitungssystem der Gefäße wäre der Haushalt des Baumes nicht möglich. Wenn wir uns vorstellen, daß jede einzelne Zelle ein Arbeiter ist, der sein Tagwerk nach festen Gesetzen von der Jugend bis zum Alter zu verrichten hat, so können wir wohl sagen, daß im Stamme eine ungeheuer große Kolonie bescheidener Arbeiter vereinigt ist, die nicht fragen, ob sie von der Außenwelt gesehen und bewundert werden, die unermüdlich ihre Pflicht thun, und durch gemeinsames, selbstloses Ineinandergreifen und Zusammenwirken allein es ermöglichen, daß im ganzen großen Baume nirgends Mangel herrscht, sondern Reichtum an Stoffen, die die Blätter ausbauen und umwandeln zu Blüte und Frucht.

Da denkt man doch unwillkürlich an einen großen Staat mit seiner Regierung und seinen vielen Beamten. Und in diesem Staate sind die Blätter die fleißigen Bürger, die Künstler und Gelehrten sind die Blüten und die knorrigen Bauersleute bilden die Wurzeln.

Daß das, was die Wurzeln aufnehmen, auch im Stamme richtig verteilt werde, und daß auch die Wurzeln ihr Teil von der Krone erhalten, dafür sorgt der Stamm samt der Rinde mit seinem Leitungssystem von Beamten, die still in ihren Schreibstuben sitzen und vom goldenen Sonnenlichte manchmal nicht viel zu sehen bekommen, aber dabei doch ihre Pflicht thun und stolz sind im Gefühle der treu erfüllten Pflicht, und glücklich sind im Bewußtsein, daß der Baum wächst und blüht.

Ich wollte doch aber eigentlich erzählen, woraus die grünlich-weiße Schicht zwischen Holz und Rinde am Weidenzweige besteht, die wir im Frühjahr zerklopfen, um die Weidenpfeife zu fabrizieren. Ei, das ist jetzt leicht festzustellen, nachdem der Zweig etwas älter geworden ist. Da läßt sich nämlich erkennen, daß dieser Streifen aus jungen, noch sehr dünnwandigen, aber saft- und kraftreichen Zellen zusammengesetzt ist, die allmählich zu Holzzellen und Gefäßen einerseits, zu grünen Rindenzellen und Baststrängen andererseits sich ausbilden und auf diese Weise das Dickenwachstum des Stammes veranlassen. Man nennt diesen, die Jugendkraft des Stammes repräsentierenden Gewebestreifen das Cambium, in welchem sich schon im ersten Frühjahr, wenn die Bäume scheinbar noch schlafen, durch den warmen Kuß der Frühlingssonne das Leben regt. Wenn wir hinausgehen, um Weidenpfeifen zu schneiden, sind schon ganze Reihen junger Zellen im Cambium gebildet. Diese zarten Zellen mit ihren dünnen Wandungen und ihrem saftreichen Inhalt, können die scharfen Schläge des Messers nicht vertragen; sie werden zerstört und lassen nun die Rinde ohne Verbindung mit dem Holze.

Es ist also eigentlich ein recht grausames Verfahren, das wir befolgen, indem wir das Cambium zerstören. So wichtig diese Jugendschicht für den Baum ist, so wichtig ist auch die menschliche Jugend für den Staat, für unser Vaterland. Es kann nur erstarken und blühen, wenn immer neue Kräfte sich ausbilden, zu den festen Holzzellen werden, zu Gefäßen werden, zu grüner Rinde werden, welche ähnlich wie die Blätter arbeitet. Es muß jeder Knabe streben, ein richtiger, fester Mann zu werden, geistig und körperlich stark, im Gemüt zart und im Charakter streng, stolz nicht auf den äußeren Glanz, sondern auf die innere Kraft und Thätigkeit im Dienste des Vaterlandes.

Wenn diese Vorsätze zur That werden, denken wir mit doppelter Lust an unsere Weidenpfeifen zurück.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Ein guter Anschleicher wird auch die Zehenspitze seiner Fußbekleidung ganz genau auf die Stelle setzen, welche er vorher mit den Fingerspitzen berührt hat, weil dadurch eine weniger sichtbare Spur entsteht, deren Verwischung sich leichter und bedeutend schneller bewerkstelligen läßt, als wenn sie aus zahlreicheren und auch größeren Eindrücken besteht.

Es ist nämlich sehr häufig notwendig, die Fährte zu verwischen. Der Westmann bedient sich des Ausdruckes „auslöschen". Hat man sich an ein Lager geschlichen, so beginnt bei der Rückkehr erst der anstrengendste und schwierigste Teil des Unternehmens. Niemand soll erfahren, daß man hier gewesen sei. Darum muß man, indem man sich auf allen Vieren, und mit den Füßen voran, rückwärts bewegt, jeden Eindruck auslöschen, welchen man hervorgebracht hat. Dies geschieht mit der rechten Hand, indem man auf den beiden Fuß- und auf den Fingerspitzen der linken Hand das Gleichgewicht erhält. Wer es einmal versucht, in dieser schwierigen Stellung auch nur eine Minute lang zu verharren, der wird bald einsehen, welche fürchterliche Anstrengung es dem Jäger verursacht, vielleicht stundenlang in derselben zu verbleiben.

So war es auch hier.

Old Shatterhand voran und Winnetou hinter ihm, bewegten sich die beiden langsam in der beschriebenen Weise vorwärts. Der Weiße hatte den Boden Zoll für Zoll tastend zu untersuchen, und

der Indianer hatte sich zu bemühen, sich ganz genau in den Eindrücken, welche der erstere hervorgebracht hatte, zu halten. Darum kamen sie nur äußerst langsam vorwärts.

Das Gras war ziemlich hoch, fast ellenhoch. Dies war einesteils gut, weil es den Körper verbarg, anderenteils aber von Nachteil, weil im hohen Grase eine jede Fährte leichter sichtbar ist.

Je weiter sie kamen, desto deutlicher erkannten sie die Einzelheiten des Lagers. Zwischen demselben und ihnen patrouillierte eine Wache langsam hin und her. Wie war es da möglich, unbemerkt an das Zelt zu gelangen?

Die beiden erfahrenen Männer waren in dieser Beziehung gar nicht verlegen.

„Soll Winnetou den Wächter nehmen?“ flüsterte der Häuptling der Apachen.

„Nein,“ antwortete Shatterhand. „Ich kenne meinen Hieb, auf den ich mich verlassen kann.“

Leise, leise wie Schlangen, wandten sie sich durch das Gras, und näher, immer näher kamen sie der Wache. Diese hatte keine Ahnung, daß zwei solche Feinde ihr so nahe seien. Diese letzteren konnten den Mann gegen den Schein des Feuers ziemlich deutlich sehen. Er schien noch jung zu sein und hatte keine andere Waffe bei sich als das Messer in seinem Gürtel und ein Gewehr, welches er bequem geschultert hielt. Er war in Büffelfell gekleidet. Seine Züge konnte man nicht erkennen, da sein Gesicht mit abwechselnd roten und schwarzen Querstrichen — den Kriegsfarben — bemalt war.

Er blickte gar nicht nach den beiden herüber, sondern schien seine Aufmerksamkeit vorzugsweise auf das Lager gerichtet zu haben. Vielleicht interessierte ihn der Duft des Fleisches, welches über dem Feuer briet, mehr, als es für einen Wachtposten geraten ist.

Doch selbst wenn er seinen Blick nach der Stelle, an welcher sich die beiden befanden, gerichtet hätte, so wäre es für ihn unmöglich gewesen, sie zu bemerken, da ihre dunklen Leiber von der ebenso dunklen Grasfläche nicht zu unterscheiden waren. Sie bewegten sich nämlich schlauerweise nur in dem Schatten, welchen das Zelt nach der dem Feuer entgegengesetzten Seite warf.

Und doch waren sie ihm bereits auf acht Schritte nahe!

Er hatte, genau auf derselben Linie hin und her schreitend, in einem geraden Striche das Gras niedergetreten. Ein Angriff auf ihn mußte auf dieser Linie erfolgen, wenn die Spuren davon nicht zu bemerken sein sollten.

Jetzt hatte er sich am äußersten Punkte der Linie umgedreht und kam langsam wieder zurück, von rechts nach links gehend — von dem Punkte aus, an welchem sich die beiden befanden, gerechnet. Sie hatten natürlich ihre Gewehre zurückgelassen, um nicht in ihren Bewegungen gehindert zu sein. Er schritt an ihnen vorüber und befand sich nun im Schatten, gerade wie sie.

„Schnell!“ flüsterte Winnetou.

Old Shatterhand richtete sich empor; zwei riesige Sprünge brachten ihn hinter den Indianer, welcher das Geräusch hörte und sich rasch umdrehte. Aber bereits schwebte Shatterhands Faust über ihm. Ein Hieb an die Schläfe, und er brach zusammen.

Mit zwei gleichen Sprüngen stand Winnetou bei ihm.

„Ist er tot?“ fragte er.

„Nein, sondern bloß besinnungslos.“

„Mein Bruder mag ihn binden. Winnetou wird an seine Stelle treten.“

Die Flinte des Schoschonen vom Boden aufnehmend und schulternd, schritt er davon, ganz in der Haltung, welche vorher der Schoschone innegehabt hatte. Von weitem mußte er für denselben gehalten werden. So patrouillierte nun er auf und ab. Das war sehr verwegen, aber gewiß notwendig. Unterdessen war Shatterhand bis zum Zelte des Häuptlings vorgedrungen, der Jäger versucht die Leinwand ein wenig emporzuschieben, um in das Innere zu schauen, da dies die scharf angespannte Leinwand verhinderte, mußte er erst die Schnur, welche jene mit einer Stange verband, lösen.

Aber das mußte mit äußerster Vorsicht geschehen. Es konnte ja von innen bemerkt werden, und in diesem Falle war alles ver-

Der schwarze Hirsch ließ seine Pfeife fallen und schlug ein-, zweimal mit den Armen in der Luft herum.

loren. Sich fest auf die Erde legend, brachte er die Augen so nahe wie möglich an den Boden. Leise, leise schob er den Rand der Leinwand empor. Jetzt konnte er hineinblicken.

Was er sah, mußte ihn überraschen. Die Gefangenen befanden sich nämlich nicht darin, auch keine der Schoschonen. Nur allein der Häuptling saß auf einem Büffelfelle, rauchte scharf duftenden Kinnikkinnik, welcher aus Tabak und Weidenschale oder Blättern des wilden Hanfes zusammengesetzt wird, und blickte zum halb offenen Zelte hinaus, die belebte Scene, welche um das Lagerfeuer spielte, still betrachtend. Er kehrte Old Shatterhand den Rücken zu.

Dieser wußte gar wohl, was hier zu thun sei, wollte aber doch nicht ohne Einwilligung des Apachen handeln. Darum ließ er die Leinwand wieder nieder, wendete sich vom Zelte ab, raufte einen Grashalm aus und nahm denselben in der vorhin beschriebenen Weise zwischen die beiden Daumen.

Ein leises, einmaliges Zirpen ließ sich hören.

„Tho-ing-kai — die Grille singt!" erklang die Stimme eines Schoschonen vom Lager her.

Wenn er gewußt hätte, welch eine Grille es war! Das Zirpen war für Winnetou das Zeichen, herbei zu kommen. Der Apache behielt seine langsame, würdevolle Bewegung bei, bis er in den Schatten des Zeltes trat und nun von den Schoschonen nicht mehr gesehen werden konnte. Da legte er das Gewehr ins Gras, ließ sich nieder und schlich sich möglichst rasch zum Zelte hin. Dort angekommen, flüsterte er:

„Warum ruft mich mein Bruder?"

„Weil ich Deine Einwilligung erhalten möchte," antwortete Shatterhand ebenso leise. „Die Gefangenen befinden sich nicht in dem Zelte."

„Das ist nicht gut, denn nun müssen wir zurück und von der anderen Seite nach den anderen Zelten schleichen. Das dauert so lange Zeit, daß es indessen Morgen werden kann."

„Vielleicht ist das gar nicht nötig, denn Tokvi-tey, der schwarze Hirsch, sitzt drin."

„Uff! Der Häuptling selbst! Ist er allein?"

„Ja."

„So brauchen wir die Gefangenen ja nicht zu holen!"

„Das dachte auch ich. Wenn wir ihren Häuptling gefangennehmen, können wir die Schoschonen zwingen, den dicken Jemmy und den Hobble-Frank frei zu geben."

Mein Bruder hat recht. Aber können die Schoschonen vom Feuer aus in das Zelt blicken?"

„Ja! Aber der Schein des Feuers geht nicht bis zu der Stelle des Zeltes, an welcher wir uns befinden."

„Sie werden aber doch gleich bemerken, daß ihr Häuptling nicht mehr dort sitzt."

„So werden sie denken, daß er sich in den Schatten zurückgezogen hat. Mein Bruder Winnetou mag bereit sein, mir zu helfen, falls mein erster Griff nicht glücken sollte."

Das war so leise geflüstert, daß kein Hauch davon im Innern des Zeltes zu hören war.

Jetzt schob Winnetou die Leinwand leise und langsam empor, so weit, daß Old Shatterhand, welcher sich fest an den Boden schmiegte, hineinkriechen konnte. Dies that der kühne Jäger so geräuschlos, daß der „schwarze Hirsch" unmöglich von der ihm nahenden Gefahr etwas bemerken konnte.

Nun befand Shatterhand sich in dem Zelte, vollständig, mit dem ganzen Körper. Der Apache kroch mit dem halben Körper nach, um nötigenfalls augenblickliche Hilfe bringen zu können. Shatterhand streckte die Rechte aus. Er konnte den Schoschonen gerade erreichen. Ein schneller, kraftvoller Griff nach dem Halse desselben — der schwarze Hirsch ließ die Pfeife fallen und schlug ein-, zweimal mit den Armen in der Luft herum; dann sanken sie ihm herab; der Atem war ihm ausgegangen.

Old Shatterhand zog ihn aus dem Lichtkreise zurück ins Zeltdunkel, legte ihn da nieder und kroch, ihn nach sich ziehend, wieder zum Zelt hinaus.

„Gelungen!" flüsterte Winnetou. „Mein weißer Bruder hat die Kraft des Bären in seiner Hand. Wie aber bringen wir ihn fort? Wir müssen ihn tragen und doch dabei unsere Spur auslöschen."

„Das ist freilich ungeheuer schwierig."

„Und was thun wir mit dem Wächter, welchen wir gefesselt haben?"

„Den nehmen wir auch mit. Je mehr Schoschonen sich in unserer Hand befinden, desto eher geben die Roten ihre beiden Gefangenen frei."

„So wird mein Bruder den Häuptling tragen, und Winnetou trägt den anderen. Dabei können wir aber die Spuren nicht auslöschen, und darum müssen wir noch einmal zurück."

„Leider! Leider es wird dabei viel kostbare Zeit verstreichen, und wir —"

Er hielt inne. Es trat etwas ein, wodurch all ihren Bedenken ein schnelles Ende bereitet wurde. Es war ein lauter, schriller Schrei erklungen.

„Tiguw-ih, tiguw-ih!" rief eine Stimme. „Feinde, Feinde!"

„Der Wachtposten ist erwacht. Schnell fort!" sagte Shatterhand. „Wir nehmen ihn mit!"

Schon flog Winnetou in langen Sätzen nach der Stelle hin, an welcher der gefesselte Schoschone lag, riß ihn empor, und rannte mit ihm davon.

Old Shatterhand zeigte hier, welch ein Westmann er war. Die Gefahr lag in seiner größten Nähe, dennoch blieb er noch einige Augenblicke hinter dem Zelte. Er zog die kleinen Aestchen hervor, welche er abgeschnitten hatte, hob die Zeltleinwand nochmals empor und steckte die ersteren in der Weise in den Boden, daß sie sich wie spanische Reiter kreuzten. Erst dann nahm er den Häuptling auf und eilte mit ihm von dannen. (Fortsetzung folgt.)

Das Osterei.

Unter den vielen schönen Gebräuchen, welche sich an das fröhliche Osterfest knüpfen, steht für die Jugend das Geschenk der Ostereier wohl obenan. Den ganz kleinen Knäbchen und Mädchen legt der wunderbare Osterhase die Ostereier am Ostersonnabend ins Nest. Dieses Nest haben die Knirpse selbst aus Stroh oder Heu geflochten und zwischen den Buchsbaum der Gartenbeete gestellt, und der Osterhase hat nichts weiter zu thun, als die Ostereier — rote, blaue, gelbe und grüne — hineinzulegen, was für einen Hasen freilich eine ungewohnte Arbeit ist. Dieselbe muß jedoch dem Osterhasen nicht schwer fallen, denn er legt zum Ueberfluß auch zuckersüße Häschen, die ihrem Osterpapa gleichen, wie ein Hase dem anderen, ins weiche Nest. Die größeren Kinder hingegen, welche das Dasein des Osterhasen bezweifeln, gehen zur Strafe mit leeren Nestern aus, und sie hätten am fröhlichen Osterfeste eitel Jammer, wenn nicht Vater und Mutter, Onkel und Tante, Pate und Patin in ihrer Herzensgüte ihnen Ostereier schenkten. So haben denn alle Kinder glücklich ihre Ostereier, mit denen sie durch die ergrünenden Fluren, durch das knospende oder blühende Gebüsch, durch die ersten Blümchen und die wieder erwachende Insektenwelt dahinziehen, wie's so schön der Dichter Salis in seinem „Märzlied" geschildert hat:

„Seht! erweckte Bienen schwärmen
Um den frühen Mandelbaum;
Froh des Sonnenscheins erwärmen
Sich die Greise; Kinder lärmen,
Spielend mit den Ostereiern,
Durch den weiß beblümten Raum."

Woher stammt doch der Gebrauch der Ostereier?

Schon unseren heidnischen Vorfahren galt das Ei als Sinnbild des Frühlings. Denn, sagten sie, wie im stillen Ei der Keim eines munteren Vögeleins schlummert, und wie dieser Keim durch die Wärme zum Leben erweckt und entwickelt wird, so ruhen auch im Schoße der winterlich stillen Erde tausend Pflanzenkeime, die durch die Wärme der siegreich aufsteigenden Frühlingssonne allmählich zum Leben erweckt und zu lieblichen Blumen und Kräutern gestaltet werden. Vielleicht haben schon die kleinen Germanen, wenn ihre heidnischen Eltern das Fest der Ostara, der Frühlingsgöttin, durch Freudenfeuer und Waffenspiele begingen, Ostaraeier bekommen.

Die ersten christlichen Gemeinden feierten das Fest der Auferstehung Jesu zur selben Zeit, zu welcher die heidnischen Verehrer der Ostara ihre Feste begingen. Der Name des heidnischen Festes ging auf das christliche über: aus Ostara wurde Ostern.

Den christlichen Germanen ward das Ei ein Sinnbild der Auferstehung; denn, sagten diese, wie wunderbarerweise aus dem Ei ein lebendiges Wesen, ein Vogel, hervorbricht, so entstieg einst Jesus in verklärter Gestalt dem Grabe. Um sich dieses glorreichen Ereignisses so recht bewußt zu bleiben, führten unsere christlichen Vorfahren den Ostergruß ein. Wenn sich zwei oder mehrere am Ostertage begegneten, sprachen die einen: „Er ist auferstanden!" während die anderen antworteten: „Er ist wahrhaftig auferstanden!" Darauf schenkten sie sich gegenseitig Eier und sprachen mit freundlichen Worten von der Auferstehung des Heilands und von jenem großen Tage, wo alle Gräber wie Eierschalen zerbrechen, und

Fig. 1.

die Toten mit verklärten Leibern wieder auferstehen würden. Bei den Christen der griechischen Kirche besteht diese schöne Sitte teilweise heute noch, während wir uns meistens damit begnügen, einander „fröhliche Ostern!“ oder „fröhliche Auferstehung!“ zu wünschen. Den Gebrauch des Ostereischenkens aber haben wir beibehalten, nur in etwas anderer Form, indem wir uns nicht bei Begegnungen, sondern im häuslichen Kreise mit Ostereiern beschenken; auch sind es namentlich die Kinder, die mit diesem Geschenke bedacht werden.

Um den Ostereiern einen größeren Reiz zu verleihen, werden dieselben schon seit langem auf mancherlei Weise geschmückt. Der gebräuchlichste Schmuck ist die bunte Farbe. Unsere Großmütter färbten die Ostereier gelb, indem sie dieselben mit Zwiebelschalen kochten; grün, indem sie die Eier in einem Brei kochten, der aus jungen Roggenhalmen — dem ersten und zartesten Frühlingsgrün — hergestellt war; eine schöne kirschrote Farbe brachte das Kochen der Eier mit Rotholz hervor, das in der Apotheke für wenige Pfennig zu haben war. Heutzutage kann man in jedem Farbwarengeschäfte die schönsten und mannigfaltigsten giftfreien Farben zum Färben der Ostereier für weniges Geld erstehen. Man braucht nur die eine oder andere Farbe in das kochende Wasser zu schütten und das Ei hineinzulegen; nach wenigen Minuten kann man ein himmelblaues oder ein rosenrotes oder ein veilchenblaues Osterei mit dem Schöpflöffel aus dem Topfe holen, und es ist mannigmal eine Farbe dabei, so wunderbar und neu, daß meine Tante sagte, „eine solche Farbe gäbe es eigentlich gar nicht“.

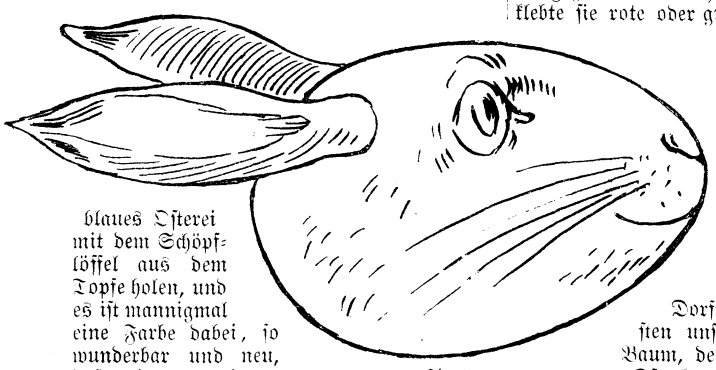


Fig. 6.

Um auf den Ostereiern eine Inschrift, einen Namen, eine Blume oder dergl. herzustellen, übte meine Großmutter ein Verfahren, das den Vorzug hat, giftige und scharfe Säuren entbehren zu können. Die vielerfahrene Frau schnitt sich aus einem Stückchen jener gewöhnlichen Haushaltungsseife, die unter dem Namen „Kernseife“ bekannt ist, einen spitzen Stift und schrieb oder zeichnete damit behutsam auf die weiße Schale des rohen Eies. Natürlich konnte man jetzt noch nichts von einer Inschrift oder Zeichnung sehen; aber dieselbe stand unsichtbar, in fettigen Zügen, schon auf der Schale. Darauf legte Großmutter das Ei behutsam in das grüne oder gelbe oder kirschrote kochende Farbwasser, und wenn sie das gekochte Ei nach einigen Minuten herausholte, so trat die Inschrift oder die Zeichnung in hellerer Färbung aus der dunkleren Farbe des gesamten Eies hervor.

Aber noch ein anderes Verfahren als das Färben übte meine gute Großmutter beim Schmücken ihrer Ostereier. Da dieses Verfahren wenig bekannt sein dürfte — es wurde nämlich in einem einsamen Walddorfe Thüringens geübt — so will ich es hier mitteilen. Wir Kinder mußten in der Osterwoche aus den sumpfigen Waldwiesen grüne Binsen holen. Durch eine einzelne Binse wurden am Stengelende kreuzweise zwei Stecknadeln gesteckt, die man dann zwischen zwei Fingern an der ganzen Binse entlang herunterstrippte. Dadurch wurde aus der Binse ein weißer Markstrahl getrieben, der leicht und geschmeidig wie ein Wollfaden

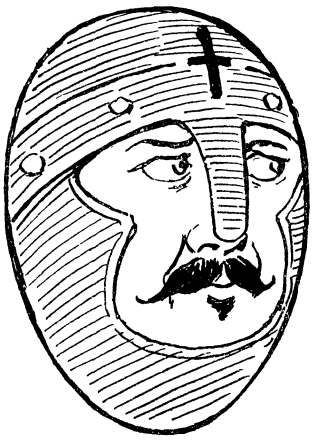


Fig. 3.

war. Mit diesem weißen Markstrahl beklebte nun die Großmutter — unter Zuhilfnahme eines aus etwas Weizenmehl und Wasser hergestellten Kleisters — die Eierschale in allerlei Figuren und Schlangenlinien; dazwischen klebte sie rote oder grüne oder blaue Kattunstreifchen. Ich kann versichern, daß die in dieser Weise hergestellten Ostereier nicht selten wahre Kunstwerke waren und in nichts den prächtig geschmückten Zuckereiern nachstanden, die wir heutzutage in den Schaufenstern großstädtischer Konditoreien liegen sehen. Wir Thüringer Dorfkinder pflegten die schönsten unserer Ostereier an einen Baum, den sogen. „Osterbaum,“ zu hängen; und mit diesem Baume zogen wir am Ostertage von Haus zu Haus, wobei wir ein Schullied oder Kirchenlied sangen. Dafür erhielten wir von den Leuten gekochte Eier, gebackenes Obst, ein geräuchertes Würstlein und dergl. gute Dinge mehr. Dieselben wurden dann abends gemeinschaftlich auf einem hübschen Plätzchen am Waldessaume verzehrt.

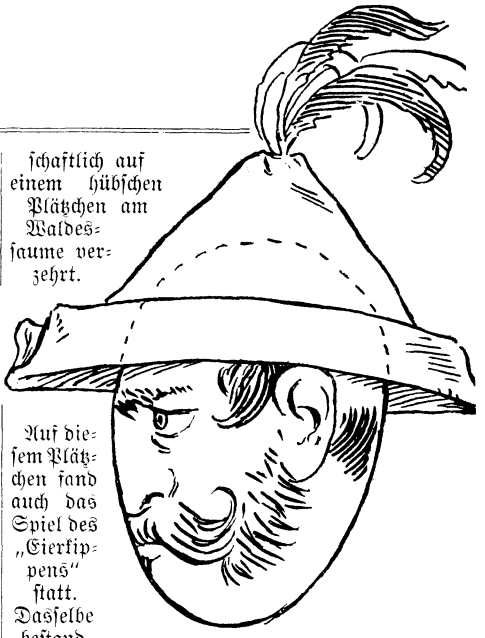


Fig. 2.

Auf diesem Plätzchen fand auch das Spiel des „Eierkippens“ statt. Dasselbe bestand darin, daß zwei Partner, von denen jeder ein gekochtes Osterei in der Hand hielt, sich gegenüber stellten, um Ei an Ei zu stoßen oder zu „kippen“. Derjenige, dessen Ei zuerst zerbrach, hatte verloren und mußte sein Ei an den Gewinner abgeben, was meist unter Geheul und Thränen geschah. Da das Spiel auf Habsucht beruht, da es ferner bösen Buben Gelegenheit bietet, zu betrügen (sie führen bisweilen Porzellaneier, die wohl heil bleiben müssen), so kann ich das Eierkippen nicht empfehlen.

Eigentümlich war es, daß unser Plätzchen am Waldessaume schon in grauen Zeiten dem Spiel der Ostereier gedient hatte und alljährlich von uns getreu wieder aufgesucht wurde, obwohl sich allmählich anderswo viel hübschere Plätzchen gebildet hatten. Auch der Dichter Matthisson erzählt eine solche Thatsache aus seiner Knabenzeit, indem er schildert:

„Den Bretterſitz am Weiher,
Seit grauer Väterzeit
Dem Spiel der roten Eier
Am Ostertag geweiht.“

Seit meinen Knabenjahren haben sich meine Erfahrungen im Ostereischmücken etwas erweitert, und ich will, was ich weiß, zum Nutzen Nachgeborener hier zum Besten geben. Man kann auf Eierschalen nette Sprüche, Osterwünsche, selbst Bildchen, z. B. das Osterlämmchen mit der Fahne, in erhabener Arbeit — wie aus dem Ei herausgeschnitzt —

Fig. 4 u. 5.

Fig. 10.

in folgender Weise herstellen. Man schreibt oder zeichnet zunächst die Buchstaben oder das Bild mit Wachs oder Firnis oder einfach mit Talg auf die Schale und legt diese dann in eine schwache Säure, z. B. in Essig oder in Scheide- oder Kupferwasser. Die Säure zersetzt und löst nun die kalkige Schale überall da auf, wo sie nicht durch den schwachen Ueberzug des Wachses u. s. w. geschützt wird; die Schrift oder die Zeichnung aber bleibt erhaben stehen. Soll das Verfahren besonders gut gelingen, so befolge man folgende Winke. Man nehme zu dem Versuch ausgeblasene Eier, weil diese sich, falls das Kunstwerk gut gelungen, leichter aufbewahren

Fig. 9.

lassen; doch schließe man, bevor die Schale in die Säure gelegt wird, die beiden Oeffnungen mit gelbem oder weißem Wachs. Außerdem muß die Schale, da sie sehr leicht ist, unter der Flüssigkeit festgehalten werden. Es geschieht dies am besten vermittelst eines Fadens, den man an ein gläsernes Stäbchen bindet, worauf man das Stäbchen in das Gefäß legt oder stellt. Wenn die Säure stark mit Wasser verdünnt ist, dauert der Vorgang zwar etwas länger, aber dafür erzielt man einen um so schöneren Erfolg; zwei oder drei Stunden reichen indessen meistens hin, um Schrift oder Zeichnung hinlänglich hervortreten zu lassen.

Die Kunst, in dieser Weise auf Eierschalen zu schreiben oder zu zeichnen, knüpft sich an ein merkwürdiges Ereignis, das im allgemeinen nur wenig bekannt ist. Im August des Jahres 1808, zur Zeit, als auch auf der pyrenäischen Halbinsel der Krieg mit dem gewaltigen Eroberer Napoleon entbrannt war, fand man eines Tages in der Kathedrale von Lissabon ein wunderbares Ei, auf dessen Schale in erhabenen Schriftzügen die baldige Vertreibung der verhaßten Franzosen prophezeit wurde. Dies verursachte unter der abergläubischen Volksmenge eine Aufregung, die bald zu einem Aufstand geführt hätte. Der französische Befehlshaber verstand es jedoch, die Aufregung zu dämpfen: er ließ nämlich in den Straßen von Lissabon Tausende von Eiern verteilen, auf deren Schale der Widerruf jener Prophezeiung zu lesen war. Die Volksmenge glaubte den Tausenden von Eiern mehr als dem einen, und der Aufruhr war im Keime erstickt. Danach erschienen an den Straßenecken noch Anschlagzettel, welche bekannt machten, wie die geheimnisvollen Eier auf ganz natürliche Weise angefertigt würden.

Fig. 8.

Dies ist eine wahre und eigentlich eine ernste Geschichte, und Ostereier, welche man in der oben geschilderten Weise herstellt, werden meist ernst in Sprüchen und Bildern gehalten sein. Aber Ostern ist nicht allein das „hochheilige" Fest, sondern auch das „fröhliche", wo alles zu neuem Leben und Schaffen sich rührt, wo die Lerchen jubilieren, die ersten Schmetterlinge durch die sonnigen Lüfte gaukeln, und die ersten Blumen ihre Glöckchen und Sterne entfalten. Sollte da nicht auch ein netter Scherz mit den Ostereiern erlaubt sein? Sollten da nicht auch „fröhliche" Ostereier neben den ernsten liegen dürfen? O gewiß! Wie sagt doch der Dichter?

„Freunde, wir sollen, wir sollen uns freuen;
Freud' ist des Vaters erhabnes Gebot;
Freude der Unschuld kann niemals gereuen;
Lächelt durch Rosen dem nahenden Tod."

Und so will ich euch denn, meine jungen Freunde, einige Winke geben, wie man spaßige Ostereier anfertigt. Der größeren Anschaulichkeit wegen lege ich sogar einige Figuren vor.

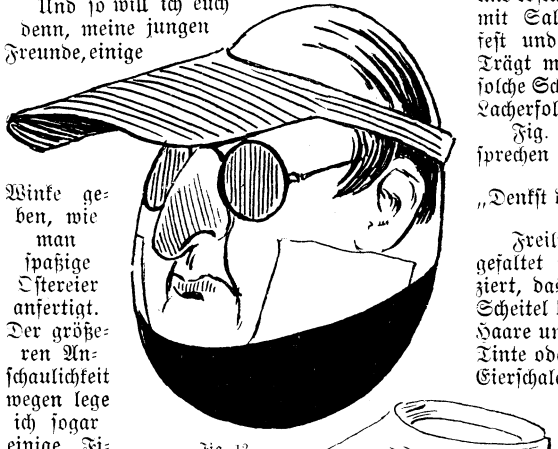


Fig. 12.

Fig. 1: ein grämlicher Kahlkopf, von dem selbst zur Osterzeit das Wort des Dichters gilt:

„Der schöne Frühling lacht ihm nicht.
Ihm lacht kein Aehrenfeld;
Er ist auf Lug und Trug erpicht,
Und wünscht sich nichts als Geld."

Fig. 11.

Das Bildnis dieses grämlichen Herrn stelle ich auf folgende Weise her: ich zeichne auf die noch warme Schale des gekochten Eies die Haare, die Augen, die Nase, den Mund, die Vatermörder mit einer stumpfen Stahlfeder und schwarzer Tinte oder chinesischer Tusche. Die Wärme der Schale bewirkt, daß die Tinte oder Tusche nicht ausfließt, vielmehr sofort trocknet. Dann nehme ich einen Rotstift und schattiere damit die Wangen, die Nase und das Kinn. Die Wirkung ist recht komisch: das ovale Ei ist plötzlich in ein verdrießliches Gesicht verwandelt. Will man die komische Wirkung noch steigern, so lege man, wie ich schon hier bemerken will, die angemalten und kostümierten Eier auf eine flache Schüssel mit Salz; in dem Salze liegen die Eier fest und zugleich schön oval abgegrenzt. Trägt man seinen Gästen am Ostertage eine solche Schüssel auf, so kann man des heitersten Lacherfolges gewiß sein.

Fig. 7.

Fig. 2: ein kühner Feldherr, welcher zu sprechen scheint:

„Denkst du daran, mein tapfrer Largienka?"

Freilich ist sein Hut nur aus Papier gefaltet und oben mit drei Bettfedern verziert, das Festsitzen des Hütchens auf dem Scheitel bewirke ich durch Gummi arabicum. Haare und Gesichtszüge zeichne ich mit Feder, Tinte oder Tusche auf die vom Kochen warme Eierschale. Dann nehme ich einen gelbroten Farbestift und male Backenbart, Schnurrbart und Haare schön fuchsig an. Das sieht für einen Feldherrn „feuriger" aus. Der Nase des Kriegsgesellen, der gewiß

einen guten Schluck liebt, gebe ich einen zinnoberroten Anflug mit dem Rotstift.

Fig. 3: Ein geharnischter Kreuzritter mit einem Gesichte wie ein Eisenfresser. Der da scheint noch lange nicht zu sprechen: „Sohn, da hast du meinen Speer, meinem Arm wird er zu schwer!“ Die Eisenkappe zeichne ich zunächst mit Tintenstrichen; sind dieselben schön angetrocknet, so schattiere ich die ganze Kappe mit einem weichen Bleistift: das gibt eine nette Eisenfarbe. Augen, Nase und Schnurrbart zeichne ich mit Tinte; ein wenig Rot mittelst des Rotstiftes auf den Backen bringt Leben in das strenge Antlitz.

Fig. 4 und 5: Ein lachender Halbmond, den man mit dem Worte des Dichters anreden möchte: „Mond, was für 'n Schiefgesicht machest denn du? das eine Aug' offen, das andere zu!“ Die Mütze klebe ich aus gelbem Glanzpapier. Die Haare zeichne ich mit einem Gelbstift, die Gesichtszüge mit Tinte.

Fig. 6: Der Kopf des Osterhasen, wie er leibt und lebt.

Da der Sage zufolge der Osterhase weiß ist, so lasse ich das Ei bis auf die wenigen Tintenstriche weiß. Die Ohren falte ich aus weißem Schreibpapier und klebe sie mit Gummi arabicum an.

Fig. 7: ein Schornsteinfeger, der noch keine Ostertoilette gemacht hat. Die Kopfbedeckung stelle ich mit schwarzer Farbe und Hilfe eines Pinsels her; das Gesicht mit Federstrichen.

Fig. 8: ein Harlekin, der den tollen Fasching selbst am Ostertage noch nicht vergessen kann. Die Halbmaske schneide ich aus schwarzem Glanzpapier und klebe sie auf. Haare, Augen, Nase, Mund zeichne ich mit Tinte. Die Lippen und Backen färbe ich rot mit Rotstift. Die Mütze stelle ich her, indem ich eine kleine Düte aus buntem Papier drehe.

Fig. 9: Aha, Tante Lotte! Dieselbe Tante Lotte, von welcher der Dichter meldet:

„Nichts liebt so sehr die Tante Lotte,
Als schwarze Heidelbeerkompotte.“

Der obere „Kopf“ der Mütze ist, wie man leicht ersieht, die Rundung des Eies; darum wird ein gefaltetes und gekräuseltes Streifchen Seidenpapier oder Zeug geklebt. Dann zieht man die Haare mit Feder und Tinte, malt Nase, Brille und Mund, und trägt auf Lippen und Wangen etwas Rot mit dem Rotstift auf.

Fig. 10: eine hessische Bäuerin, die „sich etwas zu Kopf gezogen hat“, — nämlich ein schwarzes Kopftuch. Ich trage dasselbe mit schwarzer Farbe auf und klebe an den Hinterkopf ein Schleifchen aus schwarzem Seidenzeug. Im Gesichte bringe ich viel Rot an, namentlich die Backen lasse ich funkeln wie — einen Karfunkel im Ofenloch.

Fig. 11: ein Bergfex oder Salontiroler, der schon zu Ostern auf die „jöttlichen Berge“ will. Den Kopf des Hütchens bildet der obere Teil des Eies; das schmale Rändchen wird aus Papier geschnitten und herumgeklebt; das Ganze wird leicht mit brauner Farbe aus dem Farbkasten getuscht. Dann klebe ich ein paar Federchen vom Hühnerhofe auf das keke Hütchen. Das Gesicht zeichne ich mit Tinte und etwas Rotstift.

Fig. 12: der Mann mit der Brille und dem Augenschirm sieht darein, als ob er uns das ganze Osterwetter verderben wollte. Der Augenschirm besteht aus grünem Glanzpapier. Haare, Gesichtszüge und Brille werden mit Tinte und Feder gezeichnet. Das Halstuch wird mit Pinsel und schwarzer Farbe hergestellt. Die Nase ist lebhaft rot.

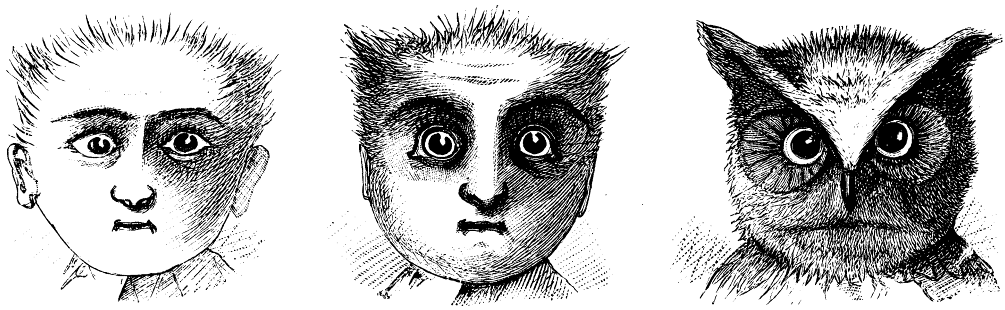
Nun sucht meine Vorlagen nachzumachen, und wenn's euch gelingt, nun so trägt dies vielleicht ein wenig zu demjenigen bei, was ich euch von ganzem Herzen wünsche, nämlich: „Fröhliche Ostern!“

Auflösung des Kreuzrätsels in Nr. 11.

Sais. Helene. Salis. Hellene.

Auflösung der Buchstabenversetzung in Nr. 11.

Aus den sechs Wörtern „Geduld, Mond, Mur, singe, matt, ohne“ erhält man durch Umstellung der Buchstaben „Morgenstunde hat Gold im Munde“.



Was aus Struwwelpeter Moritz wurde, als er sich seine Haare nicht schneiden lassen wollte.

Fragen und Antworten.

E. H. in Hof. Flecke an Schlittschuhen, welche durch Oxydation (Rost) entstanden sind, können durch chemische Mittel nicht beseitigt werden. Es ist daher ein mechanisches Mittel, kräftiges Reiben mit bayrischem Kalk oder sonst bewährtem Putzpulver anzuraten. Gewiß! der blanke Schlittschuh ist der Stolz des Eisläufers. Es muß eben dem Verrosten durch aufmerksame und zweckentsprechende Behandlung vorgebeugt werden. Einölen oder Einfetten nutzt, zumal auf die Dauer des Sommerschlafes, wenig oder nichts. Nach dem Schlittschuhlaufen säubere den Schlittschuh mit Papier oberflächlich von allem Eis; zu Hause angelangt, wische den Stahl mit einem gut trockenen Tuche so lange ab, bis er nicht mehr beschlägt, und lege die Schlittschuhe an einen warmen Ort. Haben dieselben die Zimmertemperatur angenommen, so putze die Metallteile mit trockenem Putzpulver und lege die Schuhe sodann an einen absolut trockenen Ort. Es wird während des Sommers kaum nötig sein, das Putzen zu wiederholen. Du siehst — eine kleine Mühe nicht gescheut — Du hast dafür stets blanke Schlittschuhe.

Ad. T . . . . . g, Praktikant in Aussig. Ein alter Erfahrungssatz besagt, daß man im Streben nach einem bestimmten Ziel gut thut, stets das zunächstliegende Hindernis zu nehmen. Um also eine fremde Sprache vollkommen sprechen zu lernen, ist es unbedingt erforderlich, mündlichen Unterricht zu nehmen. Wir empfehlen Ihnen, sich die Grundlagen der Aussprache in einer kleineren Reihe von Stunden möglichst vollständig anzueignen. Haben Sie Sprach- und Gehörorgan genügend geschult, dann erst sollten Sie zum Selbststudium und zu Unterrichtsbriefen übergehen. Schreiben Sie uns wieder. Wir werden Ihnen in der Auswahl der letzteren gern unseren Rat geben. — Schönen Dank für das Rebus.

C. S., Realgym. in Chemnitz. C. S. in Frankenberg. F. K. in Innsbruck. Noch ein klein wenig Geduld! Sobald der Lenz ins Land gezogen sein wird, wird auch der „Gute Kamerad“ rechtzeitig zur Stelle sein, um Euch auf Euren Schmetterlingsjagden zu begleiten und mit Rat und That an die Hand zu gehen. Auch über die Behandlung der Schwärmer, Raupen, Puppen und sonstigem Getier soll unseren jungen Freunden eingehend berichtet werden. Macht einstweilen euere Fangnetze und Spannbrettchen zurecht.

Hans Fr. in Königsberg i. Pr. Du bist ja bereits ein hochgelehrter Herr! — vorausgesetzt, daß die Aufsätze eigener Beobachtung und eigener Denkarbeit entsprungen sind. Wir haben Deine Arbeit einstweilen unserer Redaktionsmappe einverleibt, um dieselbe vielleicht bei Gelegenheit zu Nutz und Frommen Deiner Kameraden abzudrucken. Besten Dank.

H. R. in Hannover. Auf Deine Anfrage, wer hübsche Experimente für eine Elektrisiermaschine weiß, antwortet Kamerad A. R. in Frankfurt folgendes:

Ein sehr leichtes Experiment ist die elektrische Spinne. Man macht aus Holundermark ein rundes Kügelchen, welches den Leib der Spinne darstellt, und befestigt daran acht Beine aus Haaren oder Fäden. Hierauf hängt man dieses künstliche Tier mittelst eines Seidenfadens auf und bringt es dem Konduktor der Elektrisiermaschine gegenüber. Auf die entgegengesetzte Seite hält man die flache Hand oder eine Metallscheibe. Die Spinne wird anfänglich von dem Konduktor angezogen, dann wieder abgestoßen werden. Dies Spiel wiederholt sich so lange, als man Elektricität mit der Maschine entwickelt. Sehr interessant ist auch das elektrische Glockenspiel. Man bedarf hierzu zweier Glocken, wie sie an Uhren gewöhnlich vorhanden sind. In die Aufstecklöcher derselben paßt man Holzpfröpfe und steckt durch letztere einen Draht, der oben und unten knapp am Holze zum Ringe gebogen ist. Eine dieser Glocken hängt man mittelst eines Seidenfadens, die andere mit einem Metalldraht an einen gebogenen wagrecht liegenden Träger auf. Zwischen beiden hängt man an einen Seidenfaden einen kleinen Metallklöpfel. Durch die Elektricität kommt dieser in Bewegung und schlägt wider die Glocken.

Das elektrische Flugrad stellt man folgendermaßen her. In eine senkrecht feststehende Glasröhre kittet man mit Siegellack einen spitzen Draht, setzt auf die Spitze einen, in S-Form gebogenen Draht, der in der Mitte eine Vertiefung hat, in welche (der spitze) die Spitze des Drahtes paßt. Setzt man die Einrichtung durch eine Kette mit dem Konduktor in Verbindung, so dreht sich das S herum.

Aber das schönste und amüsanteste Experiment sind die elektrischen Tänzer. Auf zwei gleich große Pappscheiben klebt man Stanniol, hängt die eine Scheibe an den Konduktor und stellt die andere je nach der Stärke der Elektricität näher oder weiter von der aufgehängten hinweg. Hierauf macht man aus Holundermark kleine Männchen und Kügelchen und legt sie auf die untere Platte. Sobald man Elektricität erzeugt, wird alles drunter und drüber springen. Sehr schön ist aber auch der elektrische Sonnenschirm. An einem in ein Brettchen gesteckten Draht befestigt man ein Pappscheibchen, welches man mit Stanniol überzieht, an den Rand des Scheibchens klebt man bunte Seidenpapierstreifen, die aber etwas kürzer sein müssen als der Draht. Leitet man nun die Elektricität in den Draht, so werden sich die bunten Streifen in die Höhe stellen. Das einfachste der Experimente ist aber der lebendige Blitzableiter. Eine Reihe Personen fassen sich an den Händen und eine von der lebenden Kette nähert sich dem Konduktor, von demselben springt ein kleiner Funke über und verursacht in den Armgelenken einen leichten Schlag. Diesen Schlag empfinden alle gleichzeitig.

Wir bitten nicht zu übersehen,

daß mit der nächsten Nummer ein neues Quartal des „Guten Kameraden“ beginnt, und deshalb besonders bei der Post die Fortsetzung schleunigst bestellt werden muß. Die Postnummer ist für die Deutsche Reichspost: 2384[a] (in Nummern), 2384[b] (in Heften), für Württemberg 117[a] (in Nummern), 117[b] (in Heften).

Auf Wiedersehen in den Osterferien!

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 14. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Der Hund sträubte das Fell und — riß aus, was das Zeug halten wollte. (S. 195.)

Nicht für die Schule lerne,
Sondern fürs Leben!
Wer das versteht, wird gerne
Arbeiten und streben.
Karl Bartsch.

Die Quellen des Bullerbaches.

Eine heitere Jugenderinnerung.

Die Tage der Jugend, sie glänzen und blühn,
O, laßt uns der Jugend genießen!
Goethe.

Es war fünf Minuten vor zwei. Wir Schüler saßen auf den uralten Bänken der Untertertia des Gymnasiums zu M. und warteten auf den Anfang der Geographiestunde. In den hintersten Bänken, wo die Dummen und Trägen saßen — unser Geographielehrer nannte jene Region im Scherze bisweilen „das nördliche Eismeer mit den Stockfischen" — fanden einige freundschaftliche Balgereien statt, während in den vorderen Bänken, welche die fleißigen Knaben inne hatten, noch rasch ein Blick in den geographischen Leitfaden und auf die fällige Lektion geworfen ward. Die Lektion handelte über die Quellen des Nils. „Die Quellen dieses großen Stromes zu erforschen," leierten wir vor uns hin, „versuchten schon die Alten vergebens, wie eine Expedition unter Nero beweist. Ptolemäus läßt den Nil aus zwei Seen kommen. Diese Seen setzt er bezüglich unter 57° und 65° der (von ihm, wie bekannt, im allgemeinen falsch berechneten) Länge und unter . . ."

In diesem Augenblick steckte der Pedell des Gymnasiums sein mit einem mächtigen grauen Schnauzbart geziertes Gesicht durch die halbgeöffnete Flügelthür des Klassenzimmers und rief in militärischem Kommandotone: „Es ist frei! Der Herr Professor wären verhindert, und beide Stunden . . .“

Ein brausendes Jubelgeschrei verschlang die letzten Worte des Pedells, welcher sich schleunigst zurückzog, um nicht Zeuge der sofort ausbrechenden Anarchie zu sein. Denn er war Wachtmeister bei den Dragonern gewesen, und sein wachtmeisterliches Herz schlug noch immer für strenge militärische Zucht. Mit „Hurra!“ und „Hoch!“ sprangen die entfesselten Jünger der Wissenschaft über Sitzbänke und Pulte und stürmten dem Ausgang der Klasse zu. Der Knäuel staute sich in der Thür. Die Stärksten oder Rücksichtslosesten nahmen ihre Zuflucht zu Ellenbogenstößen und eroberten sich dadurch die Freiheit um ein oder zwei Sekunden früher als die übrigen. Wie ein brausendes Wässerlein, das seinen Damm durchbrochen, ergoß sich der Strom der Schüler durch die Vorhalle und über den Vorplatz, um endlich außerhalb der im Zopfstil erbauten Pforte sich nach allen Richtungen hin zu zerteilen.

Eberhard Schönlein und ich, wir blieben zusammen, — waren wir doch Nachbarskinder und Freunde. Ja Freunde, welche durch eine gemeinsame Schmetterlingssammlung und ein gemeinsames Herbarium aufs innigste miteinander verbunden waren. An jedem freien Nachmittage gingen wir beiden mit dem flatternden Schmetterlingsnetze und der steifen Botanisiertrommel hinaus in Wald und Heide, um Zuwachs für unsere Sammlungen zu holen. Unsere Eltern ließen uns gern gewähren, da wir uns rote Backen, einen riesigen Appetit und einige Naturkenntnisse auf unseren Streifereien holten; die wilden Rosen- und Brombeerranken zerrissen freilich unsere Jacken und Hosen, aber die flickten wir uns heimlich selbst zurecht, — und so erwarben wir uns gar noch Schneiderfertigkeiten, von denen kein Mensch was ahnte, und die uns in unserer späteren Soldatenzeit von großem Nutzen waren.

„Was fangen wir,“ fragte ich Eberhard, „mit unserem freien Nachmittag an? Das heißt, wohin gehen wir? Denn selbstverständlich machen wir Jagd auf Schmetterlinge und Blumen.“

„Weißt du was?“ entgegnete Eberhard nach einigem Nachdenken. „Wir wollen es wie die berühmten Reisenden machen, welche auszogen, die geheimnisvollen Quellen des Nils zu erforschen — wie ein Bruce, Speke, Grant, Baker, Barth, Livingstone, und wie die kühnen Forscher alle heißen: wir wollen die Quellen des Bullerbaches entdecken! Den Schafberg, die Lehmheide, die Kiebitzstelle haben wir nun nachgerade genug abgeklopft, und ich rufe mit dem Dichter:

„Mich aber drängt's, ein andres Land zu suchen,
Und ein Kolumbus ist mein ahnend Herz!“

„Famos!“ antwortete ich, womit ich sowohl dem Citat meines Freundes als seinem Vorschlag vollen Beifall zollte. Als „Entdecker“ aber fühlte ich mich um mindestens drei Zoll größer.

Der Bullerbach war ein Wässerlein, welches eine Stunde von unserer Vaterstadt einen schattigen Buchenwald durchfloß. Dort hatten wir das Wässerlein kennen gelernt und oft an seinem moosigen Ufer geruht, während unser Blick durch die Hallen des Waldes schweifte, zu den Gruppen karminrot blühender Weidenröschen hinüber, um welche die weißen Schmetterlinge gleich holden Traumbildern gaukelten. Die tauigen Buchenzweige, welche wie riesige Fächer auf und nieder wehten, rauschten Kühle auf unsere vom Laufen erhitzten Glieder. Das kristallklare Wasser des Bullerbaches, welches über weiße Steinchen dahinmurmelte, kleine Wirbel bildend und Schaumperlen werfend, erquickte, mit der hohlen Hand geschöpft, unsern lechzenden Gaumen. Die Botanisierbüchse spendete aus ihrem tiefsten Winkel ein kräftiges Butterbrot, welches von den beigelegten Pflanzen einen aromatischen Kräutergeschmack angenommen hatte. Ein Häschen huckelte bisweilen durchs Waldgras, stutzte, indem es uns gewahrte, machte ein Männchen und rannte pfeilschnell zum Walde hinaus. Im Dornenverhau des Waldsaumes aber sang ein Hänfling sein süßes, wildes Liedchen. O, es war köstlich, am Bullerbache zu ruhen! Den Namen hatten wir beiden Knaben für den Bach erfunden, weil dieser in seinem Abwärtsfließen über das steinige Bett ein „bullerndes“ Getön verlauten ließ, das sich harmonisch mit dem Rauschen der Buchenzweige, dem Gesange der Vöglein verband und melodisch in dem vom blauen Dämmer umflorten Schoße des Waldes verhallte. Den rechten Namen des Baches kannten wir nicht; wohl hatten wir dieses oder jenes Bäuerlein danach gefragt, aber jedesmal war uns in einem Tone, aus dem die Verwunderung sprach, wie man nach etwas so Bekanntem fragen könne, die Antwort geworden: „Dat is de Beeke!“ — was auf Hochdeutsch nichts weiter besagt als: „Das ist der Bach.“ Außerhalb des Buchenwaldes waren wir wohl schon eine kleine Strecke an dem Bullerbache hinaufgewandert, hatten Vergißmeinnicht, Minze und gelbe Schwertlilien an seinem Ufer gepflückt, hatten dunkelblaugrün geflügelte Libellen von den nickenden Riedgräsern gehascht, aber bis zu seinem Ursprung waren wir noch niemals vorgedrungen. Diesmal sollte es geschehen — an dem freien Nachmittage, der uns wie aus den Wolken zugefallen war.

„Aus den Wolken muß es kommen,
Aus der Götter Schoß, das Glück —“

deklamierte mein Freund Eberhard aus seinem Lieblingsdichter Schiller und setzte dann in Prosa und sehr prosaisch hinzu: „Aber ein paar tüchtige Butterbrote müssen wir uns mitnehmen, Junge, denn der Weg bis zu den Quellen des Bullerbaches wird weit sein, und wir könnten barbarischen Hunger bekommen. Außerdem gehört es zu einer richtigen Entdeckungsreise, daß man Proviant mitnimmt. Liebigs Fleischextrakt, Gemüsekonserven und Schiffszwieback können wir nicht bekommen, also nehmen wir Butterbrote, recht dick und fett, aus Schwarzbrot und Weißbrot bestehend und mit vieler Butter bestrichen.“

„Und die Hose werden wir in die Stiefel stecken,“ fiel ich ein, „und einen tüchtigen Knittel werden wir mit uns führen, damit wir uns gegen die Tiere der Wildnis verteidigen können.“

„Und als wissenschaftliche Instrumente nehmen wir ein Winkelmaß mit und meine Taschenuhr, die wir ja, wie's die Gelehrten thun, Chronometer nennen können.“

Was wir mit dem Winkelmaß anfangen sollten, konnte mir Eberhard freilich nicht beantworten, und der Name „Chronometer“ für seine Uhr schien mir, aufrichtig gestanden, etwas kühn, sintemal die Uhr, ein Erbstück vom Urgroßvater, so groß und plump wie eine Rübe war, in einem dreifachen, vielfach zerbeulten Silbergehäuse steckte und ein paar verbogene Zeiger besaß, die sich immer aneinander festhäkelten und infolgedessen höchst unrichtig die Stunde zeigten. Da ich jedoch meinen Freund nicht kränken wollte, so behielt ich meine Ansicht für mich und überließ es Eberhard, in seiner Uhr von Urgroßvaterszeiten einen Chronometer für wissenschaftliche Zwecke zu erblicken.

Mittlerweile waren wir auf der Straße, wo wir beiden Bürschlein nachbarlich zusammenwohnten, angelangt; ein jeder sprang für einige Minuten in seine Wohnung, um von den Eltern die Erlaubnis zu der Entdeckungsreise zu erbitten, sich von der Mutter ein paar tüchtige Butterbrote schmieren zu lassen und die sonstige Reiseausrüstung zu vollenden. Hei, wie rasch das von statten ging, ganz anders, als wenn man die griechische Grammatik und das Extemporalienheft und den Leitfaden in der Algebra für den Nachmittagsunterricht zusammensuchte! Denn einer von diesen Gegenständen war immer verlegt und kam erst nach hastigem Suchen und verdrießlichem Lamento zum Vorschein. Botanisierbüchse, Schmetterlingsnetz und Schmetterlingsschachtel hingegen waren wunderbarerweise stets zur Hand. So waren wir beiden Jungen denn nach wenigen Minuten in reisende Naturforscher kleinsten Formats verwandelt und trafen als solche wieder auf der Straße zusammen, um mit wahren Fortschrittsbeinen dem Thore zuzueilen. Unsere Eile hatte ihren Grund einerseits in dem Verlangen, möglichst bald in die liebe freie Natur zu kommen, andererseits in dem Bewußtsein, daß wir denn doch höchst komische Figuren den Blicken der Vorübergehenden darboten; namentlich gaben die mancherlei Schachteln und Dosen, welche in unseren Taschen steckten, dem Körper ein Aussehen, als wäre er mit schrecklichen Auswüchsen, Verkrümmungen und Beulen bedeckt. Bald umwehte uns die frische

Luft des Maitages inmitten des freien Feldes.

Wir malten uns während des Wanderns die Wunder, die wir auf unserer Entdeckungsreise erleben würden, mit phantastischen Farben aus, wobei wir nur das eine bedauerten, daß am Bullerbache keine Neger wohnten — kohlpechrabenschwarze Neger — und keine Nilpferde hausten — rindslederstiefeldickhäutige Nilpferde; erstere hätten wir mit unseren roten, weißpunktierten Baumwolltaschentüchern beschenkt, wofür sie uns ohne Zweifel mit der größten Zuvorkommenheit über die „Stromschnellen" geholfen hätten; letztere, nämlich die Nilpferde, hätten wir durch fabelhaft kluge Listen in eine Falle gelockt, wo wir ihnen mit unseren an lange Stangen gebundenen Taschenmessern (so stellten wir uns die Assagaies der Kaffern vor) den Garaus gemacht hätten.

Bei dem Sturmschritt, den wir noch immer innehielten, hatten wir bald die schattigen Hallen des Buchenwaldes erreicht, welchen der Bullerbach mit Schaumperlen und kleinen Wirbeln durchbullerte — „wie ein Kindlein, das allein durch einen Wald gehend, in seiner Unschuld vor sich hinplaudert," hatte ich einst mit gehobenem Gefühl in einem Schüleraufsatz geschrieben, dessen Thema „Der Waldbach" hieß. Freund Eberhard meinte, wir könnten, bevor wir „stromaufwärts" strebten, wohl ein paar Minuten auf den moosigen Pfühlen am Ufer des Bullerbaches ausruhen. Gesagt, gethan. Ich dagegen meinte, die dicken Butterbrote in der Botanisierbüchse erschwerten eigentlich sehr das freie Wandern, und es wäre besser, wenn wir sie sofort aufäßen, wenigstens einen Teil derselben. Eberhard nickte zustimmend, schnalzte mit der Zunge und deklamierte, während er das zweifingerdicke Butterbrot der Büchse entnahm und aus seiner Papierumhüllung — wie eine ägyptische Mumie aus ihren Leinwandhüllen — loswickelte, mit pathetischer Stimme:

„Federleicht ist mein Gepäcke
Und mein Blut so leicht und frisch,
Ob ich unter freiem Himmel decke
Oder in Palästen meinen Tisch!"

Und im nächsten Moment flog das fettgetränkte Butterbrotspapier in den wirbelnden Waldbach, ein Zeichen, daß Eberhard gesonnen war, sein Butterbrot mit Stumpf und Stiel zu vernichten. Dieses Werk war denn auch von seiten Eberhards mit dem Appetit der Jugend in fünf Minuten vollendet, und meine kleine Person schlug den Freund sogar noch „um eine Nasenlänge". Bedeutend in der Botanisierbüchse erleichtert und im Magen durchaus nicht beschwert, erhoben wir uns, nachdem wir noch einen Trunk des kühlen Wassers in hohler Hand geschöpft, von unserem Lager und traten unsere Entdeckungsreise nach den Quellen des Bullerbaches an. Dabei passierte mir sofort das Unglück, daß ich ein paar Schritte am Bache abwärts machte, statt aufwärts! Flugs hielt mich Eberhard am Rockärmel zurück und belehnte mich mit dem Namen eines — Tieres, das ganz gut an den Nil paßte, mit dem verglichen zu werden, mir aber durchaus nicht paßte. Eberhard mochte sich selbst seines unbedachten Wortes schämen, denn, wie um den Eindruck zu verwischen, deklamierte er, auf den Waldbach zeigend, frei nach dem in unserem Lesebuche vertretenen dänischen Dichter Jens Baggesen:

„Hoch von Morgen kommt er, wo gen Himmel ragen
Lebensbäume, wo die Blumenquellen
Niederrieseln durch der Felsen Moos, —
Und eilt hin nach Abend, wo die Wellen
Donnergallionen tragen,
Brausend über der Korallen Schoß."

Dann setzte er in Prosa hinzu: „Nach Morgen, Freundchen, nach Morgen hin müssen wir unseren Fuß beflügeln, denn wir wollen nicht die Mündung, sondern die Quellen des Bullerbaches erforschen, — wie es der Held Cäsar beim Dichter Lucanus als Lebenswunsch ausspricht:

„Zu ergründen das Rätsel des Stroms, den Aeonen verhüllen,
Und die Wiege des Starken zu schaun."

So weit war Eberhard in seiner schwungvollen Recitation gekommen, als plötzlich ein grauzottiges Ungeheuer vor uns stand, das eine lange feuerrote Zunge seitwärts aus dem mit spitzen weißen Zähnen garnierten Rachen hängen hatte und uns mit funkelnden Augen betrachtete.

„Ein Wolf! Ein Wolf!" kreischte ich auf.

„Ein ganz gemeiner Schäferhund!" beruhigte mich Eberhard. Doch schien auch er dem ganz gemeinen Schäferhunde nicht zu trauen, denn er stand wie angewurzelt an der Stelle.

„Fix!" redete Eberhard den grimmig blickenden Cerberus freundlich an.

Aber Fix antwortete in sehr unhöflicher Weise durch ein wütendes Gebell und avancierte auf uns los. Wir machten, wie's in der modernen Kriegsführung heißt, „aus strategischen Rücksichten retrograde Bewegungen" und suchten und fanden, mit dem Rücken jeder an einem Kieferstamme, Deckung. „Nun wehren wir," sagte Eberhard zu mir, „das Tier, sobald es einen Angriff macht, mit unserem Schmetterlingsnetze ab. Wir müssen versuchen, ihm einen Hieb über die freche Schnauze zu geben."

Der Hund kam, immer mit wütendem Gebell, bald näher, bald zog er sich, bei der geringsten Bewegung unserseits, zurück. Wir hielten die Schmetterlingsnetze zum Hiebe bereit und wandten unsere Blicke keinen Augenblick von dem Cerberus ab. Eberhard bemerkte: „In einem unserer Deklamationsstücke heißt es:

‚Ob auch der Höllenhund ergrimme,
Die Macht der Töne zähmt ihn gleich.'

„Musik können wir augenblicklich leider nicht machen, da wir keine Instrumente haben, aber vielleicht läßt sich unser Cerberus durch einen guten Bissen zähmen. Ich habe in meiner Tasche noch ein Brötchen, das ich dem Tiere opfern will."

Eberhard griff in seine Tasche und warf das schöne Brötchen dem Hunde hin.

Der schnupperte vorsichtig daran, schlang dann das Ding in einem Nu hinunter und — bellte uns nur um so grimmiger an. Das undankbare Vieh! Ja, es wagte sogar, als gelt' es noch mehr Brötchen zu erobern, plötzlich eine Attacke. Da holte Eberhard mit dem Schmetterlingsnetze aus und versetzte dem Angreifer einen kräftigen Hieb über die Schnauze. Aber Fix schnappte wütend nach dem flatternden Gazebeutel und hatte denselben im nächsten Moment vom Drahtreif heruntergerissen. Die Fetzen der Gaze hingen dem Tiere um die spitzen weißen Zähne, daß es aussah, als wär' ihm plötzlich ein Bart gewachsen. Wir mußten lachen, zumal das Tier, um sich von den Fetzen zu befreien, den Kopf heftig hin und her warf. „Ziehen wir uns weiter zurück, während der Hund beschäftigt ist," flüsterte mir Eberhard zu, als fürchte er, das Tier könne seine Worte verstehen. Langsam wichen wir zurück. Aber sofort machte der Hund einen neuen Angriff. Nun fielen hageldicht die Streiche mit den Stäben der Schmetterlingsnetze auf den Unhold, ja selbst die blechernen Botanisierbüchsen wurden ihm an den Kopf geworfen, aber wir erreichten durch diese unsanfte Behandlung nichts anderes, als daß das Tier sich endlich um einige Schritte zurückzog, ohne seine Belagerungsgelüste aufzugeben.

„Wir stehen hier wie festgenagelt," seufzte ich; „sollte denn nicht der Schäfer kommen und das Tier an sich locken?"

„Der ist vielleicht taub und stumm," entgegnete Eberhard. „Aber da fällt mir ein Mittel ein, das ich einmal von einem Bauernjungen gehört hab'; man soll damit die wütendsten Hunde verscheuchen können."

Ich war gespannt, worin das Mittel bestehen möge, und blickte mit einem Auge nach dem Freunde hinüber, während ich mit dem anderen den Cerberus beobachtete. Eberhard nahm seine Kappe ab, faßte den Kappenschirm zwischen die Zähne, warf sich plötzlich vornüber auf beide Hände, stellte, wie ein Akrobat, beide Beine hoch in die Luft — ein Kunststück, das er schon häufig auf dem Turnplatze geübt hatte — und ging auf den Händen langsam gegen den Hund vor. Der sträubte ob des nie zuvor gesehenen, unbegreiflichen, fabelhaften Wesens, das auf ihn loskam, das Fell, kniff den Schwanz zwischen die Beine und — riß aus, was das Zeug halten konnte! Eberhard sprang wieder auf die Füße, und wir sandten dem Ausreißer ein schallendes Gelächter nach.

(Schluß folgt.)

Edle Rache.

Zu Boston war's, vor noch nicht einem Jahr.
Zwei Nachbarn lebten da, ein seltsam Paar,
Die haßten sich — naturgemäß, denn einer
War ein Franzose von Geburt, ein feiner
Marchand Tailleur, der andere sodann
Ein Deutscher war, ein schlichter Zimmermann.
Sowohl der eine wie der andre kam
Europamüd' zum gastlich fernen Strand
Mit Weib und Kind und jeder mit sich nahm
Den nationalen Haß ins neue Heimatland,
Den drüben er im alten schon empfand.

Da einst in einer schwülen Sommernacht
Der Deutsche plötzlich aus dem Schlaf erwacht
Und fährt erschreckt empor, denn Stürme brausen
Und Blitze zucken, Donner rollen draußen,
Dazwischen aber heulet hoch vom Turm
Des Feuerwächters Glocke wimmernd Sturm
Und „Hilfe, — Feuer!" hört er rufend klagen
In nächster Nähe, „es hat eingeschlagen!"

Schnell ist der Deutsche aus dem Bett — denn er
Ist Obmann bei der städt'schen Feuerwehr —
Und eilt zum Fenster hin in raschem Lauf
Und öffnet es und stößt den Laden auf
Und — auf des Mannes Angesicht erscheint
Ein Lächeln, denn — es brennt bei seinem Feind.

Doch alsbald schämt er sich der häm'schen Freude
Und seiner Pflicht wird schnell er sich bewußt,
Als hilfebringend jetzo nahn die Leute.
Ein edles Mitgefühl schwellt seine Brust,
Rasch legt er seine Feuerwehrmannskleider,
Den blanken Helm, das Beil am Gürtel an,
Zieht aus dem Schuppen dann die Feuerleiter
Und eilet fort, was er nur eilen kann,
Hinüber zu des Brandes grauf'gen Stätten,
Um hilfbereit zu bergen und zu retten.

Indessen brechen schon die Feuerflammen
Durch Thür und Fenster mit gefräß'ger Schnelle
Und schlagen züngelnd überm First zusammen,
Weithin verbreitend blutig rote Helle.
Ein Fenster nur ist unversehret noch
Hoch oben, wo der Franzmann wohnet, — doch
Wie lange noch und wer könnt' es vollbringen,
Durch Rauch und Flammenglut hindurchzudringen,
Um hier zu retten, was sich retten läßt?
Da naht der deutsche Zimmermann und fest
Legt er die schwanke Leiter an die Wand,
Um kühn emporzusteigen. Furchtlos stand
Er auf der ersten Sprosse schon; da zieht
Ihn eine Hand am Rock zurück! er sieht
Sich um und — schaut das wütende Gesicht
Des Franzmanns. „Allez, — Marsch surück!" so schreit
Er grimmig, „ici gibt's su stehlen nicht
Pendules!" — Der Deutsche stutzt, doch eh' er Zeit
Zur Antwort findet, stürzt — ein Schreckensbild —
Des Franzmanns Weib herbei: „Sauvez, — mon Dieu,
Mein Kind — sauvez!" so ruft sie angsterfüllt
Und zeigt zu jenem Fenster in der Höh'.
„Dort, — dort!"

Der Deutsche hat's gehört und sagt
Kein Wort; er klimmet mit Gedankenschnelle
Durch Glut und Rauch empor zu jener Stelle
Und, ohne nur sich zu besinnen, wagt
Er sich — trotz allem Warnen, Rufen, Schrei'n —
Mit einem Sprung kühn in den Glast hinein
Und ist verschwunden. —

Bange zwei Minuten
Vergehen — aller Blicke schaun nach oben,
Zum Fenster, das die Flammen jetzt umtoben, —
Schon hält den Braven man verloren: da
Mit einemmale grell erleuchtet sah
Man einen Helm durch Rauchesswolken blinken, —
Er lebt, — er ist's und in den starken Armen
Liegt halberstickt, ein Anblick zum Erbarmen,
Das Kind.

Und tausende von Händen winken
Ihm jubelnd zu und tausend Stimmen rufen
Und grüßen ihn, als er die Leiterstufen
Herabsteigt: Jeder will ins Aug' ihm blicken,
Ein jeder seine tapfre Rechte drücken.

Er aber wendet sich zu dem Franzosen,
Der angstvoll an der untersten der Sprossen
Mit seinem Weibe kniet, und reicht die teure
Gerettete ihm hin. „Hier habt Ihr Eure
Pendule!" sprach er, grüßte mit der Hand
Und schlug sich in die Menge und — verschwand.

Die Rieseneule, Thysania Agrippina aus Surinam. Natürliche Größe, aber nach einem kleinen Exemplar.

Die Rieseneule.

Das äquatoriale Südamerika beherbergt bekanntlich die schönsten, größten und farbenprächtigsten Schmetterlinge, welche teils den Sippen der Falter (Morphiden) teils denjenigen der Eulen oder Noktuiden angehören, aber äußerst schwer zu fangen sind, weil sie immer in einer Höhe von 5 bis 6 m vom Boden fliegen. Sie haben alle eine ungemein satte und glanzvolle Färbung und eine Flügelspannung von 15 bis 18 cm, entgehen daher dem Auge nicht und gewähren einen herrlichen Anblick, wenn man sie in der bezeichneten Höhe über den Lichtungen, Durchhauen, breiten

Wegen und den Quellen oder Bächen der Urwälder sich tummeln sieht. Sie kommen aus dieser Höhe nur selten herab, außer wenn sie ihre Eier, was meist in Büschen nahe am Boden geschieht, wenn sie aus den Puppen ausschlupfen, oder wenn sie nach Gewitterregen zur Erde herabkommen, um ihren Durst zu stillen. Allein wer jemals die Hekuba, den Erebus, Hektor, Menelaus, Laërtes oder irgend einen anderen dieser großen Schmetterlinge in ihrer Heimat in Brasilien und Guyana sich in den Lüften hat tummeln sehen, dem wird dieser Anblick unvergeßlich geblieben sein. Einen dieser Schmetterlinge, und zwar aus der Familie der Eulen, wollen wir unseren Lesern nun in Bild und Wort vorführen.

Diese Eulen sind eine sehr zahlreiche und interessante Familie der Schmetterlinge und in unserer Zone meist nur von mittlerer Größe. Wenn in der guten Jahreszeit die Abenddämmerung niederzusinken beginnt, sieht man ein ganzes Volk von Nachtschmetterlingen geräuschlos ausfliegen, und daher ihr Name. Die glanzvollen Tagschmetterlinge sind nun von der Scene verschwunden: sie haben sich in das dichte Gebüsch zurückgezogen, geben sich, zwischen die Blätter geduckt, einem tiefen Schlafe hin und erholen sich von den Strapazen des Tages, den sie beinahe ganz auf den Schwingen zugebracht haben. Nun fängt ein neues Leben an: der Raum gehört nun den Nachtschmetterlingen; die Eulen beginnen ihren leisen Flug, die Sphingiden schwärmen schwebend um die Blüten, deren duftigen Saft sie aufsuchen; die Bombyciden verfolgen sich in ihrem Zickzackfluge, um die Weibchen aufzusuchen, und die Phalanen gaukeln wirbelnd um die Hecken.

Das Treiben aller dieser Nachtschwärmer ist ein überaus heimliches, ihr Gewand von düsterer Färbung, was namentlich von den Eulen gilt; ihre oberen Flügel sind beinahe alle von einem düsteren gräulichen Farbenton und bedecken in der Haltung der Ruhe die unteren Flügel, welche oft eine glänzende Färbung zeigen. Ihren Namen Eulen verdanken sie aber nicht allein dem leisen Flug, sondern auch dem übrigen Habitus: den großen Augen (welche bei manchen Arten im Dunkel leuchten), dem gedrungenen Wuchs und dem mit einer Art dichten Filzes bedeckten Körper, wodurch man an das weiche Gefieder der Eulen erinnert wird.

Im Gegensatz zu unseren einheimischen Eulen, die, wie gesagt, meist klein oder nur mittelgroß sind, findet man in den Tropenländern sehr große Repräsentanten dieser Familie und die Erebus und Thysania erreichen riesige Verhältnisse für einen Schmetterling. Der schöne Nachtschmetterling, von dem wir hier reden wollen, ist, wie sein Name anzeigt, ebenfalls ein Mitglied dieser Familie und gehört zu jenen Heteroceren, welche schon längst die Aufmerksamkeit der Liebhaber auf sich gezogen haben. Die bekannte Jungfer Marie Sibylle Merian hat schon Ende des 17. Jahrhunderts in ihrer surinamischen Reisebeschreibung eine naive Darstellung der schönen Thysania gegeben, die man, als den größten bekannten Schmetterling, Erebus trix nannte, bis Cramer ihm den Namen Thysania Agrippina gab, weil er vielleicht durch diesen Namen an die majestätische Schönheit der Witwe des Germanikus erinnern wollte.

Dieser in Guyana nicht seltene Nachtschmetterling erreicht in beiden Geschlechtern eine Flügelweite bis zu 30 cm. Die Grundfarbe an der Oberseite der Flügel ist ein weißliches Grau, erhöht durch mehr oder minder breite Zickzacklinien von dunklem Kastanienbraun, welche stellenweise mehr oder weniger verwaschene Flecken bilden. Auf dem Oberflügel bemerkt man nahe an seiner Basis einen ovalen Fleck. An der Unterseite sind alle vier Flügel dunkelweinrot, welche Färbung durch weiße Tupfen und Halbmonde gehoben wird. Der Rand der Flügel ist breit in rundlichen Spitzen ausgezackt; der Körper gelblichweiß, die Augen schwarz, die Zeichnung reich und prächtig.

Die Raupe der Thysania Agrippina ist sehr groß und durch ihre lebhaften Farben merkwürdig. Sibylle Merian stellt sie uns dar mit gelbem Kopf und grünlichblauen Ringeln, auf denen ein schwarzer Fleck noch an den Seiten hinauf verläuft; den Seiten entlang verläuft dann noch ein gelber Längsstreifen. Auf dem vorletzten Ringel steht ein kleines Horn, wie man es bei den Raupen der Sphingiden und anderen Heteroceren bemerkt. Nach der Schilderung der gelehrten Baslerin lebt diese Raupe auf einer Art Gummiguttbaum, deren starker Giftsaft jedoch keine schädliche Wirkung auf sie auszuüben scheint. Dasselbe beobachten wir aber auch bei anderen Raupen, welche sich an den Saft der giftigsten Pflanzen zu gewöhnen scheinen, wie unser einheimischer Wolfsmilchschwärmer, Deilephila Euphorbiae, welcher auf der kleinen Wolfsmilch (Euphorbia cyparissias) lebt. Die insektenfressenden Vögel kennen die giftigen Eigenschaften, welche diese Raupe von ihrer Nahrung bekommt, so gut, daß sie ruhig und ungestraft ihre bunten Schmelzfarben auf den abgefressenen Stengeln jener Pflanze entfalten lassen. Ob die Raupe der Thysania Agrippina sich dieser Straflosigkeit ebenfalls erfreut, wissen wir nicht, denn die Raupe wird, heutzutage wenigstens, in Guyana nur selten gefunden und spinnt sich zum Verpuppen in ein Cocon von grober lockerer Seide ein, welches die Größe eines Hühnereies hat und im Gebüsche versteckt ist.

Eine andere, einer naheverwandten Gattung angehörige Schmetterlingsart, der Erebus odora *Linné*, kommt auf den Antillen (Jamaika, Guadeloupe 2c.) und in Guyana und Brasilien vor, ist ebenfalls sehr groß, erreicht aber nur eine Flügelspannung von 14 cm. Wie alle Noktuiden, so flieht auch der Erebus odora das Licht und bevorzugt dunkle, geschützte und feuchte Orte, so daß man ihn nicht selten auch in die Häuser kommen sieht, — eine Eigentümlichkeit, welche er auch mit manchen unserer einheimischen, den Erebus nahestehenden Eulen teilt. Die Mania Maura, das schwarze Ordensband, z. B., welche man bei uns nicht selten findet und die bei einer Flügelweite von 7 cm für eine Eulenart ziemlich groß ist, findet man zur Sommerzeit manchmal an den feuchten Mauern der Kellertreppen und der Kellerfensterlöcher, sowie auch unter Brückengewölben und in Höhlen, wo Wasser heruntersickert.

Zur selben Gruppe gehören auch die Ophideren, jene merkwürdigen Schmetterlinge von Indien, Madagaskar, Australien und den malaiischen Inseln, welche mit einem durchbohrten Rüssel versehen sind.

Variationen auf der E-Saite.

Einer unserer Schriftsteller war ein ausgesprochener Feind aller Vokale beim Schreiben. Er hielt dieselben für vollständig überflüssig und behauptete, in der Schrift genügten die Konsonanten allein, um die Worte erkennen zu lassen. Seine Arbeiten waren ohne Vokale geschrieben, und er überließ dem Setzer, dieselben jedesmal hinzuzufügen. Lange Zeit ging alles gut. Sätze wie: „Gstrn nchts frzt dr Schrnstn ds Rthfs hrntr nd vrltzt schwr dn zfllg vrbrghndn Nchtwchtr" ließen sich ja leicht erraten, und wenn auch einmal eine kleine Verwechselung mit unterlief, wie z. B. Ritter statt Retter, oder Leder statt Lieber, so hatte das nicht viel zu sagen. Als aber eines Tages der Setzer anstatt „Die kleinen Hände reichen nach dem Himmel" zu lesen, „Die kleinen Hunderiechen nach dem Hammel" entziffert und hierdurch die poetische Schilderung eines Kinderfestes gründlich verunstaltet hatte, da wurde man ärgerlich und verbat sich ganz ernstlich seine Schreibart.

Das Verbot traf den armen Mann hart, denn seine Chiffriermethode war ihm so zur zweiten Natur geworden, daß er nicht davon lassen konnte. Er glaubte schon auf seinen Beruf verzichten und vielleicht Afrikareisender werden zu müssen, da kam ihm plötzlich ein rettender Gedanke.

„Wenn ich von jetzt an," rief er aus, „in meinen Berichten keinen anderen Vokal als e benutze, so ist jedes Mißverständnis ausgeschlossen. Der Setzer kann die Fächer mit a, i, o, u, ä, ö, ü und y verschließen, er braucht nur noch das e. Diesen König der Vokale schiebt er überall hinein, wo eine Lücke ist, ein Zweifel kann nicht mehr entstehen!"

Und so geschah es. Der Setzer war entzückt, der Schriftsteller war glücklich, nur der arme Leser war zu beklagen, denn von jenem Tage an klang alles ganz entsetzlich blechern und ledern, wie man an nachstehendem Beispiel entnehmen kann, worin keiner der wohllautenden Vokale a, i, o, u u. s. w., dahingegen über neunhundert gellende e vorkommen:

Elberfeld, den 16. Dezember.

Wer je Elberfeld gesehen, kennt jene versteckt gelegene, wegen der Menge blendender Erkerfenster bemerkenswerte Schenke „Der Gespenstertempel", welche dem Westend, der belebtesten Verkehrsgegend entgegengesetzt, neben den Ehrenbergschen Gerberwerkstellen steht. Gestern gegen Elf begegnete der Vertreter des Bremer Reeders Petersen, der sehr begehrte Rechtsgelehrte, Herr Ernst Weber, den menschenleeren Steg neben jener Schenke betretend, dem Klempnergesellen Peter Kellner, dessen verlebten Vetter, den Essenkehrer Eberle, der Bremer Reeder gegen Ende des Septembers wegen der ersten Ehe der Schwester Petersens regelrecht beerbte.

Ehe der Gelehrte den Klempnergesellen recht gesehen, verlegte der letztere demselben den Weg.

„Vergebt, geehrter Herr Weber," redete er, „steht eben Rede! Wer erbte letzten Herbst des Vetters Eberle schweres Geld? Weswegen erben entfernte Vettern, wenn nebst rechten Vettern mehrere Schwestern leben? Fremde Menschen beerben den Entseelten, dessen Schwestern nebst Vettern vergessen werden. Jetzt verzehren schlemmende Verschwender den Rest des den rechten Erben entwendeten Geldes. Gebt den Rest her!"

„Mensch, er redet Blech!" entgegnete der Gelehrte.

„Wer redet Blech?" versetzte der Geselle. „Klempner sprechen seltener Blech, denn gelehrte Federhelden! Fremdes Erbe ekelt edel denkende Herzen. Jeder, den Ehre beseelt, erkennt den Wert der Menschenrechte besser denn jene Gesetzesverdreher, welche wegen dem Gelde Verbrechen begehen!"

„Wegen des Geldes," verbesserte wegwerfend der Gelehrte.

„Wenn der Herr es befehlen: Wegen des Geldes," scherzte der Klempner. „Vergebt dem verlegenen Gesellen, wenn er jene schweren Regeln der Redelehre schlecht versteht! Den felsenfesten Wert des Geldes kennt er besser; er begehrt jetzt jenes Geld des Vetters!"

„Er redet stets blecherner," bemerkte Herr Weber. „Kennt er den Wert des betreffenden Erbes? Es fehlte jeder Heller! Neben elendem Bettwerk, sechs befleckten Hemden, mehreren Scheffeln schlechter Erbsen, zehn zerfetzten Kehrbesen, weder Geld, weder Wechsel, weder —"

„Elender Kerl," entgegnete der Klempner, „der letzte Heller fehlt stets, wenn er nebst dem ersten denselben Weg geht! Wer des Vetters Eberle Ende erlebt, wer neben dem Sterbenden gesessen, wer demselben stets den Text der betreffenden Erbgesetze gelesen, der kennt den Versteck des Geldes, wenn es jetzt fehlt. Her des Vetters Geld!"

„Geh er jetzt weg!" herrschte der Gelehrte. „Er lerne des Gesetzes Strenge kennen, wenn er fremden Menschen den Weg versperrt, er verwegener Esel!"

Jetzt erbebte der Klempnergeselle. Dem Gegner entgegentretend erhebt er den versteckt gewesenen Degen. Vergebens wehrt Herr Weber, den Stecken fechtend bewegend, dem Degen; vergebens fleht er. Fest stechend, versenkt der Klempner den Degen neben der Leber des Rechtsgelehrten, dessen rechten Herzensnerv nebst dem Zwerchfell schwer verletzend.

Ehe des Gelehrten edles Leben endete, betete er: „Der Herr vergebe dem Verblendeten!"

Des Sterbenden letzte Rede entsetzte den elenden Gesellen, welcher, den Degen zerbrechend, jetzt neben dem Entseelten lehnte.

Der eben des Weges gehende Chef der Elberfelder Wehr nebst dem Pferdeknecht des Herrn Ehrenberg, welcher, neben der engen Wendeltreppe der Herberge stehend, des Klempners Benehmen gesehen, fesselten den frechen Verbrecher, der jetzt dem Henker entgegengeht.

Jagd auf ein Sklavenschiff

an der Küste von Neu-Guinea.

Der Himmel war wolkenlos, die Mittagssonne sandte ihre sengenden Strahlen hernieder und die Atmosphäre hatte die Temperatur eines Glutofens. Kein Lüftchen regte sich, um die spiegelglatte Oberfläche der Bucht zu kräuseln. Einige Vögel schwebten träge über dem Wasser oder ließen sich langsam in Scharen auf dem weißen Sande des Strandes nieder. Die niedrige, mit Gebüsch bewachsene Küste nahm etwa drei Vierteile des Horizonts ein, und die weiße Linie der Brandung draußen jenseits der Einfahrt — westlich von uns — lieferte ein so eintöniges Bild als denkbar.

Dicht unter einer Landspitze der Küste lag ein dunkles, verdächtig aussehendes Schiff und schaukelte sich, auf einem einzigen Anker reitend, auf der Flut, die jetzt um die Zeit der halben Ebbe rasch nach dem Meere ablief. Die Einfahrt mit ihrem Kranze von Klippen erstreckte sich weithin in den westlichen Horizont. Ein heißer, wallender Dunst zitterte über der Ferne, die See glühte wie geschmolzenes Blei, und nur das leichte Kräuseln der Wogen am Bug des Schiffes unterbrach die Schwüle dieses heißen Mittags.

Dieses Fahrzeug war ganz schwarz bemalt, ohne den geringsten weißen Streif. Scharf und deutlich zeichnete sich sein Rumpf vom Horizont ab, der Bug war zugespitzt wie ein Messer. Sein hoher, schlanker Mast, ragte stolz in die Lüfte. Seine Rahen und Segel, sein stehendes und laufendes Takelwerk sprachen für die höchste Ordnung und Disciplin, die unter seiner Bemannung herrschte.

Das Aeußere des Schiffes ließ vermuten, daß dasselbe nicht ein harmloser Kauffahrer war, sondern daß dessen Mannschaft des Kampfes nicht ungewohnt und zu Schutz und Trutz gerüstet war. Allein in diesem Augenblicke ließ sich auch nicht die geringste Spur eines Lebens am Bord des Schiffes entdecken.

Es war etwa drei Uhr nachmittags, als eine leise Brise die Oberfläche der Bucht kräuselte, und als sie das Fahrzeug erreichte, erschienen plötzlich wie durch Zauberschlag ein Dutzend Männer auf seinem Deck. Der Anker ward emporgewunden und aufgekettet, alle Segel wurden ausgesetzt. Als der Bug den Druck des Windes verspürte, ward das Fahrzeug vor den Wind gebracht, und in weniger als einer Viertelstunde schoß das Schiff die Einfahrt hinab wie ein Sturmvogel. Noch vor Sonnenuntergang war sein weißes Segel nur noch am westlichen Meeresrande zu erkennen und tauchte in dem Flugwasser auf und nieder, je nachdem sich das Schiff über den Horizont erhob oder senkte.

Während dieses ganzen Tages lag eine amerikanische Fregatte, von einer Windstille überfallen, mit eingerefften Segeln in der hohen See. Als sie aber von der willkommenen Brise erreicht wurde, setzte sie ihre Segel aus und begann zu lavieren, als erwarte sie irgend eine Beute. Plötzlich rief eine rauhe Stimme von der Fockrah herab:

„Ein Segel! dicht unter dem Wetterbug!"

„Wie ist das Schiff aufgetakelt?" rief hastig der diensthuende Offizier auf dem Verdeck, während sich die Mannschaft der Fregatte versammelte.

„Topsegel vorn und hinten und ein fliegender Klüver!"

„Es ist das Fahrzeug, auf das wir lauern und das wir vorhin gesehen haben, Mr. Woldau!" sagte der Kapitän und atmete fröhlich auf, als er nach langem Spähen durch sein Fernrohr dasselbe vom Auge nahm. „Die Form seines Rumpfes, seine Auftakelung, sein ganzes Benehmen spricht dafür. Nun sind wir endlich hinter ihm her!"

„Dieses Fahrzeug ist der frechste und verschmitzteste Sklavenhändler an der ganzen Küste!" erwiderte der Lieutenant; „er hat sich schon oft gerühmt, daß er uns trotze. Nun wollen wir ihm den gehörigen Ernst zeigen!"

In wenigen Minuten war an Bord der Fregatte jede Handbreit Segeltuch ausgesetzt, die nur den Wind fangen konnte, und es dauerte nicht lange, so war die Fregatte dicht hinter dem Fahrzeug her. Das letztere beharrte offenbar auf seiner Absicht, die hohe See zu erreichen, und hielt zu diesem Zwecke frisch und kühn seinen Kurs quer über den des Kriegsschiffes, ohne die Gefahr zu beachten, die es dabei lief — vermutlich, weil es seinem erprobten Rufe ungewöhnlicher Segelfertigkeit traute und mittels derselben der Fregatte entwischen zu können wähnte. Als der Kapitän dies bemerkte, ließ er sogleich die Kanonen bemannen und ein nachhaltiges Feuer aus dem gröbsten Geschütz auf das Schiff eröffnen, sobald man ihm auf entsprechende Schußweite nahe gekommen war.

„Wir haben ihm eines seiner Segel abgeschossen! Seht nur, wie er zurückbleibt!" rief der Lieutenant, als die erste Kugel des Kriegsschiffes durch das Takelwerk des Fahrzeugs gepfiffen war.

„Zielt noch um einige Grade höher, Quartiermeister! Macht Jagd auf ihn, und setzt ihm mit euren Buggeschützen tüchtig zu!"

„Ganz wohl, Sir!" versetzte der Konstabler und ließ seine Batterie auf das fliehende Schiff spielen.

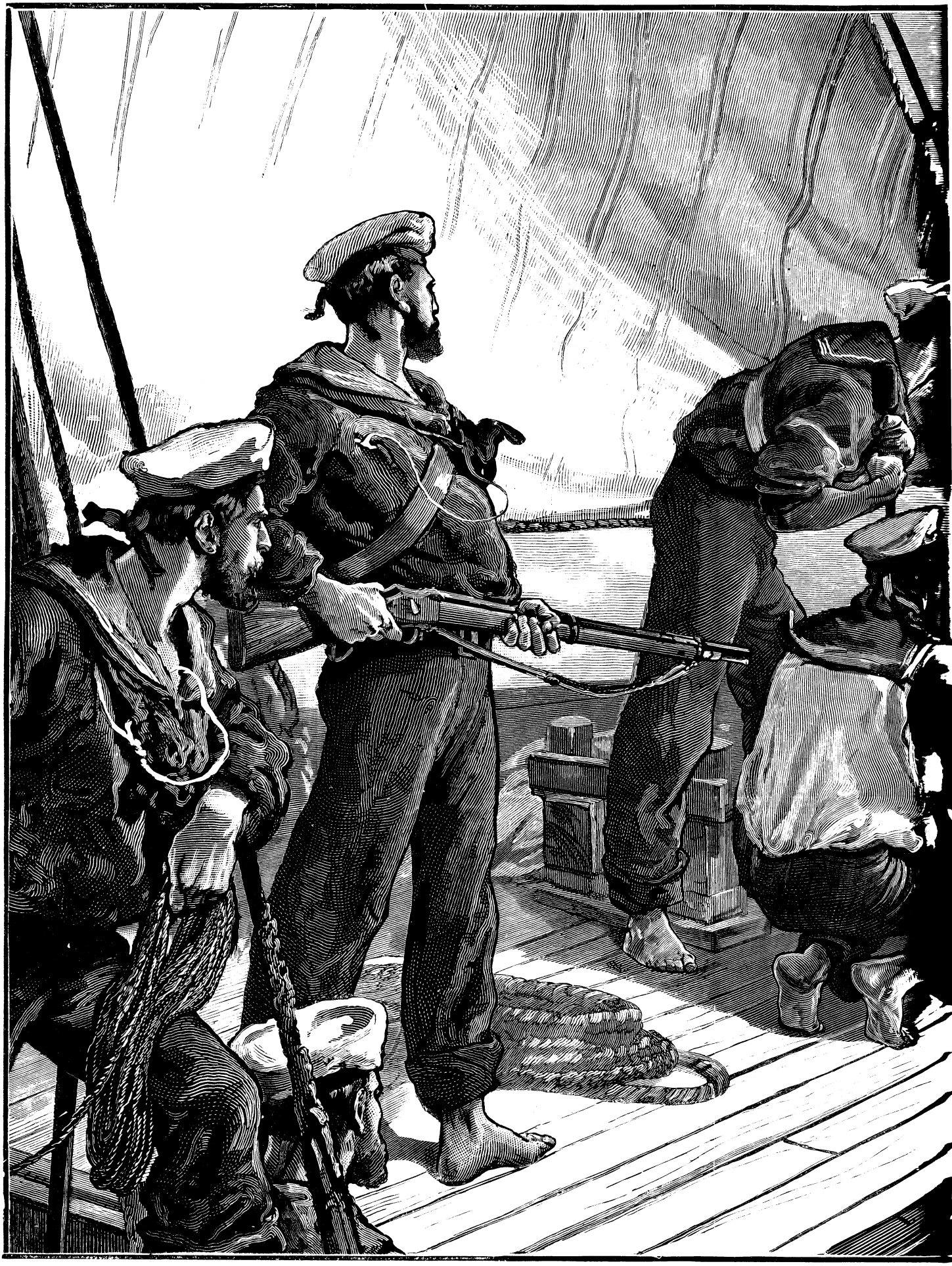
Einige Minuten außerordentlicher Spannung vergingen — kein Schuß der Fregatte traf. Mittlerweile segelte das Fahrzeug etwa in der Entfernung von einer Meile gerade vor unserem Bug vorüber und legte sich quer über unseren Kurs. Wenn ihm sein Plan gelang, so war die Aussicht auf seinen Fang so gut wie vernichtet, denn die Nacht brach bald an. Ein einziger Blick genügte, um dem Kapitän zu zeigen, daß es rasches Zugreifen erforderte, um das Fahrzeug zu bewältigen.

„Ruder an Backbord! beharrlich links gesteuert!" donnerte er, sprang auf die Lafette einer Deckkanone, hielt sich an einem Tau und lehnte sich über Bord, um den Verlauf der Jagd besser verfolgen zu können. „Haltet euch nun in dieser Richtung! Gemach, gemach!"

„Aha, es findet nun, daß es in die Falle gegangen ist!" rief der erste Lieutenant; „es läßt bereits nach und geht beharrlich an den Wind!"

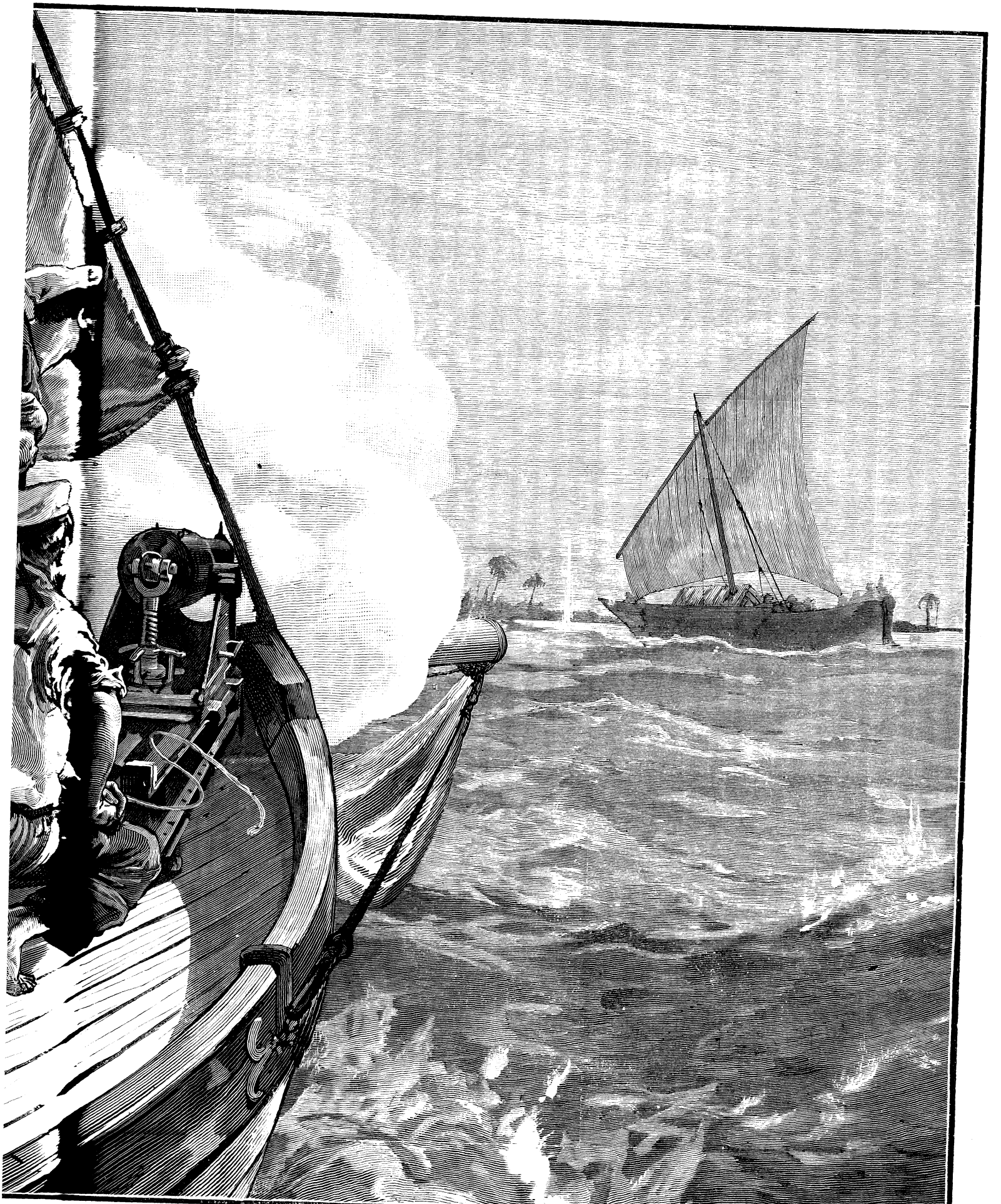
„Bei St. Georg! das Schiff macht uns zu schaffen!" rief der Kapitän. „Wenn wir uns nicht tummeln, gewinnt es wieder seinen Kurs und kehrt auf seinen Ankerplatz um, wovon wir es mit unseren Booten heraustreiben müßten! — Steuerbord, Quartiermeister! dicht an Steuerbord!"

Und als das gewaltige Fahrzeug nun in den Wind heraufkam, schlugen seine



Jagd auf ei

„Ruder an Backbord Beh



tf ei Sklavenschiff.

Be[illegible] [illegible]ks gesteuert," donnerte er.

mächtigen Segel einen Augenblick schwer an die Masten, füllten sich wieder, und die Fregatte trieb nun mit solcher Gewalt durch die Deining, daß der Schaum hoch aufspritzte.

Das Schauspiel, das nun folgte, war von aufregendem Interesse. Die niedrige Küste vor uns zeigte allenthalben ihren weißen, kiesigen Strand und die dichten, fast undurchdringlichen Wälder eines tropischen Pflanzenwuchses, der sich dicht hinter den ersten Wellungen des Strandes erhob. Die Küste lag kaum zwei Seemeilen von unserer Windseite entfernt, und die Meeresfläche zwischen der Fregatte und den Felsenriffen ward in eine einzige gewaltige weiße Masse von Schaum und Gischt verwandelt. Nach dieser Küste hin flüchtete sich nun das Sklavenschiff unter jedem Fetzen Segeltuch, den es nur aussetzen konnte. Sein Bau und seine Betakelung waren so vortrefflich, daß es um mehrere Punkte näher zum Wind liegen konnte, als die Fregatte, und dennoch einen bedeutenden Vorsprung vor dieser gewann. Es war bald zu bemerken, daß das Sklavenschiff wieder in seinen alten Schlupfhafen einlaufen wollte. Des Kapitäns Entschluß war im Nu gefaßt.

„Legt bei, Quartiermeister!“ kommandierte er. „Laßt es ein wenig herumkommen! Ist alles fertig dort? — Und nun, meine Jungens, gebt ihm eine Breitseite? Zielt hoch, damit ihr den armen Teufel in seinem Rumpfe nicht trefft!“

Rasch wie der Blitz lenkte die herrliche Fregatte von ihrem Kurs ab, und in dem Augenblicke, da sie dem fliehenden Fahrzeuge ihre Breitseite bot, brach ein wahres Ungewitter von Feuer aus ihren Seiten und machte das Schiff in allen seinen Fugen erzittern. Der Fockmast schwankte und stürzte über Bord, sein ganzes Takelwerk mit sich in die Tiefe ziehend. Das Sklavenschiff legte sich bald auf die Seite und eine Minute darauf stürzte auch sein Besanmast mit einem lauten Krachen über Bord. Das zuvor so schmucke Schiff rollte nun als ein Wrack auf dem Meere.

„Zehn und einen halben Faden!“ rief der Mann mit dem Senklot.

„Gemach, gemach!“ rief der Kapitän. „Wir verlieren unseren Ankergrund. Holt die Kanonen wieder von den Stückpforten herein!“

„Acht — sieben und ein halb — sieben!“ rief der Mann mit dem Senkblei nach jedem neuen Wurfe.

„Die Untiefe wächst schnell; also gemach, gemach!“ rief der Kapitän.

„Sechs Faden — sechstehalb — fünf!“ rief er jetzt wieder.

„Wir müssen beidrehen!“ sagte der Kapitän. „Ruder an Backbord! Dreht herum! Ruft Bootsmannschaften zusammen, denn wir müssen das Sklavenschiff vom Lande abschneiden!“

Die gellende Pfeife des Hochbootsmannes tönte durch das Schiff, die Mannschaften stellten sich auf, die Boote wurden ausgesetzt und die Mannschaft eines jeden nahm ihre Stellung darin ein. Eine Minute später stach das kleine Geschwader mit lautem Jubelruf in See und ruderte rasch dem nun seeuntüchtig gewordenen Sklavenschiffe zu. Die Verfolgung des Schiffes hatte sich bis in die Dämmerung hinein erstreckt, und die Nacht senkte sich bereits auf die See hernieder, als die Boote von der Fregatte abstießen. Man konnte von dieser aus kaum noch die Umrisse des Sklavenschiffes unterscheiden, das ganz in der Nähe des Landes niedrig und dunkel auf den Wassern lag. Darüber hinaus zog sich die Küste hin wie eine gestaltlose schattige Masse, und auf der anderen Seite bezeichnete ein langer, weißer Streif im Vordergrunde die Linie der Brandung nach der hohen See zu.

Am dunkeln Himmel über uns war keine Spur von einem Stern zu bemerken. Dicke Wolkenmassen stiegen in phantastischen Gebilden am westlichen Horizont auf und sammelten sich wie ein schwarzer Vorhang über den Häuptern der Seeleute. Die Dunkelheit nahm so rasch zu, daß schon nach wenigen Minuten die Küste in der Finsternis verschwand.

Minuten vergingen, welche den Harrenden an Bord der Fregatte fast zu Stunden wurden, und die pechschwarze Finsternis hielt noch immer an. Nicht das leiseste Geräusch ließ sich von den Booten her hören. Die Blicke der Mannschaft wandten sich oft nach der Stelle hin, wo das Fahrzeug lag, aber keine Rakete stieg in die Höhe, kein Musketenschuß flammte durch die Nacht als Signal, daß die Bote ihren Zweck erreicht hatten. Alles war still wie das Grab; das Plätschern der Deining am Bug der Fregatte und das leise melancholische Wimmern des Windes waren die einzigen Töne, welche das bange Schweigen der Nacht unterbrachen.

„Dort sind sie! Das Signal! Das Signal!“ riefen plötzlich mehrere Stimmen auf dem Hinterdeck, als eine Rakete bolzgerade gen Himmel stieg, sich anmutig überbeugte und im Bersten ein Dutzend Sterne fallen ließ, die in Funken zerstoben in die See versanken. Bei dem geisterhaften Lichte, das hierdurch einen Augenblick über die Scene ergossen wurde, konnte man die Boote der Fregatte unterscheiden, die, in einer Linie aufgestellt, langsam dem abgetakelten Fahrzeuge zuruderten. Im nächsten Augenblicke aber war alles wieder in tiefste Finsternis versunken.

Einige Minuten der bangsten, spannendsten Erwartung folgten. Die Mannschaft der Fregatte lauschte gierig auf den etwaigen Lärm des Kampfes. Allein Minute auf Minute verging, ohne daß Musketenfeuer knatterte. Was mochte das zu bedeuten haben? War das Fahrzeug von seiner Mannschaft verlassen worden, hatte es keinen Widerstand geleistet? fragte man sich. Auf jedem Angesicht war Staunen und ungeduldige Erwartung zu lesen und jeder blickte verdutzt seinen Nachbar an. Auf einmal leuchtete wie durch Zauberschlag eine blendende Lichtflut vom Meere auf und erfüllte die ganze Atmosphäre. Eine grausenhafte Feuersäule stieg in der Richtung, wo das Schiff lag, zum Himmel empor und ließ für einen Augenblick Wolken, Meer und Küste in fürchterlicher Deutlichkeit unterscheiden. Man sah eine wirre Masse vom Verdeck des Sklavenschiffes in die Höhe fliegen, und dann folgte ein Knall und Getöse unbeschreiblicher Art. Die Luft ward so erschüttert, daß einzelne zu Boden stürzten, und die Fregatte erzitterte in ihren Fugen. Dann sank wieder über die ganze Scene dichte Finsternis herab, so plötzlich und so grauenhaft wie der Lichtblitz, der vorhin aufgeflammt war.

Eine lange Pause des Schweigens trat ein.

„Gott gebe, daß die Boote in Sicherheit sind!“ rief endlich der Kapitän. „Die Schurken haben sich selbst und die armen Schwarzen in die Luft gesprengt.“

Jedermann an Bord ward starr vor Entsetzen, und es dauerte lange, bevor der Eindruck dieser Scene vorüberging. Ja, die Angst würde vielleicht noch länger gewährt haben, hätte nicht der Kapitän den Zauber gebrochen durch den lauten Befehl, daß man alsbald die übrigen Boote bemanne und aussetze, um den Verunglückten zu Hilfe zu eilen, falls noch einer von ihnen am Leben geblieben wäre.

Nie schoß ein Fahrzeug rascher durch die Wogen, als die Jollen, welche zu diesem menschenfreundlichen Zwecke von der Fregatte abstießen. Die Leute lehnten sich mit wahrer Begeisterung auf die Ruder und erreichten bald die Stelle, wo die Katastrophe eingetreten war.

„Heda, ihr Leute im Bug! was ist das für ein dunkler Gegenstand vor uns?“ rief der Offizier am Steuer des nachgeschickten Bootes.

„Boot ahoi!“ tönte es als Antwort durch die Nacht über das Meer herüber, und einen Augenblick später erschien das Offiziersboot der Fregatte in Sicht. Die Mannschaft grüßte es mit drei fröhlichen Hurras; man fragte die Ankommenden hastig über das Schicksal der anderen Kameraden und erfuhr mit unsäglicher Befriedigung, daß die Boote der Fregatte noch alle wohlbehalten waren. Die Pulverkammer des Sklavenschiffes hatte durch irgend einen Unfall Feuer gefangen, während die verfolgenden Boote des Kriegsschiffs noch weit genug von dem Sklavenschiff entfernt waren, um von der Explosion nicht berührt zu werden. Die armen Negersklaven im Raume des Fahrzeugs waren jedoch samt dessen Mannschaft alle in dieser Explosion zu Grunde gegangen.

Das Offiziersboot hatte bereits die Stelle besucht, wo das Fahrzeug zum letztenmal samt seiner unglücklichen Bemannung gesehen worden war, und der Lieutenant berichtete, er habe in seinem ganzen Leben nie einen fürchterlicheren Anblick gehabt. Der Rumpf des Schiffes war bereits versunken gewesen, aber Bruchstücke von dem Wrack, in Stücke zerrissene, zu Kohlen versengte, entstellte, verstümmelte und zerfetzte Leichname bedeckten ringsumher die See.

Die übrigen Boote stießen bald darauf eines um das andere zu dem von der

Fregatte ausgeschickten Offiziersboot und man machte die größten Anstrengungen, um zu sehen, ob nicht noch irgend ein menschliches Wesen von der Bemannung oder von der noch unglückseligeren Ladung des Sklavenschiffes am Leben sei. Allein obwohl zerschmettertes Holzwerk und verstümmelte Leichname nach allen Seiten hin auf den Wogen trieben, so ward doch kein Mann, Weib oder Kind mehr lebendig aufgefischt. Nach zweistündigem Herumfahren und emsigem Suchen kehrte die Bemannung der Boote wieder an Bord der Fregatte zurück.

Am anderen Morgen mit Tagesanbruch ward die Nachforschung wiederholt, allein mit derselben Erfolglosigkeit. Weithin längs der Küste trieben die Trümmer von dem Wrack des Sklavenschiffes und die entstellten Leichen der armen Negersklaven, unter welchen sich hie und da eine Leiche von hellerer Hautfarbe fand; allein auch nicht ein einziges lebendes Wesen war zu finden. Das Schiff war verschwunden, ohne daß man seinen Namen, seine Heimat oder den Hafen erfahren hätte, von dem es ausgelaufen war.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Die Schoschonen hatten nahe um das Feuer gesessen; ihre an die Helligkeit desselben gewöhnten Augen konnten, wie Shatterhand ganz wohl vermutet hatte, sich nicht augenblicklich an das nächtliche Dunkel gewöhnen. Sie waren aufgesprungen und starrten zwar in die Nacht hinaus, konnten aber nichts sehen. Zudem hatten sie nicht unterscheiden können, von welcher Seite der Hilferuf erklungen war. So kam es, daß Winnetou und Old Shatterhand der gefährliche Rückzug vollständig gelang.

Der Apache hatte sogar unterwegs einmal stehen bleiben müssen. Es war ihm unmöglich gewesen, dem Schoschonen mit der Hand den Mund vollständig zu verschließen. Es war dem Gefangenen zwar nicht gelungen, abermals um Hilfe zu rufen, aber er hatte doch ein so lautes Stöhnen hervorbringen können, daß der Apache einen Augenblick stillhalten mußte, um ihm mit der Hand die Gurgel zuzudrücken.

„Alle Wetter, wen bringt ihr da?" fragte der lange Davy, als die beiden ihre Gefangenen zu Boden geworfen hatten.

„Geiseln," antwortete Shatterhand. „Gebt ihnen nur schnell Knebel in den Mund, und der Häuptling muß gefesselt werden."

„Der Häuptling? Macht Ihr Spaß, Sir?"

„Nein, er ist's."

„Heavens! Welch ein Streich! Davon wird man noch lange Zeit erzählen! Den ‚schwarzen Hirsch' mitten unter seinen Roten herauszuholen! Das können eben nur Old Shatterhand und Winnetou fertig bringen!"

„Jetzt keine unnötigen Reden! Wir müssen fort, hinauf zur Höhe, wo unsere Pferde sind."

„Mein Bruder braucht sich nicht zu beeilen," sagte der Apache. „Wir können hier besser sehen als da oben, was die Schoschonen beginnen werden."

„Ja, Winnetou hat recht," gestand Shatterhand ein. „Es kann den Schoschonen nicht einfallen, hierher zu kommen. Sie wissen nicht, mit wem und mit wie vielen sie es zu thun haben. Sie werden sich darauf beschränken müssen, ihr Lager zu sichern. Erst mit Anbruch des Tages ist es ihnen möglich, etwas zu unternehmen."

„Winnetou wird ihnen eine Warnung sagen, die ihnen den Mut benimmt, ihr Lager zu verlassen."

Der Apache nahm seinen Revolver und hielt die Mündung desselben ganz nahe an die Erde. Shatterhand verstand ihn sogleich.

„Halt!" sagte er. „Sie dürfen den Blitz des Schusses nicht sehen, damit sie nicht wissen, wo wir uns befinden. Ich denke, es wird ein Echo geben, durch welches sie getäuscht werden. Gebt eure Jacken und Röcke her, Mesch'schurs!"

Der lange Davy nahm seinen famosen Gummimantel von der Schulter; auch die anderen befolgten Shatterhands Gebot. Die Kleidungsstücke wurden vorgehalten, und dann drückte Winnetou zweimal ab. Die Schüsse krachten. Sie hallten von den Thalwänden wider, und da der Blitz nicht zu sehen gewesen war, konnten die Schoschonen allerdings nicht wissen, an welcher Stelle geschossen worden war. Sie antworteten mit einem durchdringenden Geheul.

Als sie den Ruf „Tigum-ih, tigum-ih — Feinde, Feinde!" gehört hatten, waren sie, wie bereits erwähnt, vom Feuer aufgesprungen und hatten sich bemüht, nach den Feinden auszuschauen. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit, und dann befanden Shatterhand und Winnetou sich bereits in Sicherheit. Die Roten konnten also niemand sehen.

Es fiel ihnen auf, daß sie nicht angegriffen wurden. Wenn wirklich Feinde vorhanden waren, so hätten diese doch wohl nicht gezögert, über das Lager herzufallen. Der Allarmruf beruhte also wohl auf einem Irrtum. Wer aber hatte ihn ausgestoßen? Jedenfalls einer der Wächter. Er mußte gefragt werden. Ihn herbeizurufen, war Sache des Häuptlings. Wie aber kam es, daß dieser so ruhig in seinem Zelte sitzen blieb?

Mehrere der roten Krieger traten an den Eingang des Zeltes. Sie blickten hinein und fanden es leer.

„Der ‚schwarze Hirsch' ist bereits fort, die Wache zu befragen," sagte einer von ihnen.

„Mein Bruder irrt sich," entgegnete ein anderer. „Der Häuptling konnte das Zelt nicht verlassen, ohne von uns gesehen zu werden."

„Er ist aber nicht hier!"

„Und er kann auch nicht fort sein!"

„So hat ihn Wakon-tonka, der böse Geist, verschwinden lassen!"

Da schob ein alter Krieger die anderen beiseite und sagte:

„Der böse Geist kann töten und Unglück bringen, aber verschwinden lassen kann er keinen Krieger. Wenn der Häuptling nicht aus dem Zelte getreten und dennoch verschwunden ist, so kann er dasselbe nur auf die Weise verlassen haben, daß — — —"

Er hielt inne. Vorher war nur ein Teil des Tuches, welches die Thür bildete, geöffnet gewesen; jetzt hatte man es ganz entfernt, und nun beleuchtete der Schein des Feuers das ganze Innere.

Der Alte trat hinein und bückte sich nieder.

„Uff!" rief er aus. „Der Häuptling ist geraubt worden!"

Keiner antwortete. Das, was der Alte sagte, war zu unglaublich, und doch durften sie einem so erfahrenen Krieger nicht widersprechen.

„Meine Brüder glauben es nicht?" sagte er. „Sie mögen herblicken. Hier ist die Leinwand des Zeltes gelockert, und hier stecken die Zweige in der Erde. Ich kenne dieses Zeichen. Es ist das Zeichen von Nonpay-klama, den die Bleichgesichter Old Shatterhand nennen. Er ist hier gewesen und hat uns den schwarzen Hirsch geraubt."

Da ertönten die zwei Schüsse des Apachen. Das löste die Zungen der Schoschonen. Sie stießen das bereits erwähnte Geheul aus.

„Löscht schnell das Feuer aus!" gebot der Alte. „Den Feinden darf kein sicheres Ziel geboten werden."

Man gehorchte ihm, indem man die brennenden Aeste schnell auseinanderriß und das Feuer austrat. Da der Häuptling ver-

schwunden war, so ordneten sich die Schoschonen ganz freiwillig dem ältesten Krieger unter. Es wurde also dunkel im Lager. Ein jeder hatte nach seinen Waffen gegriffen, und auf Befehl des Alten bildeten die Krieger rund um die Zelte einen Kreis, um den Feind zu empfangen, von welcher Seite er nur kommen möge.

Es waren vier Posten ausgestellt worden, um das Lager nach den vier Himmelsgegenden zu bewachen. Drei von ihnen hatten sich, als die Schüsse fielen, schleunigst auf die Ihrigen zurückgezogen; der vierte hingegen fehlte. Und dieser war gerade der angesehenste von ihnen, Moh-aw, der Sohn des Häuptlings. Dieses Schoschonenwort bedeutet soviel wie Moskito. Der junge Indianer hatte also schon bewiesen, daß er tapfer sei, daß er stechen könne.

Einer der Waghalsigsten erbot sich, nach ihm zu forschen, und erhielt die Erlaubnis dazu. Er legte sich ins Gras und schlich sich in die Nacht hinaus, in der Richtung, in welcher der Vermißte gesucht werden mußte. Nach einiger Zeit kehrte er mit dem Gewehre des ‚Moskito' zurück. Das war ein sicherer Beweis, daß dem Sohne des Häuptlings ein Unglück widerfahren sei.

Der Alte hielt eine kurze Beratung mit den hervorragendsten Kriegern. Es wurde beschlossen, das Zelt, in welchem sich die Gefangenen befanden, ganz besonders zu bewachen, die Pferde in der unmittelbaren Nähe des Lagers anzupflocken und dann den Anbruch des Tages zu erwarten. Dann mußte es sich zeigen, mit wem man es zu thun hatte.

Indessen hatten die Jäger dafür gesorgt, daß die beiden Gefangenen, von denen auch der Häuptling wieder zum Bewußtsein gekommen war, nicht laut werden konnten, und sich dann selbst still und beobachtend verhalten. Es war nichts zu hören als nach einiger Zeit der vom Grase gedämpfte Schritt der Pferde.

„Meine Brüder mögen hören, daß die Schoschonen ihre Pferde zusammensuchen. Sie werden sie nahe bei den Zelten anbinden und dann nicht eher etwas unternehmen, als bis der Tag anbricht," sagte Winnetou. „Wir können gehen."

„Ja, ziehen wir uns zurück," stimmte Old Shatterhand bei. „Wir freilich werden nicht bis zum Morgen warten. Der ‚schwarze Hirsch' soll baldigst erfahren, was wir von ihm verlangen."

Er trat zu den Gefangenen, welche entfernt von den anderen gelegen hatten, damit sie nicht hören konnten, was gesprochen wurde. Noch wußte er nicht, daß der gemachte Fang noch wertvoller sei, als er bisher vermutet hatte. Er hob den ‚schwarzen Hirsch' vom Boden auf, nahm ihn auf die Schulter und begann, bergan zu steigen. Die anderen folgten ihm, Winnetou den ‚Moskito' tragend.

Es wäre für jeden anderen fast unmöglich gewesen, mit einer solchen Last in tiefer Dunkelheit den dicht bewaldeten Bergeshang zu ersteigen. Den beiden schien es ganz und gar nicht beschwerlich zu sein.

Oben angekommen, fanden sie alles in Ordnung. Wohkadeh hatte seine Pflicht gethan.

Der lange Davy wand seinen Lasso los und sagte:

„Gebt her die Kerls! Wir wollen sie bei den anderen anbinden."

„Man binde die Gefangenen auf die Pferde!" Dies geschah, und dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung. (S. 205.

„Nein!“ entgegnete Old Shatterhand. „Wir verlassen diese Stelle.“

„Warum? Meint Ihr, daß wir hier nicht sicher sind?“

„Ja, das meine ich.“

„O, die Schoschonen werden uns gern in Ruhe lassen. Sie sind froh, wenn ihnen nichts geschieht.“

„Das weiß ich ebensogut wie Ihr, Master Davy. Aber wir müssen mit dem Häuptling sprechen, vielleicht auch mit den anderen. Es ist also nötig, ihnen die Knebel abzunehmen, und wenn wir das hier thun, so können sie leicht auf den Gedanken kommen, durch irgend einen Ruf den Ihrigen ein Signal zu geben, welches von hier aus ganz deutlich da unten gehört werden kann.“

„Mein Bruder hat recht,“ sagte der Apache. „Winnetou war heute hier, um die Schoschonen zu beobachten. Er kennt einen Ort, wo er mit seinen Brüdern und den Gefangenen lagern kann.“

„Wir müssen ein Feuer haben,“ bemerkte Old Shatterhand. „Ist das dort möglich?“

„Ja. Man binde die Gefangenen auf die Pferde!“

Dies geschah, und dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung, bei Nacht, durch den dichten Wald, Winnetou als Führer voran.

Es versteht sich ganz von selbst, daß dieser Marsch nur höchst langsam vorwärts ging, Schritt um Schritt. Nach einer halben Stunde war eine Strecke zurückgelegt, zu welcher am Tage wohl nur fünf Minuten nötig gewesen wären. Da hielt der Apache an.

Die Gefangenen wußten natürlich nicht, in wessen Hände sie geraten seien, und waren auch über sich selbst im unklaren. Die beiden Kundschafter hatten wegen der Dunkelheit gar nicht sehen können, daß noch zwei Gefangene gemacht worden seien; hinwieder wußten die letzteren von den ersteren nichts, und der Häuptling hatte keine Ahnung, daß er mit seinem Sohne, und dieser vermutete nicht, daß er mit seinem Vater ergriffen worden sei. Aus diesem Grunde wurden sie, als jetzt gehalten wurde, voneinander getrennt, nachdem man sie wieder von den Pferden genommen hatte.

Old Shatterhand befolgte die Politik, dem ‚schwarzen Hirsch‘ nicht merken zu lassen, wie stark der Feind sei, dem er in die Hände gefallen war. Darum traf er die Maßregel, mit dem Häuptling zunächst allein zu verhandeln.

Die übrigen mußten sich zurückziehen. Dann raffte er das am Boden liegende dürre Geäst zusammen, um ein Feuer anzumachen.

Er befand sich mit dem Schoschonen auf einer nur wenige Schritte breiten freien Stelle. Der Apache hatte heute am Tage gesehen, wie gut sie sich zu einem verborgenen Lagerplatze eigne, und sein Ortssinn war ein so außerordentlicher, daß es ihm selbst in dieser Dunkelheit gelungen war, sie aufzufinden.

Sie war natürlich rings von Bäumen umgeben, unter denen Farnkräuter und Dorngesträuch eine ziemlich dichte Einfassung bildeten, welche den Schein des Feuers hinderte, weit zu dringen. Mit Hilfe seines Punks (Prairiefeuerzeug) steckte Old Shatterhand das dürre Zeug leicht in Brand und hieb sich dann mit dem Tomahawk von den rundum stehenden Bäumen die unteren, dürr gewordenen Aeste ab, um mit ihnen das Feuer zu unterhalten. Dasselbe hatte nur den Zweck, die Stelle zu beleuchten und brauchte also nicht groß zu sein.

Der Schoschone lag am Boden und beobachtete das Thun des weißen Jägers mit finsteren Blicken. Als Old Shatterhand mit seinen Vorbereitungen zu Ende war, zog er den Gefangenen an das Feuer, richtete ihn in sitzende Stellung empor und nahm ihm den Knebel ab. Der Indianer verriet mit keiner Miene und keinem Atemzuge, daß er sich jetzt erleichtert fühle. Für einen indianischen Krieger wäre es eine Schande, äußerlich merken zu lassen, was er denkt und empfindet. Old Shatterhand setzte sich ihm an der anderen Seite des Feuers gegenüber und betrachtete sich zunächst seinen Feind.

Dieser war sehr kräftig gebaut und trug einen Büffelanzug von indianischem Schnitt, ohne alle Verzierung. Nur die Nähte waren mit Skalphaaren versehen, und am Gürtel trug er wohl gegen zwanzig Skalpe, nicht etwa vollständige Kopfhäute, welche zuviel Platz beansprucht hätten, sondern nur die wie ein Fünfmarkstück großen, wohlpräparierten Wirbelstellen. In dem Gürtel steckte noch das Messer, welches ihm nicht abgenommen worden war.

Sein Gesicht war nicht bemalt, so daß die drei roten Narben auf den Wangen deutlich gesehen werden konnten. Mit unbewegten Zügen saß er do und starrte in das Feuer, dem Weißen keinen Blick gönnend.

„Tokvi-tey trägt nicht die Farben des Krieges,“ begann Old Shatterhand. „Warum tritt er da gegen friedliche Leute feindlich auf?“

Er erhielt keine Antwort und auch keinen Blick. Darum fuhr er fort:

„Der Häuptling der Schoschonen ist wohl vor Angst stumm geworden, da er mir kein Wort auf meine Frage entgegnen kann?“

Der Jäger wußte recht gut, wie ein Indianer behandelt werden muß. Der Erfolg zeigte sich sogleich, denn der Gefangene warf ihm einen zornblitzenden Blick zu und antwortete:

„Tokvi-tey weiß nicht was Angst ist. Er fürchtet nicht den Feind und nicht den Tod!“

„Und dennoch verhält er sich gerade so, als ob er sich fürchte. Ein mutiger Krieger malt sich die Farben des Krieges in das Gesicht, bevor er zum Angriff schreitet. Das ist ehrlich, das ist mutig; denn da weiß der Gegner, daß er sich zu verteidigen hat. Die Krieger der Schoschonen aber sind ohne Farbe gewesen; sie haben die Gesichter des Friedens gehabt und dennoch die Weißen angegriffen. So handelt nur ein Feigling! Oder habe ich nicht recht? Findet der ‚schwarze Hirsch‘ ein Wort zu seiner Verteidigung?“

Der Indianer senkte den Blick und sagte:

„Der ‚schwarze Hirsch‘ war nicht bei ihnen, als sie den Bleichgesichtern nachjagten.“

„Das ist keine Entschuldigung. Wäre er ein ehrlicher und mutiger Mann, so hätte er die Bleichgesichter sofort, als sie zu ihm gebracht worden, wieder freigelassen. Ich habe überhaupt noch gar nicht vernommen, daß die Krieger der Schoschonen den Tomahawk des Krieges ausgegraben haben. Sie weiden ihre Herden wie im tiefen Frieden an den Tongue- und Bighorngewässern; sie verkehren in den Wohnungen der Weißen, und doch fällt der ‚schwarze Hirsch‘ Männer an, welche ihn niemals beleidigt haben. Kann er etwas dagegen sagen, wenn ein Tapferer meint, daß nur ein Feigling in dieser Weise handeln könne?“

Es war nur ein halber Blick, welchen der Rote auf den Weißen warf; aber dieser Blick bewies, daß er grimmig erzürnt sei. Dennoch klang seine Stimme ruhig, als er antwortete:

„Bist du vielleicht so ein Tapferer?“

„Ja,“ antwortete der Gefragte gleichmütig, als ob dieses Selbstlob sich eben auch von selbst verstehe.

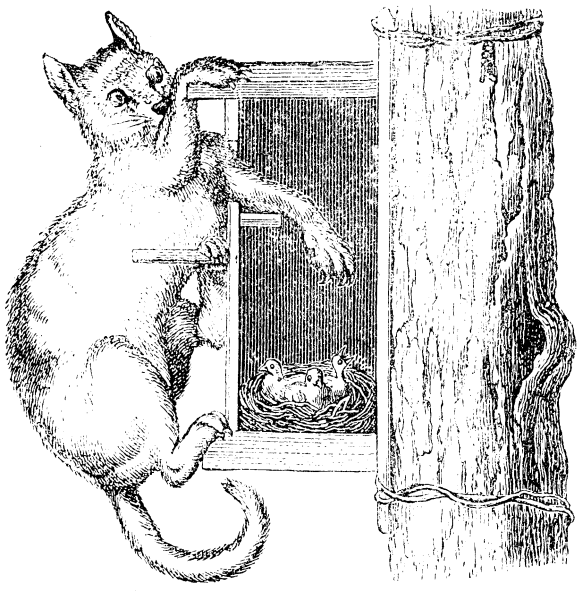
„So mußt du einen Namen haben!“

„Siehst du nicht, daß ich Waffen trage? So muß ich auch einen Namen haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Vögel und ihre Pflege im Garten.

Zur Gartenlust gehören auch Vögel, denn sie erfreuen und unterhalten. Manche stellen sich zwar von selbst ein, man kann aber viel thun, um sie anzulocken und fest zu halten, daß sie den Garten als ihre feste oder vorübergehende Heimat betrachten. Der „Gute Kamerad“ hat schon Seite 32 und 44 dieser Blätter gezeigt, daß er auch den lieben Vögeln ein guter Kamerad sein will, und ich vervollständige dieses Bestreben durch weitere Angaben. Kinder haben zwar keine Verfügung über den Garten, aber die Eltern werden, wo es möglich ist, doch gern ihren Wünschen zu Gunsten der Vögel genügen, da sie ja selbst Genuß und oft Nutzen davon haben. Indem ich die folgende Anleitung gebe, setze ich voraus, daß ihr liebe gute Jungen



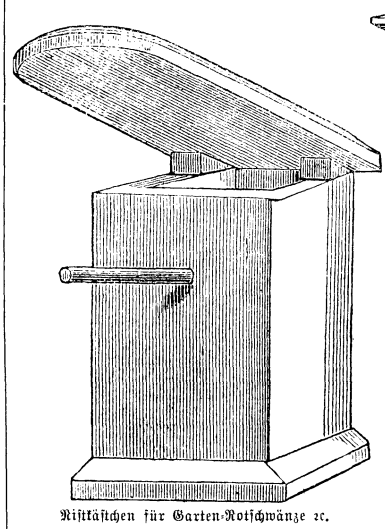
Nistkästchen mit Schutzvorrichtung für Raubtiere.

und Freunde der befiederten Wesen seid, nicht ihnen nachstellt, wie es gewisse herzlose Buben thun, die im vermeintlichen, in Wirklichkeit aber verächtlichen Jagdvergnügen die armen Tiere wegfangen, mit Blasrohr oder Teschin totschießen, oder wenigstens ihre Bruten, wenn auch zuweilen ohne böse Absicht, stören und so verhindern. Das sind herzlose, verächtliche Buben, die sogar gesetzlich strafbar sind.

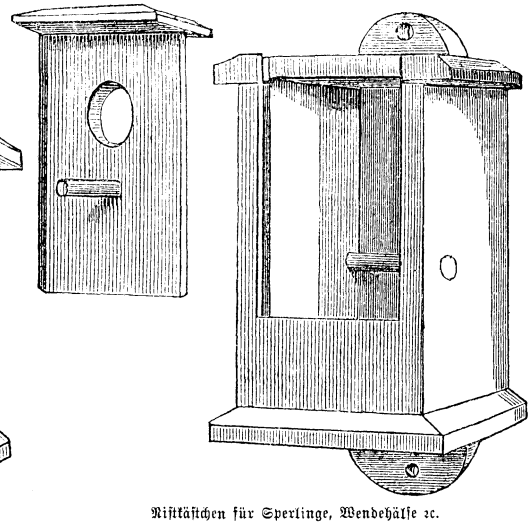
Wo nur einige Bäume und Gebüsche sind oder grüne Hecken vorkommen, stellen sich in nicht zu unruhigen Stadtteilen von selbst verschiedene Vögel ein, am meisten, wo viele Gärten aneinander oder an öffentliche Gartenanlagen grenzen, denn solche Vereinigungen gelten den Vögeln als Wald, wo sie eine Heimat finden. Solche Vögel sind, zunächst des zudringlichen Haussperlings und des zutraulichen Rotschwänzchens nicht zu gedenken, der Buchfink, der Grünling oder Gärlitz, der Zaunkönig, der Fliegenschnepper, die Goldammer, Grasmücken und Rotkelchen, wo auch nur ein immergrüner Nadelholz- oder Lebens- oder Wachholderbaum da ist, auch die Amsel; im günstigsten Falle in Gärten mit viel Gebüsch die Nachtigall, wenn sie überhaupt die Gegend und den Ort besucht. Meisen kommen ab und zu besonders im Winter, nisten aber auch in hohlen Obstbäumen. Spechtmeisen (Baumläufer) und Gimpel (Dompfaffen) kommen zum Besuch; Zeisige stellen sich massenhaft ein, wenn Lebensbäume Samen tragen, und Stieglitze und Hänflinge kommen als Räuber, um den Samen von Skorzonerenwurzeln und Spinat sich anzueignen. Andere Räuber des Obst- und Gemüsegartens wollen wir nicht herbeilocken; aber wenn sie kommen, so unterhält es doch die Jugend, sie zu vertreiben. Die armen Tiere wissen ja nicht, daß sie fremdes Eigentum angreifen, halten alles Genießbare für ihr Eigentum. Der lustige Star stellt sich überall ein, wo künstliche Nistkästen für ihn auf den Bäumen angebracht werden, ich möchte seine starke Vermehrung nicht empfehlen; denn wenn er auch durch sein frühes Kommen erfreut und durch sein sängermäßiges Kopfdrehen ergötzt, so nutzt er doch dem Garten wenig, ist aber ein arger Verwüster der Kirschen und Beerenfrüchte. Die hauptsächlichsten Mittel, Vögel herbeizuziehen und sie zu fesseln, sind Schutz, Nahrung, besonders zur Zeit des Mangels, geeignete Brutplätze und Wasser, wenn solches nicht in der Nähe reichlich vorhanden ist.

Der Schutz besteht nach zwei Seiten, in Gebüsch und Bäumen, sowie Sicherung der Bruten durch besondere Vorkehrungen und Unschädlichmachen der Katzen, des größten Feindes der Vögel. Katzen, die oft in den Gärten umherschleichen, sind schädliche Tiere, welche Vögel den Mäusen vorziehen. Ich möchte nicht dazu auffordern, sie totzuschießen oder zu vergiften, denn das bringt Verdruß oder gar Strafe; aber man vertreibe sie, wo man eine im Garten sieht, so daß sie Furcht bekommen. Ihre versteckte Anwesenheit erkennt man leicht an den ängstlichen Lockrufen der Vögel, auf welche Art sie auch die Nähe von Raubvögeln und räuberischen Hähern, Elstern, Würgern und anderer Nesträuber anzeigen. Dichte Stachelbeergebüsche mit am Boden liegenden Zweigen schützen am meisten, und von Nestern auf Bäumen hält man sie durch Anbinden von Dornen oder Stachelgürteln von Draht ab. Starnestern können sie nichts anhaben, wenn die Nistkästen zweckmäßig eingerichtet sind.

Da Gebüsche den liebsten Aufenthalt der Vögel bilden, so ist diesen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. In Gärten, welche bloß dem Nutzen dienen, geben Stachelbeerbüsche und Hecken zwar nicht viel Gelegenheit zum Nisten, aber sie genügen doch für Grasmücken, Goldammern und Rotkehlchen, während der Finke die Obstbäume aufsucht und sein mit Baummoos bekleidetes, daher schwer erkennbares Nest in den Astgabeln anbringt, der Zaunkönig sein aus Moos bestehendes sackartiges Nest in die Spalierbäume und Weinstöcke der Wände, die Bachstelze ihr kleines Nest in Mauerlöchern und überstehenden Dachrändern anbringt. Es ist lustig, solche Nester entstehen zu sehen und aufzufinden; aber man hüte sich, oft dahin zu gehen und, wie es Kinder gern thun, täglich fremde Kinder hinzuführen, besonders wenn das Eierlegen und Brüten begonnen hat; denn solche Nester werden meistens verlassen, und die Freude hat ein Ende. Aber wahrhaft wohl und heimisch befinden sich die Vögel erst, wenn der Garten Gebüsche von einigem Umfang hat, wenn sie auch nicht darin nisten. Dort finden die Insekten- und Würmerfresser die meiste Nahrung, zugleich an den Beeren und Samen vieler Straucharten Nahrung und auch allen Tierfressern willkommene Näscherei. Dies gilt besonders von dem gemeinen schwarzen Holunder, an dessen Beeren alle Vögel gern gehen, weshalb er auch häufig angepflanzt werden sollte. Nur wenige Beeren, wie die so verlockend roten des wilden Schneeballs, die schwarzen Früchte des wolligen Schneeballs, des weißen und roten Hartriegels, der Berberitze und des Seekreuzdornes werden von den Vögeln selbst bei größter Hungersnot nicht angerührt; lieber fressen sie Knospen. Sehr gesucht werden auch die frühreifen Früchte der Traubenkirsche und im Herbst die des Weißdornes (Rotdornes). Aber der Hauptnährbaum vieler Vögel ist die Eberesche oder Vogelbeere, welche nicht bloß Amseln und Drosseln anlockt. Leider sparen die Vögel diese Früchte nicht bis zum Winter auf, sondern verzehren sie, wenn noch reichlich Nahrung jeder Art vorhanden ist. Dies läßt sich nur dadurch verhindern, daß der Mensch für die verständnislosen Tiere sorgt, indem



Nistkästchen für Garten-Rotschwänze ꝛc.



Nistkästchen für Sperlinge, Wendehälse ꝛc.

man den größten Teil der Beeren abnimmt und bis zur Zeit des Winters und Mangels aufhebt, indem man sie an Schnüren aufhängt und kühl aufbewahrt oder trocknet. Wer viel im Garten lebt und sich außerdem um die Vögel kümmert, lernt bald die Früchte kennen, von denen Vögel im Winter leben. Auch trockene Samen von Gesträuchern dienen vielen Vögeln zur Nahrung, z. B. die der Syringen (Silberblüte, Lilor, spanischer oder türkischer Holunder), welchen Gimpel gern aufsuchen, auch Finken nicht verschmähen. Daß Vögel auch nicht für sie bestimmte Beerenfrüchte sich aneignen, darf uns nicht zu sehr verdrießen; doch wird es keine Hartherzigkeit sein, sie zu verscheuchen.

Besondere Holzarten zu Brüteplätzen anzupflanzen, ist, wenn die Gebüsche einigermaßen mannigfaltig sind, nicht nötig, in größeren Gärten von landschaftlicher Einrichtung aber ohne Nachteil für die Schönheit auszuführen. Ich nannte schon die Stachelbeere als zum Nesterbau vieler kleiner Gartenvögel gern aufgesucht und bemerke, daß besonders die wilde aus Samen gezogene Stachelbeere, welche nicht beschnitten und angebunden wird, der sicherste Nistplatz ist. Je tiefer die Zweige am Boden liegen, wo sie bald Wurzeln schlagen, desto sicherer ist der Platz. Hat der Garten steile Anhöhen oder Böschungen, so sind leicht Brombeergebüsche anzubringen, worin Vögel Brutplätze und Sicherheit finden. Amseln und Drosseln bauen gern in immergrüne Bäume (Wachholder- und Cederarten, Lebensbaum, Taxus 2c.), sowie in ältere hohe Fichtenhecken, oft dicht an vielbesuchte Wege und Plätze. Kleine Grasmücken, Plattenmönche (Schwarzplättchen) bauen sogar in immergrüne Topf- und Kübelpflanzen, Stieglitze in die Kronen von Orangenbäumen.

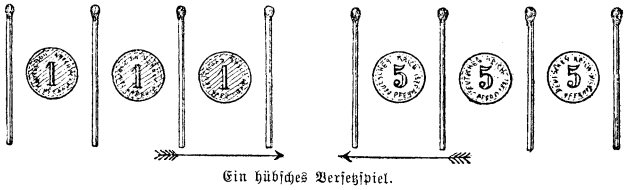
(Fortsetzung folgt.)

Ein hübsches Versetzspiel.

Acht Streichhölzchen werden in gleichen Zwischenräumen nebeneinandergelegt; in die letzteren legst du, lieber Leser, links 3 Kupfermünzen, rechts 3 Nickelmünzen, so daß also der mittelste Zwischenraum frei bleibt. Jetzt soll ein Spiel nach Art der „Dame" gemacht werden. Die Pfennig (die „Roten") dürfen nur nach rechts rücken, nicht zurück; die Nickels (die „Weißen") nur nach links. Es rückt jede Partei jedesmal nur ein Feld, wenn nicht, wie allermeist, geschlagen wird. Man schlägt wie bei dem Damenspiel über einen Stein der Gegenpartei hinweg in ein leeres Feld; jedoch wird hier der geschlagene Stein nicht fortgenommen, sondern man läßt ihn stehen. Ferner darf ganz nach Bedürfnis mit den Weißen oder mit den Roten gezogen oder geschlagen werden; eine genaue Abwechselung findet nicht statt.

Die Aufgabe besteht nun darin, mit Innehaltung dieser Regeln die Weißen an die Stelle der Roten zu bringen und umgekehrt. Wie machst du es, lieber Freund?

K soll die Kupfermünzen bezeichnen, N die Nickelmünzen; die Striche geben die Lücke an.



Ein hübsches Versetzspiel.

Die zweckmäßig aufeinanderfolgenden Stellungen sind folgende:

K	K	K			N	N	N
K	K			K	N	N	N
K	K	N	K			N	N
K	K	N	K	N			N
K	K	N			N	K	N
K			N	K	N	K	N
		K	N	K	N	K	N
N	K			K	N	K	N
N	K	N	K			K	N
N	K	N	K	N	K		
N	K	N	K	N			K
N	K	N			N	K	K
N			N	K	N	K	K
N	N			K	N	K	K
N	N	N	K			K	K
N	N	N			K	K	K

Magisches Buchstabenquadrat.

Die Buchstaben in den Feldern des Quadrats sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten.

Die vier Reihen bezeichnen:

1. Einen Vierfüßler.
2. Eine Pflanze.
3. Ein Getränk.
4. Einen weiblichen Vornamen.

Fragen und Antworten.

F. Sternemann in **L.** Die Nummer 2 wirst Du jetzt wohl erhalten haben, wenn nicht, so reklamiere noch einmal ganz energisch bei Deinem Buchhändler. Ueber Briefstauben soll im Laufe der Zeit gern etwas gebracht werden.

Friedrich Bartelt in **C.** Nur nicht erst lange anfragen, ob Ihr einsenden sollt; habt Ihr was Gutes ausgedacht, heraus damit, Euren Kameraden zu Nutz und Frommen. Auflösung richtig; Wunsch wird berücksichtigt werden.

H. v. T. in Riga. Eine nähere Adresse haben wir auch nicht, schreiben Sie nur ruhig an die angegebene, der Brief wird schon ankommen.

A. Naumann in **B.** Daß Du mit unserer „Güte" zufrieden bist, schmeichelt uns außerordentlich; mache nur erst fleißig von den kleinen Zettelchen zur Gewinnung neuer Abonnenten Gebrauch. Nr. 9 wirst Du inzwischen erhalten haben.

M. G. in **Th.** Wenden sie sich an G. Zechmeyer in Nürnberg oder an Alwin Zschiesche in Naumburg a. S.

C. Streit in **M.** Alles inzwischen erledigt, hoffentlich zu Ihrer Zufriedenheit.

R. Strauch. Gern wollen wir Deinen Wunsch im Lauf der Zeit erfüllen.

Untersekundaner M. C. in **Sp.** Das Naturforscherschiff von Wörishöffer ist ein interessantes und gutes Buch, welches wir Ihnen aus vollster Ueberzeugung empfehlen können. Was Ihre zweite Bitte anbelangt, so glauben wir kaum, daß es Ihnen damit Ernst ist. Das Kartenspiel ist nichts für die Jugend.

Joh. J. in **Kiel.** Hättest Du ein klein wenig nur nachgedacht, würdest Du Dir die Antwort auf die Frage „was einer der Vereinigten Staaten von N. bedeute" selbst gegeben haben. Fragliches Wort bezeichnet einen Staat der nordamerikanischen Union; bist du jetzt klüger?

Jul. D. in **Trier.** Die Anzahl der bisher eingegangenen Lösungen des Preisrätsels ist eine ganz beträchtliche und wächst von Tag zu Tag. Nummeriert werden dieselben erst, wenn es an die Verlosung geht.

Heinrich Boehl in **B.** Ausführliche Anleitung über das Töten und Aufspannen der Schmetterlinge soll Ihnen demnächst in einem Artikel über den Schmetterlingsfang im allgemeinen werden. Etiketten erhalten Sie bei Osc. Leiner in Leipzig.

Wilh. Liebe in **St.** Lassen Sie sich von C. A. Klemm, Musikalienhandlung in Leipzig, leichte Noten für das Waldhorn schicken und erkundigen Sie sich gleichzeitig, ob es eine Anleitung gibt, nach der man dies Instrument ohne Lehrer spielen lernen kann.

Hans Fink in **N.** Daß man die Rheinprovinz auch Rheinlande nennt, solltest Du aus der Geographiestunde eigentlich wissen, ebenso was man unter einem Sultanat versteht. Das Wort ist ebenso gebildet wie Königreich von König. Daß aus Versehen Nordosten anstatt Nordwesten angegeben wurde, haben wir bereits öfter verbessert. Die unter 4 gemeinte Stadt liegt in Preußisch-Schlesien.

H. L. in **Hamburg.** Da ich nicht weiß, welche Pflanzen Du bereits in Deinem Aquarium hast, zähle ich Dir eine Reihe leicht zu beschaffender nacheinander auf:

Hornkraut (Ceratophyllum demersum) in kleinen Teichen und Lachen. Wasserstern (Callitriche stagnalis) in Gräben. Froschlöffel (Alisma Plantago) ebenda. Minze (Mentha aquatica). Pfeilkraut (Sagittaria sagittaefolia) in Teichen und Seen. Ampfer (Rumex). Tannenwedel (Hippuris vulgaris) u. a. m.

R. Trowein. Werkzeuge für die Buchbinderarbeiten beziehen Sie am besten von W. Leo in Stuttgart, Paulinenstr. 22.

A. T. in **Plauen i. S.** Um das Silber wiederzugewinnen, wird die grüne Masse mit Wasser und etwas Salpetersäure erwärmt und Kochsalzlösung zugesetzt, bis keine Füllung von Chlorsilber mehr stattfindet. Der Niederschlag wird auf ein Papierfilter gebracht, getrocknet, mit der dreifachen Menge ausgetrockneter Soda gemengt, dann in einen hessischen Tiegel eingetragen und letzterer in einem Schmiedefeuer zum heftigsten Glühen erhitzt. Nach dem Erkalten findet sich alles Silber in Form eines Regulus am Boden des Tiegels.

E. St. in **Verden.** A. Beddig in Hannover wird Ihnen beim An- oder Verkauf einer derartigen Sammlung am ehesten behilflich sein können. Unser Artikel über das Briefmarkensammeln wird baldigst fortgesetzt. Daß man übrigens einen Aufsatz auch hören kann, war uns neu.

J. St., Wiesbaden. Vortrefflichen Erfolg im Pflanzentrocknen erzielt man ferner mit einer Drahtpresse (2 eiserne Rahmen enthalten je ein starkes Drahtnetz) und reinem Filtrierpapier. Die Pflanzen, zwischen Filtrierpapier gelegt, werden in die Rahmen gebracht, Kettchen am Rande ziehen die Rahmen gegeneinander; das Ganze wird frei an luftiger Stelle aufgehängt; nach 2 bis 3 Tagen Wechsel der Blüten (einmal wechseln genügt). Solche Drahtpressen werden für Botaniker gefertigt und z. B. bei Gunzenmüller, Nürnberg, vorrätig gehalten.

A. S. v. R. in **W.** Die Präparate für ein Mikroskop müssen so fein sein, daß von Zerdrücken überhaupt die Rede nicht sein kann.

H. in **Frankfurt** a. M. Daß Dir und Deinen Freunden der Artikel „Ameisenstaat" so gut gefallen hat, freut uns zu hören. Gern wird der G. K. Deine Wünsche im Laufe der Zeit berücksichtigen.

F. Lazarus in **Berlin.** Besten Dank für die hübschen Rätsel und Aufgaben, von denen der G. K. demnächst eines oder das andere zum Abdruck bringen wird.

Fr. Sch. in **Altenburg.** Wegen der weiteren Lieferung des G. K. mußt Du Dich an die dortige Buchhandlung direkt wenden. Das Uhrrätsel ist hübsch, doch mußt Du uns, ehe wir es zum Abdruck bringen können, noch mitteilen, ob Du es selbst erfunden hast.

P. H. in **B.** Besten Dank für Deine Mitteilung, die wir gern zum Abdruck bringen; als Dank sollst Du auch, so oft es sich thun läßt, kleine chemische oder physikalische Experimente im G. K. finden.

S. Glaser in **Gollnow.** Um eine größere Münzsammlung unterzubringen, ist es am besten, sich ein Schränkchen mit flachen Schiebkästen anfertigen zu lassen, in welchen wieder Fächer für große und kleine Münzen angebracht sind.

P. S. in **St.** Ihr Wunsch soll bald erfüllt werden; die Auflösung des Preisrätsels war richtig.

M. B. in **Tilsit.** Für das eingesandte Rätsel besten Dank; vielleicht bringen wir's später einmal. Hast Du es übrigens ganz allein ausgedacht?

A. S. in **B.** Wenn Sie nicht ganz taktfest auf der Brust sind, möchten wir Ihnen dringend das Radfahren widerraten. Die schnelle Bewegung trocknet in erster Linie sehr Mund und Gaumen aus und strengt die Atmungswerkzeuge über die Maßen an.

H. Z. in **Wien.** Du wirst schon rechtzeitig erfahren, wer der glückliche Gewinner der Hobelbank ist; sollte das Glück Dir lächeln, erhältst Du sofort durch eine Postkarte Mitteilung. Daß Du bei der Lösung so viel Geographie gelernt hast, freut uns; da hast Du Deinen Lohn eigentlich schon dahin.

L. Str. in **M. Sch.** Frage einmal Herrn A. Beddig in Hannover; vielleicht tauscht er Dir die Marken um.

C. G. in **Frankfurt.** Ein Aufsatz über das Photographieren liegt schon druckfertig in unseren Mappen; nur noch etwas Geduld! Der „G. K." kann nicht alle Munition auf einmal verschießen.

H. B. Brand. Schoner nennt man ein Schiff mit 2 oder 3 Masten, von denen der vordere Raasegel die anderen Gaffelsegel führen. Brigg ist ein Fahrzeug mit Fock- und großem Mast, einem Deck und Fregattentakelage.

F. R. in **Bremen.** Schicken Sie nur Ihre kleinen Scherze ein, wir werden dann sehen, ob wir sie für den „G. K." gebrauchen können. In Numero 10 ist Ihre Bitte bereits erfüllt. Für die Karten machen Sie sich wohl am besten einen Pappkasten mit Deckel.

R. C. in **B.** Teile uns erst mit, zu welchem Zwecke Du die genannten Tiere brauchst, dann werden wir Dir unseren Rat nicht vorenthalten.

M. G. in **Magdeburg.** Sie wenden sich am besten unmittelbar an den Direktor der Unterrichtsanstalt des Kunstgewerbemuseums, Herrn Prof. E. Ewald in Berlin. In Potsdam befindet sich keine Kunstschule.

Ewald G. in **Metz.** Sehr unwahrscheinlich! Bei Ausbruch des Krieges 1870/71 wurde nur den Oberprimanern gestattet, ein halbes Jahr früher das Abiturientenexamen zu machen, für den Fall, daß sie sofort eintreten wollten.

H. St. in **Bremen.** Ein ausführlicher Artikel über Schreinerarbeiten ist in Vorbereitung und wird recht bald im „G. K." erscheinen.

W. H. B. in **Darmstadt.** Sie wenden sich am besten direkt um Auskunft an den Vorstand der Marineschule in Kiel. Wie wir Ihnen bereits in Nr. 7 mitteilten, hat sogar der Unterlieutenant noch ein Jahr lang den Offiziercötus der Marineschule durchzumachen.

Karl v. K. in **Augsburg.** Wenn Du, lieber Karl, den Angaben des „G. K." genau gefolgt bist, muß das oberste Häutchen des Leders bei der Lederritzarbeit sich ablösen lassen. Vielleicht aber hast Du nicht das richtige Leder erhalten? es muß weich und schmiegsam sein! Ist das Saffianleder steif und fest, so hat man es vorher geleimt, und dann ist das Abziehen allerdings schwieriger und mühevoller. In diesem Falle wirst Du das Leder längere Zeit angefeuchtet liegen lassen müssen und dann erst den Versuch machen. Wenn Du wieder eine Arbeit beginnst, achte beim Einkauf darauf, daß Du gutes Leder auswählst; und nun wünschen wir Dir viel Freude bei der hübschen Arbeit und ein glückliches Gelingen.

P. v. O. in **Hannover.** Wir sollen Ihnen „ganz kurz" antworten, wie man eine Thermometerröhre füllt! Sie verlangen damit ein recht niedliches Kunststück. Sehen Sie sich 'mal die artige Länge des „Artikelchens" an! Also nehmen Sie durch Schütteln mit verdünnter Salpetersäure gereinigtes, mit Wasser ausgewaschenes, sodann mit Fließpapier getrocknetes Quecksilber und befreien Sie dasselbe durch Kochen von aller Luft. Nun nehmen Sie einen kleinen Glastrichter zur Hand, umwickeln das offene Ende der Thermometerröhre mit Papier und stecken selbe fest in die Röhre des Trichters. Sodann gießen Sie das noch warme Quecksilber durch einen Papiertrichter (eine tütenartig in den Glastrichter eingelegte Schreibpapierfüllung, welche unten eine nur ganz feine Oeffnung haben darf) in den Glastrichter und halten darauf die ganze Röhre und Kugel über eine Weingeistflamme, wodurch die Luft aus der Röhre ausgetrieben wird, das Quecksilber aber während des allmählichen Erkaltens in die Kugel tritt. Erhitzen Sie nun die Kugel zum zweitenmal und bringen dadurch das Quecksilber zum Kochen, so tritt die Luft beinahe vollständig aus der Kugel aus. Bei dieser Operation achten Sie jedoch genau darauf, die Kugel nur allmählich von der Flamme zu entfernen und daß sich Kugel und Röhre so langsam wie möglich abkühlen, da andernfalls das Quecksilber plötzlich herabstürzen und die Kugel zerschlagen könnte. Der Thermometer für den gewöhnlichen Gebrauch ist man genügend luftleer; wäre derselbe für peinliche, wissenschaftliche Messungen bestimmt, würden noch einige Entlüftungsoperationen vorzunehmen sein. Ist die Röhre nun vollständig erkaltet, gießen Sie den Trichter mit dem erübrigten Quecksilber aus, und entnehmen der Röhre je nachdem nötig, durch Wiedererwärmen, ein oder zwei, auch drei Tröpfchen. Haben Sie den Quecksilbergehalt auf diese Weise reguliert (wir dürfen nach Ihrem Briefe schließen, daß Sie über die Regulierung des Quecksilbergehaltes und über das Kapitel der Skalafeststellung orientiert sind), setzen Sie das obere Ende der Röhre der Flamme aus und ziehen dieses Ende in eine feine Spitze. Nun erwärmen Sie die Kugel nochmals, so daß sich in der nadelfeinen Spitze ein Tröpfchen Quecksilber zeige. Rasch bringen Sie nun die eben geformte Spitze nochmals in die Flamme, daß auch diese Oeffnung zuschmelze. Diese letzte Prozedur bedarf nur wenige Zeit und vollzieht sich am besten, wenn Sie ein sogen. Lötrohr zu Hilfe nehmen.

Der „Kolossalmensch" Raucke.

P. W. in **Berlin.** Die halbe Mark zu einer Photographie von Emil Raucke, der dir im Variététheater so „riesig imponiert" hat, kannst du dir sparen. Unser Bild ist vollkommen naturgetreu und führt den über 4 Zentner schweren Kolossalmenschen, wie auf seiner Visitenkarte buchstäblich zu lesen ist, ohne überflüssiges und störendes Beiwerk vor Augen. Seine Muskelstärke ist staunenerregend, zwei eiserne Kugeln im Gewicht von 2 Zentnern wirbelt er leicht und elegant über seinem Kopfe, ebenso leicht vermag er ein gleich schweres Eisen zu „stemmen". Nur durch seine einfache und naturgemäße Lebensweise vermag er die drohende Gefahr der Verfettung von sich abzuhalten. Ob es überhaupt zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, solch einen Körper mit sich herumzutragen, möchten wir bezweifeln; unsere jungen Kameraden wohl auch!

F. M. in **Straßburg.** Nachträge zu Zschiesches Briefmarkenalbum werden, wie uns der Verleger mitteilt, demnächst erscheinen.

Die amerikanischen Dienstmarken (State, Executive u. s. w.) wurden vom Generalpostmeister an die verschiedenen Verwaltungen für Ackerbau, Marine, Ministerium des Innern, des Aeußern 2c. abgegeben zur Frankierung der nicht portofreien Dienstsachen. Man hatte, der leichteren Vernehmung halber, diesen Modus eingeführt, scheint sich aber getäuscht zu haben, da diese Marken, die am 1. Juli 1873 verausgabt wurden, seit 1. Juli 1879 nicht mehr in Kurs sind, auch durch keine anderen ersetzt wurden.

Württemberg speciell besitzt auch dergleichen Dienstmarken, die jedoch für alle Verwaltungszweige die nämlichen sind.

Alfr. Carl in **H.** Möge Dich Deine Hoffnung nicht täuschen, Dein Scherz hätte die Belohnung schon verdient. Wenn die Verse auch nicht klassisch zu nennen sind, sollen sie doch hier Platz finden:

Es war zwar furchtbar schwer
(nämlich das Preisrätsel),
Doch da ich's habe, Gott sei Dank.
Hoff ich auch auf die Hobelbank.

Briefe unserer jungen Kameraden.

An H. R. in **Hannover.** Glücklicherweise bin ich imstande, Ihnen ein kleines Experiment aufzuführen, welches sich mit einer einigermaßen starkwirkenden Elektrisiermaschine leicht ausführen läßt.

Wenn man an der Maschine eine Nadel oder einen spitz gefeilten Draht befestigt und die Hand vor die Spitze hält, so strömt eine eigentümliche kühle Luft (Ozon) aus der Spitze, welche sehr angenehm duftet. Bringt man eine Lichtflamme in die Nähe der Spitze, so wird die Flamme zur Seite geblasen.

Außer diesem kann ich Ihnen noch ein kleines Experiment anführen, welches allerdings ohne Elektrisiermaschine ausgeführt wird.

Hält man nämlich ein Blatt weißes Papier an den Ofen (Kachelofen) und fährt mit dem Rücken eines Gummikammes einigemal darüber, so wird das Blatt elektrisch und gibt beim Abnehmen oft mehrere centimeterlange Funken.

Rudolf Spies.

F. B. in **Berlin.** Ein junger Kamerad aus Bonn sendet Dir durch uns folgende Anweisung:

Man nimmt eine der Größe des Vogels entsprechende Kiste, stellt dieselbe so auf, daß die Oeffnung sich vorn befindet, und bringt dann in der Hinterwand einige Sitzstäbchen an, während man in die Seitenwände Thüren setzt, an denen sich kleine Brettchen für die Futternäpfe befinden. Die Oeffnung verschließt man dann durch ein Drahtgitter. Um den Bauer bequem reinigen zu können, ist es sehr vorteilhaft, einen doppelten Boden in demselben anzubringen.

v. A. in **Verden.** Die Frage, „ob es wirklich demnächst Krieg gibt", verehrter junger Politikus, dürfte zur Zeit selbst von den größten Staatsmännern nicht beantwortet werden können. Hoffen wir, und es sind doch begründete Aussichten dazu vorhanden, daß uns der Friede und seine Segnungen erhalten bleibe. — Plattdeutsch oder Niederdeutsch wird, wie schon der Name sagt, vom Volke Nord- oder Niederdeutschlands gesprochen. Du siehst daraus, daß Deine Frage nicht ganz korrekt formuliert ist. Ohne Zweifel willst Du wissen, ob es in anderen Ländern auch verschiedene Mundarten gibt. Diese Frage ist mit ja zu beantworten; in Frankreich z. B. hat fast jede Provinz ihren eigenen Dialekt (Patois genannt). Aewer di dat hier klein tau kaugen, haem wi dei Tid nich. — Wat haest denn an dien lütt Hand? Haest di in Finger schnaedn? Schriew uns dat doch, vielliicht tünn wi di wat dorför seggen.

☞ **Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressiren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.**

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

☞ **Neu eintretende Abonnenten können das erste Quartal des „G. K.", welches den Anfang der Mayschen Erzählung „Sohn des Bärenjägers" enthält, jederzeit nachbeziehen.**

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 15. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Laß Deine Augen nicht träge sein,
Willst Du im Leben was taugen!
Durch nichts geht so viel Weisheit ein
Als durch zwei offene Augen.

J. Trojan.

Die Quellen des Bullerbaches.

Eine heitere Jugenderinnerung.

(Schluß.)

Während wir uns die weggeworfenen Botanisierbüchsen wieder umhingen, bemerkte Eberhard: „Dieses Abenteuer verdient, daß wir ihm eine Strophe widmen.“ Und sogleich hatte er folgende Verslein bereit:

„Im Heideland am Bullerbach,
Da stellt' ein grimmes Tier uns nach:
‚Ein Wolf! Ein Wolf!‘ schrie Freundesmund,
Doch war's ein simpler Schäferhund,
Der, als er Turnerkünste sah,
Nicht wußte mehr, wie ihm geschah;
Noch banger ward er als der Mann,
Der ihn für einen Wolf sah an!“

Zu dieser Strophe meines Freundes eine zweite zu fügen, empfand ich keine Lust. Doch konnte ich nicht umhin, süßsauer zu lächeln und die Bemerkung zu machen: „Oho, es ist schon eher vorgekommen, selbst bei tüchtigen Jägern, daß ein Schäferhund für einen Wolf angesehen ward, und umgekehrt. Ich erinnere mich, daß selbst der berühmte Karl Ruß eine derartige Geschichte unter dem

Im nächsten Augenblick sahen wir uns beide mitten auf einigen Streifen Leinwand liegen.

Titel ‚der letzte Räuber' in Westermanns Monatsheften erzählt."

„Am Bullerbach, am Bullerbach,
Da blüht doch vieles Ungemach —"

deklamierte der Freund ganz leise vor sich hin.

Jenseits des Waldes betraten wir eine prächtige Wiese. In dem frischesten, gesundheitsatmenden Grase leuchteten die roten Hyacinthensträuße der Orchideen, die weißen Sternlein der Bellis, die blauen Pyramiden der Ajuga, die blaßlilaen Dolden des Wiesenschaumkrautes, und über dem vielfarbigen Blumenteppich wiegten sich wohlig im goldenen Licht der Maiensonne die reizendsten Schmetterlinge: das Pfauenauge mit den vier bläulich schillernden Augenflecken auf den dunkelweinroten Schwingen, die Aurora mit den morgenroten Kanten der Oberflügel, das Dambrett mit den bleichgelben schwarzgewürfelten Schwingen. Das Ufer des Bullerbaches war hier auf der Wiese mit grüner Minze umsäumt, die unter unseren Tritten ihren kräftigen Wohlgeruch verbreitete. Blau war der Himmel und blau schimmerte im Widerschein der Spiegel des Baches. „Welch prächtiges Wiesenbild!" rief Eberhard aus. „Die berühmten Prairien und Savannen Amerikas müssen vor diesem deutschen Wiesenbilde erbleichen! Dort wallen, von der Sonnenglut versengt, spröde Riesengräser eintönig über die Fläche, mit starren Stachelgewächsen und vereinzelten grellfarbigen Blumen vermischt; vom Winde bewegt, steigt dieses unendliche Meer von Gras in Wogen auf und nieder. Vereinzelte Baumgruppen erscheinen dem auf dem einförmigen Grasocean irrenden Auge wie Masten segelnder Schiffe. Herden von Bisons streichen durch die weite Einöde, sich am Büffelgrase, der Sesleria dactyloides, labend. Um wie viel anheimelnder stellt sich uns das Bild der deutschen Wiese dar! Hier . . ."

In diesem Augenblicke stieß sowohl der Erzähler als sein Zuhörer einen Schrei der Ueberraschung aus, denn wir steckten beide bis zu den Knien in einem naßkalten Sumpfe. Während unsere Blicke bewundernd über die schöne deutsche Wiese dahin geschweift waren, hatten sie nicht gesehen, daß unsere Füße sich einer Bodensenkung näherten, wo von den winterlichen Ueberschwemmungen ein kleiner Sumpf zurückgeblieben war. Und plötzlich saßen wir — plumps! — mit beiden Beinen darin. Unsere Begeisterung für das herrliche deutsche Wiesenbild war merklich abgekühlt, denn das Wasser drang uns oben in die Schäfte der Stiefel hinein und näßte unsere Strümpfe und Füße; dabei gab der weiche Boden immer mehr nach, so daß wir vielleicht bis an die Hüften oder gar bis an die Nasenspitze versunken wären, wenn wir uns nicht in rascher Geistesgegenwart mit dem Oberkörper aufs trockene Land geworfen hätten, worauf wir, wie Akrobaten der Jahrmarktsbude, auf den Händen liefen und die Beine, eines nach dem andern, bedächtig nachzogen. Eine schöne Situation für Entdeckungsreisende! Fürwahr höchst malerisch! Aber ich hätte sie doch nicht gern in einem Holzschnitt verewigt gesehen. Die Nixe des Sumpfes — wenn anders Nixen in Sümpfen wohnen — schien indes zu grollen, daß ihre Opfer ihr entronnen seien, und sie behielt als Tribut meinen rechten Stiefel zurück. Mit einem blauen durchwässerten Strumpfe und einem linken Stiefel krabbelte ich mich aufs feste Land und blickte trüb in den aufgewühlten gurgelnden Schlamm.

„Bevor sich der Abgrund über dem unglücklichen Opfer schließt," sprach Eberhard, „müssen wir die rettende Hand ausstrecken." Sprach's und krempte den Aermel seiner Juppe und seines Hemdes auf, um mit dem nackten Arme in den Abgrund zu fahren. Nach einigen Sekunden des Tastens und Untersuchens brachte er den Stiefel ans Tageslicht — aber fragt mich nur nicht, wie! Sowohl mein Stiefel als der Arm des Freundes erinnerten an die Fabel des Altertums, nach welcher die ersten Menschen aus den Erdschollen hervorgekrochen sind. Wir mußten beide herzlich lachen, dann dankte ich dem Freunde für seine edelmütige Aufopferung, und darauf vollzogen wir mit einigen Büscheln zusammengerafften Grases, so gut es gehen wollte, eine Reinigung von Stiefeln und Arm. Unsere nassen Strümpfe wringten wir aus, und während wir die feuchten Futterale wieder anzogen, — unsere Mütter würden sich darob entsetzt haben — seufzte Eberhard in komischer Weise:

„O Bullerbach, o Bullerbach,
Was bringst du uns für Ungemach!
Wir forschen kühn nach deinem Quell,
Und du lockst uns in Sümpfe schnell!
Man halte stets die Augen wach,
Das lehrst du uns, o Bullerbach!"

Ich lachte gar herzlich auf und fuhr nach kurzem Bedenken zu reimen fort:

„O Bullerbach, o Bullerbach,
Wir steigen dir dennoch aufs Dach!
Und schreckst du uns mit Sümpfen auch,
Beim Nile ist's der gleiche Brauch:
Ein Forscher geht trotz Ach und Krach,
Das sag' ich dir, o Bullerbach!"

Nun lachte Eberhard — und dann kommandierte er zum Weitermarsch. Aber seinen Vergleich zwischen der Prairie und deutschen Wiese führte er nicht zu Ende. Einerseits war ihm die Lust dazu vollkommen abgekühlt, andererseits wartete unser bereits ein neues Abenteuer, das uns zwang, die deutsche Wiese im Laufschritt zu verlassen.

In unserem Rücken hörten wir nämlich ein lautes Geschrei oder vielmehr Gebrüll. Als wir uns erstaunt umsahen, gewahrten wir einen Angehörigen des am Ufer des Bullerbaches ansässigen Volksstammes, einen Teutonen mit einer der Urzeit entlehnten Waffe, oder, deutlicher gesprochen, einen Bauern, welcher einen derben Knüttel in seiner Rechten schwang. Da dieser Bauer im Trabe hinter uns drein lief, da er ferner mit zornrotem Gesichte in seinen niederdeutschen Heimatklängen etwas von „Gras kaputmachen" und „auf den Kopf hauen" schrie, so nahmen wir, wie mir scheint mit gutem Grunde, an, daß wir die teutonische Wut (furor teutonicus) des biederen Landmannes durch das Betreten der grasreichen Wiese gereizt hätten, und daß wir zur Strafe dafür den Knüttel auf unserem Haupte fühlen sollten. Obgleich wir nun in unserer lateinischen Schulgrammatik bei den Regeln vom Accusativ wohl mehr als hundertmal den Satz gelesen hatten: Nemo sortem suam effugere potest (niemand kann seinem Schicksal entfliehen), so wagten wir dennoch, auf die Schnelligkeit unserer Füße vertrauend, eine Ausnahme von dieser Wahrheit zu statuieren. Mit anderen Worten: Wir nahmen Reißaus. Wir Knaben hatten die Füße der flüchtigen Antilope, die in Rudeln an den Ufern des Nils dahinsaust; der Bauer zeigte, in schweren Holzschuhen steckend, beinahe die Schwerfälligkeit des — doch es ist besser, daß ich den Vergleich nicht ausführe. So gewannen wir denn in wenigen Minuten einen Vorsprung vor unserem Verfolger. Dann ging's eine hohe westfälische Wallhecke hinauf, welche die Wiese von dem benachbarten Grundstücke schied. Der Verfolger schrie und wetterte, als er seine Opfer entrinnen sah. Auf dem Kamm der Hecke angelangt, ließen wir uns nicht sofort an der jenseitigen Böschung hinuntergleiten, sondern wir liefen, vom Strauchwerk verborgen, eine Strecke den Wall hinauf, um nun aus sicherem Verstecke unseren Verfolger zu beobachten. Er kam uns wirklich bis an die Hecke nach, versuchte in seinen ungefügen Holzschuhen die steile Böschung emporzuklettern, und — purzelte, kaum oben angelangt, in so komischer Weise hinab, daß wir uns eines lauten Gelächters nicht enthalten konnten. Dann sprangen wir von der Hecke hinunter, und wie oft wir uns auch im Fürdergehen umblickten, kein Verfolger kam uns nach. Der Fall mußte ihm nicht sonderlich bekommen sein. Eberhard bemerkte scherzend:

„Das war das zweite Abenteuer!
Am Bullerbach ist's nicht geheuer:
Dort wohnt ein wilder Völkerstamm,
Dem schwillt vor Wut sogleich der Kamm,
Wenn du nur einen Grashalm knickst
Und einen Blick nach Blumen schickst."

Ich lachte und fand sogleich die Fortsetzung:

„Doch dieser Völkerstamm voll Wut
Er läuft, Gott Dank, fürwahr nicht gut:
In plumpen Holzschuh'n steckt sein Fuß,
Daß der Verfolger straucheln muß,
Und Klettern ist erst recht nicht Sache
Des Völkerstamms am Bullerbache."

Wir befanden uns nunmehr auf einer Heide. Der Boden war höher, hügelig gewellt und fiel nach dem Bullerbache steil ab; am Bachufer lagen die hell- und dunkelockergelb gestreiften Sandschichten nackt zu Tage. Der Bach selbst ging in

einem großen, schön geschwungenen Bogen durch die Heide. Der lasurblau blinkende Wasserspiegel, das ockergelbe Sandufer, die braune Heide bildeten ein harmonisches Farbenbild. Rauh und kraus strickte sich das annoch blütenlose Heidekraut über die Fläche, daß diese einem groben Bußgewande glich. Ein schmaler Pfad zog sich längs dem Bachufer durch die Heide; weiße und rote Steinchen flimmerten auf dem Pfade, und zuweilen kroch auch eine grüne Ranke des Bärlapp darüber hin.

„Wenn das übrigens so fortgeht," bemerkte ich, „werden wir schwerlich die Quellen des Bullerbaches erreichen."

„Oho!" entgegnete der Freund. „Ein rechter, echter Forscher darf sich durch Hindernisse und Schwierigkeiten nicht abschrecken lassen. Nimm dir ein Beispiel an den großen Nilreisenden und schäme dich deines Kleinmuts!"

Das Selbstbewußtsein des Freundes frischte mich auf, und wir wanderten wohlgemut aus dem Kieferngebüsch heraus und über die Heide weiter. In der Ferne gewahrten wir denn auch die Schafherde, welche vom bellenden Fix umkreist wurde, während der Schäfer regungslos auf einem Hügel saß.

Allmählich leitete uns die Heide in bebautes Feld hinüber. Wir gingen auf schmalem Pfade durch magere Roggenfelder und Kartoffeläcker und begegneten einer Schar kleiner flachshaariger und blauäugiger Teutonen, die aus der Dorfschule kamen, wie uns ihre Schiefertafeln und Fibeln verrieten; sie gaben uns alle ein Händlein und das war recht lieb und artig von ihnen. Schade, daß aus den kleinen, niedlichen Teutönchen mit der Zeit so große, wüste Teutonen werden, wie uns vorhin einer in der Wiese bedroht hatte! Noch eine kleine Strecke weiter, und vor uns schimmerte aus einer Gruppe von Buchen und Eichen das moosübergrünte Strohdach eines ländlichen Gehöftes. Aus dem Schornstein wirbelte der blaue Rauch in die Luft, denn es war die Stunde des Nachmittagskaffees, und unten, auf dem gemauerten Herde, flammte ohne Zweifel das Reisigfeuer unter dem schwarzen siedenden Kessel. Bald standen wir vor dem altersgrauen Schlagbaum oder „Heck", welches in Verbindung mit einer mächtigen Wallhecke das Gehöfte vom freien Felde schied. Mit kräftigem Arme hob Eberhard das schwere Heck in seiner Angel empor, öffnete es, und wir betraten den Hof, da unser Fußpfad über denselben führte. Ein greulicher Cerberus II. empfing uns mit heiserem Gebell und wütete an seiner Kette, daß die bis dahin friedlich scharrenden Hühner kreischend nach allen Windrichtungen auseinanderstoben. Plötzlich stürzte hinter einem windschiefen grauen Bretterschuppen ein gehörntes schmutziggraues Ungetüm hervor, welches bei unserem Anblick sofort das Haupt senkte und uns mit seinen schwungvoll gekrümmten Hörnern anzurennen versuchte. Es war ein mächtiger Schafbock, der ohne Zweifel bisher hinter dem Schuppen geweidet hatte, denn die Erde war ringsum mit kurzem Grase bewachsen. Um eines Haares Breite wär' uns der Bock mit seinen gewaltigen Hörnern in die Seite gefahren, wenn wir uns nicht durch einen geschickten Seitensprung ihm entzogen hätten.

„Der Klügste gibt nach. Laß uns laufen!" rief mir Eberhard zu; „denn es ist unter der Würde von gelehrten Forschungsreisenden, sich mit Schafböcken herumzuschlagen!" Wir rannten also pfeilschnell über den Hof, gleich den schnellfüßigen Helden Homers, die es auch nicht verschmähten, in besonders kritischen Momenten davonzulaufen. Während des Laufes blickten wir uns um, ob uns der Bock auch verfolge. Ja, er verfolgte uns, wobei er mit seinem gehörnten Schafskopfe wunderliche Kapriolen anstellte. Plötzlich schlug eine drohende menschliche Stimme an unser Ohr, zugleich stolperte sowohl Eberhard als ich über ein Hindernis, das sich am Boden befinden mußte. Im nächsten Augenblick sahen wir uns beide mitten auf einigen breiten Streifen weißer Leinwand liegen, die am Boden zum Bleichen ausgespannt waren, und eine zornige Stimme wetterte: „Guckt doch vor euch, Schlingel, wenn ihr vor einem unschuldigen Tiere laufen geht, und verderbt mir nicht das weiße Linnen mit euern schmutzigen Stiefeln! Pfui und abermals pfui, wie sieht das Zeug vertrampelt aus! Alles voll Dreck und Nagelspuren, und das habt ihr nichtsnutzigen Jungen gethan!" Der so schimpfte, war ein alter, grauhaariger Bauer mit zornrotem Gesichte, der zur Bekräftigung seiner Worte mit einem dicken Peitschenstiel in der Luft herumfuchtelte. Der Schafbock mußte diesem Instrument wohl keine besondere Zuneigung entgegentragen, denn er hatte sich aus dem Staube gemacht und war nirgends zu erblicken; wahrscheinlich hatte er sich wieder hinter den Schuppen zurückgezogen — die feige Seele! Wir krabbelten uns von der Leinwand auf und gewahrten mit Beschämung, daß wir dieselbe wirklich arg mit unseren Stiefeln zugerichtet hatten. Querüber zeichneten sich unsere Fußspuren auf der schneeweißen Fläche ab. Wir stammelten einige Worte der Entschuldigung, die aber die teutonische Wut des Bauern nicht zu beschwichtigen vermochten. „Wer mir das Linnen schmutzig gemacht hat," schrie er, „kann dasselbe auch wieder rein waschen! Sofort angepackt und damit zum Bach!" Und indem der zornige Teutone uns mit seinem Peitschenstiel bedrohte, zwang er uns — uns, die beiden berühmten Entdeckungsreisenden! — die Leinwandstreifen von den Pflöcken zu lösen und selbe auf unseren Schultern zum nahen Bullerbache zu tragen. Es war eine Schmach! Und noch nicht zufrieden damit, nötigte uns der grimme Teutone, die Leinwandstreifen durch das fließende Wasser zu ziehen und rein zu spülen. Dann erst beschwichtigte sich sein Zorn, und er knurrte, indem er sich selber die triefenden Leinwandstreifen um die Schultern schlug: „Jetzt könnt ihr gehen, aber hütet euch, ihr Schmierfinken, daß ihr mir jemals wieder auf den Hof kommt!" Beschämt, gedemütigt, mutlos zogen wir ab und wagten erst nach fünf Minuten uns gegenseitig ins Antlitz zu blicken.

„Weißt du keinen Vers darauf?" fragte ich Eberhard.

„Still, Junge!" antwortete er; „in diesem Abenteuer steckt auch nicht das geringste Fünkchen Poesie. Vor einem Schafskopf laufen zu gehen und von einem Bauern zum Frondienst genötigt zu werden — es ist ein ruhmloses Abenteuer!" Dann lachte er gezwungen auf und sagte: „Mir ist alle Lust vergangen, bis an die Quellen des Bullerbaches vorzudringen. Wer weiß, was für wilde Völkerstämme dort oben hausen! Vielleicht gar Kannibalen, die uns am Feuer rösten und mit Haut und Haar verzehren würden. Ich schlage vor, daß wir diese ungastlichen Gestade verlassen und in einem großen Bogen nach Hause zurückkehren."

Ich billigte nach den bitteren Erfahrungen, die wir gemacht, den Vorschlag meines Freundes nur zu gern. Wir wandten uns zur Rückkehr, und so kam es, daß die Quellen des Bullerbaches für uns ewig von einem tiefen Geheimnis umschleiert blieben. Für die berühmten Reisenden aber, welche auszogen, die Quellen des Nils zu erforschen, fühlten wir fortan doppelte Hochachtung und Verehrung. Wußten wir doch aus eigener Erfahrung, was es heißt, auf Entdeckungsreisen auszugehen!

Einiges über die Siegelkunde.

Eines der lohnendsten Sammelgebiete, namentlich für den Heraldiker, ja von der Wappenkunde fast nicht zu trennen, ist gewiß die Sphragistik, besonders dann, wenn man die Wappensiegel, die ja doch die überwiegende Mehrzahl bilden, im Auge behält und den Schwerpunkt des Sammelns auf die „Reliefdarstellungen von Wappenbildern" legt. Das Sammeln von Wappenbildern werden wir nächstens in einem besonderen Aufsatze behandeln, für heute beschäftigen uns nur die Siegel, diese „Miniaturwappenreliefs", welche einer besonderen Aufmerksamkeit und eingehenden Betrachtung gewiß würdig sind.

Siegel sollten in Originalabdrücken, oder Gipsabgüssen gesammelt werden, eventuell wenn nicht anders zugänglich in Zeichnung, wobei selbstverständlich darauf geachtet werden muß, stets die Zeichnung in Naturgröße zu halten; daß strenge Wiedergabe aller Details und Stilcharakteristiken ausnahmslose Regel sein muß, bedarf auch hier keiner ferneren Begründung.

Aber auch als selbständiges Sammelgebiet, nach verschiedenen Endzielen strebend,

gibt sich die Siegelkunde. Als solche Endziele mag Geschichte, Genealogie und Kunstgeschichte genannt sein, und immer mag man der Sphragistik, von welcher Seite man wolle, sich nahen, immer wird sie ihrem Freunde die Pflege und Sorgfalt zu lohnen wissen.

Fig. 1. Schildsiegel. XIII. Jahrh.

Betrachten wir eine Siegelsammlung, so fallen uns vor allem verschiedene Haupttypen auf, welche ihrerseits wieder Unterabteilungen besitzen, die alle von Anbeginn bis heute in Uebung blieben, von Stil, Form und Größe nicht beeinflußt, und darum sei dieser vor allem gedacht.

Man findet vorerst „Wappensiegel" im allgemeinen, welche sich wieder in „Schild-, Helm- und Wappensiegel" im eigentlichen Sinne sondern. Erstere haben als Hauptdarstellung nur den Wappenschild allein, die Helmsiegel bringen nur den Helm mit dem

Fig. 2. Schildsiegel. XIII. Jahrh.

Helmkleinode oder Zimier, ohne Wappenschild, letztere jedoch, und diese bilden die Mehrzahl, zeigen Schild und Helm vereinigt.

Die zweite Hauptgruppe bilden dann die Reitersiegel, diesen folgen die Porträtsiegel, an welche sich die ferneren Gruppen der Symbol- und Monogrammsiegel anreihen.

Betrachten wir die Formen, so sind die runden Siegel die vorherrschenden; doch finden sich, besonders in älteren Zeiten, dreieckige (in der Form des Dreieckschildes) häufig und zwar dann meist als Schildsiegel verwendet. Auch kommen ovale, rechteckige mit abgerundeten Ecken, rautenförmige aus zwei sich durchschneidenden Kreissegmenten gebildet, auch sechs- und mehreckige Formen vor; doch auch diese Formen gestatten keinerlei Schluß auf Zeit oder Stil, denn es kommen alle Formen zu allen Zeiten vor, und nur schildförmige Siegel scheinen eine Ausnahme zu bilden, indem diese in der frühgotischen Periode häufiger, in den späteren seltener vorkommen.

Haben wir uns nun dieses Schema zurecht gelegt, mit welchem ich meinen freundlichen Leser nicht verschonen durfte, so erschließt sich uns ein reiches Feld zu genußfrohen Beobachtungen.

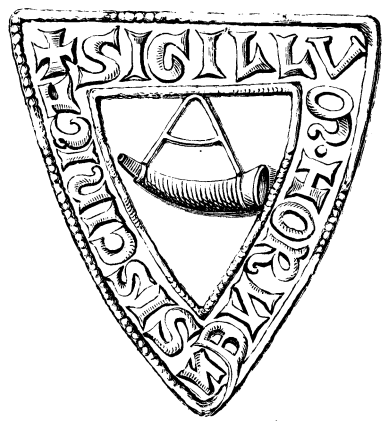


Fig. 3. Schildförmiges Schildsiegel. XIII. Jahrh.

Wie überraschen uns, die wir an unsere schalen, nichtssagenden, modernen, flachgravierten Siegel gewohnt sind, die schönen, fast bis zum Hochrelief herausgearbeiteten des Mittelalters! Freilich siegelte man damals noch in Wachs; unser heute gebräuchliches Siegellack ist zu spröde, um tiefgeschnittene Siegel anwenden zu können, von Oblaten ganz abgesehen. Aber dennoch, welche Kunstwerke bieten sich uns dar.

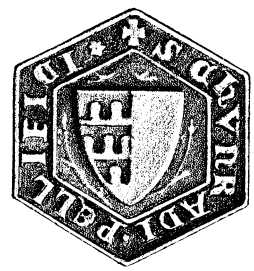


Fig. 4. Schildsiegel. XIII. Jahrh.

Die ältesten Siegel sind freilich einfach, wie die Wappen der frühgotischen Periode; doch finden sich schon alle Kategorien vor, deren wir oben gedachten. Der Adel hatte seine Schild-, Helm- und Wappensiegel, der hohe Adel Reiter- und Porträtsiegel, der Klerus Wappen-, Porträt- und Symbolsiegel, Städte und Korporationen desgleichen. Außer der Stilisierung der Wappen, auf welche bei passender Gelegenheit zurückgegriffen werden soll, sind aber zwei Hauptkennzeichen ins Auge zu fassen, um das Alter eines Siegels zu erkennen, und diese sind die Schriftzeichen der Legende (Umschrift), sowie die Ränder der Abteilungen des Siegelfeldes. In den ältesten Siegeln kommen Beispiele ohne Legende höchst selten vor, und ist die Regel, daß die Inschrift (Legende) des Siegels den Namen und Titel des Siegelherrn nennt. Diese Legende läuft nun um das Siegel

Fig. 7. Schildsiegel. XIV. Jahrh.

am Rande herum, gleichgültig welche Form dasselbe zeigt, und ist diese Legende bei allen Siegeln vom eigentlichen Siegelfelde durch einen Perlenstab getrennt, dem ein zweiter, parallel als Abschlußrahmen am äußersten Rande folgt, zwischen welch beiden die Inschrift angebracht ist. Dieser Perlenstab nun, mitunter auch nur ein einfacher glatter Stab, ist Kennzeichen der alten Siegel bis zum Schlusse des 15. Jahrhunderts. Mit dem 16. Jahrhundert weicht derselbe dem Lorbeer- oder Eichenzweig oder Kranz, oder aber auch erscheint die Legende ohne Abgrenzung vom Siegelfelde, sowie sie auch durch die immer kleiner werdenden Siegel mehr und mehr zurückgedrängt wird, um endlich fast überall von den Siegeln zu verschwinden. Ein noch deutlicheres Bestimmungszeichen für das Alter der Siegel ist die Schrift selbst. In dem alt- (oder früh-) gotischen, wie im Uebergangsstil zur Spätgotik, ist die Legende durchaus in gotischen Majuskeln verfaßt (13.—14. Jahrhundert), und erscheinen diese Schriften oft, besonders bei Fürsten- und Städtesiegeln, stilvoll verziert. Im 15.—16. Jahrhundert, der Zeit des spätgotischen und Uebergangsstiles zur Renaissance, finden sich die Legenden in gotischer Minuskel verfaßt, selten mit Versalbuchstaben die Sätze oder Worte beginnend; kommen solche aber dennoch vor, dann entsprechen deren Formen den alten Majuskelcharakteren. Mit Beginn der Renaissance finden wir leider wie auf allen anderen Schriftgebieten unsere ehrwürdige deutsche Schrift von der sogen. Antiqua (lateinische Druckschrift) verdrängt, und erst die allerneueste Zeit setzt die alte deutsche (fälschlich gotisch

Fig. 5. Helmsiegel. XIII. Jahrh.

Fig. 6. Schildsiegel. (Wappen in Dreipaß.) XIV. Jahrh.

genannte) Schrift wieder in ihre Rechte ein, und erscheint sie somit auch wieder auf den modernen Siegeln.

(Schluß folgt.)

Der Saupark bei Friedrichsruh in Lauenburg.

An einem schönen klaren Nachmittag des Januar fuhren wir in einem leichten Break, in Gesellschaft von sechs Personen in die schneebedeckte Landschaft hinaus, schlugen den Weg nach Schwarzenbeck ein, welcher mitten durch den Sachsenwald führt, um dem Saupark, Eigentum des Fürsten Bismarck, einen Besuch abzustatten. Einen wunderbar schönen Anblick boten die zu beiden Seiten des Weges stehenden Fichten, Kiefern, Eichen und Buchen, deren mit Schnee bedeckte Zweige sich unter ihrer Last bogen, während die geschmeidigen Birken ihr hangendes Gezweig schneefrei herniedersenkten. Ueberall, so weit das Auge schweifte, blitzte der Schnee auf den Bäumen und bedeckte die Landschaft mit seinem funkelnden Bahrtuch. Namentlich kontrastierte das Grün der Fichten mit den blitzenden Eiskrystallen. Ueber uns wölbte sich das tiefe Blau des Himmels, und im Westen schwammen rosenrote Wolken, von dem Glanz der sinkenden Sonne verklärt. Ringsum herrschte tiefste Stille; kein Vogel kam uns zu Gesicht, kein Wild ließ sich sehen, und nicht ein einziger Mensch begegnete uns auf dem ganzen Wege, bis wir nach einer Fahrt von anderthalb Stunden vor dem niedrigen Häuschen des Wildwärters hielten. — Zu jeder anderen Jahreszeit sah ich den Wald viel belebter, hörte den kreischenden, gellenden Ton des Holzhähers oder die rauhe Stimme des Raben, sah, wie sich das Eichhörnchen von Baum zu Baum schwang und in dem dichten Blätterdach verlor.

Aber plötzlich verwandelte sich diese totenstille Scene, nachdem wir in den Saupark eingefahren. Ueberall, wohin das Auge sich wandte, sahen wir das Damwild in größeren oder kleineren Gruppen, entweder stillstehend, den Kopf emporgerichtet, oder langsam dahinziehend. Hier wurden wir durch den Anblick eines schneeweißen Damhirsches gefesselt, dort zogen die stattlichen Schaufeln eines anderen unsere Aufmerksamkeit auf sich, und der Wärter begleitete uns auf der Fahrt durch den Saupark, indem er uns auf dies und jenes aufmerksam machte.

Der Vollmond war indessen aufgestiegen und warf sein helles Licht durch die entlaubten Bäume, so daß wir dem reichbewegten Leben unsere volle Aufmerksamkeit schenken konnten; nur an denjenigen Stellen des Parkes, wo namentlich Fichten vertreten waren, wurde unser Gesichtskreis selbstverständlich eingeschränkt. — Den Bemerkungen unseres Begleiters entnehme ich die nachstehenden Daten: Der Saupark, an allen Seiten von starkem Lattenwerk eingezäunt, bedeckt eine Fläche von 1800 Morgen; er birgt 180 Stück Damwild, 18 Stück Rotwild, doch nur einige Rehe. An Wildschweinen sind augenblicklich 24 vorhanden, darunter 5 Keiler, 14 Bachen und 5 Frischlinge; 6 Wildschweine sind erst kürzlich erlegt worden.

Daß das Damwild zur Zeit so zahm, schrieb der Wärter den vielen Arbeitern zu, welche augenblicklich mit dem Fällen von Bäumen beschäftigt sind. Die Tiere finden dann Nahrung an den niedergeschlagenen Stämmen, laben sich an den Flechten und Moosen derselben, da ihnen der Wald anderweitig für den Augenblick wenig Nahrung bietet. Bei dem Niederschlagen der Bäume ist alle Vorsicht geboten, damit das Wild durch die stürzenden Stämme nicht gefährdet werde. Außerdem wird das Wild während des Winters noch mit Lupinen und Heu gefüttert. Es leidet am meisten Not, wenn kein Schnee vorhanden, da sich im Park kein Wasser befindet, das sich jedoch während der anderen Jahreszeiten in Lachen ansammelt, welche durch den Regen gebildet werden. Während wir so nach allen Richtungen durch den Park fuhren, machte uns der Führer noch auf Verschiedenes aufmerksam; er zeigte uns unter anderem einen stattlichen Eichbaum, in welchem ein Vogelbeerstrauch Wurzeln geschlagen, war auch unerschöpflich in Erzählung von Jagdgeschichten, von denen ich eine noch mitzuteilen gedenke, es jedem Leser überlassend, ob er dieselbe als faktisch oder erdichtet ansehen will.

Unterdessen waren wir, nach manchem Hin- und Herfahren, an der umzäunten Stelle angelangt, wo das Schwarzwild gefüttert wird; hier erhob sich ein hölzerner Stand, eine sogen. Kanzel, zu welcher eine Treppe hinaufführte, um von dieser aus ohne jegliche Gefahr die Fütterung anschauen zu können. Wir blieben jedoch auf unserem Wagen sitzen, und der Wärter begab sich in den eingehegten Raum, einen kleinen Sack mit Erbsen in der Linken tragend, die er nun auf die schneebedeckte Fläche streute. Seinem Lockrufe folgten fast sämtliche Wildschweine; sie trollten von allen Seiten herbei, ihn dicht umdrängend, als ob sie geneigt wären, ihm das Futter aus der Hand zu nehmen. Die Eber ragten durch ihre kräftige, gedrungene Gestalt namentlich hervor, und liefen sämtliche Tiere mit auffallender Geschwindigkeit hin und her, fortwährend auf dem Boden nach der verstreuten Nahrung suchend. Der Wärter erklärte, wir könnten ruhig zu den Wildschweinen in die Einfriedigung hineingehen, sie würden sämtlich fortlaufen, sowie wir erschienen; wir aber zogen es vor, auf unseren sicheren Plätzen auf dem Wagen auszuharren. Die Wildschweine laufen immer, wenn sie zur Fütterung kommen, gegen den Wind, weil sie dann den Schall vernehmen, der sie darauf aufmerksam macht, ob ihnen eine Gefahr droht.

Nachdem wir uns an dem bewegten Treiben hinreichend satt gesehen, begaben wir uns auf den Rückweg, und der Führer erzählte uns, daß er einst einen Eber gezähmt; doch als er eines Abends zur Fütterung mit den Erbsen kommt, dauert es dem Borstigen zu lange, bis er den Sack geöffnet, und der Eber faßt ihn beim Bein, erhält jedoch zur Strafe drei tüchtige Hiebe auf den Kopf, welche Prozedur am nächsten Tage nochmals vorgenommen wird. Trotzdem bleibt das Tier zahm und sollte auf den Jagden geschont werden. Um es kenntlich zu machen, wurde es jedesmal mit einem Halsbande versehen, sowie eine Jagd stattfinden sollte; aber der Wärter befestigte einst das Zeichen zu eilig, so daß der Träger es verliert und unter dem tödlichen Blei zusammenbricht. Unter den Wildschweinen wurden wir auf einen hinkenden Eber aufmerksam gemacht, der im vorigen Jahre angeschossen worden, aber trotz seines Hinkens sich nicht minder schnell als seine gesunden Brüder fortbewegte.

Kürzlich wurde auch auf einer Jagd ein Eber angeschossen, und der Wärter geht abends in den Park, um das verwundete Tier aufzusuchen, kann es jedoch nicht finden, und begibt sich darauf nach dem Fütterungsplatz; hier stürzt nun plötzlich der Eber hervor, fährt ihm zwischen die Beine, so daß er rückwärts auf dem Tiere sitzt und dessen Schwanz als Zaum gebrauchen könnte; der Reiter wider Willen wird ungefähr zehn Schritte fortgetragen und dann gegen einen Baum geschleudert; der Eber rennt fort, wirft noch zwei Holzarbeiter zu Boden, wird aber am folgenden Tage erlegt. Eine ganz ähnliche Geschichte, daß nämlich ein Schütze von einem Wildschwein fortgetragen worden, erzählt auch der als leidenschaftlicher Jäger bekannte namhafte dänische Novellist Sten Stensen Blicher.

Wir begaben uns nun auf den Rückweg, langsam durch den Wald fahrend, und wir sahen an verschiedenen Stellen, wie das Damwild in einer Entfernung von etwa 40—50 Fuß neugierig nach uns auslugte, aber sich nur ausnahmsweise langsam auf die Flucht begab. Ich bin oft während des Sommers im Saupark gewesen, habe aber nie zuvor eine so große Anzahl von Wild auf einem Flecke beisammen gesehen; beiläufig sei noch bemerkt, daß sich unter den Hirschen vier befinden, deren Fell fast vollkommen weiß.

In dem Parke begegneten uns schließlich noch dreißig bis vierzig Waldarbeiter, die nun nach beendetem Tagewerke, ebenso still und lautlos wie die uns umgebende Natur, heim in ihre Dörfer zogen. Bei der Ausfahrt zum Parke stiegen wir aus und folgten dem Wildwärter in seine Wohnung; wir traten in ein kleines, freundliches Zimmer, an dessen Wänden eine Anzahl von Geweihen befestigt war, welche einst das Reh, der Hirsch und das Damwild getragen. Fast bei jedem Geweih war Datum und Jahreszahl angegeben, wann das Tier gefallen. Hier sahen wir auch die Hauer von Ebern, von denen die größeren aus dem Unterkiefer, die kleineren aus dem Oberkiefer hervorwachsen; die Eber wetzen die Zähne aneinander scharf.

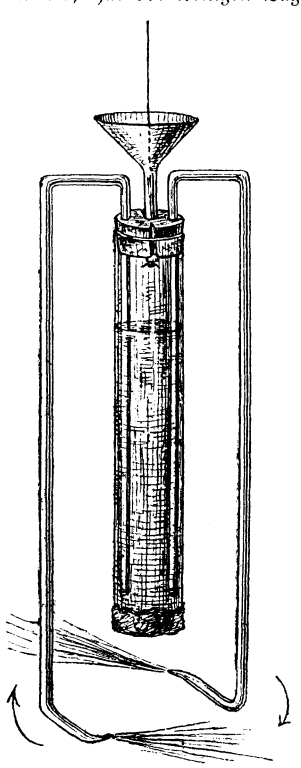
Scheidend von dem kleinen, freundlichen Häuschen des Wildwärters, warf ich noch einen Blick in dessen Garten, wo ich vor ungefähr 18 Jahren mit gleichgesinnten

Genossen in einer Hagedornlaube gezecht. Die Laube war verschwunden, und auch die Genossen jener Zeit ruhen bereits unterm Rasen. Der Vorgänger des jetzigen Wildwärters hatte die Erlaubnis, Wirtschaft zu führen; er war ein alter, freundlicher, wettergebräunter Mann, konnte uns aber als Wirt nur eine Flasche Rotwein und Rühreier anbieten. In der heitersten Stimmung entleerten wir die Flasche in einen Eimer frischen Wassers, und mit diesem Getränke stillten wir unseren Durst. Damals ahnte mir nicht, daß ich dereinst unter ganz anderen Umständen diesen Platz wieder sehen würde.

Als ich aus dem Hause trat, stand des Mondes volle Scheibe klar und hell am Himmel; aber nur wenige Sterne strahlten auf den leuchtenden Schnee nieder. Wieder ging es durch die breiten Waldwege; aber nur langsam fuhr der Wagen durch den aufgehäuften Schnee. Tiefe Stille lag auf der ganzen Natur; die Eichen und Buchen, vom Mondlicht beglänzt, warfen weithin ihren Schatten, und bei dem zauberhaften Anblick der Fichten, prangend im grünen Gewande, verbrämt mit blitzenden Schneckengestalten, dachte ich der seligen Weihnachtszeit längst entschwundener Jahre, die nach durchlebter Jugend dem Sterblichen nie und nimmermehr wiederkehrt.

Rotierender Saugheber.

Otto H., eifriger Realgymnasiast, Naturforscher in spe, unermüdlicher Naturaliensammler, hat vor wenigen Tagen auf einige Andeutungen hin den beistehend abgebildeten Apparat angefertigt, indem er ihn dabei mit einigen wesentlichen Zuthaten ausgestattet hat, die er sich selbst ersonnen hatte. Er hat auch die ganze Vorrichtung genau abgezeichnet; die vorliegende Illustration gibt seine Zeichnung wieder, so daß alle, die Lust haben, sich danach den Apparat auch anfertigen können. Und sie werden ihre Freude daran haben.



Das niedliche Gerät dreht sich nämlich, wenn es an einem Faden aufgehängt wird (wie die Figur andeutet), ohne daß es angestoßen wird, lustig im Kreise herum — eine kleine Maschine, die durch Wasser getrieben wird. Es ist ein rotierender Saugheber. — Für einen Lampencylinder werden zwei passende Korke beschafft, welche zwar nicht übermäßig knapp, aber doch streng genug hineinpassen. Der untere Stöpsel muß freilich eng anschließen; er wird deshalb samt dem ihn umgebenden Glase in geschmolzenes Wachs getaucht, das ringsum fest angedrückt wird. Der obere Korkstopfen wird nach der vorläufigen Probe wieder aus dem Cylinder genommen, da mit ihm noch verschiedene Vorarbeiten vorgenommen werden müssen. Er hat zwar nicht luft- und wasserdicht zu schließen wie der untere Kork, muß aber immerhin schließlich fest eingepreßt werden und eng anliegen, außer an ein oder zwei Stellen, wo er geradezu eine kleine Längskerbe erhält, damit später Luft hindurchgehen kann. Außerdem erhält der Stöpsel drei Löcher; sie werden mit einem Bohrer eingeführt mit der Vorsicht, daß die Korkmasse nicht auseinanderplatzt oder Risse bekommt. Nun leiht uns wohl die Schwester oder die Mama ein kleines Trennmesser, mit dem wir die drei durch den Kork gebohrten Röhren erweitern, so jedoch, daß die für sie bestimmten Glasröhren und der Trichter zwar zwanglos, aber auch nicht zu leicht hindurchgehen. Hier sei ein für allemal gesagt, daß man bei gewaltsamem Hindurchpressen von Glasröhren durch Stöpsel sich sehr unangenehm beim Zerbrechen der Röhren verletzen kann; Wunden mit Glassplittern sind oft recht langwierig. Gewöhnlich wird hierbei fälschlich die linke Hand so gehalten, daß die rechte die Röhre gerade auf die Handfläche zustößt; das ist natürlich zu verwerfen. Die linke Hand faßt vielmehr den Kork wie ein Fernglas, während die rechte die Glasröhre in langsam schraubender Bewegung bei mäßigem Drucke vorwärts dreht. Zeigt sich im Korke ein schwer zu überwindender Widerstand, so zieht man die Röhre schraubenförmig zurück und heraus, erweitert mit dem Messerchen die fragliche Stelle etwas und probiert von neuem mit Geduld. Es gibt besondere Rundbohrer für diesen Zweck, die aber entbehrlich sind; besser noch sind kurze Blechröhren (ein wenig enger als die später einzudrehenden Glasröhren), die mit einem Hammer durch den Kork hindurchgeschlagen werden.

Aus verschiedenen Gründen sind in fast allen Fällen den durchbohrten Korkstopfen durchlöcherte Gummistöpsel vorzuziehen, die man schon zum Gebrauche fertig kaufen kann, mit einem Loche, zwei oder drei. Unser Fall macht aber eine Ausnahme; hier ist ein Kork besser; auch ist hier ein luftdichter Verschluß für den oberen Stöpsel gar nicht erforderlich; das Hindurchdrehen der Röhren durch den Kork kann also hier ganz zwanglos vor sich gehen.

Die Glasröhren sind, wie die Figur zeigt, dreimal rechtwinklig zu biegen und unten in eine feine Spitze auszuziehen, die geöffnet wird. Diese Glasarbeiten sind in dem Artikel „Heber — Springbrunnen" eingehend beschrieben. Durch die mittelste Durchbohrung des oberen Korkes führt, straff anschließend, die Röhre eines Trichters. Unten vor derselben kommt ein kurzes Drahtstückchen mit einer einfachen Schleife zu liegen, an welcher ein Faden befestigt ist, der durch die Trichterröhre nach oben geht und an einem passenden Gestelle aufgehängt ist.

Jetzt ist der Apparat zum Gebrauche fertig. Durch den Trichter wird er mit klarem Wasser gefüllt, und hierauf saugt man nacheinander an beiden Heberröhren, nachdem die Spitzen geprüft sind, ob sie auch gänzlich frei von Glassplitterchen sind. Das Wasser steigt nun in beide Heberröhren über; es übt, wie überhaupt, so auch hier, auf die Seitenwände einen Druck aus. Derselbe kommt an den meisten Stellen nicht zu einer merkbaren Kundgebung, da der Druck nach der einen Seite durch den entsprechenden nach der gerade gegenüberliegenden wieder ausgeglichen wird. Nur an der Stelle, welche dem Ausflußpunkte des Wassers gerade entgegengesetzt ist, kommt dieser Seitendruck auch äußerlich zur Geltung. Da der Ausgleich hier fehlt, also kein Gegendruck hindert, drückt das Wasser an den Kniestellen unten gegen die Röhrenwand und bewirkt so eine kreisende Bewegung. Es ist dasselbe Princip wie bei dem „Segnerschen Wasserrade".

Da es lästig ist, oben fortwährend neues Wasser nachzugießen, ist eine Vorrichtung wünschenswert, welche dieses Amt selbstthätig besorgt. Otto H. hat sich hierzu folgenden Hilfsapparat ausgedacht. Eine Flasche hat einen doppelt durchbohrten Kautschukstöpsel; durch das eine Loch desselben führt eine kurze weitere, durch die zweite Durchlöcherung eine engere, ein wenig länger herausragende Glasröhre. Wird die Flasche mit Wasser gefüllt, mit dem so hergerichteten Stöpsel geschlossen und umgekehrt, so tritt, wenn man die etwas weitere Glasröhre mit einem Finger verschließt, kein Wasser aus. Die engere Röhre zeigt nämlich die Erscheinung der Kapillarität. Glas und Wasser haften in ihr mit starker Anziehung aneinander und gestatten der Luft keinen Durchtritt; der äußere Atmosphärendruck verhindert den Ausfluß des Wassers. Wenn aber das weitere Rohr nun geöffnet wird, dann tritt Luft durch dasselbe in Blasenform durch das Wasser empor, und dieses

fließt durch die enge Röhre aus.

Fast ganz dasselbe geschieht, wenn man die Flasche, wie die beigegebene Zeichnung erkennen läßt, schräg über dem Trichter anbringt, das engere Glasröhrchen nach unten. Ist das Wasser aus dem Trichter hinreichend abgeflossen, dann treten Luftblasen durch das etwas höher gelegene weitere Röhrchen in die Flasche; durch das untere Rohr tritt nun Wasser aus, jedoch nicht bis zum Ueberlaufen des Trichters, denn kaum ist durch den erhöhten Wasserstand die Oeffnung des oberen Röhrchens geschlossen, so hört ja der Wasseraustritt, wie wir wissen, aus der Flasche auf.

So reguliert sich die Wasserflasche selbst. Soll die Umdrehung des rotierenden Saughebers schneller erfolgen, so sind die äußeren Heberschenkel weiter nach unten verlängert herzustellen. Ist alles Wasser aus dem Cylinder und der Flasche erschöpft, so findet eine Rückwärtsdrehung statt wegen der Torsion des Aufhängefadens.

Sicherlich wird das Maschinchen in unseren Leserkreisen viel Vergnügen bereiten. ♂

Der Festplatz von Olympia.

Das weltberühmte Olympia, dessen Festspiele als das größte und glänzendste Nationalfest des gesamten hellenischen Volkes gerühmt werden, ist nie eine Stadt gewesen, sondern es war ein heiliger Bezirk des Zeus mit Tempeln und Altären, öffentlichen Gebäuden und wenigen Wohnräumen, der zu dem Gebiete von Pisa gehörte, einer alten Stadt der Landschaft Elis. Er lag in einer anmutigen, von waldigen Höhen eingeschlossenen Ebene im Thale des Alpheios, welche etwa 2 km breit, im Süden von dem rasch strömenden Flusse, im Osten von der Stadthöhe des früh zerstörten Pisa begrenzt ist; die Westgrenze der heiligen Stätte macht ein von Norden herkommender Nebenfluß des Alpheios, der Kladeos, dessen klares Wasser in tiefem Bette unter frischgrünen Platanen und dunklem Mastixgebüsch dem Hauptflusse zueilt. Im Norden erhebt sich der Berg Olympos, ein Name, der unter den griechischen Bergen sich öfter wiederholt. Von diesem schiebt sich, durch eine tiefe Einsattelung fast ganz isoliert, das Kronion, der 123 m hohe, zum Teil bewaldete Hügel des Kronos, zur Ebene vor und bildet, steil abfallend, die nächste Nordgrenze des Heiligtums. Westlich vom Kladeos schließt eine etwas niedrigere Höhe mit dem Dörfchen Druwa die Gemarkung Olympias ab und scheidet sie von der ausgedehnteren, zum Meere sich senkenden Ebene des Alpheios.

In alter Zeit, wo die heitere Festpracht der Hellenen in dem Thale sich ausbreitete, war die olympische Ebene kultivierter und lieblicher als heute. Nachdem aber die alte hellenische Herrlichkeit zu Grunde gegangen, die glänzenden Bauten und Bildwerke durch furchtbare Erdbeben, wie sie in den Jahren 522 u. 551 n. Chr. vorkamen, zertrümmert und zu Boden geworfen waren, verödete die bis zum Anfang des 7. Jahrhunderts noch bewohnte Stätte von Olympia gänzlich. Erdmassen, von den benachbarten Höhen durch Regengüsse abgespült und von dem Kronion durch gewaltsame Naturereignisse losgerissen, wurden im Laufe der Jahrhunderte auf dem Trümmerfelde abgelagert, so daß in dem wüsten menschenleeren Waldthale in unserem Jahrhundert eine 4—6 m hohe Erdschichte die zertrümmerte Herrlichkeit des Altertums überdeckte. Erst in unseren Tagen hat die Regierung des neuerstandenen Deutschen Reiches eine umfassende und planmäßige Ausgrabung ins Werk gesetzt und den größten und wichtigsten Teil Olympias aufgedeckt. Sie hat dadurch der Altertumswissenschaft einen außerordentlichen Dienst geleistet; denn sie hat nicht bloß für die Geschichte der Kunst und andere Zweige der Wissenschaft ein höchst wertvolles Material zu Tage gefördert, sondern auch die Topographie Olympias zum großen Teil festgestellt, so daß es möglich ist, einen im allgemeinen richtigen Plan des Ortes und der Gebäulichkeiten zu entwerfen. In einzelnen Punkten allerdings kann man noch verschiedener Meinung sein, und so weicht denn auch unser Plan hie und da von anderen ab.

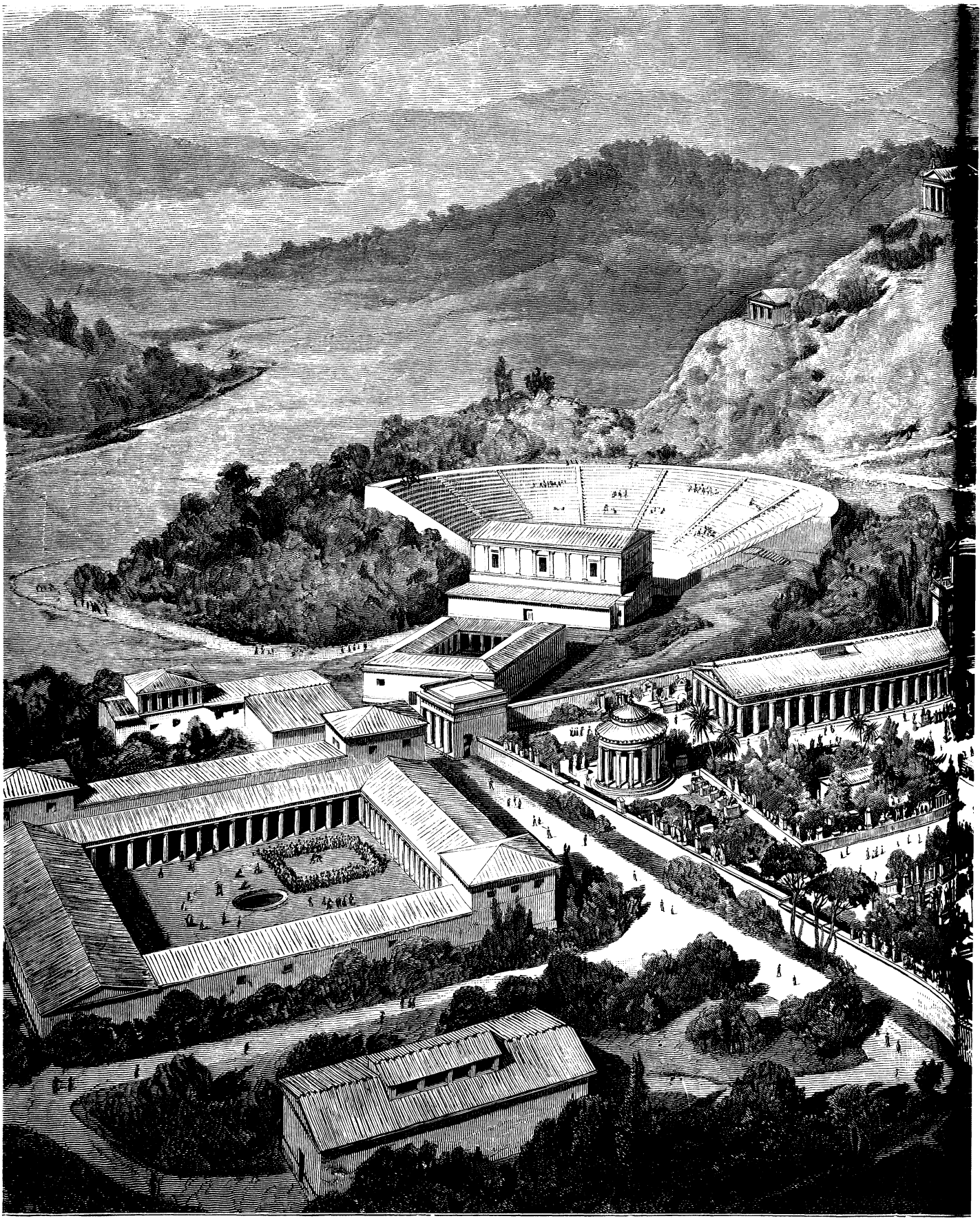
Schon in uralter Zeit befand sich am Fuße des Kronion eine Kultusstätte des Zeus, die er sich selbst, vom Himmel im Blitze niederfahrend, auserwählt hatte, und auch der Anfang der heiligen Spiele wurde schon in die mythische Zeit verlegt. Herakles soll den Wettlauf in Olympia gestiftet haben, das Wettrennen mit Rossen der Achäerfürst Pelops, der nach der Sage durch einen Wagensieg über den heimischen König Oinomaos dessen Tochter und Königtum gewonnen hatte. Die geschichtliche Zeit Olympias beginnt mit Iphitos, dem König von Elis, der zugleich mit dem Spartaner Lykurgos, nach gewöhnlicher Annahme im J. 884 v. Chr., das in Verfall geratene Zeusfest und die Spiele erneuerte, und zwar wurde seitdem das Fest alle 5 Jahre gefeiert, zur Zeit des ersten Vollmondes nach der Sommersonnenwende, also ungefähr um den 1. Juli. Bald nachher beteiligten sich an dem Feste allmählich alle Staaten des Peloponnes; 660 v. Chr. erstreckte sich die olympische Festgenossenschaft über das ganze europäische Griechenland, seit 620 auch über alle Kolonien. Das Fest wurde immer glänzender, die Wettkämpfe immer mannigfaltiger. Anfangs war der einfache Lauf der einzige Wettkampf gewesen, und er blieb auch immer der bevorzugteste; mit ihm wurde stets begonnen, und nach dem Sieger im Wettlauf wurde jedesmal die Olympiade benannt. Das im J. 776 v. Chr. gefeierte Fest heißt die 1. Olympiade, weil seit dieser die Sieger aufgeschrieben wurden, oder die Olympiade des Koroibos, der damals den Preis im Laufe bekommen hatte. Zu dem einfachen Laufe kamen nach und nach außer mehreren anderen Kampfarten der Doppel- und der Dauerlauf, der Ring- und der Faustkampf, die glänzenden Wettrennen mit dem Vier- und Zweigespann und dem Reitpferd. Nachdem so die Zahl der Kämpfer sich vermehrt hatte, füllte das Fest, das ursprünglich eintägig gewesen, mit dem großen Zeusopfer und den Opfern der übrigen Götter 5 Tage.

Die höchste Blüte Olympias und der olympischen Spiele fällt etwa in die Zeit vor der 50. bis 85. Olympiade (580—440 v. Chr.). Um 580 hatten die Eleer die Stadt Pisa, mit der sie bis dahin die Obhut über das Heiligtum und die Leitung des Festes gemeinsam gehabt hatten, im Kriege zerstört und die Verwaltung allein in die Hände genommen, und sie sorgten mit allem Eifer dafür, daß der Ort, welcher ein religiöser Mittelpunkt für das gesamte Hellenenvolk geworden war und ihr Ansehen und ihren Wohlstand bedingte, aufs herrlichste ausgeschmückt ward und durch den Glanz der Spiele den ersten Rang unter den Religionsstätten der Hellenen einnahm.

Olympia zerfiel in einen heiligen und profanen Raum. Der heilige Bezirk war die sogen. Altis (d. h. Hain), eine nahezu quadratische Fläche, welche sich an das Kronion anlehnte und im Osten durch zwei langgedehnte Hallen, im Süden und Westen durch niedere Mauern umschlossen war. Jede Seite betrug ein Stadion (600 griechische Fuß). Das Hauptthor, durch welches die auf der heiligen Straße von Elis nahenden Festprozessionen in den heiligen Raum einzogen, befand sich in dem südlichen Teile der Westmauer, nach den aufgefundenen Resten eine ziemlich dürftige Anlage mit einer vierfäuligen Vorhalle; deshalb nehmen manche nicht hier das Festthor an, sondern an der Südseite, wo ein imposanter Thorbau römischer Arbeit in seinen Fundamenten noch erhalten ist. Unweit des Festthores stand der „Ruhmeskranzbaum", der wilde Oelbaum, aus dessen Zweigen die Siegeskränze geflochten wurden; denn seit der 7. Olympiade (752) rangen die Kämpfer nicht mehr um Geldeswert, sondern einzig um den Ruhm und die Ehre des Sieges, um den einfachen Kranz aus Oelzweigen, und den Griechen galt ein olympischer Sieg fast mehr als dem römischen Feldherrn ein Triumph.

Vom Festthor führte die Prozessionsstraße an dem Zeustempel vorbei zu dem großen Brandopferaltar, der den Mittelpunkt des ganzen heiligen Raumes bildete. An diesem wurde von Einheimischen und Fremden das ganze Jahr hindurch geopfert, da der Zeustempel nur in den Festzeiten geöffnet war. Der Altar stand unter freiem Himmel auf einem ovalen Unterbau von 125 Fuß Umfang und erhob sich in einem Umfang von 32 Fuß in verschiedenen Stufen. Er war aus der Asche der dem Zeus geopferten Tierschenkel geformt und wuchs von Jahr zu Jahr; zur Zeit des Reisenden Pausanias im 2. Jahrhundert n. Chr. betrug seine Höhe 22 Fuß. Man schlachtete die Opfertiere auf dem Unterbau und trug dann die Stücke zum Altar hinauf, wo sie verbrannt wurden.

In der westlichen Hälfte der Altis lagen der große Zeustempel (Olympinion), das Heiligtum des Pelops (Pelopion) und der Heratempel (Heraion). Von diesen ist der südlichste der Zeustempel, der zweitgrößte Tempel im Peloponnes. Ums Jahr 470 v. Chr., in einer Zeit, wo die Altis



Thal des Kladeos.

Theater.

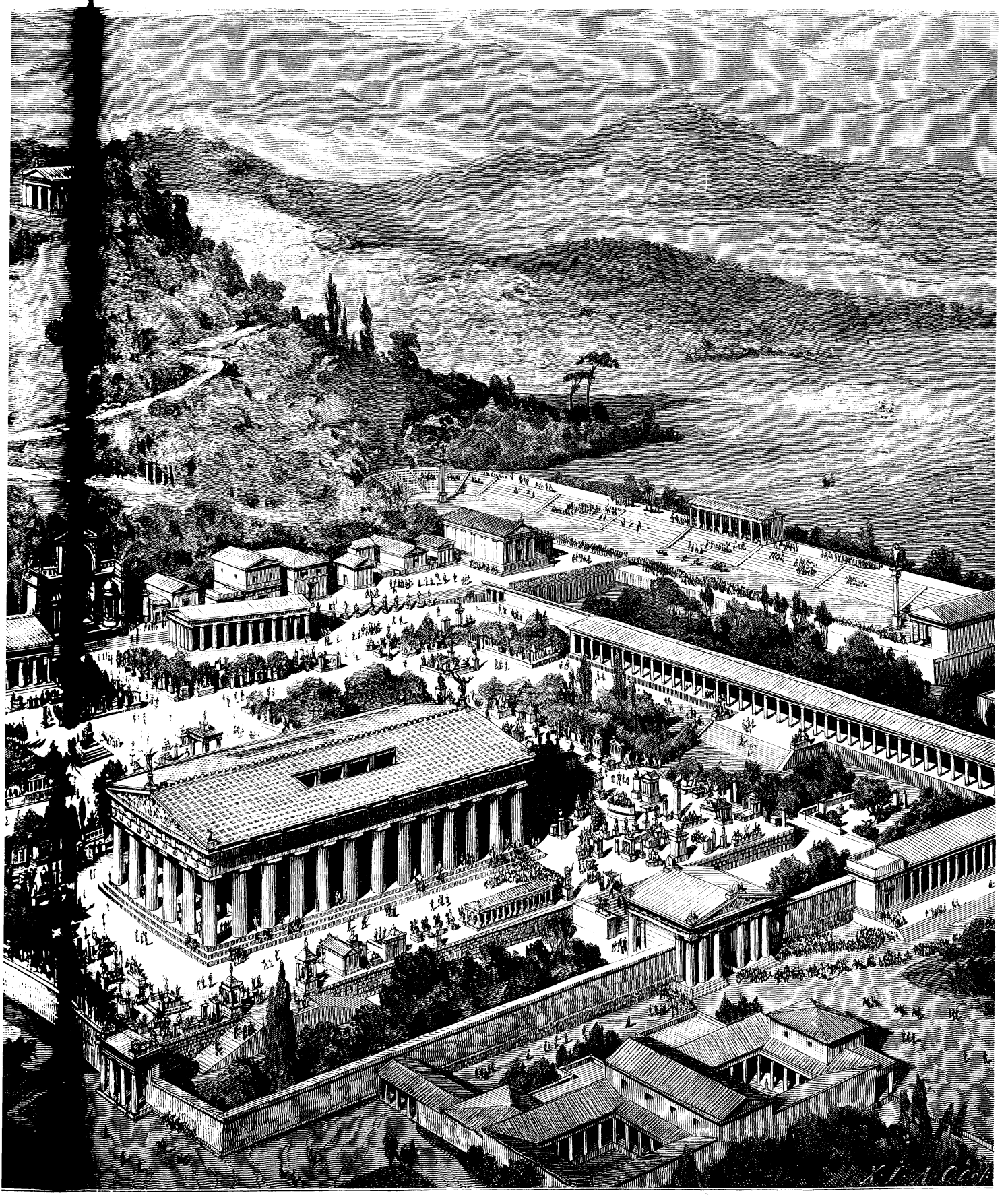
Arkadische Gebirge

Gymnasion.

Philippeion
(Rundtempel des Philipp von Makedonien).

Heraion.

Der Festplatz



Gebirge zwischen Olympos und dem Erymanthos.
Kronoshügel.

Exedra des Herodes Atticus.

Ummauerter Hain der Altis.
Die Schatzhäuser.
Metroon (Tempel der Göttermutter).

Zeustempel.

Thal des Alpheios.

Stadion.

Stoa.

Thor der Festzüge.

estplatz von Olympia.

bereits mit zahlreichen kostbaren Kunstwerken, die aus verschiedenen Teilen Griechenlands stammten, geschmückt war, beschlossen die Eleer ihrerseits an Stelle des bisherigen kleinen Tempels einen großen Prachtbau aufzustellen, der alle übrigen Kunstwerke weit überstrahle, und darin ein dem Bau entsprechendes Bildnis des Zeus. Nach 15 Jahren ununterbrochener Arbeit hatte der Baumeister Libon aus Elis den Bau fertig, worauf dann der größte Künstler der Griechen, Pheidias aus Athen, das Bild des Zeus schuf, das staunenswerteste Kunstwerk des Altertums. Der Tempel war 230 Fuß lang, 95 breit und 68 hoch und hatte ringsum eine Säulenhalle von je 13 Säulen auf den Langseiten, 6 auf den Breitseiten. Die umherliegenden Säulentrommeln haben mehr als 2 m Durchmesser. Die Hauptfront war, wie gewöhnlich bei den Tempeln, auf der Ostseite und hatte als besonderen Vorbau vor dem Eingang eine quadratische Plattform mit breiten Aufgangsstufen. „Kampf und Sieg unter der Obhut des Zeus" war der Grundgedanke, welcher an der künstlerischen Ausstattung des Tempels zur Erscheinung gebracht war. Daher die goldenen Siegesgöttinnen auf den Spitzen der beiden Giebel, auf den Ecken der Giebel die ehernen Preisgefäße, in dem Dreieck des Ostgiebels der siegverleihende Zeus, waltend über dem Wettrennen, zu welchem eben Pelops und Oinomaos sich anschicken. In dem westlichen Giebelfelde stellte eine bewegte Bildergruppe den Kampf der Lapithen und Centauren dar, einen siegreichen Kampf höherer hellenischer Kultur gegen wildes Barbarentum. Die Ausgrabungen haben von diesen plastischen Bildergruppen so zahlreiche Bruchstücke zu Tage gefördert, daß eine Herstellung der Gruppierung möglich geworden ist.

In dem Hauptraume des Tempels, der durch zwei Säulenreihen in drei Schiffe geteilten Cella, welche durch eine große, im Dache gelassene Oeffnung erhellt ward, sah man am Ende des breiten Mittelschiffes auf einem mit erfinderischer Pracht ausgeschmückten Throne das kolossale, aus Gold und Elfenbein gefertigte Bild des Zeus Olympios, das als eine Darstellung des allmächtig herrschenden, überall siegreichen Gottes in huldvoller Gewährung menschlicher Bitten den Beschauer mit Ehrfurcht und Bewunderung erfüllte. In der Rechten trug der Gott eine Nike (Siegesgöttin), in der Linken das aus allen Metallen zusammengesetzte königliche Zepter, und darauf saß ein Adler, der König der Vögel. Die sitzende Figur des Gottes von etwa 40 Fuß Höhe auf einer Basis von 12 Fuß war so hoch und gewaltig, daß man kaum begriff, wie der Bau diesen Gott fassen konnte. In dem Tempel vor dem Bilde des siegreichen Zeus fand an den Olympien die feierliche Verteilung der Siegespreise statt.

Nicht weit von dem Eingang des Zeustempels stand unter zahlreichen Weihgeschenken auf einem etwa 6 m hohen Postament eine geflügelte, vom Himmel niederschwebende Nike, eine Stiftung der Messenier, gefertigt von Paionios. Durch die deutsche Ausgrabung ist uns das schöne Kunstwerk wiedergeschenkt worden. Nördlich neben dem Tempel des Ersten der Götter lag das Pelopion, das Grabmal des ersten Heroen von Olympia, des Pelops, ein flacher, von einer fünfeckigen Mauer umfriedeter Erdhügel, der mit Bäumen und Bildsäulen geschmückt war, und nördlich von diesem das Heiligtum der Hera, der älteste Tempelbau in Olympia. Es diente als Schatzhaus des Zeus, in welchem eine Menge von Weihgeschenken aufbewahrt wurde. Hier hat man die in letzter Zeit bekannt gewordene und bewunderte Marmorstatue des Hermes, der den kleinen Dionysos trägt, aufgefunden, ein in seinen Hauptteilen erhaltenes, ausgezeichnetes Werk des Praxiteles.

Der säulenumkränzte Rundbau in der nordwestlichen Ecke der Altis in der Nähe des Heraion ist das Philippeion, welches Alexander der Große zum Andenken seines Vaters Philipp errichtet hatte. Es enthielt die kostbaren Statuen Philipps und seiner Eltern, seiner Gemahlin Olympias und des Alexander. Oestlich vom Heraion stand das Metroon, der Tempel der großen Göttermutter Rhea, so daß also in der Altis die Heiligtümer des Zeus, seiner Gemahlin Hera und seiner Mutter vereinigt waren, auf welche von der Höhe des Kronion der Tempel des Kronos, des Vaters des Zeus und der Hera, herniederschaute. Vom Metroon zog sich nach Osten bis zum Eingang in das Stadion eine Reihe von Zeusstatuen, Zanes genannt, welche aus Strafgeldern errichtet waren, und hinter diesen auf einer breiten Terrasse am Fuße des Kronion eine parallele Reihe von Schatzhäusern verschiedener Städte, in welchen diese ihre Weihgeschenke aufstellten. Zwischen den Schatzhäusern und dem Heraion erbaute im 2. Jahrhundert n. Chr. der reiche Athener Herodes Atticus die sogen. Exedra, eine großartige, prachtvolle Anlage, deren Höhe alle Bauten der Altis überragte. Sie war dazu bestimmt, Olympia mit hinlänglichem Wasser zu versehen; denn bis dahin hatten die Quellen und Brunnen des Ortes in den heißen Tagen der Festzeit, wo Tausende von Menschen zusammenströmten, kaum vermocht, der Menge das nötige Wasser zu bieten.

Außer den genannten Gebäulichkeiten befanden sich in der Altis noch manche andere von geringerer Bedeutung und eine Menge von Altären, deren Pausanias mehr als 60 aufführt, ohne die Zahl zu erschöpfen, sowie eine unendliche Masse von Kunstwerken aller Art, und über und zwischen dem Glanze der starren Werke aus Erz und Marmor erhoben sich die grünen Blätterkronen mannigfaltiger Bäume. Selbst auf den Umfassungsmauern standen noch viele Bildsäulen, die in dem heiligen Raume keinen Platz mehr gefunden hatten. Obgleich die Römer, namentlich Nero, eine große Menge von Kunstwerken aus Olympia weggeschleppt hatten, so zählte man doch noch zur Zeit des Plinius, der im 1. Jahrhundert n. Chr. schrieb, in der Altis 3000 Statuen.

Alles, was innerhalb der Altis lag, gehörte den Göttern, vor allen dem Zeus; die Anlagen dagegen, welche sich außerhalb befanden, waren mehr profaner Art, Gebäude und Einrichtungen für die Spiele und die Vorbereitungen dazu, wie Gymnasion und Palästra, Wohnungen für die Priester und ihr Dienstpersonal, ferner Gebäude zur Bewirtung der vornehmen Festgäste, zur Aufnahme der Kampfwagen und Rosse u. s. f. Das Theater auf unserem Plane aber müssen wir uns wegdenken. Das von einem Hain wilder Oelbäume umschattete Stadion (die Laufbahn) stieß an die Ostseite der Altis und war mit dieser in der Nähe der Zanes durch einen überdeckten Gang verbunden. Es hatte eine Länge von 600 griech. Fuß und lehnte sich an die sanftansteigende Böschung des Südabhanges des Kronion, während an den übrigen Seiten eine künstliche Wallaufschüttung nötig war. 40 000 Zuschauer hatten Raum auf der Umgebung des Stadion, die jedoch keine steinernen Sitzstufen hatte. Südlich von dem Stadion zog sich der Hippodromos (die Rossebahn) hin; doch ist diese ganze Anlage durch die winterlichen Hochfluten des Alpheios weggerissen.

Die olympischen Spiele wurden im Jahre 393 oder 394 n. Chr. in hergebrachter Weise zum letztenmal gefeiert, ohne daß jedoch damit der dortige Kultus des Zeus sogleich erloschen wäre. In jenem Jahre verbot der Kaiser Theodosius I. die Spiele und ließ die Zeusstatue des Pheidias nach Konstantinopel bringen, wo sie später durch eine Feuersbrunst vernichtet ward. Der kolossale Zeustempel blieb noch längere Zeit in seinen ragenden Steinmassen bestehen, wenn auch der Kaiser Theodosius II. (408—450) die Holzteile desselben hatte ausbrennen lassen. Erst durch furchtbare Erdbeben des 6. Jahrhunderts wurde der gewaltige Steinbau zugleich mit allen noch vorhandenen Bauten und Bildwerken in Trümmer gelegt.

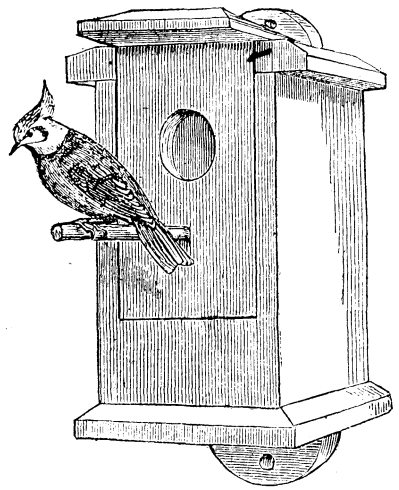
Die Vögel und ihre Pflege im Garten.

(Schluß.)

Frisches Wasser gehört zu den notwendigsten Bedürfnissen der Vögel nicht bloß zum Trinken, sondern auch zum Baden und der Federtoilette. Ist ein kleines Wasser, besonders ein Bach oder ein Abfluß eines Brunnens in der Nähe, so braucht man im Garten selbst keine Tränk- und Badevorrichtungen; wo dies aber nicht der Fall ist, muß dafür gesorgt werden. Solche Plätze gewähren besonderes Vergnügen, denn man trifft dort sicher alle, auch scheue Vögel des Gartens und der Nachbarschaft. Das Ideal einer Vogeltränke im Garten ist ein flaches, muschelartiges, wasserdichtes Bassin, dessen Boden mit kleinen Kieseln gepflastert oder cementiert ist. Man kann es auch billiger aus Lettenthon herstellen und die Ränder mit Vergißmeinnicht einfassen. Dieses Becken muß ganz flach auslaufen, damit auch kleine Vögel badend darin stehen können. Es kann nach einer Seite beschattet sein, sollte aber so freiliegen, daß man die Vögel beim Trinken und Baden beobachten kann, ein wahres Vergnügen. Hat der Garten einen Teich, so ist ein besonderes Bassin unnötig, denn man kann daran eine Bucht mit flachem Wasser anbringen. Selbstverständlich dient jeder Springbrunnen zu demselben Zwecke, wenn man im Tiefwasser einzelne vorragende Steine anbringt, worauf die Vögel sich stellen können. In das künstliche kleine Bassin wird am besten der Abfluß eines Brunnens als offener kleiner Bach oder in Röhren geleitet. Ist nur ein Pumpbrunnen vorhanden, so geschieht die Erneuerung des Wassers täglich einmal, am besten abends, damit die Vögel früh am Tage ihre Toilette besorgen können. Kann oder will man eine solche Vorrichtung nicht machen, so genügt auch ein muschelförmig ausgehöhlter Sandstein, allenfalls auch eine alte große Porzellanschüssel, die man stets mit Wasser gefüllt erhält.

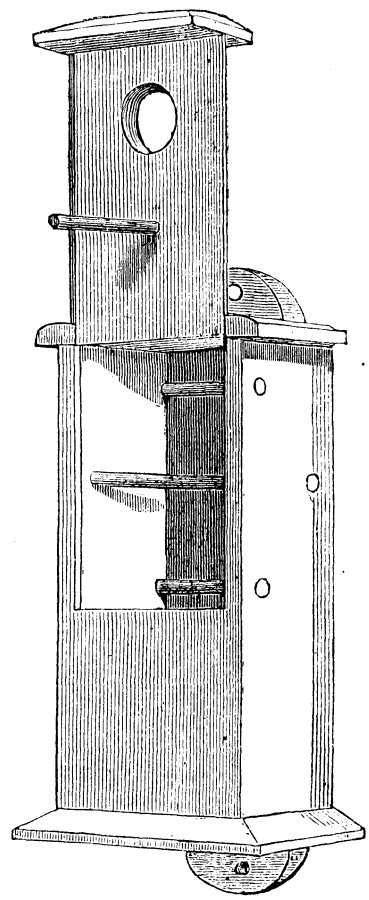
Viele Vögel bauen ihre Nester in Höhlungen oder wenigstens nach oben geschützt. Es sind besonders Stare und allerhand Meisenarten, welche wirkliche Höhlen verlangen, während andere Vögel, wie Fliegenschnepper, Bachstelzen und Rotschwänzchen leicht einen Platz unter Dach finden, zu welchem Zwecke man auch Brettchen an geeigneten Stellen anbringen kann. Die fehlenden natürlichen Baumhöhlen werden durch künstliche Nistkästen ersetzt, die hie und da zu kaufen sind, die aber ein geschickter Knabe auch selbst aus alten Brettern — (neue sind ungeeignet) oder Baumschwarten mit Rinde selbst anfertigen kann. Hat man Gelegenheit Stamm- oder Aststücke zu bekommen, so werden diese mit dem Meißel ausgehöhlt und mit einem Flugloche versehen. Die Kästen und Fluglöcher müssen der Größe der Vögel angemessen sein. Die größten Kästen und weitesten Fluglöcher brauchen Stare, die kleinsten Meisen. Diese Nistkästen werden für Stare an Stangen, für andere Vögel an die Aeste im Baume selbst befestigt sein, die Fluglöcher nach Süden oder Osten gerichtet. Vor jedem Flugloche jedoch, etwas tiefer, muß ein Sitzbolzen (Holzpflock) angebracht werden, denn jeder Vogel setzt sich erst, ehe er in die Nesthöhle einfliegt.

Eine besonders wichtige Aufgabe und Sorge ist die Notfütterung im Winter.



Nistkästchen für Meisen (Bruthäuschen).

Die Nahrungsnot beginnt, sobald gefrorener Boden das Auffuchen von Nahrung im Boden verhindert und die Bäume sich mit Glatteis überziehen, so daß die in den Baumrinden und Knospen verborgenen kleinen Insekten, Larven und Eier von den spitzen Schnäbeln nicht erreicht werden können. Man darf also nicht warten, bis hoher Schnee und große Kälte eintritt. Das Füttern ist jedoch unnötig, selbst bei wenig Schnee, wenn kein Frost eintritt, und es ist gut, die Vögel nicht durch frühzeitige Fütterung zu verwöhnen, sonst werden sie leicht Bettler, die verlernen, sich selbst Nahrung zu suchen. Ueber die Art der Fütterung wurden schon Seite 32 und 44 Andeutungen gegeben. Ein fast allgemein verbreiteter Irrtum ist, daß man alle Vögel mit Brotkrümchen vor Hungersnot schützen könne. Diese genügen nur für die Körnerfresser und auch nicht für immer. Ueber die Art und Weise, wie Fleischfresser zu füttern sind, gibt die Abbildung Seite 32 Anleitung; man kann aber auch die Nahrung auf ein Brettchen oder Blechstück vor den Fenstern anbringen, was sehr belustigend ist. Die Vögel bleiben aber trotz aller Gutthat so scheu, daß sie nicht anfliegen, wenn jemand hinter dem geschlossenen Fenster steht. Auf diesen Futterplatz streut man feingehackte Reste von Fleisch, Fettstücke und Reste aller Art, ölige Samen, besonders von Kürbis, Gurken, Hanf, Bucheckern ꝛc. Sie werden meistens von Meisen und Spechtmeisen (Baumläufern), aber auch von Zaunkönigen besucht; wenn sie nicht hoch liegen, auch von Amseln. Ein Stück Speck oder hartes Fett, sowie ganze Sonnenrosenköpfe mit reifen Samen an einem Bindfaden am Fenster aufgehängt, zieht diese Vögel stets an, besonders wenn das gehackte Futter verzehrt oder gefroren ist, und genügt für viele Tage. Läßt man im Freien Fett in Schüsseln oder Töpfen stehen, so werden sie bald von Baumläufern und Meisen aufgefunden. Zur Fettfütterung nehme man vorzugsweise harte Fette, besonders das in der Küche wenig geschätzte Hammelfett. Größere Fische und Fleischreste mit Knochen und Gräten lege man unter immergrüne Hecken und Sträucher, wo sie sicher aufgefunden und bis auf das kleinste Fleischrestchen aufgezehrt werden. An solchen tiefliegenden Futterplätzen finden sich auch die alles fressenden Amseln ein, und auch Körnerfresser verschmähen die Fleischspeise nicht. Hat man Vogelbeeren und Heidelbeeren getrocknet, so streue man sie ebenfalls auf die ebenen Futterplätze. Brotkrümchen und Kartoffelreste, Obstschalen und faules zerkleinertes Obst werden stets aufgezehrt. Hat man geringwertiges oder zu altes getrocknetes



Nistkästchen für Meisen (Schlafkästchen).

Obst, so gebe man es zerkleinert ebenfalls den Vögeln. Wenn man sich die Mühe gibt, im Herbst die Samenstengel von Wegebreit und wilden Cichorien zu sammeln, so finden sich stets Liebhaber für diese Samen, wenn man Büschel davon an Sträuchern befestigt. Die weiche Nahrung von Fleischteilen, Obst und gekochten

Wurzeln ꝛc., welche gefroren hart wird, gebe man hauptsächlich eine Stunde vor Anbruch der Nacht, damit unsere Pfleglinge sich vor dem Schlafen sättigen können, dann, nach kalten Nächten, wieder früh, bald nach Tagesanfang. Ist Schnee gefallen, so muß der Futterplatz vor der Nahrungsspende gereinigt werden. Diese vom Schnee befreiten Plätze ziehen die Vögel schon von ferne an. Die Futterplätze im Freien sollten ganz frei, niemals in Gebüschen liegen, weil daran die Tiere sich sicherer vor Katzen und anderen Feinden fühlen. Eines der besten Futtermittel, besonders für Meisen und Baumläufer, sind die Körner von Sonnenrosen, die man mit den ganzen Köpfen zum Füttern aufbewahrt. Man sollte deshalb überall einfach blühende Sonnenrosen im Garten oder Felde ziehen. Um aber den Vögeln im Winter zu nutzen, muß man die Köpfe nicht überreif werden lassen, weil sie sonst schon im Sommer ausgefressen werden. Auch muß man sie bis zur Futterzeit in geschlossenen Kisten gegen Mäuse gesichert aufbewahren. Wer Stubenvögel reinlich hält, läßt die Käfige häufig reinigen. Diesen Abfall streue man samt dem Schmutz ebenfalls auf den Futterplatz. Wer noch mehr thun und Geld für die gefiederten Freunde ausgeben will, findet dazu Gelegenheit, indem er für die Samenfresser allerlei Vogelfutter (Rübsamen, Kanariensamen, Hanf ꝛc.), für die Fleischfresser, wie Zaunkönige, Ameiseneier kauft. Auch Mehlwürmer werden von vielen Vögeln gern angenommen.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Die Bleichgesichter dürfen Waffen und Namen tragen, auch wenn sie Memmen sind. Die größten Feiglinge unter ihnen haben die längsten Namen. Den meinigen kennst du; also wirst du wissen, daß ich kein Feigling bin."

„So laß die beiden gefangenen Weißen frei, und kämpfe nachher offen und ehrlich mit ihnen!"

„Sie haben es gewagt, am See des Blutes zu erscheinen; sie werden sterben."

„Dann stirbst auch du!"

„Der ‚schwarze Hirsch' hat dir bereits gesagt, daß er den Tod nicht fürchte; er wünscht ihn sich sogar!"

„Warum?"

„Er ist gefangen genommen worden; er ist ergriffen worden von einem Weißen, geholt worden aus seinem eigenen Wigwam von einem Bleichgesichte; er hat seine Ehre verloren; er kann nicht leben. Er muß sterben, ohne den Kriegsgesang anstimmen zu können. Er wird nicht in seinem Grabe stolz und aufrecht sitzen auf seinem Streitrosse, behängt mit den Skalpen seiner Feinde, sondern er wird im Sande liegen und zerhackt werden von den Schnäbeln stinkender Aasgeier."

Er sagte das langsam und monoton, ohne daß ein Zug seines Gesichtes sich bewegte, und doch sprach aus jedem Worte ein Schmerz, welcher fast an Trostlosigkeit grenzte.

Und nach seinen Anschauungen hatte er vollkommen recht. Es war eine ungeheure Schande für ihn, aus seinem Zelte, aus der bewaffneten Umgebung seiner Krieger als Gefangener herausgeholt worden zu sein.

Old Shatterhand fühlte eine warme Regung für den Mann, aber er ließ von diesem Mitleid nicht das Geringste merken; das wäre eine Beleidigung gewesen und hätte den Todesgedanken desselben nur noch tiefer Wurzel schlagen lassen. Darum sagte er:

„Tokvi-tey hat sein Schicksal verdient; aber er kann leben bleiben, obgleich er mein Gefangener ist. Ich bin bereit, ihm seine Freiheit wiederzugeben, wenn er den Seinen gebietet, für ihn die beiden Bleichgesichter frei zu geben."

Es klang wie stolzer Hohn, als der Rote antwortete:

„Tokvi-tey kann nicht mehr leben. Er wünscht zu sterben. Binde ihn getrost an den Marterpfahl. Er darf zwar nicht von den Thaten sprechen, welche seinen Ruhm verbreitet haben, aber er wird trotz aller Todesqualen nicht mit der Wimper zucken."

„Ich werde dich nicht an den Todespfahl binden. Ich bin ein Christ. Selbst wenn ich ein Tier töten muß, töte ich es in der Weise, daß es keine Qualen zu erdulden hat. Aber du würdest nutzlos sterben. Ich würde trotz deines Todes die Gefangenen aus den Händen der Deinigen befreien."

„Versuche es! Mich konntest du beschleichen, durch einen hinterlistigen Griff betäuben und im Dunkel der Nacht fortschleppen. Jetzt sind die Krieger der Schoschonen gewarnt. Es wird dir unmöglich sein, die Bleichgesichter zu befreien. Sie haben es gewagt, am See des Blutes zu erscheinen, und werden dies mit einem langsamen Tode büßen müssen. Hast du den ‚schwarzen Hirsch' besiegt, so wird er sterben; aber es lebt Moh-aw, sein einziger Sohn, der Stolz seiner Seele, welcher ihn rächen wird. Bereits schon jetzt hat Moh-aw sich das Gesicht mit den Farben des Krieges bestrichen, denn er war dazu bestimmt, den Streich des Todes gegen die gefangenen Bleichgesichter zu führen. Er wird seinen Leib mit ihrem warmen Blute bemalen und dann geschützt sein gegen alle Feindschaft der Bleichgesichter."

Da raschelte es in dem Gestrüpp. Martin Baumann kam, beugte sich an Old Shatterhands Ohr und flüsterte ihm zu:

„Sir, ich soll Euch sagen, daß der gefangene Wachtposten der Sohn des Häuptlings ist. Winnetou hat es ihm entlockt."

Diese Kunde kam dem Jäger außerordentlich gelegen. Er antwortete ebenso leise:

„Winnetou mag mir ihn augenblicklich schicken."

„Auf welche Weise? Der Rote ist gefesselt und kann nicht laufen."

„Der lange Davy mag ihn tragen und dann hier bei ihm sitzen bleiben."

Martin entfernte sich. Old Shatterhand wendete sich wieder an den Indianer, indem er antwortete:

„Ich fürchte den ‚Moskito' nicht. Seit wann trägt er einen Namen, und wo hörte man von seinen Thaten? Ich brauche nur zu wollen, so nehme ich ihn ebenso gefangen wie dich selbst."

Dieses Mal konnte er sich doch nicht ganz beherrschen. Es war verächtlich von seinem Sohne gesprochen worden. Seine Brauen zogen sich zusammen; seine Augen leuchteten, und er sagte in zornigem Tone:

„Wer bist du, daß du in dieser Weise von Moh-aw zu reden wagst? Versuche mit ihm zu kämpfen, so wirst du bereits vor seinem Blicke dich in die Erde verkriechen!"

„Pschaw! Ich kämpfe nicht mit Kindern!"

„Moh-aw ist kein Kind, kein Knabe! Er hat mit den Sioux-Ogallalla gekämpft und ihrer mehrere bezwungen. Er hat die Augen des Adlers und das Gehör der Nachtvögel. Kein Feind vermag, ihn zu überraschen, und er wird den ‚schwarzen Hirsch', seinen Vater, blutig rächen an den Vätern und Söhnen der Bleichgesichter!"

Da kam der lange Davy herbei geschritten, auf seiner Achsel den jungen Indianer. Er stieg mit seinen ewigen Beinen gleich über das dichteste Gestrüpp, legte den Indianer zur Erde nieder und sagte:

„Da bring' ich den Buben. Soll ich ihm den Rücken bläuen, damit er es sich merke, daß mit Männern nicht zu spaßen sei?"

„Vom Schlagen ist keine Rede, Master Davy. Setzt ihn aufrecht und nehmt Platz neben ihm. Auch den Knebel könnt Ihr wieder entfernen. Er ist nicht mehr nötig, denn hier wird gesprochen."

„Ay, Sir! Ich möchte aber wissen, was der Knabe hier vorbringen könnte."

Der Lange gehorchte. Als der „Moskito" aufrecht saß, blickten die beiden Schoschonen sich erschrocken in die Augen. Der Häuptling sagte nichts und bewegte sich nicht; aber trotz seiner dunklen Hautfarbe war zu sehen, daß ihm das Blut aus dem Gesicht gewichen war. Der Sohn vermochte nicht, sich so zu beherrschen.

„Uff!“ rief er. „Auch Tokvi-tey ist gefangen! Das wird ein Heulen geben in den Wigwams der Schoschonen. Der große Geist hat sein Angesicht verhüllt vor seinen Kindern.“

„Schweig!“ donnerte ihn sein Vater an. „Keine Squaw der Schoschonen wird eine Thräne weinen, wenn Tokvi-tey und Moh-aw von den Nebeln des Todes verschlungen werden. Sie haben ihre Augen und Ohren verschlossen gehabt und sind ohne Hirn gewesen wie die Kröte, welche sich ohne Gegenwehr von der Schlange verschlingen läßt. Schande über den Vater und Schande über den Sohn! Kein Mund wird von ihnen sprechen, und keine Kunde wird über sie zu hören sein. Aber mit dem ihrigen wird das Blut der Bleichgesichter fließen. Bereits befinden sich zwei Weiße in den Händen unserer Krieger, und bereits sind die Kundschafter der Schoschonen unterwegs, um den Weg zum neuen Siege zu öffnen. Schande um Schande, und Blut um Blut!“

Da wendete Old Shatterhand sich zu Davy und gab ihm den leisen Befehl:

„Holt alle anderen herbei; nur Winnetou allein soll sich nicht sehen lassen!“

Der Lange stand auf und entfernte sich.

„Nun,“ fragte Old Shatterhand, „sieht der ‚schwarze Hirsch‘ vielleicht, daß ich mich vor dem Blicke seines Sohnes in die Erde verkriechе? Ich will euch nicht beleidigen. Der Häuptling der Schoschonen ist berühmt als tapferer Krieger und weise im Rate der Alten. Moh-aw, sein Sohn, wird in seine Fußstapfen treten und ebenso tapfer und weise sein. Ich gebe beiden die Freiheit gegen die Freiheit der beiden gefangenen weißen Jäger.“

Ueber das Gesicht des Sohnes zuckte

Er riß das Messer aus dem Gürtel, sprang auf seinen Sohn ein und holte aus.

es wie Freude. Er hatte ja das Leben lieb. Sein Vater aber warf ihm darob einen zornigen Blick zu und antwortete:

„Der ‚schwarze Hirsch‘ und der ‚Moskito‘ sind ohne Kampf in die Hände eines elenden Bleichgesichtes gefallen; sie verdienen nicht, länger zu leben; sie wollen sterben. Nur durch ihren Tod können sie die Schande sühnen, welche auf sie gefallen ist. Und so mögen auch die Bleichgesichter sterben, welche bereits gefangen sind, und auch die, welche noch in die Gefangenschaft der Schoschonen gera — — —“

Er hielt inne. Sein Blick ruhte erschrocken auf den zwei Kundschaftern, welche jetzt von Davy, Bob und Martin Baumann herbeigebracht wurden.

„Warum spricht der ‚schwarze Hirsch‘ nicht weiter?“ fragte Old Shatterhand. „Fühlt er, daß die Faust des Schreckes nach seinem Herzen greift?“

Der Häuptling senkte den Kopf und blickte lange wortlos vor sich nieder. Hinter ihm bewegten sich die Zweige, ohne daß er es bemerkte. Old Shatterhand sah den Kopf des Apachen erscheinen und warf ihm einen fragenden Blick zu. Ein leises Nicken war die Antwort. Die beiden verstanden sich auch ohne gesprochene Worte.

„Jetzt sieht Tokvi-tey, daß seine Hoffnung auf neuen Sieg vergeblich ist,“ fuhr Shatterhand fort. „Und dennoch wiederhole ich mein Anerbieten. Ich gebe euch alle augenblicklich frei, wenn ihr mir versprecht, daß die beiden weißen Jäger auch frei sein sollen.“

„Nein, wir sterben!“ rief der Häuptling.

„So sterbt ihr umsonst, denn wir werden trotz eures Todes die Gefangenen befreien.“

„Ja, vielleicht werdet ihr es, denn es scheint so, als ob Manitou uns verlassen habe. Hätte er uns nicht mit Blindheit und Taubheit geschlagen, so wäre es nicht Bleichgesichtern, welche keinen Namen haben, gelungen, den Häuptling der Schoschonen zu ergreifen.“

„Keinen Namen? Willst du unsere Namen hören?“

Er schüttelte verächtlich mit dem Kopfe.

„Ich mag sie nicht hören. Sie taugen nichts. Das ist ja die Schande! Wäre Tokvi-tey von Nonpay-klama besiegt worden, welchen die Bleichgesichter Old Shatterhand nennen, oder von einem Jäger mit ebenso berühmtem Namen, so könnte er sich trösten. Von so einem Krieger über-

listet zu werden, ist keine Schande. Ihr aber seid wie die Hunde, welche keinen Herrn haben. Ihr reitet in Gesellschaft eines schwarzen Niggers. Ich mag keine Gnade aus euren Händen!"

„Und wir wollen weder dein Blut noch dich selbst," antwortete Old Shatterhand. „Wir sind nicht ausgezogen, um die tapfern Söhne der Schoschonen zu töten, sondern um die Hunde der Ogallalla zu züchtigen. Wollt ihr unsere Freunde nicht freigeben, nun, so wollen wir nicht so feig sein wie ihr. Wir erlauben euch, nach euren Zelten zurückzukehren."

Er stand auf, trat zu dem Häuptlinge und löste dessen Fesseln. Er wußte, daß er ein gewagtes Spiel beginne; aber er war ein Kenner des Westens und seiner Bewohner und hegte die Ueberzeugung, daß er dieses Spiel nicht verlieren werde.

Der Häuptling hatte seine ganze Selbstbeherrschung verloren. Was dieser Weiße that, war ja ganz unbegreiflich, ganz unsinnig! Er gab seine Feinde frei, ohne seine Freunde dafür herauszubekommen. Shatterhand war nämlich auch zu dem ‚Moskito' getreten und löste diesem die Fesseln.

Der ‚schwarze Hirsch' starrte ihn ganz fassungslos an. Seine Hand griff nach dem Gürtel und fühlte da das steckengebliebene Messer. Eine wilde Freude glühte in seinen Augen.

„Frei sollen wir sein!" rief er aus. „Frei! Wir sollen sehen, daß die alten Squaws mit den Fingern auf uns zeigen und dabei erzählen, daß wir von namenlosen Hunden angegriffen und niedergerissen worden sind! Sollen wir in den ewigen Jagdgründen am Boden liegen und Mäuse fressen, während unsere roten Brüder sich an den Lenden niemals sterbender Bären und Büffel laben! Unsere Namen sind befleckt. Kein Feindesblut, nur unser eigenes Blut kann den Fleck wieder herunterwaschen. Es soll fließen in diesem Augenblick, Tokvi-tey wird sterben und die Seele seines Sohnes vor sich hersenden!"

Er riß das Messer aus dem Gürtel, sprang auf seinen Sohn ein und holte aus, diesem die Klinge in das Herz zu stoßen und dann sich selbst zu treffen. Der ‚Moskito' bewegte sich nicht. Er war bereit, den Stoß von der Hand des Vaters zu empfangen.

„Tokvi-tey!" rief es da laut hinter dem Häuptlinge.

Dieser Stimme war nicht zu widerstehen. Den Arm mit dem Messer hoch erhoben, drehte er sich um. Vor ihm stand der Häuptling der Apachen. Der Schoschone ließ den Arm sinken.

„Winnetou!" rief er aus.

„Hält der Häuptling der Schoschonen Winnetou für einen Coyoten?" fragte der Apache.

Coyote heißt der wilde Prairiehund und auch der kleine Wolf des Westens. Beide Tiere sind so feig und oft mit der gräßlichsten Räude behaftet, so daß es eine große Schande ist, mit einem Coyoten verglichen zu werden.

„Wer wagt es, das zu sagen!" antwortete der Gefragte.

„Tokvi-tey hat es selbst gesagt."

„Nein!"

„Hat er nicht diejenigen, welche ihn besiegten, namenlose Hunde genannt?"

Da ließ der Schoschone das Messer achtlos aus seiner Hand fallen. Es ging ihm eine Ahnung auf.

„Ist Winnetou der Sieger?"

„Nein, aber sein weißer Bruder, welcher hier neben ihm steht."

Er deutete auf Old Shatterhand.

„Uff! Uff! Uff!" stieß der ‚schwarze Hirsch' hervor. „Winnetous Bruder ist nur Einer. Derjenige, welchen er seinen weißen Bruder nennt, ist Nonpay-klama, der berühmteste Jäger unter den Bleichgesichtern, die ihn Old Shatterhand nennen. Haben Tokvi-teys Augen die Freude, diesen Jäger hier zu sehen?"

Sein Blick ging fragend zwischen Shatterhand und Winnetou hin und her. Der letztere antwortete:

„Die Augen meines roten Bruders waren ermüdet, und ebenso müde war sein Geist, um nachzudenken. Wer dem ‚schwarzen Hirsch' mit einem einzigen Griff der Faust den Atem nimmt, der kann kein namenloser Hund sein. Hat mein roter Bruder sich das nicht gesagt? Ist mein roter Bruder eine kranke Erdeule, welche man so leicht aus ihrem Neste nehmen kann? Er ist ein berühmter Krieger, und wer ihn aus dem Wigwam holt trotz der Krieger, die ihn bewachen, der muß ein Held sein, der einen großen Namen trägt!"

Der Schoschone fuhr sich mit der Faust nach dem Kopfe und antwortete:

„Tokvi-tey hat ein Hirn gehabt, aber keine Gedanken darin."

„Ja, hier steht Old Shatterhand, sein Besieger. Braucht mein roter Bruder deshalb in den Tod zu gehen?"

„Nein," erklang es unter einem schweren, erlösenden Seufzer. „Er darf leben bleiben."

„Ja, denn dadurch, daß er freiwillig in die ewigen Gefilde gehen wollte, hat er bewiesen, daß er ein starkes Herz besitzt. Und Old Shatterhand war es, welcher Moh-aw mit einem Schlage seiner Schmetterhand zu Boden schlug. Ist das eine Schande für den jungen, tapferen Krieger?"

„Nein; auch er kann leben."

„Und Old Shatterhand und Winnetou waren es, welche die Kundschafter der Schoschonen gefangen nahmen, nicht als Feinde, sondern um gegen sie die gefangenen Bleichgesichter umzutauschen. Will mein roter Bruder die Kundschafter verdammen?"

„Nein, denn sonst müßte er sich selbst und auch seinen eigenen Sohn verdammen."

„Und weiß mein roter Bruder nicht, daß Old Shatterhand und Winnetou die Freunde aller braven roten Krieger sind? Daß sie ihre roten Feinde niemals töten, sondern sie nur kampfunfähig machen, und daß sie nur dann das Leben ihrer Feinde fordern, wenn sie von diesen dazu gezwungen werden?"

„Ja, das weiß Tokvi-tey."

„So mag er wählen, was er sein will, unser Bruder oder unser Feind! Will er unser Bruder sein, so werden seine Feinde auch die unserigen sein. Wählt er aber das andere, nun so werden wir ihn und seinen Sohn und seine Kundschafter freigeben; aber es wird viel Blut fließen um die Freiheit der beiden bleichen Gefangenen, und die Kinder der Schoschonen werden Ursache haben, ihre Häupter zu verhüllen und Klagelieder anzustimmen in jedem Wigwam und an jedem Lagerfeuer. Er mag also wählen. Winnetou hat gesprochen!"

Es trat eine tiefe Stille ein. Der Eindruck, welchen die Persönlichkeit und die Rede des Apachen gemacht hatte, war ein großer. Tokvi-tey bückte sich nieder, ergriff das Messer, welches ihm entfallen war, stieß die Klinge desselben bis an das Heft in die Erde und antwortete:

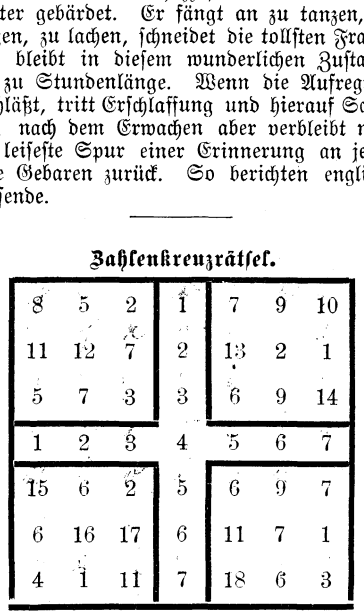
„So wie die Schärfe dieses Messers verschwunden ist, so sei verschwunden alle Feindschaft zwischen den Söhnen der Schoschonen und den tapferen Kriegern, welche hier bei ihnen stehen!"

(Fortsetzung folgt.)

Lachpflanze

nennen englische Reiseberichte aus jüngster Zeit eine Pflanze, die zwar nicht selbst lacht, wohl aber, sofern jene Berichte Recht behalten, Lachen zu erregen vermag. Sie wächst in Arabien, und ihr Same soll dieselben Wirkungen erzeugen, wie das sogen. Lachgas. Die Blume ist von leuchtendem Gelb, die Samenkapseln sind weich und wollig, während der Same selbst kleinen schwarzen Bohnen ähnelt, die zu zwei oder drei in der Hülse liegen. Die Eingeborenen trocknen diese Kerne und reiben sie zu einem Pulver, das, in kleinen Dosen genommen, die nüchternste Person in eine Art von Cirkusclown umwandelt, der sich bald wie ein Bajazzo, bald wie ein Verrückter gebärdet. Er fängt an zu tanzen, zu singen, zu lachen, schneidet die tollsten Fratzen und bleibt in diesem wunderlichen Zustande bis zu Stundenlänge. Wenn die Aufregung nachläßt, tritt Erschlaffung und hierauf Schlaf ein; nach dem Erwachen aber verbleibt nicht die leiseste Spur einer Erinnerung an jenes tolle Gebaren zurück. So berichten englische Reisende.

Zahlenkreuzrätsel.



Werden die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt (j = i), so

lautet die wagerechte Mittelreihe gleich der senkrechten und ergibt einen weiblichen Vornamen.

Die übrigen sechs wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Einen Gott der Römer.
2. Einen deutschen Dichter.
3. Eine Göttin der Griechen.
4. Eine Stadt in Italien.
5. Ein Saiteninstrument.
6. Einen männlichen Vornamen.

Auflösung des magischen Buchstabenquadrats in Nr. 14.

L	A	M	M
A	l	o	e
M	o	s	t
M	e	t	a

Fragen und Antworten.

Robert M . . . . . . So?! — Sie bedanken sich für unsere Antwort — „aber schon wieder sind neue Wünsche da". Und gleich ihrer fünf. Gestatten Sie auch uns eine Frage: wird sich die Zahl Ihrer Anfragen fortan immer in diesem Verhältnis steigern? — ad 1 und 5. Suchen Sie sich aus einer Bibliothek oder sonstwo die Bücher „Hager, das Mikroskop und seine Anwendung" oder „Frey, das Mikroskop und die mikroskopische Technik" zu verschaffen. Sodann glauben wir nicht, daß Ihnen die Herstellung von Objektgläsern ohne vorherige Schulung und ohne die nötigen Apparate gelingen dürfte. — ad 2. Wie man Briefmappen macht, darüber wird der „G. K." demnächst einen längeren Aufsatz bringen. — ad 3. Das Stenographenbureau des Reichstags besteht zur Zeit aus 12 Stenographen und einem Vorsteher. Die ersteren 12 Herren sind zur Hälfte Stolzeaner, zur Hälfte Gabelsbergianer. Der seitherige Vorstand ist Stolzeaner, daher diese Gruppe zur Zeit in der Ueberzahl. Im Etatsjahr 1887/88 soll noch ein Gabelsbergianer angestellt werden, welcher die Kontrolle über die Stenogramme System Gabelsberger zu üben haben wird. Wollen Sie sich melden? — ad 4. Wenn Sie an den Privatpostmarken Gefallen finden, warum nicht? Wir würden dieselben in die allgemeine Sammlung nicht aufnehmen, sondern für sich ordnen. Jene repräsentieren in gewissem Sinne die politische Staatenbildung, diese die Städte innerhalb eines Staates. Also immerhin zweierlei Dinge. Schönen Gruß! Klopfen Sie nur bald wieder an, wir rufen gerne „Herein!"

Discipulus II. gymnas. klass. in **Wien.** Die Größe der Luftverdünnung zuverlässig zu messen, würde durch die sogenannte Barometerprobe bewerkstelligt werden können, indem unter den Recipienten ein abgekürztes Heberbarometer angebracht wird. Die Höhe der Quecksilbersäule entspricht dem vorhandenen Luftdruck. Wenn Sie übrigens genau nach unserer in Nr. 1 des „G. K." gegebenen Anleitung experimentieren, muß der Heronsball unbedingt funktionieren. Versuchen Sie das Experiment noch einmal, nachdem Sie Ihren Apparat zuvor recht sorgfältig untersucht haben, ob alles exakt sitzt und luftdicht ist. Sie können ja für den Heronsball ein etwas größeres als das bisher verwendete Fläschchen nehmen.

Richard M., Sextaner in **Frankfurt a. M.** Das Spiel heißt „Puff!" Die beiden aufgeschlagenen Abteilungen mit den gegenüberliegenden 6 Spitzen nennt man „Puffbrett". „Puff" ist ein beliebtes Spiel, welches von 2 Spielern mit Hilfe von 2 Würfeln und 30 Steinen gespielt wird. Auf der unteren Seite wirst du wahrscheinlich noch ein drittes Spielbrett, die sogen. „Mühle", vorfinden. Gehe in die, Ecke der Zeil und Brönnerstraße gelegene Spielwarenhandlung. Der Besitzer derselben wird Dir eine gedruckte Anleitung für beide Spiele recht gerne verabfolgen. Wir wünschen viel Vergnügen!

Ernst Schm. in **Kiel.** Verehrter junger Freund! wir möchten Dir und Deinem Bruder recht gerne gefällig sein. Aber Euch zu sagen, wie man „Raketen und sonstige Feuerwerkskörper" herstellt, das will uns doch gefährlich scheinen. Ein alter Hauptmann pflegte seinen Soldaten zuzurufen: „Kinder geht acht, auch eine leere Butte kann losgehen", und wenn dieser Ausspruch auch gewagt erscheint, so birgt er doch einen gesunden Sinn. Daß es Euch am Ende ähnlich erginge wie dem Erfinder des Schießpulvers, das kann und möchte der „G. K.", der Euch doch zu so vielen anderen lehrreichen und unterhaltenden Dingen Anregung gibt, nicht auf sein Gewissen nehmen. — Lege zwischen die Blätter des alten Buches intensiv und angenehm riechende Pflanzen oder Blumen, doch nicht in allzu feuchtem Zustande, sonst gibt's zu allem übrigen auch noch Flecken.

Joh. J. in **Kiel. W. Kr.** in **Braunschweig.** Haben Sie denn die Fragen und Antworten in Nr. 6 des „G. K." nicht gelesen? — Ei, ei! — Wir haben dort mitgeteilt, daß ein ausführlicher Aufsatz über das Sammeln, Ordnen und Reinigen von Münzen bereits im Werke ist. Bitten also um etwas Geduld, Ihr Herren Numismatiker!

K. R. in **Heidelberg.** Daß Sie für den „G. K." so sehr ins Zeug gehen, ist ja allerliebst, und wir danken Ihnen in herzlichster Weise. Möchte er Ihnen doch noch recht viele Freude und angenehme Stunden bereiten. Aber, junger Freund, mit den übersandten Rätseln ist's nicht richtig! Wir können nichts drucken, das zuvor in einem anderen Journale gestanden hat. Und können Sie darüber verfügen? Ein Sekundaner ist zwar noch kein Rechtsgelehrter, darf aber dennoch bereits wissen, daß auf litterarischer Arbeit gesetzlicher Schutz ruht. Nichts für ungut und freundlichen Gruß. Wir nehmen Ihren so herzlich bekundeten guten Willen für die That.

Max E. in **B . . g.** Schönen Dank für Ihre Komplimente. Sie gehen darauf aus, Ihren „G. K." recht eitel zu machen. Doch Scherz beiseite! Es freut uns sehr, daß uns aus allen Gauen Deutschlands und weit darüber hinaus Worte der ungeteiltesten Anerkennung zugehen. Wir sprechen das auch auf die Gefahr hin, des Eigenlobs bezichtigt zu werden, ungescheut aus. Nun zur Beantwortung Ihrer Fragen. 1. Eine Dynamomaschine für Handbetrieb zur Erzeugung von elektrischem Licht erhalten Sie bei Hofmechaniker J. W. Hauck, Wien IV, Kettenbrückenstraße 20. — Verlangen Sie Prospekt, welcher Preisangabe enthalten dürfte. — 2. Die Kriegsstärke der italienischen Armee beträgt nach dem (offiziellen) Effektivstand vom 1. Januar 1886 inklusive der Stäbe, Nichtkombattanten u. s. w.

Stehende Armee oder Armee	1. Linie	892 687	Mann
Mobilmiliz	„ „	2. „ 365 717	„
Territorialmiliz	„ „	3. „	
(darunter die Reservisten	3. Klasse)	1 128 928	„
Zusammen:		2 387 332	„
Das Personal der Flotte zählt		15 055	„

3. Ueber die Selbstanfertigung von Teschinpatronen haben wir einen Fachmann befragt. Er hat entschieden abgeraten.

H. B. in **Pf.** Nachstehend teilen wir Dir eine uns zugegangene Antwort auf die Frage, wie man Schattenrißbilder oder sonstige Zeichnungen verkleinert, mit:

Mache Dir eine „Camera obscura". Ein Vergrößerungsglas von größerem Umfange hast Du gewiß aus einem „Guckkasten", einer „Laterna magica" oder selbst aus einem „Theaterperspektiv". Mache aus Pappe einen viereckigen Kasten, der Größe der Linse (Vergrößerungsglas, Lupe) entsprechend, in dessen Vorderwand Du die Linse so einpassen mußt, daß das durch dieselbe nach der Rückwand des Kastens geworfene Bild scharf in den Konturen erscheint, wie in einem Photographenapparat, dem der Pappkasten entsprechen soll. Damit keine zerstreuten Lichtstrahlen in demselben das Bild undeutlich machen, schließe alle seine Fugen dicht genug und streiche ihn von innen noch mit Kienruß oder Lampenschwarz an. In der Rückwand lasse eine genügend große Oeffnung, über welche Du faltenlos ein Blatt Seidenpapier spannst, auf welchem, natürlich verkehrt, das aufgefangene Bild deutlich sichtbar erscheint. Es kann auch statt des Seidenpapiers eine mattgeschliffene Glasplatte verwendet werden, deren glänzende Seite nach innen, die rauhe nach außen gerichtet sein muß. Nun hänge das große Schattenrißbild an das Fenster, am besten wenn die Sonne hereinscheint, und fange das Bild mit Deiner „camera obscura" — denn eine solche einfachster Konstruktion ist Dein Pappkasten — auf und zeichne das Bild mit einem feinen Pinsel auf dem Seidenpapier oder mit Bleistift auf der Glasplatte nach, und Du hast die prächtigste, richtigste Verkleinerung, die Du Dir nur wünschen kannst. Vom Seidenpapier oder der Glasplatte nehme Dir dann eine Pause ab, und das Bild ist fertig.

Zu empfehlen ist, wenn Du während des Zeichnens im Apparat diesen und Dich selbst, wie es der Photograph macht, mit einem schwarzen Tuch bedeckt, um nicht geblendet zu werden und das Bild schärfer vor Augen zu haben.

Wohl kannst Du nicht leicht die Größe des Bildes bestimmen wie beim Storchschnabel, da Du eben von der Größe der disponiblen Linse abhängst, aber es geht doch, und annähernd wird sich die gewünschte Verkleinerung des Schattenrißbildes in die richtige Größe bringen lassen. Versuche es nur, es geht schon.

Dein Kamerad Guido.

Konradin Schmula in **L.** Quetschhahn nennt man den Verschluß eines Glasgefäßes, bestehend aus einem aufgesteckten Kautschukrohr, das durch eine Quetschvorrichtung aus Metall nach Belieben geschlossen oder geöffnet werden kann.

Für Deine freundliche Einsendung besten Dank. Auflösung ist richtig.

Richard Neumann in **B.** Wir verweisen Dich auf den Briefkasten in Numero 7.

A. P. in **H.** Mit Dank haben wir Deine hübsche Arbeit angenommen.

A. L. in **Marienwerder.** Jetzt sollst Du bald haben, was Dein Herz begehret.

Wilhelm G. in **Norden** und **B. Peycke** in **H.** Auflösungen sind richtig.

H. A. in **Itzehoe.** Haben Sie noch nie etwas von der Mnemotechnik gehört? Versuchen Sie es doch einmal damit! Bei J. J. Weber in Leipzig ist ein Katechismus der Gedächtniskunst von Kothe erschienen, den Sie in jeder Buchhandlung für 1 M. 50 Pf. kaufen können.

F. B. in **Berlin.** Auf Deine in Nr. 7 des „G. K." erwähnte Frage wegen Herstellung eines Vogelbauers haben zwei Kameraden Antworten eingesandt, die wir Dir nachstehend mitteilen:

1. Man entfernt von einer viereckigen länglichen Kiste den Deckel und reinigt das Innere sorgfältig und schneidet dann mit einer feinen Säge aus den beiden kleineren Seiten der Kiste ein Stück heraus, ungefähr so groß, daß man die Hand hineinstecken kann. Nun schnitzt man ein paar, wir nehmen an drei Stäbe, welche nicht zu dünn sein dürfen. Darauf schlägt man durch den Rücken der Kiste drei lange Drahtstifte, zwei den Thürchen gegenüber und einen in der Mitte, etwas höher. Jetzt stellt man das Kistchen mit der Oeffnung nach oben auf den Tisch und schlägt die drei Stäbe auf die Spitzen der Drahtstifte, daß sie auf ihnen feststitzen. Nun bringt man durch je zwei Lederstückchen die ausgesägten Thürchen an dem Kistchen an, so daß sie sich bequem auf und zu machen lassen und schlägt zur besseren Handhabung noch ein Nägelchen ein. Vorher bringt man noch an jedem Thürchen ein Brettchen für die Futternäpfe an, doch dürfen diese nicht zu groß sein, damit sie die Bewegung der Thüre nicht hindern. Schließlich nagelt man noch entweder käufliches Drahtgeflecht auf die offene Seite, oder man bohrt unten und oben Löcher und zieht Drähte senkrecht hindurch.

2. Ich teile Ihnen mit, daß es sehr unpraktisch ist, einen Vogelbauer aus Laubsägeholz herzustellen, wie ich es selbst gethan habe. Es ist eine sehr schwere Aufgabe und durchaus nicht lohnend, da er schlecht gereinigt werden kann. Am besten sind die Vogelbauer aus Draht, die in „Des deutschen Knaben Handwerksbuch" beschrieben sind.

Am leichtesten und zweckmäßigsten, wenn auch nicht schön, sind die Bauer, die auf folgende Art sich jeder leicht beschaffen kann:

Man nehme eine Kiste ohne Deckel, säge an der Hinterseite ein viereckiges Stück heraus und befestige das ausgesägte Stück an zwei kurzen Lederstreifchen und dann an der einen Seite des Ausschnittes. Dieses Thürchen dient zur Reinigung des Käfigs und muß so groß sein, daß man bequem mit der Hand hinein kann.

Die Vorderseite überzieht man mit Drahtgewebe, das man in jeder Eisenhandlung zu kaufen bekommt. Was die Dichtigkeit des Gewebes anbelangt, so kommt dies auf die Größe des Vogels an. Die Näpfchen fürs Futter und Wasser stellt man am besten hinein. Ich habe selbst Vögel viele Jahre in solchen Käfigen gehabt, und sie befanden sich sehr wohl darin.

Möchte dieser einfache und billige Bauer von recht vielen benutzt werden!

Ein Abonnent in **Metz.** Es ist traurig genug, daß Du keinen Trieb in Dir hast, irgend etwas Praktisches neben Deinen Schularbeiten zu treiben. Von „Handwerksburschen" kann überhaupt keine Rede sein; unzählige Deiner Kameraden beschäftigen sich mit Tischler- oder Buchbinderarbeiten und täglich laufen Vorschläge und Bitten ein, doch ja recht viel derartiges zu bringen. Für einen „Herrn Gymnasiasten" schreibst Du übrigens einen sehr unorthographischen, liederlichen Brief. Ich glaube fast, ein sogen. „Handwerksbursche" würde sich schämen, ihn geschrieben zu haben.

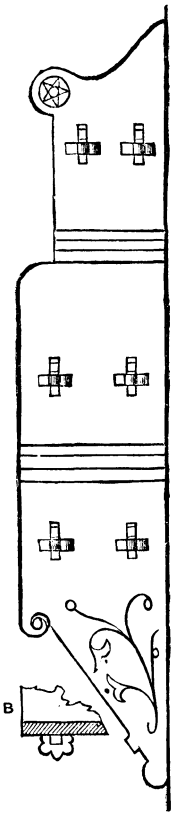
St. in **Gränzendorf.** Richtig gerechnet und geraten. Die Bezeichnungen der Schachfiguren sind die überall gebräuchlichen.

„Kamerad in **Rostock."** Daß Sie so eifrig für uns werben, hören wir gerne. „Nur fort, nur immer fort gegraben!" Zur Belohnung sollen Sie auch recht bald ein hübsches Abenteuer von Ihrem verehrten Klassenlehrer im „G. K." finden. Wie man einen Storchschnabel macht, haben Sie nun bereits erfahren. Titel und Einbanddecke gibt es naturgemäß erst am Schluß des Jahrgangs. Der Wunsch, über Kanarienvögel etwas zu erfahren, haben wir ad notam genommen.

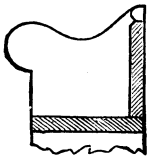
Wenn Herrn **W. H. B.** in **Darmstadt** viel daran gelegen ist, die genaueste Auskunft über seine Frage zu erhalten, so kann Unterzeichneter ihm folgendes Schriftchen empfehlen: „Allerchöchste Verordnung über die **Ergänzung des Seeoffiziercorps** nebst Ausführungsbestimmungen des Chefs der kaiserlichen Admiralität." — Unterzeichneter ist erwünschten Falles auch bereit, dem Herrn dieses Schriftchen nebst einigen anderen, welche sich auf die Ausbildung des Seepersonals beziehen, zu senden.

Um Antwort wird gebeten unter P. H. postlagernd Neuhaldensleben.

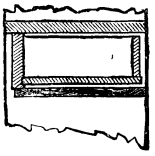
R. W., 14jähriger Obertertianer in **M . . . . bg. Größe 1 m 83 cm.** Allen Respekt! — das nennt man Wachsen! Wie schade, daß Sie uns nicht auch den „Leibesumfang" und die „besonderen Kennzeichen" vermelden, daß wir uns Ihr liebliches Bild vollkommen vorzustellen vermöchten. Und Sie wollen die Hobelbank gewinnen? Ei, da müßten wir ja ein Stockwerk unterbauen, denn bis zum Verlojungstage sind Sie zweifellos wieder um ein paar Meter gewachsen. — Ueber die Experimente mit der Luftpumpe demnächst Ausführliches. Schönen Gruß!



Wie man sich selbst ein Büchergestell machen kann. Die Art im Hause erspart den Zimmermann, und Säge, Hobel u. s. w. den Tischler.



— Wer von Euch die Elemente der Tischlerei oder Schreinerei überwunden, wird sich ohne viel Mühe nach unseren so anschaulichen Vorlagen ein Büchergestell herstellen können. Dasselbe ist zum Anhängen an die Wand gedacht, wer es lieber auf den Boden oder auf einen Tisch stellt, braucht nur die Seitenteile unten rechtwinklig zu schneiden; zu letzteren nimmt man zwei $1\frac{1}{2}$ m hohe, cirka 22 cm breite und 15 mm dicke Bretter, hobelt sie glatt und sägt sie je nach der Geschicklichkeit entweder geschweift, wie unsere Vorlage zeigt, oder einfach rechtwinklig; hierauf teilt man ganz gleichmäßig die Fächer ab und sägt oder stemmt mit dem Stecheisen an den markierten Stellen, welche genau korrespondieren müssen,



rechtwinklige Löcher für die Zapfen der Fachbretter. Wem je zwei zu viel sind, kann sich auch mit einem begnügen, man braucht dann den Zapfen nur etwas breiter zu nehmen.

Um verschiedenformatige Bücher stellen zu können, ist es ratsam, das untere Fach vielleicht 40 cm, das zweite 30 cm und das dritte 25 cm hoch zu machen. Dicker als 1 cm und länger als 1 m brauchen die Zwischenbretter nicht zu sein; ehe man die Zapfen aussägt, sollte man immer vorher mit einem Stecheisen die für den Querkeil nötigen Löcher ausstemmen, da das Holz sonst leicht splittert.

Die Rückwand kann man zinnenartig verzieren oder auch geschweift aussägen. Wer das Gestell noch mit einem Schubfach versehen will, muß schon einigermaßen bewandert sein; Anfängern ist entschieden davon abzuraten. Der gezeichnete Querschnitt des Schubfaches erfordert keine weitere Erläuterungen.

Wegen des Lackierens oder Beizens wendet Ihr Euch am einfachsten an einen Schreiner. Nun frisch ans Werk!

M. L. in M. Von derartigen Scherzen haben wir einen ganzen Sack voll. Gern werden wir in nächster Zeit Deinen Wunsch berücksichtigen.

„Weidmannsheil!" Sie wollen also ein Förster werden? Wir beneiden Sie um diesen schönen Beruf. Sie finden die erwünschten Auskünfte in den „Bestimmungen über Ausbildung und Prüfung für den königlichen Forstverwaltungsdienst vom 1. August 1883". — Das Schriftchen kostet 30 Pfennig und ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

O. v. K. in Mgd., Kloster unsr. l. Fr. Ihr Briefkopf trägt ja einen famosen Wiegengaul — stolz die Haltung und edel die Gestaltung. Haben Sie den Reiter aus Kamerun importiert? Auch Sie bitten wir um einige Geduld. Sie werden unter unseren „Fragen und Antworten" wiederholt die Zusicherung finden, daß wir in allernächster Zeit eine eingehende Schilderung der Schmetterlingswelt bringen und gelegentlich fortsetzen werden.

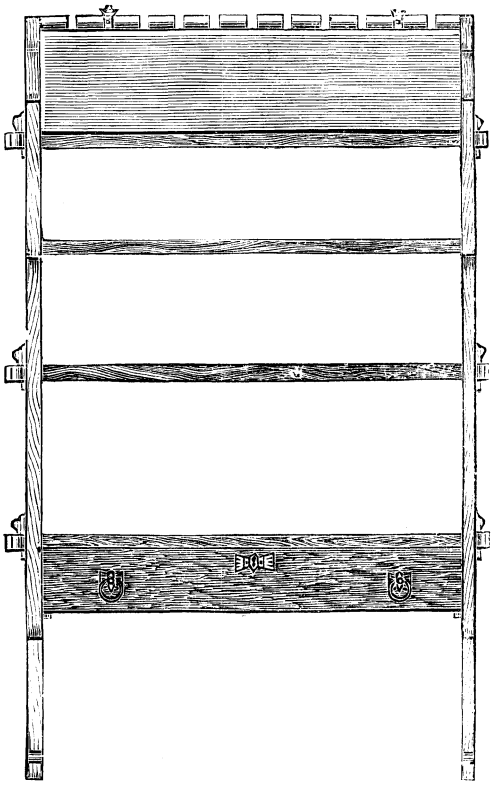
G. v. P. in L. August Graf von Platen-Halbermund war ein hervorragender deutscher Dichter. Er entstammt einem alten pommerschen Grafengeschlecht und ist am 24. Oktober 1796 als Sohn des preußischen Oberforstmeisters Grafen P. zu Ansbach geboren, nahm als bayr. Lieutenant 1815 am Feldzug gegen Frankreich teil, lebte von 1826 in Italien und starb am 5. Dezember 1835 zu Syrakus. Ueber Leben und Werke dieses Dichters gibt Ihnen am besten die Biographie von Minckwitz, „Graf Platen als Mensch und Dichter", Aufschluß. Dieses Buch dürfte in jeder größeren Bibliothek vorhanden sein.

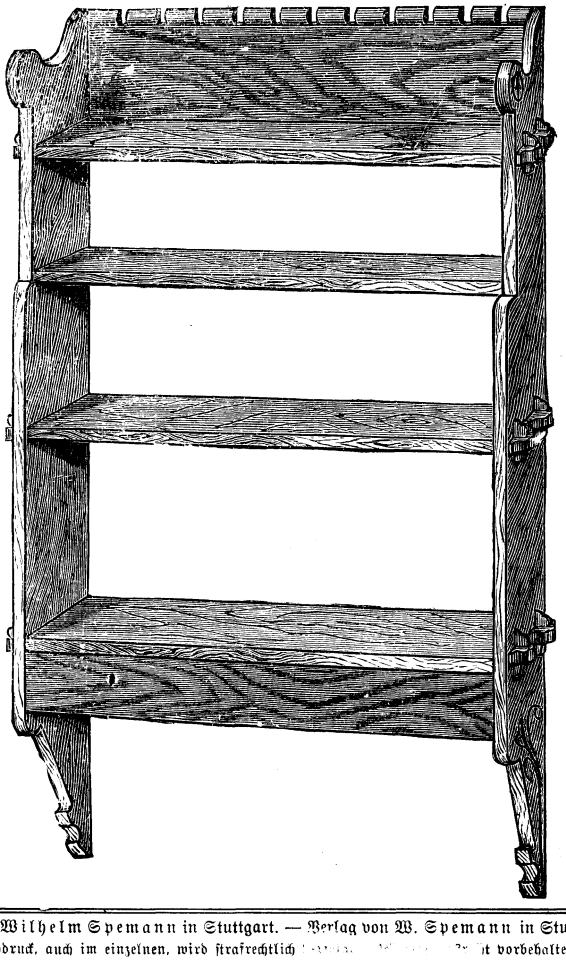
R. W. in S. Verlangen Sie von der Briefmarkenhandlung H. J. Dauth in Frankfurt a. M., Vilbelerstraße 29, Prospekt oder Auswahlsendung. Genannte Firma wird Ihnen auch hinsichtlich der Wahl des Albums gern an die Hand gehen. Die beabsichtigte Anzeige senden Sie uns in Briefform ein. Wir werden diesen Wunschzettel gelegentlich, wenn Raum vorhanden, gern abdrucken. Preisrätsellösung erhalten. Gruß schönstens erwidert.

O. G. S. in B. Besten Dank für das rege Interesse, welches Sie unserem „G. K." entgegen bringen. Ihre Briefe, Rätsel und Lösungen haben wir erhalten und bedauern, daß die Antwort länger als erwünscht auf sich warten ließ. Sie wollen bedenken, daß die Herstellung einer Nummer immerhin einige Zeit in Anspruch nimmt und daß aus diesem Grunde die sofortige Beantwortung in „nächster Nummer" geradezu unmöglich ist. Jede Nummer des „G. K." muß doch erst geschrieben, illustriert, gesetzt, gedruckt und verschickt werden. Also nicht so ungeduldig und seien Sie nicht mehr so betrübt, junger Freund. — Zur Malerei auf Holz kann man allerdings auch Honigfarben verwenden, die Politur vertragen diese jedoch nur schwer. Es empfehlen sich für diesen Zweck die feuchten Aquarellfarben in Tuben von Schönfeld in Düsseldorf, welche in jeder Farbenhandlung zu haben sind. Die Politur führen Sie am sichersten durch, wenn Sie zuvor über den Farbengrund Aquarellfirniß legen und zwar ganz dünn. Daß der Einbanddeckel aber auch wirklich hübsch wird! Wollen sehen, welcher prächtiger aussehen wird, der Ihre oder unserer. Was glauben Sie?

J. in Buxtehude. So weit wir Ihrer Beschreibung nach urteilen können, ist das eine Stempelmarke.

Jul. Hel . . . in Stuttgart. Wir nehmen an, daß Sie mit den beabsichtigten Kartenzeichnungen keine Kunstwerke schaffen, sondern durch das Zeichnen — und das ist sehr zu empfehlen — Ihr geographisches Gedächtnis schärfen wollen. Wir glauben, daß Sie zu diesem Zwecke mit schwarzer, roter, blauer und vielleicht auch noch grüner Tinte vollkommen ausreichen. Die Vorlage, Ihr Geschmack, Ihre zeichnerische Fertigkeit muß das übrige thun. Wünschen Sie jedoch die Karten mit dem Pinsel auszuführen, so thun's vorerst sicherlich billige Wasserfarben, welche, ebenso wie glattes Papier, in jeder Schreibmaterialienhandlung zu erhalten sind. — Sie tragen sich sodann noch mit der fürchterlichen Absicht, uns einige Rätsel zum Lösen aufzugeben!? Ach, thun Sie das nicht, junger Freund, wir haben wahrlich keine Zeit dazu. Ob wir Ihnen deswegen zürnen? Nein! — nur wenn Sie die Knacknüsse wirklich schicken.





Willi v. G. bei Magdeburg. Sie fragen, wie Sie sich eine Spieldose „bauen" können. Wir bewundern und loben Ihren Unternehmungsgeist. Wenden Sie sich mit Ihrem Anliegen an einen diese Specialität betreibenden und mit der nötigen Summe von Gefälligkeit ausgestatteten Uhrmacher oder Feinmechaniker. Vielleicht kann auf diesem Wege Rat werden. Wir müssen mit Beschämung gestehen, daß wir es in der Baukunst soweit noch nicht gebracht haben. Welche Melodei werden Sie denn 'reinbauen? Etwa: „Mutter der Mann mit dem Coaks ist da!" — Ja? — Ei, da freuen wir uns, daß Sie mit Ihrer Dose bei Magdeburg und wir in Stuttgart sind.

H. W. in Livorno. Schönen Dank für Ihre Rätsel. — Um das Experiment mit Ihrem selbstkonstruierten Elektrophor zu machen, reiben Sie den Harzkuchen mit einem trockenen Fuchsschwanz oder Katzenpelz und setzen dann den Deckel auf. Um letzteren zu laden, berühren Sie denselben mit dem Finger. Heben Sie nun den Deckel sorgsam und parallel vom Kuchen mit Hilfe der Schnüre ab, so ist die positive Elektricität frei auf demselben vorhanden und kann auf einen Leiter übergeführt werden. — Ueber Münzensammlung lesen Sie Antwort an Max Wächter in Nr. 9 des „G. K." — Wie weit die Löcher beim Storchschnabel von einander entfernt sein müssen? Wenn Sie diesen Apparat selbst konstruieren wollen, müssen Sie eben Ihre Geschicklichkeit zu Hilfe nehmen. Stellen Sie zuerst vermittelst Uebertragung einer geraden Linie die Spannweite und damit die Löcher für die Einstellungsschräubchen für die 4malig quadratische Vergrößerung fest und gehen Sie dann an der Hand dieses Resultates und auf dieselbe Weise zu den weiteren (5, 6, 7, 8mal quadratische Vergrößerung) Verhältnissen über. Bei Verkleinerungen wird der Holzstift einfach an Stelle des Bleistiftes und umgekehrt eingeschraubt. — Sie wünschen auch Experimente mit Quecksilber zu machen? Lesen Sie unsere jüngst gegebene Antwort an P. v. O. in Hannover. Vielleicht gibt Ihnen diese Anregung.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich [illegible] vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 16. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

> Wirst Du gelobt, so such' dem Lob im höchsten Grade zu genügen,
> Wirst Du getadelt, streb' dahin, daß Du den Tadler strafest Lügen!
>
> Karl Ruß.

Der Sohn des Tanzmeisters.

Es war im Jahre 1790, als in einem Mietfuhrwerk der gewöhnlichsten Art drei Personen, ein feingekleideter Mann, eine blasse, in dicke Tücher gehüllte Frau und ein dunkeläugiger Knabe von zwölf Jahren dem Rheinthore von Mainz zukutschierten. Alle drei sprachen französisch mit der den Franzosen eigenen Lebendigkeit, nur die Frau antwortete matt auf alle Fragen; die ärmste war offenbar krank. Der Knabe beschäftigte sich viel mit ihr, der Vater desselben aber meinte:

„Laß Mama in Ruhe, Annibal, du siehst, sie will schlafen!"

Er verfiel in düsteres Sinnen, aus dem ihn die Frage des Knaben aufstörte:

„Warum verlassen wir jetzt, mitten im Winter, unser schönes Frankreich, Papa, und begeben uns in dieses unwirtliche Deutschland?"

„Hast du vergessen, wie die Weiber in Gemeinschaft mit dem Pöbel nach Versailles kamen und König und Königin nach Paris entführten?"

„O nein, Papa! Ich steckte hinter einer Tapetenwand in einem Kabinett und stand Todesangst um dich aus, da Mama mich zu dir geschickt hatte, dir eine Bestellung zu machen! Ich sah den Abzug aus einem Mansardenfenster mit an!"

„Nun, so weißt du auch, daß wir keinen Augenblick mehr unseres Lebens sicher waren!"

„Aber unser schönes Gut, unsere Kostbarkeiten!"

„So viel anging, ist alles zu Gelde gemacht; vielleicht kommen bessere Zeiten! Sieh' dieses „unwirtliche Land" einstweilen als deine Heimat an!"

„Aber was hast du gethan, daß wir flüchten müssen?"

„Was ich gethan? O Frankreich, o geliebter König! Nichts habe ich gethan, mein Sohn, als meinem gnädigen Herrn, dem Könige, zur Flucht geraten! Aber dieses ist gerade genug, das Leben zu verwirken!"

Der Knabe seufzte:

„Gnade!" flehte dagegen Bärtel und fiel auf das Knie.

„O, wenn ich ein Mann wäre!“

Herr Louis de Cahors, Kammerdiener des Königs Ludwig XVI., seufzte ebenfalls tief auf, dann aber sagte er nachdenklich:

„Was nutzte das, Annibal? Du würdest dein Blut verspritzen wie so viele Getreue, der König aber bliebe nach wie vor in den Händen der blutigen Revolutionsmänner und — des Pöbels! Aber schau, da liegt die Stadt Mainz schon!“

Der Knabe säuberte das beschlagene Kutschenfenster und schaute in die Winterlandschaft hinaus. Es war im Januar und bitterlich kalt. Gleich darauf hielt die Kutsche vor dem Thore.

Am Schlage erschien sogleich der Thorschreiber:

„Wer ist man und wohin will man?“

Herr de Cahors sprach das Deutsche leidlich fließend und gab seinen Namen an mit Erwähnung des Umstandes, daß er Mittel und Empfehlungsbriefe an Monsieur Marchand, den Haarkräusler und Perruquier, habe, sowie, daß er seinen bleibenden Aufenthalt hier in Mainz zu nehmen gedenke.

Der Mann mit der Brille nickte zu dieser Erklärung und sagte:

„Man kann passieren!“

Er öffnete den Thorflügel ganz, daß der Wagen hindurch konnte, und dieser rollte an einer Wache mit Doppelposten vorbei bis vor das Haus des Friseurs. In diesem verschwand die ganze Familie, der Wagen aber fuhr nach einer Gastwirtschaft.

Herr Maurice Marchand lebte in behäbigen Umständen. Herr von Cahors brachte ihm einen Brief seines jüngeren Bruders Philippe, welcher Gärtner auf dem Gute der Familie und dem Namen nach jetzt dessen Besitzer, eigentlich aber nur der Verwalter desselben war. Das Schreiben empfahl Herrn Marchand die Familie, dennoch blieb der Friseur frostig kühl, also daß Madame de Cahors darauf bestand, eine eigene Wohnung zu mieten und zwar so bescheiden als möglich. Man fand eine solche an der Stadtmauer, umgeben von einem Gärtchen. Das gefiel der Kranken, und das Häuschen ward gemietet. Aber dieses und die Ausstattung kostete viel; dazu kam, daß sich die Krankheit der armen Frau von Cahors bei der Kälte steigerte. So verwunderte es denn nicht, daß die „Franzosenleute“, wie die Nachbarn die Fremden nannten, bald darauf einem schlichten Sarge das Geleit nach dem Kirchhofe gaben: Frau Lätitia de Cahors war dem Weh ihres Herzens und dem Fieber erlegen; Annibal war eine halbe Waise.

Der Knabe kam in eine deutsche Schule und befreundete sich bald mit der traulichen deutschen Sprache und mit den Sitten unseres Landes. Der Tod der Mutter ließ aber bei dem empfänglichen Jungen tiefen Ernst zurück, und eifrig studierte er nun die Wissenschaften.

Eines Tages rief Herr von Cahors den arbeitenden Sohn in das kleine Zimmer, worin er sich bei seinen Schreibereien zurückzuziehen pflegte und nötigte ihn, bei ihm Platz zu nehmen.

„Lieber Annibal,“ sagte er dann mit bewegter Stimme, „ich sehe, wie eifrig du deinen Studien nachgehst; ich bemerke dich nicht wie andere Knaben spielen, und doch lacht uns der Sommer dort über den Wall der Festungsstadt an. Ich fürchte daher, dich noch ernster zu stimmen, wenn ich dir mitteile, was jetzt geschehen soll! Aber ich kann es nicht umgehen!“

„Mein Gott, Papa, sprich,“ entgegnete der Knabe, „was gibt es? Ich bin auf vieles gefaßt!“

Herr von Cahors sah auf das vor ihm ausgebreitete Papier und seufzte wieder tief auf, wie denselben Tag oft geschehen, und entgegnete dann:

„Sieh', Annibal, die Summe, welche ich aus Frankreich rettete, war nicht allzugroß! Ich hoffte damals noch auf eine Rückkehr nach unserem belle France, aber mon Dieu, dort steht nach den empfangenen Nachrichten alles auf dem Kopfe; Tod und Verderben wüten in Paris, und die Guillotine, diese gräßliche Erfindung Dr. Guillotins, arbeitet ohne Aufhören! Ich sehe den König auch in Gefahr, Annibal!“

„Mein Gott, mein Gott!“

„Unter diesen Umständen müssen wir hier bleiben! Nun sind aber meine Mittel durch die Reise, die Einrichtung, die Krankheit der Mama aufgezehrt; ich darf doch die wenigen Diamanten, die wir gerettet, dir nicht durch Verkauf rauben!“

„O, teurer Papa, verkaufe sie immerhin!“

„Du bist ein braver Sohn, Annibal, der Segen deiner sterbenden Mama wird an dir in Erfüllung gehen, denn ‚der Mutter Segen baut Häuser‘, sagt die Bibel! Aber sieh, wenn dieses auch geschähe mit den Edelsteinen, ich muß doch — an einen Erwerb denken!“

„Einen Erwerb?“

„Ja, ich sprach also mit Monsieur Marchand!“

„O, Papa, dem traue ich nicht; er meint es nicht gut mit uns!“

„Das Aussehen täuscht oft, Annibal; er hat mir doch einen sehr guten Rat gegeben!“

„Und das wäre, teuerster Papa?“

„Du weißt, mein Sohn, wie hoch Frankreich bis dahin in Deutschland angesehen war; auch französische Bildung und Erziehung! Kurz, — es muß heraus: ich will — Tanzlehrer werden!“

Annibal schlug die Hände vors Gesicht: „Un maître de danse!“ *) flüsterte er. „Wie schrecklich!“ — „Verzeihe, Papa,“ fuhr er dann fort, „aber ich sehe es ein! Ja, es ist wohl das Beste!“

Tags darauf hatte man die Genugthuung zu lesen, daß die feinen „Franzosenleute“ auch arbeiten müssen: das Intelligenzblatt brachte die Anzeige des Tanzlehrers, welche unterzeichnet war: Louis Cahors! Der einstige Kammerdiener Sr. Majestät, des allerchristlichsten Königs von Frankreich, schämte sich zum erstenmal seines Adels.

Es war aber ein Glück für die beiden: Herr von Cahors bekam viel zu thun und gut bezahlt. Vater und Sohn lebten den Umständen nach ganz zufrieden dahin. So vergingen fast zwei Jahre. Da klopfte eines Tages der Tod bei dem Emigranten an: Herr Cahors bekam einen Schlaganfall und erholte sich nicht wieder. An sein Totenbett ließ er Herrn Maurice Marchand, den Haarkräusler, kommen und hatte eine lange Unterredung unter vier Augen mit ihm. Als dieselbe beendigt, rief der Kranke Annibal herbei und sagte:

„Küsse Monsieur die Hand, Annibal; dieser Herr wird für dich sorgen, wenn ich nicht mehr bin; er ist dein Vormund. Du wirst zu ihm als Landsmann ein größeres Vertrauen haben als zu einem Fremden!“

Obwohl der kluge Annibal *nicht* des Vaters Meinung war, so schwieg er doch, küßte dem neuen Vormund die Hand und gelobte Gehorsam.

Gerade am Jahrestage des Todes von Madame Lätitia fand Annibal zum unaussprechlichsten Jammer den Vater tot im Bette. Dunkle Tage kamen nun für den Knaben. Herr Maurice Marchand erschien mit Gerichtsdienern, nahm alles an sich, ließ die Möbel verkaufen und die Wohnung schließen; Annibal kam mit in sein Haus. Herr von Cahors ward in aller Stille begraben.

Am Osterfeste verließ nach der Firmelung Annibal die Schule und kam in das Bureau eines Rechtsgelehrten. Diesen Stand hatte er sich, als seines Adels am würdigsten, erwählt.

Der alte Notar Bruck fand Annibal sehr brauchbar und vertraute ihm viel an. Jedoch mißfiel ihm des jungen Menschen blasses Aussehen.

„Sie müssen fleißig draußen im Freien, außerhalb der Thore, spazieren gehen,“ meinte er, „wenn Sie gesund werden wollen!“

Und er gab ihm jeden Nachmittag von 2—4 Uhr Zeit zur Erholung.

Herr Bruck glaubte, Annibal sei krank. Dieses war jedoch nicht der Fall, Annibal fühlte sich ganz wohl, aber — unglücklich; das Haus des Herrn Maurice Marchand dünkte ihn eine Hölle, denn Monsieur Maurice war ein schmutzig geiziger Patron. Die Freizeit verwendete nichtsdestoweniger unser braver Annibal eifrig zum Spazierengehen; er vergaß dabei die Gräber seiner teuren Eltern nicht.

Um jene Zeit drangen Kriegsgerüchte und neue Schreckensnachrichten aus Frankreich nach Deutschland, und bald überzeugte man sich, daß blutige Zeiten bevorstanden.

Die französische Nationalversammmlung hatte in der That beschlossen, Freiheit und Gleichheit auch den Nachbarvölkern zu bringen. Deshalb drang heimlich und schnell ein großes Heer in die Niederlande ein, ein zweites ward gegen Deutschland abgeschickt.

*) Ein Tanzmeister.

„Wer ist man und wohin will man?"

Dieser, ein finsterer, schmutziger Mann mit düsterem Blicke und unstetem Wesen, hieß Annibal vor sich bringen.

„Ich bin der Obrist Pompée Laurent," sagte er, „du wirst die Festung durch einen Handstreich in unsere Hände bringen, Junge; bist du doch ein Franzose! Nicht wahr?"

An einem schönen Augusttage saß unser Annibal unter der großen Traueresche des Nachbargrabes und sah auf die sauber geschmückten Hügel der Eltern, wobei er der heimgegangenen Lieben wehmütig gedachte. Er träumte in der Einsamkeit; die Ruhe that ihm wohl, denn in Mainz selbst ging es toll her; man bekam militärischen Zuzug, die Wälle wurden mit Kanonen armiert und alles in Kriegsbereitschaft versetzt; hieß es doch, ein französisches Heer sei gegen Mainz auf dem Marsche.

Die Betrachtungen Annibals wurden heute plötzlich auf eine sehr rauhe Weise unterbrochen, denn neben ihm tauchten plötzlich zehn bärtige Revolutionssoldaten der französischen Armee, mit großen dreispitzigen Hüten und dreifarbigen Kokarden, auf, und ein alter Graubart von Sergeant, sagte drohend:

„Vous êtes notre prisonnier!" *)

Trotzdem die Gewehre der Soldaten drohend gegen ihn gerichtet waren, erfüllten die heimischen Laute Annibals Brust doch mit Lust.

„Was wollt ihr von mir?" fragte er in seiner Muttersprache. „Ich bin ein Kind Frankreichs wie ihr!"

Die Soldaten erstaunten.

„Wo bist du her?" fragte der Sergeant, „wie kommst du in dieses Land?"

Annibal erklärte es.

„Ah, un emigrant!" **) sagte der Sergeant nun verächtlich. „Aber da ist der Kapitän Beauclerc!"

Er machte dem Offizier eine Meldung, indes immer mehr Soldaten erschienen, die gegen die Stadt zu eine versteckte Aufstellung nahmen.

Kapitän Beauclerc, noch ein junger Mann, nahm Annibal auf die Seite und fragte ihn über die Festung aus. Inzwischen marschierte ein ganzes Regiment auf; der Colonel ritt an der Spitze.

*) Sie sind unser Gefangener!
**) Ein Emigrant (Auswanderer)!

Annibal erschrak.

„Wie könnte ich das?" fragte er ängstlich.

„Pah!" entgegnete der Obrist. „Das ist leichter, als es aussieht! — Wenn es finster ist, klopfst du ans Thor; wir sind hinter dir und dringen mit dir zugleich ein! Mainz ist dann unser!"

Annibal schwieg. — Die Stadt hatte ihn, den Flüchtling, gastlich aufgenommen, hatte ihm Schutz gewährt; er liebte die deutsche Sprache, das deutsche treuherzige Wesen, das deutsche Volk, und er sollte zum Verräter werden? Nimmermehr! —

Er gab diesem Gedanken Ausdruck.

Der Colonel Laurent sah ihn gespannt an und brummte dann:

„Verräter; dachte ich's mir doch! Was soll man sonst von einem Emigranten auch erwarten? — Aber, Bursche, darauf steht der Tod! — Im Namen der Republik: willst du uns helfen oder nicht?"

„Nein!" lautete die feste Antwort des Knaben.

Der Colonel wandte sein Pferd:

„Kapitän Beauclerc!"

„Hier, mein Kommandant!" trat jener herzu.

„Zurück an die erste Kanone mit diesem Verräter! Sechs Mann vor und nieder mit ihm in den Graben!"

Er wandte sich und sprengte davon.

Kapitän Beauclerc zuckte die Achsel und sagte zu Annibal:

„Sie haben gehört?"

Annibal de Cahors war bleich geworden, aber mit der Festigkeit, die ihm stets eigen gewesen, sagte er:

„Mein Herr, thun Sie Ihre Pflicht; ich heiße Annibal de Cahors, ich werde zu sterben wissen!"

Der brave Kapitän reichte ihm die Hand:

„Sie sind ein Braver; ich bewundere Sie! Sie wären wert die Epaulettes zu tragen!"

Damit rief er den Sergeanten, gab ihm einen Befehl und ließ Annibal in die Mitte nehmen; rasch marschierte man zurück.

Bei der nächsten Kanone, welche herangerasselt kam, machte man Halt. Hierher brachte ein zweiter Trupp auch ein buckliges Männlein: es war der Stadtschreiber Edmund Bärtel. Gerührt fiel er Annibal um den Hals. Nun stellte es sich heraus, daß Bärtel ebenfalls den Verrat an der Vaterstadt verweigert und deshalb auch zum Tode verurteilt war.

Da trat Beauclerc heran:

„Sind Sie bereit, Messieurs?"

„Ich bin's!" gab Annibal zurück.

„Gnade!" flehte dagegen Bärtel und fiel auf das Knie, „ich bin ja Familienvater!"

Beauclerc zuckte die Achsel und kommandierte den Sergeanten mit 12 Mann vor. Drohend hielten sie die geladenen Gewehre bei Arm.

Da sprengte mit großer Suite ein bleicher Mann in voller Generalsuniform herbei:

„Was ist das hier?"

Der Kapitän berichtete.

„Unnötiges Blutvergießen!" lautete sein Bescheid darauf. „Die Gefangenen mit zur Hauptwache! Die Festung ist so gut wie genommen; wir haben Freunde in der Stadt gefunden! En avant!" *)

In Mainz herrschte eine große Verwirrung. Wie es kam, wußte keiner, aber die Franzosen waren schnell vor den Thoren. Eins hatte sich ihnen geöffnet, und hinein drangen sie in großen Scharen. Die deutsche Besatzung floh zum entgegengesetzten Ende hinaus. Das Volk sprach laut von Verrat, jedoch, nun war es zu spät und Mainz in den Händen der Revolutionsmänner. Annibal und Herr Bärtel wurden mitgeschleppt bis zur Citadelle jenseit des Rheines, die von den Soldaten im panischen Schrecken verlassen worden war. Hier ließ sich der blasse General die beiden wieder vorführen und kündigte ihnen an, daß sie frei seien und gehen könnten, wohin sie wollten. Dabei fiel ihm Annibals Gesicht auf und betroffen fragte er nach seinem Namen. Als er denselben erfahren, sagte er:

„War Ihre Mutter nicht eine geborne Comtesse de Cüstine?"

„Allerdings!"

„Dann bin ich Ihr Oheim, Graf Philippe de Cüstine! Umarmen Sie mich, braver Jüngling!"

Als Annibal endlich zu Herrn Bruck durfte, der sich sehr um den Jüngling ängstigte, traf er und Herr Bärtel auf Monsieur Marchand, der erklärte, er sei zum General gegangen, um — ihn, Annibal, zu befreien.

Herr Bruck schüttelte dazu den Kopf. Auffällig war aber auch die Gunst, in welcher der Haarkräusler bei den Franzosen stand. Er wurde mit Ehren und Geld

*) Vorwärts!

überhäuft, aber das Volk fluchte ihm heimlich als einem Verräter. Es mochte so unrecht nicht haben, denn als Herr Maurice heim kam, sagte er zu seiner Frau:

„Der Streich ist gelungen, das Geld unser! Aber den Burschen, den Annibal, muß der Teufel bewahrt haben, denn ich fand ihn und den Stadtschreiber wohlauf! Wäre er tot, so wäre sein Erbe unser gewesen! Und nun muß auch noch die Excellenz sein Oheim sein!"

Aber alles Unrecht wird meistens noch hier auf Erden gerächt! Schon ein Jahr darauf kamen die Preußen unter dem Herzog von Braunschweig und belagerten Mainz. Der französische Kommandant konnte es nicht halten und verließ in einer dunkeln Nacht die Stadt mit allen seinen Truppen. General Cüstine fand bald darauf in Paris ein trauriges Ende unter der Guillotine. Kaum hatten die Preußen von der Stadt Besitz ergriffen, so wurden verschiedene Personen, die bei dem Verrat beteiligt gewesen sein sollten, verhaftet. Maurice Marchand war entflohen, hatte aber Annibals Erbe, besonders die Edelsteine seiner Eltern, mitgenommen und den Verdacht des Verrates auf Annibal gelenkt, welcher der Neffe des Generals Cüstine sei. Annibal wurde auch wirklich gefänglich eingezogen. Aber nun stellte Herr Bärtel Annibals Unschuld nicht nur das wärmste Zeugnis aus, er erzählte auch von dem heldenhaften Benehmen desselben gegenüber den französischen Soldaten. Hierauf wurde Annibal schnell der Haft entlassen und von dem Herzog von Braunschweig persönlich belobt.

Er zog jetzt ganz zum Notar Bruck, der ihn zu seinem Nachfolger und Erben ernannte, da er selbst keine Kinder besaß. In Frankreich ging es indes kopfüber, kopfunter; der König Ludwig XVI. starb auf der Guillotine und mit ihm die Edelsten der Nation. Ein Bluttaumel war über das französische Volk gekommen, das erst ausrasen mußte. Aus ihm ging schließlich als Kaiser der Franzosen Napoleon Bonaparte hervor; er stand und ging am Himmel der Politik unter wie ein Komet, bis er zweimal entthront auf St. Helenas Felsen im weiten Ocean endete. Als Frankreich wieder ruhig geworden, kehrte Annibal de Cahors als tüchtiger Rechtsgelehrter und wohlhabender Mann in sein Vaterland zurück. Bei Philippe Marchand fand er Maurice Marchand, den Haarkräusler, als — elenden Bettler. Er verzieh ihm und erhielt von dem getreuen Philippe sein Gut zurück, belohnte aber den Redlichen überreichlich. Bald trat der begabte Mann in königliche Dienste und war Generalprokurator von Paris, als welcher er hochgeachtet von Freund und Feind gestorben ist. Für Deutschtum und Deutschland behielt er bis zu seinem Ende eine große Vorliebe. Die sterblichen Ueberreste seiner Eltern aber ließ er später nach dem geliebten Frankreich überführen. In Mainz jedoch blieb noch lange das Andenken an „den Sohn des französischen Tanzmeisters" im Schwange.

Auf der Heide.

Etwas für Schmetterlingsjäger.

Du warst mir ein gar trauter, lieber
Geselle, komm, du schöner Tag,
Zieh noch einmal an mir vorüber,
Daß ich mich deiner freuen mag!
Lenau.

Es war Anfang April. Mein kleiner Neffe, der Quartaner Hermann, wunderte sich nicht wenig, als ich ihm an einem sonnigen Morgen der Osterferien den Vorschlag machte, wir wollten nach der Heide gehen, um Schmetterlinge zu fangen.

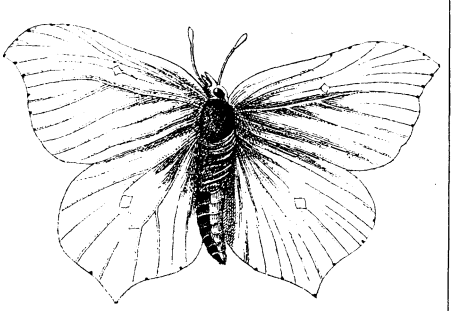
„Schmetterlinge fangen — im April?" fragte Hermann ungläubig und setzte dann lachend hinzu: „Du willst mich wohl in den April schicken, lieber Onkel?"

„Nein, diesmal nicht," entgegnete ich, „Geschichten, wie anfangs dieser Woche, wo man dich zum Kupferschmied schickte, um die ‚Dampfform' zu leihen, mögen auf den ersten April gehören, aber nicht auf den vierten, den wir heute schreiben. Es ist mir mit meinem Vorschlage des Schmetterlingsfanges Ernst. Zwar werden wir auf der Heide noch keine Scharen von Schmetterlingen antreffen, aber es tummelt sich doch schon der eine oder andere Falter zwischen den knospenden Birken und über dem braunen Kraute umher."

„Du meinst vielleicht einen Citronenfalter oder ein Pfauenauge?" fragte Hermann, dem die Sache immer noch nicht einleuchten wollte.

„Pah, Hermann!" entgegnete ich; „diesen Faltern mögen jene nachstellen, die noch in den Anfängen einer Schmetterlingssammlung stehen. Sie mögen auch ihr Netz voll Ungestüm nach einem kahlköpfigen Nesselfalter schwenken. Wir aber mit unserer hübschen Sammlung bedürfen einer edleren Beute. Und diese ist uns heute auf der Heide gewiß. Uebrigens sag' ich mit dem Dichter:

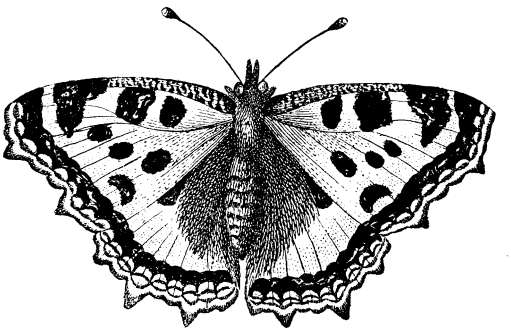
‚Der Worte sind genug gewechselt,
Laß mich nun endlich Thaten sehn —'



Citronenfalter.

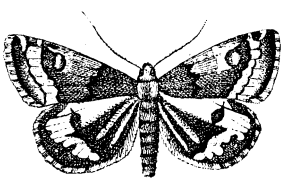
das heißt in Prosa: ‚Setz' deine Mütze auf, nimm dein Netz und deinen Kasten, und folge mir!'"

Wer war nun flinker bei der Hand als der kleine Hermann? Er stülpte seine grüne Mütze auf den blonden Krauskopf, steckte eine ovale Schachtel (in welcher ehemals eine Compagnie Bleisoldaten ihr Quartier gehabt hatte) in die Tasche seiner Jacke und machte mit seinem flatternden Schmetterlingsnetze (das dem Gazefutter eines abgelegten mütterlichen Seidenkleides seine Entstehung verdankte) gleich dem besten Soldaten „Gewehr über". Ich drückte den weichen schwarzen Filzhut in die Stirne, langte den Spazierstock aus dem Winkel — und dann verließen wir die Wohnung.



Großer Fuchs.

Ein freundlicher Morgensonnenschein vergoldete die Giebel der Häuser. Die Lindenbäume des Marktes entließen aus den rotschuppigen Knospen schon die zarten grünen Blättchen, und hinter dem zierlich geflochtenen Eisengitter eines vornehmen Hauses blühte in einem Vorgärtchen gelber, violetter und weißer Crocus. Der Rasen der alten Stadtwälle zeigte bereits einen grünen Anflug jungen Grases, denn wie dieses einfache Gewächs in den ältesten Zeiten der Schöpfung zuerst den öden Erdboden bekleidete, so tritt es noch heute am Ende des Winters als erster Zeuge des erwachenden Lebens hervor. „Die Erde lasse hervorgehen Gras . . .", heißt es in der Genesis, und dieses Schöpferwort vollzieht sich in jedem Jahre vor unseren Augen aufs neue.



Hängebirken-Eulchen.

Ueber die hohlklingende Bohlenbrücke traten wir ins Freie. Frühlingsfrisch breitete sich die Landschaft vor uns aus. Auf dem Brachacker blühte es schon in Weiß und Gelb und Blau: Hungerblümchen, Fingerkraut und Ehrenpreis. In den Hecken knospete und grünte es, und ein Pfirsichbäumchen tauchte seinen rosigblühenden Wipfel in den Sonnenglanz. In den Gärten lockten und verfolgten sich die Vöglein. „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!" rief die Goldammer von Baum und Busch, und „Fritz, Fritz, Fritz, willst ein Bierr?" fragte der Buchfink hoch vom Apfelbaum. Die Kohlmeise hingegen mahnte die Spinnerin, die jetzt zur Feldarbeit hinaus muß, un-

ermüdlich mit dem Rufe: „Spinn dicke, spinn dicke!“ das heißt die Spinnerin soll den Faden dicker drehen, um mit dem Spinnen schneller fertig zu werden. Ueber den jungen Saaten aber, zwischen welchen sodann unser Weg einher führte, schwebte das „Tireli, tireli“ der Lerche, dieser Jubelton, der von der Erde bis an die Pforten des Himmels steigt und hier zum „Gloria in excelsis Deo!“ wird. —

„Der April,“ bemerkte ich zu meinem kleinen Begleiter, ist der Monat, der nach Ciceros Erklärung seinen Namen daher erhielt, weil er die Erde und deren Wachstum erschließt: Aprilis, quia aperit terram. Zwar bleibt nun unser deutscher April ziemlich weit hinter demjenigen Italiens zurück, indem unsere Bäume meist kahl sind oder gar ihr dünnes Laub noch in den Fingern halten, wie hier die Eichen; aber es quellen an anderen Stellen doch schon manche herzerfreuende Lebenszeichen aus dem aufgeschlossenen Erdengrunde hervor. Ein solches Lebenszeichen ist auch der Wollweidenstrauch, der dort im Graben steht. Schau nur, wie seine Zweige mit goldgelben Staubkätzchen überblüht sind! Kätzchen an Kätzchen klettert die langen schwanken Ruten empor und leuchtet golden im Sonnenscheine. Dabei verbreiten diese Blüten einen herbsüßen angenehmen Duft, welcher eine große Anziehungskraft auf die Insekten ausübt. Mit stetem Gesumm und Gebrumm umschwirren sie die Blüten und tunken ihre Saugrüssel in die Honigtröpfchen und Zuckertröpfchen, deren die Weidenblüten so viele haben, wie kein Konditorladen der Welt. Den Tierlein ist jetzt ein köstliches Frühlingsmahl bereitet, und wer hat sie dazu geladen?

„Er ist es selbst gewesen,
Der gute reiche Wirt
Des Himmels und der Erden,
Der nimmer ärmer wird.

Er hat gedeckt die Tische
In seinem weiten Saal,
Und ruft, was lebt und webet,
Zum großen Frühlingsmahl.“

Unter diesen Worten hatte ich den kleinen Hermann näher an den blühenden Strauch herangeführt. Welch ein hübsches Schauspiel bot sich unseren Blicken dar! Ja, ein Schauspiel mit Konzert! Hunderte von Insekten: Bienen, Mücken, Fliegen, Käfer, taumelten um die Blütenbecher und summten und brummten, klangen und sangen, schwirrten und flirrten dabei. Die Bienen hatten schon dicke Höschen von Blütenstaub an und machten sich damit auf den Heimweg, um sie den Genossen im Stocke zu bringen. Die Käfer saßen zu zweien bei einander und bewegten die Fühlhörnchen nach links und rechts, als wollten sie sagen: „Wie schmeckt's so süß, der Zucker muß hier wohlfeil sein!“ Die dicken Hummeln in schwarzem Pelzwams und gelbem Halskragen hingen mit den Haken ihrer Füße an den Blüten und nahmen einen gehörigen Schluck von dem süßen Nektar — denn wie sie in echtes russisches Rauchwerk gekleidet sind, so geberden sie sich auch im Trinken wie echte Russen — und wenn sie endlich genug hatten, so schnurrten sie schwerfällig davon und spielten den Baß bei der Tanzmusik: „Drum, drum, drum!“ Doch vor allen reizten uns die Schmetterlinge. Da hing der gelbe Citronenfalter mit geschlossenen Flügeln an einer gelben Weidenblüte so fest, so innig, daß er gleichsam eins mit der Blüte zu sein schien; da bewegte sich der kleine Fuchs so unruhig wie ein richtiges Füchslein in der gelben Blütenwildnis, bald die rotgelben, blaugekanteten Flügel auseinanderbreitend, bald dieselben schließend, so daß nur die schwärzliche Unterseite sichtbar war; auch der große Fuchs, der vornehmere Vetter des kleinen, kam herbeigerauscht, um flüchtig an dem Nektar zu nippen und dann, wie ein großer Herr, der auf Reisen ist, wieder davonzusausen; endlich ruhte das Tagpfauenauge auf einem gelben Blütenpolster, breitete die rotbraunen, mit vier schillernden Augenflecken gezierten Schwingen wie prahlend auseinander und drehte sich zierlich auf seinem Sitze im Kreise herum.

(Schluß folgt.)

Das Ballspiel.

1.

Wenn ich in diesen Frühlingstagen, sagte mir mein Freund bei einem Spaziergange auf dem alten Walle des Städtchens, unsere ballspielenden Kinder sehe, so muß ich an meine eigene, entbehrungsvolle Jugend denken, die ich in einem Walddorfe Thüringens verlebte. Unsere heutigen Stadtkinder verfügen bei ihrem Ballspiele über große und prächtige Gummibälle, die nicht selten den Umfang eines Kindskopfes erreichen und mit buntfarbigen Mustern, ja sogar mit den niedlichsten Landschaften bemalt sind; dabei sind diese Bälle leicht wie eine Feder und elastisch wie eine Tänzerin; sie fliegen mit den Schwalben um die Wette und können, wenn sie beim Niederfallen den Kopf oder die Nase des Kindes treffen, nicht einmal einen „Düls“ (eine Geschwulst) verursachen. Solche herrliche Bälle kannte in meiner Jugend die Welt noch nicht; und wenn die Welt sie auch gekannt hätte, so wären sie am allerwenigsten in unseren stillen Waldwinkel gedrungen; und wenn sie durch irgend ein Wunder in unseren stillen Waldwinkel gedrungen wären, so hätten unsere Eltern uns dieses kostbare Spielzeug doch nicht gekauft, da sie ihre mit Holzfällen und Waldarbeit so sauer verdienten Groschen für ganz andere Dinge nötig hatten. Wir Kinder mußten uns unser Spielzeug selbst beschaffen. Unsere Jugend war entbehrungsvoll, aber darum nicht unglücklich; nein, sie war so wonnig und sonnig, wie nur die schönste Jugend es sein kann, vielleicht in Feld und Wald und unter Gottes freiem Himmel noch wonniger und sonniger als eine in der dumpfen Stadt, in den engen Straßen und zwischen den hohen Häusern verlebte Jugend. Dadurch aber, daß wir uns unser Spielzeug selbst herstellen mußten, schärfte sich die Erfindungskraft unseres Geistes, übte sich die Geschicklichkeit unserer Hände. „Selbst ist der Mann,“ pflegte mein Großvater zu sagen, wenn ich ihn quälte, mir ein Spielzeug zu verfertigen; wohl gab mir der herzensgute, kinderfreundliche Mann die ersten notwendigen Unterweisungen, wohl lehrte er mich die unentbehrlichsten Handgriffe mit dem Taschenmesser, der Schere oder der Nähnadel; dann aber gab er mir das angefangene Spielzeug zurück und wiederholte sein Schlagwort: „Selbst ist der Mann“. Und der Befolgung dieses Schlagwortes verdanke ich es, daß ich mich später in so manchen Lebenslagen zurechthelfen konnte, wo andere ratlos und mutlos dastanden.

Nun aber zurück zu unserem Ballspiel. Um uns einen Ball zu verschaffen, gingen wir Dorfkinder an Sonntagen in die Wälder, denn unsere Bälle wuchsen auf den Bäumen. „Das müssen ja eigentümliche Bäume sein,“ denkst du, „auf welchen Bälle wachsen; allerdings gibt es in den tropischen Ländern Brotbäume und Kuhbäume (die Milch liefern), aber von Ballbäumen hab' ich noch niemals gehört, am allerwenigsten, daß sie in deutschen Wäldern wachsen sollen.“ Lieber Freund, ich will dir nur gleich ein Lichtchen in dem Laternchen deines Kopfes anzünden: der Baum, den ich meine, ist die Birke. Am Stamme der alternden, absterbenden Birken bilden sich bisweilen schwammartige, knollige Auswüchse, die wohl zur Größe eines Kindskopfes anschwellen. Diese Auswüchse traten wir mit unseren Stiefeln herunter oder wir säbelten sie mit unseren Holzsicheln ab, und wenn wir der kostbaren Beute genug hatten, dann setzten wir uns aufs weiche grüne Waldmoos und schnitzelten mit den Taschenmessern runde Kugeln — Bälle — davon. Freilich ließ ihre Kugelgestalt manches zu wünschen übrig. Aber das brauchte man so genau nicht zu nehmen. War doch sogar die Erde, auf der wir wohnten und durch den Weltraum sausten, eine unvollkommene Kugel! Unser Schullehrer hatte noch in der letzten Geographiestunde gesagt, daß die Erdkugel am Nordpol und Südpol abgeplattet sei. Unsere Birkenschwammbälle ersetzten die Mängel ihrer Kugelgestalt reichlich durch Leichtigkeit. O, wie sie bis hoch in die Wipfel der Buchen und Tannen flogen, wenn wir sie zur Probe in die Luft warfen! Die Raben

streckten die schwarzen Hälse aus den Nestern und schrieen „krah, krah“, wenn der Ball an ihnen vorüber in die Lüfte stieg; und sank er zurück, im Fallen die Blätter und Zweige berührend, dann duckten sich die schwarzen Rabenköpfe eilig ins Nest und sagten nur leise noch einmal „krah“! Auch ziemlich weich waren unsere Bälle, Notabene, solange noch der Baumsaft im Schwamme steckte. War dieser im Laufe der Tage ausgetrocknet, so wurden die Bälle hart, steinhart, und es war wirklich nicht angenehm, ein solches Ding an den Kopf zu bekommen. Das gab „Dülse“ von Faustgröße. Darum wurde der Besitzer so eines gefährlichen Balles stets von seinen Spielkameraden aufgefordert, für eine Erweichung seines Spielzeuges zu sorgen. Wie aber wurde diese Erweichung bewerkstelligt? Nun, der harte Ball wurde einfach in den Kessel geworfen, in welchem das Viehfutter kochte; mit den Rüben oder zerstampften Kartoffeln kochend, sog der Ball eine Feuchtigkeit ein, die ihn wiederum für acht bis vierzehn Tage brauchbar und ungefährlich machte. Aber der Geruch, der dem Balle zugleich aus dem Viehkessel anhaftete, er war wahrhaftig nicht der lieblichste!

Die Birke, welche uns die netten Bälle lieferte, würde unsere innigste Liebe genossen haben, wenn sie nicht andererseits auch die bösen Birkenruten geliefert hätte. Gar oftmals rächten die zur Rute gebundenen Birkenzweige die Wunde, welche wir dem Baume durch Abschälung seines Schwammes zugefügt hatten. Unser Lehrer hatte stets eine Birkenrute auf seinem Katheder liegen, und wer mit seinem Birkenschwammball in den Freistunden eine Scheibe einwarf, machte etwas später die Bekanntschaft der Birkenrute. Ja, nicht umsonst nennt schon Plinius die Birke die „furchtbare“: betula terribilis magistratuum virgis — und ein deutsches Gedicht aus dem 16. Jahrhundert, das die Waffe der Züchtigung im Volkstone preist, hat mir niemals gefallen können:

„— — Grüß dich du edles Reise!
Dein Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt,
Beugst ihren stoltzen wilden Mut;
Nicht besser Holz wird funden,
Erfahrung bringen thut.

Für andre Bäume glanzet
Ein Birk mit weißer Rind,
Im Wald vom Gott gepflanzet
Zur Straff der bösen Kind,
Daß sie die halt inn guter Zucht,
Vom Galgen mag erretten,
Heylet vil böser Sucht.

Der ich dies Liedlein dichtet,
Hieß Alexander Held.
Die sach mich hart anfichtet
Mir billich übel gefällt:
Daß man die edel Jugent zart
In Gottes forcht nicht haltet
Und die Rüt an ihnen spart.“

(Fortsetzung folgt.)

Unter den Kreuzfahrern.

Es war an einem schönen Herbstmorgen des Jahres 1097. Taubeschlagen glänzten vor den Zeltreihen der Kreuzfahrer die Schilde und Rüsten, und aus dem engen Flußthal, an dessen Rand das Lager aufgeschlagen war, stiegen dichte Nebel empor — im Osten aber hob sich schon die Sonne: sie wies den Weg nach Jerusalem, den Weg zum heiligen Grabe.

Der Vortrupp des Heeres war es, der hier lagerte: eine auserwählte Schar von etwa zweitausend Reitern — um einen Tagemarsch zurück folgte die große Masse, trotz der Verluste vor Nicäa, das hartnäckig widerstanden hatte, immer noch über 70 000 Mann. Dort befanden sich auch die obersten Führer, der edelmütige Herzog von Niederlothringen, Gottfried von Bouillon, der kühne Boëmund von Tarens und Robert, der Fürst der Normandie. Den Vortrupp führte der Herzog Balduin, Gottfrieds tapferer Bruder. Grad am Tage vorher hatte er im schweren Strauß die Thalenge erkämpft, die jetzt dem Weitermarsch des Heeres offen stand. Es war ein hartes Ringen gewesen, ehe der Feind sich zur Flucht wandte, die Verluste waren herb — den schwersten freilich bemerkte man erst, als der Sieg errungen war.

Herzog Balduin hatte einen Neffen mit sich ins Feld genommen, einen Knaben, der Pagendienst bei ihm verrichtete und den er — kinderlos wie er selbst war — gleich einem eigenen Sohn liebte. Der junge Tancred, der wegen seiner Anmut und Liebenswürdigkeit der Liebling des ganzen Heeres war, sollte, als sein Ohm die Führung des Vortrupps übernahm, bei der Hauptmasse zurückbleiben, nur auf sein flehentliches Bitten war ihm verstattet worden, den Oheim zu begleiten. Herzog Balduin hatte ihm aber streng eingeschärft, sich nicht am Kampf zu beteiligen und ihm auch aus besonderer Vorsorge noch einige Reisige beigegeben, die ihn schirmen und schützen — und was bei dem kecken Burschen wohl besonders notthat, seinen Schlachtendurst mit ihrer Erfahrung zügeln sollten. Aber der übersprudelnde Jugendmut hatte sich nicht halten lassen, Tancred war seinen beiden Wächtern entwichen und — er blieb verschwunden. Vergebens ließ der Fürst das Blachfeld absuchen — es konnte kaum anders sein: der geliebte Neffe, der Stolz und die Hoffnung der ganzen Sippschaft, mußte in die Hände der Ungläubigen gefallen sein. Der Herzog war außer sich. Nur sein Pflichtbewußtsein hielt ihn davon zurück, sofort aufsitzen zu lassen und das feindliche Lager zu überfallen, koste es was es wolle. Mit Mühe hatten ihn endlich seine näheren Freunde dazu gebracht, sich in sein Zelt zurückzuziehen, um wenigstens die beiden armen Knappen, denen er den Neffen anvertraut, vorläufig vor seinem Zorn zu retten. Ritter Weltin, sein Vertrautester, war die ganze Nacht über bei ihm geblieben — der Reisige aber, der vor dem Zelt Wacht gehalten hatte, erzählte, der Herzog habe bald geraft wie ein Löwe, bald wieder geweint wie ein Kind.

In frühester Morgenstunde schritt der Leibknappe des Herzogs eilend die Zeltgasse entlang. Vor einem Gezelt, an dessen Rüststange ein Schild mit drei gekrönten Löwen hing, machte er endlich Halt und winkte einem alten Diener, der in der Nähe auf einem Felsblock saß und an einem Schwert herumputzte, als ob die blitzblanke Schneide immer noch blänker werden müsse. „Ritter Eginhard soll sofort zum Herzog kommen,“ raunte er ihm zu.

„Oha, Junker!“ brummte der Alte „hat's solche Eile? Der Knecht hat noch nicht einmal die Morgensuppe fertig, und gestern abend gab's auch nichts zu knacken und zu beißen. Der Herr Herzog wird sich wohl noch ein wenig gedulden müssen.“

Der Knappe stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. „Es ist, wie ich's Euch sagte: ‚Sofort‘ hat der Herzog befohlen. Wollt Ihr's nun Eurem edlen Herrn sagen, oder soll ich selbst —“ er legte die Hand an die Zeltdecke, aber der Alte kam ihm zuvor. „Es ist immer besser, mein Gebieter sieht beim Aufwachen mein Gesicht als das Eure: ich werd' Euren Auftrag ausrichten,“ meinte er mürrisch und verschwand unter dem Vorhang.

Wenige Augenblicke darauf hob sich derselbe aufs neue, eine schlanke hochgewachsene Mannesgestalt trat heraus — der Zeltherr mußte wohl angekleidet geruht haben, wie's beim Vortrupp ja auch Pflicht war — und sog mit so vollen Zügen die frische Morgenluft ein, als wolle er gewaltsam einen schweren Druck damit vertreiben, der auf ihm zu liegen schien. Der Diener, der unmittelbar nach ihm das Zelt verlassen hatte und jetzt seine Sturmkappe bereit hielt, sah dem Ritter besorgt ins Gesicht. „Das Fieber hat Euch wieder geschüttelt, edler Herr“, wagte er dann zu sagen, „denkt daran, wie schlecht es Euch vor Nicäa ging und schont Euch. Erlaubt, daß ich zum Herzog gehe und melde —“

Der Ritter zwang ein Lächeln auf seine Züge. „Beruhige dich, Bruno, das Fieber hat der weise, griechische Medicus wohl geheilt. Es ist nur ein böser Traum gewesen, der mich plagte.“ Er nahm die Sturmhaube aus des Alten Händen und drückte sie sich auf die blonden Locken.

„Ich träumte, ich solle die liebe Heimat und mein treues Weib nicht wiedersehen —"

„Da sei Gott davor, gestrenger Herr —" rief der Diener erschreckt.

„Du weißt ja, Alter: Träume sind Schäume, so wird's, wollen wir hoffen, auch dieser sein. Aber nun zum Herzog — er soll nicht sagen, daß Eginhard von Volney ihn habe warten lassen, wenn er seiner bedurfte."

„Spottet der Träume nicht, gestrenger Herr," meinte der Diener halblaut, indem er dem Gebieter das Wehrgehänge umgürtete. „Es soll schon mancher bereut haben, daß er ihre Warnungen nicht beachtet. Mir schwant, mit Verlaub zu sagen, nichts Gutes: Wenn der Herr Herzog Euch, grade Euch, zu sich entbieten läßt, gibt's gewiß ein sonderlich schweres Stücklein auszuführen."

„Und wenn's so wäre, Udo! Du mußt's doch wissen, daß mich mein Herr Vater allezeit gelehrt hat: ‚Je schwerer die Pflicht, desto höher die Ehre!' Und nun genug davon, Alter: Sorge du, daß ich einen guten Morgentrunk vorfinde, wenn ich vom Herzog zurückkomme, es kann ja sein, daß ich gleich aufbrechen muß."

Der Herzog empfing den Ritter allein im Zelt. Seine sonst so adlerscharfen Augen blickten trübe, aus seinem Gesicht sprachen die langen Stunden einer durchwachten Nacht, und es schien, als ob die Worte sich nur mühsam von seinen Lippen lösten: „Ich habe Euch rufen lassen, Eginhard, weil ich Euch kenne als der Unerschrockensten einen und, daß ich's gleich sage, weil ich weiß, daß Ihr auf der Seefahrt und vor Nicäa, als Ihr krank lagt, Euch mit der Sprache der ungläubigen Hunde beschäftigt habt, so daß Ihr Euch mit ihnen verständigen könnt, wie kaum ein zweiter von uns. Ich weiß aber auch weiter, was Euch niederdrückt und vor der Zeit zu einem tiefernsten Mann gemacht hat — — still, Eginhard, laßt mich ausreden," fuhr der Fürst fort, als der Ritter ihn unterbrechen zu wollen schien, „mein Herr Bruder hat's mir anvertraut, daß Ihr im Streit mit Euren Vettern von Moosburg um all' das Eure gekommen seid und um die Zukunft der Euren daheim, Eures liebwerten Ehegemahls und Eurer Kinder bangt. Nun wohl, Eginhard, Euch ist bekannt, daß ich gestern mein Teuerstes, die Hoffnung meines Alters, verloren habe. Mein herziger Bub, der Tancred, ist in die Hände der Heiden gefallen. Hin und her haben wir gegrübelt, was wir thun könnten, den Gefangenen zu befreien — aber, nennt mich feige, Ritter, ich gewinn's nicht über mich, des Knaben Leben auf die Schneide meines guten Schwertes zu stellen. So haben wir denn endlich herausgeklügelt, daß es das beste sein wird, ihn von den Ungläubigen loszukaufen. Man sagt ja, sie seien nicht unempfindlich gegen blinkendes Gold und glitzernde Steine — nun wohl, ich will ihnen alles bieten, über was ich hier verfüge: an 5000 Goldgulden, sagt mein Seckelmeister, wären es, und ich füge noch diese schwere goldene juwelenreiche Kette hinzu, die ich vom König erhielt, als er mich mit meiner Grafschaft belehnte. Euch aber, Eginhard, bitte ich, zu ihnen zu reiten und ihnen mein Gebot zu machen — bringt Ihr mir den Knaben zurück, so will ich das durch den Tod erledigte Lehen von Wunnstein Euch und Euren Kindern und Kindeskindern überlassen. Hier meine Hand und mein fürstliches Wort darauf. Ihr wollt? Nun so geht — der Allmächtige und alle Heiligen seien mit Euch!"

Eine Stunde später ritt ein kleiner Reitertrupp ostwärts zum Lager hinaus — Eginhard von Volney an seiner Spitze, neben ihm der alte Udo, von dessen Lanzenschaft heute ein weißes Tuch als Friedenszeichen flatterte. Eginhard hatte ihn zurücklassen wollen, aber der eigenwillige Alte hatte sich dessen bestimmt geweigert: „Heute, gerade heute gehe ich nicht von Eurer Seite, gestrenger Herr, und wenn Ihr mich zehnmal fortschicktet. Mir wär's freilich lieber, von meiner Lanze wehten unsere guten Farben, als der weiße Lappen hier —" brummte er dann leiser in seinen grauen Bart hinein, als Eginhard ihn ganz gegen alle Gewohnheit gar keiner Antwort würdigte.

Es schien, als ob die Heiden die Schläge von gestern gar schwer empfunden hätten, sie waren wie vom Erdboden verschwunden. Zwei Stunden schon ritten die Kreuzfahrer ostwärts, ohne auf sie zu stoßen, die doch sonst die Vortruppen immer dicht von allen Seiten her bedrängten. Da weitete sich plötzlich das Flußthal zu einer breiten Ebene, und wie aus dem Wüstensand emporgetaucht zeigte sich vor den Reitern eine starke Schar des Feindes — kaum tausend Schritte mochten sie entfernt sein. Hochauf hob Udo die weiße Flagge, und im Galopp ging es unter ihrem Schutze auf den Trupp des Gegners zu.

Heilig ist die weiße Farbe des Unterhändlers allen Völkern. Heiden und Christen erkennen sie an, und ein uralter Gebrauch macht ihre Träger unverletzlich. Fluch über den, der das Zeichen des Friedens nicht ehrt und achtet!

Auch Eginhard vertraute darauf. Er hatte sogar die schwere Brustrüstung im Lager gelassen und nur einen leichten Wamms übergeworfen, unbeschirmt ritt er auf die Gegner los. Da hob sich plötzlich, noch lagen wohl vierhundert Schritte zwischen dem Ritter und den Heiden, aus einer Vertiefung des Bodens ein feindlicher Bogenschütze — vergebens rief ihm der Ritter das Friedenswort zu, vergebens schwenkte Udo die weiße Flagge — schon lag der Pfeil auf dem Bogen — er traf nur zu gut — taumelnd sank der Ritter, von des treuen Dieners Armen aufgefangen, aus dem Sattel. Zugleich aber brauste von seitwärts ein starker, feindlicher Reitertrupp heran, ein kurzer Kampf entspann sich, in dem Eginhards wenige Knechte bald überwältigt waren — er sah nur noch, wie Udo ihn gegen die Streiche der Ungläubigen mit dem eigenen Körper zu decken versuchte, dann überwältigte ihn eine tiefe Ohnmacht. — — —

Als er wieder zu sich kam, lag er in einem prächtigen Gemach auf weichem Pfühle gebettet und neben ihm — träumte oder wachte er — saß Tancred. Er wollte sprechen, fragen, forschen, aber der Knabe legte ihm rasch die Hand auf den Mund: „Der weise Hakim*) hat jedes Wort verboten, Ritter", sagte er. „Ihr lagt lange Tage im Wundfieber", fügte er erklärend hinzu, „seid aber auf dem Wege zur Besserung. Ruht Euch nur jetzt, ich werde Euch alles getreu berichten." Und Eginhard war so matt und schwach, daß er nur leise lächeln konnte, dann fielen ihm die Augen aufs neue zu und er schlummerte sanft und ruhig.

Die nächsten Tage aber brachten ihm Klarheit — die traurige Gewißheit zugleich, daß er gleich Tancred ein Gefangener sei. Der Knabe erzählte ihm, daß sie sich auf dem Bergschloß des arabischen Fürsten Abi-Azar befänden; er berichtete, wie er selbst gefangen genommen worden und nur dadurch dem Schicksal, weiter in die Sklaverei verkauft zu werden, entgangen sei, daß der etwa gleichaltrige Sohn des Arabers Sahreddin, ein besonderes Wohlgefallen an ihm gefunden und sich ihn als Spielgefährten losgebeten habe. Den Ritter selbst hätten die Heiden zuerst in strenger Haft gehalten, aber doch wohl in der Aussicht auf ein hohes Lösegeld gepflegt, dann sei es Sahreddins Fürsprache gelungen, ihn mit Tancred zu vereinen.

„Und wo ist mein treuer, alter Udo?" hauchte Eginhard. „Lebt er? Was weißt du von ihm?"

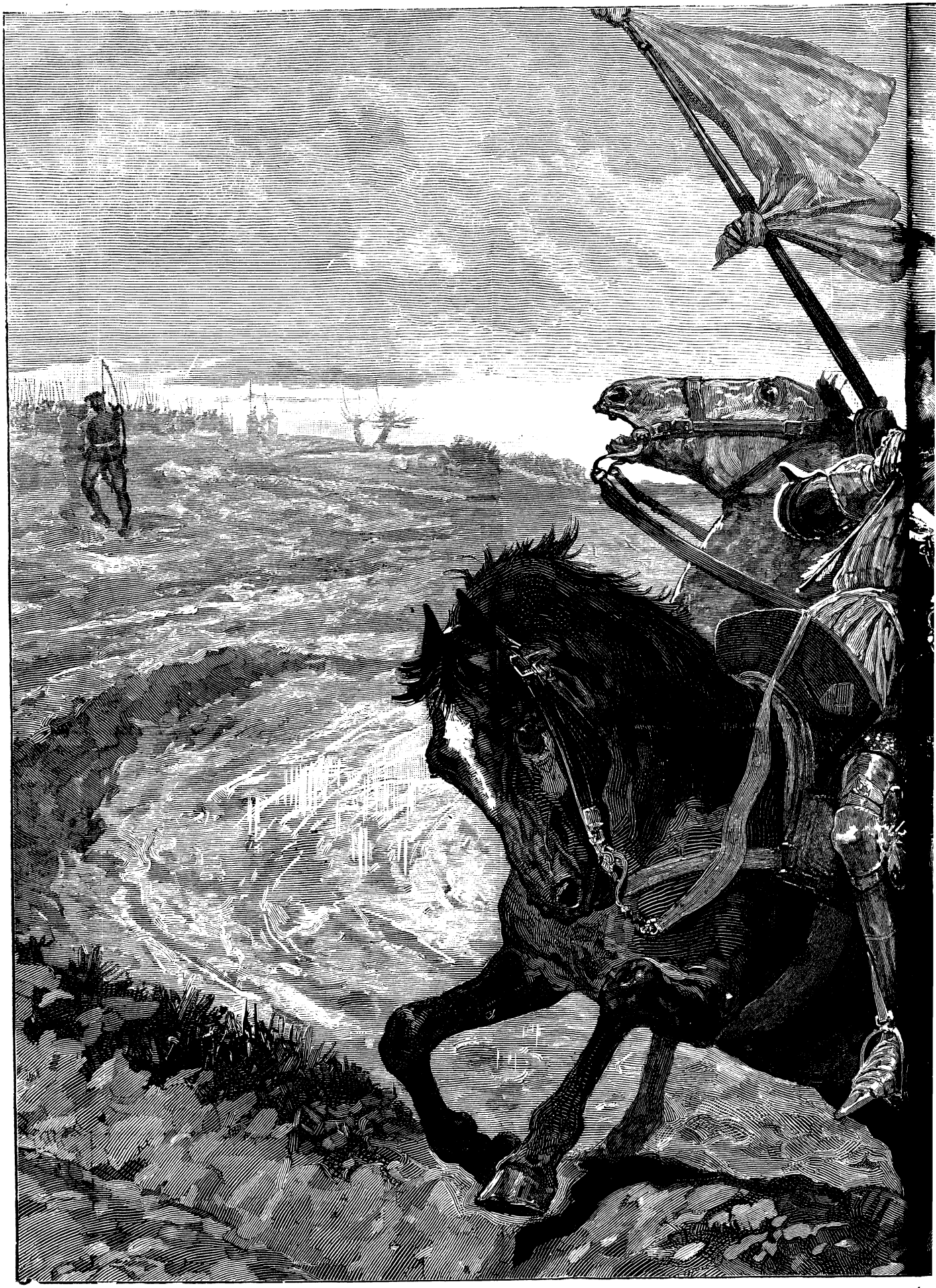
Der Knabe lächelte. „Er lebt und ist gesund. Allzuerst haben sie ihm grob mitgespielt, da er gar so ungefüge und grob war. Als sie dann aber erfuhren, daß er gar bewandert in der edlen Kunst der Falkenbeize sei, die bei den Heiden im großen Ansehen steht, haben sie ihm ein Pöstchen gegeben, das ihm wohl gefällt: er richtet die jungen Falken ab — ich werde zusehen, daß ich ihn bald zu Euch bringen kann."

„Und was weißt du von den Unseren?"

Tancred stöhnte leise. „Wenig und viel, wie Ihr's nehmen wollt. Ich hörte wohl, daß sie tapfer im Vormarsch sind — aber uns müssen sie vergessen haben. Freilich, die Burg liegt weit ab von ihrer Heerstraße, und sie mögen uns für tot halten: wo ist die Zeit, Tote zu rächen, wenn es so hohe Aufgaben gilt, wie ihnen vorschweben."

Eginhard konnte nur bejahend den Kopf neigen. „Du hast recht, mein Junge," flüsterte er ihm dann leise zu. „Aber laß mich nur erst gesund sein, dann wollen wir schon Mittel finden, uns zu befreien, und wenn wir den Schlüssel zu unserem Kerker vom Himmel herunterholen sollten. Und nun geh und sieh zu, ob du nicht

*) Arzt.



Unter den Fr

„— schon lag der Pfeil auf dem Bogen — er traf nur zu gut — taumelnd

en Kreuzfahrern.

eind ist der Ritter, von des treuen Dieners Armen aufgefangen, aus dem Sattel."

deinen Freund Sahreddin zu mir bringen kannst — ich bin wahrlich begierig, den edelmütigen Knaben kennen zu lernen und ihm zu danken!"

Sahreddin kam. Es war ein fast übermäßig schlanker, hoch aufgewachsener Knabe mit edelgeschnittenem Gesicht und lieben, sanften Augen, aus denen unendlich viel Herzensgüte sprach — milde wie sein Blick war seine Sprache. An Tancred hing er augenscheinlich mit hingebender Liebe und auch Eginhard schloß er schnell in sein warmempfindendes Herz ein — bald teilte er sich mit seinem jungen christlichen Freunde treulich in die Pflege des Wunden, dessen Genesung schnelle Fortschritte machte.

Da stürzte Sahreddin eines Tages in Thränen aufgelöst in das Zimmer Eginhards. „Freunde," rief er mit bebender Stimme, „große Gefahr droht euch: Es ist ein Brief von meinem Vater, der, wie ich euch sagte, in Jerusalem weilt, an den Burgvogt gekommen. Die Euren haben uns eine große Karawane fortgenommen und Hunderte in die Sklaverei geschleppt — der Vater hat befohlen, an euch Rache zu nehmen" . . . Thränen erstickten dem Knaben die Worte, nur stockend konnte er vollenden: „Der Burgvogt soll euch töten. Vergebens habe ich auf den Knien vor dem Unerbittlichen gelegen, ich, des Herren Sohn, vor dem Knechte — nur um Aufschub habe ich gefleht, bis des Vaters Zorn sich besänftigt hat, aber er stützt sich auf den Buchstaben des Befehls und folgt mir auf dem Fuße, um euch in das Burgverließ zu schleppen. Morgen — morgen schon soll das Entsetzliche geschehen."

Eginhard zog die schluchzenden Knaben sanft an sich. „Der Herr wacht über uns alle, mein Sahreddin, mein Tancred. Er, ohne dessen Willen kein Sandkorn zertreten wird, wird auch uns nicht verlassen," sagte er zuversichtlich.

Die drei Christen — denn auch Udo schloß man in den Befehl — wurden in ein unterirdisches Gewölbe gebracht, Sahreddin mußte mit Gewalt von ihnen losgerissen werden, aber er schied nicht, ohne Eginhard noch einmal fest die Hand zu drücken und ihm zuzuflüstern: „Ich verlasse euch nicht — ich weiß, ich werde euch retten."

Die Stunden rannen dahin. Eginhard und Tancred saßen im stillen Gebet, der alte Udo war, nachdem er sich weidlich ausgetobt und die ungläubigen Hunde in alle Höllen verflucht hatte, schließlich in einen unruhigen Schlummer gefallen. Totenstille herrschte in dem weiten Raum, nur das leise Herabrieseln des Wassers von den feuchten Felswänden tönte einförmig durch die Dunkelheit.

Da rasselte es plötzlich an dem schweren, eisenbeschlagenen Thor, langsam drehte dasselbe sich in den Angeln, und der Schein einer kleinen Blendlaterne fiel in den Kerker. Eginhard sprang auf, er hatte Sahreddin erkannt.

Der Knabe lächelte trübe und glückselig zu gleicher Zeit. „Schnell, Freunde," stieß er hastig hervor, „es ist mir gelungen, dem schlafenden Vogt den Schlüssel zu entwenden, alles ist zu eurer Befreiung vorbereitet. Eilt euch — die Zeit drängt." Er rüttelte Udo auf und schlug dann die Thür hinter sich zu. „Gerade, daß ihr in dies Gewölbe gebracht wurdet, macht mir eure Rettung möglich: hier aus dieser Ecke führt ein unterirdischer Gang ins Freie, der Vater zeigte mir ihn einst, damit ich, falls die Burg in Feindeshand fallen sollte, durch ihn entfliehen könne." Er leuchtete an den Seitenwänden entlang und fand endlich tastend einen kleinen in die Quadern eingelassenen Ring. Als er, von Eginhard unterstützt, kräftig an demselben zog, drehte sich ein schwerer Felsblock, eine schmale, dunkle Oeffnung wurde sichtbar. Tancred warf sich an des Freundes Brust, aber der entschlossene Knabe drängte zum Abschied: „Hier, Ritter Eginhard, nehmt diesen Beutel mit Gold, Ihr werdet mir das Darlehen später zurückgeben," fügte er feinfühlend hinzu, „und diesen Ring. Nicht weit von der Oeffnung, mit der jener Gang dort innerhalb einer kleinen Höhle endet, liegt ein Meierhof. Die Frau des Besitzers Abdallah war meine Amme, er selbst ist mir treu ergeben und gestern abend von mir benachrichtigt worden; wenn Ihr ihm diesen Ring, den meine Mutter nie von den Händen ließ, vorzeigt, wird er euch Pferde für die Flucht geben. Und nun vorwärts — die Zeit drängt."

„Und du, Sahreddin?" fragte Eginhard besorgt. „Was wird aus dir geschehen, wenn unsere Flucht und du als unser Retter entdeckt wirst?"

Der Knabe richtete sich stolz auf: „Ich bin Abi-Azars Erstgeborener; niemand wird es wagen, sich an mir zu vergreifen. Und dann," er lächelte unter Thränen, „glaube ich, daß der Vogt, dem ich seine Schlüssel schon wieder unbemerkt zustecken werde, selbst froh sein wird, eure Flucht vertuschen zu können — ich wette, daß er behauptet, böse Geister hätten euch entführt."

Noch einmal umarmten sich die Freunde — nicht ohne daß Udo als er Sahreddin die Hand küßte, kopfschüttelnd gemurmelt hätte: „So gut — und doch ein Heide!" — noch einmal herzten Tancred und der junge Araber sich innig, dann drückte Sahreddin dem Ritter mit dem goldgefüllten Beutel zugleich die kleine Blendlaterne in die Hand und drängte zum Abschied. „Auf Wiedersehen — auf Wiedersehen!" Der mutige Knabe zwang sich zu einem Lächeln, als er ihnen zum letztenmal die Hand schüttelte; kaum aber war der Letzte der Drei in dem engen, dunklen Gange verschwunden, so schlug er die Hände vor das Gesicht und weinte bittere, schmerzliche Thränen.

Die Flucht glückte. Sahreddin hatte nicht zu viel versprochen, die Pferde standen bereit und trugen die Flüchtlinge schnell dem Heere der Kreuzfahrer entgegen; sie wurden auch nicht einmal verfolgt: es war gekommen, wie der Knabe vorhergesehen. Er hatte die Oeffnung zu dem geheimen Gang und die Kerkerthür sorgsam wieder verschlossen, den Schlüssel dem Burgvogt wieder zugesteckt und der letztere hielt es wirklich für das beste, die Flucht den Dschinns, den bösen Geistern, zuzuschreiben, wobei freilich manch mißtrauischer Blick Sahreddin streifte.

Am dritten Tage erreichten die Flüchtigen das Heer, wo lauter Jubel die längst Verlorengeglaubten begrüßte. Als Tancred seinem fürstlichen Oheim die Geschichte ihrer Rettung erzählte, gelobte der Herzog Sahreddin feierlich Dank und entließ hundert arabische Gefangene aus ihrer Haft. Eginhard, der bereits im Lager den Lehnsbrief über den Wunnstein erhielt, fand aber noch andere Gelegenheit, sich dem aufopfernden, treuen Knaben dankbar zu erweisen; als die kühnen Kreuzfahrer am 15. Juli 1099 die Stadt des heiligen Grabes, Jerusalem, erstürmten, und der wilde, zügellose Troß, der damals alle Heere begleitete, sich plündernd über die Häuser der Ungläubigen stürzte, rettete Eginhard einem vornehmen Araber das Leben: es war Abi-Azar, war Sahreddins Vater. Und als dann das heilige Land zu einem Königreich Jerusalem und Gottfried von Bouillon, Herzog Balduins großer Bruder, zum Schirmvogt desselben erwählt wurde, gelang es den vereinten Bitten der dankbaren Freunde, dem Vater des edelmütigen Knaben auch den größeren Teil seiner reichen Besitzungen zu erhalten. Tancred, der im heiligen Lande blieb, bewahrte seinem Freunde aus der Gefangenschaft allezeit ein treues Herz.

Eginhard aber zog bald nach der völligen Eroberung Palästinas, von seinem alten Udo begleitet, in die Heimat zurück. Ihm dünkte das stille Glück eines friedlichen Familienlebens höher als die rauschenden Ehren, die den siegreichen Kreuzfahrern wurden. Alljährlich einmal jedoch mußte der Schloßkaplan von Wunnstein ein umfangreiches Epistel aufsetzen, das den lieben Freunden im heiligen Lande galt. Nichts verbindet die Herzen ja mehr als glücklich überstandene, gemeinsame Gefahr.

Der Mörder des Prinzen Louis Napoleon.

Der Afrikareisende Dr. Einwald teilte bei seiner kürzlichen Anwesenheit in Leipzig mit, daß er bei seinen Streifereien im Lande der Zulus auch den Krieger kennen gelernt habe, welcher den Angriff auf den Prinzen Louis, den Sohn des Kaisers Napoleon III., leitete und ihn mit seinem Speer durchbohrte. Nachdem diesem Krieger mitgeteilt worden, welcher überaus wichtige politische Erfolg und große Vorteil für ihn und die Seinigen aus der Gefangennehmung des Prinzen erwachsen wä..., war der Zulu untröstlich. Die Stelle, wo Prinz Napoleon von den Zulus niedergemacht wurde, ist mit einem Denkstein bezeichnet, um den sich ein Wald von Koniferen bildete, von welchen Dr. Einwald Zweige, sowie auf der Todesstätte gewachsene Blumen mitgebracht hatte, die er an Raritätensammler verschenkte.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Dann zog er das Messer wieder heraus, hielt die Klinge drohend empor und fuhr fort:

„Und so wie dieses Messer sei die Freundschaft zwischen den Schoschonen und ihren Brüdern. Sie treffe alle Feinde, welche gegen die Vereinten sind. Howgh!"

„Howgh, howgh!" ertönte es rundum.

„Mein Bruder hat eine kluge Wahl getroffen," sagte Old Shatterhand. „Er sehe hier Davy-Honskeh, den berühmten Jäger. Kennt er die Namen der Bleichgesichter, welche als Gefangene in seinem Zelte liegen?"

„Nein."

„Es ist Jemmy-petahtscheh mit dem hinkenden Frank, welcher der Gefährte Mato-pokas, des Bärentöters, ist."

„Mato-poka!" rief der Schoschone überrascht. „Warum hat der Hinkende dies nicht gesagt. Ist nicht Mato-poka der Bruder der Schoschonen? Hat er nicht Tokvi-tey das Leben gerettet, als die Sioux Ogallalla seiner Fährte folgten?"

„Das Leben hat er dir gerettet? Nun, hier erblickst du Martin, seinen Sohn, und Bob, seinen treuen, schwarzen Diener. Sie sind ausgezogen, ihn zu retten, und wir begleiten sie, denn Mato-poka, der Bärentöter, ist in die Hände der Ogallalla gefallen und soll von ihnen getötet werden mit seinen fünf Gefährten."

Tokvi-tey hielt das Messer noch in der Hand. Er warf es zu Boden, trat mit dem Fuß darauf und rief:

„Die Hunde der Ogallalla wollen den Bärentöter martern? Der große Manitou wird sie vernichten. Ist ihre Zahl eine große?"

„Es sind ihrer nur fünfzig und sechs."

„Und wenn es ihrer auch tausend wären, so müßten sie zu Grunde gehen. Hier wie dieses Messer werden sie von den Kriegern der Schoschonen zur Erde gestampft werden. Ihre Seelen sollen aus ihren Leibern fahren, und ihre Gebeine sollen bleichen im Sonnenstrahle! Wo sind sie? Wo kann man auf ihre Fährte treffen?"

„Sie sind hinauf in die Berge des Gelbsteinflusses, wo das Grabmal des ‚tapferen Büffels' steht."

„Hat nicht mein Bruder Old Shatterhand den ‚tapferen Büffel' und seine zwei Gefährten mit der nackten Faust erschlagen? So sollen auch die fallen, welche es gewagt haben, sich an den Bärentöter zu vergreifen. Meine Brüder mögen mir hinabfolgen zum Lager meiner Krieger. Dort soll die Pfeife des Friedens geraucht werden, und dort werden die Männer am Beratungsfeuer sitzen, um nachzudenken, auf welchem Wege die Hunde am schnellsten zu erreichen sind!"

Natürlich waren alle bereit dazu. Auch die beiden Kundschafter waren von ihren Fesseln befreit worden, und nun wurden die Pferde herbeigeholt.

„Sir, Ihr seid doch ein verteufelter Kerl!" raunte der lange Davy Old Shatterhand zu. „Alles, was Ihr beginnt, hat Chic, ist außerordentlich kühn und gelingt doch so vorzüglich, als ob es sich nur um eine Lappalie gehandelt habe. Ich ziehe meinen Chapeau vor Euch!"

Er riß seinen krempelosen Cylinderhut herab und schwenkte ihn so nachdrücklich hin und her, als ob er einen Karpfenteich ausschöpfen wolle.

Es wurde aufgebrochen. Die Pferde hinter sich herziehend, tasteten sich die Jäger wieder nach dem Abhange zurück. Das Feuer war natürlich ausgelöscht worden. Oben an der Thalsenkung angekommen, hielt Tokvi-tey beide Hände an den Mund und schrie in die stille Tiefe hinab:

„Khun, khun, kun-wah-ka — das Feuer, das Feuer, brennt das Beratungsfeuer an!"

Das Echo gab den Ruf vervielfältigt zurück. Er war unten gehört und verstanden worden, denn man vernahm laute Stimmen.

„Hang pa — wer kommt?" ertönte ein lauter Ruf aus dem Thale empor.

„Moh-aw, Moh-aw!" antwortete der Sohn des Häuptlings hinab.

Darauf ließ sich ein lautes, jubelndes „ha-ha-hih" hören, und wenige Augenblicke später war die Flamme des schnell wieder angezündeten Feuers zu sehen. Das war ein sicheres Zeichen, daß die Schoschonen die Stimme des jungen Indianers erkannt hatten, denn im anderen Falle hätten sie sich gehütet, einem etwa nahenden Feinde, der sie durch seine Zurufe zu täuschen beabsichtigte, den Ueberfall durch die Beleuchtung des Lagers zu erleichtern.

Trotzdem aber wendeten sie die Vorsicht an, den Nahenden einige Leute entgegen zu senden, welche sich überzeugen sollten, daß man wirklich nichts zu fürchten habe.

Als dann der Häuptling mit seiner Begleitung das Lager erreichte, fühlten die Seinen wohl Freude über seine Rückkehr und diejenige seines Sohnes, auch waren sie wohl begierig, zu erfahren, wie es mit dem rätselhaften Verschwinden der beiden zugegangen sei, doch keiner ließ sich davon etwas merken. Natürlich waren sie in höchstem Grade erstaunt, als sie die fremden Bleichgesichter mit ihm ankommen sahen, doch waren sie zu sehr gewöhnt, ihre Gefühle zu verbergen, als daß sie ein Zeichen der Ueberraschung hätten sehen lassen. Nur der alte Krieger, welcher vorher den Befehl geführt hatte, trat seinem Häuptlinge entgegen und sagte:

„Tokvi-tey ist ein großer Zauberer. Er verschwindet aus seinem Zelte, wie das Wort verschwindet, wenn es gesprochen worden ist."

„Haben meine Brüder wirklich geglaubt, daß der ‚schwarze Hirsch' verschwunden sei, ohne Spur, wie der Rauch, welcher in die Lüfte steigt?" fragte der Häuptling. „Haben sie nicht Augen gehabt, zu sehen, was geschehen ist?"

„Die Krieger der Schoschonen haben Augen. Sie haben das Zeichen des berühmten weißen Jägers gefunden, daß Schmetterhand mit ihrem Häuptling gesprochen habe."

Das war eine sehr rücksichtsvolle Umschreibung der Thatsache, daß der „schwarze Hirsch" durch Old Shatterhand entführt worden war. Der Alte bediente sich dieser Worte aus Achtung vor seinem Anführer.

„Meine Brüder haben richtig vermutet," erklärte dieser. „Hier steht Nou-pay-klama, der weiße Jäger, welcher seine Feinde mit der Faust niederschlägt. Und an seiner Seite befindet sich Winnetou, der große Häuptling der Apachen."

„Uff, uff!" ertönte es im Kreise.

Bewundernd und achtungsvoll ruhten die Blicke der Schoschonen auf den Gestalten der beiden berühmten Männer, und indem sie ehrerbietig von ihnen zurücktraten, erweiterte sich der Kreis, welcher sich um die Ankömmlinge gebildet hatte.

„Diese Krieger sind gekommen, die Pfeife des Friedens mit uns zu rauchen," fuhr der Häuptling fort. „Sie wollten ihre beiden Gefährten befreien, welche dort im Zelte liegen. Sie hatten das Leben des ‚schwarzen Hirsches' und seines Sohnes in ihrer Hand und haben es doch nicht genommen. Darum mögen die Krieger der Schoschonen die Fesseln der Gefangenen lösen. Meine Brüder werden dafür die Skalpe vieler Sioux Ogallala bekommen, welche wie die Mäuse aus ihren Löchern gekrochen sind, um von dem Habicht erwürgt zu werden. Mit Anbruch des Tages werden wir ihrer Fährte folgen. Jetzt aber mögen die Krieger sich um das Feuer der Beratung versammeln, um den großen Geist zu fragen, ob er den Kriegszug gelingen lassen werde!"

Keiner sprach ein Wort, obgleich die Kunde, welche sie vernahmen, wohl geeignet war, ihre höchste Teilnahme zu erwecken. Einige von ihnen begaben sich still in das betreffende Zelt, um den Befehl des Häuptlings auszuführen, und brachten bald die beiden Gefangenen an das Feuer geführt.

Diese kamen wankend und unsicheren Schrittes herbei. Die Fesseln hatten so tief eingeschnitten, daß die Cirkulation des Blutes gehindert gewesen war. Es währt

dann gewöhnlich längere Zeit, ehe man die betreffenden Glieder vollständig wieder gebrauchen kann.

„Alter Waschbär, was hast du denn für Dummheiten gemacht?“ fragte der lange Davy seinen dicken Freund. „Nur so ein Frosch wie du kann dem Storche geradezu in den Schnabel springen!“

„Mach nur den deinigen zu, sonst springe ich auch dir hinein, und zwar augenblicklich!“ antwortete Jemmy ärgerlich, indem er sich die wunden Handgelenke rieb. „Master Shatterhand wird uns bezeugen können, daß von einer Dummheit keine Rede ist. Wir haben uns ohne Gegenwehr ergeben, weil dies uns die einzige Möglichkeit bot, unser Leben zu retten. Im Falle wir uns verteidigt hätten, wären wir unbedingt ausgelöscht worden. Du hättest es an meiner Stelle ganz ebenso gemacht, zumal die Gewißheit vorhanden war, daß Old Shatterhand uns nicht in dieser Tinte stecken lassen werde.“

„Na, Alter, beruhige dich nur! Es war nicht so bös gemeint, und du weißt ja genau, daß ich mich herzlich freue, dich wieder frei zu sehen.“

„Schön! Aber dir werde ich meine Freiheit wohl nicht zu verdanken haben.“ Und sich an Old Shatterhand wendend, fuhr er fort: „Ganz gewiß seid nur Ihr allein es, Master, dem ich nun so außerordentlich verpflichtet bin. Sagt mir, wie ich es Euch danken kann! Mein Leben hat zwar wenig Wert, denn es ist eben nur des dicken Jemmy Leben, aber ich bin an jedem Augenblicke bereit, es Euch zur Verfügung zu stellen.“

„Nicht mir schuldet Ihr Dank,“ wehrte Old Shatterhand ab. „Eure Gefährten haben brav mitgewirkt. Und vor allen Dingen habt Ihr Euch hier an meinen Bruder Winnetou zu wenden, ohne dessen Hilfe es gar nicht möglich gewesen wäre, so schnell und sicher hier zur Stelle zu sein.“

Der Dicke überflog mit bewunderndem Blicke die schlanke und doch so kraftvolle Gestalt des Apachen. Er bot ihm dann die Hand und sagte:

„Ich habe es gewußt, daß Winnetou nahe sein muß, wenn Old Shatterhand sich sehen läßt. Da ich ein Frosch sein soll, so mag hier dieser Storch, den man den langen Davy nennt, mich auf der Stelle verschlingen, wenn Ihr nicht der bravste Indsman seid, dem ich je meine Hand gegeben habe. Laßt Euch die Eure herzlich drücken; habt tausend Dank, und erlaubt mir, so lange in Eurer Fährte zu reiten, wie es Euch gefällig ist.“

Der Neger Bob war mit einem Ausrufe der Freude zu dem Hobbel-Frank getreten und hatte gesagt:

„Endlich, endlich Masser Bob wieder sehen seinen guten Massa Frank! Masser Bob haben wollen totschlagen all ganz Schoschonenindianer; aber Massa Shatterhand haben wollen mit Massa Winnetou ganz allein machen die Befreiung. Darum die Schoschonen noch einmal sind leben geblieben.“

Er ergriff Franks Hände und streichelte die wunden Stellen derselben mit rührender Zärtlichkeit.

Natürlich wollten Jemmy und Frank vor allen Dingen erfahren, wie ihre Befreiung so schnell und unblutig bewirkt worden sei, und es wurde ihnen in kurzen Worten mitgeteilt. Zu einer ausführlichen Erzählung war keine Zeit, da die Schoschonen sich zum Zwecke der Beratung bereits um das Feuer zu ordnen begannen. — — —

Drittes Kapitel.

Pih-e-keh-sa-wakon.

Wie eine lange, dünne Schlange wand sich der Zug der Schoschonen durch die Blue-Graß-Prairie, welche sich vom Devils Head aus zwischen den Bighorn- und Klapperschlangenbergen nach der Gegend zieht, in welcher der Greyball-Creek seine klaren Wasser in den Bighornfluß ergießt.

Dieses „Blaugras“ kommt im Westen nicht häufig vor. Es wächst hoch und kann auf einem Boden, welcher ihm die nötige Feuchtigkeit bietet, die Höhe eines Mannes erreichen. Es kommt sogar vor, daß es bis an den Kopf eines Reiters reicht, vielleicht noch über denselben hinaus. In diesem Falle bietet es dem Westmanne große Schwierigkeiten, und er handelt klug, wenn er den Pfaden folgt, welche die Büffel in dem dichten Grasmeere ausgetreten haben. Die über ihm zusammenwogenden Halme rauben ihm die so nötige Fernsicht, und es ist bei trübem Wetter oft geschehen, daß erfahrene Jäger, denen ein Kompaß fehlte und denen es unmöglich war, den Stand der Sonne zu bestimmen, nach einem höchst beschwerlichen Ritte am Abende an demselben Orte hielten, von welchem sie am Morgen aufgebrochen waren. Gar mancher ist, indem er so im Kreise ritt, auf seine eigene Fährte gestoßen und hat sie für diejenige eines anderen, wohl gar eines Feindes gehalten. Indem er ihr von neuem folgte, hat er den Kreis mehrere Male beschrieben, bis er zu seinem großen Aerger den unter Umständen gefahrvollen Irrtum erkannte.

Selbst den erwähnten Büffelpfaden zu folgen, ist nicht ganz gefahrlos. Man kann da ganz unerwartet einen Feind aus dem Menschengeschlechte oder Tierreiche vor sich sehen. Plötzlich auf einen alten Büffel, welcher als grimmiger Einsiedler sich von der Herde getrennt hat, zu stoßen, ist ganz ebenso bedenklich, wie wenn man, ohne es vorher geahnt zu haben, auf einen feindlichen Indianer trifft, welcher, sein Gewehr im Anschlage, drei Schritte entfernt vor einem steht. Dann heißt es, blitzschnell handeln. Derjenige, dessen Schuß zuerst fällt, ist der Ueberlebende. —

Die Schoschonen ritten im Gänsemarsche — einer hinter dem anderen, so daß jedes Pferd in die Spuren des vorhergehenden trat. Diese Ordnung halten die Indianer stets dann ein, wenn sie nicht ganz genau wissen, daß sie sicher sind. Außerdem wird dann die Vorsicht gebraucht, Späher vorauszusenden, die scharfsinnigsten und schlausten Männer des Zuges, deren Augen nicht das gegen den Wind gerichtete Neigen eines Halmes und deren Ohren nicht das leise Knicken eines abbrechenden Zweiges entgeht.

In sich zusammengesunken und weit nach vorne gebeugt, hängt so ein Kundschafter auf seinem Pferde, als ob die Kunst des Reitens ihm etwas ganz und gar Fremdes sei. Seine Augen scheinen geschlossen zu sein; er bewegt kein Glied seines Körpers. Auch sein Gaul bewegt nur wie mechanisch, gewohnheitsmäßig, die Beine. Wer beide aus dem Hinterhalte beobachtet, der glaubt, der Reiter sei im Sattel eingeschlafen. Aber ganz im Gegenteile ist die Aufmerksamkeit des Spähers desto angespannter, je weniger er es merken läßt. So tief seine Augenlider gesenkt sein mögen, sein scharfer Blick dringt doch unter denselben hervor, nach vorn, nach rechts und links.

Ein leiser, leiser Ton läßt sich hören, eben nur für das Ohr eines solchen Spähers wahrnehmbar. Hinter den nahen Büschen kauert ein Feind, welcher sein Gewehr erhoben hat, um es auf den Kundschafter zu richten. Dabei hat er mit dem Kolben den Hornknopf seines Rockes gestreift. Das dadurch entstandene, kaum wahrnehmbare Geräusch ist doch in das Ohr des Spähers gedrungen. Ein kurzer, scharfer Blick nach dem Busche — ein Griff in die Zügel — der Reiter wirft sich aus dem Sattel, bleibt aber mit einem Fuße in demselben und mit einem Arme im Halsriemen des Pferdes hängen, so daß sein Körper vollständig hinter demjenigen seines Tieres verschwindet und von der Kugel des Feindes nicht getroffen werden kann — der Gaul, plötzlich aus seiner scheinbaren Lethargie erwacht, macht zwei, drei Sprünge zur Seite und verschwindet mit seinem Reiter im Dickicht oder hinter schützenden Bäumen. Das ist in nicht zwei Sekunden geschehen, bevor der Feind den Späher genau auf das Korn hat nehmen können. Der erstere hat nun alle Veranlassung, schnell auf seine eigene Sicherheit bedacht zu sein.

Solche Kundschafter ritten auch den Schoschonen in ziemlich weiter Entfernung voran. An der Spitze der Haupttruppe befanden sich Old Shatterhand, Winnetou und der „schwarze Hirsch“. Ihnen folgten die Weißen mit Wohkadeh und Bob.

Der letztere war trotz der Uebung, welche ihm der bisherige Ritt geboten hatte, kein besserer Reiter geworden. Die Haut seiner Beine war nicht abgehärtet. Er hatte sich wund geritten und saß nun noch jämmerlicher zu Pferde als vorher. Unter immerwährendem Ah und Oh, Alas und Woe to me rutschte er von einer Seite auf die andere; er ächzte und stöhnte in allen Tönen der chromatischen Tonleiter und versicherte unter den fürchterlichsten Grimassen, daß er den Sioux seine Qualen

entgelten lassen werde. Wenn seine Drohungen sich bewahrheiteten, so stand ihnen allen ein grauenvoller Tod am Marterpfahle bevor.

Um weicher zu sitzen, hatte er sich aus abgeschnittenem Blaugras eine Unterlage hergestellt. Da es ihm aber nicht gelang, derselben auf dem Rücken des Pferdes einen festen Halt zu geben, so rutschte sie von Zeit zu Zeit herab und er natürlich mit, so daß er in fast regelmäßigen Zeiträumen auf oder neben ihr zur Erde zu sitzen kam.

Das entlockte selbst den sonst so ernsten Schoschonen ein heiteres Lächeln, und als einer von ihnen, welcher ein wenig englisch verstand, ihn den Sliding-Bob, den Rutsch-Bob nannte, ging das Wort von Mund zu Mund und wurde für ihn zum Spitznamen, dessen sie sich später gelegentlich gern bedienten.

Der westliche Horizont hatte bisher eine ebene Linie gebildet. Jetzt begann er, sich stellenweise zu erheben. Berge lagen dort, nicht bläulich und mit unsicheren Konturen, sondern scharf gezeichnet und deutlich gekörpert trotz der weiten Entfernung, welche man noch zu durchreiten hatte, um an ihren Fuß zu gelangen.

In jenen Gegenden ist die Luft oft so rein, daß Punkte, welche in viele Meilen weiter Ferne liegen, so nahe zu sein scheinen, daß man meint, sie in wenigen Minuten erreichen zu können. Und dabei ist die Atmosphäre in der Weise mit Elektricität geschwängert, daß wenn z. B. zwei Menschen sich mit den Händen oder Ellbogen berühren, leichte sicht- und auch fühlbare Funken überspringen. Die Indianer, welche zum sonorischen Sprachstamme gehören, nennen diese Erscheinung Mo-awk'un, das ist Moskitofeuer. Diese elektrische Spannung strebt nach Ausgleich, den sie in immerwährenden Entladungen findet. Es wetterleuchtet, ohne daß Wolken vorhanden sind, rundum am ganzen Horizonte, unausgesetzt; oft scheint der ganze Gesichtskreis in Flammen zu stehen, doch wird das Wohlbefinden von Mensch und Tier dadurch nicht im mindesten gestört. Ist die Dunkelheit des Abends hereingebrochen, so bietet dieses immerwährende Leuchten und Glühen einen Anblick, welcher geradezu unbeschreiblich ist, und selbst der an dieses Schauspiel gewöhnte Westmann kann seine Seele, sein Gemüt dem Eindrucke desselben nicht entziehen. Er, der gewöhnt ist, sich nur auf sich selbst zu verlassen, fühlt sich klein und ohnmächtig solchen geheimnisvollen Kräften gegenüber. Er denkt an Gott, dessen er vielleicht seit langer Zeit vergessen, und als fromme Jugenderinnerung steigen in seinem Gedächtnisse die in der Schule so oft gehörten Worte des Psalmisten auf: „Wo soll ich hingehen vor Deinem Geiste, und wo soll ich hinfliehen vor Deinem Angesichte! Führe ich gen Himmel, siehe, so bist Du da; bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist Du auch da; nähme ich Flügel der Morgenröte, so würde doch Deine Hand daselbst mich führen und Deine Rechte mich halten!"

Ganz dasselbe denkt und fühlt auch der Indianer. „Weh-ku-on-peh-ta-wakon-schetscha", das „Wigwamfeuer des großen Geistes" nennt der Sioux dieses Wetterleuchten. „Manitou ahnima ahwarrenton," zu deutsch „Ich habe Manitou im Blitz gesehen," sagt der Yutah-Schlangenflußindianer, wenn er den Seinen berichtet, daß er seinen Weg bei dieser „elektrischen Beleuchtung" zurückgelegt habe.

Diese elektrischen Entladungen können im Kriegsfalle sehr gefährlich werden. Der Indianer glaubt nämlich, daß derjenige Krieger, welcher des Nachts getötet wird, in den ewigen Jagdgründen in immerwährender Finsternis leben müsse. Darum sucht er jeden nächtlichen Kampf möglichst zu vermeiden, und darum führt er den Angriff am liebsten im ersten Morgenlichte aus. Wer aber im „Feuer des großen Geistes", im Wetterleuchten stirbt, der ist nicht auf dunklem Pfade in das Jenseits gegangen und wird auch dort die Jagd- und Kriegspfade erleuchtet finden. Aus diesem Grunde scheut der Indsman sich nicht, beim Schein zuckender Wetter anzugreifen, und gar mancher, der das nicht wußte oder nicht beachtete, hat seine Unwissenheit oder Unvorsichtigkeit, mit Skalp und Leben büßen müssen. —

(Fortsetzung folgt.)

Einiges über Siegelkunde.

(Schluß.)

Auf die Siegel selbst wieder zurückkommend, sahen wir zuerst Schildsiegel. Diese enthalten die Darstellung des Wappenschildes allein und sind sehr oft auch schildförmig gestaltet. Der Schild ist mit einem Perlenstab oder einfachen Rundstab umrahmt, um welchen dann die Legende geschrieben ist. Wenn das Siegel rund geformt erscheint, findet sich dann der Schild in der Mitte des Siegelfeldes innerhalb des Legendenrandes, diesen mit seinen Ecken tangierend oder auch mit der unteren Spitze durchbrechend und bis zum äußeren Rande reichend. Helmsiegel zeigen nur den Helm mit seiner Helmzier, und finden sich auch für diese nicht selten schildförmige Siegel verwendet. Früher ziemlich verbreitet, verschwinden später die Helmsiegel fast gänzlich, und dies aus leichtbegreiflichen Gründen. Helmzieren sind weitaus nicht so mannigfaltig und daher auch nicht so charakteristisch als das Wappen selbst, und darum auch leichter zu Irrungen verleitend, weshalb schon frühzeitig die Wappenherren lieber ihr vollständiges Wappen in ihr Siegel aufnahmen. Wir finden darum auch die eigentlichen Wappensiegel, welche das vollständige Wappen zur Anschauung bringen, am häufigsten, und erscheinen diese fast nur in der runden Form. So mannigfaltig nun gerade diese Abteilung ist, so streng sind auch die Formen der Frühgotik, und freiere Stilisierung findet sich erst im Uebergangsstil zur Spätgotik und in dieser selbst. Mitte des 14. Jahrhunderts treten architektonische Motive in die Einfassungsornamentik der Siegel, wodurch die Blütezeit der Stempelschneidekunst inauguriert wird. Sehr beliebt war am Ende des 14. und Anfang des 15. Jahrhunderts der sogen. Vierpaß, der auch mit vielen anderen Ornamenten wechselte, welche sich immer mehr entwickeln, und endlich am Ende des Uebergangsstiles zum Spätgotischen sehen wir in den Siegelfeldern ganze Gebäude entstehen, in deren Portalen oder zwischen deren Türmen das Wappen sich zeigt. Am häufigsten und reichsten stilisiert finden wir diese gotischen Gebäude und Baldachine in Porträt-, Städte- und geistlichen Siegeln entwickelt.

Fig. 8 Monogrammsiegel. XIV. Jahrh.

Fig. 9. Rautenförmiges Porträtsiegel. XIV. Jahrh.

Fig. 10. Schildsiegel. XV. Jahrh.

Fig. 11. Wappensiegel. XVI. Jahrh.

Die Spätgotik verbannt aber wieder,

das Ornament der Architektonik und diese selbst wieder und führt dagegen an deren Stelle phantastisch und eigensinnig verschlungene Bänder ein, welche oft als „Spruchbänder" die Legende tragen, diese oft in einzelne Silben zerreißen und dadurch deren Lesung nicht unerheblich erschweren. Später wird das Bandornament immer einfacher und nüchterner, bis es im Barock des 17. Jahrhunderts gänzlich verschwindet.

Reitersiegel zeigen den Wappenherrn meist auf einem galoppierenden, seltener schreitenden Pferde geharnischt und mit dem Wappenhelme bedeckt, den Wappenschild im Arme, ein Schwert schwingend, oder mit eingelegter Lanze auch ein flatterndes Wappenbanner haltend. Besitzt der Wappenherr mehrere Wappen, so führt er das Hauptwappen am Schilde und dem Banner, die Nebenwappen auf der Pferdedecke (gestickt gedacht) entsprechend verteilt. Häufen sich jedoch diese Wappen, wie z. B. am schönen Reitersiegel Rudolfs IV. von Oesterreich, so erscheinen in der Ornamentik willkürlich verteilte Schildträger (dort Engel und Zwerge), um dieselben, ohne das Bild zu überladen, verteilen zu können. Die Umschrift ist in solchen Fällen, trotz des meist sehr großen Siegels und der kleinen Schrift, dennoch nicht in einer Zeile unterzubringen, und begegnet man daher nicht selten zwei- und selbst mehrzeiligen Legenden. Das Reiterbild ist zwar meist auf das innere Siegelfeld beschränkt, doch durchbricht es dieses häufig mit der Lanzenspitze und den Hinterhufen des Pferdes, so daß diese am äußeren Rande zu fußen scheinen. Das Siegelfeld selbst ist entweder glatt oder dem Stil entsprechend „damasciert"; es ist dies eine heraldische Bezeichnung für tapetenartige Flachornamente zum Ausfüllen von großen Flächen, welche nur den Zweck erfüllen, Abwechselung zu bieten, ohne irgend welche heraldische oder figurale Bedeutung zu haben.

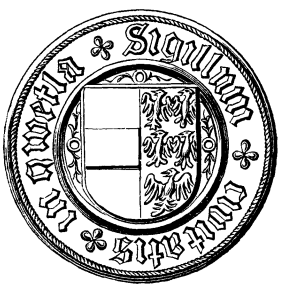


Fig. 12. Schildsiegel. XVI. Jahrh.

Porträtsiegel zerfallen wieder in weltliche und geistliche. Erstere zeigen meist regierende Fürsten am Throne sitzend im vollen Ornat, von ihren Wappenschildern umgeben, welche in den Nischen der baldachinartigen Architektonik allein oder von Schildträgern gehalten sich weisen, nebst verschiedenem mehr minder wichtigem Beiwerk. Oft erscheinen dann auch mehrere Personen, und ist hier die Grenze zwischen Porträtsiegeln und Gemmensiegeln nicht immer leicht zu ziehen. Geistliche Porträtsiegel bringen Kirchenfürsten, Aebte, Aebtissinnen in gleicher Darstellung ihrem Range gemäß zur Anschauung, oft aber auch nur im Brustbilde, dann meist in ornamentierter Umrahmung, seltener in architektonischer Nachbildung von Gebäuden. Unter die Porträtsiegel geistlicher Würdenträger, Korporationen, Kirchen u. dergl. sind aber auch jene zu zählen, welche Heilige in ganzer oder halber Figur darstellen und oft die künstlerischeste Durchbildung in dieser Technik zur Anschauung bringen. Auch Damensiegel erscheinen oft unter dieser Gruppe, jedoch meist nur die Dame im Brustbilde zeigend.

Die Symbolsiegel finden sich meist bei geistlichen und weltlichen Korporationen, Innungen, Zünften, und treten dort ergänzend ein, wo ein eigentliches Wappen entweder fehlt, vernachlässigt wurde oder verloren ging. Sie sind meist jüngeren Ursprungs und weniger von Bedeutung, obwohl deren auch sehr schöne alte zu zählen sind. Als beliebteste Symbole finden wir darunter das Kreuz, das Agnus Dei, den Kelch mit darüber schwebender Hostie in der Gloriale, die Schlüssel Petri, das sogen. „Auge Gottes" im gleichschenkeligen Dreieck, die Attribute verschiedener Kirchenheiliger und Aehnliches; ferner Handwerksgeräte oder sonstige Symbole, wie die Palme u. dergl. Mit der Verflachung der Stempelschneidekunst ernüchterten sich die Siegel endlich zu einzelnen Monogrammen und Buchstaben, über welchen die eventuelle moderne Rangkrone schwebt.

Im 15. Jahrhundert, wie schon bemerkt, finden sich neben Siegeln mit der reichgegliedertsten Ornamentik und phantastischester Architektonik besonders solche mit den auftauchenden Bandzieraten der Spätgotik, und findet dieses auf Schildsiegeln seine reichste und üppigste Entfaltung. Waren in der Frühgotik die Helmdecken naturalistisch aufgefaßt, doch streng stilisiert wiedergegeben, so kann man im Verlaufe späterer Zeiten deren Uebergang in die „gezaddelte" Decke aus der Mantelform leicht verfolgen, welche immer mehr sich der reichgegliederten Arabeskendecke der Spätgotik und der Renaissance nähert, um am Schlusse des 17. Jahrhunderts völlig mißverstanden im Barock zu verflachen, ja sogar im Zopf bis zu laubwerkartigen Decken zu verderben. Noch später finden wir öfters völlig widersinnig auf einem zur Karikatur entstellten Helme sogar Lorbeerguirlanden die Helmdecken ersetzen. Nun, Gott sei Lob und Dank, diese nüchternen Zeiten sind glücklicherweise überstanden. Aber noch in der Renaissanceperiode finden sich interessante Beispiele auf das Zurückgreifen in den altgotischen Stil; man findet zuweilen wieder die Mantelform in der Helmdecke angewandt, aber nicht stilgemäß

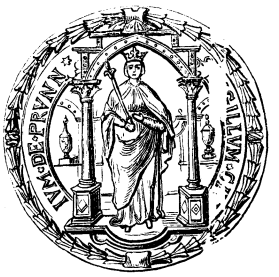


Fig. 13. Porträtsiegel. XVI. Jahrh.

streng stilisiert, sondern wild naturalistisch dargestellt, welche Gattung Helmdecken nun alle Wandlungen des Barocks und Zopfs durchmacht und immer fader und nichtssagender wird. Der Helm macht, ähnlich wie der Schild, samt Figuren, Kleinodien und Beiwerk selbstverständlich alle Wandlungen mit, und mag dieser an anderer Stelle ausführlicher gedacht werden, — hier genüge vorläufig dieser Hinweis.

Daraus erklärt sich leicht, daß die Siegel des 17. und 18. Jahrhunderts wenig Beachtenswertes bieten; sie genügen sich damit, die Wappen ihrem Zeitgeschmacke und dem von diesem beherrschten Stil entsprechend wiederzugeben, es beginnt das naturalistisch dargestellte Beiwerk die edle Ornamentik zu überwuchern, endlich verschwindet das schon sehr nüchtern gewordene Spruchband als letzte Reminiscenz guter Zeit gänzlich, und Palmen-, Lorbeer- und Eichenkränze und -Gewinde wie Ordenballast erdrücken das völlig vernachlässigte und mißverstandene Wappen vollständig. Mit dem Beginne des XVII. Jahrhunderts finden sich die bekrönten Wappen in den Siegeln ein, welche immer mehr mit den behelmten konkurrieren und diese endlich beinahe völlig verdrängten und dem Rangkronenunwesen mit dem Verfalle der Heraldik Thür und Thor öffneten.

Fig. 14. Schildsiegel. XVII. Jahrh.

Nun aber weht seit etwa anderthalb Decennien ein milder Belebungshauch durch unsern alten Wappenwald, die alten Zimiere dröhnen und Helmdecken rauschen, mit neuem Glanze strahlen sie von den seit fast zweihundert Jahren verlassenen Wappenschildern, und die Rangkronen verschwinden mählich von den widerrechtlich usurpierten Stellen.

Zahlenrätsel.

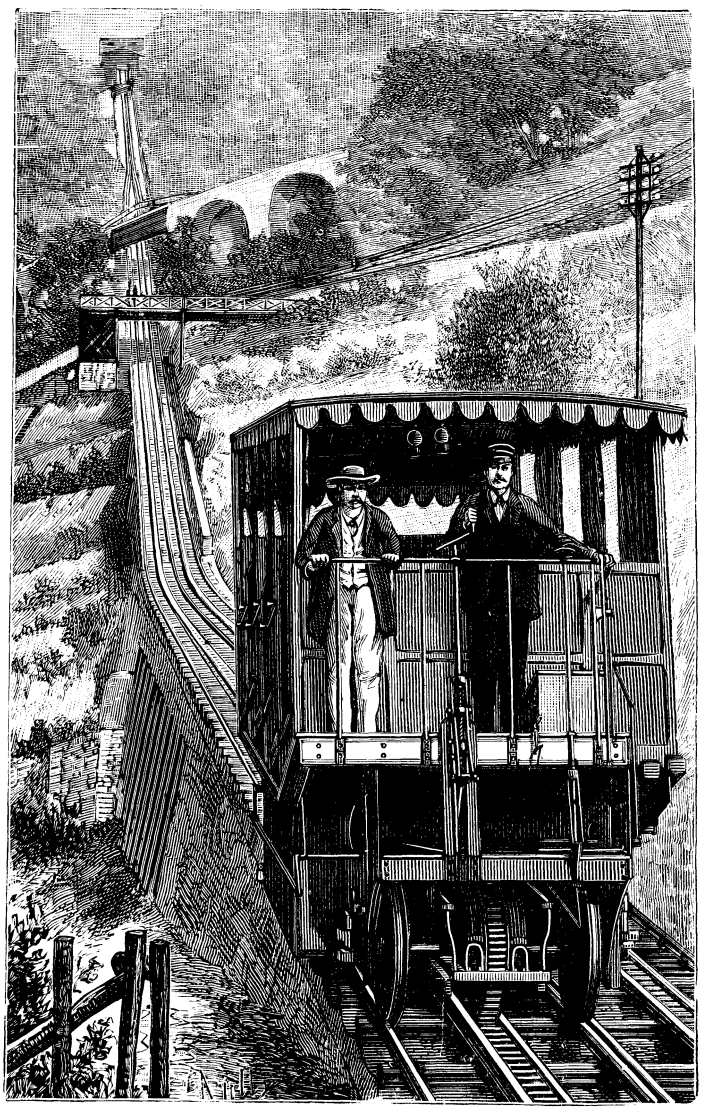
3. 4. 5. 6 galt stets in Rußland viel;
Als Stadt liegt dort 4. 2. 6. 5 und 9.
6. 4. 2. 7 ist ein Kartenspiel,
Zur Ruhe lädt 1. 2. 9. 4 uns ein.
9. 2 mit 6 und 8 hat jedermann,
Wenn auch an sich er kaum es sehen kann.
6. 8. 9. 5 und 7 lange stand
Im alten Rom in hoher Macht und Ehr';
1. 5 mit 6 und 8 ist uns verwandt,
1. 3. 6. 8 und 9 zeigt jedes Meer.
Soll 6. 2. 5 und 7 uns erfreu'n,
So muß der Landmann erst den Samen streu'n.
4. 3. 9. 6 und 7 nährt und ehrt;
In 6. 8. 8 schwimmt mancher große Fisch.
Von lieber Hand zum hohen Fest beschert
Liegt oft das Ganze auf dem Weihnachtstisch.
Bald wird mit ihm von 4. 9. 5. 1. 8.
1. 2 und 3 geschickt zustandgebracht.

Die Zahnradbahn mit Drahtseilbetrieb am Genfer See.

Der Glion am östlichen Ufer des Genfer Sees ist eine einzelstehende Kuppe, die einen bezaubernden Ueberblick über den See und eine ebenso herrliche Rundsicht auf die Alpenwelt bietet. Er gehört daher zu den besuchtesten Aussichtspunkten der südlichen Schweiz; es sind mehrere Gasthöfe auf seinem Gipfel errichtet, und neuerdings ist auch eine Eisenbahn mit kombiniertem Drahtseil und Zahnradbahnbetrieb zur leichteren Besteigung des etwas steilen Berges angelegt worden.

Die Bahn ist deshalb besonders merkwürdig, weil sie die größte Steigung von allen Eisenbahnen aufzuweisen hat und in dieser Hinsicht nur von der Pilatusbahn übertroffen wird, deren Steigung am Aschenkegel an einzelnen Stellen 62 zu 100 beträgt, während die Glionbahn auf ihrem oberen Teile 57 zu 100 steigt. Die Gesamtsteigung ist 312 m auf eine Länge von 674 m.

Eine andere Eigentümlichkeit der Bahn besteht darin, daß sie keine fremde Betriebskraft, weder Dampf, noch Elektricität, noch Luft, in Anspruch nimmt, sondern sich selbst treibt. Der Bahnkörper ist zweigeleisig; während ein Wagen hinabfährt, steigt der andere hinauf: der eine zieht den anderen. Ist der abwärts fahrende Wagen etwa nicht schwer genug, um den aufwärts fahrenden zu ziehen, so wird durch Gewicht nachgeholfen. An jedem Wagen befindet sich zu diesem Zweck ein Wasserbehälter, der 7000 Liter fassen kann. Jeder Wagen ist mit drei verschiedenen Bremsvorrichtungen versehen, von denen eine selbstwirkend in Thätigkeit tritt, wenn das Drahtseil reißt. Jede dieser Bremsvorrichtungen ist imstande, allein den Wagen aufzuhalten.



Die Zahnradbahn mit Drahtseilbetrieb am Genfer See.

Karl Ruß,

der an der Spitze dieser Nummer unseren jungen Kameraden einen schönen Spruch mitteilt, ist als Ornithologe und Volksschriftsteller bekannt und geachtet, soweit die deutsche Zunge klingt. Er wurde am 14. Januar 1833 zu Baldenburg in Westpreußen geboren, widmete sich der Pharmacie und studierte dann Naturwissenschaft. Durch seine anmutigen Naturschilderungen, die zum Teil zuerst in gelesenen Zeitschriften und nachher als Bücher veröffentlicht wurden, erwarb er sich ein allgemein anerkanntes Verdienst. Als er sich später besonders der Ornithologie zuwandte, trug er durch seine Anregung und sein Beispiel wesentlich mit zu der Entfaltung der Liebhaberei für fremdländische Vögel bei. Seine Schrift „der Kanarienvogel" oder sein „Handbuch der fremdländischen Stubenvögel" sind vielleicht manchem unserer Kameraden schon bekannt, und der Autor derselben ist ihnen durch seine Ratschläge um das Wohl der gefiederten Lieblinge ein guter Hausfreund geworden.

Geographisches Preisrätsel.

Richtige Lösungen des in Nr. 4 aufgegebenen geographischen Preisrätsels sind uns bis zum 1. April, dem Entscheidungstage, von nachstehend verzeichneten Kameraden eingesandt worden:

Hans Albrecht, Guben. Albert Altgelt, Krefeld. H. Amburger, Itzehoe. A. Amson in ?. Fr Bartelt, Köslin. Johannes Baumgarten, Magdeburg. Otto Becker, Hanau. Martin Bereut, Tilsit. Eugen Bertolf, Basel. Heinrich Besenbruch, Elberfeld. Ernst Beverkramen, Hamm i. W. Rudolf Beyer, Düsseldorf. G. Blanck, Köslin. Hans Boettcher, Pforzheim. Karl Boyé, Kirchheimbolanden. Hermann Brüggemann, Görlitz. N. Brumal, Basel. Aug. Buchacker, Eichweiler bei Aachen. Alfred Carl, Hamburg. Rudolf Christ, Basel. Hermann Chon, Hamburg. Gottfried Collischonn, Frankfurt a. M. Otto Dahlem, Darmstadt. Karl Deichmann, Fulda. Hans Dessoff, Frankfurt a. M. Georg Dorn, Schalkhausen bei Ansbach. Julius Dreckmann, Ludwigslust-Kleinow. Julius Droste, Trier. Hans Dyck, Regensburg. Emil Dyckerhoff, Pforzheim. Ed. Eberts, Augsburg. Paul Eigen, Heinsberg bei Aachen. Ernst Rich. Engler, Mittelolderwitz bei Zittau. Hans Erler, Magdeburg. Max Faulhaber, Glatz. Emil Felden, Diedenhofen. Felix Fesch, Cleve. Fritz Fickert, Berlin. Eugen Fischer, Freiburg i. B. Otto Flath, Annaberg i. S. C. Frank, Frankfurt a. M. Walther Friebe, Fraustadt. Kurt Friese, Bremen. Albert Fröhlich, Deesdorf bei Gröningen (Preußen). Moritz Gaudard, Thalheim (Aargau). Otto Gelbe, Stollberg i. Erzgeb. Rudolf Gerl, Wien II. Friedrich Gernlein, Hannover. Franz Gerth, Berlin N. S. Glaser, Gollnow i. Pommern. Alfred Götze, Leipzig. Robert Gohn, Broos (Siebenbürgen). Adolf Gordon, Koblenz. Otto Graf, Oedenburg. Paul de Greiff, Schönwasser bei Krefeld. Karl Griß, Thiengen (Amts Waldshut). Joseph Grünwald, Frankfurt a. M. Grütering, Cleve. Hans Gruschka, Beuthen O.-Schl. Julius Gutsch, Karlsruhe. Georg Hagenbucher, Heilbronn a. N. Julius Hauer, Budapest. Willy von Heemskerck, Wiesbaden. Paul Hellwig, Bonn. H. Helwing, Detmold. Fritz Hermann, Erfurt. Julius Hessel, Kreuznach. Theodor Heuß, Stuttgart. Georg Edmund Heyne, Meißen (Sachsen). Karl Hilpert, Mittweida. H. Hinckeldeyn, Lübeck. August Hoeck, Karlsruhe. Willi Höffert, Dresden. Hermann Paul Hoerth, Zell a. H. (Baden). Richard Hoffmann, Frankfurt a. M. Felix Holst, Lübeck. Ernst Hornickel, Hof i. B. Karl Jaeckel, Stolp i. P. Karl Jankowsky, Bielitz, österr. Schles. Hermann Joseph, Reichenbach i. B. Hermann Jurisch, Berlin W. Karl Kamm, Ludwigsburg. Wilh. Kettner, Jeny. Franz Klocker, München. A. Knabenschuh, Frankfurt a. M. Karl Knabenschuh, Frankfurt a. M. H. Knierim, Eschwege a. W. Armin Koch, Neisse. Adalbert Kodella, Marburg a. Drau. Hermann Kofler, Bozen. Werner Kolbe, Kassel. Hermann Kortüm, Parchim. Georg Kossak, Königsberg i. P. Joh. Kotera, Pilsen. Karl von Krauß, Augsburg. Fritz Kuhtz, Berlin W. Karl Langerhanß, Magdeburg. Walter Laspeyres, Bonn. Karl Lederle, Freiburg i. B. Robert Lehmann, Annaberg i. S. Karl Liesegang, Cleve. Hans Lindau, Berlin. Felix Lochmann, Frankfurt a. M. F. Maisenbacher in ?. Karl Malcomeß, Kassel. Robert Marcus, Frankfurt a. M. Anton Marschall, Neumarkt (Oberpfalz). J. Matheusche, Triest. Egon Mayr, Triest. E. Meyer, Berlin W. Ferd. Moras, Ruhrort a. Rhein. Albert Morszoeck, Gumbinnen. Adolf Moßböck, Wien. Aug. Moßler, Straßburg i. E. Rudolf Mueller, Gotha. Karl Ninow, Köslin i. P. Adolf Nitze, Berlin O. Karl Ochsner, Worms. Oettinger, Berlin. Rich. W. Pearson, Hamburg. Fritz Pernwerth von Bärnstein, München. Arthur Pfeiffer, Hamburg. Otto Pfeiffer, Nürnberg. Otto Pflaum, Fahnenburg bei Düsseldorf. Erwin Pirts, München. Oskar Pleiß, Remscheid-Stachelhausen. Rudolf Porsch, Frankfurt a. M. Hermann Propst, Annaberg i. S. Karl Reinhard, Heidelberg. Felix Renk, Leipzig. Friedrich von Rößing, Hannover. M. Rosenberg, Elmshorn. James Schacht, Hamburg. W. Schaefer, Hamburg. Paul Scherdlin, Straßburg i. E. Fritz Schleicher, Düren. Georg Schliewen, Danzig. Walther Schmidt, Brandenburg a. H. Konradin Schmula Leobschütz. Walter Schneider, Königsberg i. P. Robert Schneider, Neuburg a. D. Heinrich von Schönberg, Gohlis bei Leipzig. Alfred Schreiber, Annaberg. Gustav Schromm, Wien V. Hugo Schubert, Augsburg. Walther Schultz, Hamburg. R. Schultze, Charlottenburg. Fritz Schulz, Altenburg. Rud. Schuster, Reichenbach i. V. Friedrich Schwarz, Berlin SW. Gustav Schweitzer, Neuglashütte bei Neustadt in Baden. Ernst Seidel, Guben. W. Seyfferth, Hof. Adolf Seymer, Berlin. Bernh. Siecke, Annaberg i. S. E. Siemering, Königsberg i. P. Otto Stange, Gohlis bei Leipzig. Max Stark, Grimma i. S. K. Steinacker, Braunschweig. W. Sternberg, Hamm i. W. C. Sternemann, Langenberg (Rheinland). H. Störmer, Bremen. Arno Ströbel, Reichenbach i. V. Paul Thomaschewski, Graudenz. Friedrich Thomsen, Leipzig. Felix Tschamler, Innsbruck. Ernst Uebel, Greifswald. Albert Ungard, Preßburg. Friedrich Utz, Augsburg. Heinrich Viehmann, Ehrenbreitstein. Eugen Voegelen, Stuttgart. Heinrich Voehl, Breslau. Ludwig Voß, Cleve. Max Waechter, Berlin W. H. Weber, Stargard i. P. Willy Weber, Schw. Hall. Emil Weigend, Frankfurt a. M. Oskar Wenker, Dortmund. Karlusicha Wickert, Petersburg. A. Wiedmann, Heidelberg. R. Wiedmann, Heidelberg. Wittmann, Berlin. Hans Zasche, Wien. Max Zemke, Hamm i. W. Wilhelm Ziegler, Zehlendorf bei Berlin. Alfred Zinkeisen, Leipzig.

Bei der stattgehabten Verlosung erhielt den Preis **Hans Dyck**, Schüler der V. Lateinklasse in Regensburg. Die Hobelbank ist an den glücklichen Gewinner bereits abgesandt worden.

Auflösung des geographischen Preisrätsels in Nr. 4.

C
H A M
M A L T A
R A T I B O R
W E S T F A L E N
C A L I F O R N I E N
P A D E R B O R N
S P A N I E N
T R I E R
F E Z
N

Fragen und Antworten.

M. S. in **St.** Das wäre etwas für Dich, überhaupt für alle Maikäferliebhaber und Maikäferjäger! Das neben abgebildete Instrument hat eine ganz außerordentliche Leistungsfähigkeit und bringt es auf 1000 Maikäfer in der Minute, ja noch mehr, wenn es gerade ein Flugjahr ist. Man braucht die Maikäferfalle nur Abends in den Garten oder in ein Gehölz zu stellen, so wird man gleich ganze Wolken von Maikäfern darauf zufliegen sehen; denn diese Burschen lieben, wie alle Nachtvögel, ungemein das Licht und richten ihren Flug gleich darauf hin, sobald sie ein solches erblicken. Die Einrichtung dieser unter Umständen sehr nützlichen Falle ist, wie die Abbildung erkennen läßt, sehr einfach. Sie besteht im Wesentlichen aus einer durch Glasscheiben geschützten und von vier röhrenförmigen Verlängerungen umgebenen Lampe und einem darunter befindlichen Behälter, der sich nach oben trichterförmig erweitert und ganz glatte Wände hat. Die Maikäfer stürzen auf das Licht zu, stoßen mit dem Kopf gegen die Scheibe und fallen betäubt in den Behälter hinab, aus dem sie nicht mehr herauskommen.

H. P. B. in **G.** Wie man Tier- und Vogelstimmen nachmachen kann, willst Du wissen und ob es vielleicht fertige Stimmen zu kaufen gibt? Ei, ei! Das ist ein fixtiger Fall; beim Musikalienhändler werden wir sie wohl kaum bekommen. Welches Getier soll es denn sein? — Mit unseren Singvögeln kommen wir vielleicht eher zurecht. Es gibt im Handel eine gießkannenartig geformte Metallpfeife, (mitunter haben wir dieselbe auch in der Form eines „Gockels" gesehen), welche, je nach Bedürfnis der Tonhöhe mit Wasser gefüllt, die Nachahmung einzelner Vogelstimmen bis zur Täuschung gestattet. Versuch' es 'mal. Vielleicht kommt Dir der „G. K." früher oder später mit einem Aufsatz zu Hilfe. Hauptsache ist und bleibt für alle Fälle musikalisches Gehör und vor allem scharfe Naturbeobachtung. Wer diese Gaben besitzt und ausbildet, dürfte diese Geschicklichkeit auch ohne Zuhilfenahme eines Instruments erreichen. Die oben beschriebene Pfeife wird in jeder Spielwarenhandlung zu erhalten sein.

G. L. in **Hohenstein.** Wir sind, wie Sie aus unserem „G. K." ersehen haben werden, Ihrem Wunsche inzwischen zuvorgekommen. Das Dr. Albrechtsche Lehrbuch behandelt das Gabelsberger-System. Jede Buchhandlung hat dasselbe vorrätig oder kann es Ihnen binnen wenigen Tagen besorgen. In Süddeutschland und Oesterreich wiegen im allgemeinen die Gabelsberger, in Norddeutschland die Stolzeaner vor.

G. K. Pera in **Konstantinopel.** Besten Dank für den Beitrag. Sie senden uns denselben auf einzelnen Blättern und haben diese mit echt journalistischem Verständnis nur einseitig beschrieben — eine Gepflogenheit, wie wir solche bei seitherigen Einsendungen vermissen mußten. Wir machen Ihnen unser Kompliment!

Heinrich E. in **Breslau.** Besten Dank für das selbstersdachte Rätsel. Wenn möglich, werden wir dasselbe 'mal abdrucken, doch ist das „Wann" bei unserem großen Vorrate und den vielen Einsendungen unmöglich abzusehen.

Wilh. L. in **Kiel.** Ja, junger Freund, wir stehen noch im ersten Jahre unseres Daseins — befinden uns indessen ganz wohl und kräftig und hoffen noch recht groß, stark und behäbig zu werden.

Otto G. in **Zabern.** Dafür wird wohl kaum ein Kräutlein gewachsen sein. Uebrigens als Landratte läßt sich's auch leben. Gründet sich Ihre angebliche Farbenblindheit auf die Bestätigung eines Augenarztes?

H. B. in **Darmstadt.** Hand aufs Herz! Schreiben Sie dem „G. K.", ob das Schachproblem Ihre eigene Erfindung ist; wir werden es in diesem Falle gelegentlich recht gern bringen.

A. v. K. in **Köslin.** Aufsätze über angedeutete Stoffe sind uns willkommen, vorausgesetzt, daß diese Arbeiten den Ansprüchen unserer Kameraden genügen und daß sie durchaus eigenes Geistesprodukt sind. — Für die rätselhafte Inschrift schönen Dank. Sie zeichnen ja schon ganz flott! — Ganz richtig! „Marschall Vorwärts" nahm in sehr früher Jugend zu Beginn des siebenjährigen Krieges schwedische Kriegsdienste und trat erst nach seiner Gefangennahme 1760 in das preußische Husarenregiment, welches heute noch den Namen „Blücher-Husaren" führt. —

Ein zukünftiger Elektrotechniker. und **E. B.** in **L.** Sie wünschen Ihre kleinen Dampfmotore mit entsprechenden Arbeitsmaschinen in Verbindung zu bringen. — Wie wäre es mit einer Holzsägemaschine, könnten Sie da nicht die hübschesten Arbeiten machen? Laubsägearbeiten per Dampf, das muß ja ganz prächtig sein! Ferner wenn Mama und Schwesterchen müde ist, wie wäre es, wenn Sie ihre Nähmaschine treiben ließen — wenn Sie im Sommer vermittelst einer Wasserpumpe den Garten sprengen, sich eine Drehbank treiben lassen, eine Mühle, ein Hammer- und Stampfwerk bauen, Hebeapparate konstruieren — denken Sie nur darüber nach, dafür gibt es heutzutage tausend Dinge.

G. K. in **Bernburg.** Sie fragen uns, ob Sie sich der Militärcarriere zuwenden sollen? So schmeichelhaft solches Vertrauen zu unserem Rate ist, wir müssen Ihre Frage aus naheliegenden Gründen unbeantwortet lassen. Suchen Sie das Urteil einsichtsvoller Familienmitglieder, vor allem das Ihrer Eltern, welche doch auch ein Wörtchen mitzusprechen haben dürften, zu erlangen. In solchen Dingen, welche das Geschick und Lebensglück eines Menschen bestimmen, können nur Persönlichkeiten urteilen, welche Ihre Entwickelung und Neigungen von Kindestagen an beobachtet haben. Gehen Sie auch mit sich selbst zu Rate. Soldat zu sein ist ein schöner und hoher, unter Verhältnissen aber auch ein schwerer Beruf.

Theodor Kr. in **Düsseldorf.** Ueber den Bau einer Lokomotive werden wir recht bald eine ausführliche Anleitung zum Abdruck bringen. Wende Dich indessen an einen Praktiker. Es wird sowohl in Hinsicht auf die Konstruktion, wie Materialanwendung im einzelnen noch recht viel zu besprechen sein.

Gustav K. in **Einsiedeln.** Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht, drum wird er auch nicht ausgelacht!

Karl Kr. in **Berlin, Belforterstr.** Schönen Dank für Deine Anleitung zur Eisfabrikation. Mit dem Abdruck werden wir aber doch bis zum nächsten Winter warten müssen, so sehr uns Dein „Himbeereis" in den bevorstehenden heißen Sommertagen zu statten kommen würde. Dein Rezept will's ja aber nicht anders.

Arthur M. in **Wurzen.** Sie haben die Absicht, Seemann zu werden. Ihre Frage erledigt sich durch unsere Antworten in Nr. 7, 14 u. 15. Wir wünschen viel Glück.

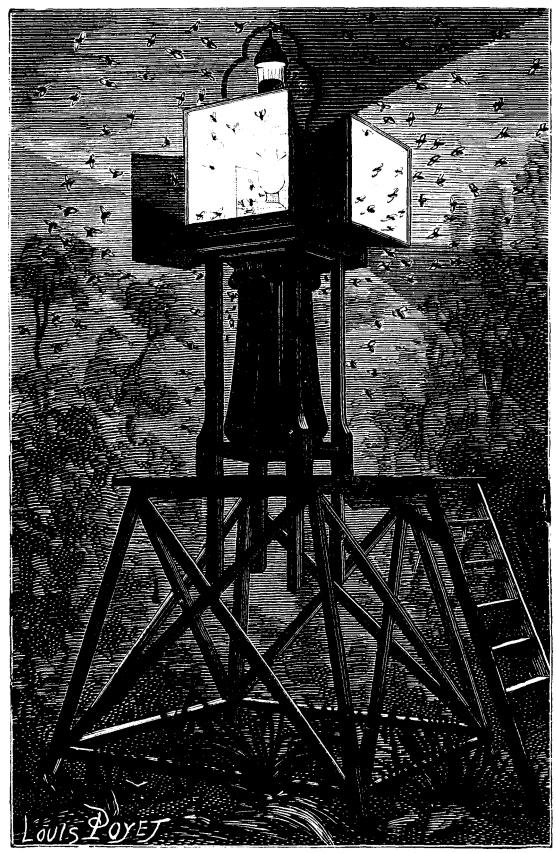
P. G. in **Frankfurt a. M.** Der „Gute Kamerad" macht Ihnen viele Freude und gefällt Ihnen ausgezeichnet. Das freut auch uns recht sehr und ist der schönste Lohn für unsere Mühe. 1. Zu Laubsägearbeiten gedenken wir nicht nur einmal, sondern noch recht oft ebenso interessante als hübsche Anregungen zu geben. 2. Schönen Dank für die lustige Uebersetzung. 3. Den Schmetterling müssen Sie uns genauer beschreiben, wenn wir dessen Namen nennen sollen. 4. Die Sonnenfinsternis vom 19. August d. J. ist eine totale, in Europa jedoch nur teilweise sichtbare. Am Frankfurter Horizont geht die Sonne verfinstert auf. Die Finsternis endigt dort bald nach Sonnenaufgang etwa um $\frac{1}{2}5$ Uhr.

Otto und **Hans** in **Regensburg.** Sie wollen Ihren Kameraden die Hobelbank nicht wegschnappen! Das ist sehr schön gedacht. Zum Lohne für diese edle Regung dürfen Sie sich dieselbe nun aber — ansehen. Hans Dyc, Ihr Regensburger Studiengenosse, wird wohl nichts dagegen haben. — Unsere, voraussichtlich recht bald zum Druck gelangende Anleitung zu Tischlerarbeiten wird Sie jedenfalls sehr befriedigen. — Zu den „künstlichen Schmetterlingen" nehmen Sie möglichst leichtes Seidenpapier. Die äußere Form anlangend, müssen Sie eben nach Möglichkeit die Natur nachzuahmen suchen. Schönen Gruß und Dank für die nachfolgenden Uebersetzungen. Hat dieselben Hans oder Otto verbrochen?

Tanta Caesaris clementia erat.
Die Tante Cäsars war eine geborne Clemens.
Caesar magno cum tumultu per castra rupit.
Cäsar brach mit großem Gepolter durchs Bett!

Karl St. in **J.** Schönen Dank! Recht drollig.

Cäsar Burs—n in **Alt—.** Nikolaus Niembsch, Edler von Strehlenau, bekannt unter dem Dichternamen Nikolaus Lenau, wurde am 13. August 1802 zu Csatad, einem Dorf bei Temesvar in Ungarn, geboren, studierte in Preßburg und Wien, später auf süddeutschen Universitäten erst die Rechtswissenschaften, sodann Medizin. Die Herausgabe seiner Gedichte führte ihn nach Stuttgart und dort begann ein reger Verkehr mit seinen Freunden und Sangesgenossen Kerner, Schwab, Uhland, Pfizer u. a. Im Jahre 1832 entschloß er sich nach Amerika auszuwandern, kehrte schon 1833 nach Europa zurück, lebte abwechselnd in Stuttgart, Wien und Ischl, verfiel 1844 in unheilbaren Wahnsinn und verschied am 28. August 1850 nach langem Leiden zu Oberdöbling bei Wien. — Gummistoffe auf größeren Hautstrecken getragen, wirken schädlich; als Hemdkragen oder als Manschetten benützt, hat diese Wirkung jedoch keine Bedeutung. — Das Räderwerk der Taschenuhr erhält die bewegende Kraft von einer im sogen. Federhause eingesetzten schneckenförmig um sich selbst gewickelten stählernen Feder, welche in gewissen Zeitabschnitten aufgezogen werden muß und dadurch in noch engere Gänge geordnet wird. Nach dem Aufziehen dehnt sich die Federkraft ihrer Elastizität im Gehäuse wieder aus und erteilt durch die hierbei aufgewendete Spannkraft dem Getriebe die erforderliche Bewegung.



Eine Maikäferfalle.

Auflösung des Zahlenkreuzrätsels in Nr. 15.

F	L	O	R	E	N	Z
T	h	e	o	d	o	r
L	e	s	s	i	n	g
R	o	s	a	l	i	e
V	i	o	l	i	n	e
J	u	p	i	t	e	r
A	r	t	e	m	i	s

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 17. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Gediegenes Lernen kapitalisiert sich als „Wissen" und verzinst sich als „Können".

C. Bender.

Der Rabe von Merseburg.

Anmutig liegt an den lieblichen Ufern der sanft murmelnd dahineilenden Saale das uralte, berühmte Merseburg. Die Stadt ist schlecht und unregelmäßig gebaut, zählt nur 15 000 Einwohner, birgt aber einen großen Reichtum an architektonischen und historischen Schätzen. In Merseburg schlug Heinrich der Vogelsteller seine Residenz auf, und nach dem Tode des großen Königs hielt hier sein noch größerer Sohn, Kaiser Otto I., mit Vorliebe Hof. Majestätisch erhebt sich über dem weiten Häusermeere die ehrwürdige Domkirche mit ihren vier altersgrauen Türmen. In den gottgeweihten Hallen der Kathedrale befindet sich eine der größten Orgeln der Welt; am Eingange des Chores erblickt man ein fünf Fuß hohes Bronzedenkmal mit dem Reliefbildnis Rudolfs von Schwaben, das älteste plastische Erzmonument Sachsens. Dort zeigt man auch die zerfressenen Ueberreste der abgehauenen Hand des unglückseligen Gegners Kaisers Heinrichs IV., welchen Hofgunst zum Schwabenherzog und zum Gemahl einer Königstochter und Aufruhr zum Sachsenkönige machten. Wie könnte man diese Rechte wohl ohne innere Bewegung, ohne Schaudern betrachten? Wahrhaftig, wenn irgendwo, dann müssen vor allem hier die furchtbaren Folgen des Meineides uns mahnend und warnend vor die Seele treten!

An die stattliche Domkirche grenzt das mächtige Schloß, in

Der Henker legte seine Hand auf des Gefangenen Schulter . . . .

welchem Gegenkönig Rudolf in den Armen seines bischöflichen Freundes Werner reuevoll seinen letzten Seufzer ausstieß. Von der üppig bepflanzten Terrasse auf der herrlichen Ostfassade genießt man eine prächtige Fernsicht. Wie weit das Auge reicht, welch blutgetränkter Boden! Keuschberg, Großgörschen, Breitenfeld, Roßbach, Lützen, Leipzig — welche Erinnerungen rufen diese Orte in uns wach! Im Innern des geräumigen Schloßhofes, wo einstens fröhliches, lautes Leben herrschte, ist es heute feierlich still. Nur die Schritte des blauen Husaren, der dort Wache steht, hallen in dem weiten Raume wieder, oder das Schäkern der Mädchen, welche mit ihren Eimern zu dem alten, originellen dreiseitigen Ziehbrunnen kommen, um Wasser zu holen, unterbricht auf Augenblicke die tiefe Einsamkeit. Allein das Denkwürdigste im Schloßhofe zu Merseburg ist der historische Rabe.

— — — — — — — — —

Auf dem fürstbischöflichen Throne von Merseburg saß der hochgeborene Herr Thilo von Trotha, der einundvierzigste Oberhirt des berühmten Sprengels. Wie die Chronisten uns versichern, vereinigte der Fürstbischof in sich alle Tugenden eines deutschen Fürsten und eines katholischen Bischofs: lautere Pflichttreue, herablassende milde, seltene Wohlthätigkeit, edle, mannhafte Erscheinung und hohen, unbeugsamen Sinn. Von den Armen bis in den Himmel gepriesen, von seinen Dienern abgöttisch verehrt und von seinen Unterthanen aufrichtig geliebt, schien Thilo von Trotha zu den bevorzugten Günstlingen des Glückes zu zählen.

Es war am heiligen Osterfeste des Jahres 1513; der Kirchenfürst hatte im hohen Dome das feierliche Pontifikalamt gehalten und Worte der Mahnung und des Trostes an die zahlreich versammelten Gläubigen gerichtet. Ziemlich ermattet kehrte der Fürstbischof in sein Schloß zurück, legte mit Hilfe seines alten Kammerdieners die hohenpriesterlichen Insignien und Gewänder ab, warf durch das geöffnete, hohe Bogenfenster einen freundlichen Blick in den sorgsam gepflegten Park, in welchem unter dem zärtlichen Kusse der glänzenden Frühlingssonne die niedlichen Blümlein ihre zarten Kelche erschlossen, und begab sich sodann in den kleinen Speisesaal, um einen stärkenden Imbiß einzunehmen. Unterdessen verwahrte der Diener die bischöflichen Kleider behutsam in der Truhe, Kreuz, Kette und Ring jedoch ließ er ruhig auf dem Schreibtische liegen; denn diese Kleinodien pflegte sein erlauchter Herr eigenhändig in einer besonderen Kassette zu verschließen.

Ungefähr nach einer halben Stunde betrat Herr von Trotha wiederum sein fürstlich ausgestattetes Gemach. Als sein Blick auf die wertvollen, glänzenden Insignien seiner kirchlichen Würde fiel, bemerkte er zu seinem höchsten Erstaunen und Erschrecken, daß der kostbare Ring fehlte. Dieser Ring hatte, abgesehen von dem großen Diamant, welcher denselben schmückte, für den Kirchenfürsten um so höheren Wert, da er ein Geschenk des Kaisers Maximilian I. war, und der Segen des Papstes Julius II. daran haftete. Ungestüm zog der Prälat an der Glockenschnur. Wenige Sekunden später stand der greise Kammerdiener vor seinem gestrengen Herrn und Gebieter.

„Joseph, wer war heute in meiner Abwesenheit in diesem Zimmer?“ fragte der Fürst voll tiefsten Ernstes, indem er seinen Untergebenen mit durchbohrendem Blicke anschaute.

„Außer mir niemand, Fürstliche Gnaden,“ lautete die ruhige Antwort.

„Hast du nach meiner Rückkehr aus dem hohen Dome meinen Bischofsring gesehen, Joseph?“ forschte Herr von Trotha ungeduldig weiter.

„Jawohl, Fürstliche Gnaden,“ antwortete ahnungslos der Kammerdiener, „der Ring lag neben dem Kreuze und der Kette auf dem Schreibtische.“

„Als ich meine Insignien verschließen wollte, fehlte der Ring. Joseph, weißt du, wo der Ring geblieben ist?“

Die Stimme des hohen Kirchenfürsten klang grollend und drohend zugleich. Joseph erbleichte und zitterte am ganzen Körper; ihm war es, als zöge ein furchtbares Unwetter verderbenbringend wider ihn herauf. Aber er zwang sich zur Ruhe und erwiderte mit vibrierender Stimme:

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht, Joseph?“ rief der Prälat erregt. „Es war doch außer dir, wie du selbst gestehst, heute niemand in meinem Zimmer?“

„Allerdings war niemand hier, als ich,“ erwiderte der Kammerdiener mit thränenumflortem Blick, „allein wo Fürstlicher Gnaden Bischofsring geblieben ist, vermag ich nicht zu sagen. So wahr ein Gott lebt, ich habe den Ring nicht genommen!“

„Du hast den Ring nicht genommen, Joseph?“ wiederholte der Fürstbischof in gedehntem Tone. „Dann erkläre mir doch einmal, wer meinen kostbaren Ring genommen haben könnte, wenn nicht du?“

Mit einem wilden Aufschrei sank der alte Joseph auf die Kniee nieder, rang verzweiflungsvoll die Hände und rief mit herzzerreißender Stimme:

„Gnädigster Fürst, Hochwürdigster Bischof, habet Erbarmen mit meinen greisen Haaren — ich bin kein Dieb, glaubet mir um der göttlichen Barmherzigkeit willen nur dieses eine Wort! Fürstliche Gnaden kennen ja den Joseph schon so viele, viele Jahre. Ich trug Euch, als Ihr noch zartes Kindlein waret, in Euerem väterlichen Schlosse auf meinen Armen, ich begleitete Euch später auf Eueren weiten Reisen durch Deutschland und Italien, ich diente Euch treu und redlich, solange Ihr den fürstbischöflichen Thron innehabt. Fürstliche Gnaden ist das der Dank, der Lohn für meine Treue, daß Ihr den armen Mann, welcher in Euerem Dienst ergraute, am Rande des Grabes zum ehrlosen Diebe stempeln wollet? Der allwissende und allgerechte Gott soll mich strafen hier und im Jenseits, wenn ich die Unwahrheit spreche — Fürstliche Gnaden, Eueren Bischofsring habe ich mit keinem Finger berührt!“

Herr von Trotha betrachtet einige Augenblicke voll des tiefsten Mitleids die schmerzlich gebeugte Gestalt des greisen Kammerdieners, über dessen bleiches Antlitz ein stiller namenloser und dennoch so demütiger Schmerz ausgegossen war, und eine innere Stimme flüsterte ihm leise zu: „Nein, solche Menschen stehlen nicht, nimmermehr.“ Dann sagte er in einem sanften, fast herzlichen Tone:

„Joseph, es ist niemand außer dir in meinem Gemache gewesen, es kann deshalb auch kein anderer den Ring genommen haben, als du. In Anbetracht deiner langjährigen treuen Dienste will ich dir sechs Stunden Bedenkzeit geben. Wenn du heute abend deine Schuld nicht eingestehst und den gestohlenen Ring nicht zurückgibst, so überliefere ich dich erbarmungslos meinem Gerichte, und was deiner alsdann harret, ist dir bekannt. Joseph, ich könnte den Ring verschmerzen, obwohl er mir ein teures Andenken ist, aber elende Diebe, Schurken mit gemeinen Gelüsten werde ich in meinem Hause nie und nimmer dulden, und für verstockte Sünder und hartgesottene Verbrecher habe ich kein Herz, kein Erbarmen.“

Eine energische Handbewegung bedeutete dem Kammerdiener, daß er entlassen sei. Laut stöhnend wankte Joseph mit unsicheren Schritten hinaus, schlich sich auf seine Kammer und weinte bitterlich, so bitterlich, wie noch niemals in seinem Leben, so daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Endlich faßte er sich und flehte in heißem Gebete zu demjenigen um Rettung, welcher uns die tröstliche Verheißung hinterlassen, wir sollten zuversichtlich an ihn uns wenden, und er würde uns erretten aus aller Trübsal. Gott schien das Gebet des armen Kammerdieners erhört zu haben; es war dem unglücklichen Greise, als wollte das herbe, bittere Leid sich schlafen legen. Ruhe und Friede kamen über ihn; denn er hatte ja ein gutes Gewissen — was brauchte er also zu fürchten?

Zur festgesetzten Stunde wurde Joseph zum Fürstbischof beschieden. Lange und forschend ruhte der Blick des Herrn von Trotha auf seinem greisen Kammerdiener; hierauf sagte er ruhig und mild:

„Joseph, ich weiß, du hast diesen Nachmittag viel und heiß gebetet. Mit denselben Lippen, mit welchen du noch soeben zu deinem himmlischen Vater gesprochen, wirst du nicht wider ihn sündigen. Noch einmal frage ich dich: wo ist mein Ring?“

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht,“ antwortete der Greis mit leiser, aber fester Stimme.

Der Kirchenfürst schwieg eine Weile, dann sprach er ernst und feierlich, indem er auf das hohe Kruzifix hinwies, welches auf dem Schreibtische stand:

„Unser Herr und Heiland hat noch am Kreuze einem Raubmörder nach einem Leben voll blutiger Frevel großmütig verziehen, weil der sterbende Verbrecher wahre und aufrichtige Reue zeigte. Joseph, ich rede in dieser Stunde nicht als dein Landesfürst

und als oberster Richter in Merseburg zu dir, nein, ich rede zu dir als dein Bischof, als Nachfolger der Apostel, und eingedenk der Mahnung unseres göttlichen Meisters, einander von Herzen zu verzeihen, damit auch wir Verzeihung bei ihm finden, biete ich dir völlige Straflosigkeit und unbedingte Verzeihung an, falls du reumütig deine Schuld bekennst und den entwendeten Ring seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückgibst. Joseph, was antwortest du mir?"

„Bei meiner Seele Seligkeit," schrie der Kammerdiener in fast wahnsinnigem Schmerze auf, „Fürstliche Gnaden, ich habe Eueren Ring nicht."

Eine unheimliche Stille herrschte im fürstlichen Gemache, wie vor dem Ausbruch eines verderbenspeienden Wetters. Mit großen Schritten ging Bischof Thilo auf und ab, blieb schließlich vor seinem Diener stehen, schaute denselben ernst und vorwurfsvoll an und sagte in ruhigem, fast schmerzlichem Tone:

„Joseph, ich war dir stets ein milder, gütiger Herr, und niemals hast du ein hartes Wort von mir hören müssen. Warum vergiltst du mir heute Gutes mit Bösem? Joseph, ich frage dich zum letztenmal: wo ist mein Ring?"

„Fürstliche Gnaden, ich weiß es nicht," kam es kaum hörbar über die blassen Lippen des alten Joseph; Thränen erstickten seine Stimme.

„Joseph, ist das dein letztes Wort?" fragte der Prälat, und ein düsterer Schatten flog über sein Antlitz.

Ein leises Neigen des Kopfes war die einzige Antwort. Der Kirchenfürst blickte einige Minuten schweigend auf die Erde, als ging er mit sich zu Rate; er kämpfte offenbar einen schweren Kampf. Endlich erhob er stolz das Haupt — es war nicht mehr der milde Bischof, sondern der gebietende Landesherr, welcher mit fester, kalter Stimme die Worte sprach:

„Ich habe alles versucht, dich zu retten — du willst es nicht, gut, so sei es denn!"

Auf seinen Wink öffnete der dienstthuende Lakai die Flügelthüren, und der fürstbischöfliche Oberrichter Adalbert Felsenheim trat ein, gefolgt von zwei Gerichtsknechten mit mächtigen Hellebarden.

„Oberrichter Felsenheim," redete der Fürst den Beamten an, „was habt Ihr mir zu melden?"

Tief sich verneigend, erwiderte der Richter:

„Auf Befehl Euerer Fürstlichen Gnaden habe ich sämtliche Bedienstete Eures Schlosses verhört und Haussuchung auf deren Kammern gehalten, allein Eueren Bischofsring fand ich nirgends."

„Und wie denket Ihr über den Diebstahl?" fragte der Prälat. „Wer wird meinen Ring gestohlen haben?"

„Der Dieb kann nur Euer Kammerdiener Joseph sein, Fürstliche Gnaden," entgegnete der Gefragte ehrfurchtsvoll.

„Dann waltet Eueres Amtes, Oberrichter Felsenheim!" gebot Thilo von Trotha.

Als Joseph sah, was ihm bevorstand, brach er in herzzerreißendes Wehklagen aus.

„Gnädigster Fürst, Hochwürdigster Bischof, habt Ihr kein Wort des Erbarmens für mich?" rief er jammernd und die Hände ringend. „Durchlauchtigster Herr, könnt Ihr das an Euerem treuen, greisen Kammerdiener geschehen lassen?"

Nicht ohne innere Bewegung wandte sich der Fürstbischof ab; es that ihm wirklich wehe, daß er seinen alten, treuen Diener den Schergen übergeben mußte, welche denselben vielleicht aufs Blutgerüst führten, allein er war überzeugt, daß Joseph den Ring entwendet hatte, und es erbitterte ihn, daß Joseph seine Schuld so hartnäckig leugnete. Inzwischen legten die Gerichtsdiener dem alten Manne Fesseln an. Der Anblick der schweren Ketten, welche wahrscheinlich schon manches Mörders Hand geziert, wirkte geradezu lähmend auf ihn; willenlos streckte er den Häschern seine Hände entgegen, willenlos ließ er sich binden. Aber jedesmal, wenn bei der geringsten Bewegung die Ketten so eigenartig schauerlich klirrten, zuckte er schmerzlich zusammen.

„Gehen wir!" mahnte er mit tonloser Stimme, indem er einen langen und vorwurfsvollen Blick auf seinen bischöflichen Landesvater warf, welcher, vor diesem anklagenden Blicke verwirrt, die Augen zu Boden senken mußte.

Auf den Gängen und Treppen des Schlosses standen die zahlreichen fürstbischöflichen Beamten und Diener; nur wenige hatten Mitleid mit dem gebrochenen Greise, fast niemand eine Thräne des Erbarmens, nein, die meisten blickten dem Unglücklichen voll Schadenfreude und mit Verachtung nach, er war ja ein Dieb, sie wußten das, noch ehe das Urteil gefällt war. Fort ging es aus dem Palaste über den weiten Schloßhof, dann auf den Wall am Burggraben entlang bis zu dem altersgrauen, düsteren Turme, den schreiend und krächzend die Raben umflatterten. Knarrend fiel die schwere Kerkerthür hinter dem armen Gefangenen ins Schloß. Scheu und ängstlich blickt Joseph um sich — kahle Wände grinsen ihn an, und spärlich dringt das Sonnenlicht durch das kleine Gitterfenster in das unwirtliche Gemach. Joseph ist allein, mutterseelenallein, allein mit seinem unsagbaren Wehe. Mit einem lauten, markdurchdringenden Schmerzensschrei bricht er zusammen; eine tiefe Ohnmacht entrückt ihn barmherzig der qualvollen Wirklichkeit.

. . . . . .

„Gerichtsdiener, der Gefangene soll eintreten!" befahl der Vorsitzende des fürstbischöflichen Gerichtes.

Nach kurzer Zeit führte der Kerkermeister den gefesselten Kammerdiener Joseph in den Saal. Welch furchtbare Veränderung war in wenigen Tagen mit dem unglücklichen Manne vorgegangen! Fahle Leichenblässe bedeckte die hohlen, eingefallenen Wangen, die matten Augen lagen tief in ihren Höhlen, der Rücken war merklich gebeugt, und die Füße versagten fast ihren Dienst; man vermochte den früheren Lieblingsdiener Seiner fürstbischöflichen Gnaden kaum wiederzuerkennen. Aufrichtiges und herzliches Mitleid ergriff die sonst so harten und unerbittlichen Richter beim Anblicke Josephs, welcher sie mit seinen thränenumflorten Augen so wehmütig und vorwurfsvoll ansah. Allein im Gerichtssaale hat nicht das Mitgefühl, sondern die Gerechtigkeit die Entscheidung zu treffen. Deshalb suchte Adalbert Felsenheim jede Regung menschlichen Erbarmens gewaltsam zurückzudrängen, legte sein Antlitz in tiefe, ernste Falten und herrschte den Gefangenen rauh an: „Joseph, zum drittenmal stehst du heute vor deinen Richtern. Willst du endlich ein reumütiges Bekenntnis ablegen?"

„Ich kann nicht."

„Und weshalb kannst du nicht?"

„Weil ich nichts zu bekennen habe."

„Joseph," wie du selbst vor unserem allergnädigsten Herrn, sowie auch in den beiden ersten Verhören eingestanden hast, war zur Zeit, da der Diebstahl geschah, außer dir niemand im Zimmer des Fürsten. Folglich kannst nur du allein den Diebstahl ausgeführt haben."

„Ich bin unschuldig, gestrenger Herr."

„Beweise deine Unschuld!"

„Wie vermag ich solches?"

„Angeklagter, dank der Milde und Herzensgüte unseres allergnädigsten Herrn und Fürsten haben wir bislang Nachsicht geübt. Allein jetzt ist unsere Geduld zu Ende, und ich ermahne dich daher in aller Güte zum letztenmal, aufrichtig und reumütig deine Schuld zu bekennen, damit der Landesherr Erbarmen und Gnade walten lassen kann."

„Ich kann nicht bekennen, was ich nicht gethan habe," lautete die feste und entschiedene Antwort des Kammerdieners.

Nach kurzer, leiser Beratung mit seinen Beisitzern rief der Oberrichter mit kalter, harter Stimme: „Gehen wir zur Folter über!"

Auf ein Zeichen des Vorsitzenden öffnete der Gerichtsschreiber eine kleine Thür, und der rotgekleidete Henker trat ein, das Gesicht mit einer Maske verhüllt. Ohne weiteres schritt derselbe auf Joseph zu, der starr vor Entsetzen und sprachlos vor Schrecken dastand, und legte seine Hand auf des Gefangenen Schulter zum Zeichen, daß er unwiderruflich seiner Macht verfallen sei. Die Folterung begann — jene entsetzlichen Qualen, durch welche man ein Geständnis zu erzwingen suchte, um daraufhin das Todesurteil zu fällen. Wie viele Unschuldige haben in jenen traurigen Zeiten ihr Leben auf dem Blutgerüst lassen müssen! Wahrhaftig, wenn man denn einmal unabwendbar dem Tode geweiht war, so war es doch sicherlich besser, eines schnellen und schmerzlosen Todes zu sterben, als langsam unter unmenschlichen Qualen zu verbluten!

Dreimal hatte der rohe Henkersknecht seine schauerliche, blutige Kunst bei Joseph ausgeübt; da war die Kraft des unglücklichen, alten Mannes gebrochen.

„Laßt mich sterben, laßt mich sterben!" schrie er mit herzdurchdringender Stimme,

während er unter unnennbaren Schmerzen wie ein Wurm sich krümmte.

„Hast du den Ring gestohlen?“ antwortete der Richter.

„Ja, gestrenger Herr,“ flüsterte Joseph und brach bewußtlos zusammen.

Drei Tage später fuhr man den Kammerdiener Joseph auf dem Henkerskarren hinaus vor die Stadt, wo das Schafott errichtet war. Ehe der Verurteilte sein lebensmüdes Haupt auf den Richtblock legte, betete er mit lauter Stimme: „Mein Gott, du weißt es, daß ich unschuldig bin. Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist.“

Nach zwei Minuten war alles vorbei. Still und tief ergriffen kehrten die Leute von der Richtstätte nach Merseburg zurück; leise flüsterten sie sich zu: „Der Joseph war kein Dieb!“

Zu derselben Zeit trat ein schlichter Kapuzinermönch in das fürstliche Schloß und begehrte, den Oberhirten der Diöcese zu sprechen. Er wurde vorgelassen.

„Was bringt Ihr mir, Pater?“ fragte der Prälat unruhig. „Ist mein Kammerdiener eines reumütigen Todes gestorben?“

„Ich habe Euch die letzten Grüße Josephs zu übermitteln, Fürstliche Gnaden,“ antwortete ernst der Mönch. „Ich bereitete ihn zum Tode vor und begleitete ihn auf seinem letzten Gange. Euer Kammerdiener ist unschuldig gestorben; angesichts des Todes lügt man nicht.“

„Aber weshalb hat er sich als Dieb bekannt?“

„Weil der alte Mann die furchtbaren Qualen der Tortur nicht zu ertragen vermochte und den schnellen schmerzlosen Tod durch das Richtbeil dem langsamen und qualvollen Hinschlachten auf der Folter vorzog.“

. . . . . .

Seit dem Todestage des Kammerdieners Joseph hatte der Fürstbischof Thilo von Trotha keine ruhige, glückliche Stunde mehr. Gegen alles Herkommen gab er zum allgemeinen Erstaunen den Befehl, den Leichnam des Gerichteten in geweihter Erde mit kirchlichen Ehren zu bestatten und in sämtlichen Kirchen seines Sprengels für die Seelenruhe des Gestorbenen Totenmessen zu lesen. Oftmals besuchte der Prälat in stiller Dämmerstunde das einsame Grab auf dem friedenumrauschten Kirchhofe, und noch öfter betete er in der Schloßkapelle, daß Gott ihm verzeihe, wenn er Unrecht begangen habe.

Im Herbste mußten am Dache des Schlosses verschiedene Reparaturen vorgenommen werden, damit der Winter mit seinen Stürmen nicht noch ärgeres Unheil anrichte. Eines Tages ließ sich der Schieferdecker beim Fürstbischof melden. Als der schlichte Mann in das Studierzimmer seines Landesherrn trat, zitterte er heftig an allen Gliedern und vermochte anfangs keine Silbe hervorzubringen.

„Was wünschest du, mein Sohn?“ fragte der Fürst huldvoll.

„Ich habe am Schloßgiebel ein Rabennest entdeckt, Fürstliche Gnaden!“

„Und was kann mich das Rabennest interessieren, mein Sohn?“ sagte lächelnd der Prälat.

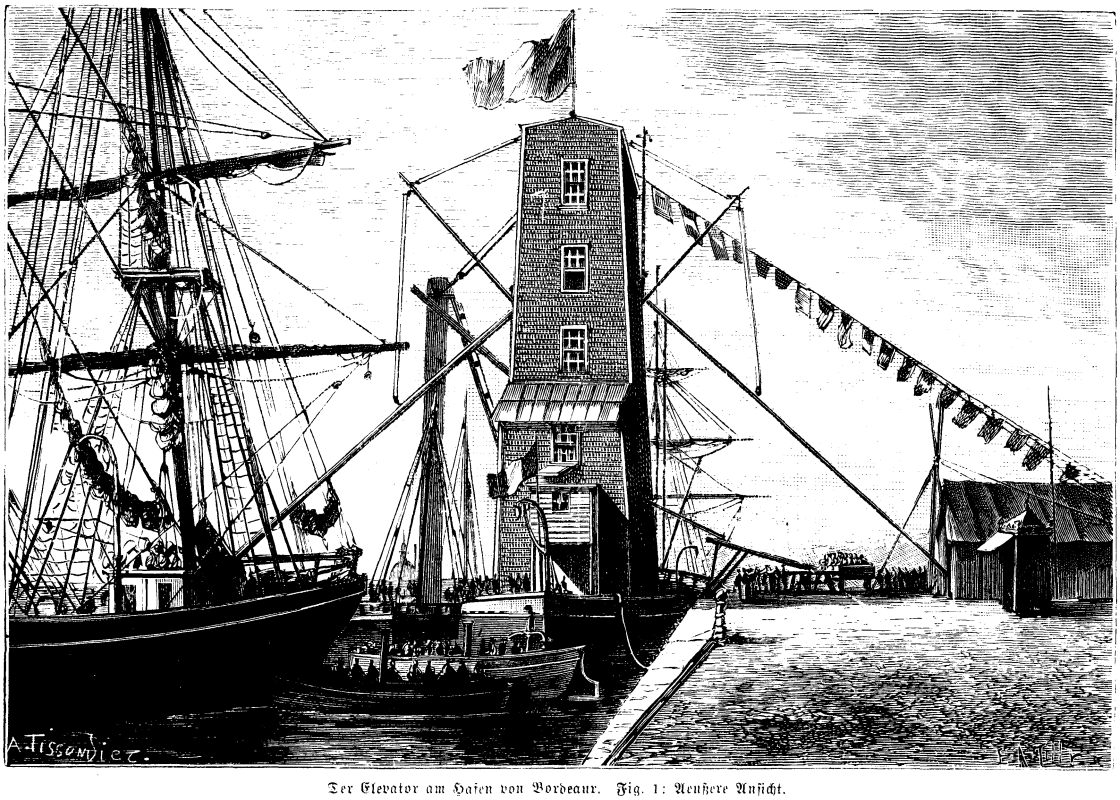
„Fürstliche Gnaden, im Rabenneste fand ich diesen Ring.“

Wie geistesabwesend starrte Bischof Trotha den Ring an; es war der nämliche Ring, welcher am Osterfeste spurlos verschwand. Ein Rabe hatte ihn in seinem Schnabel fortgetragen, und der Kammerdiener Joseph war als Dieb hingerichtet.

„O Joseph, Joseph, kannst du mir verzeihen?“ rief der Bischof in furchtbarer Seelenqual aus, verhüllte sein Antlitz und weinte bitterlich.

Stille, feierlich stille, wie im Grabe, wurde es im fürstlichen Gemache. Lange, lange betete der Kirchenfürst, und als er endlich von den Knieen sich erhob, schien er um zwanzig Jahre gealtert. Täglich wanderte er nunmehr zum Grabe Josephs, welches er mit einem prachtvollen Denkmale schmücken ließ. Der Gram zehrte unaufhaltsam an seinem Herzen, und ehe ein Jahr verflossen war, stieg Fürstbischof Thilo von Trotha hinab in die Totengruft. In seinem Testamente verordnete er, daß im Schloßhofe stets ein Rabe gehalten werde, und setzte für den Mann, welchem die Pflege und die Fütterung des Raben oblagen, einen Gehalt von zehn Thalern aus, eine große Summe für die damalige Zeit. Das ist der historische Rabe von Merseburg.

Der Elevator am Hafen von Bordeaux.



Der Elevator am Hafen von Bordeaux. Fig. 1: Aeußere Ansicht.

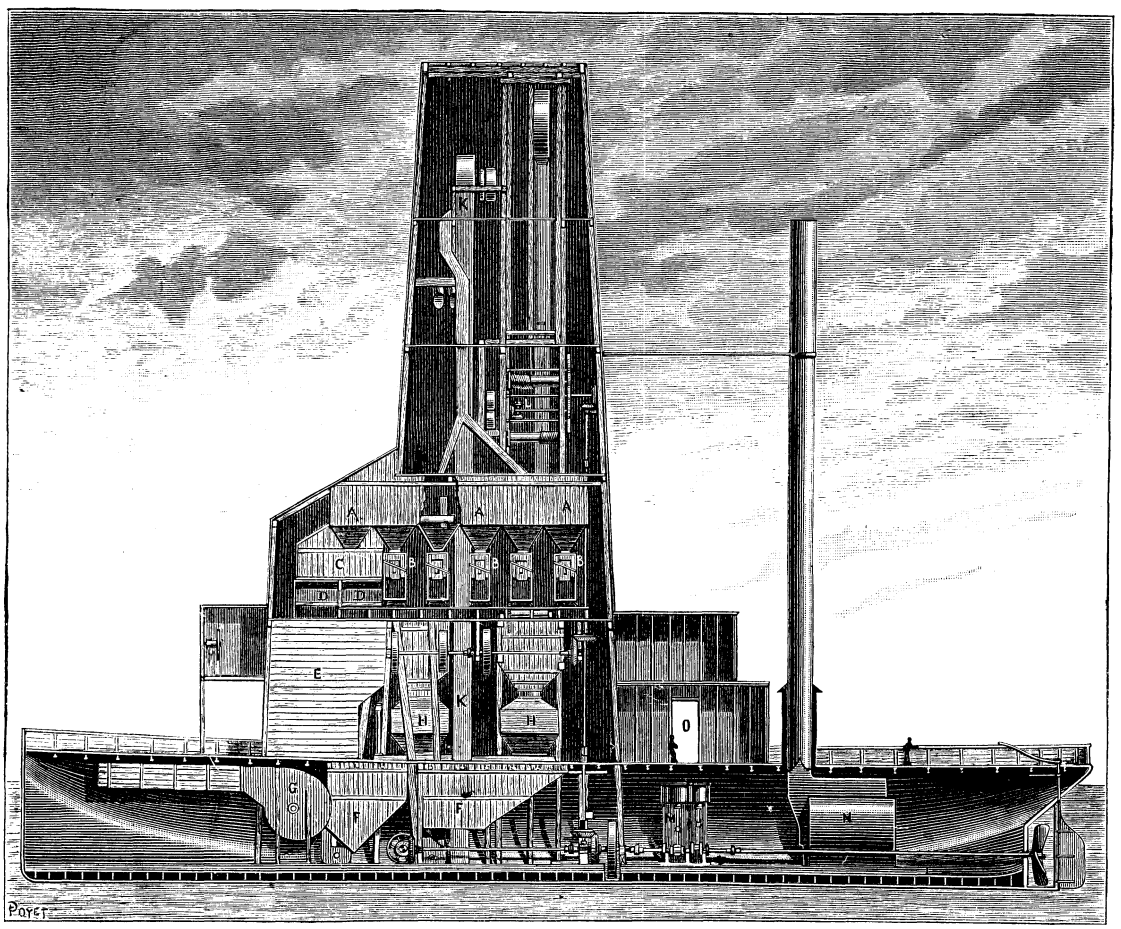
Elevatoren heißen jene riesenhaften Vorrichtungen, die zuerst in den Vereinigten Staaten zur Verladung des Getreides in Anwendung gekommen sind und die, nachdem sie von den Engländern nachgeahmt worden, nun auch Eingang in Frankreich gefunden haben. Unsere beiden Abbildungen (Fig. 1 äußere Ansicht, Fig. 2 Längendurchschnitt) veranschaulichen den Elevator des Hafens von Bordeaux. Hier eine kurze Beschreibung dieses merkwürdigen Apparates.

Derselbe besteht aus drei wesentlichen Bestandteilen: dem Schiffsrumpf, der Betriebsmaschine und den das Getreide bearbeitenden und befördernden Vorrichtungen.

Der Schiffsrumpf ist von Eisen, 31 m lang, 9 m breit und 3 m 48 cm tief. Er

ist mit einer Schraube versehen, vermöge deren er eine Geschwindigkeit von 10 km in der Stunde entwickeln kann. Die Dampfmaschine (M Fig. 2) ist 150pferdig. Zum Betrieb des Elevators braucht sie aber nur 100 Pferdekräfte zu entwickeln. Die ganze Kraft der Maschine kommt nur dann in Anwendung, wenn der Elevator eine längere Fahrt zu machen hat. Zwei Kessel (N Fig. 2), jeder von 100 Pferdekraft, liefern den Dampf. Für gewöhnlich ist nur ein Kessel im Betrieb.

Der in der Mitte des Schiffes stehende Turm ist von Holz und hat eine Höhe von 24 m 45 cm. Er ist ringsum mit eisernen Schiefern gedeckt. Außer Betrieb ist der Turm geschlossen. Soll er in Betrieb gesetzt werden, so wird nach der Ladeseite ein gebogener Arm in Bewegung gesetzt, der in seinem Hauptteil eine Eimerkette (Paternosterwerk) trägt, während der andere Teil aus ineinanderschiebbaren Röhren besteht. Ersterer wird in das auszuladende Schiff und zwar direkt in das darin befindliche Getreide gestellt. Sobald das Eimerwerk in Betrieb kommt, was durch Transmission geschieht, nimmt das von den Eimern aufgeschöpfte Getreide seinen Weg nach oben und wird auf der Spitze des Armes in die Röhren ausgegossen, welche es zunächst nach dem Raume H in dem ersten Stockwerke des Turmes befördern.



Der Elevator am Hafen von Bordeaux. Fig. 2: Längendurchschnitt.

Die Armvorrichtung des Elevators ist auf Abbildung 1 auf der linken Seite des Turmes ersichtlich. Fassen wir nun für die weitere Beschreibung Abbildung 2 ins Auge.

Das Getreide ist also in dem Raume H angelangt. Hier befinden sich zwei große Centesimalwagen, deren jede 2500 kg auf einmal abwiegt; die eine (links) das Getreide, wie es aus dem Schiffe kommt, die andere (rechts), nachdem es gereinigt ist. Eine Eimerkette schafft das Getreide nach der Abwiegung ein Stockwerk höher nach dem Raume C, von wo es auf die darunter befindlichen großen Siebe DD läuft, um einer ersten Reinigung unterworfen zu werden. Von hier fällt es in den darunter befindlichen Raum E, wo es durch einen großen Ventilator von Staub befreit wird. Von hier nimmt es seinen Weg in die großen Magazinräume FF und wird von dort mittels Eimerketten nach der zweiten Wage H geschafft. Nach der Verwiegung geht es weiter in die Höhe und zwar nach den Speicherräumen AA, wo es mittels zahlreicher Trichter in Säcke gefüllt, oder aber, falls es aufs neue in einen Schiffsraum verladen oder in ein Hafenmagazin untergebracht werden soll, noch höher gehoben wird, um von dort mittels Röhren nach den betreffenden Räumen geleitet zu werden. In dem unter A befindlichen Raume B werden die gefüllten Säcke gewogen. Zur Beförderung der Säcke nach außen (Waggons, Schiff oder Magazin) dient eine geneigte Ebene. Die Leistungsfähigkeit des Elevators beläuft sich auf 22 Säcke in der Minute oder 15000 Säcke bei 12stündiger Arbeit.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Der kleine Hobble-Frank hatte dieses bei heiterem Himmel ihm unerklärliche Wetterleuchten noch nie beobachtet. Darum sagte er zu dem dicken Jemmy, hinter welchem er ritt:

„Herr Pfefferkorn, Sie sind drüben in Deutschland 'mal Gymnasiast gewest und werden sich wohl noch een bißchen off Ihren psychikalischen Unterricht besinnen können. Warum blitzt und leuchtet es denn eegentlich hier so sehre?“

„Es heißt physikalisch und nicht psychikalisch,“ verbesserte der Dicke.

„Dadervon werden Sie wohl gar nich viel mehr verschtehen als ich. Wissen Sie, ich hab' ooch meine Meriten; das können Sie mir offs Wort drauf glooben, besonders in der Orthographie und Konterpunktion. Ich weeß ganz genau, wie so een Fremdwort geschrieben wird, und da werd' ich's wohl ooch richtig ausschprechen können. Verschtanden? Ob ich sag' psychikalisch oder physikalisch, das ist dem deutschen Kaiser ganz egal. Die Hauptsache ist, daß man das Pxilump richtig ausschpricht.“

„Ypsylon heißt es.“

„Was? Wie? Ich soll nich mal wissen, wie der vorletzte Buchschtabe meines vaterländischen Alphabetes ausgesprochen wird?

Wenn Sie mir das nochmal sagen, da kann was drauf erfolgen, was Sie sehre leicht in eene Gemütskrankheit versetzen kann. So was läßt sich een Verehrer der Wissenschaft nich so leicht gefallen. Sie wissen mir off meine Frage keene akademische Antwort zu versetzen, und dadrum versuchen Sie es nun, sich off Schleichwegen heimlich aus der Falle raus zu beißen. Aber wenn Sie denken, daß Ihnen das gelingt, da irren Sie sich mehrschtenteels in mir. Ich bin ganz der Mann, Ihnen zu beweisen, daß der Müllerbursche keen Essenkehrer ist. Ich hab' Sie nach dem Wetterleuchten gefragt, aber nich nach dem Nxilump und nach der psychikalischen Geometrie. Können Sie mir Antwort erteilen oder nich?"

„Allemal!" lachte der Dicke.

„Nun, dann los damit! Also warum wetterleuchtet es hier gar so sehre?"

„Weil viel Elektricität vorhanden ist."

„So? Ach? Das nennen Sie eene Antwort? Nun, dazu braucht man wohl ooch keen Gymnasiast gewest zu sein! Ich hab' zwar keene Alma Vater besucht, ich bin keen Schtudent gewest und hab' ooch niemals kommerschiert und den Alexander gerieben, aber ich weeß doch ganz genau, daß Elektricität vorhanden sein muß, wenn es leuchtet. Jede Wirkung hat ihre Ursache. Wenn eener eene Ohrfeige gekriegt hat, da muß een anderer vorhanden sein, der ihm die Maulschelle gegeben hat. Und wenn es wetterleuchtet, so — so — — so — — —"

„So muß einer da sein, der es angebrannt hat," fiel Jemmy ein.

Der Hobbel-Frank war zunächst still, um sich die Worte des Dicken zu überlegen; dann aber brach er zornig los:

„Hören Sie, Herr Pfefferkorn, es ist sehre gut, daß wir noch keene Brüderschaft mitnander gemacht haben, denn jetzt würde ich sie off der Schtelle wieder aufheben, und das wäre doch eene Blamage und een ewiger Schandfleck für Ihr bürgerliches Wappenschild. Glooben Sie denn etwa, daß ich mir von Ihnen meine etymongolische Wortabschtammung verderben lasse? Was fallen Sie mir denn eegentlich so in meine schönste Rede? Wenn Sie eenen Satz beenden wollen, so können Sie sich ihn ooch selber anfangen. Merken Sie sich das! Aber wenn ich der Anfänger bin, da schprech' ich ooch bis zu Ende, denn nachher ist der Satz mein geistiges und philosophisches Eigentum. Wenn ich in meiner scharfsinnigen, bescheidenen Weise die Elektricität mit eener Ohrfeige vergleiche, so haben Sie nich das mindeste Recht, sich wie een Räuberhauptmann meines Vergleiches zu bemächtigen. Eenen Pferdeschpitzbuben hängt man off; das ist so Savannengesetz, und wenn mir eener mit dem mir gehörigen Satz davonrennt, so schieß' ich ihn vom Pferde runter. Ich hab' eenen famosen Schluß konschtruieren wollen, aber sobald ich mit den richtigen Promissen fertig war, da haben Sie eene ganz falsche Konfusion hinten dran gehängt, und das verletzt mein logisches Zartgefühl off eene schauderhafte Weise. Ich bin — — —"

„Prämissen wollten Sie wohl sagen," unterbrach Jemmy die geharnischte Rede. „Und Konfusion heißt es auch nicht, sondern Konklusion."

„So! Sind Sie denn wirklich so een ausgezeichneter Kenner des antiquarischen Schprachsystems? Wenn 'mal eener in seiner Schuljugend gehört hat, daß Rom off sieben Ziegeln gebaut worden ist, nachher denkt er ooch gleich, daß er der reenste Virtuos in den sämtlichen lateinischen Dialekten ist. Sie schprechen das eegentliche Plattlateinisch; mein Schulmeester in Moritzburg aber war een Hochlateinischer; bei dem endete sich alles ganz regelrecht off um, cum und dumm. Das ist die bekannte Schprache des Cicero und der schönen Melusine. Sie aber lernen in dem Gymnasium das Lateinische nur nach Knüppelverschen und sagen:

‚Was man nicht deklamieren kann,
Das sieht man ganz neutral sich an.'

Und wenn Sie sich bis hinauf in die Oberprima so ganz neutral verhalten haben, so werden Sie Prairiejäger, thun mit Ihren philologischen Schprachkenntnissen dicke und wollen nich 'mal meine Promissen und meine Konfusion gelten lassen. Ich habe in meinem ganzen Leben von keener Konklusion gehört, sogar in Moritzburg nich, was doch viel sagen will. Thun Sie also mir und sich selbst den Gefallen, und bleiben Sie bei der Schtange. Es ist die Rede gewest vom Wetterleuchten und von der Elektricität. Sie sagen, es wetterleuchtet wegen der vorhandenen Elektricität. Nun aber frag' ich weiter, warum gerade hier in dieser Gegend so viele Elektricität vorhanden ist. Ich hab' doch noch nirgends eene solche Masse beisammen gefunden. — Nun, können Sie antworten? Jetzt haben Sie die beste Gelegenheit im ganzen Leben, das Examen zu bestehen oder offs schönste ökumenische Konsilium hereinzufallen."

Der dicke Jemmy lachte laut auf. Darum fragte der gelehrte Sachse:

„Was feixen Sie denn so klarinettenmäßig? Lachen Sie etwa nur vor Verlegenheit, weil ich so eene ganz unerwartete Fertigkeet in der philharmonischen Schprachgewandtheet entwickele? Nun, ich bin sehre neugierig, off welche Weise Sie sich herausbeißen werden, mein bester Herr Pfefferkorn!"

„Ja," antwortete Jemmy, „Ihre Frage ist freilich höchst schwierig zu beantworten. An ihr könnte selbst ein Professor sich vergebens abmühen."

„So! Eene andere Antwort haben Sie also nich?"

„Vielleicht doch."

„So lassen Sie 'mal hören! Ich bin ganz Ohrläppchen."

„Vielleicht ist der Metallreichtum des Felsengebirges an dieser Ansammlung der Elektricität schuld."

„Der Metallreichtum? Mit dem hat die Elektricität nichts zu thun."

„O doch! Warum wird sie von dem Blitzableiter angezogen?"

„Sie läuft aber unten wieder 'naus, folglich mag sie gar nichts von ihm wissen, und es wird gar mancher Boom vom Blitz erschlagen, ohne daß er nur das kleenste Stückchen Eisen in der Westentasche stecken hatte. Nee, das kann ich nich gelten lassen. Da müßten zum Beispiel alle Eisengießereien vom Blitz getroffen werden."

„Oder ist's, weil wir uns hier dem magnetischen Pole nähern?"

„Wo liegt denn der?"

„Im nördlichen Amerika, allerdings noch eine tüchtige Strecke von hier."

„So lassen Sie ihn nur immer liegen! Der ist ja ooch ganz unschuldig an diesem Wetterleuchten."

„Oder staut sich die Elektricität bei der rapid schnellen Erdumdrehung an den riesigen Höhen des Felsengebirges?"

„An so eene archimedische Ansammlung ist nicht zu denken. Die Elektricität ist doch nich so dick wie Sirup; die geht ganz leicht über die Berge hinweg. Nee, Sie haben Ihr Examen nich beschtanden. Ihre Censur ist höchstens Viere Beh."

„Nun, wenn Sie der Mann sind, mir eine Censur zu erteilen, so müssen Sie wohl im stande sein, es besser zu machen."

„Natürlich bin ich das im schtande, denn ich bin in Moritzburg Forschtbeamter gewest und habe dort durch eifriges Fragen und Nachdenken meine angeborene Intelligenz off die allersuperlativste Schpitze getrieben. Ich möcht eegentlich mal wissen, off welche gewichtige Frage ich nich die richtige pneumatische Auskunft erteilen könnte. Ich bin zwar nur Autoviadukt, denn ich habe eben alles merschtenteels ganz von alleene gelernt; aber wenn das Genie eenmal drin im Menschen schteckt, dann ist's eben nich mal mit Keulen tot zu schlagen. Die Erklärung, welche Sie als verflossener Gymnasiast nich finden, ist ganz eenfach. Mir hat der Moritzburger Schulmeester mal in eener vertraulichen Schtunde, als niemand weiter in absento war, off Diskredit und Ehrenwort mitgeteilt, daß die Elektricität durch Reibung entschteht. Das geben Sie doch zu?"

„Sehr gern."

„Folglich muß, wo Reibung vorhanden ist, Elektricität entschtehen."

„Zum Beispiel beim Kartoffelreiben!"

„Lassen Sie Ihre Quartanerwitze beiseite, besonders wenn Sie mit eenem Manne schprechen, der in Beziehung off die künstlichen Wissenschaften zu den hydraulischen Autoritäten gehört! Wenn ich ungeschtört bin, so habe ich eenen sehr bescheidenen und anschpruchslosen Charakter, denn es gibt Oogenblicke, wo der Geist schwach sein muß, aber der Körper schtark und kräftig; doch wenn mal der richtige Moment des Nachdenkens mit dem geeigneten Oogenblicke der höheren Bildung zusammenfällt, nachher schträubt sich mein edles Naturell gegen das gewöhnliche ordinäre Temperament, und die Quellen meiner Kenntnisse fangen an zu schprudeln und zu

schpritzen, daß es zum Erschtaunen ist. Ich wundre mich manchmal über mich selber, wenn ich so höre, was für Schätze in mir schtecken. Mit der Elektricität zum Exempel mach' ich gar nich viel Federlesens. Dieser ganzen Wissenschaft bin ich weit überlegen. Ich schpiele mehrschtenteels bloß noch mit ihr. Off een bischen Reibung mehr oder weniger kommt mir's gar nich mehr an, besonders hier in dieser Gegend. Da gibt es gewaltige Prairien, gewaltige Wälder und gewaltige Berge. Wenn nun der Wind oder gar der Schturm darüber saust, so entschteht eene ungeheure Reibung. Oder nich?"

„Ja," gab Jemmy zu. Er war begierig, die Erklärung des Sachsen zu hören.

„Der Schturm reibt den Boden; die unendlichen Millionen von Grashalmen reiben sich aneinander; die ungezählten Aeste, Zweige und Blätter der Bäume reiben sich ebenso. Die Büffel wälzen sich in den Wallows*), was großartige Reibung gibt; kurz und gut, es findet in dieser Gegend eene Reibung statt wie sonst nirgendwo, und da ist es ja ganz selbstverständlich, daß sich een ungeheurer Vorrat von Elektricitat anhäufen muß. Da haben Sie also nun die eenfachste, unanfechtbarste Erklärung aus dem kompetentesten Munde. Wollen Sie etwa noch mehr?"

„Nein, nein," lachte Jemmy. „Ich habe genug!"

„So nehmen Sie die Aufklärung mit Ernst und ergebener Hochachtung hin. Das Lachen aber muß ich mir verbitten! Wer so viel ohne Ursache lacht, der verrät eene sanguinisch-cholerische Normalexistenz, eene hohle, phrenologische Schädelbildung und een unbedeutendes loyales Rückenmarksystem. Und daß Sie außerdem an eener chronisch-akuten Ueberlegungsgabe leiden, das haben Sie bewiesen, denn nur Sie ganz alleene waren schuld, daß wir von den Schoschonen gefangen genommen wurden. Wäre uns dieser famose Old Shatterhand nich zu Hilfe gekommen, so hätten wir unbedingt den gefährlichen Salto quartale hinüber in die ewigen Jagdgründe machen müssen."

„Mortale heißt es, nicht quartale!"

„Schweigen Sie! So etwas kommt mir in diesem Vierteljahre nicht wieder vor; darum sage ich quartale. Unser wissenschaftliches Gespräch ist überhaupt jetzt nun finis parterra, denn wir sind den Bergen nahe, und da vorn halten unsere Kundschafter. Sie müssen also etwas Wichtiges entdeckt haben."

Der kleine Pseudogelehrte hatte während seiner ultragelehrten Auseinandersetzungen wenig darauf geachtet, daß indessen eine ganz bedeutende Strecke zurückgelegt worden war. Das Blaugras war verschwunden; an seiner Stelle traten Festuccagräser, reichlich mit duftenden Cumarinhalmen durchmischt, und in nicht großer Entfernung entfaltete sich bereits ein reichlicher Strauchwuchs, über welchen die Wipfel einiger Rot-Ahorne emporragten. Diese Bäume lieben den feuchten Boden und bildeten also ein erfreuliches Zeichen, daß man nach dem heißen Ritte wohl bald auf einen erquickenden Trunk rechnen könne.

Dort bei den Büschen hielten die Kundschafter. Als der Reiterzug ihnen nahte, winkten sie mit den Händen zur Vorsicht, und einer rief:

„Nambau nambau!"

Dieses Wort bedeutet eigentlich Fuß, hat aber auch die Bedeutung als Fährte. Die Kundschafter wünschten, man solle Vorsicht gebrauchen, damit die von ihnen gefundene Fährte nicht zerstört werde, bevor sie von den Anführern „gelesen" worden sei.

Wohkadeh beachtete ihre Winke nicht; er ritt zu ihnen hin.

„Wehts toweke!" rief ihm derjenige, welcher vorher gerufen hatte, unwillig zu.

Das heißt „junger Mann" und bedeutete also eine Zurechtweisung. Ein junger Mann handelt wohl nicht so überlegt wie ein bejahrter. Der Ausdruck enthielt einen Tadel, ohne Wohkadeh ernstlich beleidigen zu können. Dennoch antwortete er in ziemlich ernstem Tone:

„Haben meine Brüder die Winter gezählt, seit denen Wohkadeh nun lebt? Er weiß ganz genau, was er thut. Er kennt diese Fährte, denn es sind die Stapfen seiner Füße auch dabei. An diesem Orte lagerte er mit den Sioux Ogallala, bevor sie ihn aussandten, nach den Zelten der Schoschonen zu suchen. Sie sind jedenfalls von hier aus grad nach West geritten, um den Fluß des dicken Hornes zu erreichen, und werden Wohkadeh Zeichen zurückgelassen haben, mit deren Hilfe er ihnen schnell zu folgen vermag."

Die Stelle, an welcher sie hielten, zeigte Spuren, daß vor einigen Tagen ein ansehnlicher Reitertrupp hier gelagert habe; doch waren diese Zeichen nur für ein außerordentlich geübtes Auge zu erkennen. Das niedergetretene Gras hatte sich vollständig wieder aufgerichtet, doch fehlte den nahen Büschen die Zweigspitzen, welche von den Pferden abgefressen worden waren.

Nach Wohkadehs Erklärung erschien es als zwecklos, sich hier länger aufzuhalten. Darum setzte sich der Zug sogleich wieder in Bewegung.

Zwar stand die Sonne im Zenith, und es war also die Zeit der größten Tageshitze; die Pferde bedurften einer kurzen Ruhe, doch wollte man ihnen diese nicht eher gewähren, als bis Wasser gefunden wurde.

Das bisher ebene Terrain begann nun zu steigen. Von vorn, rechts und links traten langgestreckte Bergesrücken näher heran. Die Reiter folgten einer breiten Senkung, welche sich zwischen den Höhen hindurchwand. Sie war von den bereits erwähnten Gräsern grün. Das Buschwerk zeigte zunächst nur harte Arten, doch traten sehr bald weichere auf, strauchartige Balsampappeln, welche sich hier nicht zu Bäumen zu entwickeln schienen, und wilde Birnen von der Art, welche der Amerikaner Spiked-Hawthorn nennt.

Nun wurden auch die vorher nur vereinzelt stehenden Bäume zahlreicher. Weiße Eschen, Kastanien, Zürgelbäume, Makrocarpa-Eichen, Linden und andere, an deren Stämme purpurrot blühender Osterluzey emporkletterte.

Als der Weg dann hinter einer Höhe scharf nach Norden bog, sahen die Reiter bereits dicht bewaldete Berge vor sich. Dort mußte Wasser zu finden sein. Zwei wild zerklüftete Höhen ragten einander gegenüber ziemlich steil empor. Zwischen sie drängte sich ein schmales Thal hinein, auf dessen Sohle ein schmales Wässerchen sein leises Liedchen murmelte. Sollte man in dasselbe einbiegen oder der bisherigen Richtung folgen?

Old Shatterhand musterte mit scharfem Blicke den Saum des Waldes. Bald nickte er befriedigt vor sich hin und sagte:

„Unser Weg führt hier links in das Thal hinein."

„Warum?" fragte der lange Davy.

„Seht Ihr nicht den Fichtenast dort im Stamme der Linde stecken?"

„Ay, Sir. Es ist freilich auffällig, daß ein Nadelholz an einem Laubbaume wächst."

„Es soll ein Zeichen für Wohkadeh sein. Die Sioux haben ihn an dem Lindenstamm in der Weise angebracht, daß er nach dem Thale zeigt. Diese Richtung haben sie also eingeschlagen, und ich denke, daß wir noch auf mehrere solcher Wegweiser treffen werden. Also vorwärts!"

Winnetou war bereits schweigend vorangeritten, nachdem er nur einen kurzen Blick auf die Linde geworfen hatte. Das war so seine Art und Weise; er pflegte zu handeln, ohne viel zu sagen.

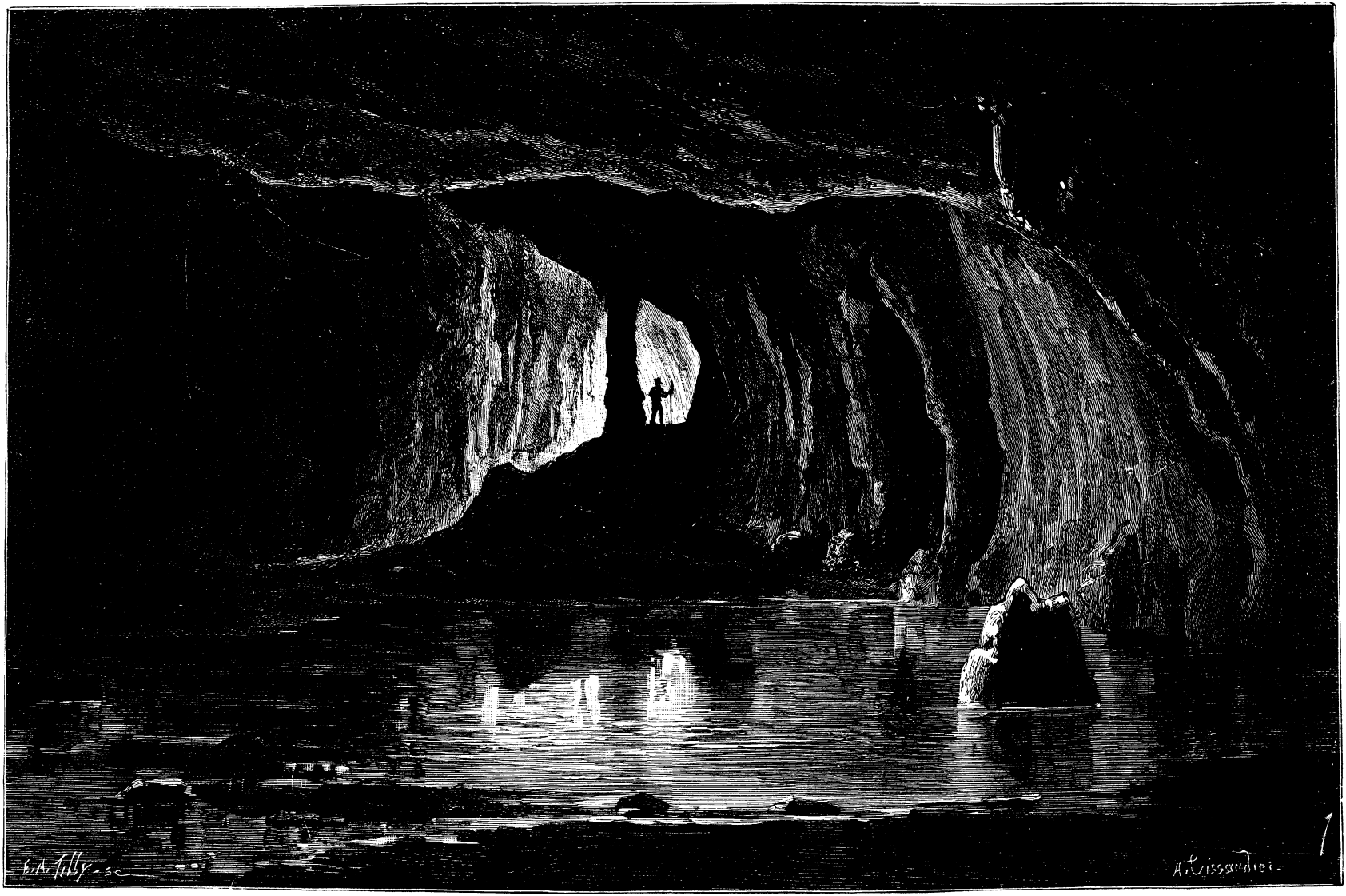
Als der Zug eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, fand sich eine Stelle, welche sich außerordentlich gut zum Lagern eignete. Hier wurde angehalten. Es gab Wasser, Schatten und vortreffliches Futtergras für die Pferde.

Die Reiter stiegen ab und erlaubten den Tieren zu grasen. Die Schoschonen waren sehr gut mit in der Sonne getrocknetem Fleisch versehen, und die Weißen hatten noch von dem Proviant, welchen sie aus der Wohnung des Bärentöters mitgenommen hatten. Es wurde gegessen, und dann streckten sich die Männer in das Gras oder Moos, sich einem kurzen Schlummer hinzugeben, oder sie saßen in Gruppen zusammen, um sich zu unterhalten.

Der Unruhigste von allen war Bob, der Neger. Da er sich wund geritten hatte, schmerzten ihn die verletzten Stellen.

„Massa Bob sein krank, sehr krank," sagte er. „Massa Bob nicht haben mehr seine Haut an den Beinen. Ganze Haut sein fort, sein futsch, und nun kleben Hose an Beinen und thun so weh Massa Bob. Wer sein schuld daran? Die Sioux. Wenn Massa Bob sie finden, dann werden er sie totschlagen, bis sie nicht mehr sein können lebendig! Massa Bob nicht können reiten, nicht sitzen, nicht stehen, nicht liegen. Es sein, als haben Massa Bob Feuer an seinen Beinen." (Fortsetzung folgt.)

*) Runde Bodenvertiefungen von 8—10 Fuß Durchmesser, von den Büffeln in den Boden gewälzt.



Die Höhle von L'Ombrives.

Die Höhle von L'Ombrives.

Wir finden beinahe überall in unseren Kalksteingebirgen jene merkwürdigen natürlichen Höhlen und Grotten, welche sich im Verlauf der Jahrhunderte mit den mannigfaltigsten und phantasiereichsten Tropfsteingebilden ausgekleidet haben und dem Auge einen wunderbaren Anblick darbieten. Diese Tropfsteinhöhlen haben aber neuerdings noch ein weiteres Interesse für die Wissenschaft dadurch gewonnen, daß man entdeckt hat, daß sie beinahe alle in einer fernen Vorzeit die Behausung eines Geschlechts von Menschen waren, das noch auf einer ziemlich tiefen Stufe der Kultur stand, noch keine Metalle kannte und augenscheinlich nur von der Jagd lebte. Hebt man nämlich an der Sohle dieser Höhlen den Boden um 20—50 cm ab, so findet man Kohlen, verbrannte und gespaltene Tierknochen, Scherben von rohen Töpferwaren, Aexte, Hämmer, Meißel und Messer aus Feuerstein und Obsidian, Reibsteine von Granit und ähnliche Werkzeuge eines längst untergegangenen halbwilden Urvolkes. Die Kalksteinhöhlen, welche man seit 30 Jahren in Oberschwaben entdeckt und untersucht hat, ergaben die wichtigsten Aufklärungen und interessantesten Funde in dieser Beziehung und lenkten auch anderwärts die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf die Erforschung ähnlicher Höhlen. Auf diese Art ward auch eine zwar schon längst bekannte, aber wenig beachtete Tropfsteinhöhle bei dem Dorfe L'Ombrives im französischen Departement Ariége neuerdings genauer erforscht und liefert die überraschendsten Ergebnisse. Diese Grotte erwies sich nicht nur viel größer und umfangreicher, als man bisher gewußt hatte, indem man mehrere Arme und Stockwerke derselben erstmals entdeckte, worunter eine große hallenartige Grotte mit einem See, welcher unverkennbar mit den unterirdischen Gewässern einer anderen Höhle oder der Quelle eines in der Nähe entspringenden Flusses in Verbindung steht. Einen Teil dieser Höhle führen wir unseren Lesern im nebenstehenden Holzschnitt vor.

Die gesamte seither untersuchte Länge der Höhle von L'Ombrives, welche aus mehreren Armen und Stockwerken besteht, die durch senkrechte Abstürze und geneigte Kammern miteinander verbunden sind, beträgt 1600 m; man glaubt jedoch, daß sie sich noch weiter erstrecke. Auch in dieser Höhle fanden sich die deutlichsten Beweise, daß sie in vorgeschichtlicher Zeit zum natürlichen Zufluchtsorte von jenen Urvölkern gedient, welche damals die Vorthäler der Pyrenäen bewohnt hatten, denn unter der Bodenoberfläche fand man nicht nur die Ueberreste vieler Feuerstätten jener Höhlenbewohner, sondern auch einen Teil ihrer Werkzeuge und Geräte aus Knochen und Feuerstein und zerschlagene Knochen von Wiederkäuern. In einer Kammer der Höhle lagen sogar so viele menschliche Skelette, Schädel und einzelne Knochen, daß die Finder derselben den Namen „Friedhof" gegeben haben.

Das Ballspiel.

(Fortsetzung und Schluß.)

Na, an uns Thüringer Schuljungen wurde die Rüt oder Rute wahrhaftig nicht gespart, und Alexander Held konnte sich im Grabe noch darüber freuen!

Weil die Birkenrute unseres Dorflehrers uns sehr wehe that, so ist es nicht zu verwundern, daß wir uns bisweilen nach einem etwas weicheren Materiale, als es der Birkenschwamm ist, für unsere Bälle umsahen. Wir fanden dieses weichere Material in den wenigen Dorfhäusern, wo ein Webstuhl stand: der flockige, wattenartige Abfall, der sich unter dem Webstuhl ansammelte, wurde von uns, nachdem wir uns die Bewilligung des Webers erschmeichelt, mit eilfertiger Hand aufgerafft und als gute Beute davongetragen. Zunächst wurde nun der weiche Abfall zu einer Kugel gedreht und dann mit bunten Leder- oder Tuchläppchen umnäht. Um diese Läppchen zu bekommen, hielten wir uns mit allen Schneidern und Schustern gut Freund; gar bereitwillig liefen wir für den Schuhmachermeister Brameyer zum Dorfkrämer, um daselbst ein Lot Schnupftabak zu holen, wenn der Meister uns ein gelbes Saffianlederläppchen für den Gang versprach; gar freudig begossen wir dem Schneidermeister Leisegang seine Fensterblumen, wenn er uns ein scharlachrotes Tuchläppchen dafür in Aussicht stellte. Das gab dann sehr farbenbunte prächtige Bälle, zumal wir es im Nähen derselben durch Uebung zu einer großen Fertigkeit brachten. Nach Jahren, als ich schon ein Student geworden, hab' ich mich herzlich gefreut, als ich in Andersens Märchen so einem aus Saffianleder genähten Balle begegnete. „Sieh' da, das ist der Ball deiner Jugend!" sagte ich zu mir. Und wie stolz ist der Ball des dänischen Märchendichters auf seine Beschaffenheit! „Sie wissen wohl nicht," spricht dieser Ball zum Kreisel, „daß mein Vater und meine Mutter Saffianspantoffeln gewesen sind, und daß ich einen Kork im Leibe habe." O ihr genähten Saffiansbälle meiner Jugend, wie seid ihr von den heutigen buntbemalten Gummibällen so ganz verdrängt! Ich glaube, daß euer einst so stolzes Geschlecht geradezu ausgestorben ist — ausgestorben vor diesen Gummibällen, die nicht einmal einen Kork, sondern nur Wind im Leibe haben!

Da ich mit der Erwähnung von Andersens Märchen die „Litteratur" der Bälle berührt habe, so will ich hier gleich anführen, daß schon der alte hochberühmte Griechendichter Homer in seinem unsterblichen Gesange der Odyssee des Ballspieles gedenkt. Er erzählt uns nämlich, wie Nausikaa, des Königs Alkinoos Tochter, von Athene im Traume ermahnt, an den Meerstrom gefahren sei, um ihre Gewande zu waschen, und wie sie darauf mit den Mägden am grünen Gestade ihr Mahl eingenommen habe. Dann fährt der Griechendichter also fort:

„Als sich Nausikaa jetzt und die Dirnen mit Speise gesättigt,
Spieleten sie mit dem Ball und nahmen die Schleier vom Haupte.
Unter den Fröhlichen hub die schöne Fürstin ein Lied an.

— — — — — — — — — — — —

Aber da sie nunmehr sich rüstete, wieder zur Heimfahrt
Anzuspannen die Mäuler, und ihre Gewande zu falten:
Da ratschlagete Zeus' blauäugichte Tochter Athene,
Wie Odysseus erwachte, und sähe die liebliche Jungfrau,
Daß sie den Weg ihn führte zur Stadt der phäakischen Männer.
Und Nausikaa warf den Ball auf eine der Dirnen;
Dieser verfehlte die Dirn', und fiel in die wirbelnde Tiefe;
Und laut kreischten sie auf. Da erwachte der edle Odysseus."

Dieser „klassischen" Ballspiel-Schilderung des Griechendichters mag die hübsche Strophe gegenüberstehen, in welcher ein berühmter deutscher Dichter des Mittelalters das Ballspiel der Mägdlein als Zeichen des Frühlings herbeisehnt. Walther von der Vogelweide hebt also an zu singen:

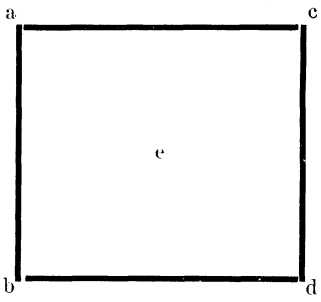
„Winterlich Stürmen die Welt nun bezwang:
Falb ist der Wald und die Heide schon lang,
Wo doch so lieblich manch Stimmlein erklang.
Spielten die Mägdlein erst Straßen entlang
Ball, o, so kehrt' auch der Vögel Gesang!"

2.

Du möchtest wissen, fuhr mein Freund fort, was für Spiele wir Thüringer Dorfkinder mit unseren aus Birkenschwamm oder Baumwolle so mühselig verfertigten Bällen veranstalteten.

Höre! Das beliebteste Ballspiel war das sogenannte „Eckenwerfen". Zu demselben waren fünf Spieler erforderlich. Hatten sich der Hans und der Peter, der Fritz, der Gustav und der Jakob zusammengefunden, so wurde draußen auf einer Wiese oder einem freien Erdplatze ein ziemlich großes Viereck abgeschritten, dessen vier Ecken man durch eingerammte Stäbe bezeichnete. An jeden Stab stellte sich ein Spieler, macht zusammen vier; der fünfte Spieler erhielt seinen Platz in der Mitte des Vierecks. Der größeren Anschaulichkeit wegen zeichne ich hier mit meinem Spazierstocke die Figur in den Sand, wo-

bei ich die fünf Knaben mit Buchstaben benenne.



Hatte jeder seinen Platz eingenommen, so begannen die an den vier Ecken stehenden Spieler sich den Ball zu „schenken", das heißt, a warf ihn c, c warf ihn d, d warf ihn b u. s. w. zu; doch konnte auch a, über e hinweg, den Ball an d schenken, d schenkte ihn an c, c schenkte ihn, über e hinweg, an b u. s. w. Während dessen folgte e mit seinen Blicken unablässig den Handbewegungen der vier Spieler, denn e mußte gewärtig sein, daß ihm plötzlich der Ball auf den Leib, auf den Rücken oder an die Schultern geworfen wurde. Natürlich wurde der beobachtende e von den vier Spielern unablässig durch falsche Handbewegungen geneckt: man that, als ob man ihn treffen wolle, schenkte den Ball aber ruhig weiter. Aber endlich — und meistens unerwartet — traf der Ball den Körper des Centrums e. Nun raffte e das böse Wurfgeschoß so schleunig als möglich vom Boden auf; in demselben Augenblick stoben die vier Eckspieler a, b, c, d, außerhalb des Vierecks davon, während e die Grenze dieses Vierecks nicht überschreiten durfte. Die vier Eckspieler a, b, c, d durften solange laufen, bis e den Ball ergriffen und mit lauter Stimme „Ball!" gerufen hatte. Dann mußten sie wie angewurzelt stehen bleiben. So verlangte es die Spielregel. Nun hatte e das Recht, einem der vier festgebannten Flüchtlinge den Ball auf den Pelz zu brennen; auch durfte er an eine beliebige Ecke des Vierecks treten, ohne jedoch, wie gesagt, die Grenze zu überschreiten. Meistens wählte er diejenige Ecke, von welcher aus er am nächsten einen der vier festgebannten Flüchtlinge treffen konnte. Bevor e aber den Ball schleuderte, vergalt er den Vieren die Neckereien von vorhin, indem er zielte und nicht warf, wieder zielte — und plötzlich den Ball auf Einen schleuderte, der es am wenigsten erwartete. Der Getroffene wurde nun als „faul" erklärt, das heißt, er durfte sich vorläufig nicht mehr am Werfen beteiligen; unthätig mußte er neben e in den Mittelpunkt des Vierecks — in den Kranz, wie wir sagten — treten. Nehmen wir an, daß a faul erklärt sei, so haben wir im Mittelpunkte a und e, an den drei Ecken b, c, d. Die drei Ecken beginnen nun mit dem Balle das Spiel des „Schenkens" von neuem, bis es ihnen beliebt, dem e wieder einen auf den Pelz zu brennen. Von neuem erfolgt die Flucht der drei Eckspieler; wiederum ruft e „Ball!", und abermals stehen die Flüchtlinge wie festgebannt. Auch alles andere vollzieht sich wie vorhin. Nun stehen bereits drei Spieler im Mittelpunkt und nur noch zwei auf den Ecken. Das Spiel beginnt von neuem und wird solange fortgesetzt, bis auch der letzte „Eckensteher" „faul" gemacht ist. Nachdem dadurch alle fünf Spieler im Mittelpunkte des Vierecks vereinigt sind, kann das „Eckenwerfen" von neuem beginnen. Selbstverständlich begleitet Lachen und Schreien das Spiel; drollige Kapriolen ergeben sich beim Laufen und Werfen von selbst, und wenn nicht plötzlich ein Bauer auftaucht, der die fünf Ballspieler wetternd und fluchend von seiner Wiese vertreibt, so ist es ein hübsches Spiel. Aber falls auch wirklich der wütige Bauer erscheint, und man vor seinem dräuenden Knittel die Flucht ergreifen muß, so wird darum nachher nicht minder gelacht.

Ein zweites Ballspiel war das „Bockspielen". Zu demselben stellten sich einige Knaben in Reihe und Glied in einiger Entfernung vor einem Scheunenthore auf. Der rechte Flügelmann warf den Ball fünfmal hintereinander gegen die Höhe des Scheunenthores und fünfmal hintereinander fing er den Ball mit den Händen wieder auf; das sechste Mal aber mußte er es so einzurichten wissen, daß der fallende Ball seinen Kopf berührte. Durch diese Berührung bekam er in der Phantasie der Spielenden ein Horn und wurde infolgedessen zum „Bock" erklärt. Als Bock aber durfte er in Reihe und Glied der Spieler bleiben. Wurde jedoch die Berührung des Kopfes mit dem fallenden Balle verfehlt, so hieß der unglückliche Spieler „Ziege". Die Ziege mußte aus der Reihe der Spieler treten und sich — o Scham! — dicht vor das Scheunenthor stellen und zwar mit dem Gesichte gegen die Bretter. Darauf wurde das Spiel fortgesetzt, solange, bis der größere Teil der Spieler als Ziegen die Nase an das Scheunenthor preßte, der kleinere Teil als Böcke zehn bis zwölf Schritte davon stand. Nun warf einer der Böcke, welcher gerade den Ball hielt, eine der Ziegen auf den Rücken. Die getroffene Ziege drehte sich um und raffte den Ball auf, während die Böcke davon liefen. Hatte die Ziege den Ball erwischt, so rief sie „Ball!", worauf die Böcke stehen mußten. Nun schleuderte die Ziege den Ball auf einen der Böcke; traf sie einen Bock, so ward der Getroffene dadurch zur Ziege und mußte den Platz vorm Scheunenthor einnehmen, während die im Wurfe so glücklich gewesene Ziege zum Bock avancierte und wieder in Reihe und Glied treten durfte. Nun ging das Spiel weiter, bis Ziegen und Böcke einmal ihre Rollen vertauscht hatten — oder solange es beliebte.

Selbstverständlich übten wir Thüringer Waldkinder auch alle die einfacheren Ballspiele, die wir überall noch heute erblicken. Unter diesen einfacheren Spielen war indes der „Schlagball" besonders beliebt. Ein Knabe führte den Ball; dem Ballführer gegenüber, doch eine ziemliche Strecke entfernt, faßte ein halbes Dutzend Knaben Posto. Der Ballführer warf nun den Ball mit der einen Hand ein wenig in die Luft, worauf er mit einem wie eine Kelle zugeschnittenen Brettchen, das er in der anderen Hand hielt, einen Schlag unter den schwebenden Ball vollführte. Dieser wurde dadurch in mächtigen Bogen durch die Luft getrieben. Die gegenüberstehende Partei suchte den fallenden Ball mit den Händen zu erhaschen. Wer ihn erhaschte, durfte den Einzelposten des Ballführers einnehmen und das Schlagbrettchen schwingen. Das nötige Geschrei und Gejauchz magst du dir, lieber Freund, zu diesem Spiele gefälligst selber hinzudenken, denn wo fände ein Knabenspiel, ein echtes Knabenspiel, ohne „Lautäußerungen" statt?

Zum Schlusse meiner Mitteilungen über das Ballspiel sei es mir vergönnt, dich an das niedliche Gedicht von Hölty zu erinnern, worin der frühverstorbene Dichter „Die Knabenzeit" und ihre Spiele, darunter auch das Ballspiel, preist:

„Wie glücklich, wenn das Knabenkleid
Noch um die Schultern fliegt!
Nie lästert er die böse Zeit,
Stets munter und vergnügt.

Das hölzerne Husarenschwert
Belustiget ihn itzt,
Der Kreisel und das Steckenpferd,
Auf dem er herrlich sitzt.

Und schwinget er durch blaue Luft
Den buntgestreiften Ball,
So achtet er nicht Blütenduft,
Nicht Lerch' und Nachtigall.

Nichts trübt ihm, nichts in weiter Welt,
Sein heitres Angesicht,
Als wenn sein Ball ins Wasser fällt,
Als wenn sein Schwert zerbricht.

O Knabe, spiel' und laufe nur
Den lieben langen Tag
Durch Garten und durch grüne Flur
Den Schmetterlingen nach!

Ein mumifizierter Frosch.

Vor einigen Monaten wurde in einem Kohlenflötz in Mac Lean County, Illinois, ein Exemplar von einem Baumfrosch, Hyla, gefunden, welcher keiner der noch lebenden Arten anzugehören scheint. Das Tier war nicht versteinert, sondern nur so von Erdpech, Bitumen, durchdrungen, daß es vollständig bitumisiert oder mumifiziert war, sich hart und hornartig anfühlte, wie eine Mumie, aber alle seine äußeren Körperteile noch vollkommen deutlich und wohl erhalten erkennen ließ, — ein Fall von natürlicher Konservierung, wie ihn die Naturgeschichte seither noch kaum aufwies.

Auf der Heide.

(Schluß.)

Wir betrachteten lange mit stiller Wonne das köstliche Frühlingsbild, denn es ist doch ganz was anderes, die Insekten lebend und webend in dem ihnen zusagenden Naturreviere zu beobachten, als die toten, starren, aufgespießten Leiber in dem Glaskasten einer Sammlung zu sehen. Nur zögernd trennten wir uns endlich von dem blühenden Weidenbusche, um unserem eigentlichen Ziele, der Heide zuzusteuern.

Zwischen Aeckern und Wallhecken und an manchem einsam gelegenen Bauerngehöfte vorüber, gelangten wir nach einem halben Stündchen an den Saum der Heide. Eigentümlich war das Bild der weiten Fläche, die sich vor unseren Blicken ausbreitete: der Boden war düsterbraun gefärbt, indem das Heidekraut noch im winterlich dürren Zustand beharrte: kein grünes Spitzchen an den kraus verstrickten Zweigen, die sich wie ein rauhes Büßergewand über den Erdboden legten; aber aus diesem düstern Braun des Krautes stiegen jugendlich frisch die silberweißen Stämme der vereinzelt stehenden Birken hervor, und auf den Stämmen wiegten sich die hellgrünen Kronen, an welchen die jungen Blättchen, von der Sonne durchleuchtet, wie kostbare Smaragden funkelten.

Während ich in ruhiger Betrachtung dieses Frühlingsbild der norddeutschen Heide in mich aufnahm und dem süßmelodischen Gesange der Heidelerche lauschte, die irgendwo im Himmelblau verloren hing, entfaltete der kleine Hermann sein großes Schmetterlingsnetz und ließ seine dunklen Aeuglein „rund umme geh'n", wie's im Volksliede heißt. Er spähte nach den Schmetterlingen, die ich ihm angekündigt, und er war offenbar voller Erwartung.

Diese Erwartung sollte nicht getäuscht werden. Denn plötzlich rauschte etwas Dunkles, Schwarzes heran — ein großer Falter —, aber wie flink auch Hermann sein Köpfchen drehte, er konnte dem reißend schnellen Fluge des Falters nicht folgen, und mit betrübter Miene sagte der Junge nach einer Weile: „Er ist weg, Onkel!"

„Nur Geduld, Hermann!" tröstete ich ihn; „der Schmetterling wird schon wiederkommen, da er hier sein Standrevier hat."

„Was ist es denn für einer?" fragte Hermann.

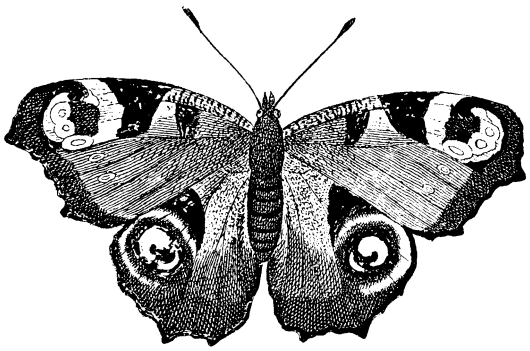
„Du wirst es schon sehen," antwortete ich; „aber das will ich dir wohl verraten, daß es ein prachtvoller Kerl ist."

Womöglich noch aufmerksamer als vorhin ließ nun der kleine Schmetterlingsjäger seine Blicke in die Runde schweifen. Wirklich hatte er die Freude, den dunklen Falter nach einer kleinen Weile zurückkehren zu sehen.

„Pst! still!" flüsterte ich Hermann zu; „der Falter wird sich setzen."

Hermann stand regungslos wie eine Bildsäule, das Netz zum Schlage bereit.

Mit scheuem Fluge rauschte der dunkle Falter einigemal an uns vorüber. Dann wurden seine Bewegungen langsamer. Endlich senkte sich der Flug, und im nächsten Augenblicke rastete der Falter, die Schwingen flach auseinanderbreitend, an der schneeweißen Atlasrinde einer Birke. Welch wunderbar schönes Bild! Denn der große Falter war ein Trauermantel. Seine Schwingen, die im dunkelsten, beinahe schwarzen Samtrot schillerten, hoben sich lebhaft von dem weißen Seidenglanze des Birkenstammes ab. Der eckig



Tagpfauenauge.

gebrochene und schön geschwungene Außenrand der Flügel prunkte mit einer doppelten Einfassung: zuerst mit einem schwefelgelben, zart schattierten Außensaume, und zweitens mit einem Innenrande, der aus einer Reihe blauer Tropfen bestand, welche wie mit leichtem Pinsel zierlich auf den dunklen Samt getupft waren. Die Einfassung der Schwingen mit diesen Kontrastfarben, Gelb und Blau, ließ die Flügelumrisse besonders kräftig hervortreten.

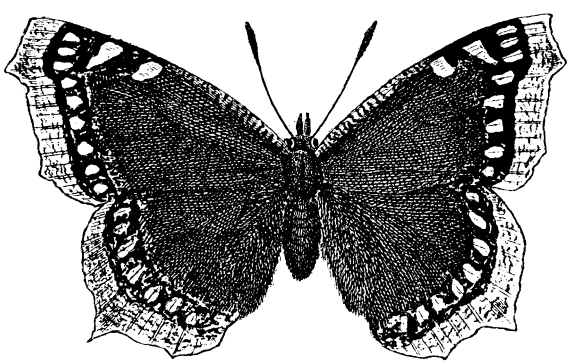
Wir wagten kaum zu atmen, um den Falter nicht zu verscheuchen und das herrliche Kleinbild der Heide nicht zu zerstören. Aber bei Hermann überwuchs gar bald das Verlangen, den Prachtfalter zu besitzen, die Bewunderung, welche er dem kleinen Naturbilde entgegenbrachte. Plötzlich sauste sein gewaltiges Netz durch die Luft. Mein Filzhut flog mir vom Kopfe und hoch in einen Birkenwipfel hinein, wo er in den Zweigen hängen blieb. Als ich von meinem entflogenen Hute nach Hermann hinüberblickte, lag dieser, von der Gewalt des vollführten Schlages fortgerissen, mit der Nase auf der Erde und streckte, wie man in der alltäglichen Sprache zu sagen pflegt, alle Viere von sich, so daß ich unwillkürlich in die Worte des Studentenliedes ausbrach: „O jerum, jerum, jerum, O quae mutatio rerum!" Der Schmetterling aber befand sich nicht im Netze, wie ich sofort gewahrte. Ich mußte lachen, und indem ich mein armes Freundchen auf die Beine stellte, bemerkte ich: „Das war ein unüberlegter Streich von dir, mein lieber Hermann! Ein richtiger Schmetterlingsjäger geht niemals so gewaltsam zu Werke. Er beschleicht vielmehr das Wild mit Vorsicht, indem er sogar sich hütet, seinen Schatten auf den Falter fallen zu lassen. Das merke dir, du kleiner Ungestüm!"

Hermann war ein wenig beschämt und wurde noch beschämter, als er mir den entflogenen Filzhut aus dem Birkenbäumchen schütteln mußte. Das hätte er nicht vorgehabt, sagte er kleinlaut, mir den Hut vom Kopfe zu schlagen. Als der wiedererlangte Hut aber meinen Scheitel bedeckte, da lachten wir beide herzlich über das kleine Abenteuer.

„Der Trauermantel wird verscheucht sein und nicht wiederkehren," sagte ich, „und wir können füglich unsere Schritte weiterlenken."

Aber als wolle er unser spotten, kehrte plötzlich der Falter zurück; auch setzte er sich, nachdem er eine Weile hin und her geschwirrt, wiederum auf das alte Ruheplätzchen. Ich sah, wie Hermann vor Besorgnis, den Falter zu verscheuchen, und vor Begierde, ihn zu erlangen, zitterte. Doch beherrschte er diesmal seine innere Aufregung und schlich sich, seinen Schatten vor dem scheuen Tiere in acht nehmend, an den Birkenbaum heran. Dann holte er langsam, ganz langsam mit seinem Netze aus und deckte dasselbe plötzlich mit einer blitzschnellen Handbewegung über den Falter. Dieser that dem Jungen den unklugen Gefallen, beim Auffliegen geradenwegs in den Gazebeutel zu schwirren, obwohl er ganz gut zur rechten oder linken Seite des Birkenstammes, wo das Netz nicht auflag, hätte entwischen können. Schnell hatte Hermann das Netz herumgeschwenkt, um den Gazebeutel abzuschließen, und nun machte sich seine Freude in dem Jubelrufe Luft: „Ich hab' ihn, Onkel, ich hab' ihn!"

„Ich gratuliere!" rief ich dem Glücklichen zu.



Trauermantel.

Im nächsten Augenblicke hatte Hermann den Falter durch einen mit Daumen und Zeigefinger am Vorderleibe ausgeübten leichten Druck getötet, und wieder einen Augenblick später ruhte der prachtvolle Falter in seiner flachen Hand. Die hellste

Freude strahlte aus den dunklen Augen, glänzte auf dem jugendfrischen Gesichte des Jungen und ein über das andere Mal versicherte er: „Ein prächtiger Geselle, Onkel!“

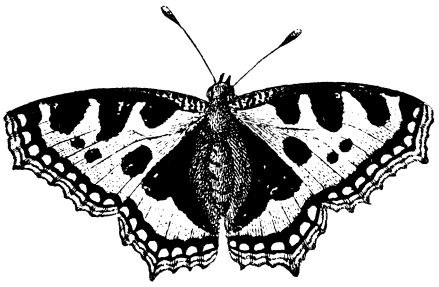
Aber er war auch prächtig! Nicht die geringste Verletzung störte das herrliche Farbenkleid der Flügel, und frisch, wie eben aus der Puppe gefallen, war diese Vanessa Antiopa. Nachdem wir uns endlich an dem herrlichen Geschöpfe satt gesehen, wurde eine lange, feine Insektennadel behutsam durch das Nackenschild des Falters geführt, und an dieser wurde unsere Beute auf dem Korkboden der ovalen Schachtel (in welcher ehemals die Bleisoldaten gehaust hatten) befestigt.

„Bist du nun zufrieden, Hermann?“ fragte ich. „Nennst du das noch länger in den April schicken, wenn man dich zu einem so schönen Schmetterlinge führt?“

„O nein, lieber Onkel!“ versicherte Hermann; „ich bin so froh, wie seit langem nicht. Aber nun sag' mir doch, wie die anderen Schmetterlinge heißen. Denn du sprachst zu Hause von dem ‚einen oder anderen‘, der auf der Heide sich herumtummelte.“

„Junge, da fliegt dir der andere schon an der Nase vorbei!“ erwiderte ich hastig, indem ich seitwärts zeigte, wo ein bräunliches Ding in der Luft herumgaukelte.

„Aber das ist ja ein trockenes Birkenblatt,“ entgegnete Hermann ungläubig.



Kleiner Fuchs.

„Ich sage dir, es ist ein Schmetterling,“ versicherte ich. „Nur rasch hinterher, denn dieser Schmetterling wird am besten im Fluge gefangen; sobald er sich nämlich auf den Boden setzt, kann man ihn zwischen den dürren Blättern nicht mehr auffinden.“

Nun glaubte Hermann meinen Worten, und mit wahren Fortschrittsbeinen rannte er hinter dem flüchtigen Schmetterlinge her. Ich sah, wie der Junge mehreremal mit dem Netze um sich schlug, wie er aber immer weiter und weiter lief, — bis er endlich zwischen den Birken meinen Blicken entschwunden war.

So allein gelassen, streckte ich mich ins Heidekraut und versenkte meine Blicke in das Kleinleben der Natur. Auf dem Boden waren die Kriechweiden mit gelben Kätzchen am Blühen; daneben bemühte sich der stachelige Ginster, seine gelben Blütensträußchen in das rechte Licht zu stellen. Eigentümlich, daß die ersten Frühlingsgewächse fast alle in Gelb, die Farbe der wiederkehrenden Sonne, gekleidet sind. Zwischen den Moospolstern lagen wie in einem Beinhäuschen der Natur allerlei Reste des Insektenlebens aus dem vorigen Jahre: Flügelchen von Fliegen, Schalen von Käferchen, Ringel von Puppen und bunte oder gelbliche Schneckenhäuschen. Bei der Betrachtung dieser winzigen Ueberreste eines munteren Insektenlebens fielen mir die Worte des Dichters ein:

„Was stößt dein Fuß hier vor sich hin?
Was schätzet so gering dein Sinn?
Ein leeres Schneckenhaus im Gras!
Und doch, ein Lusthaus war auch das,
Umblitzt von aller Blumen Tau,
Als es noch wandelt' durch die Au.
Verachte nie des Schöpfers Stempel,
Auch nicht am kleinen Schneckentempel!“

Plötzlich schlug der Ruf einer freudigen Stimme an mein Ohr: „Onkel, ich hab' ihn: einen großen, schönen Schmetterling, ganz unlädiert! Aber ich kenn' ihn nicht.“

Einige Sekunden später stand Hermann mit flammend rotem Gesichte und Schweißperlen auf der Stirne an meiner Seite. Er lüftete den Deckel seiner Schachtel und zeigte mir einen großen Schmetterling, der in seltsamem Gemisch die braune Farbe des Dürrlaubes, sowie die falben, ausgebleichten Töne verwitterter Heidegräser auf seinen Schwingen trug.

Hermann sah mich fragend an, was ich wohl zu diesem Falter sagen würde.

„Dieser Falter,“ belehrte ich ihn, „ist der Scheckflügel, Endromis versicolora; er ist ein treuer Bewohner des heidigen Birkenschlages und ein echter Schmetterling des ersten Frühlings. Da sein Körper dick und langhaarig ist, so hat der Schmetterling es sich gefallen lassen müssen, beharrlich zu den Nachtfaltern gerechnet zu werden, obschon er nur am hellen Tage fliegt. Unsere Versicolora wird — wie ich dies aus dem unlädierten Zustande der Flügel schließe — erst vor wenigen Stunden aus ihrer Puppe geschlüpft sein, die in einem pergamentartigen, mit Moosabfällen besponnenen Cocon an der Erde überwinterte. Im Sommer findest du die Raupe an Birken, Haseln und Erlen; sie ist grün mit weißen Schrägstreifen und einer Erhöhung am Hinterleibe. Da der Scheckflügel nur im ersten Frühjahr fliegt, da er zudem einen sehr schnellen Flug hat, da er endlich in sitzender Stellung nur selten aufzufinden ist, eben wegen seiner Aehnlichkeit mit dürrem Laube, so hast du einen recht netten Fang gemacht, mein Junge, und kannst zufrieden sein. Einen Scheckflügel nebst einem Trauermantel bringt nicht jeder Schmetterlingsjäger von der ersten Jagd des Jahres mit heim. Wenn es uns jetzt noch gelingt, ein Hängebirkeneulchen, Brephos parthenias, zu überlisten, so haben wir wohl alles gefangen, was zu dieser Jahreszeit die Heide an begehrenswerten Schmetterlingen aufzuweisen hat.“

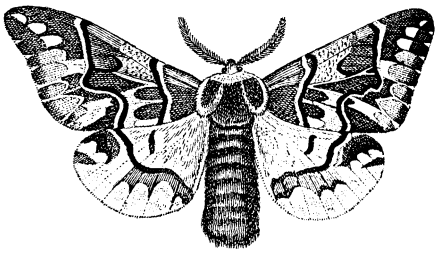
„Ist denn das Hängebirkeneulchen so listig,“ fragte Hermann, „daß wir es überlisten müssen?“

„Das nun gerade nicht,“ erwiderte ich; „aber der Falter schwingt sich in kräftig wirbelndem Fluge umher, und wenn er dann auf dem Boden rastet, so ist auch er wegen seiner fuchsbraunen und schwarzen Färbung unauffindbar.“

„Also dieselbe Geschichte wie beim Scheckflügel?“ meinte Hermann.

„So ist's!“ bestätigte ich und faßte dabei den Jungen sanft in dem Nacken, um seinen Kopf nach der Richtung hinzudrehen, wo ich unter den hängenden Birkenzweigen den Falter sich schwenken sah.

„Ah!“ sagte Hermann und näherte sich wie ein Kater, der eine Maus beschleicht, dem harmlos spielenden Insekt. Zwar machte er einige Fehlschläge mit seinem großen Gazebeutel, aber endlich verkündigte mir sein Freudenschrei, daß auch dieser



Scheckflügel.

Heidefalter ihm zur Beute gefallen sei. Die Zeichnung des Eulchens ist schwer zu beschreiben: sie ist ein marmoriertes Gemisch von braunen und hellgrauen Flecken, von weißen Punkten und schwärzlichen Querlinien. Höchst befriedigt fügte Hermann diesen dritten Falter zu den beiden vorigen, wobei er mit dem ganzen Gesichte lachend bemerkte: „Tres faciunt collegium. Nicht wahr, lieber Onkel?“

„Ja, drei machen ein Kollegium,“ bestätigte ich lächelnd, „und auch aller guten Dinge sind drei. Wir können unsere Jagd um so eher beschließen, als uns schwerlich noch ein neues Wild begegnen wird. Zudem steht die Sonne fast im Zenith und verkündet Mittag. Darum laß uns zu den väterlichen Penaten und den mütterlichen Kochtöpfen zurückkehren!“

Wir machten also kehrt und wanderten in frohester Stimmung nach der Stadt zurück. Unterwegs aber öffnete der kleine Hermann wohl zehnmal seine Schmetterlingsschachtel, um sich an den gefangenen Heidefaltern zu weiden.

Buchstaben-Umstellung.

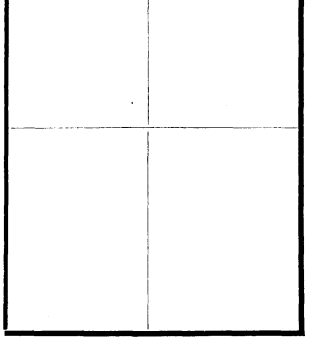
1. Kain	2. Schiene	3. Mahl
4. Rheder	5. Selma	6. Delta
7. Altar	8. Reich	9. Rinde
10. Ton	11. Abel	12. Traun
13. Mark	14. Salat	15. Saum
16. Sense	17. Star	18. Schale
19. Hand	20. Rebe	21. Irene

Aus jedem der obigen 21 Wörter läßt sich durch Umstellung der Buchstaben ein neues Wort bilden. Die Anfangsbuchstaben der neuen 21 Wörter ergeben den Anfang eines sehr bekannten Liedes.

Hinkebeinchen — Hinkesteinchen.

Mit diesen beiden Namen, zu denen als dritter noch „Hinkehäuschen", als vierter „Hinkeln" kommt, bezeichnet man in Westfalen (und vielleicht auch anderswo) ein Spiel, das im Frühjahr die Kinder auf allen Höfen und freien Erdplätzen treiben. Ich betone ausdrücklich das Wort „Erdplätzen", da dieses Spiel einen erdigen Grund erfordert, auf welchem man die zum Spiele erforderlichen Figuren durch Einritzen herstellt, — was auf einem Grasplatze nicht geschehen kann. Beschreiben will ich im folgenden wohl das Spiel, aber empfehlen kann ich es eigentlich nicht, da dasselbe bisweilen ein Umkippen und Verrenken des Fußes herbeiführt, namentlich wenn es im Uebermaße, bis zur Erschöpfung, betrieben wird. Halten die Spieler Maß, so mag das Spiel ja ungefährlich sein und die Fuß- und Beinmuskeln stärken.

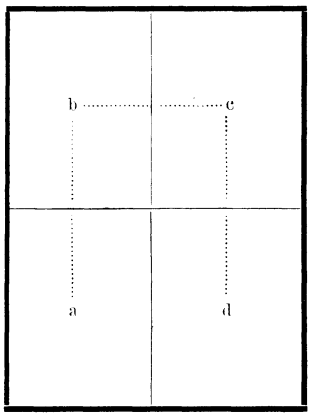
Also, auf dem erdigen Grunde werden die zum Spiele erforderlichen Figuren durch Einritzen hergestellt. Dieses Einritzen geschieht vermittelst eines scharfen Steines oder eines Stockes. Die Figuren sind bald viereckig, bald rund. Eine der üblichsten Figuren ist folgende:



Wie das magische Quadrat, von dem die alten Zauberbücher melden, so besitzt auch das oben wiedergegebene Viereck eine gewisse Zauberkraft: es rotten sich nämlich um dasselbe sofort einige Kinder zusammen, welche gemeinschaftlich das Spiel des Hinkelns betreiben wollen.

Bevor man jedoch das eigentliche Spiel beginnt, werden die Spielregeln festgestellt.

Gilt alles? Gilt was? Oder gilt nichts? Das sind die Fragen, über die man sich vereinbaren muß.



Das Spiel besteht nämlich darin, daß man einen Stein, den man in die Abteilung a der Figur wirft, mit einem und demselben Fuße nämlich dem rechten, in hinkender Vorwärtsbewegung weiter schiebt oder treibt, von a in das Quadrat b, von b in c, von c in d.

Soll nun „Nichts gelten", so ist dieses Weiterschieben des liegenden Steines mit der Fußspitze äußerst schwierig. Man darf niemals mit dem zweiten aufgezogenen Fuße den Boden auch nur leichthin berühren; man darf niemals mit dem ganzen oder platten hinkenden Fuße den Boden betreten, sondern muß sich stets auf der Fußspitze, den Zehen, bewegen; man darf nicht auf die Querstriche treten, sondern muß darüber weghinken, auch den Stein darüber treiben, also das Liegenbleiben des Steines auf einem Querstrich vermeiden ꝛc.

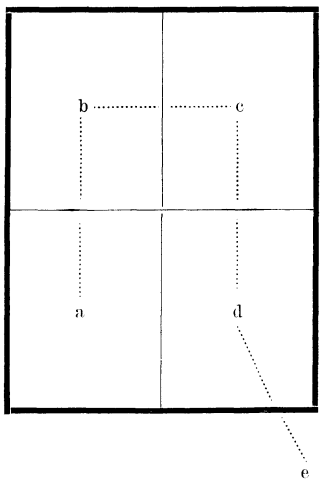
Soll hingegen „Was gelten", so darf man entweder bisweilen den Boden mit dem aufgezogenen Fuße berühren, oder man darf mit dem hinkenden Fuße ganz und platt auf den Boden treten, oder — wie es den Spielern sonst beliebt — eine Schwierigkeit dadurch, daß sie gilt, beseitigen.

„Gilt Alles", so darf man alle oben berührten Dinge sich erlauben, ohne dadurch aus dem magischen Quadrat verbannt zu werden.

Nie und nimmer aber gilt es, den Stein außerhalb der Linie des Vierecks zu treiben; sowie der Stein durch einen verfehlten Stoß aus dem Viereck herausfliegt, muß der Spieler abtreten und seinen Nachfolger heranlassen.

Haben sich die Kinder nun mit vielem Geschrei und Gelärm — denn „viele Köpfe viele Sinne" gilt auch von der Kinderwelt — über die Spielregeln geeinigt, und hat man die Reihenfolge der Spieler durch eins der üblichen Abzählreimlein festgestellt, so beginnt das Spiel des Hinkelns.

Nummer Eins — im westfälischen Plattdeutsch „Erschke" (der Erste) geheißen — beginnt, auf dem rechten Fuße hinkend, den linken angezogen, den Stein mit der Fußspitze von a in b, von da in c, von da in d zu treiben. Macht der Hinker einen Verstoß — wir nehmen an, daß nicht alles gilt —, so muß er abtreten und Nummer Zwei setzt das Spiel fort, ebenfalls in dem Bestreben, den Stein durch alle vier Abteilungen zu treiben. Begeht Nummer Zwei einen Fehler, so folgt Nummer Drei u. s. w.

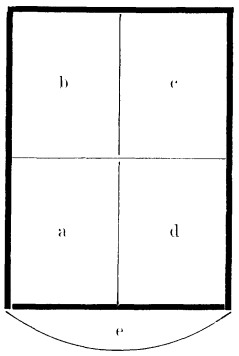


Macht Nummer Eins hingegen keinen Verstoß, hat der Hinker also den Stein glücklich in d gebracht, so hat er das Recht, sich einige Augenblicke auszuruhen. Zu dem Zwecke treibt er — mit der Fußspitze — den Stein aus d über die äußere Linie des Vierecks nach e, worauf der arme Hinker beide Füße auf den Boden stellen und sich verschnaufen darf. Glaubt er sich hinlänglich ausgeruht zu haben, so bückt er sich nach dem auf der Erde liegenden Stein und wirft denselben mit der Hand in Abteilung b. Darauf beginnt der Hinker eine zweite Tour: er beginnt in a, erreicht den Stein in b, treibt den Stein von hier in c, von dort in d, worauf nach glücklicher Ausführung der Tour abermals eine Rast außerhalb des Vierecks bei e stattfinden darf. Nach beendigter Rast wirft der Spieler den Stein in c, worauf er die Rundreise von neuem, also zum drittenmal, in a beginnt, durch b, durch c (wo er den Stein antrifft), durch d zur Rast nach e. Nach Beendigung der Rast wird der Stein in d geworfen, und die vierte Tour beginnt bei a, durch b, c und d, wo der Hinkende den Stein antrifft und mit Aufgebot der letzten Kraft außerhalb des Vierecks nach e schleudert. Ist das gelungen, so hat der Spieler „gewonnen".

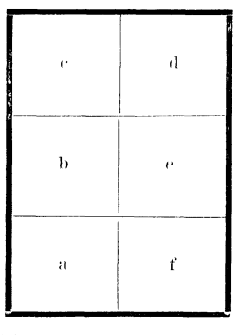
Wenn nicht alles gilt, so ist die viermalige Rundreise wahrlich nicht leicht. Ein beliebter Seufzer der sich abquälenden Hinkebeinchen ist im Münsterlande: „Lieden üm Lieden!", d. h. „Leiden um Leiden!"

Diejenigen Spieler, welche durch einen Verstoß gegen die Spielregeln gezwungen sind, zeitweilig abzutreten und ihrem Nachfolger das Feld zu überlassen, dürfen, wenn sie wieder an die Reihe kommen, in demjenigen Carré ihr Spiel wieder aufnehmen, in welchem sie vorhin den Verstoß begingen.

Wie ich oben schon andeutete, sind die Figuren, welche dem Hinkeln dienen, sehr mannigfaltig. Ich setze einige derselben her:

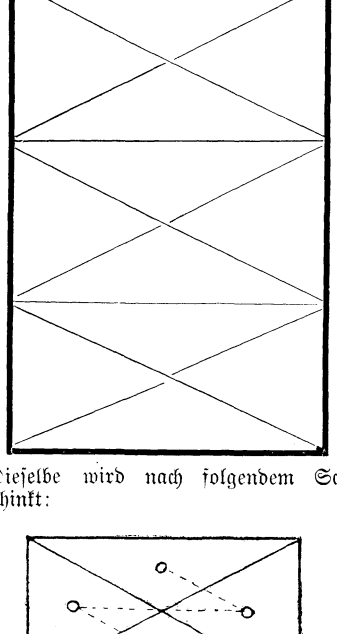


An dieser Figur ist der untere Halbkreis e das Ruheplätzchen des Hinkers, wenn er den Stein glücklich durch die vier Carrés a, b, c, d getrieben hat. Der Halbkreis führt in der Kindersprache den Namen „Rastepott".

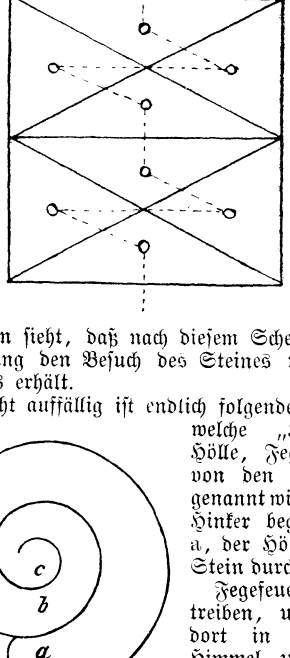


Diese Figur zeigt zwei Felder mehr als die obigen und bietet deshalb beim Durchhinken auch größere Schwierigkeiten.

Eine der verwickeltsten und schwierigsten Figuren ist indes folgende:

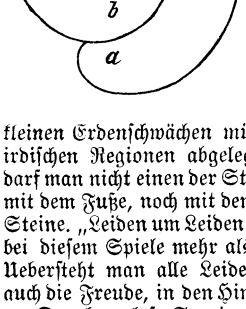


Dieselbe wird nach folgendem Schema durchhinkt:



Man sieht, daß nach diesem Schema jede Abteilung den Besuch des Steines und des Hinkers erhält.

Recht auffällig ist endlich folgende Figur, welche „Himmel, Hölle, Fegefeuer" von den Kindern genannt wird. Der Hinker beginnt in a, der Hölle, den Stein durch b, das Fegefeuer, zu treiben, und von dort in c, den Himmel, zu befördern. Dabei gilt nichts, denn die kleinen Erdenschwächen müssen in jenen überirdischen Regionen abgelegt sein. Vor allem darf man nicht einen der Striche berühren, weder mit dem Fuße, noch mit dem vorwärts bewegten Steine. „Leiden um Leiden!" seufzen die Spieler bei diesem Spiele mehr als bei jedem anderen. Uebersteht man alle Leiden, so hat man aber auch die Freude, in den Himmel gelangt zu sein!



Der harmlose Spaziergänger aber, welcher auf allen Höfen und Erdplätzen die hinkenden Kinder gewahrt, möchte bisweilen glauben, ins „Land der Hinkenden" geraten zu sein, von dem die Fabel der Lesebücher erzählt.

Riesen und Zwerge.

Wie uns der Augenschein und Nachrichten aus aller Welt belehren, sind wir dem Zeitalter der Riesen und Zwerge keineswegs entrückt. Aber nicht alle großen und kleinen Leute haben die Gefälligkeit, oder halten es für der Mühe wert, sich den Augen der gewöhnlichen Menschenkinder darzustellen. Um so größere Anerkennung verdient es, wenn sich aus dem fernen Osten, aus dem himmlischen Reich der Mitte, wie die Chinesen bescheidenerweise ihr Vaterland nennen, ein Riese sich uns zeigt, der, wenn auch nicht der größte Mann der Neuzeit, doch eine geradezu erschreckende Statur besitzt wie unsere Abbildung (S. 256) zeigt. Sein militärisches Maß beläuft sich auf 2 m 49 cm, also auf etwa 8 preuß. Fuß. Er wird aber durch den Hanaken Joseph Drasal, aus Holleschau in Mähren, der sich vor mehreren Jahren in den Weltstädten anstaunen ließ, um 13 cm oder stark 5 Zoll überragt. Stände er also neben Herrn Chang, so würde er ihm bequem über den Kopf schauen können. Ja, jener Riese des Ostens könnte es nicht einmal in der Statur mit der größten Dame der Welt, der leider allzu früh verstorbenen Thüringerin Maria Wedde aufnehmen, denn dieselbe maß 255 cm.

Drasal ist jedoch noch immer nicht der größte Riese, den die Neuzeit aufzuweisen hat. Die Natur hat sich noch ein merkwürdigeres Spiel erlaubt, und wer weiß, ob sie überhaupt hier an ihrer Grenze angelangt ist. Oesterreich ist abermals das Land, welches dieses Naturwunder in der Person des 21jährigen Franz Winkelmaier aus Friedberg, Bezirkshauptmannschaft Braunau, geliefert hat. Derselbe mißt 8 Fuß $6\frac{1}{3}$ Zoll oder 2 m 60 cm. Dabei ist er freilich im Vergleich zu seiner Länge sehr schmal gebaut und mit außerordentlich langen Armen und Beinen ausgestattet, so daß er also keinen besonders kräftigen Eindruck macht, doch hofft er, daß die gütige Natur ihm erlauben werde, auch noch etwas in die Breite zu gehen.

Was aber dem Riesen Chang besonders nachgerühmt wird, und was bei solchen Enakskindern überhaupt selten vorkommt, ist der Umstand, daß er schier ein gelehrter Herr ist, denn er spricht sechs Sprachen: chinesisch, japanisch, deutsch, englisch, französisch und spanisch. Im allgemeinen aber scheint der Charakterzug der modernen Riesen Gutmütigkeit und Lammfrömmigkeit zu sein. Die ist um so anerkennenswerter, als die Riesen der alten Zeit ganz entgegengesetzter Sinnesart waren. Wie sie sich einst vermaßen, selbst die ewigen Götter zu bekämpfen, indem sie zur Erstürmung des Olymps die Gebirge Ossa und Pelion aufeinander türmten, ist allbekannt. Es muß ein furchtbarer Kampf gewesen sein, denn erst, als Herakles den Göttern zu Hilfe eilte, gelang die Besiegung der Giganten. Aber nicht überall zeigten die Riesen sich so fürchterlich. Allbekannt ist, wie der Riese Goliath von dem Hirtenknaben David, gegen ihn nur ein Zwerg, erlegt wurde. So furchtbar sie auch dreinschlagen konnten, so droschen sie oft leeres Stroh, indem ihre Hiebe statt auf den Gegner, auf ein Stück Holz oder dergl. fielen. Daß sie von Däumlingen und anderen kleinen Burschen oft überlistet wurden, weiß jedes Kind aus dem Märchenbuche. Weniger bekannt dürfte folgende Anekdote sein. Ein Zwerg war einst in die Gewalt eines Riesen geraten. Auf dem Spaziergange erzählte der Zwerg dem Riesen, daß er in der Ferne allerhand wunderbare Dinge sehe, die er ihm dann auch näher beschrieb. Der Riese, höchlich verwundert, fragte den Zwerg, wodurch er denn zu dieser Gabe des Fernsehens gelangt sei. Das ist keine Kunst, erwiderte jener, man braucht nur geschmolzenes Blei in die Augen zu gießen. Der Riese ließ nun die Operation an sich vornehmen, wodurch er blind ward und der Zwerg Gelegenheit fand, zu entwischen. Aehnliche Geschichten gibt es viele. Neben dem Dreinschlagen bestand die Hauptstärke der Riesen im Essen und Trinken. Es wird berichtet, daß bei einer Hochzeit der Riesen die Braut allein zum Frühstück vier Tonnen Brei, sechzehn Ochsenleiber und achtzehn Speckseiten verschlang und dabei sieben Tonnen Bier trank. Allerdings bewunderte der Bräutigam auch diesen Appetit; ob er aber deßhalb zu beneiden war, mag dahingestellt bleiben.

In merkwürdiger Uebereinstimmung mit den Ueberlieferungen der Volkssage steht die physiologische Beobachtung, die ergibt, daß das Gehirn der „Riesen", obwohl absolut groß, dennoch verhältnismäßig klein und damit nach der gewöhnlichen Annahme auch ihr Verstand gering ist. Als drastisches, obwohl nicht als maßgebendes Beispiel wird der 2 m 10 cm ($6\frac{3}{4}$ Fuß) messende „Riese" Joachim angeführt, der durch Broca untersucht wurde. Dieser „Herkules", auf den das Sprichwort „groß, stark und — dumm" paßte, war so beschränkt, daß er gerade genug Geist besaß, seinem Lebensberuf, nämlich öffentlichen Schaustellungen, genügen zu können, was gewiß nicht schwierig war.

Erregen nun die „Riesen" durch ihren gewaltigen Wuchs unsere staunende Bewunderung, so ist dies in umgekehrtem Verhältnis bei den Zwergen der Fall. Obwohl auch ihr Geschlecht im wesentlichen der Volkssage angehört, so kommen doch vereinzelte Individuen vor, welche Ueberbleibsel dieser sagenhaften Rasse zu sein scheinen. Freilich gibt es in Centralafrika nach den Mitteilungen der Reisenden Dr. Schweinfurth und du Chaillu ganze Völkerschaften, deren durchschnittliche Körpergröße sich zwischen 120 und 130 cm bewegt, deren durchschnittliches Körpermaß also 125 cm oder 5 Fuß beträge, während die eigentlichen Neger durchschnittlich 166 cm oder 6 Fuß 8 Zoll messen. Zu den eigentlichen Zwergen können jene Völkerschaften deshalb doch noch nicht gerechnet werden; denn nach unseren Begriffen darf ein richtiger Zwerg das Maß von 75 cm oder 3 Fuß nicht überschreiten. In diesem Falle ist gerade der als Gegenstück des Riesen Chang dienende Chinese Cheh-Mah auf unserer Abbildung. (S. 256.)

Wie aber Chang nicht der größte lebende Mensch ist, so kann auch Cheh-Mah nicht als der kleinste gelten. Diese Ehre gebührt vielmehr dem General Mitre, einem Mexikaner, der übrigens nicht mit dem gleichnamigen General und ehemal. Präsidenten der Argentinischen Republik zu verwechseln ist. Seine Excellenz besitzt, obwohl General, ein Körpermaß, das weit unter der militärischen Diensttauglichkeit steht, denn es beträgt nur 66 cm. Auch an das Schneidergewicht reicht er nicht heran, er bleibt gegen dasselbe sogar um eine ganze Zifferstelle zurück, da er nur etwas über 9 Pfund wiegt. Dennoch aber besitzt er ein martiales Aeußere ganz imponierender Art. Er ließ sich mit einer Landsmännin, Miß Lucia Zarate sehen, die 60 cm maß und zweifellos die kleinste Dame der Welt ist, ein würdiges Gegenstück

zu der 255 cm großen Thüringerin Marian. Ihre Angehörigkeit zum zarten Geschlecht erlaubt ihr aber nur ein Körpergewicht von 4½ Pfunden. Hat die Natur also Miß Lucia in dieser Hinsicht äußerst spärlich bedacht, so geizte sie dagegen nicht mit anderen weiblichen Eigenschaften, denn in den Künsten der Koketterie und der Zungenfertigkeit soll sie sogar die gewöhnlichen Evastöchter übertreffen. Auch wußte sie das Herz des Generals so für sich einzunehmen, daß derselbe sie noch in demselben Jahre als Gemahlin heimführte.

Wie dem auch sei, so darf die Miß sich auf ihre Person wohl etwas einbilden, denn sie ist nicht nur die kleinste aller Angehörigen des schönen Geschlechts, sondern körperlich auch durchaus proportioniert. Letzteres gilt auch von Sr. Excellenz dem General, so daß, wenn man diese beiden Leutchen unter das Vergrößerungsglas setzte, man durchaus ebenmäßig gebildete Normalmenschen vor sich sehen würde. Die Bezeichnung Zwerg ist bei ihnen daher auch nicht zutreffend, insofern dieser Ausdruck nämlich den Begriff des Häßlichen und Mißgestalteten in sich schließt.

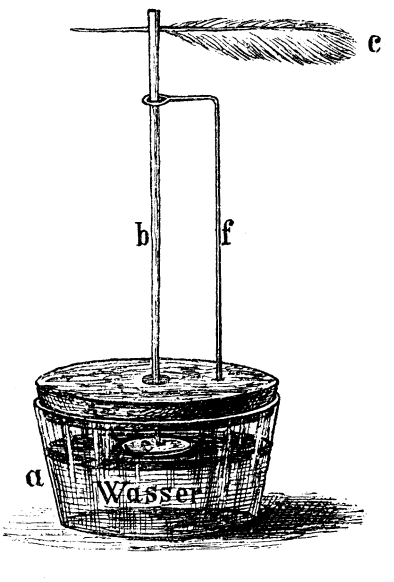
Wie täuschte sich doch der vor acht Jahren (9. Januar 1879) in seinem Geburtsort Bergum in der niederländischen Provinz Ostfriesland verstorbene Admiral Tom Pouce! Als der kleinste damals bekannte Mensch glaubte er, als er auf dem Sterbebette lag, er sei unersetzlich und die Welt gehe aus den Angeln, wenn er stürbe. Dieser kleine Mann mit seinem wahren Namen Jan Hannema (den Admiralitätstitel hatte ihm die Königin Viktoria von England verliehen) maß aber wenigstens 75 cm. Der kleinste Mensch, von dem glaubwürdige Nachrichten vorliegen, hatte eine Körperlänge von nur 40 cm oder 17 Zoll. König Stanislaus Leszinsky hielt an seinem Hofe einen Zwerg Namens Bebe, der 55 cm oder etwas über zwei Fuß groß war. Ein polnischer Zwerg, Boruslawski, maß 60 cm, und ebenso klein war Monsieur Richebourg, der im Dienst der Herzogin Adelheid von Orleans, der Mutter des Königs Philipp, stand.

Der Wert eines Vogelnestes.

Wie ihr bereits werdet gemerkt haben, ist der „G. K." in vielen Dingen unterrichtet, und er kann euch auch den Wert eines Vogelnestes vorrechnen. Angenommen, der böse Friedrich (den ihr ja aus dem Struwelpeter kennt) nimmt zu seiner Belustigung ein Vogelnest, Grasmücken-, Rotschwanznest oder ein anderes, gleichviel von welchem der genannten Vögelchen, sei es mit Eiern oder Jungen, aus. Es sollen davon fünf im Neste sein. Jedes dieser Jungen braucht täglich im Durchschnitt 50 Raupen und anderes Geschmeiß zur Aezung, die ihm die Alten aus der Nachbarschaft zutragen, macht täglich 250 Stück; die Aezung dauert durchschnittlich vier bis fünf Wochen, wir wollen sagen dreißig Tage, macht für das Nest 7500 Stück. Jede Raupe frißt täglich ihr eigenes Gewicht an Blättern und Blüten. Gesetzt, sie braucht, bis sie ausgewachsen, dreißig Tage und frißt täglich nur eine Blüte, die eine Frucht gegeben hätte, so frißt sie in dreißig Tagen dreißig Obstfrüchte in der Blüte und die 7500 Raupen zusammen 225 000 Stück solcher Blüten; hätte der böse Friedrich das Vogelnest in Ruhe gelassen, so hätte sein Vater und dessen Nachbarn 225 000 Aepfel, Birnen oder Pflaumen mehr geerntet. Wenn jedoch die Raupe, wie sie aus Liebhaberei manchmal thut, 10, 20, 30 Blüten des Tages frißt, so beziffert sich der Verlust noch viel höher. Du kannst also aus dieser Rechnung ersehen, was ein Vogelnest für einen Wert hat.

Kaltluft-Experiment.

Du nimmst ein Gläschen a, wie ich da nebenan zeichne, füllst es bis zu ⅔ Teilen mit Wasser, setzest eine 2 mm hohe Schichte Erdöl darauf und verkorkst, nachdem du in der Mitte des Korks vorher ein Loch, am besten mit einem glühenden Stift, durchgebohrt hast, alsdann die Oeffnung.



Nun schnitzest du dir ein feines Holzstäbchen b, welches unten spitz und oben einen Spalt hat, um in letzteren die Fahne einer Feder c stecken zu können, während du unten bei e ein flaches Korkscheibchen anspießest, was aber geschehen muß, bevor das Gläschen verkorkt wird.

Jetzt machst du aus einem Drahte oder Haarnadel das Führungsstängchen f, suchst es möglichst senkrecht zu stellen und in den Kork einzustecken, setzest die Federfahne zwischen den Spalt und stellst oder hängst diesen Apparat vor dein Fenster. Du hast damit eine untrügliche, äußerst empfindliche, artige Windfahne, die dir nie versagt, nie rostet, und wenn je einmal etwas fehlt, leicht wieder in den Stand gesetzt ist.

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 16.

Baukasten.

3. 4. 5. 6. = Ukas;
6. 4. 2. 7. = Skat;
9. 2. 6. 8. = Nase;
1. 5. 6. 8. = Base;
6. 2. 5. 7. = Saat;
6. 8. 8. = See;
1. 2. 3. = Bau;
4. 2. 6. 5. 9. = Kasan;
1. 2. 9. 4. = Bank;
6. 8. 9. 5. 7. = Senat;
1. 3. 6. 8. 9. = Busen;
4. 3. 9. 6. 7. = Kunst;
4. 9. 5. 1. 8. = Knabe.

Fragen und Antworten.

Richard Nettval Rakos Palota. Ein Kamerad aus Hannover sendet für Sie 25 Stück Briefmarken zum Umtausch. Sobald Sie uns ebensoviele Marken eingeschickt haben, werden wir die Tauschsendung vornehmen und Adresse mitteilen. Die Herren mögen sich über das Weitere sodann direkt verständigen. — Sie sind auf einen Brief von Ed. Al. aus Berlin noch immer die Antwort schuldig. Ei, ei! —

N. N. in **Mannheim.** Schönen Dank für Ihre liebenswürdige Auskunft über die Herstellung eines Vogelbauers. Wie Sie inzwischen aus Ihrem G. K. ersehen haben werden, kamen Ihre Mitteilungen aber leider zu spät.

Lieber **H. B.** in **Pf.** Versuche einmal einen Storchschnabel aus ganz dünnen Leistchen oder Pappdeckel herzustellen, indem Du sie mit Stecknadeln oder kleinen Nägeln verbindest. Besonders kommt es darauf an, daß die Leisten vollständig gleich sind. Sodann teile dieselben in vier gleiche Teile ab, was Du am besten durch Zusammenfalten eines gleichlangen Papierstreifen erreichest. Als Befestigung auf dem Tische leisten Reißnägel oder Stecknadeln die besten Dienste. Als Bleistift empfehle ich Dir Einlagen für Schraubenbleistifte oder dergl. Erreichst Du dies nicht, so sieh zu, die Gesichter in möglichst gerade Linien zu teilen und dann nach der zweiten in Nr. 9 erwähnten Art zu kopieren. Dein Kamerad: L. v. G. in W.

Viktor H. in **Czegled.** Die erwünschten Chemikalien erhalten Sie in der Apotheke oder auch in einer Farbwaren- und Materialienhandlung. Wir bezweifeln, daß Ihnen die Selbstherstellung gelingt.

E. S. in **Kg.** Um Maschineningenieur zu werden, ist die Absolvierung eines (Real-) Gymnasiums oder einer Oberrealschule nötig, daran sich ein vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule schließt. Sie haben alsdann, wenn Sie in den Staatsdienst einzutreten beabsichtigen, die erste Prüfung zu bestehen, welcher nach wenigstens zwei Jahren eine zweite folgen kann. Gewöhnlich wird diese letztere erst nach vier Jahren abgelegt, da die zu dieser Prüfung erforderlichen schriftlichen und Zeichenarbeiten den Zeitaufwand von einem Jahre beanspruchen. Sie erhalten sodann Beschäftigung als Regierungsmaschinenmeister; zu einer festen Anstellung gelangen Sie jedoch erst etwa im 35. Lebensjahre. Später können Sie Eisenbahndirektor, Baurat, Geheimer Baurat u. s. w. werden.

H. L. in **Magdeburg.** Ei, ei, junger Freund, mit Ihrer Orthographie wie mit Ihrer Kalligraphie ist es recht übel bestellt. Wenn Sie uns wieder schreiben, hoffen wir das Gegenteil konstatieren zu können. — Ueber Mineralien und Muschelsammlungen sind umfassende Aufsätze im Werke und sollen bald abgedruckt werden. Freundlichen Gruß!

G. F. in **Düsseldorf.** Sie sind also ein Bruder Lustig? Sehr angenehm! — solche Bekanntschaften haben wir von jeher recht gerne gemacht. Sie empfinden ab und zu das Bedürfnis, sich recht tüchtig auszulachen und wir sollen Ihnen dementsprechend das Zwerchfell kitzeln?! — Soll bestens besorgt werden.

G. Z. in **Augsburg.** Lassen Sie sich von H. J. Dauth in Frankfurt a. M., Bilbelerstraße 29, eine Probenummer der daselbst erscheinenden Briefmarkenzeitung zusenden.

F. Thomas in **Mödling.** Gewiß! Der „G. K." wird seinen jungen Freunden eine ebenso geschmackvolle, als dauerhafte und billige Einbanddecke anfertigen lassen. Die sich darauf beziehende Ankündigung wird rechtzeitig erscheinen. Schönsten Dank für Ihr eifriges Werben. So ist's recht. Je mehr wir Abonnenten haben, desto reicher und interessanter können wir eure Zeitung gestalten. Viribus unitis.

Franz G. in **Berlin.** Eiserne Gitter-Pflanzenpressen? — wenden Sie sich mit Ihren Wünschen an Herrn Rektor Rensch, Gneisenaustraße 7, dort.

Eichst. . . . . in **Schwetzingen.** Der Druckfehlerteufel ist ein gar frecher Geselle. Diesmal aber hat er die Hand nicht im Spiele. Es soll ganz richtig heißen: Doppeltchromsaures Ammoniak.

Karl L. in **Magdeburg.** Besten Dank für Ihre Mitteilungen. Wir werden gelegentlich davon Gebrauch machen. — Zum Aufkleben von Briefmarken gibt es eigens für diesen Zweck hergestellte gummierte und gezähnte Markencharniere, das Tausend zu 75 Pfg., welche in jeder Briefmarkenhandlung oder durch Vermittelung einer solchen zu haben sind. Diese Klebemethode ist sehr praktisch und schließt ein Verletzen der Marke völlig aus.

O. K. Lese unsere in Nr. 15 des „G. K." an Jul. Hel . . . in Stuttgart gerichtete Antwort. — Tiefschwarze Tinte dürfte sich allerdings schwer finden lassen. Gewöhnliche Schreibtinte wird zum Zeichnen übrigens nicht verwendet; hierzu dient chinesische Tusche, welche neuerer Zeit auch flüssig käuflich ist. Es gibt für den gegebenen Fall Zeichen- und Waschpinsel. Erstere, meist aus Marderhaaren gefertigt, dienen zum Einsetzen bestimmter Linien, von scharfen Konturen, letztere zum Anlegen breiter Flächen, wozu wir also das Blau des Meeres, die Farbe der Seen, auch die Flüsse u. s. w. rechnen können. Je glatter das Papier, desto leichter die Arbeit. Hüte Dich aber vor jeder Radur, sonst gibt es böse Flecke. — Welche Schreibfedern die besten sind? das ist schwer zu sagen, das muß man selber ausprobieren. — Schönen und herzlichen Dank für die nachträglich eingetroffene Gratulationskarte. Deine Wünsche sollen nach Thunlichkeit berücksichtigt werden.

M. M. in **T.** ad 1. Wie Sie Ihren Reißzeug vor Rost schützen können? — Durch sorgsames Trockenhalten. Bereits vorhandene Rostflecke lassen sich durch kräftiges Reiben mit bayrischem Kalk entfernen. ad 2. „Sborzill Ed., die Dressur des Hundes, Berlin, Mode", zum Preise von 3 Mark durch jede Buchhandlung zu erhalten. — ad 3. Neuerer Zeit findet man statt der bisher allgemein gebräuchlichen Bezeichnung „Redaktion" mehrfach den Ausdruck „Schriftstelle", „Schriftleitung"; statt „Expedition" lasen wir öfter „Versandtstelle". Man könnte also, um Ihre Frage zu beantworten, statt „Abonnentenkreis" das deutsche Wort „Abnehmerkreis" setzen. Wer weiß hierfür noch bessere deutsche Ausdrücke?

Alfr. Br. in **Wien.** Die Rätselaufgaben zeigen von bestem Streben, doch sind sie für unsere Kameraden viel — viel zu leicht. Die jungen Herren würden uns — setzten wir ihnen etwas davon vor — wahrscheinlich recht tüchtig auslachen. Manche derselben haben nicht nur Zähne zum „knacken", sondern auch bereits Haare drauf. Man soll's kaum glauben! Deswegen aber nicht den Mut verloren, versuch's immer wieder. — Unter den Utensilien Deiner Druckpresse muß entweder eine Einstell- oder eine Handwalze sein. Diese Walze ist bestimmt die Druckerschwärze durch Einwalzen aufzunehmen, um dieselbe durch ebensolches gleichmäßiges Aufwalzen an die Lettern abzugeben, sei es nun durch maschinellen oder Handbetrieb. Ist das Letternbündel, „Form" genannt, gleichmäßig mit Farbe gedeckt, kann der Druck vor sich gehen. Daß dieser Druck schön sei, dazu gehört allerdings noch Vieles.

L. W . . . . er in **Karlsruhe.** In unserer Redaktionsmappe befindet sich mehr als eine solche Schilderung, jede packend, interessant und belehrend. Wir haben aber noch keinen Platz dafür, Du mußt Dich noch etwas gedulden.

O. N. in **Gr.** Nicht übel; Sie — Schelm!

Nostra lege lectus vult folium consulere.
Unsre lis Bett will Heu raten.

Der chinesische Riese Ghang und sein Landsmann Ghey-Mah.

N. S. in **Hannover.** Das hören wir zum erstenmal. Schönen Dank für diese Mitteilung; sie ist uns von großem Interesse.

Karl O. in **Worms.** Versuchen Sie's in der Farbwarenhandlung oder beim Droguisten. Wünschen baldige und vollständige Genesung!

J. D. in **Kempten.** Junger Freund, hast Du nicht den Mut zu versuchen, ob Du den Storchschnabel selber machen kannst? Wir haben über diesen Gegenstand nun schon so viel Auskunft gegeben, daß wir meinen sollten, es muß gelingen. Wenn's auch ein wenig Kopfschmerz setzt, das macht nichts! Und gelingt es das erstemal nicht — nie nachlassen! — dann muß es beim zweiten und dritten Anlauf sicherlich zustande kommen. (Lese doch auch die Antwort an H. B. in Pf. in dieser und der nächsten Nummer).

E. K. in **Barmen, Elberf.** Soll geschehen, nur etwas Geduld! Gruß freundl. erwidert.

M. K. in **H.** bei **Düsseldorf.** Um rote Tinte herzustellen bringe 8 Teile Carmin mit 20 Teilen Gummi in eine weithalsige Glasflasche, welche in einem blechernen wassergefüllten Topfe steht, gieße 1000 Teile Aetzammoniak auf das Pulver, erwärme nun das in dem Topfe enthaltene Wasser bis nahe zum Sieden und erhalte die Flüssigkeit in dieser Temperatur etwa 10 Minuten lang. Die resultierende Lösung fülle nach Abkühlen sofort in ein Fläschchen und verkorke selbes so gut als möglich. — Zu blauer Tinte löse 5 Teile Gummi in Wasser, mische sodann 10 Teile Indigo-Carmin zu. Nun verdünne diese Lösung so lange mit Wasser, als Dir in Hinsicht auf Farbengebung nötig erscheint.

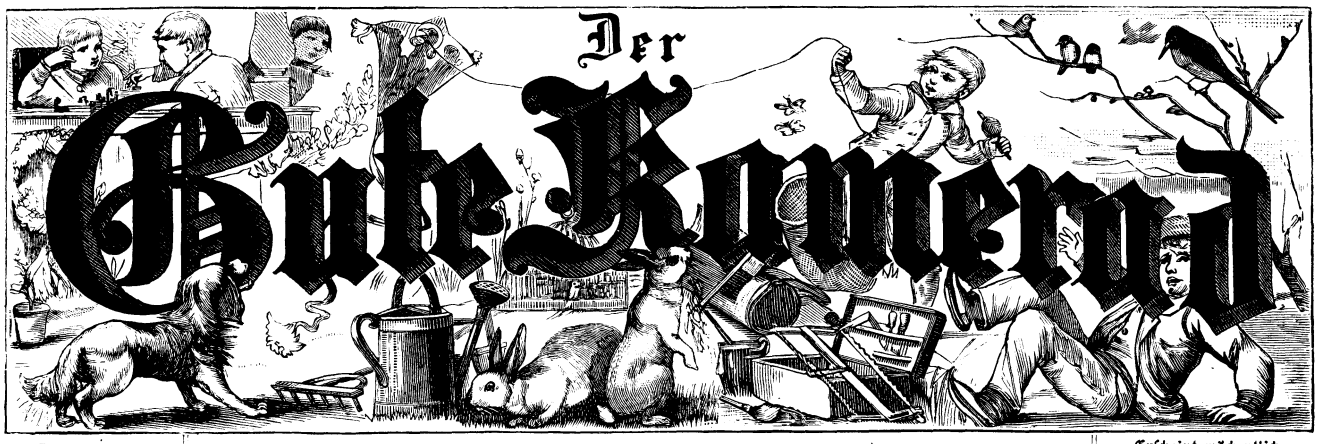
J. H. in **Breslau.** Deine Frage beantwortet sich durch die inzwischen veröffentlichte Preisrätsellösung. Wie konntest Du nur so naiv sein und glauben, der „G. K." würde Dir das vor dem 1. April gesagt haben. Das wäre ja der pure Verrat! Die Hobelbank wollte verdient sein und wer diese Absicht hatte, mußte das Alles selber aushecken. Nun vielleicht hast Du das nächste Mal mehr Glück. Dank für das Rätsel, Gruß sei schönstens erwidert.

C. B. in **Magdeburg.** Schönen Dank für die Aufgaben. Wir können leider keinen Gebrauch davon machen, da wir in ihnen alte Bekannte wieder zu erkennen glauben. Auf unser physiognomisches Gedächtnis dürfen wir uns im Allgemeinen sehr wohl verlassen. —

☞ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!



№ 18. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Mißglückt!

1.

Aller Anfang ist schwer — namentlich der Anfang eines deutschen Aufsatzes. Darin werden mir wohl die meisten meiner jungen Leser beipflichten. Denn es wird in den heiligen Hallen des Gymnasiums heute noch sein, wie es damals war, und die jetzigen Schüler werden den alten an Fähigkeiten und Kenntnissen kaum überlegen sein. „Man muß nicht glauben," sagt Thukydides, „daß der Mensch sich viel vom Menschen unterscheide."

Was mich betrifft, so mache ich kein Hehl daraus, daß mir auf der Tertia und Sekunda der Anfang eines deutschen Aufsatzes recht schwer wurde. Da saß ich im abendlichen Silentium meinem älteren Bruder, dem Primaner, gegenüber am Schreibtische, vor dem aufgeschlagenen Concepthefte und dem offenen Tintenfaß (das mich wie ein hohles schwarzes Auge anstierte) und kaute an meiner Feder, ja kaute und kaute, tunkte die Feder ein und wiederum ein — und brachte kein Strichlein aufs Papier.

„Junge, so thu' doch was — so schreib' doch!" sagte mein Bruder endlich ärgerlich.

„Ich kann den Anfang nicht finden," entgegnete ich weinerlich.

War der Bruder gut gelaunt, so fragte er wohl: „Wie lautet denn das Thema des Aufsatzes?"

Ich nannte das Thema in etwas männlicherem Tone.

Nun entwickelte mir der Bruder einige Einleitungsgedanken, die ich aber nicht sofort nachschreiben durfte, sondern erst anhören mußte, um sie dann aus dem Gedächtnisse niederzuschreiben — was mit fabelhafter Hast und spritzender Feder geschah, um ja kein Wörtlein des „schönen Anfangs" zu verlieren.

Hatte ich den Anfang, so ging die übrige Arbeit schon bedeutend leichter, sozusagen von selbst, von statten.

Also, aller Anfang ist schwer — namentlich bei einem deutschen Aufsatze.

Aber noch schwerer als der Anfang des Aufsatzes ist der Aufsatz selbst — wenn dem Schüler das Thema völlig fremd ist. Auch darin werden mir die meisten meiner jungen Leser unzweifelhaft beipflichten.

So bekamen wir einmal bei einer Klassenarbeit das Thema: „Beschreibung einer Wassermühle", wobei uns der Herr Ordinarius besonders ans Herz legte, auch die innere Einrichtung der Mühle gebührend zu berücksichtigen. Nun waren wir Jungen auf unseren Schmetterlingsjagden wohl hundertmal an der alten Wassermühle unseres Aaflüßchens vorübergelaufen, hatten ihr grünmooſiges Dach und graues Bretterwerk, ihre mehlstäubende Thür und das schwere schwarze Rad mit dem milchweißen Schaumstrudel gesehen, aber ins Innere hatten wir niemals einen Blick geworfen. Und nun sollte das Innere gebührend berücksichtigt werden! Wenn der Herr Ordinarius den stummen Blick, der von Schüler zu Schüler irrte, hätte deuten können oder wollen, so würde er die Antwort vernommen haben: „Ein fatales Thema!" Aber was halfen unsere stummen Blicke! Es ging uns wie dem armen verfolgten Gemslein in Schillers Alpenjäger:

„Mit des Jammers stummen Blicken.
Fleht es zu dem harten Mann,
Doch umsonst — —"

Ja, umsonst versandten wir unsere Blicke — es mußte angefangen werden mit dem Aufsatze, der hochwichtigen Klassenarbeit, welche von Einfluß war auf das Prädikat der Herbstcensur.

Bald kritzelten an vierzig Federn über das Papier. Sie beschrieben zunächst das Aeußere einer Wassermühle, was gar nicht schwer war; als aber das Aeußere abgethan war und die zweite Hälfte des

Im Leben ereignet sich viel Trauriges und Schmerzliches. Wer sich aber immer so aufgeführt hat, daß er von seinen Kameraden geachtet und geliebt ist, wird in den schwersten Stunden des Lebens in diesem Bewußtsein den größten Trost finden.

München 22. XII. 86 *Geheimrat von Nußbaum*

Aufsatzes, das B der Disposition, beginnen sollte, da verstummten die Federn wohl eine Viertelstunde lang:

„Und Stille, wie des Todes Schweigen,
Lag über'm ganzen Hause schwer —"

bis so nach und nach sich ein paar Gänsekiele wieder in Bewegung setzten, aber langsam, zaghaft, unlustig. Und es wurde nicht viel mit der Beschreibung der inneren Einrichtung einer Wassermühle. Kein einziger Aufsatz war in dieser Beziehung befriedigend, wie der Herr Professor später zürnend verkündigte. Noch heute muß ich lachen, wenn ich daran denke, wie der kleine dicke Philipp Overkamp das innere Mühlenwesen beschrieben hatte. „Das große Kammrad," sagte er, „greift in das kleine Kammrad, und die ganze Geschichte setzt sich in Bewegung." Natürlich brachen wir anderen in ein schallendes Gelächter aus, als der Herr Ordinarius diese kurze, aber keineswegs bündige Beschreibung zum besten gab — obwohl wir anderen alle nicht viel Gescheiteres geleistet hatten.

Aber so geht's, wenn dem Schüler das Thema seines deutschen Aufsatzes völlig fremd ist!

Ich komme jetzt zu meiner eigentlichen Erzählung. Ihr verzeiht es schon, liebe Leser, einem „alten Hause", daß es bei der Erinnerung an Jugendzeiten etwas weitschweifig geworden ist.

Freilich in der Jugendzeit, in der Gymnasialzeit, spielt auch das folgende Abenteuer — und zwar wurde es veranlaßt durch einen deutschen Aufsatz.

2.

„Beschreibung eines Sonnenaufgangs", so lautete das Thema, das uns einst im Sommersemester auf der Obertertia gestellt wurde. Doch war es diesmal keine Klassenarbeit, sondern eine häusliche Arbeit, die wir in vierzehn Tagen abzuliefern hatten. Wir hatten also hinreichend Zeit, über das Thema nachzudenken, und das war gut, denn die Aufgabe war uns ziemlich fremd. Wohl schwebte uns so etwas vor, daß die Sonne im Osten „wie eine glühende Kugel" aufgehe, daß sie von „Purpurwolken" begleitet sei, daß man sie als „Tageskönigin" begrüßen könne — aber damit hatte es auch sein Bewenden. Denn kaum einer von uns hatte jemals einen Sonnenaufgang mit eigenen Augen gesehen.

„Weißt du was, Lexel," sagte ich zu meinem Busenfreunde Alex Lohburg, „wir müssen uns notwendig mal einen Sonnenaufgang mit eigenen Augen ansehen, sonst wird aus dem Aufsatz wieder nichts. Wir machen uns früh aus den Betten und zum Thore hinaus und von Vorbergs Hügel werden wir, denk' ich, ein köstliches Schauspiel der großen Naturerscheinung haben."

Meinem Freunde Lexel leuchtete dieser Vorschlag vollkommen ein und wir verabredeten uns, daß wir am nächsten Morgen um drei Uhr zusammen die Stadt verlassen wollten. Ich sollte zuerst aufstehen und mit kleinen Steinchen an das Schlafzimmerfenster Lexels werfen; mein Freund würde dann so bald als möglich herunterkommen, und die Wanderung nach Vorbergs Hügel könne vor sich gehen.

Bei diesem vortrefflichen Plane hatten wir nur eines nicht in Erwägung gezogen: wie ich, der Siebenschläfer, noch vor drei Uhr erwachen sollte. Hieran scheiterte denn auch der Plan. Als ich am nächsten Morgen jählings aus dem Schlafe fuhr, in dem dunklen Bewußtsein, daß ich etwas Außergewöhnliches vorhabe, da verkündete die Glocke vom Liebfrauenturm sechs Uhr und die Sonne lachte mir bereits recht spöttisch zum Fenster hinein.

Freund Lexel hatte sich ebenfalls verschlafen, wie er mir eine Stunde später gestand.

„Weißt du was, Lexel," sagte ich, „wir müssen uns wecken lassen, sonst kommen wir nimmermehr zur rechten Zeit zum Thore hinaus."

„Aber durch wen?" fragte Lexel; „wer entreißt sich so früh dem gliederlösenden Schlafe (wie Vater Homer sagt), um uns wecken zu können?"

„Ich weiß nur einen," antwortete ich, „und das ist der Nachtwächter."

„Gut, so ersuchen wir den Nachtwächter, daß er uns wecken möge," stimmte Lexel bei.

„Aber," wendete ich ein, „ich schlafe im zweiten Stock, und du im dritten, wie soll der Nachtwächter uns da wecken können?"

„Da weiß i c h nun einen Rat," entgegnete Lexel eifrig. „Du bindest dir einen Bindfaden an den Fuß und leitest diesen Faden zum Fenster hinaus, so tief, daß der Nachtwächter mit der Hand daran fassen kann; wenn er nun zieht, so fühlst du einen Ruck im Bein und wirst davon schon aufwachen."

„Köstlich!" jauchzte ich; „das ist ein famoser Plan, lieber Lexel, der selbst dem erfindungsreichen Odysseus alle Ehre machen würde. Ich will thun, wie du sagst, und ich zweifle nicht, daß wir morgen früh zur rechten Zeit zum Thore hinauswandern werden, den Purpurwolken und der glühenden Sonnenscheibe entgegen."

Der Plan war gut, aber auch er scheiterte — scheiterte an dem Umstande, daß Lexel nicht reinen Mund hatte halten können, sondern unser Vorhaben dem einen oder anderen Mitschüler mitgeteilt hatte. Als ich nun mit meinem Bindfaden am Fuß, um zehn Uhr im Bette lag, rissen die mutwilligen Mitschüler von Zeit zu Zeit daran, zuletzt so empfindlich, daß ich schleunigst den Faden löste, worauf er unter schallendem Hurra in den Händen meiner Peiniger verblieb. Nun hatte ich Ruhe, aber eine so tiefe Ruhe, daß ich erst um sieben Uhr morgens aus den Kissen fuhr, als die Sonne wiederum mit voller Glorie sich in meinem Stübchen breit machte.

Eine Stunde später kanzelte ich Lexel gehörig ab, daß seine Schwatzhaftigkeit unseren schönen Plan vereitelt hätte. Lexel kratzte sich seinen blonden Krauskopf und beschwichtigte meinen Groll mit den sanft gesprochenen Worten: „Lieber Dorus, meine Seele hat nicht daran gedacht, daß die anderen Jungens mein Vertrauen mißbrauchen könnten. Ich werde fortan zu schweigen wissen, und du, vergib mir die Pein, die du bei dem Ziehen und Reißen ausgestanden hast!"

„Weißt du was, Lexel," erwiderte ich in versöhnter Stimmung, „wir werden niemals den Sonnenaufgang erblicken, wenn wir nicht ganz anders zu Werke gehen. Zwei Tage sind uns nun schon nutzlos verstrichen, und der Termin, wo wir unseren Aufsatz abgeben müssen, rückt näher und näher. Es wird wahrlich Zeit, daß wir den Aufsatz anfangen — Zeit, daß wir den Sonnenaufgang beobachten. Wir müssen einen Plan einschlagen, der uns nicht vereitelt werden kann. So höre denn, was ich mir ausgedacht habe! Meine Mutter hat eine sogen. Milchfrau, die ihr jeden Morgen die frische Milch, von Zeit zu Zeit auch Butter bringt. Die Frau wohnt in der Nähe von Vorbergs Hügel auf einem bescheidenen Bauerngütchen, und wir haben sie schon häufig dort besucht. Jedesmal ward uns die freundlichste Aufnahme zu teil: der Kaffee floß in Strömen und das Bauernbrot nebst der goldigen Butter bildete ägyptische Pyramiden und Obelisken. Morgen ist Sonntag. Nun begeben wir uns heute abend zur „Mariketrin", wie unsere Milchfrau Maria Katharina allgemein genannt wird, und wir lassen uns dort ein Nachtlager anweisen. Die Bauern stehen bekanntlich mit den Hühnern auf, namentlich an Sonntagen, wo sie früh zur Kirche gehen. Da ist es ein Leichtes, daß Mariketrin uns weckt, und es müßte wunderbar zugehen, wenn wir diesmal nicht zur rechten Zeit auf Vorbergs Hügel zum Sonnenaufgang einträfen."

Lexel war von diesem neuen Plane, den er in allen seinen Einzelheiten billigte, aufs höchste entzückt.

„Das ist eine köstliche Idee von dir, bester Dorus!" jauchzte er. „Eine abendliche Wanderung durch die Felder und Wälder, eine Nacht in einem fremden Hause, in einer einsamen Bauernhütte, und dann in dunkler Nachtstunde der Aufstieg auf Vorbergs Hügel — das sind ja Abenteuer, die mich lebhaft an ‚Waldläufer und Lederstrumpf' erinnern!"

„Gut," erwiderte ich; „dann marschieren wir heute abend nach dem Silentium, also kurz nach sieben Uhr, zum Neuthor hinaus. Da uns Mariketrin unzweifelhaft mit einem Pfannkuchen und dicker Milch bewirten wird, so brauchen wir zu Hause nicht zu essen, wodurch Zeit gewonnen wird. Ich hole dich ab, aber sorg' nur, daß du fertig bist!"

„Gestiefelt und gespornt wirst du mich finden, lieber Dorus!" beteuerte Lexel, und die Heiterkeit über den abenteuerlichen Plan lachte dem munteren Jungen aus seinem frischen roten Vollmondsgesichte.

Meine gute Mutter willigte, nachdem ich ihre Bedenken mit dem Feuereifer der

Jugend beschwichtigt, in meinen Plan ein; sie übergab mir sogar eine kleine Geldentschädigung, die ich der Milchfrau für ihre Mühe einhändigen sollte.

3.

Der Samstag floß uns beiden Abenteurern viel zu langsam dahin, aber endlich schlug mir doch die siebente Abendstunde. Hei, wie flogen da die Bücher, wie schnell war die grüne Mütze aufs Ohr gedrückt, wie fröhlich der Wanderstab ergriffen! Nach einem herzlichen Abschied von der Mutter stürmte ich auf die Straße, wo mir der Freund schon reisefertig entgegentrat. Diesmal hatte er den Mitschülern gegenüber reinen Mund gehalten, und so gelangten wir denn unbehelligt vors Thor. Mit wahren Fortschrittsbeinen durchmaßen wir die Felder und Wälder, sangen muntere Wanderlieder dabei und langten schon bald nach acht Uhr bei dem Häuschen unserer Baucis an.

Nachdem uns Fix, der weiße Spitzhund, mit heiserem Gebelfer angekündigt, erschien auf der Thürschwelle die Alte in Gesellschaft ihres Philemon, mit freundlichem Gruße und der Einladung, einzutreten. In die kleine räucherige Küche gelangt, trugen wir unser Anliegen, hier ein Nachtlager bis zum nächsten Sonnenaufgang zu finden, vor. Die beiden Leutchen nickten zustimmend und sagten ein übers andermal: „O gewiß, ja gewiß!“ Doch bevor uns unsere Schlafstätte gezeigt wurde, mußten wir eine Mahlzeit zu uns nehmen. Auf das flackernde Reisigfeuer des schwarzen Herdes wurde die riesengroße Pfanne gesetzt, in welcher bald darauf ein paar Scheiben geräucherten Speckes zischten; darüber wurde der aus Eiern, Milch und Mehl zusammengerührte Brei gegossen, und nach wenigen Minuten konnte ein Pfannkuchen, so groß wie die Vollmondscheibe und so gelb wie diese, auf die Schüssel gelegt werden. Dazu wurde ein Napf mit dicker Milch verabreicht, schön mit Schwarzbrotkrumen und Zucker bestreut. Ich brauche wohl nicht zu versichern, daß es den beiden Wanderern trefflich mundete.

Nachdem wir tabula rasa gemacht, erbot sich die gute Baucis, uns unsere Schlafstätte zu zeigen. Sie führte uns in ein Kämmerchen, an dessen Schwelle wir betroffen zurückprallten, indem ein dumpfer Modergeruch uns entgegenduftete. Das Lüften der Stuben ist den Bauern leider eine unbekannte Sache, und so hatte sich in dem Kämmerchen unserer Baucis eine entsetzliche Stickluft angesammelt, die noch durch die Ausdünstungen von überjährigen Runkelrüben und Kartoffeln, welche in einem Winkel aufgeschichtet lagen, verdoppelt wurde. Aus diesem Grunde übte die zweischläfrige, mit vielem Stroh und wenigem Bettzeug ausgestattete Bettlade, auf welche uns Baucis mit ihrer schwieligen Hand verwies, nur geringe Anziehungskraft an uns aus. Um die gute Frau jedoch nicht zu beleidigen, sagten Lexel und ich, nach dem wir untereinander einen verständnisinnigen Blick gewechselt, daß alles schon ganz gut sei, daß wir aber, bevor wir uns zur Ruhe legten, noch gern ein Stündchen im Freien spazieren möchten. Dagegen hatte nun das Mütterchen nichts einzuwenden, und wir machten uns in die frische Abendluft hinaus.

„In jener Bude schlaf' ich nicht!“ rief Lexel, als wir uns ein paar hundert Schritte von unserem ländlichen Hotel entfernt hatten; „wenn wir jene garstigen Dünste einatmeten, so würden wir glaub' ich berauscht werden, wie die Pythia im Orakel zu Delphi.“

„Und morgen,“ fiel ich ein, „würden wir uns plump und schläfrig fühlen, wie aus Lehm und Stroh zusammengeknetet, und die Sonne würde wieder ohne unsere Gegenwart sich aus den Purpurwolken ringen.“

„Aber wo sollen wir denn diese Nacht kampieren?“ fragte Lexel.

„Wir könnten Philemon und Baucis ersuchen, uns eine Streu auf der Diele zu machen,“ schlug ich vor.

„Würde das die guten Leute nicht beleidigen?“ meinte Lexel.

„Ich fürcht' es auch,“ bestätigte ich.

Damit waren wir an den Saum eines Waldes gelangt, wo sich ein aus Ziegeln und Lehm erbauter Backofen erhob. Der rohe plumpe Bau erschien dadurch malerisch, daß in den Lücken, welche durch losgelöste Ziegel entstanden waren, sich allerlei zarte Gräser und wilde Blumen angesiedelt hatten; auch ein Vogelbeerbäumchen entfaltete auf dem Scheitelpunkte lustig seine zartgefiederte Krone. Dieser malerische Reiz war die Ursache, daß wir den Backofen von allen Seiten umgingen, wobei wir auch die im „Rundbogenstil“ gehaltene Oeffnung entdeckten. Diese Oeffnung war nicht verschlossen und bot einen Einblick in das geräumige Innere, in welches allerdings die Dämmerung des Abends ihre düsteren Schatten warf.

Mich erfaßte plötzlich ein Gedanke.

„Wie wär's, Lexel,“ fragte ich, „wenn wir in diesem Backofen übernachteten? Wir trügen eine Schütte Stroh hinein und —“

„O, wie köstlich, ein Bivouac im Freien!“ jubelte Lexel, welcher Offizier werden wollte und infolgedessen für alles schwärmte, was mit diesem Stande zusammenhing. „Ach, Dorus, du hast zwar immer recht gelungene Ideen, aber diese letzte ist doch die beste von allen! Ein Bivouac im Walde, im Backofen, das ist etwas, was nicht jedermann erlebt hat, höchstens ein Offizier. Komm, laß uns sofort ans Werk gehen und die Schütte Stroh holen!“

Wir kehrten also nach unserem Bauernhäuschen zurück und trugen den Leuten unsere Absicht, im Freien zu kampieren, vor. Philemon und Baucis versuchten abzuraten, indem sie wiederholt auf das „nette Kämmerchen“ und das „schöne Bett“ verwiesen; als unsere Bitten aber immer dringender wurden, schüttelten sie lächelnd die greisen Köpfe über die „kuriosen Stadtkinder“ und legten uns zwei dicke Bund Stroh in die Arme. Damit kehrten wir triumphierend zu unserem Backofen am Waldessaume zurück, und in wenigen Minuten war in der „Rundbogenhalle“ das Nachtlager bereitet. Wir krochen durch die Oeffnung, legten uns mit den Kleidern aufs Stroh und befanden uns ganz wohl und warm in unserer Kasematte. Draußen rauschten die Waldbäume, ein Käuzchen ließ seinen klagenden Schrei erschallen, und in der Ferne bellten die Hunde. Wir empfanden keine Furcht: waren wir doch in unserem lieben frommen Münsterland, waren wir beiden Freunde doch zusammen, und beschirmte uns doch der gute Gott dort oben über den funkelnden Sternen, die tröstlich durch die Rundbogenöffnung unseres seltsamen Kämmerleins schauten.

„Wer nun zuerst erwacht, der weckt den anderen,“ bemerkte ich, und nachdem wir noch ein stilles Gebet gesprochen, schliefen wir ein.

4.

Während die beiden Schläfer traumbefangen in dem alten Backofen am Waldessaume lagen, rumpelte — wir erfuhren dieses später von einem Förster der Gegend — ein zweiräderiges, mit grauer Leinwand überwölbtes Wäglein, von einem mageren zottigen Hunde gezogen, mühselig über den holperigen Bauerschaftsweg dahin. Vor dem Wagen ging ein Mann, der unter seinem linken Arme ein Bündel geschälter Weidenruten trug, wodurch er sich den Vorübergehenden als Korbflechter zu erkennen gab; hinter dem Wagen schritt ein zerlumptes Weib, welches sich in einem grauen Umschlagetuch ein kleines Kind auf den Rücken gebunden hatte. Zwei andere Kinder liefen barfüßig nebenher.

„Vater, ich bin so müde!“ rief eines dieser Kinder, ein kleiner Bursche von etwa vier Jahren.

„Und ich habe die ganzen Füße schon voll Blasen,“ jammerte das zweite Kind, ein Mädchen, das nur ein Jahr älter sein mochte.

„Geduld, Kinder!“ antwortete der Mann, indem er sein mageres Antlitz zu den Kindern wandte. „Seht ihr dort den dunklen Wald? Da werden wir am schützenden Rande die Nacht zubringen.“

Die Kinder verstummten und setzten mühselig ihre Wanderung fort, wobei die Mutter ihnen von Zeit zu Zeit ein Wort der Ermutigung zurief:

„Nicht zurückbleiben, Tonio, sonst holen dich die Eulen!“

„Noch ein bißchen Geduld, Rosalia, dann sollst du auch in das warme Wäglein kriechen!“

Endlich war das Ziel der Wanderung, der Rand des Waldes, erreicht.

„Sieh da, ein Backofen!“ sagte der Mann zu seinem Weibe; „der verleiht uns auch noch Schutz vor dem Nachtwinde, und ich denke, wir kampieren hinter der Mauer.“

„Wie du meinst, Bernardo," sagte die Frau zustimmend.

Sonst wurde nicht mehr viel gesprochen, denn alle waren müde und abgehetzt von der weiten Wanderung. Der Mann breitete ein wenig Stroh, das er aus dem Wäglein zog, an einer Längsseite des Backofens aus und streckte sich mit seiner Frau darauf, während die Kinder in das Wäglein krochen, wo sie, wie die jungen Vöglein in einem Neste, dichtgedrängt beisammen lagen. Und unter das Wäglein streckte sich als treuer Wächter der Hund, nachdem sein Riemenzeug gelöst war. Bald war alles stumm und still, und nur im Walde klagte noch von Zeit zu Zeit das traurige Käuzchen. —

Als die Sonne ihre ersten Strahlen über den Horizont versandte, stieß der Korbflechter sein Weib mit dem Ellenbogen an und sagte:

„Julia, mich friert! Wollen wir nicht Feuer anmachen und Kaffee kochen?"

„Wie du meinst, Bernardo," antwortete die Frau.

Nun holten sie dürres Holz aus dem Walde, einen rußigen Kaffeekessel aus dem Wäglein und frisches Wasser aus dem Waldbache. Als sie alles beisammen hatten, fragte die Frau:

„Wo meinst du, daß wir das Feuer anlegen, Bernardo?"

„Ich denke, hier wird es am besten vor dem Luftzug geschützt sein," antwortete der Mann, indem er nach der Seite des Backofens zeigte, wo sich die Oeffnung im Rundbogenstil befand.

Bald prasselte auf der Erde ein lustiges Feuer, welches mit seinen züngelnden Flammen den schwarzen Kessel beleckte, der zwischen zwei Holzgabeln an einer Querstange hing. Mann und Frau setzten sich neben das Feuer und wärmten ihre mageren Hände an den Flammen. Beide hatten keine Ahnung davon, daß der Backofen zur Zeit bewohnt war — gleichwie wir, vom festen Schlaf bezwungen, nichts von der Gesellschaft, die den Backofen belagerte, wissen konnten.

Plötzlich prickelte es mir in der Nase. Ich nieste ein-, zwei-, dreimal. Beim drittenmal saß ich aufrecht, erwacht, auf meinem Stroh. Ein scharfer Rauch wälzte sich durch die Oeffnung des Backofens zu uns herein; zugleich gewahrte ich zu meinem Schrecken, daß der Tag schon graute. Wir hatten den Sonnenaufgang gewiß verschlafen — und es mußte irgendwo brennen! Ich fuhr dem schlafenden Lexel mit der geballten Faust in die Seite und schrie: „Lexel, heraus, es brennt — und die Sonne geht auf!" Lexel fuhr jählings aus seinen Träumen auf, und im nächsten Augenblicke stoben vier bestiefelte Beine aus der Ofenöffnung heraus, denn wir lagen mit dem Kopfe nach hinten und mußten die Beine zuerst ins Freie bringen. Draußen erscholl ein gellendes Geschrei; ein Hund bellte, die Zweige knackten und helle Kinderstimmen kreischten. Wir arbeiteten unsere Körper vollends aus dem Backofen heraus und sprangen auf die Beine, wobei wir an einen Kessel stießen, der seinen Inhalt zischend in die Flammen verschüttete. Denn Flammen, wahrhaftige rote und gelbe Flammen züngelten unter unseren Füßen auf, so daß wir hurtig zur Seite sprangen. Unsere Köpfe waren so verwirrt, daß wir verstört nach allen Richtungen blickten, als solle uns von dort eine Erklärung kommen. Ja, da lief ein Mann und ein Weib mit Händeringen und Jammerlauten quer waldein, da bellte ein Hund neben einem Wäglein, da stierten drei Kinderköpfchen unter einem aufgeschlagenen Leinwanddache hervor. Das schien ja alles von blindem Schrecken ergriffen zu sein!

„He, Leute," rief ich, so laut ich konnte, den Flüchtlingen nach, „was lauft ihr denn davon? Ihr habt ja gar nichts zu fürchten."

Die beiden Alten machten Halt, besprachen sich miteinander und kehrten dann langsam nach dem Backofen zurück. Den Hund brachten sie durch einen Zuruf zum Schweigen.

„Warum ergreift ihr denn die Flucht?" fragte ich, als die Leute uns gegenüberstanden.

„Ach, junger Herr," entgegnete der Mann, „wir haben uns zu sehr erschreckt. Wir sitzen da am Feuer und denken an nichts, als es plötzlich in dem Ofen lebendig wird: rätselhafte Laute schlagen an unser Ohr, und im nächsten Augenblicke fahren vier lange schwarze Dinger aus der Oeffnung heraus. Wir sehen jetzt wohl ein, daß es Ihre Beine waren, aber vorhin dachten wir nicht anders, als daß böse Geister aus dem Ofen führen, und da nahmen wir schleunigst Reißaus."

Wir begrüßten das Geständnis des Mannes mit herzlichem Gelächter, und auch die Leute lachten mit.

„Und da ließet ihr euere Kinder im Stich," sagte ich, „als ihr vor den bösen Geistern laufen ginget?"

„Ach, ich dachte," entgegnete der Mann kleinlaut, „unser Pollo, der Hund, würde sie schon verteidigen — oder vielmehr ich dachte an nichts."

Aber als ob er sich jetzt seines Unrechts schäme, nahm er die Kinder, die sich aus dem Wäglein gekrabbelt hatten, eines nach dem anderen in seine Arme und herzte und küßte sie.

Dann erzählte uns der Korbflechter von seinem Nachtlager, seinem Erwachen und dem Kaffeekochen.

„Wir wollen euch bei euerem Kaffeekochen nicht länger stören," bemerkte ich. „Damit ihr aber wißt, wie wir in den Backofen gekommen sind, so will ich euch sagen, daß wir weder Flüchtlinge noch Spitzbuben, sondern guter Leute Kinder sind: wir wollten mal gern die Sonne aufgehen sehen, und darum haben wir hier geschlafen. Aber nun ist es doch umsonst gewesen, denn ich sehe, daß die Sonne schon durch die Bäume funkelt. Es bleibt uns also nichts übrig, als zur Stadt zurückzukehren."

Damit sagten wir den Leuten lebewohl und schritten den Feldweg hinab.

„Ein seltsamer Unstern, lieber Lexel," bemerkte ich, „waltet über den Unternehmungen, die wir uns ausklügelten, um des Aufgangs der Sonne ansichtig zu werden. Aller guten Dinge sind drei — diesmal waren aller bösen Dinge drei. Dreimal sind unsere Pläne mißglückt, und ich geb' es auf, einen neuen zu ersinnen."

„Auch mir ist die Lust vergangen, einen Sonnenaufgang zu sehen," antwortete Lexel, indem er gewaltig gähnte; „weißt du, Dorus, die Glieder schmerzen mir denn doch gewaltig von unserem harten Nachtlager, und mein Schrecken war auch nicht gering, als ich mit den Stiefeln in das brennende Feuer fuhr."

„Wie müssen sehen, daß wir unseren Aufsatz so zustande bringen," erwiderte ich, worauf Lexel meinte, mit Purpurwolken, Flammenstrahlen und einem Glutballe ließe sich auch schon was machen. —

Ja, wir machten was daraus — ein paar Tage später. Und wieder ein paar Tage später hatte Lexel „nicht befriedigend" und ich „kaum befriedigend" mit roter Tinte unter dem Aufsatz stehen.

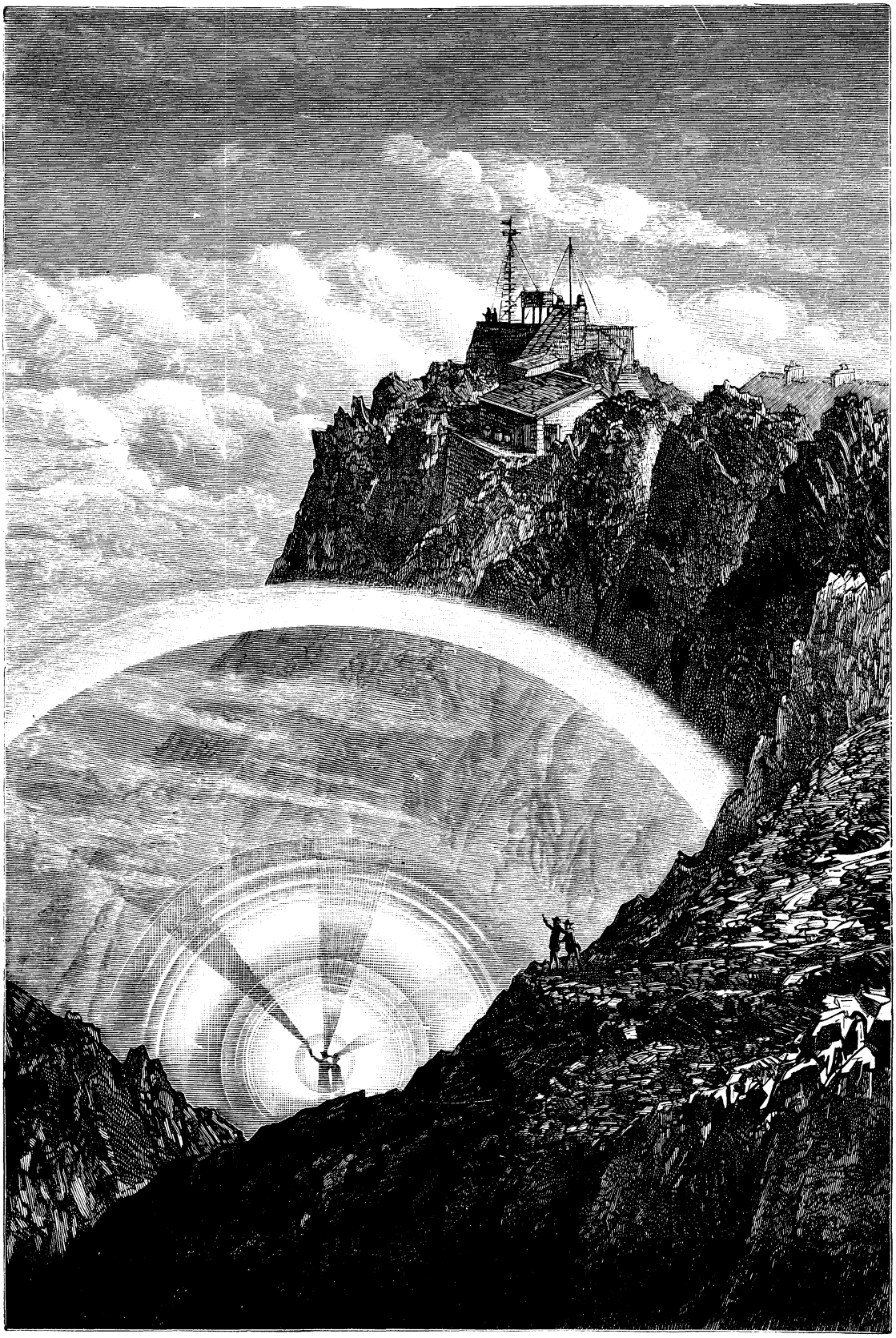
Und wir hatten uns doch so viele Mühe gerade um diesen Aufsatz gegeben!

Aber das kommt davon, wenn einem das Thema fremd ist.

Mein älterer Bruder freilich sagte, als ich ihm mein Leid klagte: „Du mußt eben durch Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen der Natur und auf alle Dinge des Lebens zu erreichen suchen, daß dir kein Thema fremd bleibt."

Eine merkwürdige Luftspiegelung.

Die eigentümlichen Licht- und Lufterscheinungen, welche durch Spiegelung und ähnliche oft noch unerklärte Wirkung in der Atmosphäre entstehen, haben von jeher unsere Physiker stark beschäftigt, und man hat alle derartigen Erscheinungen sorgsam verzeichnet, durch bildliche Darstellung zu veranschaulichen und auf Grund physikalischer Principien zu erklären versucht. Bekannt ist jene Erscheinung, welche unter dem Namen des „Brockengespenstes" schon vielfach abgebildet worden ist, weil man sie vorwiegend im Harze, aber auch in den Alpen und auf anderen Gebirgen vielfach beobachtet hat, wo nämlich die Gestalten von Personen, die auf irgend einer hervorragenden Bergspitze so stehen, daß sie sich auf der Luftlinie profilieren, in riesig vergrößertem Spiegelbilde auf einer Nebelschicht sich so abzeichnen, daß das Spiegelbild jede Bewegung der betreffenden Personen nachahmt. Eine ähnliche Erscheinung, nur in umgekehrtem Sinne, wurde am 17. Juli 1883 um 3½ Uhr nachmittags von zwei französischen Gelehrten auf dem Pic du Midi in den Pyrenäen beobachtet. Die beiden Gelehrten erblickten plötzlich, als sie auf einer hervorragenden



Eine merkwürdige Luftspiegelung auf dem Pic du Midi.

Leiste am steilen Gehänge des Berges standen, auf der Nebelwolke, die am Berghang heraufzog, ein Phänomen, welches aus verschiedenen halb leuchtenden halb durchscheinenden und in zarten Regenbogenfarben spielenden konzentrischen Kreisen bestand und von einem breiteren kreisförmigen Lichtgürtel umgeben war, ihr eigenes Licht- oder Schattenbild mit davon ausstrahlenden dunkleren keilförmigen Schattenstreifen, ganz so wie es in unserem obigen Holzschnitte veranschaulicht wird. Die ganze Erscheinung währte aber nur kurz und zerrann dann langsam in farblosen Nebelduft. — Die Gebäude, welche über

dem Phänomen abgebildet sind, gehören zu dem astronomisch-meteorologischen Observatorium, welches der französische General Champion de Nansouty auf einer der Spitzen des Pic du Midi in den Pyrenäen gegründet und mit Hilfe des Ingenieurs Vaussenat und der Unterstützung der Regierung und vieler wohlhabenden Freunde der Wissenschaft erbaut und am 30. Juli 1880 eröffnet hat. General Nansouty hat in diesem mit allen Hilfsmitteln der heutigen Wissenschaft reich ausgestatteten Observatorium in den jüngsten Jahren schon mehrere Winter zugebracht und eine Reihe der interessantesten und wichtigsten Beobachtungen gemacht.

Der Kiebitz.

Der gemeine Kiebitz, bis dahin in Deutschland nur als einer der ersten Frühlingsboten neben Storch, Star und Lerche willkommen geheißen, gehört seit Neuaufrichtung des Reiches gleichsam der vaterländischen Geschichte an. Wenn nämlich der Biograph des größten Staatsmannes unseres Jahrhunderts nach interessanten Kleinigkeiten greift, muß er an „die Getreuen in Jever" erinnern, welche ihren Charaktervogel — eben unseren Kiebitz — in biederer wie humoristischer Weise populär zu machen verstanden haben. Alljährlich, seit 1871, in der Regel am 1. April, dem Geburtstage des Kanzlers, überreichten sie „in dankbarster Verehrung dem großen Schöpfer unserer deutschen Einheit und neuen Reichsherrlichkeit" und entsprechend den 101 Kanonenschüssen gelegentlich der gewonnenen Schlacht bei Wörth nebst ihren sonstigen Glückwünschen allemal als schmackhafteste Festgabe: 101 Kiebitzeier.

Später erst sich ermöglichende Lieferungen wurden zu Lasten des Vogels entschuldigt, z. B.:

9. April 1875: De Kiewiet kunn vör Koll nich leggen —
Dat wullen wi to unſ' Entschuldgung seggen!

7. April 1876: De Kiewiet leevt de Winkeltög
Jüst as de Diplomaten,
Drum hett he trotz der Vorjahrsſünn
Us doch wäa'r luren laten!

7. April 1881: Wenn Kiewiet, de Slüngel, nich leggen will,
Könt wi ook nich kamen to'n ersten April! —

Der Fürst gestand, daß ihm diese eigenartigen Huldigungen Vergnügen bereiten: er ließ einen prachtvollen silbernen Becher in Form eines großen Kiebitzeies anfertigen. Oben aus dem Deckel sieht ein kunstreich gearbeiteter Kiebitzkopf heraus, unten ragen die Ständer des Vogels hervor, auf welchen der Becher ruht. Aeußerlich trägt das matt oxydierte Silber die dunklen Flecken des Kiebitzeies, das vergoldete Innere oben im Deckel erhaben gearbeitet das Bismarcksche Wappen, darüber die Fürstenkrone. Der Pokal ist etwa 22 cm hoch und hat einen Umfang von 30 cm. Das wörtliche Begleitschreiben zu diesem Geschenke, sowie die Abbildung desselben befindet sich S. 47 im „Volksboten," gemeinnütziger Volkskalender für 1884, Verlag der Schulzeschen Hofbuchhandlung in Oldenburg. — Ich verdanke diese Notizen der freundlichen Redaktion des dortigen Wochenblattes, welche gleichzeitig zur Sache noch schreibt: „Der Kiebitz fängt hier gewöhnlich Ende März an Eier zu legen, Mitte April sind sie meistens faul, Ende April kommen die meisten Jungen aus. Nach April darf kein Ei mehr gesucht werden. Wenn dem Vogel diese genommen werden, legt er nochmals, dann gewöhnlich nur drei, Hauptlegezeit ist bis 5. April, des Ausbrütens Ende verschiebt sich je nach dem Wegnehmen der Eier. Auch wird bemerkt, daß der Zuzug der Kiebitze wohl den ganzen April dauert, so daß einige erst Anfang Mai anfangen zu brüten."

Letzterwähntes Vorkommnis hat manche Beobachter veranlaßt, die Hauptbrütezeit irrtümlich in den Mai zu verlegen, und dieser Irrtum findet sich selbst in neueren Ausgaben ihrer Schriften nicht berichtigt, aber trotzdem steht es unumstößlich sicher, daß nicht bloß um Jever, sondern in ganz Deutschland der Kiebitz bisweilen schon Ende Februar, stets aber im März eintrifft, selbst wenn noch hin und wieder Schnee liegen sollte. Er lebt mit seinesgleichen überaus friedlich, zieht in großen Flügen bei Tag und Nacht und verteilt sich gleich nach seiner Ankunft, nachdem er während des Zuges Spanien, Aegypten, Nubien, Persien und Südchina besucht, paarweise und in außerordentlich großer Anzahl in Holland und den Marschgegenden Norddeutschlands zum Brutgeschäfte.

Die Nahrung unseres Vogels besteht aus Regenwürmern, Wasserschnecken, Larven, Heuschrecken, Käfern und anderen Insekten und wird einfach von der Erde aufgenommen.

Der Kiebitz hat eine Länge von 34 cm und am Hinterkopfe einen Busch langer, schmaler, aufwärts gebogener Federn als Artenkennzeichen. Beim alten Männchen erscheint im Sommer die Stirn und der Scheitel glänzend schwarz, der Nacken grau mit grün gemischt. Der Oberkörper ist grün mit metallischem Glanze, der auf dem Rücken und dem Bürzel goldgrün, auf den Schulterfedern purpurrot schillert. Das Gesicht, die Kehle, der Vorderhals und die Oberbrust sind schwarz mit bläulichem Glanze, Unterbrust und Bauch weiß, die unteren Schwanzdeckfedern rostfarben, die Wangen und die Halsseiten weiß mit einem schwarzen Bande, das sich unterhalb des Auges im Bogen nach dem Hinterhalse zieht. Die Schläfengegend erscheint auf weißem Grunde schwarz und rosträtlich gemischt. Die Schwingen sind schwarz, die drei ersten an der Spitze grau, die vier letzten stahlgrün. Der Schwanz ist viereckig, von der Basis aus bis über die Hälfte weiß, von da an schwarz, die äußerste Feder auf jeder Seite ist ganz weiß. Schnabel schwarz, Auge tiefbraun, Füße hellrot. Das Weibchen hat die schwarzen Partien weniger glänzend und den Federschopf am Kopfe viel kürzer.

Nasse, bruchige Wiesen, mit Lachen und sumpfigen Niederungen versehene Triften und Viehweiden sind seine Lieblingsorte. Hier wählt er im Vorgefühle der bevorstehenden Jahreswitterung einen trockener oder feuchter belegenen Platz für sein Nest. Dies bereitet er sich in kleinerer oder größerer Gesellschaft schon so früh im Jahre, daß man an den ersten wärmeren Tagen die Eier darin findet. Er wählt zu seinem Neste die Vertiefung eines Binsenstrauches oder an einer etwas erhöhten Stelle eine schon vorhandene oder von ihm selbst gescharrte Vertiefung und füttert diese mit etwas dürrem Wurzel- und Blätterwerk, Stengeln, Halmen, Gräsern und Moosen aus. Während der Paarungszeit jagt der Kiebitz sein Weibchen vor sich her.

Die Zahl der als Leckerei und Handelsartikel sehr hochgeschätzten Eier ist regelmäßig vier und nur dann geringer, wenn das erste Gelege oder auch das zweite weggenommen worden, er legt dann zum drittenmal nur zwei Eier. Diese sind immer birnförmig, doch einige oben zugespitzter und unten stumpfer als andere. Ihre Schale ist dünn, fein von Korn, aber ohne Glanz. Die Grundfarbe ist olivengrün, oft ins Bräunliche, oder ölbraun, seltener licht-bräunlichgrün oder weißlich oder ockergelb. Die Fleckenzeichnung ist braunschwarz, oder schwarz wie Tinte, entweder über die ganze Oberfläche gleichmäßig in großen und kleinen Flecken und Punkten verteilt, daß die Grundfarbe kaum zu sehen ist, oder lichter und sparsamer und nur am stumpfen Ende dichter vorhanden, oder bildet zusammenfließend einen schönen Gürtel um das Ei, dessen Basis und Spitze in diesem Falle beinahe fleckenlos sind. Beide Gatten brüten regelmäßig gemeinschaftlich ihre Eier, und die Brutdauer beträgt 16 Tage. Die Jungen kommen wie die Hühner mit einem bunten, dichten Flaumenkleide aus dem Ei und verlassen das Nest sofort nach dem Auskriechen, gegen Feinde durch ihr der Farbe des Bodens ähnelndes Kleid hinlänglich geschützt. Kaum sind sie trocken, werden sie vom Weibchen in die Nähe des unentbehrlichen Wassers an einen Ort geführt, der sich z. B. durch hohes Gras zum Verstecken eignet. Hier legt der alte Vogel seinen Jungen allerlei kleines Gewürm vor und lehrt sie, wie sie sich zu nähren haben.

Die Jungen zeigen vor der ersten Mauser den Federbusch am Kopfe kurz und spitzig, auf dem stahlgrünen Oberkörper sind viele rundliche, dunkel-rosträtlichgelbe nach innen schwärzlich begrenzte Fleckchen, die Schläfen und die Zügel sind rostgelblich angeflogen, Kinn, Kehle und Gurgel weiß, am Kropfe ist ein samtschwarzer Schild, die Endkanten des Schwanzes sind rostrot. Das Dunenkleid ist

auf der Oberseite rötlichgraubraun mit vielen schwarzen Fleckchen, die Unterseite reinweiß, das Schnäbelchen schwarzgrau, und die Füße erscheinen rötlichgrau.

Im Herbste haben beide Geschlechter das Gefieder weniger rein gefärbt, glanzlos, die Kopfseiten rostgelb angeflogen, Kehle und Gurgel sind weiß und schwarz gefleckt, die Federn des Oberkörpers mit roströtlichen Randflecken, die Füße werden rotbraun.

In hellen Nächten schwärmt der Kiebitz lustig umher und schläft dafür in den heißen Mittagsstunden, wobei er auf einem Ständer steht oder mit der Brust auf der Erde liegt. Wenn mehrere zusammen sind, schlafen nicht alle zu gleicher Zeit, sondern einer hält Wache, um seine Kameraden vor Gefahren zu warnen. Sie stehen sich in der Not bei, helfen einander gemeinschaftlich den Feind vertreiben, verfolgen kleine Raubvögel, Krähen und Elstern solange durch ihr Geschrei, bis sich diese von ihrem Brutorte entfernen, wissen jedoch sehr wohl, daß sie sich nicht sehen lassen dürfen, wenn ein Habicht oder ein anderer großer Raubvogel kommt. In Gegenden, wo viele Kiebitze nisten, hört das Schreien und Lärmen nicht auf, sogar dem Menschen fliegen sie schreiend nach; besonders aber werden Hunde von ihnen mit lautem Geschrei verfolgt, indem sie auf diese herab- und oft so nahe bei ihnen hinfahren, daß sie dieselben fast berühren. Von seiner Stimme, die wie „kiwit, kiwit" lautet, hat unser Vogel auch seinen Namen bekommen. Sie lassen diese Stimme besonders im Fluge hören und werden dem heranschleichenden Jäger sehr lästig und unangenehm, weil sie durch ihren Warnungsschrei alles übrige Wild verscheuchen.

Jung aufgezogene Kiebitze werden sehr zahm, ihrem Ernährer nehmen sie das Futter aus der Hand und betragen sich sanft und zutraulich; flügellahme oder sonst am Fliegen verhinderte setzt man in manchen Gegenden gern in Gärten, damit sie Insekten, kleine Ackerschnecken und Gewürm wegfangen, gewöhnlich aber werden solche Vögel bald eine Beute der Katzen oder Marder.

Ein in einem Garten gehaltener Kiebitz näherte sich den ganzen Sommer über nie dem Wohnhause seines Herrn. Gegen den Herbst aber wurde er dreister, kam endlich vor die Thür und bat mit seiner Stimme um Einlaß. Ein Dienstmädchen öffnete ihm das Waschhaus, worauf er zwar anfangs über die Schwelle schritt, sich aber nicht viel weiter wagte. Bei zunehmender Kälte wurde er indes zutraulicher und zuletzt so dreist, daß er in die Küche kam, wo schon ein Hund und eine Katze hausten. Mit diesen Tieren wurde der Vogel nach und nach so vertraut und bekannt, daß er regelmäßig alle Abende hereinkam und sein Nachtquartier mit der erwähnten Gesellschaft in einer warmen Ecke aufschlug. Als der Frühling wieder wärmere Nächte brachte, schlief der Vogel wieder lieber im Garten. Den folgenden Winter suchte er abermals die Küche auf, nahm auf Hund und Katze gar keine Rücksicht mehr, sondern bezog ohne weiteres seine alte Schlafstelle. So trieb er es bis zu seinem Tode, den er an einem Knochen fand, welchen er unvorsichtigerweise verschluckte.

Bemerkenswert sind die Kunstgriffe der Alten, durch welche sie ihre Jungen in Gefahren zu schützen wissen. Die Jungen selbst verstecken sich schon bei der geringsten Warnung der Eltern in dichtes Gras, so daß man sie schwer oder gar nicht findet, wenn man sie auch kurz vorher gesehen hat. Die Alten aber sind noch viel listiger. Sobald sie einen Knaben, einen Hund oder sonst einen Feind merken, laufen sie ihm auf der Erde schnell entgegen, während die Jungen sich verstecken. Ist die Mutter dem Feinde nahe genug, fliegt sie auf einmal mit heftigem Geschrei in die Höhe, als wenn sie gerade vom Neste weggejagt würde. Hunde und auch Menschen, die diese List nicht kennen, suchen nun in der Umgegend alles durch. Der Kiebitz aber flattert mit Angstgeschrei um so mehr um den Feind herum, um ihn in der Meinung zu bestärken, daß er dem Neste nahe sei. Die Täuschung noch vollständiger zu machen, nimmt sein Geschrei in dem Maße ab, als sich der Feind seinem Neste nähert, und befindet sich dieser ganz nahe dabei, so hört der Vogel ganz auf zu schreien und fliegt davon, als wenn nun alle Gefahr vorüber wäre. Oder er fliegt schwerfällig, als wenn er verwundet, vor der Nase der Hunde hin und lockt sie durch dies kühne Verfahren weit vom Neste weg. Auf einmal fliegt der Vogel in die Höhe, verläßt seine Feinde und verschwindet auf diese Weise sehr oft, sich und seine Jungen rettend.

Der Fuchs ist der gefährlichste Feind der Kiebitze. Läßt sich derselbe am Tage erblicken, so versammeln sich alle Kiebitze der Gegend um ihn her, umschwärmen ihn, stechen im Fluge mit ihrem Schnabel nach ihm und schreien dabei jämmerlich. Er dagegen bleibt ruhig und schleicht den Nistplätzen immer näher, legt sich nieder, wälzt sich, geht wieder weiter, stellt sich auch wohl, als ob er schlafen wollte, und treibt die Verstellung endlich so weit, daß seine Verfolger so tollkühn werden, ihm fast auf den Pelz zu stoßen, auch ganz in seiner Nähe sich niederzulassen. Jetzt weiß er den Zeitpunkt so gut zu treffen, daß er durch einen unerwarteten raschen Sprung sein Ziel fast nie verfehlt, im Augenblicke einen Kiebitz wegschnappt und damit seinem Bau zueilt. Die anderen Vögel zerstreuen sich nun voll Entsetzen und beklagen aus der Ferne mit trauernden Tönen den Unfall ihres Genossen. —

Das Fleisch junger Kiebitze ist sehr zart und wohlschmeckend, das der alten aber zäh und unschmackhaft. Im August und September ziehen sich diese Vögel in größere Scharen von 60 bis 80 Stück zusammen und treten dann im Oktober ihre Rückreise nach den früher genannten Ländern an, wo sie überwintern.

Der Paukenschläger.

Bum! Bum! Horch! Schmetternde Fanfaren tönen dort die endlos lange Friedrichsstraße herab; und in die hellen Jubeltöne mischt sich im harmonischen Zusammenwirken ab und zu ein eigentümlich dumpfer Klang. Bum, bum! Näher und näher kommt es heran. Pferdegetrappel wird hörbar und über den Köpfen der in wirrem Haufen sich vorwärtsschiebenden Menge blitzt es goldig funkelnd hinweg. Jetzt kann man unter dem blinkenden Metallhelme das kriegerische Gesicht eines Garde-Kürassiers unterscheiden, der mit den Klöppeln im Takte das Eselsfell der zu beiden Seiten des mächtigen Streitrosses vor dem Sattel angebrachten Kesselpauken bearbeitet. Stolz schreitet der spiegelblanke Rappe unter dem Doppelgewichte des Mannes und der gewaltigen Kriegsinstrumente daher. Der Künstler — denn als solcher erscheint der Reiter dem staunenden Volke in der Behendigkeit und dem wichtigen Wesen, mit dem er die Schlegel rührt, wenn auch sein Rittmeister ihn in vertrauter Ansprache oft genug einen elenden Musikanten genannt haben mag — der Künstler also ist außer stande, das schöne Pferd nach der für andere Sterbliche, soweit sie der preußischen Kavallerie angehören, gültigen Regel mit dem kleinen Finger der linken Hand zu zügeln, denn er bedarf beider Hände, um seinem Instrumente jene dumpfen Töne zu entlocken, die uns zuerst auf das Herannahen der Reiterschar aufmerksam gemacht haben. Die Zügel sind deshalb „leicht anstehend", so daß das Gebiß im Maule nicht drücken oder scheuern kann, vorn am Sattel festgeknotet, während zugleich rechts und links in den Ringen der Trense Hilfszügel eingeschnallt und mit dem anderen Ende an den Steigbügeln befestigt sind. Durch einen Druck des Schenkels, durch ein festeres Austreten dieses oder jenes Bügels mit dem Fuße lenkt der Paukenschläger sein aufmerksames und gehorsames Tier. Als echtes Ritterpferd kennt dieses keine Furcht. Der Pauker eröffnet den militärischen Zug, und ganz allein an der Spitze marschiert sein Pferd gleichmäßigen Schrittes in der Richtung fort, wohin sein Reiter ihm den Kopf gestellt hat, ohne vor dem Rasseln und Rollen der entgegenkommenden Fuhrwerke zu erschrecken oder vor dem „Tohuwobohu" der Berliner Straßenjugend, die lärmend und schreiend das mit ihren innersten Herzensneigungen eng verflochtene militärische Schauspiel begleitet, auch nur mit der Wimper zu zucken, hätte ich fast gesagt. Doch das ist nach den berühmtesten Romanschriftstellern die Art, wie ein kühner Mann seinen unerschütterlichen Mut zeigt; des Pferdes kaltblütige Ruhe erkennt man an der ruhigen Haltung des Kopfes, an dem aufmerksamen aber nicht aufgeregten Ohrenspiel.

Dem Paukenschläger unmittelbar folgt das zahlreiche Trompetercorps des schönen

Der Paukenschläger.

Regiments, und dieses wieder reitet der Schwadron vor, die bestimmt ist, die Standarten der Berliner Kavallerieregimenter zur großen Parade aus dem Palais des Kaisers abzuholen.

Auf dem Straßendamm, vor den Fenstern des Palais und den Rücken dem herrlichen Denkmale des großen Friedrich zugekehrt, nimmt die glänzende Truppe Aufstellung. Die Standartenträger der verschiedenen Regimenter sitzen ab und begeben sich in Begleitung dazu besonders bestimmter Offiziere in das Palais, um das heilige Palladium ihrer Truppenteile aus dem kaiserlichen Vorzimmer zu entnehmen, wo Standarten und Fahnen der großen Berliner Garnison unter den Augen des allerhöchsten Kriegsherrn ihren gewöhnlichen Platz haben. Die Standarten erscheinen in der Thür des Palastes; die Truppe präsentiert das Gewehr zum feierlichen Empfang der Feldzeichen; die Trompeter fallen mit schmetterndem Gruße ein, und an dem historischen Eckfenster erscheint über den weißen Gardinen, die neugierigen Blicken das Eindringen in das Allerheiligste des Monarchen wehren, der ehrwürdige Kopf des Kaisers, der sich niemals das Vergnügen versagt, seine blauen oder auch seine weißen Jungen von diesem Platze aus zu mustern. Lautes, minutenlang anhaltendes Hurrageschrei ertönt, wenn der Kaiser sich zeigt, von dem dichtgedrängt die dreifache Straße „Unter den Linden" und den angrenzenden Platz bedeckenden Publikum, in dem Personen aller Stände sich mischen, und von Herzen möchten die Soldaten mit einstimmen in diese Huldigung. Doch ihnen bindet hier und jetzt die eherne Disziplin die Zunge, desto jubelnder, voller und unmittelbarer aber wird ihr Ruf erschallen, wenn sie am Abend, nachdem Parade und Besichtigung glücklich ausgefallen, im schäumenden Gerstensafte das Wohl des deutschen Kaisers ausbringen.

Die Standartenträger haben sich wieder auf den Rücken ihrer Pferde geschwungen und ihren Platz in der Marschordnung eingenommen. Der Kaiser zieht sich zurück, die Rotten schwenken ab und nach den Klängen eines jener alten packenden Siegesmärsche, wie sie nur das deutsche Heer kennt, des „Torgauers" oder des „Hohenfriedbergers", rasseln die Panzerreiter in scharf geschlossenen Gliedern langsam dem vor der Stadt gelegenen Paradefelde zu.

Es ist ein eigen Ding um die Militärmusik. Sie besitzt viele Gegner. Nicht in den Reihen des Heeres, aber unter denen, die sich Freunde der Armee nennen, und doch um der Rücksicht auf wenige ersparte Thaler willen des guten Einflusses verlustig gehen möchten, den die Musik auf Herz und Gemüt unserer deutschen Soldaten ausübt.

Wer möchte sich dem Eindrucke des herzerfreuenden Anblicks entziehen wollen, wenn die schmucke Truppe mit Sang und Klang zu den Thoren des neuen Marschquartiers einzieht. Und wie lebendig wird es im Städtchen. Der alte Griesgram gedenkt mit stolzer Wehmut wieder der fröhlichen Tage, da er auch noch die Büchse schulterte; der junge Bursche träumt sich in die Herrlichkeiten herein, die seiner im Rocke des Königs warten, und nun gar die Mägdlein braun und blond. Sie trippeln mit den Füßen und können es nicht erwarten, bis abends vom Rathaussaal herab die Aufforderung zum Tanze erschallt. Und dann drehen sie sich im Walzertakt mit den flinken Musketieren bis in den grauenden Morgen hinein. Die Bewohnerschaft des Orts ist im schönsten Einvernehmen mit ihrer Einquartierung, und dazu hat einen guten Teil die Regimentsmusik beigetragen.

Doch diese Wirkung ist nebensächlich, wie mir ein Freund mit ernster Miene versichert. Ich will das gelten lassen und auch keinen besonderen Nachdruck darauf legen, daß die vielen guten Militärkonzerte in Deutschland nicht ohne Einfluß auf die Verfeinerung der Sitten und die Läuterung des Geschmacks geblieben sind. Die wahre Bedeutung der Militärmusik liegt auf einem anderen Gebiete.

Heiß brennen die senkrechten Sonnenstrahlen auf das ausgedörrte Land hernieder. Langsam schiebt sich auf staubiger, schattenloser Straße ein Infanterieregiment vorwärts. Es gilt, den weiter vorwärts kämpfenden Brüdern noch rechtzeitig Hilfe zu bringen. Aber die menschliche Kraft droht zu erlahmen. Kein erquickender Quell zeigt sich den Verdurstenden, dutzendweis fallen die sonst so bereitwilligen Männer erschöpft am Rande der Straße nieder, und die anfeuernden Worte der Offiziere verhallen ungehört. Da rührt zuerst der kleine sechzehnjährige Trommler, der Liebling seiner Compagnie, wie einer augenblicklichen Eingebung folgend, die Schlegel; sein Nachbar fällt ein, ein dritter und vierter folgen, und die Wirkung auf die erschlafften, todmüden Soldaten ist unverkennbar. Der Tritt wird straffer und fester, hoch recken die Männer den Oberkörper; das Gewehr scheint plötzlich weniger zu drücken; und als nun die Musik einsetzt, da schließen sich die langgezogenen Glieder zusammen; aus heiseren Kehlen zuerst, aber immer freier und voller ertönt es durch die Luft: „Fest steht die Wacht, die Wacht am Rhein"; und mit gewaltiger Anstrengung drängt alles vorwärts.

Das Schlachtfeld ist erreicht, vor uns tobt der heiße Kampf. Der Kommandeur gönnt seinen braven Kriegern eine kurze Ruhe, die er selbst benutzt, um scharfen Auges das Gewühl zu durchdringen. Dann heißt es: „An die Gewehre!" Kühnen Mutes geht es dem Feinde entgegen. Hier stürzt ein guter Kamerad, vom tödlichen Geschoß getroffen, dort wieder einer und dort gar mäht die Granate durch die Tiefe der Glieder hindurch, Mann hinter Mann. Aber über die Leichen der Gefallenen geht es weiter. „Vorwärts!" heißt die Parole, und „Auf den Feind!" das Feldgeschrei. Doch vor dem verheerenden Feuer des Feindes stockt endlich der kühne Angriff. Da springt der Führer vor das wankende Glied, hoch schwingt er den Degen, abermals schmettern die Hörner ihre zwingenden Weisen, ihnen eint sich der laute Hurraruf der zu höchster Aufopferung begeisterten Mannschaften. Der Anlauf gelingt, der Hügel ist genommen, die Schlacht ist unser, und zum Abendhimmel erklingt es aus tausend frommen Männerkehlen: „Nun danket alle Gott!"

Auch das hat die Musik gewirkt und solche Erfolge soll ihr niemand schmälern!

Nun darf man allerdings nicht behaupten, daß die Pauken der Kürassiere das allein gethan haben. Im Gegenteil. Wahrscheinlich werden sie gar nicht dabei gewesen sein, denn aus den großen Heerpauken des 16. und 17. Jahrhunderts, den sogen. Rumpelfässern, die das ganze Heer zum Streite riefen, sind inzwischen die von mehreren deutschen Reiterregimentern geführten, vorzugsweise Paradezwecken dienenden Pauken geworden. Gewöhnlich werden sie dem Regimente durch einen fürstlichen Chef zum Geschenk gemacht und sind dann meistens aus schwerem Silber geschlagen. Ihr Gewicht und ihr hoher Wert lassen die Pauken deshalb in vielen Fällen hauptsächlich als Prunkstücke erscheinen, die man häufig zum Schmuck der Festtafel benutzt. Die zu den Paraden und Kriegsmanövern mitgeführten, zu Pferde mit prächtigen Decken und Schnüren behangenen Pauken dagegen pflegen leichter und aus Kupfer hergestellt zu sein.

Beim Parademarsch des Regiments entwickelt der Paukenschläger seine ganze Pracht und Geschicklichkeit.

Weit den übrigen Trompetern voraus, erscheint er zuerst auf dem Plan und entlockt mit kunstgerechtem Schlage seinen Instrumenten im Takte die dröhnenden Klänge. Tänzelnd und kourbettierend ist auch der Gaul sich seiner Würde bewußt. Doch was ist das? Das Trompetercorps schwenkt links ab, um sich dem hohen Herrn, der die Parade abnimmt, gegenüber aufzustellen, und der Pauker nimmt von diesem Manöver nicht die geringste Notiz. Nur ruhig, Freund, der Mann kennt sein Geschäft so gut wie das Pferd. Siehst du! Jetzt ist der Augenblick gekommen. Noch ein letzter Paukenschlag, dann hebt sich langsam und gravitätisch das Pferd, und im tadellosen Linksgalopp — Renz könnte stolz auf solche Dressur sein — beschreibt es einen kühnen Bogen, um dann am rechten Flügel der Trompeter still zu stehen: wie ein Ast, pflegt mein alter Gönner, der Wachtmeister zu sagen.

Damit ist die Spezialaufgabe des Paukers und seines Tieres beendet. Sie ist einmal wieder glücklich gelöst. Und beide freuen sich nach Anstrengung und Aufregung auf die ihnen werdende Ruhe.

Treffende Antwort.

Schiller empfing in seiner Jugend Unterricht im Harfenspiel. Ein Nachbar des elterlichen Hauses, der den

Knaben nicht besonders leiden konnte, sagte einst zu dem Spielenden:

„Ei, ei, du schpielscht ja wie der Keenig David, nur nit so schön!“

Darauf erwiderte der kleine große Friedrich trocken:

„Und Sie schwätze wie der Keenig Salomo, nur nicht so klug!“

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Es gibt ein Mittel,“ sagte Martin Baumann, welcher neben ihm saß. „Such' dir Colt'sfoot und leg die Blätter desselben auf die Wunden.“

„Wo aber wachsen Colt'sfoot?“

„Besonders an Waldrändern. Vielleicht ist grad hier welcher zu finden.“

„Aber Massa Bob nicht kennen diese Pflanze. Wie können er sie da finden?“

„Komm! Ich will mit suchen.“

Die beiden wollten sich entfernen. Old Shatterhand hatte ihre Worte gehört und warnte:

„Nehmt euere Gewehre mit. Wir befinden uns hier nicht auf einem Marktplatz des Ostens. Man kann nie wissen, was der nächste Augenblick bringt.“

Martin griff still zum Gewehre, und auch der Neger schulterte seine Muskete.

„Yes!“ sagte er. „Massa Bob mitnehmen auch seine Rifle. Wenn kommt Siou oder wildes Tier, er sogleich erschießen alles, um zu beschützen sein jung Massa Martin. Come on!“

Die beiden schritten langsam am Thalrande hin, um nach der erwähnten Pflanze zu suchen; aber es war kein Huflattich zu sehen. So entfernten sie sich weiter und weiter von dem Lagerplatze. Es war so still und sonnig im Thale. Schmetterlinge gaukelten um die Blumen; Käfer summten und brummten von Ort zu Ort; das Wasser plätscherte so friedlich, und die Wipfel der Bäume badeten sich im Sonnenscheine. Wer hätte da an eine Gefahr denken mögen!

Da blieb Martin, welcher voranschritt, halten und deutete auf eine Linie, welche sich in kurzer Entfernung schnurgerade von dem kleinen Bache durch das Gras nach der Thalwand zog, wo sie unter den Bäumen verschwand.

„Was das sein?“ fragte Bob. „Ein Weg?“

„Ja, ein Weg ist es. Es scheint da jemand regelmäßig aus dem Walde zu kommen, um Wasser zu schöpfen.“

„Es sein also ein Westmann?“

„Hm! Ein Westmann? Hier in dieser Einsamkeit? Das ist unwahrscheinlich.“

„Oder ein Tier?“

„Das will ich eher glauben. Betrachten wir uns einmal die Spur!“

Sie gingen hinzu und nahmen die Fährte in Augenschein. Das Gras war vom Wasser an bis hinüber zu den Bäumen mehrere Fuß breit nicht nur nieder-, sondern so ausgetreten, daß der nackte Boden zum Vorschein gekommen war. Martin und Bob standen also vor einem wirklichen Pfade.

„Das sein kein Tier,“ meinte der Neger. „Hier sein laufen ein Mann mit Stiefeln immer hin und her. Massa Martin werden recht geben Massa Bob.“

Der Jüngling aber schüttelte den Kopf. Er untersuchte den Pfad genau und antwortete:

„Die Sache ist jedenfalls befremdend. Man kann keine Huf- oder Krallenspur erkennen. Der Boden ist so festgetreten, daß man nicht einmal bestimmen kann, zu welcher Zeit diese Fährte zum letztenmal betreten worden ist. Ich möchte wetten, daß nur ein Huftier einen solchen Gang auszutreten vermag.“

„O schön, sehr schön!“ sagte der Neger erfreut. „Vielleicht es sein ein Opossum. Das sein Massa Bob sehr willkommen.“

Das Opossum ist die virginische Beutelratte, welche bis einen halben Meter lang werden kann. Sie besitzt zwar ein zartes, weißes und fettes Fleisch, hat aber einen so eigentümlichen, widrigen Geruch, daß sie von Weißen niemals gegessen wird. Der Neger aber verschmäht sie nicht, und es gibt sogar manchen Schwarzen, welcher leidenschaftlich auf diesen unangenehm duftenden Braten versessen ist. Zu dieser Art von Gastronomen gehörte auch der brave Bob.

„Was fällt dir ein!“ lachte Martin. „Ein Opossum hier! Gehört denn die Beutelratte zu den Huftieren?“

„Wohin Opossum gehören, das sein Massa Bob ganz egal. Opossum sein ein fein delikat Fleisch, und Massa Bob jetzt werden versuchen, ob Opossum sich werden lassen fangen.“

Er wollte fort, der Fährte nach, Martin aber hielt ihn zurück.

„Bleib, und mache dich nicht lächerlich! Von einem Opossum kann hier keine Rede sein; es ist ja viel zu klein, um eine solche Spur auszutreten. Hier handelt es sich um ein großes Tier, wohl gar um ein Elk.“

„Elk, o Elk!“ rief Bob, indem er mit der Zunge schnalzte. „Elk geben viel, viel Fleisch und Talg und Haut. Elk sein gut, sein sehr gut! Bob werden Elk sogleich schießen.“

„Bleib, bleib! Es kann doch kein Elk sein, denn dann wäre hier das Gras abgeäst.“

„So werden Massa Bob nachsehen, was es sein. Vielleicht sein es doch ein Opossum. O! wenn Massa Bob ein Opossum finden, dann er machen einen großen Schmaus.“

Er lief fort, der Fährte nach, der mit Wald bedeckten Thalwand zu.

„Warte! So warte doch nur!“ mahnte Martin. „Es kann doch wohl ein großes Raubtier sein!“

„Opossum sein Raubtier, fressen Vögel und andere kleine Viehzeug, Massa Bob es fangen.“

Er ließ sich nicht warnen und ging weiter. Der Gedanke an seinen Lieblingsbraten ließ ihn die hier so nötige Vorsicht vergessen. Martin folgte ihm nach, um im Falle einer unangenehmen Ueberraschung schnell bei der Hand zu sein; aber der Neger war dem jungen Manne immer eine Strecke voran.

So erreichten sie den Waldesrand, wo das Terrain auf dieser Seite des Thales gerade so wie auf der anderen ziemlich steil emporzusteigen begann.

Der Pfad lief schnurgerade zwischen die Bäume hinein und dann zwischen großen Felsenbrocken empor. Er war auch hier so fest, daß eine ausgesprochene Einzelspur gar nicht zu erkennen war.

Immer weit voran, kletterte der Neger die Höhe hinauf. Die Bäume standen ziemlich dicht beisammen, und zwischen ihren Stämmen hatte sich allerlei Unterholz breit gemacht, so daß man wirklich von einem Dickicht reden konnte, durch welches der Wildpfad führte. Da hörte Martin die jubelnde Stimme des Negers:

„Massa kommen, schnell kommen! Massa Bob haben funden das Nest von Opossum.“

Der Jüngling folgte so schnell wie möglich diesem Rufe. Von einem Opossum konnte keine Rede sein und so war zu befürchten, daß der gute Bob sich in eine Gefahr begab, von deren Größe er gar keine Ahnung hatte.

„Bleib stehen, bleib stehen!“ warnte daher Martin mit lauter Stimme. „Unternimm nichts, bis ich komme.“

„O, hier sein schon Loch, die Hausthür zu Nest von Opossum. Massa Bob nun dem Opossum machen seine Visite.“

Jetzt erreichte Martin die Stelle, an welcher sich der Neger befand. Es gab da eine Anzahl übereinander getürmter Felsenstücke. Zwei derselben waren gegeneinander gelehnt und bildeten eine Höhle, vor welcher ein aus Haselnuß-, wilden Maulbeersträuchern, Him- und Brombeerdornen bestehendes Gestrüpp wucherte. In dieses Gestrüpp war ein Durchgang gebahnt. Die bisher verfolgte Fährte führte hinein, doch zeigten zahlreiche, nach rechts und links führende Fährten, daß der Bewohner der Höhle nicht nur zwischen dieser und dem Wasser verkehre, sondern auch noch anderweite Exkursionen unternehme.

Der Neger hatte sich zur Erde niedergekauert und befand sich bereits mit seinem Vorderleibe im Gestrüpp, um nach der Höhle zu kriechen. Jetzt erkannte Martin zu seinem Schreck, daß seine Befürchtung nicht grundlos gewesen sei. Aus den nun deutlichen Spuren sah er, mit welch einem Tiere er es zu thun habe.

„Um Gottes willen, zurück, zurück!“ rief er. „Das ist die Höhle eines Bären!“

Zu gleicher Zeit faßte er Bob bei den Beinen, um ihn zurückzuziehen. Der Neger aber schien ihn nicht verstanden zu haben, denn er antwortete:

„Warum mich halten? Massa Bob sein

tapfer. Er werden besiegen ganzes Nest voll Opossum."

„Kein Opossum, sondern ein Bär, ein Bär!"

Er hielt den Schwarzen aus Leibeskräften fest. Da ließ sich ein tiefes, zorniges Brummen hören, und zu gleicher Zeit stieß Bob einen Schrei des Schreckens aus.

„Jessus! Ein Vieh, ein Ungetüm! O Massa Bob, o Massa Bob!"

Er schob sich blitzschnell aus dem Gestrüpp heraus und sprang empor. Martin sah trotz der dunklen Haut des Schwarzen, daß diesem vor Schreck das Blut aus dem Gesicht gewichen war.

„Ist er noch drin in der Höhle?" fragte der Knabe.

Bob fuhr mit den Armen in der Luft herum und bewegte die Lippen, brachte aber keine Antwort hervor. Er hatte sein Gewehr fallen lassen. Seine Augen verdrehten sich, und seine Zähne knirschten aneinander.

Da raschelte es im Gestrüpp — der Kopf eines Grizzly, eines grauen Bären, blickte aus demselben hervor. Das gab dem Neger die Sprache wieder.

„Fort, fort!" schrie er. „Massa Bob hinauf auf Baum!"

Er that einen gewaltigen Sprung vorwärts nach einer dünnen, schlanken Birke und fuhr mit der Schnelligkeit eines Eichhörnchens am Stamme derselben empor.

Martin war leichenblaß im Gesicht geworden, doch nicht aus Angst. Mit einem schnellen Griff raffte er das Gewehr des Negers auf und sprang dann hinter eine starke Blutbuche, welche in der Nähe stand. Er lehnte das Gewehr an den Stamm derselben und griff dann zu seiner eigenen Doppelbüchse, welche an seiner Schulter hing.

Der Bär war langsam zwischen dem Gedorn hervorgetreten. Seine kleinen Augen blickten erst nach dem Neger, welcher mit den Händen an den unteren Aesten der Birke hing, und sodann nach Martin, der ihm entfernter stand. Er senkte den Kopf, öffnete den geifernden Rachen und ließ die Zunge lang her-

„Jessus, Jessus!" schrie er, „Massa Bob sein tot, quite dead!"

vorhängen. Er schien zu überlegen, gegen welchen der beiden Feinde er sich zunächst wenden solle. Dann richtete er sich langsam und wackelnd auf die Hinterpranken empor. Er war sicherlich acht Fuß hoch und verbreitete jenen penetranten Geruch, welcher den Raubtieren der Wildnis allen mehr oder weniger eigen ist.

Von dem Augenblicke an, an welchem Bob von der Erde aufgesprungen war, bis jetzt, war noch keine Minute vergangen. Als der Neger das riesige Tier in einer Entfernung von kaum vier Schritten von sich so drohend aufgerichtet sah, zeterte er:

„For gods sake! Der Bär wollen fressen Massa Bob! hinauf, hinauf, schnell, schnell!"

Er turnte sich mit krampfhaften Bewegungen immer weiter hinauf. Leider aber war die Birke so schwach, daß sie sich unter der Last des riesigen Schwarzen bog. Er zog die Füße möglichst weit empor und klammerte sich mit Armen und Beinen möglichst fest an, konnte sich aber doch nicht in reitender Stellung erhalten. Der dünne Wipfel des Bäumchens neigte sich nieder, und Bob hing nun an allen Vieren von demselben hernieder wie eine riesige Fledermaus.

Der Bär schien zu begreifen, daß dieser Feind leichter zu besiegen sei als der andere; er wendete sich nach der Birke und bot dadurch Martin seine linke Seite dar. Der junge Mann, welcher halb noch Knabe war, hatte nach der Brust gegriffen. Dort hing unter dem Jagdhemde die kleine Puppy, das blutige Andenken an sein unglückliches Schwesterchen.

„Luddy, Luddy!" flüsterte er. „Ich räche dich!"

Er legte mit sicherer, nicht zitternder Hand seine Büchse an. Der Schuß krachte, noch einer — — —

Bob ließ vor Schreck los.

„Jessus, Jessus!" schrie er. „Massa Bob sein tot, quite dead!"

Er stürzte herab, und die Birke schnellte in ihre natürliche Lage zurück.

Der Bär hatte zusammengezuckt, als ob er einen Stoß oder Schlag erhalten hätte. Er sperrte den fürchterlichen, mit gelben Zähnen bewehrten Rachen auf und that noch zwei langsame Schritte weiter. Der Neger streckte ihm beide Arme entgegen und schrie, an der Erde liegen bleibend:

„Massa Bob haben dir nichts wollen thun, haben nur wollen Opossum fangen!"

In demselben Augenblicke stand der kühne Knabe zwischen ihm und der Bestie. Er hatte sein abgeschossenes Gewehr fortgeworfen und die Flinte des Schwarzen ergriffen, deren Lauf er nun auf den Bären richtete. Er und das Tier standen nicht zwei Ellen voneinander. Seine Augen blitzten kühn, und um seinen zusammengepreßten Mund lag jener unerbittliche Zug, welcher deutlich sagte: du oder ich!

Aber anstatt loszudrücken, ließ er das Gewehr sinken und sprang zurück. Er hatte mit scharfem Blicke erkannt, daß dieser dritte Schuß nicht nötig sei. Der Bär stand still. Ein röchelndes Brummen drang aus seiner Kehle, ein brüllendes Stöhnen folgte; ein Zittern durchlief den Körper, die Vorderpranken sanken nieder, ein dunkler Blutstrom quoll über die Zunge, dann brach das Tier zusammen — — ein konvulsivisches Zucken — der Körper wälzte sich halb zur Seite und blieb dann unbeweglich hart neben dem Neger liegen.

„Help, Help — Hilfe, Hilfe!" wimmerte der letztere, noch immer die Arme starr ausgestreckt haltend, als ob er ohne Bewegung und Gelenke sei.

„Mensch, Kerl, Bob!" zürnte Martin. „Was jammerst du, alter Feigling!"

„Der Bär, der Bär!"

„Er ist ja tot!"

Da zog der Schwarze die Arme an sich, richtete sich in sitzende Stellung auf, ließ seinen Blick in fragender Angst zwischen dem Tiere und Martin hin und her gleiten und wiederholte:

„Tot, tot! Sein das wahr?"

„Natürlich."

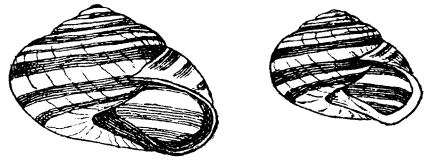
(Fortsetzung folgt.)

Unsere Schneckenhäuser.

Wenn der Schnee schmilzt, und das erste Grün hinter den Hecken schüchtern hervorsprißt, da leidet es den richtigen Jungen, wenigstens den, der nicht in eine große Stadt eingesperrt ist, in seiner freien Zeit nicht zu Hause; er muß hinaus ins Freie, muß sehen, wie die Schneeglöckchen, die Himmelsschlüssel, die Sternmieren hervorkommen, muß schauen, ob die Veilchen noch immer nicht da sind, und ob Hasel- und Sahlweide schon ihre Blütenkätzchen entfaltet haben. Dann ist auch die Zeit, wo ihm unter den Hecken und an den Rainen die bunten Schneckenhäuser ins Auge fallen, und er sie mit nach Hause nimmt, vielleicht nur mit ihnen zu spielen, vielleicht auch sie genauer zu betrachten, sie hübsch nach Größe und Farbe zu ordnen, kurz, sie zu sammeln. Gern möchte er mehr von ihnen erfahren, möchte wissen, wie sie heißen, und wieviel Sorten es gibt und wie er sie aufzusuchen und für seine Sammlung zurecht zu machen hat. Aber wer kann ihm die Namen sagen? Der „G. K." kennt sie alle, und wenn ihr wollt, sollt ihr sie durch ihn auch schnell kennen lernen. Gebt nur hübsch acht!

Wer nicht sucht und nicht sehen gelernt hat, d. h. nicht richtig sehen — denn daran fehlt es gar vielen —, der glaubt wohl, es gebe nur zwei Sorten Schnecken, solche mit Häusern und solche ohne Häuser, oder er denkt gar, die ohne Häuser seien nur aus ihren Häusern herausgekrochen und suchten sich andere. Wer aber den „G. K." liest, der wird schon gefunden haben, daß die Schneckenhäuser gar mannigfaltig sind. Am häufigsten findet er gerade im Frühjahr gelbe und rote, bald mit breiten braunen Querbinden, bald ohne solche, und wenn er alle die verschieden sind, nebeneinander legt, gibt das schon eine große Sammlung, und er findet immer noch neue dazu. Aber in Wirklichkeit sind das doch nur zwei Arten, und sie sind ganz leicht zu unterscheiden. Die eine hat nämlich an der Mündung, d. h. an der

Fig. 1 Fig. 2



Oeffnung, durch welche die Schnecke sich heraus und wieder hinein streckt, einen schwarzen Rand, die andere einen weißen. Die erstere, welche Fig. 1. zeigt, heißt die Hainschnirkelschnecke oder mit ihrem wissenschaftlichen Namen Helix nemoralis, die andere mit dem weißen Mundrande die Gartenschnirkelschnecke oder Helix hortensis. Jede solche Schnecke hat nämlich in der Wissenschaft ihren bestimmten lateinischen Namen, oder richtiger zwei: einen Familiennamen und einen Artnamen. Helix bedeutet, daß die Schnecke zur großen Familie der Schnirkelschnecken gehört, und nemoralis und hortensis sind die Eigennamen, welche die beiden Arten unterscheiden. Im Anfang werden euch wohl die deutschen Namen genügen, aber ihr thut doch gut, euch möglichst die lateinischen wissenschaftlichen Namen zu merken, denn so heißen die Schnecken in allen Büchern, in denen ihr Genaueres über sie erfahren könnt.

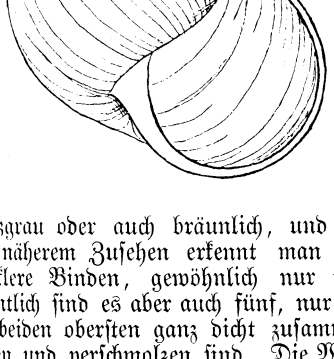
Wer von diesen beiden Schnecken viele Stücke sammelt, der wird bald finden, daß sie sich immer durch die Farbe des Mundrandes unterscheiden lassen, während sie sonst sich gleichen, höchstens daß die Hainschnirkelschnecke gewöhnlich etwas stärker und größer ist. Sonst wird er aber von jedem Stücke ohne Binden finden, oder mit einer, oder mit drei, oder mit fünf; aber er wird schon länger suchen müssen, bis er auch Stücke mit vier und mit zwei Binden auftreibt, und er muß schon viel Glück haben, wenn es ihm gelingen soll, ein Stück für seine Sammlung zu gewinnen, das mehr als fünf Bänder hat. Eher wird er solche finden, bei denen die Bänder nicht schwarzbraun, sondern durchsichtig sind, und bei solchen kann es ihm passieren, daß auch die Hainschnirkelschnecke keinen schwarzen, sondern einen rosenroten Mundrand hat.

Aber gar mancher von euch wird die Freude an seinen sorgsam gesammelten Schneckenhäusern verlieren, wenn sie rasch verbleichen, wenn die oberste Haut abspringt und das schöne glänzende Häuschen rauh und unscheinbar macht. Will er das vermeiden, so muß er eben keine leeren Schneckenhäuser eintragen, sondern er muß warten, bis mit dem ersten warmen Regentage die lebendigen Schnecken aus ihren Winterquartieren in der Erde herauskommen und an den Bäumen und Sträuchern in die

Höhe klettern. Sie so aus dem Häuschen herauszuziehen, geht freilich nicht an, denn sie sind innen fest angewachsen und nicht lebendig aus dem Hause herauszubringen, auch nicht wenn man dazu singt: Schneck, Schneck, komm heraus u. s. w. Nur dann kann man sie bequem herausziehen, wenn man sie in kochendes Wasser wirft und einen Augenblick darin läßt, bis das Wasser soweit abgekühlt ist, daß man die Schnecken mit den Fingern herausholen kann. Dann braucht man nur eine Stopfnadel in die tote Schnecke zu stechen und ein bißchen zu ziehen, so geht sie ganz bequem heraus. Bürstet man dann das Häuschen mit einer alten Zahnbürste ab und läßt es hübsch im Schatten austrocknen, so behält es seine Farbe und seinen Glanz für viele Jahre.

Mit der Hainschnirkelschnecke und der Gartenschnirkelschnecke zusammen findet man meistens noch eine dritte viel größere, die Weinbergsschnecke (Helix pomatia). Die ist weniger bunt, meistens einfarbig

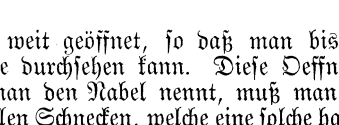
Fig. 3



weißgrau oder auch bräunlich, und nur bei näherem Zusehen erkennt man auch dunklere Binden, gewöhnlich nur vier; eigentlich sind es aber auch fünf, nur daß die beiden obersten ganz dicht zusammenstehen und verschmolzen sind. Die Weinbergsschnecke findet sich aber doch nicht so ganz häufig wie ihre beiden Gefährten; nur soweit die Weinberge gehen, ist sie überall anzutreffen, weiter nördlich findet man sie fast nur in der Nähe menschlicher Ansiedelungen und im ebenen Norddeutschland nur noch da, wo früher einmal ein Kloster oder eine Ritterburg stand. Das hat seine gute Ursache. Die Weinbergsschnecke ist nämlich, gut zubereitet, ein gar gutes Essen, wenn sie auch in Deutschland nicht viel gegessen wird. Die Franzosen und Italiener wissen sie besser zu schätzen, noch mehr die Spanier; die Mönche wußten es gleichfalls und mochten die leckere Speise, die auch in den Fasten erlaubt war, nicht missen. Wo ein neues Kloster gebaut wurde, da verpflanzten sie darum auch das „Kriechwildpret" hin, und so ist die Weinbergsschnecke nicht nur in die norddeutsche Tiefebene gekommen, sondern auch nach Livland, Südschweden und England. In Süddeutschland und der Schweiz gibt es aber heute noch Gegenden, in denen man die Weinbergsschnecken in eigenen Schneckengärtchen mit Kohl und Kleie mästet, bis sie fett sind; die Gärtchen sind mit einem Wall von Sägespänen umgeben, auf den können die Schnecken nicht hinaufklettern. Merkt aber die Schnecke, daß es Winter wird, so gräbt sie sich in die Erde und macht sich dort einen festen Kalkdeckel, mit dem sie die Mündung zuschließt; dann liegt sie wie tot bis zum nächsten Sommer, und solche eingedeckelte Schnecken können weit verschickt werden, ohne Schaden zu nehmen. Wer einen solchen Schneckengarten in der Nähe oder einen Schneckenhändler zum Freund hat, der kann auch einmal darauf achten, ob er keinen Schneckenkönig findet. Das sind Schnecken, die gerade wie das Spiegelbild einer gewöhnlichen aussehen, und wenn man sie gerade aufrecht zwischen den Fingern hält, die Mündung auf der linken und nicht auf der rechten Seite haben. Sie sind aber gar selten, und man findet sie unter Hunderttausenden kaum einmal.

Das sind die drei Schneckenarten, die jedem in die Augen fallen; wer mehr haben will, muß suchen. Wo soll er aber suchen und wann? Das kommt ganz darauf an, was er finden will. Es gibt Schnecken fast überall, auf dem Land und im Wasser und fast auf jeder Bodenart. Vielleicht ist ein sonniger Abhang, von uralten Mauern durchzogen, in der Nähe, oben drüber die Trümmer eines Wartturmes oder einer Ritterburg und ein Wald, da geht bei Regenwetter einmal hin, dann wird es an den Steinen lustig hergehen. Da kriechen ganz flache, kreisrunde Schnecken herum, auch zu den Schnirkelschnecken gehörend, grau mit braun gezeichnet, aber die Unterseite nicht ganz geschlossen, sondern weit geöffnet, so daß man bis zur Spitze durchsehen kann. Diese Oeffnung, die man den Nabel nennt, muß man sich bei allen Schnecken, welche eine solche haben, sorgsam ansehen, denn ihre Beschaffenheit ist für die Unterscheidung der Arten sehr wichtig. — Die Schnecke ist in vielen Gegenden den Kindern unter dem Namen Posthörnchen wohl bekannt; ihr wissenschaftlicher Name ist Helix lapicida und in Büchern wird sie wohl auch der Steinpicker genannt, weil man früher glaubte, sie fresse am Steine selbst, während sie doch nur die feinen Flechtenkrusten von demselben abweidet. Allerdings findet man sie mit Vorliebe an alten Mauern und Felsen, aber auch in alten Buchwäldern wird man sie an den Stämmen kaum vergeblich suchen. Mit ihr zusammen finden sich fast immer kleinere Schnecken, denen ihr auf den ersten Blick ansehen werdet, daß das keine Schnirkelschnecken sind, denn sie sind lang und schmal, am einen Ende spitz, am anderen breiter, wie kleine Keulen,

Fig. 4



wie die Fig. 5, nur kleiner, so hoch wie der Strich daneben, und wenn ihr sie genauer betrachtet, steht die Mündung nicht auf der rechten Seite wie bei den Schnirkelschnecken, sondern auf der linken wie bei den Schneckenkönigen. Aber diese Schnecken haben noch etwas Besonderes. Wenn sie sich in ihr Häuschen zurückgezogen haben, und ihr wollt hineinsehen, werdet ihr finden, daß sie ihre Hausthüre zugemacht haben; ein weißes Plättchen schließt die Mündung in einiger Tiefe ganz dicht zu, und selbst mit einer Nadelspitze könnt ihr die Schnecke nicht erreichen. Wartet ihr aber ein klein wenig, so wird das Thürchen sich ganz sachte an der einen Seite öffnen, die Schnecke wird vorsichtig hervorkommen und die Thür an die Seite drücken, wo zwischen zwei weißen Leisten eine Nische dafür ist, so daß sie das Tier weiter gar nicht geniert. Nach diesem Schließapparat nennt man diese Schnecke Schließmundschnecke, oder lateinisch Clausilia. Es gibt wohl ein Dutzend verschiedener Arten in Deutschland, und ihre Unterscheidung ist nicht leicht; wir wollen sie aufschieben bis später einmal, wenn ihr die Augen für das Unterscheiden der Schnecken schon mehr geübt habt.

Fig. 5

Mit den Schließmundschnecken zusammen kommen an vielen Stellen noch andere vor, die auch keine Schnirkelschnecken sind, denn sie sind auch lang, wenn auch nicht so schmal, wie die Clausilien, auch haben sie keine Hausthür, sind also keine Schließmundschnecken. Man nennt sie Turmschnecken, lateinisch Buliminus. In den alten Mauern gibt es zwei Sorten, beide bräunlich mit ziemlich dünner Schale und weißer Mundeinfassung. So ähnlich sich die beiden auch sehen, so dürft ihr doch nicht glauben, daß das alte und junge von einer Art sind, und daß die kleinen noch wachsen; wenn eine Schnecke einmal den Rand der Mündung dicker gemacht oder nach außen herumgebogen hat — was man „umgeschlagen" nennt, ist sie ausgewachsen und baut ihr Haus nicht mehr größer. Die größere (Fig. 6) ist die Berg-Turmschnecke, Buliminus montanus, die kleinere (Fig. 7) die dunkle Turmschnecke, Buliminus obscurus. Die kleine kann man auch ganz zweckmäßig die schmutzige nennen, denn sie ist außen oft ganz mit Spinnweben und Schmutzklümpchen überzogen, und das ist nicht bloß eine zufällige Folge des Herumkriechens in den Ritzen und Ecken, wie manchmal bei eueren Kleidern, sondern das Schneckchen thut das absichtlich, um von seinen Feinden, den Vögeln, nicht so leicht bemerkt zu werden. Der Schutz ist auch wirksam genug; habt ihr einmal ordentlich sammeln gelernt, so werdet ihr erst sehen,

Fig. 6. Fig. 7

wie oft ihr früher diese Schneckchen für Schmutzklümpchen gehalten habt.

Aber nun habt ihr für einmal Schneckenarten genug kennen gelernt, das nächste Mal sammeln wir weiter.

Joh. Nepomuk v. Nußbaum.

Der Verfasser des voranstehenden handschriftlich nachgebildeten kräftigen Kernspruches wurde am 2. September 1829 in München geboren. Er studierte in seiner Vaterstadt Medizin und erregte durch seine Untersuchungen über das Verhalten mineralischer und anderer Körper in Wunden, über das Einheilen geschliffenen Glases in die undurchsichtig gewordene Hornhaut Erblindeter, schon frühzeitig die allgemeine Aufmerksamkeit. Nach längerem Aufenthalte in Berlin und Paris habilitierte er sich im Jahre 1857 in München für Chirurgie und Augenheilkunde, gründete ein großes Spital und erhielt 1860 die Professur, sieben Jahre später den Adel. Den Feldzug 1870/71 machte er als Oberstabsarzt im Stabe des Generals v. d. Tann mit. Seine Verdienste um Erfindung und Einführung neuer Methoden in die Chirurgie und Augenheilkunde der neuesten Zeit sind solch eminente, daß kaum eine hervorragende Leistung ohne Erwähnung seines Namens genannt werden dürfte; auch seine fachlitterarische Thätigkeit ist eine außerordentlich große, seine operative Geschicklichkeit eine vollendete.

Heber-Springbrunnen.

Wer Glasröhren biegen kann, ist auch imstande, sich einen Heber-Springbrunnen zu machen.

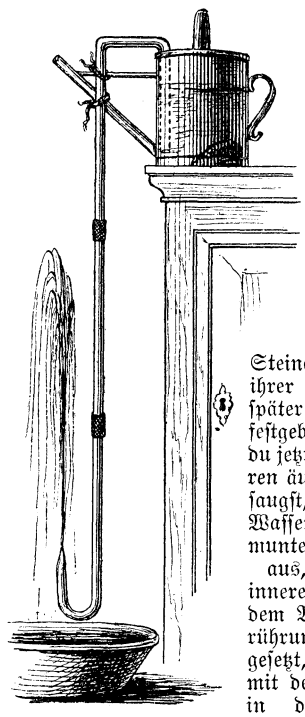
Kannst du Glasröhren biegen? Ich will dir zeigen, wie es gemacht wird, wenn du mir versprichst, die Spiritusflasche **nicht offen** in der Nähe der Flamme stehen zu lassen und ordentlich aufzupassen, daß du dich an dem Glase nicht schneidest. Die gewöhnlichen Glasröhren, wie sie in jeder Glaswarenhandlung verkauft werden, sind leicht schmelzbar. Wenn du fürchtest, die Röhre möchte an der Stelle, wo sie gebogen werden soll, leicht springen, so hältst du sie an diesem Punkte eine kleine Weile in eine gewöhnliche Kerzenflamme, bis ringsum sich Ruß abgesetzt hat. Dann kommt die Röhre in wagerechter Lage in eine Spiritusflamme und zwar mit der zu biegenden Stelle in das obere Drittel derselben; nach einiger Zeit prüft man durch geringen Fingerdruck, ob das Glas zu erweichen anfängt, nicht aber gewaltsam; mit etwas Geduld kommt man hier schneller zum Ziele als mit voreiligem Probieren. Wenn das Glas einmal weich geworden ist, wird es durch Bewegung der Hände, welche beiderseits die Röhre halten, in die gewünschte Stellung gebracht.

Das ist die gewöhnliche Art, Glasröhren zu biegen; aber an dem Knie entsteht gewöhnlich eine Verengung. Willst du eine solche vermeiden, so nimmst du die Röhre in **eine** Hand und hältst sie schräg nach oben in die Spiritusflamme; sobald das Glas anfängt zu schmelzen, senkt sich der obere Teil des Rohrs von selbst nach unten zu, und die linke Hand muß nun schnell bereit sein, zu regulieren, wie groß der Biegungswinkel werden soll.

Soll einem Zerspringen beim Abkühlen vorgebeugt werden, so überzieht man die heiße Stelle der Röhre wiederum mit schützendem Ruß durch eine leuchtende Flamme.

Auch das Abkühlen will geduldig abgewartet sein; wenn du zu frühzeitig kühles Wasser hindurchlaufen läßt, muß ja das Glas an der noch heißen Stelle unfehlbar springen.

Hast du nun ein Glasrohr in derjenigen Form zweimal rechtwinklig gebogen, wie es die Figur anzeigt, und ist es kalt genug geworden, dann tauche den kürzeren Schenkel desselben in eine Wasserkaraffe oder in eine reinliche, mit klarem Wasser gefüllte Gießkanne. (Die Figur zeigt eine solche, des festeren Standes halber, mit einem Steine beschwert; an ihrer Röhre wird später das Glasrohr festgebunden.) Wenn du jetzt an dem längeren äußeren Schenkel saugst, so steigt das Wasser über und fließt munter immer weiter aus, solange die innere Oeffnung mit dem Wasser in Berührung ist, vorausgesetzt, daß die Röhre mit dem Doppelknie in der regulären Stellung verbleibt.



Wenn du aber mitten im Wasserabfluß den äußeren Schenkel schräg hebst, so daß seine Oeffnung höher zu stehen kommt als die Flüssigkeitsoberfläche in der Kanne, so findet ein Rückfluß statt; es muß dann die Röhre erst wieder von neuem zu weiterem Fließen angesogen werden.

Es ist ein richtiger Saugheber, den du auf diese Weise konstruiert hast. Wir wollen ihn aber zu schnellerem Tempo im Wasserabfluß antreiben; deshalb hängen wir an seinen äußeren Schenkel durch Vermittelung eines Stückchens Kautschukschlauchs ein zweites Glasrohr an.

Nun wollen wir aus dem Heber einen Springbrunnen machen; er ist schon zur Hälfte fertig, wie unsere Abbildung erkennen läßt. Du mußt nun noch lernen, eine Glasröhre in eine Spitze auszuziehen. Nichts ist leichter als dies. Zunächst hältst du wieder, wie vorhin, ein Glasrohr in horizontaler Lage, rechts und links angefaßt, die zu erhitzende Stelle in der Mitte, in eine Spiritusflamme und wartest auf das Erweichen des Glases. Dann ziehst du, wiederum ohne jede Gewaltanwendung, beide Teile der Röhre anfangs langsam, dann aber schnell auseinander, so bekommst du zwei Spitzen mit langem, anhängendem Glasfaden. Willst du verhüten, daß die Spitzen sich während des Ausziehens auf die untere Seite senken, sollen dieselben vielmehr in der Mitte der Röhre zu liegen kommen, so mußt du während dieses Vorgangs in beiden Händen das Rohr etwas rollen lassen. Der Glasfaden wird abgebrochen und so die Spitze geöffnet.

Ist nun auch die untere Röhre unserer Vorrichtung fertig gestellt und mit den beiden anderen in Verbindung gebracht, so wird an der offenen Spitze, nachdem dieselbe **sorgfältig** von etwaigen Glassplitterchen gesäubert ist, gesogen — und die Fontäne spritzt fröhlich heraus.

Natürlich, das dacht' ich mir, sie geht dir nicht hoch genug. Nun, dem Uebel kann leicht abgeholfen werden. Wenn es deine Sparbüchse aushält, schaltest du zwischen der oberen und unteren Röhre statt der einen zwei oder mehrere gerade ein, dann wird der Springbrunnen schon hoch genug sein. Da reicht vielleicht der Schrank nicht aus; dann gehst du, wenn die Mama nicht schon vorher dich mit der Wasserpatscherei aus der Stube gejagt hat, in den Garten oder auf den Hof, wo du schon ein Plätzchen ausfindig machen wirst; die Röhren und das Wassergefäß werden versteckt angebracht. Wenn dann die Mama zum Frühling in den Garten kommt, so wird sie sich schon über den niedlichen Springbrunnen freuen und sich darüber wundern, was ihr Junge alles fertig bringen kann.

Ratten und Mäuse meine Lieblinge.

Von einem Engländer.

In meiner Heimat, jenseits des Kanales, halte ich mir Lieblinge aller Art. Prächtige Hunde, groß genug, einen Knaben auf dem Rücken zu tragen, kleine Pelztiere, klein genug, um sie in die Westentasche zu stecken, und sie alle, ob groß ob klein, beweisen mir immer wieder, nach oft monatelangem Fernesein, treue, ja rührende Anhänglichkeit. Als ich in den letzten Ferien in Begleitung eines deutschen Komilitonen meine Heimat aufsuchte, zeigte ich ihm meine Meute und führte ihn auch vor meine Rattenkäfige. „Das sind ja Ratten!" rief mein Gast fast entsetzt. „Das sind Ratten," erwiderte ich und fügte lächelnd hinzu, daß es meine erklärten und amüsantesten Lieblinge seien. Ich bekannte aufrichtig, daß auch ich, als mir zum erstenmal ein paar weiße karmesinäugige Schönheiten präsentiert wurden, mich scheute, sie zu berühren, in dem Glauben, sie seien bissig. Bald aber fand ich, daß sie gar artig und gelehrig sind. Hat man diese Pelztiere nur ein einziges Mal gefüttert, werden sie schon außerordentlich zutraulich.

Meine deutschen Schulgenossen werden sich kopfschüttelnd sträuben, wenn ich ihnen Ratten und Mäuse als Pfleglinge empfehle. Das ist meine Absicht nun gerade nicht, doch will ich konstatieren, daß es ein äußerst munteres und spaßhaftes Völkchen ist, wert der kleinen Mühen, die ihre Zähmung verursacht; ihre Streiche und possierlichen Gewohnheiten, ihr lustiges Treiben würde euch aber durch stundenlanges Ergötzen reichlich dafür entschädigen. „Schon der üble Geruch!" höre ich euch rufen; — und schon damit befindet ihr euch in einem großen Irrtum. Wer sie hält, wie ich nachstehend schildere, wird niemals auch nur den leisesten üblen Geruch wahrnehmen.

Vor allem soll und zwar je für ein Paar die Wohnstätte zugerichtet werden. Diese muß ein großer geräumiger Käfig sein, in der Form wie es unsere Figur zeigt. Man kann ihn so groß machen, wie man will, keinesfalls aber kleiner als ca. 80:40 cm Grundflächengehalt; unumgänglich erforderlich ist ein dunkles, aus Holz gezimmertes Nebengemach, welches die

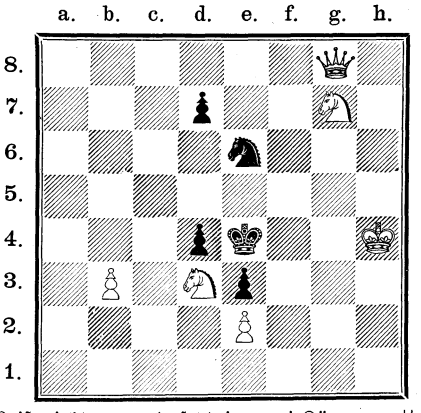
Lagerstelle birgt. Dieses Gemach hat eine Thüre, die in das Innere des Käfigs mündet und eine solche, groß genug, um der Hand zum Zweck der Reinigung Durchlaß zu gestatten, welche nach außen führt. Der Käfig selbst sollte aus Stäben gebildet sein und am Ende einen Turm mit spiralförmiger, eingesetzter Treppe haben, welch' letztere in eine Fahnenstange endigt. Die Ratten klimmen gerne daran hinauf und stellen sich auf das Dach; sie klettern wie Eisbären, mit welchen sie in gewisser Hinsicht eine höchst lächerliche Aehnlichkeit haben. Jeder Teil des Käfigs muß ungenießbar sein, weil die Ratten mit Vorliebe alles benagen. Wenn die Thüren nicht mit Zink oder Zinn beschlagen sind, so werden sie bald demoliert sein. Im allgemeinen wird Draht für die Herstellung des Käfigs genügen. Das Dach wird aus Holz gemacht. Am Boden des Käfigs ist ferner eine Schublade anzubringen, die täglich herausgenommen, gereinigt und mit einer Schichte frischen Strohs bestreut werden muß. Es gibt kein reinlicheres Tier, als die weiße Ratte und wenn sie nicht durchaus trocken und sauber gehalten wird, kann man sie bald krank werden und verenden sehen. Man benötigt drei Schüsseln, am besten solche aus Zinn; sie sollten zunächst den Stäben angebracht, leicht für sie erreichbar und ebenfalls stets sauber gehalten sein. Die eine Schüssel enthält Futter, die andere etwas Milch und die dritte frisches Wasser. Die lieben Ratten sind keine Leckermäuler und gedeihen am besten bei gemischter Diät, etwa jeden Tag frisches Brot und Milch; dann und wann etwas gekochten Reis oder Pasteten irgend welcher Art. Hin und wieder mögen sie auch etwas Mehl und vor allem benagen sie gerne Knochen. Fleisch sollte man ihnen nur spärlich reichen, weil sie sonst nicht gedeihen. Gib ihnen auch dann und wann etwas Obst, geröstete Brotkrusten, Vogelfutter und von der Schale befreite Nüsse. — Das Nest oder Bett der Ratten im Nebenzimmer muß man besonders trocken und reinlich halten. — Ist die rättliche Residenz in dieser Weise installiert, so bringe man nunmehr die Ratten selbst. Sollen sie dich gerne haben, so folge mir und füttere sie auf alle Fälle in der ersten Woche eigenhändig. — Ich behaupte aus Erfahrung, daß die gescheckte Rattenart sogar noch geschickter ist, als die reine weiße, obgleich die weißen natürlich weit hübscher sind. Ratten haben ebensogut ihre Schönheitszeichen, wie z. B. die Hunde, und wenn ich als Preisrichter zu fungieren hätte, würde ich den I. Preis einer Ratte zuerkennen, die einen langen Kopf, hübschen Glanz, granatfarbene Augen, sehr langen Backenbart und sehr lange Taille hat. Eine kurzleibige Ratte ist nie geschickt, während man einer langen Ratte viel hübsche Kunststücke beibringen kann. — Darüber ein andermal. — Heute nur noch eins! Alle Ratten ohne Ausnahme sind Diebe, also man sehe sich in dieser Hinsicht vor. Sie lieben Schmuck und Geld sehr und scheinen den Wert des letzteren so gut wie wir zu kennen, denn stets ziehen sie ein Silberstück einer Kupfermünze vor. —

Auflösung der Buchstaben-Umstellung in Nr. 17.

„Ich hatt' einen Kameraden."

1. Inka	2. Chinese	3. Halm
4. Herder	5. Amsel	6. Tadel
7. Talar	8. Erich	9. Inder
10. Not	11. Elba	12. Natur
13. Kram	14. Atlas	15. Maus
16. Essen	17. Rast	18. Achsel
19. Dahn	20. Eber	21. Niere

Schachaufgabe Nr. 1.



Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

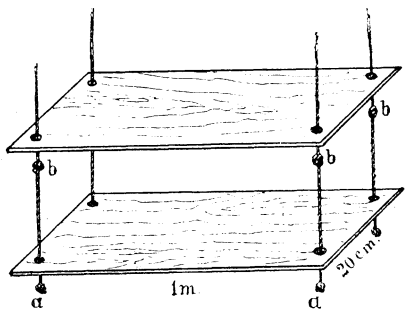
Fragen und Antworten.

Hans B. in Stuttgart. Dünnflüssigkeit, intensive Färbung, gleichviel ob ins Rötliche oder Bläuliche gehend, dann Haltbarkeit sind die Hauptanforderungen, welche heutzutage an eine gute Schreibtinte gestellt werden. Den schwarzen Schreibtinten soll jener wünschenswerte Grad von Haltbarkeit sehr oft abgehen. Tintenpulver, welches in Wasser aufgelöst unmittelbar zur Tinte wird, gewiß, das gibt es. Nachstehend ein Rezept:

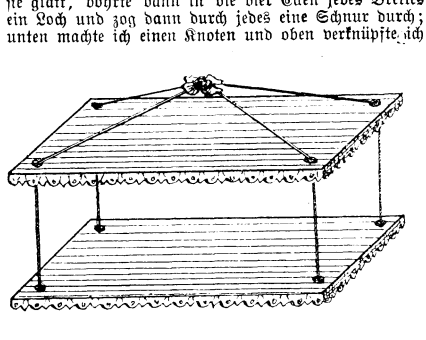
Galläpfelextrakt	150 T.
Eisenvitriol	25 „
Kupfervitriol	5 „
Alaun	10 „
Gummi	10 „

scharf getrocknet, innig gemischt, geben, ins Wasser gebracht, eine sehr schöne schwarze Tinte. Alle Tintenpulver sind sorgsam in Gläser abzuschließen, da dieselben aus der Luft Wasser anziehen und sich dadurch leicht in zähe Massen verwandeln.

H. W. in Livorno schreibt uns: Ich habe mir auch schon ein Bücherbrett gemacht und zwar viel einfacher als das in Nr. 15 beschriebene. Weil mir der „G. K." so viel Freude macht, möchte ich ihm auch einmal gefällig

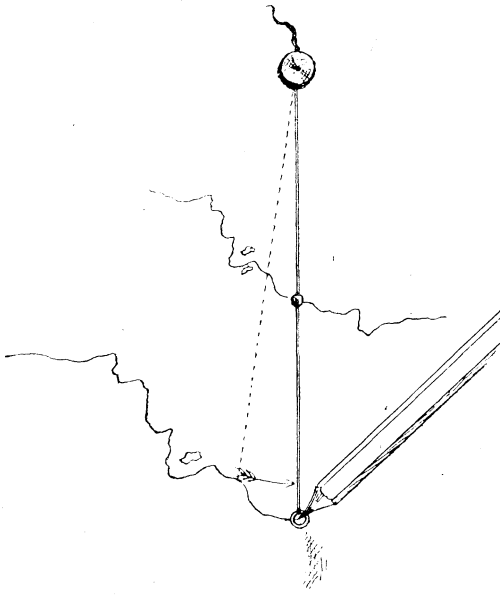


sein und schicke ihm zum besseren Verständnis sogar zwei Zeichnungen. Ich nahm zwei Bretter und hobelte sie glatt, bohrte dann in die vier Ecken jedes Brettes ein Loch und zog dann durch jedes eine Schnur durch; unten machte ich einen Knoten und oben verknüpfte ich



sodann die Schnüre. Bei b muß man aber auch einen Knoten machen, daß das obere Brett nicht herunterrutscht. Dann überklebte ich die Bretter mit hübsch gefärbtem Papier und setzte an den Vereinigungspunkt der Schnüre eine Schleife. — Wir sagen dem Einsender namens unserer Kameraden unseren schönsten Dank.

H. B. in Pf. Sie wünschen ein möglichst kostenloses Ersatzmittel für einen „Storchschnabel", um Bilder zu verkleinern resp. zu vergrößern. In der Erwartung, der „G. K." würde schon Rat wissen, haben Sie sich nicht getäuscht. Auf einer Reise nach J. hat er bei einem liebenswürdigen Professor eine originelle und dabei höchst einfache Vergrößerungs- und Verkleinerungsmethode kennen gelernt, die jedenfalls Ihrem Zwecke, Schattenrißbilder in die gewöhnliche Photographiegröße zu übertragen, angepaßt werden kann.



Zunächst wollen wir die Methode so angeben, wie sie zu Vergrößerungen anzuwenden ist.

Auf einem Zeichenbrette ist sowohl ein Blatt reines Papier als auch die Vorlage aufgespannt. Durch eine besondere Reißzwecke wird, wie auf der Figur angegeben ist, ein Gummifaden an seinem einen Ende festgehalten. Wir nehmen den einfachsten Fall, daß die lineare Vergrößerung das Zweifache betragen soll. Alsdann trägt der gleichmäßig starke, elastische Faden gerade in der Mitte eine kleine nicht verschiebbare Perle; am anderen Ende ist ein kleiner Messingring angeklemmt, wie ihn die Buchbinder in Kartonpapier einsetzen, das an einem Nagel aufgehängt wird und nicht einreißen soll. Durch diesen kleinen Ring steckt man in stets senkrechter Stellung die Spitze eines Bleistiftes.

Beim Zeichnen muß nun das Auge genau darauf achten, daß die kleine Perle den Umriß der Vorlage möglichst in seinen Einzelheiten verfolgt; durch einige Uebung gibt man hierbei dem Kautschukfaden die stets wechselnde größere oder geringere Spannung; der Bleistift muß mechanisch folgen.

Daß die Vergrößerung in der Linie hier gerade das Doppelte betragen muß, ergibt sich leicht für jeden Obertertianer, der ja den Zusatz zum Proportionalsatze gelernt hat, daß sich in jedem Dreiecke der obere Abschnitt einer Seite zu der ganzen wie die vom Teilpunkte aus gezogene Parallele zur Grundlinie verhält, hier wie 1:2. Es liegt hier eine schöne praktische Anwendung dieses Satzes vor; für unsere jungen Mathematiker haben wir eine punktierte Hilfslinie gezogen, um das Dreieck hervortreten zu lassen. Das verlangte Verhältnis, diesmal 1:2, ergibt sich nun zunächst für gerade Linien, dann auch für gebrochene, schließlich auch für krumme, die man ja als aus lauter kleinen geraden zusammengesetzt auffassen kann. Man kann selbstverständlich auch andere Verhältnisse wählen, z. B. 1:10.

Schließlich zur Verkleinerung! Hier müßten Perle und Stift umgekehrt werden, was nicht gut angehen würde. Wir schlagen statt der Perle das Einsetzen eines zweiten kleinen Messingrings und die Anwendung zweier Stifte vor. Es dürfte sich empfehlen, wenn eine zweite Person das mechanische Folgen des Aufzeichnungsstiftes besorgt. Die erste verfolgt genau die Konturen der diesmal größeren Vorlage am besten wohl mit einer Hornstricknadel oder einem harten Bleistifte. Woher bekommt man passende Gummifäden? O, sie kosten nicht einen Pfennig. Die Mama bringt sie oft genug mit ihren Einkäufen aus der Stadt, da in vielen Läden Manschetten, Rollen, Kartons und dergl. mit feinen Gummiringen gratis des besseren Zusammenhaltens halber umschlungen werden.

Weitere Experimente auf diesem gewiß interessanten Gebiete überlassen wir unseren jungen Freunden, indem wir ihnen guten Erfolg wünschen. Sollte eine Landkartenverkleinerung, z. B. von der Atlaskarte für Deutschland, dem einen oder anderen recht hübsch gelingen, so schickt er sie wohl in einem Exemplar an den „G. K." Andererseits könnten Vergrößerungen von Blütenformen, Pflanzenzellen, Teilen von Insekten und dergl. geradezu von Wichtigkeit für den naturwissenschaftlichen Unterricht werden.

E. K. in **Mannheim.** Wenn Du's so eilig hast, dann lasse Dir von A. Hartleben in Wien (durch jede Buchhandlung zu bestellen) das Buch: „Die Kunst ein Maler zu werden" kommen. Es kostet 1 Mark 75 Pf. Dieses Buch wird Dir viele Anregung geben; vergiß aber bei dieser Lektüre nie unseren wohlgemeinten Rat: wer wirklich ein Maler werden will, malt und bildet sich im Anschauen der Natur und nicht nach Rezepten.

Friedrich Oe. in **Cannstatt.** Du hast den „G. K." so lieb, daß Du bittest, er möchte noch öfter als bisher erscheinen. Das ist ebenso schmeichelhaft als rührend. Aber daraus kann nichts werden. Erst heißt es den Schulpflichten nachkommen, fleißig studieren und dann, wenn die Arbeit redlich gethan ist, dann kannst Du mit Deinem „G. K." Dein Plauderstündchen halten. Und wir sollten meinen, eine Nummer wäre für acht Tage gerade recht, nicht zu viel und nicht zu wenig. —

Du hast mit Wasserfarben bereits gemalt und möchtest nun auch mal mit Oelfarben probieren und wir sollen Dir raten. Junger Freund, das ist leichter gesagt als gethan. Weißt Du was? Wenn Du mal einen freien Sonntagvormittag hast, besuche uns. Wir besitzen einen gefüllten Malkasten und wollen Dir seine Geheimnisse dann gern aufdecken. Bringe aber auch einige Arbeiten mit und melde Dich vorher an.

Joh. B. in **Eger.** Die späteren Portraits zeigen Heinrich Heine mit einem allerdings recht dünnen Kinnbart. — Um Pflanzen zu pressen, nehmen Sie je einen Bogen Fließpapier, schneiden, ohne daß das natürliche Aussehen der Pflanze darunter leidet, alle jene Teile, welche sich zu stark quetschen würden, aus, ordnen dieselben sodann fein säuberlich, so daß alle Teile gesehen werden können, den Stengel mit Papierschildchen versehen, in die Papierbogen ein. Zwischen diese Papierbogen kommen wieder je ca. vier Bogen ordinäres Löschpapier und nun wird die ganze Lage mittelst eines Holzrahmens, welcher so groß wie das Löschpapier sein soll, gepreßt. Sie nehmen zum Schnüren eine entsprechende Paketschnur, schnüren anfangs schwach, dann kräftiger und setzen sodann den Rahmen der Sonne oder Wärme aus. Je schneller die Pflanzen zum Trocknen gebracht werden, desto besser erhalten sich ihre Farben.

Martin L. in **Berlin.** Wunschzettel erhalten. Ob Preisrätsellösung richtig? — Weit fehlgeschossen!

F. R. in **Breslau.** Voraussichtlich einige Wochen vor Schluß des Jahrganges.

Rudolf S. in **Iglau.** Wir müssen Sie, so leid uns das thut, auf das nächste Preisrätsel vertrösten. Also Mut!

Johannes B. in **Magdeburg.** Rätsel erhalten. Besten Dank.

H. R. in **Hannover.** Spanischer Pfeffer als Futter für Kanarienvögel? Unsinn! Damit hat Dich jemand zum besten gehabt. Das hört sich beinahe wie die jüngst gestellte Frage des Quintaners X an: ob er seine dicke Nase wirklich durch das viele Kartoffelessen aufgezogen habe. — Laß Dir das nicht wieder gefallen!

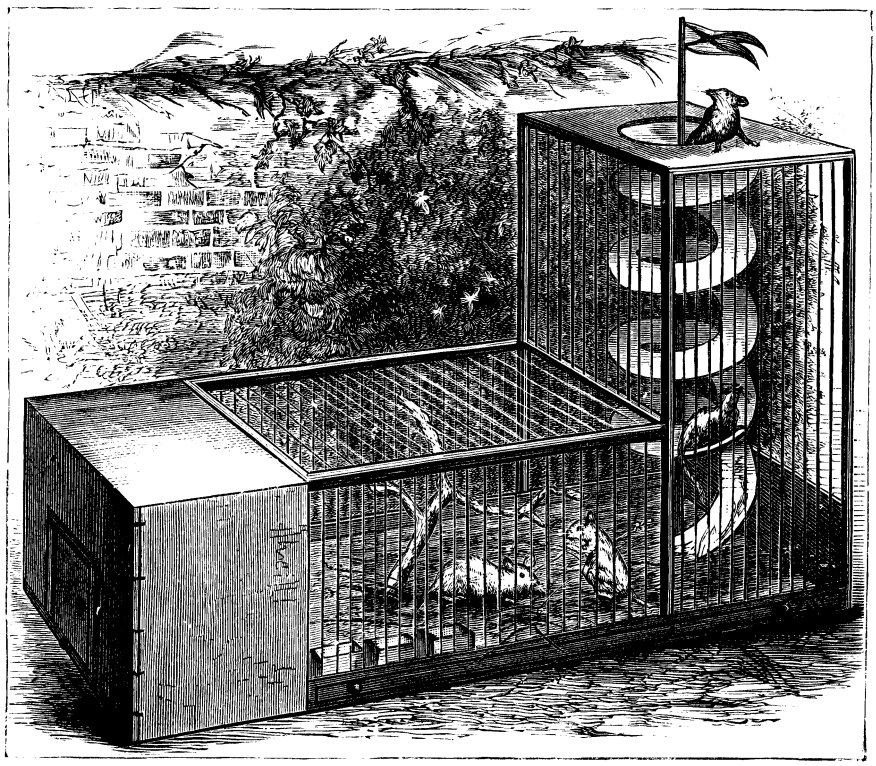
H. G. M. in **Gladbach.** Schönen Dank für Ihren ehrlichen und gut gemeinten Rat, den wir sehr wohl zu würdigen wissen. Lesen Sie doch die in dieser Nummer stehende Erzählung „Mißglückt!" — Sagen Sie, ist die Geschichte dieser beiden Pechvögel nicht lustig?

P. L. in **L.** Die von uns in Nr. 1 des „G. K." beschriebene Luftpumpe hat den Vorzug einer unübertrefflichen Einfachheit und läßt sich daher fast ohne jede Kosten herstellen; daß dieser schlichte Apparat auch zugleich bequem zu handhaben sei, kann bei dem Mangel jeglicher Hilfsvorrichtungen kaum verlangt werden. Wir sind jedoch in der angenehmen Lage, Ihnen eine gleichfalls sehr wohlfeile Luftpumpe angeben zu können, die für wenige Nickelmünzen beschafft, auch durch experimentlustige Schülerhände hergerichtet werden kann und die von Ihnen gewünschte Erleichterung bietet.

Sie wollen ja gern ein Verfahren wissen, mittelst dessen man bei dem von uns in Nr. 1 angegebenen Apparate „die Luft, welche in der Spritze eingeschlossen ist, am besten austreten lassen kann". Das Ablösen des Kautschukschlauches ist Ihnen lästig. Sie finden die von Ihnen gesuchte Vorrichtung im 7. Bande des „Neuen Universums" S. 308 und 309 abgebildet und genau beschrieben, so daß Sie Ihre Luftpumpe danach leicht einrichten können.

Rudolf Levy in **Frankfurt** a. M. Wir nennen Dir einige Kaufmannsfirmen. Es wäre das die an der Dahomeküste etablierte Hamburger Firma C. Gödelt, ferner die seit 1847 an dieser Küste angesiedelte Firma Regis Aine u. Co. und die Firma Cypr. Fabre u. Co. — Die beiden Gödeltschen Faktoreien in Quitta (englische Goldküstenkolonie) und in Lome (deutsches Togogebiet) werden von einem in Quitta wohnenden Herrn Meyer verwaltet. Die Faktorei von Weida ist die größte des Gödeltschen Hauses; dort wohnt der Hauptagent, Herr Randad. — Wenn Du recht artig und höflich bist, vielleicht daß Dir Herr Fülbier, Amtsdiener des deutschen Gouvernements, antwortet. Dasselbe residiert in der englischen Mission bei König Bells Stadt.

Ph. K. in **München.** Recht gern! Doch müssen wir wissen, ob das Oelbilder, Kupferstiche, Holzschnitte u. s. w. sind; Sie müssen uns ferner auch die anderen Antiquitäten näher bezeichnen; fallen sie in das Gebiet der Keramik, sind es Waffen, größere oder kleinere Schmuckgegenstände u. s. f.? — das kommt ganz darauf an. — Haben Sie für die „Neuangeworbenen" die versprochenen Kollektionsbändchen erhalten? Schönen Dank für Bemühung.



Ein Rattenkäfig.

P. v. O. in **Hannover.** Nun wir wollen Dir ein ebenso schweres Rätsel aufgeben. Außen blau, innen gelb und in der Mitte ein Zweitschgenstein. Was ist das? — Du lachst? — Siehst Du! ebenso würden Deine Kameraden lachen, wenn wir Deine Rätsel abdrucken würden. Sie sind zu leicht. Schönen Dank.

M. E. in **Burg** bei **M.** Pst — — —! Solche Schulanekdoten darf ein Untersekundaner noch nicht einmal wissen, geschweige wiedererzählen. — Ob Sie Dachse, Füchse, Krähen, Rehe, Hasen, Spatzen in Ihrem „eigenen Garten" schießen dürfen? Ei potztausend, wächst denn bei Ihnen das Wild auf den Bäumen? — Fragen Sie Ihren Herrn Polizei-Kommissarius.

W. M. in **Duisburg.** Solch' kleine Malheure können passieren. Natürlich bricht die ganze Klasse in homerisches Gelächter aus. Max hat die Rede Ciceros gegen Catilina aufzusagen. Er beginnt mit den Worten: „Cicero sagte in seiner Rede gegen Catilina (in diesem Augenblick hüpft von ungefähr ein Tintenklecks auf seine Hand): Wer hat denn diesen Tintenklecks auf meine Hand gemacht?" —

Max Emil W. Hamburg. Eimsbüttel. Danken für die rätselhafte Inschrift; hat Dir wohl viel Kopfschmerzen verursacht? — Was „Prairien" sind? Es sind die weitgestreckten ebenen und meist baumlosen Niederungen Nordamerikas. Du hast Dir unter dieser Bezeichnung eben solche Landstriche vorzustellen, wie sie Dir aus Ungarn unter dem Namen Puszta, aus dem südlichen Rußland als Steppe, an den Nordküsten Rußlands als Tundren, im nordwestlichen Mitteleuropa als Heiden bekannt sein werden. Die ersten spanischen Ansiedler nannten diese nordamerikanischen Niederungen „Savannen", jetzt bezeichnen wir dieselben mit dem französischen Namen „Prairie" („Wiese").

Friedrich G . . . . . r in **München.** Karl Theodor Körner wurde am 23. September 1791 zu Dresden geboren. Am Morgen des 26. August 1813 dichtete er letztmals das bekannte „Schwertlied". Er las es eben einem Freunde vor, als das Alarmzeichen und der Befehl zum Vorrücken gegen den Feind gegeben wurde. In dem darauf sich entwickelnden Gefechte (in der Nähe von Gadebusch in Mecklenburg-Schwerin) fand er durch eine feindliche Kugel den Heldentod.

G. H. in **Bückeburg.** Für den ganz hübschen Scherz besten Dank.

C. B. und **F. W.** in **Altona.** Warum Photographien so sehr naturgetreu sind? Das kommt davon, daß bei einer photographischen Aufnahme das wichtigste Geschäft durch unsere immer ehrliche Frau „Sonne" besorgt wird. Der Photograph muß und weiß die von der Natur gebotenen Hilfsmittel zu leiten, das und jenes mit Peinlichkeit anzuordnen und zu präparieren, er muß das Bild hervorrufen, vervielfältigen, retouchieren; das Wichtigste der Sache aber, die Fixierung des Naturgegenstandes auf die lichtempfindliche Platte, besorgt auf rein mechanisch-chemischem und daher sicherem Wege das „Licht", ein Bündel Sonnenstrahlen. Der „G. K." wird euch auch aus diesem interessanten Kapitel noch vieles erzählen. — Besten Dank für den vorzüglichen Meister „Zwirn". Wir haben über diese Figur herzlich gelacht. Man hört ihn ordentlich meckern. Gut, daß er nicht 'runterfällt. Der hält's nicht aus.

Max W . . . . . bg in **Frankfurt** a. O. In Nr. 7 unseres „G. K." Seite 111 ist unter der Adresse „Oskar u. Lothar R in L." wenn auch nur in kurzen Zügen, so doch das Wesentlichste über diesen Gegenstand gesagt worden. Genügt Ihnen das? Wir sind zu weiterer Auskunft gerne bereit. — Um das Götzsche Buch zu erhalten, wenden Sie sich am besten an ein Antiquariat. Waldmanns Buchhandlung dort wird es Ihnen gern besorgen.

M. Rosenberg in **Elmshorn** und **D. B. E.** in **Flensburg.** Vielleicht kann Euch unsere Antwort an E. z. E. und E. B. in L. Seite 240 des „G. K." dienlich sein. Wieviel Kraft kann das Maschinchen entwickeln?

Julius K. in **Neutitschein.** Dieser Turnapparat scheint sehr praktisch zu sein. Es ist uns aber ganz lieb, wenn Sie uns nochmals ausführlich darüber schreiben, denn Sie werden Ihren Kameraden ebenso wie wir nur etwas Gediegenes und vor allem Klarverständliches bieten wollen. Schreiben Sie also bald.

Friedrich Thomas in **Mödling.** Ihr Kamerad ist ein sonderbarer Schwärmer. Wenn das Brathühnchen nur recht lecker aussieht, ob es zäh oder muffig, aus Pappe oder mit Sägemehl gefüllt ist, das ist ihm gleichgültig. Wir können ihm ja den „G. K." auf feinstes japanisches Papier drucken, davon kostet ein einzelner Bogen über einen Gulden. Wer bezahlt's? — Herzlichen Dank für Ihre freundlichen Worte. Titelblatt und Einbanddecke erscheinen vor Schluß des Jahrganges.

C. G. in **Frankfurt, ein treuer Abonnent.** — Du hast einen Heliographen geschenkt bekommen, weißt aber nicht, wie man damit umzugehen hat und ersuchst den „G. K." um Auskunft. Er will es versuchen. Dir den Gebrauch und den Nutzen dieses Apparates klar zu machen, und zwar, da der Gegenstand ein allgemeines Interesse hat, in einem besonderen Artikel, den Du unter dem Titel: „Eine neue Art zu telegraphieren" in einer der nächsten Nummern finden wirst.

☞ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressiren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!

Der Gute Kamerad

№ 19. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

In Wald und Flur, im Gebirge und Thal umherzuschweifen ist für die Jugend besonders empfehlenswert, da auf solchen Wanderungen der Körper gekräftigt, die Beobachtungsgabe geschärft und das Verständnis für die Schönheiten der Natur geweckt wird.

Moritz Alsberg.

Der wilde Moritz.

Leicht und lustig glitt eine große Jolle mit zehn jugendlichen Insassen durch die sanft bewegten Wellen den Fluß hinunter, von vier Knaben gleichmäßig gerudert. Der freie, schöne Nachmittag hatte die Schüler hinausgelockt, an die eine Stunde von der Stadt entfernte Flußfähre, wo sie dem nachgiebigen alten Fährmann, gegen drängendes Bitten und eine kleine Geldtaxe für jeden, das Schifflein abgeschmeichelt hatten. Die frische Brise, die sich über dem Wasser hielt, that den kleinen Schiffern in der Sonnenhitze wohl, und die Fahrt hätte erquicklich und erfreulich sein können, wäre sie nicht gegen Vorwissen, ja gegen das ausdrückliche Verbot der Eltern gewesen, die ihre Söhne nicht dem hier und dort sehr gefährlichen Flusse ohne die Leitung eines besonnenen Sachkundigen anvertrauen wollten. In einigen der Knaben pochte das Herz, unter dem Einflusse des erregten Gewissens, recht unruhig, aber die Mehrzahl ließ alle Bedenken in dem frischen Luftzuge daronflattern. Die übermütigsten schaukelten sogar das ruhig gleitende Schifflein ungeduldig und tollkühn zu heftig schwankender Bewegung.

„Schaukelt doch nicht!“ riefen die Ruderer: „ihr macht's uns zu schwer!“

Einige Augenblicke blieb es nun ruhiger; aber der kecke Widerspruchsgeist Adolfs, des verwegenen Anführers aller losen Streiche, durchbrach bald wieder die Zügel der einförmigen Ordnung. Mit heimlichem Augenzwinkern verständigte er sich mit einigen Gleichgesinnten, und sie gaben gemeinschaftlich verstohlen dem Fahrzeug bald rechts, bald links einen kräftigen Druck, wodurch dasselbe in ein nicht unbedeutendes Schwanken geriet. Der Protest der Ruderer und die unwilligen Aeußerungen der anderen Knaben halfen nichts; jeder behauptete, er rühre sich ja nicht, und man konnte eben niemand, besonders den ehrlich dreinschauenden Adolf nicht, überführen.

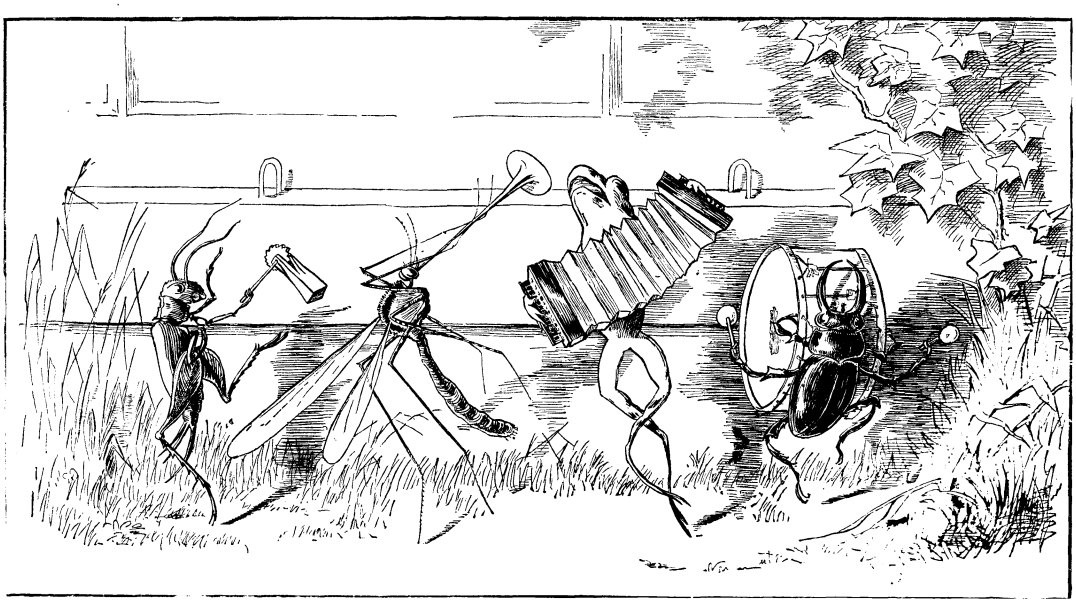
„Ich bitte, laßt um Gottes willen das Schaukeln — wer's auch thut!“ — schrie endlich angstgepreßt Julius, ein etwas zarter Knabe. „Seht, dort wo die Weiden zu beiden Seiten des Wassers sich über dasselbe neigen, ist eine unergründlich tiefe Stelle mit verborgenen Strudeln; wenn wir dort umschlügen, wären wir alle unrettbar verloren.“

„Laßt uns doch jetzt lieber umkehren!“ meinten ein paar bedächtigere Knaben eingeschüchtert.

„Nein! nein!“ — eiferte dagegen der größere Teil der Lustfahrenden. Es war auch so schön, so kühl auf dem Wasser; man fuhr also weiter. — Ein Boot, von zwei kräftigen Männern gerudert, überholte die Jolle der Knaben.

„Paßt auf, ihr Jungens!“ rief der eine, halb im Ernst, halb im Scherz, „dort, längs den Weiden, ist der Fluß nicht geheuer! Einer euresgleichen, der wilde Moritz, sitzt darin; der heult mitunter schauerlich nach Gesellschaft, und wird packen, wen er erhaschen kann.“ — „Danke für ungebetenen Rat!“ — rief Adolf zurück, und warf übermütig eine halbfaule Frühbirne, trefflich zielend, dem Schiffer an den Kopf.

„Pfui, Adolf!“ — sagte Julius. „Laßt uns doch umkehren oder rudert ans Ufer und laßt mich wenigstens aussteigen!“



Frühlingsquartett.

„Memme!“ höhnte Adolf, und als einige der besonneneren Knaben sich Julius' Wunsch, umzukehren, dringend anschlossen, fügte er hinzu: „Hat das Märchen euch Furcht eingejagt? Ihr Landratten! — Gerade jetzt muß sich unser Mut und unsere Geschicklichkeit zeigen, wenn Gefahr vorliegt. Warum sollten unsere vier tüchtigen Ruderer nicht ebenso sicher über die verschrieene Stelle kommen, wie jene dort? — Nur Feiglinge machen kehrt!“ — Damit hatte der schlaue Knabe die geschmeichelten Ruderer sowohl als die für ihren Mutesruf fürchtenden Knaben gewonnen. Jetzt schien es allen — außer Julius — eine Ehrensache, das Wagnis durchzuführen. Sie thaten es auch wirklich, bedächtig und ruhig, und die Jolle glitt über die verhängnisvolle Stelle gleichmäßig und glücklich ohne jede Störung hinweg. Sorglos und munter schifften sie dann mit der schwachen Strömung weiter, und in der gesicherten Fahrt wurde nun vielfach die Frage, wer denn der „wilde Moritz“ gewesen sei, laut.

Keiner wußte es, nur Julius sagte endlich zögernd und halblaut: „Ich weiß es! — Mein Großvater hat mir die Geschichte früher einmal erzählt, und — ich vergesse sie nie.“ — „Julius weiß was vom Moritz! — So erzähle doch, Julius!“ — riefen die Knaben. — Julius schwieg; er sah sehr blaß aus, nicht sowohl aus Furcht vor der nur halbwegs überstandenen Gefahr, sondern aus Reue über sein Unrecht. Nur das Drängen der meisten Kameraden, vorzüglich Adolfs, hatte ihn und die wenigen gewissenhaften Gefährten zur Teilnahme an der verbotenen Schifffahrt veranlaßt.

„O, du Heldenseele!“ schrie Adolf spottend, „sei nur ohne Furcht und erzähle ruhig deine Geschichte vom Moritz. Dich würde er nie zu seiner Gesellschaft herunterholen, dazu würde er sich wohl einen passenderen Kerl auswählen.“

„Nun, wohlan!“ entschloß sich Julius. „Vor langer, langer Zeit, vielleicht schon vor mehr als hundert Jahren, gingen mehrere Knaben aus der Stadt, ohne Vorwissen ihrer Eltern, unter Anführung eines verwegenen, trotzigen Knaben, den man deshalb den ‚wilden Moritz‘ nannte, hierher zum Flusse, um zu baden. Es war offenbar gefährlich, aber weil diese Flußufer hier auf längere Strecken noch unbewohnter waren als jetzt, blieb es unbemerkt; und dazu war der Moritz ein famoser Schwimmer, der sich auf seine Kunst und die Keckheit, mit der er sie gerade auf dem tiefsten und reißendsten Wasser am liebsten übte, recht was einbildete. Er unterrichtete auch seine Kameraden im Schwimmen, und verleitete sie zu allerhand Wagnissen. Wenn sie sich zurückziehen wollten, und auf seine Aufforderung sagten: ‚Willst du denn durchaus die unheimlichen Stellen durchschwimmen, so thue es doch allein!‘ — dann wurde er ganz wütend vor Zorn und schrie: ‚Ihr wißt es, daß ich nicht allein sein mag und will! — Darum bloß lehrte ich ja euch das Schwimmen, damit ihr mich stets begleiten sollt! — meint ihr, ich habe das zu eurem Vergnügen gethan?‘ — Und der wilde Moritz bekam richtig immer seinen Willen. — Nur nach der eben passierten allergefährlichsten Flußstelle hatte weder Schmeicheln noch Drohen je die Knaben zu bringen vermocht, und lange wurde sie gemieden. Doch endlich bestand er einmal ganz hartnäckig darauf, dorthin zu schwimmen, und wenn ihm keiner freiwillig folge, würde er einen von ihnen ergreifen und mit ihm eine Forschungsreise in die grundlose Tiefe machen. ‚Und wenn uns der Abgrund auch verschlingt!‘ schrie er — ‚in Gesellschaft halte ich's schon aus!‘ — Die Knaben wurden so eingeschüchtert wie noch nie, denn sie wußten, daß Moritz keine leere Drohung vorbrachte, und jeder war bange, er könne der Unglückliche sein, der mit hinunter müsse. Ein kluger Junge aber benutzte einen von Moritz nicht beachteten Augenblick, um seinen Kameraden beruhigende Zeichen zu machen, um ihm zu vertrauen. Zum Moritz aber sagte er: ‚Wir wollen doch lieber alle die Gefahr teilen, als einen sicher opfern.‘ Sie folgten nun sämtlich dem in ausgelassener Lustigkeit voranschwimmenden Moritz, der allerlei Taucherkünste ausübte. Als er, dicht an der verrufenen Stelle, mit wildem Schwung wieder untertauchte, schwamm der kluge Knabe lautlos ans Ufer, winkte den anderen, ihm rasch zu folgen, und kaum hatten die ersten sich hinter den Weiden verborgen, als Moritz, wieder auftauchend, sich nach dem Gefolge umsah und zu seinem Staunen gar niemand auf der weiten Wasserfläche sah. ‚Sollten sie sämtlich untergesunken sein?‘ — mochte er sich fragen, als er umsonst das Auftauchen eines Kameraden einige Sekunden erwartete. Da bemerkte er bei einer Wendung des Kopfes die Nachzügler der Flüchtlinge, wie sie eben hinter die Weiden schlüpften. Er wurde krebsrot vor Wut. ‚Betrüger!‘ schrie er, ‚wartet! ich hole mir eine Geisel aus euch, die für alle Ausreißer büßen soll!‘ — Die Strömung hatte ihn aber inzwischen unvermerkt zu der gefährlichsten Stelle getragen, und als er nun wie ein gereiztes Wild dem Ufer entgegenschoß, sahen die Knaben ihn plötzlich erbleichen und mit der größten Anstrengung gegen das auf der Oberfläche glatte, verräterische Element kämpfen. Auf einmal wirbelte er blitzschnell rundum, und fuhr unter dem Geheul: ‚Allein! — allein!‘ — in die entsetzliche Tiefe. Er ist nie wieder aufgetaucht! — Man sagt,“ schloß Julius, „daß man dort zuweilen ein unheimliches Gurgeln und den dumpfen Schrei: ‚Allein!‘ — hört.“

Die Knaben waren ernst geworden, und ihr eigenes Vergehen mochte ihnen fühlbar werden. Jetzt wurde keine Einwendung mehr gegen eine sofortige Zurückfahrt gemacht; nur Adolf blieb in der früheren Stimmung. Er schüttelte sich unter komischen Gebärden und spöttelte:

„Das ist die grause Geschichte
Vom schrecklichen Strafgerichte!“

Die im Schifflein jetzt vorherrschende Stimmung war ihm herzlich langweilig. Er hob laut ein lustiges Schifferliedchen, in das die meisten Knaben bald einstimmten, an; nach dessem Takte aber führte er auch das Schaukeln wieder ein, das um so bedenklicher wurde, als die ersten, fähigsten Ruderer wegen Ermüdung von minder geübten abgelöst waren. „Ich bitte dringend, rudert ans Ufer und laßt mich aussteigen!“ sagte Julius kurz vor der Weidenpartie. Einige Knaben schlossen sich seinem Wunsche an.

„Steckt das Hasenherz euch an?“ höhnte Adolf. „Wir bleiben beisammen, sonst werdet ihr Feiglinge später zu unseren Anklägern!“

„Ein Feigling bin ich sicher nicht, aber mit der augenscheinlichen Todesgefahr darf man nicht freventlich spielen,“ wehrte Julius den gemachten Vorwurf ab. „Uebrigens,“ fügte er hinzu, „für mich persönlich mag diese Gefahr minder groß sein, als für manchen anderen unter uns, denn ich kann ziemlich gut schwimmen.“

„O, auch darin würde ich dein Meister sein, du dünnes Männchen!“ prahlte Adolf. Dann trällerte er:

„Hier liegt der Held begraben,
Der wilde Moritz, ja!
Gesellschaft will er haben —
Mich kriegt er nicht — hurra!“

„Doch jetzt Ruhe! — Wir müssen hier ernste Totenfeier halten,“ sagte er mit komischer Feierlichkeit, so plötzlich sich erhebend, daß das ohnehin schaukelnde Schiffchen heftig nach seiner Seite überschlug. Adolf strauchelte und fiel auf einen der Ruderer, dem dadurch der Riemen ins Wasser entglitt; der Ruderer und Adolf haschten zugleich danach, die schwanke Jolle kam aus dem Gleichgewicht und — schlug um. Ein furchtbares Notgeschrei durchdröhnte die Abendluft; dann ertönte noch hier und da ein vereinzelter Ruf, ein halb ersticktes Stöhnen, und dann war alles totenstill. — Bald fuhr mit kräftigsten Ruderschlägen das zurückkehrende Boot mit den hand- und wasserfesten Männern heran; sie hatten aus der Ferne das Kentern der Jolle gesehen, und da ringsum alles menschenleer war, beeilten sie sich zur noch möglichen Hilfeleistung. Da sahen sie mehrere Körper, ihnen entgegentreibend oder auch schwimmend, auftauchen, die Strömung hatte sie aus der gefährlichen Strudelstelle glücklicherweise gleich entführt; mit nicht zu großer Mühe gelang es den Schiffern, drei der verunglückten Knaben an Bord zu ziehen; dann sprang der eine Schiffer, ein noch junger, rüstiger Mann, der vorhin Adolfs Dank durch die faule Birne erhalten hatte, ins Wasser, und rettete schwimmend und tauchend noch zwei andere Knaben. Doch in das Strudelgebiet wagte er sich nicht. „Das bohrt den besten Schwimmer hinunter!“ — sagte er, während er wieder ins Boot kletterte und mit seinem Gefährten die Geretteten ans nächste Ufer brachte. Dort liefen ihnen zwei der Knaben entgegen, die teils durch Schwimmen und volle Geistesgegenwart, teils durch einen günstigen Wasser-

andrang an die Weiden gekommen waren, deren überhängende Zweige sie ergriffen und das Land dadurch erreicht hatten. Sie waren die ersten, und ohne Hilfe Geretteten! — Sonderbar! — es waren Julius, und Karl, sein bester Freund. Julius sah totenbleich und höchst angegriffen aus, aber das hinderte ihn nicht, schnell Hand mit anzulegen für die teils Ohnmächtigen, die aus dem Schifflein getragen wurden. „O mein Gott! es fehlen noch drei!" — jammerte er, als er die Geretteten überzählte. Die Fehlenden waren Adolf, dessen gleichgesinnter Kamerad Ludwig und Engelbert, ein höchst munterer, aber auch herzensguter Knabe, der ebenfalls gegen die Verwegenheit der Uebermütigen protestiert hatte. Wie weit man auch das Wasser überschaute, man erblickte keine Spur von den Vermißten. Inzwischen waren einige Leute, teils Vorübergehende, teils in der Sehweite Beschäftigte, herangekommen; auch ein Fischer mit seinem großen Netze war darunter. Die Schiffer stiegen nun, gedrängt durch das Flehen der Knaben, besonders Julius', der seine neue hübsche Taschenuhr demjenigen versprach, der noch einen retten würde, mit dem Fischer wieder in das Boot. Julius sprang — jetzt an keine Gefahr für sich mehr denkend — mit hinein. — Da sahen sie einen treibenden Körper, inmitten des Flusses, auf der unheimlichsten Stelle. Das konnte nur Adolf oder Ludwig sein; sie waren beide hellblond. Engelbert hatte kurzes, kohlschwarzes Kraushaar. Möglichst schleunig, doch behutsam lenkten sie das Boot dorthin; ganz nahe durften sie sich aber nicht wagen, denn dieses war eben die tückischste Stelle des Wassers, die jeder Schiffer mied. Noch trieb der Körper, anscheinend auf dem Rücken, auf der falschen, glatten Oberfläche.

„Der ist tot!" sagte der jüngere Schiffer, „sonst würde er nicht auf dem Rücken liegen und so lange oben treiben."

„Das ist noch nicht sicher," meinte der erfahrene Fischer. „Dies Wasser hier ist immer gänzlich unberechenbar — immer gegen Kehr, im Nehmen, Geben und Tragen."

„O, näher! näher hinan!" flehte Julius händeringend. Die hellen Angsttropfen perlten ihm von der Stirn, die wunderschönen, liebevollen braunen Augen sprühten vor Erregung und auf den blassen Wangen glühten Fieberrosen auf.

„Näher geht's nicht!" weigerte der ältere Schiffer. „Wir würden uns gerade hier dem beinahe gewissen Tode aussetzen — und das wegen einer Leiche, der Leiche eines leichtsinnigen Jungen! Wir haben Frau und Kinder! — Vielleicht bringt die Strömung ihn uns nahe genug, ihn zu packen."

„O Gott, mein Gott — erbarme dich! Hilf!" — rief Julius in steigender Angst.

„Ist's Ihr Bruder?" fragte der jüngere Schiffer.

„Nein! — Um Gottes willen verliert nicht die Zeit mit Fragen — Ihr seid so kräftig, schwimmt gut: springt doch hinein und rettet ihn! Ich verspreche Euch im Namen meines Vaters eine gute Belohnung — es ist der Kreisphysikus Dr. Lahn."

Der Schiffer schüttelte düster den Kopf.

„Die ersten tausend Mark, die ich in meinem Leben verdiene, sollen Euer sein, wenn Ihr ihn ins Boot schafft!" beteuerte der Knabe.

„Meinen Sie, daß ich für Geld mein Leben verkaufe," sagte der Schiffer heftig. „Wenn ich die Möglichkeit einsähe, würde ich hier längst nicht mehr im Boote stehen. Zudem — der Junge ist tot!"

In diesem Augenblicke machte, wie zur Widerlegung, der treibende Körper mit dem einen Arm einige schlagende Bewegungen.

„Er lebt!" schrie Julius, wie außer sich. „In Gottes Namen!" — und er stürzte, ehe die anderen ihn hindern konnten, in den Fluß und schwamm, vom Rettungseifer getragen, zweifellos behütet von seinem Engel, ohne jede Störung hin, erfaßte glücklich den Kameraden, ohne ihn in der Aufregung und steigenden Abenddämmerung zu erkennen, und zog ihn mit Anstrengung zum Boote fort. In banger Spannung folgten die Herzen und Augen der Leute im Boote und am Ufer, besonders der Kameraden, dem mutigen, selbstlosen Versuche Julius', als sie mit jähem Schrecken plötzlich bemerkten, daß er die Richtung nach dem Boote verlor, macht- und willenlos mit seinem Schützling einen ziemlich weiten Kreis, langsam, dann immer rascher und enger zog, und endlich wirbelnd, wie in einem Trichter — unterging. Gellende Schreckensrufe bebten von allen Seiten den Verschwundenen nach — da quoll das Wasser wieder in der Nähe des Bootes auf — eine dort nicht ganz ungewöhnliche Erscheinung — und hob einen Knabenkopf empor, bleich, mit verglasten Augen, doch mit, trotz der Nässe, noch krausem, schwarzen Haar.

„Das ist ein anderer!" riefen die Schiffer, und steuerten voll Geistesgegenwart, ungeachtet der Gefahr, seitwärts in die Strömungslinie, in der der Aufgetauchte trieb. Mit kräftiger Hand hielt der Fischer das breitgespannte Netz hinaus, dem Verunglückten entgegen, den es richtig auffing. Indessen die Aufmerksamkeit der Bootsleute einige Augenblicke ausschließlich dieser Rettung zugewendet war, bemerkten die Knaben vom Ufer aus zwei Köpfe dicht bei einander, kurz nach dem ersten und ziemlich nahe emporkommen; durch Geschrei und Winke machten sie die Schiffer aufmerksam, die Julius und seinen Schützling darin erkannten. Noch war aber das Netz nicht wieder frei, und ohne sich lange zu besinnen, sprang der jüngere Schiffer, mit dem Rufe: „Gott helf! es ist für den guten Jungen, den Lahn!" — über Bord. Glücklich erfaßte er beide Knaben zugleich; dadurch aber verlor er jede freie Handbewegung; doch eine neue, tief aus dem rätselhaften Grunde aufquellende Welle brachte ihn dem Boot ganz nahe, so daß der ältere Schiffer — der Fischer war noch mit seinem kostbaren Fang beschäftigt — die kurze Zugleine des Bootes über die Gruppe auswerfen konnte, die auch glücklich sich um den Körper des einen Knaben schlang. Jetzt holte er sie vorsichtig an und mit Hilfe des seinen Geretteten an den Schiffsboden legenden Fischers wurden zuerst die Knaben und dann der Retter ins Boot gezogen.

Mittlerweile hatten hinzugekommene Leute die weit hinunter getriebene Jolle vermittelst eines kleinen Fischerkahns aufgefangen, sie wieder gekehrt, und kamen nun, als freilich dort keine solche Hilfe mehr nötig war, zum Boote.

„Haltet hier Rundschau und suchet, solange ihr sehen könnt," sagte der Schiffer, „einer fehlt noch!"

„Ach der kommt jetzt nicht mehr empor, den wird der Moritz schon halten, wenn er nicht längst flußabwärts getrieben ist!" — meinten die Leute kopfschüttelnd. Dessenungeachtet thaten sie doch ihr möglichstes.

In unbeschreiblicher Aufregung harrten die Knaben am Ufer der Landung des Bootes. Außer dem guten Julius waren nur zwei aufgefangen; wer war der noch Vermißte? — Und waren diese lebend oder tot? — Zähneklappernd, aber durchaus nicht ihres eigenen Zustandes gedenkend, stierten sie auf das nahende Fahrzeug und bemerkten nicht, daß eine offene Kutsche mit einem älteren Herrn hinter ihnen hielt. Es war der Kreisphysikus Lahn, der, eben von einer Amtstour nach der Stadt zurückkehrend, von der nahen Landstraße aus die ungewöhnlichen Menschengruppen und die Bewegungen der Boote beobachtet hatte und querfeldein herangefahren war. Der Arzt war wirklich ein Gottgesandter in diesem furchtbaren Augenblicke, wo die drei bleichen Knaben, anscheinend tot, unter dem lauten Schreien und Schluchzen der Kameraden ans Ufer gelegt wurden. Entsetzt erkannte der Vater seinen Julius, und niemand verargte es dem Arzt, daß er für Augenblicke ganz in dem Vatergefühl aufging, und mit schwerem Aechzen sein geliebtes Kind umklammerte. Aber eben die Vaterliebe gab ihm rasch die Entschlossenheit und nötige Ruhe wieder. Julius war nicht ertrunken und auch nicht vom Wasser erstickt — er war nur, von Schrecken und Anstrengung gänzlich entkräftet, ohnmächtig geworden, und einige Mittel, die Dr. Lahn stets auf seinen Rundfahrten bei sich führte, brachten ihn bald wieder zu sich. Erst verwirrt um sich blickend erkannte er bald den Vater, lächelte ihn an, und dann plötzlich der Vorgänge und ihrer Ursache sich bewußt werdend, umklammerte er den Hals des Vaters und schluchzte: „Verzeih', verzeihe, lieber Papa! — O — Gott hat schwer gestraft!"

Dr. Lahn erkannte unschwer das Vergehen, doch sagte er nur einige beruhigende Worte zu Julius, legte ihn in die bequemen Wagenkissen, umhüllte ihn mit der Reisedecke, und wendete sich jetzt den beiden zu, die den Arzt notwendiger hatten. Die Schiffer und der Fischer, auch einige andere, in Behandlung Ertrunkener nicht unerfahren, hatten sich unterdessen nicht vergeblich bemüht; bald gab der Krauskopf — Engelbert — schwache Lebenszeichen, die sich unter den Bemühungen des Arztes verstärkten. Schlimmer war es mit Lud-

wig; er schien tot zu sein. — Ja, Ludwig war der eine Aufgefangene, für den Julius sich fast dem Tode hingegeben hatte; und Adolf — mit tiefem, schweigendem Erschauern bemerkten es die Kameraden! — der frivole Adolf war und blieb der Verschwundene. Zwar suchten noch beide Schiffchen, von dem Doktor und einigen anderen hinzugekommenen Männern angespornt, den Verlorenen, und schauerlich unauslöschlich war der Eindruck, den die auf den dunklen, jetzt von einem Gewitterwinde aufgeworfenen Wogen des Flusses tanzenden Fahrzeuge unter dem durch Nacht und Gewölk sich verfinsternden Himmel mit ihren schwarzen Menschengestalten machten. Zwei aus dem nächsten Häuslein herbeigeholte Laternen warfen zitternde, unsichere Lichtstreifchen auf die unheimlichen Fluten, die das junge Dasein so gierig verschlungen hatten, das heute noch so sorglos gelacht, so keck sich vermessen hatte. Doch — alles Suchen, selbst in den folgenden Tagen, blieb vergeblich: Adolf war spurlos dahin!

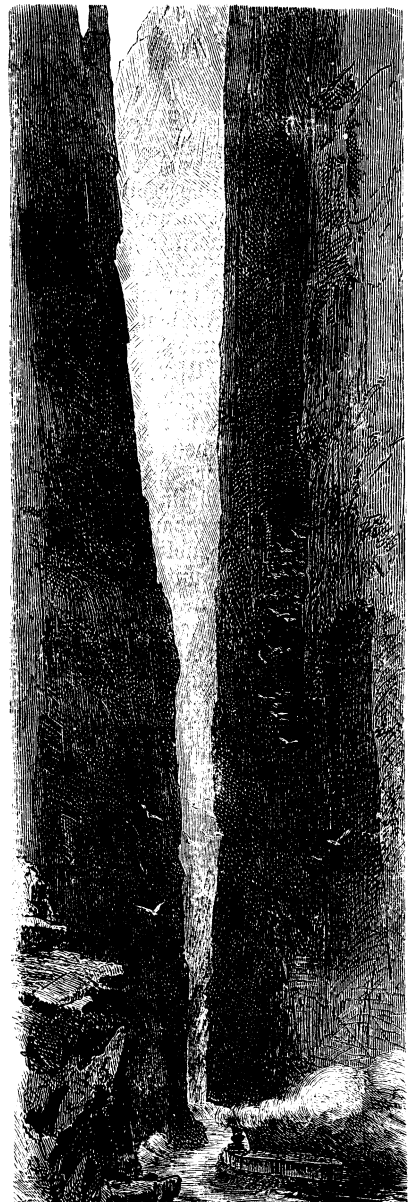
Der Arzt trieb heimwärts, sobald auch endlich an Ludwig sich Lebenssymptone zeigten; dieser wurde unter guter Obhut nach dem Fährhause geschafft, wo eine langwierige Krankheit ihn wochenlang fesselte. Eine lähmende Schwäche beider Beine blieb als dauernde, traurige Erinnerung an die verbotene Wasserfahrt. Aber eine bessere, süßere Frucht derselben war seine hingebende Dankbarkeit für Julius, dem er in treuester, verehrender Freundschaft immer zugethan blieb. Julius vergaß trotz seiner Schwäche nicht, seine Uhr den Schiffern und dem Fischer dankbar zu überreichen, bevor er mit dem Papa und Engelbert nach Hause fuhr.

„Ich werde Eure tausend Mark nicht vergessen!" — rief er dem jungen Schiffer zu; und er vergaß sie in der That nicht, als er später, als junger Arzt auf dem Lande, sie sich unter Beschwerden und Entbehrungen erwarb. Die Herzen des Schiffers und der Seinigen schlugen warm für den jungen Dr. Julius Lahn. „Es wäre zu schade gewesen, wenn der als Knabe ertrunken wäre!" — pflegte der Schiffer zu sagen. „Er ist einer der klügsten und besten Menschen, der es, der Welt zu Nutz, noch weit bringen wird!" — Es war ein prophetisches Wort. —

Engelbert kam nach leichter Krankheit ziemlich schadlos davon, ebenso die anderen Knaben. Sie erwiesen sich unter reicher Beisteuer ihrer Eltern ihren Rettern sehr dankbar. Aber ein gewisser Ernst ist allen, auch den Leichtmütigsten, seit dem Unglück zu eigen geworden; wohl am meisten durch Adolfs frevelhafte Aufforderung zu einer Totenfeier auf der verhängnisvollen Stelle, die ihm im selben Augenblicke selbst zum Grabe wurde. — Diese Stelle hat durch die Behörde ein besonderes Wahrzeichen erhalten. Auch hörte man nie wieder einen Laut aus der verräterischen Tiefe. „Der wilde Moritz schweigt — er hat nun Gesellschaft!" flüstert der Volksmund.

Die verwünschte Gegend.

Im fernen Westen des nordamerikanischen Festlandes liegen die vor einem Vierteljahrhundert noch beinahe unbekannten Landstriche von Arizona, Nordmexiko, Nevada, Colorado und dem Mormonenlande, welche einen



Im großen Cañon.

Flächenraum von nahezu zwei Millionen Quadratkilometer bedecken und gegenwärtig kaum mehr sind, als eine wald- und wasserarme steinige Wildnis, bewohnt von einigen der wildesten und grausamsten Stämme nomadischer Indianer. Die wenigen Reisenden, welche diese trostlosen Gegenden früher besuchten, waren von ihnen so wenig erbaut, daß sie dieselben mit verschiedenen, nicht gerade belobenden Bezeichnungen belegten, wie: terres maudites, verwünschte Gegenden, mal pays, schlechtes Land u. dergl. m. Nicht einmal der Jäger fand dort seine Rechnung, denn es fehlte an Wild, weil an Weide. Der Charakter der Landschaft ist ein ungemein trostloser: weite steinige Hochebenen, überragt von steilen zackigen Felsenkämmen, durchrissen von mächtigen, tief eingewühlten Schluchten, von den Spaniern „Cañones" genannt, in deren Sohle das Rinnsal eines oft versiegenden Baches sich hinzieht, nirgends Bäume und Wälder, nirgends grüne Matten, sondern nur da und dort Gestrüpp und Büsche, die sich nur einige Fuß über den Boden erheben, überall mächtige Felstrümmer und Findlingsblöcke über den Boden gestreut, nirgends Spuren von Menschenleben und Besiedelung.

Im Oberlaufe des Colorado sind, wie der Amerikareisende Hesse-Wartegg erzählt, die Cañons mehr zahlreich, aber bloß von geringer Tiefe, wenn man Felsmauern fünfmal so hoch als der Turm des Wiener Stephansdoms überhaupt als niedrig bezeichnen kann. Nur in dem schönen, 21 Meilen langen Cañon von Lodore erheben sie sich zu etwa 3000 Fuß Höhe.

An einigen Stellen, weiter stromabwärts, wie am Fuße des Gray-Cañon, erheben sich ungeheure Felstürme senkrecht aus dem Wasser, als wären sie von Menschenhand gebaut und glatt gemeißelt.

Es sind Felsen, von den Zeitaltern und den Stürmen bearbeitet, bis nur eine dünne Felsnadel, eine himmelragende Felsenruine übrig blieb, wie die vom Fleisch entblößten Rippen eines Vorwelttieres.

An den Klippen und selbst an ihrem oberen Rande, weit in das Land hinein, sieht man seltsam geformte Obeliske und „Buttes", als wäre es ein ungeheurer Friedhof von Titanen, über deren Gräbern sich kolossale Grabmonumente erheben. In den Wänden des Cañons findet man Grüfte und offene Gräber, als wären sie eigens für jene gegraben, die es wagen, in die geweihte Ruhestätte der Geister einzudringen. Sie rufen ihnen ein memento mori zu.

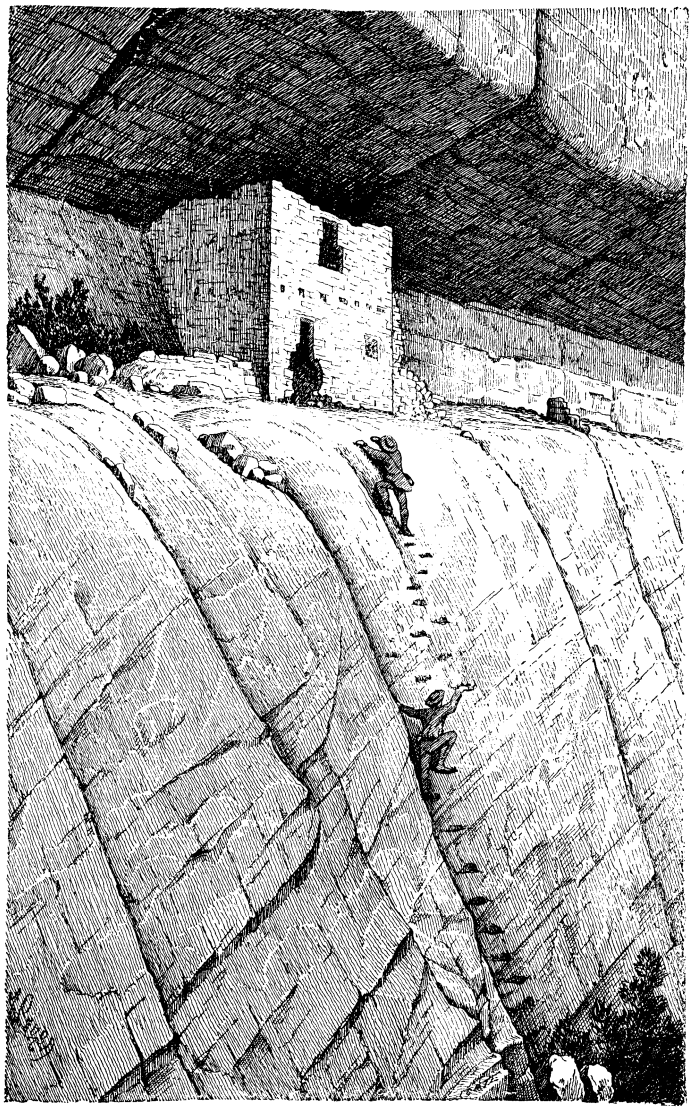
Von diesen Obelisken und Pyramiden erhielt der Cañon den Namen Monument-Cañon. Von der Mündung des Pariaflusses an erhält der Cañon einen anderen Charakter. Der Strom ist in Kalksteinformationen eingetreten, die Wasser haben sich glatt durch die marmornen Felsen hindurchgeschnitten, ohne die geringsten Seitencañons oder Schlünde und Felstrümmer aufzuweisen. Es ist eine glatte Passage zwischen glänzend polierten, oft wundervoll gefärbten marmornen Wänden, deren Höhe von keiner Kathedrale der Welt übertroffen wird. Weiß, Grau, Safran, Rosenrot und Purpur vermengen sich und durchziehen in Adern die kolossalen, eine halbe Meile hohen Mauern; 65 Meilen vom Pariafluß bis zum Coloradochiquito rahmen sie das enge Strombett ein und bilden gleichsam den Thorweg zu einem der großartigsten Weltwunder, dem nun folgenden Grandcañon des Colorado.

Eine englische Meile tief unter der Oberfläche der Erde wogt der Fluß zwischen den senkrechten Mauern hindurch, dem 200 Meilen entfernten offenen Wüstenlande zu; seine Wellen schrumpfen, von oben gesehen, zwerghaft zusammen, obgleich sie gegen die Mauern und Klippen wütend branden, die sich zu der Welt über ihnen erheben. Sie sind winzige Tröpflein; der Mensch in dieser Tiefe ist wie eine Ameise unter den Felsentrümmern verloren. Man bedenke nur: eine englische Meile Höhe! Horizontal gemessen schon eine bedeutende Distanz, ist sie nur schwer zu erfassen, wenn man sie in vertikaler Richtung nimmt.

Tausend Fuß — also etwa zwei Pyramiden hoch — bestehen diese vertikalen Wände aus Granit, deren Rippen wie von Titanenhand zu ihrer Verstärkung gemeißelt sind; auf diesem Piedestal aus Urgestein ruhen Klippen und abermals Klippen senkrecht übereinander bis zum Gipfel, und dieser Gipfel ist die Oberfläche der Erde. Unten an den Ufern ist alles schwarz, finster und enge, oben rot und hell, grau und orange, mit Seitencañons und Klaffungen, ein unendliches Felsenwirrsal. Je weiter man vordringt, in desto tiefere Schluchten gelangt man, bis zu der Meile über den Köpfen noch eine halbe Meile hinzugekommen und die Klippen sich über 7000 Fuß über den Fluß erheben.

Und doch hat der Mensch nicht immer hier gefehlt, denn wenn man durch diese langen Schluchten hinwandert, so sieht man an den steilen Wänden, welche die Schluchten begrenzen, gar oft die Ueberreste menschlicher Wohnungen, welche entweder in das Gestein hineingewühlt sind wie die Zelle einer Honigwabe, oder welche auf hohen, schmalen Leisten der Felsenwände aus rohen Steinen erbaut sind. Diese Behausungen zeugen davon, daß darin einst Menschen gelebt haben, und zwar nicht einzeln, sondern in Gemeinden aus mehreren Familien, denn man findet außer den nahe beisammenliegenden Wohnstätten auch noch Cisternen, Unterstände für Vieh, Reste von Befestigungen und die Trümmer von ganzen Städten. Die Felsenwände und die Mauern der Häuser sind bedeckt mit Hieroglyphen, mit gemalten oder gemeißelten Figuren, mit einer rohen Bilderschrift eines untergegangenen Volkes, welches einst diese Oertlichkeiten bewohnt hat. Wer dieses Volk gewesen ist, und wann es gelebt hat, ist noch nicht ermittelt worden; man nennt es schlichtweg das Volk der Cliff-dwellers, die Felsenbewohner, das noch auf einer ziemlich niedrigen Stufe der Kultur stand, zwar schon Mais baute und Töpferei betrieb, aber noch keine Metalle kannte und seine Aexte, Messer, Meißel, Pfeile und Lanzenspitzen, Mörser, Reibsteine zum Mahlen des Getreides aus Stein herstellte. Wir führen unseren Lesern nebenstehend eine der Bauten dieser alten Felsenbewohner vor, welche einen Begriff von dem allgemeinen Charakter zu geben vermag. Diese Behausung steht mit einer Anzahl ähnlicher im sogen. Chellycañon auf einer hohen natürlichen Felsenleiste, etwa 20 m über der Sohle der Schlucht. Eine ziemlich mächtige Schichte weißeren Gesteins ist hier auf natürlichem Wege ausgewittert und hat eine bald ebene, bald leicht geneigte Leiste hinterlassen, auf welcher ein solcher Mann der Vorzeit sich sein Haus erbaut hat. Diese Häuser bestehen bald aus Steintrümmern, welche man aus dem anstoßenden Gestein gebrochen hat, bald aus Adobes oder an der Luft getrockneten Lehmziegeln; aber das Baumaterial ist immer ganz sauber gemauert und mit einem Mörtel aus Lehm und Asche verbunden. Wie die Erbauer dort hinauf kamen und ihr Baumaterial, ihr Vieh ꝛc. hinauf brachten, erscheint unbegreiflich, denn man hat außer rohen Stufen und Kerben oder Felsenspalten und Wasserunsen an den Felswänden keinen Zugang entdeckt, und die Bewohner müssen sich langer Leitern bedient haben, da diese Behausungen oft einige hundert Fuß über der Thalsohle liegen. Auch stehen diese Behausungen nicht einzeln, sondern manchmal in großen Gruppen beisammen — die Stadt, zu welcher das von uns abgebildete Haus gehört, erstreckte sich über eine Länge von 545 und eine Maximalhöhe von 40 Fuß. Beinahe alle Häuser waren zweistöckig, mit sehr glatten, schön gemauerten, aber dünnen Wänden, welche oft nur 17, aber selten über 45 cm dick waren. Die Innenräume waren in viele Gemächer eingeteilt, welche so klein sind, daß man nicht begreift, wie ein Mensch darin leben konnte. Ueber jedem Haus waren einige Gruben als Cisternen für Regenwasser und einige kleine Höfe für das Vieh, obwohl man nicht begreift, wie man Vieh auf diese Felsenleisten hinaufbringen und es dort ernähren konnte. Die Häuser hatten keine Thüren noch Treppen, sondern nur kleine und niedrige Fenster, und in ihrer Nähe befanden sich eigentümliche, halb unterirdische Bauten, welche auf einem Durchmesser von 40 bis 60 Fuß viele kleine Zellen und in der Mitte ein halb unterirdisches Gemach enthalten. Der Zugang zu diesen seltsamen Bauten, welche die Spanier estufas, Badstuben, nannten, bestand oft in engen unterirdischen Gängen, welche nur 63 cm breit und 85 cm hoch waren, so daß man über ihre ursprüngliche Bestimmung durchaus noch nicht im klaren ist.

Um diese Behausungen herum, deren einzig mögliche Ersteigung unser Holzschnitt veranschaulicht, findet man eine Menge Pfeilspitzen von Kieseln und Feuerstein, Achat, Obsidian ꝛc. und Scherben von sehr schönen, oft bunten und zierlich geformten Töpferwaren, welche schon von einer großen Kunstfertigkeit zeugten.



Ruinen einer Felsenwohnung im Chellycañon.

Himmel und Erde.

Es ist schwer, sich eine richtige Vorstellung von den Größenverhältnissen und dem gegenseitigen Abstand von Sonne, Mond und Erde zu machen, wenn man dieselben in ihren wirklichen Werten, sozusagen in natürlicher Größe ausgedrückt vor sich hat. Es handelt sich da um Tausende und Millionen von Meilen, und dies sind Maße, die der menschliche Geist schwer zu erfassen vermag. Anders wird es, wenn man diese Abmessungen auf solche Verhältnisse zusammenschrumpfen läßt, mit welchen wir im gewöhnlichen Leben zu thun haben; man erhält dann ein Bild, welches unserem Fassungsvermögen entspricht und sich leicht dem Gedächtnis einprägt.

Wir wollen einmal versuchen, die ungeheueren Zahlen, mit denen der Astronom rechnet, ins kleine zu übertragen; ihr werdet sehen, wie verständlich sie euch dann sein werden.

Denkt euch eine Kugel von solcher Größe, daß, wenn sie hohl wäre und ein erwachsener Mann darin aufrecht stände, dieser bei erhobenem Arm mit den Fingerspitzen gerade an die Decke reichte. Diese Kugel soll unsere Sonne vorstellen. Es ist schon ein ziemlich dicker Ball, der durch eine gewöhnliche Thür nicht hindurchgeht, und wir müssen schon das große Hausthor öffnen, wenn wir ihn unter Dach bringen wollen.

Wie groß ist nun wohl die Erde? Etwa wie ein Wagenrad oder wie ein Kürbis? — Nein, weit fehlgeschossen! — Vielleicht wie eine Kegelkugel? — Gott bewahre! Nicht einmal wie ein Apfel, sondern nur wie eine Kirsche! —

Und nun erst der Mond! Derselbe erscheint uns am Himmel gerade so groß wie die Sonne, und doch ist er nur winzig klein dagegen: er ist in unserem Beispiel nicht größer als eine Erbse!

Haben wir auf diese Weise einen Begriff von der Größe dieser drei Himmelskörper, so wollen wir nun sehen, wie weit sie voneinander abstehen.

Merken wir uns an einem weithin sicht-

baren Hause die Hauptthür, so kann diese uns, weil wir keine Kugel von gleicher Größe zur Verfügung haben, als Bild der Sonne dienen. Ungefähr dreihundert Schritt von dieser Thür entfernt stellen wir uns auf, nehmen den Stiel der Kirsche zwischen die Lippen, legen die Erbse auf die flache Hand und strecken den Arm gerade aus.

Jetzt haben wir die richtigen Größen und die entsprechenden Entfernungen: die Kirsche an unseren Lippen ist die Erde, die Erbse auf unserer ausgestreckten Hand ist unser treuer Trabant, der Mond, und das Thor des dreihundert Schritt entfernten Hauses ist die liebe Sonne.

Da die Sache so leicht ist, wollen wir auch noch den Jupiter, den größten Planeten unseres Sonnensystems, mit in den Vergleich ziehen.

Derselbe hat die Größe einer dicken Melone und ist über fünfmal so weit von dem Hause entfernt als unsere Kirsche.

Sollen wir aber noch zum Schluß die Frage beantworten: „Wo würde wohl der nächste Fixstern stehen?“ so müssen wir wieder zu einem Maße greifen, das außerhalb des Alltäglichen liegt, und wir reichen kaum mit dem größten irdischen Maße aus. Legen wir einen Bindfaden rund um die Erde und spannen denselben darauf wieder gerade aus, dann haben wir ungefähr die Entfernung, um welche die Häuser auseinander liegen, deren Thore die Sonne und den nächsten Fixstern darstellen.

Ihr seht, daß wir hier wieder bei Verhältnissen angelangt sind, die jenseits der Grenze unseres Vorstellungsvermögens liegen. Leichter faßbar wird es, wenn wir der Sonne nur die Größe einer Billardkugel beilegen, die sich in Berlin befindet. Ihre nächste Kollegin wäre dann in Petersburg.

Der Waldmeister.

Wer unter den Lesern kennt nicht das unscheinbare Blümchen Waldmeister, wer hätte nicht schon im herrlichen Mai Waldmeister, ganze Hände voll, im Walde geschnitten und heimgetragen und der Mutter mit strahlender Miene zum köstlichen duftenden Maitrank übergeben? Aber vielleicht kennen nicht alle Leser dies bescheidene Blümchen genauer? Wir wollen's darum beschreiben, es verdient's, daß man sich mit ihm eingehender beschäftigt und seine nähere Bekanntschaft macht.

Unscheinbar ist's, das muß man schon zugeben; aber ist nicht die Nachtigall auch von unscheinbarem Aeußeren und singt doch am herrlichsten?

Wenn's Frühling wird, wenn die Wiesen sich mit leuchtendem Grün bekleiden, der Wald sich wieder duftige Laubkronen aufsetzt, dann wacht Waldmeister aus langem Winterschlafe auf, um den Menschen den Frühling anzusagen. Aus dem braunen harten Waldboden sprießt dann ein feines, grünes Hälmchen mit zartem Blattgefieder, das sich wie die Bäume seine Krone aufsetzt, eine Krone von winzig weißen Blümchen, und das ist – der Waldmeister. Er ist eine Asperulaart, die üppig in großer Menge am Rhein gedeiht. Auch in Belgien schlägt Waldmeister Wurzel, ist sogar dort in Gärten wohl beliebt.

Seltener ist er in England und Frankreich zu finden. Ueberall aber, wo er sich blicken läßt, ist er ein Liebling der Menschen, sowohl als köstliche Weinwürze, wie als ein Kräutlein, das den Frühling ansagen hilft, und als medizinisches Mittel beim Volk.

Ursprünglich wurde Waldmeister „Herzensfreydt“ benannt, auch Waldmännlein (nach Dr. J. G. N. Dietrichs, Straßburg 1737; „die anmutigen Abbildungen“ dazu sollen zum Teil von Joh. El. Riedinger gemacht sein). Weil im größten wie im kleinsten stets die Sanftmütigen das Erdreich besitzen sollen, so ist auch das kleine, zierliche, bescheidene Kraut Meister im Walde, weil es nicht breit sich hervorthut, sich aber durch seinen ausgezeichneten aromatischen Geruch und Geschmack den Menschen wohlgefällig macht. So soll's auch bei dem Menschen sein; Waldmeister kann als Vorbild dienen: nach außen bescheiden, anspruchslos, nur durch edle Eigenschaften, Tugenden, geistige Vorzüge sich auszeichnend! Nach Ph. A. Nemnich (Hamburg 1793) soll der Waldmeister, getrocknet, das Wetter anzeigen; bei nasser Witterung sehr stark, bei trockener gar nicht riechen. Seinen Namen „Meister“ verdient er eigentlich noch aus dem Grunde, weil er's „meisterhaft“ versteht, durch die Maibowle den Trinkern — denen er eben gar so süß mundet, daß sie oft etwas zu tief ins Gläschen schauen — zu Kopf zu steigen; bei den Mäßigen dagegen bewirkt er Heiterkeit, Frohsinn. Früher wurde ihm die Kraft zugeschrieben, Jugendmut, Lebensfrische zu verleihen; das ist aber ein unverdientes Lob. Dagegen hat er die heilsame Eigenschaft, schweißtreibend zu wirken, und wird auf dem Lande als Schweißmittel gebraucht. Die Sitte, Wein mit Blumenduft zu würzen, ist uralt. Die Römer gossen ihren Falernerwein durch ein Gefäß, das mit Rosen vollgestopft war, Mohammed trank nur Wein, der mit Veilchen gewürzt wurde; auch Gänseblümchen, Fünfblatt (Potentilla), Himbeerstrauchsprossen, Schafgarben und Ahlbeeren wurden verwendet. Mit der ersten Kunde von Waldmeister (niederländisch „waldmeester“ nach J. Th. Tabernaemontanum, Basel 1687; nach H. Bock, Straßburg 1574, „Waldmeyster, darumb daß es in Wäldern wächst“) findet man ihn schon als Weinwürze gerühmt; er spielte überhaupt immer die erste Rolle unter den Maikräutern. Aber nicht nur in der Bowle und seiner sonstigen oben beschriebenen Eigenschaften wegen ist Waldmeister rühmlichst bekannt und beliebt; er ist auch in die deutsche Litteratur eingeführt, er hat den Stoff geliefert zu dem Gedicht von Otto Roquette: „Des Waldmeisters Brautfahrt“. Wer ihn unter der Jugend bis dahin etwas gering geschätzt hat, wird doch nun — aus letzterem Punkte sicherlich — Respekt vor diesem Blümchen haben?

Das Hamaïl.

Zwischen Bir el asuad und Ain tajib schwebte einer jener Sakrfalken, welche von den Beduinen vorzugsweise gern zur Jagd abgerichtet werden, hoch oben in der Luft. Seinen scharfen Augen wurde es nicht schwer, zwei Reiterzüge zu erkennen, welche in wohl stundenweiter Entfernung voneinander dem gleichen Ziele zuzustreben schienen.

Der im Osten sich südwärts bewegende Zug schien eine Kafila, eine Handelskarawane zu sein. Sie bestand aus vielleicht zwanzig Packkamelen und zehn berittenen Hedschahn. Acht der Reiter waren auf orientalische und zwei auf europäische Weise bewaffnet. Die ersteren trugen außer ihren dünnschaftigen Flinten noch lange Lanzen, deren breite scharfe Stahlspitzen im Lichte der untergehenden Sonne glänzten. Der Schech el dschemali, welcher als Führer voranritt, war der dunkelste von ihnen und hatte fast negerartige, keineswegs vertrauenerweckende Gesichtszüge. Die letzteren beiden hätte man für Europäer halten können, und wenn sie das nicht waren, so stammten sie gewiß wenigstens aus dem Gharb, einem der nordafrikanischen Gestadeländer.

Der Falke stieß hoch oben in der Luft einen lauten schrillen Schrei aus. Als der Führer denselben vernahm, glitt ein befriedigtes Lächeln über seine bisher unbewegten Züge.

„Chabir — Führer, hast du den Vogel gehört?“ rief ihm einer der beiden zu.

„Na'm, Sihdi — ja, Herr,“ antwortete er.

„Wäre der Falke ein zahmer, so müßten Menschen in der Nähe sein. Ich halte ihn für einen wilden.“

„Hehk — so ist's!“ antwortete der Führer kurz, indem es wie Schadenfreude um seine aufgeworfenen Lippen zuckte.

„Wann kommen wir zum Ruheplatz?“

„'an kharihb — bald.“

„Und werden wir dort sicher sein?“

„S'lon bilamahn — wie in Allahs Schoß “ —

Der im Westen sich fast parallel bewegende Zug war jedenfalls eine Kafilat et tayyara, eine fliegende Karawane. Sie bestand aus vierzehn wohlbewaffneten dunkelfarbigen Männern, welche alle sehr gute Reitkamele ritten. Eins derselben war ein kostbares graues Bischarihnhedschin. Derjenige, den es trug, schien der Anführer zu sein. Er hatte die Kapuze seines weißen Haïk zurückgeschlagen. Er war, wie seine Begleiter, ein Tedetu vom Stamme der Kra-an; doch zeigte sein kurzes wolliges Haar, daß Negerblut in seinen Adern floß, ein Umstand, dessen sich unter den Tibbu niemand zu schämen pflegt.

Auch er hörte den Schrei des Falkens.

„Ikh, ikh!“ rief er, und auf diesen Befehl hielt sein Hedschihn an. Die anderen sammelten sich um ihn. „Hamdulillah — Allah sei Dank!“ meinte er. „El Aswad führt sie uns in die Hände. Es ist ihm gelungen, sie zu täuschen. Wenn wir uns nun gerade nach Osten wenden, werden wir ihre Darb (Spur) erreichen und dieselbe lesen können. Ich werde den Sakr rufen.“

Er steckte einen Finger in den Mund und stieß einen durchdringenden Pfiff aus. Der Falke hörte ihn trotz der großen Entfernung und schwebte nach wenigen Augenblicken über den Reitern.

„Ta' ahl — komm her!“ befahl der Reiter.

Der Vogel ließ sich gehorsam auf den hohen Knopf des Sattels nieder, wurde dort an einer Kette befestigt und erhielt eine lederne Haube aufgesetzt. Dann bogen die Reiter in einem rechten Winkel von ihrer bisherigen Richtung ab und hielten langsam gerade nach Osten zu, der Anführer immer an der Spitze des Zuges.

Als sie ungefähr eine halbe Stunde geritten waren, hielt er an, deutete in die Ferne und sagte nur das eine Wort:

„Hunahk — dort!“

Aus der Richtung, in welche er zeigte, sah man Lanzenspitzen schimmern. Die Vierzehn zogen sich vorsichtig hinter die Sanddünen, zwischen denen sie hielten, zurück und setzten erst nach einer Weile ihren Ritt fort. Bald erreichten sie die Spur der anderen Karawane. Der Anführer ließ sein Tier niederknieen und stieg ab, um die Fährte zu untersuchen.

„Dreißig Hawawihn (Tiere),“ sagte er. „Es sind die, welche wir verfolgen. Am Bir Fetna wird Allah sie in unsere Hände geben, und dann werden wir die Beute teilen und reicher sein als je zuvor. Laßt uns ihnen jetzt langsam folgen, damit El Aswad uns nicht so lange zu suchen hat!“

Es war klar: die vierzehn Reiter bildeten eine Gum, eine Raubkarawane, und El Aswad, der Führer der Handelskarawane, war ihr heimlicher Verbündeter. Er wollte diejenigen, welche sich ihm anvertraut hatten, in die Hände der Wüstenräuber liefern. Er hatte sich nur zu diesem Zwecke von den nichts ahnenden Reisenden als Chabir engagieren lassen. Daß die Räuber arabisch sprachen und nicht ihren Tedagadialekt, war ein Zeichen, daß sie ihre unheimlichen Züge weit über die Grenzen ihres Stammes hinaus zu unternehmen pflegten.

Während sie den Spuren folgten, erreichte die Sonne den Horizont; aber den Reitern fiel es gar nicht ein, anzuhalten, um das Abendgebet zu sprechen. Es wurde sehr schnell dunkel; dann stieg das Kreuz des Südens auf, und beim Scheine der Sterne wurde der Ritt fortgesetzt, bis die Kamele von selbst ihre Schritte beschleunigten; das deutete darauf hin, daß das Wasser der Oase in der Nähe sei. Der Anführer ließ halten. Seine Leute stiegen ab und lagerten sich im Sande. Da warteten sie mehrere Stunden lang, bis sich ganz in der Nähe das leise Bellen eines Fennek, eines Wüstenfüchschens, hören ließ. Der Anführer beantwortete dasselbe, und bald tauchte der Führer der anderen Karawane aus dem Dunkel auf. Der erstere empfing ihn mit den Worten:

„Seit einer Woche habe ich deine Stimme nicht vernommen, obgleich wir stets in deiner Nähe gewesen sind. Heute sind wir am Bir el amwat (Brunnen der Toten) angelangt, an welchem wir schon viele den Tod haben trinken lassen. Nun werden wir endlich erfahren, wer die Herren deiner Kafila sind."

„Es sind zwei reiche Tuggar (Kaufleute) aus Tarabulus el Gharb (Tripolis), welche Waffen, Seide und andere Kostbarkeiten nach Bornu bringen wollen. Sie sind begleitet von sieben Beni Riah, welche wir nicht zu töten brauchen, weil sie sich nicht verteidigen werden. Von Temissa habe ich sie über Wau gerade in die Wüste geführt und dir nach dem Duar (Lager) Nachricht geben lassen. Jetzt schlafen sie am Bir Fetna (Brunnen der Akazien), und ich werde euch zu ihnen führen."

„Welchen Namen tragen sie?"

„Der eine wird nur Abu el Hamaïl genannt, weil er zwei Kurans am Halse hängen hat, und der andere heißt Halef Ben Dschubar."

Hamaïl ist ein Kuran, welchen man sich in Mekka kauft und dann zum Zeichen, daß man ein Hadschi ist, sichtbar am Halse trägt.

„Zwei Hamaïls? So war er zweimal in der Stadt des Propheten und ist ein sehr frommer Mann. Aber er wird dennoch heute sterben müssen, denn wir brauchen seine Sachen. Allah wird ihm das ewige Leben geben, und ich werde ihm einen Ihram weihen, wenn ich selbst nach Mekka komme. Auch mein Vater war zweimal dort. Er hatte zwei Hamaïls. Eins davon hat er einem Manne geschenkt, welcher ihm das Leben rettete, als die Tuareg-Kel-Tinalkuhm ihn töten wollten. Allah danke es ihm im siebenten Himmel. Jetzt macht euch bereit, ihr Männer! El Aswad wird uns führen."

Die Männer hatten nicht nur einmal einen Ueberfall ausgeführt. Sie wußten, was sie zu thun hatten. Sie entledigten sich ihrer weißen Haïks, durch deren schimmernde Farbe das Anschleichen erschwert gewesen wäre, und ließen auch die Schußwaffen zurück. Nur die breiten, scharfen, dolchartigen Sekakihn nahmen sie zu sich. Dann folgten sie dem voranschreitenden Verbündeten nach der nahen Oase.

Da, wo der Brunnen aus der Erde quoll, war er von einem Gebüsch ägyptischer Akazien beschattet, daher sein Name Bir Fetna. Die Reisenden hatten sich von ihren Kamelpaketen eine Art Umwallung gebaut, innerhalb deren sie schliefen. Das von trockenem Kamelsmist genährte Feuer war fast am Verlöschen. Alle schliefen nach dem anstrengenden Ritte fest. Sogar die Wache, welche in einer Ecke kauerte, zwei Lanzen in der Hand, war vor Müdigkeit eingeschlafen. Der eben hinter den beweglichen Sanddünen aufgehende Vollmond beleuchtete die Scene mit südlicher Intensivität, vor welcher das Licht der Sterne verschwand. Er sollte den zwei Kaufleuten zum letztenmal leuchten.

Die Mitglieder der Raubkarawane legten sich zur Erde, von welcher ihre halb nackten, dunklen Leiber nicht zu unterscheiden waren, und schlichen sich unhörbar näher. Sie erreichten die Umwallung. Die Köpfe erhebend, blickten sie vorsichtig über dieselbe hinweg. Der Anführer wählte sich diejenige Stelle, an welcher die beiden Kaufleute lagen. Der eine derselben lag schnarchend auf dem Rücken, in seinen Haïk gehüllt. Der andere lag auf der linken Seite und hielt selbst im Schlafe sein Gewehr fest in der Hand. Da bog sich der Anführer über die Umwallung herüber und erhob seine Waffe zum tödlichen Stoße. Diesen Stoß erwarteten rundum seine Genossen, um dann unter fürchterlichem Geheul das übrige zu vollbringen.

Aber was war das? Der Tedetu hielt die Hand starr erhoben, stieß aber nicht zu. Sein Blick war auf ein Gepäckstück gerichtet, welches zu Häupten des Kaufmannes lag. Auf diesem wohlverschnürten Pack lagen zwei Bücher — zwei Hamaïls, welche der Schläfer vom Halse genommen hatte, um bequemer liegen zu können. Sie lagen nebeneinander, und dasjenige zur rechten Hand war an der Schnittseite des Buches mit einem starken, metallenen Schlosse versehen, dessen eigenartige Arbeit im hellen Mondenscheine sehr deutlich zu erkennen war.

„Essuwal 'an ehsch — was gibt's denn?" fragte leise einer der beiden, welche hinter dem Zögernden kauerten. „Stoß doch zu!"

„Allah akbar — Gott ist groß!" antwortete er, indem er den Arm sinken ließ. „Das ist das Hamaïl meines Vaters. Allah hat verhüten wollen, daß ich den Retter meines Vaters töte!"

„Waih! Willst du die große Beute fahren lassen? Ist er auch der Retter?"

„Ich werde es sogleich erfahren. Wenn er es ist, so Wehe einem jeden von euch, der es wagen sollte, einem dieser Leute ein Haar zu krümmen oder ihnen das kleinste Stäubchen ihres Eigentums zu rauben!"

Dann rief er laut:

„Hadschi Omar Ben Kuwwad Ibn Hanßari!"

Im Nu sprang der Schläfer auf.

„Wer ruft mich?"

„Bist du der, den ich nannte?"

Erst jetzt sah der Kaufmann, daß sein Lager von fremden Gestalten umringt war. Er nahm schnell sein Gewehr empor, antwortete aber:

„Ich bin es, wer seid Ihr?"

„Hast du dieses Hamaïl geschenkt erhalten?"

„Ja, von einem Scheik der Tibbu, Namens Arun es Saleta."

„Das war mein Vater. Ich bin Nowad Ben Arun es Saleta. Der Engel des Todes streckte bereits seine Hand nach dir aus und da — — —"

„Allah Kerihm — Gott ist gnädig!" rief der Kaufmann erschrocken.

„Ja, Allah ist gnädig. Er hat dich errettet. Wir sind die Gum, und du befindest dich am Brunnen des Todes. Bereits schwebte mein Messer über dir, da erblickte ich das Hamaïl. Jetzt nun bist du bei uns so sicher wie unter den Zelten der Seligen, du, deine Begleiter und dein Eigentum. Und wir werden dich begleiten über die Berge und durch die jenseitige Hammada. Sag' nur das Wort, welches du zu sagen hast!"

Die Angreifer standen draußen vor und die erschrockenen Glieder der Handelskarawane innerhalb der Umwallung. Der Kaufmann erkannte die Gefahr, aus welcher ihn nur dieses Wort erretten konnte. Er sagte es:

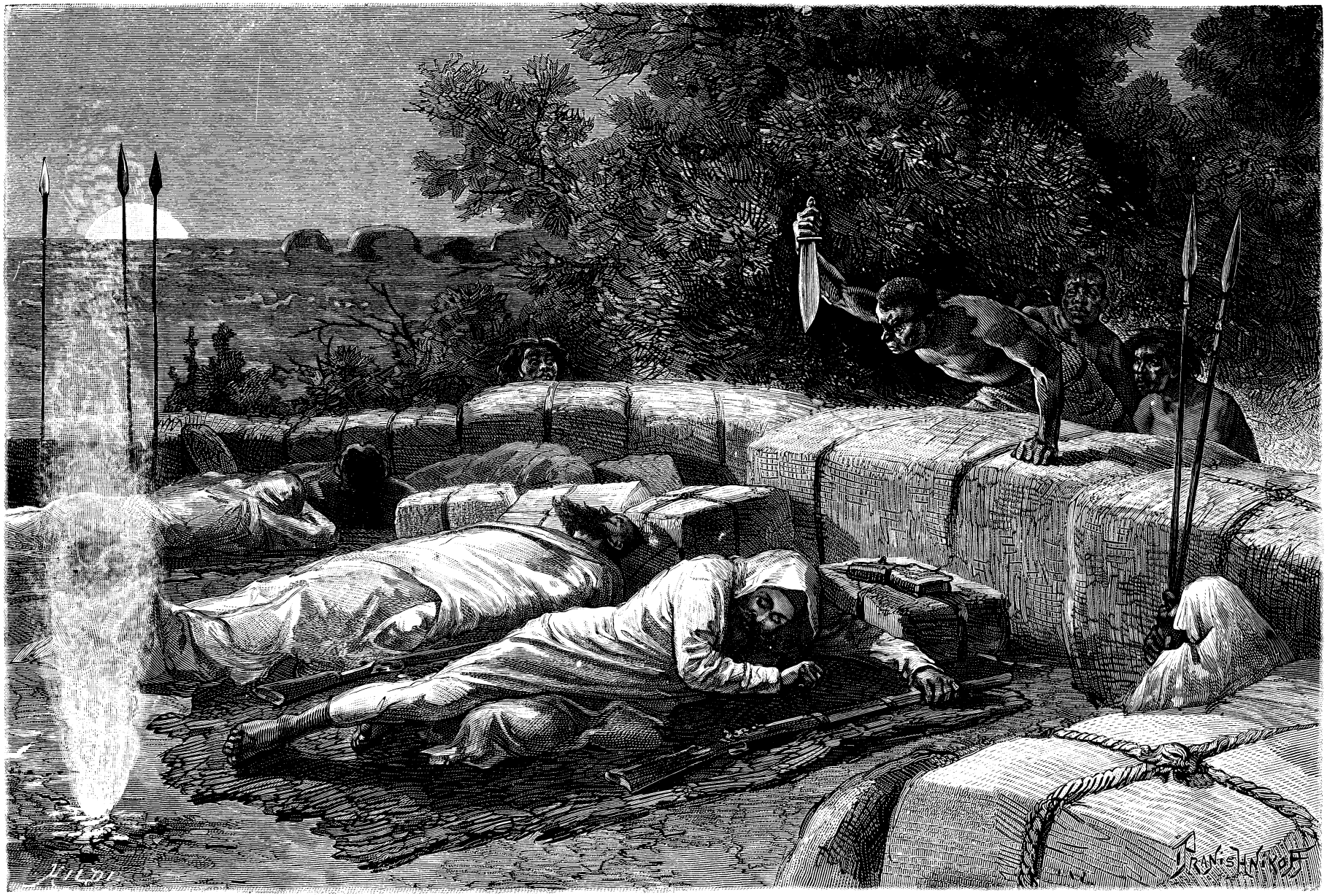
„Dakilah ya Scheik — ich bin der Beschützte, o Herr!"

„Dakilah ya Scheik!" — riefen auch alle seine Gefährten.

„Ja, ihr seid die Beschützten!" antwortete der Räuber. „Ihr seid unsere Brüder. Das Hamaïl hat euch vom Tode errettet, und nun sagen wir euch den Gruß: Alah wa sahla wa marhaba — ihr sollt uns alle willkommen sein! — — —"

Eine Blumenuhr.

Manche Pflanzen öffnen ihre Blumen so regelmäßig zu bestimmten Tagesstunden und schließen sie wieder zu ebenso bestimmten Zeiten, daß man durch eine Zusammenstellung geeigneter Arten sich eine förmliche Blumenuhr verschaffen könnte. Es sind zu diesem Behuf verschiedene Gewächse vorgeschlagen worden; wir teilen unsern Lesern eine solche Zusammenstellung in nachstehendem mit, die von Professor Seubert herrührt. Schon früh zwischen drei bis fünf Uhr blüht der Wiesenbocksbart; um vier Uhr folgen die blaue Cichorie und die Tagblume. Nach fünf öffnen Löwenzahn und Zaunwinde ihre Blumen, nach sechs die Ackergänsedistel. Um sieben Uhr erblühen der Gartensalat und die weiße Seerose, während um acht bereits sich der Löwenzahn wieder schließt. Nach acht blüht der Ackergauchheil auf, zwischen neun und zehn Uhr die Ringelblume. Um dieselbe Zeit schließen sich die Blüten des Salats wieder. Zwischen zehn und elf Uhr öffnen sich die Blumen der gelben Tagblume, zwischen elf und zwölf diejenigen der Pfauenlilie. Zur Mittagszeit schließen sich Cichorie und Ackergänsedistel. — Nachmittags gegen zwei Uhr schließen sich die Blumen des Mauerhabichtskrautes, nach drei diejenigen des Gauchheil und der Ringelblume, nach vier die der weißen Teichrose. Von fünf Uhr an beginnen die Gartenjalappe und der trauernde Kranichschnabel zu erblühen, zwischen sechs und sieben die sogen. Königin der Nacht; um sieben folgt endlich das nachtblühende Eiskraut, während zu gleicher Stunde der Herbstlöwenzahn sich schließt und endlich die Königin der Nacht (ein großblütiger Kaktus) durch das Zusammenneigen ihrer Blumenblätter die Mitternachtsstunde bezeichnet. — Wollte man durch eine einzige Pflanze bis auf einen gewissen Grad die Uhr bei Tage vertreten lassen, so dürfte keine geeigneter dazu sein, als die in Ostindien einheimische „veränderliche Stundenblume", Hibiscus mutabilis. Dieselbe hat am Morgen beim Aufblühen weiße Blumen; sie beginnen sich zu färben, je mehr sie sich öffnen und das Tageslicht auf sie einwirkt, so daß sie zu Mittag rosenrot erscheinen. Die Steigerung des Rot nimmt während des Nachmittags zu, und abends beim Verblühen haben die Blumen fast das Purpur erreicht.



„Das ist das Hamaïl meines Vaters.“

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Auch ganz gewiß wahr?" — „Du siehst es ja! Ich wette, daß beide Kugeln ihm mitten in das Herz gedrungen sind."

Da schnellte Bob empor; er zeigte, daß alle seine Gelenke sich in bester Ordnung befanden, und rief in frohlockendem Tone:

„Tot, tot sein der Bär! Oh, oh, oh! Massa Bob und Massa Martin haben besiegt das Ungeheuer! Massa Bob hab' machen eine Bärenjagd. Oh! was sein Massa Bob für ein kühner und ein berühmter Westmann! All Leut werden sagen, was für ein Mut haben der tollkühn und furchtlos Massa Bob!"

„Ja," lachte Martin, „tollkühn bist du gewesen, wie eine reife Zwetschge da grad vor dem Rachen des Bären vom Baume zu fallen!"

Der Schwarze machte ein verwundertes Gesicht.

„Fallen?" fragte er. „Nicht fallen! Massa Bob sein sprungen dem Bären entgegen. Massa Bob haben wollen ihn nehmen beim Fell und schlagen tot!"

„Bist aber liegen geblieben!"

„Massa Bob ruhig sitzen bleiben, weil er wollen zeigen, daß er sich nicht fürchten vor Bär. Oh! was sein Bär gegen Massa Bob! Bob sein ein Held; er nehmen Bär bei den Ohren und geben ihm Maulschellen so viel, wie Bär gar nicht kann zählen!"

Er bückte sich nieder und griff mit der Linken nach dem kleinen Ohre des erlegten Tieres, allerdings leise und vorsichtig zunächst, um sich zu überzeugen, daß es auch wirklich tot sei; dann aber, als er diese Gewißheit erlangt hatte, schlug er mit der Rechten kräftig auf dasselbe ein.

Da ließen sich laute Stimmen und eilige Schritte hören.

„Alle Teufel, ein Bärenpfad," erklang es vom Wasser herauf. „Das kann nur ein riesiger Grizzly sein. Die beiden haben das nicht verstanden und sind dem Tiere ahnungslos entgegengelaufen. Schnell nach!"

Das war die Stimme Old Shatterhands. Der erfahrene Westmann war gleich beim ersten Blicke auf die Spur nicht im Zweifel darüber gewesen, was für ein Tier sie ausgetreten habe.

„Ja, ein Grizzly ist's," hörte man den beistimmenden Ruf des dicken Jemmy. „Vielleicht sind sie alle beide verloren. Vorwärts, hinein in den Wald!"

Das Gewirr auch anderer Stimmen und eilige Schritte waren zu vernehmen.

„Holla!" rief Martin Baumann den Kommenden entgegen. „Habt keine Sorge um uns. Es ist alles wohlauf."

Old Shatterhand und Winnetou waren die ersten, welche am Platz erschienen. Nach ihnen kamen Tokvi-tey und der lange Davy, hinter ihnen der dicke Jemmy und der kleine Sachse, gefolgt von der Mehrzahl der Indianer. Die übrigen waren am Lagerplatze zurückgeblieben, da die Pferde natürlich nicht allein gelassen werden durften.

„Wahrhaftig ein Grizzly!" rief Old Shatterhand beim Anblicke des erlegten Tieres. „Und zwar einer von den größten Dimensionen. Und Ihr lebt, Massa Martin! Welch ein großes Glück!"

Er trat zum Bären und untersuchte die Wunde.

„Grad ins Herz getroffen, und zwar aus ganz geringer Entfernung! Das ist ein famoses Jägerstück. Ich brauche natürlich gar nicht zu fragen, wer das Tier erlegt hat."

Da trat Bob vor und sagte unter einem stolzen, selbstbewußten Grinsen:

„Massa Bob haben besiegt den Bären. Massa Bob sein der Mann, welcher schuld ist, daß Bär haben geben müssen sein Leben."

„Ihr, Bob? Nun, das klingt gar nicht sehr wahrscheinlich."

„Oh! es sein wahr, sehr wahr! Massa Bob haben sich hinsetzen vor Bären seiner Nase, damit Bär sehen nur ihn, nicht aber Massa Martin, welcher müssen schießen. Massa Bob haben riskieren sein Leben, damit Massa Martin kann thun einen sichern Schuß."

Old Shatterhand lächelte. Seinem scharfen, geübten Auge konnte nichts entgehen. Sein Blick fiel auf die grünen Birkenblätter, welche am Boden lagen. Bob hatte sie beim Klettern von den Zweigen gestreift. Einige dieser Zweige waren von ihm geknickt worden und hingen noch an den Aesten.

„Ja, Massa Bob scheint sehr tapfer gewesen zu sein," sagte Shatterhand. „Als er den Bären erblickte, kletterte er vor Angst hier auf diese Birke, ohne zu bedenken, daß sie zu schwach sei, ihn zu tragen. Sie bog sich nieder, und er fiel herab, da grad vor die Bestie hin. Er wäre sicherlich verloren gewesen, wenn sein junger Herr die Schüsse nicht rechtzeitig abgegeben hätte. Ist es nicht so, Massa Baumann?"

Martin mußte bejahend antworten, obgleich es ihm eigentlich leid that, damit einen Tadel gegen den sonst so braven Neger aussprechen zu müssen. Dieser aber suchte sich zu rechtfertigen:

„Ja, Massa Bob sein klettern auf Birkenbaum, damit Bär ihm nachklettern und nichts thun dem guten Massa Martin. Massa Bob haben wollen sich opfern für seinen jungen Herrn."

Er mußte aber leider sehen und hören, daß dieser Versicherung kein Glauben geschenkt wurde.

Natürlich wollten alle wissen, wie es bei diesem gefährlichen Jagdabenteuer zugegangen sei, und Martin erzählte den Hergang der Sache. Er that dies in einfachen, schlichten Worten, ohne alle Ausschmückung, aber dennoch erkannten die Zuhörer, welch eine Kaltblütigkeit und welchen Mut er dabei entwickelt habe. Es wurde ihm dafür die allgemeinste Anerkennung zu teil.

„Mein lieber, junger Freund", sagte Old Shatterhand, „ich will Euch gern gestehen, daß selbst der erfahrenste Jäger sich nicht besser hätte benehmen können als Ihr. Wenn Ihr so fortmacht, so gibt das einmal einen Mann, welcher viel von sich reden machen wird."

Und auch der sonst so schweigsame Winnetou sagte freundlich:

„Mein kleiner, weißer Bruder hat die Entschlossenheit eines alten Kriegers. Er ist ein würdiger Sohn des berühmten Bärentöters. Der Häuptling der Apachen gibt ihm seine Hand."

Als nun Martin seine Hand in diejenige Winnetous legte, fühlte er eine Regung stolzen Selbstbewußtseins. Die Anerkennung dieser beiden berühmten Männer war ihm eben so viel und noch mehr wert, als wenn er von irgend einem Herrscher einen Orden bekommen hätte.

Der kleine Sachse gab dem dicken Jemmy einen gelinden Rippenstoß und fragte:

„Ist das nich eene famose Heldenthat, he?"

„Gewiß! Ich habe alle Achtung vor dem kleinen Kerl."

„Und glooben Sie nun, daß er ooch schon andern Bären den Garaus gemacht hat?"

„Sehr gern."

„Ja, er ist meerschtenteels een sehre braver Bursche. Wer weeß, wie Sie sich an seiner Schtelle benommen hätten. Ich möchte beinahe behaupten, Sie hätten sich vom Bären so ziemlich schtille offfressen lassen."

„Na, ganz so still hätte ich mich dabei wohl nicht verhalten. Ich habe hier meine alte Büchse nicht zu dem Zwecke, Sperlinge zu schießen, mitgenommen."

„So! Es fragt sich aber gerade, ob Sie mit dem Schießprügel eenen Schperling treffen thäten. Een Bär ist da schon leichter offs Korn zu nehmen. Haben Sie denn schon mal eenen erschossen?"

„Nicht nur einen."

„Hören Sie, flunkern Sie mir nur nich etwas vor! Sagen kann mersch leichte."

„Pah! Ich habe sogar einmal mit einem Bären geschlafen, eine ganze Nacht hindurch, und erst am Morgen gemerkt, was für einen Schlafgesellen ich in meiner Nähe hatte."

„Das ist ja die allerreenste Unmöglichkeet! So was muß man doch gewahr werden! Hat das Viehzeug denn nich geschnarcht?"

„Nein, geschnauft und geröchelt, aber nicht regelrecht geschnarcht."

„Hm! Das müssen Sie mir mal erzählen."

„Heut abend, wenn wir Lager machen. Jetzt ist keine Zeit dazu."

Den Schoschonen war der Bär eine sehr willkommene Beute. Sein Fleisch gilt als wohlschmeckend; die Schinken sind noch besser, und die Tatzen gelten sogar als Leckerbissen. Nur Herz und Leber werfen die Indianer, welche beides für giftig halten, weg. Ganz besonders will-

kommen ist ihnen das Bärenfett, aus welchem sie sich eine ölige Flüssigkeit bereiten. Dieses Bärenöl gebrauchen sie zum Anreiben der verschiedenen Farben, mit denen sie sich bemalen, zum Beispiel der Kriegsfarben oder des Ockers, welchen sich die Sioux zum Färben ihrer Haarscheitellinie bedienen. Auch reiben sie sich mit diesem Oele die Haut ein, um sich gegen den Stich und Biß der Moskitos und anderer Insekten zu schützen.

Auf eine fragende Handbewegung des Häuptlings der Schoschonen hatte Martin geantwortet:

„Meine Brüder mögen das Fleisch des Bären nehmen; das Fell aber behalte ich selbst.“

Zwei Minuten später war das Tier aus dem Fell geschält, und das Fleisch wurde geteilt. Während die Mehrzahl der Schoschonen das Wildbret mit ihren haarscharfen Skalpmessern in dünne, breite Streifen schnitten, machten sich die anderen an die vorläufige Zubereitung des Felles. Es wurden alle noch anhaftenden Fleischreste sorgfältig von demselben entfernt, und dann spaltete man mit einem Tomahawk den Schädel des Bären, um zu dem Gehirn zu gelangen, mit welchem die Innenseite der Haut eingerieben wurde.

Dies ging alles so schnell, daß die Arbeit nach kaum einer Viertelstunde beendet war, und die Krieger nach dem Lagerplatze zurückkehren konnten. Das Fell wurde auf eines der Reservepferde, welche die Schoschonen bei sich hatten, gelegt, und das Fleisch wurde in die Koch- und Bratöfen gesteckt.

Oefen? Konnten die Indianer Oefen bei sich haben? Freilich wohl, wenn die ihrigen auch nicht gerade aus Marmor, Porzellan oder Eisen konstruiert waren. Es legte sich nämlich ein jeder sein Fleischstück unter den Sattel; es wurde dann durch das Reiten so weich und gar, daß es am Abende mit dem größten Appetit verspeist werden konnte. Einem europäischen Feinschmecker würde freilich eine solche Zubereitungsart nicht sehr appetitlich erscheinen.

Die Mittagsruhe war durch das Jagdabenteuer unterbrochen worden und sollte nicht von neuem begonnen werden. Man brach auf.

Der Weg führte tiefer in das Thal hinein, schlängelte sich zwischen einigen Bergen hindurch und mündete dann in dieselbe breite Niederung, welcher die Truppe vorher gefolgt war. Es zeigte sich, daß man dadurch, daß man dem Wegweiser der Sioux gefolgt war, eine bedeutende Krümmung abgeschnitten hatte. Die Sioux mußten also den Weg, welchen sie einzuschlagen hatten, ganz genau kennen. Sie hatten von Zeit zu Zeit, besonders wenn die Richtung zu verändern gewesen war, ähnliche Wahrzeichen wie das erste zurückgelassen. Jedenfalls waren sie noch lange der Ansicht gewesen, daß Wohkadeh zu ihnen zurückkehren werde.

Im Laufe des Nachmittages gelangte der Reiterzug an ein elliptisch geformtes Thal, welches einen Durchmesser von mehreren Meilen hatte und ringsum von steilen Felswänden umgeben war. In der Mitte dieses Thales erhob sich ein einzelner, kegelförmiger Berg, dessen kahle Seiten weiß im Sonnenlichte glänzten. Auf seinem Gipfel war ein niedriges, breites Steingebilde zu erkennen, welches ziemlich genau die Gestalt einer Schildkröte besaß.

Für den Geologen unterlag es keinem Zweifel, daß es hier einmal einen See gegeben hatte, dessen Ufer von den ringsumliegenden Höhen gebildet worden waren. Die Spitze des Berges, welcher sich jetzt inmitten des Thales erhob, hatte als Insel aus den Fluten geragt.

Es ist durch systematische Beobachtungen als gewiß erwiesen worden, daß eine große Anzahl von Süßwasserseen die Landstrecken von Nordamerika bedeckt hat. Das ist in der Tertiärperiode gewesen. Diese großen Wasseransammlungen haben sich verlaufen, und die einstigen Seen sind zu Thälern geworden, welche den damals lebenden Geschöpfen als Grabstätten dienen. Der Naturforscher, besonders der Paläontolog, kann sich dort mit ungeahnten Schätzen an Fossilien bereichern.

Man findet da die Zähne und Kinnladen des Hippopotamus, welches dem Flußpferde ähnlich gestaltet war, Reste des ungehörnten Rhinozeros und Schildkröten zu Tausenden. Es gibt da die Knochengerüste des wiederkäuenden Schweines, des Hyanodon und sogar einer gewaltigen Tigerart, welche mit säbelförmigen Zähnen bewaffnet war. Heute sagt man allgemein, daß das Pferd in Amerika eingeführt worden sei; aber Nachgrabungen beweisen, daß in der Tertiärzeit mehrere Kamel- und verschiedene Pferdearten in Nordamerika gelebt haben. Eine dieser Pferdespecies hat nur die Größe eines Neufundländerhundes gehabt. Gegenwärtig gibt es auf dem ganzen Erdballe nur etwa zehn Pferdearten, während allein in Nordamerika gegen dreißig fossile Pferdegattungen nachgewiesen worden sind. In jener Urzeit weideten Elefanten an den Ufern der nordamerikanischen Seen, und Schweine wälzten sich im Schlamme, einige Arten nur katzengroß, andere dagegen von der Größe eines Hippopotamus. Auf den jetzt baumlosen Ebenen von Wyoming spendeten Palmen, deren Blätter eine Länge von vier Metern hatten, ihren Schatten. Elefantengroße Geschöpfe wohnten unter diesen Palmen. Die eine Art hatte Hörner zu beiden Seiten der Nase, die andere seitwärts der Augen, eine dritte nur ein einziges Horn oberhalb der Nase.

Wenn der Indianer zufälligerweise auf solche urweltliche Reste stößt, so wendet er sich still und ehrfurchtsvoll ab. Er kann sich das Dasein derselben nicht erklären, und da alles Geheimnisvolle ihm „große Medizin“ ist, so sind ihm diese Reste heilig, und nur zuweilen versucht er es an der Hand einer Sage, sich das Vorhandensein derselben begreiflich zu machen.

Das Thal also, an dessen Rande jetzt die Reiter hielten, war in jener Zeit auch ein See gewesen. Die Sioux Ogallala hatten ein Zeichen zurückgelassen, durch welches Wohkadeh benachrichtigt werden sollte, daß sie quer durch dasselbe geritten seien; aber Old Shatterhand, welcher jetzt an der Spitze ritt, folgte dieser Weisung nicht, sondern er lenkte sein Pferd nach links, um längs des Fußes der Berge hinzureiten.

„Hier steckt der Zweig,“ sagte Tokvitey, indem er nach dem Baume deutete, in dessen Stamm ein fremder Zweig angebracht war. „Das ist das Zeichen der Ogallala. Warum will mein Bruder demselbigen nicht folgen?“

Old Shatterhand hielt sein Pferd an und antwortete:

„Weil ich einen viel besseren Weg weiß. Von jetzt an kenne ich die Gegend sehr genau. Hier dieser Berg ist ‚Pejaspeoleh‘, der Berg der Schildkröte. An ihm bin ich bereits dreimal vorüber gekommen, nur nicht von dieser Seite her.“

„Hat es mit diesem Berge vielleicht eine besondere Bewandtnis?“ fragte Jemmy, der Dicke.

„Eigentlich nicht; aber in der Sage der Krähenindianer spielt er eine Rolle; er ist der Berg Ararat dieser Indianer. Auch die Angehörigen der roten Rasse haben das Gedächtnis einer großen Wasserflut, einer Sintflut, aufbewahrt. Die Krähenindianer erzählen, daß, als alle Menschen ertranken, nur ein einziges Paar übrig blieb. Der große Geist rettete es, indem er ihm eine riesige Schildkröte sandte. Die beiden fanden mit all ihrer Habe auf dem Rücken des Tieres Platz und wohnten da, bis die Flut sich zu senken begann. Der Berg, welchen wir hier sehen, ist höher als die anderen rundum; darum ragte er zuerst als Insel aus der Flut. Die Schildkröte kroch auf dieses Eiland, und das Menschenpaar stieg da von ihrem Rücken herab. Die Seele des Tieres kehrte zum großen Geiste zurück; der Körper aber blieb da oben und versteinerte, um als Andenken an das Elternpaar der jetzigen roten Männer zu dienen. Das erzählte mir Schunka-schetscha, der große Hund, ein Krieger der Krähenindianer, mit welchem ich vor mehreren Jahren dort am Berge der Schildkröte lagerte.“

„So wollt Ihr also nicht den Weg einschlagen, welchen die Sioux Ogallala geritten sind?“

„Nein. Ich kenne einen näheren, welcher uns in beträchtlich kürzerer Zeit zum Ziele führt. Die Ogallala wollen nach dem Grabe ihrer toten Krieger. Da uns ihr Ziel bekannt ist, so brauchen wir doch nicht die kostbare Zeit zu verlieren, indem wir ihrer Fährte folgen. Es sind der Zugänge zur Yellowstoneregion nicht sehr viele. Die Ogallala scheinen den kürzesten gar nicht zu kennen. Nach der Richtung, welche sie eingeschlagen haben, ist zu vermuten, daß sie sich nach dem großen Cannon wenden, von da über den Yellowstone gehen, um über den Brückenfluß nach den Feuerlochbergen zu kommen.“

„Da müssen sie ja über die Rocky Mountains hinüber!"

„Allerdings. Nämlich das Grab, an welchem Master Baumann mit seinen Begleitern geopfert werden soll, liegt keineswegs am Yellowstoneriver, sondern am Feuerlochflusse. Um diesen zu erreichen, reiten die Sioux Ogallala einen sehr großen Bogen, einen Halbkreis von wenigstens sechzig Kilometer Halbmesser, und das Terrain, durch welches sie kommen, bietet ihnen so viele und große Schwierigkeiten, daß sie keine ansehnlichen täglichen Strecken zurücklegen können. Der Weg aber, welchen ich einschlage, läuft in fast schnurgerader Linie fort, führt uns nach dem Pelikanflusse und zwischen diesem, nachdem wir ihn überschritten haben, und den Schwefelhügeln nach der Stelle, an welcher der Yellowstonefluß aus dem gleichnamigen See tritt. Von da suchen wir den Brückenfluß auf, in dessen Nähe wir wohl die Spuren der Sioux finden, und reiten dann nach dem oberen Geiserbassin, welches am Feuerlochflusse liegt. Dieser Weg ist zwar auch beschwerlich, bietet uns aber bei weitem nicht die Schwierigkeiten, welche die Feinde zu überwinden haben, und so ist es vielleicht sogar möglich, daß wir noch eher als sie am Ziele ankommen. Dieses letztere wäre für uns außerordentlich vorteilhaft."

„Wenn das so ist, so wäre es allerdings eine ganz unverantwortliche Dummheit, hinter den Ogallala zu reiten. Es sollte mir ein Gaudium sein, wenn wir eher ankämen als sie. Es ist mir bereits jetzt eine Wonne, an die Gesichter zu denken, welche sie machen würden. Also vorwärts, Sir! Macht Ihr von jetzt an unseren Führer!"

Die beiden hatten sich der englischen Sprache bedient. Als Old Shatterhand nun den Schoschonen in der ihrigen sein Vorhaben erklärte, zeigten auch sie sich mit seiner Absicht vollständig einverstanden und folgten ihm gern in der Richtung, über welche ihr Häuptling sich vorhin so befremdet gezeigt hatte.

Ein längst vertrocknetes kleines Flüßchen hatte vor Zeiten sich von Westen her in das alte Seebassin ergossen und dabei tief in das Ufer eingeschnitten. Sein Bette war sehr schmal und die Mündung so mit dichter Vegetation maskiert, daß ein sehr scharfer Blick dazu gehörte, sie zu entdecken. Old Shatterhand lenkte dahinein sein Pferd. Nachdem die Gestrüppwand durchbrochen war, bot der Pflanzenwuchs keine bedeutenden Schwierigkeiten mehr. Man konnte, ohne große Hindernisse zu finden, dem einstigen Wasserlauf entgegenreiten, bis der enge Einschnitt in sogenanntes Undulating-Land mündete. Dieses bestand aus kleinen Prairien, welche durch waldige Hügel voneinander getrennt waren, und da diese Hügel meist eine westöstliche Richtung hatten, so lagen sie der Truppe ganz bequem.

Gegen Abend erreichte dieselbe einen Wasserlauf, welcher zum Gebiete des Bighornflusses zu gehören schien. Ihm entgegenreitend, gelangte man an eine Stelle, welche sich so vortrefflich zum Lagerplatze eignete, daß man hier zu halten beschloß, obgleich die Dunkelheit noch nicht hereingebrochen war.

Der Bach erweiterte sich hier zu einem kleinen, aber nicht tiefen Teiche, an dessen Ufern ein prächtiges Gras zu finden war. In dem klaren, bis auf den Grund durchsichtigen Wasser sah man zahlreiche Forellen stehen, welche Hoffnung auf ein delikates Nachtmahl gaben. Auf der einen Seite stieg das Ufer steil empor; auf der anderen war es eben und von einem sehr dichten Baumwuchse eingefaßt. Zahlreiche am Boden liegende Aeste ließen vermuten, daß es im letzten Winter einen ziemlich bedeutenden Schneebruch hier gegeben habe. Dieses Astwerk bildete eine Art Verhau um den Platz, dessen Sicherheit dadurch vergrößert wurde, und da das Holz vollständig dürr war, so brauchte man um genügendes Material zu einem Lagerfeuer keine Sorge zu haben.

„Forellengreifen!" rief der dicke Jemmy, indem er erfreut von seinem Gaule sprang. „Das soll heut ein wahrer Hochzeitsschmaus werden!"

Er wär' am liebsten sofort in das Wasser gesprungen, aber Old Shatterhand hielt Einspruch.

„Nicht so eilig!" sagte er. „Ein jedes Ding will zur richtigen Zeit und auf die rechte Art und Weise vorgenommen werden. Vor allen Dingen müssen wir dafür sorgen, daß uns die Fische nicht entfliehen können. Holt Holz herbei! Wir müssen zwei Gitter einschlagen."

Nachdem die Pferde versorgt waren, wurden dünne Aeste zugespitzt und zunächst unten am Ausflusse des Teiches eng nebeneinander in den weichen Boden des Baches geschlagen, so daß kein Fisch hindurch zu schlüpfen vermochte. Sodann wurde ein ähnliches Gitter auch oberhalb des Teiches hergestellt, aber nicht am Einflusse des Wassers, sondern noch weiter hinauf, so daß das Gitter vielleicht zwanzig Schritte vom oberen Ende des Teiches entfernt war. Nun war auch hier ein Entkommen der Fische unmöglich.

Der dicke Jemmy begann, seine großen Aufschlagestiefeln auszuziehen. Den Gürtel hatte er bereits abgeschnallt und nebst der Büchse an das Ufer gelegt.

„Du, Kleiner," sagte der lange Davy zu ihm, „ich glaube gar, du willst in das Wasser!"

„Natürlich! Das gibt einen Hauptspaß."

„Das überlaß doch lieber Leuten, welche länger sind als du. Einer, der kaum über einen Stuhl hinweg zu gucken vermag, kann leicht ein wenig unter das Wasser geraten."

„Würde auch nichts schaden. Ich kann ja schwimmen. Ueberdies ist der Teich ja gar nicht tief."

Er trat ganz nahe zum Wasser heran, um sich genau von der Tiefe desselben zu überzeugen.

„Höchstens anderthalbe Elle," sagte er.

„Das täuscht. Wenn man auf den Grund blicken kann, so scheint er höher zu liegen, als es in Wirklichkeit der Fall ist."

(Fortsetzung folgt.)

Ein neuer Feind unserer Singvögel.

Der „Thurgauer Zeitung" wurde geschrieben: „Es ist fast unglaublich, wenn ich sage, die Schnecke schade unseren Singvögeln, aber ich habe eine solche in einem Vogelneste gesehen und auch den Schaden, den sie angerichtet hat. Ich gewahrte auf dem Baume einen Gelbfink, welcher Futter im Schnabel trug und sich wiederholt auf den gleichen Fleck unter dem Baume niederließ, ohne sich seines Futters zu entledigen. Beim Nachsehen fand ich im Grase ein Vogelnest, auf welchem der zweite Fink saß; derselbe entfernte sich, und mitten im Neste war eine Schnecke mit Eierfressen beschäftigt. Ein Ei von fünf war leer, das zweite zur Hälfte; ich entfernte den Räuber und die Strafe für seine That war der Tod. Nachdem ich die Eierreste entfernt und die drei unversehrten Eier gereinigt im Neste gelassen, war es der Finkenmutter wieder gemütlicher, und sie brütete nun weiter fort, nachdem sie auch vorher trotz des unangenehmen Gastes im Neste ihre Pflicht getreulich gethan."

Pflanzenwanderungen.

Die nordamerikanischen Indianer nennen den europäischen großen Wegebreit, Plantago major, diese bei uns überall vorkommende und sich „breitmachende" Pflanze ganz treffend „die Fußstapfen der Bleichgesichter". Es ist dies eine wirklich sehr sinnreiche und auf ungemein scharfsinnige Beobachtungen sich gründende Bezeichnung. Wo nämlich jemals in der nordamerikanischen Wildnis die Hütte eines Europäers steht oder jemals gestanden hat, da findet man auch sicher jene Pflanze, die sonst nirgends in Amerika vorkommt. Durch diese Thatsache wird nur von neuem die allgemeine Erfahrung erhärtet, daß den Pflanzenzügen oder der Verbreitung der Kulturgewächse auch das Unkraut in derselben Weise folgt wie den Völkerzügen das Gesindel der Marodeure und Nachzügler. Noch heute bezeichnen gewisse Unkräuter genau jene Stellen, wo die während des Mittelalters in Europa eingedrungenen Völker ihren Zug genommen oder längere Zeit gelagert haben. Und späterhin sind, speciell den Deutschen, hinüber in die neue Welt die Klette und die große Brennessel gefolgt. Nach Südamerika hat die Einwanderung aus Europa die dort fremden Pflanzen Boretsch, Storchschnabel, Ackerstiefmütterchen und Ackerkamille gebracht. Und dasselbe ist der Fall in Neuseeland und auf dem australischen Festlande. In der nämlichen Weise ist auch der Stechapfel den Zigeunerzügen aus Asien nach ganz Europa und von dort nach Nordamerika gefolgt. Denn die Zigeuner bereiten bekanntlich aus dem giftigen Samen dieses Gewächses ein berauschendes, alle ähnlichen an giftiger Wirkung übertreffendes Getränk und führten daher stets Samenkapseln des Stechapfels auf ihren Zügen mit sich.

Die Prozessionsraupe.

Kennt ihr die Prozessionsraupe? — Bei uns im nordwestlichen Deutschland ist sie leider nur zu gut bekannt; dahingegen fehlt sie meist im Nordosten und Norden des Deutschen Reiches, in den Provinzen Preußen und Pommern, in Holstein und Mecklenburg. Die Eichenbestände der Ebenen und tiefen Stromthäler sind ihr Aufenthaltsort. In manchen Gegenden ist sie stets selten, in anderen zuweilen selten, zuweilen äußerst zahlreich. Im letzteren Fall gilt sie dem Forstmann für eine der allerschädlichsten Raupen. Nur die Raupe des Kiefernspinners, Bombyx pini, und der Nonne, Bombyx monacha, sind der Prozessionsraupe in der Verwüstungsarbeit überlegen.

Viel Merkwürdiges kann man an der Prozessionsraupe beobachten, weshalb wir sie einer eingehenden Betrachtung unterwerfen wollen.

Die Prozessionsraupe, auch Heerraupe, Umgänger und Brennraupe genannt, ist die Raupe des Eichen-Prozessionspinners, Bombyx processionea. Der weibliche Schmetterling, welcher den langen August- oder Septembertag über ruhig gesessen hat und erst mit dem Einbruch der Nacht unruhig umherzuschwirren anfängt, sucht endlich eine passende Stelle, wo er seine Eier ablegen kann. Er wählt dazu die rauhe, rissige Rinde der verschiedenen Eichenarten, besonders solcher Bäume, welche am Waldrande in Alleen oder in vereinzelten Gruppen stehen. In der Regel ist es die Sonnenseite der Eichen, an der sich das Weibchen niederläßt; auch beobachtet dasselbe meist eine solche Höhe des Ruhesitzes, daß man später die Eier nur selten und schwer auffinden kann. Bevor die Eier gelegt werden, bestreicht das Tierchen die ganze zum Eierlager bestimmte Stelle mit einer klebrigen, sich bald verhärtenden Masse, wobei es den Hinterleib fest andrückt; hierauf legt es 150 bis 200 Eier, an Gestalt und Größe Mohnkörnchen vergleichbar; endlich überzieht es die gelegten Eier mit einer dünnen, kaum merklichen Schicht Wolle aus seinem Afterbüschel.

Alle diese Vorkehrungen haben offenbar den Zweck, die Eier zu schützen, einerseits gegen die schädlichen Einwirkungen von Nässe und Winterkälte, andererseits gegen die Nachstellungen der Feinde, z. B. der insektenvertilgenden Vögel. Was letztere Absicht betrifft, so wird dieselbe aufs vollkommenste dadurch erreicht, daß der haarige Ueberzug des Eierlagers täuschend die graue Farbe der Eichenrinde nachahmt.

Der Schmetterling freilich ist sich seiner Vorkehrungen als zweckmäßiger Handlungen nicht bewußt, er gehorcht einzig und allein einem dunklen Antriebe, welchen der Schöpfer in ihn gelegt hat.

Sobald nun die warmen Strahlen der Frühlingssonne das junge Laub aus den braunschuppigen Knospen der Eichen locken, entschlüpfen die winzigen Räupchen den Eiern, deren Schalen sie als erste Nahrung benutzen. Die Räupchen sind in ihrer frühesten Jugend gelblich mit schwarzem Kopfe und Nackenschilde, schwarzen Beinen und außerordentlich langen, schwarz und weiß gefärbten Haaren; die demselben Eierlager entschlüpfte Familie bleibt beisammen und kriecht gar bald gemeinschaftlich vom Stamm auf den Wipfel der Eiche, wo sie die ersten grünen Blattspitzen der Knospen frißt. Dieser Fraß findet aber stets nur des Nachts statt; mit Anbruch des Morgens kriechen die kleinen Fresser zu einer geschützten Stelle am Stamm oder am Grund eines starken Astes zurück, wo sie, dicht aneinander gedrängt, der Ruhe pflegen. Schon nach wenigen Tagen hat die Größe und Kraft der gierigen Fresser um ein merkliches zugenommen. Bald sind Zweige und Aeste der Eiche völlig kahl gefressen. Nun treten die Raupen eine Wanderung zu einem anderen Baume an; von diesem geht's, sobald er kahl gefressen, zu einem dritten, u. s. w. Oft zwingt der Nahrungsmangel die Tiere zu weiten Märschen. Diese Wanderungen und Märsche finden stets in eng geschlossener Kolonne statt. Daher der Name Prozessionsraupe.

Gewöhnlich setzt sich die Prozession nach Sonnenuntergang in Bewegung. Anfangs wartet sie auf die Nachzügler. Während dieses Wartens sollen sich, durchaus glaubwürdigen Beobachtungen zufolge, die Raupen durch eigentümliche und ergötzliche Turnübungen die Zeit vertreiben, indem sie Kopf oder Schwanz emporschnellen, und zwar in so regelmäßigen Zeitabschnitten, als wenn es nach dem Takte geschähe. Auch kriechen einige größere Raupen wie musternde Offiziere um den Haufen herum, bis alle beisammen sind und sich in Reih' und Glied gefügt haben. Endlich erfolgt das Zeichen zum Aufbruch, indem jede einzelne Raupe der vor ihr befindlichen mit dem Kopf einen Stoß gegen den Schwanz versetzt. Eine jener größten, die bis dahin die Offiziere gespielt haben, setzt sich als Anführerin an die Spitze, und nun tritt das scheußliche Gewimmel seine verwüstende Wanderung an. Dabei macht die Anführerin nach allen Seiten hin Schwenkungen, gleichsam als taste sie nach dem besten und bequemsten Wege für die ihr folgende Heersäule. Der Führerin folgen ohne Zwischenraum eine oder zwei Raupen, diesen andere, so daß die ganze zahlreiche Familie ein langes Band bildet, das seine größte Breite in der Mitte entfaltet und mit einer oder zwei Raupen endet. Fühlung untereinander halten die marschierenden Truppen durch ihre widerhakigen langen Haare; diese sind so ineinander verschränkt, daß keine Raupe von der anderen abweichen kann. Wird das über große Flächen sich fortschiebende und fortwindende Band gewaltsam zerrissen, etwa durch einen Schlag, der mehrere Raupen tötet, so beeilen sich die vordersten Mitglieder des abgetrennten Teiles, die Lücke auszufüllen und wieder Fühlung zu gewinnen. Eine Vereinigung verschiedener Familien zum Zwecke der Wanderung, oder eine freiwillige Trennung einer Familie findet nur ausnahmsweise statt. Treten nur wenige Raupen eine Wanderung an, so folgen sie sich im Gänsemarsch. In ihrer ersten Jugend wechseln die Raupen mit ihren Ruheplätzen; später, wenn die Beständigkeit des Alters eintritt, kehren sie gern an einen und denselben Ruheplatz zurück. Auf diesen Ruheplätzen suchen sich die Raupen durch lose Gespinstfäden zu schützen; da nun täglich neue Fäden hinzukommen, so bildet sich alsbald ein festes Raupennest von der Größe eines Kinderkopfes und darüber. An diesen Ruhestellen warten die Raupen auch ihre Häutungen ab, deren sie mehrere durchzumachen haben. Die erste findet ungefähr um das Ende des Maimonats statt. Die Haut der Raupen verliert ihren frischen Glanz und wird für das täglich größer und stärker werdende Tier zu eng. Dabei fühlt sich dieses krankhaft angegriffen und gegen äußere Einflüsse empfänglich. Es hört auf zu fressen und sitzt einige Tage still und teilnahmslos da. Endlich bricht die alte Haut an Kopf und Rücken durch und die neubepelzte Raupe schlüpft heraus, wobei der abgestreifte Balg wie ein abgelegtes Kleid zurückbleibt. Die erwachsene Raupe ist fast 3,5 cm lang, grau, mit rötlichbraunen Warzen besetzt, auf denen lange, weiße Haare stehen. Diese Haare sind Brennhaare, d. h. sie erzeugen ein heftiges Brennen und Jucken auf der Haut von Menschen und Tieren; in den Körper von Menschen und Tieren gelangt, wirken sie entzündend und giftig. Da nun die Prozessionsraupen oft über ganze Eichenbestände verbreitet sind, und da die von den Häutungen herstammenden Haare der Raupenbälge auf Gras und Beeren fallen und in der Luft umherfliegen, so können leicht solche Haare mit dem Futter des im Walde weidenden Viehes in den Magen der Tiere gelangen. Es entstehen hiervon bei den Kühen innere Entzündungen und äußere Hautgeschwülste. Der Kopf der Pferde schwillt von dem vergifteten Grasfutter an und die Tiere werden in Raserei versetzt, in welcher sie durch sinnloses Fortrennen den Tod finden können. Menschen, welche die Haare einatmen oder mit den Waldbeeren einschlucken, werden von Uebelkeit, Entzündungen und Schmerzen in der Lunge und im Leibe befallen, so daß Hilfe des Arztes nötig ist. — Ich habe meinen Großvater erzählen hören, daß bei dem kolossalen Prozessionsraupenfraße der Jahre 1828 und 29 in den Eichenwäldern des Münsterlandes kein Fuhrmann mehr Holz aus den vergifteten Wäldern holen, kein Arbeiter solches mehr sägen oder spalten wollte.

Erst einen oder mehrere Tage nach der Häutung beginnt die Prozessionsraupe von neuem Nahrung zu sich zu nehmen. Sie kriecht zu diesem Zwecke wieder aus dem Neste hervor, erwartet — mitunter tagelang — ihre Genossinnen, die sich beim Häuten verspätet haben, und tritt abermals ihre verheerenden Wanderungen an. Sowohl die Mai- als die Johannis-

triebe der Eichen fallen dem gefräßigen Tiere zum Opfer. Ueberall starren kahle Wipfel zum Himmel empor. Man hat die Beobachtungen gemacht, daß ein scharfer Kahlfraß, zumal wenn er sich rasch wiederholt, die Eichen zopftrocken zu machen und zum Absterben zu bringen vermag.

Und abermals wird den gefräßigen Geschöpfen die Haut um ihren Leib zu enge, weshalb sie die zweite Häutung in derselben Weise wie die erste abwarten. Treten sie dann von neuem ihren Raubzug an, so lassen sie auf ihren Wegen ein schleimartiges, schillerndes Gespinst zurück, wodurch sich ihre Spur dem Forstmann sogleich verrät.

Hat endlich die letzte Häutung stattgefunden, so erfolgt — in der zweiten Hälfte des Juli oder Anfang August — in dem Gespinstnetze auch die Verpuppung, zu der jedoch jede Raupe noch ein besonderes, dichtes, stumpfwalziges Cocon webt. Während aber die Raupen zum Verpuppungsgeschäft durch eine Oeffnung in das gemeinsame Nest kriechen, halten an dieser Oeffnung einige größere und stärkere Raupen förmlich Wache, um die noch nicht völlig ausgewachsenen Nachzügler unbarmherzig zurückzuweisen; diese würden nämlich, da die Zeit ihrer Metamorphose noch nicht gekommen, durch ihre Anwesenheit nur das Einschlummern der ausgewachsenen Raupen stören. Was wird aber aus den abgewiesenen Raupen? Man höre und staune! Eine der ausgewachsenen setzt sich an ihre Spitze und geleitet sie an einen Ort, wo noch frisches Futter zu haben ist; da mögen sie sich ausfressen, auswachsen und endlich selbständig einspinnen. Hat die Führerin dieses echt schwesterliche Werk vollführt, so kehrt sie auf ihren verlassenen Posten zurück und kriecht endlich selbst ins Nest. Dieses hängt nun bald mit seinen Hunderten lederbrauner gedrungener Puppen wie ein schwerer Beutel am Stamm der Eiche, durchschnittlich in einer Höhe von 10 m, bisweilen auch dicht über dem Wurzelknoten.

Nur wenige Wochen verharren die Puppen in ihrem Scheintode; schon Ende August oder Anfang September kriechen die Falter, vorzüglich am Abend, aus verschiedenen Oeffnungen des Nestes, welches nunmehr wie eine Bienenwabe aussieht, zumal wenn Wind und Wetter die äußeren Gespinstteile zerstören, so daß die offenen, zellenähnlich aneinanderliegenden Cocons sichtbar werden. Die Flügel des kleinen, kräftig gebauten Spinners messen quer über 37 mm; die vorderen sind bräunlichgrau mit zwei dunklen Querbinden, die hinteren hellgrau mit je einem erloschenen Querstrich. Bei den Weibchen, die größer sind als die Männchen, tritt das Grau der Grundfarbe weit matter auf, und die Zeichnung ist häufig sehr schwach und verschwommen.

Das überaus schädliche Insekt hat mehrere natürliche Feinde, welche seine Verbreitung in etwas behindern. So legt z. B. eine große Schlupfwespe, Pimpla instigator, ihre Eier in die Puppen, wodurch diese absterben. Merkwürdigerweise ist in solchen

Die Prozessionsraupe.

1. Raupenjäger (Calosama sycophanta). 2. Schlupfwespe (Pimpla varicornis). 3. Schlupfwespe (Ichneumon raptorius). 4. Raupenfliege (Sarcophaga albiceps). 5. Nonne (Bombyx monacha). 6. Deren Raupe. 7. Deren Puppe. 8. Prozessionsspinner (Bombyx processiona). 9. Dessen Raupe.

Jahrgängen, wo die Prozessionsraupen massenhaft auftreten, auch der prächtig goldgrüne Raupenjäger, Calosoma sycophanta, sehr häufig, welcher sich sowohl im Käfer- als im Larvenzustande in den Nestern des Prozessionsspinners herumtreibt und an den Raupen mästet. Vor allem aber räumt der Kuckuck unter den Raupen auf, weshalb dieser Vogel nicht genug zu schonen ist. Den Raupeneiern scheinen Baumläufer, Buntspechte und Meisen nachzustellen. Hinter den Schmetterlingen sind die Waldfledermäuse her. In dem vereinten Wirken dieser Feinde hat der Schöpfer ein natürliches Gegenmittel gegen das Ueberhandnehmen des Prozessionsspinners gegeben. Wäre dieses Zusammenwirken nicht, so dürften wir Jahr für Jahr in unseren Eichenwäldern, namentlich in denen Westfalens, die Pest des Prozessionsspinners erleben, während sie jetzt nur alle acht bis zehn Jahre wiederkehrt, in anderen Gegenden alle drei Jahre.

Aber auch der Forstmann darf die Hände nicht müßig in den Schoß legen. Er muß die mächtigen Nestbeutel entfernen, was am besten mit einem alten Reiserbesen geschieht, wobei man sich über Wind stellt, um nicht von den herabstäubenden Raupenhaaren getroffen zu werden; die abgenommenen Nester sind in einem Erdloch zu vergraben und mit Erde zu bedecken. Höher befindliche Nester werden am besten ausgebrannt, indem man Stücke losen Torfes oder einen in Spiritus getränkten Lappen auf eine Stange steckt. Wo Stange und Leiter nicht hinreichen, greift man zur Flinte, die mit schwachem Pulvermaß und vielem Schrot der feinsten Nummer zu laden ist. Haben die Prozessionsspinner nichtsdestoweniger in Masse Besitz von einem Walde genommen, so thut der Forstmann gut, den Wald gegen Mensch und Vieh abzusperren.

Wenn wir auch an dem verderblichen Insekte selbst keine Freude haben können, so müssen uns doch die merkwürdigen Aeußerungen seines Instinktes mit hoher Bewunderung erfüllen, um so mehr, als wir gewohnt sind, den außerordentlichen Instinkt nur dem ausgebildeten, vollentwickelten Geschöpfe zuzuerkennen. Hier bietet aber die Raupe, ein niedriger Wurm, der im Staube kriecht, Erscheinungen dar, die wir ähnlich nur bei den Ameisen und Bienen wiederfinden. Wem fiele da nicht die Strophe eines zwar alten, aber immer neuen Preisgesanges auf den allmächtigen und allweisen Schöpfer ein?

Dich predigt Sonnenschein und Sturm,
Dich preist der Sand am Meere;
Bringt, ruft auch der geringste Wurm,
Bringt meinem Schöpfer Ehre!
Mich, ruft der Baum in seiner Pracht,
Mich, ruft die Saat, hat Gott gemacht,
Bringt unserm Schöpfer Ehre!

Wie die Sonne zeichnet.

Gewiß habt ihr schon beobachtet, daß an den Straßenecken angeklebte rote Plakate, welche längere Zeit von der Sonne beschienen worden waren, nach und nach immer blasser wurden, so daß sie zuletzt fast wieder weiß

erschienen. Eine ähnliche Beobachtung könnt ihr machen, wenn ihr mit irgend einer bunten Anilintinte etwas auf Papier zeichnet oder malt und das Bildchen längere Zeit von den vollen Sonnenstrahlen bescheinen laßt.

Man sagt dann im gewöhnlichen Leben: „Die Sonne hat die Farbe gebleicht."

Diese bleichende Wirkung der Sonnenstrahlen, welche uns in Beziehung auf unsere Kleider u. dergl. m. oft recht unangenehm ist, kann indessen auch dazu benutzt werden, auf mechanische Weise Zeichnungen hervorzurufen.

Zu diesem Zwecke machen wir folgenden Versuch:

Wir lösen einige Körnchen irgend einer Anilinfarbe, (Methylviolett, Malachitgrün, Eosin, Azurin 2c.) wie ihr sie zum Färben von Ostereiern gewiß schon verwendet habt, im Wasser auf, oder verdünnen ein paar Tropfen farbiger Anilintinte mit Wasser und bestreichen mit dieser Flüssigkeit rasch mittelst eines Schwämmchens oder eines großen Pinsels ein Blatt Papier etwa von der Größe eines Oktavblättchens. Sodann legen wir auf dieses gefärbte Blättchen irgend eine auf recht durchscheinendes Pauspapier mit tiefschwarzer Tusche in kräftigen Strichen ausgeführte Zeichnung und bedecken beides mit einer möglichst starken Glasscheibe von der Größe der Zeichnung. Das Ganze legen wir nun an einen Ort, wo es längere Zeit — etwa 1 bis 2 Tage — von den direkten Sonnenstrahlen getroffen wird.

Schon nach Umfluß eines Tages beobachten wir, daß das farbige Blättchen blasser geworden ist, und wenn wir nach 2 bis 3 Tagen unsere Vorrichtung auseinandernehmen, so sehen wir auf dem vorher gefärbten Papier das genaue Abbild der aufgelegten Zeichnung in der ursprünglich aufgetragenen Farbe auf mehr oder weniger hellem Grunde.

Die Sonne hat nämlich nur an denjenigen Stellen das Papier gebleicht, wo es nicht von den schwarzen Strichen der Zeichnung geschützt war, und wir haben also auf diese Weise eine ganz genaue Kopie unserer Zeichnung (Lichtpause) hergestellt, ohne unser Original irgendwie zu beschädigen.

Freilich dürfen wir diese Kopie jetzt nicht wieder an die Sonne legen, denn sonst würde sie gar bald auch durch die Einwirkungen der Sonnenstrahlen verschwinden. Legen wir sie aber in ein Buch, so hält sie sich ziemlich lange und wird erst nach längerer Zeit blasser, bis sie endlich fast ganz verschwindet.

Es ist übrigens keineswegs nötig, daß wir dazu eine auf Pauspapier gefertigte Zeichnung benutzen, wir können jede auf nicht gar zu starkes Papier gedruckte Zeichnung auf die angegebene Weise vervielfältigen, wenn wir nur dann die Zeichnung verkehrt auf das farbige Blättchen legen, d. h. so, daß die Linien der Zeichnung die Unterlage direkt berühren. Allerdings erhalten wir in diesem Falle eine verkehrte Kopie, und deren Herstellung dauert erheblich länger, als wenn wir zuvor unser Original durch Bestreichen mit Petroleum oder mit einer Lösung von Ricinusöl in Weingeist durchscheinend gemacht haben.

Unser Apparat leidet nun aber an zwei großen Mängeln, denn erstlich ist die Gefahr des Verschiebens der Originalzeichnung auf der Unterlage während der Belichtung ziemlich groß, und dann können wir während des ganzen Prozesses nicht nachsehen, wie weit die Entstehung der Kopie schon vorgeschritten ist, ohne die Zeichnung aus ihrer Lage zu verschieben.

Um diesen beiden Uebelständen abzuhelfen, konstruieren wir uns einen einfachen Kopierapparat in folgender Weise.

Wir lassen uns vom Glaser zwei möglichst starke, rechteckige Glasplatten in der Größe von höchstens 16 : 23 cm schneiden. Die eine derselben lassen wir der Breite nach noch einmal in der Mitte trennen und kleben die beiden Hälften mittelst eines aufgeleimten Leinwandstreifens wieder zusammen (Fig. 1). Dann

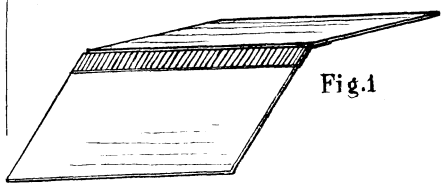


Fig. 1

verschaffen wir uns ein Stück weichen Filz oder Plüsch von der Größe der Glasplatten und vier Holzklammern, wie sie die Photographen brauchen (Fig. 2).

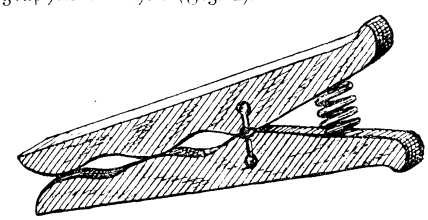
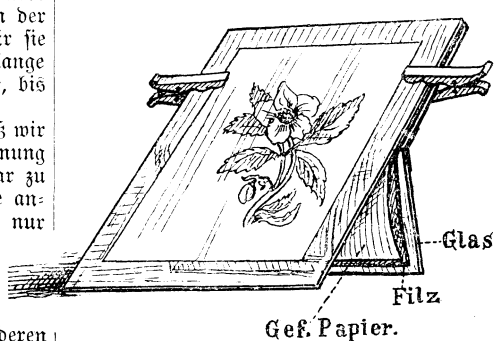


Fig. 2

Nun stellen wir den Apparat folgendermaßen zusammen: Zuerst kommt die geteilte Platte mit dem Leinwandstreifen nach unten, auf diese der Filz, dann das gefärbte Papier, hierauf die zu kopierende Zeichnung mit der Bildseite gegen die Unterlage und zuletzt die ungeteilte Glasplatte. Mittelst der vier Klammern wird das Ganze fest zusammengehalten und kann ohne Gefahr zu laufen, daß eine Verschiebung des Bildes stattfinde, von der Stelle genommen und dahin gelegt werden, wo eben die Sonne hinscheint.

Wollen wir sehen, wie weit die Entwickelung der Kopie vorgeschritten ist, so dürfen wir nur

Fig. 3



zwei Klammern entfernen und die eine Hälfte der zusammengeklebten Glasplatte mit dem Filz und der Unterlage zurückschlagen (Fig. 3). Durch die beiden anderen Klammern sind die Teile noch fest genug verbunden um eine Verschiebung zu verhindern.

Sollen größere Bilder kopiert werden, so sind dazu Kopierrahmen nach Art der in den photographischen Ateliers gebräuchlichen zu verwenden.

Die Dauer der Belichtung ist verschieden; sie hängt ab von der Stärke und Durchsichtigkeit des zum Originale verwendeten Papiers, von der Intensität des Lichtes und von der Art der Farbe der Unterlage.

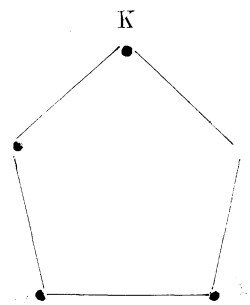
Sehr hübsche Kopien — weiße Linien auf blauem Grunde — erhält man, wenn man als Unterlage das sogen. blausaure Eisenpapier, wie es in den Papierhandlungen der größeren Städte jetzt allenthalben käuflich ist, anwendet.

In diesem Falle muß der Kopierapparat so lange der Sonne ausgesetzt werden, bis das Bild, dessen Grund zuerst blau, dann fast grau wird, wieder zu verschwinden beginnt — was bei durchsichtigem Original nach 5 bis 8 Minuten der Fall ist —, worauf man es etwa ¼ bis ½ Stunde in Wasser legt, gründlich auswascht und trocknet. Derartige Kopieen, welche die ursprünglich dunkle Zeichnung des Originales in hellen Linien auf dunklem Grunde wiedergeben, werden negative genannt; sie halten sich auch am Lichte fast unbegrenzte Zeit.

Habt ihr Vorlagen zu Laubsägearbeiten u. dergl. m, so könnt ihr auf diese Weise beliebig viele Abdrücke erzeugen und diese auf das Holz kleben, ohne euere Originale durch Ueberpausen oder Durchdrücken zu beschädigen.

Es gibt noch eine große Zahl verschiedener Licht-Pauseverfahren, die aber alle weniger einfach sind als das eben beschriebene. Vielleicht teilt auch der „G. K." gelegentlich noch eines oder das andere mit; probiert's nun erst einmal auf diese Weise.

Rätsel.



Seht ein Fünfeck hab' ich da!
Oben steht das Zeichen K;
Rate die vier andern munter,
Die ich eben dir verriet,
Setze sie dann so darunter,
Daß gelesen zu der linken
Eine Insel dir wird winken,
Die das Meer von Hellas schied;
Doch, gelesen zu der rechten,
Einer, der in Frühlingsnächten
Singt ein herzzerreißend Lied.

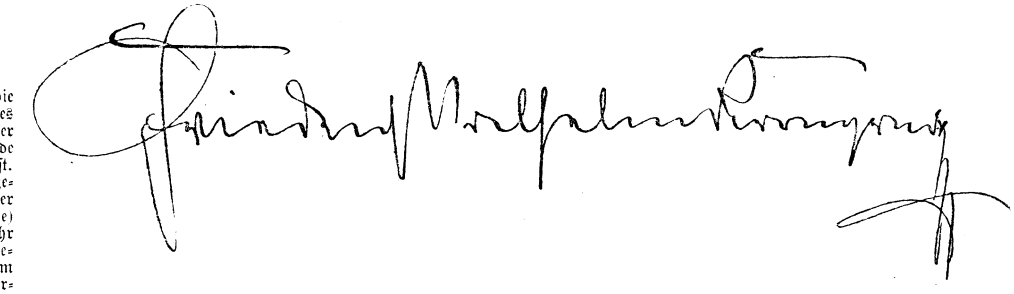
Zweisilbige Charade.

Das Erste ein Waldbaum, des Fußes beraubt;
Das Zweite ein Waldbaum ohne Haupt;
Das Ganze ein zierliches, herziges Tier,
Treibt flink sich umher in des Waldes Revier.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 1.

1. Sg7 — e8	S beliebig
2. Se8 — d6 #	
1.	Ke4 -- d5
2. Dg8 — g2 #	
1.	Ke4 — f5
2. Dg8 — h7 #	
1.	B beliebig
2. Dg8 — e6 #	

Fragen und Antworten.



B. Simonis in **Berlin.** Erforderlich ist die Anschaffung eines guten Albums, z. B. des Briefmarkensammelbuches von Schwaneberger zu 7 M., 8 M. 50 Pf., welches durch jede Buch- und Papierhandlung zu beziehen ist. — Nachdem die Marken vom Papier gereinigt sind, werden sie am besten in der Mitte (also nicht die ganze Marke) mit wenig Gummi arabikum eingeklebt. Sehr empfiehlt sich zum Einkleben auch der Gebrauch sogen. Markenscharniere. Die zum Anfang einer Sammlung erforderlichen Marken können Sie bei A. Beddy, Hannover, kaufen. — Auch Ihr zweiter Wunsch, einen Autograph des Kronprinzen kennen zu lernen, soll erfüllt sein.

A. M. in **Frankfurt a. M.** 1. „Wie man ein schwarzes Portefeuille lackiert?“ Nichts leichter als das! und zwar mittelst Buchbinderlack, mit einem weichen Schwämmchen auf die vorher mäßig erwärmte Fläche aufgetragen und letztere hierauf wieder erwärmt. Das Einfachste ist, die Sonnenwärme zu Hilfe zu nehmen. Der Lack trocknet sehr schnell und zeigt sehr feinen Glanz. — 2. Tulpen künstlich ziehen? Verstehen wir recht, selbst verfertigen? Die Firma Schmidt, Blumenhandlung in Erfurt, führt künstliche Blumen aller Art, darunter prächtige Tulpen, aus feinem Zeuge hergestellt. Lasse Dir, wenn es Deine Sparbüchse erlaubt, ein Modell kommen.

W. D. in **C.** Das Buch: „Das Mineralreich“, von Schilling, Verlag von Ferd. Hirt in Breslau, würde Dich zunächst mit den Arten der Steine u. s. w. bekannt machen. Das Sammeln selbst kann nur durch Suchen in der engeren Heimat, durch Tausch, Kauf und vor allen durch Reisen geschehen. Das Ordnen lernst Du aus Schilling, eben nach den verschiedenen Gesteinsarten. Flache Kästen oder Schiebladen eines Schrankes dienen als Aufbewahrungsort.

Ein Kamerad in **Livorno.** Geduld, Geduld! — wenn's Herz auch bricht, möchten wir beinahe sagen. Der Aufsatz über den Bau der Dampfmaschine ist im Werke. Er wird leichtverständlich, dabei interessant und bis in die kleinsten Einzelheiten illustriert sein, so daß Du bei einigem Geschick sogar selbst imstande sein wirst, das Maschinchen zu fertigen.

E. J. in **Chemnitz.** Früher war es nötig, daß ein stud. med. das Fach Botanik belegte; so wird es wohl auch noch heute sein. Ist denn das so fürchterlich? Ueber Terrarien, Füttern von Salamandern u. s. w. empfehlen wir Dir das schon öfter genannte Werkchen von Th. Reibisch: „Das Sammeln von kleinen Wirbeltieren ꝛc.; das Anlegen von Aquarien, Vivarien ꝛc.“; Verlag von O. Spamer, Leipzig. — Der Teerfleck auf der Mütze — nun der wird mittlerweile wohl 'raus sein.

H. K. in **Sch.** Nur Courage — so ist's recht! Aber eigene Kopfarbeit muß es sein, sonst — allerdings könnten wir auch 'mal ungemütlich werden.

O. W. in **Gl.** O ja, wir lachen auch gerne! — Ob man aber in diesem Fall nicht lieber nach dem Taschentuche greifen und eine Thräne des Mitleids weinen soll? — O. W. frägt seinen Kameraden Max: „Nun, wie ist es dir in der ersten Station des Examens ergangen? — „Es ging nicht sehr gut, aber ich konnte wenigstens die drei ersten Fragen glatt beantworten.“ — „So, da gratuliere ich! Welche Fragen waren's denn?“ — „Der Herr Professor fragte mich nach Namen, Geburtsort und Alter.“ — — O, Max, was wird aus Dir werden?! —

A. K. in **L.** bei **Werdau.** Nach Begründung des „Norddeutschen Bundes“ am 1. Januar 1868 vereinigten sich die Posten der Einzelstaaten unter Ausgabe einheitlicher Briefmarken als „Norddeutscher Postbezirk“. Am 15. Dezember 1871 traten die deutschen Reichsmarken in Gebrauch.

N. G. in **Berlin.** Wir glauben's ganz gerne. Die Berliner Heiligkeit kennen wir aus eigener Anschauung. — „Aber sag 'mal, Junge,“ frägt der verwunderte Vater X., „wie ist es Dir nur möglich gewesen, durch dieses Gedränge durchzukommen?“ — Fritze: „Ick gab einem Schornsteinfejerjungen eenen Nickel, und der jing immer vorusf! —“

N. v. T. in **Iglau.** — Schon Mitscherlich hat vor langen Jahren eine Lampe konstruiert, welche sich von der von Ihnen beschriebenen nur dadurch unterscheidet, daß als Füllmittel Aether benutzt wird. — Sauerstoff stellt man auf billige und gefahrlose Weise am besten aus chloriaurem Kali, das vorher zerrieben und dann mit der gleichen Menge feingepulvertem Braunstein gemischt wird, dar. Das schwarze Gemenge wird in ein an einem Ende zugeschmolzenes weites Glasrohr gefüllt, dieses mit einem mit Gasableitungsrohr versehenen Kork verschlossen, dann durch horizontales Anklopfen auf den Tisch ein offener Kanal über dem Pulver gebildet, das Rohr in horizontaler Lage eingespannt und von der Seite des Korkes her allmählich immer weiter erhitzt. Man erhält so schon bei sehr niedriger Temperatur Sauerstoff. Der Versuch läßt sich zu jeder Zeit leicht unterbrechen und das gefüllte Rohr beliebig lange aufbewahren.

Die Lichterscheinungen, welche sich mit einer Spiritusflamme, der Sauerstoff zugeführt wird, hervorrufen lassen, sind viel weniger glänzend als mit der Ihnen gewiß bekannten Knallgasflamme.

Im übrigen machen wir Sie darauf aufmerksam, daß der Gasometer sich doch wohl nicht in der Weise mit Sauerstoff füllen läßt, wie es aus der Ihrem Schreiben beigefügten Skizze hervorgeht. An jedem Gasometer ist unten ein schief nach oben gerichtetes Ansatzrohr angebracht, in welches das Gasableitungsrohr des Sauerstoffentwickelungsapparates hineingeschoben wird, nachdem das untere Gefäß mit Wasser gefüllt ist und alle Hähne geschlossen sind. — Sie versprechen uns Berichte über angestellte kleine Experimente. Sollen uns ganz willkommen sein, dürfen aber nicht sehr komplizierte Versuche behandeln.

Alwin H., Kurprinzstraße. Für diesmal ist's zu spät; müssen Dich aufs nächste Preisrätsel vertrösten.

A. Köhler, Realschüler in **Leubnitz** b. **Werdau.** Greife in Deine Sparbüchse und lasse Dir durch den Buchhändler das lehrreiche Büchlein: „Der Conchyliensammler“, von Theodor Reibisch, Verlag von Otto Spamer, Leipzig, kommen.

Fritz K. in **Wien.** Hübsch erfunden. Besten Dank.

Ludwig Gohs in **St. Petersburg.** Der Transport kann selbstverständlich nur in oben offenen Gefäßen geschehen. Setze dieselben in geflochtene Weidenkörbe und polstere diese Körbe mit Heu aus; dann nimm sie als Passagiergut mit und spende dem Mann im Packraum ein Trinkgeld, damit er ein Auge auf Deine Schätze habe. Dünne Gaze mit reichen Luftmaschen darfst Du über die Gefäße binden. — Ueber die Pflege der Tiere könnten wir uns nur in einem längeren Aufsatz verbreiten.

P. S. in **Plauen.** Wer will und kann es füglich allen Leuten recht machen? Es wird immer Querköpfe geben. — Wir sollen auch etwas über die Schwimmkunst bringen?! Ja wohl, junger Herr, dafür war Dein „G. K.“ schon lange besorgt. Sobald uns der Stand des Thermometers den Abdruck rätlich erscheinen läßt, werden wir zur Stelle sein. Dann heißt's aber — Wasserschlucken! Hast Du keine Angst? — Du willst ausländische Marken eintauschen? Sobald uns eine passende Adresse zu Gesicht kommt — wie immer, recht gerne!

O. J. in **K.** Du mußt deine Schmetterlings- und Käfersammlung gegen Staub durch gut schließende Kästen und Schränke schützen, gegen feindliche Insekten und Schimmeln durch eine Mischung von 1 Teil reinem Benzin und 1 Teil Phenylsäure, welche auf einen kleinen Schwamm gegossen und so ins Innere des Kastens gebracht wird. Auch krystallisiertes Naphthalin, das, in Papier eingeschlagen, in eine Ecke des Kastens gelegt wird, und reines Benzin, sowie Petroleum sind zu empfehlen. Weniger wirksam sind Kampfer und Terpentin. — Deine getrockneten Blumen halte nur recht trocken und staubfrei.

A. K. in **E. Max W.** in **Berlin.** Schönen Dank für Eure Räsel. Sie sollen, wenn thunlich, verwendet werden. Wir haben nur eben einen ganzen Berg solcher Dinger vor uns liegen.

Emil Körner, Obertertianer in **Barmen.** Der „G. K.“ empfiehlt Dir das Büchlein: „Das Sammeln von kleinen Wirbeltieren, das Anlegen von Aquarien, Vivarien u. s. w.“, von Th. Reibisch; Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Jede Buchhandlung in Barmen besorgt Dir das billige Werkchen.

C. A. in **Würzburg.** Die gewünschten kleinen Winke sollen Dir werden. Wir sind mit unseren Schilderungen des Schmetterlingfanges noch lange nicht zu Ende.

P. B. in **Gl.** Nun hast Du die Schachaufgabe in Nro. 19 gelöst?

A. Lueg. O. II. B. i. **Heidelberg.** Ueber das Skelettieren findest Du treffliche Auskunft in dem mehrfach empfohlenen Werkchen von Th. Reibisch. — Der Maßstab unter dem Titel des „G. K.“ will Euch nur nützlich sein, denn wie oft ist im Text von cm u. s. w. die Rede. Heißt es da z. B.: „Dies Pflänzchen ist 4 bis 5 cm hoch“, so kannst du mittelst des Maßstabes Deiner Vorstellung sogleich zu Hilfe kommen.

Hans E. in **M.** Schönen Dank für die Anekdote.

M. Piza in **H.** Du fürchtest, weil Du noch so klein bist, würden wir Deine Mitarbeiterschaft zurückweisen. Mit nichten — kleiner Freund, sie soll uns sehr willkommen sein. Zeige, was Du kannst! — Schönen Dank für die Werbung. Hast Du Deinen Lohn erhalten?

A. N. in **Schloß Röschenauerhöhe.** Ein „Grüß Gott!“ aus den bayrischen Bergen und ein überaus herzliches dazu — das freut uns sehr! Deinem Wunsche soll, sobald Raum dazu vorhanden, entsprochen werden. Teilweise ist diese Frage im Briefkasten übrigens schon beantwortet. Einstweilen gib auf Deine schönen „Almbleameln“ recht acht! —

Eintracht macht stark! Der Streit ist geschlichtet — das hört der „G. K.“ gerne!

O. G. in **Eisleben.** Die Beantwortung Deiner zahlreichen Fragen findest Du leicht und gut in dem vortrefflichen Werkchen: „Der Naturaliensammler“, von H. v. Kiesewetter und Th. Reibisch; Verlag von Otto Spamer. — Deinen anderen Wunsch haben wir uns wohl bemerkt. Freundlichen Gruß.

Karl Sch. in **Bielitz.**
G. Sch. in **Buchholz.**
E. Schw. in **Altona.** } Auflösungen richtig.

A. E. und **G. v. F.** in **Wiesbaden.** Ihr möchtet eine Abhandlung über den serbisch-bulgarischen Krieg und eine Schilderung der Kamerunschlacht. — Wollen sehen, ob sich das machen läßt. — Vorläufig bittet Euch der „G. K.“. Ihr wollet Euere Briefe frankieren.

Otto K. Rothebühlstraße. Danken ebenso verbindlich! Vielleicht gibt Du uns Gelegenheit, Dir noch mehr solcher Bändchen zusenden zu können.

Joseph Bournaz in **Wien.** Das soll seine Schwierigkeiten haben. Erkennungszeichen der „Mandel“ soll helleres Gefieder und schlankere Figur sein. Kennst Du nicht jemand, der eine Hecke hat? Hier könntest Du sichere Auskunft finden.

C. und **A. K.** in **Frankfurt a. M.** schreiben uns, daß sie mit dem Bemalen der Ostereier ihren Eltern und Geschwistern viel Freude gemacht haben. So ist's recht, Jungens! Der „G. K.“ wird Euch, wenn Ihr seinen Schilderungen und Anleitungen recht fleißig folgt, noch viele schöne und nützliche Dinge lehren. Und so oft Ihr in Euerem „G. K.“ eine für die Haushaltung nützliche Arbeit entdecken könnt, flugs sei auch Mütterchen und Schwesterchen eine Freude gemacht.

Willi C. in **Hannover.** 1. Etwa alle 14 Tage. 2. Die Gespinste selbst würde ich nicht besprengen, würde sie aber in dem Kasten unterbringen, der wegen seiner feuchten Erde eine etwas feuchtere Luft enthält. 3. Beantwortet Dir jeder Förster und Gärtner.

Viktor S. in **Landskron.** Deinem Wunsche wird schon in einer der nächsten Nummern entsprochen sein. Wenn die Scheibe aber fertig ist, dann, das bitten wir uns aus, ja nicht — vorbei knallen. — Wer will mit unserem jungen Schützen 20 bis 30 Jahre alte österreichische Briefmarken tauschen?

Alfred L. in **Amsterdam.** „Es werden wohl viele Fehler gemacht sein, aber bitte, beachten Sie sie nicht,“ schreibst Du zum Schluß Deines Briefes. — Nun wir wollen für diesmal beide Augen zudrücken. — Die Mankolisten und Nachträge zum Zschiesche-Album kosten, erstere 75 Pf., letztere cirka 25 Pf., und besorgt jede Briefmarkenhandlung. Wenn Du in Verlegenheit um eine solche sein solltest, Du findest unter unseren Antworten mehrere Firmen erwähnt.

Tertianer Paul in **W.** Du mußt, um Gedichte u. s. w. auswendig zu lernen, vor allem den Inhalt des zu Lernenden recht überdenken, um ihn Dir dadurch geistig ganz eigen zu machen. Hast Du dies erreicht, dann vermagst Du dem Gedankengange des Dichters zu folgen, und das Einprägen und Behalten der äußeren Form, in welcher der Inhalt des Stückes zur Darstellung gebracht ist, wird Dir leicht werden. Schärfen und stärken kannst Du Dein Gedächtnis, wie jede andere geistige oder körperliche Fähigkeit durch stete Uebung.

A. M. in **Wurzen.** Um Marineingenieur zu werden, hätten Sie ein (Real-) Gymnasium oder eine Oberrealschule zu absolvieren, sodann ein vierjähriges Fachstudium auf einer technischen Hochschule, am besten in Berlin, durchzumachen. Darauf folgt die erste Staatsprüfung, für welche die Diplomprüfung der Abteilung III der technischen Hochschule zu Berlin vom Chef der Admiralität anerkannt und vorgeschrieben ist. Sie würden sodann als Marine-, Schiffbau- oder Maschinenbau-Ingenieuraspirant eingestellt und zwei Jahre auf einer kaiserl. Werft weiter ausgebildet werden; während dieser Zeit erhalten Sie ein Gehalt von monatlich 150 Mark. Nun folgt die zweite Staatsprüfung. Ist auch diese bestanden und sind Stellen frei, würden Sie nun als Marine-Schiffbau- oder Maschinenbau-Ingenieur fest angestellte werden. Ein solcher bezieht ein bei 2100 Mark beginnendes Gehalt und Wohnungszuschuß. Sie können sodann Oberingenieur, Direktor, Admiralitätsrat u. s. w. werden.

O. Suhren in **Meldorf.** 1. Nur mit einem einzigen Stein wird angezogen; 2. Alle acht Bauern jeder Partei dürfen von ihrem Standfelde aus zwei Schritte gehen; 3. Schach wird nicht geschoben, sondern gezogen; 4. Kannst Du, junger Schachmeister, dieses alles zur Genüge aus unserer Schachanleitung in Nr. 8 und 10 „Ueber die Kunst des Schachspielens“ kennen lernen.

A. v. K. in **Köslin.** Herzlichen Dank für die Beiträge. Wir werden einiges davon bringen. — Wenn wir einen ersten Brief erhalten haben, muß er auch beantwortet sein. Besten Gruß.

M. K. in **Br.** Nebenstehend findest Du nun die Abbildung eines solchen Pflanzenhauses; ein passendes Tischchen wird sich, wenn Du Mama schön bittest, doch wohl finden lassen; selbstverständlich thut's ein einfacheres, als unsere Figur zeigt, auch. Man lägt also aus starkem Zinkblech einen Kasten von 100 cm Länge, 50 cm Breite und 15 cm Tiefe anfertigen, errichtet auf den vier Ecken desselben ca. 50 cm hohe Säulen mit je zwei rechtwinklig zu einander stehenden Falzen und verbindet diese Säulen oben durch Leisten. Das Gestell wird sodann nach außen hin lackiert, innen aber mit Oelfarbe wiederholt bestrichen. Die Falze haben den Zweck, vier starke Glasscheiben aufzunehmen, welche in entsprechenden Rinnen an der oberen Kante des Kastens ruhen und sich, wenn man in dem Gewächshause, welches sich vornehmlich für exotische Blattpflanzen empfiehlt, zu thun hat, leicht herausziehen lassen. Der Verschluß des Ganzen wird am einfachsten durch drei Glasplatten bewirkt, von denen man zwei auf kleine Blechreiter legt, die auf die obere Leiste gesetzt werden. Die mittlere Glasplatte ruht auf den beiden seitlichen. Schöner ist allerdings ein Abschluß durch eine halbcylindrische Platte, wie sie unsere Figur zeigt, welche mit zwei seitlichen halbkreisförmigen Platten in einen Metallrahmen eingesetzt wird. — Laß hören, ob Du mit unserem Vorschlage zufrieden bist.

A. Graf Chr. M. Sie haben schon chiffrierte Briefe gesehen und können diese nicht verstehen. Das ist eben des Pudels Kern! Diese Briefe sollen von keinem Unberufenen, sondern nur von Personen gelesen werden können, welche den Schlüssel dazu besitzen. Die einfachste Art solcher Geheimschriften ist die, daß man für jeden Buchstaben des Alphabets irgend ein Zeichen, einen anderen Buchstaben, Zahlen, Figuren, Punkte, Linien u. s. w. setzt. Wer nun in die Bedeutung dieser Zeichen vermittelst des sogen. Schlüssels eingeweiht ist, kann eine auf diese Weise gemachte Mitteilung ohne viele Mühe lesen. Aber auch Uneingeweihte vermögen dahinter zu kommen, und um diesen zu begegnen, wendet die heutige Chiffrierkunst noch weit kompliziertere Täuschungen an. Diese bestehen in Satz und Wortverrenkungen, Zahlenkunststückchen, Sinnunterschiebungen u. dergl., welche eben nur der Eingeweihte deuten kann. Verabreden Sie sich und korrespondieren Sie mit einem Freunde. Die erstbeschriebene Geheimschrift ist leicht gemacht. — Schönen Dank für die Rätsel und Gruß freundlich erwidert.

L. S. in **B.** ad 1. Soll geschehen! — ad 2. Der Eintritt in die Handelsmarine erfolgt in der Regel zwischen dem 15. und 17. Lebensjahre als Schiffsjunge, nachdem man mindestens eine höhere Bürgerschule absolviert hat. Diese Stellen vermitteln die Matrosenmakler oder vergeben auch die Reeder (Schiffseigentümer) selbst. Die erste Ausrüstung wird in dem betreffenden Hafenorte beschafft und kostet etwa 200 Mark. Nach ein- bis zweijähriger Fahrt auf See wird der Schiffsjunge, welcher bis dahin freie Verköstigung und etwa 15 Mk. Monatsgehalt erhalten hat, Leichtmatrose, nach 12 bis 18 Monaten weiterer Fahrzeit Vollmatrose, und nun kann durch Eintritt in eine preußische Navigationsschule die Vorbereitung auf die höhere seemännische Laufbahn — um Steuermann und Kapitän zu werden — beginnen. Der Steuermann hat die Berechtigung in der Kriegsmarine nur 1 Jahr zu dienen, wozu ihm bis zum 24. Lebensjahre Aufstand gewährt wird.

M. M. in **Frankfurt a. M.** Wohin kämen wir, verehrter junger Herr? — Der deutschen, französischen und englischen Dichter sind es so viele, daß wir Bände schreiben müßten. Leihen Sie sich in einer Bibliothek die betreffenden Litteraturgeschichten.

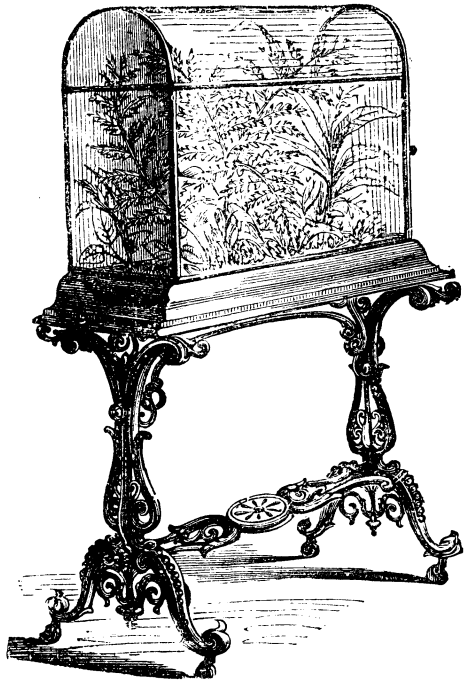
Alfr. Br. in **Berlin.** Für Rundschrift gibt es besondere Federn und Schreibvorlagen zum Selbstunterricht, erschienen bei F. Sonnecken in Bonn. Jede Schreibmaterialienhandlung wird Dir damit aufwarten können. — Womit Goldfische gefüttert werden? Aber, lieber junger Freund, liest Du denn Deinen „G. K." nicht? Schlage mal S. 171 auf, lese, und — nun — wir wollen Dir nicht böse sein. — Ueber den Storchschnabel haben wir unterdes vieles geschrieben; auch diese Frage ist beantwortet. — Wie Du Dir ein Schmetterlingsnetz machen kannst? Suche zunächst, wie Quartaner Hermann, (S. 228 des „G. K.") die Gunst Deiner Frau Mama zu erlangen. Sodann nimm einen 4 mm starken Messingdraht, biege denselben kreisrund oder dreieckig und befestige ihn durch Zusammenhämmern und Löten an eine Metallhülse, welche auf einen Spazierstock gesteckt werden kann. Ueber den Messingring nähe nun in Beutelform den von Mama erhaltenen womöglich grünen Gazestoff. Der „G. K." wird seinen jungen Freunden übrigens in einer der nächsten Nummern schon noch manche andere interessante Anleitung geben, denn auch auf dem Gebiete des Schmetterlingsfanges sind reiche Erfahrungen und Fortschritte gemacht worden. — Du willst eine Holzkugel selbst herstellen? Das ist eine schwierige Arbeit und erfordert die geübte Hand eines Drechslers. Hast Du eine Drehbank?

Karl Sucky in **Wien.** Die Frage: „Wie kann man Staubfarben anmachen, daß sie am Papiere glänzen?" ist sehr unklar. Werden Farbenpulver mit Wasser abgerieben und solcherart zum Malen verwendet, so sind sie dann keine Staubfarben mehr. Glanz erreicht man durch Hinzufügen von etwas wenig Gummiarabikumlösung zur angeriebenen Farbe. Ein mit Staubfarben nach Art der orientalischen oder chinesischen Malerei hergestelltes Bild kann entweder mittelst eines Ueberzugs vorerwähnter arabischer Gummilösung oder durch Lackieren mit Kristalllack glänzend gemacht werden. — Für den eingesendeten „Tropfen aus Deiner dichterischen Ader" schönen Dank.

R. v. F. in **Neu-Ulm.** Die Mehrzahl chemischer Experimente haben eben das Mißliche, daß sie oft durch einen nur kleinen Verstoß mißlingen. Entweder war das Papier mit der Flüssigkeit zu wenig imprägniert oder dasselbe nicht chemisch rein; auch müssen die Brüche recht fest gefaltet sein, damit sie sich leicht trennen können.

H. Heuschmann in **Bayreuth.** Elektrogalvanische Experimente sind in jeder Physik angegeben und würden genauere Erklärungen derselben, z. B. die über die Erzeugung von Knallgas, galvanische Abdrücke von Münzen u. dergl., die Ablenkung der Magnetnadel durch galvanischen Strom, die Umsetzung der Elektricität in Bewegung u. s. w., abgesehen von den hierzu nötigen Abbildungen einen weitaus größeren Raum erfordern, als für die „Fragen und Antworten" zur Verfügung gestellt werden kann; — also daher noch etwas Geduld, vielleicht sind wir recht bald imstande, dieser lobenswerten Wißbegierde mit einer größeren Abhandlung zu Hilfe kommen zu können. — Das andere haben wir dankend ad notam genommen.

C. W. R. in **W.** Der Feuermolch hält sich am besten,



Pflanzenhaus.

wenn Du ihn in Wasser mit etwas Schlammgrund setzest. Er nährt sich von allerlei kleinen Wassertieren; solche Bissen werden ihm daher am willkommensten sein. Nicht selten verschlingen sie ihre jungen Genossen, drum laß die Dickmäuler nur ja nicht hungern! — Das Spiel heißt „Puff"! Die beiden aufgeschlagenen Abteilungen mit den gegenüberliegenden 6 Spitzen nennt man „Puffbrett". Es ist ein beliebtes Spiel, welches von 2 Spielern mit Hilfe von 2 Würfeln und 30 Steinen gespielt wird. Der „G. K." wird seinen jungen Freunden zu diesem Spiele eine ausführliche Anleitung bringen, aber erst wenn die Tage wieder kürzer werden. Wer wird denn jetzt im wunderschönen Monat Mai zu Hause hocken und das Puffspiel studieren?

Carl M. in **Frankfurt a. M.** Wie man unechte Briefmarken von echten unterscheidet? Ueber diesen Gegenstand haben wir uns schon in Nr. 6 des „G. K." ausführlich ausgesprochen. — Diese Kenntnis ist nur durch die größte Aufmerksamkeit und Uebung zu erwerben. Man muß jede verdächtige Marke genau mit einer unzweifelhaft echten vergleichen. Die gewöhnlichen Fälschungen sind Lithographie, die Abstempelung auf gleichem Wege hergestellt, während die echten Marken meistens Buchdruck, Stahl- oder Kupferstich sind und Handabstempelung tragen. Zur Prüfung zweifelhafter Marken ist die Briefmarkenhandlung A. Beddig, Hannover, gewiß gerne bereit.

O. H. in **Löbau.** Deine freundliche Zuschrift hat uns auch Freude gemacht. Nun wünschen wir Dir, daß Du Deinen „G. K." recht lieb gewinnen mögest.

Th. B. in **W.** Wahrscheinlich um den Verwechselungen zwischen dem dritten und vierten Fall ein Ende zu machen — ist's nicht so? — frägt der Herr Lehrer: „Sag' mir einmal, Fritze, wo sitzt denn die Nase, ins Gesicht oder im Gesicht?" — Fritze antwortet frischweg, wie gewohnt: „Ins Gesicht." — „Nein, das ist falsch. Wenn du in den Wald gehst, und ein Zweig schlägt dich, wohin schlägt er dich, ins Gesicht oder im Gesicht?" — „Ins Gesicht war falsch, denkt Fritze und antwortet demgemäß: „Im Gesicht." — „Nein, das ist wieder falsch. Wo sitzt nun die Nase?" — Fritze schweigt verwirrt. — „Nun, Kinder, wer von euch weiß, wo die Nase sitzt?" — Tiefes Schweigen. — Endlich erhebt sich der kecke Wilhelm und ruft: „Ich weeß, Herr Lehrer, wo die Nase sitzt!" — „Nun, wo denn, mein Sohn?" — „Ebberch Maul!" antwortet siegesbewußt der Junge.

C. Str. in **M.** Beruhigen Sie sich, junger Freund! Wer wird darüber gleich so sehr in Hitze kommen!? Recht haben Sie freilich. Lassen Sie die Sache doch auf sich beruhen, wie wir auch. Unsere Expedition hat Ihnen schon wegen der anderen Angelegenheit geschrieben. Wir nehmen event. die Nummern zurück.

Ad. Engel in **Kiel.** 1. Wenn auch durch die Erfindung der Trockenplatten das Photographieren ungemein erleichtert und vereinfacht wurde, so ist doch noch die Herstellung der Trockenplatten eine so schwierige und umständliche Sache, daß selbst Fachphotographen von der Bereitung derselben Umgang nehmen und sie von renommierten Handlungen fertiggestellt kaufen. Aber auch das Bildentwickeln auf der belichteten Platte bedingt besondere Fertigkeiten, welche man sich nicht durch bloßen Besitz der Rezepte hierzu aneignen kann; zudem ist selbst der geübteste Fachmann nicht imstande, mittelst einer einfachen Camera obscura ein halbwegs brauchbares Bild aufzunehmen. Wir müssen daher entschieden von solchen nutzlosen Experimenten abraten. — 2. Seidenumsponnenen Kupferdraht erhält man in elektrotechnischen Etablissements, auch wohl bei Optikern, welche sich mit dem Verkaufe von derlei Artikeln befassen. Die Preise werden sich natürlich je nach dem Bezugsorte richten. — Bitten Aufsatz einsenden. Werden prüfen.

Reg. W. in **Straßburg i. E.** Ganz richtig! Papa ist spazieren gegangen. Warum soll er nicht? — Reginald dürfte dem weiblichen Vornamen Regine — Regina (lat.) Königin, Herrscherin — entlehnt worden sein. — Schönen Dank für Ihre sonstigen Mitteilungen. Sie sollen soweit thunlich berücksichtigt werden.

F. F. in **Kirn a. d. Nahn.** Daß Ihnen der Ausdruck des „Hundstragens" aufgefallen, ist ebenso erklärlich, als der Wunsch nach Erklärung lobenswert. Wir erfüllen ihn gerne.

Schon Otto III., der Oheim und Vorgänger Friedrich Barbarossas, war ein strenger Richter des Hausfriedenbruchs; meist war der Tod die Strafe für Anstifter und Vollzieher. Mit gleichem Nachdruck folgte Friedrich I. dem Beispiel seines Verwandten.

Um aber die furchtbare Sühne noch zu verschärfen und die Ursache viel abschreckender zu gestalten, konnte der Verurteilte vor der Hinrichtung noch einer schimpflichen Buße unterworfen werden, die auch wohl in einzelnen Fällen als genügend betrachtet werden mochte. — Gehörte der Delinquent dem Ritter- oder Adelsstande an, so hatte er einen Hund als Zeichen der Niedrigkeit von einem Gau in den anderen zu tragen, handelte es sich um einen Geistlichen, ersetzte den Hund ein Buch — bei einem Landmann der Pflug — der Sattel bei dem Knecht. — Sehr häufig scheint diese Buße nicht angewandt zu sein, doch wissen wir mit Gewißheit, daß sie unter Friedrich I. im Jahre 1155 an dem Pfalzgrafen Hermann bei Rhein vollzogen, der mit gewaltsamer Hand die Lande seines Gegners, des Erzbischofs Arnold von Köln geschädigt. — Möglicherweise stammt von jenem Brauch das rohe Schimpfwort „Hundsfott" als Bezeichnung eines Menschen, auf dem Ehrlosigkeit und Schande lastet.

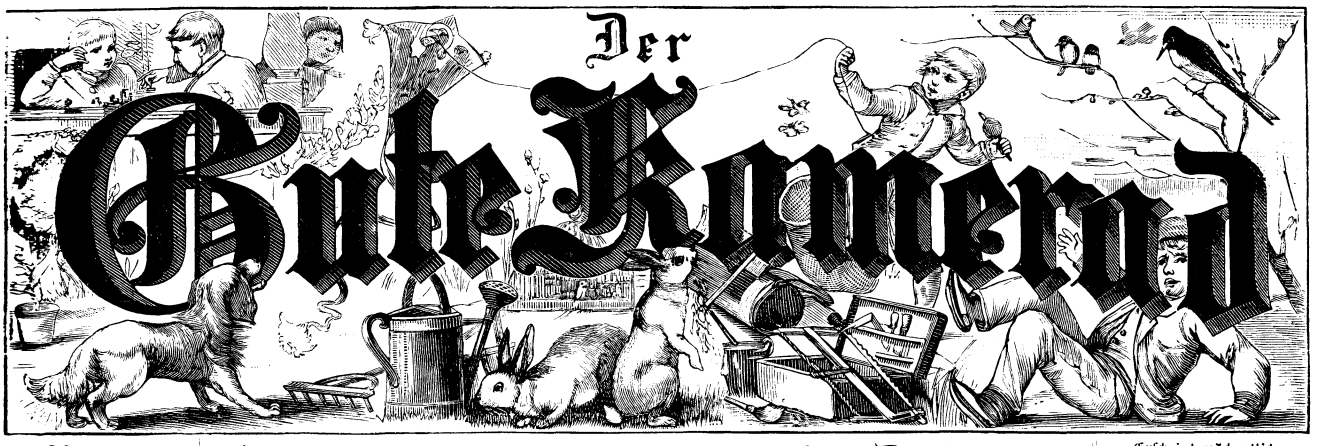
A. J. in **Dresden.** Eine begründete Erklärung des „Aprilschickens" gibt es kaum; selbst die Annahme der bedeutendsten Forscher des Ursprungs volkstümlicher Gebräuche, die Gebr. Grimm, nach welchen diese Sitte des Neckens als Ueberrest eines jährlichen Frühlingsfestes aus dem germanischen Heidentum, bis auf unsere Zeit gekommen, ist nur als Wahrscheinlichkeit bezeichnet. — Weitere Deutungen bringen den oben zur Kar- und Osterzeit herrschenden Brauch mit der Leidensgeschichte Christi in Verbindung, und erkennen in dem Hin- und Herschicken des Gehänselten eine Anspielung auf die Sendung des Heilands von Pilatus zu Herodias; sie beziehen sich zugleich auf das a'überlieferte Sprichwort: „von Pontius zu Pilatus" schicken. — Uns aber erscheint die Auslegung am natürlichsten, daß der erste Tag des wetterwendischten aller Monate gewissermaßen als lustige Einführung in denselben dienen soll, — wie oft werden wir von Frau Sonne, wenn wir auf ihre angenehme Begleitung in Feld und Wald rechnen und allem Anschein nach rechnen können, dennoch gründlich in den April geschickt.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressiren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Kameraden, werbt für Eure Zeitung!



№ 20. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Wie stolz sind wir im Gefühle unserer Kraft! Aber die körperliche Kraft ist nur ein Teil des Schmuckes der Jugend; ein größerer Schmuck liegt in der geistigen Stärke und diese erlangen wir durch unser Wissen einerseits und durch strenge Wahrhaftigkeit andererseits. Wahre Kraft ist zu stolz zur Lüge!

Dr. Paul Sorauer.

Kornett Rudolf.

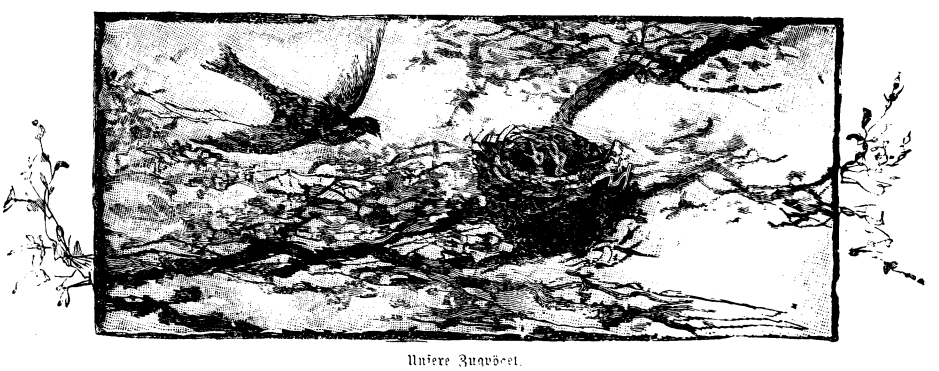
Der Hochsommer des Jahres 1504 sah Deutschlands kaiserlichen Herrn, Maximilian I., inmitten des Böhmerlandes. Nicht im Glanze der gnadenspendenden Majestät war der ritterliche Herr gekommen, sondern als zürnender Richter wider Unterthanentrotz und feindliche Gesinnung. — An der Spitze seines erprobten Heeres war es Kaiser Max freilich rasch genug gelungen, den Frieden und geordnetere Zustände herzustellen; allein dies war nicht ohne blutige Opfer geschehen, und zudem betrübte und empörte zugleich der zähe Widerstand und vor allem die Hinterlist der Böhmaken, die sich an verschiedenen Orten den kaiserlichen Truppen gegenüber kund gab, den geraden, menschenfreundlichen Sinn des erlauchten Herrn. Eine neue Erfahrung dieser Art war demselben eben von seiten des Städtchens Chlum begegnet, in dessen Nähe sich das kaiserliche Hauptquartier befand. Nachdem sich der Ort nach hartem Widerstande den Kaiserlichen ergeben, war von seiten der Bürger auf die einziehenden Soldaten geschossen worden und mehrere Verwundungen vorgefallen. Ohnehin durch politische Verhältnisse in unwirscher Stimmung, hatte dies, angeblich durch ein bedauerliches Mißverständnis verschuldete Ereignis den Kaiser dergestalt erbittert, daß er den festen Willen äußerte, zur Strafe der Schuld seiner Bewohner die Stadt Chlum abbrennen zu lassen. Vierundzwanzig Stunden waren den Bürgern gegönnt, ihre besten Habseligkeiten außerhalb der Thore zu bringen, dann sollte die Exekution vor sich gehen. In einem von seinen Besitzern verlassenen Landhause hatte der Monarch mit seinem Gefolge Quartier genommen, um dort die Ankunft seines in der Nähe weilenden Leibarztes zu erwarten, den mehr die Besorgnis seiner Getreuen als eigener Wille berufen hatte, um sich der bereits erklärten Gefahrlosigkeit einer leichten Armwunde zu versichern, die Deutschlands kaiserlicher Herr am Morgen des Vorgangs in Chlum bei einem Scharmützel davongetragen. Ahnungslos, nur von wenigen Begleitern umringt, war Max in einen Hinterhalt geraten, und nur der Treue und der Tapferkeit eines ganz jungen Kornetts, der mit seinem Leibe den geliebten Herrscher deckte, war es zu danken, daß von dem erhabenen Haupte desselben weit schlimmere Gefahr abgewendet ward, ehe Hilfe zur Stelle kam.

In einem der Vorräume der kaiserlichen Gemächer standen zwei zum Hofhalt gehörige Personen, ein älterer in der Tracht eines Kämmerlings und ein junger etwa sechzehnjähriger Mensch, der dem Alter nach kaum mehr für das Kleid eines Edelpagen taugte. Sein Aeußeres war wenig anmutend, die hagere aufgeschossene Gestalt, das blasse Gesicht mit den kleinen stechenden Augen und den eckigen Zügen, in denen sich unverkennbarer Dünkel ausprägte, stimmte zu den wenig edlen Gesinnungen des Jünglings, der seine hochadlige Herkunft als Schutzbrief aller Fehler anzusehen glaubte, und verachtete, was unter ihm an Herkunft, haßte, was über ihm an Sinn und That war.

Hierin ward er von seinem Vetter, dem Kämmerling, genügend unterstützt, und schon aus diesem Grunde pflegten die beiden Rollecks, Luitpold nannte sich der jüngere, zusammenzuhalten.

Die Verwandten unterhielten sich eben über das nach ihrer Ansicht völlig unverdiente Glück des Kornetts Rudolf; auch dieser war freilich nur ganz kurze Zeit Edelknabe gewesen, aber die beiden hatten schlecht zu einander getaugt, und wo Luitpold dem Kameraden etwas in den Weg zu legen vermochte, war es geschehen, zumal der Rudolf wohl einen guten adligen Namen, aber, früh verwaist, keine glänzenden Mittel sein zu nennen imstande war. — Nun würde es für den Retter des Kaisers anders werden, — wenn man ihm nur einen Streich spielen, oder wenigstens die gute Meinung Maximilians erschüttern könnte!

Die Pforte der inneren Gemächer öffnete sich; drei Männer im schwarzen Gewande städtischer Ratsherren erschienen im Vorgemach, — ein Greis — die Kette des Oberhauptes schmückte seine Brust — und zwei etwas jüngere Herren. Alle drei sahen recht gedrückt und niedergeschlagen aus. Es waren die Vorsteher des Magistrats der Stadt Chlum, die ge-



Unsere Zugvögel.

kommen waren, vom Kaiser Max Zurücknahme seines furchtbaren Strafgerichtes zu erflehen.

Der Kämmerling hielt sie an; „nun, ihr Herren," sagte er, mehr neugierig, als teilnahmsvoll, „ich meine, ihr seid mit der kaiserlichen Audienz wenig zufrieden?"

Der Alte — er bekleidete die bürgermeisterliche Würde — schüttelte traurig das Haupt. „Die kaiserliche Majestät verschloß uns ihr Ohr," entgegnete er; „man wies uns im Vorsaal zurück. Der hohe Herr ist unerschütterlich in seinem Willen, und unsere Zukunft ist auf Jahre, auf ewig vielleicht, vernichtet."

„Wenn wir nur einen Fürsprecher finden könnten," wehklagte einer der Jüngeren, „der bei dem kaiserlichen Herrn in Ehr' und Gnaden, und sich unserer annehmen möchte. Wie gern wollten wir das letzte unserer Armut dafür opfern, die arme Stadt vor gänzlichem Verderben zu erretten."

Ein gehässiger Zug prägte sich im Antlitz des Junkers Luitpold aus; hastig, als ob er einem plötzlichen Einfall folge, trat er den Ratsherren näher und sagte mit halblauter Stimme:

„Ich wüßte schon einen, an den ich euch weisen könnte, einen armen Schlucker, der für ein Stück Gold euch leicht den Willen thun könnte, wenn ihr's recht anzustellen wißt, einen, dem Kaiser Max seine Bitte für euch gewähren müßte, — er mag wollen oder nicht."

„O nennt ihn, nennt ihn, junger Herr," baten die Chlumer Männer im Chor, „wenn anders Ihr nicht eitel Spott mit unserem Unglück treibt."

Der Edelknabe versuchte ein scheinheiliges Antlitz anzunehmen. „Was denkt ihr von einem Rolleck?" fragte er. — „Nein, weil ich es gut mit euch meine, gebe ich euch den Rat: geht zum Kornett Rudolf; verspricht der euch seine Fürbitte, ist eure Stadt gerettet."

Die Mienen der einfachen Leute drückten Erstaunen und Zweifel aus. „Zu einem Jüngling?" meinte der Bürgermeister, — „was selbst Fürstenwort bei dem zürnenden Kaiser kaum bewirken könnte, sollte eines Kornetts Bittrede?"

„Freilich ist dieser Kornett ein ganz besonderer," berichtigte der ältere Rolleck; „er hat, wie es heißt, den Kaiser in Gefahr geschützt, und zum Lohn hat Herr Maximilian dem jungen Fant frei gestellt, eine Bitte an ihn zu richten. Bis zum Abend hat er ihm Ueberlegung dazu freigestellt und dem Herrchen ein Zimmer in seinem eigenen Quartier anweisen lassen. — Vielleicht glückt's euch bei ihm, denn er ist schwachherzig und ein armer Teufel dazu."

Die Herren vom Magistrat zu Chlum blickten sich an, — sichtlich waren sie einer Meinung.

„Wo finden wir den jungen Herrn?" fragte einer derselben, „und wie lautet sein Geschlechtsname?"

„Fragt nur im Seitenflügel nach dem Kornett Rudolf," lautete die Antwort, „jeder Diener wird euch sein Zimmer weisen." —

„So wollen wir unser Heil versuchen," sagte der Greis; — „euch aber, ihr Herren, danken wir von Herzen für euren Rat des Mitleids, — seid versichert, wir werden ihn als Geheimnis bewahren."

Unter tiefer Verneigung entfernte sich die Deputation. — Kaum aber hatte sich hinter den Männern die Thür geschlossen, als der Kämmerling sich an seinen Vetter mit der Frage wandte, was denn eigentlich diese Empfehlung bezwecken solle?

Höhnisch lachte Luitpold auf: „Merkst du's nicht? — das zu vollziehen, was wir noch eben für unmöglich gehalten: den ungeschlachten Liebling des Kaisers Max bei seinem Freund und Gebieter in Ungnade zu bringen, wenn er dumm genug ist, in die Schlinge zu gehen, die ich ihm gestellt. Und daran zweifle ich kaum, denn er ist gutmütig wie ein Bär, und die Kerle verstehen sich aufs Lamentieren."

* * *

In einem kleinen, aber freundlichen Zimmer im Anbau des vom Kaiser Max bewohnten Landhauses weilte der Jüngling, dessen Name seit kurzer Zeit der genannteste im kaiserlichen Lager geworden war. Rudolf von Essenburg, gemeiniglich unter der schlichten Bezeichnung „Kornett Rudolf" allbekannt, und mit wenigen Ausnahmen allbeliebt. Wohl nur wenige mochte es geben, die dem liebenswürdigen und bescheidenen Jüngling nicht heldenmütigen Sinn zutrauten und ihm von Herzen das Glück gönnten, das zu erbitten in seiner eignen Macht stand; man kannte obendrein die Denkart des Kaisers Max genugsam, um überzeugt zu sein, daß er das Maß der Bescheidenheit mit dem Füllhorn der Huld überschüttete. —

Das Sonnenlicht, das mit voller Macht durch die kleinen, bleigefaßten Scheiben des hohen Bogenfensters brach, umwob die schlanke Gestalt, das von leicht gelocktem Blondhaar bedeckte Haupt des Jünglings, mit dem treuherzigen blauen Augenpaar im feinen, leicht gebräunten Antlitz mit rosigem Schein. — Wie in Gedanken versunken saß Rudolf auf dem plumpen Holzstuhl an dem eben so roh gezimmerten Tisch, da sich nach leichtem Pochen die Thür öffnete und ein jüngerer Herr, etwa am Ende der Zwanziger stehend, den kleinen Raum betrat. — Es war keine hochrangige, aber doch eine sehr einflußreiche Persönlichkeit: der Geheimsekretär Kaiser Maximilians, und seiner Treue und Unbestechlichkeit halber bei dem hohen Herrn wohl gelitten, — Joseph Grünebeck war sein Name. — Mit sichtlichem Wohlgefallen blickte er auf die hübsche Erscheinung des Jünglings, der sich sofort erhoben hatte und den Kommenden herzlich begrüßte.

„So in Gedanken?" meinte Grünebeck scherzend; „ich wette, Ihr geht mit Euch selber zu Rat, was Ihr Euch vom kaiserlichen Herrn erbitten wollt? Im Namen Sr. Majestät soll ich Euch um die sechste Abendstunde bescheiden, wenn unser Herr im Kreise seiner Edlen sich eine Stunde der Erholung gönnt. Nutzt die Frist," fügte er scherzhaft hinzu, — „man soll das Glück beim Schopf fassen!"

Rudolf schüttelte das Haupt. „Ihr irrt, Herr Grünebeck," erwiderte er — dem Besuch einen zweiten Sitz hinschiebend, von dem derselbe Gebrauch machte, indem er durch eine freundliche Bewegung den jungen Mann gleichfalls einlud sich wieder niederzusetzen —, „Ihr irrt. Eine Gunst zu erbitten, weil Gott mir in Gnaden vergönnt, meine Pflicht und Treue zu erfüllen, und unseres geliebten kaiserlichen Herzens Schirm während einiger Augenblicke gewesen zu sein, wäre ja geradezu schimpflich. — Ich will den Kaiser anflehen, mir immerdar ein gütiger Herr bleiben zu wollen und mir zu gestatten, mich nach seinem Vorbild zu bilden in ritterlicher Ehre und Sitte." Der Sekretär lächelte, um seine Rührung zu verbergen. — „Das mag ganz edel sein," meinte er, „aber ob auch klug? Bedenkt, mein Kornett, am Hof bläst schwankender Wind, und wohl dem, der sein Bäumlein gesichert weiß vor des Wetters Unbill. Ob Eure Eltern mit Eurem Entschluß wohl zufrieden sind?"

„Ich habe keine Eltern mehr," erwiderte der Jüngling traurig; „kaum ein Jahr nach meiner Geburt machte mein edler Vater mit seiner Gattin eine Reise nach Welschland zur Sippe des Hauses meiner Mutter, die sie dringend geladen. Ihren Knaben ließ das junge Paar in der Hut der Mutter Friedrichs von Essenburg sicher und wohl geborgen. Einen Monat lang verweilten sie im schönen sonnigen Italia, dann zog es sie heim, zur Heimat, zum einzigen Kinde. Durch Böhmen nahmen sie den Rückweg, und hier erkrankte meine Mutter an einem kleinen Ort; wochenlang lag sie in Siechtum vom treuen Gatten und teilnehmenden Bürgern gepflegt, — dann begrub mein Vater die Gefährtin, um eilig das Stammschloß seines Hauses zu erreichen, das einzige Pfand seines kurzen Glückes an das Herz zu drücken. Auf seinem Wege dorthin sandte er der Mutter Botschaft, sie von dem traurigen Ereignis, das unser Geschlecht heimgesucht, zu benachrichtigen, aber der Abgesandte hatte bei seiner Ankunft den Brief des Herrn Friedrich verloren und konnte, nur nach Hörensagen berichtend, nicht einmal den Ort bezeichnen, wo die irdischen Reste der Gattin Essenburgs zu ewigem Frieden ruhten. — Doppelt sehnsuchtsvoll harrte die Mutter nun des unglücklichen Sohnes, aber der Erwartete blieb aus; nimmer kehrte er heim, — elendes Räubergesindel hatte den Ahnungslosen in einem Walde hinterrücks überfallen und erschlagen; sein Tod verschwieg mir für immer die Stätte, wo die geliebte Mutter ruhte; zu jener Zeit war ich ein Kind und später hinderten Kriegswirren und andere Umstände jedes Forschen. Nur ein Trost ist mir geblieben," endete Rudolf, „da mir versagt, am Grabe der Teuren zu beten, — dies Bild, kurz nach ihrer Vermählung mit meinem Vater gemalt, war im Besitz meiner Großmutter. Als reinsten Scheide-

gruß weihte es die Gute dem Enkel, da ich vor fünf Jahren an unseres lieben Herrn Hofhalt kam; mein Schutzengel war es in mancher Stunde der Versuchung, — und soll es bleiben für mein lebenlang."

Mit diesen Worten entnahm der Jüngling der Truhe, die seine Habseligkeiten barg, ein zierliches, von einem leichten Metallkranz umrahmtes kleines Bild, von kunstreicher Hand gefertigt; es stellte eine anmutige junge Dame in reichem Gewande vor, die Aehnlichkeit mit dem Kornett war unverkennbar.

Teilnahmsvoll blickte der kaiserliche Sekretär von dem Bilde der Mutter auf den Sohn. — „Ihr gleicht der Geschiedenen, Rudolf," sagte er, — „seid gewiß, sie freut sich droben ihres Kindes." —

„Wenn es geschieht," meinte Rudolf, „so danke ich's in erster Reihe meiner guten Großmutter, die selber nicht reich, kein Opfer scheute, des Enkels Körper und Geist zu bilden, der ich es danke, daß man mich erst des Hofkleides, dann des Soldatenrocks Sr. Majestät für würdig fand. Ich hoffe der guten alten Frau einst vergelten zu können, was sie an mir gethan, ehe sie von hinnen scheidet."

„So ist wohl diese Botschaft von der alten würdigen Dame, die ich dem Hofmarschall auf dem Gange vor Eurem Quartier abnahm, da ich doch eben im Begriff stand, Euch heimzusuchen," bemerkte Grünebeck, ein mit wächsernem Siegel versehenes Schreiben hervorziehend und es dem Kornett reichend, — „verzeiht, wenn ich erst jetzt daran gedenke."

„Vom Pater Joseph," rief Rudolf eifrig, „dem geistlichen Beistand meiner guten Großmutter; seit der letzten Zeit vermittelte der würdige Herr die Mitteilungen der oft leidenden alten Frau."

„Ich bitte Euch, leset," sagte Grünebeck, da Rudolf Miene machte, das gefaltete Pergamentblatt beiseite zu legen; „ich nehme herzlichen Anteil an allem, was Euch betrifft."

Der Jüngling ließ sich nicht nötigen. — Schon hatte er das Siegel erbrochen, aber gleich nach den ersten Zeilen beschattete sich seine Stirn; Grünebeck gewahrte, wie sich die klaren blauen Augen des Kornetts mit Thränen füllten, die langsam, von ihm selber unbemerkt, die Wange herniederrieselten. — „Was ist?" fragte er, — „es ist doch kein Unglück geschehen?"

Der Kornett suchte sich zu fassen. „Ja, Herr Grünebeck," entgegnete er, „ein Unglück, ein recht schweres sogar, hat die teure alte Frau betroffen: eine Feuersbrunst hat die seit langem Gebrechliche ihrer Heimstätte, des kleinen Schlosses, beraubt, in der sie ihr Dasein zu beschließen hoffte, und damit zugleich des kargen Besitzes, der ihr geblieben. — Sie ist verarmt, auf fremde Gnade angewiesen, und ich, — nein" unterbrach er sich, wie von plötzlicher Eingebung erleuchtet, „nein, nicht auf fremde Gnade, mir soll sie danken, daß sie ihr Auge in Freuden, von keiner Sorge heimgesucht, schließen soll, wenn der Todesengel winkt. Gott selbst scheint hier in seiner Huld zu walten. Nicht umsonst soll Kaiser Max mir eine Bitte freigestellt haben; ich brauche nicht lange zu sinnen: ‚Helft der Großmutter, Majestät.' Das will ich ihm sagen, und gern wird er's thun, denn er ist gerecht und gut."

Rudolf hatte sich erhoben, der Eifer hatte sein Antlitz leicht gerötet, und wie ein Goldmeer umstrahlte das Sonnenlicht das Bild der Mutter und den trefflichen Sohn.

Auch Joseph Grünebeck war aufgestanden. „Das thut!" sagte er, „nichts weiter." Dann drückte er Rudolf die Hand, wandte sich um und verließ das Gemach, — eine Thräne glänzte in seinem Auge.

* * *

Kaum fünf Minuten mochten seit der Entfernung des kaiserlichen Sekretärs verstrichen sein, als ein abermaliges Pochen dem Jüngling neuen Besuch verkündete. Höflich, wie es seine Weise, aber nicht ohne Ausdruck der Befremdung, trat Rudolf den drei ihm völlig unbekannten Männern entgegen und fragte nach der Herren Begehr.

Der Führer der Deputation übernahm die Antwort; es wollte Rudolf bedünken, als ruhe der Blick des alten Mannes wie aufmerksam prüfend auf seinem Antlitz. Der Greis schilderte in beredten Worten den Jammer, den Kaiser Maximilians harter Spruch in der Stadt erregt, die gewiß in ihrer Gesamtheit an dem Irrtum, selbst an einer Schuld einzelner, nicht verantwortlich war. Er sprach von dem Elend, das die Ausführung dieser Verheißung für Jahre, vielleicht für immer über die unglückliche Ortschaft herbeiführen mußte und von dem vergeblichen Bemühen der städtischen Gesandten, Zutritt bei dem kaiserlichen Herrn zu erlangen, um das milde Herz Sr. Majestät zur Aenderung seines harten Willens zu bewegen. — Ruhig und teilnahmvoll hatte Rudolf dem Redenden zugehört. — „Glaubt mir, ihr lieben Herren," sagte er mit bewegter Stimme, „ich fühle von ganzem Herzen mit euch, was wohl jedes mitleidigen Menschen Herz erschüttern muß. — Könnte ich in irgend einer Weise das Schicksal der guten Stadt Chlum lindern, — glaubt, kein Opfer, kein Mühen sollte mir zu schwer sein; aber ich bin ja nichts als ein armer Kornett, ohne Macht, ohne Einfluß, — und eben aus diesem Grunde vergönnt mir die Frage, warum sich euer Mund nicht zu einem der Großen, der Mächtigen am Throne der Majestät gewendet?"

„Weil einer nicht dem Throne, wohl aber dem Herzen der Majestät so nahe steht, daß Kaiser Max seiner Fürbitte halber seinen Zorn in Gnade wandelt," erwiderte der Bürgermeister, „und das ist Kornett Rudolf, sein Lebensretter."

„Ich?" Purpurglut durchschoß das Antlitz des Jünglings, „haltet ihr mich für vermessen genug, in den Willen meines Kaisers zu greifen?"

„Nicht für vermessen, wohl aber für edel," lautete die Antwort. „Auf ihren Knieen würden Euch Chlums Bürger danken, die Mutter ihren Kindern Euren Namen lehren —"

Wie abwehrend streckte Rudolf beide Hände aus. „Versucht mich nicht," sagte er leise.

„Laßt mich aufrichtig sein, junger Herr," fuhr der Bürgermeister fort; „wir kamen zu dieser Stätte in der Absicht, in Gold oder Goldeswert Eure Fürbitte aufzuwägen, wir kannten Euch ja nicht; ich bin ein alter Mann und habe in vieler Menschen Auge und Herz geblickt und gelernt, darin zu lesen. — Da ich auf Euch schaue — da habe ich Euch nichts zu bieten, als was ich Euch genannt, als eines Greises Segen und die Dankesthränen der durch Euch, den Jüngling, vor Elend Geretteten."

Hochauf wallte Rudolfs Brust, — die Wahrheit, die Notwendigkeit der Worte des silberhaarigen Stadthauptes drohte ihn zu bezwingen. Vergessen war die Notlage der teuren Großmutter vor dem noch größeren Elende, das man vor seine Augen führte. — Und doch, durfte er gewähren, durfte er, der Knabe sich erkühnen, den Arm der strafenden Majestät zu lähmen? — In seiner Verwirrung, der völligen Ratlosigkeit, die den Jüngling befangen hielt, fiel Rudolfs Blick zufällig auf das Bild der Mutter, das er vorhin dem kaiserlichen Sekretär gewiesen, und das noch auf dem Tische liegen geblieben war; es wollte ihm bedünken, als zaubere das Sonnenlicht einen ganz besonderen lebensfrischen Schein über die milden Züge.

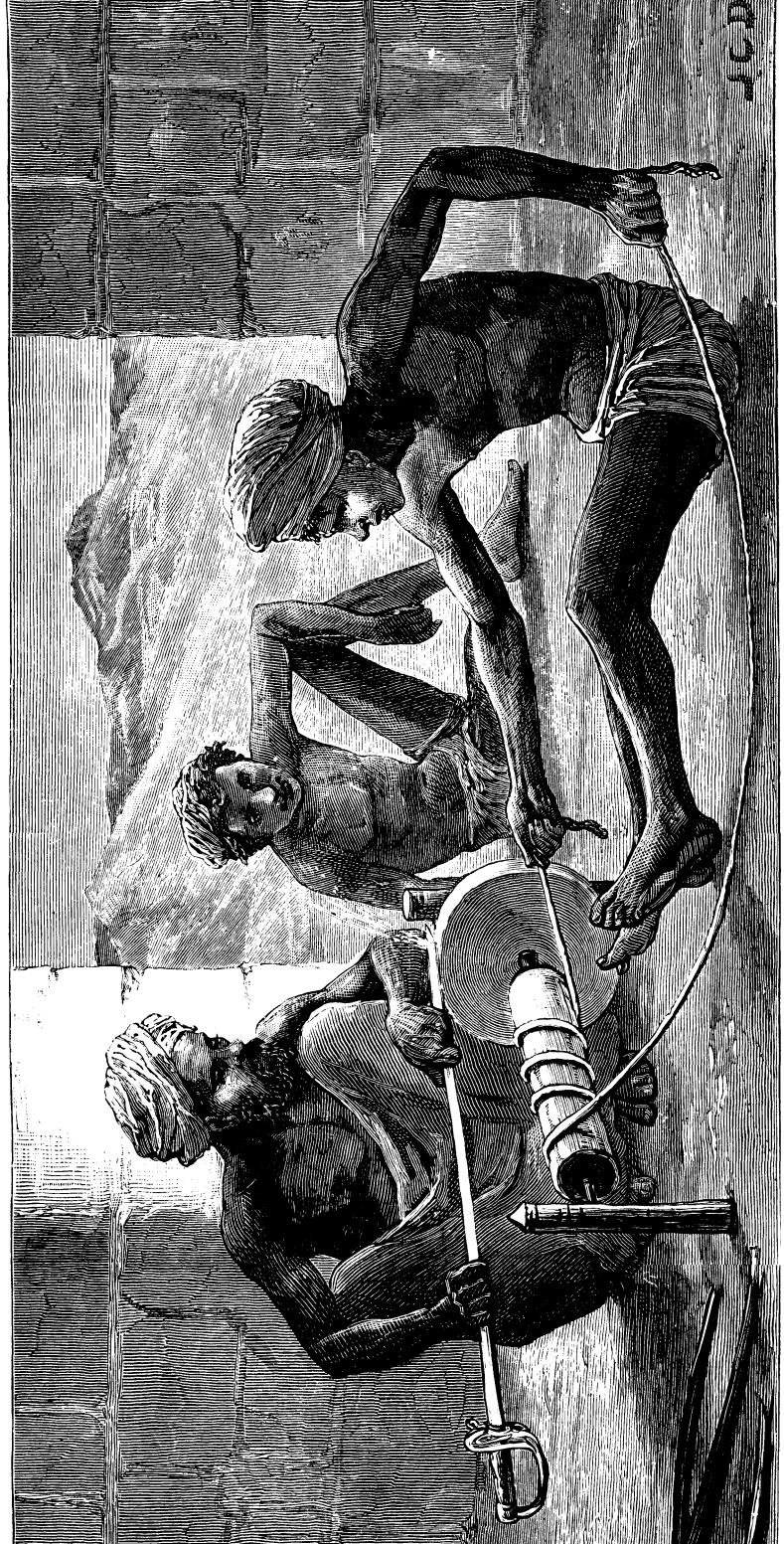
„O Mutter," rief er mit lauter Stimme, „sei du von droben mir Hort und Führerin in dieser Stunde!"

Das Auge des Bürgermeisters nahm ebenfalls das Portrait der längst Geschiedenen wahr. Eine lebhafte Bewegung zeigte sich in dem feinen, milden Greisenantlitz. — „Eure Mutter?" wiederholte er — „dies war Eure Mutter, — und ein Essenburg nennt Ihr Euch selber?"

Jäh fuhr Rudolf empor. „So ist es, — Rudolf von Essenburg ist mein Name, — redet, kanntet Ihr die Teure, ach, mir so früh Entrissene, der ich das Leben danke?"

Wie im Ausdruck des Dankes hob der Greis sein Auge himmelan. „Ja, Rudolf," sagte er feierlich; „nicht umsonst hast du eine der reinsten, der edelsten ihres Geschlechts auf Erden als Mittlerin zwischen uns in dieser Stunde angerufen. — Weil ich sie kannte, Elfrieda, des Ritters von Essenburg geliebtes Weib, fiel mir sofort, da ich in deine Züge schaute, eine Aehnlichkeit auf, die ich nicht zu deuten wußte. Unter uns, in der Stadt Chlum verweilte das Ehepaar, als es aus den Gefilden Italias zur heimatlichen Stätte kehrte; zu Chlum erkrankte die edle Frau und lag lange Wochen in Siechtum; aber von ihrem Krankenbette aus entfloß unbegrenztes Wohlthun ihrem Herzen. Viele segneten ihren Namen, noch jetzt ist er in Chlum nicht ganz vergessen, und die Stätte, die ihre sterbliche Hülle birgt, — sie trägt wohl heute noch manch grünes Kränzelein der Dankbarkeit."

(Schluß folgt.)



Die Waffenschmiede im Orient.

Die Waffenschmiede im Orient.

Das Kriegswesen unter den Völkerschaften des Morgenlandes war bis vor wenigen Jahrzehnten noch mehr oder weniger auf das Reitergefecht und den Einzelkampf mit der blanken Waffe beschränkt und das Bestreben der Morgenländer ging daher schon seit alten Zeiten eifrigst dahin, möglichst vollkommene und gute Handwaffen: Schwerter, Säbel, Dolche u. s. w. zu liefern, während sie es in der Verfertigung von Schießgewehren niemals weit und kaum über die Herstellung von Feuerschloß-Flinten und Pistolen hinaus gebracht haben. Die morgenländischen Waffenschmiede und Schwertfeger erfreuen sich daher seit alten Zeiten eines hohen Rufes von Geschicklichkeit und liefern namentlich vorzügliche Klingen, welche noch heute von Sammlern hoch geschätzt und teuer bezahlt werden, wenn sie im Grunde auch um nichts viel besser sind als die schönen und guten Säbelklingen jener Art und Gestalt, welche aus unseren deutschen Waffenfabriken in Solingen ꝛc. hervorgehen. Ja, diese deutschen Klingen, welche gegenwärtig über die ganze Erde hin einen berechtigten Ruf und Absatz haben, machen neuerdings den orientalischen Handwaffen eine solche Konkurrenz durch ihre Güte und die durch Walzwerke und Maschinenarbeit wohlfeileren Preise, daß sie, in Menge nach den landesüblichen Mustern verfertigt, ihren Absatz nach dem Morgenlande und nach Indien finden und von den dortigen Waffenschmieden nur gefaßt und zu einheimischen Waffen verarbeitet werden. Es ist Thatsache, daß einer unserer Freunde vor einigen Jahren in Damaskus einen schönen Skimitar (Krummsäbel) bei einem berühmten Waffenschmied als eine echt orientalische Waffe um schweres Geld kaufte und erst nach der Heimkehr an der Klinge das Fabrikzeichen einer Solinger Fabrik entdeckte und auf Erkundigung erfuhr, daß diese jährlich Hunderte von solchen Klingen und den dazu gehörigen Ausrüstungsgegenständen wie Parierstangen, Beschläge u. s. w. verfertigt und nach dem Morgenlande verkauft.

Alle wackeren jungen Leute haben eine angeborene Freude an Waffen, und so wird es wohl die meisten unserer jungen Leser interessieren, über diese einst so angesehenen orientalischen Waffen etwas mehr zu erfahren. Alle diese Waffen waren bis auf die neuere Zeit Handarbeit und die Schwertfeger und Waffenschmiede von Damaskus, Brussa, Khorassan und anderen Orten bildeten angesehene Zünfte, in denen sich die Handwerksvorteile und Kunstgriffe von Geschlecht zu Geschlecht fort vererbten und geschickte Arbeiter herangezogen wurden. Mit einfachen Mitteln und ärmlichem Handwerkszeug stellten diese Waffenschmiede unter unsäglicher Mühe und Geduld die Schaschkas, Skimitare, Tulwars, Kinschals, Handschars, Yatagans und alle die anderen Arten von Handwaffen her, welche unter

den verschiedenen Völkern Asiens üblich sind, und zwar sowohl die Klingen als die Garnitur bis auf die kleinsten Teile hinaus. Sie verfertigten ferner Helme, Pickelhauben, Brustpanzer, Panzerhemden, Armschienen, Lanzen- und Pfeilspitzen, stählerne Bogen, Streitäxte und Streithämmer 2c., kurz alle jene Waffen zu Schutz und Trutz, welche nun durch die Vervollkommnung unserer modernen gezogenen Gewehre und Kanonen überflüssig geworden sind. Es ist wahrhaft staunenswert, wie vollkommene Waffen diese Handwerker mit ihren geringen Hilfsmitteln durch Geduld und Fleiß zustande gebracht und welche Eleganz und Schönheit sie in der Ausstattung dieser Waffen erzielt haben. Es ist keine Frage, daß es noch viele alte echt orientalische Säbelklingen gibt, welche überraschend gut und schön sind und mit denen man auf einen einzigen Hieb einen centimeterdicken eisernen Stab oder Nagel durchhauen kann, ohne daß die Schneide die mindeste Scharte zeigt. Solche Klingen zu schmieden und zu temperieren (härten), ihnen den nötigen Schwung und Wucht beim Hieb zu geben, sie an der Schneide fein auszuschmieden, der Klinge die nötige Elasticität und Härte zu geben, daß sie beim Hieb auf harte metallische Flächen nicht absprang, — das war wirklich eine Kunst. Die Klinge war meist damasziert, d. h. sie wurde aus verschiedenen zusammengewundenen Drähten oder dünnen Stäben von Stahl und Eisen verschiedener Härten zusammengeschmiedet, zur Weißglut erhitzt, auf dem Amboß aus freier Hand gestreckt und in der gewünschten Kurve gekrümmt, dann gehärtet und ausgearbeitet, bis sie geschliffen und poliert werden konnte, worauf sie erst bauschiert, d. h. mit Silber- oder Golddraht in Verzierungen oder Inschriften eingelegt wurde. Die ganze Vorarbeit, welche heutzutage bei uns mittels Frischfeuern, Walzwerken, Dampfhämmern u. s. w. verrichtet wird, und meist dutzend-, hundert-, ja tausendweise geschieht, geschah dort mit der einzelnen Klinge und ganz von freier Hand, und das nötigte auch den Klingenschmied, der an einer einzigen derartigen Klinge monatelang gearbeitet hatte, einen hohen Preis dafür zu verlangen, denn welche Mühe erforderte eine solche Klinge, bis sie die Probe bestehen konnte, indem ein starker Mann sie mit vollster Armeskraft gegen einen Blei- oder Weicheisenblock schwang und aus der Tiefe, bis zu welcher die Schneide eindrang, die Qualität der Klinge ermittelte, welche den Preis bestimmte, der sich zwischen zehn und achtzig bis hundert spanischen Thalern für die Klinge allein bewegte. Namentlich berühmt waren die Klingen aus Khorassan, dem alten Hyrkanien, welche von besonders tüchtigen Meistern aus dem persischen und indischen Wuzstahl hergestellt und weithin versendet wurden, wo dann die Liebhaber sie kauften und von den Schwertfegern nach ihrem Geschmack und nach ihren Mitteln fassen ließen. In Meschhed, der Hauptstadt von Khorassan, gibt es noch Klingenschmiede, in deren Familien sich das Geheimnis der Anfertigung trefflicher Klingen seit mehr als einem Jahrtausend erhalten hat und deren Klingen nach ihrem Familiennamen benannt werden, wie unsere feinen Jagdgewehre und Scheibenpistolen nach den Namen ihrer Verfertiger, der berühmten Meister in Paris, London, Wien 2c. Solche Säbelklingen führen auch oft eigene Namen, wie „Blitzstrahl", „Löwentatze", „Bärenzahn" 2c., erben als Kleinode in den vornehmen Kriegerfamilen seit Jahrhunderten fort und sind nicht zu kaufen, denn sie bilden den Stolz der Besitzer.

Die Wertung der alten Handarbeit ist daher eine verdiente und verleiht den schönen und guten orientalischen Waffen einen gewissen Affektionswert, wenn sie auch an Güte von unseren modernen europäischen Waffen nahezu erreicht werden und bei der heutigen Kriegsweise nicht mehr ihre ehemalige Bedeutung haben. Gleichwohl ist es hochinteressant, diese alten schönen Waffen, diese orientalischen und japanischen Säbel in Sammlungen genau zu betrachten, ihre feine und sorgfältige Ausarbeitung zu studieren und der ärmlichen Hilfsmittel und Werkzeuge zu gedenken, mit denen diese Meisterarbeit hergestellt wurde. Von diesen dürftigen Hilfsmitteln kann unseren jungen Lesern der vorstehende Holzschnitt einen Begriff geben, welcher einen muslimischen Waffenschmied aus Nordindien am Schleifstein darstellt, wie er sich bemüht, an einen Säbel eine Spitze anzuschleifen. Wie einfach ist der Schleifstein, wie primitiv seine Handhabung mittels der abwechselnd gezogenen Enden eines um die Achse des Schleifsteins spiralig gewundenen Stricks! Welche Geduld, welche Ausdauer und Geschicklichkeit gehören dazu, mit dieser fast kindlichen Vorrichtung dieselbe Wirkung zu erzielen, welche in unseren großen Fabriken und Schleifmühlen mit ihren großen, durch Wasserkraft oder Dampf bewegten Schleifsteinen in kürzerer Zeit und mit weniger Mühe vollständiger erreicht wird! Diese Vergleichung der alten mühsamen Hand- mit der leichten modernen Maschinen- und Fabrikarbeit überzeugt uns mit einem einzigen Blick von dem gewaltigen Fortschritt unserer Civilisation und von dem ungeheuren Siege, welchen der erfinderische Menschengeist über die harte und spröde Materie davongetragen hat und lehrt uns mit dankbarer Genugthuung auf die großen Errungenschaften der Neuzeit in allen Gebieten gewerblicher Thätigkeit blicken.

Der Laubfrosch

und sein Treiben hinter Schloß und Rahmen.

Bekanntlich gibt es im Menschen- wie im Tierleben nachweislich ererbte, angeborene Fehler, Liebhabereien und Eigentümlichkeiten. — Mein einziges Töchterchen ist mir schon freiwillige, treue Gehilfin in der Vogel- und Blumenpflege und die Kindeshand war in vielen Fällen schon eine auffallend glückliche. Wer aber glaubt, daß diese kleine Hand wahl- und furchtlos allüberall hineingriffe, irrt sehr.

An einem klaren Sommernachmittag saß ein schöner, maigrüner Laubfrosch auf einer Himbeerstaude im Garten, dem oberflächlichen Blicke wenig auffällig, Blatt auf Blatt. So gern derselbe besessen sein wollte, mußte doch, selbst auf die Gefahr hin, daß er sich inzwischen in die Büsche schlug, zum Fangen der Papa behelligt werden. Und der that es gern. — Im Zimmer nun bewohnt der urkomische, kurzweilige, nichts weniger als häßliche, kaltblütige Gesell sein herkömmliches, der Mama abgeschmeicheltes, alle paar Tage zur Hälfte frisch mit Wasser gefülltes Einmachglas und dessen innere Einrichtung besteht ebenfalls nur aus dem allbekannten zweisprossigen Leiterchen, welches halb unterm Wasserspiegel, halb darüber steht, zur Benutzung je nach Belieben. Bezüglich des „blauen Himmels aus der Freiheit Tagen" wird möglichst ähnlicher Ersatz geboten in einem reichlich durchlöcherten Deckel aus starkem Papier, welchen das Froschgemüt in gewisser Stimmung als sternbesät passieren lassen mag, zumal auch die Verbindungspforte mit der Außenwelt ausgeschnittene Aehnlichkeit mit einem Mondviertel hat.

Unser Frosch weiß bald, daß alle gute Gabe von oben kommt und wer hätte noch

nicht lachen müssen, wenn er den geduldigen Dickkopf lange und unbeweglich nach seinem Monde stieren sah. Endlich — spaziert ein Opfer herein. Wie beleben sich dann die Augen, wie hurtig dreht sich dann der Kopf, mit welcher ungeahnten Kraftentfaltung wirft sich das ganze Tier herum, um seinen anscheinend so wohl berechneten Sprung zu wagen! Weit, weit öffnet sich im voraus der große Mund, aber — gefehlt! — Drunten schwimmt unser verdutzter Jäger im Wasser, während seine erhoffte Beute, die Fliege, als gäbe es keine Frösche in der Welt, lustig oben an der Himmelsdecke, natürlich verkehrt, herummarschiert, ja aus purem Uebermut gegen den großen Feind ein Beinchen schabt. Aber sie jubelte zu früh. Beharrlichkeit führt endlich auch einen Frosch zum Ziele.

Ist's einmal umgekehrt, daß nämlich die Fliege beim Einmarsch ins Wasser fällt, mag sie nur ruhig ertrinken oder sich durch einen Glücksfall heraushelfen, der Frosch nimmt nur dann Notiz von ihr, wenn sie im Trockenen sitzt und nur sehr viel später in der Jahreszeit, wenn längst Schmalhans Küchenmeister, steigt er einmal hernieder, eine noch zappelnde Beute aus dem nassen Elemente zu erschnappen, tote Fliegen frißt er überhaupt nie.

So mancher, welchen sein eigenartiger Gast sommerlang ergötzte, hat sich an ihn gewöhnt und ist in Sorge, wo er ihn in der langen fliegenlosen Winterzeit unterbringen kann. Ein vorgeschlagenes Ersatzfutter von zerschnittenen Mehlwürmern hat mein Frosch wenigstens nie angenommen und Spinnen, das andere Auskunftsmittel, sind in der Regel gerade ebenso schwierig zu erhalten, als Fliegen selbst. Es ist aber durchaus nicht unbedingt nötig, wie manchmal angeraten wird, eine mit Steinen, Moos und Schlamm ausgestattete Kiste zum Winterschlafe zu bieten. Man stelle sein Glas einfach wie es ist, aus dem Fenster beiseite, man kann es sogar in einem warmen Wohnzimmer behalten. Die Natur als solche gibt uns allerdings das Beispiel für natürliche Verhältnisse; da unser Frosch sich aber bei uns in unnatürlichen befindet, dürfen wir von seiner Ueberwinterung im Zustande der Erstarrung ganz absehen. Der nahrungslose Winterschlaf kräftigt weder, noch spart er nur die Kräfte, welche mit in ihn hineingebracht werden.

Mein Frosch hat im letzten Winter seinen Aufenthalt im Glase behalten und thatsächlich fünf lange Monate hindurch weder eine Fliege, noch sonstige Nahrung erhalten. Was will denn das aber heißen gegen den erwiesenen langjährigen Scheintod seiner Sippe draußen und wenn ihm bei jeglichem Mangel an Nahrung der Winterschlaf im Zimmer unbedingtes Bedürfnis gewesen wäre, so hätte er vollste Gelegenheit gehabt, solches zu befriedigen, denn einmal — vor Weihnachten — war das Glas leer, das papierne Mondviertel hatte sich bei fortdauerndem Gebrauch zum vollen Monde erweitert, einen Ausschlupf gestattet und mein Freund blieb einen vollen Monat ungefunden. Das Zimmer bot zwischen einer großen Zahl von Blumenstöcken, Ecken ꝛc. allerlei Unterkünfte in reichlicher Anzahl. Daß der Schlaf bei den einzelnen Tieren zu einer bestimmten Zeit angetreten werden muß, vielleicht also in meinem Falle die Zeit nicht verstrichen gewesen wäre, ist nicht wahrscheinlich, da man ja auch im Freien, zu verschiedensten Zeiten, auch oft selbst im Winter dieselbe Art bewegungsfähig antrifft.

Niemand dachte bei mir noch an den verschwundenen Frosch. Eines Mittags aber, im Januar, sitzt er als dunkles, regungsloses Klümplein mitten auf meinem Schreibtisch im Vogelzimmer, bis wohin er eine Zwischenstube zu passieren gehabt, und entzog sich dem Griffe der Hand durch einen kühnen über fußweiten Sprung. Gefangen wurde er aber doch. Sein grün gewordenes Glas ward gesäubert und er kam wieder in die helle klare Flut. Von Laubfarbe war zunächst lange keine Rede, dieselbe kommt und geht mit dem Laube selber und außerdem hat man beobachtet, daß äußere und innere Einwirkungen die Farben verändern, oft sogar binnen wenigen Stunden.

Als es gegen das Frühjahr wieder ausreichend Fliegen gab, verfärbte sich mein Fröschlein zusehends und heute, nachdem es über zwei Jahre seiner Freiheit beraubt, nachdem es auch die Winterzeit nicht verträumt, ist es ein Prachtexemplar. Sein grüner, glänzend lackierter Mantel, fein geperlter, an den Seiten verlaufend kupferglänzender, unten grauweißer Bauch, sein großes, hervorstehendes, mattgoldig umrahmtes Auge, sein ganzes Wesen zeugt von Kraft und Wohlbefinden und die ganze Familie verdankt ihm manche Unterhaltung.

Nur als landesüblicher Wetterprophet spielt er auffallenderweise gar keine Rolle, aber das ist eben gerade auch mein Vergnügen. Wenn bei trübem Himmel und in zweifelhafter Stimmung Vereine ihren lang geplanten Auszug endlich in Scene setzen und an meiner vor der Stadt belegenen Wohnung vorüberziehen, erheitert sich allemal mancher Blick. Der Frosch sitzt ja oben — also gut Wetter! Wenn kaum eine Stunde später die Partie dennoch zu Wasser wird, ist er schuldlos, er sitzt ja immer oben, kehrt sich weder an Regen noch an Sonnenschein. —

Das Froschglas in der Stube bleibt stets ein anheimelnder auch in wissenschaftlicher Beziehung interessanter Naturfühler. Wie mancher Besuch ist schon kurzweilig unterhalten worden und hat höchsteigenhändig eine Fliegenjagd begonnen! War dieselbe erfolgreich, hat unser Schützling namentlich eine Anzahl Fliegen der größten Art verschlungen, so daß wohl zeitweise deren Beine noch, wie aus ihm herausgewachsen, in dem festgeschlossenen Munde erscheinen und er gesättigt und regungslos nur der Verdauung pflegt, muß man da nicht unwillkürlich heiter werden, wenn hier eine Fliege und da eine Fliege im Vollgefühle augenblicklicher Sicherheit den Todfeind als Sitzgelegenheit erwählt, ja ihm buchstäblich über den großen Mund läuft?

Kommt ein neues Nahrungsbedürfnis, so verscheucht unser breitspuriger Turner schnell genug seine Beute. Manche Fliege dünkt sich unter dem Wasser sicherer. Da sehen wir staunend, daß sie fünf bis sechsmal am Leiterchen abwärts läuft, bis auf des Glases Boden, sobald sie aber den Holzpfad mit dem Glaswege vertauschen will, schnellt sie urplötzlich bis an die Wasserfläche hinauf und die Wanderung beginnt von neuem, bis der Tod dieses Verweilen im unnatürlichen Elemente verbietet.

Auch die Verzerrungen und Vergrößerungen durch gemeinsames Wirken an Wasser und Glas sind unterhaltend. Steht letzteres hoch genug vor der Sonne und betrachten wir es von unten, so legen sich Regenbogenfarben um alle Leiterkanten und von welcher Seite wir auch den Insassen beschauen wollen, von unten herauf durchs Wasser sehen wir allemal eine zum Lachen zwingende, bedeutend vergrößerte Zerrform.

Ein Laubfrosch kostet ja kein Geld, weder bei der Beschaffung, noch während seines Unterhaltes, immerhin aber bleibt er ein wunderbares Stück Natur, das greifbar zäh an seinem Dasein hängt. Deshalb hat es mir auch wahrhaft Freude bereitet, als ich im Herbst an meinem vor dem Fenster stehenden Glase ein zweites Exemplar hängen fand. Gern ward die angestrebte Vereinigung bewilligt und seitdem habe ich abends, als am liebsten freilich oft erlassene Dankesäußerung, ein Duett, welches mit seinem unerwarteten Beginn nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte. Trotzdem empfehle ich namentlich der Jugend als lehrreiche Unterhaltung unseren Laubfrosch.

Der Nutzgarten.

Mit diesem Wort bezeichnet man, wie meine jungen Freunde wissen werden, eine Fläche Landes, auf der gewöhnlich Obstbäume und Gemüse zusammengebaut werden, erstere in den meisten Fällen in der Form hoch- oder halbstämmiger Kronbäume, d. h. Bäume mit einem 1,75—2 m (hochstämmig) oder 1 m (halbstämmig) hohen Stamme, auf dem die Krone sich ausbreitet. Aber Gemüse und Kronbäume können nur kurze Zeit nebeneinander gedeihen, weil letztere mit der Zeit zusammenwachsen und der Bodenfläche die Sonnenstrahlen und den Tau entziehen, ohne welche die Gemüsepflanzen nicht gedeihen können. Je weiter die Krone der Obstbäume sich ausdehnt, desto mehr beschränkt sich die Anzahl der Gewächse, die neben und unter ihnen noch einigen Ertrag abwerfen, z. B. Bohnen, Erdbeeren, der Haselnußstrauch u. a., bis der Kümmel (Carum Carvi L.), jene zweijährige und sehr nützliche Gewürzpflanze, allein noch ihren reifen Samen abliefern kann.

Wenn aber Obstkronbäume im Gemüsegarten nicht untergebracht werden sollten, so ist dasselbe nicht mit den sogen. Zwergbäumen der Fall, die allerdings von unten bis oben

oder an den Seiten mit Aesten, Zweigen und Blättern versehen sind, die also auch Schatten werfen, aber niemals den ganzen Tag auf die ganze Fläche, welche die Kronbäume überdachen, sondern gleichsam in jedem Augenblick nach einer anderen Seite hin; auch können die neben (niemals unter) den Zwergbäumen stehenden Nutzpflanzen niemals an der sie erfrischenden Taubildung gehindert werden. Die Zwergbäume, von denen ich mich öfter mit meinen jungen Freunden unterhalten möchte, sind hauptsächlich die Pyramiden, denen sich später die Einfassungsstöcke (Guirlanden, Kordons, Schnurbäumchen) und zuletzt die Spalierbäume anschließen würden.

Ehe ich aber näher auf die Aufgabe eingehe, welche ich mir für die heutigen Zeilen gestellt habe, muß ich noch eine Bemerkung zur Erklärung des Wortes „Nutzgarten" einfügen. Dieser ist nämlich nicht nur Obst- und Gemüsegarten, sondern kann auch „Apothekergarten" mit zahlreichen Gewürzkräutern sein, auch „Treibgarten" mit Gewächshäusern zum Treiben von Obst, Gemüse und Blumen, selbst „Blumengarten", in welchem Blumen hauptsächlich zum Verkauf und zur Samenernte gezogen werden, wie überhaupt der „Handelsgarten" auch immer nur Nutzgarten sein muß.

Heute wollte ich nur von dem Pflanzen der Obstbäume sprechen und dasselbe so beschreiben, daß meine jungen Freunde dasselbe selbst ausführen und des Erfolges ihrer Arbeit sicher sein können. Aber wir denken fürs erste nur an die Pyramiden, die auch über den ganzen Gemüsegarten verteilt werden können, über den Gemüsegarten, der durch die Wege in, je nach seiner Größe, 4 oder 8 oder 12 viereckige Abteilungen geschieden ist, in denen das Gemüse nach den Regeln der Wechselwirtschaft oder Fruchtfolge (von welcher in einer der folgenden Nummern gesprochen werden soll) gezogen wird. Jede Abteilung ist von 1,6 bis 2 m breiten Einfassungsbeeten („Rabatten") umgeben; auf diese verteilt man die Pyramiden so, daß in jede Ecke eine derselben zu stehen kommt, während die anderen in gleichmäßigen Zwischenräumen von wenigstens 3 m Länge und mitten auf das Beet gepflanzt werden.

Ehe ich aber das Pflanzen von Bäumen beschreibe, bin ich meinen jungen Freunden einige Erklärungen schuldig, welche das Verständnis des Folgenden erleichtern werden.

Vor allem anderen unterscheiden wir, wenn von Obst oder Obstbäumen gesprochen wird, nicht genau nach den vom Botaniker betonten Namen und Kennzeichen, die Gattungen und die Obstarten von den Obstsorten. Als Obstgattung bezeichne ich das Kern-, das Stein-, Schal- und Beerenobst, dem sich noch zwei Halbsträucher anschließen. Obstarten nenne ich von Kernobst die Aepfel, Birnen und Quitten, von Steinobst die Kirschen, Pflaumen Pfirsiche, Aprikosen u. a., von Schalobst Wal- und Haselnuß, auch Maronen oder eßbare Kastanien, von Beerenobst Stachel- und Johannisbeeren, auch Heidel-, Erdbeeren u. a., von Halbsträuchern Himbeeren und Brombeeren. Jede dieser Obstarten umfaßt zahlreiche Sorten, die durch einzelne Merkmale unter sich mehr oder weniger verschieden sind, in der Hauptsache aber doch die Eigenschaften der Art besitzen müssen.

Es ist nicht zu leugnen, daß die verschiedenen Obstarten mit ihren Sorten nicht in jedem Boden gut gedeihen; aber — so ungefähr sagten wir schon in unserem „Illustrierten Gartenbuch, Stuttgart 1886" — man sollte doch versuchen, den vorhandenen Boden so zubereiten oder, wenn möglich, so zu wählen, daß man von jeder Obstart einige Bäume darein pflanzen könnte, nämlich lehmigen Sandboden mit ähnlichem Untergrund. Im übrigen gedeihen Aepfel am besten just in diesem lehmigen Sandboden; in fruchtbaren, nicht nassen Sand pflanzt man Walnüsse und Maronen; in warmes, sandiges Geröll von Kalksteinen oder auf ähnliche Berge Süßkirschen, auch Sauerkirschen, die aber auch sehr fetten (fruchtbaren) Boden vertragen, obwohl sie im mageren, im Sandboden auch wachsen, aber wenig Ertrag bringen. Für Pflaumen mit ziemlich flach unter der Erde wachsenden Wurzeln kann man ziemlich feuchten Boden benutzen, auch wenn die obere fruchtbare Erdschicht, der „Mutterboden", nicht allzu tief liegt. Tiefen Mutterboden, wenn auch von sandiger Beschaffenheit, verlangen die Birnbäume, deren meiste Sorten aber auch für einen feuchten, selbst nassen Untergrund sehr dankbar sind.

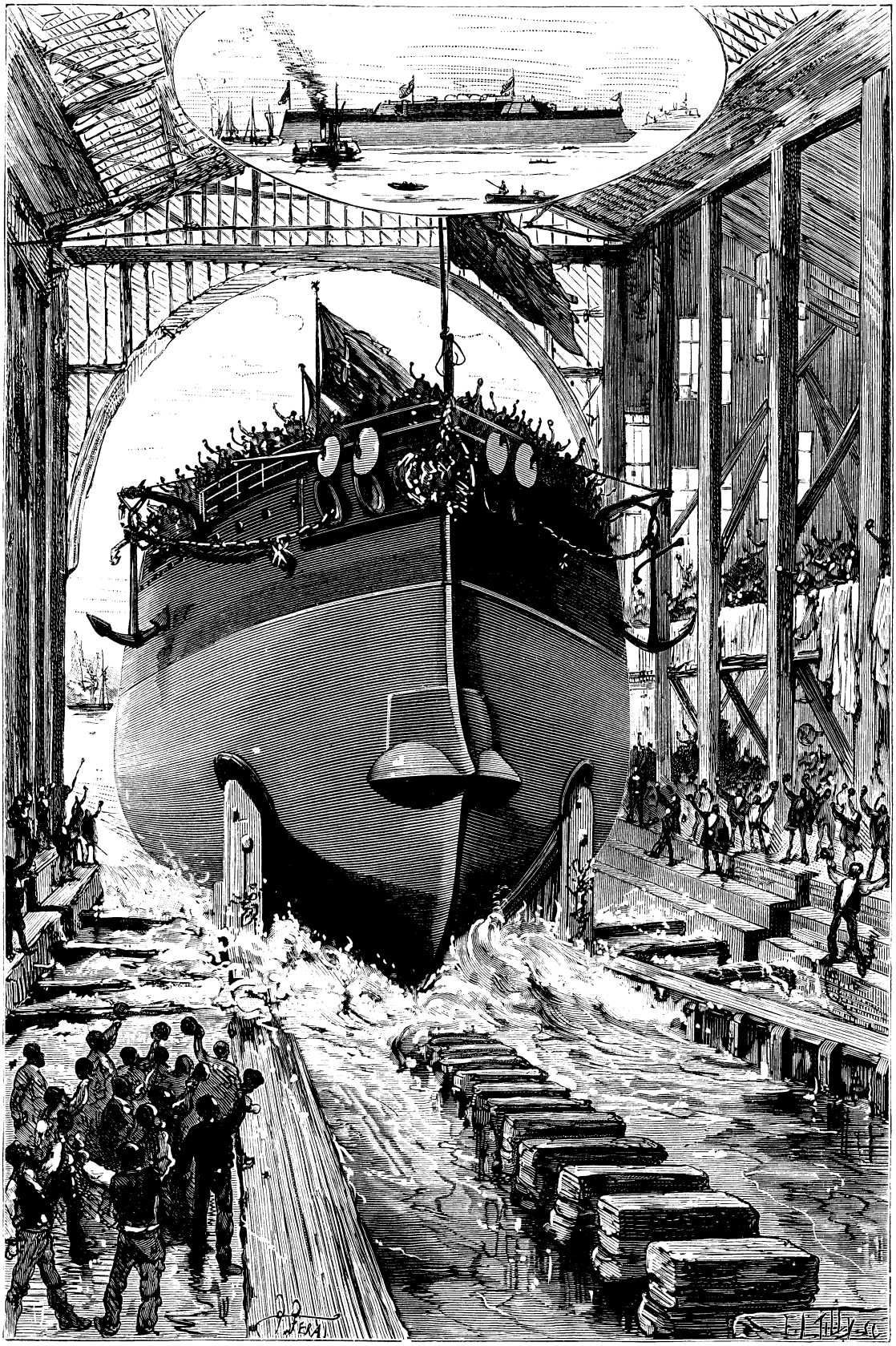
Beinahe unfruchtbaren Boden benutzt man für Obstbäume durch Aufziehen derselben an Ort und Stelle aus den in der Nähe gesammelten Steinen guter Kirsch- und Pflaumensorten oder aus den Kernen einer anderen für Lage und Boden passenden Obstart. Zu dem Zwecke bereitet man in der weiter unten beschriebenen Weise sogen. Pflanzlöcher oder Pflanzgruben, von denen man jede mit 5 bis 6 Samen besäet, am besten im Herbst, weil sie dann sicher im Frühjahr keimen. Um die Samen gegen Mäuse zu schützen, sollte man sie vor der Aussaat 12 Stunden in verdünnter Karbolsäure liegen lassen und sie dann abtrocknen. Die jungen Bäumchen läßt man unveredelt aufwachsen, hilft auch durch Beschneiden und Düngen mit Jauche nach, daß sie kräftig wachsen und bald Blütenknospen bilden, und entfernt mit der Zeit die Bäumchen bis auf eins an jeder Stelle, ein Bäumchen, das nach der ersten nicht ganz zuverlässigen, also nach der zweiten Ernte, die besten Früchte geliefert hat.

Was das beste Obst betrifft, das allein im Garten gepflanzt werden sollte, so hat der Deutsche Pomologenverein von jeder Art 50 Sorten zusammengestellt, die für das ganze Deutschland im allgemeinen zu empfehlen sind, von denen man sich aber für besondere Zwecke und für das am Orte herrschende Klima, für Lage und Boden diejenigen wählen sollte, welche in der Nähe und in der gleichen Lage, in demselben Boden am besten gedeihen, namentlich auch solche, welche dem gefährlichen Nachwinter, den sogen. Maifrösten am besten widerstanden haben. Man sehe sich also in der nächsten Nachbarschaft um und wähle so, daß man das ganze Jahr hindurch frisches Obst haben kann, von den gut aufbewahrten Aepfeln, die noch im Juli schön sind, bis zu den ersten Kirschen u. s. w. Wenn man nicht Raum hat für so viele Bäume, so veredele man jeden Baum mit mehreren Sorten derselben Art, wodurch die eben gestellte Aufgabe leicht zu lösen ist. Das Veredeln beschreibe ich meinen jungen Freunden in einer der nächsten Nummern. Von Weinreben pflanzt man immer nur frühe Sorten, von denen man weiß, daß sie auch in ungünstigen Jahren reife Trauben liefern.

Eine Hauptsache für das Gedeihen des Obstgartens ist auch die Auswahl der Bäume, die in einer verständig geleiteten Baumschule erzogen sein müssen. Nur die in nahrhaftem bis in die Tiefe gehenden Mutterboden (in „rigoltem" Boden) erzogenen Bäume, die in ihren Jugendjahren wiederholt umgepflanzt worden sind, sind mit geradem Stamm, zahlreichen Haupt- und Seitenwurzeln und regelrecht gewachsenen Seitenzweigen und dem nötigen Vorrat an Lebensmitteln („Reservestoffen") versehen, die sie befähigen, selbst in magerem Boden nicht allein anzuwachsen, sondern auch eine Reihe von Jahren sich zu erhalten. Nach bald eintretender Bodenverbesserung und sonst geeigneter Behandlung wachsen solche Bäume stark genug, um die nötigen Blätter zu bilden, und tragen bald reichlich und jährlich schön ausgebildete Früchte. Die größte Verschwendung ist der Ankauf von billigen und schlechten Bäumen mit wenigen Wurzeln. Viele sterben bald nach der Pflanzung, andere blühen bald und tragen Früchte, ehe sie noch einen kräftigen Trieb mit zahlreichen Blättern gemacht, welch letztere doch bei der Fortbildung des Baumes und zur Ernährung der Früchte nicht zu entbehren sind.

In hoher und rauher Lage soll man die Bäume so pflanzen, wie sie früher gestanden, die Südseite gegen Süden u. s. w., zu welchem Zweck man vor dem Herausnehmen diese Seite mit einem Kreidestrich bezeichnen kann. Die zum Pflanzen im frühen Herbst oder späten Frühjahr oder die für einen langen zeitraubenden Weg, für eine weite Entfernung bestimmten Bäume soll man vor der Versendung mit ihren Wurzeln in einen Lehmbrei tauchen, der das Vertrocknen hindert. Kommen die Bäume vertrocknet am Ort der Pflanzung an, so soll man sie tief in den feuchten oder zu befeuchteten Erdboden vergraben und hier einige Tage liegen lassen; haben sie dagegen (im Frühjahr) schon stark getrieben, so bricht man wenigstens die stärkeren dieser Triebe bis auf die untersten Augen ab, um die Verdunstung des Saftes durch die Blätter zu verhindern, und taucht die Wurzeln in den schon erwähnten Lehmbrei, pflanzt bald und schützt sie einige Zeit durch Stroh oder dergl. gegen brennende Sonnenstrahlen.

Man pflanzt in hartem und kaltem Klima und auf nassem, nicht entwässertem Boden nicht ganz winterharte Arten (Pfirsiche, Aprikosen, Mandeln, Quitten u. a.) und eben solche Sorten stets im Frühjahr, worauf nach dem nun wohl überwundenen starken Winter besonders aufmerksam zu machen ist; in allen anderen Fällen pflanzt man im Herbst, am besten bald nach Abschluß des Wachstums, etwa Ende September und noch früher, zu welcher Zeit aber die Blätter entfernt werden müssen, indem man sie mit der Hand von unten nach oben abstreift; durch sie würde sonst die im Baume befindliche Feuchtigkeit, der Saft, verdunsten, und der Baum würde vertrocknen, weil seine Wurzeln oder, richtiger gesagt, die nahe über den feinsten Wurzelenden befindlichen Wurzelhaare (beim Haselstrauch ein Wurzelpilz) durch das Aufnehmen des Baumes verloren gegangen sind und dieser nicht eher die in Wasser gelöste Nahrung dem Erdboden entnehmen kann, als bis beim Wachstum der Wurzeln solche Wurzelhaare und bezw. die Umhüllung durch Pilze (den „Ammen" der Wurzeln, bezw. des Baumes) bei Haselnußstrauch und anderen Kätzchenträgern sich von neuem gebildet haben. Dies Wachstum der Wurzeln findet bei den im Herbst gepflanzten Bäumen bald nach der Pflanzung bis zum Ende des Winters statt, während bei den im Frühjahr gepflanzten Bäumen erst neue Wurzeln u. s. w. entstehen, wenn auch die Knospen wachsen, d. h. Blätter entwickeln. Man sollte deshalb im Herbst immer früh, im Frühjahr verhältnismäßig spät pflanzen; das Anwachsen der Bäume und Sträucher ist dann ziemlich sicher, besonders wenn man die Entwickelung der Blätter nicht durch vorzeitiges Beschneiden der jüngsten Zweige stört. (Schluß folgt.)



Der Stapellauf eines großen Kriegsschiffes.

Der Sohn des Bärenjägers.

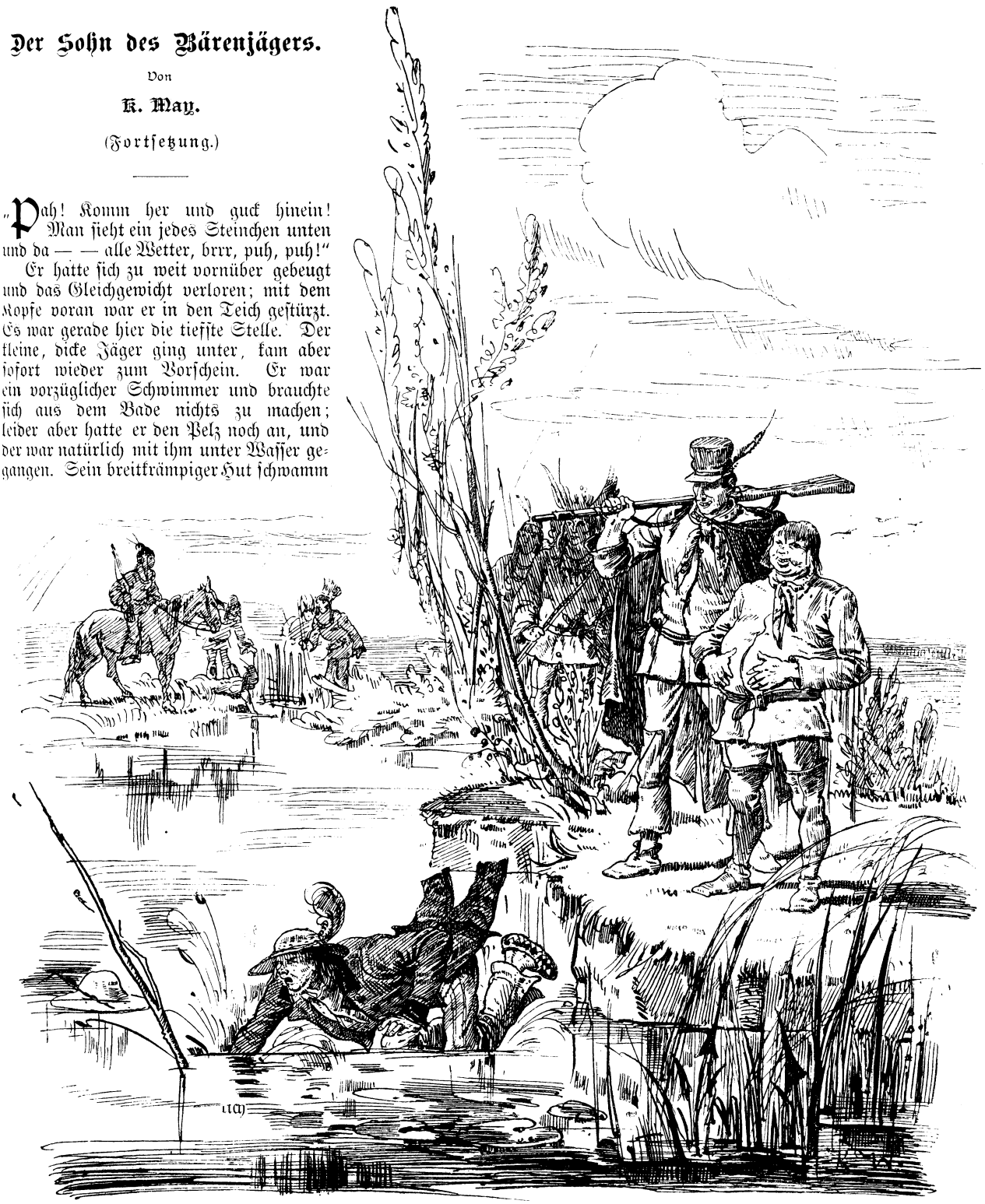
Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Pah! Komm her und guck hinein! Man sieht ein jedes Steinchen unten und da — — alle Wetter, brrr, puh, puh!“

Er hatte sich zu weit vornüber gebeugt und das Gleichgewicht verloren; mit dem Kopfe voran war er in den Teich gestürzt. Es war gerade hier die tiefste Stelle. Der kleine, dicke Jäger ging unter, kam aber sofort wieder zum Vorschein. Er war ein vorzüglicher Schwimmer und brauchte sich aus dem Bade nichts zu machen; leider aber hatte er den Pelz noch an, und der war natürlich mit ihm unter Wasser gegangen. Sein breitkrämpiger Hut schwamm



— —? o Herr Jemerscheeh, da sitz' ich wirklich ooch schon in der Patsche.!

wie das Blatt einer Victoria regia auf der kühlen Flut.

„Heigh-day!“ lachte der lange Davy. „Gentlemen, schaut euch mal die Forelle an, welche da zu fangen ist! Dieser dicke Fisch gibt, wenn wir ihn fangen, viele Portionen.“

Der kleine Sachse hatte in der Nähe gestanden. Auf wissenschaftlichem Gebiete pflegte er sich gern an Jemmy zu reiben; aber er hatte ihn doch lieb, da der Dicke ja ein Deutscher war.

„Herrjerum!“ rief er erschreckt aus, indem er herbeigesprungen kam. „Was haben Sie denn nur gemacht, Herr Pfefferkorn? Warum sind Sie denn da in den Teich gesprungen? Sind Sie etwa sogar ooch naß geworden?“

„Durch und durch,“ antwortete Jemmy lachend.

Er befand sich in keiner Gefahr, denn das Wasser reichte ihm nur bis unter die Arme.

„Durch und durch! Das kann die allerschönste Erkältung geben. Und noch dazu im Pelze! Schteigen Sie nur gleich raus! Den Hut will ich versorgen. Ich fisch' ihn da mit dem Aste raus.“

Er ergriff einen langen Ast und angelte mit demselben nach der Kopfbedeckung.

Der Ast war ein wenig zu kurz; darum beugte sich der gelehrte „Forstbeamte“ möglichst weit vor.

„Nehmen Sie sich in acht!“ warnte Jemmy, indem er aus dem Wasser stieg. „Ich kann ihn mir ja selber holen; ich bin nun einmal naß.“

„Reden Sie doch nich!“ antwortete Frank. „Wenn Sie meenen, daß ich so dumm bin grad wie Sie, da können Sie mir dauern. So een respektabler Mann wie unsereener weeß sich schon in acht zu nehmen. Ich fall' nich ins Wasser. Und wenn der verflixte Hut ooch weiter nüber schwimmt, da dehn' ich mich noch een bissel mehr aus und — — — o Herr Jemerschneh, da sitz ich wirklich ooch schon in der Patsche! Nee, so was lebt doch nich!“

Er war ins Wasser gefallen. Das sah so possierlich aus, daß alle Weißen lachten; die Indianer aber blieben äußerlich ernst, obgleich sie sich innerlich ganz sicher über die heitere Szene amüsierten.

„Nun, wer ist nicht so dumm wie ich?“ fragte Jemmy, dem die Lachthränen in den Augen standen.

Frank stand im Wasser und machte ein sehr zorniges Gesicht.

„Was gibts denn da zu lachen!“ rief er. „Ich schtehe hier als das Opfer meiner Gefälligkeet und samaritanischen Nächstenliebe und werde zum Dank für meine Barmherzigkeet ooch noch ausgelacht. Das werde ich mir fürs nächstemal gut merken. Verschtehen Sie mich?“

„Ich lache ja nicht, sondern ich weine! Sehen Sie das nicht? Wenn so ein respektabler Mann wie Sie die Balance verliert, so — — —“

„Schweigen Sie! Foppen laß ich mich nich! Es möchte alles noch sein; aber daß ich sogar den Frack derbei anhabe, das geht mir doch zu nahe. Und dort schwimmt nun mein Amazonenhut ganz brüderlich neben dem Ihrigen. Kastor und Phylax, wie's in der Mythologie und ooch in der Schternenkunde heeßt. Es ist gradezu — — —“

„Kastor und Pollux heißt es!“ fiel Jemmy ein.

„Sein Sie doch ganz schtille! Pollux! Ich habe als Forschtbeamter so viel mit Jagdhunden zu thun gehabt, daß ich ganz genau weeß, ob es Pollux oder Phylax heeßt. Solche Verbesserungen verbitte ich mir. Die sind bei mir schlecht angebracht. Dennoch will ich das edle Brüderpaar herausfischen. Eegentlich sollt' ich den Ihrigen drin lassen. Verdient haben Sie es nich an mir, daß ich mich Ihres Hutes wegen nun noch viel nasser mach'.“

Er stieg den beiden Hüten nach und brachte sie heraus.

„So,“ sagte er. „Da sind sie gerettet, ohne daß ich off eene Medallge Anspruch mache. Jetzt wollen wir Ihren Pelz ausringen und nachher meinen Frack. Die beeden werden bitterliche Thränen weinen; es tropft schon jetzt.“

Die zwei Verunglückten hatten jetzt so viel mit ihren durchnäßten Anzügen zu thun, daß sie sich zu ihrem Leidwesen nicht an dem nun beginnenden Fischfange beteiligen konnten.

Dieser ging sehr schnell von statten. Eine genügende Anzahl der Schoschonen stiegen am untern Ende des Teiches in das Wasser, bildeten quer über demselben eine eng geschlossene Reihe und trieben, indem sie langsam vorwärts rückten, die Fische aufwärts und aus dem Teiche in den Oberlauf des Baches hinein. An den beiden Ufern des letzteren hatten sich andere Rothäute platt auf den Boden gelegt, mit den Köpfen nach dem Wasser zu, in welches sie mit beiden Armen langen konnten. Den in die Enge getriebenen Forellen war es unmöglich, durch das obere Gitter zu gelangen, und der Rückweg war ihnen auch verlegt. Die Indianer schöpften nun die zusammengedrängten Tiere förmlich heraus und warfen sie über ihre Köpfe weg auf das trockene Land. In Zeit von wenigen Minuten war der Fischfang beendet und bot einen so reichlichen Ertrag, daß ein jeder sich vollauf zu sättigen vermochte.

Nun wurden flache Gruben hergestellt und mit Steinen ausgelegt. Die ausgenommenen Fische kamen auf diese Steine zu liegen und wurden mit einer anderen Steinschicht bedeckt, auf welcher man die Feuer anfachte. Als dann nach einiger Zeit die Asche entfernt wurde, waren die Forellen zwischen den heißen Steinen in ihrer eigenen Feuchtigkeit so weich gedämpft, daß das Fleisch beim Anrühren von den Gräten fiel.

So delikat freilich wie in unseren Restaurationen oder vom Tische eines unserer Feinschmecker weg waren die Fische freilich nicht. Es fehlte die Butter und — — — das Salz. Der Indianer genießt fast nie oder doch nur selten Salz. Der Westmann muß leider auf dasselbe auch verzichten. Er kann sich unmöglich mit einem für seine monatelangen Irrfahrten genügenden Vorrate versehen, und das wenige, welches er vielleicht mitnimmt, ist sehr bald in der angesogenen Feuchtigkeit zerflossen.

Nach dem Essen wurden die Pferde enger zusammengetrieben und dann die Wachen ausgestellt. Die Schoschonen hielten diese Maßregel für überflüssig, da die Gegend eine so abgelegene war, daß an das Vorhandensein eines feindlichen menschlichen Wesens kaum gedacht werden konnte. Aber Winnetou und Old Shatterhand waren der wohl begründeten Ansicht, daß man zu keiner Zeit und an keinem Orte die notwendige Vorsicht außer acht setzen dürfe, und so wurden zunächst vier Schoschonen, welche später abgelöst werden sollten, nach vier Seiten hinaus in das Finstere geschickt, um das Lager zu bewachen.

Die Posten durften sich natürlich nicht in der Nähe des Feuers aufhalten, damit sie von einem etwa anschleichenden Feinde nicht gesehen werden konnten.

Es brannten, wie bereits erwähnt, mehrere Feuer, und um dieselben gruppierten sich nun die Männer nach Belieben. Natürlich fanden sich die Weißen zusammen. Old Shatterhand, der dicke Jemmy und der kleine Frank waren Deutsche; der lange Davy hatte von seinem dicken Spezial so viel deutsch gelernt, daß er es verstehen, wenn auch nicht sprechen konnte, und da der Vater Martin Baumanns auch aus Deutschland stammte, so war der junge Mann der deutschen Sprache so mächtig, daß man sich derselben beim jetzigen Lagergespräche bedienen konnte.

Eine solche Unterhaltung am Feuer, im Urwalde oder in der Prairie hat ihre ganz eigentümlichen Reize. Da werden die Erlebnisse der Anwesenden erzählt und die Thaten berühmter Jäger berichtet. Wie groß auch die Mühseligkeiten und Beschwerden des Westens sind, man glaubt gar nicht, wie schnell die Kunde von einer mutigen That, einer berühmten Person, einem hervorragenden Ereignisse von Lagerfeuer zu Lagerfeuer fliegt. Haben die Schwarzfüße oben am Mariasflusse das Kriegsbeil ausgegraben, so sprechen die Comanchen am Rio Conchas bereits in vierzehn Tagen davon, und wenn unter den Wallawalahindianern im Washingtonterritorium ein großer Medizinmann auftritt, so wissen die Dakotas des Coteau du Missouri bereits in kurzer Zeit von ihm zu erzählen.

Wie zu erwarten stand, kam die Rede zunächst auf die heutige Heldenthat Martin Baumanns. Dadurch wurde der kleine Sachse an das Versprechen, welches der dicke Jemmy ihm gegeben hatte, erinnert.

„Wie war es denn eegentlich damals, als Sie mit dem Bären geschlafen haben?“ fragte er. „Wie ist das denn gewest und wo hat sich's ereignet?“

„Meinen Sie etwa, daß ich in dem Bette eines Hotelzimmers mit ihm geschlafen habe?“ lachte der Dicke.

„Fangen Sie schon wieder an, zu beginnen! Ich hab' Ihnen schon erklärt, daß ich nich der Mann bin, der sich von Ihnen ungeschtraft foppen läßt. Wenn Sie mich dafür, daß ich unter Einwässerung meines eenzigen Frackes Ihren Hut gerettet habe, für einen Narren halten wollen, so werde ich Ihnen meinen Sekundaner schicken!“

„Sekundant, wollen Sie sagen?“

„Fällt mir nich ein! Ich schpreche meine feine Umgangsschprache nach dem richtigen schtrategischen System, und Sie können Ihr Kauderwelsch ooch reden, wie es Ihnen beliebt. Die Hauptsache ist, daß Sie es mich an den Mann bringen, der sich's mit übermenschlicher Geduld gefallen läßt. Uebrigens wird an Ihrer sogenannten Bärengeschichte vielleicht gar nich sehre viel sein. Vielleicht hat sich's gar nich in wahrhaftiger Wirklichkeet ereignet.“

„O doch! Ich kann es beeiden.“

„Nun, wo denn?“

„In einem Quellflusse des Platte-River.“

„Was? Etwa mitten im Flusse drin?“

„Ja.“

„Da haben Sie die ganze Nacht mit eenem Bären geschlafen?“

„Gewiß!“

„Na, das ist die allergrößte Lüge, die gemacht werden kann! Wenn sich das

faktisch begeben hätte, so wären Sie beede, nämlich Sie und der Bär, den Sie uns jetzt offbinden wollen, am frühen Morgen als ertrunkene Leichen ans Ufer geschwommen."

„Ach so, Sie meinen, ich habe im Wasser geschlafen?"

„Natürlich!"

„Nein. So unvorsichtig bin ich freilich nicht. Ich hatte vielmehr mein Nachtquartier auf einer kleinen Insel aufgeschlagen."

„Ach so! Off eener Insel! Das will ich mir eher gefallen lassen. Das gibt der Sache freilich eene etwas größere Wahrscheinlichkeet. Uebrigens ist im Plattefluß fast schtets nur wenig Wasser zu finden."

„Außer im Frühjahre. Wenn nach einem warmen Regen der Schnee auf den Bergen taut, so kommt es vor, daß der Fluß, dessen Wasser einem kaum bis an die Kniee reichte, in Zeit einer Stunde die hohen Ufer füllt. Dann ist es höchst gefährlich, sich den tosenden, schmutziggelben Fluten anzuvertrauen. Der Strom gleicht dann einem wilden Tiere, welches plötzlich erwacht ist und nach Opfern brüllt."

„Das läßt sich denken. Und dabei erinnert man sich sofort an die schönen Dichterworte:

„Gefährlich ist's, den Leim zu wecken;
Verderblich ist des Tigers Zahn.
Und bleibt man in dem Schlamme schtecken,
Hilft keene Gondel und keen Kahn."

Das war wohl damals ooch der Fall mit Ihnen und dem Bären?"

„Ja, nur daß es nicht Leim, sondern Leu heißen muß, mein bester Frank."

„Kommen Sie mir nich schon wieder mit so eener grundlosen Ausschtellung. Sie befinden sich da im allergrößten Widerschpruch mit den Koriphäern der Dichtkunst und des musikalischen Generalbasses. Begeben Sie sich doch nicht off höhere Gebiete, in denen Sie unbekannt sind, und erzählen Sie lieber in schlichten und bescheidenen Worten die verschprochene Geschichte."

Die anderen lachten; darum fuhr der kleine Gelehrte, zu Old Shatterhand gewendet, fort:

„So ist es recht! Lachen Sie den Kerl mal ordentlich aus! Wenn er sieht, daß er sich blamiert, wird er endlich mal offhören, den Dongki-Schottländer zu schpielen."

„Don Quichote heißt es," warf Jemmy ein.

Jetzt wurde Frank wirklich zornig. Er stand auf und sagte:

„Schon wieder! Das wird mir zu bunt. Eener, der sich in Moritzburg so wie ich mit der Leihbibliothek beschäftigt hat, den Band zu drei Pfennigen wöchentlich, der hat wohl ooch den Dongki-Schottländer gelesen, und wenn ich mir meine litterarische Bildung hier wieder und wieder verschimpfieren lassen soll, so schtehe ich eenfach off und setze mich zu die Indianersch. Die werden's besser zu würdigen wissen, wenn een Mann von meinen Qualitäten sich bei ihnen niederläßt. Ist meine Mühe, den dicken Jemmy zu belehren, eene so vergebliche, so wasche ich meine Hände in Unschuld und trage das mir anvertraute Pfund wo andersch hin. Der edle Schwan hat's gar nich nötig, daß er mit Gänsen und Enten schwimmt. Sein Schicklichkeetsgefühl schträubt sich gegen so eene socialdemokratische Gesellschaftsschtufe. Adjeh, meine Herren!"

Er wollte gehen, ließ sich aber durch das dringende Ersuchen Old Shatterhands bewegen, sich wieder niederzusetzen.

„Nun gut," sagte er. „Ihnen zuliebe will ich meinen berechtigten Grimm im schtillen anonym verzehren. Sie haben als Landsmann een gesellschaftliches Recht off meine Person, und das will ich Ihnen doch nich verkümmern. Sie würden sonst vielleicht gar denken, daß ich eene schlechte elterliche Kindererziehung genossen habe. Uebrigens bin ich wirklich neugierig off die Bärengeschichte, und wenn der Dicke sie erzählt hat, so werde ooch ich in der Form von Friedrich Gerschtäcker berichten, in welcher Weise ich zum erschtenmal mit eenem Bären zusammengetroffen bin."

„Was?" fragte Jemmy erfreut. „Auch Sie haben ein Bärenabenteuer erlebt?"

„Ooch ich? Wundert Sie das etwa? Ich sage Ihnen, daß ich wohl mehr erlebt und durchgemacht habe, als Ihr Verschtand begreifen kann. Aber jetzt fangen Sie nun endlich an! Also im Platte-River war es?"

„Nein, sondern im Medizin-Bow-Flusse, der sich in den Platte ergießt. Es war im April, und ich kam vom Nordpark herab, wo ich eine schlechte Jagd gemacht hatte. Ich war im März von Fort Larania aus hinaufgestiegen und kam nun jenseits herunter, um an dem genannten Quellflusse des Platte nach Bibern zu suchen. Es war nicht sehr kalt, und das wenige Wasser des Flusses trug kein Eis. Trotz mehrtägigen Suchens fand ich keine Spur von Dickschwänzen*), und mein Pferd hatte bei schmaler Kost mich und die schweren Fallen umsonst zu tragen. An dem betreffenden Tage hatte sich ein ziemlich lauer Wind erhoben, ein Umstand, welchen ich alter Dummkopf eigentlich hätte beachten sollen. Gegen Abend bemerkte ich mitten im Flußbette eine kleine Insel, welche freilich jetzt keine Insel, sondern eine trockene Erhöhung war, welche eine größere Höhe als die beiden Ufer besaß. Sie bestand aus einem Felsen, an dessen abwärtsgerichtete Seite sich eine lange, spitz zulaufende Sandbank angelegt hatte. Indem ich mir die Insel betrachtete, bemerkte ich auf derselben eine kleine, aus Steinen und Rasen errichtete Hütte, welche jedenfalls von Trappern, die sich hier längere Zeit aufgehalten hatten, errichtet worden war. Das gab einen guten Platz für die Nacht. Ich ritt also durch das hier kaum zwei Fuß hohe Wasser hinüber und machte dabei im Sande der Bank eine Bärenfährte aus, welcher ich am nächsten Morgen folgen wollte. Von dieser Seite war die Insel leicht zugänglich. Ich ritt hinauf, stieg ab, befreite das Pferd von den Fallen und dem Sattel und überließ es ihm, sich nun Futter zu suchen. Ich kannte das Tier genau und wußte, daß es sich nicht weit entfernen werde."

(Fortsetzung folgt.)

*) Biber.

Der Stapellauf eines großen Kriegsschiffes.

Der Stapellauf eines großen Schiffes ist immer ein festliches Ereignis für alle, die an dem Bau desselben beteiligt waren, oder sonst ein Interesse an dem Fahrzeug haben. Besonders feierlich gestaltet sich ein solcher Tag, wenn eines der modernen, gewaltigen Kriegsschiffe seiner Bestimmung übergeben werden soll. Der Werkschuppen, in welchem es auf der Helling steht, ist reich mit Flaggen und grünen Zweigen geschmückt. Auf schnell hergerichteten Tribünen drängt sich erwartungsvoll die zahlreiche Gesellschaft der von den Behörden geladenen Zuschauer, und auf dem Deck des Fahrzeugs befindet sich in Galauniform ein Teil der für dasselbe bestimmten Mannschaft. Die Stützen und Streben, welche den ungeheuren, stahlgepanzerten Schiffskörper auf der Helling im Gleichgewicht erhielten, sind bis auf wenige entfernt und das Fahrzeug ruht nur noch auf dem Schlitten, dessen beide Holme auf den Gleitbahnen liegen. Jetzt wird das Schiff getauft, indem der Vornehmste der Anwesenden dicht vor den Bug tritt, eine Flasche Wein an dem Steven zerschellt und den Namen ausruft, den es fortan führen soll. Dann fallen die letzten Stützen, der Schlitten setzt sich in Bewegung, und unter dem Jubelgeschrei der versammelten Menge fährt das Schiff über die Gleitbahnen hinaus aus dem Werkschuppen und hinab in die salzige Meerflut, die es dumpf aufschäumend begrüßt. In einer bestimmten Entfernung vom Ufer läßt die Mannschaft den Anker fallen, und nunmehr ergibt sich aus der Lage, in welcher das Schiff auf dem Wasser „sitzt", ob die Berechnungen des Baumeisters die richtigen waren, ob das Werk den Meister lobt. Der Ballast, die Geschütze und die übrigen Ausrüstungsgegenstände werden im Laufe der nächsten Zeit an Bord genommen, das Schiff empfängt seine vollständige Besatzung, wird „in Dienst gestellt", und die Anzahl der Ungeheuer, von denen der Ocean wimmelt, hat einen neuen Zuwachs erhalten.

Von jeher galt es als ein böses Omen, wenn sich beim Stapellauf eines Schiffes ein Unfall ereignete, wenn ein Mensch dabei sein Leben verlor, oder auch wenn die gegen den Bug geworfene Flasche ihr Ziel verfehlte und auf der Helling zerbrach. In früheren Zeiten, als die letzte Stütze von Menschenhand weggeschlagen werden mußte,

scheinen Unglücksfälle nicht selten gewesen zu sein, denn wir wissen aus den Ueberlieferungen, daß man mit Vorliebe Verbrecher oder Sklaven zu diesem gefährlichen Dienst verwendete. Heutzutage wird die Schlußstütze auf elektrischem Wege beseitigt, und gewöhnlich ist's eine junge Dame, die mit einem leisen Druck des zarten Fingers den Eisenkoloß in Bewegung setzt.

Bei dem Stapellauf der „Cimbria", des Hamburger Passagierschiffes, soll die den Taufwein enthaltende Flasche kurz vor dem Buge auf den Planken des Gerüstes zerschellt sein; man erinnerte sich dieses ominösen Gerüchtes wieder, als das Schiff vor einigen Jahren mit 400 Menschen in die Tiefe sank.

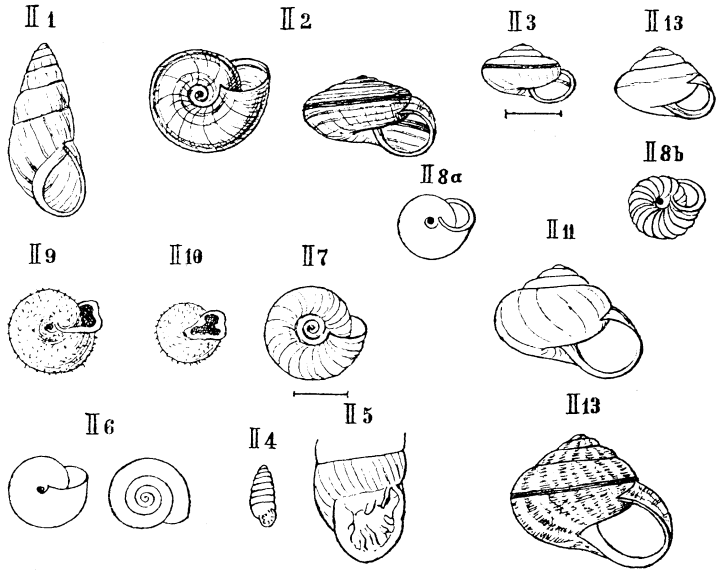
Unsere Schneckenhäuser.

II.

Vielleicht besteht aber der sonnige Abhang, an dem wir sammeln, aus Kalkgestein. Dann finden sich andere Schnecken. Zwar die Weinbergsschnecke wird auch nicht fehlen, sie wird wahrscheinlich sogar besonders groß und dunkel gebändert sein, denn alle Gehäuseschnecken lieben den Kalk und gedeihen auf Kalkboden am besten. Aber außer ihr werden sich noch ein paar andere Arten finden, die man überall umsonst sucht, wo der Boden nicht aus Kalk besteht; die sind so sehr auf den Kalk angewiesen, daß man getrost sagen kann, hier ist kalkhaltiger Boden, wenn man sie irgendwo findet. Da ist zunächst eine Turmschnecke, den beiden früher beschriebenen ähnlich, aber größer, festschaliger und nicht durchsichtig hornbraun, sondern kalkweiß mit braunen schrägen Striemen; sie steckt auch nicht in Mauerspalten und unter Steinen, sondern kriecht lustig auf dem Boden herum oder hängt an den Grashalmen. Das ist die gestriemte Turmschnecke, Buliminus detritus oder radiatus (Fig. 1). Wo sie vorkommt, wird man auch nie vergeblich nach zwei flachen Schnirkelschnecken suchen, die ebenfalls kalkweiß mit braunen Binden sind, eine größere und eine kleinere. Die größere ist die Heide-Schnirkelschnecke, Helix ericetorum, welche unsere nebenstehende Abbildung (Fig. 2) zeigt. Bei ihr ist die Bindenzahl sehr wechselnd, und die Binden sind meistens nicht schwarz, sondern braun. Darauf muß man wohl achten, denn wer von euch etwa zwischen Donau und Lech wohnt oder im Osten von Deutschland, der wird wohl an solchen Plätzen eine ganz ähnliche Schnecke finden, die aber eine reinweiße Grundfarbe mit schwarzen Binden hat. Das ist eine andere Art, die man die ostdeutsche Heideschnecke, Helix oboca nennen kann; bei genauerer Vergleichung kann man sie auch daran erkennen, daß der letzte Umgang vorn an der Mündung sich nicht herabbiegt, was er bei unserer Heideschnirkelschnecke immer thut. Beide Arten sind gleichmäßig weit genabelt, d. h. sie haben an der Unterseite eine weite runde Vertiefung, in der man ganz genau sehen kann, wie das runde Rohr, aus dem das Schneckenhaus eigentlich besteht, aufgewickelt ist.

Mit der Heideschnecke kommt fast immer noch eine kleinere weiße Schnirkelschnecke vor, der man die Verwandtschaft mit ihr auf den ersten Blick ansieht. Es ist das die weiße Schnirkelschnecke, Helix candidula (Fig. 3). Sie ist verhältnismäßig weniger flach und viel enger genabelt und hat meist nur ein einziges schmales braunes Band, das häufig nur aus einer Reihe von einzelnen Flecken besteht. Hier und da in Deutschland kommt auch eine ganz ähnliche Art vor, die aber keine glatte Oberfläche hat, sondern überall scharfe Rippen, die im Bogen um den letzten Umgang herum und in den Nabel hineinlaufen, auch hat sie meistens breite dunkle Binden. Das ist dann die gerippte Heideschnirkelschnecke, Helix costulata oder striata.

Außer den Schnirkelschnecken und der gestriemten Turmschnecke findet man aber



an solchen günstigen Stellen gewöhnlich auch noch eine kleinere Art, welche bei flüchtiger Betrachtung ganz wie eine kleine Turmschnecke aussieht. Betrachtet man sie aber genauer und schaut ihr in die Mündung hinein, so sieht man, daß dieselbe eine ganze Anzahl von Zähnen hat, zwischen denen sich das Schneckchen herein und heraus durchwinden muß. Das ist also wieder eine andere Gattung und zwar eine Windelschnecke oder Pupa (Fig. 4). Auch von ihr werden uns noch gar manche Arten begegnen, zum Teil so winzig klein, daß das bloße Auge nicht mehr ausreicht, und wir ein Vergrößerungsglas anwenden müssen. Aber das muß ja ein Junge, der sich mit der Natur abgeben will, ohnehin immer in der Tasche haben. Die Windelschnecke, die wir im Moos an kalkigen Abhängen finden, ist gerade noch groß genug, um mit bloßem Auge erkannt zu werden; es ist die achtzähnige Windelschnecke oder das Gerstenkorn, Pupa frumentum (Fig. 5). Sie ist braungelblich, nur hinter der Mündung weiß. Betrachten wir die kleine Mündung genauer, so stehen acht weiße Falten oder Zähne darin, und zwar vier auf der rechten Seite hinter dem Mundrand, im sogen. Gaumen, zwei da, wo der Mundrand gerade emporsteigt, auf der sogen. Spindel, und zwei weiter oben auf der linken Seite, auf der sogen. Mündungswand. Diese Ausdrücke für die einzelnen Teile des Schneckenhauses müßt ihr euch merken; der „Gute Kamerad" wird sie später noch öfter gebrauchen, denn das ist viel bequemer, als wenn er jedesmal lange Umschreibungen machen muß.

Aber nun kehren wir wieder zu dem Abhang zurück, an dem wir zuerst gesammelt. Am Boden unter den Mauern liegen Steine flach auf der Erde. Hebt sie auf, und ihr werdet euch wundern, was alles unter so einem größeren Steine hockt. Lange Regenwürmer ziehen sich blitzschnell in die Erde zurück, glänzende Käfer rennen davon, so schnell sie können. Schildasseln kugeln sich zu schwarzblauen festen Körnern zusammen; nur die Schnecken bleiben ruhig sitzen und lassen sich in aller Ruhe betrachten. Es sind ihrer oft gar verschiedene, die da unter einem und demselben Steine Schutz gesucht haben. Da sind zunächst ein paar, die ganz wie Schnirkelschnecken aussehen, aber ihre Häuser sind glänzend und fast durchsichtig, und wenn ihr die Mündung genau betrachtet, so ist sie nicht verdickt wie bei den Schnirkelschnecken, sondern ringsherum dünn und scharf. Das sind Glanzschnecken, Hyalina, und die größeren unter dem Steine gehören einer Art an, die sich gern in den Menschenhäusern ansiedelt, und die man fast in jedem Keller findet, wenigstens in den älteren Häusern. Darum heißt sie auch die Keller-Glanzschnecke, Hyalina cellaria. Wie sie aussieht, zeigt euch die obenstehende Abbildung (Fig. 6). Es giбt noch ein paar ganz ähnliche Arten, die ihr später werdet unterscheiden lernen.

Neben ihnen sitzen kleine flache Schnirkelschnecken, die fast wie ein Knöpfchen aussehen und darum auch die Knopfschnecke

genannt werden; in den Büchern heißt die Art aber die kreisrunde Schnirkelschnecke, Helix rotundata (Fig. 7). Sie ist nur ganz wenig gewölbt und oben sehr schön mit braunen Flecken gezeichnet, die sich zu Strahlen anordnen. Auch diese Art hat einen nicht verdickten Mundrand, aber sie ist nicht durchsichtig; an der Unterseite sieht man sämtliche Umgänge ebensogut wie an der Oberseite; unter der Lupe ist die ganze Oberfläche dicht gerippt. — Außer ihr wird man aber fast unter jedem Steine ganz kleine weiße Schneckchen sitzen sehen, oft viele beisammen; aber man muß sie schon mit der Lupe betrachten, um nur zu erkennen, daß es überhaupt Schnirkelschnecken sind. Sie sind auch flach, unten weit und offen genabelt, aber der Mundrand ist trotz der geringen Größe deutlich verdickt. Man wird bald finden, daß auch hier wieder zwei verschiedene Formen zusammensitzen, denn die eine ist ganz glatt, die andere hat regelmäßige, ziemlich weitläufige Rippen. Die glatte Form ist die niedliche Schnirkelschnecke, Helix pulchella, die andere die gerippte Schnirkelschnecke, Helix costata (Fig. 8).

Das sind schon vier Arten unter einem Steine, aber wir sind noch nicht fertig. Da liegt noch eine etwas größere braune platte Schnecke, die sich ganz eigentümlich anfühlt; richtet ihr die Lupe darauf, so findet ihr, daß sie ganz mit ziemlich langen weitläufig stehenden Härchen besetzt ist. Auch unterscheidet sie sich von den anderen dadurch, daß ihre Oberseite nicht ganz flach, sondern eher vertieft ist. Deshalb heißt diese Art die eingerollte Schnirkelschnecke, Helix obvoluta (Fig. 9). Sie ist für ihre Größe ziemlich hoch, und der Mundrand ist auffallend breit und unregelmäßig verdickt, so daß die Mündung fast dreibuchtig erscheint. Mitunter stehen sogar förmliche Zähne darin, aber wenn ihr im Alpengebiet sammeln könnt, findet ihr wohl unter den Steinen auch eine ganz ähnliche Schnecke, die aber mit zwei starken spitzen Zähnchen, die durch ihre weiße Färbung noch mehr auffallen; das ist die Samtschnirkelschnecke, Helix holoserica; sie findet sich auch noch im Erzgebirge und in Sachsen, aber nicht im westlichen Deutschland. Wohl aber kommt da und dort in Deutschland, besonders in alten Burgruinen, auch eine noch stärker gezahnte Schnecke vor, deren Mündung so stark verengt ist, daß man sie die Maskenschnirkelschnecke, Helix personata nennt (Fig. 10). Sie ist aber nicht flach, sondern fast kugelig, ungenabelt, auch behaart; der Mundrand trägt zwei starke spitze Zähnchen, auf der Mündungswand steht eine breite, glänzend weiße Lamelle.

Noch manches Kleinzeug liegt unter den Steinen, aber wir wollen's liegen lassen, bis sich die Augen für das Schneckenunterscheiden ein wenig mehr geschärft haben. Nur in die Hecken am Waldsaum wollen wir noch ein wenig hineinsehen; da finden wir wohl noch ein paar größere Schnirkelschnecken zur Vervollständigung der Sammlung. Die eine klettert lustig in den Büschen herum; sie ist bald rötlich, bald gelblich und gar eigentümlich braun gefleckt; es fällt uns auf, daß die Flecken hier nicht in Binden angeordnet sind, wie bei anderen Schnirkelschnecken. Ihr nehmt die schöne Schnecke erfreut mit nach Hause und kocht sie; aber wie ihr sie herauszieht, o weh! Da gehen auch die schönen braunen Flecken mit heraus und ihr behaltet ein einfarbiges, bald rotes, bald blaßgelbes Gehäuse in der Hand, das zwar gar hübsch fein gestreift ist, aber bei weitem nicht mehr so schön aussieht, wie mit dem Tier darin. Das ist die Staudenschnirkelschnecke, Helix fruticum (Fig. 11). Sie ist flach kugelig, hat einen kreisrunden Nabel, durch den man bis zur Spitze durchsehen kann, und der Mundsaum ist nach außen umgeschlagen und trägt inwendig einen ganz dünnen, glänzenden Beleg, eine sogenannte Mundlippe. Wo sie an feuchteren, schattigen Stellen häufiger ist, sucht nur genau nach, vielleicht findet ihr auch Stücke, die ein schönes rotes Band in der Mitte haben; die sind bei uns fast so selten wie die Schneckenkönige, aber am Fuß der Alpen trifft man sie an manchen Stellen häufig genug. Noch schöner ist eine andere Art, die wir aber an feuchteren Stellen am Boden suchen müssen, die gefleckte Schnirkelschnecke, Helix arbustorum (Fig. 12). Die nähert sich schon eher der Waldschnirkelschnecke wieder, denn sie hat, wenn sie ausgewachsen ist, an der Unterseite keinen Nabel, sondern nur ein schmales braunes Band genau in der Mitte; sie ist sonst eigentlich kastanienbraun, aber über und über mit feinen gelblichen Querstrichelchen besetzt, so daß von der Grundfarbe nur Striemen übrig bleiben; der Mundrand ist nach außen umgebogen und glänzend weiß. Diese Art ist bei uns freilich am häufigsten in den feuchten Waldungen der Ebenen, aber sie geht auch hinauf auf die höchsten Bergweiden der Alpen; dort wird sie freilich nur halb so groß wie in der Ebene, und sieht so rauh und ruppig aus, daß man glauben möchte, es sei eine ganz andere Art.

Endlich haben wir am Waldrande noch eine dritte Schnirkelschnecke zu suchen, die auch am Boden im modernden Laube lebt. Sie ist hellrötlich-braun und heißt darum die rötliche Schnirkelschnecke, Helix incarnata (Fig. 13); frische Exemplare haben aber einen ganz feinen Reifüberzug, wie unberührte reife Pflaumen; erst wenn man den abwischt, werden sie rötlich und glänzend. Auch sie sieht im lebenden Zustand zierlich braungefleckt aus und verliert ihre Zeichnung, sobald man das Tier herauszieht. Die Schnecke hat wohl einen Nabel, aber der breite Mundsaum legt sich über ihn und läßt nur noch einen ganz feinen Ritz frei; der Mundrand ist überhaupt stark verdickt, aber nicht glänzend weiß, sondern schön fleischrot, und nach außen begrenzt ihn ein roter Saum.

Wollt ihr gern diese Schnecke und die Staudenschnirkelschnecke in ihrer vollen Schönheit in der Sammlung bewahren, so könnt ihr ja einmal den Versuch machen. Wenn die Schnecke in kochendem Wasser getötet ist, zieht das Tier nicht heraus, sondern laßt das Häuschen nur ein wenig am Herd abtrocknen und dann gießt die Mündung mit geschmolzenem Wachs aus. Für eine Zeitlang hilft das, denn durch die Wachsschicht kann keine Luft zu der toten Schnecke eindringen, und ohne Luft gibt es keine Fäulnis, und so bleibt die Schnecke mit ihren Flecken erhalten. Aber nur eine Zeitlang; schließlich gibt's doch irgendwo ein feines Löchelchen in das Wachs und dann wird der Geruch euch schnell genug zwingen, Schale und Tier aus der Sammlung hinauszuwerfen.

Aber nun gehen wir für diesmal nach Hause. Das nächste Mal sorgt euch für ein paar tüchtige wasserdichte Stiefel, denn dann geht es ans Wasser. (Schluß folgt.)

Unsere Zugvögel.

Wer in den Herbst- und Wintermonaten eine Reise nach Aegypten macht, fühlt sich angenehm überrascht, wenn er so viele Vögel seiner Heimat munter und wohl unter der heißen Sonne wieder findet. Tausende von Schwalben durchsegeln die reine Luft, fangen Mücken, Moskitos, Hornissen, Wespen und Fliegen aller Art. Auf den Nilarmen im Delta und auf den Strandseen, insbesondere dem großen Menzelahsee zwischen Damiette und Port Said, verbringen die weit hergekommenen Wasservögel ein ruhiges Dasein. Bachstelzen, Stare und Wiedehopfe nehmen den Nil bis Luxor-Theben in Beschlag und leben in den Fellahdörfern; die Stare machen oft in großen Scharen Ausflüge von den Nildörfern in die Wüste. Unsere Sänger treibt es meist weiter hinaus — ins Innere von Afrika. Dabei sind die Vögel in diesen Gegenden weit weniger scheu. Man merkt es ihnen sozusagen an, daß sie gern unter den Arabern leben. Wie aber werden sie auch behandelt? Niemand thut ihnen etwas zuleide. Der bei uns so scheue Wiedehopf fliegt in Aegypten dem Menschen auf die Hand, ebenso die Bachstelzen und andere Vögel. Die Zugvögel haben das Land wirklich lieb. Im Frühjahre, wenn der Wandertrieb in ihnen erwacht, besiegen denn auch zahlreiche Zugvögel diesen so mächtigen Trieb, bleiben den Sommer unter der Glühsonne, paaren sich, nisten und ziehen die Jungen groß. Letztere machen aber dann im folgenden Jahre, wenn die Alten vielleicht doch durch den alten Wandertrieb überwältigt werden, die Reise nach Europa mit.

Nur einen Vogel gibt es, dem der Aegypter nachstellt, das ist die Wachtel. Wenn diese im Beginn des Herbstes in Unterägypten, Port-Said, Alexandrien und den sonstigen Küstenstädten ankommt und ihre Wanderung ins Innere Afrikas beginnt, dann werden auch vom Aegypter Netze ausgeworfen und die Wachteln gefangen. Sobald sie jedoch erst die arabische und lybische Wüste erreicht haben, sind sie gerettet, von da an geht ihre Wanderung unbehelligt von statten. Wenn nun jetzt bei uns mit anerkennenswertem Eifer angestrebt wird, den Vogelschutz international zu machen, so ist dies mit Genugthuung und Freude zu begrüßen. Es falle ja keinem unserer jungen Leser ein sich in böswilliger Absicht einem Vogelneste zu nähern, gerade jetzt, da die junge Brut ausschlüpft und Milliarden schädlicher Insekten aufzehrt. Wenn dann

die nackten Hälse, die sich jetzt verlangend aus dem Nestchen recken, befiedert und die Schwingen stark geworden sind, werden wir nicht tausend Freuden und unschätzbaren Nutzen an ihnen erleben? Und auch die Kinder des Propheten werden es begrüßen, wenn ihnen im Winter immer mehr und mehr Vögel zufliegen: „sie bringen uns Segen", pflegen sie mit dankbarem Sinn zu sagen. Sollten wir uns nicht ein Beispiel nehmen an diesen Nichtchristen?

Selbstverfertigter Kugelstoßapparat.

Für meine jungen Freunde, welche sich gern mit den eigenartigen Erscheinungen beschäftigen möchten, welche uns die physikalische Welt darbietet, am liebsten mit Hilfe selbstgefertigter Apparate, habe ich in diesen Tagen die hier zu besprechende Vorrichtung ersonnen und ausprobiert: einen leicht herzustellenden Kugelstoßapparat. In den Lehrbüchern der Physik heißt er Perkussionsapparat oder Mariottesche Stoßmaschine; ich habe den obigen vereinfachten Ausdruck gewählt.

Ein solches Gerät kostet in der Form, wie er für die Schullaboratorien geliefert wird, 10 bis 60 Mark und darüber; unser Apparat kostet nicht einen Pfennig. Es ist ja wahr, daß an die größeren Gerätschaften mehr Anforderungen gemacht werden; sie sollen elegant aussehen, die Kugeln in unserem Falle von Elfenbein sein u. s. w., aber auch an unsere kleinen Experimente werden Forderungen gestellt, die manchmal schwer zu befriedigen sind: die Versuche sollen nichts oder nur wenige Sparpfennige kosten, und doch interessant sein und die verlangte Erscheinung deutlich zeigen.

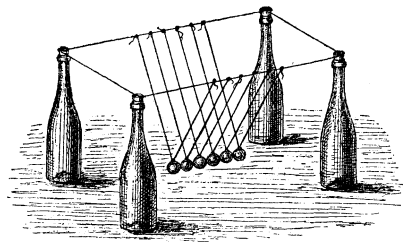
Wenn nun aber ein solcher kleiner Apparat gelungen ist und seine Schuldigkeit thut, richtig funktioniert, dann ist die Freude größer als an einem großen, teuren Schaustücke; ist es doch das Vergnügen an der eigenen Arbeit; man bildet sich ein, die merkwürdige Erscheinung selbst zu zaubern, wenn auch die Natur die eigentliche Künstlerin ist.

Vier Flaschen, denen man durch Hineinschütten von Wasser einen festeren Stand geben kann, werden fest verstöpselt; hierzu empfiehlt sich (nötigenfalls) ein für allemal eine kreuzförmige Einkerbung auf der Unterfläche des Korks, dann läßt er sich schnell und leicht in den Flaschenhals drücken. Die obere Fläche der Stopfen erhält nun einen einfachen Schnitt in der Richtung des Durchmessers ihres Kreises. Durch den Einschnitt hindurch wird dünner Bindfaden gepreßt und dann von einem Korke zum anderen gezogen, so daß die oberen Flaschenenden in Gestalt eines Rechtecks von der Schnur verbunden sind, wenn dieselbe durch Auseinanderrücken der Gefäße straff gespannt wird. Nun nimmt man einen Seidenfaden, der fast doppelt so lang ist als die kürzere Rechteckseite; das eine Ende des Fadens wird mittelst eines Wachsklümpchens an einen Punkt in der ungefähren Mitte einer der langen Schnurstücke fest angeklebt, das andere Ende ebenso auf der gerade gegenüberliegenden Stelle der anderen langen Rechteckseite. Die Mitte des Seidenfadens zwischen beiden Anheftungsstellen wird nun gleichfalls mit einem Wachsstückchen von Linsengröße auf eine kleine Steinkugel aufgepreßt, wie solche überall von Kindern zum Spielen benutzt werden. Hierauf läßt man die Kugel frei schweben. Es ist so ein kleines Pendel konstruiert, an dem man verschiedene Betrachtungen machen kann. Man hebe die Kugel mit straffen Fäden, aber ohne an ihr zu ziehen, bis fast in die Höhe der wagerechten Verbindungsschnur und lasse sie dann fallen. Sie geht hin und her wie ein Uhrpendel, und zwar eine lange Zeit. Nun befestigt man neben der ersten Kugel genau auf dieselbe Weise mit Seide und Wachs eine zweite, so daß beide Kügelchen sich gerade in der Mitte berühren, wenn sie ruhig nebeneinander hängen. Hebt man nun die eine Kugel, wie vorhin, in die Höhe und läßt sie gegen die zweite fallen, so bleibt die geworfene Kugel nach dem Zusammenstoße fest ruhen und gibt ihre Kraft an die zweite ab, die emporschnellt.

Nachdem nun eine größere Reihe von Kugeln, z. B. zehn, nebeneinander schwebend aufgehängt sind, wird die erste Kugel wieder ebenso emporgehoben und fallen gelassen; am anderen Ende springt eine Kugel ab, während die dazwischen befindlichen verhältnismäßig in Ruhe verharren; läßt man in gleicher Weise zwei Kugeln, die sich schon während des Falles berühren, gegen die übrigen anprallen, so fliegen auf der anderen Seite zwei Kugeln ab u. s. w.

Nun nehmen wir einen Teil der Kugeln beiseite und lassen bloß drei nebeneinander schweben. Wenn wir von diesen zwei gegen die dritte anschlagen lassen, so gruppieren sie sich in ihren Schwingungen so: 2—1, 1—2, 2—1 ꝛc., bei drei Kugeln gegen zwei in entsprechender Weise 3—2, 2—3 u. dergl.

Der einfachere Fall, daß die erste Kugel, gegen die neun übrigen geschleudert, nur die zehnte zum Abspringen bringt, ist eine schöne Veranschaulichung für die Fortpflanzung des



Ein Kugelstoßapparat.

Schalls. Wenn ein Ton zu unserem Ohre dringt, so wird doch nicht die Luft vom Orte der Tonerregung zu uns hingeblasen, aber der Anstoß pflanzt sich durch die zwischenliegenden elastischen Luftschichten fort, wie hier die überleitenden Steinkügelchen nach Art eines aufprallenden Gummiballes erst zusammengedrückt und dann wieder ausgedehnt werden, hierbei den Stoß fortpflanzen und doch dabei annähernd in ihrer ersten Lage verbleiben.

Eine merkwürdige Art

zu telegraphieren.

Wohl jeder unserer Leser hat bisweilen in der Stube einen Spiegel in den blanken Sonnenschein hineingehalten und sich darüber belustigt, wie der Sonnenglanz bald an der Zimmerdecke, bald am Ofen erschien, bald an der gegenüberliegenden Häuserwand. Der eine oder der andere hat dabei sicherlich die recht tadelnswerte Unart begangen und hat bei dieser Gelegenheit das Sonnenbild jemand direkt in das Gesicht hineingespiegelt, ohne zu bedenken, welchen großen Schaden er durch dieses verwerfliche Spiel dem so kostbaren Augenlichte der betroffenen Person zufügen kann. Nur wenige wissen aber, daß diese einfache Spiegelmanipulation, in passender Weise eingerichtet, eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Praxis gewonnen hat. Wer hätte nicht schon einmal an einem schönen Sommerabende von einem weit entfernten Dorfe die Fensterscheiben eines Hauses in Sonnenstrahlen erglitzern gesehen? Ja, über auffallend weite Strecken hinweg, soweit der Horizont reicht, kann das Sonnenbild gespiegelt werden.

Das wissen seit längerer Zeit bereits die Feldmesser, welche ein von Gauß erfundenes Instrument — mit einem Spiegel für die Sonne — (Heliotrop) benutzen, um über die Felder weithin geradlinige Messungen vorzunehmen. Es ist im wesentlichen derselbe Apparat, der neuerdings zu einer eigentümlichen Art von Telegraphen verwendet wird und den Namen Heliograph erhalten hat.

Der Hauptteil desselben ist ein Spiegel, welcher das Sonnenbild aufnimmt und weithin fortschickt; er läßt sich nach allen Seiten drehen; in der Mitte ist er ohne Metallbeleg, so daß man an dieser Stelle durch das Glas hindurch sehen kann. Neben dem Spiegel steht eine Metallröhre, in welcher sich ein feines Fadenkreuz befindet.

Gesetzt nun, man habe sich verabredet, mit einem Freunde, der in einem Orte desselben Gesichtskreises wohnt, zu einer bestimmten Zeit sich telegraphisch mittelst des Heliographen zu unterhalten. Zur festgesetzten Zeit — vorausgesetzt zunächst, daß zu derselben die Sonne scheint — wird der Heliograph aufgestellt und nach dem vorher genau bezeichneten Orte, z. B. nach einem Fenster eines Kirchturmes visiert, d. h. man richtet die Metallröhre und den Spiegel so, daß der durchsichtige Mittelpunkt des letzteren, das Fadenkreuz und der gewünschte Ort in einer geraden Linie liegen. Die Person am zweiten Orte macht alles ebenso, und wenn hier etwa die Sonne hinter dem Hauptspiegel steht, so wird ihr Bild durch einen Hilfsspiegel auf den ersteren geworfen. Bei weiterer Entfernung der beiden Stationen wird die einfache Metallröhre durch ein Fernrohr ersetzt.

Ist die Röhre und der Spiegel richtig eingestellt, und kommt nun der Lichtschein der Sonne von gegenüber hindurch gegangen, so ist das ein Zeichen, daß der entsprechende zweite Apparat auch genau hergerichtet und zum Gebrauche fertig ist; von ihm ist ja der im Instrumente wahrgenommene Sonnenglanz hergeworfen.

Jetzt geht das Telegraphieren los, und zwar à la Morse. Ihr habt, liebe Leser, alle schon einmal einen Papierstreifen vom Morse-Telegraphenapparat gesehen; durch Zusammenstellung von Strichen und Punkten sind hier die Buchstaben bezeichnet. Ganz entsprechend wird hier mit länger und

kürzer dauernden Lichtblitzen telegraphiert, indem man während einer größeren oder geringeren Zwischenzeit einen undurchsichtigen Gegenstand vor den Apparat hält. Man kann auf diese Weise lange zusammenhängende Sätze weithin telegraphisch vermelden.

So hat man sich mit Hilfe des Heliographen vom Inselsberge in Thüringen bis zum Brocken (also auf eine Entfernung von 105 Kilometer) deutlich verständigen können. Durch das Fernrohr konnten die auf dem einen dieser Punkte erzeugten Lichtblitze auf dem zweiten genau wahrgenommen werden.

Das interessanteste Beispiel für Spiegeltelegraphie hat der von den Engländern unlängst geführte Zulukrieg geliefert. Im Laufe desselben war der Oberst Pearson in Ekowe mit 1300 Mann über 3 Monate lang von 15 bis 20 000 Zulus gänzlich eingeschlossen worden, so daß er keine Zufuhr von außen her erhalten konnte. Da kam er auf den Gedanken, sich mit Hilfe von Spiegelsignalen mit der übrigen Armee und dem über 40 Kilometer abgelegenen Fort Tenedos zu verständigen, und obgleich er nur einen gewöhnlichen Spiegel besaß, gelang es ihm dennoch, durch Anwendung des Morse-Alphabets ganze Sätze zu den entfernten Freunden hinüber zu telegraphieren. Er machte ihnen wichtige Mitteilungen über Stellungen und Bewegungen der Zuluscharen. So benachrichtigte er durch eine Warnungsdepesche mittelst Spiegels den Lord Chelmsford, daß große Zulumassen im Begriffe seien, gegen Inyezane vorzudringen, und setzte dadurch den General in den Stand, rechtzeitig und tüchtig vorbereitet, die Angreifer zu empfangen und zu überwältigen. Die Folge war die Befreiung der Eingeschlossenen.

Auch während des Krieges in Afghanistan haben die Engländer den Heliographen mit Vorteil angewandt. Einige westindische Inseln sollen an Stelle der teueren Kabel einen ständigen Telegraphenverkehr mittelst des Heliographen erhalten, ebenso die Meerenge von Gibraltar.

Die Abhängigkeit vom Sonnenlichte ist namentlich in den höheren Breiten für den regelmäßigen Betrieb recht störend. Der Engländer Mance hat daher vorgeschlagen, bei bewölktem Himmel das blendende Drummondsche Kalklicht zu verwenden. Die Franzosen haben sich für den Kriegsfall mit Heliographen versehen, bei denen für den Nachtdienst eine besonders konstruierte Petroleumlampe zur Verwendung kommt, welche ihr Licht bis 36 km weit wirft. Mackenzie hat versucht, die Lichtblitze dadurch dauernd festzuhalten, daß er dieselben auf photographisch präpariertes Papier fallen läßt, das an der Empfangsstation vorübergeführt wird.

Wir sehen, es ist wohl möglich, daß der Heliograph zu einem zuverlässigen telegraphischen Apparate wird, auch für unsere oft sonnenschein-arme Gegenden.

Unseren jugendlichen, mitunter etwas vorwitzigen Experimentatoren möchten wir aber zum Schlusse dringend die Warnung zurufen: Schont den unersetzlichen Schatz eurer Augen! Laßt euch innerlich wie äußerlich nicht verblenden! Denkt daran, daß der berühmte Galilei, hauptsächlich weil er zu viel ohne Schutz in die Sonne geblickt hat, in seinen letzten Lebensjahren vollständig erblindet ist! Leider kannte er den Nutzen der farbigen Blendgläser noch nicht, welche der Schwabe Scheiner erfunden hatte, um den für die Augen unerträglichen Glanz der Sonne zu überwältigen.

Das Verschlucken von Degen. *)

Zumeist wird wohl von allen denen, die keine Gelegenheit hatten, die sonderbaren Produktionen der sogenannten Degenverschlucker in der Nähe mit anzusehen, die Sache stark angezweifelt, oder doch zum wenigsten als eine geschickt ausgeführte Täuschung betrachtet. Es beruht jedoch die eigentümliche Leistung gewisser Akrobaten, einen Degen zu verschlucken, d. h. einen solchen durch den Hals bis in den Magen zu stecken, durchaus auf streng beobachteten Thatsachen und haben diese Künstler der Wissenschaft der Medizin einen erheblichen Dienst geleistet. Schon im Jahre 1777 fand der Arzt Dr. Stevens Gelegenheit, bei einem solchen Künstler, der nicht allein Degen, sondern auch Steine verschluckte, wertvolle Studien über die menschliche Verdauung zu machen. Er ließ zu diesem Zwecke, der Methode von Reaumur folgend, von einem solchen Individuum kleine metallene Röhrchen, welche mit Fleisch angefüllt waren, verschlucken und nach Ablauf einer bestimmten Zeit, durch den Mund wieder zurückgeben. An dem Inhalte der Röhrchen machte er dann seine Untersuchungen betreffs der Einwirkung des Magensaftes.

Die Degenverschlucker haben die Mediziner zuerst darauf aufmerksam gemacht, was die Gewohnheit über die sonst so empfindlichen Schluck- und Verdauungsorgane vermag, woraus die Erfindung der Magenpumpe von Faucher, sowie die Herstellung eines Apparates zum elektrischen Reinigen der Organe hervorgegangen ist.

Wie schon oben erwähnt, gibt es auch Steineverschlucker, die ab und zu ihre Kunstfertigkeit auf den Jahrmärkten produzieren. Stevens machte die Bekanntschaft eines solchen behufs seiner gastrischen Forschungen und erzählt, daß derselbe eine Anzahl Kieselsteine, welche zuweilen die Größe eines Hühnereies hatten, verschluckte, die er bei einer kleinen Anstrengung des Magens durch den Mund wieder zurückzugeben vermochte. Ein Beispiel von der Ausdauer und Willenskraft solcher Individuen, ihren Verdauungsorganen diese merkwürdige Eigenschaft zu verleihen.

Zum Schluß noch ein Wort zu unserer Illustration:

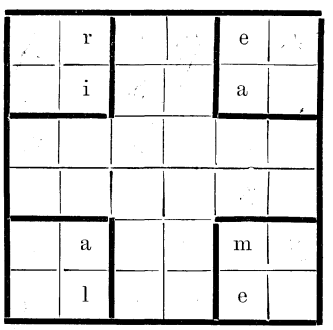
Hin und wieder wird die Produktion des Degenverschluckens dadurch nachgeahmt, daß man, in einiger Entfernung vom Publikum, den Degen in eine Scheide gleiten läßt, welche über Hals und Brust geht, und unter den Kleidern verborgen ist, während die Oeffnung derselben in der Nähe des Mundes durch ein Halstuch verdeckt ist.

Ein anderes, entschieden ingeniöseres Verfahren besteht darin, daß der Degen in den Griff zurücktritt. Ein solcher Degen ist von Voisin in Paris, dem geschickten Konstrukteur magischer Apparate, hergestellt. Derselbe hatte die Länge von 80 cm. Die Klinge ist in drei Teile geteilt. Der obere, am Griffe befestigte, in welchem sich die unteren Teile einschieben, sobald der Künstler die Spitze mit den Zähnen festhält, ist 25 cm lang, so daß derselbe aus dem Munde etwas hervorragt und dadurch die Täuschung noch vervollkommnet.

Aus den vorangeführten Beispielen der veritablen Säbelverschlucker ersehen wir, daß derartige Experimente, welche meistens nur zur Befriedigung unserer Neugierde dienen, bei näherer Beachtung zur Förderung eines wissenschaftlichen Interesses dienen können und deshalb größere Aufmerksamkeit verdienen. — Es bewährt sich dadurch der Satz, daß die dem Anschein nach oft einfachen Sachen für den nachdenkenden Beobachter eine große Wichtigkeit erlangen können.

*) Aber ja nicht nachmachen wollen, denn das kann lebensgefährlich werden. Die Red.

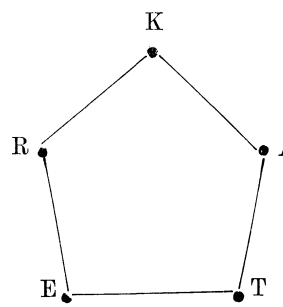
Füllrätsel.



Die 28 leeren Felder der Figur sind mit je einem Buchstaben so auszufüllen, daß die dritte wagerechte Reihe gleich der dritten senkrechten, die vierte wagerechte gleich der vierten senkrechten lautet, und daß die sechs wagerechten Reihen (aber in anderer Folge) bezeichnen:

1. Eine preußische Festung.
2. Eine Landenge.
3. Eine Stadt in Preußen.
4. Eine andere Stadt in Preußen.
5. Eine Stadt im Königreich Sachsen.
6. Die Bewohner einer großen Stadt in Oesterreich-Ungarn.

Auflösung des Rätsels in Nr. 19.



Die vier übrigen Zeichen sind R A T E (zusammen Rate!) Die Insel ist Kreta; der Sänger der Kater.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 19.

Eichhorn. (Eiche — Ahorn.)

Fragen und Antworten.

Lieber **H. B.** in **Pf.** Dein Kamerad Guido schreibt Dir, wie Du ein Bild mit der Linse verkleinern kannst. Er sagt, daß die Größe des Bildes von der Größe der vorhandenen Linse abhinge; dies ist nicht der Fall. Du mußt, um verschiedene Größen zu erzielen, entweder die Linse oder das aufgespannte Papier beweglich machen, da bei Annäherung des Papiers durch die Brechung der Lichtstrahlen das Bild immer kleiner wird. Wenn Du das Papier sehr nahe heranbringst, so wird das Bild bald nur noch ein kleiner Punkt sein. Wieder entfernt, wird es größer werden und zwar nicht mehr umgekehrt, sondern in richtiger Stellung. Dies wollte ich Dir mitteilen, da es Dir vielleicht Nutzen bringen kann.

Arnold K. in **Marienburg.** Die Bedingungen für Eintritt in die Kriegs- und Handelsmarine haben wir in unseren letzten Nummern wiederholt nachgewiesen. Du schreibst uns ferner: „Das elektrische Experiment ohne Elektrisiermaschine von Rudolf Spieß in Nr. 14 des „G. K." läßt sich auch mit einer einfachen und sehr trockenen Kleiderbürste ausführen; aber auch das Papier muß möglichst trocken sein." Schön' Dank, Herr Kamerad! — Sodann stellst Du noch die Frage: „Wie macht man Rostflecken aus Blechgeschirr aus, ohne daß man hinzukommen kann?" Wer kann das beantworten?

Gust. D. in **Berlin.** Wie man am leichtesten eine Wasserspritze macht? Junger Freund, soll diese Spritze nur der Spielerei oder aber einem praktischen Zwecke dienen? Teile uns das doch mit, der „G. K." wird Dir gerne raten.

F. H. in **E.** Sie senden uns eine Menge kleiner phys. Experimente. Wir verkennen Ihre Liebenswürdigkeit und Ihre gute Absicht gewiß nicht und sagen Ihnen unseren Dank. Sie selbst aber schreiben in ehrlicher Weise, daß Sie dieselben einem Experimentierbuche entnommen haben. Junger Freund, das geht nicht! Lesen Sie doch 'mal die Bemerkung, welche am Schlusse jeder Nummer des „G. K." steht. Würden wir Ihre Einsendung abdrucken, käme alsbald der betr. Autor oder Verleger und klopfte uns beiden, und das mit Recht, in empfindlicher Weise auf die Finger. Also wohl gemerkt, nur eigene Erfindung und eigene Geistesarbeit gilt!

W. Hartwig in **Offenbach.** Schmetterlinge werden getötet, indem man dieselben in der Mitte der Brust faßt und ihnen von unten her, ohne die Flügel zu berühren, den Vorderleib zusammendrückt; sie werden dann mittelst einer etwa 38 mm langen Insektennadel genau in der Mitte des Bruchstückes sofort und senkrecht gespießt. Größere Schmetterlinge werden meist mit Tabakjaft (jener Saft, welcher sich in den Wasserjäcken der Pfeifen sammelt und giftig ist), den man in einem entsprechenden Behälter bei sich führt, so getötet, daß dieser Saft mittelst einer dicken Nadel beim Aufspießen in den Leib des Schmetterlings eingeführt wird.

Oskar Fr. in **München.** Die Nummern des ersten Quartals unseres „G. K." können, so weit der Vorrat reicht, jederzeit, entweder durch die nächstgelegene Buchhandlung oder direkt von der Verlagsbuchhandlung bezogen werden. — Nun, wir denken, wenn Du alle physikalischen Experimente, welche der „G. K." seinen jungen Lesern bereits aufgegeben, auch ausgeführt haben wirst, dann wird's gerade genug sein. — Ob der Festplatz von Olympia, wie in Nr 15 des „G. K." dargestellt, noch existiert? Lieber Freund, liest Du denn die Texte nicht, welche zu den Bildern des „G. K." gehören? Lese doch nur nach und Du wirst finden, daß die Geschicke dieser Bauwerke in unserer Nr. 15 ganz ausführlich geschildert sind.

Gymnasiast in **der Stadt O.**

Goethe,	geb. 28. Aug. 1749 zu Frankfurt a. M., † 22. März 1832.
Schiller,	geb. 10. November 1759 zu Marbach, † 9. Mai 1805.
Heine,	geb. 12. Dezember 1799 zu Düsseldorf, † 17. Febr. 1856.
Uhland,	geb. 26. April 1787 zu Tübingen, † 13. Nov. 1862.
Rückert,	geb. 16. Mai 1788 zu Schweinfurt, † 31. Jan. 1866.
Chamisso,	geb. 27. Januar 1781 auf Schloß Boncourt, † 21. Aug. 1838.
Scheffel,	geb. 26. Febr. 1826 zu Karlsruhe, † 9. April 1886.

A. L. in **Graz.** Die Tage, an welchen der Mond in Erdnähe und Erdferne, sowie im Aequator ꝛc. steht, finden Sie für jeden Monat voraus angegeben in der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Gaea" (Verlag von E. H. Mayer in Leipzig). Die Hochfluttage im gegenwärtigen Jahre fallen nach der Berechnung von Dr. Klein auf folgende Daten: 1887, Januar 9. 24. Februar 8., 9. (sehr beträchtlich), 22., 23. (sehr beträchtlich). März 9. (beträchtlich). April 7., 8. (beträchtlich). Mai 5., 6., 7. (beträchtlich). Juni 3., 4., 5., 21., 28. Juli 20., 24., 25. August 3., 19., 20. (sehr beträchtlich). September 17., 18. (sehr beträchtlich). Oktober 16. (sehr beträchtlich). November 14., 15. (beträchtlich). Dezember 12., 13., 14. — Ueber charakteristische Frühlingspflanzen für verschiedene Gegenden läßt sich nur auf Grund der Vergleichung zahlreicher Lokalfloren etwas Genaues sagen.

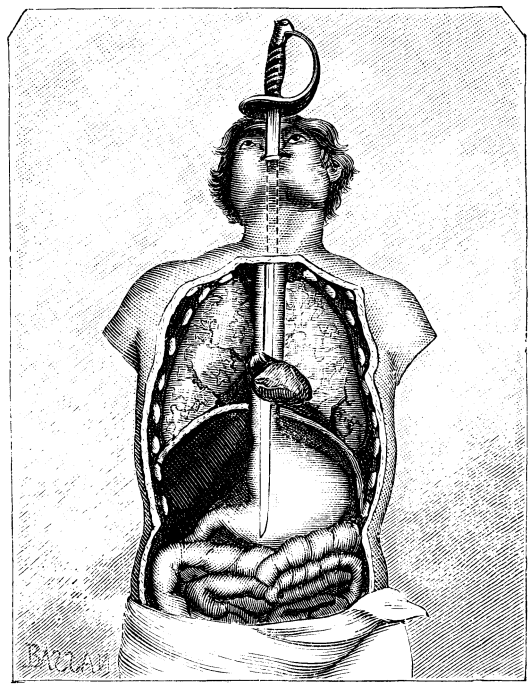
K. K. jun., sechzehnjährig und erst 1,5 m lang in **Wien.** Wir haben Ihre Einsendungen erhalten und werden dieselben demnächst durchlesen. — Ob wir glauben, daß Sie noch „wachsen" werden? Ei, freilich! Uebrigens ob groß, ob klein, wenn Sie nur ein tüchtiger und guter Mensch werden.

H. L. in **B. a. d. W.** Du bittest uns, wir möchten Dir für Deine Sammlung einen Autographen von Goethe und Schiller besorgen. Im Nachdrucke, wie die seither im „G. K." veröffentlichten, recht gerne, aber eine echte Handschrift, junger Freund, das geht nicht gut. Das kostet viele Mühe und viel, viel Geld.

A. B. C. in **Hamburg.** Wir möchten Dir gerne gefällig sein. Die eingesendeten Abdrücke sind jedoch zu undeutlich, als daß wir Namen und Herkommen der Münzen zuverlässig nennen könnten. Was thun? In Hamburg mag es doch ein Münzenkabinett geben, an das Du Dich mit Deiner Bitte wenden könntest?!

Otto Melcher in **Nerdingen.** Die eingesendete Münze ist ein „pfälzischer halber Batzen". Sollen wir Dir dieselbe wieder zusenden? und bist Du Abonnent des „G. K.?"

Goldb. in **Magdeburg.** Danken für diese Mitteilung. Der „G. K." wird sich die Erwägung dieser Frage sehr angelegen sein lassen.



Das Degenverschlucken.

M. — r. Angehender Maler, Dichter, Musiker, Komponist ꝛc. ꝛc. — Gott Strambach! „Nu här'n Se awer uff. Sie nähmen ja die Gunst und Wissenschaften ganz allene in Anschbruch!" würde Master Frank — kennen Sie Master Frank? — ärgerlich ausrufen. — Doch wir wollen gute Freunde bleiben. Manche Ihrer eingesendeten Gedichte verraten ganz hübsches und entwicklungsfähiges Talent. Nur eines derselben will uns ganz und gar nicht gefallen. Und daß Sie den guten Eindruck der übrigen durch dieses eine geschmälert haben, zur Strafe dafür, soll „Der Fliegenfang" hier Abdruck finden:

Kommt 'ne Fliege geflogen
Setzt sich nieder vor mich hin;
Heb' die Hand sie zu fangen,
Doch ich schlug daneben hin.
Und die Fliege flog weiter,
Summt von oben herab —
Dafür krieg ich „attendo",
Weil ich keinen „Jagdschein" hab'.

Und dieses schöne Lied haben Sie auch noch in Musik gesetzt?! Ei, das muß sich ja köstlich anhören. Aber bitte, schicken Sie uns die Noten — nicht. — Nun zur Beantwortung Ihrer Fragen: 1. Das Lehrbuch der Weltsprache Volapük besorgt Ihnen jede Buchhandlung. 2. Die Leidener Flasche besteht aus einem Glasgefäß, welches außen und innen bis auf mehrere Centimeter vom Rande mit Stanniol bekleidet ist und dessen innere Bekleidung mit einem Messingstabe in Verbindung steht, welcher durch den Deckel der Flasche hindurch geht, in einem Knopfe endigend. Wenden Sie kleine Flaschen an, sollen selbe dünnwandig sein. Benützen Sie solche jedoch um Elektrizität von hoher Spannung anzuwenden, muß die Wand des Glases 2—3 mm Stärke haben. Zur Herstellung der L. Fl. eignen sich am besten grüne, mehr hohe als weite, Zuckergläser, von gleichmäßiger Wandstärke und frei von Blasen. — 3. Wie man mit Wasserfarben malt? Lesen Sie unsere Antwort in Nr. 18 des „G. K." an E. K. in Mannheim. 4. Ob die Geschichte vom „Bullerbache" wahr ist? Und ob! — Gruß freundlichst erwidert.

R. K. in **Sagan.** Sende uns Deine Arbeiten ein. Wir werden dieselben prüfen und was uns „gut" und geeignet dünkt, zu Nutz und Frommen Deiner Kameraden abdrucken.

Fritz F. in **Berlin.** Zu spät, lieber Freund. Hast Du denn im „G. K." nicht gelesen, daß die Hobelbank bereits verlost und von einem Altersgenossen in Regensburg gewonnen worden ist?

Abonnent in **? . . . . .** Eine Kautschukscheibe von 30 cm Durchmesser liefert Ihnen jede Gummiwarenhandlung. Wenden Sie sich übrigens an J. Bischof, Lehrmittelanstalt, Berlin N.

Georg K. in **St.** Du möchtest „Geheimpolizist oder uniformierter (öffentlicher) Polizist" werden und wir sollen Dir raten, wie Du als solcher später in die höhere Polizei-Carrière gelangen kannst. Soviel uns bekannt ist, werden erstere Stellen fast ausschließlich an ausgediente Unteroffiziere des Kaiserl. Heeres verliehen. Die sonstigen Bedingungen dürften sich sehr nach den örtlichen Verhältnissen und Gemeinde-Verfassungen richten, denn es ist sehr wohl zwischen Landes- und Kommunalpolizei zu unterscheiden. Um Dich über diesen Fall zuverlässig zu informieren, dürfte es sich empfehlen, daß Du Dich mit einer Magistratsperson, womöglich des Polizeiressorts, oder direkt mit dem Landratsamt Deines Heimatsortes ins Benehmen setzest.

G. J. in **Hamburg.** Wir sollen Euren Streit schlichten, recht gerne! Durch die Kaiserproklamation vom 18. Januar 1871, im Schlosse zu Versailles, nahm der jetzt regierende König Wilhelm von Preußen für sich und die nach ihm folgenden Träger der Krone Preußens den Titel eines „deutschen Kaisers" an. Von einer Krönung als solchem ist uns nichts bekannt. Vielleicht denkt Dein Freund irrtümlich an die am 18. Oktober 1861 stattgefundene Krönung als „König von Preußen"?

H. W. in **H.** Auch Du willst zur Handelsmarine? Wir haben erst in unserer letzten Nummer einem Deiner Kameraden in dieser Angelegenheit ausführlich geantwortet. — Du willst auch „Zitherschlagen" lernen? Bravo, das wird Dir und anderen, d. h. wenn Du Talent hast und fleißig bist, später mal recht viel Freude machen. Kaufe die Zitherschule von „Bayer". Der erste Band, in jeder Musikalienhandlung zu haben, kostet 2 Mark. Gruß freundlich erwidert.

R. N. in **Chemnitz.** Du verspruchst uns eine Erzählung einzusenden — nun, junger Freund? — wir haben noch nichts erhalten. Hast Du die Courage verloren?

Rudolf S. in **Iglau.** Freundlichen Dank für die Anekdote. Das Collection-Bändchen haben Sie doch wohl bekommen?

Paul G. in **Düsseldorf.** Du willst alle Signale der Soldaten kennen lernen? Nun wollen sehen, ob wir in unserem „G. K." das nötige Plätzchen dazu finden.

A. P. in **Hamburg.** Diese Lösung ist ganz richtig! Werden zusehen, daß wir Deinen Wünschen entsprechen können.

Paul S. in **Chemnitz.** Sie wünschen eine Spezialkarte vom Riesengebirge. Deren gibt es eine Menge: Karte des Deutschen Reichs, herausgegeben vom deutschen Generalstab 1:100 000, Blatt 448, 447, 472, 473. Preis pro Blatt Mk. 1. 50. — Reymann, Spezialkarte von Mittel-Europa 1:200 000, Blatt 366, 367, 395, 396. Preis pro Blatt Mk. 1. Expedition der Karte: Amelangsche Sort.-Buchh. Berlin W., Leipzigerstraße 133. — Spezialkarte des Riesengebirges 1:75 000. Red. und herausgeg. von der Sektion Riesengebirge des Gebirgsvereins für Böhmen. 2 Blatt Photolith. und chromolith. gr. Fol. 1885. Prag, Dominius. Auf Leinwand aufgezogen Mk. 5. 60. Jede Buchhandlung besorgt Ihnen diese Karten.

H. R. in **Hannover.** Die Fassung Deiner Frage ließ uns glauben, daß Du nach dem natürlichen und bei uns üblichen Ernährungsmittel fragst. Wer sollte annehmen, daß Du Dich in die höheren Regionen der Vogelzucht versteigern willst! Die Engländer haben allmählich Tiere hervorgebracht, die doppelt so groß als deutsche Kanarienvögel sind (Manchester-Rasse), oder bedeutend kleiner (Londoner Rasse), von zimtbrauner, goldgelber, grüner und durch Deine Cayennepfeffer-Fütterung sogar von roter Farbe.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 21. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Glaube, was Erfahr'ne raten,
Liebe treu den, der dich liebt,
Hoffe auf ein Feld der Thaten,
Und das Glück von selbst sich giebt.

Wo du lange Zeit gewesen,
Bleibt dir alles nah und wert;
Leb' in dem, was du gelesen,
Daß sich Einst zu Jetzt verklärt.

Ernst siehst du den Bergmann hämmern,
Siehst ihn abends froh beim Tanz.
Nur kein Träumen, nur kein Dämmern!
Was du thust, sei selbst und ganz!

Mancher Kleine wäre gern
Groß und spielt den großen Herrn,
Bringt sich um die schönste Zeit;
Später thut's ihm sicher leid.

Prof. Iman. Schmidt, Lichterfelde.

Kornett Rudolf.

(Schluß.)

„Ihre Stätte!" schrie Rudolf laut auf, — „das Grab meiner Mutter, das nie gekannte, vergebens erforschte, ist bei euch, zu Chlum?"

„Zu Chlum!" bestätigte der Bürgermeister, „auf dem Acker Gottes, und morgen stampft die wüste Schar, die den Willen des zürnenden Kaisers vollzieht, die geheiligte Erde."

„Nein!" fast überlaut klang des Jünglings Stimme, — „sie selber hat entschieden, die ich anrief aus ihren lichten Höhen, — Chlum wird nicht abgebrannt, wenn es noch ein Kaiserwort gibt." —

„Und nun laßt mich," wehrte er die Dankesbezeugungen der Männer ab, — „ich brauche Sammlung, denn bald ruft mich der Dienst. Morgen aber in der Frühe, da werde ich an eure Thore pochen und euch bitten, mich zu der heiß ersehnten Stätte zu weisen, — dort zu weinen, zu beten, zu wiederholen, daß ich brav bleiben will und ihrer Liebe wert, — zum Grab meiner Mutter."

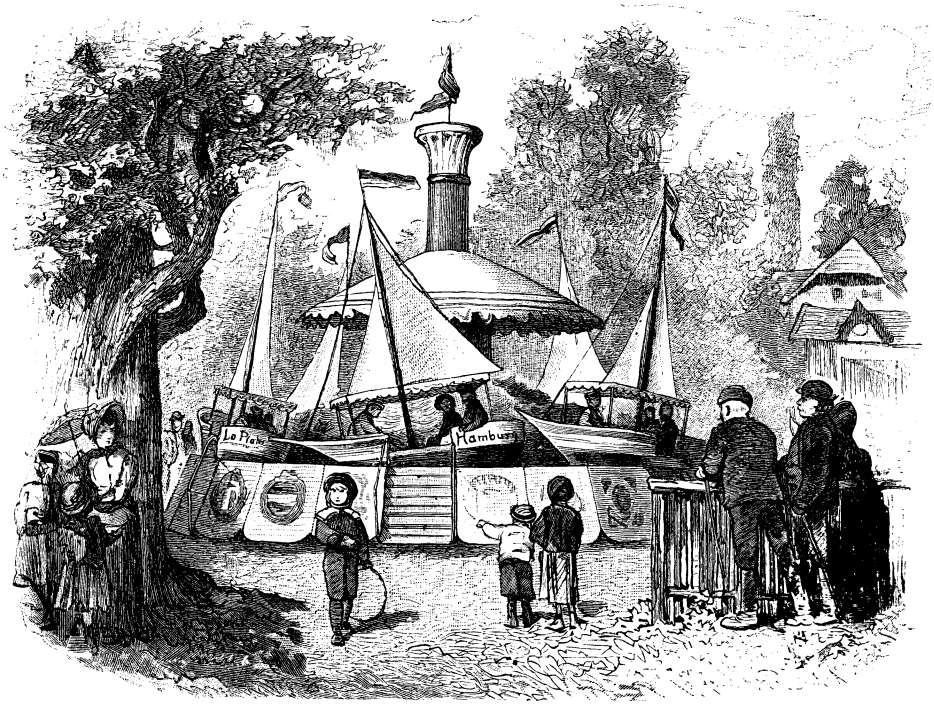
„Ich harre deiner," sagte der Bürgermeister würdevoll, — „des guten Engels unserer Stadt. Er ist gesegnet! —"

Der Greis hob beide Hände zu des sich neigenden Jünglings Haupt. Dann entfernte er sich mit seinen Begleitern. — Wortlos vor innerer Bewegung durchschritten die Herren die gewundenen Gänge, und die Stiegen hernieder ins Freie; auf einer derselben stand Luitpold von Rolleck, in sichtbarer Ungeduld. —

„Ich habe lang gewartet," sagt er hastig, — „das war eine weitläufige Konferenz, — schon seit einer Viertelstunde hätte ich in den Zimmern des Kaisers sein müssen. Nun, habt ihr Glück gehabt, ist der Handel abgeschlossen?"

„Er ist, junger Edelherr," antwortete der Führer, „und wahrlich der Preis ist des Handels würdig. Ihr aber nehmt unseren Dank für Eure Weisung noch einmal aus vollem Herzen. Wir kamen in Verzweiflung, — in Hoffnung gehen wir."

Die Männer von Chlum wandten sich von dannen, während Luitpold eilig die Richtung zu den kaiserlichen Gemächern einschlug. Sein ohnedies unschönes Antlitz trug den Ausdruck hämischer Freude. „Also gekauft!" jubelte er vor sich hin; „nun habe ich dich, du Tugendheld, du Schoßkind des Glücks; bedankt euch nur



Das Schiffs-Karussell.

ihr Männer von Chlum — euch brachte ich die Hoffnung, aber eurem Retter des Kaisers Zorn und Ungnade!"

* * *

Das ewige Himmelslicht, das mit seinen Strahlen durch die kleinen Scheiben das Jünglinggemachs lugte, strahlte voll und ganz in jenen mittelgroßen Raum des bisher von reichen Besitzern bewohnten Landhauses, das sich Kaiser Max zum Arbeitszimmer erkoren. — Es ergoß sich über die hohe, ritterliche Gestalt des in der Mitte der Vierziger stehenden Herrn, der auf einem schlichten Sessel am einfachen Schreibtisch saß und der Mitteilung Joseph Grünebecks mit ersichtlichem Interesse zuhörte. — Das war der edle Habsburger, dessen Bild Pinsel und Wort, Geschichte und Sage erhalten, der besten Herrscher einer, wie der geliebtesten. — Dem Sekretär war es gelungen, die Wolken, die seines kaiserlichen Herrn Stirn umschatteten, für einige Augenblicke zu zerstreuen; zu Maxens noch immer nicht gedämpftem Unwillen gegen Chlum waren noch mancherlei andere Sorgen gekommen, Täuschung und Vertrauensbruch hatten den sonst stets heiteren, ritterlichen Sinn des Monarchen düster und argwöhnisch gestimmt. Nun vernahm er mit Wohlgefallen aus Grünecks Mund von dem Besuche desselben bei Rudolf von Essenburg und der edlen, uneigennützigen Denkart des Jünglings, dem Herrn Max schon weit eher wohl gewogen war, als derselbe seinen kaiserlichen Herrn zu hohem Dank verpflichtet hatte. Aber das Lächeln, das eben noch die Lippen des Herrschers umspielte, wich einer Falte des Unwillens; aufs neue lagerte ein Schatten auf der hohen Stirn, da sich geräuschlos die Thür öffnete, und Luitpold von Rolleck behutsam das Gemach betrat, um dem erhabenen Gebieter auf goldenem Tablette Briefschaften zu überbringen. —

„Ich hörte den Kurier schon vorhin," sagte Herr Max kurz, nachdem er sich durch einen flüchtigen Blick von der Unwichtigkeit der eingegangenen Botschaften überzeugt hatte — „warum erhalte ich erst jetzt, was er brachte?"

Luitpold schien des kaiserlichen Unwillens gewohnt; man sah ihm an, die Demut seiner Gegenrede lag in seiner Miene, nicht im Herzen.

„Verzeihung, kaiserliche Majestät," erwiderte er gleisnerisch — „ich habe mich verspätet."

Der mißgelaunte Kaiser fuhr jäh auf. „Wie so oft!" rief er; „was hält mich ab, daß ich den langen Burschen, der seine Haut zu zart und seine Knochen zu schwach für den Soldatenrock hält, auch das Pagenkleid ausziehe? Nur seinen Verwandten zulieb haben wir ihn zu persönlichem Dienst erkoren, und er lohnt uns mit Aerger. Ich werde deine Unpünktlichkeit im Dienst ahnden, Luitpold von Rolleck," fuhr er fort, „um so strenger, da ich eben nachsinne, wie Treue und Uneigennützigkeit eines dir Gleichaltrigen belohnt werden soll, der freilich nicht zum altadeligen Hause der Rolleck zählt, sondern schlichtweg Kornett Rudolf genannt wird."

Nicht besser hätte Kaiser Max den Absichten des Edelknaben dienen können, als es mit dieser Aeußerung geschah. — Luitpold wußte ganz genau, welche Unziemlichkeit er sich dem hohen Herrn gegenüber zu schulden kommen ließ, aber sie mußte ausgeübt sein, wollte er seine Zwecke erreichen. Höhnisch verzog er die farblosen schmalen Lippen; „Uneigennützigkeit, Treue," prommelte er vor sich hin. Des Kaisers Antlitz färbte sich purpurn. „Was soll das heißen?" rief er, „hast du vielleicht Beweis des Gegenteils? — Sprich," fuhr er fort, da der Jüngling absichtlich schwieg, — „dein Kaiser befiehlt es dir!"

Luitpold spielte den Erschrockenen. „Erlassen mir, kaiserliche Majestät, zu reden," stammelte er — „es war ein unbedachtes Wort — —"

„Aber eines, das Erklärung heischt, soll es nicht dir selber zum Verderben werden."

Der Edelknabe neigte das Haupt. „Ich gehorche," sagte er demütig; „vielleicht, und ich hoffe, es war mein Urteil zu vorschnell, dann verzeiht meiner Jugend, Majestät. Vor kurzer Zeit traten Abgesandte der Stadt Chlum, die bei Ew. Majestät kein Gehör gefunden, zu mir und meinem Vetter mit der nur leicht verblümten Frage heran, ob sich nicht gegen reichen Lohn ein einflußreicher Fürsprecher bei dem Kaiser finden lasse? Natürlich wiesen wir die Kleinbürger nach Gebühr zurück; wer dürfte sich erkühnen, von der zürnenden Majestät Einhalt ihrer Gerechtigkeit zu erbitten? — „Und doch," endete Luitpold, „fürchte ich, wird einer sich dessen erkühnen, ein Knabe, der trotzig auf das Wort seines Kaisers pocht, der sich übermütig vermaß, Chlums Retter zu werden. Wie hoch der Preis war, um den die Männer von Chlum gefeilscht, da ich ihnen auf dem Gange vor dem Gemach des Kornetts Rudolf von Essenburg begegnete, weiß ich nicht, aber daß es geschehen, bestätigten sie mit freudestrahlender Miene mir selber."

Man konnte es Herrn Maximilian ansehen, wie sehr er sich Zwang anthat, die Aufwallung seines Innern zu unterdrücken. „Joseph," sagte er, halblaut sich zu seinem treuen Sekretär wendend, und ein fast schmerzliches Zucken glitt durch das edel geformte Kaiserantlitz, — „Joseph! sollte ich abermals das Opfer einer Täuschung geworden sein, abermals meine Huld einem Trotzigen, einem Bestechlichen geschenkt haben?"

„Ich kann's nicht glauben, Majestät," meinte Grünebeck, freilich selber in sichtlich gedrückter Stimme; „nie würde sich, wie ich Rudolf von Essenburg kenne, der Jüngling erkaufen lassen, hindernd in seines Kaisers Willen zu greifen."

Maximilian hatte sich erhoben. „Es soll sich in Bälde entscheiden," sagte er. — „Man soll den Kornett Essenburg benachrichtigen, daß ich ihn zur bestimmten Zeit erwarte. Hütet euch aber, bei unserer höchsten Ungnade, bis dahin ein Wort mit dem Knaben zu reden, das imstande wäre, seinen Sinn und sein Vorhaben zu ändern!"

Wie zum Schwur erhob Joseph Grünebeck die Hand, tief verneigte sich der Page: „Wir geloben es, Majestät!" kam es aus beider Munde.

* * *

Der größte Raum des Kaiserquartiers diente dem erhabenen Herrn als Speisesaal, in dem nach aufgehobener Tafel der Monarch noch ein Stündchen im Kreise seiner Kriegsobersten und der wenigen hohen Beamten seines Hauses, die er ins Feld mitgenommen, zu verweilen liebte. Auch heute war es eine stattliche, erlesene Umgebung, in deren Mitte Herr Maximilian auf seinem kronengeschmückten Sessel ruhte. — Durch die hohen Bogenfenster drang die milde Luft des Nachmittags, der tausendfältige Duft, der dem weitläufigen Garten entströmte, — sie milderten nicht den ungewohnten strengen, fast herben Zug im Antlitz Maximilians, der schon während der Mahlzeit peinlich auf die Stimmung der Gesellschaft gewirkt hatte. — Eine der Hauptveranlassungen der inneren Erregung des Monarchen war wohl nur zweien im Saale bekannt, dem Sekretär Grünebeck und dem im Hintergrund verweilenden Edelknaben Luitpold von Rolleck, jeder von beiden wünschte auf seine Weise glücklichen Ausgang dieser Stunde.

Der Kämmerling von Rolleck, Luitpolds Vetter, näherte sich dem Kaiser und meldete, daß der Weisung Seiner Majestät zufolge der Kornett Rudolf im Vorgemach des Rufes des allergnädigsten Herrn gewärtig sei. — „Er soll kommen," beschied Maximilian, ohne Stimme und Haltung zu ändern.

Durch die ihm geöffnete breite Eingangspforte überschritt der Jüngling die Schwelle des kaiserlichen Saales. Aller Augen waren auf ihn gerichtet; in denen der beiden Rolleck allein spiegelte sich nicht der Ausdruck freudigen Wohlgefallens an der frischen jugendlichen Erscheinung des Kornetts, der in ehrerbietiger aber freier Weise den Saal durchschritt und mit tiefer Verneigung vor dem Herrscher stehen blieb.

„Kornett Rudolf von Essenburg" nahm der Kaiser das Wort, „wir haben dir eine Rettung aus großer Gefahr zu verdanken und zum Lohn deines Mutes und deiner Treue eine Bitte freigestellt. Wir sind bereit, sie zu empfangen. — Wäge deine Rede wohl, Rudolf von Essenburg," fügte er bedeutsam hinzu.

Totenstille herrschte im weiten Raum, da der Jüngling sich auf ein Knie vor Herrn Maximilian niederließ. „Mein Gebieter und Kaiser," sagte er mit einem Beben der Stimme, dessen er vergebens Herr zu werden versuchte, „ich habe eine Bitte an Euch, so groß, so schwer, daß ich unter ihrer Last zusammenbreche, — denn, ist sie meinen Lippen entfahren, lege

ich mein Haupt zu meines Kaisers Füßen, gewärtig seines gerechten Zorns. Möge Gott dieser Stunde walten, er liest in meiner Brust. — Kaiser Max, ich bitte —"

„Halt ein!" Der Kaiser erhob den Arm, hell funkelte der Sonnenstrahl im Demantring seiner Rechten, — „retten will ich dich, thörichter, verblendeter Knabe, vor deinen Verführern, vor dir selber. Höre mich an. Eine Bitte habe ich dir frei gestellt, aber kein Kaiserwort verpflichtet ihre Gewährung. — Was du zu fordern auf der Zunge hast, ist mir bewußt, und jetzt vernimm den Spruch, den unwiderruflichen, aus Kaiser Maximilians Mund: Von dem, was du von mir erbitten willst, sei das gerade Gegenteil vollzogen. Hast du noch Mut, dieselbe Forderung an uns zu stellen?"

Wie Blitze leuchteten des Kaisers Augen, ruhig hielt Rudolf sie aus.

„Gott sei mir gnädig — ja, Kaiserliche Majestät," kam es klar aus der Jünglingsbrust hervor.

Eine allgemeine, kaum durch die Ehrfurcht unterdrückte Bewegung ging durch den edlen Kreis; Herr Max hatte den Arm sinken lassen, dafür schwoll eine dunkle Ader auf der hohen Stirn mächtig auf.

„Sprich!"

„Ich bitte meinen Herrn und Kaiser, allergnädigst die Stadt Chlum, die in Demut zu den Füßen des besten und gerechtesten Kaisers um Gnade fleht, anzünden und abbrennen zu lassen!"

Die Flut ließ sich nicht dämmen, ein stürmisches Durcheinander von Stimmen durchtönte den Saal. Kaiser Max war leichenblaß geworden. — Er winkte und die Wogen der Aufregung machten tiefer Stille Raum.

„Knabe," sagte er, und in dem eisigen Ton seiner Stimme lag ein furchtbarer Ernst; „du, der Knabe, kann dessen prahlen, was unseren ärgsten Feinden nicht gelang, — du hast Kaiser Maximilian überwunden. Geistesgegenwart, kluger Sinn wird Welt und Nachwelt nennen, was du gethan; vielleicht bezeichnete ich es selber so, wüßte ich nicht, daß Bestechlichkeit die Triebfeder deines Handelns, und darum nenne ich sie — Hinterlist und erbärmlichen Trotz."

Ein Aufschrei entwand sich der Brust Rudolfs, so grell, so jäh, daß er selbst des fühllosen Luitpolds Brust durchdrang; wie von einem Dolchstich getroffen, taumelte er zurück, — unwillkürlich zuckten die Finger des Jünglings nach der kurzen Waffe an seiner Seite, um sofort schlaff wieder niederzusinken. „Nein," flüsterten seine zuckenden Lippen, „mein Kaiser war es ja, der das gesprochen."

Das gutmütige Herz Kaiser Maxens ward von tiefem Mitleid erfüllt. Ohne es sich selber zu gestehen, hatte ihn schon die Reue ob seines strengen Gebots gegen die unglückliche Stadt Chlum beschlichen, und der Zwang, den der Knabe durch sein kühnes Wort auf seinen Entschluß ausgeübt, kam dem hohen Herrn im Grunde gar nicht so ungelegen. Sollte er bei dem jungen Schützer der Bedrängten, seinem eigenen Retter, von seinem raschen Temperament hingerissen, vielleicht abermals zu weit gegangen sein?

„Rudolf von Essenburg," nahm er von neuem das Wort, und sein Ton klang weit milder als zuvor; „wir wollen glauben, daß dein Herz rein und lauter, denn — wir kennen die Absicht, in der du vor unser kaiserliches Auge treten wolltest, nichts für dich, sondern unsere Hilfe für eine edle, in Leid geratene Greisin zu erbitten, — deine Großmutter. Antworte, Knabe, hat man uns recht berichtet?"

Stumm neigte Rudolf das Haupt, sein Auge suchte und fand Trost in Joseph Grünebecks teilnehmenden Blicken.

„Bist du der Versuchung erlegen, Knabe," fuhr der Kaiser fort, „so lindere durch offenes Geständnis ihre Folgen. — Mehr als der Kaiser dir zu gewähren vermöchte, hast du für die Großmutter ohne Zweifel von den Männern aus Chlum erhandelt und für dich obendrein: jetzt nenne mir den Preis, den man dir für deine Bitte gezahlt!"

Hellauf glänzte das blaue Augenpaar Rudolfs. „Den Preis?" wiederholte er, — „wohl, Kaiserliche Majestät, gern will ich Euch ihn nennen, — einen Preis, so groß, so heilig, den selbst alle Macht meines Kaisers mir nicht verleihen konnte: das Grab meiner Mutter!"

Wie ein Windhauch ging es abermals durch die Versammlung, überrascht richtete Herr Maximilian sich empor. — „Was ist das?" Und in schlichter, ungeschminkter Weise berichtete Rudolf, was er vorhin dem Sekretär des Kaisers erzählt und Grünebeck dem hohen Herrn schon wieder berichtet. Diesem aber schilderte er, wie im Kampf zwischen Mitleid und Gehorsam bei dem Verlangen der Chlumer Deputation das Bild der teuren Verstorbenen den Ausschlag gegeben, wie ihm Kunde des lang gesuchten mütterlichen Grabes durch das ehrwürdige Oberhaupt des bedrohten Ortes geworden sei. — „Da war's entschieden," endete er; „sollten die Flammen der brennenden Stadt den Himmel über meiner Mutter Stätte röten, roher Landsknechte Fuß ihren Grabhügel überstampfen? Nahe ging mir das Leid der Großmutter, aber die alte Frau lebte, ich konnte für sie schaffen, sparen, darben, mußte es sein, — höher stand mir der Friede der Toten, das Grab, zu dem ich zum erstenmal wallen durfte, — darum bat ich, Kaiserliche Majestät, darum beharrte ich — und nicht Trotz war es, nicht Geldesgier, nicht Prahlsucht, daß ich's gethan — Gott der Allwissende ist mein Zeuge."

Rudolf schwieg, und da er geendet, herrschte tiefes Schweigen im Kreise ringsum; in mehr als einem Auge aber leuchtete eine verstohlene Thräne, und halblaut tönte es von Joseph Grünebecks Lippen: „Er ist brav, ich wußte es ja!"

„Ich auch!" Kaiser Max hatte sich erhoben, Sonnenschein umstrahlte die hohe ritterliche Gestalt, Sonnenschein lag jetzt auf den edlen ausdrucksvollen Zügen des großen Habsburgers. — „Da ich das Gegenteil deiner Bitte zu erfüllen gelobt, Rudolf von Essenburg," fuhr er fort, gegen den Kornett gewendet, „so magst du selber unser Bote sein, der seinem Schützling, der Stadt Chlum, die Bestätigung unserer kaiserlichen Gnade und Huld überbringt. Wir erteilen dem Kornett Rudolf einen Urlaub, die Pflicht des Sohnes am Grabe der Toten, die Pflicht des Enkels an der treuen Großmutter zu erfüllen. — Unser sei die Sorge für die standesgemäße Wohlfahrt der würdigen Greisin — das künde ihr, Kornett Rudolf, aber zugleich, daß wir in nicht zu langer Frist unseren Lieutenant Rudolf von Essenburg zurück erwarten."

„Majestät!" Zu den Füßen seines Kaisers sank der Ueberglückliche, — die Freude machte den Jüngling verstummen.

Bleich wie ein Schatten war Luitpold von Rolleck bei dieser völlig unerwarteten Wendung der Dinge, die seine boshafte Absicht völlig vereitelte, aus dem Saale verschwunden. — Eine plötzliche Unpäßlichkeit hatte den jungen Vetter des Kämmerlings befallen, von der letzterer dem Kaiser mit der Bitte einer kurzen Beurlaubung Mitteilung machte.

„Die Rolleckschen Güter sollen gesund liegen," entgegnete Herr Maximilian, — „dort soll er kurieren, was schlecht an ihm ist, vor allem seine böse Zunge. An meinem Hofe will ich ihn nimmer wieder finden!"

* * *

Am Grabhügel der Mutter, am Stein, der ihren Namen trug, seinen eigenen, — die Dankbarkeit der Bürger des geretteten Chlum hatte ihn mit Lorbeeren und Rosen umkränzt — kniete in der Frühe des nächsten Morgens der tief bewegte Jüngling. Dort gelobte er, ein ganzer deutscher Mann zu werden, seines Stammes, seines Landes Zier und Ehre, ein treuer Paladin seines geliebten Kaisers Max. Und redlich hat er Wort gehalten. Zu deutschen Helden, zu Männern deutscher Treue und Tugend, schreibt die Chronik den Namen Rudolf von Essenburg — den „Kornett Rudolf".

Der Nutzgarten.

(Schluß.)

Was das Pflanzen von Bäumen u. dergl. betrifft, so geschieht dies auf sehr bindigem (Lehm und Thon) oder nassem, selbst steinigem Boden, der aus irgend einer Ursache nicht oder nicht tief genug entwässert, nicht tief genug bearbeitet werden konnte; die Pflanzung, sage ich, geschieht hier oben auf der Erde in folgender, der Manteuffelschen Hügelpflanzung nachgebildeten Weise: die Standpunkte der Bäume werden mit feststehenden Pfählen, für Zwergbäume mit Pflöcken bezeichnet, die gerade so hoch und stark sind, daß die Bäume an ihnen befestigt werden können. Um jeden Pfahl oder dergl. bedecke man im Kreis von 1 m Durchmesser den

Erdboden mit einer Lage von Brettern oder flachen Dachziegeln, auf die eine dünne Schicht kleiner Ziegel- oder Kalksteinbrocken, darauf eine Schicht halbverwestes Laub oder Mist zu legen ist, die man mit fruchtbarer Erde bedeckt; auf diese setzt man dicht an den Pflock den Baum, dessen zerbrochene oder sonst beschädigte Wurzeln abgeschnitten werden, während alle gesunden Wurzeln mit allen ihren Seitenwurzeln beizubehalten sind. Den Baum bindet man fest an den Pflock oder Pfahl; seine Wurzeln taucht man in Lehmbrei, breitet sie gleichmäßig aus und bedeckt sie mit lockerer, fruchtbarer Erde so, daß ein halbkugelrunder Hügel entsteht, den man durch Gießen durchfeuchten kann und auf den man Rasen, die Grasseite nach unten, legt, der die Feuchtigkeit und Wärme zurückhalten soll, die bei dem Verfaulen von Laub und Mist entstehen. Damit ist die Pflanzung fertig. Durch die untergelegten Bretter oder Dachziegel sollen die Wurzeln in den ersten Jahren verhindert werden, in den schlechten Erdboden einzudringen, und durch das Anfeuchten („Angießen" oder „Einschlämmen") wird der Erdboden gezwungen, sich dicht an die Wurzeln anzulegen, wodurch die Bildung von Wurzelhaaren und Pilzen ungemein gefördert wird. Ein zweites Gießen ist selten notwendig, doch kann der ganze Erdhügel mit Ziegel- und Steinstücken vermischt sein, denn sie ziehen überflüssige Feuchtigkeit an sich und geben sie im Fall der Not an die Wurzeln wieder ab, die sich gewöhnlich wie ein Filz um die Steine legen und sie angreifen, ein Beweis, daß sie sich hier nicht allein wohlbefinden, sondern auch Feuchtigkeit und mit dieser Nahrung erhalten.

Gewöhnlich pflanzt man in runde Gruben (Löcher) von 1 bis 1,5 m Durchmesser und 0,6 bis 1 m Tiefe, die größere Grube in schlechtem, die kleinere in gutem, besonders lockerem Boden mit lockerem Untergrund. Man mische die verschiedenen Bodenlagen gut durcheinander, behalte aber zur Bedeckung der Wurzeln ein Teil bester Erde zurück oder schaffe da, wo solche nicht vorhanden, gute (Kompost-) Erde herbei. In der Grube setzt man den gegen baldiges Verfaulen geschützten Pfahl fest, füllt von der ausgeworfenen Erde wieder bis zu geeigneter Höhe ein und stellt den in oben beschriebener Weise behandelten Baum dicht an den Pfahl so, daß der Wurzelhals (die Stelle, wo Stamm und Wurzeln sich trennen) 8 bis 10 cm tiefer, als der Grubenrand zu stehen kommt; darnach bindet man den Stamm fest an den Pfahl, legt aber ein wenig kurzgeschnittenes Stroh zwischen Stamm und Pfahl unter das Band. Die Wurzeln werden nun 4 bis 5 cm hoch mit guter Pflanzenerde bedeckt, die durch das Einschlämmen mit Wasser sich dicht auch an die feinsten Wurzeln anlegen wird. Es entsteht durch diese Art des Pflanzens eine Vertiefung, der „Gießrand", in dem auch das Wasser der Niederschläge sich ansammeln wird, und dessen Oberfläche man mit halbverfaultem Mist bedeckt, der das schnelle Austrocknen und das Aufspringen des Bodens zu verhindern hat. Das Angießen oder Einschlämmen ist nötig, gleichviel ob man im Herbst oder Frühjahr pflanzt.

Das noch nicht allgemein gebräuchliche Festbinden des Baumes vor oder während des Pflanzens geschieht, damit der Baum nicht mit dem lockeren Boden sinke und dadurch zu tief zu stehen komme, was ihn allzu früh verderben würde; wollte man im Frühjahr einen zu tief stehenden Baum höher stellen, so würde man gleichzeitig die inzwischen gebildeten Wurzelhaare u. dergl. abreißen und das Anwachsen von neuem gefährden.

Das Schiffskarussell.

Eine Art der Anwendung der bekannten Volksbelustigung des Karussells ist das sogen. Schiffskarussell, bei welchem die hölzernen Pferde, Hirsche, Kamele, Schwäne und Delphine und die kleinen Kutschen oder Pavillons durch hübsche Gondeln, Boote und kleine Jachten ersetzt werden, welche in Zapfen hängen und im Rundgang die schaukelnde Bewegung eines geruderten und vom Wellenschlage bewegten Fahrzeugs einigermaßen nachahmen. Das ist eine sinnreiche und pikante Neuerung beim Karussell, das bekanntlich eine Erfindung und Ueberlieferung des ritterlichen Mittelalters ist, und von den romanischen Völkern herstammt, wie sein Name — auf französisch carrousel, auf italienisch carosello — besagt, welche Bezeichnung wir Deutschen entlehnt haben, während der Engländer dieses Spielzeug merry-go round nennt, wörtlich ein „lustig im Kreise herumgehendes" Ding. Jeder unserer lieben jungen Leser kennt ja diesen heiteren Zeitvertreib, der nun im Schiffskarussell eine anziehende Verbesserung erfahren hat, aus eigener Anschauung, aber nur wenige mögen sich um den Ursprung desselben bekümmert haben, und werden uns daher für eine kurze Belehrung sicherlich dankbar sein. Karussell nannte man im Mittelalter, jene an Fürstenhöfen bei festlichen Anlässen gewöhnlich veranstalteten prunkhaften ritterlichen Uebungen im Ringelrennen, Fahren, Reiten, Speer- und Scheibenwerfen, Ringstechen u. dergl., durch welche die adeligen jungen Herren ihre Gewandtheit und Waffenfertigkeit im Wettstreit darzulegen versuchten. Diese ritterlichen Waffenspiele, die Vorläufer des Tjostens und Turnierens, stammen urkundlich schon aus dem neunten Jahrhundert. Als nun das Rittertum ausklang und einer neuen Zeit wich, scheint ein Italiener das Spielzeug erfunden zu haben, welches man heutzutage Karussell nennt und das auch den Damen und Kindern erlaubte, auf einem hölzernen Pferde oder in einem Wagen sitzend, nach dem Ringe zu stechen oder nach dem Türkenkopf zu hauen und so ihre Gewandtheit und Geschicklichkeit zu bethätigen. Das erste derartige Karussell soll am Hofe Königs Franz I. von Frankreich im Gebrauch gewesen und von den Damen leidenschaftlich zu solchen wetteifernden Ritterspielen benutzt worden sein. Es hat sich volle drei Jahrhunderte in der Gunst der vornehmen Welt erhalten, bevor es wie jetzt zur Kinder- und Volksbelustigung auf Jahrmärkten u. s. w. herabsank. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ward das Karussell an vielen Höfen eifrig von den Damen benutzt und man findet solche noch in vielen Schlössern (wie z. B. im Residenzschloß in Würzburg 2c.) in sehr reicher und phantasievoller Ausführung als Altertümer und Kuriositäten.

Mein Staat.

Ich bin eine Bienenkönigin; wer von euch sah nicht schon das Heim einer meiner Schwestern? Es ist der gelbe Bienenstock von Strohgeflecht, den ihr hier und dort zwischen blütenreichen Blumengärtchen oder hinter einer warmen sonnigen Gartenmauer hervorlugen seht. Meine früheste Erinnerung reicht so weit, daß ich mich noch als eine kleine Larve oder ein Würmchen weiß, das zusammengeringelt in der Wachszelle eines Bienenstockes lag. Große Bienen versorgten mich wie Kindermädchen und gaben mir Bienenbrot zu essen. Ihr fragt nun vielleicht, was ist Bienenbrot? Ihr kennt den gelben Staub, der sich in den Blumen findet, den sogenannten Pollen. Je nun, dieser Pollen, mit etwas Honig gemischt, ist Bienenbrot, die Nahrung aller jungen Bienen; und ich ward von derselben binnen wenigen Tagen so dick und fett, daß ich mich zusammenkrümmte und kein Krümchen mehr davon schlucken konnte.

Als das geschah, wißt ihr was meine Pflegerinnen mit mir thaten? Sie sperrten mich in meine kleine Zelle ein, machten eine wächserne Thür vor dieselbe und darin ließen sie mich. War das nicht herzlos? Was blieb mir aber übrig, ich mußte mich darein ergeben und begann mir's in meinem Gefängnisse sogar bequem zu machen, indem ich ein dünnes, seidenartiges Gewebe um mich herum spann, bis ich darein gehüllt war wie in ein kleines Bündel. Das war, wie ich nachträglich erfahren sollte, mein Puppen- oder Cocons-Zustand. Ich fühlte, es ging eine große Veränderung mit mir vor und sobald ich merkte, daß ich Beine und kleine Flügel hatte, krabbelte ich aus meiner seidenen Decke heraus. Da war ich nun eine hellgraue junge Biene, aber noch immer in die Wachszelle eingeschlossen. Ich begann sogleich zu summen und zu tuten, denn ein unbestimmtes Etwas sagte mir, daß ich eine schmucke junge Königin sei und ich verlangte demgemäß meine Freiheit. Die Bienen ließen mich nun zwar nicht frei, schabten aber etwas von dem Wachs, das mich umgab, hinweg und gaben mir hier und da etwas Honig zu kosten, wenn ich meine Zunge — oder, besser gesagt, meine Unterlippe — durch das Loch meiner Kinderstube streckte. Wie ihr wißt, können wir unsere Unterlippe ausstrecken und in den Kelch der Blüten versenken. Aber aus meiner Zelle wollten mich die Bienen nicht herauslassen, denn sie mußten mich vor der alten Königin des Bienenstocks beschützen. Diese wußte, daß junge Bienenköniginnen aus den Eiern ausgeschlüpft und noch in ihren Zellen waren und sie wollte in unsere Ammenzellen einbrechen und uns umbringen. Ihr müßt nämlich wissen, daß in jedem Bienenstock nur eine einzige Königin herrscht, und wenn zwei Königinnen darin sind, muß die eine heraus, da sie so eifersüchtig sind und einander bekämpfen, bis die eine getötet ist, während die Unterthanen zusehen und sich dann der Siegerin anschließen. Allein nun machte die alte Königin mit ihrem Tuten noch mehr Lärm als ich zu machen imstande war, und eine Bienenschar drängte sich um sie und wollte sie zurückhalten, während eine andere Schar meine Zelle bewachte.

Endlich an einem sonnigen Tage verließ ich meine Zelle und fand, daß die alte Königin mit etwa zwanzigtausend ihrer Unterthanen weggeflogen war, um ein

neues Reich in irgend einem anderen Bienenstock zu gründen, welchen unser Besitzer ihr geben wollte. Ich war nur einen einzigen Tag im Freien gewesen und von zwei Pflegbienen auf der Leiste vor dem Flugloch des Bienenstocks ganz sauber gebürstet worden, als eine der Pflegbienen mir durch ihre Fühler, mittels deren sie sich berühren, wenn sie einander etwas sagen wollen, eine schreckliche Nachricht mitteilte.

„Eine andere junge Bienenkönigin ist in einer Zelle ausgeschlüpft," sagte sie; „ihr beide könnt nicht miteinander regieren; willst du kämpfen, oder sollen wir schwärmen?"

Ich wußte allerdings nicht was „Schwärmen" war; aber es erschien mir so grausam, die andere junge Königin umzubringen, welche noch nicht einmal geputzt und gekämmt worden war, daß ich antwortete: „Ach, wir wollen lieber schwärmen, gleichviel was das ist." Jetzt nahmen mich die Bienen in die Mitte, ihrer Tausende auf einem Haufen, und im Nu hingen wir in einem großen, dunklen, lebenden Bündel von der Leiste unseres Bienenstocks herab. Wir klammerten uns mit den Häkchen unserer Hinterbeine aneinander an und der Schwarm reichte beinahe auf den Boden herab. Dann flogen wir auf und zerstreuten uns in die Lüfte; aber die Leute im Garten machten einen solch tollen Lärm mit Gießkannen und allem möglichen tönenden Geschirr, daß wir wieder zusammenschwärmten und uns an einen Baumast hingen. Unser Besitzer kam aus dem Hause herbeigeeilt; er hatte dicke Handschuhe angezogen und fürchtete sich so sehr vor unseren Stichen, daß er über seinen breitkrempigen Hut und seinen Kopf eine dichte Gaze bis auf die Schultern herein gezogen hatte. Er gab dem Ast einen derben Streich mit einem Stock; der erschütterte und erschreckte uns und wir fielen alle in einem Haufen herab und in etwas hinein, das mit Honig beschmiert war, weshalb wir uns nicht beeilten, aus demselben zu entfliehen; hierauf fühlten wir, wie das Ganze kopfüber umgestülpt wurde, während wir alle darin waren, und nun entdeckten wir auch, daß wir uns in einem neuen Bienenstocke befanden.

Der Bienenstaat.

Das erste, was wir nun thaten, war, an unserer neuen Behausung jede rauhe Stelle und jede Ritze mit Stopfwachs zu bestreichen. Stopfwachs ist eine Art Gummi, welches meine Arbeitsbienen von den Knospen der Bäume holen; es erhärtet beim Trocknen alsbald. So staffierten wir denn unser neues Haus mit demselben aus, und da wir eine Wegschnecke auf dem Boden fanden, so töteten wir sie und bedeckten sie ganz mit dem Stopfwachs, und als wir eine freche Schnecke zur Thür hereinschauen sahen eilten meine Arbeitsbienen hinaus und leimten sie sogleich mit Stopfwachs gerade an das Brett an, so daß der Gärtner sie daran angeklebt fand. Hierauf hingen die Bienen als ein lebendiger Vorhang von der

Kuppel des Bienenstocks herab, machten Wachs, kneteten es in ihrem Munde und schmierten es an die Decke unseres Bienenstocks, wo nun die erste Wabe oder Honigscheibe angelegt wurde. Tausende von meinen Unterthanen machten sich nun allmählich an den Bau der Waben; die schönen, regelmäßig sechseckigen, kleinen Wachszellen, alle in vollkommener Reihe und Ordnung, bedeckten beide Seiten jeder Wabe, und als das Jahr weiter fortschritt, füllten die Waben den Bienenstock, hingen aufrecht von oben nach unten herab und ließen eben nur so viel Zwischenraum unter sich, daß wir dazwischen hindurch konnten. Diese ganze Zeit über flogen Tausende von Bienen ins Freie und holten von den Blüten Honig und Blütenstaub, um Bienenbrot daraus zu machen. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Arbeitsbienen in ihren Körpern Wachstaschen und eine Honigtasche für den süßen Blütensaft haben, und daß der Blütenstaub an ihren haarigen Beinen hängen bleibt, daß derselbe von dort abgerieben, wie Teig geknetet und an den Gelenken ihrer Hinterbeine in Klumpen nach Hause getragen wird, denn jene Gelenke sind so breit, daß man sie Pollentaschen nennt. Außer ihrem Augenpaar an den beiden Seiten des Kopfes haben sie noch oben auf dem letzteren drei im Dreieck stehende kleine Augen, damit sie in den Blütenkelchen nach oben sehen können.

Tausende von kleinen Arbeitern waren den ganzen Tag hindurch im Stocke geschäftig, während andere draußen umherflogen. Sie hatten alle die Jungen mit Pollen zu füttern oder mit einem Gemisch von Pollen und Honig; sie hatten die wächsernen Honigscheiben zu bauen und in den Zellen Vorräte von Bienenbrot für unsere kleinen und von Honig für unsere großen Bienen aufzustauen. Sobald die Honigzellen voll waren, wurden wächserne Thüren vor denselben angebracht, und wir berührten diese verschlossenen Vorräte niemals, da sie für unseren Wintervorrat bestimmt waren.

Und was that ich selbst diese ganze Zeit über? Ich als Bienenkönigin arbeitete nicht; ich hatte nichts zu thun, als meine bläulich-weißen Eier in die Brutzellen zu legen, und ungefähr ein Dutzend meiner Bienen folgten mir den ganzen Tag über im Bienenstock überallhin wie Hofdamen. Ich legte zuerst Eier in die Zellen, worin Arbeitsbienen ausschlüpfen sollten; sodann in die Zellen, welche die Ammenstuben für die Drohnen oder männlichen Bienen werden würden, und endlich legte ich in einige wenige Zellen, welche die anderen an Größe übertrafen, die Eier, aus denen Königinnen von weiteren Bienenstöcken entstehen sollten. Die Arbeitsbienen nahmen sich der Jungen mit großer Sorgfalt an und ernährten sie beständig, während sie noch kleine Würmer oder Larven waren.

Und wie war es nun mit den Drohnen? Von meinen vierzigtausend Bienen im Stocke waren ungefähr tausend Drohnen; sie arbeiteten nicht zu Hause und trugen auch keinen Honig von draußen ein, und in der heißesten Sommerszeit fielen die Arbeitsbienen über sie her und töteten sie alle an einem einzigen schönen Tage. Und dies erinnert mich an einen anderen Tag, da ich glaubte, wir alle sollten umgebracht werden. Ein furchtbarer Mensch mit einer Gaze um seinen Kopf trat an die Thür unseres Bienenkorbs und blies mit einem Blasbalg Rauch zu uns herein — Rauch von einem abscheulichen Bovist des Feldes. Wir fielen alle herunter mit einem Geräusch wie von Hagelschloßen und glaubten ersticken zu müssen; allein wir waren bald wieder so munter wie jemals; der Mann war nun fort, aber mit ihm auch unsere Waben oder Honigscheiben. Wir waren in einem neuen leeren Stock. Er mußte denselben, mit dem Kopf nach unten, unter unseren alten Stock gehalten und ein Tuch um denselben geschlungen haben, daß sich der erstickende Rauch nicht verflüchtige und ich erinnere mich noch, daß er uns aus einer großen Flasche mit versüßtem Bier besprengte, um uns wieder zu beleben. Allein obwohl unser Vorrat uns genommen worden war, wurden wir doch den Winter über mit Honig und gutem Zuckerwasser gefüttert. Meine Unterthanen haben nur eine Lebensdauer von einigen Monaten, aber ich hoffe noch ein paar Jahre länger zu leben und eine ganz alte Bienenkönigin zu werden, da ich nichts anderes zu thun habe als die Eier im Bienenstocke zu legen. Dies ist schon mein zweiter Sommer und mein zweiter Bienenstock; aber wir werden an einem schönen Tage wieder schwärmen müssen, denn ich höre schon eine junge Königin tuten, und einige von uns müssen auch weggehen, denn meine Völker zählen nun ungefähr sechzigtausend Individuen, und das ist für einen einzigen Stock zuviel — meint ihr nicht auch? Und nun könnt ihr mir vielleicht dagegen sagen, wo unser Honig hinkommt, denn ich glaube, daß ihr es wißt; ich hörte nämlich eines der Kinder im Garten ein Liedchen singen von einem König, der in seiner Zahlstube sitze und Geld einnehme für Honig, den er verkauft habe, und daß die Kinder in der Wohnstube Honigbrot essen. Das ist natürlich unser Honig! Uns, den emsigen Bienen, die ihn bereiten, wird er immer aus unseren Vorräten hinweggenommen samt den Waben und allem, und uns soll er nicht zu gute kommen, wie ich nur allzu gut weiß!

Ein Phi-Phob.

Am östlichen Ufer des Pjamelan, eines Armes des Irawaddi, steht ein berühmter Banyanenbaum. Er hat weit über hundert größere und gegen ein halbes tausend kleinere Stämme. Glänzende Lorbeer- und vieläſtige Myrtengewächse stehen neben breitblätterigen Pisangs und feinrispigen Bambusrohren in seinem Schatten. Behende Affen und bunte Eichhörnchen jagen sich an den Adventivwurzeln oder an dem Schlingwerke des Rotang auf und ab, und die Prachtvögel Indiens nisten sich zu Tausenden unter dem weiten Laubdache.

Auch eine sehr gemischte menschliche Gesellschaft lagerte unter demselben. Da waren zwei Engländer, nämlich Mr. Phelps und Mr. Shower, ein chinesischer Händler, Namens Fi, welcher sich aber Yao-Tschang-Ti, das ist Schuldeintreiber, nannte, ein Lao-pung-khao und ein Lao-pung-dam, d. h. ein weißleibiger und ein schwarzleibiger Lao, zwei Kadun und endlich noch zwei hier geborene Pegu-Birmanen.

Der Chinese hatte zwei alte Säbel umgeschnallt, gab sich bei der Gesellschaft den Titel eines Tschung-fu, d. i. Oberstlieutenant, und machte den Dolmetscher zwischen den Engländern und den Hinterindiern. Trotz seiner Säbel war er eine sehr große Memme.

Die Eingeborenen gingen barfuß und trugen nichts als dünne Röcke mit langen Aermeln; die beiden Laos hatten gar nur das Languti, ein Stück Baumwollenzeug, um die Hüften geschlungen, und bewaffnet waren sie alle mit im Lande gefertigten Katschinflinten, das Stück für 20 Mark zu haben.

Die Gesellschaft befand sich beim Mahle, welches nur aus gebackenen Fischen bestand. Dabei führte man ein Gespräch, welches einen sehr interessanten Gegenstand zu behandeln schien, denn jeder gab sich Mühe, so laut wie möglich zu schreien, und der chinesische Tschung-fu rasselte entsetzlich mit seinen beiden Schlepphiebern. Nur die Engländer schwiegen, denn Mr. Phelps hatte einen halben Fisch im Munde, und Mr. Shower versuchte vergeblich, einer „importunaten" Gräte beizukommen, welche ihm zu weit hinter geschlüpft war.

„Tin schat kwei tin, ti schat kwei ti — alles Unheil vom Himmel kehre zum Himmel zurück, und alles Unheil von der Erde kehre zur Erde zurück!" rief der Chinese. „Ich stamme von den Pat-phai, von den acht berühmten Stämmen und fürchte mich nicht! Wenn der Tschu-Kia-Tschin, der Priester, gesagt hat, daß die Mang-thra's die böse That begangen haben, so kehre diese That zu ihnen zurück. Sie sollen ihre Strafe erhalten und ihren Raub wieder herausgeben."

„Ja," stimmte Lao-pung-khao, der weißbauchige Lao bei. „Mein Phi-Phob sagt die Wahrheit. Er hat sich noch niemals geirrt. Die Mang-thra's sind die Diebe. Sie sollen die Uhr herausgeben."

„Und ihre Strafe erleiden, habe ich befohlen," fiel der Chinese ein. „Wenn wir jetzt aufbrechen, sind wir in einer Stunde bei ihnen. Ich bin Yao-Tschang-Ti gewesen und weiß mit solchen Spitzbuben umzugehen. Ta-kang, die Hölle, ist zu gut für sie. Ich werde ihnen einen Vorgeschmack von ihr geben. Sie sollen fürchterliche Prügel schmecken!"

Er stand auf und schnitt sich von dem überall wuchernden Rotang einige Rohre zurecht, welche er zu den Säbeln in den Gürtel steckte.

Die Engländer hatten nämlich gestern abends den Besuch einiger Eingeborenen des Mang-thra-Stammes, welche Früchte gegen Tabak einzutauschen wünschten, erhalten. Der Tauschhandel war zu stande gekommen; aber als die Mang-thra's fort gewesen waren, hatte Mr. Showers kostbare Uhr gefehlt, welche nicht weniger als sechs verschiedene Zifferblätter hatte und nur alle vierzehn Tage aufgezogen zu werden brauchte. Alles Suchen war vergeblich gewesen, und so hatte man aus dem nächsten Pegudorfe einen Bonzen geholt, welcher mit dem Phi-Phob des weißbauchigen Lao reden sollte.

Ein jeder Hinterindier vom Stamme der Laos besitzt nämlich einen Phi-Phob, einen Haus- und Schutzgeist, den er auf Reisen bei sich trägt. Der Geist kann in jedem beliebigen Gegenstande wohnen und beantwortet jede Frage, welche sein Schützling durch einen Bonzen oder Khru (Geisterbanner) an ihn richtet. Der Schutzgeist des Lao-pung-khao schien die Seele eines urweltlichen Sauriers zu sein, denn er bewohnte ein hohles Krokodilsei, welches der Weißleibige an einer Schnur um den Hals hangen hatte. Der Bonze hatte sich Bericht erstatten lassen, sich mit dem Ei für kurze Zeit entfernt und dann gegen Bezahlung eines halben Tikal (ca. 125 Pf.) erklärt, der Phi-Phob habe ihm mitgeteilt, daß die Mang-thra's die Diebe seien. Besonders auf Antrieb des Chinesen war die Gesellschaft am Morgen aufgebrochen, die Spitzbuben zur Herausgabe ihres Raubes zu veranlassen. Die beiden Engländer lachten natürlich heimlich über diese Geistergeschichten, glaubten aber auch, daß die Uhr nur bei den Mang-thra's zu finden sei, und waren also bereit gewesen, dieselben aufzusuchen.

Jetzt war das Mahl beendet. Mr. Phelps hatte den halben Fisch glücklich verschluckt und Mr. Shower die Gräte ebenso glücklich wieder an das Tageslicht gebracht. Man brach auf.

Voran schritt der Chinese als oberstlieutenantlicher Tschung-fu. Ihm folgten die Engländer, und hinter ihnen schritten die anderen im Gänsemarsch einher. Dies geschah infolge der üppigen Vegetation, welche das Gehen erschwerte.

Bald lag der Banyanenwald hinter ihnen. Nun wanderten sie unter schlanken Palmen, Tamarinden und mit Blüten überladenen Wollbäumen. Unter dem leichten Schirme der Papayas glänzten grell gefärbte Hibiscusblüten, und sogar die wilde bengalische Rose hatte sich hier angesiedelt. Da, wo der Boden weniger feucht war, blühten Nelkenbäume, dort Darahs genannt, und alle die riesigen, Lack und Gummi liefernden Dammararten streckten die Wipfel hoch in die Lüfte empor.

Eben hatte die Gesellschaft ein Bananendickicht passiert, da kamen ihnen vier Männer entgegen. Der Vorderste war von fast weißer Farbe und trug die Kleidung eines Hoeï-foeï, die drei Anderen waren Eingeborene. Hoeï-foeï werden dort die Moslemin genannt, welche sehr zahlreich sind und meist einen einträglichen Handel treiben. Kaum hatte der Chinese den Muselmann erblickt, so rief er ihm ein äußerst höfliches „Tsching tsching — guten Tag" entgegen. Dieser blieb stehen, blickte ihn verächtlich staunend an und antwortete:

„Du hier, Sse-pen-tse, Sohn des Zopfes? Gibt's denn keine Gegend, welche vor dir sicher ist?"

Und sich an die Engländer wendend, deren Anzüge verrieten, welcher Nation sie angehörten, fuhr er englisch fort:

„Dieser Mensch war Steuereintreiber; weil er aber die Steuern für sich behielt, mußte er fliehen. Jetzt ist er überall und treibt alles, was nicht ehrlich ist. Wenn Sie ihn als Dolmetscher und Führer engagiert haben, so nehmen Sie ja Ihre Taschen in acht! Vor seinen Fingern ist nichts sicher."

Der „Oberstlieutenant" wollte sich verteidigen, erhielt aber von dem Hoeï einen Flintenstoß in die Seite und retirierte infolgedessen bis hinter den letzten Pegu-Birmanen.

Mr. Shower machte eine grüßende Handbewegung und sagte:

„Well, Sir, meine Uhr ist weg!"

„So! Wo ist sie hin?"

„Zu den Mang-thra's, wie der Phi-Phob gesagt hat."

„Bitte, erzählen Sie!"

Mr. Shower berichtete. Der Hoeï hörte aufmerksam zu und sagte dann, zu den Chinesen gewendet:

„Ich komme soeben von den Mang-thra's. Sie haben ihre Hütte dort hinter den Dhunatilbäumen. Ich hörte von ihnen, daß sie gestern bei euch gewesen seien, und bin überzeugt, daß sie die Uhr gestohlen haben. Ich kehre wieder um und werde mit suchen. Wehe ihnen, wenn wir sie finden!"

„Du hast recht, Kuo-Ngan — Excellenz!" antwortete der Chinese erfreut. „Ich habe bereits die Stöcke geschnitten, mit denen ich den Ausspruch des Phi-Phob unterstützen werde."

Er zeigte auf die Rotangs, welche er bei sich trug. Der Hoeï lachte kurz auf und antwortete zustimmend:

„Das ist gut! Ich werde noch mehr als du dafür sorgen, daß du sie nicht umsonst bei dir trägst. Also vorwärts jetzt!"

Der nun verstärkte Zug setzte sich wieder in Bewegung, die drei Begleiter des Hoeï voran. Dieser aber schritt als letzter hinter dem Chinesen.

Als die Dhunatilgruppe passiert worden war, fiel der Boden fast senkrecht in einen tiefen Erdriß hinab, über welchen sich der von allerlei Schlingwerk umwucherte Stamm eines riesigen Gurdschunbaumes als natürliche Brücke gelegt hatte. Jenseits erhob ein wahrhaft gigantischer Wudoilbaum sein fiedernerviges Blätterdach, unter welchem die armselige Hütte der Mang-thra's stand. Die Bewohner befanden sich unter einem Vordache derselben.

Die drei Begleiter des Hoeï sprangen schnell wie Katzen über den liegenden Baumstamm hinüber und eilten zu den armen, ehrlichen Leuten, um ihnen zu sagen, welcher Verdacht auf sie gefallen sei. Die beiden Engländer und die Laos folgten langsamer und vorsichtiger, obgleich der Stamm so stark war, daß recht gut mehrere Männer nebeneinander hergehen konnten. Die anderen zögerten mit dem Uebergange und zwar wegen eines scheinbar höflichen Streites zwischen dem Hoeï und dem Chinesen. Der letztere wollte dem ersteren den Vortritt lassen; dieser aber bestand darauf, der letzte zu sein. Er hatte jedenfalls seine Absicht dabei und beobachtete jede Bewegung des „Steuereintreibers" mit scharfem Auge.

Endlich waren sie alle drüben bei der Hütte, und nun sagte der Hoeï den Bewohnern, was sie bereits wußten, den Grund seiner Rückkehr. Diesen Augenblick benutzte der Chinese, einen Gegenstand schnell auf das aus Bambusstengeln errichtete Vordach zu werfen. Er war überzeugt, daß es nicht bemerkt worden sei; der Muselmann aber hatte es doch gesehen.

Die Mang-thra's versicherten, nichts von dem Diebstahle zu wissen. Der eine brachte einen ausgestopften Vogelbalg zum Vorschein und sagte:

„Wir sind unschuldig. Wir stehlen nicht, obgleich wir sehr arm sind. Hier ist mein Phi-Phob. Laßt ihn fragen, so wird er euch gleich sagen, wo der Dieb zu finden ist!"

Der Chinese wußte sich jetzt sicher und warf sich in die Brust. Die Rotangruten hervorziehend, rief er drohend:

„Ich bin Tschung-fu-tschu, der Herr der Oberstlieutenants. Wir werden hier alles durchsuchen, und wenn wir den Dieb entdecken, so soll er Prügel bekommen, solange die Rotangs halten und sodann noch zur besonderen Strafe den Phi-Phob auffressen müssen, durch den wir ihn entdecken werden!"

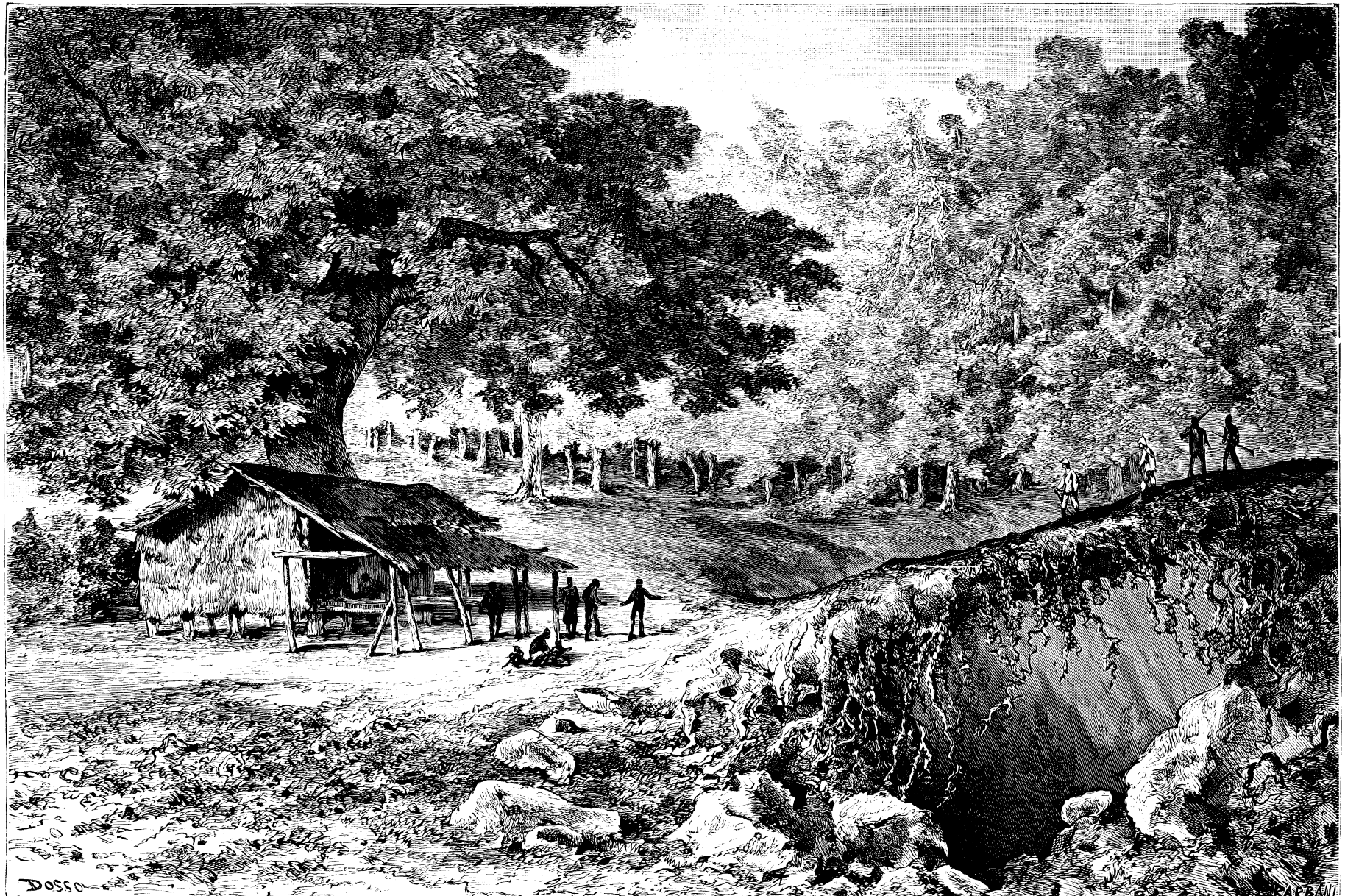
„Ist das dein Ernst, Tschin-ti-tschung-fu — erhabener Oberstlieutenant?" fragte der Hoeï.

„Glaubst du, daß ich scherze? Liegt nicht auch auf uns der Verdacht? Ich werde uns rechtfertigen, indem ich den Tseu, den Räuber, entdecke."

„So mag es bei deiner hohen Bestimmung bleiben. Der Dieb erhält Hiebe, bis die Rotangs zerbrechen, und muß sodann den Phi-Phob auffressen, durch welchen er entdeckt wird."

„Du hast recht. Ich hab's gesagt, und es bleibt dabei!"

Es begann nun die sorgfältige Durchsuchung der Hütte. So ärmlich wie sie, war auch der Hausrat. Einige alte Thongefäße neben einem primitiven Feuerherde, auf welchem noch die Kohlen halbverbrannten Holzes glimmten, ein zerbrochenes



„Die beiden Engländer und die Laos folgten langsamer und vorsichtiger, — —“

Schilfkörbchen zum Aufbewahren der Siribissen, aufgeschnittene Früchte, umschwärmt von hunderten von Stechfliegen, das war alles, was der armselige Raum enthielt. An den Wänden lief ekelhaftes Gewürm herum. Der Hoeï erblickte einen sehr ausgewachsenen, fetten Gecko, welche nächtliche, warzige Eidechse fett und müd in einer Ecke klebte. Er nahm sie weg und steckte sie unbemerkt in die Tasche seines Kaftans.

Natürlich war die Uhr nicht zu finden. Der Chinese donnerte und wetterte, daß die Mang-thra's zitterten. Er verlangte, daß einer nach dem anderen durchgepeitscht werden solle, bis der Dieb die That gestehe.

„Halt!" meinte da der Hoeï. „Auch ich hab' einen Phi-Phob, gar einen lebendigen; der hat mich noch niemals getäuscht und wird uns jetzt zeigen, wo sich die Uhr befindet. Kommt heraus! Aber wehe dann dem Dieb!"

Alle folgten ihm hinaus vor die Hütte. Er trat in die Nähe der einen Eckstrebe des Vordaches, auf welches der Chinese die Uhr geworfen hatte, und zog den Gecko aus der Tasche.

„Hier ist mein Phi-Phob," erklärte er. „Paßt auf, wie schnell er uns bedienen wird!"

Er that, als ob er dem Tiere einen leisen Befehl erteile und setzte es dann zur Erde nieder. Der Gecko ist ein nächtliches Tier und kann das Tageslicht nicht vertragen. Das gegenwärtige Exemplar suchte also schleunigst an einen dunklen Ort zu gelangen und kletterte infolgedessen möglichst rasch an der Strebe empor, dort unter dem Dache Schutz suchend.

„Da hinauf geht der Phi-Phob!" rief der Hoeï. „Also muß die Uhr sich da oben befinden. Schaut empor!"

Sie alle bemerkten ein kleines, gelbes Päckchen, welches mit Hilfe einer Bambusstange herabgeholt wurde. Es war die Uhr, eingewickelt in eine jener kleinen Schärpen, welche Mongolen und Chinesen so oft als Höflichkeitsgeschenk benutzen. Es war verraten, daß der „Oberstlieutenant" selbst der Dieb sei. Er leugnete anfangs, gestand aber endlich notgedrungen die That ein.

„Jetzt sollst du nun dein eigenes Urteil schmecken," sagte der Hoeï. „Du wirst meinen Phi-Phob verspeisen und dazu die Rotangs kosten, bis der Phi-Phob in deinem Großmaule verschwunden ist!"

„Yes!" lachte Mr. Phelps. „A very famous pleasure!"

Der Dieb erhob laut schreiend Einsprache, aber vergebens. Einer der Mang-thra's, erfreut, die ihnen gewordene Beleidigung rächen zu können, holte den Gecko herab und tötete ihn mit einem Messerhiebe. Die Eidechse wurde auf die glühenden Kohlen gelegt, schwoll in dem schnell angefachten Feuer schnell an und zerplatzte. Nun wurde sie in Stücke zerlegt. Sechs Indier ergriffen den Chinesen und stießen ihn zu Boden. Dort festgehalten, mußte er sich ein Stück des gebratenen Phi-Phob nach dem anderen in den zeternden Mund schieben lassen. Bei jeder Weigerung seinerseits sausten seine eigenen Rotangs auf ihn nieder. Das Gesicht, welches er zog, war unbeschreiblich.

Endlich war die Exekution beendet. Er sprang auf, rieb sich die Himmelsgegend, welche jetzt bei ihm die gefühlvollste war, und rief:

„Tin-tschu, ti-tschu, yang-tschu — Herr des Himmels, Herr der Erde, Herr des Wassers! Ich hab' genug!"

„Noch lange nicht genug!" antwortete der Hoeï. „Mach' dich schleunigst von dannen, sonst beginnen wir von vorn!"

„Yes, yes!" nickte Mr. Shower vergnügt. „This executership is an extra ordinary delightful!"

„Nein, nein," entgegnete der einstige Steuereintreiber. „Ich bin euer Führer und euer Dolmetscher. Ich bin der Tschung-fu. Was wollt ihr anfangen ohne mich?"

„Du wirst nicht gebraucht, Spitzbube," antwortete der Hoeï. „Ich selbst werde die Ing-ki-li (Engländer) bis zum Flusse führen und dann einen anderen Führer für sie auswählen. Jetzt fort mit dir, sonst schieße ich dich gar noch über den Haufen! Aber empfiehl dich höflich, Sohn des Himmels, wenn du nicht noch mehr Rotangs haben willst!"

Er erhob sein Gewehr und legte es auf den Chinesen an. Dieser zuckte vor Schreck zusammen, machte seine tiefste Verneigung und rief:

„Tsching-leao — lebt wohl! I-lu-fu-fing — möge euch der Stern des Glücks auf eurer Reise begleiten!"

Dann eilte er zu gleichen Beinen von dannen, über den Gurdschunbaum zurück und war im nächsten Augenblick zwischen den Stämmen der Dhunatilgruppe verschwunden.

„Tien-pen-tse — o himmlischer Zopf!" sagte der weißbauchige Lao. „Da läuft er hin und hat den Phi-Phob im Leibe! Möge es allen Dieben so ergehen wie ihm!"

„Yes, yes!" lachte Mr. Shower, seine Uhr einsteckend. —

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

„Und in der Hütte? War jemand drin?" fragte Frank.

„Ja," nickte Jemmy, verdächtig lächelnd.

„Wer, wer?"

„Als ich hineintrat, saß — denkt Euch mein Erstaunen — der Kaiser von China drin und aß Kürbisbrei mit marinierten Heringen!"

Alle lachten; aber der Hobble-Frank rief zornig:

„Gilt das etwa schon wieder mir?"

„Nein," antwortete Jemmy ernsthaft.

„So lassen Sie Ihren Kaiser in Pöckling, wo er hingehört!"

„In Peking, wollen Sie sagen. Um der Wahrheit die Ehre zu geben, muß ich gestehen, daß die Hütte leer war, nämlich leer von Geräten und Menschen. Bei näherer Betrachtung aber stieß ich auf Zeichen, welche auf die Anwesenheit von Schlangen schließen ließen. Es gab da allerlei Löcher im Boden und in der Rasenwand. Zwar fürchte ich die Klapperschlange nicht besonders; sie ist bei weitem nicht so gefährlich, wie man meint und schreibt, denn sie flieht den Menschen, auch war es ja noch die Zeit des Winterschlafes; aber es war heute überhaupt nicht kalt, und die von meinem Feuer ausgehende Wärme konnte sehr leicht eins oder einige dieser Tiere aus den Löchern locken, und da eine solche Gesellschaft auf keinen Fall eine angenehme ist, so beschloß ich, außerhalb der Hütte zu bleiben. Es gab angetriebenes Holz genug für ein tüchtiges Feuer, und als ich gehörig nachgelegt hatte, wickelte ich mich in meine Decke und sagte zu mir: ‚gute Nacht Jemmy!'"

„Ah, jetzt kommt's!" meinte Frank, in dem er sich erwartungsvoll die Hände rieb.

„Ja, es wird bald kommen, nämlich das Wasser. Ich schlief nicht gleich ein. Der Wind war stärker geworden und blies verdächtig hohl; er trieb mir das Feuer auseinander; ich konnte nichts dagegen thun und gab mir also keine Mühe, es zu erhalten. Es war bald erloschen, und ich schlief endlich ein. Wie lange ich geschlafen hatte, wußte ich nicht, als ich von einem eigenartigen Geräusch geweckt wurde. Der Wind war zum Sturme geworden; er pfiff und stöhnte in allen Tonarten, und wenn er einmal eine Sekunde lang aussetzte, hörte ich ein dumpfes Rauschen, Brausen und Gurgeln, welches nicht in den Lüften war, sondern um meine Insel erklang. Ich erschrak, sprang auf und ging nach dem Rande meines Eilandes. Es war vollständig vom Wasser umgeben, aus welchem es kaum noch eine Elle hoch emporragte. Der Fluß war plötzlich gestiegen. Der Himmel war unbewölkt, und beim Scheine der Sterne sah ich die Fluten mit reißender Schnelligkeit vorüberschießen. Ich war von ihnen eingeschlossen."

„Also der reene Campe!" sagte Frank.

„Campe?" fragte Jemmy erstaunt. „Wer ist das?"

„Das wissen Sie nich? Schämen Sie sich! Campe war ja derjenige Berühmte, welcher off eener Insel strandete und sich nachher alles selber erfinden mußte. Sodann kamen een paar Eingeborene dazu, die er Montag, Dienstag, Mittwoch und Freitag nannte. Haben Sie das schöne Buch denn nich gelesen?"

„Ja, das habe ich freilich gelesen," antwortete Jemmy unter allgemeiner Heiterkeit. „Jetzt weiß ich, was Sie meinen, nämlich den Robinson."

„Robinson? hm, ja, der war ooch dabei."

„Natürlich war er auch dabei, er, die Hauptperson!"

„Hauptperson? Hören Sie mal, da irren Sie sich wieder. Die Hauptperson war Campe."

„Nun, ich will nicht streiten. Strenggenommen ist Campe ja auch eine Hauptperson bei diesem Romane, denn er hat ihn geschrieben."

„Ja, und wenn er nich mit off der Insel gewest wäre, so hätte er ihn eben nich schreiben können."

„Gut, aber von einem Montag, Dienstag und Mittwoch habe ich nichts gelesen."

„Das liegt eben nur wieder an der epidemischen Flüchtigkeet, mit der Sie alles machen. Wie es mir scheint, haben Sie grad die besten Schtellen des Buches überblättert. Campe wird doch nich grad die drei allererschten Wochentage ausgelassen haben. So eene chronologische Zeitverschwendung ist dem braven Manne gar nich zuzutrauen. Bei so eenem dreifachen Wochentagsfehler hätte er gar keenen Verleger für das Buch gefunden. Aber fahren Sie nun fort. Wie haben Sie denn damals den Campe weitergeschpielt?"

„Mit Ergebenheit. Ich konnte meine Lage doch zunächst nicht ändern. Fürs erste hatte ich nichts zu befürchten, denn meine Insel war höher als die Ufer; überschwemmt konnte sie also nicht werden. Erst beim Anbruche des Morgens war es möglich, die Situation zu überblicken. Bis dahin mußte ich mich gedulden. Natürlich aber versetzte mich der Gedanke an mein Pferd in nicht geringe Sorge. War es vom Wasser überrascht worden, so lebte es nicht mehr, und dann war ich vielleicht verloren. Ihr alle wißt ja, was in einer solchen Lage der Verlust des Pferdes für den Westmann zu bedeuten hat. Ich fand in dem Gedanken an den Instinkt des Tieres einigermaßen Beruhigung und kehrte langsam zu meinem Lager zurück. Dabei war es mir, als hätte ich etwas wie eine Gestalt bemerkt, welche bei meinem Nahen im Inneren der Hütte verschwand. Ich beachtete es nicht und legte mich wieder nieder."

„Jetzt endlich ist der Bär glücklich angekommen! Er wird wohl mehrschtenteels ooch vom Wasser überrascht worden sein. Wenn er nur Ruhe hält! Am besten ist's, er bleibt schtille in der Hütte liegen; denn wenn er off die Idee kommen sollte, eene Promenade zu machen, so kann's sehre leicht eene ekliche Schlacht bei Leipzig für Sie werden."

„Glücklicherweise hat er Ruhe gehalten. Schlafen konnte ich natürlich nun nicht mehr. Ich lag still und glaubte, in den Pausen, während welchen der Wind Atem holte, ein schnaufendes Röcheln zu hören. Kam es aus der Hütte? Hatte ich vorhin recht gesehen? Was für ein Tier war es? Ich hielt es für das beste, mich möglichst weit zu entfernen, nahm die Büchse in die eine und die Decke in die andere Hand und kroch leise nach dem entgegengesetzten Ende der Insel, wo ich mich so niederlegte, daß ich die Hütte im Auge hatte. Ihr könnt euch denken, daß die Zeit bis zum Tagesanbruch mir wie eine Ewigkeit erschien. Endlich aber wurde es im Osten licht und lichter. Ich konnte erst die Insel, dann die Wasserfläche des Stromes und nachher die Ufer deutlich überblicken. Da bemerkte ich denn Zweierlei, etwas sehr Angenehmes, nämlich mein Pferd weidete drüben am Ufer, von welchem ich herübergekommen war, und etwas weniger Erfreuliches — in der Hütte lag ein Bär, mit dem Hinterkörper am Eingange, mit dem Kopfe nach innen, so daß er mich nicht sehen konnte. Wie gut, daß ich, als er aus dem Wasser auf die Insel gestiegen war, mich am entfernten Inselstrande befunden hatte! Hätte er mich an der Lagerstelle überrascht, so säß' ich jetzt wohl nicht hier, um unserem Hobble-Frank dieses Abenteuer zu erzählen."

„Ja," antwortete der Genannte, „höchstens schpukte Ihr abgeschiedener Geist als Geschpenst in der Savanne herum, zur Schtrafe dafür, daß das Gymnasium bei Ihnen nichts gefruchtet hat. Wie haben Sie sich denn nun gegen den Bären benommen?"

„Sehr artig. Ich habe erst nach meiner Büchse gesehen, ob die Ladung in Ordnung war, und mich ihm dann höflich vorgestellt. Ich ging leise bis nahe an die Hütte und rief ihn mit einem „Huzza" an. Der Kerl hatte wirklich geschlafen. Er war wohl sehr ermüdet gewesen. Wer weiß, wie lange er, vom Strome fortgerissen, mit demselben gekämpft hatte. Als er meine Stimme hörte, drehte er sich nach mir um. Mich erblickend, richtete er sich im Inneren der Hütte auf und erhielt zwei Kugeln von mir. Es war keine Heldenthat, das Tier zu erlegen. Bob hätte das auch gekonnt."

Der Neger saß nämlich auch mit bei der Gruppe. Er hatte bei seinem Herrn so oft deutsch sprechen gehört, daß, wenn er auch nicht die einzelnen Worte verstand, er doch dem Sinne derselben folgen konnte.

„Oh, oh," sagte er, „Massa Bob sein ein sehr gut Westmann! Massa Bob sein tapfer. Er sich nicht fürchten vor Bär. Wenn Massa Bob wieder ein Vieh sehen, dann er es gleich fangen mit Händen!"

„Schön!" nickte Jemmy. „Also das erste Tier, welches du siehst, fängst du mit den Händen."

„Yes, yes, Massa."

„Auch wenn es ein Bär ist?"

„Grad dann erst recht, wenn es ein Bär sein. Massa Bob ihm drehen den Kopf auf den Rücken."

Er streckte die langen Arme aus, spreizte die Finger auseinander, rollte die Augen und zeigte die Zähne, um es anschaulich zu machen, wie er sich auf das Tier stürzen werde. Es sah aus, als ob er es mit Haut und Haar verschlingen wolle.

„Vielleicht ist's dann ein wirkliches Opossum, was ihm wohl am allerliebsten sein würde," bemerkte Old Shatterhand. „Nun aber sagen Sie, Master Jemmy, auf welche Weise Sie hinüber an das Ufer gelangt sind?"

„Auf die allereinfachste Weise: ich bin hinübergelaufen. Bekanntlich verlaufen sich dergleichen Schnellfluten fast ebenso rasch, wie sie gekommen sind. Das Wasser begann, da es kälter wurde, bereits am Nachmittage wieder zu sinken. Ich mußte zwar noch eine Nacht auf der Insel zubringen; aber am anderen Vormittage ging es mir nur noch bis an die Hüften. Ich watete durch und holte mein Pferd herüber, um es wieder mit den Fallen und nun auch mit den Tatzen und dem Felle des Bären zu beladen. Das war freilich eine Last, welche mich zwang, nebenher zu laufen. Das dauerte aber nicht lange, denn kurz vor dem Einflusse des Medizin-Bow-River in den Platte fand ich eine so zahlreiche Biberkolonie, daß ich zu längerem Aufenthalte genötigt war und eine ansehnliche Zahl Felle machte, welche ich bis auf weiteres cachierte*). Sodann konnte ich ledig weiter reiten. — Das war mein Abenteuer, und wenn es nun unserem Master Frank gefällig ist, kann er das seinige erzählen. Hoffentlich ist er ebenso glücklich davongekommen wie ich."

„Das verschteht sich ganz von selber!" antwortete der Sachse. „Und zwar habe ich ganz alleene gesiegt, ohne alle Hilfe. Keen Mensch war derbei, nich mal wenigstens een Hund wie damals derjenige, der den Bären angegriffen hat, welcher unserem guten Martin seine arme Luddy verschlang. Eegentlich sollte man, wenn man sich in der Nähe eenes Bären befindet, schtets eenen Hund bei sich haben, der den ersten Anschtoß auszuhalten hat. Aber leider werden in Amerika keene solchen Bärenbeißer offgezogen. Ich hab' in Moritzburg eenen solchen Kerl gesehen, den sich der Förschter aus Siebenbürgen, wo es viele Bären gibt, hatte kommen lassen. Der Hund war selber beinahe so groß wie een Bär; aber weil's in Moritzburg leider keene Bären gibt, so war es natürlich unmöglich, ihn mal off eenen loszulassen. Ich hab' erfahren, daß diese Bärenbeißer off gar keen anderes Wild gehen; off Bären aber soll schon ihre Witterung eene gradezu erschtaunliche sein. Sogar off alten Fährten und nach Regenwetter sollen sie untrüglich sein."

„Pah! das bezweifle ich!" sagte der lange Davy.

„Was? wollen Sie mich etwa zum Lügner schtempeln? Da können Sie mit mir sehr leicht in eenen Konflikt geraten, bei dem Ihnen die Haare zu Berge schtehen werden. Ich dulde so was eemal nich!"

„Auf einer alten, noch dazu vom Regen ausgewaschenen Schpur! Hm!"

Davy schüttelte den Kopf. Sein dicker Freund warf ihm einen bezeichnenden Blick zu und sagte:

„Sei still, Davy; Du hast unrecht. Die siebenbürgischen Bärenbeißer haben

*) In einer Erdgrube verstecken.

allerdings eine Nase, deren Leistungen ins Unglaubliche gehen. Ich habe, als ich noch Schüler war, so einen Hund kennen gelernt und könnte ein Beispiel erzählen, welches deinen Unglauben sofort kurieren würde."

„Wirklich?" fragte Frank erfreut. „Es freut mich sehre, daß Sie mich in Ihren Schutz einschließen. Ich erkenne daran, daß Sie eegentlich und heemlich doch een guter Freund von mir sind. Darum soll Ihnen alles vergeben sein, wenn Sie mir den Gefallen thun, das Beispiel sogleich zu erzählen."

„Sehr gern, mein lieber Frank. Ich war bei einem Freunde, dessen Vater Rittergutsbesitzer war und ein bedeutendes Jagdrevier besaß, auf Besuch. Der Herr hatte einen siebenbürgischen Bärenbeißer geschenkt erhalten, konnte ihn aber nicht auf die Probe stellen, weil es keine Bären gab. Der Hund gewöhnte sich schnell an mich und begleitete mich auf allen meinen Spaziergängen. Eines schönen Tages schlenderte ich mit ihm durch das Dorf. Da blieb er vor der Thür eines Bauernhauses halten und gab Laut. Ich konnte mir die Sache nicht erklären; aber weil er nicht von der Thüre wegzubringen war, so öffnete ich dieselbe. Sofort sprang er mit einem weiten Satze nach der Stubenthür und gab wieder Laut. Ich machte auch diese auf — er hinein und ich hinterher. Wer glauben Sie wohl, lieber Frank, daß sich in der Stube befunden hat?"

„Natürlich een Bär."

„Es gab ja keine dort!"

„So war's vielleicht eener, der eenem rumziehenden Bärenführer entschprungen ist."

„Auch nicht."

„Nun, wer war denn dann anwesend?"

„Nur die alte Großmutter, welche auf dem Kanapee saß und Strümpfe stopfte. Sie erschrak natürlich außerordentlich über den hereinstürzenden Hund und — — —"

„Alle Wetter! Er hat sie doch nich etwa gebissen? Oder hat er ooch Schtrümpfe mit schtopfen wollen?"

„Keins von beiden. Er achtete gar nicht auf die Frau, sondern sprang sofort auf den Tisch, welcher in einer Ecke der Stube stand."

„Off den Tisch? So een großer Hund! Was hat er denn da gewollt?"

„Das fragte ich mich auch. Nachdem ich mich bei der Frau höflich entschuldigt hatte, trat ich zum Tische, und nun raten Sie, was der Hund da oben gesucht hatte?"

„Irgend een Viehzeug natürlich."

„Ja und doch auch nein."

„Was denn für eens?"

„Einen Bären."

„Was der Kuckuck! Sie sagten doch vorhin das direkte grade Gegenteel von Ihrer jetzigen Behauptung!

„Ich habe beide Male recht. Nämlich auf dem Tische lag ein altes Buch, welches der Hund mit der einen Pfote festhielt, während er mit der Zunge ein Blatt nach dem anderen umwendete oder vielmehr umleckte, bis er die betreffende Seite gefunden hatte. Dann fing er an zu knurren und zu heulen und biß immer vor sich hin, als ob er ein Raubtier unter sich habe. Es war ein Heidenskandal."

„Aber ich begreife die Sache gar nich. Een Bärenbeißer off dem Tische, mit eenem Buche! Das ist mir die vollständigste terra in Cognaco."

„Incognito heißt es!"

„Cognac heeßt's! Der gibt den besten Grog. Und wenn Sie dieses Getränk noch nich kennen, so haben Sie eben noch gar nich menschenwürdig gelebt. Also weiter! Was war's denn für een Buch?"

„Ich sah natürlich nach. Es war ein altes A B C-Buch aus der Zeit vor fünfzig, sechzig Jahren her, mit kleinen Bildern, unter welchen darauf bezügliche Verse zu lesen waren. Und ganz erstaunlicherweise hatte der Hund die Seite aufgeschlagen, auf welcher ein Bienenstock und ein Bär abgebildet waren. Darunter stand der schöne Reim:

„Gar grimmig ist der wilde Bär,
Wenn er vom Honigbaum kommt her."

„Ich war natürlich ganz Verwunderung. Der Hund hatte draußen auf der Straße gerochen, daß hier auf dem Tische die Abbildung eines Raubwildes, auf welches er abgerichtet war, liege, und es für seine Pflicht gehalten, mich darauf aufmerksam zu machen. Natürlich erzählte ich das Vorkommnis, als ich auf das Gut zurückgekehrt war, und der Herr war nicht wenig stolz darauf, einen solchen Hund zu besitzen. Ihr erkennt also, Mesch'schurs, daß unser Hobble-Frank ganz recht gehabt hat, als er vorhin behauptete, daß die Bärenbeißer fast Unglaubliches leisten. Die Geschichte sprach sich natürlich schnell weiter. Sie wurde in verschiedenen Jagdzeitungen abgedruckt, und das betreffende A B C-Buch wurde von einem berühmten Kynologen für fünfzig Thaler gekauft und ging zu immer höherem Preise von Hand zu Hand, bis es schließlich für dreitausend Franken in den Besitz der Pariser Akademie der Künste und Wissenschaften überging. Und da unser Frank vermöge seiner hochgradigen Gelehrsamkeit ganz sicher baldigst ersucht werden wird, dieser Akademie als Mitglied beizutreten, so hat er denn die beste Gelegenheit, in dem berühmt gewordenen Büchlein nachzuschlagen, um sich den Bären zu betrachten, den ich mir damals von dem Hunde habe aufbinden lassen. Jetzt nun bin ich ihn glücklich wieder los geworden. Thank you, Master Frank! Ihr habt ihn mir abgenommen."

Er machte dem kleinen Sachsen eine ironische Verbeugung. Die Anwesenden brachen in ein lautes Gelächter aus. Der einstige „Forschtbeamte" machte zunächst ein ganz verblüfftes Gesicht; dann aber, als er erkannte, daß Jemmy die Geschichte nur erfunden habe, um ihn zu foppen, brach er los:

„Was, ich soll Ihren Bären nun haben? Erlooben Sie es diesem dummen Gedanken ja nich etwa, sich in Ihr obschkures Begriffsvermögen festzusetzen! Ehe Sie im Schtande sind, mir nur eenen eenzigen Bären offzuhängen, hab' ich mir selber schon mehr als fuffzig offgebunden. In Beziehung off das aktiv-passive Anlügenlassen bin ich Ihnen weit über. Sie sind ja der reene Münchmeier, und wenn — — —"

„Münchhausen heißt es," fiel Jemmy ein.

„Wollen Sie gleich off der Schtelle schtille sein, Sie dicker Loobfrosch, Sie! Een Münch, der andere bemeiert, kann eben nur Münchmeier heeßen. Wenn dieser Lügenkönig seit eeniger Zeit zuweilen Münchhausen genannt worden ist, so ist das die mißverschtandene Folge eener idealen Begriffsverwechslung im materialen Zusammenhange mit seinem Geburts- und Heimatsorte. Nämlich nach dem Impfscheine, welcher von ihm noch vorhanden ist, wurde er zur Zeit des schtarken Augusts im Schtädtchen Mühlhausen, Kreisdirektion Sonderschhausen, Regierungsbezirk Schaffhausen geboren, drei Orte, die mit „hausen" endigen, weil dort die mehrschte Hausenblase verschifft wird. Bei so vielmal „hausen" ist es gar keen Wunder, daß man diese Endung aus Versehen an das „Münch" gehängt hat. Unsereener aber ist nich so leicht zu täuschen. Meine historisch weltgeschichtlichen Schtudien befähigen mich, solche Schpreu vom guten Weizen auszuscheiden, und darum habe ich ooch, noch ehe Sie Ihre Geschichte angefangen hatten, sofort mit meinem angenehmen Scharfblicke erkannt, daß es off eene großartige Lüge und Münchmeierei abgesehen war. Ich hab' Sie aber reden lassen, weil ich von jeher een eifriger Bewunderer des parlamentarischen Taktes gewest bin. Ich hab' mich großmütig in meine Ueberlegenheet gehüllt und von oben herunter bemerkt, wie Sie mich von unten herauf angelogen haben. Jetzt aber geb' ich meiner Langmut den allerletzten Gnadenschtoß und fordere Sie allen Ernstes off: Geben Sie in Zukunft dem Kaiser, was des Kaisers ist, und dem Frank, was dem Frank gehört, nämlich Anerkennung seiner Schtandeswürde und ergebene Berücksichtigung seiner Persönlichkeet. Nur off diese Weise ist een ferneres Zusammenbleiben zwischen uns beeden möglich, und ich verlange jetzt off der Schtelle von Ihnen vor diesen erwachsenen Zeugen die öffentliche und aktenmäßige Erklärung, ob Sie von jetzt an mich mit Achtung behandeln wollen oder nich. Ich bin das meiner verflossenen Vergangenheet und meiner noch zu erwartenden Zukunft schuldig. Also, wie wird's, und wie soll's werden? Reschpekt oder nich?"

Zunächst war es tief still im Kreise. Die sonderbare Rede des kleinen Mannes wirkte um so mehr auf die Lachmuskeln seiner Zuhörer, als sie mit einem ungeheuren Ernste vorgebracht worden war. Die Augen leuchteten voller Lust; die Lungen atmeten voll auf, um loszubrechen, aber man biß die Zähne zusammen, um den fast unüberwindlichen Reiz zum Lachen zu besiegen. Old Shatterhand war der erste, welcher sich einigermaßen in der Gewalt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Unsere Schneckenhäuser.

III.

(Schluß.)

Das Wasser birgt fast überall Schnecken; selbst in den rasch fließenden Bergbächen wird man bei genauem Nachsuchen immer noch eine oder die andere Schnecke oder auch eine Art mit zwei Schalen, eine sogen. Muschel, antreffen. Im allgemeinen aber ist das Gebirge viel ärmer an Schnecken als die Ebene. Aber auch in der Ebene muß man es verstehen, die Wasserschnecken zu suchen. Ihr wißt wohl irgendwo einen kleinen, nicht zu tiefen Weiher oder einen breiten Wiesengraben mit reichem Pflanzenwuchs und einigen freien Wasserlachen dazwischen. Dahin gehen wir, sobald die Sonne das Wasser einigermaßen erwärmt hat; sind erst einmal die Pflanzen emporgeschossen, so ist das Suchen viel schwerer. Da kriecht auf dem Boden allerhand seltsames Zeug herum, aber es heißt scharf gucken, denn auch auf den Schneckenhäusern sitzt Schlamm und wachsen allerhand kleine fadenförmige Wasserpflanzen, sogen. Algen, und wer nicht geübt ist, kann selbst große Schnecken leicht übersehen. Scheint die Sonne hübsch warm, so schwimmen gerade die größten Schnecken an der Oberfläche, aber dann sieht man das Gehäuse kaum, denn das Tier hat sich so herumgedreht, daß die platte Sohle nach oben gerichtet ist, und es sieht gerade aus, als kröche es an der Luftschicht hin, die gerade auf dem Wasser ruht. So schwimmen die Schnecken gewöhnlich; sie haben einen eigenen großen Sack hinter dem Kopf, den sie mit Luft füllen können, die Lungenhöhle, und die Luft, die ja leichter ist als Wasser, trägt sie schwebend. Merken sie, daß ihr nach ihnen greifen wollt, oder sind sie das Schwimmen müde, so lassen sie die Luft entweichen, und im nächsten Moment liegen sie unten auf dem Grunde. Die große Schnecke, die ihr zuerst aus dem Teich herausholt, und die fast so lang wie ein Mannsfinger und selbst noch länger ist, ist die große Teichhornschnecke, Limnaea stagnalis, die größte unter den Limnäen oder Schlammschnecken; wie sie aussieht, seht ihr auf der nebenstehenden Abbildung (Fig. 1). Sie ist im ebeneren Deutschland allenthalben gemein, aber im Gebirge sucht man sie vergeblich. Wollt ihr sie recht schön für die Sammlung zurichten, so dürft ihr eines nicht vergessen: auf der Schale sitzt ein schwarzer Schmutzüberzug, den ihr, wenn er einmal richtig trocken geworden ist, schwerlich mehr abbringen werdet. Deshalb putzt die Teichhornschnecke und ihre Verwandten, die wir gleich kennen lernen werden, so lange das Tier noch lebendig ist; mit Seife und einer Zahnbürste geht der Ueberzug ganz gut ab, und ihr habt eine Schale vor euch von gelblicher oder rötlicher Hornfarbe mit einem schmalen helleren Saum da, wo die einzelnen Umgänge oder Stockwerke aneinander stoßen, also an der sogen. Naht — auch ein Ausdruck, den ihr euch merken müßt.

Fig. 1

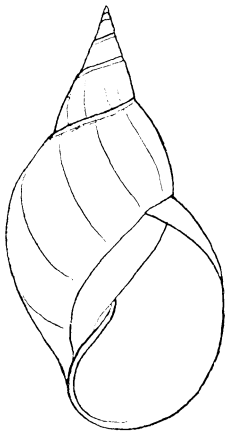
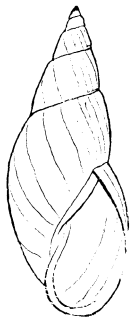


Fig. 3

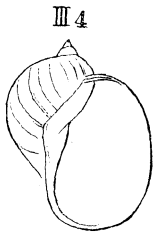
Fig. 2



Wo die große Teichhornschnecke vorkommt, findet man fast immer auch noch ein paar andere Arten von Schlammschnecken, von denen aber keine mit ihr verwechselt werden kann. Am ersten ginge das noch bei der Sumpf-Schlammschnecke, Limnaea palustris, die kommt bald so groß vor, wie eine tüchtige Teichhornschnecke, bald nur so lang wie ein Fingerglied, und hat darum ein paar verschiedene Namen erhalten. Ganz große, festschalige, glänzend schwarze Stücke heißen Raben, Limnaea corvus (Fig. 2) ganz kleine, dünnschalige, die bräunliche Schlammschnecke, Limnaea fusca (Fig. 3). Immer unterscheiden sie sich dadurch, daß das letzte Stockwerk nicht so stark aufgeblasen ist wie bei der Teichhornschnecke.

Daneben finden wir aber noch zwei andere Schlammschnecken, bei denen beiden man fast nichts sieht, als das letzte Stockwerk, während die früheren alle zusammen nur ein kleines Hörnchen, das Gewinde, bilden. Die beiden Arten sehen einander so ähnlich, daß sie sogar von Leuten, die schon lange sammeln, verwechselt werden; aber ihr sollt sie schnell unterscheiden lernen. Die eine, welche die ohrförmige Schlammschnecke, Limnaea auricularia heißt (Fig. 4), hat ein kleines aber ganz spitzes Gewinde, und der Mundrand geht von dem Punkte aus, wo er sich an den vorhergehenden Umgang ansetzt, wagerecht nach außen oder etwas nach oben und dann erst nach unten. Die andere, die eiförmige Schlammschnecke, Limnaea ovata (Fig. 5), hat dagegen ein viel stumpferes Gewinde, und ihr Mundrand geht schräg nach unten. Wenn ihr scharf auf diese Unterschiede achtet, die ganz besonders hervortreten, wenn ihr die Schnecken von der Rückseite betrachtet, so werdet ihr wohl meistens nicht zweifelhaft sein, zu welcher von beiden Arten ihr eine gefundene Schnecke zu rechnen habt. Und wenn ihr einmal im Zweifel bleiben solltet, dann tröstet euch damit, daß es Schlammschnecken gibt, bei denen selbst die gelehrtesten Schneckenkenner zweifelhaft bleiben.

Fig. 4

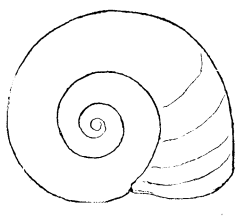


Zwischen den Schlammschnecken kriechen am Boden und an den Wasserpflanzen kreisrund flache, schwarze Burschen herum, denen ihr gleich ansieht, daß sie wieder zu einer ganz anderen Gattung gehören. Das sind Tellerschnecken, Planorbis, und die große schwarze, die wir vor uns haben, ist die große Tellerschnecke, Planorbis corneus (Fig. 6). Sie ist ganz flach, oben ein wenig eingesenkt, unten viel tiefer; das Tier ist samtschwarz, im Licht purpurfarbig, und wenn man sie etwas derb anfaßt, gibt sie einen roten, blutartigen Saft von sich. Die große Tellerschnecke gehört aber zu den Arten, die man nicht in das Aquarium bringen soll; während die Schlammschnecken sich nur von abgestorbenen Pflanzenteilen nähren und die lebenden Pflanzen nicht anrühren, macht die Tellerschnecke sich besonders gern das Vergnügen, die Stengel dicht über dem Boden durchzuschneiden, und kann in kürzester Zeit das schönste Aquarium ruinieren. Aber mitunter kann sie doch nützlich werden. Im botanischen Garten in Breslau hält man in einem eigenen Aquarium mit gewärmtem Wasser als große Seltenheit die Fensterpflanze aus Madagaskar, eine Wasserpflanze, die wie ein zierliches Gitterwerk aussieht. Die grünen schleimigen Fadenalgen gediehen aber in dem lauen Wasser besser als die Fensterpflanze, und übersponnen sie so, daß sie alle Gitteröffnungen ausfüllten und die Pflanze am Zugrundegehen war. Da wurden ein Paar große Tellerschnecken ins Aquarium gesetzt, und in ein paar Tagen hatten sie alle Löchelchen aufs sauberste gereinigt, ohne die Stäbchen im geringsten zu beschädigen.

Fig. 5

Nun sind wir aber noch nicht mit den größeren Schnecken fertig, die man in einer solchen Lache in der Ebene zu finden hoffen kann. Da sind noch zwei andere höchst merkwürdige Arten, die wieder zu einer ganz neuen Gattung gehören und sich von allen anderen Wasserschnecken dadurch auszeichnen, daß sie eine Hausthür besitzen und zwar eine von ganz anderer Einrichtung, wie wir sie früher bei den Schließmundschnecken gesehen haben. Diese Art Hausthür sitzt nämlich nicht am Gehäuse fest, sondern am Tier; wenn dieses herumkriecht, hängt der Deckel hinten auf der Spitze des Fußes, und wenn es sich in sein Haus zurückzieht, richtet es das so ein, daß die Fußspitze mit dem Deckel zuletzt hineinkommt und abschließt. Die beiden großen Arten, die in Deutschland

Fig. 6



vorkommen, haben hornige, durchscheinende Deckel mit lauter braunen Ringstreifen; das ist das Kennzeichen der Gattung der Sumpfschnecken, Paludina. Die zwei Arten, die wir in Deutschland haben, die aber nicht leicht zusammen vorkommen, lassen sich nach den nebenstehenden Abbildungen leicht unterscheiden. Die eine hat vielmehr gerundete oder gewölbte Umgänge wie die andere, und wenn ihr sie von unten betrachtet, werdet ihr sehen, daß sie einen ziemlich weiten Nabel hat, während er bei der anderen ganz eng ist. Die erstere (Fig. 7) heißt die lebendiggebärende Sumpfschnecke, Paludina vivipara oder auch contecta; die andere (Fig. 8), die auch immer heller gefärbt und mit braunen Binden geziert ist, die gebänderte oder auch die achatfarbige Sumpfschnecke, Paludina fasciata oder achatina. Es sind beide ruhige, eigentlich ein wenig träge Tiere, und ihr könnt sie ruhig zu Hause ins Aquarium setzen; sie werden keinen Schaden thun.

Fig. 7

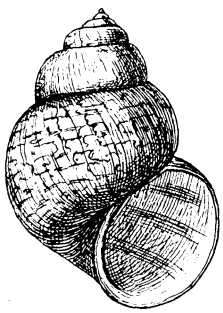
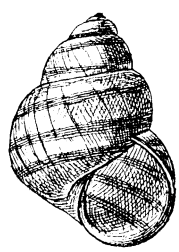
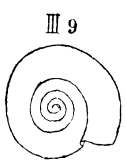


Fig. 8



Vielleicht machen sie euch aber eine besondere Freude, denn, wie der Name der ersten andeutet, so legen beide keine Eier, sondern bringen ihre Jungen gleich lebend zur Welt, niedliche, kugelrunde, glasartig durchsichtige Dinger, auf dem letzten Umgang mit häutigen Fransen besetzt; aus denen könnt ihr euch dann im Aquarium schöne ausgewachsene Exemplare ziehen, die viel schöner und sauberer sind als die draußen im Schlamm gesammelten. Ein Aquarium muß ja jeder, der sich mit Wasserschnecken beschäftigen will, haben; es gibt nichts Interessanteres, als die kleinen Schnecken heranwachsen zu sehen und zu beobachten, wie gut sie sich vor ihren Hauptfeinden, den schwarzen Wasserkäfern, zu schützen wissen. Die lauern fortwährend darauf, daß sich einmal ein Schneckchen so weit aus seinem Hause hervorwagt, daß sie es im Genick fassen können. Aber das Schneckchen ist auf seiner Hut, und sobald es seinen Feind merkt, hält es sich mit dem Fuß ganz fest und zieht sein Häuschen rasch an sich, so daß es ringsum mit dem Rande fest aufsteht, dann kann der Käfer nichts ausrichten und muß eine bessere Gelegenheit abwarten.

Fig. 9



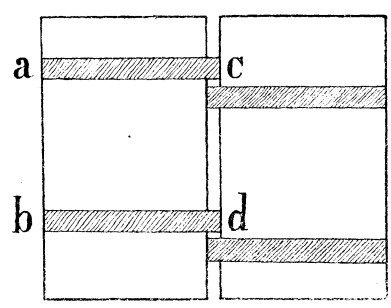
In dem Schlamm des Grabens findet sich wahrscheinlich noch eine Art oder vielleicht zwei, die wir heute schon genauer betrachten wollen. Es sind Tellerschnecken, aber viel flacher als die vorhin besprochene große, und so von oben und unten zusammengedrückt, daß der Umfang ganz scharf ist und einen sogen. Kiel bildet; bei der häufigeren Art, die wir neben abbilden (Fig. 9), liegt dieser Kiel weit unten, so daß man ihn von oben gar nicht sieht, und die Schale ist über dem Kiel gewölbt und darunter ganz flach. Das ist die gerundete Tellerschnecke, Planorbis marginatus. Bei der anderen viel weniger häufigen steht der Kiel genau in der Mitte, so daß man ihn auch von oben her sieht, und die Schale erst über und unter dem Kiel gleichmäßig etwas gerundet. Diese Schnecke heißt die gekielte Tellerschnecke, Planorbis carinatus. Sie ist gewöhnlich auch heller gefärbt und selbst im schlammigen Wasser manchmal sauber hornfarbig, während die andere fast immer mit einer fest ansitzenden, schwarzen Schlammkruste überzogen ist.

Das viele kleinere Zeug, das sich in solchen Gräben noch herumzutreiben pflegt, betrachten wir uns ein andermal genauer.

Eine kleine Zauberarmatur.

Die Apparate, welche den Zweck verfolgen, dem Zuschauer gegenüber einen Gegenstand als verschwunden erscheinen zu lassen, sind sehr mannigfacher Art und richten sich je nach der Form und Größe des Gegenstandes. Wir wollen einige derselben, wie sie in der beifolgenden Zeichnung wiedergegeben sind, zur Unterhaltung unserer jungen Leser hier mitteilen.

Die Zaubermappe. Zwei viereckige Stückchen Karton, in der Größe eines gewöhnlichen Briefcouverts, werden durch vier Bänder oder Fäden so miteinander verbunden, daß dieselben, wenn zusammengelegt, von beiden Seiten geöffnet werden können. Dies zu bewerkstelligen, legt man die beiden Karten nebeneinander, klebt zuerst auf dem zur Linken liegenden, Fig. a b, in gleichmäßiger Entfernung von dem oberen und unteren Rande zwei schmale Bänder an, welche dazu am besten etwas umgeschlagen werden. Diese Bänder, wenn festgeklebt, legt man quer über den Karton und führt dieselben zu dem rechts liegenden Karton, an welchen sie allenfalls auf der unteren Seite c d festgeklebt



werden. In gleicher Weise klebt man an diesen rechts liegenden Karton zwei andere Bänder, außerhalb beginnend, e f, an, und führt dieselben zu dem linken Karton, an welchem sie, unterhalb der dort vorhandenen Bänder, d. h. an denselben angrenzend, ebenfalls außerhalb festgeklebt werden. Auf diesen letzteren Bändern wird auf beiden Seiten, Rücken gegen Rücken, ein offen zu faltendes Couvert angeklebt, welches jedoch nur bis zur Höhe der beiden Bänder des ersten Kartons reicht. — Legt man nun z. B. in das eine dieser Couverte eine Karte, und öffnet die Mappe auf der anderen Seite, so präsentiert sich das leere Couvert. Die Anwendung ergibt sich von selbst.

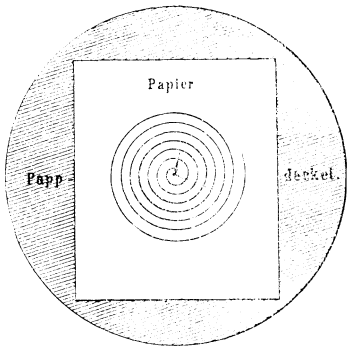
Das Verwandlungspaket. Dasselbe hat einige Aehnlichkeit mit dem vorigen, ist jedoch der Form nach verschieden. Dasselbe besteht aus einer bestimmten Zahl buntgefärbter, zum Zusammenfalten geeigneter Couverts, wir wollen sagen fünf bis sechs, welche ineinander liegen. Das erste, also das innerste, besteht aus zwei mit dem Rücken zusammengeklebter Couverts. Wird auf die eine Seite desselben eine Karte oder dergleichen untergebracht, und beim Umschließen mit den anderen Couverts geschickt umgedreht, so ist beim späteren Losfalten die Karte verschwunden, oder erscheint in demselben, je nachdem, wie man es für zweckmäßig hält.

Die Changierschatulle. Um größere Gegenstände verschwinden oder erscheinen zu lassen, bedarf man natürlicherweise auch eines größeren Apparates. Ein solcher befindet sich in unserer Zeichnung, S. 320, etwas im Hintergrunde auf dem Tische stehend. Derselbe besteht aus drei Teilen, der äußeren Umgebung oder Futteral, in welches eine Lade hineingeschoben werden kann, dann der Lade selbst und drittens einer in dieser befindlichen zweiten Lade. Letztere bildet einen viereckigen Kasten, welcher sich je nach Umständen in der äußeren Lade leicht hin und her bewegen kann. Daraus geht hervor, daß der erstere Kasten oder Lade nach hinten zu offen sein muß, weshalb man auch, wenn man diese zuerst hervorzieht, um zu zeigen, daß die Schatulle leer ist, dieselbe nicht vollständig herausziehen darf, es sei denn, daß an derselben eine Vorkehrung angebracht wäre, die das vollständige Heraustreten verhindere. Sind nun beide Laden in der Umhüllung vollständig eingeschoben, so befindet sich am Ende, unterhalb der Schatulle, ein kleiner, mit einer Feder in Verbindung stehender Stift, welcher, vom Tische angedrückt, bis in den innersten Kasten reicht und diesen festhält, sobald die äußere Lade herausgezogen wird, was dadurch möglich ist, daß da, wo der Stift hindurchtritt, sich ein kleiner offener Ausschnitt befindet. Soll nun aber der zweite Kasten mit dem ersten zugleich herauskommen, so schiebe man den hinteren Teil der Schatulle so weit über den Tisch hinaus, daß die Feder den Stift zurückdrückt. Die entsprechende Verwendung mag dem jungen Leser anheim gegeben werden.

Das Kästchen zum Verschwinden kleinerer Gegenstände, wie es auf der rechten Seite unserer Zeichnung, S. 320, im Vordergrunde sichtbar, ist am Boden mit einer Klappe versehen, welche gestattet, einen hineingeworfenen Ring sofort wieder in die Hand zu erhalten, was am besten in dem Augenblicke geschieht, wo man einer anderen Person das Kästchen mit dem Ersuchen übergibt, es in ein Papier einzuschlagen. Unter dem Deckel des Kästchens ist in einem Zwischenraum ein beliebig harter kleiner Gegenstand untergebracht, den man beim Hin- und Herschütteln hören kann, so daß man glaubt, das Geräusch sei durch den Ring verursacht. Ueber dem Deckel ist an dem Zierat eine Vorkehrung angebracht, die sich auf den daselbst befindlichen Gegenstand herunterdrücken läßt, so daß sich derselbe nicht mehr bewegen kann, und es dadurch den Anschein hat, als ob der Ring aus dem Kästchen in der Hand des anderen verschwunden wäre.

Eine Spirale in einer Sekunde durch eine gerade Linie ziehen.

Man zieht mit dem Cirkel auf einer Diariumpappe einen möglichst großen Kreis und schneidet diesen aus, so daß man einen runden Pappdeckel erhält. Nun sticht man durch die Mitte desselben eine Stecknadel hindurch, so daß ihr Knopf die Pappe berührt, und legt die Scheibe so auf den Tisch, daß der Knopf unten zu liegen kommt. Darauf steckt man ein Blättchen weißes Papier, welches jedoch kleiner sein muß als der Pappdeckel über die Nadel auf die Pappe und klebt es

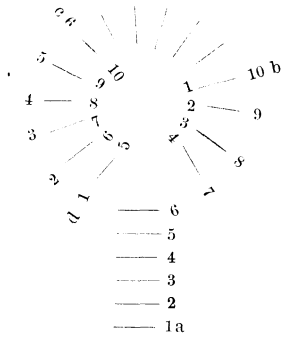


Spiralenzeichnung.

mit einer Ecke auf die Pappe fest. Hierauf setzt man die Scheibe in rotierende Bewegung, indem man sie mit dem Mittelfinger der rechten Hand auf der einen Seite und mit dem Daumen der linken Hand berührt, dann die rechte Hand an sich und die linke nach entgegengesetzter Richtung zieht. Hierauf nimmt man einen kleinen Tuschpinsel, taucht ihn in schwarze oder am besten in rote Tinte und zieht auf dem Papier schnell eine gerade Linie von der Nadel bis an den Rand des Papieres. So wird eine schöne und gleichmäßige Spirale entstehen, wie man sie kaum besser zeichnen kann (s. Fig.).

Spiele mit Streichhölzchen.

Die Uhr.

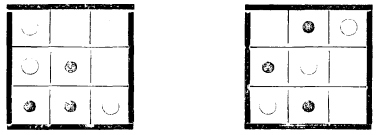


Eines der allerinteressantesten Spiele ist die sogenannte Uhr: Ich denke mir irgend eine Zahl und zähle dieselbe auf der Uhr ab. Der Ratende steht mit abgekehrtem Gesichte und ist im stande, das Hölzchen zu bezeichnen, wo ich zu zählen aufgehört habe. Ich denke mir z. B. die Zahl 10 und beginne nun, bei a anfangend und auf dem Zifferblatte nach rechts gehend, meine gedachte Zahl abzuzählen, was bei b angekommen, geschehen ist. Nun aber zähle ich, bei b beginnend, auf dem Zifferblatte rückwärts (mit Uebergehung der wagerechten Hölzchen) und habe bei c meine Zahl erreicht. Dieses Hölzchen c, wo meine Zählung ein Ende hatte, kann mir der Ratende, der doch mit abgewandtem Gesichte dastand, unfehlbar bezeichnen. Wie ist das möglich?

Antwort: Der Ratende, welcher jetzt dem Spiel das Gesicht zuwendet, übersieht rasch die wagerechten Hölzchen und zählt ebensoviele auf dem Zifferblatte, bei d angefangen und nach links gehend, ab. Auf unserer Figur sind es deren 6. So gelangt er bis c, allwo ich in der That zu zählen aufgehört habe. Also: die wagrechten Hölzchen sind für uns maßgebend. So viele deren vorhanden sind, so viele zählt der Ratende auf dem Zifferblatte (bei d beginnend) ab.

Merke: Damit die Uneingeweihten nicht so rasch hinter das Geheimnis kommen, vernichtet man nach jedem Spiel die Uhr und ändert jedesmals die Zahl der wagerechten und strahlenförmigen Hölzchen.

Das Neunfelderspiel.



Dieses Spiel ist sehr einfach. Der eine hat 3 weiße Bohnen, der andere 3 schwarze. Mit diesen werden abwechselnd 6 beliebige Felder besetzt, doch hat man darauf zu achten, daß der Gegner dieselben nicht in eine Reihe bringt. Fig. 1. Nun wird so lange gezogen, bis der eine oder der andere seine Bohnen in eine Linie bringt und des Spiel gewonnen hat. Fig. 2.

Guten Appetit

ist ein Wunsch, den man nicht mit Unrecht täglich wiederholt, denn ein gesunder Appetit gehört gewiß zu den besten Gütern des menschlichen Lebens, weshalb wir auch hoffen, daß er unseren jungen Freunden nie abhanden kommen werde. Freilich gehört zu einem guten Appetit auch eine entsprechende Verdauungskraft, und die wünschen wir unseren jungen Freunden ebenfalls. Bei manchen Menschen ist es freilich nicht vonnöten, eins wie das andere zu wünschen, da sie damit über die Maßen gesegnet sind. Es gibt in dieser Hinsicht ganz erstaunliche Beispiele. Zur Belustigung hier einige der merkwürdigsten aus der älteren und jüngeren Vergangenheit.

Milon von Kroton soll im stande gewesen sein, allein einen ganzen Ochsen zu verzehren. Ob aber dieses und manches andere antike Beispiel nicht etwas an der Eigentümlichkeit des Mythos kranke, bleibe dahingestellt. Glaubenswürdiger schon klingt die Nachricht von Herodor von Megara, der 20 Pfund Fleisch zu einer Mahlzeit benötigte. Ein Herr Claudius Albinus soll auf einmal 500 Feigen, 100 Pfirsiche, 10 Melonen, 20 Pfund Weintrauben und 100 Schnepfen, der römische Kaiser Maximin an einem Tage 40 Pfund Fleisch, die er mit einem Eimer Wein hinunterspülte, verzehrt haben. Der berühmte Vielfraß Volnicker aus Passau († 1771), verschlang in 5 Stunden 2 Kälber und 20 Quart Wein, der Gärtner Kahle, genannt Freßkahle († 1754), verschluckte schließlich Steine. Ein Graf D. versicherte allen Ernstes, nie in seinem Leben satt geworden zu sein. Eines Tages war er bei einer hochgestellten Person zur Tafel geladen. Man wollte seine Leistungsfähigkeit auf die Probe stellen, und deshalb hatten die Diener Befehl erhalten, dem Grafen jede Schüssel drei- bis viermal zu reichen. Dieser aß und trank denn auch entsprechend, versicherte aber nach aufgehobener Tafel auf Befragen, nicht satt zu sein, vermaß sich auch noch, eine große Gänseleberpastete für 24 Personen zu verspeisen. Mit Hilfe einiger Flaschen Wein bewältigte er denn auch die Pastete. Lächelnd fragte hierauf der erlauchte Wirt: „Nun, lieber D., jetzt sind Sie wohl satt?" Die Frage wurde wiederum verneint. „Dann muß ich freilich darauf verzichten, Sie zu sättigen", meinte der Fürst. — Ein seines Appetites wegen bekannter Herr sagte eines Tages: „Wir haben soeben einen prächtigen Truthahn verspeist; er war so ausgezeichnet, daß wir nur die Knochen übrig gelassen haben." — „Wie viele waret ihr denn?" — „Zwei, ich und der Truthahn." — In Köln starb anfangs der siebziger Jahre der ehemalige Taxator und Sachverständige Johann Klötsch, den man wegen seiner ungeheuren Leistungsfähigkeit im Essen ebenfalls mit der Vorsilbe „Freß" beehrt hatte. Einmal verzehrte er einen ganzen holländischen Käse, den er in der Nachbarstadt Mülheim gekauft, weil er gewettet hatte, ihn unverzollt nach Köln hereinzubringen. Bei einer anderen Wette verspeiste er ein sechswöchentliches Kalb, das seine Gegenpartner der Kürze halber ganz zu Ragout hatten bereiten lassen. Als er beinahe mit der ungeheuren Schüssel zu Ende war, meinte er: „Das sei also das Ragout gewesen, wann denn nun der Braten komme?" —

Ein orginiller Vielfraß, Alfred Mouchet, starb vor mehreren Jahren in Paris. Er verdiente als Pferdemakler 5 bis 6 Franks täglich, konnte sich aber mit diesem Einkommen obwohl ledig kaum vor dem Hungertode schützen. Oft wurden Wetten eingegangen, oder es fanden sich Liebhaber, die ihn essen sehen wollten, indem sie für ihn ein „kleines" Frühstück spendeten, z. B. bestehend aus einem Truthahn, einem Hammelbraten von 6 bis 7 Pfund, einem tüchtigen Stück Käse, mehreren Pfunden Brot und 10 bis 12 Litern Wein. Einmal ging ein Engländer eine Wette gegen Mouchet ein. Derselbe brachte einen Vielfraß, einen gewissen Dietrich, einen Oesterreicher, mit, der Mouchet im Essen schlagen sollte. Die beiden Gegner „arbeiteten" über zwei Stunden ohne Unterbrechung. Dietrich, der 8 Pfund Hammelskeule und ebenso viel Geflügel hatte verschwinden lassen, erklärte sich endlich für überwunden. Freilich verursachte dieser Sieg dem wackeren Mouchet einiges Unwohlsein, doch erhohlte er sich am anderen Morgen mit einem riesigen Katerfrühstück.

Blitz und Bäume.

Ein belgischer Statistiker hat ausgerechnet, daß der vom Blitz am häufigsten getroffene Baum die Eiche ist, während die Buche am seltensten vom Blitzstrahl heimgesucht wird. Von jener zu dieser führt er folgende Reihenfolge auf: Eiche, Pappel, Tanne und Fichte, Birke, Buche und Hagebuche. Daraus ergibt sich für den inmitten des Waldes von einem Gewitter überraschten Wanderer der Wink, den Eichen und den Fichten aus dem Wege zu gehen und den Schutz der Buchen aufzusuchen. Freilich dürfte es noch ratsamer für ihn sein, in einem solchen Falle die Bäume überhaupt zu meiden, sollte er auch bis auf die Haut durchnäßt werden.

Alexander der Große.

Der „Gute Kamerad" bringt seinen jungen Lesern heute ein Bildnis „Alexander des Großen", mit welchem eine im Louvre zu Paris aufbewahrte Büste wiedergegeben ist, jenes gewaltigen Eroberers, dessen heroische Thaten ans Unglaubliche grenzen. Es wäre müßiges Beginnen, euch auch noch ein Bild der Aufgaben zu entrollen, welche die Weltgeschichte diesem großen Griechenfürsten auferlegte. Wer von euch sollte seine Siegeszüge nicht kennen?! Wie ein Meteor zog er durch die damalige Welt, glänzend und blendend, die Spuren seines Daseins tief in die ehernen Tafeln der Geschichte grabend. Er besaß, wie uns Plutarch erzählt, alle Eigenschaften des Helden, wie kaum ein zweiter sie je besessen, die Ehrfurcht vor den Göttern,

Nach einer Büste im Louvre.

Redlichkeit, Einfachheit, Mäßigkeit, Erfahrung, den heiteren Mut und die Todesverachtung, die Gabe der Rede und Wahrheitsliebe, ruhige Besonnenheit und Schnelligkeit im Handeln, Liebe zum Ruhme und festen Willen in der Ausführung des Rechten. In der Schlacht ordnete er alles planmäßig, kühl und besonnen, beachtete die Beschaffenheit des Bodens, die Stärke und Schwäche des Feindes. Alsdann stürzte er sich unwiderstehlich, mit dem Mute und der Kraft des Löwen, an der Spitze der erlesensten Reiter, auf den Feind, riß die Seinen mit sich in stürmischem Feuer und entschied die Schlacht durch persönliche Tapferkeit.

Erst zweiunddreißig Jahre alt, im dreizehnten Jahre seiner Regierung war es, da erfaßte ihn plötzlich eine tückische Krankheit; wenige Tage nur, da war der Held so großer Thaten, der größten vielleicht, welche die Weltgeschichte kennt, im Juni 323 v. Ch. aus dem Leben geschieden.

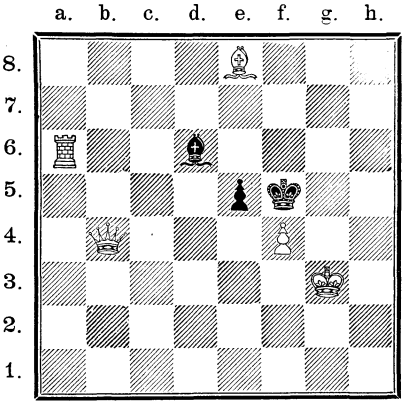
Auflösung des Füllrätsels in Nr. 20.

P	R	A	G	E	R
P	i	l	l	a	u
A	l	t	o	n	a
G	l	o	g	a	u
P	a	n	a	m	a
P	l	a	u	e	n

Logogryph.

Es murmelt sanft die Quelle,
Die Blumen hauchen Duft,
In nie getrübter Helle
Umspielt uns Frühlingsluft!
Nun — da das Wort verschoben,
Deckt Nacht mit ihrem Schild
Was uns so süß umwoben,
Es schwand das Zauberbild.

Schachaufgabe Nr. 2.



(5 + 3 = 8)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Fragen und Antworten.

A. St. in **Grünzendorf.** Stahl unterscheidet sich vom Eisen, daß er beim Bestreichen mit einem Magnet magnetisch bleibt, während ein Magnet dem Eisen nur vorübergehenden Magnetismus erteilt.

H. W. in **Magdeburg.** Mittel, um Kupfer- und Silbergegenstände zu reinigen, gibt es unzählige. Ein sehr einfaches Mittel ist Schlemmkreide mit Salmiakgeist, zu einem dicken Teig angerührt, womit die betreffenden Gegenstände gut abgerieben, dann mit Wasser abgespült und zwischen reinen Sägespänen getrocknet werden. Auch die jetzt überall im Handel zu habende sogen. Putzpommade soll recht gute Dienste leisten. — Danken für Rätsel. Selbst gemacht?

F. H. in **Dresden.** Einen Funkeninduktor selbst anzufertigen? Das überlassen Sie doch wohl besser einem geschickten Mechaniker. Fragen Sie doch mal bei der Lehrmittelanstalt von J. Bischof in Berlin N an, — vielleicht bekommen Sie von dort fertige Teile geliefert. — Dank für das Rätsel. — Hallermund und Hallermünde — man trifft in der deutschen Litteratur beide Schreibarten.

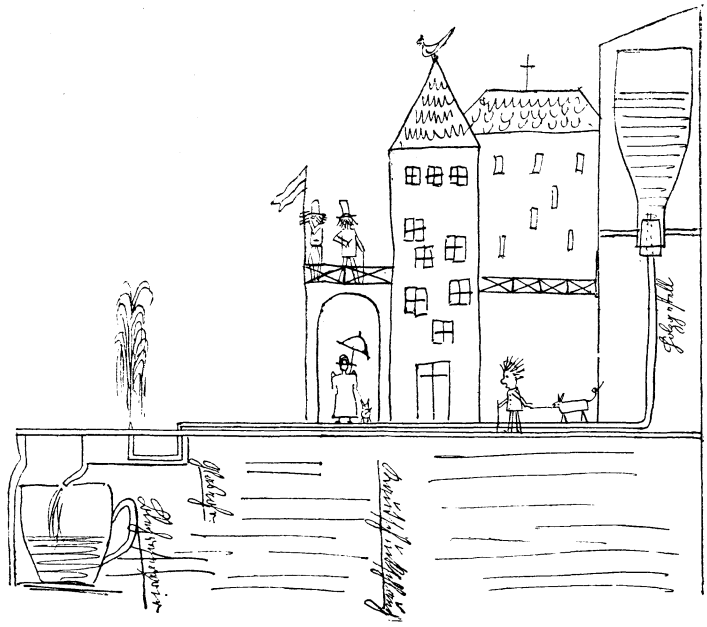
Karl Z. in **Berlin.** „Wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um", dachte das „Melinit", und da verwandelte es sich beizeiten in — Zucker. Du siehst, wir können Deine beiden Fragen in einem Satze beantworten. Der erste Teil derselben, das geflügelte Wort, stammt aus Jesus Sirach Kap. 3, 24. — „Melenit" aber ist ein von den Franzosen erdachtes, mit einem Aufwande von 50 Millionen Franken hergestelltes Sprengmittel, welches sich anfänglich, als die erste Kunde über den Rhein herüberdrang, gar erschrecklich anließ. Es sollte an Verheerungskraft Pulver und Dynamit bei weitem übertreffen. Neuere Berichte besagen, daß es sich nicht bewähre, sondern nach einer gewissen Zeit in harmlosen Zucker verwandle. Für 50 Millionen Franken Zucker! Was meinst Du, das geht übers Schlaraffenland.

E. Schw. in **Altona.** Auch Du willst eine „lichtempfindliche Platte" herstellen. Du dürftest aus unserer Antwort an Ad. Engel in Kiel inzwischen entnommen haben, daß das kein kleines Kunststückchen ist. Gruß freundlich erwidert!

A. W. in **Wien** schreibt uns: „Wird der „G. K." es verargen, daß ich ihm auch etwas einschicke?"

„Es ist ein physikalisches Experiment, welches, wenn es schön ausgeführt, mitunter einen hübschen Zimmerschmuck bildet. Es ist dies ein sich selbst in Thätigkeit haltender Springbrunnen. Man braucht nicht viel dazu, um es ausführen zu können. Man nimmt eine Flasche und sägt sie am unteren Ende ab, so daß der Boden wegfällt. Dann nimmt man einen Stoppel und stopft die Flasche damit zu. Dann steckt man durch ein in den Stoppel gebohrtes Loch ein ca. 3 Zoll langes Glasröhrchen, an welchem der Kautschukschlauch befestigt wird. Dazu macht man ein schönes Schloß aus Pappedeckel. Ueberdies zu was denn lange erklären, die von mir verfertigte Zeichnung erklärt alles."

Wir haben Deinem Wunsche entsprochen und, wie Du siehst, sogar Deine Zeichnung getreu nachgebildet. So oft wir diese ansahen, kam uns der Gedanke, daß



Du 'mal ein berühmter Tiermaler werden wirst. Auch der Junge ist gar nicht übel, man wird ihn nur eine Zeitlang turnen lassen müssen.

M. G. in **Berlin.** Deinen und andern Wünschen zu entsprechen, bringen wir heute in Wort und Bild die Beschreibung einer kleinen Zauberarmatur. Möge dir's viel Vergnügen machen!

Chr. K. in **Kulmbach.** Das Brandenburger Thor in Berlin wurde unter König Friedrich Wilhelm II. vom Architekten Langhans, in Landshut geboren, in den Jahren 1789—1793 nach dem Vorbilde der Propyläen zu Athen erbaut. Es ist eines der großartigsten Werke dieser Art. Es hat eine Breite von 61 und eine Höhe von 20 m. Die imposante Säulenreihe bildet 5 Bogen, wovon der mittelste für die Hofequipagen, die nebenanliegenden für Wagen, die äußersten Durchgänge für Fußgänger bestimmt sind. Das Ganze krönt eine von Schadow modellierte, im Jahre 1807 von den Franzosen entführte, 1814 zurückgebrachte, nahezu 7 m hohe Victoria, — in siegesstolzer Haltung ein Viergespann leitend.

F. B. in **Berlin.** Wir sollen Euren Streit schlichten. 1. Wenn man sagt: Der Mann handelt unrecht, so ist dadurch bedeutet, daß X. eine Handlung begangen, welche mit den Begriffen von Billigkeit und Recht, den Staats- und Sittengesetzen, im Widerspruche steht; sagt man: Der Mann handelt unrichtig, so kann (der letztere Ausdruck kann den ersteren Begriff ebensowohl einschließen) ein harmloses Leitmotiv, ein Ziel, eine Instruktion, eine Spekulation gedacht und der Ausdruck daher von weniger strenger Bedeutung sein; der Mann handelt dann abweichend von der zutreffenden Art, ohne damit im obigen Sinne ein Unrecht begangen zu haben. Wir würden in Ihrem Falle sagen, der Mann hat unrecht gehandelt. — 2. Ein Urteilsspruch wird gerecht gefällt und richtig ausgeführt.

Fr. R. in **Bremen.** Dein beweglicher Papiermensch ist ja ein Prachtexemplar; seine Posen sind zierlich und gratiös. Nur scheint er ab und zu ein wenig zu tief ins Gläschen geguckt zu haben, die zinnoberrote mittlere Gesichtspartie und ihre behäbige Form spricht ganz dafür. Er thront auf unserem Schreibtisch und läßt schön grüßen.

Otto Sch. in **Magdeburg.** Das Gebiet der Elektricität und deren Anwendung im wirtschaftlichen Leben ist heutzutage ein weitausgestaltetes. Du mußt also, wenn wir Dir mit Rat dienen sollen, deutlicher bezeichnen, was Du werden willst. Der Telegraphenbeamte zählt hierzu ebensogut, als der Galvanoplastiker, der Fachingenieur oder der vortragende Professor. Sieh dich um und schreibe wieder.

Jul. K. in **Neutitschein.** Briefe erhalten. Danken ebenfalls bestens.

Richard M. in **Wien, K. P.** und **Robert Str.** in **Prag, W. W.** in **Trier, B. K.** in **Bockenheim.** Es hat keinen Zweck, die Rätsellösungen nachträglich als richtig zu bezeichnen. Die Auflösungen unserer Rätsel erscheinen in der Regel schon in nächster Nummer, die Antworten auf Anfragen immerhin 1 bis 2 Nummern später. — An R. S. besten Dank für das Zahlenrätsel.

A. P. in **Zabern.** Die pneumatischen Gewehre (Ihre Frage dürfte sich wohl auf die in neuerer Zeit beliebt gewordenen sogen. Zimmerpistolen und -gewehre beziehen) funktionieren ziemlich geräuschlos, d. h. mit einem ähnlichen Schalle, als ob aus einem kleinen Flaschenhalse ein enganschließender Korkpfropf mit Kraft gezogen würde.

Guttreffende (?) Bogenpfeile? Der Bogen, diese bei civilisierten Völkern schon seit vielen Jahrhunderten außer Gebrauch gekommene Waffe ist in der Hand eines ungeübten Schützen beinahe ebenso gefährlich wie das „Schießgewehr". Die Treffsicherheit hängt wohl zumeist von der Fertigkeit des Schützen ab, wobei auch unbestritten die Güte der Waffe bezüglich des verwendeten Materials (Stahl, Eiben- oder Eschenholz) nebst genauer Verfertigung nicht zu unterschätzen ist. Mit der Herstellung der Bogen beschäftigten sich in allen Ländern eigene Zünfte, die Bogenschnitzer oder Bogner. Zur Bogensehne nahm man eine starke Darmsaite, das Spannen derselben wurde mittelst eines in der Hohlhand in Bereitschaft gehaltenen Hornstückes bewirkt, und der linke Vorderarm gegen den Bogenschlag durch einen breiten starken Lederring geschützt. Die Länge der Pfeile entsprach der angespannten Bogenweite, über welche sie um etwa den dritten oder vierten Teil noch hinausreichte. Letztere waren cylindrische, an einem Ende mit einer oft verschiedenartig geformten Metallspitze bewehrte Stäbchen und hatten zuweilen auch am anderen Ende zwei aus dünnem Holze oder Leder geschnittene Flügel oder auch starke Federposen. Bei der weitaus handlicheren Armbrust, welche auch vielmals fälschlich „Bogen" genannt wird, sind die „Bolzen" von bedeutend geringerer Länge. Es ist sehr zu bezweifeln, daß Sie ohne die nötigen Kenntnisse und Werkzeuge, deren Erklärung nicht einmal genügen würde, einen guten, gebrauchsfähigen Bogen herstellen können. — Tierstimmen nachmachen? Lesen Sie Antwort in Nr. 16; dafür gibt's weder Lehrer noch Lehrbuch. Das will selbst beobachtet und je nach Talent und Mitteln geübt sein. — Richard Nettwall hat uns nicht wieder geschrieben. Es liegen mehrere für ihn bestimmte Briefmarkensendungen bei uns.

E. v. A. in **W.** S. Wörishöffer lebt und schreibt für das diesjährige Weihnachtsfest ein neues Seebuch.

A. G. in **Wien.** Versilbern und Vergolden wird am einfachsten auf kaltem Wege ausgeführt. Behufs Versilberung wird die sorgfältig gereinigte Metallfläche (Messing, Bronze, Kupfer) mit einem Gemenge aus 1 Teil frisch gefälltem Chlorsilber, 1 Teil Kochsalz, 3 Teil gereinigter Pottasche und $2_{/3}$—1 Teil Schlemmkreide feucht eingerieben. — Die kalte Vergoldung, welche man vorzüglich auf Silber, auch auf Messing anwendet, wird auf folgende Weise erhalten: Man löst Gold in Königswasser, benetzt mit der Auflösung Leinwandläppchen, trocknet dieselben und verbrennt sie vorsichtig zu Zunder. Man erhält so ein Gemisch von höchst fein zerteiltem Gold und Kohle. In dasselbe taucht man einen mit Essig oder Salzwasser benetzten Kork und reibt damit die völlig reine und polierte Fläche des zu vergoldenden Gegenstandes. Diese Vergoldung besitzt nach dem Polieren eine sehr angenehme Farbe, sie hat einen Schein ins Rötliche, den man beliebig durch einen Zusatz von Kupfer zu der Goldauflösung vermehren kann. Eisen und Stahl müssen, ehe sie auf angegebene Weise vergoldet werden können, einen Ueberzug von Kupfer erhalten, entweder auf galvanischem Wege oder durch Eintauchen in eine Lösung von Kupfervitriol. — Gruß bestens erwidert.

Alfred B. in **Wien** schreibt: „Gestatten Sie, daß ich meinen Kameraden ein elektrisches Experiment mitteile. Wenn man eine massive Glasstange mit einem Seidentuche reibt und erstere am Gesicht vorbeiführt, so hat man das Gefühl, als wenn man von Spinnengewebe berührt würde und verspürt einen eigentümlichen Geruch." — Stimmt das? — Ihre Anfragen finden Sie in unseren letzten Nummern unter anderer Adresse bereits beantwortet. Das Dominospiel hat seinen Ursprung in Italien. — Unser junger Freund bittet seine Kameraden, ihm einige amüsante Gesellschaftsspiele zu beschreiben, welche weder Apparat noch lange Vorbereitungen erfordern! —

Georg K. in **Stade.** Wenn wir Deinen Brief erhalten haben, dann muß die gestellte Frage auch beantwortet sein. Der „G. K." ist ebenso höflich als gewissenhaft.

Haus Dyck in **Regensburg bedankt sich für die erhaltene Hobelbank.** Deine große Freude macht auch uns viel Vergnügen. Nun sei aber auch, ohne Deine Schulpflichten zu vernachlässigen, recht fleißig. Zuerst willst Du eine Hausapotheke bauen? Solche gibt es in allen erdenklichen Größen und Formen; fast jede Apotheke oder größere Möbelhandlung hat solche ausgestellt.

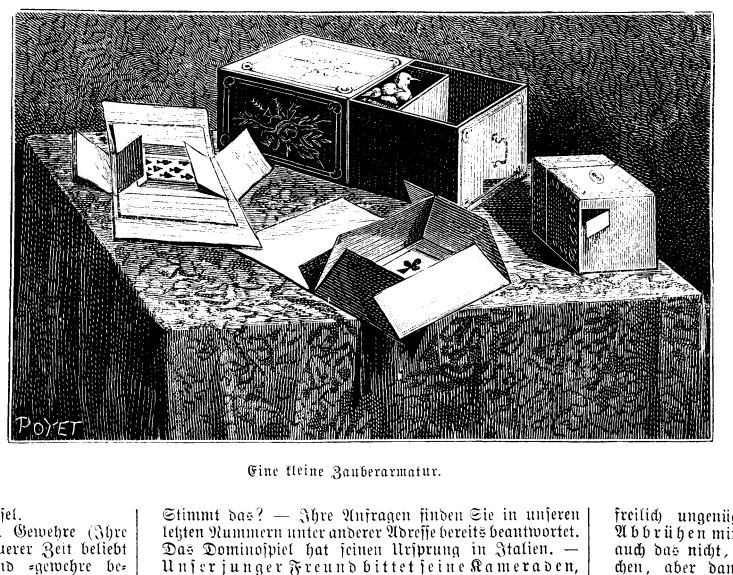
G. K. in **Darkehmen.** Du möchtest Dir ein einfaches Telephon machen. Die hierzu nötigen Bestandteile erhältst Du für ganz weniges Geld bei jedem Optiker. Besten Dank für den: „Krückstock". Recht drollig. Die Einbanddecke für den „G. K." erscheint rechtzeitig vor Schluß des Jahrganges. Wir werden uns alle Mühe geben, sie recht schön auszustatten.

Obertertianer R. M. in **Gotha.** Der Lebenslauf von S. Wörishöffer war erstens Arbeit, zweitens Arbeit und drittens Arbeit. Eine sehr gesegnete freilich, denn die deutschen Knaben schenken seinen Büchern ihre fortgesetzte Freundschaft, und das beglückt ihn außerordentlich. Ein geborener Holsteiner — 6. Okt. 1838 — lebt er in Altona, hat einen jetzt fast sechzehnjährigen Sohn und ist immer umgeben von den jungen Freunden desselben. Da werden Scenen aus klassischen Dichtungen aufgeführt, da lesen Besonders begünstigte die Bücher schon im Manuskript, da gibt und nimmt im frohen Kreise jeder anders und jeder auf seine Weise. Weihnacht d. J. erscheint wieder ein neues Werk dieses Verfassers, dem Deutschlands Knaben so viele und große Freuden verdanken.

A. L. M. in **München.** Wir sollen Dir Kartenspielen lernen? Das fehlt noch, daß wir mit Euch alle Tage ein paar Stunden „Schwarzen Peter" spielen sollen! Blieb' er uns in der Hand, würdet Ihr uns eine schwarze Nase anmalen, und wir könnten uns noch obendrein auslachen lassen. Nein, daraus wird nichts! Weißt Du, was ein großer Mann, den Du noch kennen lernen wirst, über's Kartenspiel gesagt hat? Es sei gleichbedeutend mit Geistesarmut. Kartenspiel treibe nur der, welcher nichts Besseres thun wolle oder könne. Für Euch, junge Herren, mag das Wort dieses Mannes gelten. — Ein Kartenkunststück? das ist was anderes. Sei's drum, und zwar: „Alle Karten eines Spieles zu nennen, ohne daß man sie ansieht. Setze Dich an einen Tisch und stelle auf denselben eine brennende Kerze gerade vor Dich hin, dann beuge Dich mit dem Kopfe nieder und halte die Hände vor die Augen, doch so, daß Du vor Dich auf den Tisch niedersehen kannst, wo Du zuvor einen Tropfen Wasser hingeschüttet haben mußt. Ein anderer hält dann das Spiel Karten so hinter das Licht, daß die Bildseite Dir zugekehrt ist. Du wirst nun in dem Wassertropfen, wie in einem Spiegel, das Bild der Karten erblicken und dadurch, daß Du die Karten ohne Anstoß nennen kannst, alle in Erstaunen setzen, die von dem wahren Hergange der Sache nicht unterrichtet sind.

G. Zaffaroni in **Chur.** Du willst „weiße Ratten" haben. Ganz sicher erhälst Du solche von dem Naturalisten J. Abrahams 191 und 192, St. George Street, East, London, E., vielleicht aber auch von J. Singer in Triest. — Gruß freundlich erwidert.

H. K. in **Bozen.** Die Rosen haben ihre eigene Art von Blattläusen. Die Hauptsache ist, daß man durch häufiges Luftgeben ihrer zugroßen Vermehrung vorbeugt, die Pflanzen häufig durchsieht und einzelne Läuse mit dem Pinsel wegnimmt. Haben sie sich aber stark vermehrt, muß man räuchern. Es wird dies in der Weise bewerkstelligt, daß man die befallenen Pflanzen unter eine große Kiste stellt und unter derselben Tabak der schlechtesten Sorte auf Kohlen langsam verbrennen läßt. Hat der Rauch einige Zeit gewirkt, wird man die Blattläuse tot oder betäubt auf den Töpfen und Blättern liegen sehen und muß sie mittelst des Pinsels entfernen. — Ueber den anderen Fall befrage einen Kürschner (Pelzwarenhändler).



Eine kleine Zauberarmatur.

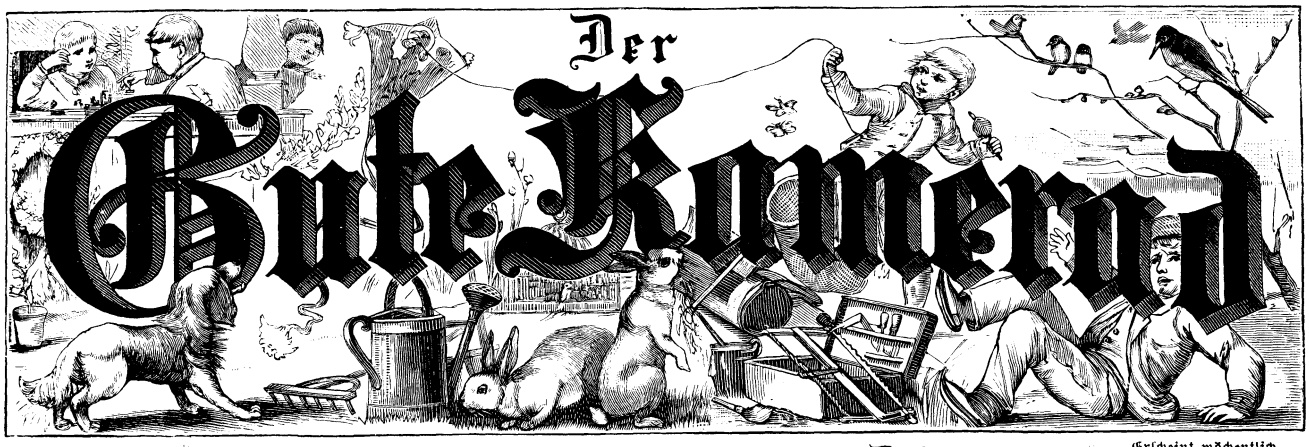
R. Groth in **Klausdorf.** Das alte Bauer „ganz Draht" könnte doch vielleicht einen Holzboden und nur richtiger gesagt die 4 Wände von Draht haben. Dies angenommen hat sich der üble Geruch wenn nicht regelmäßig und gründlich gereinigt wurde, nach und nach aus dem Unrate dem weichen Holze mitgeteilt. — Jedenfalls kann nur Unreinigkeit den Geruch verursacht haben und Du wirst wissen, seit wann er wahrgenommen und wo er hauptsächlich zu sitzen scheint. Ein bloßes Abwaschen ist freilich ungenügend, es muß vielmehr ein heißes Abbrühen mit Sodawasser vorgenommen werden, hilft auch das nicht, bleibt als letzter Versuch das Anstreichen, aber dann ist zu berücksichtigen, daß giftfreie Farben genommen werden und der Käfig ohne Vogel bleibt bis er durch und durch trocken, denn bekanntlich ist es eine Untugend aller Kanarienvögel, fortwährend an allem zu picken, was sie erreichen können. Das beweist hinlänglich die Zimmertapete hinter den Käfigen in jeder Wohnung.

Wie lange Kanarienvögel ihre Eier verlassen dürfen, ohne daß sie kalt werden, hängt in den einzelnen Fällen ab, von der jedesmaligen Witterung, der Zimmertemperatur, dem wärmehaltenden Nestmaterial und namentlich von der Dauer der Bebrütung! Viel besser ist es, man bezähmt seine Neugierde, guckt und grei nicht in das Nest.

F. R. Wellisch in **Brünn.** Um Deine ausgestopften Vögel vor Motten u. s. w. zu schützen, mußt Du diese Tiere am besten unter Glas stellen, anderenfalls so, daß sie stets in kühler Temparatur, staubfrei, luftig, und sogar dem öfteren Luftdurchzug ausgesetzt sind. Im Frühjahr sollen dieselben mittelst Insektenpulver tüchtig eingepudert werden, das man mittelst eines weichen Haarbesens auch teilweise in das Gefieder bringt. Täglich frische Luftzufuhr ist unter allen Umständen wesentlich. Wir selbst besitzen seit Jahren eine große Anzahl ausgestopfter Vögel und noch ist keine Feder daran zerfressen. — Schick' Deine Biographien ein. Möglich, daß wir dieselben verwenden können. Freundlichen Gruß!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



Der Gute Kamerad

№ 22. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

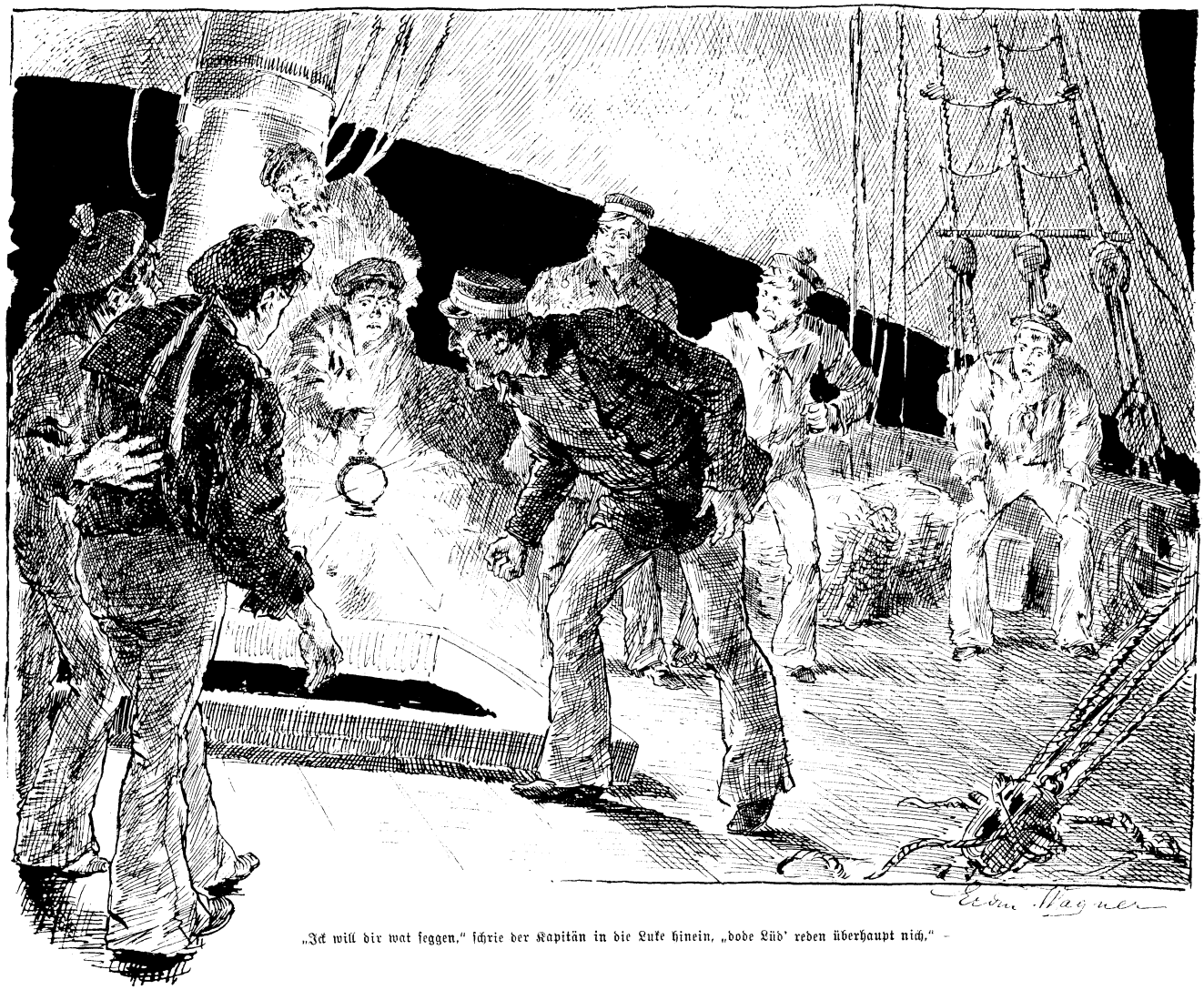
Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Köstlich ist der Lebenslauf,
Der in Arbeit gehet auf.
Wenn die Arbeit froh gelingt,
Uns und Andern Segen bringt.

Rektor Dr. F. Weineck.

Der Spuk an Bord des „Monarch."

Vor zehn Jahren — so erzählte mein alter Freund, der Kapitän Korffender — war ich zweiter Steuermann an Bord des Hamburger Vollschiffes „Monarch". Der alte Kasten stammte eigentlich aus Amsterdam und war in seinen jüngeren Jahren ein Ostindienfahrer gewesen; man konnte ihm auf den ersten Blick noch den vornehmen Holländer ansehen, an seiner gewaltigen Breite sowohl, wie auch an den gewölbten Seiten, an dem hohen Achterdeck und an den großen, mit Holzschnitzereien umgebenen Kajütefenstern hinten in dem vierkantigen Heck. Die Takelage war im Laufe der Jahre etwas verändert worden, er hatte sogar doppelte Marsraaen gekriegt



„Ick will dir wat seggen," schrie der Kapitän in die Luke hinein, „dode Lüd' reden überhaupt nich."

und die Unterraaen hatten ein gutes Stück von ihrer früheren Länge eingebüßt, dennoch aber war und blieb der alte Aristokrat unverkennbar. Solch ein Schiff hat zuweilen dieselben Lebensschicksale wie ein Mensch, und sein Ende ist manchmal recht seltsam und, wenn der Ausdruck hier statthaft ist, auch hart.

Der „Monarch“ war innerhalb der fünfzig Jahre, die er auf dem Rücken haben mochte, von Stufe zu Stufe und zuletzt zum Kolljer (Kohlenschiff) herabgesunken. Denn die Reise, von der ich erzählen wollte, ging zuerst in Ballast nach Cardiff und von dort mit Welschkohlen nach Lagos auf der afrikanischen Westküste. Vor länger als einem Menschenalter hatte das Schiff, welches jetzt nur noch für die schmutzigste Ladung — Guano oder Fischthran abgerechnet — gut genug war, in der holländischen Kauffahrtei eine stolze Rolle gespielt. Es war ganz aus dem sogen. Zuckerkistenholz erbaut und wies noch allenthalben, besonders aber in der Kajüte, deutliche Spuren einer geradezu königlichen Ausstattung auf. Manches Regiment Soldaten hatte auf ihm das Kap der Stürme umschifft, und mancher alte Nabob mochte in ihm nach seiner Heimat am Gestade des Zuyder Sees zurückgekehrt sein; indische Fürsten hatten unter seidenen Thronhimmeln auf dem Achterdeck gesessen, aus juwelenfunkelnden Hukahs rauchend und bedient von laskarischen Sklaven in Turbanen und bunten Pantoffeln. Der alte Kasten gab mir allerlei nachzudenken, besonders nachts auf der Wacht, wenn alles still war; ich verglich ihn dann manchmal mit einem alten, prächtigen Erbbegräbnis, dessen Betrachtung ja auch eine gewisse Art von Gedanken anregt. Die pomphafte Kajüteneinrichtung war natürlich längst in alle Winde zerstoben. Das künstliche Schnörkelwerk an den Decksbalken, an den Thüren und Fenstern aber hatte man nicht beseitigen können, ebensowenig wie die großartige Anlage der verschiedenen Räume und Kammern, und so gehörte nicht viel Phantasie dazu, wenn man sich die verschwundene Pracht in allen Einzelheiten wieder vorstellen wollte — die schwingenden Oellampen von Krystall und vergoldeter Bronze, die ihr klares Licht auf die massiven Mahagonitafeln herabstrahlen, wo vor schimmerndem Linnen, blitzendem Silber und blauem Delfter Geschirr Mynheer der Kapitän saß, rot von Antlitz und weiß von Haaren, hinter sich den mit poliertem Mahagoni bekleideten Kreuzmast und vor sich in zwei Reihen die Passagiere, schöne Damen und stattliche Herren, in fröhlicher Unterhaltung und essend und trinkend; Aufwärter, vom Steward überwacht, laufen hin und her, lautlos, weil die dicken, kostbaren Teppiche ihre Schritte dämpfen. Bassins mit Goldfischen hängen unter der weißen, goldverzierten Decke und schwingen sanft mit der Bewegung des stolzen Schiffes. Unter allen Leesegeln, deren Schoten in weiter Entfernung den weißen Gang, die schwarzen Kanonenpforten, ja das Wasser zu berühren scheinen, zieht es über die lange, blaue Dünung langsam und stolz dahin.

Dasselbe Schiff schwimmt heute noch, wo aber sind alle die Menschen geblieben, die es in all den Jahren über den Ocean getragen? Wo die Seeleute, die dem alten Fahrzeug sicher durch alle Stürme geholfen? Wo die Kapitäne, die es geführt? Wenn irgendwo auf Erden Geister umzugehen ein Recht haben, so ist es an Bord von solch einem Schiffe, welches mehr und verschiedenartigere Menschen auf seinen Planken und innerhalb seiner Spanten beherbergt hat, als in einer ganzen großen Stadt zusammen wohnen.

Und so gab es denn auch eine Zeit, wo es hieß, daß der „Monarch“ einen Spuk an Bord habe. Es ist gar nicht daran zu zweifeln, daß sich in den langen Jahren seiner Seefahrerexistenz hundert und mehr seltsame Dinge auf ihm zugetragen haben, und wenn dem greisen Kahn erst einmal ein Aberglaube anhaftete, dann konnte er sich denselben auch sicherlich nicht so leicht wieder abhalfen. Mir fällt hier nur eine derartige Geschichte ein, die mir der Dockmeister drüben auf Steinwärder erzählte, der das Schiff schon gekannt hatte, als es noch unter holländischer Flagge fuhr. Das Ding muß so ungefähr im Jahre 1861 oder 62 passiert sein. Die Leute der Mannschaft waren vorn im Logis miteinander in Streit geraten und dabei hatte einer der Matrosen, ein Italiener, seinem Widersacher, einem Dänen, einen Messerstich versetzt, an welchem derselbe verbluten mußte. Jetzt that sich die ganze Mannschaft, fast lauter Schleswiger und Holsteiner — damals natürlich Dänen — zusammen, um den Tod ihres Kameraden zu rächen. Der Italiener wurde gepackt, überwältigt und hinunter in das Kabelgatt geschleppt, wo er gebunden und geknebelt in der Finsternis liegen blieb. Als später nach ihm gefragt wurde, hieß es, er müsse über Bord gefallen sein, da man schon seit einigen Stunden nirgends mehr etwas von ihm gesehen habe. Ob die Leute wirklich die Absicht gehabt hatten, den Menschen dort unten verhungern zu lassen, ist nicht bekannt geworden. Als aber drei oder vier Tage später ein Mann gegen sechs Glasen (elf Uhr) in der ersten Nachtwache sich ein windgeschütztes Plätzchen im Lee der Kombüse suchen wollte, um dort heimlich ein paar Züge aus der Kalkpfeife zu thun, kam derselbe plötzlich totenbleich und zitternd vor Entsetzen wieder nach vorn zu den übrigen gelaufen und erzählte, er habe soeben des Italieners Geist gesehen. Diese Kunde verursachte allgemeinen Schrecken, einige der Beherztesten aber kletterten hinunter ins Kabelgatt und fanden hier den Gefangenen tot und von einer Schar von Ratten überwimmelt, die bei dem Erscheinen der eine Laterne mit sich führenden Leute nach allen Richtungen auseinander stob. Während jener Reise ist dann der Geist noch öfter erschienen, manchmal sah man ihn im Lee vor [illegible] stehen, manchmal auf dem Klü[illegible] Was später aus der Sache geworden ist, ob die Mannschaft sich zur Tötung des Italieners bekannt hat und deswegen zur Rechenschaft gezogen worden ist, das vermochte der Dockmeister nicht anzugeben.

Wie dies nun aber auch gewesen sein mag — wir hatten kaum dem Schleppdampfer, der uns aus der Elbe bringen sollte, die Trosse an Bord gegeben, da hörte ich aus den Reden der Mannschaft, daß auch ihr die Spukgeschichte schon hinterbracht worden war und zwar, wie der erste Steuermann sagte, vom Zimmermann, dem die Dockarbeiter sie erzählt hatten.

Der Tag, an dem wir von Hamburg ausgingen, war ein Freitag, und die Anzahl unserer Voll- und Leichtmatrosen belief sich auf dreizehn — in den Augen eines echten, abergläubischen Jannaaten zwei unangenehme, ominöse Dinge. Den Kapitän, uns beide Steuerleute, den Zimmermann, den Koch und den Steward eingerechnet, musterte der „Monarch“ alles in allem neunzehn Köpfe stark, während er früher, in der Zeit seines Glanzes, sicher niemals weniger als eine Besatzung von siebzig oder achtzig Seeleuten geführt hat, der Schar von Stewards, Köchen, Kochsmaaten, Schlächtern, Bäckern und so weiter gar nicht einmal zu gedenken. Zu meiner Zeit wäre eine solche Armee freilich überflüssig gewesen, denn wir hatten, wie schon gesagt, moderne doppelte Marsraaen, bei denen das Reffen wegfällt, ein Oberbramsegel führten wir nur im Großtopp, und den Untersegeln hatte man einen Teil ihrer früheren Größe genommen.

Ich glaube nicht, daß die Geistergeschichte gleich von vorn herein einen besonderen Eindruck auf unsere Leute gemacht hatte. Seefahrer sind ja allerdings sehr zum Aberglauben geneigt, allein wirkliche Furcht oder Angst befällt sie erst dann, wenn sie etwas Unheimliches thatsächlich gesehen oder gehört haben. Aus der bloßen Mitteilung, daß an Bord ihres Fahrzeuges ein Spuk sein Wesen treibe, machen sie sich gar nichts. Wenn aber ein Kamerad kommt und sagt: „Kinners, hier geit dat nich mit rechten Dingen tau: wi hewwt en Gespenst da neeren in 't Ruhm (Raum); legt ji mal mit den Kopp dal up de Vörluk, denn könnt ji hören, wo de Geist mit sin Tähnen knarrscht und mit sin Keden klötert“, und wenn dann ein anderer schon alle Schrecken vorempfindend, hingeht und lauscht und dann aus vollster Ueberzeugung schwört, er habe „dat Knarrschen un Klötern“ ganz deutlich gehört, dann verlieren alle Mann mit einem Schlage den Kopf und gehen nachts nur mit heimlichem Beben nach oben.

Wir kamen nach Cardiff, nahmen unsere Kohlen ein und gingen, wieder an einem Freitag, von neuem in See. Wir waren sehr tief geladen, der alte Kasten segelte daher nur langsam, fast feierlich, und die Seen fielen von seinem gewaltigen Buge zurück wie von einem Felsen. Es war gar nicht möglich, mehr als sieben Knoten Fahrt aus ihm herauszukriegen.

In einer Nacht hatte ich die erste Wacht.

Es mochte so um zwei Glasen (neun Uhr) sein. Von Nordosten her wehte eine leichte Brise, und der Mond stieg rot und dunstig am backbordschen Horizonte herauf. Wir hatten alle Segel stehen, das Schiff aber lief so stetig wie 'ne Kirche, allerdings auch kaum fünf Knoten. Ich dachte gerade darüber nach, wie es während der früheren Ostindienfahrten, die sicher niemals unter sechs Monaten beendet wurden, wohl an Bord des „Monarch“ zugegangen sein mochte, da frischte der Wind auf, und wie ich mich umschaute, da sah ich eine Bö daherkommen. Ich ließ das Oberbramsegel und das Kreuzbramsegel aufgeien; da es aber inzwischen ziemlich finster geworden war, und man nicht wissen konnte, was die Bö noch mitbrachte, so ließ ich zwei Leichtmatrosen nach oben gehen, um das Großbramsegel auch gleich fest zu machen. Ich beobachtete die beiden wie sie auf der Raa oben anlangten und sich anschickten, jeder auf einer Seite, das Segel aufzurollen. Plötzlich ließen sie, wie auf Kommando, die bereits zusammengeholte Leinwand wieder fahren und kamen in eiligster Ueberstürzung wieder herunter an Deck.

„Was zum Teufel soll das heißen?“ schrie ich ihnen entgegen. „Warum habt ihr das Segel nicht festgemacht?“

Die beiden standen eine Weile, als ob jeder von ihnen meinte, daß der andere mir antworten solle; endlich sagte der eine:

„Wir konnten's nicht, Stüermann. Im Vortopp sitzt ein Geist und spukt.“

„Deine Großmutter sitzt da, du Esel!“ rief ich wütend.

„Nee, Stüermann, wahrhaftig, Sie können uns dat glauben — nich wahr, Piet? Wir beid' haben's ganz deutlich gehört. ‚Jochen,‘ sagt dat Gespenst, ‚deine Mutter weint um dir!‘ — Nich wahr, Piet?“

„Jawoll,“ sagte Piet, der andere Leichtmatrose, „ich hab's auch ganz deutlich gehört. ‚Jochen,‘ sagt dat Gespenst, ‚deine Mutter weint um dir!‘“

Er wiederholte die Worte mit hohler Stimme und dann schüttelte er sich vor Entsetzen.

„Wer ist da von den Leuten oben im Vortopp?“ fragte ich.

„Kein' ein', Stüermann,“ antwortete Jochen.

Ich riet ihnen, den Narrenkram zu lassen und sich auf der Stelle hinauf zu scheren und das Segel festzumachen. Als sich aber keiner von ihnen rührte, sprang ich mit einem Satze von der Achterdecktreppe an Deck und ging drohend auf sie zu. Anstatt aber in die Großwant zu klettern, wichen sie nach vorn bis zur Kombüse zurück und jammerten und flehten, ich sollte sie doch um Himmels willen nicht hinaufschicken, da sie sich da oben vor Furcht und Angst nicht festhalten könnten, und der Jochen fing wirklich ganz laut zu heulen an. Es blieb mir nichts übrig, als das Großbramsegel von einem Vollmatrosen festmachen zu lassen; der Mann kam wieder herunter und sagte, daß er nicht das Geringste vernommen habe; er wäre übrigens der Ansicht, daß die Spukgeschichte bloß ein Kniff von den „verdammten Jungens“ gewesen sei, die sich immer gern von solchen Arbeiten drückten. Es war mir aber nicht entgangen, daß der Mann sich da oben auf der Raa ganz ungewöhnlich beeilt hatte, und als ich nach einer Weile wieder nach vorn kam, fand ich die ganze Wachtmannschaft im leisen, angelegentlichen Gespräch im Lee von der Großluk versammelt.

Der Leichtmatrose Jochen war ein beschränkter, schlummerköpfiger Bengel; der andere aber, der Piet, ein netter, aufgeweckter Bursche von neunzehn Jahren, lebhaft, klug und geschwätzig, der, wenn die Matrosen in den stillen Stunden der Wacht ihn aufforderten „wat tau vertellen“, sich gar nicht erst lange besann, sondern aus eigener Erfindung die drolligsten Schnurren und Geschichten zum besten gab. Und da dies eine Eigenschaft ist, die von den Seeleuten überaus geschätzt wird, so war Piet allenthalben an Bord wohlgelitten.

Ich rief ihn zu mir und fragte ihn, ob er wirklich eine Stimme dort oben gehört habe.

„Jawoll, Stüermann,“ antwortete er; „wahr und wahrhaftig!“

„Und die Stimme sagte: ‚Jochen, deine Mutter weint um dir!‘“

„Jawoll, Stüermann,“ bestätigte er, während es ihn wieder schauernd überlief. „Genau so, wie Sie sagen. Es kam von der Vorbramraa, und es war mir auch so, als ob dort was Schwarzes säße; ich hatte aber zu große Angst und konnte deswegen nicht so genau hinsehen.“

Am nächsten Vormittag gegen elf Uhr stand ich mit dem ersten Steuermann und dem Kapitän beim Kompaßhäuschen, um zu beraten, ob die Boote schon jetzt auf der Ausreise, oder erst später, während der Heimreise, gemalt werden sollten; da kam der Koch eilfertig aus der Kombüse und nach hinten gelaufen; er stolperte die Treppe zum Achterdeck herauf, ging von der Leeseite auf den Kapitän zu, blieb, den großen, hölzernen Erbsenlöffel in der Hand, vor demselben stehen und schaute ihn aufmerksam und erwartungsvoll an.

„Was soll sein, Koch? Was wollt Ihr von mir?“ fragte der Kapitän, und man merkte, daß er ziemlich geneigt war, den Koch für verrückt zu halten.

„Hebben Se mi denn nich raupen, Kaptain?“

„Ob ick Ju raupen heww?“ rief der ‚Alte‘. „Nee!“

Der Koch machte vor Erstaunen ein ganz schafsmäßiges Gesicht, murmelte etwas in den Bart und zog mit seinem Löffel wieder ab. Zehn Minuten später kam er mit einem lauten: „Jawoll, Kaptain!“ wieder nach hinten und aufs Achterdeck gerannt. Der Alte fing an zu fluchen und zu schimpfen und hieß den verdutzten Mann einen „püttjerigen Keerl“ über den andern. Der arme „Doktor“ — wie man den Koch zu nennen pflegt — war ganz blaß geworden, als er gewahrte, daß er sich wieder geirrt habe; endlich aber sagte er:

„Un wenn ick hier up min Dodenbett läg', Kaptain, denn wull ick noch beswören, dat Se mi nu all tweimal raupen deden!“

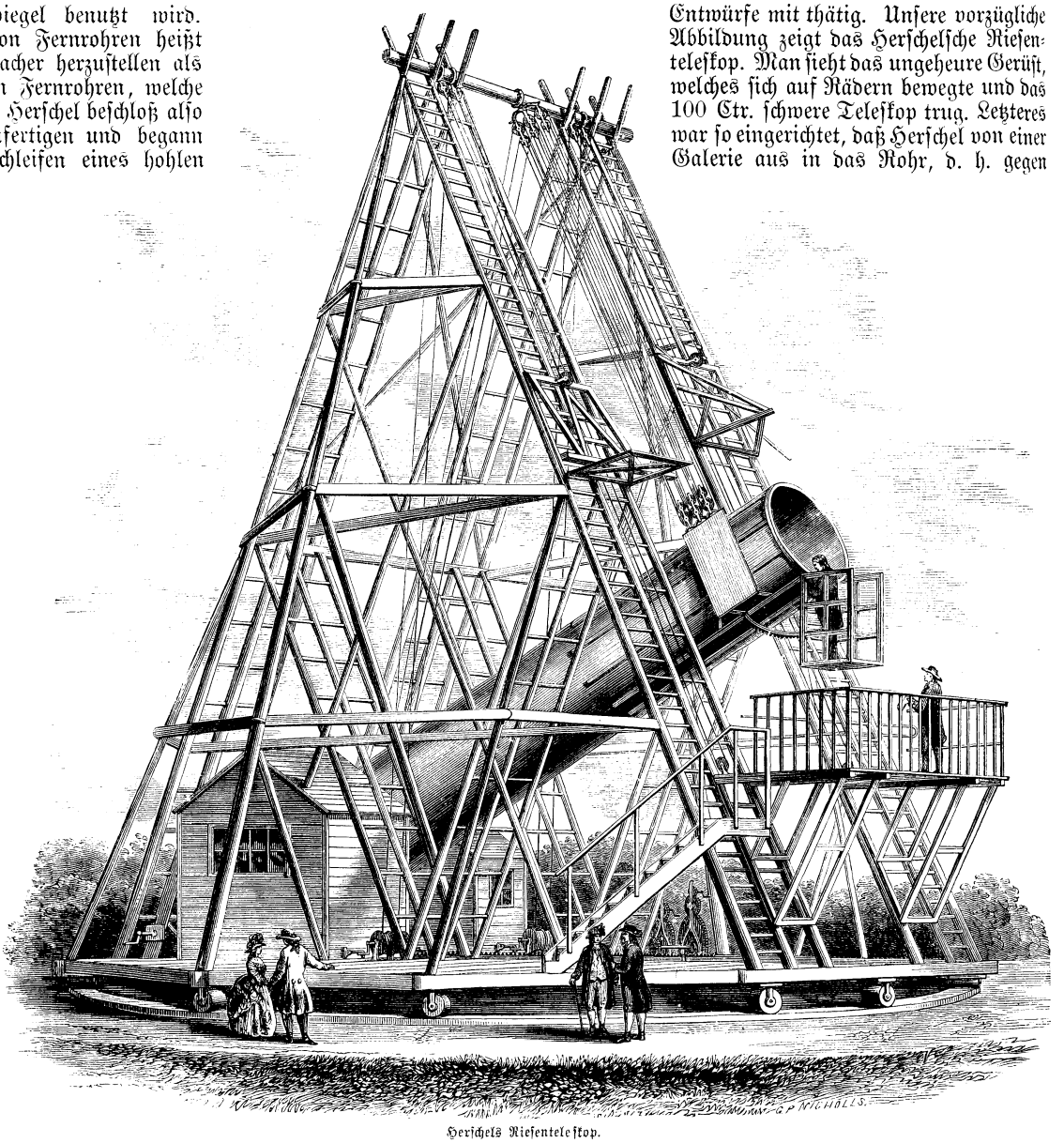
(Fortsetzung folgt.)

Herschels Riesenteleskop.

Wer hätte nicht schon von Friedrich Wilhelm Herschel, dem großen Astronomen und Entdecker des Planeten Uranus gehört? Er war von Geburt ein Deutscher, hielt sich aber den größten Teil seines Lebens hindurch in England auf, welches sein zweites Vaterland wurde. Dieser große Mann liefert ein schlagendes Beispiel, wie weit Talent und Fleiß den Menschen bringen können. Geboren im Jahre 1738 als Sohn eines Militärmusikus, schien dem jungen Herschel nur die bescheidene Laufbahn des Vaters geöffnet, und in der That kam er als Hoboist mit dem Regiment, in dem er diente, nach England. Hier schwang er sich im Laufe weniger Jahre bis zum Kapellmeister und Musikdirektor in Bath empor, und seine Thätigkeit ließ ihm dabei ziemlich viel freie Zeit. Dieselbe verwandte er auf das Studium der Astronomie. Doch wollte er nicht nur aus Büchern den Himmel kennen lernen, sondern die Sterne auch selbst beobachten, die Wunder des Himmels mit eigenen Augen sehen. Dazu bedurfte er eines astronomischen Fernrohres. Von seinen Ersparnissen gedachte er ein solches zu kaufen. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er vernahm, daß der Preis eines derartigen Instruments unvergleichlich höher war, als seine Mittel ihm erlaubten, darauf zu verwenden. Der Zufall wollte es, daß um dieselbe Zeit unserem Herschel ein Buch über Optik in die Hände fiel, mit dem er sich einige Kenntnisse über den Bau von Teleskopen verschaffte, auch kam er in den Besitz der Werkzeuge eines Optikers, in deren Benutzung er sich fleißig übte. Alles dies brachte ihn auf den Gedanken, die Herstellung eines Teleskops selbst zu versuchen. Nun gibt es zwei verschiedene Arten von Fernrohren, nämlich solche, bei denen das Licht durch eine große Glaslinse (welche Objektivglas genannt wird) hindurch geht, und solche, bei denen anstatt dieser Glaslinse

ein polierter Hohlspiegel benutzt wird. Diese letztere Art von Fernrohren heißt Reflektor und ist einfacher herzustellen als die andere Klasse von Fernrohren, welche man Refraktor nennt. Herschel beschloß also einen Reflektor anzufertigen und begann zunächst mit dem Schleifen eines hohlen Metallspiegels. Es würde zu weit führen, alle die Versuche und Anstrengungen zu schildern, welche unser angehender Astronom machen mußte, um einen solchen Spiegel herzustellen; es genügt die Bemerkung, daß jeder andere an seiner Stelle die Sache aufgegeben haben würde. Herschel aber ruhte nicht, bis es ihm gelungen war, einen Reflektor von 6 Zoll im Durchmesser und 7 Fuß Länge herzustellen, und zwar ein Instrument von großer Brauchbarkeit. Er beschloß nun, mit diesem Instrument den ganzen Himmel nach und nach zu durchmustern und alle Sehenswürdigkeiten desselben in Augenschein zu nehmen, ein Unternehmen, das notwendig viele Jahre beanspruchen mußte. Diese Durchmusterung des Himmels konnte Herschel zudem auch nur in den Erholungsstunden ausführen, welche ihm seine Thätigkeit als Musikdirigent übrig ließ. Indessen ging er mit Feuereifer an die freiwillig übernommene Arbeit, und das Glück krönte sein Unternehmen mit einem unverhofften, großartigen Erfolge. Am 13. März 1781 kam Herschel abends müde aus einer Musikprobe nach Hause, da jedoch der Himmel sternenklar war, so beschloß er, noch einige Stunden die Sterne zu beobachten, und stellte sein Instrument auf. Zwischen zehn und elf Uhr sah er nun einen Stern, der sich von den umgebenden durch ein kleines Scheibchen und ruhiges, etwas mattes Licht unterschied. Derselbe fiel Herschel auf, und nach zwei Tagen beobachtete er ihn abermals, wobei sich fand, daß dieser Stern seinen Ort am Himmel ein wenig verändert hatte. Er war also kein feststehender, kein Fixstern, sondern, wie sich später erwies, ein Wandelstern oder Planet. Herschel hatte einen neuen Planeten entdeckt, die erste Entdeckung dieser Art in der ganzen Menschengeschichte! Der neu entdeckte Planet erhielt den Namen Uranus. Man kann sich leicht denken, daß diese wichtige Entdeckung Herschel anspornte, auf dem beschrittenen Wege noch weiter fortzufahren, und dies um so mehr, als auch der König von England auf den Entdecker aufmerksam wurde und ihn zu seinem Hofastronomen ernannte. Herschel begann nun größere Teleskope zu erbauen, darunter besonders ein solches von 20 Fuß Länge, mit welchem er entdeckte, daß der Planet Uranus auch von mehreren Monden umkreist wird. Indessen genügte seinem Feuereifer auch dieses große Teleskop nicht, und er beschloß, ein noch viel größeres herzustellen. Der König gab dazu aus seinen Mitteln etwa 80 000 Mark. Das Instrument, dessen Herstellung mit großen Schwierigkeiten verbunden war, hatte eine Länge von 40 Fuß, und der Spiegel einen Durchmesser von 3 Fuß. Ein so ungeheueres Teleskop bedurfte ganz besonderer Vorrichtungen, um nach allen Himmelsgegenden bewegt werden zu können. Auch dies erdachte Herschel und war selbst bei der Ausführung seiner Entwürfe mit thätig. Unsere vorzügliche Abbildung zeigt das Herschelsche Riesenteleskop. Man sieht das ungeheure Gerüst, welches sich auf Rädern bewegte und das 100 Ctr. schwere Teleskop trug. Letzteres war so eingerichtet, daß Herschel von einer Galerie aus in das Rohr, d. h. gegen den Spiegel hinsah, also den Gegenständen am Himmel den Rücken kehrte. Das Riesenteleskop blieb übrigens nur wenige Jahre im Gebrauch, denn in einer kühlen Nacht verlor der große Spiegel seine Politur, und es war nicht mehr möglich, dieselbe fehlerfrei zu erneuern. Herschel hat jedoch mit diesem Instrument viele wichtige Beobachtungen angestellt und Himmelskörper entdeckt, die erst in der neuesten Zeit wiedergesehen werden konnten. Das, was ihm dieses Riesenteleskop zeigte, brachte ihn auch auf seine großartigen Anschauungen über den Bau des Sternenhimmels, überzeugte ihn aber nicht minder, daß wir Menschen nicht hoffen dürfen, jemals den gestirnten Himmel völlig zu ergründen. Mit Recht sagte sein Sohn:

„Die Wunder, die lebendem Blick nie gestrahlt,
Sie waren hier all' in den Spiegel gemalt;
Nicht deutet, nicht zählt sie der ird'sche Verstand,
Sie sind nur allein ihrem Schöpfer bekannt!"



Herschels Riesenteleskop.

Wie die Neger Affen fangen.

Die letzte Reise, die ich von einem der nördlichen Häfen der Vereinigten Staaten aus unternahm, war nach der afrikanischen Küste gerichtet. Eines Tages, während ich mit meinem Schiffe in Rio Pongo lag, kam ein Bote von dem Könige einer der flußaufwärts liegenden Negerstädte mit der Einladung zu mir, in Handelsverbindung mit ihm zu treten. Da ich stets vorzog, direkt mit den Eingeborenen zu verhandeln, als durch Agenten, so nahm ich die Einladung gerne an.

Es war eine lange Ruderfahrt zu Quomonos Stadt; erst den Strom hinauf und dann durch einen tiefen, schmalen Fluß, welcher vollständig mit Manglebäumen und wildem Wein überwachsen war. So dicht war das Laubdach, daß kein Sonnenstrahl durchdrang und eine fast vollständige Dunkelheit auf dem schwarzen, trägen Gewässer herrschte. Kaum regte sich ein Lüftchen, während wir in diese tunnelähnliche Wasserstraße eingelenkt hatten. Dagegen wurden unsere Ohren durch das laute Geschrei und Geschnatter unzähliger Affen, deren Siesta wir gestört hatten, fast betäubt.

Nachdem sich unsere Augen einigermaßen an das uns umgebende Dunkel gewöhnt hatten, konnten wir die lärmenden Burschen beobachten, wie sie von Ast zu Ast sprangen, die Zähne fletschten und uns die tollsten Gesichter schnitten.

Meine Leute machten sich zuweilen den Spaß, mit dem Ruder oder einem Bootshaken nach den unverschämten Burschen zu schlagen, aber mit Blitzesschnelle wußten sie jedem Angriff auszuweichen. Von dem Neger, der uns begleitete, erfuhren wir, daß nur der Anblick der weißen Gesichter die ungewöhnliche Aufregung unter diesem lärmenden Völkchen hervorgebracht habe. Er erzählte uns unter anderem, die Schelme ließen sich von einem vorspringenden Aste aus, einer an dem andern hängend, fast bis zum Wasserspiegel nieder und er hätte wiederholt mit angesehen, daß sie selbst große Amphibien mit Vorliebe und auf die possierlichste Art neckten. Ob seine Schilderung auf Wahrheit beruht, mag dahingestellt bleiben. Zuweilen erblickten wir auch einige Paviane von ungewöhnlicher Größe. Diese aber hielten sich mißtrauisch in respektabler Entfernung von uns.

Nachdem wir in Quomonos Stadt angekommen waren und unsere Geschäfte mit Seiner schwarzen Majestät zu unserer Zufriedenheit gemacht hatten, sprach ich den Wunsch aus, einen der großen Paviane zu besitzen, die ich unterwegs gesehen hatte.

„O das ganz leicht sein, Massa Kaptän," sagte mein schwarzer Dolmetscher. „Was du geben dafür, Massa Kaptän?"

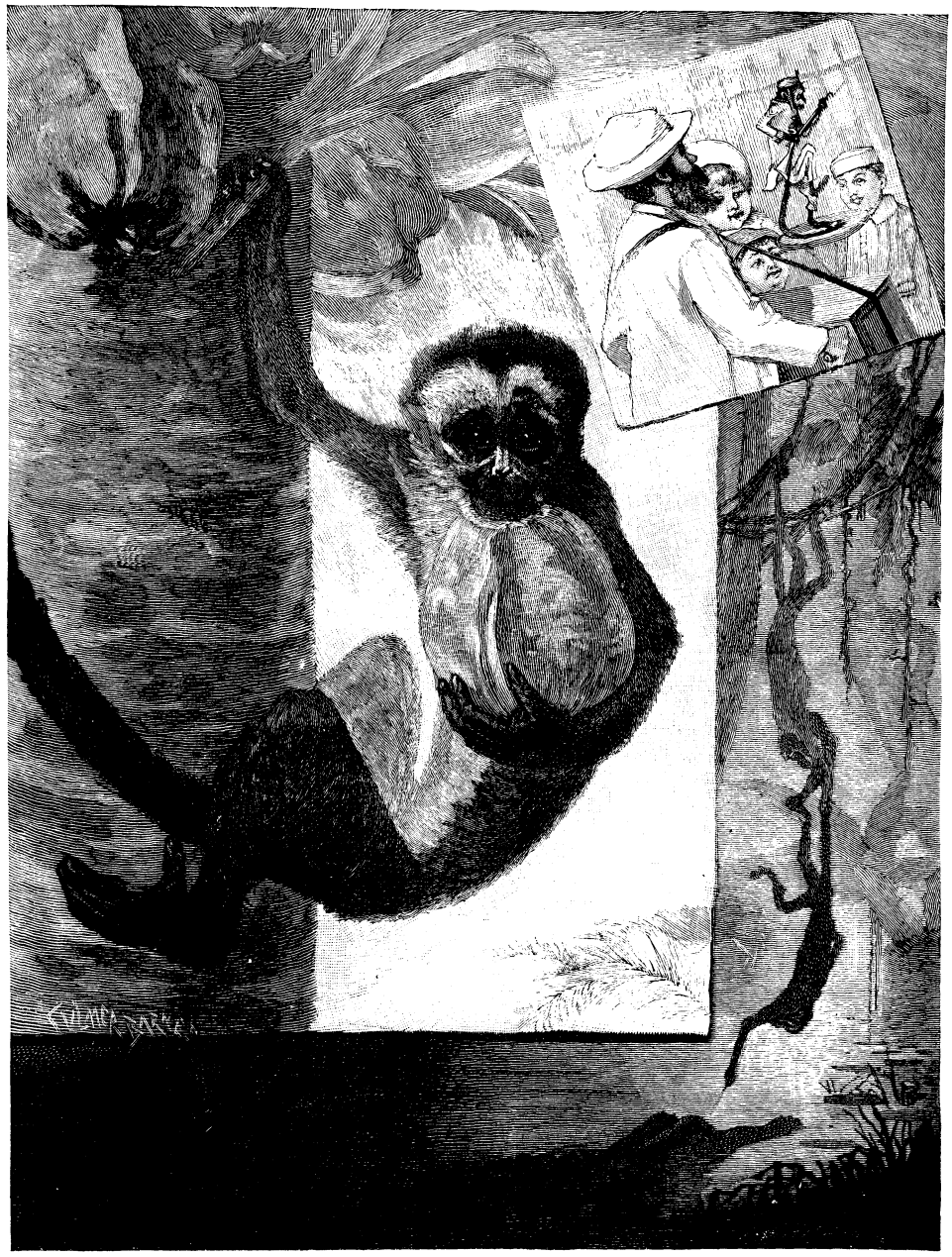
Da ich ihm ein Anbot machte, das ihn zufrieden stellte, so ging der Neger nach seiner Hütte und kehrte bald mit einer leeren Kürbisflasche zurück.

„Nun, Massa Kaptän, gib eine Flasche Rum und genug Zucker, um ihn süß zu machen."

Da ich glaubte, er wolle den Rum für den Eigengebrauch, so ließ ich ihm so viel geben, als ich zu diesem Zweck für hinlänglich hielt. Der Neger aber wollte sich nur mit einer vollen Flasche begnügen, die ich ihm denn auch geben ließ. Hierauf goß er den Rum in die Kürbisflasche, rührte den Zucker hinein, und nachdem er das Getränk nicht ohne sichtliches Behagen gekostet hatte, sagte er:

„Dies gut für Jocko. Er süßen Rum liebt wie dieser da. Nun, Massa Kaptän, wenn du willst Spaß sehen, geh mit mir."

Dabei deutete er auf ein kleines Dickicht, das nicht weit von der Einplankung des Dorfes lag. Ich folgte dem Schwarzen an den Ort und sah, wie er die Kürbisflasche hinter einem gefallenen Baume niedersetzte und sich dann in einige Entfernung zurückzog, nachdem er mir ein Zeichen gegeben hatte, dasselbe zu thun.



„Die Schelme ließen sich von einem vorspringenden Aste aus fast bis zum Wasserspiegel nieder."

Wir hatten nicht lange gewartet, als mehrere Paviane, angelockt durch den Geruch des Rums, herbeikamen und sich der Kürbisflasche näherten. Einer aber, der größer und stärker war als die anderen, stürzte voraus, teilte da einen Schlag, dort einen Biß aus, ergriff die Flasche und setzte sie an sein häßliches Maul. Unter behaglichem Grunzen leerte er die Kürbisflasche und schnatterte sodann in einem fort mit den anderen Affen, die ihn lüstern betrachteten. Einige Minuten darauf zerbrach er die Flasche und strich den Zuckersatz von den Scherben, den er mit großem Behagen ableckte. Dann tanzte er wie besessen umher, während er grinsend vor Lust das Maul von einem Ohr zum anderen verzog.

Von Minute zu Minute wurde er lebhafter, sprang auf die Bäume und führte eine Reihe von gymnastischen Kunststücken aus, wie unsere jungen Leser solche auf Jahrmärkten beim Leiermann oder im Cirkus nie gesehen haben dürften, dabei ununterbrochen schnatternd, ganz wie ein angetrunkener Taugenichts.

Nachdem er diese Possen eine Zeitlang fortgesetzt hatte, begannen die einschläfernden Wirkungen des Trankes sich allmählich bemerkbar zu machen. Allgemach wurde er weniger lebhaft, und die Unsicherheit seiner Bewegungen zeigte an, daß er jetzt wirklich berauscht war. Seine Augen, welche früher glänzend und in steter Bewegung waren, hatten jetzt einen bleiernen Ausdruck, und erschöpft von seinen Anstrengungen setzte er sich, die Ellenbogen auf den Knieen und den Kopf mit den Händen gestützt, auf den gefallenen Baumstamm. In dieser Stellung nahm er sich so ungemein komisch aus, daß ich mich nicht enthalten konnte, laut zu lachen.

Als ob er mein Lachen übel deute, suchte er sich ein feierliches Ansehen zu geben und — die Hände auf die Kniee legend und den Kopf mit Würde emporhebend — richtete er seine dummen glanzlosen Augen nach dem Platze, wo wir saßen, als wolle er sagen: „Sieh' her, du Narr von einem weißen Mann, warum lachst du? Bist du betrunken?“

Dies war aber auch vorläufig seine letzte Anstrengung, denn jetzt fiel er wie ein Klotz zu Boden und blieb regungslos liegen.

„Nun, Massa Kaptän,“ sagte der Dolmetscher, „solang er schläft, er gut sein, eins, zwei Stunden. Wenn er wird nüchtern, er wie der Teufel kämpft.“

Der Neger schnürte jetzt mit den Stricken die er mitgebracht hatte, dem Affen die Hände und Füße vorsichtig zusammen, warf das betäubte Geschöpf über die Schulter und trug es in unser Boot.

Als ich den Neger für seine Dienste bezahlt hatte, rief ich meine Leute zusammen, und wir traten sogleich die Rückfahrt an. Da die Barre des Rio Pongo den Uebergang von größeren Schiffen nicht gestattete, und in der Nähe der Küste wegen der Untiefen sich kein passender Ankerplatz vorfand, so lag meine Brigg etwa drei Meilen seewärts, und man hatte mehrere Stunden zu rudern, wenn man von dem Negerdorfe aus zu ihr gelangen wollte.

Wir waren etwa eine Meile noch von dem Schiffe entfernt. Ich saß im Hinterteile des Bootes, den Blick gegen die Mitte desselben gerichtet, wo man den berauschten Affen niedergelegt hatte, als ich auf einmal Zeichen des Wiedererwachens an ihm wahrnahm. Er öffnete seine Augen und blickte verwundert um sich. Sogleich schien er alles, was sich zugetragen, zu begreifen, und wenige Augenblicke darauf war er rasend vor Wut. Doch ehe die Matrosen dazu kamen, ihn meinem Befehle gemäß an den Ringbolzen festzubinden, hatte er seine Fesseln zerrissen und stand die Zähne fletschend, zur Verteidigung bereit.

Ueber die Köpfe meiner Leute hinweg versuchte ich ihn mit der Ruderpinne niederzuschlagen, damit er geknebelt werden könnte. Er aber war jetzt vollkommen nüchtern, sprang über die Matrosen weg auf mich ein, packte meinen Arm mit seinen furchtbaren Zähnen und suchte mir mit seiner krallenbewehrten Hand ins Gesicht zu greifen. Meine Leute eilten zur Hilfe herbei, aber erst als die Schläge von ihren Fäusten hageldicht auf ihn fielen, ließ er von mir ab und wendete sich gegen seine neuen Feinde.

So wild und nachdrücklich aber waren seine Angriffe, daß die Matrosen, die nichts als ihre Hände zur Verteidigung hatten, gezwungen waren, ins Wasser zu springen.

So befand ich mich nun mit dieser Bestie allein im Boot. Zuerst ruhte er einige Augenblicke in der Mitte desselben aus, als ob er für den neuen Kampf frische Kraft sammeln wollte, dann sprang er von neuem auf mich ein. Wieder erhob ich die Ruderpinne und holte zu einem Schlage gegen ihn aus, der seinen Schädel wie eine Eierschale zerschmettert hätte; aber das Tier wich geschickt aus, die Stange flog mir aus der Hand, und es blieb mir nichts anderes übrig, als ebenfalls über Bord zu springen.

Da war nun der Affe der alleinige Herr des Bootes. Der errungene Sieg schien ihn vollkommen zu befriedigen, denn er begnügte sich damit, uns — wie wir um das Boot herumplätscherten — in seinem Kauderwelsch tüchtig zu schimpfen, sprang dann in die See und schwamm gleich dem geübtesten Schwimmer nach dem Lande, während wir, halb ärgerlich, halb belustigt, wieder in unser Boot zurückkletterten.

Als ich am anderen Tage den König Quomono wieder besuchte, erzählte ich, was vorgefallen war. Man lachte herzlich über die Geschichte und versprach, den Pavian wieder einzufangen. Demzufolge wurde ihm abermals eine Flasche mit Rum und Zucker vorgesetzt, und das Ergebnis war, daß Simon Pongo — welchen Namen die Matrosen dem Affen gegeben hatten — sich am Abend als Gefangener am Bord der Brigg befand. Hier verlor er in kurzer Zeit seine Wildheit und wurde so zahm und manierlich wie nur irgend ein civilisierter Affe. Ich brachte ihn mit nach Cuba, wo er sich ebenso wohl befindet als unter den Manglebäumen seines Vaterlandes. Die Art, wie er gefangen wurde, scheint er indes noch nicht vergessen zu haben; denn gegen seine Landsleute, die Neger auf der Pflanzung, hegt er noch immer einen tödlichen Haß, den er dadurch auszulassen sucht, daß er ihnen im Vorübergehen Steine, Holzstücke u. drgl. nachschleudert, und zwar mit einer Geschicklichkeit, die selten ihr Ziel verfehlt.

Noch etwas vom guten Gedächtnis.

Im Anschluß an das in Nummer 3 Berichtete sei hier noch Einiges zum Kapitel vom guten Gedächtnis mitgeteilt. König Mithridates von Pontos konnte jeden der 80 000 Soldaten seines Heeres bei Namen nennen, auch sollen ihm 22 Sprachen geläufig gewesen sein. Seneca recitierte zweitausend Worte in derselben Reihenfolge, wie sie ihm vorgesagt worden waren. Dem 1849 verstorbenen Kardinal Mezzofanti waren 30 Sprachen und 38 Dialekte geläufig. Der Mnemoniker Runge wußte zu ungefähr 500 Namen berühmter Personen Geburts- und Todesjahr, sowie bei 1500 Städten die Einwohnerzahl anzugeben. Noch erstaunlicher waren folgende seiner Leistungen. Er gab die auf einem zwanzig Fuß langen Bande von einem englischen Mathematiker bis auf 708 Decimalstellen berechnete und in 236 numerierte Gruppen zu drei Ziffern geteilte Kreisumfangszahl π (sogen. Ludolfsche Zahl) blitzschnell und sicher je nach der aufgerufenen Gruppennummer wieder. Auf 4000 mit laufenden Nummern versehenen Zetteln waren ebensoviele bunt durcheinander gewürfelte Wörter verzeichnet. Wurde ihm irgend eine Nummer genannt, so gab er sofort das dazu gehörige Wort richtig an.

Was aber die Leser des Guten Kameraden ganz besonders interessieren wird, sind die Gedächtniskünste, mit denen vor mehreren Jahren ein neunjähriger Knabe, Philipp Roth, ein geborener Ungar, auftrat. Er addierte fünf fünfstellige Zahlen, subtrahierte zwei zwölfstellige Zahlen, multiplizierte zwei vierstellige Zahlen, dividierte achtstellige durch vierstellige Zahlen und was dergleichen Aufgaben mehr sind, natürlich alles im Kopf. Mit staunenswerter Geschwindigkeit rechnete er z. B. 8 Jahre 3 Monate 4 Tage und 6 Stunden in Sekunden um, multiplizierte 3745 mit 2168, dividierte 44 268 durch 7763, und gab an, wie viel Zinsen 57 450 Mark in 208 Tagen bei $3\frac{1}{3}$ Prozent geben. Befand er sich einmal mit demjenigen aus der Zuhörerschaft, der ihm das Exempel gestellt, in Widerspruch, so schaute er seinen Examinator ungläubig an, und es stellte sich dann auch bei nochmaliger Prüfung heraus, daß Philipp Roth stets in seinem Rechte war.

Auch eine hübsche Anekdote wollen wir zu diesem Kapitel noch zum besten geben.

Zwei Kandidaten bewarben sich um eine erledigte Stelle. Beide sollten an einem Sonntage, der eine vormittags, der andere nachmittags einen öffentlichen Vortrag halten. Die Kandidaten waren in dem einzigen Gasthause des Dorfes zufällig in zwei durch eine dünne Wand getrennte Zimmer einquartiert. Der Vormittagskandidat quälte sich vergeblich, einen guten Vortrag zustande zu bringen; da hörte er, wie sein Mitbewerber seine Rede

laut memorierte. Er lauschte, und da er ein vorzügliches Gedächtnis besaß, konnte er den Vortrag des anderen Kandidaten bald auswendig, den er dann auch unverfroren am Vormittage hielt. Der Mitbewerber bekam einen Todesschreck, als er seine mit so großer Sorgfalt ausgearbeitete und einstudierte Abhandlung vortragen hörte. Was war aber zu thun? Um eine neue Rede auszuarbeiten, war die Zeit zu kurz. Rasch entschlossen trat er Nachmittags vor die Zuhörer und begann: Meine Herren! Ihr habt heute morgen eine so vorzügliche Rede gehört, daß ich nicht imstande sein werde, euch eine bessere zu halten. Ich will euch deshalb diejenige meines Kollegen noch einmal wiederholen. Und nun wiederholte er Wort für Wort seinen eigenen Vortrag. Die Zuhörer erstaunten über diese vermeintliche Gedächtniskraft und sagten: Das ist unser Mann! Sie wählten ihn auch wirklich und haben es in der Folge nicht bereut. Der eigentliche Gedächtniskünstler aber hatte von seiner Kunst keinen Nutzen gehabt, womit ihm ganz recht geschah.

Zur Geschichte des Veilchens.

Wie das Veilchen das Sinnbild des Imperialismus in Frankreich geworden ist, erzählt eine Flugschrift aus dem Jahre 1815, welche der „Temps" aufgestöbert hat. Drei Tage vor der Einschiffung nach Elba lustwandelte Bonaparte, begleitet von dem Herzog de Bassano und dem General Bertrand, in dem Garten von Fontainebleau. Der Herzog von Bassano suchte ihm nachzuweisen, daß es nicht mehr Zeit sei, zurückzuweichen. Lebhaft erregt ging Napoleon vor sich hin und sagte nichts; er suchte im Gegenteil irgend eine Ablenkung von dem Gegenstand. Plötzlich sah er neben sich ein liebliches Kind von drei oder vier Jahren, welches Veilchen pflückte und zu einem Sträußchen band. „Mein kleiner Freund," sagte der Fürst, „wirst du mir deine Blumen geben?" „Recht gern", versetzte der Knabe und reichte sie ihm anmutig dar. Bonaparte küßte das Kind und sagte nach einigen Minuten zu seinen Höflingen: „Der Zufall dieser Begegnung ist mir ein geheimer Wink, diese bescheidene Blume nachzuahmen; ja, meine Herren, von nun an soll das Veilchen das Sinnbild meiner Wünsche sein." — „Sire," entgegnete Bertrand, „ich will für den Ruhm Ew. Majestät hoffen, daß dieser Entschluß nicht länger währen wird, als die Blume, der er seine Entstehung verdankt." Den nächsten Tag sah man Napoleon im Garten mit einem Veilchensträußchen, das er abwechselnd im Munde und in der Hand trug, spazieren gehen. Bei einem Beete angelangt, bückte er sich, um solche Blumen zu pflücken; sie waren an dieser Stelle ziemlich selten und der Grenadier Choudieu, der eben Wache stand, sagte zu ihm: „Sire, in einem Jahre wird das Pflücken bequemer sein; sie sind dann schon dichter." Bonaparte, höchlich erstaunt, schaut ihn an. „Du glaubst also, in einem Jahre werde ich hier sein?" — „Vielleicht schon früher, wenigstens hoffen wir es." — „Soldat, weißt du denn nicht, daß ich übermorgen nach Elba abgehe?" — „Ew. Majestät lassen das Gewitter vorüberziehen." — „Denken deine Kameraden wie du?" — „Fast alle." — „Sie mögen es denken, aber nicht sagen. Nach der Wache gehe zu Bertrand, laß dir 20 Napoleond'or geben, aber schweige!" Choudieu, nach der Wachtstube zurückgekehrt, machte seinen Kameraden bemerklich, daß der Kaiser seit zwei Tagen mit einem Veilchenbouquet herumgehe. „Wir wollen ihn jetzt," sagte er, „unter uns den „père la Violette" nennen." Seit jenem Tage wurde Napoleon in den Kasernen nur noch mit diesem Namen bezeichnet. Das Geheimnis drang allmählich ins Publikum und zur Veilchenzeit trugen die Anhänger des Exmonarchen diese Blume als Erinnerungszeichen im Knopfloch oder im Munde.

Das Büttenspiel.

Das heitere Gemüt des brabanter Volksschlags ist so bekannt, wie die oft sogar plumpe Steifheit ihrer vlämischen Provinznachbarn; nicht zum wenigsten gewann der unseren jungen Kameraden gewiß aus der Geschichte erinnerliche Graf Egmont die Herzen seiner Landsleute, daß er aus voller Seele nicht nur an ihren Leiden, sondern auch an ihren Belustigungen teilnahm, die Herzog Alba, der Vollstrecker der Gewalt des düsteren Philipps II., als Gelegenheit zur Aufreizung gegen das eiserne Regiment Spaniens zu unterdrücken strebte. — Vor allem waren die Bürger Brüssels große Freunde von festlichen Veranstaltungen, bei denen es hoch und lustig herging. Die vornehmeren Kreise ergötzten sich mit Bogen- und Armbrustschießen nach Scheibe und Vogel; wie noch heute, lohnten Silberpreise die schärfsten Augen und die sicherste Hand; freilich bot ein Festschütze jener Zeit einen anderen Anblick, als wir bei den unseren gewohnt. Alle Muskeln des kräftigen Zielers schwellten unter dem festen Druck im Umklammern des riesigen Bogens, dessen Sehne beinahe zum Umklammern gespannt war; nun ein Ruck, ein Pfeifen, der schwere Eisenpfeil schwirrt durch die Luft, aller Augen folgen seinem Flug, hart schlägt er gegen das grell bemalte Ziel, und krachend fällt ein Flügel zur Erde — ein Meisterschuß, von Jubelrufen würdig gefeiert.

Neben diesen Belustigungen ist noch jetzt das Kegelschieben und Scheibenwerfen hoch angesehen. Das eigentliche „Volk" indessen erfand sich eine Reihe Spiele auf eigene Hand, von denen „Sackhüpfen" und „Mastklettern" wohl keinem unserer jungen Kameraden unbekannt. Wohl aber dürfte dies mit einem drolligen Volksspiel der Fall sein, dessen Teilnehmer und Zuschauer größtenteils aus den niederen Schichten bestehen und deren Schaustätte meist ein breiterer Platz des alten Stadtteils der belgischen Königsresidenz bildet, soweit die Mauern desselben nicht dem Andrängen der Luft und Licht heischenden Neuzeit zum Opfer gefallen.

Schon die Vorbereitungen des „Büttenspiels" versammeln eine erwartungsfrohe Menge. Von kräftigen Arbeiterfäusten eingerammt, erheben sich zwei mittelhohe Maste, durch ein schlaffes Seil verbunden, an beiden Enden des Fahrdamms; inmitten dieser Strickschaukel hängt ein mit Wasser gefülltes offenes Gefäß, an dessen unterem Ende ein kleiner Eisenring angebracht ist. Die Aufgabe der Teilnehmer dieses Spiels, dessen Preis in einer geringen, von den Veranstaltern gestifteten Geldprämie besteht, ist, mit einer dünnen Lanze den Ring zu durchstechen, ohne den Schwankkessel aus dem Gleichgewicht zu bringen. Die mit Bedacht ausgeführte Lösung, an sich schon nicht ganz leicht, wird durch die Nebenumstände erschwert, die den Bewerbern schmähliche Niederlage bereiten und sie noch dazu dem Spott preisgeben.

Immer mehr wächst die Zuschauermenge; ein paar Gendarmen halten Ordnung und wehren dem allzu derben Ausbruch des Mutwillens; ein Hurra ertönt aus hellen jugendlichen Kehlen, die Stunde des Beginns schlägt, an den Fenstern der umliegenden Häuser drängen sich die Zuschauer wie in den Rängen des Theaters, das Schauspiel, oder besser die Posse, beginnt, das Volk liebt nicht zu warten.

Aus dem Thor eines nahen Wirtshauses wird ein Handkarren gezogen; ein Dutzend Männer jeden Alters, dem Arbeitsstande angehörend, vom halbwüchsigen Burschen bis zum Weißkopf, die lose Linnenbluse in die Beinkleider gesteckt, folgen dem Gefährt in ernster Würde; jeder hat natürlich seine besonderen Freunde, die Stein und Bein auf seinen Sieg schwören, und ob Jean oder Pierre „sticht", ist eine Nuß, an der sich vor der Lösung schon mancher Dickkopf blutig knackt.

Ein herkulisch gebauter Arbeiter, dem sich ein paar hoffnungsvolle Sprossen der Brüsseler Straßenjugend als überflüssiges Anhängsel zugesellen, hat sich zwischen die Gabel gespannt und den Karren in einige Entfernung von der Mitte der schwanken Schaukel mit dem verhängnisvollen Gefäß: „Rühr mich nicht an" geschoben. Der menschliche Zuggaul aber hat noch weiteren Dienst zu besorgen, und muß auf Pünktlichkeit seines Manövers dressiert sein wie ein Kavalleriepferd.

Bereits hat das Los die Reihenfolge der Stecher entschieden, — der erste, ein vierschrötiger Brauer mit listig blinzelnden Aeuglein, tritt gravitätisch heran, den dünnen Eisenstab, der durch die Mitte des Ringes gleiten soll, in der Hand. Er besteigt den Karren; so stolz wie je ein Triumphator des alten Roms blickt er auf die Menge, unberührt von dem Lärm der Gutgesinnten und Uebelwollenden; nun wird es still; der muskulöse Arm reckt sich empor, das Auge haftet starr auf der kleinen zu durchstechenden Oeffnung — nun holt er aus zum Sprung im rechten Augenblick, da ertönt ein Glöckchen — das verabredete Signal — und mit gewaltigem Ruck zieht der wohldressierte Gaul Karren und Mann vorwärts in kurzem Trabe, — jetzt — die Stange fliegt, o Jammer, o Schande, —

„— Die Hütte entleert sich erbarmungslos über den schmählich zu Fall gekommenen Ritter —“

statt die erzielte Mitte des Ringes trifft im Untendurchrollen die Lanze des armen Stechers den Rand der Bütte, die natürlich das ohnehin sehr schwanke Gleichgewicht verliert und erbarmungslos sich ihres nassen Inhalts über den schmählich zu Fall gekommenen Ritter entledigt.

Pudelnaß, vom Gelächter der Menge verfolgt, macht sich der gedemütigte Triumphator vom Bierfaß so rasch als möglich unsichtbar.

„Nr. 1" ist abgethan; der Schwankkessel wird neu gefüllt und befestigt, und der folgende Preisstecher versucht sein Heil; ein ehrsamer Schneidergesell ist das, von dem der Volkswitz meint, es sei am geratensten, wenn er sich selber durch den Ring blase. Aber Freund Zwirn ist ein Schlaukopf, und denkt: „Lacht immerhin, und ich am letzten!" Der wartet ganz ruhig, bis das Signal ertönt, um, ohne vom plötzlichen Ruck erschüttert zu werden, während des Vorschiebens die Oeffnung zu gewinnen; das Einfädeln mit leichter Hand ist er ja von der Nadel her gewöhnt; der Plan wäre an sich schon ganz gut gewesen, hätte nur der arme Teufel sich nicht gründlich in sich selber verrechnet. Denn da der Gaul mit seiner Ladung unter dem Seile hindurchtrabte und das Schneiderlein sich zum Stich emporreckend den Arm erhob, schnellte die ganze klapperdürre, federleichte Figur mit in die Höhe, und mitleidslos ergießt sich der Wasserstrom über den Schädel des Geprellten, der noch dazu zum Stichblatt schlechter Witze dienen muß. — „Freund Zwirn war leichter gewesen als die eiserne Nadel, die er führte!"

So geht es weiter in lustigem Spiel unter immer gesteigertem Jubel der Zuschauer, je öfter die aus ihrer Ruhe gestörte Bütte ihren Zorn über den Urheber im strengsten Sinne des Wortes „ausschüttet."

Endlich aber findet sich der Held, dem es gelingt, mit Gewandtheit den Spieß durch die Mitte zu treiben oder ein glücklicher Zufall läßt das Eisen zuweilen auf eine Weise in dem Ringe haften, daß es nach dem Gesetz der Schwere das Gleichgewicht der Bütte erhält. Das Tau schwankt zwar bedenklich, über den Rand des verhängnisvollen Gefäßes rieseln Wassertropfen infolge der Erschütterung, aber jene Tropfen sind Ehrenperlen auf des Stechers Haupt; besänftigt steht das verderbendräuende Naß in seinen Grenzen und von den Huldigungen der Menge umgeben, steht der glückliche Sieger hoch aufgerichtet auf seinem Karren, des schweren Sieges froh, der dem Helden des Tags „zu Ehren", den Geschlagenen „zum Trost" bei Lied und Becherklang nachgefeiert zu werden pflegt.

Derb genug ist freilich das „Büttenspiel", aber es bietet Gelegenheit zu einer harmlosen, wahren Volksbelustigung, wie sie wohl kein weiterer Ort aufzuweisen hat, und aus diesem Grunde glaubt der „Gute Kamerad", wird die Schilderung desselben seinen Freunden willkommen sein.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Tiefernsten Tones begann Old Shatterhand:

„Aber, lieber Frank, der Scherz war doch wohl ein ziemlich harmloser und auch gar nicht auf Sie allein abgesehen. Wir anderen sind ebenso Zuhörer gewesen wie Sie und haben uns nicht beleidigt gefühlt, sondern die Erzählung als das genommen, was sie war — eine Anekdote, welche uns erheitern sollte. Ihr bekanntes Gerechtigkeitsgefühl wird Ihnen sagen, daß wir von Ihnen ganz unschuldigerweise um diese Heiterkeit gebracht worden sind."

Der eindringliche Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, verfehlte seine Wirkung nicht. Frank hatte ein weiches Gemüt: es that ihm wehe, vielleicht zu weit gegangen zu sein. Er antwortete:

„Wenn Sie diese Angelegenheit in dieser Weise darschtellen, so bekommt die Sache freilich eene ganz andere Wendung. Ich habe Sie keineswegs in Ihrem Vergnügen schtören wollen. Aber Sie werden mir ooch zugeben, daß ich ooch Anschpruch off meine anthropologischen Menschenrechte erheben darf."

„Ganz richtig; aber wir gestehen Ihnen diese Rechte ja ganz gern zu."

„So? Warum reibt sich da der Dicke ichtets an mir?"

„Denken Sie einmal nach, ob Sie ihm nicht vielleicht die Veranlassung dazu geben. Lassen Sie ihm nicht immer Ihre Ueberlegenheit fühlen?"

„Hm! Sie geben also zu, daß ich ihm wirklich mehrschtenteels überlegen bin?"

„Wenn ich Ihre eigene Ansicht für die richtige halten soll, so muß ich das zugeben."

„Schön! Das genügt mir vollschtändig. Und da will ich denn voller Einsichtigkeet off die verlangte öffentliche Ehrenerklärung Verzicht leisten. Es soll mir niemand nachsagen, daß ich een Schtörer des allgemeinen Völkerfriedens sei. Hier, Dicker, ist meine Hand! Schlagen Sie ein! Wir wollen in trauter Eenigkeet die Pfade unseres Lebens wandeln. Ich rufe Ihnen mit Schillern zu: Soyongs, Anis, Emma!"

Leider brach bei diesen letzten Worten das lang verhaltene Gelächter kräftig los. Der Kleene sah sich erstaunt im Kreise um.

„Was gibt's denn schon wieder?" fragte er.

„Einen Fehler, den Sie gemacht haben, oder vielmehr mehrere Fehler," antwortete Jemmy.

„So? Welche denn?"

„Diese Worte sind nicht von Schiller, sondern von dem französischen Dichter Corneille und heißen Soyons amis, Cinna! Es ist also weder von Anis, noch von einer Emma die Rede."

„Ah? Meenen Sie wirklich? Ich biete Ihnen meine Hand zum großen Versöhnungsfeste, und zum Dank dafür wollen Sie mich abermals korrigieren? Da kann ooch die beste Wasserleitung platzen. Wenn meine Friedfertigkeet in so solenner Weise abgewiesen wird, so mag es bei der Feindschaft bleiben, und ich werde — — —"

„O bitte!" fiel Old Shatterhand vermittelnd ein. „Diesesmal haben Sie sich wirklich geirrt, mein bester Frank. Ich muß Master Jemmy beistimmen, und ich hoffe, daß Sie mir ein gerechtes, unparteiisches Urteil zutrauen!"

„Ja, wenn Sie es sagen, so ergebe ich mich der Uebermacht. Sie sind eene authentische Zehlabrität, vor der ich mich gerne beugen will. Selbst een Fürscht und König kann sich irren, und für ganz und gar unfehlbar will ich mich denn doch nich halten. Also hier abermals die Hand, Jemmy. Et in terra pax, Friede sei off der ganzen Erde! Ist es so richtig?"

„Ja, vollständig!" antwortete der Dicke, indem er in die dargebotene Hand einschlug.

„Schön! Das genügt mir. Sie erkennen mich an, und da soll alles vergeben und vergessen sein."

„Aber nur unter einer Bedingung!"

„Wie, Sie wollen eene Bedingung machen? Welche denn?"

„Die, daß Sie nun endlich Ihr Bärenabenteuer erzählen."

„Ganz gern. Ich hab's verschprochen und bin es also schuldig, und wegen eener Schuldigkeet lasse ich mich nich gern mahnen. Es schadet das dem Kredite und ooch der Reputation. Wenn Sie also bereit sind, zuzuhören, so kann ich gleich jetzt gefälligst beginnen. Nämlich die Sache lief ooch nich ganz trocken ab, beinahe wie heute, wo wir beede, nämlich ich und Jemmy, unser Habit am Feuer trocknen müssen, er den Pelz und ich den Frack, vom Amazonenhut gar nicht zu reden. Und das kam folgendermaßen."

Er kräuselte die Feder seines Hutes zwischen den Fingern, räusperte sich verheißungsvoll und begann:

„Ich befand mich damals noch keene ganze Ewigkeet hier in den Vereinigten Schtaaten, das heeßt, ich war noch ziemlich unerfahren in den hiesigen Angelegenheeten. Damit soll freilich nich gesagt sein, daß ich ungebildet gewest sei, im

1. Moment.

Gegenteele, ich brachte eene gute Portion körperlicher und geistiger Vorzüge mit; aber es will dennoch alles gelernt sein, und was man noch nich gesehen und betrieben hat, das kann man ooch nich kennen. Darin wird mir een jeder verschtändige Mensch Recht geben. Een Bankier zum Beispiel, und wäre er noch so gescheit, kann nich so mir und dir nichts gleich die Hoboe blasen, und een gelehrter Professor der Experimentalastronomie kann nich ohne Unterweisung in den nötigen Kunstgriffen sofort Weichenschteller werden. Das schicke ich zu meiner Entschuldigung und Verteidigung voraus. — Die Geschichte begab sich unten in der Nähe des Arkansas in Colorado. Ich hatte ersht in verschiedenen Schtädten Verschiedenes getrieben und mir een kleenes Sümmchen geschpart. Damit wollte ich eenen Handel nach dem Westen anfangen, so was man hier zu Lande eenen Pedlar nennt. Warum ooch nich? Bei diesem Geschäft ist viel verdient, und verschtändlich konnte ich mich bereits ganz gut machen, da ich das Englische sehre leicht gelernt hatte. Es war mir leicht begreiflicher Weise nur so hineingeflogen."

„Ja," nickte Jemmy ernsthaft, „bei Ihrer ausgezeichneten Veranlagung ist es kein Wunder, wenn Ihnen eine fremde Sprache sehr bald geläufig wird."

„Nicht wahr? Mit den Haupt- und Eigenschaftswörtern braucht man sich gar nich viel abzugeben, denn die bleiben ganz von selber im Gedächtnisse kleben; zählen lernt sich ooch sehre bald, was bleibt da noch übrig? Een paar Umschtandswörter, mit denen ooch keene Umschtände gemacht zu werden brauchen, und dann ist man fertig. Ich habe nie nich begreifen können, daß die Jungens in der Schule sich so lange Zeit mit fremden Schprachen abquälen müssen. Es wird, wie ich gloobe, ganz verkehrt angefangen. Ob ich deutsch sage Käse oder französisch Frommasche oder englisch Cheese, das kann doch ganz egal sein. Mir ist in fremden Schprachen eben alles ganz Käse, und so trat ich denn mit eenem hübschen Vorrat von Handelsartikeln meine Reise an und machte so gute Geschäfte, daß ich, als ich in der Gegend von Fort Lyon an den Arkansas kam, alles losgeworden war. Sogar das Wägelchen hatte ich mit Profit verkooft. Nun saß ich zu Pferde, die Büchse in der Hand und die Tasche voller Geld und beschloß mal zum Pläsier weiter ins Land hinein zu reiten. Ich hatte schon damals große Lust, een berühmter Westmann zu werden."

„Der Sie ja nun auch geworden sind!" bemerkte Jemmy.

„Na, noch nich ganz. Aber ich denke, wenn wir jetzt off die Sioux losschlagen, so werde ich wohl nich hinter der Front schtehen bleiben wie Hannibal bei Waterloo, und dann ist es ja möglich, daß ich eenen berühmten Namen bekomme. Aber weiter! Colorado war damals ersht vor kurzer Zeit bekannt geworden. Man hatte ergiebige Goldfelder entdeckt, und nun kamen die Proschpecters und Diggers in Menge aus dem Osten. Wirkliche Ansiedler aber gab es nur wenige. Darum war ich eenigermaßen ziemlich erschtaunt, als ich off meinem Ritte ganz plötzlich eene regelrechte Farm vor mir liegen sah. Sie beschtand aus eenem kleenen Blockhause, mehreren Feldern und ziemlich großen Weideplätzen. Das Settlement lag an den Ufern des Purgatorio, und diesem Umschtande war es zuzuschreiben, daß sich Waldung in der Nähe befand. Es gab besonders viele Ahornbäume da, und ich wunderte mich darüber, daß in jedem Boomschtamme unten eene Röhre schteckte, aus welcher der Saft in untergeschtellte Gefäße tropfte. Es war im frühen Jahre, die beste Zeit zur Bereitung des Ahornzuckers. In der Nähe des Blockhauses schtanden lange, breite aber sehr flache hölzerne Bottiche, gefüllt mit dem Safte, welcher da verdampfen sollte. Diesen Umschtand muß ich ganz besonders bemerken, weil er bei meinem Abenteuer eene sonderbare Rolle schpielt."

„Einem Yankee aber gehörte das Settlement sicherlich nicht," sagte Old Shatterhand.

„Warum denken Sie das?"

„Weil ein solcher sicher nach den Goldfeldern gegangen wäre, anstatt als Squatter hier ruhig sitzen zu bleiben."

„Ganz richtig! Der Mann war aus Norwegen und nahm mich sehre gastfreundlich off. Seine Familie beschtand aus ihm, seiner Frau, zwee Söhnen und eener Tochter, und ich wurde eingeladen, so lange wie möglich zu bleiben. Das that ich denn ooch ganz gern und half mit in der Wirtschaft, wobei den guten Leuten meine angeerbte Intelligenz außerordentlich zu schtatten kam."

„Sie halfen wohl am Butterfaß?" scherzte Jemmy.

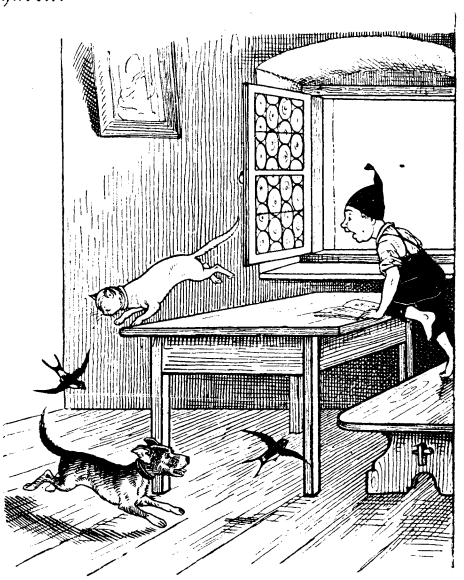
„Natürlich! Ich konschtruierte ihnen sogar een neues, welches nich geschtampft, sondern gedreht wurde, wie ich es im Osten gesehen hatte. Das heeßt, ich zeichnete es ihnen mit Kreide off den Tisch; machen konnten sie sich's nachher ja selber. Durch solche Gefälligkeeten und durch meine intelligente Ueberlegenheet gewann ich das Vertrauen dieser Leute so, daß sie mich sogar ganz alleene off der Farm ließen. Es sollte nämlich bei eenem Nachbar een sogen. house-raising-frolic schtattfinden, und die ganze Familie wollte daran teilnehmen, weshalb meine Anwesenheet ihnen sehr erfreulich war, da ich nun als house-holder zu Hause bleiben und über die schtatischtische Sicherheet der Farm wachen konnte. Sie ritten ab, und ich war Mann für mich alleene. Nachbar wurde dort jeder genannt, der zu Pferde in eenem halben Tage zu erreichen war. Grad so weit lag die betreffende Farm von uns, und so war die Rückkehr meiner Gastfreunde vor Ablauf von zwee Tagen nich zu erwarten."

„Das war sehr viel Vertrauen, welches man Ihnen schenkte," sagte Jemmy.

„Warum? Meenen Sie etwa, daß mir der Gedanke hätte kommen können, mit der Farm auszureißen? Sehe ich etwa wie een unehrlicher Schpitzbube aus?"

„Davon ist keine Rede. Wollte man der Ehrlichkeit eine Statue widmen, so könnten Sie als Modell sitzen, so ganz vertrauenerweckend ist Ihr Aussehen."

„Das will ich mir ooch ausgebeten haben!"



2. Moment.

„Ich meinte es anders. Jene Gegend wurde doch damals, sogar noch heute, von allerlei Gesindel durchzogen. Was hätten Sie als einzelner Mann thun können, wenn zufälligerweise solche Leute zu Ihnen

gekommen wären und die Abwesenheit des Besitzers zur Ausübung von Gewaltthätigkeiten benutzt hätten?"

„Was ich gethan hätte? Nehmen Sie mir es nich übel, aber das ist eene sehr sonderbare und närrische Frage. Ich hätte mein Hausrecht gebraucht und sie alle nausgeworfen."

„Halten Sie das für so leicht? Solchen Menschen kommt es auf eine Kugel nicht an."

„Mir ooch nich! Wenn Sie mich näher kennen gelernt haben, dann werden Sie sagen, daß man mir nich bloß eene, sondern gleich drei und vier Farmen anvertrauen kann. Ich würde sie schon zu vertheidigen wissen. Ich verschtehe mich off alle Arten kriegerischer Schtrategie und off die verschiedenen Kunstgriffe der höheren Gefechtstaktik ganz vortrefflich. Ich hab' sogar mal den Froschmäuslerkrieg gelesen und weeß also, eene Schlacht einzuleiten und ooch zu gewinnen. In der Einleitung wie Moltke, im Angriff wie Zieten und in der Verfolgung een wahres Wiesel, so brauche ich mich vor keenem Feind zu fürchten, außer er überfällt mich im Schlafe, ohne daß ich davon gebührenderweise benachrichtigt werde."

„Das ist's ja eben, daß man gewöhnlich nicht benachrichtigt wird!"

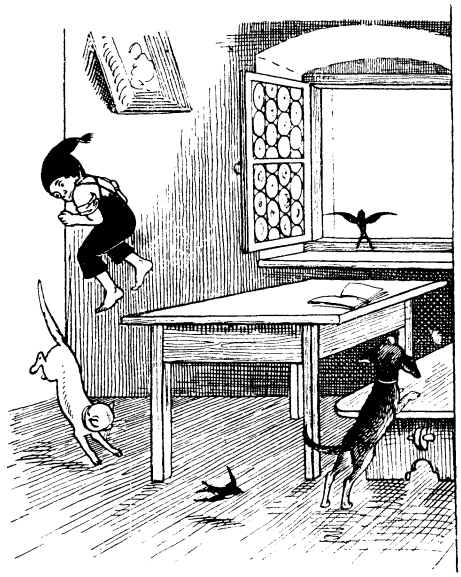
„Leider ist das wahr, und daß ooch der Bär gekommen war, ohne sich vorher anzusagen, dadurch kam das Abenteuer zu schtande, welches ich erzählen will. Ich muß dabei erwähnen, daß seitwärts vor dem Hause een hoher Hickory schtand. Er war bis hoch hinauf zu den erschten Aeschten seiner Rinde beraubt worden. Der Norweger hatte sie, wie er mir erzählte, zum Gelbfärben gebraucht. Nun war der Schtamm außerordentlich glatt, und es gehörte eene große Geschicklichkeet dazu, hinaufzuklettern."

„Das wird wohl niemand verlangt haben," sagte Davy.

„Nee, verlangt hat's niemand, aber es können sich ungeahnte Begebenheiten ereignen, durch welche sogar der edelste Mensch off so eenen Boom getrieben wird. Sie werden dieses Naturgesetz bereits in wenigen Minuten beschtätigen. Also, um off die Hauptsache zu schprechen zu kommen: ich befand mich ganz alleene off der Farm und dachte darüber nach, mit welcher Beschäftigung ich mir die langen Schtunden der Einsamkeet versüßen könne. Natürlich kam ich dabei off den Gegenstand, dessen Bearbeitung am notwendigsten war, und das war der Lehm. Nämlich drin im Blockhause war die Lehmdiele schadhaft geworden und zwischen den Holzschtämmen, aus denen die Wände beschtanden, die Füllung ausgebröckelt. Das mußte remuneriert werden, und darum hatte sich der Norweger gleich neben der Hausecke eene Lehmgrube angelegt. Sie war ungefähr vier Ellen lang und dreie breit. Welche Tiefe sie hatte, das konnte ich nich sehen, weil sie bis an den Rand gefüllt war. Es schteckten een paar Schtangen drin, mit denen das Zeug gerührt und durcheinander geknetet werden sollte. Welche Freude mußte mein Wirt haben, wenn er bei seiner Heimkehr wenn ooch nich die Diele, aber wenigstens die Wände ausgebessert vorfand! Daran dachte ich mit Vergnügen und beschloß, mich an die Arbeit zu machen."

„Verstanden Sie denn etwas davon?" fragte Jemmy.

„Ich bitte Sie, kommen Sie mir doch nich immer mit solchen überflüssigen Fragen in die Quere! Es ist doch wahrhaftig keene Kunscht, een Loch oder eene Fuge mit Lehm zu verschtopfen! Es gibt noch viel schwierigere Gebiete in der Wissenschaft. Ich begann also mit der Schtange zu rühren. Die Masse schien mir zu dick zu sein, und ich goß also Wasser zu, aber zu viel, denn nun war sie wieder zu dünn. Ich dachte aber, daß sie durch eifriges Kneten eene plaschtischere Kompression annehmen werde, und arbeitete über eene ganze Schtunde lang aus Leibeskräften.



3. Moment.

Dadurch erlangte der Lehm diejenige Konsequenz, durch welche jeder obrigkeitliche und baupolizeiliche Wunsch befriedigt werden konnte, und ich hatte, um mit der Verschönerungsarbeit beginnen zu können, mir nur noch eene hölzerne Maurerkelle zu schnitzen. Darum wollte ich jetzt hinein ins Haus, denn off dem Herd lag dürres Holz. Ganz begeistert von meinem Vorhaben, bog ich um die Ecke und — — schtand vor wem oder was?"

„Doch vor einem Bären," antwortete Jemmy.

„Ja, vor eenem Bären, der sein wohl oben in den Ratonbergen liegendes Asyl verlassen hatte, um sich, ebenso wie ich, eenmal Land und Leute anzusehen. Dieses Ansehen aber war ganz gegen meinen geläuterten Geschmack. Der Kerl machte mir een so verdächtiges Gesicht, daß ich mit eenem Satze, wie ich ihn wohl nie wieder zu schtande bringen werde, zur Seite schprang; aber ebenso rasch fuhr er off mich los. Das gab meinen Gliedern eene ungeahnte Gelenkigkeet, und das Ausreißen erschien mir als eene wahre Wonne. Ich schnellte mich wie een hinterindischer Königstiger nach dem Hickory hin, faßte an und fuhr wie eene Rakete an dem Schtamme hinauf. Man gloobt gar nich, was der Mensch in so eener unsympathischen Situation zu leischten vermag."

„Jedenfalls waren Sie ein guter Kletterer?" fragte Old Shatterhand.

„Das weniger, viel weniger sogar. Man sollte wohl annehmen, daß ich als Forschtbeamter genötigt gewest sei, das Klettern zu erlernen, aber leider hat sich meine natürliche Kongeschtion schtets gegen diese Kunscht empört. Wenn ich hoch schteigen muß, zum Beischpiel off eener Leiter, wird mir's ganz drehend und wirbelig zwischen den Ohren; ich kann's und kann's nich zwingen. Aber wenn een Bär dahinter ist, dann fragt man nicht lange, ob sich das Klettern mit der Gesundheet verträgt, sondern man klettert eben, und zwar mit wahrer Leidenschaft, grad so wie ich. Unglücklicherweise war, wie bereits erwähnt, der Schtamm zu glatt. Ich kam nich ganz hinauf bis zu den Aeschten, und mit dem Feschthalten schien es ooch seine Schwierigkeeten zu haben."

„O weh! Das kann gefährlich werden. Sie waren ohne Waffen. Was that denn der Bär?"

„Etwas, was er mit gutem Gewissen hätte unterlassen können — er kam nämlich nachgeklettert."

„Ah, so war es glücklicherweise kein Grizzly!"

„Das berührte mich nicht, denn damals war Bär Bär für mich. Ich klammerte mich krampfhaft fescht und schaute herab. Richtig, der Kerl hatte sich unten am Schtamme offgerichtet, umarmte denselben und kam langsam und gemütlich nachgeklettert. Die Sache schien ihm ungeheuern Schpaß zu machen, denn er brummte höchst vergnügt vor sich hin, ungefähr wie eene schnurrende Katze, nur schtärker, oder wie die E-Saite des Violonbasses, wenn sie pizzicato mit den Fingern gerissen wird. Mir aber brummte nich bloß der Kopf, sondern der ganze Körper von der Anschtrengung, mich fescht zu halten. Der Bär kam immer näher. Ich konnte unmöglich länger an meiner Schtelle bleiben; ich mußte weiter hinauf. Kaum aber hatte ich die eene Hand gelöst, um weiter zu greifen, da verlor ich den Halt. Zwar griff ich schnell wieder zu, doch die Anziehungskraft der mütterlichen Erde ließ ihr Opfer nich wieder los. Noch eenen kurzen angschtvollen Schtoßseufzer konnte ich mir geschtatten, dann aber fuhr ich am Schtamme hernieder, mit Vehemenz wie een zwanzigzentneriger Schtahlhammer, mit solcher Wucht off den Bären, daß er ooch mit nunter mußte. Er schoß zu Boden, und ich off ihn druff."

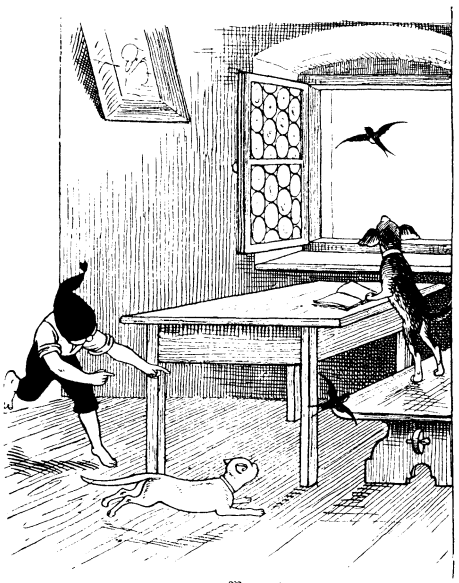
(Fortsetzung folgt.)

Knaben-Vogelschießen in Thüringen.

Große Männer aller Zeiten gelangten ohne ihr Zuthun auf natürliche Weise zum beneidenswerten Ruhme der Unsterblichkeit, aber manchmal schon haben auch sehr kleine Leute auf eigenartigen Wegen sich ein „ewiges“ Gedächtnis selber gestiftet. —

In meinem Heimatstädtchen lebte beispielsweise, wann und in welchem Beruf weiß ich nicht einmal genau, ein schlichter Biedermann, der sich Trautvetter schrieb. Wie gewinnend an und für sich schon dieser längst dort völlig ausgestorbene Name! — Seiner Zeit muß er zum mindesten sehr wohlhabend gewesen sein, wenn auch kein Millionär nach heutigem Geschmack.

Das große Schulhaus, welches sieben Klassen, Säle und Lehrerwohnungen unter seinem Dach vereinigte, war ein allgemeines Vermächtnis an die Stadt, wie es deren überall viele gibt. Der immerhin sonderbare Kauz hatte aber außerdem alle für ihn persönlich wichtigen Lebenstage zu kleinen Feiertagen für die heimische Jugend wohlvorsorglich gemacht. Einmal jedes Jahr erschien jeder Lehrer mit einer blauen Düte im Zimmer und zählte diesmal nicht wohlverdiente Schläge, sondern nicht verdiente baare 2 Pfennig in jede Schülerhand — in buchstäblicher Ausführung der testamentarischen Klausel, daß so und nicht anders die Zinsen eines gewissen Kapitals Verwendung finden durften. Gott mag wissen, welche Leckereien sich die Kinder in einem früheren Jahrhundert zu beschaffen



4. Moment.

imstande waren. Heute würde sicher der Stifter mit uns lächeln, wenn er den jetzigen Wert seiner Gabe wüßte. Aber am Herkommen gerüttelt wurde bei Leibe nicht.

Wieder ein anderer kleiner Zinsertrag verschaffte alljährlich jedem Schulkinde eine Bretzel, höchstens 3 Pfennig kostend, und an diese mußte allemal ein Epheublatt gebunden sein, was, mitten im Winter, öfters mehr Schwierigkeit machte, als das Gebäck selber.

Ganz besonders ersonnen, zu Fleiß und gutem Betragen anregend war es, daß kurz vor Weihnachten einlaufende Gelder lediglich zum Ankauf von gelbem Wachs Verwendung finden durften. Dies Material hatte der jüngste Lehrer stets eigenhändig — gegen eine auch dafür vorgesehene annehmbare Entschädigung — zu vier sehr großen Lichtern zu verarbeiten, mit bunten Bändern bis zu einer vorgeschriebenen Höhe zu umwickeln und den vier anerkannt Würdigsten feierlich zu überreichen.

Es bestehen noch ähnliche, mir eben nicht erinnerliche oder gerade hier nicht hergehörige Legate, die schon viele Menschenalter in Ausführung geblieben.

Die Pachtsumme unveräußerlicher Aecker war für ein alljährliches, großes, allgemeines Jugendfest vorgesehen und aus diesem entwickelte sich im Verlaufe der Zeit ein regelrechtes Vogelschießen. Dieses mit seinen natürlichen Umrahmungen bildet in der That für alle Einheimischen und sonstwohin Ausgewanderten eine ewig frische Jugenderinnerung und der Name Trautvetter ist und bleibt dankbar auf aller Lippen. —

An dem diesem Feste vorhergehenden Abende durchziehen jugendliche, gewandte Trommler und Hornisten, gefolgt von Alt und Jung, spielend alle Straßen, schlagen kunstvolle Wirbel und locken da dadada da dadada da dadadada — Bum! Auf die nachher vorgeschriebene Frage im Kreise: seid ihr alle da? folgt einstimmig die aus voller Brust geleistete Versicherung: ja ja ja!“

Nun ist natürlich die gehobene Stimmung bereits fertig. — Glücklicherweise wohnt zeitweilig auch ein Stadtmusikus im Ort, der natürlich jede Gelegenheit wahrnimmt, sich beliebt und Verdienst zu machen. In der Dämmerstunde tritt seine Bande an, um sowohl den vorjährigen Schützenkönigen als auch den diesmaligen Offizieren — letztere allemal mit Recht die Obersten der ersten Klasse — ein feierliches Ständchen zu bringen. Das ist denn eine große öffentliche Ehre und nicht jeder imstande, vor der Thüre des Elternhauses stehend, seine erste Dankrede allverständlich zu leisten. Aber das thut der gehobenen Stimmung keinen Abbruch, und die Musiker stecken schmunzelnd ihre Cigarren ein, welche schließlich an sie verteilt werden. Der Festtag selber ist natürlich immer vom herrlichsten Wetter begünstigt, fällt zudem in die Kirschenzeit.

Die allgemeine Rührigkeit schon am frühesten Morgen ist unbeschreiblich; es zeigt sich, daß fast jedem für den Zug noch das und jenes fehlt. Aber auch der längste Vormittag geht vorüber. Dem Mittagessen, auch wenn es Leibgerichte, wird diesmal wenig Acht geschenkt.

Kaum erschallen am frühen Nachmittag die Trommeln, rücken mit militärischer Pünktlichkeit — in Wirklichkeit sind's ja auch wohlgeschulte Turner — die Lanze mit dem flatternden Fähnlein in den Landesfarben stolz tragend, alle die fröhlichen Kameraden an ihren Versammlungsort vor dem Schulhause. Bewundernd werden die sich wichtig machenden „Offiziere“ bei ihrem

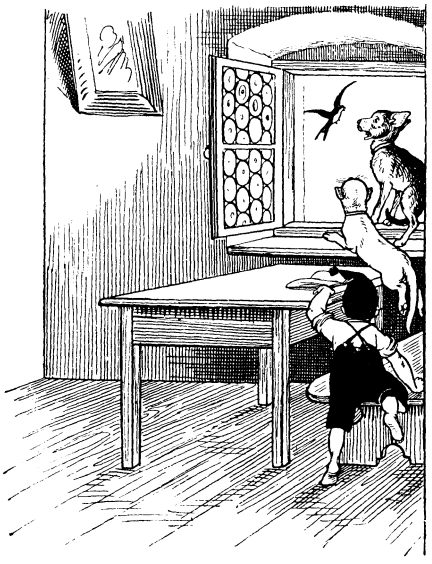
5. Moment.

Erscheinen begrüßt. Den größten Schleppsäbel, welchen sie in der Verwandtschaft auftreiben konnten, schleppen sie rasselnd mit sich, kaum können die noch kurzen Arme ihn aus der Scheide ziehen. Funkelnagelneue, weithinglänzende Epaulettes hatte für Geld und gute Worte der gediente Spengler geliefert, und vorn an der Kappe prangte ein festgenähter hoher Rittersporn. O, man war sich seiner Pflicht und Würde bewußt. Aber auch das Kommando ging am Schnürchen. Sachverständig war Ordnung in den Haufen gebracht, Klasse nach Klasse trat an, hoch über sich die flatternde Fahne und ihren denkbar buntesten Vogel. Ein älterer Lehrer nahm als Obergeneral Parade ab, dann erfolgte in tadellosen Schwenkungen der Abmarsch zur Wohnung des Rektors, ihn unter Absingung passender Lieder in unsere Mitte zu nehmen. Ja, der würdige, hochbetagte echte Jugendfreund maschierte mit, aber freilich gar langsam, was uns in manche Not versetzte, weil Mütter, Schwester, und kleine Geschwister die Zugordnung verderben wollten.

Während des Ausrückens umgaben uns, mit oder ohne Tritt, die althistorischen Armbrustträger, denn natürlich wurde nur mit solchen geschossen. Leider hatte nicht jeder Schütz die Mittel zur eigenen Waffe und durfte nachher im entscheidenden Augenblicke sein Ungeschick damit beschönigen, daß er nicht in Uebung sei. Die Armbrust, offen und gedeckt, kam in allen Größen, ent-

sprechend den Benutzern, zum Vorschein. Der beliebteste und dauerhafteste Bügel ist und bleibt wohl heute noch jener aus gesundem Maßellernholz. Rücksichtlich der Bolzen stritten sich zwei Parteien. Beide bezogen ihre Holzteile von dem nämlichen einzigen Drechsler; sie waren nicht aus einem Guß, aber aus einer Hand, teils im Oberteile verschiedenartig gewissermaßen ausgestoßen, so daß der Bleikopf durch gitterartige, auch mit Blei sich ausfüllende Vertiefungen an ihnen festgehalten wurde, teils ließ man sich die Spitze glatt abschwächen, ein etwas weiteres Eisenröhrchen darüber machen und dies mit Blei auch vollständig ausgießen. Allerdings hatten letztere Bolzen durch ihre Schwere und Dauerhaftigkeit den größeren Erfolg für sich. — —

So wurde denn, aus angeführten Gründen langsam aber sicher, Musik immer mit, nicht nur zum Städtchen hinausgezogen, sondern auch nicht ohne Beschwer ein ziemlich steiler Berg wohlgemut gewonnen. Doch oben sah man sich für alle Mühe voll entschädigt. Der Platz konnte ja gar keine andere Bestimmung haben, als die ihm zugedachte. Himmelhohe, kahle Klippen bildeten den senkrechten Hintergrund. Hierhin kamen in einer Reihe mit gewahrtem Abstand sämtliche Stangen mit ihren Vögeln. Konnte doch so nicht ein einziger Bolzen verfliegen, was bekanntlich überall seine Mißlichkeiten hat. Das eigentliche Plateau bestand in zwei Reihen uralter Linden. Man konnte im Schatten kämpfen und singen. Hinter der letzten Linde aber fiel der Berg schroff ab ins Thal, und darüber hinaus entzückte eine unvergleichliche



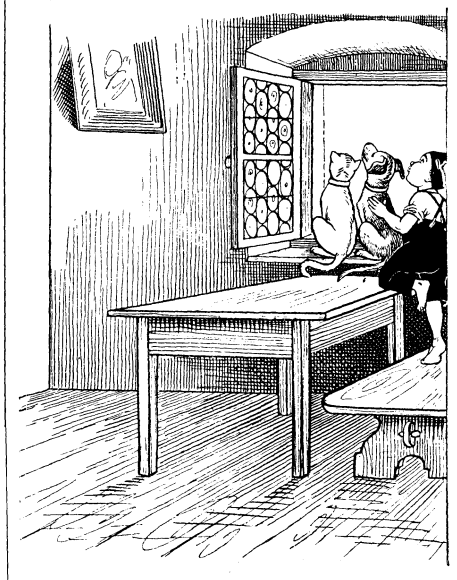
6. Moment.

Fernsicht bis zu den blauen Bergesriesen am Horizonte. Das Thal zu Füßen sah mitten im Sommer aus wie eine Schneelandschaft, Leinwandstück lag neben Leinwandstück, fleißige, weltbekannte Bleicher trieben dort ihr Wesen, haben sie doch dem Oertchen den Namen gegeben. —

Unsere Vögel unterschieden sich derartig, daß die kleinsten Schüler auch den kleinsten und in allen Teilen schwächsten hatten. Ein Meister fertigte sie alle. Jeder Klasse wurde ein bestimmter Betrag für die Preise überwiesen. Diesen in Händen gab es schnell eine feierliche Sitzung, die einzelnen Gewinne auf Krone, Kopf und Hals, Fahne, beide Flügel, beide Krallen, Scepter, Weltkugel, Schwanz und namentlich Korpus richtig abzuwägen. Wer letzteren herunterbrachte, war für ein Jahr König. Die Reihenfolge der Schießer bestimmte das Los, niemals Schulrang, weil ja doch auch der Erfolg selber mit der Schule ganz und gar nichts zu thun hat. Oefter geschah es, daß für Ganzes vorgesehene Gewinne, durch unvorhergesehene Zersplitterung der hölzernen Vogelteile, zwei Berechtigten zugesprochen werden mußten. Diese wurden leider in der Regel allemal zu Feinden, weil sie sich gegenseitig verhältnismäßig übervorteilt wähnten. Auch drückten die „Größeren" nicht immer blind darauf los, sondern es wurde eine Reihenfolge des Abschießens bestimmt; fiel trotzdem ein anderer Teil, wurde er thunlichst wieder fest gemacht, manchmal noch fester. Frohlockend rief eine und die andere Klasse den neuen König aus. Jeder erhielt ein kunstvoll gesticktes Band umgehängt, das ihn hervorragend kenntlich machte. Die Fertiggewordenen umdrängten in begreiflicher Neugier endlich die letzten oft recht erhitzten Königsbewerber. Da wurde viel gehöhnt und freilich war's bitter beschämend, wenn endlich doch jeder die Geduld verlor und man den Pflock am Korpus ein Stück einsägen mußte. Der schlechteste Schütze hatte jetzt leichtes Spiel, er brauchte nur zu streifen, so war er zu seiner eigenen Verwunderung beneideter König, und markerschütternder Jubel umringte ihn. Man hing ihm das Band um, drückte ihm in die eine Hand den Korpus, in die andere den Preis. Dazu schmetterte die Musik Tusch.

War also endlich die Reihe der neuen Könige vollzählig, dann kam für uns Offiziere noch der schwerste Teil des Tages. Wir hatten unsere Abteilungen zu sammeln und den „besten Schützen" das Ehrengeleite nach Hause zu geben. Mancher unserer Braven schlug sich seitwärts in die nahen Büsche, mußte geradezu an den Haaren in die Reihen gezogen werden, aber auch der kleinste König wehrte sich weinend mit Händen und Füßen gegen die Fortsetzung aller Ehrenbezeugungen, ihm war sein Karussell lieber; aber wenn wir auch wollten, der Ernst der Sache verbot ja das Nachgeben. — Endlich stand die Front. Links um. Musik voran, Könige einträchtig in einer Reihe nebeneinander, Fahnen vorn und hinten, ging's wohlgeordnet den Berg hinab und vor jedes Haus eines jeden Königs. Dieser trat aus, bedankte sich herkömmlich für die Begleitung und lud gleichzeitig die Kameraden seiner Klasse zur Stärkung in die elterliche Behausung ein, welche sich jedesmal sofort vom großen Zuge auf Nimmerwiedersehen ablöste, bis denn zuletzt unsere eigene Klasse blieb, die Mann für Mann sich ebenfalls am Königsmahl beteiligte. —

Diese Bewirtungen als Schluß sind eigentlich gar nicht im Sinne des Stifters. Die Preise für den König waren absichtlich nur Geld und verhältnismäßig hoch, die Ortseinwohner aber meistens so arm, daß einige Thaler bei ihnen eine Rolle spielten. Die wenigen Reichen hatten sich die Neuerung erlaubt und die armen Leute



7. Moment.

fühlten sich tief beleidigt, wenn man sich von ihnen nicht bewirten lassen wollte, lieber opferten sie noch einen schwer verdienten Wochenlohn. Sie zehrten lebenslang an einer eingebildeten Ehre, und der Korpus wurde als Familienerbstück angesehen. —

Im tiefsten Frieden spielte sich so ein Tag ab; nur einmal nahm solch ein Fest beinahe eine traurige Wendung durch ein Naturereignis. Wie alljährlich hatte das Abschießen bereits eine gute Zeit gedauert, als plötzlich Schrecken und Angst sich der Gesellschaft bemächtigte. Ueber allem Trubel hatte man nicht beachtet, daß eine dumpfe, schwüle Stille den Berg umgab. Da kam um die Ecke des Nachbarberges ein wirbelnder Wind. Allgewaltig riß er mit sich, was er auf seinem Wege fand; einen ganzen Birnbaum trug er samt den Wurzeln durch die Luft und bei seinem Zuge über das Thal wickelte er sich in lange Leinwandstreifen. Wir standen sprachlos. Alte narrige Leute schrieen laut: ein Drache, ein Lindwurm! Vernünftige Lehrer geboten aber: legt euch auf die Erde hinter die Linden. Das war unser Glück und unsere Rettung. Hart an uns zog die Windhose — erlebten wir eine solche doch damals — vorüber. Hoch über die Klippen hinaus flogen Baum und Leinwand.

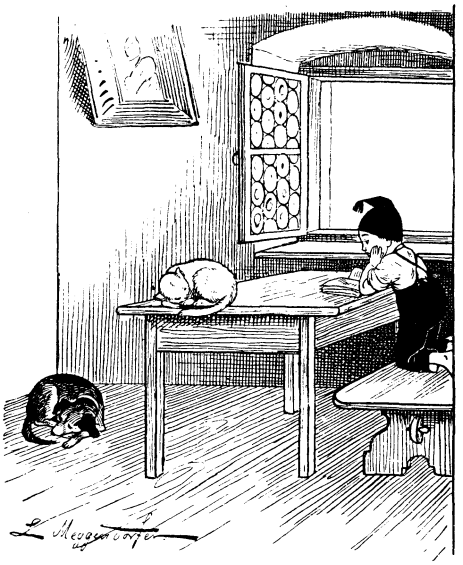
Das nächste Fest hielt man vorsorglich an einem günstigeren Platze ab.

Vorsichtsmaßregeln beim Gewitter.

Im Freien vermeide man einzelnstehende Bäume, Getreidehaufen, die Nähe der Gewässer und Tiere. (Erst dieser Tage wurde in Frankfurt a. M. wieder ein 15jähriger Knabe, welcher unter einem Baume Schutz vor dem Regen suchte, vom Blitze tödlich getroffen. Der Physiker Lichtenberg schlug vor, man solle an jedem einzelnstehenden Baume eine Warnungstafel anbringen mit den Worten: „Hier wird der Mensch vom Blitz erschlagen!“)

Man hüte sich, in einem größeren Umkreise der höchste Gegenstand zu sein, weil man als solcher den Gewitterwolken am nächsten ist.

In den Straßen der Stadt gehe man lieber in der Mitte, als an den Seiten der



8. Moment.

Häuser; besonders ist die Nähe solcher Stellen, wo das Wasser von den Dächern in starken Güssen niederstürzt, zu meiden.

In Gebäuden hüte man sich, mit seinem Körper die Lücke einer unterbrochenen Leitung auszufüllen. Solche Stellen sind z. B. unter Kronleuchtern, welche an metallenen Ketten hängen, unter Drahtzügen, in der Küche unter dem Schornstein, weil der Ruß ein guter Leiter für den Blitz ist. Der beste Platz ist in der Mitte des Zimmers. Die Nähe des Ofens, Spiegels, Klaviers, eiserner Fensterstangen ist zu meiden. Im allgemeinen ist man im Erdgeschoß sicherer, als in der Höhe der Gebäude. Die Fenster während des Gewitters verschlossen zu halten, ist nicht nötig: eher dürfte vom Schließen der Fenster eines mit Menschen angefüllten Raumes abzuraten sein, weil dadurch die Beklommenheit und Schwüle nur vergrößert wird und die Gefahr des Erstickens in dem Falle, daß wirklich ein Blitzstrahl ins Zimmer dringen sollte, vermehrt wird. Es ist ratsam, während eines starken Gewitters das Feuer im Ofen auszulöschen, weil der aufsteigende Rauch ein guter Elektricitätsleiter ist.

Metallische Gegenstände trage man während eines nahen Gewitters nicht ohne Not bei sich.

Für Gebäude gewährt der von Franklin erfundene Blitzableiter den besten Schutz; die Leitungsfähigkeit desselben muß aber öfters geprüft werden.

Elektrische Experimente ohne Apparate.

Elektrische Versuche lassen sich mit den einfachsten Mitteln herstellen. Wir wollen unseren jungen Lesern heute über einen Elektrophor berichten, der trotz seiner erstaunlichen Einfachheit in seiner Wirkung dennoch nichts zu wünschen übrig lassen soll. Wir nehmen ein lackiertes Theebrett aus Weißblech von 30 bis 40cm Länge und stellen dasselbe, wie unsere Abbildung zeigt, auf zwei oder drei Weingläser. Eine Scheibe aus steifem Papier, an welcher zwei Handhaben aus Papier und Siegellack befestigt sind, lassen wir auf einem wohlgeheizten Ofen oder Kochherde scharf austrocknen und erwärmen, legen dieselbe sodann auf einen Tisch und bürsten sie tüchtig mit einer recht steifen Kleiderbürste. Nun ist das Papier stark elektrisch geworden. Wir heben die Scheibe von dem Tische ab, legen dieselbe auf das Theebrett und berühren sie am Rande. Wir können mit dem Knöchel des Fingers einen elektrischen Funken von 1 cm Länge aus dem Theebrett ziehen.

Halten wir beispielsweise das gebürstete warme Papier über auf dem Tisch liegende Korkstückchen, Papierschnitzel u. dergl. leichte Gegenstände, so werden sie auf beträchtliche Entfernung von dem elektrischen Karton angezogen und dann wieder abgestoßen.

Nichts ist leichter, als sich eine Leydener Flasche selbst zu machen. Ein Trinkglas wird, wie unsere Abbildung klar veranschaulicht, mit Schrotkörnern halb gefüllt, und ein silberner Kaffeelöffel hineingesteckt, und sie ist fertig. Wir laden sie mit unserem Elektrophor von vorhin, indem wir dem Theebrett seine Elektricität nicht mit dem Finger, sondern mit dem Kaffeelöffel entziehen und so mehrfach; die Ladung kann auch hier so stark werden, daß die Empfindung beim Entladen der Leydener Flasche mit der Hand unangenehm wird.

Bürste oder Hand?

Eine Sinnestäuschung.

Wenn man jemand mit einer Kleiderbürste von oben nach unten über den Rücken streicht, so empfindet der Betreffende diesen Vorgang mittelst zweier Sinne: er fühlt den Druck der Bürste auf der Haut und hört das Geräusch, welches die Borsten auf dem Tuch der Jacke hervorbringen. Man sollte demnach glauben, hier sei schwerlich eine Täuschung möglich, und doch kann man eine solche auf ganz überraschende Weise hervorrufen, wenn man nämlich, anstatt mit der Bürste, mit der leeren linken Hand über den Rücken des Anderen streicht und gleichzeitig mit der Bürste über die eigene Brust fährt. Der Zweite fühlt einen Druck genau wie beim wahren Bürstenstrich, da die Gefühlsnerven des Rückens nicht empfindlich genug sind, um Hand und Bürste unterscheiden zu können, und er hört gleichzeitig das bekannte Geräusch des Kleiderbürstens; er glaubt daher ganz bestimmt, wie vorher behandelt zu werden.

Wechselt man in unregelmäßiger Weise mit den beiden Streichmethoden und läßt den Anderen jedesmal raten, ob Bürste oder Hand über seinen Rücken gestrichen sei, so wird er meistens verkehrte Antworten geben. Anfangs wird er fast immer „Bürste“ sagen, und erst wenn er das unterdrückte Lachen der Zuschauer gewahrt, wird er „Hand“ sagen, und zwar nicht selten dann, wenn gerade die Bürste auf seiner Kehrseite thätig gewesen war.

Wiederbelebung welker Blumen.

Die meisten abgeschnittenen Blumen welken bereits, nachdem sie 24 Stunden im Wasser gestanden. Manche lassen sich länger erhalten, wenn man ihnen täglich frisches Wasser gibt und demselben eine Prise Salpeter zusetzt. Aber selbst ganz verwelkte Blumen lassen sich wieder beleben, wenn man sie in ein heißes Wasser stellt, das tief genug ist und wenigstens ein Drittel der Stiele bedeckt. Wenn das Wasser erkaltet ist, werden die Blumen gewöhnlich auch ihre Frische wieder erlangt haben. Man schneidet dann die Stiele etwa einen Zoll lang ab und stellt sie wieder in frisches Wasser. Blumen mit sehr zarten Blüten und von weißer oder heller Farbe beleben sich nicht so vollständig, als solche mit dunklen oder mehr fleischigen Blüten.

Lösung des Logogryph in Nr. 21.

Eden — Ende.

Ergänzungsrätsel.

Arras	Acht	Art
Eger	Eller	Eis
Manuel	Meise	Mur
Otto	Olga	Ulm
Raum	Rache	Wald

(j = i). Aus jedem der obigen 15 Wörter läßt sich durch Versetzen eines Buchstaben ein anderes Wort bilden, und die neu entstandenen Wörter lassen sich so ordnen, daß ihre Anfangsbuchstaben den Titel eines bekannten Liedes ergeben.

Arithmetische Aufgabe.

87	87	87	87	87	87
87	96	96	96	96	87
87	96	66	66	96	87
87	96	66	66	96	87
87	96	96	96	96	87
87	87	87	87	87	87

Von den 36 zweizifferigen Zahlen des Quadrats sollen 14 gestrichen werden und zwar so, daß die Summe der übrig bleibenden 22 Zahlen „1887“ beträgt. Jede der drei Zahlen 87, 96, 66 soll wenigstens einmal gestrichen werden und wenigstens einmal übrig bleiben.

Wie oft muß man die Zahl 87, wie oft die Zahl 96, wie oft die Zahl 66 streichen?

Fragen und Antworten.

W. L. in **B.** Für das Rätsel: „Wird sie getreten, ei da brummt sie“ (wer läßt sich das auch so leicht gefallen?) schönen Dank. — Eine Hobelbank selbst zu verfertigen, wird ein tüchtiges und schwieriges Stück Arbeit geben, denn man bedarf hiezu des nötigsten Behelfes aller Tischlerei, nämlich erst recht einer Hobelbank. Wir raten also, Dir zu diesem Unternehmen, wenn Deine Sparbüchse es erlaubt, die Unterstützung eines kundigen Tischlers zu suchen.

Die Abbildung einer solchen könnten wir Dir allenfalls zur Verfügung stellen, damit ist aber noch nicht alles gethan.

H. G. Z. Giuseppe Verdi lebt in seinem Vaterlande Italien, bald in Mailand, bald in Genua. Er ist überdies viel auf Reisen. — Wir sollten meinen, daß dieser Gegenstand für einen Violinvirtuosen mehr Interesse haben sollte. Darauf bezügliche Adressen kann Ihnen jede dortige Musikalienhandlung angeben.

Sch. B. in **Lugos.** Lassen Sie sich vom Bibliographischen Institut zu Leipzig einen „Orthographischen Wegweiser für das praktische Leben“ kommen. Diese Broschüren sind schon von 30 Pfennige an zu haben und werden von jeder Buchhandlung besorgt. Freundlichen Gruß.

Karl W. in **Mannheim.** Du bist noch nicht elf Jahre alt und schon hätte Dich des „Lebens Sturm ergriffen?“ Hüte Dich, lasse Dich von ihm nicht allzusehr zausen! Das Gedichtchen ist recht hübsch und zeugt von tiefer Empfindung. Doch ist die Veröffentlichung solcher Geisteserzeugnisse nicht unsere Aufgabe. Wenn Du Lust hast, früher oder später wieder mal Deinen Pegasus zu versuchen, wende Dich an Paul Heinze, Chef-Redakteur des „Deutschen Dichterheim“ zu Dresden-Striesen.

F. B. in **H.** schreibt uns: „Sie kennen wohl die auf allen deutschen Gymnasien verbreitete Ellendt-Seyffertsche Grammatik; in dieser sind nach einer jeden Regel mehrere Beispiele angeführt. So werden Sie unter den Zeitbestimmungen auf die Frage „wann“ folgendes Beispiel finden: Caesar tertia vigilia profectus est und dieses Beispiel hatte einer meiner Mitschüler übersetzt: Cäsar reiste mit drei Nachtwächtern.“ — Das muß eine interessante Fahrt gewesen sein. Kannst Du Dir einen römischen Nachtwächter vorstellen?

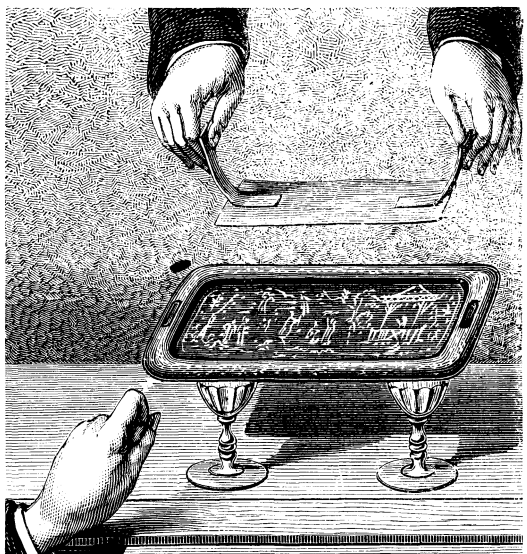
Karl St. in **M.** Unsere Bemerkung in Nr. 19, Sie mögen sich beruhigen, bezog sich auf Ihre Entrüstung über die Aeußerungen eines dortigen Blattes. Ihr letztes Schreiben enthält eine Reihe schätzenswerter Mitteilungen, wofür wir Ihnen sehr dankbar sind. Vielleicht daß wir diesen oder jenen Vorschlag zur Ausführung bringen.

Karl Schwabacher in **Hof.** Die einfachsten Wohnungen für Deine Kaninchen sind eine entsprechende Anzahl sogen. Kaninchenkästen, welche leicht selbst verfertigt werden können. Versuch es 'mal.

Man nimmt eine gutgefügte hölzerne Kiste, etwa 72 cm lang, 43 cm hoch und breit, und läßt in derselben eine Zwischenwand mit einem großen Loch in der Mitte, so daß das Kaninchen leicht hindurchschlüpfen kann. (Die Kiste darf sogar noch etwas größer sein.) Die offene Seite der Kiste versieht man mit einer hölzernen Rahme, die in ein Scharnier eingehängt und in Maschen von etwa einem Zoll ins Gevierte mit Draht überspannen und verschließbar ist. Noch besser ist, wenn jede Abteilung der Kiste mit einer besonderen Thüre verschlossen werden kann oder wenigstens einen verschließbaren Schieber hat. Das Abteilen des Kastens in zwei Gelasse hat den Zweck, daß man die Kaninchen in die eine Kammer sperren kann, während die andere gereinigt wird, was sehr häufig geschehen muß, wenn die Tiere nicht krank werden sollen. In die eine Kammer stellt man einen Futtertrog, welcher aus Zinn, Eisenblech oder gebranntem Thon sei, aber ja nicht aus Holz, weil Kaninchen sehr gerne nagen. Ihr Gras und Gemüse kann man ihnen auf den Boden werfen; aber Kleie, Mais, Rüben, Erbsen u. s. w. sollte man immer in den Trog legen. Diese Kaninchenkästen stellt man in einem Stall oder einer Scheune oder in einem sonstigen Raume der Wand entlang einige Fuß über dem Boden oder in irgend einer anderen passenden Weise auf und hält die Kaninchen darin, wenn der Raum nicht dazu geeignet ist, die Kaninchen frei laufen zu lassen. (Hie und da muß man ihnen etwas Freiheit geben.) —

Die Nahrung des Kaninchens besteht nur aus Pflanzenstoffen. Sie äsen sich von gewöhnlichem Gras, Klee, Luzerne und gutem Heu, von Erbsen- und Bohnenstroh, von Hafer, Mais und Erbsen, von Gemüse und Gemüseabfällen aller Art; auch Rüben, Möhren und andere Wurzelgewächse, sowie gekochte Kartoffeln und Kleie fressen sie gern und werden davon fett. Mit dem feuchten Futter muß man ihnen aber immer gleichzeitig eine verhältnismäßige Menge trockenen Futters geben, wie Heu, Brot, Hafer, Mais, Kleie, Häcksel u. drgl., sonst bekommen sie die Blähsucht, werden dickbäuchig und sterben. Dieses Futter kann man ihnen dreimal täglich geben; wenn sie Grünfutter haben, darf man ihnen kein Wasser reichen; sie trinken überhaupt nur wenig. Der beste Beweis für ihre Gesundheit ist, wenn ihr Dünger kugelig und nicht zu feucht ist.

A. S. in **Freiburg.** Du willst eine Aeolsharfe selbst herstellen. Dazu ist vor allem — sieh mal auf dem Boden Deines Hauses nach — eine schmale Luke oder ein Dachfenster, durch welches der Wind kräftig zieht, nötig. Ferner gehört dazu ein schmales Kästchen von etwa sechs Zoll Tiefe, aus ganz guten dünnen Tannenbrettchen gearbeitet, so daß sie einen schönen Resonanzboden abgeben. In der Mitte des oberen ist ein kreisrundes Loch von etwa anderthalb Zoll Durchmesser scharfrandig auszuschneiden. Im anderen Brett sind einige kleinere Löcher eingebohrt. Der Länge nach spannt man nun einige dünne Darmsaiten darüber, leitet sie an beiden Enden über einen Steg, ähnlich den Saiten der Violine, und stimmt sie alle auf denselben Ton oder in Oktaven. Der Ton D eignet sich besonders gut dazu. Ist die Windharfe aufgestellt, so werden alle anderen Luken ringsum sorgfältig verstopft, so daß die Luft nur hier durchstreichen kann, und je nach der Stärke des Luftzuges werden geisterhaft schwache oder stärkere, kräftigere Töne von verschiedener Höhe, aber stets harmonischem Klange, gehört werden. — In einem Hause wurde einst öfter ein sonderbarer Klang vernommen, dessen Entstehung sich anfänglich niemand enträtseln konnte. Abergläubische Personen waren natürlich schnell dabei, von Geisterstimmen u. dergl. zu reden; bei näherem aufmerksamen Nachforschen fand es sich, daß eine Glasscheibe in einem Zimmer so zersprungen war, daß sich eine schmale, scharfe Zunge aus Glas gebildet hatte. Ward die Thür des Zimmers geöffnet, so strömte die Luft durch die Fensterritze und brachte die Glaszunge zum Tönen, wie in einem Musikinstrument. — Wir werden übrigens über diesen Gegenstand in einer der nächsten Nummern schon eine noch ausführlichere Anleitung zur Selbstanfertigung bringen und zur Erläuterung mehrere Abbildungen beifügen. Versuch' es inzwischen!



Elektrophor, hergestellt mittelst eines Theebrettes und eines Blattes Papier.

H. B. in **N.** teilt uns etwas aus der Geschichtsstunde mit. Der Herr Lehrer fragt: „Müller, nun sage mir einmal schnell, wer war es, der Peter den Großen schlug?“ — Müller (stotternd): „E . . . E . . . Es . . .“ — Lehrer: „Nun heraus mit der Sprache!“ — Müller (weinerlich): „Herr Lehrer, ich hab' den großen Peter nicht geschlagen, ich kenn' ihn gar nicht!“

Ad. N. in **K.** Ei, das ist ja echtes Küchenlatein! Der Herr Lehrer (zu seinen Schülern): „Wer kann mir einen Satz mit dem Fremdwort Proportion bilden? Nun, Toni, du meldest dich — kannst du's?“ — Toni (Sohn eines Gastwirts und siegesgewiß): „Ja. Mein Vater verabreicht kräftigen Mittagstisch pro Portion 50 Pfennig.“

Alois St. in **Gablonz.** So gerne hast Du Deinen „G. K.“? Das ist ja allerliebst! Schönen Gruß, wir werden stets auf gute und treue Kameradschaft halten.

Ein Hamburger Primaner. Ob wir Ihren „freimütigen Stil“ übelnehmen? — Niemals! Wir sind der Meinung, daß ein „rechtes Wort“ am „rechten Ort“ nie verschluckt, sondern stets frei und ungescheut ausgesprochen werden soll. — Sachlich genommen, sind wir allerdings der Ansicht, daß Ihre kritische Bemerkung gegenstandslos ist.

C. R. in **Pskoff.** Ihre Absicht ist eine sehr lobenswerte, sie muß nur von großem Fleiß und von nachhaltiger Energie unterstützt werden. Besitzen Sie letztere, wird es Ihnen auch ein Leichtes sein, sich Lehrplan und Schulbücherverzeichnis von derjenigen Lehranstalt zu verschaffen, an der Sie um Zulassung zur Prüfung bittlich zu werden gedenken. Gibt Ihnen der erste Adressat keine Audienz, wenden Sie sich an einen zweiten, es gibt ja viele gefällige Menschen auf der Welt. — Wir wünschen viel Glück und wird trotz Fleiß und Ausdauer nichts daraus, verzweifeln Sie nicht und bedenken Sie das schöne Wort Baumbachs:

Kannst Du nicht Dombaumeister sein,
Behaue als Steinmetz Deinen Stein;
Fehlt Dir auch dazu Geschick und Verstand,
Trage Mörtel herbei und Sand.

Adalbert, Hans und **Grete** in **Hannover.** Ob eure Auflösungen richtig sind? Ei freilich! Herzliche Grüße an Euch, an Vater und Mutter.

H. K. in **M.** Was die Metereinteilung am Kopfe einer jeden Nummer bedeutet? Sie ist uns von einem Deiner Kameraden vorgeschlagen worden und dieser Vorschlag dünkte uns sehr praktisch. Es kommt im „G. K.“ beispielsweise ein belehrender Artikel, welcher dieses oder jenes in Meterangabe darstellt, z. B. es heißt: Der Schmetterling X. hat eine Flügelspannweite von 5 cm. — Ist es nicht praktisch, sofort nachmessen zu können, wie groß das ist? — Der „G. K.“ ist kaum erst ein halbes Jahr alt, aber wohlauf und munter. Hast Du die Nummern des ersten Quartals nicht erhalten?

K. K. jun. in **Wien.** Geben Sie uns Ihre genaue Adresse an, da wir Ihnen schreiben werden.

E. B. in **Hildburghausen.** Wir bemerken auf Deine und andere Anfragen wiederholt, daß uns Richard Nettval nie wieder geschrieben hat. Vielleicht veranlaßt ihn diese Notiz dazu. — Jede Buchhandlung wird Dir hinsichtlich Bücherauswahl gerne mit gutem Rat entgegenkommen. — Du willst die Adresse einer Münzenhandlung wissen? — Nachstehend deren mehrere, sämtlich in Berlin: Rob. Jungfer, SW., Wilhelmstr. 144 a, II. H. Karge, C., Kurstr. 33. M. Meidner Nachf., W., Unter den Linden 16. Edm. Rappaport, SW., Halleschestr. 21 I. E. von Wasserschleben, SW., Zimmerstr. 48 a, II. Ad. Weyl, C., Adlerstr. 5 II.

A. Csekey in **Konstantinopel.** Richtig geraten, Herr Obersekundaner!

Fritz E. in **Hamburg.** Wir behalten Deine Briefmarken einstweilen bei uns, bis R. N. vielleicht doch wieder 'mal etwas von sich hören läßt. Oder sollen wir Dir dieselben zurücksenden? — Dein Brief hat uns viele Freude gemacht; und das Preisrätsel? — schlage das Blatt 'mal um — —

Otto L. in **Kirn a/Nahe.** Generalfeldmarschall v. Moltke hat unseres Wissens ein jährliches Gehalt von 60000 Mark und an 12000 Mark Zuschüsse, also in Summa 72000 Mark. — Die von Deinem Freunde genannte Summe bezieht kaum ein Botschafter, welche infolge der bedeutenden Repräsentationskosten doch die größten Jahresbezüge erhalten; der Botschafter in St. Petersburg steht in dieser Beziehung obenan; er bezieht jährlich 180000 Mark.

Goldnase. Ihre rätselhafte Inschrift: „Alteri ama Ikarum“ stand vor erst wenigen Wochen in den „Fliegenden Blättern“.

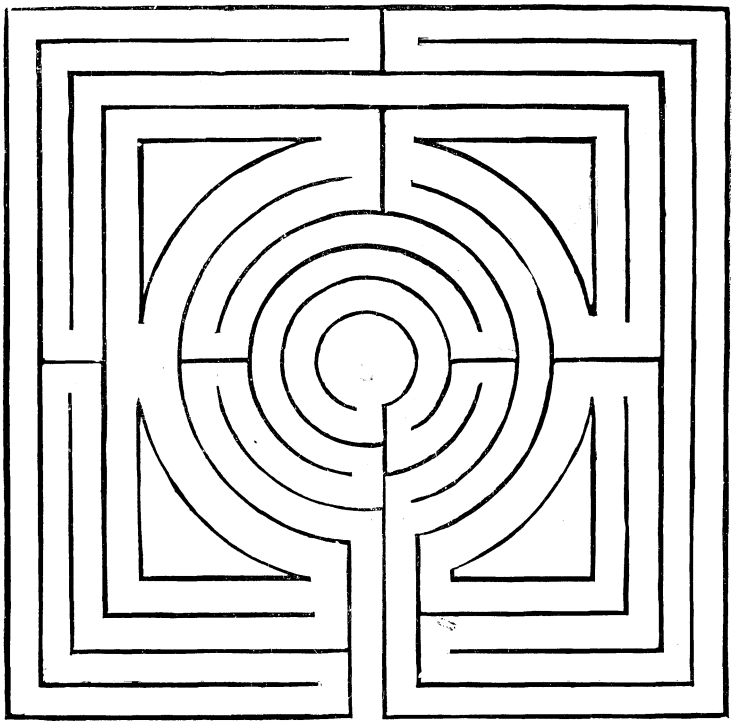
Eduard S. in **Breslau.** Warum Dein Goldfischchen starb? Junger Freund, das sollen wir wissen? Vielleicht lag es an falscher Pflege, vielleicht starb es eines ganz natürlichen Todes, denn auch Goldfischchen haben von unserem Schöpfer, wie alle Tiere, eine bestimmte Lebensdauer zuerkannt, und ist die um, dann legt es sich sanft zur Seite und läßt die Flossen für immer kraftlos hängen. — Lese unsere Notiz in Nr. 11 des „G. K.“ über die Pflege derselben.

Obertertianer H. S. in **Bückeburg.** Unsere Schleiereule, die nützlichste von allen, ist wegen ihres seidenartigen Gefieders und ihrer Farbenmischung einer der schönsten einheimischen Vögel — doch allemal auch der Räuber der Käfiginsassen, welche des Abends vor dem Fenster vergessen wurden. Für den jungen Liebhaber ist sie scheinbar weniger interessant, weil sie den ganzen Tag über naturgemäß schläfrig und wie in sich selbst versunken auf einer Stelle zu sitzen pflegt. Soll sich ihr eigenartiges prachtvolles Gefieder erhalten, soll sie überhaupt gesund bleiben, muß man in der Lage sein, ihr wegen üblichen Gebarens und Schreiens thunlichst abgelegen im Garten eine größere Voliere einzuräumen, damit sie sich nächtlicherweile dorten in leisem Fluge ergehen kann. Doch darf man ohne Schaden für beide Bewohner auch gleichzeitig

Große Preis-Konkurrenz!

Irrgarten.

Da die letzte Preiskonkurrenz unseren jungen Lesern und Lösern, wie aus einer großen Anzahl erhaltener Zuschriften zu entnehmen war, vieles Vergnügen bereitete, hat sich der „Gute Kamerad" zu einem neuen Preisausschreiben entschlossen und dafür ein Irrgarten-Rätsel gewählt. Die Aufgabe ist folgende: „Man denke sich, der „Gute Kamerad" habe genau in der Mitte des neben aufgezeichneten Irrgartens, in dem kreisrunden Rondell, ein Tischchen aufschlagen lassen und darauf die nachverzeichneten fünf Preise ausgestellt:



1. **Preis**: „Der Naturfreund" von Otto Dammer. Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten. Bd. 1. 2.

2. **Preis**: „Das Neue Universum". Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Ein Band elegant gebunden.

3. **Preis**: „Das Neue Universum" (wie bei 2).

4. **Preis**: „Der Oberhof." Von Karl Immermann.

5. **Preis**. „Lichtenstein." Von W. Hauff.

Wer nun von unseren jungen Pfadfindern den Weg nach der Mitte, wo das Tischchen gedacht ist, und zum Eingang zurück zu finden vermag, ohne eine Hecke zu übersteigen (also einen der Striche zu kreuzen), hat Anspruch, an der Verloosung der oben aufgezählten Preise teilzunehmen. Um sowohl die Nummer nicht zu verderben, als auch der Redaktion gegenüber die richtige Lösung darzuthun, empfehlen wir, den Irrgarten abzupausen und den genommenen Weg, entweder mit einem farbigen Stift oder mit Tinte, einzuzeichnen. Die Verloosung findet

am 1. Juli d. J.

statt. Also frisch auf den Weg und bald zurückgekehrt, daß ihr die Pause rechtzeitig einsenden könnet!

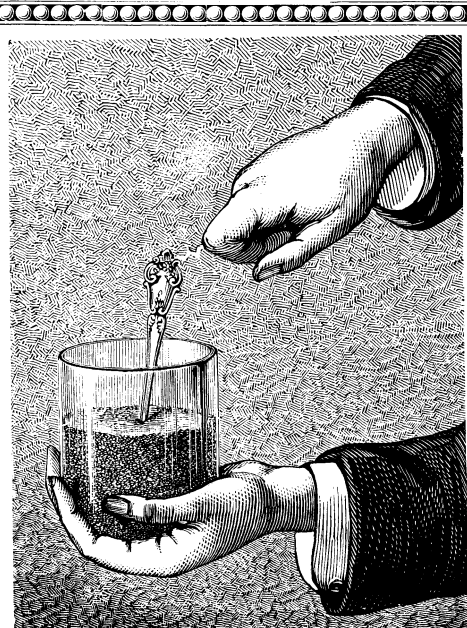
den unteren Teil mit erwachsenen Hausgänsen bevölkern, wie jüngst ein kleiner Freund von uns that, indem er oberhalb nur eine durchgehende, bis an ein Gebüsch reichende Stange anzubringen wußte, auf welcher die Eule bedächtig heranrückte, wenn man sie rief. Der bald erkannte, regelmäßige Pfleger wird ohne besondere Künste schon nach wenigen Tagen den Vogel auf die vorgehaltene Hand gehen sehen, um gehacktes Pferdefleisch, tierische Abfälle des Haushaltes, namentlich aber Mäuslein zu kröpfen. — Da die Schleiereule niemals wandert, dürfte die Ansiedelung vielleicht gelingen, wenn man eine noch nicht flügge Brut anderswoher sich beschaffte und in die eigene Scheune so versetzte, daß die suchenden Alten dazu gelangen könnten, welche erfahrungsmäßig ihre leicht ausfindig gemachten Jungen in solchen Fällen treulich weiter und groß füttern. Nahe Kirchtürme oder gar Ruinen würden indessen die geplante Heranziehung sehr zweifelhaft machen.

Zum Selbststudium empfiehlt sich: Kurzer Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen und zum Conservieren und Ausstopfen der Vögel von Wilh. Meves. Preis 60 Pfg. Verlag von W. Schlüter, Halle a. S.

F. A. in **Hildh.** Sie wünschen ein botanisches Lehrbuch. Lassen Sie sich in einer Buchhandlung solche zur Auswahl vorlegen. Es gibt umfassende große und kleinere, reich und minder reich illustrierte Werke, kostspielige und wohlfeile. Wir können nicht wissen, inwieweit Sie Ihre Sparbüchse in Anspruch nehmen wollen. Gruß freundlich erwidert.

F. in **Curland.** Professor Dr. Georg Weber wohnt in Heidelberg.

Max F. in **Glatz.** Nein, damit ist's nichts, junger Freund, die Hobelbank hat bereits ihren Herren. Du kannst Dich aber sogleich an die Lösung des „Irrgartenrätsels" machen. Nicht wieder zu spät kommen!



Leydener Flasche, aus einem Trinkglase, Schrotkörnern und einem silbernen Löffel.

H. Uhde in **München.** Wie Du Deine großen Schmetterlinge töten kannst? Wie wir bereits in Nr. 20 des „G. K." mitgeteilt haben, mit Tabaksaft. Bitte Papa oder irgend einen Dir bekannten Pfeifenraucher, er möchte Dir den Saft in einem Fläschchen sammeln. Ist das für Dich unerreichbar, so lege einige Tabakblätterrippen längere Zeit in etwas Wasser. Das thut's auch. Das Fläschchen verkorke gut, denn Mama wird den üblen Geruch in ihren Zimmern schwerlich dulden. Tabaksaft ist, merke Dir das wohl, giftig.

Cäsar B. in **Altona.** Verschaffen Sie sich aus einer dortigen Bibliothek das Buch: „Uniformierungsliste des deutschen Heeres und der kaiserl. Marine". Darin finden Sie die genannten Abzeichen sämtlich aufgezählt und ausführlich beschrieben. — Grüßen ebenfalls freundlichst.

Hans B. in **Pforzheim.** Solche Stempel mit Lettern, ja ganze Druckereien, erhält man für weniges Geld in jeder Spielwarenhandlung. Wir wollen Dir übrigens auch eine Stuttgarter Adresse angeben: Karl Blumhardt & Co. im Königsbau. — Besten Dank für das hübsche Blümchen.

W. S. in **E.** Wir sind und werden stets gefällig sein. Das Gebiet der Heilmittel wollen wir aber doch den hiezu Berufenen überlassen. Das würde zu weit führen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 23. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Jedes Wissen, das sich nicht zum Können entwickelt, ist tot; jedes Können, das eitel macht, ist unecht und schädlich.

Johannes Bohl.

Der Spuk an Bord des „Monarch“.

(Fortsetzung und Schluß.)

Der Kapitän, ein etwas erregbarer und nervöser Mann, wendete sich jetzt zu mir — der erste Steuermann war in die Kajüte hinuntergegangen — und fragte: „Ist das nicht 'ne sonderbare Geschichte, Stüermann? Der Koch kann sich so etwas doch nicht bloß einbilden. Wer mag ihn denn mit meiner Stimme gerufen haben?“

„Das kann nur ein Mißverständnis sein,“ antwortete ich, obgleich ich aus der Sache auch nicht mehr recht klug werden konnte.

Der Koch aber, ein durchaus vernünftiger, ruhiger Mensch in den mittleren Jahren, versicherte mit Thränen in den Augen, daß an einen Irrtum oder ein Mißverständnis gar nicht zu denken wäre und daß er des Kapitäns Stimme auf neun Meilen Entfernung erkennen und von jeder andern Stimme unterscheiden würde. Langsam und wie vor den Kopf geschlagen ging er wieder nach vorn; als er aber wieder in der Kombüse und unter seinen Töpfen angelangt war, hörte man ihn heftig herumrumoren und mit dem Geschirr stoßen und werfen, und dazwischen wurde seine scheltende Stimme vernehmbar.

„Dat is mi nu ganz egal!“ rief er in hellem Zorn; „ob de Kaptain mi raupen het, oder de Deubel! Minentwegen könnt se mi nu twintig Jahr lang raupen — ick hör kein' Ton mehr, kein' verdammten Ton!“

Dieser Vorfall, der sich so unmittelbar nach dem Geisterruf zutrug, den Jochen und Piet gehört haben wollten, verfehlte nicht, auf sämtliche Leute einen tiefen Eindruck zu machen, und ich bedauerte auf das lebhafteste, daß meine Stellung mich verhinderte, das Vertrauen der Matrosen zu suchen und die Ansichten und Gedanken derselben über diese Sache zu erfahren, denn dabei wären sicherlich die komischsten Dinge zu Tage gekommen.

Es verging jetzt einige Zeit, ohne daß etwas Ungewöhnliches passierte. Dann hatte ich wieder einmal die erste Nachtwache. Das Wetter war ruhig und der Wind so mäßig, daß die Segel nur noch so eben voll standen; der alte „Monarch“ schlenderte wie halb im Traum seinen Kurs entlang. Plötzlich aber geriet die Mannschaft, die bisher still an Deck herumgelegen hatte, in Bewegung, und in der Meinung, daß einem der Matrosen etwas zugestoßen sei, rief ich an Deck hinab, was da los wäre.

„In demselben Augenblick packte ich den mir zunächst Stehenden beim Kragen — —“

„Dat Gespenst is all wieder da!“ antwortete eine Stimme, die ich als die des dummen Jochen, des Leichtmatrosen, erkannte. „Da sitzt und snackt einer unten im Raum, recht unter der Vorluk. Kommen Se gau (schnell) her, Stüermann, dann können Se dat ok hören.“

Die Stille, die sich nach diesen Worten einstellte, sagte mir, daß da vorn thatsächlich eine ernstliche Furcht herrsche.

Ich ging herzu und schon von weitem rief ich:

„Sollte da vielleicht ein blinder Passagier unten im Raum weggestaut sein, den der Hunger jetzt erst hervortreibt?“

„Nee, Stüermann,“ entgegnete ein alter Matrose, mit düsterer Gebärde auf die Persenning der Vorluk deutend, „de Stimm' kommt von kein' Lebendigen; so'ne Stimm' hat blos 'n Gerippe, oder 'n Skerlett!“

Die Leute standen, in eine ängstliche Gruppe zusammengedrängt, unweit der Logiskappe; die größte Furcht aber schien der sonst so verständige Piet zu empfinden, der sich ganz nach Lee zurückgezogen hatte und von dort aus, vornüber gebeugt und die Hände auf die Kniee gestützt, die Vorluk mit entsetzten Blicken betrachtete.

Ich trat dicht an die Luk heran und lauschte angestrengt wohl fünf Minuten lang, ohne aber etwas zu hören, und schon wollte ich, jetzt selber beruhigt, den Leuten eine höhnische Zurechtweisung erteilen, als eine hohle Grabesstimme aus der verschlossenen Luk hervor die Worte sprach:

„Huhu! Es ist schrecklich, ein armer Geist zu sein, der nicht herauskann!“

Ein kaltes Gruseln überlief mich — die Leute hatten also doch recht! Eiliger als dies eigentlich mit meiner Würde verträglich war, rannte ich achteraus zum Kapitän und meldete ihm den Spuk. Derselbe sah mich zuerst eine lange Zeit zweifelnd und unruhig an, kam aber dann ebenfalls zu der Ansicht, daß wir einen blinden Passagier an Bord haben müßten; derselbe mochte auf eine uns allerdings unbegreifliche Weise bisher im Raum sein Leben gefristet, dann aber vor Hunger und Entbehrungen aller Art endlich den Verstand verloren haben. Nachdem wir uns zu unserer eigenen Beruhigung die Sache auf diese Weise zu erklären versucht hatten, gingen wir nach vorn und ließen die Luk öffnen; die schwarzen, glänzenden Steinkohlen lagen bis dicht unter Deck, aber weder ein Mensch noch ein Geist zeigte sich unseren Blicken. Ich war soeben im Begriff, einige von den Matrosen aufzufordern, mit mir ins Kabelgatt hinunterzusteigen — denn nicht um die Welt wäre ich in diesem Augenblick allein da hinabgegangen — da ertönte die Stimme des Geistes von neuem:

„Suchet mich nicht, denn ihr findet mich nicht. Ihr könnt mich nicht sehen!“

„De Deubel hol' mi,“ rief der Kapitän jetzt im derbsten Plattdeutsch, „wenn so wat möglich sin kann!“ Und dabei wischte er sich mit seinem großen, gelbseidenen Taschentuch den Schweiß von der hohen, blanken Stirn. „Ick will di wat seggen,“ schrie er dann in die Luk hinein, „dode Lüd' reden überhaupt nich, wildat se nich reden können; du büst also nich dod, und wenn ick di raden schall, denn kommst du nu ut din Lock da herut, un twarsch verdeubelt quick — hest mi verstau'n? — fünften schall di de Spaß höllisch slecht bekommen!“

Eine Totenstille folgte diesen Worten, und bei dem düsterroten Schein der Laterne, die einer der Matrosen in der Hand hielt, konnte man wahrnehmen, wie alle ringsumher auf das angestrengteste lauschten.

Und wieder kam die unheimliche Stimme aus der Tiefe, diesmal aber aus der Gegend der Großluk, und bei jedem Worte sich weiter entfernend:

„Geister bedroht man nicht! Wie wollt ihr mich fangen, wenn ihr mich doch nicht sehet?“

„Na, denn kannst du mi minentwegen up den Puckel sitten gahn!“ sagte der Kapitän völlig ratlos, und damit ging er eiligen Schrittes zurück nach dem Achterdeck.

Ich aber befahl den Leuten, die Vorluk wieder zu schließen, und das thaten dieselben denn auch mit einer ganz erstaunlichen Geschwindigkeit, gerade als fürchteten sie, daß das Gespenst jeden Augenblick noch hervorspringen und sie anpacken würde.

Nach all diesem wird sich niemand mehr darüber wundern können, wenn ich sage, daß nun alle Mann an Bord, vom Kapitän herab bis zum Kajüttejungen, gründlich abergläubisch geworden waren. Nur der erste Steuermann wollte das Ding noch ins Lächerliche ziehen, als wir in der Kajütte davon sprachen.

„Jedenfalls,“ so meinte er, „ist es doch merkwürdig, daß der Spuk sich immer nur in der Backbordwacht, niemals aber auf meiner Wacht bemerkbar macht. Warum hat er mich nicht auch schon mit seiner Gegenwart beehrt? Die Planken und Spanten und Balken eines so alten Schiffes, wie der ‚Monarch‘ ist, sind immer voll von allerlei Geräuschen; da stöhnt es und knarrt es unaufhörlich, und ein Wunder ist's nicht, wenn man da manchmal eine menschliche Stimme herauszuhören meint. Ich bin der Ansicht, daß man es hier lediglich mit einem der sogen. Spiele der Einbildungskraft zu thun hat.“

„Ja, soweit Sie sich hier eine besondere Klugheit einbilden,“ entgegnete der Kapitän unwillig. „Halten Sie mich und den Steuermann Korkfender für ein paar Leute, die ihrer Sinne nicht mächtig sind? Denken Sie vielleicht, daß wir nichts von den Geräuschen wissen, die in und auf alten Schiffen vernehmbar sind? — Nee, min oll Jung, stauen Se man ehr' Weisheit wedder in de Kist! Aber, wenn wi de Geräuschen ok gellen laten wullen — hebben Se so'n ollen hollandschen Ostindienfahrer all hochdütsch snacken hören? — Doch, dem sei wie ihm wolle“ — und hier schlug der Kapitän mit seiner breiten Hand heftig auf den Tisch — „ich glaube nicht an Gespenster, und darum hat hier auch kein anderer an Gespenster zu glauben! Sagen Sie das den Leuten, Steuermann Korkfender. Mag's da unten im Raum schwatzen und plappern so viel es Lust hat, mir soll's gleich sein, solange der Spuk unsichtbar bleibt und mir nicht die Leute durch irgend eine elende Visage in Furcht jagt, oder aber gar achteraus kommt und seinen Anteil an den Rationen von uns verlangt.“

„Wenn aber wirklich ein ruheloser Geist hier an Bord sein sollte, dann muß es der jenes Italieners sein, den man damals unten im Kabelgatt verhungern ließ,“ bemerkte der erste Steuermann lächelnd.

„Daran möchte ich zweifeln,“ entgegnete der Kapitän. „Was wir gehört haben, klang nicht im mindesten italienisch; der Halunke sprach wie ein Hochdeutscher, der nicht einmal unser ehrliches Platt versteht.“

Während der folgenden Woche ließ, mit Ausnahme eines Falles, der Spuk nichts von sich verspüren. Ich hatte in einer Mittelwacht einen Leichtmatrosen nach oben geschickt, um das Großbramsegel loszumachen. Er besorgte das ganz prompt, blieb auch noch eine Minute im Sarling stehen, um die Geitaue zu überholen, und kam dann wieder herunter. Im Großwant angekommen aber, wurden seine Bewegungen plötzlich hastig, so daß er fast hinstürzte, als er von der Regeling an Deck sprang. Er lief auf mich zu und sagte, ganz bleich und atemlos:

„Da hett mi eben ener von baben (oben) raupen, Stüermann!“

„Fangt ihr mir schon wieder mit den Dummheiten an?“ fuhr ich ihm entgegen.

„Gewiß un wahrhaftig, Stüermann!“ beteuerte der Bengel. „He säd: Wilhelm, komm' rauf, laß dich noch 'mal ansehen!“

„Wer ist da noch oben?“ fragte ich, in die Höhe blickend, wo die Masten und Raaen in die Finsternis ragten.

„Kein Mensch is baben, Stüermann, fünst harr ick em sehen!“

Ich sagte mir, daß in der Dunkelheit sich dort oben im Mars mit Leichtigkeit jemand versteckt halten könne, und wenn es mir gelänge, den Burschen zu fangen, dann wäre der Geisterspuk mit einem Schlage zu Ende. Ich sprang also hinauf, indem ich dabei die Leewanten im Auge behielt, damit sich dort, auf der anderen Seite, inzwischen keiner unbemerkt hinabschliche. Ich kam in den Mars, fand aber niemand. Ich stieg hinauf bis zum Bramsarling — nirgends auch nur der Schatten eines lebenden Wesens. Ziemlich niedergedrückt und, offen gestanden, auch nicht ohne ein höchst unbehagliches Gefühl der Furcht ging ich wieder an Deck hinab. Ich hatte die Stimme des Geistes im Raum mit meinen eigenen Ohren gehört, es gab also eine solche Stimme an Bord, das war ganz außer allem Zweifel, und somit mußte ich dem Leichtmatrosen auch glauben, wenn er den Ruf des Gespenstes oben in der Takelage gehört haben wollte.

Es war durchaus nötig, daß man die Mannschaft möglichst bei gutem Mute erhielt, das konnte aber nicht geschehen, wenn der Kapitän und die Steuerleute auch nur

die geringste Furchtsamkeit an den Tag legten. Ich versuchte daher, dem Leichtmatrosen seine Angst auszureden, indem ich ihm bewies, daß die Stimme, die er vernommen, notwendigerweise von einem lebenden Menschen gekommen sein müsse, da ein körperloser Geist weder Lungen noch Mund, noch sonstige Sprechwerkzeuge habe und daher auch gar keinen Laut von sich geben könne; und dann hieß ich ihn wieder nach vorn gehen. Ob er durch meine Vernunftgründe ruhiger geworden war, als ich selber mich fühlte, muß dahingestellt bleiben. Die Sache verlief aber, ohne daß mir noch etwas darüber zu Ohren gekommen wäre.

Einige Tage später flaute der Wind vollständig ab, so daß wir sechsunddreißig Stunden lang nicht aus der Stelle kamen. Ich hatte wieder einmal die Mittelwacht, von zwölf bis vier Uhr nachts. Ich schlenderte auf dem Achterdeck auf und ab und guckte nach Wind aus, ohne jedoch auf der schwarzen, spiegelblank polierten Oberfläche der See auch nur das leiseste Anzeichen einer Luftbewegung zu bemerken. Gegen fünf Glasen (halb drei Uhr) kam ein Matrose die Treppe herauf.

„Stüermann!“ rief er mit unterdrückter Stimme.

„Hallo! Was gibt's?“ fragte ich.

„Da vörut över de Bug kommt 'ne grugliche Stimm' ut dat Water und redt allerlei Deubelskram,“ sagte der Mann.

„Klaas,“ antwortete ich, „schlaft oder wackt Ji?“

„So wahr ick hier steh', Stüermann, ick slap' nich!“ rief der Matrose. „Aber dat is de sülbige Stimm', de nielich nachtens ut de Vörluk kamen is.“

Ich rannte nach vorn und sprang auf die Back, wo die Leute der Wacht alle auf der Backbordseite beim Kranbalken standen. Ich drängte mich herzu und sah hinab ins Wasser.

„Sucht mich nicht dort, sucht mich hier!“ sagte eine dünne, überirdische Stimme vorn in der Gegend des Stampfstockes, die aber nicht aus dem Wasser, sondern aus der Luft zu kommen schien.

„Da! hören Se't nu woll, Stüermann?“ rief einer der Matrosen, ganz heiser vor Aufregung. „Dat is nu all dat drüdde Mal! Wo wi em ok säuken, immer is he wo anners!“

„Da möt en in't Water swemmen!“ sagte ein anderer. „Könnt Ji nix sehen? Da swemmt wat, un ick wull up swören, dat dat en Mensch is!“

„Ach wat, dat sünd ja de Füerfunken von't Waterlüchten,“ brummte Klaas, indem er in der angegebenen Richtung den Tabakssaft aus seinem Munde ins Wasser schoß. „Füerfunken kamt natürlich ok ut'n Deubel sin Start, un et is doch ganz gewiß de Deubel, de hier an Bord . . .“

„Klaas, du lügst!“ rief jetzt die Stimme klar und deutlich von der Steuerbordseite her.

In demselben Augenblick packte ich den mir zunächst Stehenden beim Kragen und drehte sein Gesicht aus dem Schatten des Stagsegels ins Sternenlicht.

„Komm mit mir achteraus, Piet,“ sagte ich und transportierte meinen Gefangenen schnellen Schrittes von der Back herunter, das Deck entlang und dann die Achtertreppe hinauf.

„Also du bist das Gespenst? Hättest aber müssen etwas schlauer sein, du Himmelhund, und deine Kunst nicht praktizieren, während ich meinen Ellbogen in deiner Seite hatte. Nun wissen wir's ja auch, warum die Stimme sich nur immer in meiner Wacht hören ließ. Bist wohl zu faul gewesen, um aus der Koje zu kriechen und auch dem ersten Steuermann diesen Genuß zu verschaffen?“

Piet stand zitternd und leichenblaß.

„Du bist der Kerl, gestehe es, und ich verspreche dir, die Sache geheim zu halten, sofern du die Neckereien für die Zukunft unterläßt; leugnest du aber, daß du den Geist gespielt hast, dann erzähle ich die Geschichte nicht nur dem Kapitän, sondern schicke dir auch die Matrosen über den Hals.“

Das war ihm doch zuviel.

„Ja, Stüermann, ich bin's gewesen,“ sagte er. „Aber um Gottes willen, verraten Sie mich nicht an die Matrosen! Die würden mir das Leben nehmen, wenn sie erführen, daß ich es war, der sie so in Angst erhalten hat.“

Dieses Geständnis war mir sehr notwendig, denn obgleich ich unmittelbar neben ihm auf der Back gestanden und deutlich zu vernehmen geglaubt hatte, daß er die Worte von sich gegeben, durch die die Leute so in Furcht und Aufregung versetzt worden waren, so war die Täuschung dennoch eine so vollkommene und seine Kunst als Bauchredner eine so feine gewesen, daß ich, hätte er meine Beschuldigung energisch von sich gewiesen, ihm Glauben geschenkt und nach wie vor mit an etwas Uebernatürliches geglaubt haben würde.

Ich hielt mein Wort und bewahrte das Geheimnis; nach und nach aber, und zwar lange nachdem der Spuk aufgehört hatte, an Bord sein Wesen zu treiben, ward unter der Mannschaft bekannt, daß Piet die Gabe habe, seine Stimme aus dem Leibe heraus und an einen anderen Ort zu schicken, etwa ins Takelwerk hinauf, oder über Bord, oder in den Raum, und sie von dort aus reden zu lassen, und da die Leute inzwischen schon längst beruhigt und ihr altes, gutmütig heiteres Wesen wiedergefunden hatten, so brachte ihn dies in keine Gefahr mehr.

Zuweilen ließen wir ihn auch nach hinten in die Kajütte kommen, um uns an seiner wirklich seltenen Kunstfertigkeit zu ergötzen; er ahmte die Stimmen der verschiedensten Tiere nach, ließ in der Koje des Kapitäns einen Menschen laut und deutlich schnarchen, und dann wieder eine Frau kreischend um Hilfe schreien; zuweilen waren die Nachahmungen so überraschend, daß der Kapitän sowohl, wie auch der erste Steuermann sich unwillkürlich und erschrocken nach der Richtung umwendeten, aus der die Rufe ertönten.

Durch dergleichen Künste bewahrte er sich auch das Wohlwollen der Matrosen, so daß er schließlich, anstatt die verdiente Tracht Prügel davonzutragen, dahin gelangte, der allgemeine Favorit sowohl auf dem Achterdeck wie vor dem Mast zu sein. Ich sagte ihm verschiedentlich, daß er durch seine Fähigkeit am Lande ein schönes Stück Geld würde verdienen können, zehnmal mehr, als durch die Seefahrt, und wenn er's wirklich bis zum Steuermann bringen sollte. Und dieser Wink war nicht verloren, denn als ich einige Jahre später einmal die Centralhalle auf dem Spielbudenplatz in Hamburg besuchte, erkannte ich zu meiner Freude in dem, als berühmteste der vorhandenen Größen, auf dem Theaterzettel besonders groß gedruckten „Mr. Pierre de St. Aubin, Ventriloquiste,“ meinen ehemaligen Leichtmatrosen Piet, den Spukgeist an Bord des „Monarch“.

Sieben Gebote, um das Augenlicht bis in das hohe Alter zu bewahren.

Wenn 1) die Augen beim Arbeiten irgendwie wehe thun oder wenn es fleckig vor ihnen schimmert oder das Sehen undeutlich wird, dann lasse sie rasten und von der Arbeit wegsehen. Nach vollkommener Ruhe für einen Augenblick oder länger magst du die Arbeit wieder aufnehmen, mußt aber, sobald die Augen abermals ermüdet sind, innehalten.

2) Achte darauf, daß das Licht genügend sei und gehörig auf deine Arbeit falle, am besten von oben oder von der linken Seite.

3) Wenn du schwache Augen hast, so lese niemals im Pferdebahn- oder Eisenbahnwagen.

4) Lese niemals liegend. Schwachsichtigkeit ist nicht selten auf die verderbliche Gewohnheit des Lesens im Bette zurückgeführt worden.

5) Lese nicht viel während des Genesens von einer Krankheit.

6) Die allgemeine Gesundheit sollte durch gute Kost, genügenden Schlaf, frische Luft, Körperbewegung, gesundes Vergnügen und eine schickliche Beschränkung der Stunden harter Arbeit aufrecht erhalten werden.

7) Nimm dir gehörige Zeit zum Schlafen. Wer viel zu lesen hat, bedarf in besonderem Maße eines nicht zu kurzen Schlafes.

Unterm Weidenbaum.

Ich seh' des Dorfes Weiden,
Des Wiesenbaches Rand,
Wo ich die ersten Freuden,
Den ersten Schmerz empfand.
Matthisson.

Die Kopfweide der nordischen Landschaft.

Durch die Wiesen meines Heimatdorfes fließt ein Bach. Im Wasser, nahe den Ufern, wachsen gelbe Wasserrosen, braungefiedertes Schilf und schwarze sammetartige Rohrkolben. Alte Weidenbäume, mit vielen Rissen und Spalten, schief und krumm gewachsen, hängen weit über das fließende Wasser hinaus, als sännen sie über ihr Bild im azurblauen Wasserspiegel nach. Es sind sogenannte Kopfweiden, nämlich Bäume, deren Krone die Axt gekappt hat. Das Leben des Stammes ist durch den grausamen Schlag des Eisens nicht erloschen; vielmehr hat die der Weide besonders eigene Kraft der Vegetation den oberen Stumpf geschwellt; ein unförmlicher Kopf, wie der eines Kobolds, hat sich entwickelt und oben aus dem Kopfe schießt, wie ein struppiges Haupthaar, ein üppiger Strauß von Zweigen, deren schmale, spitzige Blätter, vom leisesten Lufthauch bewegt, bald meergrüne, bald weißgraue Wellen schlagen, je nachdem sie nämlich ihre Ober- oder Unterseite zeigen.

Eine auffallende malerische Rauheit ist solchen Kopfweiden eigen. „In den Kopfweiden," sagt ein Schilderer unserer ‚deutschen Bäume und Wälder',*) „zeigt sich uns eine der seltsamsten Erscheinungen der nordischen Landschaft. Um diese täuschenden Gestalten in ihrer ganzen Eigentümlichkeit zu sehen, muß man im Herbstnebel oder in einer mondhellen Winternacht über Wiesen mit vielen Kopfweiden gehen, womöglich allein. Da steht plötzlich ein Riese mit untergestemmten Armen, mit struppigem Haar vor uns, dort ein vielköpfiges Ungeheuer, weiter im Nebel eine ganze Reihe stämmiger Gestalten, welche einen riesigen, halb aufrecht stehenden Bären umringen. Dicht vor uns will ein Kerl über den Bach springen. Weiter entfernt tanzen im Mondenschein über dem weißen Nebelschleier, welcher auf dem Grasboden schwebt, ‚Erlkönigs Töchter am finsteren Ort'. Aber der Dichter des ‚Erlkönig' reißt uns selbst aus der Täuschung und ruft uns zu: ‚Es scheinen die alten Weiden so grau'. Eine lebhafte Phantasie kann diese und viele andere Aehnlichkeiten an den alten Weiden entdecken, wenn sie von Mondschein, Nebel oder Dämmerung unterstützt wird, besonders wenn die Bäume frisch geköpft oder ganz entlaubt sind".

Unter den alten Weidenbäumen am Bache meiner Heimatflur ist einer, welchem ich meine ganz besondere Zuneigung geschenkt habe. Er ist der größte und schönste von allen. Mitten im Stamme ist er von der Wurzel bis zur Krone hinauf geborsten; das Kernholz ist vermorscht und schimmert unheimlich mit phosphorischem Glanze im Dunkeln; der Sturm hat den Stamm ein wenig seitwärts geneigt, aber er steht, und aus all seinen Rissen und Höhlen, in welche Wind und Wetter schwarze fruchtbare Erde getragen haben, sprießen Blumen und Gräser hervor; besonders ganz oben, wo sich die dicken Aststümpfe teilen, hat sich förmlich ein kleiner schwebender Garten gebildet, mit hellgrüner Vogelmiere, dunkelgrünem Tüpfelfarn und zierlichen blauen Glockenblümchen; ja sogar ein kleiner Himbeerstrauch hat dort Wurzel gefaßt und reift seine roten Früchte hoch oben in der alten Weide, deren Zweige ein spielend bewegtes Netz über die blinkenden Wellen werfen. Auch eine Epheuranke mit ihren glänzenden, lederartigen, immergrünen Blättern klettert an dem alten Weidenstamme hinauf, während an seinem Fuße zwischen grünen Halmen und weißen Dolden lockere Sträuße von himmelblauen Vergißmeinnicht und goldgelben Ranunkeln über den Uferrand hängen. Zierliche Schwälbchen und Bachstelzen streichen mit scharfem Schrei unter den Weidenzweigen dahin; auch Libellen mit blaugrünen Gazeflügeln huschen lautlos vorbei und kehren zurück, während aus dem Wasserspiegel ein silberschuppiges Fischlein emporschnellt. Weiter hinaus liegen rotbunte Kühe im blumigen Grase; unter Erlenwipfeln wälzt eine Wassermühle einen milchweißen Schaumstrudel über das schwarze Schaufelrad; und ganz im Hintergrunde winkt über blau umflorten Gebüschgruppen wie ein Zeigefinger, der nach oben weist, das spitze Kirchtürmchen meines Heimatdorfes.

Lang' ist es her, daß ich mein Heimatdorf verlassen; aber ich brauche nur die Augen zu schließen, um den alten Weidenbaum, meinen Lieblingsbaum, mit seinem Koboldskopfe, seinen Spalten, Löchern und Schmuckpflanzen wieder leibhaftig vor mir zu sehen. Aus den graugrünen Zweigen aber rauscht es wie ein alter Traum:

Dort drüben über dem Wasser,
Da steht ein Weidenbaum,
Die Blätter rauschen herüber
Mir einen verlorenen Traum.

Ja, einen Traum aus der schönen Jugendzeit! Wie oft hab' ich unter meinem alten Weidenbaume gesessen, wie viele glückliche Stunden hab' ich in seinem Schatten verträumt, wie viel Unterhaltung und Belehrung verdank' ich dem guten alten Weidenbaume!

Schon als sorglos heiteres Kind lenkte ich mit meinen Spielgenossen zu ihm meinen hurtigen Lauf, wenn der milde Hauch des Frühlings das Säfteleben des alten Stammes aus der Winterruhe erweckte, die Rinde der Zweige schwellte und ihr ein frisches Aussehen gab, ja sie sogar mit schöner gelbrötlicher Farbe malte. Nun waren die Ruten gut für Flöten und Schalmeien, das wußten wir. Mit einem alten schartigen Taschenmesser schnitten wir uns Zweig um Zweig, teilten jeden derselben in kurze Abschnitte, indem wir die Rinde durch einen Rundschnitt ringelten, und klopften nun die Rinde, nachdem wir den Zweig auf das vorgestemmte Knie gelegt, mit dem Heft des Messers, wobei wir ein altes Reimlein sangen, das vor uns schon hunderte von Kindern gesungen hatten und nach uns noch hunderte singen werden. Unter dem Absingen dieses Reimleins hatte sich die Rinde soweit gelockert, daß wir sie vom saftigen Zweige durch eine sanfte Drehung der Hand leicht ablösen konnten. Nun mußte noch das Mundstück geschnitten werden, und die Weidenflöte war fertig. Zwar klang ihr Ton ein wenig schrill, aber es war doch ein Frühlingston — ein Weckruf an den sich regenden Lenz! Darum haben die Naturdichter Salis, Matthisson und Hölty, welche mit Vorliebe ländliche Scenen schildern, es auch nicht verschmäht, der schlichten Weidenflöte zu gedenken. Besonders kunstgeübte Hände unter meinen Spielgefährten verstanden es auch, aus den losgeschälten Rindenstreifen dickerer Zweige förmliche Schalmeien zu verfertigen, welche schon einen tieferen, volleren Ton gaben. Da saßen wir jungen Menschenkinder nun im jungen Grase, aus welchem die weißen Sternlein des Gänseblümchens leuchteten, und flöteten und tuteten um die Wette in den goldnen Sonnenschein hinaus, und fühlten uns beim Kinderspiele reich wie Könige.

*) Hermann Jäger. Das angezogene Buch erschien im Verlag von Karl Scholtze in Leipzig.

O süße Zeit herzinniger Gefühle
Der Kindlichkeit!
Wie denk' ich dein so gern im Weltgewühle,
Du süße Zeit!

Die Jahre kamen und gingen. Aus einem Knaben war ich ein Jüngling geworden. Die Weidenzweige, von denen ich mir meine Flöten und Schalmeien geschnitten, waren verdorrt; aber aus den Narben, welche das Messer zurückgelassen, waren frische Ruten gesproßt, die im Sommerglühen einen kühlen Schatten über den Wiesenrasen streuten. Als Schüler, der den Reiz, die Süßigkeit der schönen Wissenschaften begierig einschlürfte, pilgerte ich, in meiner Hand ein Büchlein — ein Drama, ein Gedicht — zu meinem alten Weidenbaume, lagerte mich in seinen Schatten und vertiefte mich in das unsterbliche Geisteswerk eines unserer Dichterhelden.

O teure Dichter, deren Stimme —
Unsterblicher Gedanken Laut —
Sich mischte in des Baches Rauschen
Und in der Wälder Windesbraut!
Gelagert unter Weidenzweigen,
Wie sie voll Kraft und innerm Drang,
Hielt oft ich ein in meinem Lesen,
In meiner Träume sachtem Gang:
Ein zager Schüler ich versuchte
Zu formen selbst ein kunstlos Lied
Von Sehnsucht, Traurigkeit und Freundschaft,
Und was das Leben sonst beschied.
Mit frischem Rauschen in den Zweigen,
Die in die Lüfte ragten weit,
Ermutigte der Wind die Rhythmen
Der wonnevollen Jugendzeit. –

Mit meinen poetischen Lesungen und Träumereien unter dem Weidenbaume wechselten aber auch Stunden, wo ich ernsteren, naturwissenschaftlichen Studien oblag. Mein hochverehrter Lehrer hatte in mir die Liebe zu den Wundern der Insektenwelt geweckt. Nun gehört aber der Strauchbaum der Weide unter die insektenreichsten Pflanzen unsrer deutschen Heimat und ist besonders für den Käfersammler, der hier über hundert Arten finden kann, wertvoll. O, wie manchen schätzbaren Beitrag zu meiner Käfer- und Schmetterlingssammlung, ja, wie manches Prachtstück dieser Sammlung verdanke ich meinem alten Weidenbaume! Noch ist mir der Augenblick unvergeßlich, als ich an dem grauen rissigen Stamme den prachtvoll goldgrünen, nach Moschus duftenden Moschusbock, einen großen Bockkäfer, fand. Vor freudiger Ueberraschung, zugleich vor Furcht, daß mir der herrliche Fund entgehen könne, stockte mein Atem. Endlich keuchte es leise aus meiner Brust: „Aromia moschata!“ denn dies ist der Name des Prachtkäfers. Liegt es nicht schon wie Musik in diesem volltönenden Namen: Aromia moschata? Meine Hand zitterte, als ich Daumen und Zeigefinger nach dem schlanken Körper des Käfers ausstreckte, und ein Wonneschauer durchrieselte mich, als ich das kräftig mit den langen Beinen arbeitende Insekt nun zwischen den Fingern hielt. Wie ein leuchtender Edelstein, wie ein kostbarer Smaragd war sein grüngoldener Panzer anzuschauen; dazu die langen, schwungvoll geschweiften, mehrfach gegliederten Fühlhörner! Ja, es war ein Prachtkäfer, dieser Moschusbock, meine Aromia moschata! Mein Käferbuch, das ich zu Hause nachschlug, belehrte mich, daß die Larve des Moschusbocks in dem vermorschenden Holze des Weidenstammes lebt. Eine zweite erfreuliche und wichtige Spende meiner alten Weide war ein großer Bockkäfer, der eigentlich auf Eichen haust und deshalb den Namen Eichenbock führt, lateinisch Cerambyx heros (klingt wirklich auch nicht übel!); manchmal jedoch wird das Insekt auch an Weiden getroffen. So war's in dem Falle, als der große, schlanke, schwarze Käfer am Stamme meines Lieblingsbaumes mit seinen langen Beinen herumtastete. Es war ein prächtiger Kerl, schwarzglänzend und rauh zugleich wie ein Schornsteinfeger, nach den Flügelenden hin gebräunt, dabei von eleganter Figur, mit einem beiderseitig dornig zugespitzten Halsschilde und mit riesigen, mehrfach gegliederten Fühlhörnern, die nach rückwärts geschlagen fast in einem Kreise den Körper umschlossen. An Größe übertrifft Cerambyx heros die Aromia, wohingegen letztere an Farbenpracht voransteht. Cerambyx heros ist überhaupt der größte unserer einheimischen Bockkäfer. Eine häufigere Erscheinung als der Eichenbock war an meinem Lieblingsbaume der mattschwarze plumpe Weidenbock, Pachystola textor, und seine Larve. An kleineren Käfern spendete mir mein Baum den Weidenfallkäfer, den Weidenskelettierer, den Weidenblattkäfer, den Weidenstammrüßler und andere.

Eines Tages sah ich auf einem schlaff herabhängenden Weidenblatte ein großes, seltsam höckeriges Insekt sitzen, das seine ausgezackten Flügel wie ein Dächlein über den Leib gestellt hatte; nur ganz vorn guckte ein dicht bepelztes, eulenartiges Köpfchen mit großen glimmenden Augen heraus. Mit dem durch Uebung geschärften Blicke des Insektensammlers erkannte ich in diesem wunderlichen Insekt einen ziemlich seltenen Schmetterling, das schwarze Ordensband, Noctua maura, und höher schlug mein Herz vor Freude. Der mattschwarze Grund der Vorder- und Hinterflügel (letztere sind bei sitzender Stellung des Schmetterlings völlig von den ersteren bedeckt) wird von kräftig schwarzen Querbinden durchsetzt. Daher der Name Ordensband. Der Schmetterling findet sich zuweilen in dunklen Winkeln der Häuser, wo von abergläubischen Leuten seine düstere Erscheinung als unglückverheißend gedeutet wird. Er gehört zur Familie der Eulenschmetterlinge, welche meist in der Dämmerung oder des Nachts umherfliegen. Nahe Verwandte des schwarzen Ordensbandes sind das blaue Ordensband, ein seltener Schmetterling, mit breiten hellblauen Querbinden auf den schwarzen Hinterflügeln, und die beiden roten Ordensbänder, mit prächtig roten Bändern auf den schwarzen Hinterflügeln; endlich das gelbe Ordensband, mit gelb und schwarz gebänderten Hinterschwingen.

1. Eichenbock (Hammaticherus heros) mit Larve. 2. Blutkäfer (Pyrochroa rubens). 3. Kurzhornbock (Rhagium mordax). 4. Widderbock (Clytus arcuatus). 5. Schönbock (Callidium variabile). 6. Mondvogel (Bombyx bucephala). 7. Raupe von Nr. 6. 8. Rotschwanz (Bombyx pudibunda). 9. Raupe von Nr. 8. 10. Knospenwickler (Tortrix viridana). 11. Minenfleck von Tischeria complanella. 12. Galle und Gallwespe von Cynips fecundatrix. 13. Galle und Wespe von Cynips quercus folii.

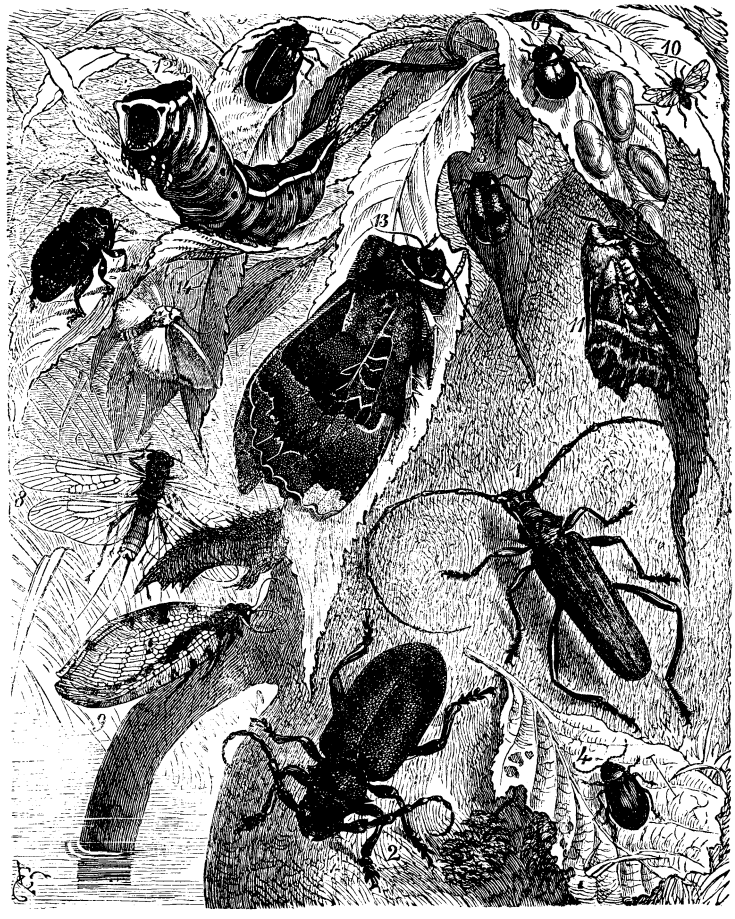
Ein andermal reizte mich die Oberseite eines Weidenblattes zu näherer Betrachtung. Dieselbe war nämlich parallel der Mittelrippe mit kleinen blasenförmigen, schön rotbackigen Anschwellungen oder Gallen besetzt. Aus meinem Lehrbuche der Insektenkunde wußte ich, daß diese Gallen durch Blatt-

wespenlarven erzeugt werden. Als ich das Weidenblatt umkehrte, sah ich zu meiner freudigen Ueberraschung ein reizendes Schmetterlingseulchen mit dachförmigen, scharfgezackten Flügeln daran hocken: es war die Zackeneule, Noctua libatrix, mit lebhaft rotgelben bunten Vorderflügeln.

Ein drittes Eulchen, das sich auf den Blättern meines Lieblingsbaumes aufhielt, jedoch von geringeren Größenverhältnissen war als die beiden vorher genannten, führt die Benennung Weidengrünling, Noctua chlorana.

Allmählich war ich mit den Insektenschätzen meines Weidenbaumes — ich habe nur einige wenige genannt — recht vertraut geworden; und doch sollte mich eines Tages eine ganz merkwürdig gestaltete Raupe, die ich noch nie gesehen, aufs höchste überraschen. Da saß auf einem angefressenen Weidenblatte eine große, kurzgedrungene, hellgrüne Raupe, über deren rotgerandetem Kopfe eine Art Höcker aufstieg, während der Hinterteil — und das war eigentlich das Merkwürdige, Niegesehene — in eine lange Schwanzgabel auslief. Ich löste das Blatt, worauf die 14-füßige Raupe hockte, sorgfältig vom Zweige, legte es nebst anderen Blättern in meine Raupenschachtel, deren Deckel ein straffgespannter schwarzer Florlappen bildete, um den eingesperrten Tierchen Luft zuzuführen, und trug meinen Fund behutsam nach Hause. Dort belehrte mich eine Abbildung in meinem Insektenbuche, daß ich die Raupe des großen Gabelschwanzes, Harpyia vinula, gefunden hatte, eines Spinnerschmetterlings, dessen Flügel schwarz und weiß gar wunderfein gesprenkelt sind. Meine Raupe, täglich mit frischem Futter versehen, hat sich in einem zweiten größeren Raupenkasten richtig eingesponnen, und nach einiger Zeit hatte ich die Freude, einen großen, tadellosen Schmetterling ausfallen zu sehen.

Nicht unerwähnt lassen will ich endlich den Fang des Weidenbohrers, Cossus ligniperda. Der große Schmetterling ist vollständig grau. Seine Flügel sind mittels zahlreicher schwärzlicher Kritzeln der mit Flechten scharf bekrusteten Rinde der Weide — oder auch des Pappelbaumes — täuschend verähnlicht. An diesen Bäumen hockt tagsüber der träge Schmetterling mit dachig niedergelegten und dem Baume angeschmiegten Flügeln. Man übersieht gar leicht den großen Falter, da er einer Astnarbe täuschend ähnlich ist. (Er hält sich z. B. mit den Vorderfüßen recht fest, legt die Fühler rückwärts dicht an, und so gleicht sein Kopf einem inmitten der Rindennarbe stehen gebliebenen Aststümpfchen.) Die Raupe des Cossus bohrt im Holze der Weiden. Sie verrät ihre Anwesenheit durch die Oeffnungen der Bohrlöcher und einen eigentümlichen Wohlgeruch, welcher dem des Bisam ähnlich ist. Die Raupe ist lang, platt, kräftig geringelt und fast nackt. Ihre Rückenfläche ist rosenrot oder dunkelrot; der Kopf ist braun und mit kräftigen Freßzangen ausgerüstet. Die Raupe verwandelt sich nicht eher als im dritten Jahre in eine große braune Puppe, welche an ihren Rückenringeln mit feinen Kammzähnchen versehen ist, deren Spitzen rückwärts gerichtet sind. So kann sich die Puppe vor dem Ausschlüpfen des Schmetterlings bis zum Eingange des Bohrloches der Raupe vorwärts schrauben; ein Zurücksinken ist ihr aber unmöglich gemacht.



1. Moschusbock (Aromia moschata). 2. Weidenbock (Pachystola textor). 3. Weidenfallkäfer (Clythra quadripunctata). 4. Erlenkäfer (Agelastica alni) 5. Weidenfeldlettierer (Phratora vulgatissima). 6. Weidenblattkäfer (Plagidera armoraciae). 7. Der Weidenstammrüßler (Cryptorhynchus lapathi). 8. Afterfrühlingsfliege (Perla bicaudata). 9. Bachameisenlöwe (Osmylus chrysops). 10. Blattwespe (Nematus capreae) mit ihrer Galle. 11. Zackeneule (Noctua libatrix). 12. Gabelschwanzraupe (Bombyx vinula). 13. Schwarzes Ordensband (Noctua maura). 14. Weidengrünling (Noctua chlorana).

Man kann sich denken, daß meine Zuneigung zu dem alten heimatlichen Weidenbaume, der meinen Insektensammlungen so herrliche Beiträge lieferte, von Tag zu Tag sich steigerte — so daß ich heute, nach Jahren, noch dankbar des alten Stammes gedenke, obgleich ich fern von ihm weile und nicht weiß, ob er zur Stunde noch am Bachesufer sein buschiges Haupt erhebt. Euch Knaben aber, euch jungen Freunden der Insektenwelt, rufe ich zu, in eurer landschaftlichen Umgebung auch so einen alten Weidenbaum aufzusuchen und mit Aufmerksamkeit und Liebe zu betrachten; — er wird's euch reichlich lohnen!

Die Nase als Lebensretterin.

Der erste Napoleon hielt was auf eine große Nase, obgleich er selbst eine kleine und zierliche hatte. Einem braven deutschen Offizier hatte seine mächtige Nase, die ihresgleichen suchte, sogar das Leben gerettet. Es war in Rußland in dem bösen Jahre 1812. Er stand bei den Westfalen und kam in einem Gefecht arg ins Gedränge. Die Kosaken hatten schon alle seine Kameraden niedergestochen; da sahen sie seine Nase, brachen in ein schallendes Gelächter aus, nahmen ihn gefangen und brachten ihn ins Hauptquartier. Da lachte man auch und gab ihn nach einiger Zeit frei.

Die Krokodilbatterie.

Auf meiner Reise durch Indien hielt ich mich eine Zeitlang an den Ufern des Rohan, eines kleinen Flusses in einer der nordwestlichen Provinzen Indiens auf. Hier machte ich zum erstenmal Bekanntschaft mit dem Mugger, dem Krokodile dieses Teiles der Erde. Oft schon hatte ich in Reisebeschreibungen schreckliche und kaum glaubliche Dinge über ihn gelesen, und wohl hatte ich auch ausgestopfte Exemplare dieses Ungeheuers in Museen vor Augen gehabt, allein zu einem rechten Begriff von dem Wesen desselben war ich nicht gekommen.

Da geschah es denn eines Tages, wie ich den Rohan hinaufruderte, daß ich auf einer Sandbank ein Ding liegen sah, welches das Aussehen eines halbverbrannten Baumstammes hatte. Ich ruderte nahe an die Bank, und zu meinem Staunen fand sich's, daß der Baumstamm einen Rachen und vier Beine hatte und — näher betrachtet — ein ungeheueres Reptil war.

Die alten Geschichten von Drachen, Greifen und Ungetümen sowie die Entdeckungen der Geologen von Mesosauriern und Plesiosauriern erschienen mir jetzt in einem ganz anderen Lichte denn früher. Da lag denn in all seiner scheußlichen Pracht ein echter wirklicher Saurier von mehr als fünf Meter Länge vor mir. Eine Weile stand ich verwundert in meinem Boote und starrte die Bestie mit großen Augen an. Das Ungeheuer schlief, oder that wenigstens als ob es schliefe. Ich legte mir die Frage vor, was es wohl träumen möge; möglich, daß es der Fische gedachte, die drunten in der Tiefe schwammen oder der armen Menschenkinder, die es im Laufe seines Daseins verschlungen hatte.

Sehen wir doch 'mal zu, dachte ich, und mit einem Aufklatschen meines Ruders auf die Oberfläche des Wassers weckte ich den holden Schläfer. Sogleich riß der Mugger den Rachen auf und schloß ihn dann wieder mit einem Schnappen, vor dem ich schauderte, und sodann plumpte er von der Sandbank ins Wasser hinab.

Einige Tage darauf, nachdem ich diese Bekanntschaft gemacht hatte, saß ich, mit meinem Bruder in ein Gespräch vertieft, zu Hause, als eines der eingeborenen Weiber kreischend und heulend an die Bungalowthüre kam, ihre Haare raufte, sich niederwarf und ihre Stirn gegen die Pfosten stieß, als ob sie sich die Hirnschale zu zerschmettern gedächte. Ein Haufe anderer Weiber folgte ihr schreiend und jammernd.

Ich fragte nach der Ursache dieser Aufregung. Da erfuhr ich denn, daß, während das arme Weib am Flusse gestanden, um Wäsche zu reinigen, ihr anderthalb Jahre altes Kind von einem Mugger erfaßt und verschlungen worden sei.

Obschon überzeugt, daß hier Hilfe undenkbar sei, nahmen wir doch sogleich unsere Flinten und eilten nach dem Orte, wo das Unglück geschehen; aber da war alles still und stumm, und nicht der leiseste Strudel störte die Glätte des Wasserspiegels. Ein kleiner getüpfelter Vogel von dem Geschlechte der Königsfischer schwebte über dem Wasser, als ob er an einem Drahte in der Luft hinge, hatte den Schnabel auf die Brust gesenkt und beobachtete die Fische drunten. Plötzlich schoß er wie ein Pfeil herab, ergriff mit seinem Schnabel die Beute und flog eilig von dannen.

In jedem anderen Falle hätte ich wohl meine Flinte nach dem Fischräuber abgedrückt, allein heute unterließ ich es, weil meine Gedanken zu lebhaft mit dem Mugger beschäftigt waren, der mir seit der ersten Begegnung nicht mehr zu Gesicht gekommen war, dem ich aber um der armen Mutter willen Rache geschworen hatte.

Die Regenzeit war eingetreten. Da ließ mir mein Nachbar, Mr. Hall, sagen, daß er mir einen kurzen Besuch abzustatten gedenke. Zugleich ließ er mich bitten, ihm einen Syce (Reitknecht) mit einem ihm gehörigen und seit dem letzten Besuch bei mir eingestellten Sattelpferde zu senden.

Ich erfüllte gern meines befreundeten Nachbars Wunsch und schickte ihm meinen Reitknecht Sidhu samt dem Pferde. Sidhu war ein schmucker, schwarzbrauner Bursche. Er konnte — wie das Gewohnheit im Osten ist — neben einem Pferde in der Stunde sieben bis acht englische Meilen laufen, und dies eine Zeit fortsetzen, welche den besten europäischen Schnellläufer in Erstaunen gesetzt haben würde.

Gegen Abend kam Mr. Hall, von Wasser triefend, an meinem Bungalow vor. Ich sah sogleich, daß ihm ein Unfall begegnet sein müsse und eilte, ihm behilflich zu sein.

Sobald er eingetreten war, antwortete er auf meine Frage, was ihn so „überzuckert" habe: „Ich bin wahrhaftig nicht zum Spaßen aufgelegt; es ist jammerschade um den schmucken Burschen, Ihr Syce ist verloren!"

„Wie? Ertrunken etwa?"

„Nein, — aufgefressen — von einem Krokodil!"

„Das Wasser des Flusses," fuhr Mr. Hall fort, „war hoch angeschwollen und ich entschloß mich, einer Einladung meines Nachbars Mr. Jeams zu folgen, die Fahrt hierher mittels Floßes zu machen. Ich konnte rascher hier sein. Jeams hatte einige Ballen Waren stromabwärts zu bringen. Wie wir nun drüben bei der Mündung der Nulla mit bedeutender Geschwindigkeit thalab steuern — ich und Jeams saßen plaudernd im vorderen Teil des Floßes — stieß Sidhu, der Aermste, plötzlich einen markerschütternden Schrei aus. Wir springen blitzesschnell auf und gewahren, wie Sidhu, die Hände über den Kopf zusammenschlagend in dem hochaufspritzenden Wasser versinkt. Mit Entsetzen sehen wir an derselben Stelle einen Augenblick später den langen Schuppenschwanz eines Muggers auftauchen, um dann spurlos zu verschwinden. Wie uns der gleichfalls aufs höchste entsetzte Flößer berichtete, hatte Sidhu schon eine Zeitlang das rechte Bein spielend ins Wasser gehalten; schneller als es erzählt werden kann, tauchte plötzlich der schauerliche Rachen des Muggers auf und zog Sidhu, am rechten Bein packend, in die Tiefe.

Die Nachricht von dem traurigen Schicksale Sidhus hatte sich bald in dem Dorfe verbreitet und war auch der armen Frau des Verunglückten hinterbracht worden. Jammernd und schreiend, in den Armen ihr jüngstes Kind tragend, kam sie zu meinem Bungalow und legte den armen Wurm zu den Füßen meines Freundes. Die Thränen schossen dem gutherzigen Manne aus den Augen, als er die Witwe zu trösten versuchte, was ihm teilweise durch das Versprechen gelang, für sie und ihre Kinder sorgen zu wollen.

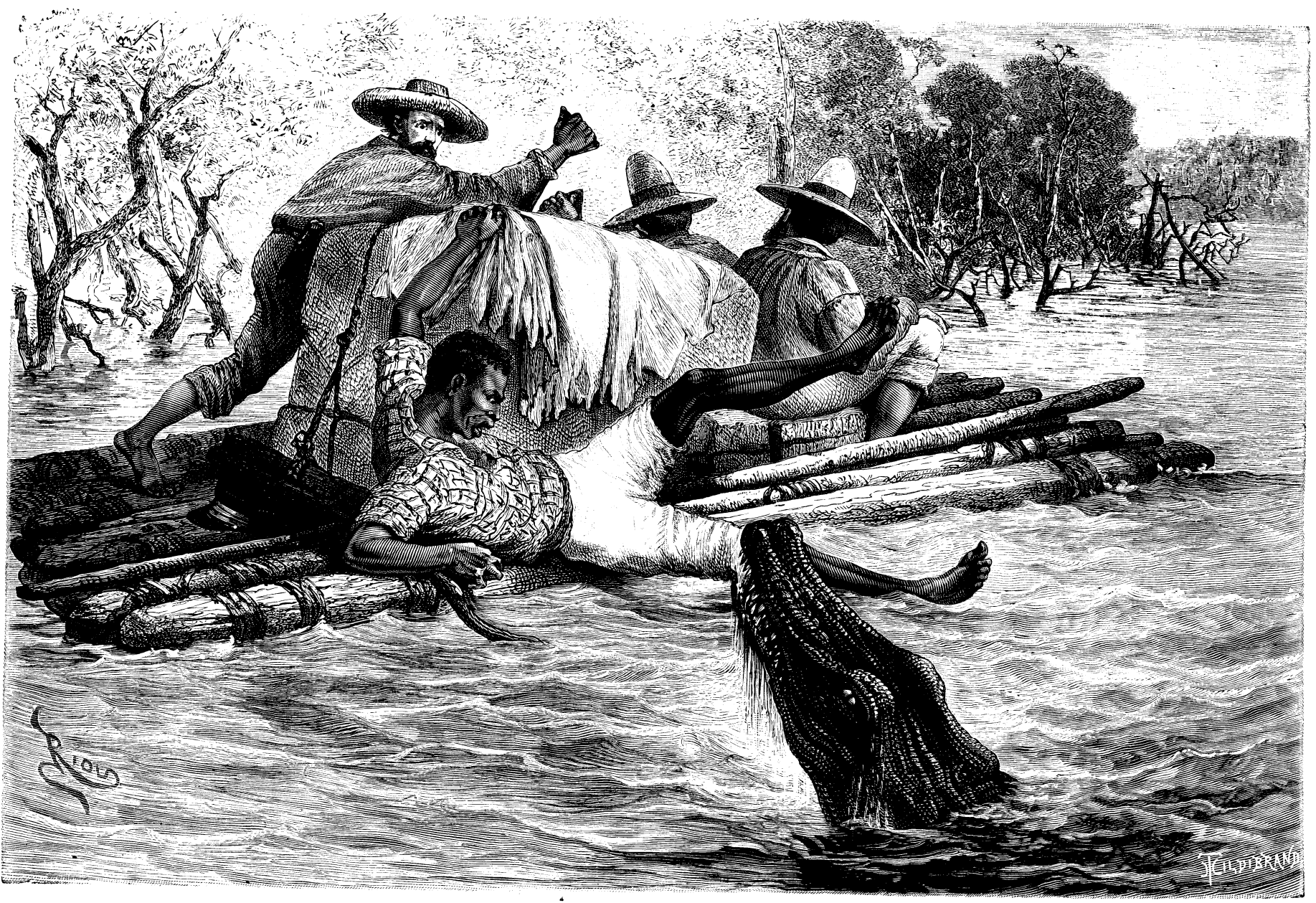
Wir waren den ganzen Abend hindurch recht traurig gestimmt und besprachen ausschließlich die Mittel und Wege zur Vertilgung der Krokodile in unserer Umgebung; aber keiner der gemachten Vorschläge bot viel Aussicht auf Erfolg.

Am folgenden Morgen nach dem Frühstück zeigte ich meinem Freunde einen englischen Sprengapparat, mit dem ich die sogenannten „Snags" (Baumstämme, welche die Schiffahrt hemmen) wegzusprengen beabsichtigte. Ich setzte ihm eben die Handhabung des Apparates auseinander, als er plötzlich ausrief:

„Jetzt haben wir's! Warum wollen wir statt der Snags nicht auch einmal Muggers in die Luft sprengen!"

Damit war ich vollkommen einverstanden; die Schwierigkeit lag nur darin, wie das Ding anzufassen sei.

Die Muggers halten sich gerne an fischreichen Orten der Gewässer auf, und so erfuhren wir auch, daß der Mörder des armen Sidhu in der Umgebung der Nulla ein häufig beobachteter Gast war. Bei verschiedenen Gelegenheiten hatte er Ziegen, Schafe und Schweine erschnappt, ja einmal hatte er sogar den Versuch gewagt, einen Büffel anzugreifen, den er beim Trinken überraschte. Das war ihm nun freilich schlecht bekommen. Da in dem Flusse das Wasser nicht tief genug war, um den Büffel zu ertränken, bemerkte der Mugger bald, daß er diesmal seinen Meister gefunden habe. Nachdem er von den Hörnern seines Gegners gehörig bearbeitet worden war, nahm er schmählichen Rückzug und verkroch sich im Schlamm des Gewässers.



„— Sidhu, der Aermste, stieß plötzlich einen markerschütternden Schrei aus — —“

Beim Sprengen der Snags hatte ich bemerkt, daß die durch das Abfeuern hervorgebrachte Erschütterung die Wirkung übte, alle Fische in ziemlich weitem Umkreise zu töten. Nach jeder Explosion waren sie in großer Menge massenweise zusammen auf dem Rücken liegend an der Oberfläche des Wassers zu finden. Es fiel mir jetzt ein, daß man dem Mugger in ähnlicher Weise zu Leibe gehen müsse. Eine Explosion von Schießpulver unter Wasser erteilt nämlich den Gegenständen in ihrer unmittelbaren Umgebung einen viel gewaltigeren Schlag, als dieselbe Menge von Pulver, wenn man sie in freier Luft losbrennt; diese stärkere Wirkung hängt mit der größeren Dichte des Wassers zusammen.

Nachdem wir unsere Vorkehrungen getroffen, stiegen Mr. Hall, mein Bruder und ich in einen kleinen Kahn, der den Sprengapparat an Bord hatte und fuhren den Fluß hinauf, wo die Nulla ihr Wasser in den Rohan ergießt. Wir stiegen dann aus und begaben uns in ein naheliegendes Dorf, wo wir um ein paar Annas das Gerippe einer Ziege erhandelten. Eine Flasche mit etwa 3 kg Schießpulver, an welche die Leitdrähte der Batterie befestigt waren, wurde dann in den Bauch des Zicklein genäht. An diesem Köder befestigten wir den Leitdraht mit Bindfaden. Die Seile hatten an ihren Enden jedes eine jener aufgeblasenen Bockshäute, wie sie von den Wasserträgern verwendet werden.

Hall mit seinem Bocksfell unter dem Arm und einem Bündel lockeren Seiles, das sich leicht aufrollen ließ, in der Hand, nahm die eine Seite der Nulla, während mein Bruder, ähnlich ausgestattet, die andere Seite übernahm. Das Seil meines Bruders enthielt den Draht; und so ging ich neben ihm, während zwei Diener mit der in Bereitschaft gesetzten Batterie mich begleiteten. Ein Stück Kork wurde ebenfalls an den Köder gebunden, um seine jeweilige Stellung anzuzeigen.

Als alle diese Anordnungen getroffen waren, begannen wir die Nulla abwärts zu gehen, nachdem wir vorher das Zicklein mit dem verhängnisvollen Eingeweide in den Fluß geworfen hatten. Mit Hilfe der beiderseitig befestigten Seile zogen wir den Köder vorsichtig und langsam weiter, und es war anzunehmen, daß dem Mugger, wenn er sich im Flusse aufhielt, die Lockspeise nicht verborgen bleiben konnte.

Wir mochten etwa den vierten Teil einer englischen Meile zurückgelegt haben, als der Kork plötzlich verschwand. Mein Bruder und Hall warfen die lockere Rolle Seil, welche sie trugen, zugleich mit den aufgeblasenen Bockshäuten auf das Wasser und behielten nur die Enden in der Hand. Die Bewegungen der Bockshäute ließen zweifellos erkennen, daß der Mugger den Ziegenkadaver gefaßt hatte; im Zickzack schoß er bald herüber, bald hinüber. Ich lief ihm nach, so schnell ich vermochte; bald aber fand ich, daß ich's an Schnelligkeit nicht mit ihm aufnehmen konnte.

An einer steileren Stelle des Ufers hielt er endlich an. Jetzt begann ich das Seil einzuziehen, wagte es jedoch nicht, die Bockshaut aus dem Wasser zu heben, aus Furcht, das Tier zu verscheuchen, ehe die Diener Zeit gehabt, mit der Batterie herbeizukommen. Dies war ein Augenblick der höchsten Spannung; denn wenn der Mugger seinen Standpunkt verlassen hätte, ehe sie mich erreichten, wäre ein zweiter Wettlauf mit ihm die Folge gewesen, und zudem konnte er ja auch inzwischen die Drähte zerbissen haben. Es lag in der That Gefahr im Verzuge.

Nach einer Weile kamen die Träger des Apparates näher. Dank der Ungeschicklichkeit dieser Leute wäre unser Plan auch jetzt beinahe zu nichte geworden. Während ich vor Ungeduld stöhnte, fiel der eine Träger hin und verschüttete einen großen Teil der Säure. Mit Hilfe einer zweiten Flasche Säure, die wir vorsichtshalber mitgenommen hatten, brachten wir jedoch die Batterie bald wieder zu der erforderlichen Stärke.

Da jetzt alles in Ordnung war, so begann ich das mit dem Drahte versehene Seil heraufzuziehen. Ich verfuhr so vorsichtig als nur möglich, um ja unseren Mugger nicht zu stören, konnte es aber trotz aller Vorsicht nicht vermeiden, daß die aufgeblasene Bockshaut, als sie am Ufer in die Höhe kam, einige lockere Erdschollen losriß, welche mit ziemlichem Geräusch ins Wasser plumpten.

Glücklicherweise nahm jedoch der Mugger, mit dem Ziegenkadaver vollauf beschäftigt, nicht Kenntnis von dem Herabrollen des Bodens; und so schritt ich denn nun zum Werke. Ich konnte mich einer gewissen Aufregung nicht erwehren, als ich die Drähte in die Hand bekam. Während mein Bruder den einen derselben an die Batterie befestigte, hielt ich den anderen bereit, die Verbindung herzustellen. Der Mugger aber lag diese ganze Zeit hindurch still auf dem Grunde der Nulla, nicht ahnend, wie verhängnisvoll das Zicklein mit der Pulverflasche für ihn werden sollte.

Alles war jetzt bereit, und ich bewirkte den verhängnisvollen Kontakt.

Ein fürchterlicher Stoß, ein Schlag und hoch auf wirbelte das schmutzige Wasser, und eine dunkle Rauchsäule wallte auf. Als sie sich verzogen, schwammen an der blutigen Oberfläche die zerfetzten Teile des Ungetüms.

Der Jubel war allgemein; der explodierte Mugger aber trieb den Fluß hinab. Der Anblick war so grauenvoll, daß wir nicht die geringste Lust verspürten, den Kadaver des Ungeheuers näher zu besichtigen.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Der kleine Mann erzählte so lebhaft und drastisch, daß seine Zuhörer ganz Ohr waren und bei der Art und Weise, in welcher er seinen Unfall schilderte, in ein laut schallendes Gelächter ausbrachen.

„Ja, lacht nur!" brummte er. „Mir war es ganz und gar nich wie Lachen. Ich hatte das Gefühl, als ob alle Teile meines Körpers durcheinander geschtoßen worden seien. Es war mir ganz taub und dumm zu Mute, so daß ich für eenige Sekunden gar nich an das Offschtehen dachte."

„Und der Bär?" fragte Jemmy.

„Was der in diesem Oogenblicke für finanzielle Schpekulationen in seinen Gedanken erörtert hat, das kann ich nich wissen. Ich hatte weder die nötige Zeit noch die gehörige Andacht, mich wie Mentor mit Telemach in Zwieschprache mit ihm zu setzen. Vielleicht aber war es ihm grad so salonwidrig zu Mute wie mir, denn er lag ganz ebenso schtille unter mir, wie ich schprachlos off ihm saß. Dann aber raffte er sich plötzlich empor, und das brachte mich zur Erkenntnis meiner persönlichen Verpflichtungen. Ich schprang off und rannte fort — er hinter mir her, ob aus gleicher Angscht wie ich oder in dem heißen Wunsche, die eenmal angeknüpfte Bekanntschaft mit mir fortzusetzen, das weeß ich nich. Eegentlich wollte ich hin nach der Thür und ins Haus hinein. Dazu war aber die Zeit zu kurz und der Bär mir zu nahe. Die Angscht verlieh mir die Schnelligkeit eener Schwalbe; es war, als ob sie mir die Länge meiner Beene verdoppelt und vervierfacht hätte. Ich schoß vorwärts wie eene Flintenkugel, um die Hausecke hinum und — — in die Lehmgrube hinein, grad bis unter die Arme. Ich hatte alles vergessen, Himmel und Erde, Europa und Amerika, alle meine Kenntnisse und den ganzen Lehm; ich schtak drin wie die Schabe im Bäckerteige und — — da that es neben mir eenen gewaltigen ‚slap', wie der Amerikaner sich ausdrückt; ich erhielt eenen Schtoß wie vom

Puffer eenes Bahnwagens, und der Lehm flog mir über dem Kopfe zusammen. Das Gesicht war ganz von demselben überzogen; nur das rechte Ooge war frei geblieben. Ich drehte mich um und — — schielte den Bären an, der infolge seines leichtsinnigen Temperamentes vergessen hatte, das Terrain, wie es sich schickt und gehört, zu inschpizieren, und mir also nachgeschprungen war. Nur sein Kopf war zu sehen, aber der sah ooch schauderhaft aus. Wenn meine zwee Gesichtsprofile ebenso belehmt waren wie die seinigen, so konnte freilich keener von uns beeden off die Hochachtung des anderen Anschpruch erheben. Wir blickten uns drei Sekunden lang eenander lieblich an; dann wendete er sich nach links und ich mich nach rechts, jeder in der lobenswerten Absicht, in eene freundlichere Umgebung zu gelangen. Natürlich ging bei ihm das Herausklettern schneller als bei mir. Schon hatte ich Angscht, daß er, der Grube entschprungen, schtehen bleiben werde, um mich zu belagern; aber kaum hatte er festen Fuß gefaßt, so sauste er von dannen nach der Richtung, aus welcher wir gekommen waren, und schwenkte um die Ecke, ohne mich nur eenes eenzigen Blickes zu würdigen. Farewell, big-muddy beast!"

Hobble-Frank war im Eifer des Erzählens aufgestanden und hatte seinen Bericht mit so entsprechenden Gestikulationen begleitet, daß seine Zuhörer lachten, wie diese einsame Gegend noch nie ein Lachen vernommen hatte. Ob einer auch aufhörte, er mußte immer wieder von neuem anfangen; es war zu komisch.

„Das ist allerdings ein höchst lustiges Abenteuer," sagte endlich Old Shatterhand, „und das Beste bei demselben ist, daß es so ungefährlich für Sie ablief, freilich für den Bären leider auch!"

„Für ihn ebenso?" antwortete Frank. „Oho! Ich bin noch gar nich fertig. Als der Bär um die Ecke verschwunden war, hörte ich een Geräusch, wie wenn irgend een Möbelschtück umgeworfen wird. Ich beachtete es aber nich, sondern war nur bemüht, mich aus der Grube herauszuarbeiten. Das koschtete mich bedeutende Anschtrengung, denn der Lehm war gewaltig zähe, und ich kam nur dadurch frei, daß ich ihn im Besitze meiner Schtiefel ließ. Jetzt mußte ich mir vor allen Dingen das Gesicht reinigen. Ich ging also hinter das Haus, wo een Wässerchen vorüberfloß, dem ich alles freundlich anvertraute, was sich als überflüssig von meiner äußeren Individualität entfernen ließ. Dann eilte ich natürlich nach vorn, um an der Fährte zu sehen, nach welcher Richtung sich der Bär entfernt habe. Denn, daß er verschwunden sei, das nahm ich als ganz sicher an. Aber der Kerl war gar nich fort. Er saß dort unter dem Hickoryboome und — — leckte sich höchscht eifrig ab."

„Den Lehm? Pah!" meinte Jemmy kopfschüttelnd. „Soweit ich die Eigenheiten dieser Tiere kenne, ist er sofort ins Wasser gegangen."

„Das fiel ihm gar nich ein, denn er war gescheiter als Sie, Master Jemmy. Der Bär liebt bekanntlich Süßigkeeten. Und ist der Ahornzucker nich ebenso süß wie jeder andere Zucker?"

„Ich verstehe Sie nicht. Erzählen Sie weiter!"

„Nun, ich habe doch die hölzernen Bottiche erwähnt, in denen der Zuckersaft verdunschten sollte. Der Bär war von dem Abenteuer so wenig erbaut gewest, daß er nur daran gedacht hatte, in höchschter Eile davonzukommen. Eener der Bottiche hatte ihm im Wege geschtanden, und er hatte sich gar nich die Zeit genommen, um denselben zu biegen; er hatte im Gegenteele über ihn hinwegschpringen wollen, war aber, da een Bär ja nich wie een Tiger schpringt, nich drüber hinweg, sondern vielmehr hineingeschprungen und hatte ihn von den Unterlagen, auf denen er schtand, herabgerissen. Da der Saft bereits sehre dickflüssig war, so verbreitete er eenen schtarken Zuckergeruch, über welchen das leichtsinnige Tier den Schturz vom Boome, den Schprung in die Grube und mich sofort vergessen hatte. Anschtatt mein „farewell" zu beherzigen und die darin liegende Warnung zu reschpektieren, hatte sich der Bär unter dem Boome häuslich niedergelassen, um mit allem Behagen die Süßigkeet vom Lehme wegzulecken. Er war so sehr in diese angenehme Beschäftigung vertieft, daß er gar nicht bemerkte, daß ich mich längs der Wand nach der Thür hin schlich und dann in das Haus schlüpfte. Jetzt war ich in Sicherheet und nahm meine Flinte vom Nagel. Sie war natürlich geladen. Da der Bär off den Hinterpranken saß und ich so lange zielen konnte, wie es mir beliebte, konnte ich gar keenen Fehlschuß thun. Die Kugel traf das Tier genau an derjenigen Schtelle, an welcher nach Ansicht der Dichter die zarteren Gefühle schtecken sollen, nämlich grad ins Herz hinein. Der Bär zuckte zusammen, richtete sich weiter off, machte mit den Vorderpranken eenige Geschtikulationen und sank dann tot zu Boden. Er hatte infolge seines Leichtsinnes und seiner Genußsucht offgehört, als lebendes Wesen zu exischtieren. Das Schicksal schreitet schnell, und jeglicher Unverschtand findet seine gerechte Schtrafe, und wem nich schon das Morgenrot zum frühen Tode geleuchtet hat, der kann dann am Nachmittage bereits an der Ahornzuckerkrankheet verscheiden."

„Das ist eine sehr ernste Nutzanwendung," sagte Old Shatterhand. „Sie macht Ihnen alle Ehre. Ueberhaupt habe ich die Bemerkung gemacht, daß Sie sehr interessant zu erzählen verstehen. Ich habe noch keinen gehört, dem es so wie Ihnen gelungen wäre, den Stoff in ein so geistreiches Gewand zu kleiden."

„Ist das etwa een Wunder? Denken Sie an den Moritzburger Schulmeester, der sein ganzes, außerordentliches Wissen off mich übertragen hat, und denken Sie ooch an die Leihbibliothek und an die Lieferungswerke, deren treuer Abonnent ich gewest bin! Dazu war ich zweeter Tenor in unserem Gesangvereine und Schpritzenführer bei der freiwilligen Feuerwehr und Rettungsschar. Und ooch schpäter hab' ich schtets die Ohren geschpitzt, wo und wenn es was zu lernen gab. Unter solchen Umschtänden wird man klassisch, ohne daß man's selber merkt, und nur die Devotion, mit welcher man von anderen behandelt wird, bringt eenen zur Erkenntnis, daß man sich weit über den Nullpunkt nach Fahrenheit und Reaumur erhoben hat. Der Geist des Menschen muß nach oben schtreben, denn nur dort zwischen den Schternen hören die zeitlichen und unterirdischen Kalamitäten off. Leider muß sich selbst eene ideale Natur, wie ich bin, mit ordinären Dingen befassen. Das ist der Kampf ums Dasein. Und da thue ich meine Pflicht und fürchte mich sogar vor dem größten Bären nich."

„Nun, so gar sehr groß ist der Ihrige wohl nicht gewesen. Ein Grizzly kann nicht klettern. Was hatte er für eine Farbe?"

„Sein Fell war schwarz."

„Und seine Schnauze?"

„War gelb."

„Ah, so war es nur ein Baribal, vor welchem Sie gar keine Angst zu haben brauchen."

„Oho! es war ihm anzusehen, daß er Appetit nach Menschenfleisch hatte!"

„Glauben Sie das nicht. Der Baribal frißt viel lieber Früchte als Fleisch. Ich mache mich anheischig, es ohne alle Waffen mit so einem dummguten Tiere aufzunehmen. Einige kräftige Faustschläge und es würde davonlaufen."

„Ja, das sind Sie! Sie schlagen ja, wie Ihr Name sagt, eenen Menschen mit der Fauscht nieder. Ich aber bin viel zarter besaitet und möchte es ohne Waffen nich versuchen. Uebrigens habe ich damals den Braten aus dem Pelz geschält und den letzteren gewaschen, ganz ebenso wie meinen Anzug, welcher durch den Lehm ganz feuerfescht geworden war. Die Reparatur der Wände ließ ich sein; ich mochte mit dem Inhalte der Grube nichts zu thun haben. Aber als der Norweger mit seiner Familie zurückkehrte, lagen die Bärenschinken im Pökel, und ich wurde außerordentlich gelobt, den ich hütete mich gar wohl, sämtliche Umschtände des fatalen Abenteuers an die Oeffentlichkeet gelangen zu — — halt! Was läuft da?"

Er war, wie bereits erwähnt, während des Erzählens von seinem Platze aufgestanden. Einige Steintrümmer lagen nahe hinter ihm, auf welche er getreten war. Dadurch hatte er ein Tierchen aufgescheucht, dessen Aufenthalt unter den Steinen gewesen war. Es kam heraus, huschte blitzschnell über den Platz hinweg und fuhr in die Oeffnung eines hohlen Baumstumpfes, welcher in der Nähe stand. Die Bewegungen des Tieres waren so schnell gewesen, daß man nicht hatte sehen können, zu welcher Gattung es gehörte.

Einer war wie elektrisiert von dem kleinen Vorkommnisse, nämlich der Neger Bob. Er sprang auf, rannte nach dem Baumstumpfe hin und rief:

„Ein Vieh, ein Vieh, haben hier laufen, haben sich verstecken in Loch! Massa Bob haben sagen, daß er fangen mit Händen das erste Tier, was er sehen. Massa Bob wird holen Vieh aus Baum heraus."

„Vorsicht, Vorsicht!" warnte Old Shatterhand. „Du weißt ja gar nicht, was für ein Tier es gewesen ist!"

„O, es sein nur so klein!"

Er zeigte mit den beiden Spitzfingern die Länge des Tieres an.

„Ein kleines Geschöpf kann unter Umständen gefährlicher werden als ein großes."

„Ein Opossum sein nicht gefährlich."

„Hast du denn gesehen, daß es ein solches war?"

„Ja, ja. Massa Bob haben sehen Opossum ganz deutlich. Es sein fett, sehr fett und geben einen Braten sehr delikat, o, sehr delikat!"

Er schnalzte mit der Zunge und leckte die Lippen, als ob er den Braten bereits vor sich habe.

„Und ich denke, du irrst dich. Ein Opossum ist nicht so behend, wie dieses Tierchen war."

„Opossum auch schnell laufen, sehr schnell. Warum Massa Shatterhand nicht gönnen Neger Bob den guten Braten!"

„Nun, wenn du gar so überzeugt bist, dich nicht geirrt zu haben, so thue, was du willst. Uns aber bleibe mit dem Gerichte vom Leibe!"

„Sehr gern vom Leibe bleiben! Massa Bob geben keinem Menschen vom Opossum. Er essen den Braten allein, ganz allein. Jetzt aufpassen! Er ziehen Opossum aus Loch heraus!"

Er streifte den rechten Aermel empor.

„Nicht so, nicht so!" sagte Old Shatterhand. „Du mußt das Tier mit der Linken ergreifen und in die Rechte das Messer nehmen. Sobald du die Beute ergriffen hast, ziehst du sie heraus und kniest schnell darauf. Dann kann das Tier sich nicht bewegen und wehren, und du schneidest ihm schnell die Kehle durch."

„Schön! Das sein sehr schön! Massa Bob werden es so machen, denn Massa Bob sein ein großer Westmann und ein berühmter Jäger."

Er streifte nun den linken Aermel auf, nahm das Messer in die rechte Hand und griff dann in das Loch hinein, erst vorsichtig und zögernd, bis er, als er nichts fühlte den Arm weiter hinter schob. Dann aber ließ er plötzlich das Messer fallen, stieß einen lauten Schrei aus, zog heftige Grimassen und fuchtelte mit dem freien, rechten Arme in der Luft herum.

„Heigh-ho, heigh-ho!" rief er jammernd. „Das thun weh, sehr weh!"

„Was denn? Hast du das Tier?"

„Ob Massa Bob es haben? Nein, sondern es haben den Massa Bob."

„O weh! Hat es sich in deine Hand verbissen?"

„Sehr, ganz sehr verbissen!"

„So zieh; zieh nur!"

„Nein, denn das thun sehr weh!"

„Aber drin lassen kannst du die Hand doch auch nicht. Wenn so ein Tier sich einmal verbissen hat, so läßt es nicht wieder los. Also zieh! Und wenn du es heraus bringst, so greifst du schnell auch mit der anderen Hand zu, um es festzuhalten, während ich ihm den Gnadenstoß versetze."

Er zog sein langes Messer aus dem Gürtel und trat zu Bob an den Baum. Der Schwarze zog jetzt den Arm zurück, freilich nur sehr langsam und unter Zähnefletschen und schmerzlichem Wimmern. Das Tier ließ wirklich nicht los und wurde also bis an die Oeffnung des Loches gezogen. Jetzt that der Neger noch einen raschen Ruck. Das Tier kam heraus und hing mit dem Gebiß an seiner linken Hand. Er erfaßte es mit der Rechten schnell am hinteren Körperteile, in der Erwartung, daß Old Shatterhand nun schnell das Messer gebrauchen werde. Aber anstatt dieses zu thun, sprang der Genannte schleunigst zurück und rief:

„Ein Skunk, ein Skunk! Fort, fort, ihr Leute!"

Mit diesem Namen wird das amerikanische Stinktier bezeichnet. Es ist ein etwa 40 cm langes, zu den marderartigen Raubtieren gehöriges Säugetier, hat einen fast ebenso langen zweizeilig behaarten Schwanz und eine aufgeschwollene Nase an dem spitzen Kopfe. Das Fell ist schwarz und mit zwei schneeweißen, an den Seiten getrennt fortlaufenden und auf der Schulter zusammenfließenden Längsstreifen versehen. Es lebt von Eiern, kleinen Tieren, wird aber auch dem Hasen gefährlich, geht nur des Nachts auf Raub aus und bringt die übrige Zeit in Erdlöchern und hohlen Bäumen zu.

Dieses Tier verdient seinen lateinischen Namen Mephitis mit vollem Rechte. Es hat nämlich unter dem Schwanze eine Hohldrüse, aus welcher es, wenn es angegriffen wird, zu seiner Verteidigung eine außerordentlich schlecht riechende, scharfe, gelb ölige Flüssigkeit ausspritzt. Der Gestank derselben ist wahrhaft furchtbar und haftet mehrere Monate lang an den Kleidern, welche von dieser Flüssigkeit getroffen wurden. Da das Skunk den Feind aus ziemlicher Entfernung mit diesem mephitischen Safte zu treffen vermag, so hält sich jeder, welcher das Tier genau kennt, möglichst entfernt von ihm; denn wer von dem Safte getroffen wird, kann sehr leicht in die Lage kommen, wochenlang von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen zu werden.

Also anstatt eines Opossum hatte Bob ein solches Stinktier gefangen. Die anderen Männer waren alle von ihren Plätzen aufgesprungen und eilten davon.

„Wirf es weg! Schnell, schnell!" rief der dicke Jemmy dem Neger zu.

„Massa Bob nicht kann wegwerfen," jammerte der Schwarze. „Es haben sich einbeißen in seine Hand und — — oh, au — — au, oh! Faugh, o shamefulness, pfui Teufel! jetzt haben es Massa Bob anspritzen. O Tod, o Hölle, o Teufel! Wie stinken Massa Bob! Kein Mensch kann aushalten! Massa Bob müssen ersticken. Fort, fort mit Tier, mit Pestilenzviehzeug!"

Er wollte es von der Hand abschütteln, aber es hatte sich so in dieselbe verbissen, daß alle seine Mühe vergeblich war.

„Wart! Massa Bob dich schon herunter bekommen, du swine-fell, du stinking racker!"

Er holte mit der rechten Faust aus und versetzte dem Tiere einen gewaltigen Hieb auf den Kopf. Dieser Hieb betäubte den Skunk, trieb aber die Zähne desselben noch tiefer in die Hand des Negers. Vor Schmerz laut brüllend, riß dieser sein Messer vom Boden empor und schnitt dem Tiere die Gurgel durch.

„So!" rief er. „Jetzt haben Massa Bob gesiegt. Oh, Massa Bob sich nicht fürchten vor keinem Bären und vor keinem smelling beast. Alle Massers herkommen und sehen, wie Massa Bob haben tot gemacht ein reißend Tier!"

Aber sie hüteten sich wohl, ihm zu nahe zu kommen, denn er verbreitete einen so entsetzlichen Geruch, daß sich alle, die doch sehr entfernt von ihm standen, die Nase zuhielten.

„Nun, warum nicht kommen?" fragte er. „Warum nicht feiern Sieg mit Massa Bob?"

„Kerl, bist du toll!" antwortete der dicke Jemmy. „Wer kann dir zu nahe kommen! Du dufteſt ja noch viel schlimmer als die Pest!"

„Ja, Massa Bob riechen sehr schlecht. Massa Bob es selber auch schon merken! Oh, oh, wer kann aushalten diesen Duft!"

Er machte ein schreckliches Gesicht.

„Wirf doch das Vieh weg!" rief Old Shatterhand.

Bob versuchte, dieser Weisung nachzukommen; es gelang ihm nicht.

„Zähne sind zu tief in Massa Bobs Hand. Massa Bob können nicht aufmachen Maul von Vieh!"

Er zog und zerrte unter Ach und Oh an dem Kopfe des Skunks herum, aber vergeblich.

„Thunder-storm!" schrie er zornig. „Skunk können doch nicht ewig hängen bleiben an Hand von Massa Bob! Sein denn niemand da, kein gut, liebevoll Mensch, der wollen helfen armen Massa Bob?"

Das erbarmte den Sachsen. Sein mitleidiges Herz gab ihm das Wagnis ein, den Neger von seinem toten Feinde zu erlösen. Er näherte sich ihm, allerdings nur sehr langsam und sagte:

„Höre, liebster Bob, ich will's mal versuchen. Du dufteſt mir zwar sehre nach Geruch, aber meine Menschlichkeet wird's wohl überwinden. Aber ich mach' die Bedingung, daß du mich nich etwa berührst!"

„Massa Bob nicht kommen an Massa Frank!" beteuerte der Neger.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich schwimmen lernte.

I.

Das war vor etzlichen Jahren und ging also zu. „Jungens," rief unser gestrenger Papa, als wir uns anschickten, den ersten Gang nach der Schwimmschule zu machen, „kommt mal her!" — „Ich habe euch vorher noch etwas zu sagen, — und" — dabei strich der Herr Hauptmann seinen Schnurrbart ganz erschrecklich — „wehe dem, der meinem Gebote nicht folgt! Erstens, hütet euch vor jäher Abkühlung! Ihr werdet den Weg zur Schwimmschule nicht nur heute, sondern stets — merkt euch das für euer Leben lang — ganz langsamen Schrittes zurücklegen, — wohlverstanden! gemächlich und langsam — ihr werdet euch ebenso langsam und zwar in einem zugfreien Kabinett entkleiden, dasselbe beim Austritt sorgsam verschließen und, ehe ihr ins Wasser steigt, mindestens fünf Minuten warten. Zweitens, laßt euch nicht einfallen, vorher noch etwas zu

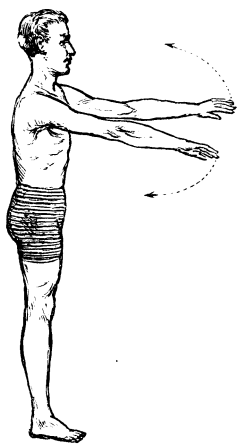


Fig. 2.

essen — jeder hat hier seinen Nickel — der aber erst nach dem Bade ausgegeben werden darf. Je mehr es euch dann schmeckt, desto besser. Drittens, versäume keiner, ehe er ins Wasser steigt, Scheitel, Brust, Arm und Fußgelenke kräftig anzufeuchten, und das wird er auch dann thun, wenn er sich nicht im mindesten erhitzt glaubt. Viertens, haltet euch, wenn ihr vom Schwimmmeister entlassen seid, nicht etwa auch noch im Bade für Nichtschwimmer auf, denn das lange Verweilen und Ueberanstrengen im kalten Wasser kann für die Gesundheit sehr nachteilig werden. Setzet euch auch nie, ohne bedeckt zu sein, längere Zeit den Sonnenstrahlen aus, denn auch das ist ungesund. Fünftens, und letztens! wer von euch beiden zuerst Freischwimmer ist, für den habe ich eine hübsche Belohnung ausgedacht. Verstanden? — Nun denn, Gott befohlen! — Ganzes Bataillon, kehrt! — Marsch!" — Wir drehten uns bolzgerade auf dem linken Absatz, drückten unsere Badewäsche fester in die Seite und marschierten gemächlichen Schrittes, wie Papa befohlen, der Schwimmschule zu.

An Mut fehlte es mir nicht, ich suchte mir wenigstens einzureden, daß ich das balkenlose Element rasch bezwungen haben würde und erging mich schon in weit-

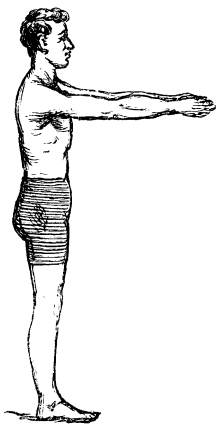


Fig. 1.

gehenden Mutmaßungen, welcher Art die Belohnung Papas sein möchte. Da aber fiel mein Blick auf meinen Bruder und mein stolzes Hoffnungsgebäude sah ich, eben so rasch, wie ich's gebaut, zerfließen.

Bertl war ja fast zwei Jahre älter als ich, war mir in Leibesübungen und Körperstärke stets „über", — neidisch sah ich ihn bereits als Sieger aus diesem Wettbewerbe hervorgehen. „Du wirst auch diesmal gewinnen, Bertl," mußte ich ihm, um meiner gepreßten Stimmung Luft zu machen, bemerken. „Papa thut unrecht, die Partie ist zu ungleich!" fügte ich fast weinerlich hinzu. — „Fritz," entgegnete er, „das kommt noch ganz darauf an, denn beim Schwimmen thut's, wie Papa erst jüngst sagte, nicht die rohe Körperstärke allein, sondern der Grad der Geschicklichkeit, der Mut und das Vermögen, sich rasch und ganz mit dem Wasser vertraut zu machen. Und dann meinst du, Fritz, ich werde mich besonders darum mühen, dir den Preis wegzuschnappen? Sei darüber nur ganz ruhig, — können wir denn nicht zusammen Freischwimmer

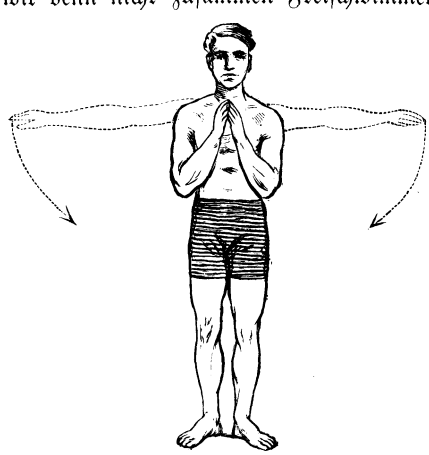


Fig. 4.

werden?" — Gerührt blickte ich Bertl in's Auge. — „Das wäre freilich hübsch," meinte ich, „und Papa würde es sicherlich freuen, wenn er sich dann noch ein Geschenk ausdenken müßte," war ich im Begriff zögernd hinzuzufügen, als Bertl plötzlich in unbändiges Gelächter ausbrach. Erstaunt blickte ich auf, fiel aber sofort nach Leibeskräften mit ein. Vor uns ging Willi, des Amtmanns Sohn, der Obertertianer. Ein mächtiger Korkgurt umschloß seine Brust von der Achselhöhle bis zu den Hüften herab, zu dessen Enden rechts und links je eine riesige Schweinsblase emporragte. Dort, wo sonst sein flachsblondes Haar in zierlichen Locken zur Schulter abfiel, lugte unter einem breiten Strohhut, ein, wahrscheinlich von seiner Tante zurechtgebautes, beutelartiges Käppchen aus gelber Wachsleinwand hervor.

Willi hatte unser Lachen sehr wohl be-

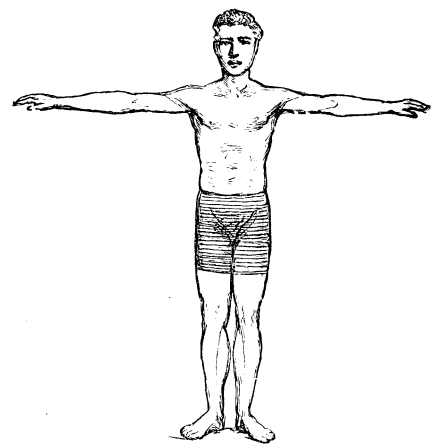


Fig. 3.

merkt und empfing uns mit höchst ungnädigen Blicken. „Du siehst mit deinen beiden Ballons eher aus, als wenn du eine Luftreise, denn eine Badereise unternehmen wolltest!" spöttelte Bertl. — „Was geht's dich an?" knurrte Willi ärgerlich und segelte, wahrlich wie ein Luftschiff anzuschauen, weiter. Wir hielten an uns so gut, wie wir's vermochten. Der Anblick war aber ein so überraschender und komischer, daß wir wider Willen in eine neue Lachsalve ausbrechen mußten, die dem guten Willi die Besinnung vollends raubte.

Hochroten Antlitzes eilte er auf uns zu, — da, o Mißgeschick, stolperte sein Fuß, im nächsten Augenblicke streifte er heftig den Laternenpfahl, fast gleichzeitig erdröhnte ein starker Knall und siehe, seine Hände tasteten erschrocken und ängstlich nach den Lebensresten seines Ballons. Rasch führte er das betroffene Schmerzenskind an den Mund, blies nach Leibeskräften hinein, aber immer faltiger wurde die vordem so stolz Aufgeblasene, bis sie ihres Daseins letzte Fülle in einigen krampfhaften Todeszuckungen dahingehaucht

hatte. Völlig niedergeschlagen und ratlos hielt Willi das unkenntlich gewordene Fragment — während wir vor Lachen bersten zu müssen glaubten. „Mit einer Schweinsblase kannst du gleichgewichtshalber nun doch nichts machen," hub Bertl endlich an — „wenn du schwimmen lernen willst, Willi, komm mit uns!" Aber nur ein giftiger Blick traf ihn aus des Tertianers Auge. „Das Zeug taugt doch nichts," fuhr Bertl beharrlich fort, „damit wirst du nie ein guter Schwimmer werden." „Warum nicht?" entgegnete Willi rauh. „Weil man sich, wie uns erklärt wurde, mit solchen Hilfsmitteln eine falsche Haltung angewöhnt, zu hoch aus dem Wasser hält und damit seine Kraft vergeudet. — Wenn man das Schwimmen mit solchen Mitteln auch erlernt, man wird sich niemals behaglich fühlen, sobald man dieselben ablegt, und ewig wirst du deinen corpus mit solchen Dingern doch nicht beflügeln wollen. —

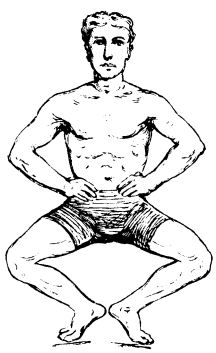


Fig. 5.

Man wird, mit einem Worte, niemals jenes ruhige Selbstvertrauen erringen, welches den echten und guten Schwimmer auszeichnet." Diese Argumentation schien Willi einzuleuchten. „Ja, wie wollt ihr's denn lernen?" fragte er, etwas besänftigter. „Wir haben schon ein gut Stück hinter uns," gab ich überlegen zurück, „wir üben seit einiger Zeit bereits die Schwimmübungen am Lande." „Potz Blitz!" — lächelte Willi. — „Warte nur erst ab," erwiderte ich etwas pikiert, „heute oder morgen schon kommen wir an die Gurte." Die „Gurte" schien Willi doch zu imponieren. Er verschluckte was er sagen wollte und ward von da an versöhnlicher, ja munter. Schließlich ließ er sich bestimmen, unserer Uebung anzuwohnen, um, wenn's die Eltern erlaubten, später mitzumachen.

Die Lust zum Necken war uns, wiewohl Willi, unser Obertertianer, mit der einen Schwimmblase auf dem Rücken und mit der Ausgeblasenen in der Seitentasche, dem gelben Wachsbeutel im Nacken, komisch genug aussah, ganz vergangen und merkwürdigerweise, steigend in dem Maße, als wir der Schwimmschule näher kamen. War's Beschämung über unser voriges Thun, war's Beklemmung vor dem, was kommen sollte? war's ein Vorgefühl von des Wassers bodenloser Nässe? war das nicht ein scheuer Blick, der da eben aus meinen Augen über die grünschillernde Fläche glitt? — Wer kann das nach so

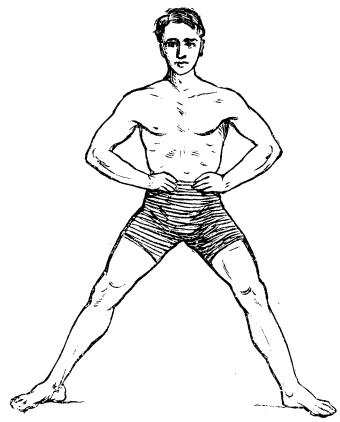


Fig. 6.

langer Zeit noch wissen. So viel sei zugegeben, daß mir des Schwimmmeisters Zuruf: „Heut' ist's nichts, ihr jungen Herren, 's hat kaum 16 Grad!" einen Wohllaut zu besitzen schien, wie kaum eine seiner späteren Aeußerungen. „Das ist zu kalt und entzieht dem Körper zu viel Wärme" — bemerkte ich möglichst ruhig und gelehrt. Bertl nickte, sichtlich ebenfalls einverstanden und bat den Lehrer, uns auf die Vorübungen hin zu prüfen; Willi könnte ja gleich mitthun. Er war's einverstanden und eilends nahmen wir, so daß zwischen je zweien von uns ein Abstand von etwas mehr als doppelter Armeslänge war, Fersen geschlossen, die innere Handfläche an die Oberschenkel gelegt, stramm — „Grundstellung". — Willis wegen ließ der Lehrer jeder Uebung eine ausführliche Erklärung vorausgehen.*)

*) Ich habe diese „Schwimmübungen zu Lande" für den „G. K." des besseren Verständnisses wegen fein säuberlich aufgezeichnet und zu besserer Orientierung, wie in der Beschreibung angegeben, fortlaufend numeriert.

Auf das Kommando „Schwimmstellung!" hatten wir die Arme zu erheben und wagerecht so vorzustrecken, daß sich, wie Fig. 1 zeigt, die inneren Handflächen leicht berührten. Auf das folgende Kommando „Eins!", welches gedehnt ausgesprochen wurde, mußten die Hände, wie in Fig. 2 dargestellt, so nach auswärts gewendet werden, daß die kleinen Finger bei geschlossenen Daumen nach oben zu stehen kamen, worauf fast gleichzeitig die Arme in die Lage Fig. 3 zu bringen waren; auf das „Zwei!" hatten die Arme je einen Viertelskreis nach abwärts zu verfolgen, um in die in Fig. 4 gezeigte Stellung zu kommen. Auf „Drei!" wurden die Arme wieder wagerecht und kräftig vorgestoßen (s. Fig. 1) und diese Uebung, wie beschrieben, in immer schnel-

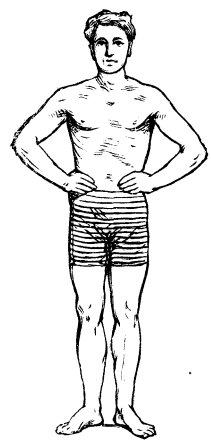


Fig. 7.

lerem Tempo wiederholt. Bertl und ich waren bereits gewöhnt, die drei Tempi dieser Armübungen auf das einmalige Kommando „Eins!" auszuführen; Willis wegen war die dreiteilige Uebung noch sehr nötig. Man kann sich diese Fertigkeit und die Präzision der Ausführung, wie alle gymnastischen Uebungen, eben nur nach und nach aneignen.

Nun folgten die Bewegungen der Beine, welche mit Stellung Fig. 7, Hände auf die Hüften gelegt, begannen. Diese Uebungen waren für Willi, welcher als Nichtturner eine Art Berühmtheit unter uns genoß, schon etwas schwerer." Auf „Eins!" wurden die Fersen etwas erhoben, der Oberkörper gesenkt, die Kniee, etwas nach auswärts gebogen, (Fig. 5) in die Hocklage gebeugt. Willi balancierte so gut er's vermochte, kippte aber mehr als einmal seufzend vornüber. Auf „Zwei!" schnellten wir den Körper mittels der Fußballen in die Höhe und grätschten die Beine, wie in Fig. 6 dargestellt. Auf „Drei!" wurde wieder die Grundstellung, Fig. 7, Hände auf den Hüften, angenommen. Auch diese Uebung kann, wenn erst einigermaßen eingeübt, auf ein Kommando aus-

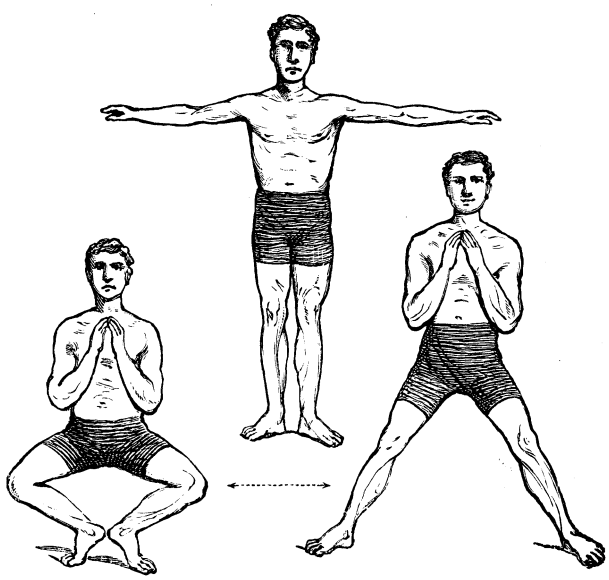


Fig. 9 a. Fig. 8. Fig. 9 b.

geführt werden. Nach einer kleinen Ruhepause folgten die vereinten Arm- und Beinbewegungen, welche in Fig. 8, 9a, 9b und 10 dargestellt und die eigentlichen Schwimmbewegungen sind. Auf „Eins!" vollführten die Arme (wie oben geschil-

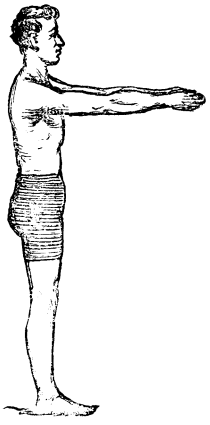


Fig. 10.

dert, erst kräftig vorgestoßen, Hände nach auswärts gewendet und Arme seitwärts geführt) ihr erstes Tempo (Fig. 8); auf „Zwei!" ihr zweites, zugleich fielen die Beine mit ihrem ersten und zweiten Tempo (Fig. 9a, 9b, daß also Hockbeuge und Grätschsprung rasch verbunden waren) ein. Auf das Kommando „Drei!" kehrten Arm und Beine in die für diese wechselseitige Uebung bestimmte „Grundstellung" (Fig. 10) zurück.

Bertl und ich waren nicht wenig stolz, als uns der Lehrer über unsere exakte Ausführung seine Anerkennung aussprach, auch Willi würde sich bald machen. Willi war für unsere Methode nun auch ganz Feuer und Flamme.

Als wir vergnügt nach Hause trabten, machten wir unterwegs noch manchen Witz über seine Korkgurte und seine Schweinsblase, ohne daß er es — übelnahm. Aus ersterer wollte er nun Korklandschaften machen, über die Verwendung der letzteren war er noch nicht im klaren.

Kalte und warme Luft.

Ein Ei durch den Hals einer Flasche treiben.

Auch ohne Luftpumpe läßt sich leicht beweisen, daß die dichtere Luft einen stärkeren Druck ausübt, als verdünnte. Steckt man, wie unsere umstehende Abbildung veranschaulicht, einen brennenden Fidibus in eine leere starkwandige Wasserflasche, so wird die darin befindliche Luft durch die Wärme ausgedehnt und tritt teilweise aus. Es bleibt also nur wenig verdünnte und erwärmte Luft in der Flasche. Diese wird nun mit einem hartgesottenen und geschälten Ei, das wie ein Stöpsel aufgesetzt wird, verschlossen. Indem sich die in der Flasche befindliche Luft abkühlt und wieder verdichtet, entsteht ein luftverdünnter Raum und das Ei wird durch den äußeren, stärkeren Luftdruck nach und nach in den Hals der Flasche und dann mit einem kleinen Knall in dieselbe hineingedrückt werden, meist ohne an seiner Form etwas eingebüßt zu haben.

Daß warme Luft spezifisch leichter als kalte ist, kann an jedem rauchenden Schornstein gezeigt werden; allgemein bekannt ist auch das einfache Experiment an einer halb geöffneten Thüre zwischen einem erwärmten und einem kalten Zimmer und einer brennenden Kerze, die oben und dann unten an den Thürspalt gehalten wird; die Flamme wird dabei in entgegengesetzter Richtung bewegt; hält man sie an den oberen Thürspalt, so bewegt sie sich nach dem kalten Zimmer zu, hält man sie an den unteren Spalt, so kehrt sie sich nach dem warmen Zimmer.

Seltener Edelmut.

In einem Kriege zwischen Dänemark und Schweden ward eine große Schlacht geschlagen, in welcher auch ein Kaufmann aus Flensburg als gemeiner Soldat mit großer Tapferkeit focht.

Die Schlacht fiel für die Schweden unglücklich aus. Der Kaufmann wurde aber gleich nach dem Siege auf dem Kampfplatz auf Wachtposten gestellt, so daß er nur mit vieler Mühe für seinen brennenden Durst eine Flasche Bier erhalten konnte.

Als er aber im Begriff war, dieselbe an den durstigen Mund zu setzen, hörte er das herzzerschneidende Wimmern eines Schweden, der beider Beine beraubt auf dem Schlachtfelde lag und flehentlich um einen Trunk bat. Da ward der Däne von Mitleid ergriffen, daß er hinging, sich über den Schwerverwundeten neigte und ihm die volle Flasche darbot. In demselben Augenblicke aber feuerte der heimtückische Schwede, um zum letztenmal seinen Volkshaß gegen die Dänen zu befriedigen, ein Pistol auf seinen Wohlthäter ab. Glücklicherweise aber ging der Schuß fehl.

Was thut nun aber der Kaufmann? Er griff ruhig nach der Flasche, trank sie halb aus, reichte sie dann edelmütig dem sterbenden Feinde mit den Worten: „Nun erhältst du nur die Hälfte."

Der Kaufmann kehrte aus dem Kriege nach Flensburg zurück und wurde dort ansäßig. Seine Familie nahm später eine halbgefüllte Flasche in ihr Wappen auf, um den seltenen Edelmut ihres Anherrn zu ehren.

Niemals war die Sammelsucht

stärker als in unseren Tagen. Sie wirft sich auf alles; nicht allein auf Medaillen, Münzen, Papiergeld, Briefmarken, Teller, Blumen, Insekten, sondern auch auf viel merkwürdigere Dinge. Die Pariser Sammlerzeitung veröffentlicht unter dem Titel „Les collections bizarres" ein Verzeichnis, das durchzusehen nicht ohne Interesse ist. Da ist ein Kauz, der Stahlfedern sammelt. Ein anderer gibt Unsummen für Ausgrabungen auf den Schlachtfeldern der Revolutions- und Empirezeit aus: die Schätze, die er sucht, sind — Uniformknöpfe. Ein dritter hat es auf Manschettenknöpfe, und zwar — was selbst den eingefleischten Sammlern ein wenig komisch erscheint — auf moderne abgesehen. Eine seinem Berufe angemessene Leidenschaft hat ein Litteraturhistoriker; er sammelt die orthographischen Fehler der „Unsterblichen", der Mitglieder der Akademie. Ein Spieler, der sich in Monaco zu Grunde gerichtet hat, fahndet nach Spielkarten aller Arten und Zeiten. Ein gewisser Monval sucht seine bereits sehr reichhaltige Sammlung von Unterschriften, Haaren und Bändern Molières zu vervollständigen. Vor einiger Zeit erschien im Salle Drouot, dem bekannten Pariser Auktionslokale, ein Sammleroriginal, das großes Aufsehen erregte; der Mann hatte nicht weniger als 20000 Portraits Napoleons I. gesammelt und war nun, in Not geraten, gezwungen, seine etwas einförmige Bildergalerie zu verkaufen. Aber diese Manie mag noch begreiflich erscheinen gegenüber dem Steckenpferde eines Herrn von Sartyne, der ein Raritätenkabinett besitzt, in welchem, wohlgeordnet und sorgfältig mit Etiketten versehen, achtzig — Perücken zu sehen sind: Perücken in allen Farben und Formen; weiße, blonde, braune, Folio-, Quart- und Duodezausgaben; darunter befinden sich zahlreiche „falsche Behauptungen" von berühmten zeitgenössischen Schriftstellern und Gelehrten. Ein sehr renommierter Arzt hat mit großen Kosten ein wohlassortiertes Lager von Büßerhemden, Geißeln, härenen Gewändern erworben. Den Gipfelpunkt der Sammlermanie aber erreicht jener Sonderling, der sich eine Hunderte von Exemplaren umfassende Sammlung von — falschen Gebissen fremder Leute angelegt hat.

Marschregeln in der Sommerhitze.

Um den Körper auf dem Marsch bei Sommerhitze frisch und leistungsfähig zu erhalten, werden eine Menge von Mitteln angewendet, von denen die meisten jedoch nicht nur unzweckmäßig sind, sondern gerade die entgegengesetzte Wirkung, als die erwartete, hervorbringen. Zu letzterem gehören insbesondere die geistigen Getränke (Wein, Branntwein, Bier) und das Tabakrauchen, unseren jungen Freunden hoffentlich noch ganz fern liegende, weshalb nicht nachdrücklich genug vor solchen Genüssen gewarnt werden kann. Dagegen empfiehlt es sich, eine dünne Scheibe oder ein kleines Stückchen von einer Zwiebel zwischen die Lippen oder auf die Zunge zu nehmen. Das erregt die Speicheldrüsen von neuem und erfrischt die Nerven. Noch stärker wirkt das kleinste Stückchen Knoblauch: Ein Halm wilden Knoblauchs zwischen den Lippen erfrischt die Nerven, während eine Cigarre sie betäubt. Das Blatt oder der Stiel von wildem Sauerampfer thut ähnlichen Dienst, ja jeder Gras- oder Getreidehalm zwischen Zähnen und Lippen hat die wohlthätige Wirkung, das Austrocknen des Mundes zu verhüten. Dann empfiehlt sich die richtige Einteilung der Marschleistung in Marsch und Ruhe. — Je heißer die Temperatur, desto öfteres Rasten, um Lunge und Herz vor Ueberspannung zu bewahren. Ein falscher Ehrgeiz ist es, auf eine besondere Marschleistung pochen zu wollen, und nicht wenige Opfer hat er gefordert. Will man den Marsch in der Hitze ganz vermeiden, so ist es besser, ihn bei Nacht zu machen, als mit der Morgendämmerung zu beginnen.

Alter Spruch.

Willst du wahren Kraft und Witz,
Hüte dich vor Ofenhitz'!
Liegen auf der Ofenbank
Macht vorzeitig alt und krank.

Der Familienname Müller

gilt als einer der biedersten deutschen Namen. Ein Franzose, welcher Deutschland durchreist hatte, setzte sich, als er wieder nach Hause gekommen, an seinen Schreibtisch und schrieb ein Buch, das mit den Worten anfing: „Die Deutschen sind ein Volk, das Müller heißt." Der Mann hatte so unrecht nicht. Nach den neuesten statistischen Nachrichten leben im Deutschen Reiche nicht weniger als 629 987 Müller. Der 73. Mensch in Deutschland ist also, mag er wollen oder nicht, ein Müller.

Lösung des Ergänzungsrätsels in Nr. 22.

„Die Wacht am Rhein."

Drache	Jaxt	Ewald
Wolga	Amur	Culm
Harras	Traum	Ameise
Motto	Reis	Heller
Emanuel	Jacht	Neger

Auflösung der arithmetischen Aufgabe.

Man muß die Zahl 87 fünfmal, die Zahl 96 achtmal, die Zahl 66 einmal streichen.

Arithmogryph.

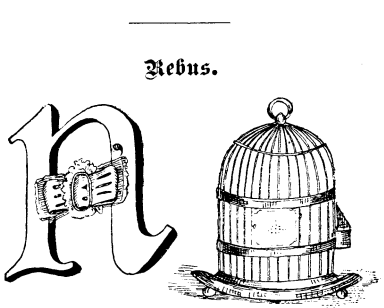
1	2	3	4	5	6	7
	8	9	1	5	2	
		6	6	5		
			10			
		8	1	6		
	8	9	11	4	9	
2	12	2	13	6	9	14

Werden die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben ersetzt, so ergibt die eine schräge Reihe, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Edelsteins, und die andere, in derselben Richtung gelesen, einen weiblichen Vornamen:

Die sechs wagerechten Reihen, aber in anderer Folge, bezeichnen:

1. Einen Vogel.
2. Einen großen Vierfüßler.
3. Einen Nebenfluß der Loire.
4. Eine große asiatische Insel.
5. Einen weiblichen Vornamen.
6. Einen alttestamentlichen weiblichen Namen.

Rebus.



Fragen und Antworten.

K. F. in **Linz.** Der Gesang der Wasserdrossel? Gib 'mal acht: kärr kärr kärr — dore dore dore — karre karre karre — kai kei kei ki — karra karrakiet! — Nun pfeife das 'mal! Der letzte Satz ist so deutlich und charakteristisch, daß die Holländer diesen Vogel schlichtweg Karrakiet nennen.

E. F. in **H.** Besten Dank für den neuen Abonnenten. — Zum Pflanzenpressen verwendet man ebensowohl Holzrahmen, als auch eiserne Gitterpflanzenpressen. Letztere können von Herrn Rektor Rensch Gneisenaustr. 7 in Berlin bezogen werden. — Die zu pressenden Pflanzen müssen zuerst von allen jenen Teilen, welche zu knollig sind oder sich zu stark quetschen würden, gesäubert werden, in einer Weise, daß das natürliche Aussehen der Pflanzen nicht leidet. Die Stengel werden sodann mit kleinen, hübsch und gleichmäßig ausgeschnittenen Papierschildchen versehen, welche dem Namensvermerk zu dienen haben. Nun sind dieselben, und zwar so, daß alle Teile der Pflanze gesehen werden können, zwischen je 2 Bogen Fließpapier — je geschmackvoller und malerischer desto besser — einzuordnen. Zwischen diese Papierbogen kommen wieder je ca. 4 Bogen ganz ordinäres Löschpapier zu liegen, worauf die ganze Schichtenlage mittels eines Holzrahmens von der Größe des Löschpapieres gepreßt wird. Zum Schnüren nimm eine einfache Paketschnur, schnüre anfangs leicht, dann kräftiger und setze den Rahmen sodann der Wärme, am besten der Sonne aus. Bestellst Du Dir eine eiserne Gitterpflanzenpresse, lasse Dir die Gebrauchsanweisung mitkommen. — Wie sich die Farben der Pflanzen am besten erhalten? Je schneller die letzteren zum Trocknen gebracht werden.

A. H. in **Karlsruhe.** Ueber das Anlegen von Aquarien, Terrarien 2c. wird Dir das mehrfach erwähnte Werkchen von Th. Reibisch, Verlag von Otto Spamer in Leipzig die beste Auskunft geben. Hast Du eine Sparbüchse? und ist was drin? —

Klaus H. in **Hamburg.** Das Zeugnis der Reife aus der Prima eines Gymnasiums berechtigt: 1. Zum Studium jeder Wissenschaft auf den Universitäten, technischen Hochschulen, Akademien; 2. zum Eintritt in die höhere Postlaufbahn und entbindet 3. von der Portepeefähnrichsprüfung. — Sie wünschen ferner zu wissen, „wie man am leichtesten, schnellsten und angenehmsten die Faulheit mit dem Fleiß vertauschen kann". Ist das Ihr Ernst? Fragen Sie einen Arzt, ob es eine solche als „Krankheit" gerechnete Erscheinung gibt und was dagegen anzuwenden sei. Stellen Sie diese Frage jedoch in bewußtem Uebermut, kann Ihnen vielleicht ein Geschichtchen dienlich sein, das uns aus unsrer Studienzeit erinnerlich ist. Ein Bruder Studio, dem es gleichfalls an Fleiß mangelte, war wiederholt durchgeplumpst und sollte aufs neue ins Examen gehen. Da verpflichtete er einen Kommilitonen und gegen Entgeld einen handfesten Dienstmann, daß sie ihn, sobald er eine gewisse Summe von Tagesarbeit nicht aufzuweisen habe, mit einem Ochsenziemer weidlich durchprügeln sollten. Einmal hielt er die Prügel aus, dann nicht wieder und kam — durch.

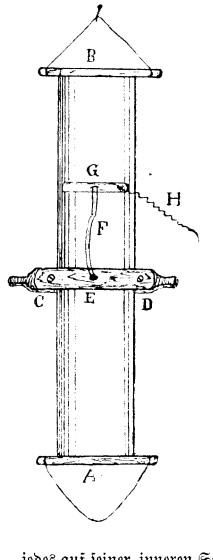
A. G. in **Frankfurt a. M.** Frage bei **W.** von Arand, Gr. Bockenheimerstr. dort, nach. Wenn Du in dieser Handlung die Lösungen auch nicht bekommen solltest, jedenfalls wird man Dir sehr gerne raten.

A. W. in **Wien.** 1. Neudrücke nennt man diejenigen Briefmarken, welche nach deren Außerkurssetzung mit den Originalplatten nachträglich hergestellt sind. Da nun bei einer derartigen Neuanfertigung Farbe und Papier der Marken von der vorhergegangenen Originalausgabe meistens etwas abweichen, so sind dieselben von letzteren leicht zu unterscheiden. Neudrücke werden gleichfalls gesammelt, besitzen aber geringeren Wert als die Originale. — 2. Ganzsachen werden am praktischsten länderweise geordnet und in guten starken Couverts aufbewahrt. Jedes Couvert wird mit dem Namen des Landes versehen. Durch Einkleben in Albums werden die Sachen beschädigt; die neueingeführten Albums mit Falzen sind noch unpraktisch. — 3. Die erwähnte Marke ist eine amerikanische Stempelmarke und gehört als solche nicht ins Briefmarkenalbum. Stempelmarken werden in Deutschland und Oesterreich nur selten gesammelt

W. R. in **Wiesbaden.** Das tragische Schicksal Enzios hat den Stoff zu einer Tragödie (Raupach) und einer Oper (Abert und Dulk) gegeben. Enzio war der Sohn des Kaisers Friedrich II. von Hohenstaufen, geboren im Jahre 1225 zu Palermo. Erst 12 Jahre alt focht er bereits gegen die aufrührerischen Lombarden. Im Jahre 1240 vermählte er sich gegen den Willen des Papstes Gregor IX. und erhielt von seinem Vater den Titel eines Königs von Sardinien und Statthalters von Italien. Er unternahm, obwohl in päpstlichem Bannstrahl, mit Glück mehrere bedeutende Feldzüge und stieg sowohl als heldenmütiger Feldherr, wie als Dichter und Sänger, zu hohem Ansehen und allgemeiner Beliebtheit. Im Jahre 1249 geriet er in einem Gefechte gegen die Bolognesen in Gefangenschaft. Der Kaiser bot umsonst ein großes Lösegeld, ein Befreiungsversuch mittels eines leeren Weinfasses mißlang, da ihn eine durch das Spundloch herausfallende Locke seines blonden Haares verriet. Seine Gefangenschaft wurde daraufhin verschärft, darin er erst 15. März 1272 durch den Tod erlöst wurde. — Wenn wir Ihnen den Dichter jenes Liedes nennen sollen, müssen Sie uns mehr Anhaltspunkte geben.

Hugo Ch... in **Nürnberg.** Zum Gießen eignet sich nur Gips; größere Widerstandsfähigkeit gegen Verletzungen soll derselbe erhalten, wenn ihm 2 bis 8 Prozent gepulverte Eibischwurzeln beigemengt werden; die erforderliche Wassermenge zum Anmachen desselben ist mindestens 40 Prozent, welche aber, wenn hiemit keine Hohlformen ausgegossen werden sollen, bis zu 10 Prozent herabgemindert werden kann. Derart vermischter und erhärteter Gips kann gebohrt, geschnitten, gefeilt, gesägt und abgedreht werden. — Ein anderes Mittel, um den aus Gips verfertigten Gegenständen größere Dauerhaftigkeit zu geben, besteht darin, daß man sie nach dem Trocknen gut abstäubt, in geschmolzener Stearinmasse untertaucht und nach dem Erstarren des in dieser Weise gewonnenen Ueberzuges mit einem Wollenlappen abreibt. Das einfachste und billigste Mittel ist aber ein 2 bis 3maliger, mittels eines weichen Borstpinsels aufgetragener Anstrich von Leimwasser (1 Teil Leim in 3 Teilen Wasser gekocht).

Obertertianer H. F. in **Berlin, Fritz F.** in **Breslau, Ernst Körber** in **Moskau, G. M. C.** in **Spandau.** Da die Selbstanfertigung einer Reibungs-Elektrisiermaschine dauerhafter Qualität, wozu im Neuen Universum (Verlag von W. Spemann) Band VI Seite 348 bis 350 ausführliche Anleitung gegeben ist, immerhin fachmännisches Geschick und Kosten verursacht, wollen wir Euch (die erstere zu fertigen bleibt ja unbenommen) mit einem Rezepte antworten, das uns von einem Eurer Kameraden, unter Anschluß einer Zeichnung, zugegangen ist. Wir haben dieselbe nicht probiert, der Darstellung nach dünkt sie uns jedoch ganz praktisch. Er schreibt: Zu dieser leicht anzufertigenden Elektrisiermaschine nehme man einen Streifen dünnen Taffet von etwa 1 m Länge und 20 cm Breite, überziehe denselben auf beiden Seiten ein bis zweimal mit Bernsteinlack und lasse ihn trocknen. Hierauf nagelt man jedes Ende des Taffets auf einen runden hölzernen Stab A und B von etwa 3 cm im Durchmesser. Besser noch ist es, wenn man die Stäbe der Länge nach durchsägt, glatt abhobelt und den Taffet dazwischen leimt. An jeden Stab befestige man eine starke seidene Schnur, die eine derselben (B) dient zum Aufhängen, die andere (A) zum Anspannen. Das Reibzeug (CD) besteht aus zwei 3—4fingerbreiten Brettchen von hartem Holze, deren



jedes auf seiner inneren Seite mit wohlbehaartem Katzenpelz überzogen ist. Bei C und D sind beide Teile durch Holzschrauben miteinander verbunden, wodurch die Reibung leicht vermehrt oder vermindert werden kann. In der Mitte bei E ist eine sichelförmige Glasröhre (F) eingekittet, an deren anderen Ende eine 3 cm dicke an den Enden geschlossene und abgerundete Messingröhre (G) befestigt ist, welche hier den Konduktor vertritt. An diese Röhre wird ein kleiner Ring gelötet, welcher durch eine daran geknüpfte, polierte, starke Klavierſaite oder Kupferdraht mit der Ladungsflasche in Verbindung gebracht wird. Will man nun eine Flasche laden, so hänge man den Apparat mit der Schnur bei B an einen Nagel, stelle sich mit einem Fuß auf die Schnur bei A, so daß der Taffet straff angezogen wird, faßt hierauf das Reibzeug bei C und D und fährt mit demselben von A bis B immer auf und ab. Der Konduktor G darf hierbei den Taffet nur leicht berühren. Wenn alles in gutem Zustande und vor allen Dingen trocken gewesen ist, so wird man die Flasche bald geladen finden.

Karl Pr. in **Stuttgart.** Das Unglück ist nicht so groß, wir werden Dir helfen. Du hast ein goldenes Medaillon mit Quecksilber in Berührung gebracht und nun hat's weiße Flecken. Wie wegbringen? Bei ziemlich hohem Wärmegrad wird Quecksilber flüchtig, ein Satz auf dem die ganze Feuervergoldung beruht. Gehe also in die Marienstraße 12 1/2 befindliche Metallwarenfabrik von Ad. Schwerdt und lasse die garstigen Flecke „abdampfen", — aber bald, denn das Quecksilber hat die Neigung sich zu verbreiten, die Flecke werden wahrscheinlich größer werden.

Albert Beuther in **New York.** Receive best thanks for your amiable letter. We may say, that we published in our paper a few time ago an article referring to rabbitery, and that you will find in one of the next numbers somewhat concerning butterflies.

Erich Gantz in **Wriezen.** Die geschilderte Erscheinung nennt man das „Oeligwerden" der Schmetterlinge. Da die Beantwortung dieser Frage für alle Schmetterlingssammler von Interesse ist, werden wir derselben in einer der nächsten Nummern einen kleinen Artikel widmen.

P. Quander in **Berlin.** Fast jeder Käfig läßt sich leicht zum Hecktäfig einrichten — für ein Pärchen zunächst. Wir nehmen an, daß kein passender Käfig vorhanden. Da ist es am billigsten, praktischsten und kürzesten, einen sogen. Kistenkäfig aus leichtesten, hübsch glatt gehobelten trockenen Tannenholzbrettern herzustellen, nur beachtend, daß er doppelt so lang als etwa hoch oder breit wird, weil der Vogel im naturgemäßen Triebe der Vorwärtsbewegung seinen Raum zumeist in dieser Richtung völlig ausnutzt. Sind also Rückwand und die vier Seiten fertig aufgebaut, durch Leim und Stifte dicht verbunden, wird die Vorderwand als Drahtgitter hergestellt, indem in gleichen Abständen oben und unten die benötigte Anzahl Löcher eingebohrt werden. Ein einziger etwas stärkerer Querdraht genügt, genau in der Mitte durchgeführt, zum Haltgeben und Anheften.

Weiter wird die Thür an der Rückwand so groß ausgeschnitten, daß man durch dieselbe mit Arm und Hand bequem jeden Punkt im Käfig erreichen kann, auch hat sie zweckmäßig auf den Käfigboden zu stoßen, wegen der Reinigungen, und befestigt sie mit Scharnieren oder kurzer Hand mit Lederstreifen, während sie anderseitig einen kleinen Haken zum Greifen und Oeffnen erhält. Ist der Käfig an und für sich nicht zu klein, kann man in den zwei hintersten Ecken je ein Nistkörbchen anbringen, wie sie jeder dortige Vogelhändler für 10 bis 15 Pfennige verkauft; um lieber aber den ganzen Raum den Insassen unverkürzt zu belassen, pflegt man außen angehängte Kästchen zu verwenden, zwei für jedes Weibchen, zu denen als Eingang ein genügend großes Loch in die Käfigwand davor geschnitten wird. Innerhalb des Käfigs läßt man meist vor den Nistkästchen ein hartes Sitzstäbchen herlaufen, schöner aber ist es, wenn man einen weichholzigen manchmal erneuerten Ast mit allen seinen kleinen Zweiglein an seiner Stelle bieten kann. Das so ermöglichte Schaukeln ist für Alte und Jung ersichtlich eine wahre Wohlthat.

Notabene: Niemals darf man nur zwei Kanarienhähne oder nur zwei Weibchen und ein Männchen in den nämlichen Hecktäfig bringen. Es gibt dann so lange Krieg, bis das eine Männchen oder das eine Weibchen getötet würde. Dagegen kann man, wenn der Käfig überhaupt für solche Gesellschaft groß genug, getrost drei Hähnchen zusammenbringen, weil allemal erfahrungsmäßig der dritte wohl oder übel zum Friedensstifter wird, indem er dazwischen fährt, wenn die beiden andern sich in den Federn liegen.

Karl F. in **Hall.** Um Glasröhren zu biegen, nimm die Flamme einer Spirituslampe oder eines Spaltbrenners. Erhitze langsam drehend eine hinreichende Strecke der gut ausgetrockneten Röhre bis zum anfangenden Erweichen und suche dann durch äußerst vorsichtiges Zusammendrücken der beiden Schenkel die Biegung herzustellen. Dünnwandige Röhren werden über dem Gasgebläse gebogen, nachdem man dieselben vorher mit ganz trockenem und reinem Sand gefüllt und die Rohrenden mit Papierpfropfen leicht verschlossen hat. — Italienisch willst Du auch lernen! Wir empfehlen Dir: Dr. E. Booch-Arkoßy, ausführliches Lehr- und Lesebuch zum fertigen Sprechen und Schreiben der italienischen Sprache. Breitkopf u. Härtel, Leipzig. 1. u. 2. Kursus, à 3 Mk. — Dank für das Wortspiel. Zu derb!

Karl Meyer in **Forssa, Finnland.** Gewiß ist das eine der interessantesten Erscheinungen der Vogelwelt und enthält noch manches Rätsel, welches auch die verständigsten und beharrlichsten Beobachtungen bis jetzt nicht zu lösen vermochten. Schon Aristoteles wußte, daß der Kuckuck nicht selbst brütet. Seitdem und demgemäß sind seine Eier bei uns bis jetzt in den Nestern von etwa 65 Vögelarten gefunden worden. Unter diesen Vögeln werden die Schilfsänger, Stelzen, Grasmücken und Pieper bevorzugt, viele Nester aber nur im Notfalle, möglicherweise auch aus Versehen benutzt, wie es nicht mit unbedingter Sicherheit festgestellt ist, daß alle als Kuckuckseier angesprochenen auch wirklich solche sind; Täuschungen selbst kundiger und erfahrener Einsammler dürften nicht ausgeschlossen, sogar wahrscheinlich sein. Alle Kuckuckseier erscheinen annähernd ebenso gefärbt und gezeichnet, wie die Eier derjenigen Vögel, in deren Nester sie gelegt werden, wohl als naturgemäßer Schutz, von denen sie nur durch charakteristische schwarzbraune Punkte und das gröbere Korn zu unterscheiden sind. In der Form unendlich abweichend haben sie eine zarte, leicht zerbrechliche, glänzende Schale, deren Poren dem unbewaffneten Auge verborgen. Die meisten zeigen in frischem Zustande eine mehr oder weniger lebhafte gelbgrüne Grundfarbe, violettgraue und matte grüngelbe Unterflecke und braune scharf begrenzte Pünktchen.

Die naheliegende Frage, warum der Kuckuck nicht selbst brütet, wird zunächst durch Bädeker folgendermaßen beantwortet, ohne daß bis jetzt eine andere Erklärungsweise versucht wäre: Wahrscheinlich verhindert der ungewöhnlich große, von den genossenen Raupen zeitweise kropfartig aufgetriebene Magen diese Thätigkeit, denn beim Bebrüten würden die unterliegenden Eier auf den aufgetriebenen Magen drücken und dem Vogel Schmerzen und Krankheit verursachen.

Der Vogel legt nur ein Ei in ein und dasselbe Nest, findet man zwei, so ist anzunehmen, daß sie von zwei Weibchen hineingelegt sind, und zwar höchst wahrscheinlich in einer Art, in der sie selbst erwachsen.

J. Bieber in **Hamburg.** Du willst ein kleines Konzert geben und wir sollen Dir einige Musikstücke für Klavier und Geige vorschlagen. Hier sind sie und alle für Dilettanten sehr dankbar: Dietz, op. 41 Nr. 2, Andante cantabile, F. Niolski. Dancla, La Vienne, Barcarole, F. Niolski; Dancla, op. 89, Nr. 6 „Thème de Mercadante"; Hauser, Miska, „Wiegenlied"; Singelée, Phantasie aus Troubadour; Haddock, Menuet de Boccherini. — Nun studiere fleißig und sieh zu, daß Du „stürmischen Applaus" erntest.

K. P. in **Straßburg** i. E. Dieselbe Wirkung der Strahlenbrechung kannst Du beobachten, wenn Du eine Münze in ein Weinglas legst und dieses halb mit Wasser füllst. Betrachtest Du von oben die Münze und unter einem Winkel, so werden zwei erscheinen, die eine auf dem Boden des Weinglases, die andre scheinbar in der Nähe der Oberfläche des Wassers.

Zimmermann in **Jena.** „Eiserne Werkzeuge auf eine hübsche und leicht ausführbare Weise dauerhaft zu zeichnen." Wenn die nötige Vorsicht bei der Verwendung der Salpetersäure nicht außer acht gelassen wird, so ist hierzu das Aetzen am besten zu empfehlen und wird hierbei folgend vorgegangen. Die zu ätzende Stelle wird mit Aetzgrund in gleichmäßiger Schichte überfahren, auf demselben der Namenszug 2c. mit einer Stricknadel oder einem spitzen Werkzeuge derart eingegraben, daß an den betreffenden Schriftzügen das blanke Metall bloßliegt, und dann das Aetzmittel darübergegeben. Bei kürzerer Einwirkung des letzteren erscheint die Schrift in Rosafärbung, bei längerer je nachdem mehr oder weniger tief eingeätzt. Hierauf wird

Ein hartgesottenes Ei durch den Hals einer Flasche treiben.

das Aetzmittel in reinem Wasser gut abgespült und der Aetzgrund mittels Wärmeanwendung entfernt. Letzterer besteht aus Bienenwachs, dem etwas weniges Fett oder Talg beigeschmolzen wurde, das Aetzmittel aus 30 g Kupfervitriol, 15 g Alaun und 8 g Küchensalz; alle drei Substanzen werden in pulverförmigem Zustande gut vermischt, in einem Schälchen 150 g starken Essig bis zur Auflösung des vorigen hinzugerührt und dann 20 Tropfen Salpetersäure eingeträpfelt.

Jos. E., Studiosus in **Innsbruck.** Du willst Deine für den „G. K." selbstgefertigte Mappe hübsch überziehen. Obwohl späterhin in der Anleitung zur „Buchbinderkunst" (Fortsetzung) das Ueberziehen von Mappen und Büchern genauestens erklärt werden wird, so wollen wir doch Deiner Bitte mit Folgendem willfahren. Das Ueberzugspapier (am hübschesten Chagrinpapier) wird für jeden Deckel derart größer zugeschnitten, daß es an den Deckelrändern um etwa 15 mm hervorragt, dann auf der Rückseite mit nicht zu dickem Leim überstrichen und hierauf der Deckel unter Einhaltung gleichmäßiger Randbreite darauf gelegt, wonach das Papier zur Vermeidung von Luftblasen, welche nach dem Trocknen hohle Stellen verursachen und daher Falten werfen würden, mittels des Falzbeines oder des Handballens bei aufgelegtem reinem Makulaturpapier gut angerieben wird. Dann schrägt man nahe den Pappeecken die Papierecken mit der Scheere ab, biegt die zwei gegenüberliegenden Papierränder hart an den Pappekanten nach innen ein und streicht sie mit dem Falzbeine glatt nieder. Bei den noch übrigen zwei Seiten werden die noch weniges vorstehenden Papierecken mit dem Daumennagel in schräger Richtung eingeknissen und die Ränder in soeben erklärter Weise umgeschlagen und glattgestrichen. Zum Ueberziehen der Innenseiten nimmt man weißes oder auch einfärbiges, sogenanntes Naturpapier, welches um die Randbreite von etwa 5 mm kleiner geschnitten werden muß. Das Aufkleben desselben bedarf wohl keiner näheren Erklärung mehr. — Die Schlitze für die Zugbänder werden nach dem Trocknen der Mappendeckel auf der Außenseite mittels eines passenden Stecheisens durchgeschnitten. Ein dauerhafterer Ueberzug wird erhalten, indem man entweder die Deckel ganz mit Buchbinderleinwand oder auch nur die Ecken derselben mit solcher überzieht. Im ersten Falle wird, wie schon vorhin erklärt wurde, vorgegangen, im letzteren, indem man für die Ecken Leinwandstückchen in Form eines Rechteckes von ungefähr 3—4 cm Länge und 2—3 cm Breite schneidet, dieselben mit Leim bestreicht, außen, an den Mappenecken etwas vorstehend, schräge auflegt und in bekannter Weise überzieht. Das Ueberzugspapier wird dann an den Ecken derart abgeschrägt, daß die überzogenen Leinwanddecken in ungefährer Breite von einem Centimeter unbedeckt bleiben.

P. S. in **Mühlhausen** i. **Thüringen.** Nur Geduld! Wir werden auch über diese Gegenstände noch manchen Aufsatz bringen.

Wir sollen angeben, wie man sich eine kleine Dampfmaschine machen kann, die „höchstens 1 Mark" kostet? Freundchen, das ist viel verlangt, denn dazu gehört mehr Kapital. Und, — müssen es denn durchaus Maschinen und immer wieder komplizierte Maschinen sein? Nimmt denn Elektricität und Dampf alles Interesse für sich in Anspruch? Es gibt ja so nette einfache und höchst lehrreiche physikalische Experimente, die von Euch angestellt werden können. Muß man sich denn sogleich an schwierige Versuche machen, nur deshalb, weil sie am meisten in die Augen springen? Vom „Leichten zum Schweren" soll unsere und auch Euere Parole sein.

Wilh. Horn in **Cassel.** Deine europäische Sumpfschildkröte ist ein sehr anspruchsloses Tier. Hast Du keinen größeren Raum zur Verfügung, kannst Du sie in einer mit Sand und Erde versehenen Kiste unterbringen, in welcher sich ein Wasserbehälter befinden muß. Lieber ist es ihr, wenn sie im Zimmer oder Garten umherwandern kann. Setzest Du die Schildkröte in ein größeres Wasserbehältnis, vielleicht in ein Gartenbassin, mußt Du für ein Felseninselchen sorgen, denn namentlich die größeren wollen einen Ruhepunkt haben, auf dem sie stundenlang regungslos verweilen. Hast Du ein kleines Exemplar, wäre es auch in einem Aquarium gut aufgehoben und mit Ameisenpuppen zu versorgen. Soll es seinerzeit nicht in den Winterschlaf kommen, mußt Du im Herbst täglich warmes Wasser in die Schüssel geben; soll es aber diesen halten, stellst Du Deine Kiste, 30—40 cm hoch mit Sand, Sägespänen und Moos angefüllt, in einen kühlen Raum. Von Oktober ab wird sich dann Dein Tier einwühlen, bis dahin aber magst Du ihm außer Ameisenpuppen auch Regen- und Mehlwürmer, Wassermolche, Kaulquappen, kleine Frösche, Fischchen und Fleischstückchen geben — alle seine Nahrung verschlingt es aber nur im Wasser, also jedesmal da hineinstreuen.

Alfred M. in **St. Petersburg.** Du hast ein Aquarium mit Metallfontaine und willst diese mit einer solchen aus Glas ersetzen. Das kann nicht schwierig sein. Anstatt des Metallrohres, welches vom Boden durch das Wasser führt, kitte eine entsprechend dicke Glasröhre ein, nachdem Du die letztere zuvor in der nötigen Höhe über der Spiritus- oder Gasflamme in eine feine Spitze ausgezogen und durch Abbrechen der letzteren mit einer feinen Oeffnung versehen hast. Das Fehlen des Hahnes ersetze durch einen Klemmhahn (Quetschhahn) außerhalb des Aquariums an dem zuführenden Gummischlauche. So wird es hübsch gehen. —

Karl R. in **W.** Du hältst Dir Eidechsen und Salamander, weißt jedoch nicht, welche Nahrung Du ihnen geben sollst. Mehlwürmer, Fliegen, Ameisenpuppen, überhaupt Kerbtiere.

Max Huld . . . . in **Königshütte.** Im Frühjahr und Sommer Salat, Kohl, Löwenzahn, Rüben, Raps, mit Vorliebe Ranken und Blätter des wilden Weins. Wenn ein Garten zur Verfügung steht, mag sie darin Aufenthalt finden. Herbst und Winter — falls sie nicht schläft — Obst und in Milch eingeweichtes Weißbrot. Besonders große Exemplare wie das Deinige fressen auch trockenes Schwarz- und Weißbrot, gekochtes Fleisch, geschmortes und gekochtes Obst, sie werden sozusagen bald Allesfresser.

Fritz P. in **Bonn.** Das ist ein sehr spitzfindiges Rätsel. Wollen sehen, ob es Deinen Kameraden gefällt: „In einem Garten stand ein Apfelbaum mit Früchten. Da kamen zwei Knaben und schüttelten an dem Baume. Es fielen keine Aepfel herunter und es blieben auch keine darauf? Wie ging das zu?"

(Der Baum trug zwei Früchte, ein Apfel blieb oben, einer fiel zur Erde.) — — Nu!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 24. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Thu Dir genug, auf Dank zähl' nicht:
Wohlthun ist schlechthin Menschenpflicht.

Robert Byr.

Der Veteran und die Tigerin.

Im Winter des vorigen Jahres — so erzählt Karasin — rückte ich von Orenburg aus mit einer Heeresabteilung vor, welche nach der Grenze von Turkistan bestimmt war. Traurige Steppen mußten wir auf unserem Marsche durchziehen, menschenleere Einöden, mit hohem Schilf oder kümmerlichem Buschwerk bestanden; selten trafen wir ein aus wenigen armseligen Hütten bestehendes Dorf.

Nur eine Abwechslung fanden wir auf diesem unendlichen Marsche, nämlich die Jagd; denn Wild aller Art, namentlich Hirsche, Schweine und Fasanen gab es in Menge. Auch an Tigern fehlte es nicht, so daß die beherzteren von uns häufig Gelegenheit zu diesem gefährlichen Jagdvergnügen fanden. Mancher Tiger ward erlegt, dann und wann büßte aber auch ein Kosak sein Leben ein, welcher die allernötigste Vorsicht aus den Augen ließ, weshalb der Oberst schließlich das Ausrücken auf die Tigerjagd strenge verbot.

Geraume Zeit wurden wir auch von den Bestien nicht weiter behelligt. Als wir aber in der Nähe des Dorfes Tschimasa biwakierten, wurden unsere weidenden Pferde bei hellem Tage von zwei Tigern angegriffen, und die als Wache dienenden, wohl bewaffneten Kosaken, welche sich als Beschützer ihrer Pferde aufwarfen, erlegten beide Tiger. Leider verlor auch hierbei ein Soldat, welcher sich allzu nahe an einen schwer verwundeten Tiger herangewagt, sein Leben durch die Krallen des Untieres.

Abends bei der Leichenfeier fand sich auch ein in Tschimasa wohnender alter Veteran, welcher lange in Indien, später in russischen Diensten war, in unserem Lager ein und ward von den jungen Soldaten herzlich begrüßt. Seit er aus dem Kriegsdienste geschieden, beschäftigte er sich wieder lediglich mit der Jagd, ein Grund mehr,

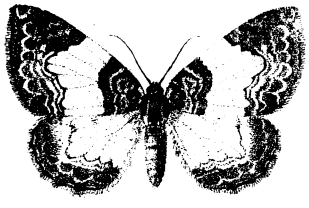
„— was ist eine Tigerjagd in Gesellschaft oder gar auf sicherem Elephantenrücken [illegible]

weshalb ihn die auf Tigermord erpichten Kosaken willkommen hießen. Manches gefährliche Jagdabenteuer wußte der biedere Michael zu erzählen und ließ es dabei nicht an Warnungen fehlen, um die jungen Hitzköpfe vor weiterem Unglück zu bewahren. Auch wir Offiziere hörten seinen Jagdgeschichten gerne zu.

Der alte Veteran war sonderbar gekleidet: hohe Schuhe aus ungegerbtem Leder bedeckten die Füße bis über die Knöchel hinaus; lederne Beinkleider fielen auf diese Schuhe hinab; ein starkes Hemd aus Kamelhaaren umschloß den Oberkörper, ein Turban den Kopf. Nach der Ursache für diese Tracht gefragt, setzte er den Kosaken auseinander, daß jetzt die hügelige Gegend nach Westen zu sein eigentliches Jagdrevier sei und dicht mit Dschida und Jaksaul bewachsen wäre, hohe mit Dornen besetzte Pflanzen, durch welche nur schmale, von den Kamelen getretene Pfade führten. Wollte man sich für die Jagd in dem Dickicht dieser Steppenflora in leinene oder wollene Zeuge kleiden, so würden solche bald links und rechts in Fetzen an den Dornen des Jaksaul hängen bleiben.

Der Hund, welchen er bei sich hatte, war ein ungemein häßliches Tier von einem schwer bestimmbaren graubraunen Farbenton. Der dicke Kopf, die kurz abgeschnittenen Ohren und die langen zottigen Haare trugen keineswegs zu seiner Verschönerung bei, auch sein menschenscheues, halbwildes Wesen vermochte ihm keinerlei Sympathien zu erwecken. Um so mehr schien der alte Jäger von seinem unzertrennlichen Begleiter zu halten; er liebkoste fortwährend das garstige Tier, welches uns alle anfletschte, und teilte jeden Bissen mit ihm.

„Ich hatte bis vor drei Monaten eine Hündin von seltener Vortrefflichkeit, welcher ich meine Existenz zum guten Teil und oft genug die Rettung aus der größten



Cidaria albicillata.
Weißer Brombeerspanner.

Lebensgefahr verdanke. Dies ist das einzige Junge, welches ich von jener Mutter aufgezogen habe, mit ihm stirbt die unersetzliche Rasse aus."

Der Alte schwieg einen Augenblick und wischte sich mit der Hand über die Stirn, als wenn er die trüben Erinnerungen an den Verlust der gerühmten Hündin tilgen wollte. Als ihm aber die Kosaken keine Ruhe ließen, begann er seine Erzählung:

„Ja, Brüder, was ist eine Tigerjagd in Gesellschaft oder gar auf sicherem Elephantenrücken, wie ich solche im tropischen Süden zu dutzenden Malen mitgemacht habe, gegen ein Jagdereignis, das ich allein mit meinem treuem Hunde bestehen mußte. Meine Alfa, das war ein Tier, so gibt's kein zweites. Angst kannte sie nicht, verlor nie den Kopf, wenn wir beisammen waren, und war unermüdlich sowohl beim Spüren wie auf dem Anstand. Ich hatte sie eines Morgens mitgenommen, als ich in dem bezeichneten Dickicht Fasanen schießen wollte; bald hingen sechs Paar prächtige Vögel, welche Alfa aus den Dornen herausgezerrt hatte, an meinem Gürtel; wir konnten den Heimweg antreten.

„Auf dem Kamelpfade, welcher nach Tschimasa führt, wanderte ich kurz vor Mittag heim, froh über die gemachte Beute; denn so reichlich hatte mein gutes Rohr mich nie versorgt. Es war nur ein kurzes doppelläufiges Gewehr, eine Schrotflinte für kurze Entfernung; in dieser Enge aber und für die Jagd auf Fasanen, welche immer plötzlich und unerwartet aus dem Dickicht auffliegen, war diese Flinte besonders tauglich.

„Da flog noch ein Fasan wenige Werst vor meiner Wohnung auf. Der soll dir selber zum Nachtmahl dienen, sagte ich mir, legte die Flinte an die Backe und holte den Vogel herunter. Wie die anderen alle fiel auch er in das Schilf, wohl dreißig Schritte vom Wege entfernt. Einer Aufforderung die Beute zu holen bedurfte es für die bereits blutende Alfa nicht. Ohne meinen Wink abzuwarten, schmiegte sie sich durch das stachlichte Gestrüpp, kam aber lange nicht wieder zum Vorschein. Schon fürchtete ich, daß der Fasan beim Herabfallen an einem für den Hund unerreichbaren Aste hängen geblieben sei, in welchem Falle ich den Hund abgerufen und den Fasan verschmäht haben würde, — als ich die Alfa mit einemmale kläglich winseln hörte. Ich lockte sie an mich und glaubte zu beobachten, daß mein treuer Kamerad Angst und Aerger und Streitlust zugleich verriete. Wenn ich auch selber neugierig war, was mit dem Vogel geschehen sei, so beschloß ich doch namentlich Alfas wegen selber nachzusehen.

„Vorsichtig bog ich die bösen Pflanzen auseinander und begann mich durchzuwinden; Alfa war stets einen Schritt vor mir. Noch hatte ich nicht den Fasan erblickt, als mir der Wind einen Geruch entgegenblies, welchen ihr gestern bei eurem Tiger so abscheulich fandet. Sollte hier das Lager eines Tigerpaares sein? fragte ich mich und sagte mir wohl, daß es am geratensten wäre, den Rückweg anzutreten. Gleichwohl schlich ich noch vier Schritte vor und konnte nun deutlich ein leises, recht verdrießliches Knurren hören. Warnend sah meine Alfa mich an, schmiegte sich gegen meine Schienbeine und drängte mich zurück; aber der Mensch, liebe Brüder, ist manchmal unberechenbar; heute verstehe ich selbst nicht mehr, warum ich meinem Hunde nicht nachgab.

„Mit den Läufen meines Gewehrs bog ich lautlos die nächsten Zweige des Jaksaul auseinander — und was sah ich! Auf einer kreisrunden, vegetationslosen Fläche lagen zwei vielleicht drei Monate alte Tiger. Sie hatten die Größe starker Hunde, runde, volle Glieder und einen unverhältnismäßig großen Kopf. Die bunten Geschwister waren äußerst lebendig, zausten meinen Fasan wacker und machten sich denselben streitig, wobei sie sich bald auf dem Erdboden wälzten, bald hoch in die Luft sprangen und grimmig knurrten. Als sie zufällig meinen Bart und den Gewehrlauf erblickten, verstummten die Tierchen plötzlich, verließen den freien Platz und zogen sich mit dem gestohlenen Fasan in das Dickicht zurück.

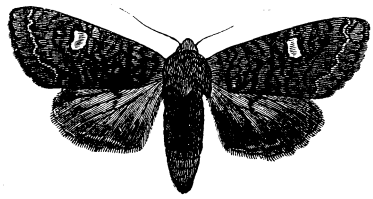
„Damit war denn auch für mich der Augenblick des Abschieds gekommen; denn es war keine Frage, daß die Tigermutter, welche um diese Tageszeit nie auf Raub ausgeht, sich in ihrem Lager befände und nun sicher durch ihre Jungen von der ihnen widerfahrenen Störung benachrichtigt würde. Ich verhehlte mir nicht, daß mein Rückzug in diesem Falle zu spät erfolge. Wie sollte ich mich verteidigen, wenn die Tigerin meine Verfolgung aufnähme? Die Vogelflinte, mit welcher ich auf die Fasanenjagd ausgezogen war, konnte derartigem Raubwild kaum gefährlich werden. Brüder, ich gestehe euch, mir klopfte das Herz bis an den Mund, und alle Fassung drohte mir zu schwinden. Wäre ich nur erst aus dem vermaledeiten Dickicht hinaus! wünschte ich von ganzem Herzen.

„Vorsichtig jedes Knacken der Zweige vermeidend und der schmerzenden Risse nicht achtend, schlich ich rückwärts in der Richtung auf den Pfad zurück. Hinter jedem Busch glaubte ich ein verdächtiges Geräusch zu hören, durch das spärliche Laub hindurch die bunte Zeichnung eines Tigerfells zu erblicken. Nie habe ich eine unzeitige Neugier mehr verwünscht als in diesen peinlichen Augenblicken.

„Aber meine Sinne hatten mich getäuscht, kein Tiger störte mich und ich erreichte unangefochten den schmalen Pfad. Hier stand ich einige Minuten still, weil all meine Glieder bebten, und wagte Umschau zu halten, soweit dies möglich war. Als kein Tiger sichtbar wurde, faßte ich mein Gewehr fest in die rechte Hand, hob mit der linken die Jagdtasche auf, damit sie mir nicht beim Laufen hinderlich wäre, und eilte so schnell als möglich davon. Alfa war, wie gesagt, ein vorzügliches Tier, welches weniger an sich als an seinen Herrn dachte. Viel weniger furchtsam als ich selbst, lief die Hündin nicht etwa voraus, um ihre eigene Haut auf jeden Fall in Sicherheit zu bringen, sondern blieb zurück, wie wenn sie mich beschützen und die erste Gefahr auf sich selber ablenken wollte. Das kann ich dem treuen Tier auch niemals vergessen", sagte der alte Jäger und zerdrückte mit dem Rücken der Hand eine Thräne der Rührung in seinem Auge. „Der Todschi scheint seiner Mutter ähnlich zu werden, aber erreichen wird er ihre Tugenden nicht.

„Wohl fünf Minuten war ich gerannt, so schnell ich vermochte; der Atem ward mir knapp, die Glieder ermüdeten, unsäglicher Schweiß rann über das Gesicht

hinab. Nur eine kurze Pause wollte ich machen, um ein wenig auszuruhen. Die vermeintliche Gefahr schien übrigens beseitigt, weil von der Tigermutter nichts zu hören noch zu sehen war und ich das Lager des Raubtiers schon ziemlich weit hinter mir gelassen haben mußte. Mit größerer Fassung begann ich wieder meinen Lauf, hoffte sicher Tschimasa unangefochten zu erreichen. Der Tiger war vielleicht doch nicht auf seinem Lager gewesen oder hatte sich durch das auffällige Betragen seiner Jungen nicht in seinem Tagesschlummer stören lassen. Rings um mich her herrschte lautlose Stille, selten nur ließ ein Vögelchen sein halblautes Zwitschern hören, heiß brannte die Sonne auf mich herab, meine Kräfte gingen zu Ende.



Mamestra Persicariae.
Schwarze Garteneule.

„Da war es mir, als hörte ich ein halbunterdrücktes Brüllen hinter mir. Barmherziger Gott! diesmal schienen die Sinne mich nicht zu täuschen. Ohne Frage verfolgte der Tiger meine Spur. Wie lange konnte es währen, daß er mich überholte? Und dann? — Ich mochte an mein trauriges Schicksal nicht denken. Verzweifelt, noch schneller als vorher eilte ich dahin, immer ängstlich horchend, ob ich ein wiederholtes Brüllen vernehmen würde. Wahrhaftig, da war es wieder! Und zwar viel lauter, viel näher als vorher; keine halbe Werst mehr konnte das Raubtier von mir entfernt sein, in zwei Minuten mußte ich mich ihm gegenüber befinden.

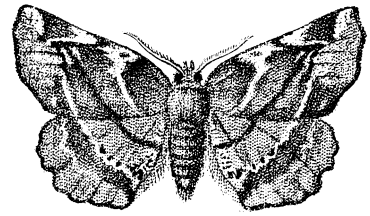
„Trotz meiner gesteigerten Angst hielt ich nun im Laufen inne und blickte zurück. Fragt mich nicht, liebe Brüder, wie mir nun zu Mute ward! Ich erstarrte bei lebendigem Leibe; denn wisset, die Tigerin war nur noch hundert Schritte von mir entfernt; mit gewaltigen Sätzen durchmaß sie diesen bescheidenen Raum, mit wütendem Gebrüll suchte sie mir den Rest meiner Geistesgegenwart zu rauben.

„Das gelang ihr glücklicherweise nicht. Ich überzeugte mich wieder einmal, daß der Mut des Mannes mit den Gefahren wächst. Da an eine Rettung durch die Flucht nicht mehr zu denken war, wollte ich mich verteidigen, so gut es möglich wäre, und, wenn ich sterben sollte, wenigstens mein Leben so teuer wie möglich verkaufen. War meine Waffe auch verächtlich klein, es war doch eine Waffe, welche mir vielleicht noch nützlich werden konnte. Die Flinte war außerdem mein einziges Werkzeug, da ich nicht einmal ein Jagdmesser bei mir führte. Trotz alledem kehrte meine Geistesgegenwart vollständig zurück. Ich legte mich auf ein Knie, spannte beide Hähne und erwartete das Herannahen des Ungetüms; meine Alfa lag mir zur Seite, zitterte freilich am ganzen Leibe, knurrte aber dabei voll Ingrimm.

„Als der Tiger sah, daß ich auf seinen Empfang gerüstet war, mäßigte er seine Schnelligkeit und ging vom Galopp in den Trab über; acht Schritte vor mir hielt er inne und legte sich nieder. Wenn ich heute an die Situation zurückdenke, so überläuft mich noch ein frostiger Schauer; damals hatte ich keine Zeit, mich der Angst hinzugeben, beobachtete mit der größten Aufmerksamkeit jede Miene, jedes Muskelzucken des gewaltigen Tieres. Dasselbe hatte sich schräge über den schmalen Pfad gelegt, kehrte also mir, der ich mitten auf dem Pfade kniete, die Augen der zurückgelegten Strecke zugewandt, nicht gerade den Kopf zu, verfolgte jedoch mit einem tückischen Seitenblick mein ganzes Gebaren. Natürlich regte ich mich nicht, sondern wartete auf einen günstigen Moment, wo das Tier sich eine Blöße geben würde, vielleicht die einzige, welche möglich war, nämlich wo es mir gleichzeitig beide Augen zuwenden würde.

„So vergingen wohl zwei Minuten, welche mir allerdings zu Ewigkeiten wurden. Dann kam Leben in den Tiger. Er richtete sich auf und legte sich wieder hin, um zu sehen, welchen Eindruck dies auf mich mache, blinzelte mit den grausamen Augen, als wolle er Gleichgültigkeit heucheln und mich zu einem unvorsichtigen Schritte reizen, kroch einen Schritt rückwärts, dann wieder vorwärts, brummte zur Abwechselung gewaltig laut und fletschte die grimmigen Zähne. Mein andauernd ruhiges Verhalten mochte dem Tiger als ein Zeichen von Furcht erscheinen, seine Bewegungen wurden hastiger, seine Lust mich anzugreifen wuchs, seine Stellung mir gegenüber wurde aber bedeutend günstiger für mich, da er mir zeitweilig sein volles Gesicht zuwandte. Was hätte ich in diesem Augenblick für eine tüchtige Büchse ausgegeben, aus der ich eine schwere Kugel dem Raubtier hätte in den geöffneten Rachen oder in die linke Brust senden können!

„Jetzt kroch der Tiger wieder drei Schritte zurück und legte sich platt auf den Erdboden nieder; zehn Schritte war er von mir entfernt. Das Spiel seiner Augen verriet, daß er den Ansprung auf mich sorgsam berechnete, und die gestreckten Glieder ließen deutlich erkennen, daß er die zu dem Sprunge nötigen Kräfte sammle. Jetzt oder nie! sagte ich mir. Den Sprung durfte ich nicht abwarten, weil ich während desselben fehlen konnte, und ich durfte nicht nur nicht fehlen, sondern mußte die Augen sicher treffen. Schon lange lag der Kolben meiner Flinte an meiner rechten Backe — nun schoß ich ab, das einzige Mittel, welches mich retten konnte.



Pericallia syringaria.
Violettfleckiger Fliederspanner.

„Mit furchtbarem Gebrüll fuhr das getroffene Ungeheuer empor, Schmerz und Wut sprachen sich in diesem Brüllen aus. Bald stand es auf den hinteren Pranken, in der ganzen ungeheuren Länge aufgerichtet, bald schnellte es wieder zu Boden. Großer Gott, wie riesenhaft schien es mir jetzt bei den wilden Bewegungen! Mit den vorderen Tatzen putzte der Tiger sein Gesicht, über welches reichliches Blut herabrann; er wähnte vielleicht durch Abwischen dieses Blutes die Sehkraft der Augen wieder zu erhalten. Umsonst, der Tiger war geblendet, die ihm aus allernächster Nähe zugesandte Schrotladung hatte seine beiden Augen zerstört. Ich atmete in dem Bewußtsein gerettet zu sein erleichtert auf.

„Obgleich die nicht endenden tollen Sprünge mir eigentlich nicht gefährlich werden konnten, sprang ich gleichwohl auf und schickte mich an, den Platz zu verlassen. Nur dann und wann blickte ich zurück nach dem Ungeheuer, welches ich, wenn auch nicht tödlich verwundet, doch für immer unschädlich gemacht und dem Hungertode preisgegeben hatte. Ob der Tiger mich verfolgen oder seinen Lagerplatz aufsuchen wollte, das wage ich nicht zu entscheiden; ich sah nur, wie er, seiner Augen beraubt, vergeblich die Richtung des Pfades einzuhalten bestrebt war, statt dessen im Kreise herumraste und bald auf dieser, bald auf jener Seite das zerrissene Gesicht an den stacheligen Büschen noch mehr zerfetzte.

„Begleitet von seinem Schmerzgeheul, setzte ich meinen Rückmarsch fort und wurde erst nach einer Viertelstunde gewahr, daß meine Alfa nicht bei mir war. Ich wartete und pfiff; sie kam nicht, auch kein Gebell verriet mir, wo sie steckte. Schon wollte ich noch einmal an den Kampfplatz zurückkehren, da sah ich, wie das treue Tier, mühsam meine schwere Jagdtasche am Boden nachschleppend, mir nur langsam in der Ferne zu folgen vermochte. Um so wenig behindert wie möglich zu sein, hatte ich nämlich in den letzten Augenblicken meiner Flucht sowohl die Jagdtasche wie die paarweise aneinander geknüpften Fasanen weggeworfen. Alfa nun wollte ihren Herrn auch vor diesem Verluste schützen, weshalb sie, als ich schon nach Hause ging, an dem tobenden Tiger vorbeieilte, die Jagdtasche suchte und noch einmal an ihm vorbei, nun gar mit der Jagdtasche belastet, sich wieder mit mir vereinigen wollte. Ich sprang dem treuen Kameraden entgegen, nahm ihm die Tasche ab, herzte und küßte ihn; er aber hatte kaum Zeit, meine Beweise dankbarer Rührung entgegenzunehmen, sprang eilig davon, holte ein Paar Vögel nach dem andern und rastete nicht eher, als bis er auch das letzte Paar zur Stelle geschafft hatte. Nun sagt mir, Brüder, ob solch ein Hund mit Gold zu bezahlen ist!

„Wohl eine Woche mochte vergangen sein — ich hatte aus einer gewissen Scheu

den Platz dieses gefährlichen Abenteuers noch immer vermieden, — da fand ein Trupp kirgisischer Hirten, welche ihre Herden in den Jakfaul-Steppen weideten, unweit des Pfades im Dickicht eine von den Wölfen halb abgenagte Tigerleiche. Unzählige schwarze Ameisen vollendeten die Zerstörung der verwesenden Leiche: sie kann nur dem von mir geblendeten Tiger angehört haben.

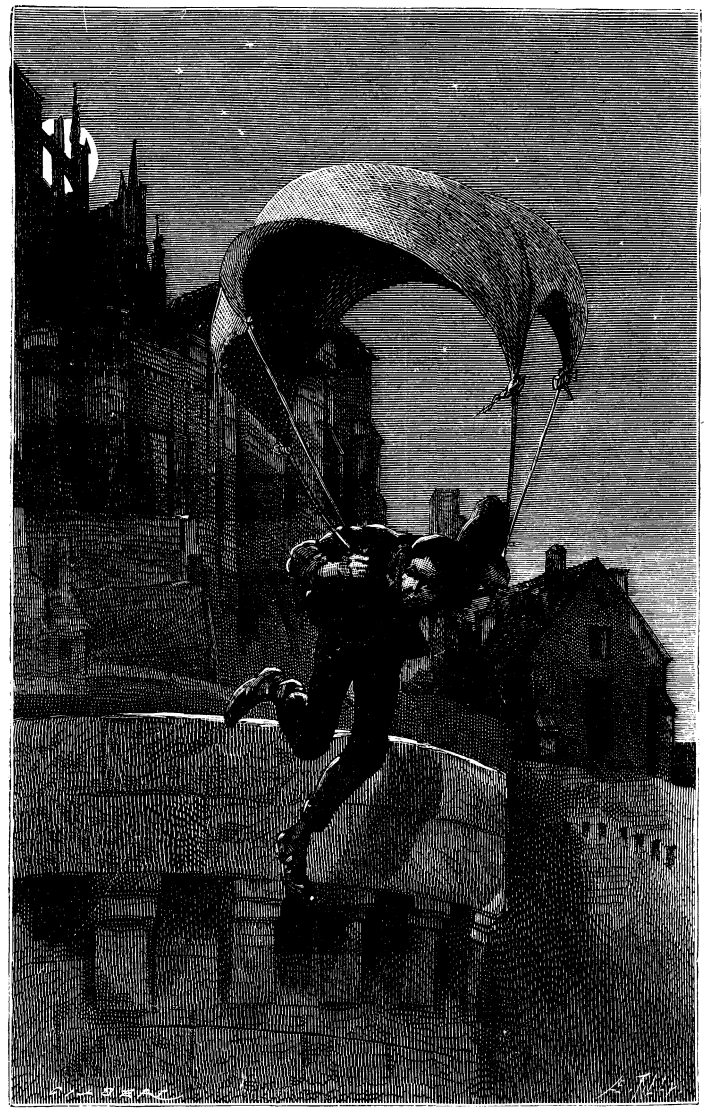
„Und nun, Kameraden, ihr erinnert euch, daß ich euch vor einigen Wochen vor der Rache des männlichen Tigers warnte, dessen Weibchen ihr getötet hattet! Auch ich wußte wohl, daß ihr verwitwetes Männchen mich nicht ungeschoren lassen würde, war stets auf meiner Hut und ging nie ohne meine schwerste Büchse aus.

„Da sprachen einmal aus Dschuldama heranziehende Regierungsbeamte bei mir vor und baten mich, ihnen als Wegweiser den Tschirdschik hinauf zu dienen, weil sie sich innerhalb des hohen Rohrs, welches über Roß und Reiter zusammenschlug, zu verirren fürchteten. Ich ging auf ihre Bitte ein, nahm wie sonst meine schwere Büchse, bestieg mein Pferd und setzte mich, von Alfa begleitet, an die Spitze des aus acht bis an die Zähne bewaffneten Reitern bestehenden Zuges. Ein Pferd trat in die Spuren des anderen, allen voran sprang mit lustigem Bellen die nimmermüde Alfa. Da setzte plötzlich hinter unserem Zuge ein gewaltiger Tiger mit langer, dichter Mähne über die den Weg begrenzende Schilfwand in den Pfad hinein, achtete weder Roß noch Reiter, noch die um ihn her pfeifenden Kugeln, rannte den ganzen Zug entlang, auch bei mir vorbei, schlug mit einer der gewaltigen Tatzen den noch eben so munteren Hund zu Boden und verschwand mit ihm in dem Dickicht. Wer möchte nicht glauben, daß es dem Tiger bekannt gewesen sei, daß Alfa und ich die Schuld an dem Tode seines Weibchens trügen?“

Damit schloß der alte Jäger seine spannende Erzählung, nahm noch einen letzten Abschiedstrunk und verließ mit dem garstigen Hunde die Gesellschaft der jungen Kosaken. Möge Todschi ein würdiger Nachfolger seiner trefflichen Mutter geworden sein und mit dem alten Jäger treu ausgehalten haben!

Ein kühner Fluchtversuch.

Fluchtversuche Gefangener mit aneinandergeknüpften Bettlaken und Streifen von Kleidungsstücken sind nichts Seltenes, auch kennt man einen Fall, daß ein Verbrecher eine ziemlich hohe Mauer auf einem Besen hinabgeritten und wohlbehalten unten angekommen ist; ganz originell, aber freilich auch äußerst halsbrecherisch, war die Flucht, die ein Gefangener des Mont-Saint-Michel im französischen Departement Manche vor etwa 25 Jahren mittels einer Art Fallschirm, den er sich aus einem Leintuch hergestellt, ausführte. Der Mont-Saint-Michel ist ein schroffer, etwa 60 m hoher Felsen, der als Vorgebirge ins Meer hinausragt und auf seiner Spitze ein festes Schloß (ursprünglich Abtei) trägt, das bis 1864 als Staatsgefängnis diente. Zur Flutzeit ist der Fuß des Felsens ganz von Wasser umgeben, während ein Teil desselben zur Ebbezeit trocken liegt und von weichem Sand umgeben ist. Nach der Seeseite Wachen auszustellen, hatte man erklärlicherweise nicht für



„— schwang sich dann von der Höhe der Bastion hinab in die schwindelnde, senkrechte Tiefe —“

notwendig gehalten, denn daß nach dieser Seite ein Fluchtversuch würde unternommen werden, schien rein unmöglich. Diesen Umstand benutzte der Gefangene, knüpfte an die vier Enden seines Leintuches etwa 4 Fuß lange Stricke, band sich dieselben unter die Arme, schwang sich dann, wie unsere Abbildung zeigt, von der Höhe der Bastion hinab in die schwindelnde, senkrechte Tiefe, kam glücklich unten an und war gerettet. Ob ihm aber jemand das Kunststück nachmachen würde, ist trotzdem sehr die Frage.

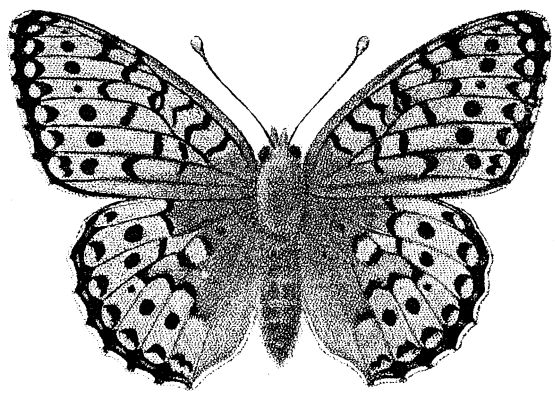
Heldenhafter Opfermut.

Ein englischer Schriftsteller sagt: „Die Kriege, welche Preußen 1813, 1866 und 1870 geführt, haben einen Charakter von Größe wie keine andern modernen Kriege; die Gegenstände derselben und der Geist, in welchem sie geführt wurden, waren ebenso groß als die Intelligenz in der Leitung. Sie haben in gewisser Weise die moderne Welt mit dem Kriege versöhnt; denn sie haben ihn als eine civilisatorische Kraft und eine Art Lehrer der Moral erwiesen.“ —

Die Helden, welche hier kämpften, nicht nur die Führer, sondern auch jeder Einzelne der zu den Fahnen geeilten Tausende, waren die würdigen Nachkommen jener Krieger, welche seit des Großen Kurfürsten Zeit das preußische Heer ausgezeichnet haben. Von dem Opfermut eines schlichten Soldaten aus Friedrich

Wilhelms Zeit gibt Graf Rudolf von Kanitz in seinen „Militärischen Skizzen" ein so erhebendes Bild, daß wir es weiteren Kreisen zugänglich machen wollen.

Der Große Kurfürst hatte am 18. Juni 1675 bei Fehrbellin die Schweden geschlagen und suchte ihre durch diesen glänzenden Sieg hervorgerufene Bestürzung zunächst zur Eroberung des Herzogtums Pommern zu benutzen, dessen feste Städte noch in schwedischen Händen waren. Verschiedene Heeresabteilungen wurden gleichzeitig zur Eroberung dieser Plätze bestimmt. Der Generallieutenant von Görtzke rückte in Ausführung eines solchen Auftrages vor die Stadt Demmin, welche eine starke schwedische Besatzung hatte, und durch einen festen Wall und einen tiefen, moorigen Wassergraben gedeckt war. Görtzke beschloß, den Platz womöglich durch Ueberrumpelung zu nehmen, und hatte eine stürmische, dunkle Nacht zur Ausführung dieses kühnen Planes ausersehen. Fünfundzwanzig Dragoner, geführt von dem Wachtmeister Jobst Bertram, waren freiwillig vorgetreten, um das Unternehmen zu wagen. Sie hatten zu diesem Zweck eine über den Graben geschobene Planke zu überschreiten, den Wall zu erklettern, die Thorwache niederzumachen und den inzwischen außerhalb versammelten Truppen die Thore zu öffnen. Um 11 Uhr abends führte Jobst Bertram in aller Stille seine tapfere Schar zu der Stelle, wo die Planke über den Graben geschoben werden sollte. Die Schweden mußten im Schlafe überfallen werden; tiefes lautloses Schweigen war daher die einzige Instruktion, welche jeder sich einzuprägen hatte. Der alte Görtzke war selbst zugegen und gab das Zeichen zum Hinüberschieben der Planke, was unentdeckt geschah. Der Wachtmeister betrat sie zuerst und kam wohlbehalten drüben an; in atemloser Stille folgte nun einer nach dem andern, bis auch der Einundzwanzigste die schmale



Argynnis Aglaja.
Grünflügel-Perlmutterfalter.

Bahn betrat. Er mochte ungefähr bis in die Mitte des Grabens gekommen sein — da hörte man plötzlich ein dumpfes Geräusch, wie von einem schweren Fall, die Wasser rauschen auf, die Planke klatscht zwei- dreimal auf den Spiegel, dann ist alles still wie zuvor.

Ein Hilferuf, ein plätscherndes Herausringen aus dem nur wenige Schritte breiten Gewässer konnte den braven Einundzwanzigsten retten; doch das auf unverbrüchliches Stillschweigen gegründete Unternehmen wäre leicht daran gescheitert, das wußte er. Darum mußte er schweigend in den Tod gehen; die Ordre, der er sich angesichts eines schrecklichen Unterganges klar bewußt blieb, schloß ihm den Mund.

Dies traurige Ereignis hielt das Unternehmen nicht auf; die letzten gelangen glücklich hinüber und Görtzke eilt in das Lager zurück, um an der Spitze der Truppen zum Eindringen bereit zu sein. Bald knallen Schüsse aus der Stadt, der Siegesruf: „Hoch Brandenburg!" tönt durch die Nacht, die Thore fliegen auf, und mit Hurra dringen die Preußen in die durch jene tapferen Freiwilligen ihnen geöffneten Straßen. Nach kurzem Gefecht sind die Schweden gefangen, der Adler flattert von den Wällen der Stadt **Demmin**

Als am nächsten Morgen Görtzke die fünfundzwanzig Freiwilligen vortreten lassen wollte, erschienen nur acht. Vier waren schwer verwundet, die übrigen, auch der Wachtmeister, tot. Die Leiche des Ertrunkenen war im Moor versunken, sein Vordermann und sein Hintermann war geblieben, und so ist sein Name nie ermittelt worden. Ein schönes Soldatenlied singt aber von ihm:

„So starb ein brandenburg'scher Mann,
Wer nennt den, der ein Gleiches kann?
Den Tod ohn' Ruhm und ohn' Gewinn
Nimmt schlichter brandenburg'scher Sinn
Als Pflicht für seinen Fürsten hin."

Die Entdeckung der beiden magnetischen Erdpole

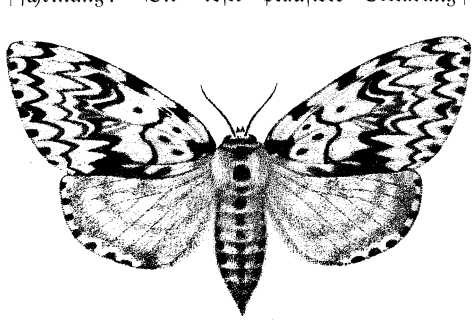
durch

James Clark Roß.

Wenn man eine Stahlnadel in ihrem Schwerpunkte an einem Faden aufhängt, so schwebt sie zwar zunächst wagerecht; wird sie aber nun durch Bestreichen mit einem Magnete oder durch Elektricität magnetisch gemacht, so senkt sich das eine Ende der Nadel bedeutend nach unten. Der Winkel, den alsdann die Magnetnadel mit der Horizontalebene macht, wird die magnetische Inklination genannt.

Es war ein Deutscher, Namens Georg Hartmann, Vikar an der Sebalduskirche in Nürnberg, welcher dieses eigentümliche Verhalten der Magnetnadel zuerst bemerkte. Er teilte seine Entdeckung dem Herzog Albrecht von Preußen am 4. März 1544 in einem Briefe mit, in dem er schrieb, das „Züngele des Kompaß" wäre bei seiner Vorrichtung zur Untersuchung dieser Erscheinung „um etwa 9°" gefallen. Sein Apparat ist jedenfalls sehr unvollkommen gewesen, da der Winkel nicht 9, sondern ungefähr 70 Grad hätte betragen müssen! Immerhin muß Hartmann als der Entdecker der magnetischen Inklination bezeichnet werden, welche erst 33 Jahre später genauer gemessen wurde, und zwar durch den Engländer Norman.

Woher kommt nun diese merkwürdige Erscheinung? Die erste plausible Erklärung



Psilura Monacha.
Nonne.

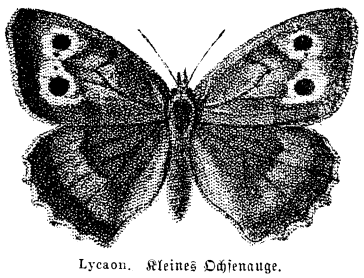
derselben gab der Entdecker des Erdmagnetismus, William Gilbert, Leibarzt der Königin Elisabeth von England. Dieser sagte: Die Erde ist ein großer Magnet, welcher Pole hat, wie ein gewöhnlicher Stahlmagnet; daß die Kompaßnadel nach Norden zeigt, ist nicht etwa die Folge von großen, in jener Gegend lagernden Eisenmassen, sondern ergibt sich aus dem Magnetismus des gesamten Erdkörpers. Um seine Ansicht deutlich zu veranschaulichen, verfertigte er einen kugelförmigen Magneten, an welchem er eine frei schwebende Magnetnadel herumführte. Diese stellte sich ganz senkrecht, wenn sie gerade über den Nordpol oder unter den Südpol der magnetischen Kugel gebracht wurde. Gilbert sagte richtig voraus, daß die Inklination an den verschiedenen Orten ungleich groß sei und nach der kalten Zone hin zunehmen müsse; fünf Jahre nach seinem Tode wurde diese Prophezeiung durch die Beobachtungen von Hudson, dem berühmten Entdecker der Hudsonsbai, glänzend bestätigt.

Ja, für jene Seeleute, welche nach der Polarzone zu segelten, war die Inklination durch den Einfluß auf ihre Kompasse geradezu hinderlich; die Schiffer behalfen sich oft, indem sie Wachsstückchen auf das Südende der Magnetnadel aufklebten, um der Neigung der Nadel

nach unten entgegenzuwirken. Später gewöhnte man sich daran, in diesen Gegenden den gewöhnlichen Kompaß ganz außer Gebrauch zu setzen und an Stelle desselben die Inklinationsnadel zu benutzen. Mit ihrer Hilfe hatten bereits mehrere Entdeckungsreisende im eisigen Norden, unter ihnen Parry, bemerkt, daß sie dem Punkte nahe gekommen seien, auf dem die freischwebende Magnetnadel ganz senkrecht stehen müsse, die Inklination also 90 Grad betragen würde. Doch blieb es erst in neuerer Zeit einem kühnen, jungen Seefahrer, zugleich einem Physiker ersten Ranges, vorbehalten, die beiden merkwürdigen Punkte auf der Erde ausfindig zu machen, wo diese bemerkenswerte Erscheinung eintritt; es ist der Entdecker der beiden magnetischen Erdpole, der Engländer James Clark Roß. Eine Erzählung der mannigfachen Mühseligkeiten und Gefahren, die er bei diesen Entdeckungen zu bestehen hatte, wird für meine jungen Leser gewiß von Interesse sein.

Es war im Jahre 1829, als Sir John Roß seine zweite Fahrt in den amerikanischen Hochnorden unternahm, um eine nordwestliche Durchfahrt aufzusuchen. Nachdem ihm die englische Regierung die Bewilligung der hierzu nötigen Geldmittel verweigert hatte, erhielt er dieselben von einem reichen Manne, Namens Felix Booth, im Betrage von 340 000 Mark. In der Begleitung des Kapitäns befand sich sein Neffe, der soeben genannte James Clark Roß, der schon die erste Polarreise seines Onkels mitgemacht hatte.

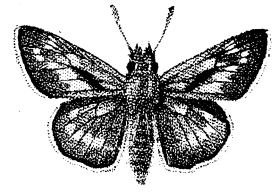
Die Expedition nahm ihren Weg durch den Lancastersund und die Prinzregenteneinfahrt. Wenn du, lieber Leser, dir die geringe Mühe machst, und auf deinem Atlas die Gegenden aufsuchst, in welchen diese Geschichte spielt, wirst du dir selbst einen Gefallen erweisen. Gehe auf der Karte von Grönland aus nach Westen über die Baffinsbai nach Baffinsland; nördlich von diesem ist der Lancastersund, nordwestlich die Prinzregenteneinfahrt. Südwestlich von derselben entdeckte man nun eine große Landfläche, welches Gebiet aus Dankbarkeit Boothia Felix genannt wurde; auch erhielt die südliche Erweiterung jener Einfahrt den Namen Boothiagolf. An der Ostküste des neuen Landes barg sich nun das Schiff in einem passenden Hafen „Felix Harbour", und die Mannschaft richtete sich Winterquartiere ein, ohne zu ahnen, daß dieselben elf Monate dauern müßten. Für die Beschäftigung der Schiffsleute wurde unter anderem durch Einrichtung einer Schule gesorgt.



Lycaon. Kleines Ochsenauge.

Kaum war das Schiff endlich am 17. September 1830 wieder frei geworden und einige Kilometer weit gefahren, so wurde es wiederum vom Eise eingeschlossen, und man war gezwungen, fast an demselben Platze ein neues Winterquartier aufzuschlagen. Die lange Zeit der unwillkommenen Ruhe benutzte nun der junge Roß im Sommer 1830 und 31 zu Schlittenreisen zur genaueren Erforschung der Küsten des neu entdeckten Landes und fand, daß dasselbe mit dem amerikanischen Kontinente zusammenhängt. Er unternahm auch Expeditionen nach Westen über das „Kap Felix" hinaus. Schon im Winter 1830 hatte man beim Ankerplatze des Schiffes bemerkt, daß die magnetische Inklinationsnadel fast genau senkrecht stand; der Winkel, den sie mit der Horizontalebene bildete, betrug bereits 89 Grad. Diese Beobachtung ermutigte zu dem Unternehmen, womöglich den Punkt aufzufinden, auf welchem die Nadel ganz vertikal stehen würde. Zu diesem Zwecke rüstete James Roß am 27. Mai 1831 eine neue Schlittenfahrt aus, nach der Stelle zu, an welcher er, zum Teil gestützt auf Angaben früherer Nordpolfahrer, den gewünschten Ort vermutete. An seinem nächsten Lagerplatze sah er schon, daß der Winkel der magnetischen Neigungsnadel auf 89° 41′ angewachsen war, und am 1. Juni, als er bei Kap Adelaide an der Westküste von Boothia Felix lagerte, betrug die Inklination sogar 89° 59′, also fast die ersehnten 90°. Das genannte Vorgebirge, zwar noch weitab vom geographischen Nordpole, nämlich unter 70° 5′ 17″ nördlicher Breite, lag demnach dicht bei dem magnetischen. Am nächsten Tage gelang es ihm endlich nach weiterem Suchen, unweit von dem genannten Kap die gewünschte Stelle aufzufinden, und zwar an einer einförmigen Gegend des flachen Ufers. Ein Steinhügel wurde errichtet, die britische Flagge aufgepflanzt und von dem derzeitigen Magnetpole im Namen des Königs von England Besitz genommen. So war diese Schlittenreise von Erfolg gekrönt, und mit dem Gefühle eines Siegers konnte James Roß zum Schiffe zurückkehren. Die Insassen desselben hatten übrigens noch vieles Mißgeschick zu erdulden; nach einer dritten Ueberwinterung mußten sie sogar das Schiff ganz aufgeben und sich auf Schlitten zu retten versuchen, auf denen sie ihre Boote mitnahmen. Durch die Benutzung von aufgespeicherten Vorräten einer früheren, von Parry geführten Expedition wurden sie vor dem Hungertode bewahrt; an der Ostküste von Nord-Somerset verbrachten sie den folgenden Winter in einem aus Planken und Eisstücken erbauten Hause; endlich kamen sie im Sommer 1833 bis zur Barrowstraße. Hier segelten sie auf ihren Booten weiter und wurden bei der Einfahrt in den Lancastersund von dem Schiffe „Isabella" aufgenommen, das zu ihrer Aufsuchung ausgeschickt war und die Verschollenen in jener Gegend zu vermuten Grund hatte. Es war dasselbe Schiff, welches Kapitän John Roß bei seiner ersten Nordpolfahrt im Jahre 1818 geführt hatte. Groß war die Freude des Wiedersehens mit seinen früheren Gefährten. Nach 4½jähriger Abwesenheit kamen endlich die vielgeprüften Seefahrer nach England zurück, wo man sie bereits tot geglaubt hatte und nun mit großer Freude empfing. James Roß und Felix Booth wurden zu Baronets ernannt, wodurch sie den Titel ‚Sir' erhielten.

Die neue Würde war aber durchaus nicht hinreichend, den thatenlustigen jüngeren Roß auf seinen Lorbeeren ausruhen zu lassen; es drängte ihn zu neuen Unternehmungen. Sollte nicht er, dem es gelungen war, den magnetischen Nordpol zu entdecken, gleichfalls den entsprechenden Südpol auffinden können? So reifte denn bald in ihm der Plan, ihn aufzusuchen, und im Jahre 1840 kam derselbe zur Ausführung. Er selbst, Sir James Clark Roß, war diesmal der Führer der Expedition; eine tüchtige und abgehärtete Mannschaft begleitete ihn, und es waren zwei mächtige, widerstandsfähige Schiffe, der „Erebus" und der „Terror", welche die Aufgabe übernehmen sollten, die kühnen Seefahrer in die so gut wie gänzlich unbekannten Gegenden des Südpolarmeeres mit seinem ewigen Eise zu führen. Das erste, was den Reisenden in jenen fernen Gewässern auffiel, war der sehr große Reichtum derselben an Tieren, besonders an verschiedenen Robbenarten und Pinguinen; später traf man auch außerordentlich viel Walfische. Bald nach Weihnachten 1840, welches Fest in jenen Regionen bekanntlich in die Sommerzeit fällt, war es dem Kapitän Roß beschieden, das erste Land zu sehen, welches mit bedeutenden Bergspitzen aus dem Meere emporragte.



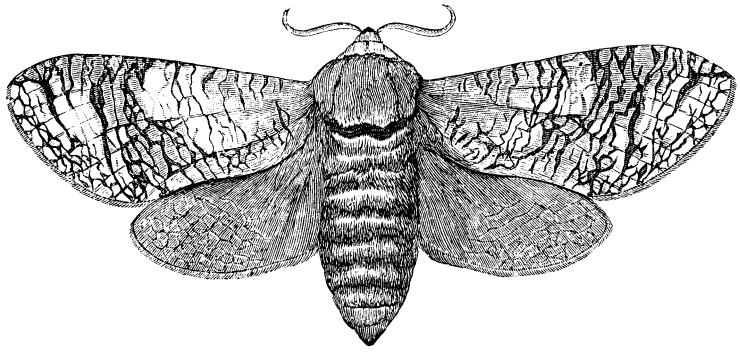
Hesperia Sylvanus.
Braunstrichiger Dickkopffalter.

Mit großer Schwierigkeit wurde zum Zwecke der Besitzergreifung für England die Landung bewerkstelligt, und dem neuen Lande, welches fern im Süden von Neuseeland liegt, der Name „Viktorialand" gegeben. Mit günstigem Winde segelten die beiden Schiffe mehrere Wochen hindurch (bis Februar 1841) an dem gebirgigen Lande entlang, einige Meilen von der Küste entfernt, immer weiter nach Süden, und die Matrosen trugen sich sogar schon mit der Hoffnung, vielleicht den geographischen Südpol zu erreichen. In der Nähe des magnetischen Poles waren sie schon; das sagte ihnen die Inklinationsnadel, welche bei 74° 44′ südlicher Breite bereits 89 Grad angab. Nach einer kurz vorübergehenden gefährlichen Landung auf der Insel „Franklin" ging die Fahrt immer weiter südwärts. Plötzlich zeigten sich zwei große, an ihren Gipfeln schneefreie Vulkane, welche die Namen der Schiffe „Erebus" und „Terror" erhielten; von diesen befand sich der erste in lebhafter Thätigkeit. Als die Schiffe dem Lande genähert wurden, um diese beiden Berge näher in Augenschein zu nehmen, bemerkten die Reisenden eine weiße Linie, welche sich den ganzen Horizont entlang immer weiter fortsetzte. Bei genauerer Betrachtung ergab es sich leider, daß es eine felsenfeste Eismauer war, die zwischen 50 und 100 m hoch, ohne Risse und Vorsprünge, sich gleichförmig endlos fort und fort erstreckte. Viele Meilen fuhren die Schiffe längs der sich von West nach Ost hinziehenden Eiswand entlang, ohne daß sich ein Ende absehen ließ. Beinahe wären sie von einer starken Meeresströmung gegen diesen Wall getrieben und dann rettungslos zerschellt gewesen, wenn nicht noch zur rechten Zeit ein entgegengesetzter Wind eingesetzt hätte, der sie von dem Eisfels wieder hinwegtrieb. Eine etwas niedrigere Stelle dieser Mauer gestattete von der Mastspitze aus einen Blick auf die Oberseite derselben, was früher wegen der Höhe der Wand unmöglich gewesen war; hier zeigte sich eine unermeßlich weite, spiegelblanke, silberglänzende Eisfläche. Gegen diese eisige Festungsmauer konnten unsere Seefahrer natürlich nicht ankämpfen; sie mußten sich wohl oder übel entschließen, die Rückfahrt anzutreten, zumal an eine Ueberwinterung in diesen Gegenden nicht gedacht werden konnte. James Roß sagt in seinem Reiseberichte: „Es werden nur wenige den tiefen Kummer zu würdigen vermögen, mit welchem ich mich zuletzt gezwungen sah, die lange gehegte Hoffnung aufzugeben, die Flagge meines Vaterlandes über beide magnetische Pole unserer Erde mit eigener Hand aufzupflanzen. Der Gedanke war vielleicht zu ehrgeizig, aber die Hindernisse, welche

sich mir entgegenstellten, waren so unüberwindlicher Art, daß ich mir wenigstens keine Vorwürfe über das Mißlingen machen kann." Uebrigens ist unser Seeheld dem südlichen Magnetpole so nahe gekommen, daß diese Annäherung von einer Entdeckung nur wenig verschieden ist, und bis heute noch ist kein Mensch weiter südlich vorgedrungen. ♂

Die Lynchjustiz in Nordamerika.

In allen jungen Gemeinwesen und Staaten, welche sich auf dem Saum der Civilisation bilden, herrschen anfänglich ziemlich gesetzlose Zustände, teils weil sich unter den Einwanderern viele rohe und schlechte Menschen befinden, welche in ihrer Heimat oder an ihren früheren Wohnsitzen mit dem Gesetz und der Rechtspflege in Konflikt gekommen sind, teils weil das Land noch zu dünn bevölkert ist und der Ansiedler noch allzusehr mit des Lebens Notdurft zu ringen hat, um für eine gesetzliche Ordnung und einen Rechtsschutz zu sorgen. So kommt es dann, daß eine Menge Vergehen gegen Leben und Eigentum vorkommen und einzelne schwere Verbrechen begangen werden, welche nicht von Staats wegen bestraft werden können, weil es noch an Polizei



Cossus Ligniperda. Weidenbohrer.

und Justiz fehlt. Wenn daher in Ermangelung der letzteren die brutalen Vergehen gegen Leben und Eigentum sich mehren und unerträglich zu werden beginnen, dann bleibt den ehrlichen und besitzenden Einwohnern nichts anderes übrig, als die Ausübung von Polizei und Justiz selber in die Hand zu nehmen, einander wechselseitig zu helfen und einer für alle, alle für einen zu stehen. Dies ist denn in Texas geschehen, wo die öffentliche Ordnung und Sicherheit früher von zwei Seiten bedroht ward, nämlich von Norden her durch die Indianerstämme der Komantschen und Lipans, von Westen her durch die Mexikaner und allerhand anderes Gesindel, das sich unter der schlechten mexikanischen Verwaltung auf der Grenze jenseits des Rio (Flusses) Bravo del Norte ansammelte. Als die Zahl und der Wohlstand der Ansiedler in Texas sich mehrten, bildeten diese in allen Gegenden des Innern und der Grenze gegen Mexiko sogen. Vigilanz-Komitees, welche die Handhabung der öffentlichen Ordnung übernahmen, Polizeidienste versahen und als Häscher, Ankläger und Richter in Einer Person „im Namen des gerechten Richters Lynch"*) eine Volksjustiz ausübten, d. h. den eingefangenen Verbrecher summarisch verurteilten und abstraften. Sobald nämlich irgendwo ein Mord, Raub, Pferdediebstahl u. dergl. begangen wurde, bot das dem Ort der That zunächst wohnende Mitglied eines Vigilanz-Komitees die anderen Mitglieder unter ihrem selbstgewählten Sheriff oder Anführer auf, die sich sogleich an die Verfolgung des Verbrechers machten; hatten sie diesen dann eingeholt, so traten zwölf von ihnen zu einer Jury (Geschwornengericht) zusammen, untersuchten und verurteilten den Fall und vollzogen die Strafe für ein todeswürdiges Verbrechen sogleich an Ort und Stelle meist durch Erhängen. Alle Vigilanzmänner waren durch einen Eid zu vollständigem Stillschweigen über ihr Treiben und zur Geheimhaltung ihrer Namen verbunden, und das Volk hatte einen gewaltigen Respekt vor ihnen und nannte sie sogar Regulatoren, „Ordner".

Dieser wirkliche Brauch herrschte in den südwestlichen Gegenden der Vereinigten Staaten vom Jahr 1830 bis in die fünfziger Jahre herein und ward dann gesetzlich abgeschafft, weil er sich nicht mit geordneten gesetzlichen Zuständen und einer vom Staate ausgeübten Rechtspflege verträgt. Es ist aber nicht gelungen ihn ganz auszurotten, und noch immer wird auf dem westlichen Saum der Civilisation im Namen des gerechten Richters Lynch Justiz geübt. Der Brauch erhielt sich bis in das letzte Jahrzehnt hinein in Texas und den benachtbarten Staaten, nämlich der farbigen Bevölkerung gegenüber, die seit der Aufhebung der Sklaverei und dem Ende des Secessionskriegs nun gleiche bürgerliche Rechte mit den Weißen genossen, aber noch nicht verdienten. Weil sie nach Aufhebung der Sklaverei in einigen Stellen in der Mehrzahl waren, benahmen sie sich frech, anmaßend und ungerecht gegen die Weißen, ihre früheren Herren, und rissen alle Richterstellen und öffentliche Aemter an sich, die sie zum Nachteil der Weißen mißbrauchten, was unter diesen eine große Erbitterung hervorrief und zur Wiedererweckung der Lynchjustiz führte, da thatsächlich der Weiße gegenüber dem Schwarzen kein Recht bekam.

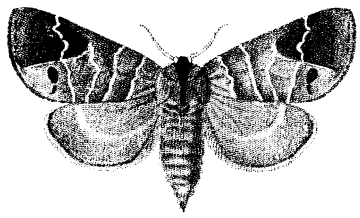
Der Fall, an welchen unser umstehendes Bild anknüpft, fiel in jene Zeit und verhielt sich folgendermaßen: Ein stämmiger Neger Namens Zete Fly bummelte eines Sonntags auf der Straße in Moulton, Grafschaft Gonzaley, fing hier ohne Veranlassung mit einem vierzehnjährigen weißen Jungen Namens Dick Dixon Streit an, zerschmetterte ihm den Arm von der Schulter bis zum Ellbogen und ließ ihn in seinem Blute auf der Landstraße liegen. Tom Dixon, der ältere Bruder des Verwundeten, verfolgte den Neger bis zu seiner Hütte, forderte ihn vergeblich zum Kampfe heraus und drohte, als Fly nicht herauskam und sich in seiner Hütte verrammelte, die Thür einzutreten, worauf der Schwarze die Thür etwas öffnete und auf Tom schoß, der im Feuer zusammenbrach und tot war. Auf diese Schüsse hin eilten einige weiße Ansiedler herbei, fanden den Toten und vernahmen den Hergang. Augenblicklich beschlossen sie, Zete Fly lebend oder tot zu ergreifen und mit den Zeugen des Vorfalls vor den Sheriff de Witt in Gonzaley, dem Kantonshauptorte zu führen. Da er sich auf ihre Aufforderung nicht ergeben wollte und sie einen solch verzweifelten Kerl nicht ohne Lebensgefahr überwältigen konnten, so beschlossen sie seine Hütte anzuzünden und ihn darin lebendig zu verbrennen. Darauf ergab sich Zete auf Gnade oder Ungnade. Um die Zeit des Sonnenuntergangs gingen zwei weiße Ansiedler mit dem Gefangenen von Moulton ab, um ihn nach Gonzaley zu bringen. Als die Nacht hereingebrochen war, stießen sie auf sieben oder acht Reiter, welche ihnen Halt zu machen geboten, den Gefangenen abnahmen, ihm die Füße unter dem Bauch seines Pferdes zusammenbanden und mit ihm in die Prairie hinaus nach einem Rancho sprengten; die ihres Gefangenen beraubten Geleitsmänner setzten ihren Weg nach Gonzaley fort und berichteten den Hergang, welcher aber kein Aufsehen erregte. Es war ja Sonntag Abend, und niemand hatte Lust den entführten Gefangenen und seine Entführer zu verfolgen. Am andern Tage aber erhielt Sheriff de Witt eine Meldung, Zete lebe noch, obwohl schwer verwundet; eine größere Bande von Schwarzen habe seine Entführer überfallen, welche nach kurzem Kampfe der Uebermacht haben

*) Ueber dem Ursprung dieses Namens liegt noch ein gewisses Dunkel. Die einen behaupten, es habe gegen Ende des 16. Jahrhunderts in den Kolonien der amerikanischen Ostküste, als die regelmäßige Handhabung der Kolonialgesetze noch keinen genügenden Schutz gegen die Einbrüche von flüchtigen Verbrechern und Negersklaven in Nord-Carolina gewährten, einen gewissen John Lynch gegeben, welchen seine Mitbürger mit unumschränkter Gewalt als Gesetzgeber und Richter ausgestattet haben. Nach anderen soll der Name Lynchjustiz von dem Orte Lynchburg herrühren, wo im Jahr 1792 diese Volksjustiz zuerst geübt worden sei.

„— Nur ein einziger, mutiger als die anderen, schlug sein Gewehr an, —“

weichen müssen, und Zete befinde sich nun in einem Rancho in der Ebene unter dem Schutz von etwa vierzig Negern und Farbigen.

Am Mittwoch früh machte sich der Sheriff de Witt, von der halben Bevölkerung von Gonzaley begleitet, auf den Weg nach jenem Rancho, um den Mörder zu verhaften. In Sicht desselben angekommen, ward Halt gemacht, um auf irgend ein Lebenszeichen oder einen Anruf zu warten; aber es blieb alles grabesstill. So umzingelte man denn das Haus und als der Sheriff die nur angelegte Thür öffnete, sah er nun zwei menschliche Leichen am Boden liegen, welche sich noch warm anfühlten. Die eine ward als diejenige von Zete Fly erkannt, die andere war die eines unbekannten Negers, beide von Kugeln durchbohrt, wie die Wand und die Thüre. Offenbar hatte ein kurzer blutiger Kampf hier stattgefunden, aber nichts deutete an, wer die Gegner gewesen waren;



Pygaera Anachoreta.
Schwarzgefleckter Rauhfußspinner.

als diese ihr Werk vollbracht hatten, waren sie verschwunden.

Noch am Mittwoch Abend erschienen einige Neger vor dem Sheriff und gaben zu Protokoll, sie seien bei dem Kampf im Rancho gegenwärtig gewesen. Am selben Morgen in aller Frühe war eine starke Abteilung von Weißen vor dem Rancho erschienen und hatte die Neger aufgefordert, ihnen Zete herauszugeben. Da diese Truppe den Negern allzu zahlreich erschien, ergriffen sie beinahe alle die Flucht, ohne Widerstand zu leisten. Nur ein einziger, mutiger als die anderen, schlug sein Gewehr an, deckte Zete mit seinem eigenen Leibe und forderte die Weißen trotzig zum Eindringen auf. Eine allgemeine Salve der Weißen folgte (siehe unser Bild) und streckte die beiden Schwarzen tot nieder. Der Sheriff konnte nicht gegen die Vollstrecker des Lynchgesetzes einschreiten, denn niemand hatte sie erkannt oder war unklug genug sie zu verraten.

Seit sich die weiße Bevölkerung dort vermehrt hat, sind derartige Fälle allerdings in neuerer Zeit in Texas seltener geworden.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

„Nun gut! Doch ooch deine Kleeder dürfen nich an die meinigen kommen, sonst duften wir zu zweet, und ich will dir dieses ehrenvolle Recht doch lieber alleene überlassen."

„Massa Frank nur kommen! Massa Bob sich ganz sehr in acht nehmen!"

Es war wirklich eine Art von Heldentum zu nennen, daß der kleine Sachse jetzt zu dem Schwarzen trat. Winnetou, Old Shatterhand, Jemmy und Davy, die sonst so kühnen Männer, wagten es nicht. Streifte Frank nur leise eine Stelle an Bobs Kleidung, welche von der Flüssigkeit getroffen war, so verfiel er dem Schicksal eines Ausgestoßenen, wenn er es nicht vorzog, sich für immer seiner Kleidung zu entäußern.

Je näher er kam, desto stärker und widerlicher wurde der Gestank, welcher ihm fast den Atem nahm. Aber er hielt tapfer aus.

„Nun, schtreck mir mal den Arm entgegen, Schwarzer!" gebot er. „Gar zu nahe an dich heran will ich mich doch nich wagen."

Bob gehorchte diesem Befehle, und der Sachse faßte mit der einen Hand die obere und mit der anderen die untere Kinnlade des Tieres, um den Neger zu befreien. Es gelang ihm das nur durch Aufbietung aller seiner Kräfte. Er mußte das Maul des Skunks geradezu aufbrechen und sprang dann eiligst wieder zurück. Es war ihm ganz schwindelig, als ob er umfallen müsse, so infernalisch roch der Neger.

Dieser war sehr froh, nun befreit zu sein. Seine Hand blutete zwar, aber er achtete nicht sogleich darauf, sondern rief:

„So, jetzt Massa Bob zeigt haben, wie mutig er sein. Glauben nun alle weiß und rot Massers, daß schwarzer Neger sich nicht fürchten?"

Er kam während dieser Worte auf die anderen zu. Da aber hob Old Shatterhand sein Gewehr empor, richtete es auf Bobs Brust und befahl:

„Bleib' stehen, sonst schieße ich dich nieder!"

„O Himmel! Warum wollen totschießen arm gut Massa Bob?"

„Weil du uns ansteckst, wenn du uns berührst. Lauf schnell fort, am Wasser abwärts hin, möglichst weit, und wirf alle deine Kleider von dir ab."

„Kleider abwerfen? Massa Bob soll hergeben sein schön Kalikorock und schön Hosen und Weste?"

„Alles, alles! Dann kommst du zurück und setzest dich da in den Teich, so daß dir das Wasser bis an den Hals geht. Also schnell! Je länger du zögerst, desto länger behältst du den Gestank an dir."

„Welch ein Unglück! Mein schön Anzug! Massa Bob ihn waschen, und dann nicht mehr riechen!"

„Nein, Massa Bob wird mir gehorchen, sonst schieße ich ihn augenblicklich nieder. Also — eins — zwei — und — drrrr — — —!"

Er schritt mit erhobenem Gewehr auf den Neger zu.

„Nein, nein!" schrie dieser. „Nicht totschießen! Massa Bob laufen fort, schnell, sehr schnell!"

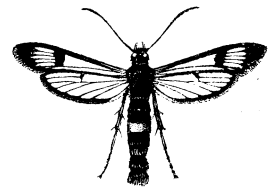
Er verschwand eiligst im Dunkel der Nacht. Natürlich war die Drohung Old Shatterhands nicht ernst gemeint gewesen; sie bildete aber das beste Mittel, den Neger zum schnellen Gehorsam zu bringen. Er kehrte bald zurück und mußte sich in das Wasser des Teiches setzen, um sich unaufhörlich abzuwaschen. Als Seife erhielt er dazu ein dickes Gemengsel von Bärenfett und Holzasche, welche letztere ja bei den Feuern überflüssig vorhanden war.

„Wie schade um schön Fett vom Bären!" klagte er. „Massa Bob konnten einreiben sein Haar mit diesem Fett und sich machen viel schöne Löckchen. Massa Bob sein ein fein ringlet-man, aber doch kein geborener Nigger, denn er können Löckchen flechten, so lang, so sehr lang!"

„Wasch dich nur!" lachte Jemmy. „Denke jetzt nicht an deine Schönheiten, sondern an unsere Nasen!"

Der Schwarze verbreitete nämlich, trotzdem er sich seines Anzugs entledigt hatte und obgleich er im Wasser saß, einen penetranten Geruch.

„Aber," fragte er, „wie lange müssen Massa Bob hier sitzen und waschen?"



Sesia culiciformis.
Kleine Birkenfeste.

„Solange wir hier bleiben, also bis morgen früh."

„Das können Massa Bob nicht aushalten!"

„Du wirst gezwungen werden, es auszuhalten. Eine andere Frage ist, ob die

übrig gebliebenen Forellen es aushalten werden. Ich weiß nicht, ob die Fische Geruchsnerven besitzen, aber wenn es der Fall ist, so werden sie über den Besuch, den du ihnen jetzt machst, nicht sehr erfreut sein."

„Und wann darf Massa Bob seinen Anzug holen, um auch ihn zu waschen?"

„Gar nicht. Der bleibt liegen, wo er iegt, denn er ist unbrauchbar geworden."

„Aber was wird da arm Massa Bob nun anziehen?"

„Ja, das ist freilich eine schlimme Angelegenheit! Es gibt keinen Ersatz für dein Habit. Du wirst also wohl dich in das Grizzlyfell wickeln müssen, welches Martin heute erbeutet hat. Vielleicht finden wir droben zwischen den Felsengebirgen das übrig gebliebene Magazin eines urweltlichen marchand tailleur, woraus du dich mit Strümpfen und einem Havelock versehen kannst. Bis dahin aber wirst du in unserem Zuge die Nachhut bilden, denn wenigstens während der nächsten acht Tage darfst du uns nicht sehr nahe kommen. Also wasch nur fleißig, wasch! Denn je mehr du reibst, desto eher verliert sich der Geruch."

Und Bob rieb aus Leibeskräften. Nur sein Kopf ragte aus dem Wasser hervor, und es war wirklich lustig zuzusehen, was für Grimassen er schnitt.

Die anderen waren indessen an das Lagerfeuer, an welchem sie vorher gesessen hatten, zurückgekehrt. Natürlich bildete zunächst das so tragikomisch abgelaufene Abenteuer den Gegenstand der Unterhaltung. Dann wurde der lange Davy gebeten, eines seiner Erlebnisse zu erzählen. Er gab diesem Wunsche Folge und berichtete von einer Zusammenkunft mit einem alten Trapper, welcher als Schießvirtuos bekannt gewesen war. Nachdem er einige Kunststücke dieses Mannes beschrieben hatte, fügte er die Bemerkung hinzu:

„Aber das ist alles nichts. Es gibt noch weit bessere Schützen. Ich kenne zwei, welche von niemand übertroffen werden, und diese beiden sitzen hier bei uns. Ich meine Winnetou und Old Shatterhand. Bitte, Sir, wollt Ihr uns nicht irgend einen von Euch ausgeführten Kapitalstreich erzählen? Ihr habt ja so viel erlebt, daß Ihr nur mit dem Aermel zu schütteln braucht, so fallen die Abenteuer zu Hunderten heraus."

Diese letzten Worte waren an Old Shatterhand gerichtet. Dieser antwortete nicht sofort. Er holte tief Atem, als ob er etwas in der Luft Liegendes durch den Geruchssinn prüfen wolle.

„Ja, der Kerl dort im Wasser duftet noch ganz gehörig," sagte Jemmy.

„O, ihm galt mein Atemzug nicht," antwortete Old Shatterhand, indem er einen prüfenden Blick seitwärts auf sein Pferd richtete, welches aufgehört hatte zu grasen und die Luft prüfend durch die Nüstern sog.

„So riecht Ihr etwas anderes?" fragte Davy.

„Nein; aber ich denke, daß ich vielleicht verhindert sein werde, euch ein Abenteuer von mir bis zu Ende zu erzählen."

„Warum?"

Anstatt direkt zu antworten, wandte Old Shatterhand sich zunächst halblaut zu Winnetou:

„Teschi-ini!"

Das heißt auf deutsch „paß auf!" Da die anderen die Sprache der Apachen nicht verstanden, so wußten sie nicht, was er meinte. Winnetou nickte und griff nach seiner Büchse, welche er neben sich liegen hatte. Er zog sie ganz nahe an sich heran.

Old Shatterhands Pferd wendete den Kopf schnaubend nach dem Feuer. Seine Augen funkelten.

„Isch-hosch-ni!" rief er dem Tiere zu, und es legte sich sofort in das Gras nieder, ohne ferner ein Zeichen von Unruhe merken zu lassen.

Da auch Old Shatterhand jetzt seinen Stutzen ganz an sich heranzog, so fragte Jemmy, welchem das Verhalten dieser beiden Männer aufgefallen war:

„Was habt Ihr, Sir? Euer Pferd scheint etwas zu wittern?"

„Es riecht den Duft des Negers, weiter nichts," versuchte der Gefragte ihn zu beruhigen.

„Aber ihr beide greift zu den Waffen!"

„Weil ich mit Euch von dem Hüftenschusse sprechen will. Ihr habt doch wohl bereits von demselben gehört?"

„Natürlich!"

Aber Frank meinte, obgleich jetzt englisch gesprochen worden war, in seinem sächsischen Deutsch:

„Hören Sie, Master Shatterhand, da werden Sie sich wohl mehrschtenteels eenes falschen Ausdruckes bedient haben!"

„Wieso?"

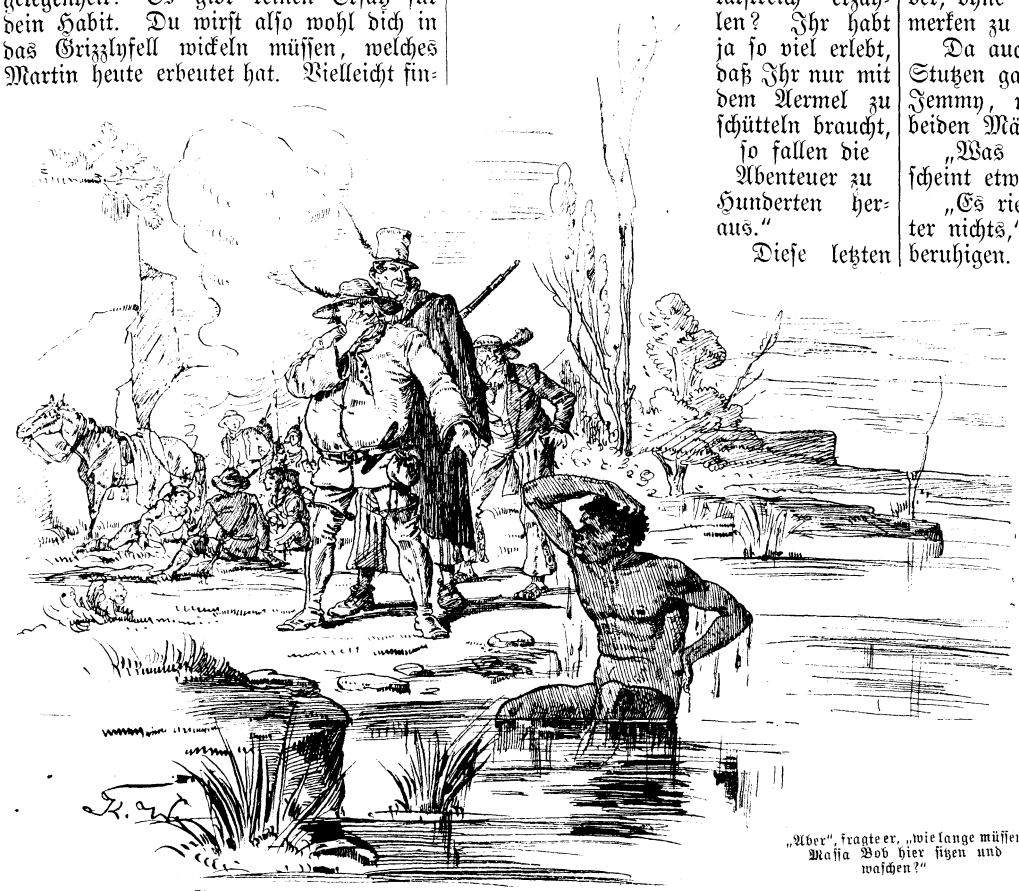
„Das heeßt nämlich nich Hüftenschuß, sondern Hexenschuß. Wer den bekommt, der geht sehre gebückt und lahm, denn es liegt ihm jämmerlich im Kreuze und in den Hüften, aber trotzdem ist der Ausdruck Hüftenschuß een orthographisch-medizinischer ganz falscher."

Old Shatterhand ließ es sich, während Frank sprach, nicht merken, daß er ebenso wie Winnetou den jenseits des Baches und Teiches liegenden Waldesrand und die wirr unter- und übereinanderliegenden Trümmer des Windbruches mit scharfem Blicke absuchte. Er hatte seinen Hut so weit in die Stirn gezogen, daß die Augen tief im Schatten lagen und man nicht genau zu sehen vermochte, nach welcher Richtung und auf welchen Gegenstand sie gerichtet waren. Dennoch antwortete er im unbefangensten Tone:

„Bitte, mein bester Frank, ich weiß gar wohl, was Hexenschuß ist. Es war aber ein anderer Schuß von mir gemeint."

„Ach so! Nun, welcher denn?"

„Der Hüftenschuß, wie ich sagte. Damit meine ich den Schuß, bei welchem man das Gewehr nicht wie gewöhnlich anlegt, sondern es nur bis an die Hüfte erhebt."



„Aber", fragte er, „wie lange müssen Massa Bob hier sitzen und waschen?"

„Da kann man doch gar nicht zielen!"

„Es ist allerdings schwierig, sich die dazu nötige Fertigkeit anzueignen, und es gibt gar manchen guten Westmann, welcher sein Ziel niemals fehlt, aber beim Hüftenschuß regelmäßig vorüberschießt."

„Wozu hat man da den Hüftenschuß erfunden? Es ist doch besser, man zielt in der gewöhnlichen Weise, in der man des Treffens sicher ist."

„Nein! Es gibt Lagen, in denen man ohne die erwähnte Fertigkeit des Todes sein würde."

„Das ist mir aber unbegreiflich."

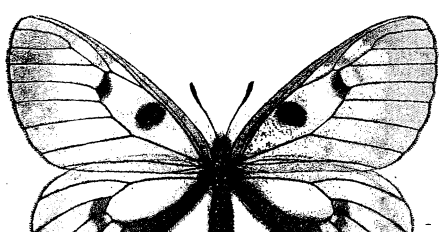
„So will ich es Euch erklären."

Sein Auge flog nochmals mit scharfem Blicke nach der bereits erwähnten Gegend hinüber; dann fuhr er fort:

„Der Hüftenschuß wird nämlich bloß vorgenommen, wenn man sitzt oder am Boden liegt, um den Gegner nicht wissen zu lassen, daß man überhaupt zu schießen beabsichtigt; denkt Euch einmal, es befänden sich feindliche Indianer in der Nähe, welche die Absicht hätten, uns zu überfallen. Sie senden ihre Kundschafter aus, welche sich anschleichen, um zu erfahren, wie stark wir sind, ob unser Lagerplatz ihren Absichten günstig sei, und ob wir die nötige Vorsicht nicht aus dem Auge lassen. Diese Kundschafter kommen auf Händen und Füßen herbeigekrochen —"

„Aber sie müssen doch von unseren ausgestellten Posten bemerkt und entdeckt werden!" warf Frank ein.

„Das ist nicht so gewiß, wie Ihr denkt. Ich zum Beispiel habe mich bis in das Zelt Tokvi-teys geschlichen, obgleich er Posten ausgestellt hatte und trotzdem das Terrain aus einer flachen Grasebene bestand. Hier aber stehen rundum Bäume, welche das Anschleichen außerordentlich erleichtern; und unsere Posten sind, wie Ihr ja gehört habt, in dem Wahne, daß es hier gar keine Feinde geben könne. Sie werden also wohl nicht gar zu aufmerksam sein. Doch weiter! Die Kundschafter haben sich an unseren Posten vorübergeschlichen. Sie liegen am Rande des Waldes, hinter oder zwischen dem vom Windbruche aufgehäuften Holzgewirr, und beobachten uns. Gelingt es ihnen, zu den Ihrigen zurückzukehren, so sind wir vielleicht verloren; wir werden angegriffen, ohne es geahnt zu haben, und also vernichtet. Das beste Gegenmittel ist, die Kundschafter unschädlich zu machen —"



Parnassius Apollo. Weißer Apollo.

„Also sie erschießen?"

„Ja! Im Princip bin ich gegen alles Blutvergießen; aber in einem solchen Falle wäre es ja Selbstmord, wenn man den Feind schonen wollte. Man muß ihm die Kugel geben und zwar so, daß sie tötet."

„Tkih akan — sie sind nahe," flüsterte der Häuptling der Apachen.

„Teschi-schi-tkih — ich sehe sie," antwortete Old Shatterhand.

„Naki — zwei!"

„Ha-oh — ja!"

„Schi-ntsage, ni-akaya — nimm du diesen, und ich nehme jenen!"

Dabei ließ der Apache seine Hand von links nach rechts gleiten.

„Tayassi — in die Stirn," nickte Old Shatterhand.

„Sagt uns doch, Sir, was für Heimlichkeiten ihr miteinander habt?" fragte der lange Davy.

„Nichts Ungewöhnliches! Ich sagte dem Häuptling in der Sprache der Apachen, daß er mir beistehen solle, Euch zu erklären, was es mit dem Hüftenschuß für eine Bewandtnis hat."

„Na, das weiß ich schon. Mir ist er freilich nie gelungen, so sehr ich mich geübt habe. Und um auf Eure vorigen Worte zurückzukommen, so müßte man doch die Kundschafter gesehen haben, bevor man sie erschießen kann."

„Natürlich!"

„In der Dunkelheit des Dickichts da drüben?"

„Ja!"

„Sie werden sich aber hüten, so weit aus demselben herauszukommen, daß man sie sehen kann!"

„Hm! Ich wundere mich über Eure Worte, denn ich habe Euch für einen tüchtigen Westmann gehalten."

„Na, hoffentlich bin ich auch kein Grünschnabel!"

„So müßt Ihr wissen, daß die Kundschafter nicht hinter dem Dickicht versteckt bleiben können. Wenn sie uns sehen und beobachten wollen, so müssen sie doch wenigstens die Augen, also einen Teil des Gesichtes, hervorstrecken."

„Und das wollt Ihr sehen?"

„Gewiß."

„Alle Wetter! Ich habe freilich gehört, daß es Westmänner gebe, welche die Augen eines anschleichenden Feindes in dunkler Nacht zu entdecken vermögen. Da unser dicker Jemmy zum Beispiel behauptet es auch zu können; aber er hat noch keine Gelegenheit gehabt, es mir zu beweisen."

„Nun, was das betrifft, so kann ganz unerwartet die Gelegenheit kommen, diesen Beweis zu liefern."

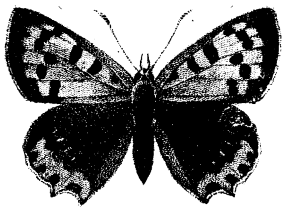
„Sollte mich freuen! Ich habe die Sache für unmöglich gehalten; aber wenn Ihr mir sagt, daß es wahr sei, so glaube ich es."

Shatterhand musterte den Waldesrand abermals, nickte befriedigt vor sich hin und antwortete:

„Habt Ihr vielleicht einmal des Nachts im Meere die Augen einer Tintorera, eines Haifisches, glänzen sehen?"

„Nein!"

„Nun, diese Augen sieht man ganz deutlich. Sie haben einen phosphoreszierenden Glanz. Jedes andere, auch das Menschenauge, besitzt denselben Glanz, allerdings nicht in dieser Stärke. Und je mehr des Nachts die Sehkraft eines Auges angestrengt ist, desto deutlicher ist dasselbe trotz der Dunkelheit zu bemerken. Befände sich zum Beispiel jetzt da drüben in dem Gebüsch ein Kundschafter, welcher uns beobachtete, ich würde seine Augen sehen und Winnetou ebenso."



Polyommatus Phlaeas.
Kleiner, schwarzgefleckter Feuerfalter.

„Das wäre stark!" meinte Davy. „Was sagst du dazu, mein alter Jemmy?"

„Ich denke, daß ich auch nicht blind bin," antwortete der Gefragte. „Zum Glück sind wir hier vor einem solchen Besuche sicher. Es ist immerhin eine heikle Sache, in die Lage zu kommen, in welcher ein guter Hüftenschuß notwendig ist. Nicht wahr, Sir?"

„Ja," nickte Old Shatterhand. „Schaut her, Master Frank! Also gesetzt, da drüben befindet sich ein feindlicher Kundschafter, dessen Augen ich zwischen den Blättern glänzen sehe. Ich muß ihn natürlich töten, sonst riskiere ich mein eigenes Leben. Aber wenn ich, wie man es gewöhnlich macht, das Gewehr an die Wange lege, so sieht er doch, daß ich schießen will, und zieht sich augenblicklich zurück. Vielleicht hat er gar bereits seinen Lauf auf mich gerichtet und feuert seinen Schuß eher ab, als ich den meinigen. Das muß ich vermeiden, indem ich eben den Hüftenschuß in Anwendung bringe. Bei demselben sitzt man ruhig und scheinbar unbefangen da, wie ich jetzt. Man greift zur Büchse, welche eng an der rechten Seite liegt, und hebt sie langsam ein wenig empor, als ob man etwas nachsehen oder nur mit ihr spielen wolle. Man senkt, so wie ich jetzt, den Kopf, als ob man abwärts blicke, hat aber das Auge im Schatten der Hutkrämpe und hält den Blick scharf auf das Ziel gerichtet, wie gesagt, gerade so wie Winnetou und ich jetzt."

So wie er in Worten erklärte, so that er auch, und der Apache ebenso.

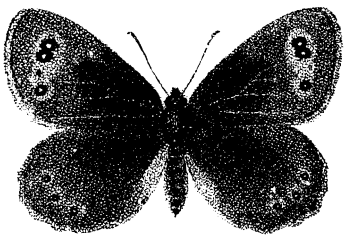
„Man drückt den Kolben mit der rechten Hand fest an die Hüfte und den Lauf an das Knie, greift mit der linken nach rechts hinüber und legt sie oberhalb des Schlosses an das Gewehr, welches dadurch eine höchst sichere Lage erhält, legt den Zeigefinger der rechten Hand an den Drücker, richtet den Lauf so, daß die Kugel nahe über den Augen, also in die Stirn des Kundschafters einschlagen muß, ein Zielen, welches allerdings gelernt sein will, und drückt los — — da!"

Sein Schuß blitzte auf, und in demselben Augenblicke krachte auch derjenige des Apachen. Beide sprangen dann blitzschnell vom Boden auf. Winnetou schnellte, sein Gewehr von sich werfend und das Messer aus dem Gürtel reißend, wie ein Panther über den Bach hinüber und in das Dickicht hinein.

„Uhvai k'unun! Uhvai pa-ave! Uhvai umpare! — die Feuer aus! Nicht bewegen! Nicht sprechen!" rief Old Shatterhand im Utahdialekte der Schoschonen.

Zugleich warf er, indem er mit dem bestiefelten Fuße in das Feuer, an welchem er gesessen hatte, fuhr, die Brände desselben in den Teich. Dann sprang er dem Apachen nach.

Die Schoschonen waren ebenso wie die Weißen bei dem Knall der beiden Schüsse emporgesprungen. Die geistesgegenwärtigen roten Krieger befolgten, als sie Old Shatterhands Ruf hörten, im Augenblicke seinen Befehl, indem sie die Brände ins Wasser schleuderten. Im Nu herrschte tiefe Dunkelheit, und doch waren seit den



Aethiops. Gemeiner Mohrenfalter.

Schüssen kaum vier oder fünf Sekunden vergangen.

Auch das Gebot, still zu sein, wurde berücksichtigt, nur von einem nicht, nämlich von dem im Wasser sitzenden Neger, um dessen Kopf die Feuerbrände flogen und zischend in der Flut verlöschten.

„Jessus, Jessus!" schrie er auf. „Wer haben da schießen? Warum werfen Feuer auf arm Massa Bob? Soll Massa Bob verbrennen und versaufen? Soll er werden gekocht wie Karpfen? Warum es dunkel werden? Oh, oh, Massa Bob sehen gar niemand mehr!"

„Schweig, Dummkopf!" rief Jemmy ihm zu.

„Warum soll Massa Bob schweigen? Warum jetzt nicht — —"

„Still! Sonst wirst du erschossen! Es sind Feinde hier!"

Von diesem Augenblicke an war „Massa Bobs" Stimme nicht mehr zu hören. Er saß bewegungslos im Wasser, um seine teure Gegenwart dem Feinde ja nicht zu verraten.

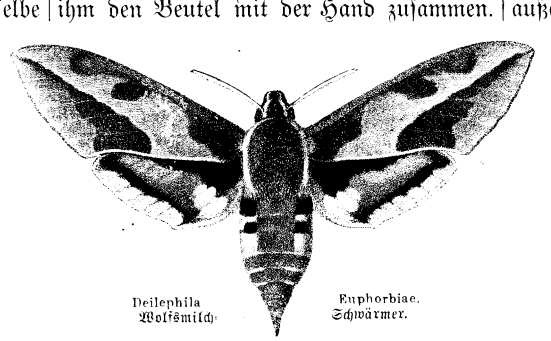
(Fortsetzung folgt.)

Der Schmetterlingsfang.

Die Zeit rückt heran, in der jene farbenprächtigen Gesellen, die Schmetterlinge, ihre bunten Schwingen entfalten und lustig von Blume zu Blume gaukeln. Da will denn auch der „Gute Kamerad" nicht länger säumen, seinen jungen Freunden zu zeigen, wie man diese hübschen Insekten zweckmäßig sammeln, zubereiten und aufbewahren muß.

Das zum Fangen der Tagfalter dienende Netz wird folgendermaßen hergestellt. Ein Messingdraht von 4 bis 5 mm Stärke wird zu einem Ringe, der 25 bis 30 cm Durchmesser hat, zusammen und sodann die beiden Enden im rechten Winkel zu dem Ringe nach außen gebogen. Diese Enden, 4 bis 5 cm lang, werden flach gehämmert und dann an eine gleich lange Messinghülse gelötet, welche so stark ist, daß sie auf einen mitgeführten Spazierstock gesteckt werden kann. Eisendraht ist deshalb nicht zu verwenden, weil derselbe durch feuchtes Wetter und Regen sofort stark rostet. Ein übermäßig langer Stock, wie ihn der „Gute Kamerad" öfters bei jungen Sammlern bemerkt hat, ist sehr unpraktisch, da er die schnelle Beweglichkeit des Netzes außerordentlich hindert. Letzteres wird aus dünner Gaze (Mull) genäht und zwar so lang, daß es über die Seite des Drahtringes umgeschlagen werden kann. Bevor das Netz oder der Gazebeutel angenäht wird, muß er ausgekocht und gewaschen werden, um alle darin befindliche Stärke zu entfernen. Da der im Netz gefangene Schmetterling zu entfliehen versucht und heftig flattert, so zerschlägt er sich in einem steifen Netz leicht die Flügel oder reibt den nur lose sitzenden, bunten Staub davon ab, wodurch er unbrauchbar wird; bei einem gewaschenen, sehr weichen Netz ist dies nicht zu befürchten. Sobald dieses an den Ring genäht ist, kann man über letzteren noch ein Band nähen, da die Gaze an dem Ringe, der beim Fange oft mit Zweigen und Pflanzenstengeln in Berührung kommt, sonst leicht einreißt.

Einen fliegenden oder auf einer Blume sitzenden Schmetterling sucht man durch einen raschen Zug des Netzes in dieses zu bringen, indem man es gleichzeitig um den Ring herumschlägt. Den Gefangenen sucht man nun vorsichtig unter den Flügeln zu fassen und drückt die Brust beiderseits ein, wodurch Tagfalter leicht sterben. Größere Schmetterlinge werden mit Tabaksaft*) getötet, den man in einem Fläschchen bei sich führt und mittelst einer dicken Nadel in den Leib des Schmetterlings bringt. Sitzt ein solcher auf der Erde, so deckt man schnell das Netz darüber, hebt den Beutel hoch, in den der Schmetterling sofort emporflattert, und greift unter ihm den Beutel mit der Hand zusammen.



Deilephila Euphorbiae.
Wolfsmilch- Schwärmer.

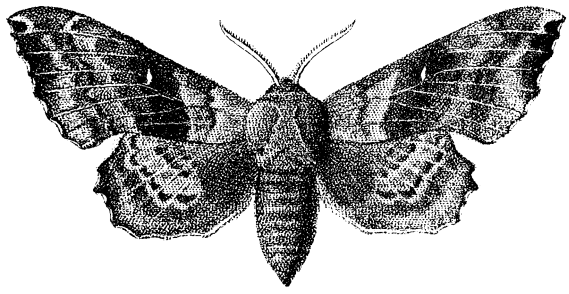
Der getötete Schmetterling wird gespießt, indem man eine Insektennadel genau durch die Mitte des Bruststücks einsticht und den Schmetterling so hoch schiebt, daß noch ein Drittel der Nadellänge über ihm frei bleibt. Insektennadeln sind gewöhnlich 38 mm lang und in jeder soliden Naturalienhandlung zu erhalten. 100 Stück kosten 20 Pf. Größere Tagfalter, wie Citronenfalter, Trauermantel u. s. w., spießt man auf Nadel Nr. 3; kleinere, wie Mohrenfalter, Aurorafalter, auf Nr. 2; die kleinsten, Bläulinge oder Himmelsfalter, auf Nr. 1. Die Schmetterlinge werden in eine mitgeführte Schachtel oder flache Cigarrenkiste, deren Boden mit Insektentorf belegt und mit weißem Papier überklebt ist, gesteckt.

Schon Ende April sind von Tagfaltern zu fangen: Kohl-, Rüben- und Raps-Weißling, Aurorafalter, Citronenfalter, Grünling, C-Falter, kleiner Fuchs, kleiner Violett-Silberfalter, hellscheckiger Ringaugenfalter. Im vorgeschrittenen Frühjahr bis in die Sommerszeit hinein fliegen von Tagfaltern außer vorigen: Segelfalter, Schwalbenschwanz, Senfweißling, goldene Acht oder Heufalter, brauner Feuerfalter, kleiner Feuerfalter, verschiedene Bläulinge, verschiedene Scheckenfalter, kleiner Perlmutterfalter, mehrere Ringaugen- u. Dickkopffalter. Von Schwärmern: Kiefer-, Wolfmilch-, Labkraut-, Wein-, Linden-, Pappel-, Nachtkerzen- und Sternkraut-Schwärmer, sowie mehrere Sesien oder Glasflügler.

Die zahlreichen Abbildungen in unserer heutigen Nummer sind dem „Handbuch für Schmetterlingssammler" von Alexander Bau entnommen, welches von der Creutz'schen Verlagsbuchhandlung in Magdeburg, sowie durch jede Buchhandlung zum Preise von 5 Mark (elegant gebunden 6 Mark) bezogen werden kann. Es enthält die genaue Beschreibung sämtlicher in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz vorkom-

*) Der Tabaksaft sammelt sich in den sogen. Wassersäcken der Tabakspfeifen, auch kann man starken (Rippen-) Tabak mit wenig Wasser kochen und den Saft durch Leinwand gießen. Derselbe ist giftig.

menden Schmetterlinge und Raupen, Erscheinungszeit, Fang-, Sammel- und Zuchtanweisungen.



Smerinthus Populi. Pappel-Schwärmer.

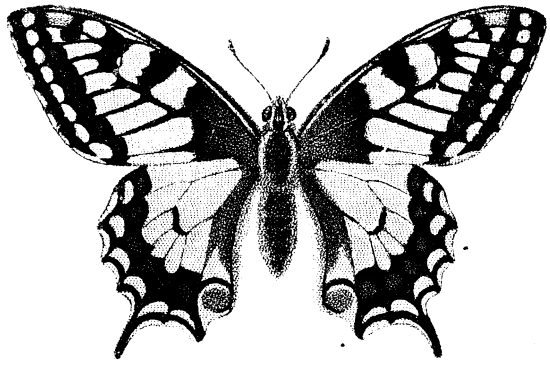
Die Aufführung aller Spinner, Eulen und Spanner würde uns hier zu weit führen, zumal diese nur zufällig gefangen und (wie auch die Schwärmer) meistens aus Raupen gezüchtet werden. Wie letztere gesucht, gepflegt und erzogen werden, wollen wir später unsern jungen Freunden mitteilen. Ebenso werden wir in einer der nächsten Nummern Anweisung zum Spannen und zur Einrichtung der Sammlung geben. Wer inzwischen Schmetterlinge fängt und mit dem Aufspannen nicht vertraut ist, möge dieselben nur trocknen lassen; wir werden später zeigen, wie solche sehr leicht wieder in frisch beweglichen Zustand versetzt werden können.

Aus dem Leben der Haustiere.

Eine Glucke hatte ihr Nest voll Eier soweit ausgebrütet, daß die Küchlein ihre Köpfchen munter aus den Schalen hervorstreckten. Bald darauf aber fand man zwei dieser Tierchen in unbeweglichem Zustande und warf sie für tot auf den Hof. Dort fand die Hauskatze, welche ebenfalls ihr Nest voll Junge hatte, die regungslosen Küchlein und schleppte sie zu diesen, um sie gelegentlich zu verschmausen. Nach einigen Tagen sah man unter den Kätzchen ein Küchlein; es war eins von jenen beiden, das nur scheintot gewesen und durch die Wärme der Kätzchen wieder zu sich gekommen war. Die alte Katze that dem Küchlein nichts zuleide, sondern bewachte es mit Sorgfalt, pflegte und wusch es nach ihrer Manier zwei Wochen lang, dann brachte man es zu den anderen zurück. —

Ein Pferd und eine schwarze Katze waren viele Jahre hindurch die wärmsten Freunde. Als das Pferd starb, setzte sich die Katze auf seine Leiche, bis dieselbe verscharrt wurde, alsdann kroch sie langsam und widerstrebend hinweg und wurde nicht wieder gesehen, bis man sie tot auf einem Heuboden fand. Gegenüber einem anderen Pferde zeigte eine Katze eine solche Anhänglichkeit, daß sie sich immer auf den Rücken desselben setzte, wenn es im Stalle war; das Pferd war damit so einverstanden, daß es zur Bequemlichkeit seiner Freundin immer stehend schlief, wie die Pferde dies bisweilen thun. Das immerwährende Stehen schadete jedoch der Gesundheit desselben und die Katze wurde deshalb fortgeschafft. —

Es hatte sich vor längerer Zeit, erzählte ein Landwirt, eine Katze in meinem Hause eingefunden, die nach und nach so heimisch wurde, daß sie mit den übrigen Haustieren, besonders mit den Hühnern im Hofe, ganz friedlich lebte. Einst erregte bei Tagesanbruch das ängstliche Gackern eines Huhnes meine Aufmerksamkeit; es schien mir, als ob es von irgend einem Raubtiere verfolgt würde. Ich eilte an das Fenster und fand zu meiner Verwunderung, daß diese Katze, welche mit dem übrigen Federvieh auf dem Hofe in so großer Eintracht lebte, einem fremden Huhn nachsetzte, welches sich durch Zufall in meinen Hof verirrt hatte. Der drohende Zuruf meiner Frau erschreckte auf einen Augenblick die Räuberin, aber sie machte bald aufs neue Anstalt, die Jagd fortzusetzen, gleichsam als hätte sie ein



Papilio Machaon. Schwalbenschwanz.

Recht auf das fremde Huhn; sie würde es vielleicht auch erhascht und verzehrt haben, wenn nicht die herbeieilende Magd sie zurückgewiesen hätte. Da es dieser Katze sonst nie beigekommen war, eines von den auf den Hof gehörigen Hühnern anzugreifen, mußte sie das fremde sogleich als ein solches erkannt und geglaubt haben, daß sie damit nach ihrem Gefallen handeln könne. —

Auf einem Kartoffelacker, der sich um einen Berg zog, hatten die Arbeiter einen Spitz bei ihren Kleidern gelassen. Als aber die Leute nach einiger Zeit hinter dem Berge beschäftigt und dem Hunde nicht sichtbar waren, fand er sich bewogen, sich der Gesellschaft anzuschließen. Die Arbeiter erschraken und eilten zurück zu ihren Kleidern, die sie an einen Weg gelegt hatten, erschraken aber noch mehr, als sie keine Kleider mehr sahen. Sie wurden über den Hund erzürnt und wollten ihn strafen. Dieser aber sprang auf das nächste Kartoffelfeld, fing an zu scharren und zog ein Stück nach dem anderen aus dem Boden heraus; er hatte augenscheinlich die Sachen nur vor Dieben sichern wollen. —

Ein Jagdhund sprang in einen Kanal, der mit Steinen eingefaßt war und verfolgte eine Gans. Diese floh aus allen Kräften, wurde aber bald von ihrem Feinde eingeholt. Nun setzte sie sich zur Wehr, indem sie dem Hunde mit ihrem Schnabel Seitenhiebe gab und ihm mit den Flügeln Wasser in die Augen schleuderte, so daß er kurze Zeit gar nichts sehen konnte. In dieser Zeit floh sie wieder ein Stück; hatte der Hund sie abermals erreicht, machte die Gans es wieder so. Nach einem einstündigen Kampfe zog sich der Hund zurück und legte sich auf einen Sandhügel. Als die Gans nach einiger Zeit sorglos aus dem Wasser trat und sich ihm nahte, sprang er ihr mit einem Satze auf den Rücken und erwürgte sie, ehe die Zuschauer es hindern konnten. —

Zu einem Beamten kam einmal der Verwalter eines Gutes mit einem großen Hunde. Beim Eintritt in das Zimmer fuhr der Hund auf die darin befindlichen Katzen los. Sogleich nahm sich der Hauspudel seiner Stubengenossen an und biß sich mit dem fremden Hunde herum. Die beiden Herren geboten ihren Tieren Ruhe, und der Haushund legte sich wieder an seinen Ort. Nach kurzer Zeit fing der fremde Hund wieder Streit mit den Katzen an, und der Pudel stand diesen abermals nach Kräften bei. Die Herren schlichteten wieder den Streit und verwiesen die Hunde zur Ruhe. Da eben der Haushund sieht, daß er zu schwach ist, dem fremden Respekt einzuflößen, steht er von seinem Lager auf, nimmt die Mütze des Verwalters vom Tische, bringt sie dem Eigentümer und gibt ihm zu verstehen, er möge sich mit seinem unartigen Begleiter wieder entfernen. —

Ein alter Ochs, der bald geschlachtet werden sollte, stand neben zwei Pferden im Stalle. Das Tier hatte schon die meisten Zähne verloren und konnte das Futter nicht gut beißen. Der Eigentümer beobachtete, daß die Pferde ihrem alten Kameraden immer näher rückten und ihm in die Ohren wieherten. Dieses Wiehern beantwortete der Ochs nach seiner Art und sperrte gleich darauf das Maul auf. Als dies die Pferde sahen, zogen sie Heu aus der Raufe, kauten es und steckten es dem Ochsen mit der Zunge ins Maul; ebenso machten sie es mit dem Hafer. Diese Fütterung wurde fortgesetzt, bis man den Ochsen abholte. —

Ein Schmied in England kaufte ein Lamm; es war so ungewöhnlich wild, daß es sich nur mit großer Mühe aus der Herde einfangen ließ. Der Mann that es in einen Stall zu einer Kuh und einem kleinen Pferde. Das Lamm kümmerte sich nie um die Kuh, zeigte dagegen bald große Liebe zu dem Pferde, welches diese Anhänglichkeit in vollem Maße erwiderte. Beide Tiere wichen nun nie voneinander. Das Pferd mochte geritten werden oder am Wagen gehen — das Lamm begleitete es. Wenn neugierige Menschen dem Schafe zu nahe kamen, flüchtete es unter den Bauch des Pferdes und steckte von da aus seinen Kopf dreist zwischen dessen Vorder- oder Hinterbeinen hervor. Wurde das Pferd in den Stall gebracht, so lief es nach und lagerte sich nachts unter die Krippe seines Freundes. Wurden beide gewaltsam getrennt, so erhob das Lamm ein klagendes Geblök, welches das Pferd durch Wiehern beantwortete, und wurde das Lamm unter eine Schafherde gebracht, so blieb es nicht, suchte vielmehr das Pferd wieder auf.

(Schluß folgt.)

Der getreue Eckhart.

Eine Sage aus Thüringen.

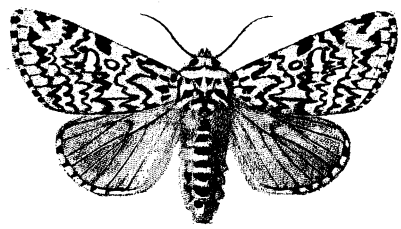
Vor uralter Zeit war in Thüringen eine Edelfrau, die lebte wild und unsinnig, ritt mit zahllosen Jagdgesellen tagtäglich hinaus zur Jagd und tobte durch Horst und Flur, daß der ganze Wald vom „Hallo!“ und „Hussa!“ wüster Jäger und Jagdknechte erklang. Das sah unser Herrgott mit an, so lange die Frau lebte; da sie aber starb, ward sie vor seinen Richterstuhl gefordert und verdammt, bis in alle Ewigkeit allnächtlich durch Wald und Heide, Feld und Flur zu jagen und die Luft mit ihrem Geschrei und Geheul zu erfüllen. So ist es denn auch geschehen, und wenn die Edelfrau mit ihrem wütenden Heere daher rast, so sprechen die Leute: „Das ist die wilde Jagd der Holle!“ Wer nach rechts oder links springen kann, thut es; denn wer ihr in den Weg kommt, dem geht es nicht gut.

Einstmals — es war um die Weihnachtszeit — zog das wütende Heer der Frau Holle durch das Städtchen Schwarza. Da ging der getreue Eckhart voran und warnte die Leute, daß sie beiseite gehen sollten. Draußen aber auf der Heerstraße kamen zwei Knaben des Weges daher, die trugen Krüge voll Bier, das sie in einem Wirtshause, nahe bei Schwarza, geholt hatten. Schnell war der getreue Eckhart bei ihnen und führte sie zur Seite. Da aber der Geisterzug vorüber brauste, wurden sie von den wilden Jägern und Jägerinnen doch gesehen; sie kamen herbei, entrissen den furchtsamen Knaben ihre Krüge und tranken ihnen das Bier aus. Darauf zogen sie weiter, ohne den Knaben auch nur ein Haar zu krümmen. Diese hatten nun freilich kein Bier mehr, und auch kein Geld, neues zu holen, und waren darüber sehr bekümmert, denn sie fürchteten Schläge daheim, weil sie kein Bier brächten. Gleich stand der getreue Eckhart wieder bei ihnen und sprach: „Seid nur ruhig, ihr lieben Jungen; es war gut, daß ihr das Bier freiwillig hergegeben, sonst stände es jetzt wohl übel um eure Hälse. Geht nun getrost heim mit euren Krügen, sagt aber binnen drei Tagen keinem Menschen etwas von dem, was euch heut' abend begegnet ist!“ Da gingen die Knaben fröhlich nach Hause. Als sie in die Zechstube kamen, nahmen ihnen ihre Väter die Krüge ab; diese aber waren voll und schwer, und floß ein Bier aus ihnen, wie das beste Doppelbier und wie es zu Schwarza noch nie war getrunken worden. Das Beste und Wundersamste an der Sache war aber, daß die Krüge nicht leer wurden und fort und fort Bier gaben, solange die Leute Durst hatten. Nach drei Tagen brachen die Knaben ihr Schweigen — da war's alle.

Vulkanischer Thee.

Doppeltchromsaures Ammoniak wird in groben Körnern zerstoßen. Von diesem gibt man auf eine Blechplatte oder einen eisernen Löffel eine beliebige Menge und erhitzt dasselbe über einer Spiritusflamme. Bald wird eine kleine Explosion unter Dampfentwickelung eintreten und das vorher rote Gemenge sich in grüne, dem chinesischen Thee ähnliche Blättchen verwandeln. Das gleiche Experiment kann auch mit größeren Kristallen von doppeltchromsaurem Ammoniak vorgenommen werden.

Einige Vorsicht bei Handhabung vor den sich entwickelnden Dämpfen ist jedenfalls anzuraten, um jeder, wenn auch kleineren Gesundheitsstörung auszuweichen.



Diphthera Ludifica. Gelbleib-Spinnereule.

Wolf und Has.

Ein Spiel im Freien.

Mitspielerzahl kann beliebig sein. Ein Knabe wird ausgezählt — es ist der Wolf. Der Wolf zieht sich einen Kreis auf der Erde; das ist seine Höhle. Dem Wolf in der Höhle gegenüber sitzen in einer langen Reihe die übrigen Knaben — die Hasen. Sie sprechen im Chor:

„Hier sitz' ich und spitz' ich,
Wenn der Wolf kommt, dann lauf' ich!“

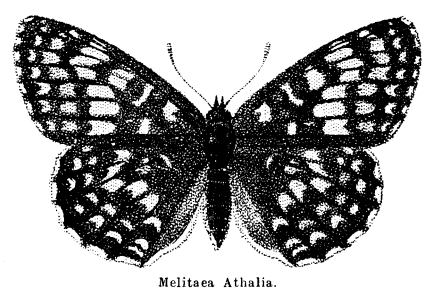
Sobald das letzte Wort gesprochen ist, laufen die Hasen fort, der Wolf hinter ihnen her. Wer vom Wolf erhascht wird, wird von demselben in die Höhle gebracht. Der Wolf muß so lange laufen und die Hasen erhaschen, bis nur ein Hase außerhalb der Wolfshöhle ist. Dieser letzte Hase ist in dem nun folgenden Spiele der Wolf.

Ein praktisches Tintenfaß.

Im österreichischen Generalstabe ist man seit längerer Zeit mit der Herstellung einer Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Verhältnis von 1 : 75000 beschäftigt. Die einzelnen Blätter werden mit der Feder gezeichnet und dann auf heliographischem Wege vervielfältigt. Die Heliographie ist die Anwendung der Photographie auf die unmittelbare Darstellung von lithographischen Tafeln oder Stahlplatten. Die bei den Zeichnungen verwendete Tinte ist Tusche. Da nun jede Zeichnung ungefähr ein Jahr Zeit in Anspruch nimmt, so hat man, damit die Tinte in ihrer Färbung und Flüssigkeit sich möglichst gleich bleibe, ein besonderes Tintenfaß hergestellt, von dem wir S. 368 eine Abbildung geben. Jedes Tintenfaß befindet sich in einer Hülse von Buchsbaumholz. Es ist mit einer Kautschukhaut geschlossen, die mit Bindfaden festgebunden ist. Die Mündung zum Eintauchen ist mit einem durchbohrten Kork geschlossen, durch dessen Loch ein trichterförmiges Glasröhrchen gesteckt ist, das bis auf den Boden des Tintenfasses reicht. Natürlich steigt die Tinte in dem Röhrchen nicht höher wie das Niveau der Flüssigkeit überhaupt. Um dieselbe nun für die Feder zugänglich zu machen, braucht man nur auf die Kautschukhaut zu drücken, oder einen Gegenstand von entsprechender Schwere darauf zu legen. Durch die hierdurch bewirkte Einbuchtung nach innen wird der Raum des Tintenfasses entsprechend verkleinert und da Luft nicht entweichen kann, ein Druck auf die Flüssigkeit ausgeübt, der das Aufsteigen derselben in dem Trichterröhrchen zur notwendigen Folge hat.

Wie die Bauern rechnen.

Man nimmt allgemein und mit Recht an, daß der Mensch das Zählen an seinen Fingern erlernt habe, und daß aus diesem Grunde 5 resp. 10 die Grundlage aller Zahlen und Werte seien. Als einen ebenso interessanten und belustigenden Beleg hierfür sei geschildert, wie vornehmlich der französische Bauer sich selbst heute noch seine Finger zu nutze macht, um größere Zahlen, beispielsweise 8×9, zu multiplizieren. Seine Fassungskraft reicht bis zum Fünfer, ebenso versteht er mit 10 im Kopf zu multiplizieren. Um nun Operationen auszuführen, die zwischen den genannten Grenzen liegen, also z. B. das Produkt von 8×9 zu erhalten, verfährt er folgendermaßen: Er sagt sich: 8 ist 3 mehr als 5 und streckt 3 Finger der einen Hand in die Höhe, 9 ist 4 mehr als 5, also 4 Finger der anderen Hand in die Höhe. Diese 7 ausgestreckten Finger repräsentieren ihm 7 Zehner, $7 \times 10 = 70$. Nun multipliziert er noch die unbenutzt gebliebenen Finger jeder Hand, mit Bezug auf unseren Fall also 1×2, addiert dieses kleine Produkt zum Produkt des Zehner $70 + 2$ und erhält somit $9 \times 8 = 72$. Bei einiger Uebung geht diese Prozedur sehr schnell vor sich. Ist einer unserer jungen Leser imstande, die Richtigkeit dieses Verfahrens mathematisch nachzuweisen?



Melitaea Athalia.
Wachtelweizen-Schneckenfalter.

Pferdekraft.

Man hört so oft von Pferdekraft sprechen, aber die wenigsten wissen, welche Kraft dieser Ausdruck darstellt. „Pferdekraft“ bezeichnet in der Industrie eine Kraft, welche imstande ist, in einer Sekunde ein Gewicht von 160 Pfund 3 Fuß hoch zu heben. Die Pferdekraft stellt demnach, der am meisten angenommmenen Schätzung gemäß, die Arbeitskraft dreier Zugpferde dar; das Zugpferd vertritt die mittlere Kraft von 7 Arbeitern; daher gleicht die Pferdekraft in ihrer Wirksamkeit den Leistungen von 21 kräftigen Arbeitern.

Die Topfzucht von Johannis- und Stachelbeeren

gewährt einen sehr hübschen Zeitvertreib. Wenn du im Sommer besonders schöne Johannis- oder Stachelbeeren verspeiseſt, so sammle die Kerne, wasche sie mit etwas Silbersand von dem anhängenden Pflanzenschleim rein und bewahre sie dann im feuchten Sand bis zum Frühjahr auf, wo die Samen dann einem gut gelockerten und gedüngten Saatbeet anvertraut werden. Hast du kein Gartenbeet zur Verfügung, so säe deine Samen in einen großen, flachen Topf oder in eine hölzerne, mit lockerer Erde und Sand gefüllte Kiste, stelle diese an eine geschützte Stelle und halte die Erde feucht. Sobald die Samen aufgegangen sind und etwa vier Blätter getrieben haben, so hebt man die einzelnen Sämlinge aus und plaziert sie in größere Töpfe, wo 4 bis 6 um den inneren Topfrand herum gesetzt werden können, oder in einzelne kleinere Töpfe, aus denen sie dann später in größere umgetöpft werden. Diese geben nun lauter neue Sorten, welche von den Mutterfrüchten etwas abweichen und letztere an Qualität oder Größe meist übertreffen. Von diesen zieht man nun einige der kräftigsten als Topfpflanzen und zwar in Form von kleinen Bäumchen, indem man ihnen, wenn sie etwa 50 cm im Hauptstamme hoch sind, den Endtrieb abschneidet (was man auch „Krone schneiden" nennt) und auf den unteren 40 cm des Stammes Blätter und Augen entfernt, so daß sie sich oben zu einer hübschen Krone ausbreiten. Düngt man die Bäumchen im Topfe mit ausgelaugtem Kaffeemark, mit etwas Tauben- oder Schafmist gelegentlich, so wachsen sie sehr schön heran, machen viel Freude und tragen sehr hübsche Früchte. Sind die Bäumchen (welche man ohne Mühe im Freien überwintert, indem man sie samt den Töpfen in die Erde eingräbt oder die Töpfe zusammenstellt und mit Sand oder Erde umgibt) dann zur Topfzucht zu groß, so versetzt man sie ins freie Land, wo sie dann rüstig weiter wachsen.

Wer aber Johannis- und Stachelbeeren nicht aus Samen ziehen will, der erhält noch schneller seine Topfbäumchen, wenn er im Winter von den im Freien wachsenden Bäumchen oder Büschen von Johannis- oder Stachelbeeren schöne kräftige Wurzelausschläge ablöst, die unteren Augen daran bis zur gewünschten Kronenhöhe wegschneidet und jeden derartigen Steckling in einen sogen. sechszölligen Topf mit guter Gartenerde einpflanzt. Die Stecklinge bewurzeln sich darin schnell und zeigen ein fröhliches Wachstum, wenn man sie gelegentlich mit Spülwasser oder aufgelöstem Guano, Schafmist 2c. düngt, und tragen alle schon im zweiten Sommer so hübsch, daß man seine Freude daran hat.

Zweisilbige Charade.

Die Zweite bringt euch rasch vom Flecke,
Sie zeigt der Fluß zu jeder Frist,
Nur dann nicht, wenn wie eine Decke
Die Erste ausgebreitet ist.

Lädt dann die Erste euch zur Zweiten,
So eilt ihr frohen Muts hinaus,
Und neugekräftigt durch die beiden
Kehrt ihr am Abend dann nach Haus.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 2.

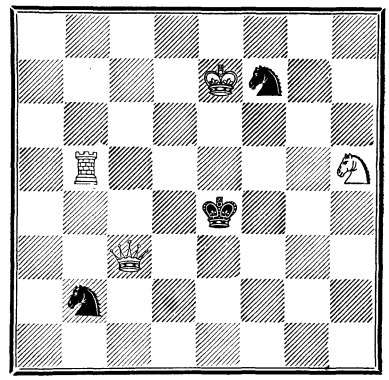
1. Db4 — c5 Ke4, Lc5:
2. Le8 — g6 =

1. . . . . Ke6, Kf6
2. Dc5 — e5: =

Auflösung des Rebus in Nr. 23.

Maschinenbauer.

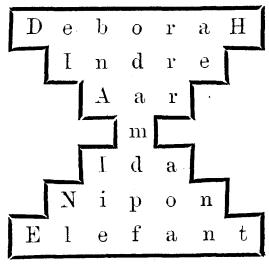
Schachaufgabe Nr. 3.



(4 + 3 = 7)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Auflösung des Arithmogryph in Nr. 23.



Fragen und Antworten.

Georg K. in **Halle.** Dein Vorname Georg bedeutet Landbeiteller, Landbearbeiter (a. d. Griechischen.) — Sankt Georg der Lindwurmtöter, Schutzpatron der Ritter.

R. Richter in **Eisleben.** 1) Ueber „Pflanzenpressen" haben wir wiederholt ausführlich geschrieben. Um die Farben möglichst zu erhalten, hilft nur sehr rasches Trocknen. — 2) Der Vorname Richard stammt aus dem Althochdeutschen Richhart, rich vornehm, Herrscher, hart streng, hart — starker Herrscher. — Richard Löwenherz, König von England, † 1199, ritterlicher Herrscher; Richard Ohnefurcht, Herzog von der Normandie, † 996, tapfer und leutselig. 3) Otto, althochdeutsch Odo, eine Koseform (wie Fritz von Friedrich) von Otbert und Otmer (durch Besitz berühmt). — Otto der Große, † 973 und sein Enkel Otto III., das Wunder der Welt, † 1002, mannhafte kühne deutsche Könige, durch Körperschöne und Geistesgröße ausgezeichnet; machten die Deutschen in Italien zu Herren. 4) Schwimmen willst Du auch? Nun Du wirst die Schilderung in Nr. 23 bereits gelesen haben. Mach's aber nur nicht wie Willi der Obertertianer.

Peace in **K.** Bitten um etwas Geduld — wird schon kommen.

E. P. in **Zabern.** Das famose Eichhörnchen, welches Du auf Deine Korrespondenzkarte „gemalt" hast, hat leider etwas allzu steife Beine. Wir werden demselben einen Krückstock machen lassen müssen.

v. A. Berden. Ei, ein alter Bekannter! Nun? betreibst Du noch immer Kriegsbefürchtungen? — Du willst diesmal wissen, ob der Kolossalmensch Nauke verheiratet ist? Ja, mit einer kleinen, zierlichen Frau, welche ihn stets auf allen Kunstreisen begleitete.

P. H. in **B.** Sie senden uns Rätsel zum „angenehmen Kopfzerbrechen!" Wir beneiden Sie um dieses Empfindungsvermögen. Setzen Sie sich 'mal eine Stunde auf unseren Redaktionsstuhl und beantworten Sie ein halbes Hundert der gestellten Fragen; ob Sie dann das Kopfzerbrechen noch unter Kurzweil und Lustbarkeiten zählen? — Uebrigens Ihr fideler Brief hat uns Freude gemacht. Das Gedichtchen ist, wenn auch nicht formrein, doch hübsch gedacht. Wenn Sie Talent haben, pflegen Sie's nur. Aber nehmen Sie sich vor dem dunklen Drange, „ein berühmter Dichter zu werden", in acht! Freund Pegasus ist ein unleidlicher Patron. Mancher schon hielt sein Feuer nicht aus, stürzte und konnte nicht wieder auf die Beine kommen. — Gruß!

Max W. in **Hamburg.** Ist der Anblick Deines „Meeresgrundes" wirklich so täuschend? Nun, wollen hören, was Deine Kameraden dazu sagen. Kamerad Max schreibt: „Wer will sehen, wie der Meeresgrund aussieht?" (Natürlich schreien wir alle: „Ich!" —) „Habe mir ein Experiment ausgedacht, und will es euch beschreiben. Bittet Mama, daß sie euch eine kleine Flasche gebe. Wenn ihr diese habt, nehmt ein wenig Sand und Wasser und gießt beides in die Flasche; der Sand geht natürlich nach unten; dann macht ihr einen Kork in den Hals (der Flasche, hoffentlich!), bevor aber noch zwei Löcher in den Kork, nehmt eine Karte, rollt sie zusammen und schiebt sie in das eine Loch, blast Luft darein, und nun kommen Wellen. — Möge dieses Experiment euch Freude machen!" — Für Dein Experiment, liebes Mäzchen, im Namen Deiner Kameraden schönen Dank. — Das Inhaltsverzeichnis erscheint zum Schluß des Jahrganges, gleichzeitig mit einer hübschen Einbanddecke.

Rich. N. in **Gr.** In der zweiten Strophe Deines Gedichtes gibst Du sehr wohl zu, daß die Jugend mit unter die höchsten Güter des Menschen zählt.

„O, achte sie, das schönste Los auf Erden
„Ist, wenn Du Deine Jugend froh verlebt," —

und Deine letzten Zeilen sagen u. a. frühreif klagend:

„O, wär' ich Kind — — —
„Für meines Herzens engsten (?) Raum,
„War ja die Jugend nur ein kurzer Traum —"

Hoffentlich hast Du den Endreim dergestalt gemacht, da Traum auf Raum so verführerisch gut paßte. Nun der Vers aber glücklich 'raus ist, säume nicht, Dein Herz wieder etwas weiter werden zu lassen, daß alles Platz finde, was unter das Brustituch eines tüchtigen Jungen gehört: Fröhlichkeit und sprudelnde Lebenslust, jugendliches Feuer und probelustige Thatkraft, gepaart mit echter kindlicher Freude an allem Erblicken und Begreifen. Kopf hoch! junger Freund, — fort mit aller Sentimentalität; sie stumpft den Glanz des Auges und bleicht die Wangen!

Th. P. in **Freiburg i. B.** Wir haben Deinen Wunsch notiert und werden demselben bei Gelegenheit entsprechen. — Schicke Deine Erzählung ein; wenn sie gut ist, warum nicht? Aber nur nicht böse werden, wenn wir dergleichen wieder zurückschicken.

Daw. G. in **D.** Rätsel erhalten; danken schön! — Wenn wir alle Rätsel drucken wollten, welche uns seit Bestehen zugegangen sind, könnten wir gemächlich 12 ganze Nummern füllen. D'rum nichts für ungut, wenn's noch ein Weilchen dauert. Mancher der jugendlichen Einsender wird, bis sein Rätsel d'rankommt, bereits einen ganz respektablen Schnurrbart unter der Nase tragen.

E. M. in **Triest.** Was Ihnen der Apotheker nicht verabfolgte, das können und dürfen wir Ihnen ebensowenig verschaffen. Thut uns leid! Wenden Sie sich doch an Ihren Chemie vortragenden Herrn Professor. Vielleicht dürfen Sie das Experiment unter seiner Aufsicht im Laboratorium machen.

H. Sinogowitz in **Ch.** Ob man die oder der Rhône sagt? In „Daniels Handbuch der Geographie," ein Buch, das in der geographischen Litteratur obenan steht, ist — der Rhône (Rhodanus, le Rhône) zu lesen. Der Autor bemerkt dazu: „Wir Deutsche machen ihn sehr

gegen seine Natur zu einem Femininum, während er ein durchaus wilder und schlimmer Patron ist.“ Dieser Vorwurf trifft nur den neuen Brauch. Im Althochdeutschen lautet der Flußname Rotan, im Mittelhochdeutschen „der Roten“. Merian schreibt noch meist: „der Rhodan“, bemerkt aber, daß auch das Femininum vorkomme. In der Schweiz, der Geburtsstätte des Stromes, sagt das Volk „der Rotten“. — Senden Sie uns den Zeitungsausschnitt; werden prüfen und danken zum voraus.

Sekundaner F. B. in **Halle a. S.** Schönen Dank für Deine Einsendung. Sobald wir, wenn die Tage erst wieder kürzer werden, an die Fortsetzung unserer Anleitung für Buchbinderarbeiten kommen, werden wir von Deinen praktischen Hinweisen gern Gebrauch machen. — Gleichfalls freundlichen Gruß!

Karl Fr. in **Hall.** Nein, Du klopfst nicht vergeblich an. Um Regierungsbaumeister zu werden, ist im allgemeinen derselbe Bildungsgang nötig, welcher für den Maschinen-Ingenieur vorgeschrieben ist. Wir haben darüber an Deinen Kameraden E. S. in Kg. in Nr. 17 des „G. K.“ ausführlich berichtet. Der Gehalt eines Bauinspektors, zu welcher festen Anstellung die Regierungsbaumeister etwa im 35. bis 40. Lebensjahre gelangen, beträgt außer der Wohnungsentschädigung 2400—4800 Mk. Später findet ein Aufrücken zum Baurat, Geheimen Baurat u. s. w. statt. — Die Kosten der Ausbildung, das Militärjahr eingerechnet, betragen etwa 8000—9000 Mk.

A. H. in **K.** J. G. Kayssers vollständiges Bücherlexikon, vom Jahrgang 1750—1887 gerechnet, kostet 364 Mk. 80 Pf. — Was willst Du denn mit diesen Schmökern anfangen? Für diese Sammlung interessieren sich doch fast nur Bibliotheken und Buchhändler.

H. v. G. in **Rathenow.** Eine Anleitung zur Selbstverfertigung einer Camera obscura ist bereits in Nr. 15 unseres „G. K.“ von einem Deiner Altersgenossen gegeben worden. Wir wiederholen dieselbe und bemerken, daß in der nächsten Nummer die Anweisung zur Selbstanfertigung eines kompletten und aufnahmefähigen photographischen Apparates nachfolgt. Kamerad Guido schrieb s. Z.:

„Ein Vergrößerungsglas von größerem Umfange hast Du gewiß aus einem ‚Guckkasten‘, einer ‚Laterna magica‘ oder selbst aus einem ‚Theaterperspektiv‘. Mache aus Pappe einen viereckigen Kasten,“ der Größe der Linse (Vergrößerungsglas, Lupe) entsprechend, in dessen Vorderwand eine Linse so eingepaßt werden muß, daß das durch dieselbe nach der Rückwand des Kastens geworfene Bild scharf erscheint, wie in einem Photographenapparat, dem der Pappkasten entsprechen soll. Damit nicht einzelne Lichtstrahlen das Bild undeutlich machen, schließe alle seine Fugen dicht und streiche ihn von innen mit Kienruß oder Lampenschwarz an. In der Rückwand lasse eine genügend große Oeffnung, über welche ein Blatt Seidenpapier faltenlos gespannt wird, auf welchem, natürlich verkehrt, das aufgefangene Bild deutlich sichtbar erscheint. Es kann auch statt des Seidenpapieres eine mattgeschliffene Glasplatte verwendet werden, deren glänzende Seite nach innen, die rauhe nach außen gerichtet sein muß.“

Soll nun die Aufnahme irgend eines Gegenstandes stattfinden, fange das Bild mit Deiner ‚Camera obscura‘ — denn eine solche einfachster Konstruktion ist Dein Pappkasten — auf und zeichne dasselbe mit einem feinen Pinsel auf dem Seidenpapier oder mit Bleistift auf der Glasplatte nach. Vom Seidenpapier oder der Glasplatte nehme Dir dann eine Pause ab, und das Bild ist fertig.

Zu empfehlen ist, daß Du während des Zeichnens im Apparat diesen und Dich selbst, wie es der Photograph macht, mit einem schwarzen Tuch bedeckt, um nicht geblendet zu werden und das Bild schärfer vor Augen zu haben.

Theod. K. in **Stuttgart.** Armes Schwarzköpfchen! Schon tot? — Laß Dir den kurzen Leitfaden zum Präparieren von Vogelbälgen, zum Konservieren und Ausstopfen der Vögel von Wilh. Meves, Preis 60 Pf., Verlag von W. Schlüter, Halle a. S., durch jede Buchhandlung erhältlich, kommen.

Julius Herb . . . t in **Stuttgart.** Gerne, wenn wir's könnten. Sie müssen einen Arzt fragen.

Primaner Max W. in **Frankfurt a. M.** Wenn Sie sich über „Volapük“ noch eingehender unterrichten wollen, werden Sie gut thun, eine Grammatik anzuschaffen. Besorgt jede Buchhandlung. Hat sich in Frankfurt a. M. noch kein Volapük-Verein gebildet?

H. H. in **Barmen.** Für Ihre Velocipedfahrt empfiehlt sich natürlich der Weg, welcher in der Ebene liegt, denn das Fahren in den Bergen ist sehr anstrengend. Wir raten zu der Tour Nr. 3 Barmen — Hagen — Elsey — Arnsberg — Assinghausen u. s. w. Zwischen Letmathe und Iserlohn werden Sie zwar auch eine steile Bergpartie zu nehmen haben, doch können Sie für diese kurze Strecke ja auch Eisenbahn benutzen. — Die Beantwortung Ihrer anderen Frage beansprucht augenblicklich zu viel Raum. Wir bringen über diese Sache vielleicht demnächst schon einen längeren Aufsatz.

N. Br. in **K.** Dieser Spruch ist mehr oder weniger bekannt; (siehe das Neue Universum VII) doch wollen wir denselben, auf Deinen Wunsch hin, unseren Kameraden nicht vorenthalten. Wie ließe sich der nachfolgende Weisheitsspruch als gereimte Strophe?

„Zum König Krösus kam der weise Solon
Und gab ihm diese Lehre:
Der Mensch ist nur durch sich
Ein ‚Glücklicher‘ —
Wenn Ruhm und Ehre von ihm weichen
Was bleibt ihm dann noch?“

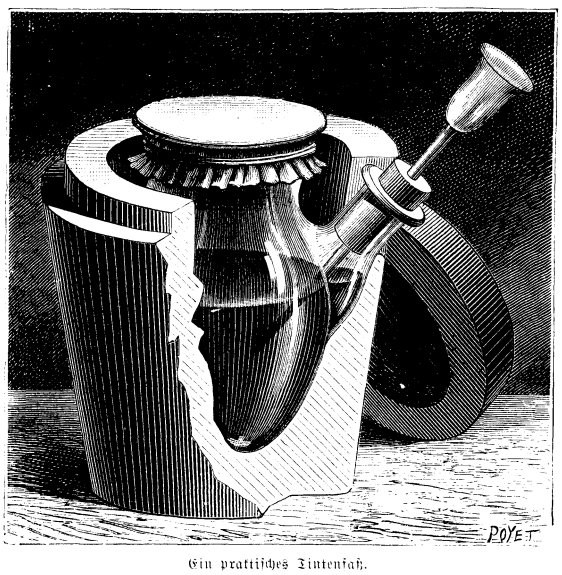
Eigentlich soll man mit diesen schönen Worten nicht — spielen. Für diesmal, sei's drum!

Von **Johannes B.** in **Magdeburg** wird der „G. K.“ recht hübsch und lustig „angedichtet“:

Ich liebe Dich von Herzen,
Mein ‚Guter Kamerad‘,
Du weißt so gut zu scherzen
Und weißt für alles Rat.
Jedwedem hast willfahret,
Der Dich um etwas bat.
Will's auch 'mal kecklich wagen,
Mein ‚Guter Kamerad‘!

Zunächst möcht' ich Dir sagen,
's gefiel vor allem mir
Ein Mann aus alten Tagen,
Der Sophokles in Dir;
O bitte, bitte bringe,
O bringe doch noch mehr,
Den Sokrates und Plato,
Vor allem den Homer!

Solcher Bitte kann der „G. K.“ nicht widerstehen. Deinem Wunsche soll schon in nächster Nummer entsprochen sein. Schönen Gruß!



Ein praktisches Tintenfaß.

Fr. B. in **Glogau.** Recht so! Früh übt sich, was ein Meister werden will.

Alfred L. in **Amsterdam.** Galläpfel erhältst Du in jeder Materialwarenhandlung. Schlage das dortige Adreßbuch nach. — Am hübschesten machen sich in dem in Nr. 19 beschriebenen Pflanzenhaus tropische Blattpflanzen. In den Kasten legt man eine etwa 2 cm hohe Schicht bohnengroßer Steinchen, darüber eine Lage Heideerde oder Moos. Auf diese stellt man die Töpfe, welche nicht über den Rand der unteren Leisten reichen sollen. Dazwischen fülle nun wieder Erde und pflanze Selaginellen (empfehlenswert ist die azurblaue), welche sich allmählich zu einem Rasen ausbreiten. — Wie viel Wasser an das Tintenpulver? Nicht mehr, als daß die Tinte gut flüssig und dabei noch immer tieffarbig ist.

Viktor Sch. in **Lugos.** Die Einbanddecke zum „G. K.“ erscheint rechtzeitig vor Schluß des Jahrganges. — Wenn wir Brief erhalten haben, muß er auch beantwortet sein.

G. T. in **Z.** Wenn nicht, schreiben Sie uns nochmals!

Hans v. T. in **Riga.** Deine Briefmarken haben wir erhalten und wir wären Dir sehr gerne gefällig. Was sollen wir aber damit anfangen, da R. Nettvall in Rákos-Palota absolut nichts von sich hören läßt?

F. W. W. S. in **Berlin.** Haben Sie die Absicht, die militärärztliche Karriere einzuschlagen, würden Sie nach bestandenem Maturitätseramen als Eleve in das Friedrich-Wilhelmsinstitut zu Berlin einzutreten haben. Als solcher erhalten Sie bei einem kleinen, doch auskömmlichen Gehalte nebst freier Wohnung, Holz und Licht, die volle Ausbildung. Dafür verpflichten Sie sich, nach erlangter Approbation 8 Jahre als Assistenzarzt in der Armee zu dienen. — Eine Hobelbank für einen Knaben von 15 Jahren kann man schon für etwa 30 Mk. bekommen. Wenden Sie sich an eine Werkzeugfabrik. — Geben Sie uns genaue Adresse an, daß wir Ihnen die gewünschte Nummer senden können.

Hermann E. in **Hannover.** Es ist ganz unzweifelhaft, daß in diesem Bassin Fische und namentlich Goldfische laichen. Nur hast Du für das Einsetzen zahlreicher Wasserpflanzen zu sorgen, daß die Fische Gelegenheit zum Ablegen des Laiches finden.

L. E. B. Du wirst auch nur die höhere Steuerkarriere im Auge haben dürfen, denn in der niederen werden fast ausschließlich nur ausgediente Unteroffiziere angestellt. Zu ersterer ist die Reife aus der Prima eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule, die Ableistung des Militärjahres und die günstige Aufnahmeprüfung bei einer Provinzialsteuerdirektion, sowie der Nachweis für dreijährigen Lebensunterhalt erforderlich. Es findet nach vollendetem zweiten Ausbildungsjahre die Fachprüfung und nach Bestehen die Ernennung zum Grenzaufseher (Gehalt ca. 1200 Mk.), später zum Steueramtsassistenten (Gehalt 1700—3200 Mk.), statt. Nun kann ein Aufrücken entweder in der Richtung Ober-Grenzkontrolleur, Ober-Steuerinspektor, Steuerrat — in der Kassenbeschäftigung bis zum Rendanten oder drittens im Bureaudienst bis zum Provinzial-Steuersekretär stattfinden. Die Assistenten, Hauptamtskontrolleure und Rendanten haben Kautionen von 900—9000 Mk., je nach der Größe des Steueramtes, zu leisten. Die Kosten der Ausbildung einschließlich des Militärjahres dürften etwa 5000 Mk. betragen.

G. Zaffaroni in **Chur.** Der „G. K.“ erfährt, daß die Direktion des Zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M. bereit ist, das Paar weiße Ratten gegen Vergütung von 2 Mk. abzugeben. — Verpackung nicht gerechnet.

H. H. in **A.** Das Gewünschte wird in oder durch jede Gas- und Wasserleitungsanstalt zu haben sein.

Emil G. in **Leipzig.** Du willst Photographierahmen machen? Junger Freund, habe ein wenig Geduld; im Herbst werden wir nicht nur Anleitung zu solchen Arbeiten geben, sondern auch hübsche Vorlagen bringen. Jetzt ist die Zeit, in welcher man durch Feld, Aue und Wald streift, um Körper und Geist zu erfrischen und das herrliche Walten der Natur zu beobachten. Wenn auch heuer des Himmels Schleusen fast zu freigebig sind, das bißchen Wasser darf junges Blut nicht genieren.

E. Mc . . . s in **Kassel.** Du frägst nach den Vorbedingungen zum „landwirtschaftlichen Studium“. Wenn Du „Landwirtschaftslehrer“ werden willst, so hast Du für Zulassung an die Hochschulen und die Landwirtschaftsschulen vor allem das Abiturientenexamen eines Gymnasiums oder Realgymnasiums zu machen, daran sich das praktische Erlernen der Landwirtschaft und das Studium auf einer Hochschule oder Akademie schließt. Für die niederen landwirtschaftlichen Lehranstalten muß man die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst erworben haben, dann die Landwirtschaft praktisch erlernen und auf einer Hochschule oder Akademie studieren.

G. Blanck in **Köslin** und **Fritz B.** in **Tilsit.** Um in eine höhere Gärtnerlehranstalt aufgenommen zu werden, muß die Reife für die Sekunda eines Gymnasiums oder Realgymnasiums nachgewiesen werden, beziehungsweise ein halbes oder ein ganzes Jahr dieselbe mit Erfolg besucht, ebenso die Gärtnerei eine kürzere Zeit lang praktisch betrieben worden sein. Die Lehranstalten in Preußen sind: 1. „Alt-Geltow und am Wildpark“ bei Potsdam, Direktor Jühlke, Kgl. Hofgartendirektor in Sanssouci; 2. Proskau, Direktor Oekonomierat Stoll; 3. Geisenheim, Direktor Goethe. — Ueber die Aussichten auf spätere Anstellung werden die betreffenden Herren Direktoren allein zutreffende Auskunft geben können.

Adolf B. in **Braunschweig.** Danken schön für Einsendung. Ganz richtig! Im Toten Meere kann man, da der Badende nicht tiefer als bis zur Achselhöhle einsinkt, thatsächlich aufrecht gehen. — Hast Du diese Verse selbst gemacht? Wenn ja, dann — Hut ab!

Gustav D. in **Prag.** Junger Freund! Hast Du Deinen Brief mit einem Zündhölzchen oder aber gar mit einer Kratzbürste geschrieben? — Doch Scherz beiseite! Du hast so viel Anlage, eine hübsche Handschrift zu schreiben, warum gibst Du Dir nicht mehr Mühe? Wenn Du uns wieder schreibst — na! — wollen sehen, welche Fortschritte Du gemacht hast. — Wer will von unseren Kameraden in Prag gegen einige seltene Briefmarken ein historisches Wappensiegel (stammend vom Friedland?) eintauschen? — Und wer von seinen deutschen Kameraden spricht ihm den böhmischen Satz nach;

„Tři a tricet stříbrných krepelek prelítelo
pres tři a tricet stříbrných strech.“

(Zu Deutsch: „Dreiunddreißig silberne Wachteln flogen über dreiunddreißig silberne Dächer“.) — Grüßen gleichfalls freundlichst!

H. N. in **Elberfeld.** Besten Dank für das Bilderrätsel. Wollen sehen, ob sich ein Plätzchen findet.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden“ bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 25. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Vergesset über dem Alten nicht das Neue, über den Griechen und Römern nicht die Deutschen! Lediglich unsere eigenen klassischen Dichter und deren Nachfolger, die Philosophen, haben uns die Pforten der wahren Humanität erschlossen.

P. Nerrlich.

Das Haus der Barmherzigkeit.

Weit ab vom Gewühl der Handels- und Hafenstadt, am breiten Becken des Stromes, inmitten grünender, schattiger Gärten lag die Villa des Kommerzienrats Adler, ein stolzes, vornehmes Gebäude. Der Kommerzienrat, so erzählte er in heiterer Laune oft selbst, jetzt ein Millionär, war einst als armer Judenknabe in die Handelsmetropole gekommen und hatte sich als echter Self-made-man von Stufe zu Stufe emporgearbeitet, bis er ein reicher Handelsherr und zuletzt einer der Geldfürsten der Stadt geworden war. Herr Kommerzienrat Simon Adler war ein sehr liebenswürdiger alter Herr.

Heute befand er sich in großer Erregung; unruhig ging er in seinem Zimmer auf und ab. Endlich schien er die Lösung des Knotens gefunden zu haben, denn er klingelte heftig. Sofort erschien Jean, der Kammerdiener.

„Herr Kommerzienrat befehlen?“

„Laß meine Tochter und Fräulein Isabella, ihre Freundin, ins Coupé steigen; es wird Zeit zum Konzert!“

„Der Wagen hält schon auf dem Hofe, Herr Kommerzienrat! — Soll Johann zweimal fahren? Aber Herr Kommerzienrat kommen dann zu spät!“

„Ich gehe zu Fuß!“

„Unmöglich! Es regnet so stark, daß —“

„So hole mir eine Droschke erster Klasse!“

„Sehr wohl, Herr Kommerzienrat!“

Fräulein Natalie Adler hatte Besuch aus der Hauptstadt. Die beiden Damen rauschten jetzt über den Korridor und stiegen ein; fünf Minuten später war auch die Droschke da, und der alte Herr rollte den Damen nach. Die Fahrt dauerte fast eine ganze Stunde, dann hielt der Wagen. Licht strahlte dem Kommerzienrat in Fülle entgegen, der Kutscher aber sprang vom Bock herab und öffnete den Schlag:

„Wir sind zur Stelle, Herr Kommerz —!“ Bei diesen Worten wurde er leichenblaß und fiel wie tot zur Erde.

„Um Gottes willen!“ rief der alte Herr voll Mitleid. „Was ist's mit dem Mann?“

Ein Konstabler war bereits herzu geeilt. Der Kommerzienrat winkte ihm.

„Mein Herr, bringen Sie den Aermsten hier ins Hotel; ich zahle alles! Sorgen Sie für das Gespann! Ich bin gleich wieder bei Ihnen!“

Während man den kranken Kutscher ins Haus trug und einen Arzt holte, geleitete der alte Herr seine Damen an ihre Plätze; er selbst aber kehrte sogleich zurück und ließ sich zu dem Kranken führen. Der Arzt untersuchte denselben gerade, einen jungen Menschen von höchstens 17 Jahren.

„Nun?“ fragte Herr Adler den Arzt, als dieser kopfschüttelnd sich wandte.

„Es ist der Hungertyphus!“ sagte der Arzt schaudernd. „Schnell etwas Bouillon und spanischen Wein!“

Der Kommerzienrat ging selbst danach. Eine Stunde später war der Jüngling auf Kosten des Herrn Adler ins städtische Krankenhaus gebracht, nachdem er durch etwas kräftige Nahrung einigermaßen wieder belebt worden war.

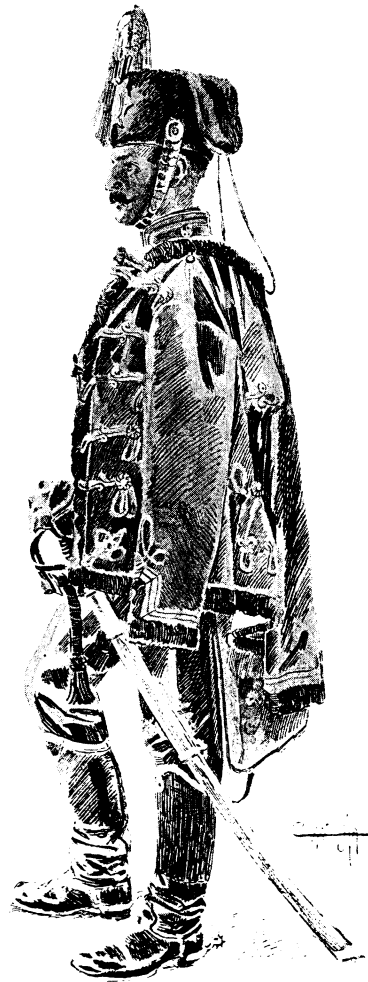
Am anderen Tage erschien der Kommerzienrat selbst in dem großen Gebäude, welches die Barmherzigkeit für die leidende Menschheit erbaut hat. Er erkundigte sich nach dem Kranken und wurde nach Zimmer 123 im ersten Stock gewiesen, wo der Patient bleich wie der Tod in einem blütenweißen Bette lag.

Der alte Herr wartete geduldig, bis jener die Augen aufschlug.

Als dieses geschah, näherte sich Herr Adler dem Bette. Ein mattes Lächeln erhellte bei seinem Anblick das Gesicht des Patienten. Der Kommerzienrat drückte ihm die Hand und sagte:

„Sorgen Sie nicht, junger Mann; Sie werden gründlich geheilt werden, und wenn Sie besser sind, soll für Sie gesorgt sein! Nur jetzt keine Aufregung!“

Von da an besuchte Herr Simon Adler seinen Schützling wöchentlich einmal.



Gefreiter im Preußischen Gardehusaren-Regiment.

Bei solcher Gelegenheit erfuhr er dann dessen lange Leidensgeschichte. Der junge Mensch hieß Felix Storm. Felix nannten ihn die Eltern, den Glücklichen, und wie unglücklich ward er, als sie beide schnell hintereinander starben!

Er kam zu schlechten Leuten ins Haus, mußte mit Apfelsinen, Citronen, Feigen, Datteln und anderen Südfrüchten, welche die Handelsschiffe in den Hafen bringen, von Haus zu Haus gehen und dabei — hungern. Zum Glück ward er dann konfirmiert; aber jetzt wurde er von gewissenlosen Vormündern, die ihn kaum einmal gesehen, zu einem Tischler in die Lehre gethan. Hier erlernte Felix wohl einige Handgriffe der Tischlerei, aber — die Arbeit war seinem hochaufgeschossenen, jedoch vom Darben schwachen Körper zu schwer, und so jagte der Tischler den „unnützen Esser" zum Hause hinaus. Mehrere Tage irrte Felix, schüchtern, wie er von Natur war, hungernd durch die große Stadt, die Genüsse aller Art bietet, und suchte — Arbeit, bis — sich am Morgen des verhängnisvollen Tages ein Fuhrwerksbesitzer seiner erbarmte und ihm eine Stellung als — Droschkenkutscher anbot. Ohne Nahrung zu sich nehmen zu können, trat er seinen Dienst an, und so kam es, daß er gerade vor dem Hotel de l'Europe zusammenbrach, als er dem Kommerzienrat Adler aus dem Schlage helfen wollte.

„Sie, Aermster!" hatte bei dieser Erzählung der alte Herr oft gerufen. „Kenne das aber, habe es auch durchgemacht!"

Felix blieb im Krankenhause, bis die Aerzte ihn für gesund erklärten. An diesem Tage erschien auch der Kommerzienrat und sagte:

„He, junger Freund, was nun beginnen? — Ich erinnere mich, daß Sie etwas von der Tischlerei verstehen! Nicht wahr? — Wie wär's mit einem Aufseherposten auf meiner Schiffsbauerei?"

„Ach, Herr Kommerzienrat," entgegnete der Jüngling, „wie gütig sind Sie!"

„Seien Sie still davon! Morgen mittag 12 Uhr melden Sie sich auf der Adlerschen Reederei am Strom! Verstanden? Dem Herrn Holm, welcher als mein Reeder alles Vertrauen genießt, werde ich Sie empfehlen. Adieu! — Doch halt — für den Anfang! Sie müssen ja Quartier haben, Nahrung und Kleidung! Hier, nehmen Sie! Gott befohlen!"

Er warf Felix eine Börse zu und verschwand schneller, ehe jener danken konnte.

Wer war glücklicher als Felix? Jubelnd zählte er zwanzig Doppelkronen in Gold in seine Börse und überlegte schon, was er sich alles dafür kaufen wolle, denn nie hatte er so viel Geld bei einander gesehen; dann aber ward er nachdenklich und stille und kam zu der Ueberzeugung: das Geld sei nur geliehenes Gut; dieses und die Kosten der Krankheit müsse er dem Herrn Kommerzienrat zurückerstatten und darum demnächst sehr sparsam sein, von seinem Gehalte aber nach und nach so viel erübrigen.

Acht Tage später stand Felix in den Farben der Gesundheit bei seinen Arbeitern und leitete die Ausbesserung eines Schoners, der eben kalfatert ward. Herr Holm mochte Felix wohl leiden und weihte ihn nach und nach in die Kunst des Schiffsbaues ein, gab ihm auch Bücher darüber und lehrte ihn die Anwendung mathematischer Sätze auf die Navigationskunst, denn Herr Holm hatte als Kapitän manche Fahrt mitgemacht. Das gefiel Felix vorzüglich, und nun war all sein Sinnen auf dieses Eine gerichtet.

So fand ihn der Kommerzienrat, wie er mit einem Winkelmaß den pythagoräischen Lehrsatz in den Sand zeichnete.

Lächelnd näherte sich der alte Herr und sagte:

„Störe meine Kreise nicht! — Doch, apropos, lieber Storm, wie geht es Ihnen?"

„Gut, Herr Kommerzienrat!"

„Das freut mich!"

„Begreifen Sie diese Sachen leicht?"

„Sehr! Ich denke, Herr Holm ist mit mir zufrieden!"

„Wollen sehen!"

Er winkte freundlich und ging mit Herrn Holm ins Comptoir.

Nach etwa vier Wochen saß an einem Abend Felix über einem mathematischen Werke des Herrn Holm und studierte Geometrie in Anwendung auf den Schiffsbau. Da trat plötzlich Herr — Kommerzienrat Adler ein. Mit einem schnellen Blicke hatte er das ganze Gemach, seine Ordnung, Reinlichkeit und anmutende Ausstattung überflogen, dann setzte er sich zu Felix an den Tisch und musterte dessen Bücher.

„Ich mußte doch wissen, wie Sie wohnen!" sagte er freundlich. „Ah, Mathematik?"

„Ja, Herr Kommerzienrat!"

„Es kostet wohl Anstrengung?"

„Ja, oft sogar sehr große!"

„Das könnten Sie leichter haben! Wir haben ja eine Seemannsschule! Möchten Sie die besuchen?"

„O wie gerne!"

„Gut, abgemacht! Sie werden unter Belassung Ihres Gehaltes auf zwei Jahre dispensiert und beziehen die Seemannsschule! — Keinen Dank!"

Er erhob abwehrend die Hände und stand gleichzeitig zum Gehen bereit an der Thüre. Da eilte Felix Storm zum Schrank und rief eifrig:

„Noch einen Augenblick, Herr Kommerzienrat!"

Der alte Herr blieb erwartungsvoll stehen.

„Nun?" meinte er. „Was hätten Sie noch, mein Lieber?"

„Ach, Herr Kommerzienrat," fing da Felix ganz verlegen an, „Sie haben so viel für mich verauslagt, daß ich tief in Ihrer Schuld stehe. Da habe ich nun von meinem Gehalt und Ihrem Vorschuß etwas erspart, es sind freilich nur erst 300 Mark, aber bitte, nehmen Sie diese als die erste Abschlagszahlung gütigst an!"

Der alte Herr stand ganz voll Erstaunen und sprachlos da.

„Wie?" sagte er. „Sie wollen mir alles zurückerstatten?"

„Ja," stotterte da Felix, „ich dachte daran!"

Da schüttelte Herr Simon Adler das graue Haupt und sagte:

„Nein, nein, denken Sie nicht daran! Wenn Sie aber einst in der Welt es zu etwas gebracht haben, dann — gedenken Sie derer, die in Not sind, wie Sie und ich es waren! Adieu!"

Er war schon fort und murmelte auf der Treppe:

„Ein braver Kerl! Ach, wer doch auch so einen Sohn hätte!"

Unten stand die Wirtin:

„Haben da einen braven Mieter, Frau, den Herrn Felix!" sagte er.

„Ach ja, Herr Kommerzienrat!"

„Sie kennen mich?"

„I, wer kennte den Herrn Kommerzienrat nicht in der ganzen Stadt?"

„Ist Herr Felix solide?"

„Na, ob! Der sitzt immer bei den Büchern! Ich treibe ihn manchmal in die frische Luft hinaus!"

„Recht so! Gott befohlen!"

Er ging, die Wirtin aber murmelte:

„Soll mich der Kuckuck und sein Küster holen, wenn ich weiß, wie der da oben zu so vornehmem Besuch kommt!"

Mit dem nächsten Kursus bezog Felix die Seemannsschule, machte um Ostern das Matrosen- und um Michaelis das Steuermannsexamen und studierte wacker darauf los. Er absolvierte auch das Kapitänsexamen im nächsten Semester für den theoretischen Teil. Sobald er sich praktisch auf einer Fahrt ausgezeichnet, gab ihm der Vorstand der Schule zu verstehen, werde man nicht verfehlen, ihm das Kapitänspatent für große Fahrt auszustellen. Das reizte Felix Storms Streben bis zum höchsten Punkt. Träumend stand er jetzt häufig wieder bei den Schiffen auf der Reederei und sah deren Stapellauf zu. Wie gern wäre er mit einem derselben nach der Neuen Welt übergesetzt, fremde Zonen, unbekannte Länder zu sehen!

Da stand eines schönen Tages wieder der Kommerzienrat neben ihm:

„Nun, lieber Storm, Sie haben wohl Sehnsucht die Schwingen zu erproben? — Erholen Sie sich erst eine Weile und zum Sommer, da schicke ich Sie mit nach Mexiko und Brasilien!"

Und nach den Aequinoktialstürmen erhielt unser Freund wirklich den Auftrag, den wackeren Kapitän Knaut nach der Neuen Welt auf dem Dreimaster „Neptun" als Steuermannsgehilfe zu begleiten und den Dienst unter seiner Leitung zu erlernen. Die Reise dauerte sechzehn volle Monate, nach welchen sich Felix seinem Wohlthäter wieder gegenüber befand, der lächelnd das demselben von Kapitän Knaut ausgestellte Zeugnis überflog. Auf dieses erhielt Felix vom Schulvorstande ungesäumt das Kapitänspatent.

Damit stand Storm nun am Ziele seiner Wünsche. Der Kommerzienrat entließ ihn aber nicht aus seinem Dienste, sondern schickte ihn mit Knaut zusammen auf dem „Neptun" nach Indien. Zwei Jahre

später kehrte unser Held allein mit dem Schiffe zurück: der wackere Knaut war in Madras gestorben; Felix hatte das Fahrzeug allein glücklich heimwärts gebracht.

Nach dieser Reise war es, als der junge, schöne Kapitän zum erstenmal in der Adlerschen Villa, die wir aus dem Anfange unserer Erzählung schon kennen, zu Tisch geladen wurde. Er war damals dreiundzwanzig Jahre alt. Das feine Diner teilte außer den beiden Herren nur noch Fräulein Natalie, welche ein ausgezeichnetes Pensionat besucht hatte und äußerst gebildet war. Sie erstaunte über Felix Storms Kenntnisse, denn er hatte seine Mußezeit gut benutzt und sprach Englisch, Französisch und Spanisch mit Meisterschaft. Auf die Frage der jungen Dame — Fräulein Natalie zählte erst einundzwanzig Jahre — wo er sich das alles angeeignet, entgegnete Felix bescheiden:

„Die Not ist eine gute Lehrmeisterin, Fräulein! Den Grund legte ich dazu auf der Seemannsschule, auf der Reise aber benutzte ich die Gelegenheit, mit den Matrosen diese Sprachen so viel zu reden, als nur möglich war; so kam es, daß ich in Mexiko und Brasilien mit meinem Spanisch, in Indien mit meinem Englisch und Französisch zurecht kam!"

Ein Blick des Fräuleins streifte die kernige Gestalt des Kapitäns, der alte Herr aber ließ seine Augen wohlgefällig über beide gleiten.

Noch fünf Jahre vergingen, da war Kapitän Storm das, was man einen gemachten Mann nennt. Er besaß ein großes Vermögen und vergrößerte es durch geschickte Privatspekulationen, zu denen er auf seinen Reisen die beste Gelegenheit hatte.

So oft Storm nach der Heimat zurückkehrte, betrat er auch die Villa seines Wohlthäters Adler und fand Fräulein Natalie stets anmutiger und zurückgezogener, des Kommerzienrats Stirn aber umwölkter; sein Haar war inzwischen schneeweiß geworden.

Wir haben bis jetzt unerwähnt gelassen, daß Herr Adler, obwohl mosaischer Geburt, schon als Jüngling zum christlichen Bekenntnisse übergetreten war. Zwischen Felix und ihm war davon aber nie die Rede gewesen.

Kapitän Storm hatte eben eine der größten Reedereien der reichen Handelsstadt als Eigentum an sich gebracht, da verbreitete sich das Gerücht von dem Fallissement verschiedener großer Häuser, worunter auch das des Kommerzienrates Adler genannt ward.

Bestürzt eilte Felix ins Comptoir. Er fand dort alles in höchster Aufregung, und der Prokurist der Firma, Herr Goldschmidt, teilte Felix vertraulich mit, daß nur noch Hoffnung auf die Dampfer „Nymphe" und „Marie Anne" gesetzt werden könne, die Zahlungseinstellung aufzuhalten; die Konjunkturen seien eben im Moment zu schlechte, da eine allgemeine Panik jede gewagte Unternehmung niederhalte.

Jetzt stürzte Felix nach der Villa hinaus.

Er traf die weinende Natalie auf dem Korridor, reichte ihr die Hand und sagte:

„Wie steht's?"

„So wissen Sie schon?"

„Alles! Und der Papa?"

„Ist untröstlich!"

„Ich will zu ihm!"

Er trat stürmisch in das Zimmer und fand den alten Herrn regungslos ins Leere starrend im Lehnstuhl vor dem Schreibtische. Schnell trat er hinzu und legte seine Hand auf die Schulter des Kommerzienrats:

„Herr Kommerzienrat," sagte er dann heiser vor Erregung, „das leide ich nicht, daß Sie sich grämen und unterliegen! Einst wollte ich vor Hunger sterben, da machten Sie mich zum Menschen und Mann! Heute kann ich es Ihnen vergelten: nehmen Sie alles, alles, was ich habe und wenden Sie damit das Unheil von Ihrem bisher unbefleckten Namen ab!"

Da wandte sich der alte Herr, zwei Thränen in den lieben, dunkeln Augen, um und stand auf. Langsam breitete er seine Arme aus und sagte:

„An mein Herz, edler Mensch! An mein Herz!"

Natalie Adler, die im Hintergrunde des Zimmers stand, weinte laut auf; der Kommerzienrat aber fuhr fort:

„Mein Sohn, mein dankbarer Sohn!" Und sie hielten sich umfaßt, bis Felix Worte gewann und sagte:

„Ja, Herr Kommerzienrat, Ihr Sohn! Geben Sie mir, was ich längst von Ihnen erbitten wollte, die Hand — Ihrer Fräulein Tochter und verbinden Sie Ihr Glück mit dem meinigen!"

Da wandte sich der alte Herr, Felix an der Hand haltend, zu Natalie, die glühend rot geworden war, und sagte:

„Du hast es gehört, Natalie; willst du ihn? Mir ist er der liebste aller Menschen!"

Nun schlug das Fräulein die Augen nieder, die so seelenvoll sprechen konnten, und flüsterte leise:

„Ja, Vater!"

Da legte der alte Herr die Hände beider ineinander und segnete das unter so ernsten Umständen vereinigte Paar. Zur Hochzeit wartete man eine Zeit mit besseren Aussichten ab.

Und sie kam! — Die Firma Simon Adler erlitt freilich in der nächsten Zeit eine kleine Veränderung: sie nahm auf dem Schilde bald die Namen „Adler und Storm" auf, aber mit dem neuen Associé kam auch das alte Vertrauen wieder und zum nächsten Sommer war die Krisis vollständig überwunden.

Da läuteten auch die Hochzeitsglocken für das verlobte Paar, und stolz schritt Felix Storm mit seiner Braut zum Traualtar. Die Freundin derselben, Isabella, jetzt Frau von Bent, Gattin des reichsten Kaufmanns der Nachbarstadt, war zu der Festlichkeit erschienen und erkannte beim besten Willen in dem blühenden Gatten Nataliens den einstigen vor Hunger zusammenbrechenden Droschkenführer nicht wieder.

Mitten in seiner besten Festrede wurde der alte Herr durch eine eingegangene Depesche unterbrochen. Eiligst riß er das Papier auf und rief:

„Hurra, unsere beiden Dampfer haben heute Dover angelaufen! Gott sei Dank!"

Niemals ist eine Hochzeit fröhlicher gefeiert worden.

Felix war bald die Seele des großen Geschäftes; selbst Herr Goldschmidt, der sich viel auf seine Kenntnisse einbildete und auf Felix anfänglich ein wenig neidisch gewesen war, gestand ihm eine große Geschäftsgewandtheit und Leichtigkeit in der Aneignung aller Fachkenntnisse zu.

Der alte Herr genoß noch lange Jahre der Ruhe, nachdem er die Leitung des großen Reedergeschäftes ganz in seines Schwiegersohnes Hände gelegt hatte. Er sah seine Tochter glücklich und wiegte Enkel und Enkelinnen auf seinem Schoße.

Noch vor seinem Tode aber sah er seine Worte, die er einst Felix gesagt, in Erfüllung gehen: „Wenn Sie es einst in der Welt zu etwas gebracht haben, so gedenken Sie derer, die in Not sind, wie Sie und ich es waren!"

Felix und Natalie überreichten ihm nämlich an einem Geburtstage den Plan zu einem großen Gebäude, welches neben einem Asyl für Obdachlose auch eine Volksküche enthalten sollte. Der Bau ward ausgeführt, und der alte Herr hatte an seinem raschen Emporwachsen eine herzinnige Freude. Man nannte seitens der Stormschen Familie die Stiftung „Das Haus der Barmherzigkeit" und übergab solches sicher fundiert der Verwaltung des Magistrats beim 80. Geburtstage des Herrn Kommerzienrates Adler.

Sanft schloß einige Zeit nachher der alte Herr seine Augen zur ewigen Ruhe; Felix aber ward ein hochangesehener Mann, Mitglied der Stadtvertretung und hernach sogar Senator. Er starb hochbetagt und sah Kinder und Kindeskinder blühen. An jenem Novembertage aber, an welchem Herr Adler den einstigen Droschkenkutscher von der Erde aufhob, fand im Hause der Barmherzigkeit eine besondere Verteilung von Gaben statt, an welcher alle Armen der Stadt teilnehmen durften.

Aber auch die Villa Storm dort am Strom wurde vom Volke nie anders als das Haus der Barmherzigkeit genannt, denn von hier ging kein Armer, Unglücklicher oder Notleidender ungetröstet fort.

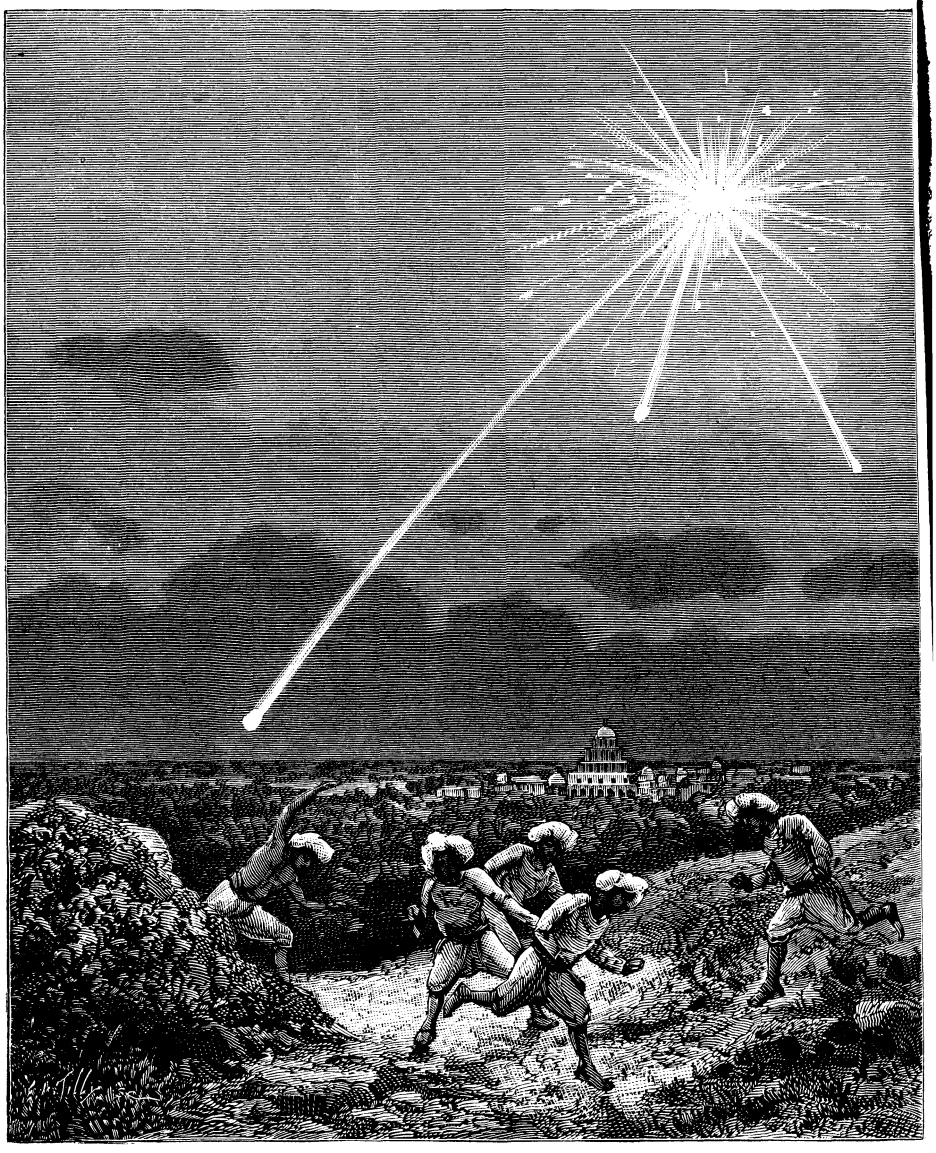
So viel Segen brachte eine gute That. So gehet nun hin und thuet desgleichen!

Die Explosion eines Meteors.

Sternschnuppen und Meteore, so gut wie Kometen, haben von jeher als seltsame, zum Teil Staunen, zum Teil Furcht und Grauen erweckende Himmelserscheinungen Aufmerksamkeit erregt. Die Wissenschaft selbst hat noch kein endgültiges Urteil über deren Ursprung gefällt; wahrscheinlich sind die Sternschnuppen und Meteore kleine Himmelskörper, welche in mehr oder weniger dichten, zuweilen wohl staubartigen Massen, in ähnlicher Weise wie die Planeten, die Sonne umkreisen.

Sternschnuppen und Meteore unterscheiden sich nur durch ihren Lichtglanz und ihre Größe. Die hellsten Sternschnuppen haben weniger Lichtglanz als die Venus; tritt die Erscheinung heller auf, so nennt man sie ein Meteor. Der berühmte Astronom Herschel hat berechnet, daß die Masse der Sternschnuppen nur wenige Gramme wiegt. Meteore treten oft als große Feuerkugeln auf und haben zuweilen sogar die scheinbare Größe des Vollmondes erreicht. Nicht selten fallen dieselben zur Erde herab und es sind solche Massen schon bis zu mehreren Hundert Centnern Gewicht aufgefunden worden. Meist zerbersten jedoch diese stein- oder eisenartigen Massen mit heftigem Knall in der Luft und dann fallen dieselben in mehr oder minder großen Bruchstücken, zuweilen als ein förmlicher, meilenweit sich erstreckender Steinregen herab. Ein solcher Steinregen wurde z. B. am 26. April 1803 bei der Stadt Aigle im französischen Departement de l'Orne beobachtet; in der Zeit von 1 bis 2 Uhr nachmittags fielen über 2000 Steine auf einer Fläche von 2 Meilen Länge und 1 Meile Breite nieder, von denen die meisten über 1 Pfund wogen; doch waren auch solche von 12 bis 18 Pfund darunter. Die Menge der im Himmelsraume umherfliegenden kleinen und großen Meteore ist überhaupt eine unendlich große und die Astronomen haben auf Grund ihrer Beobachtungen berechnet, daß täglich etwa 3 Millionen davon in die Erdatmosphäre eindringen, welche die Erde gleich einem Panzer vor dem zu starken Herabfall dieser fremden Körper schützt, denn die allermeisten davon schmelzen und zerstäuben bei dem raschen Fall durch den Widerstand der Luft, in welcher sie sich bis zum Glühen infolge der Reibung erhitzen. Es gelangt eben nur der Staub herab. Die Masse dieses alljährlich auf die Erde herabfallenden Meteorstaubes wird auf 146 kbm oder mehr als 10 Millionen Kilogramm geschätzt; derselbe ist mittels des Mikroskops zu erkennen; hauptsächlich hat man denselben im heraufgeholten Meeresgrunde, auf hohen Gletschern und auf den Eisfeldern des Nordpols aufgefunden. Ueber die Menge dieses herabfallenden Meteorstaubes wird man sich nicht wundern, wenn man bedenkt, daß zu gewisser Zeit in wenigen Stunden oft viele Tausende von Sternschnuppen beobachtet worden sind, wie dies besonders bei den im November auftretenden Sternschnuppenschwärmen schon öfter der Fall gewesen ist; aber auch zu anderen Zeiten treten viele Sternschnuppen auf und die meisten werden gar nicht wahrgenommen, weil dieselben während des Tages herabfallen.

Von den neueren Meteorsteinfällen ist der zu Kayahinya in Ungarn, welcher am 9. Juli 1866, sowie der, welchen unser Bild zeigt, besonders merkwürdig. Bei dem erstgenannten Ereignis warf das in der Luft zerberstende Meteor eine Steinmenge von 9 bis 10 Centner im Gewicht herab. Der Meteorsteinfall, welchen unser Bild darstellt und über welchen ein englischer Geolog in einer wissenschaftlichen Zeitschrift ausführlich berichtet, fand am 19. Februar 1884 um 2 Uhr nachmittags bei dem Dorfe Piethalle in Punjab in Englisch-Indien statt und mehrere Eingeborene wurden arg davon erschreckt, indem sie sich mit Mühe vor den herabfallenden rotglühenden und mehrere Kilogramm wiegenden Steinen retteten. Das herabsausende Meteor zerborst unter Feuersprühen mit starkem Knall und seine Bruchstücke drangen mit großer Gewalt ziemlich tief in den festen Erdboden ein.



Der Meteorfall vom 19. Februar 1884 bei Piethalle.

Ein Malerleben.

„Jedes Genie bricht sich Bahn!“

Wer hätte nicht schon von Hans Holbein, dem Augsburger Bürgerkinde und geschicktesten Portraitmaler des Mittelalters gehört? — Er war ein rechtes Malerkind, denn Vater und Ohm waren beide Maler und so wurde Hans von Kindesbeinen an mit dem Pinsel vertraut. Er war zu Augsburg 1498 geboren und zog mit dem Vater in der Welt herum, bis beide sich in Basel setzten. Hier erhielt der sich bereits auszeichnende Hans vom Rat der Stadt den Auftrag, das Rathaus innen und außen, wie es dazumal Mode war, „mit feinen Bildern auszuzieren“. Von diesen Malereien ist leider wenig erhalten! Zwar steht das Haus noch, aber Feuchtigkeit und der Zahn der Zeit haben die „Schildereien“ fast zerstört und ausgelöscht.

Hans war lebenslustig und heiter, mußte sich aber vieles versagen, denn der Verdienst eines Malers war damals knapp. Noch bewahrt Basel heutzutage ein Schulmeisterschild, auf welchem eine Schulstube mit Lehrern und Schülern dargestellt ist. Zu solchen Schildmalereien also mußte der Künstler greifen, um nur leben zu können; außerdem bemalte er für reiche Bürger die Häuser. Da hatte nun ein reicher, geiziger Apotheker mit Hans einen Pakt gemacht, er solle gegen einen gewissen Tagelohn sein Haus verzieren. Nun konnte von seinem Laden aus der Geizhals Hans auf dem Gerüste sitzen sehen, denn seine Beine baumelten dabei herunter. Nach ihnen schaute der Geizige öfter als nach der Wetterfahne. Ging Hans nun mal auf Einladung eines Freundes mit zu einem Trunk, so gab's ein heillos Gekeife. Da verfiel der geniale Mensch auf eine List: er malte seine Beine so täuschend ähnlich an die Wand, daß der Apotheker sie wirklich für die echten hielt, und so konnte Hans nun ungestört fortkommen. Von einem gewissen Künstlerleichtsinn war Hans nicht ganz freizusprechen, denn erst 20 Jahre alt — verheiratete er sich. Den Namen seiner Frau hat die Geschichte nicht einmal aufbewahrt, denn sie brachte ihm das erwartete Glück der Ehe nicht; sie war unleidlich und zänkisch. Bald dünkte deshalb den hochstrebenden Künstler Basel wie ein Gefängnis. Er zog bald in der Umgegend umher, Geld zu verdienen. Es gelang ihm, aber nach seinem Heim sehnte er sich nicht zurück.

Einen sehr veredelnden Einfluß gewann auf ihn der berühmte Erasmus de Rotterodamus, der größte Gelehrte und witzigste Kopf seiner Zeit. Dieser stets schlagfertige Schriftsteller hatte auch ein Opusculum über die Narrentei, „Lob der Narrheit“, geschrieben. Es gefiel Holbein so sehr, daß er den Rand allsogleich mit vielen seiner Federzeichnungen versah. Als Erasmas dieselben zu Gesichte bekam, bat er Hans, dieselben in Holz zu schneiden. Das geschah, denn Holbein war der geschickteste Holzschneider seiner Zeit und seine Holzschnitte werden in den Museen heute mit Gold aufgewogen. Das „Lob der Narrheit“ aber erlebte mit diesen Holzschnitten noch viele Auflagen.

Damals kam Lord Arundel nach Basel und forderte Hans auf, doch nach England zu gehen, wo er ganz anders würde bezahlt werden. Holbein entschloß sich dazu und Erasmus, der lange in London in der Familie des hochangesehenen Kanzlers Thomas Morus gelebt, gab ihm an diesen Empfehlungsbriefe mit. So reiste unser Held denn, Weib und Kind in Basel zurücklassend, ab und kam bald nach Straßburg. Hier ging ihm das Geld aus, weshalb er sich um Arbeit an den berühmtesten Maler der Stadt wandte.

Dieser empfing ihn sehr hochmütig und meinte:

„Lege zuvor eine Probe deiner Kunst ab, Gesell!“

Darnach ließ er ihm Zehrung und Zutrunk reichen, nahm aber Stock und Barett und sagte:

„Ich mache einen Gang in die Stadt; komme ich zurück und du bist gesättigt, so wollen wir einmal sehen, was du kannst!“

Damit verschwand er, Hans Holbein aber ließ sich alles ordentlich schmecken. Bald war er daher wirklich satt und schaute sich nun nach den Werken des hochmütigen Hausherrn um. Aha, da stand noch ein nasser Kopf auf der Staffelei! Schalkhaft wie Hans Holbein stets war, nahm er schnell Palette und Pinsel, tunkte in ein wenig Schwarz und malte auf die Stirn des Kopfes eine Fliege so natürlich, daß der zurückkehrende Maler sie für lebendig hielt und sie verscheuchen wollte. Zu seiner Verwunderung war der Fremde fort, und nun merkte der Meister erst, daß die Fliege *gemalt* war. Das konnte nur der Fremde gethan haben! Eiligst suchte er ihn in der ganzen Stadt, in allen Herbergen; vergeblich, Hans war längst fort.

Glücklich erreichte er London und fand eine warme, herzliche Aufnahme in des Kanzlers Hause. Er lernte hier schnell englische Sitte und die Sprache des Landes, so daß er öffentlich anständig auftreten konnte. Seinen Wohlthäter hat er verschiedentlich gemalt. Alle, welche aber diese Bilder sahen, erstaunten: so naturwahr, ohne jede Schmeichelei, hatte noch kein Künstler vor Holbein gemalt. Bald war Hans mit Lob und — Arbeit überschüttet, so daß er reichlich Geld verdiente.

Auch König Heinrich VIII., der englische Nero, ließ ihn an seinen Hof kommen, gab ihm einen guten Gehalt und bezahlte jedes seiner Bilder mit seltener Freigebigkeit. Holbeins Gedächtnis für Physiognomien war geradezu fabelhaft. Einst fragte ihn der König, wer ihm eigentlich nach England zu gehen geraten habe.

„Ich habe den Namen des Mannes vergessen, Sire,“ entgegnete Holbein, „doch kann ich das Gesicht malen!“

Er nahm eine Mappe, hob ein Pergament heraus und zeichnete auf dieses mit wenigen Strichen ein so scharf ausgeprägtes Gesicht, daß König Heinrich erstaunt ausrief:

„Ei, das ist ja Graf Arundel!“

„Richtig, Ew. Majestät, so hieß er auch!“

Von diesem Tage an war Hans des Königs Günstling und blieb es trotz des unberechenbaren Charakters desselben.

Heinrich VIII. war eine Tigernatur, welcher ein Menschenhaupt nicht mehr galt als ein Kohlkopf im Garten; ließ er doch mehrere seiner Gemahlinnen hinrichten, weil — er ihrer satt war, und schließlich verschonte er auch seine Großen nicht, selbst den edlen Kanzler Thomas Morus nicht. Holbein blieb er merkwürdigerweise unwandelbar gewogen, so daß derselbe nach drei Jahren, als er einen Besuch in Basel abgestattet, wirklich an den Themsestrand zurückkehrte. Damals nahm er Erasmus ein Bild von der Familie Morus mit, welches er selbst mit Fleiß gemalt hatte und Erasmus sehr erfreute, weil es ihn der glücklichen Stunden gemahnte, die er einst in dem Hause des redlichen Morus verlebt. Dieser ahnte damals noch nicht, daß er auf dem Blutgerüste sterben sollte. Aber die Feinde des großen Mannes untergruben nach und nach dessen Stellung, gewannen Einfluß und bewirkten schließlich seine Verurteilung. Heinrich scheute sich ihn töten zu lassen und hätte gern gesehen, daß er um Gnade gefleht, dazu aber konnte niemand den Greis bewegen, selbst seine geliebte Tochter nicht. So starb er denn auf dem Blutgerüst im Tower.

Holbein war viel zu schwach, um dem Löwen Heinrich in den Arm fallen zu können; er mußte das Schreckliche geschehen lassen. Er machte jetzt einen zweiten Besuch nach Basel. Der Rat dieser Stadt feierte nun den berühmten Künstler nicht wenig, setzte ihm sogar ein Wartegeld von jährlich 50 fl. und seiner Frau eine Pension von jährlich 40 fl. aus, aber Hans Holbein kehrte doch nach England zurück.

Wie hoch er dort beim Könige angeschrieben stand, beweist folgender Vorfall: Holbein malte im Auftrage des Königs eine Dame, aber niemand sollte davon wissen. Da kam nun ein Edelmann vor Holbeins Atelier und verlangte Einlaß. Ein Edelmann hatte damals viele Rechte, aber trotzdem schlug Hans Holbein die Bitte ab. Da suchte jener die Thür zu erbrechen und brachte hierdurch Holbeins deutsches Blut in Wallung, so daß er den Störenfried am Kragen packte und die Treppe hinabwarf. Das ging nun ohne einige Beulen nicht ab. Der Edelmann klagte beim Könige, Hans aber ent-

kräftete die Anklagen, sollte aber dennoch Abbitte thun. Hiermit war nun der Edelmann nicht zufrieden und drohte mit Selbstrache an dem Künstler. Es ist bekannt, daß Heinrich VIII. keinerlei Widerspruch vertragen konnte. So sprang er denn auch jetzt auf und sagte:

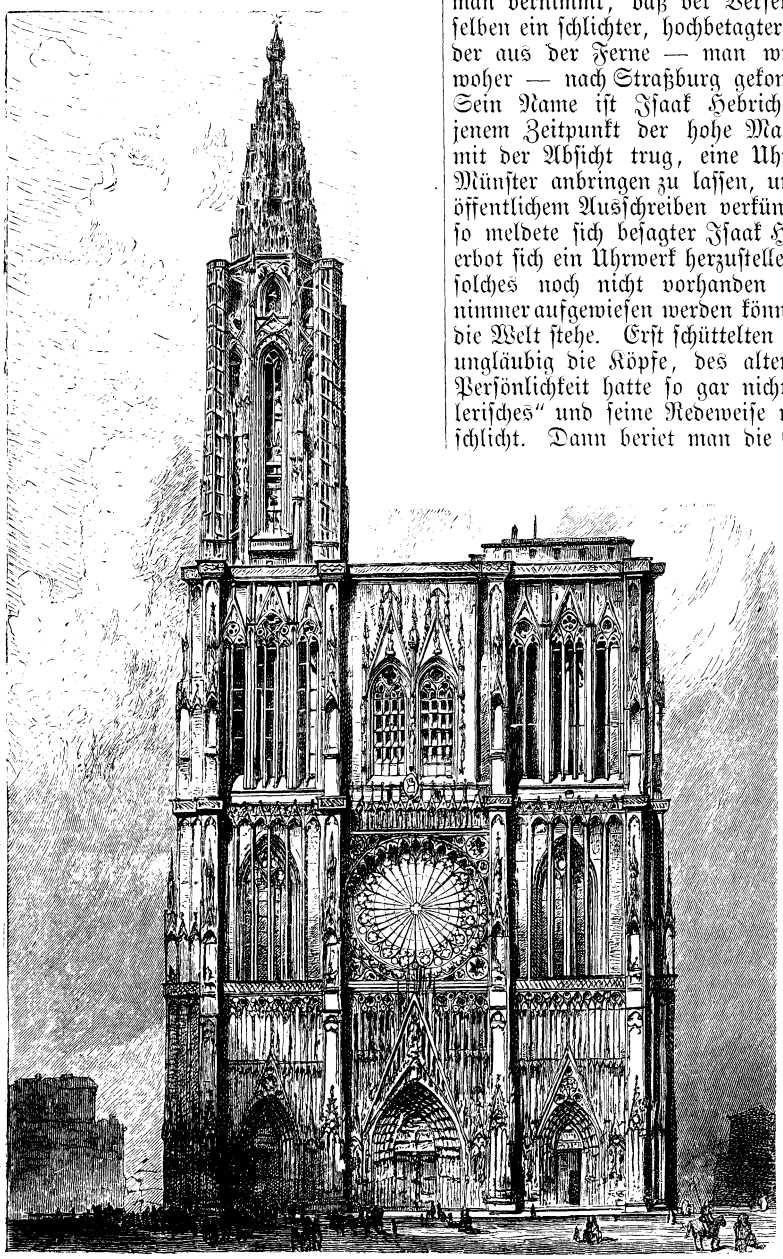
„Du bist nicht zufrieden damit? — Hoho! Jetzt sage ich dir, alles was du gegen den Maler unternimmst, werde ich ansehen und strafen, als sei es gegen mich selbst gerichtet!"

So mußte denn jener resultatlos abziehen.

Holbein war 1547 noch Zeuge von Heinrichs VIII. elendem, schrecklichem Tode. Er blieb aber der Günstling von dessen Nachfolger und Sohn, Eduard VI. Als aber dieser schon nach sechs Jahren starb und die „blutige Maria, die Katholische", Heinrichs würdige Tochter, zur Regierung kam, zog sich Holbein, der die Reformation begünstigte, auf sein Landhaus bei London in die Einsamkeit zurück, wo er fleißig mit Pinsel und Stichel schaffte. Er malte hauptsächlich Bildnisse; so Moretto (jetzt in Dresden), Jörg Gysin (Berlin), Melanchthon (Hannover), Jane Seymour, Heinrichs VIII. Gemahlin (Wien). Auch verwandte er viel Fleiß auf allegorische Darstellungen; so die Madonna mit der Familie des Bürgermeisters Mayer (Darmstadt), die Madonna von Solothurn (Basel), die Passion (Basel), den Flügelaltar des heiligen Sebastian (München); an Holzschnitten lieferte er die 40 Bilder zum Totentanz, 1538 zu Lyon erschienen, und viele Bilder zum Alten und Neuen Testament. Hochgeehrt von der Mit- und Nachwelt ist er 1554 an der Pest zu London gestorben. Er hat den deutschen Namen in England hoch zu Ehren gebracht.

Die Uhr auf dem Münster zu Straßburg.

Welcher junge Leser hätte nicht schon vom Münster zu Straßburg gehört? Ob aber von dem Kunstwerk, der Uhr, ist eine andere Frage. Diese ist ein wirkliches Wunderwerk, das man nur anstaunen muß, und dieses Staunen wächst noch, wenn man vernimmt, daß der Verfertiger desselben ein schlichter, hochbetagter Greis ist, der aus der Ferne — man wußte nicht woher — nach Straßburg gekommen war. Sein Name ist Isaak Hebrich. Da zu jenem Zeitpunkt der hohe Magistrat sich mit der Absicht trug, eine Uhr auf dem Münster anbringen zu lassen, und dies in öffentlichem Ausschreiben verkündigt hatte, so meldete sich besagter Isaak Hebrich und erbot sich ein Uhrwerk herzustellen, wie ein solches noch nicht vorhanden und wohl nimmer aufgewiesen werden könne, so lange die Welt stehe. Erst schüttelten die Herren ungläubig die Köpfe, des alten Mannes Persönlichkeit hatte so gar nichts „Künstlerisches" und seine Redeweise war so gar schlicht. Dann beriet man die Sache aber doch und beschloß schließlich, das Anerbieten anzunehmen.



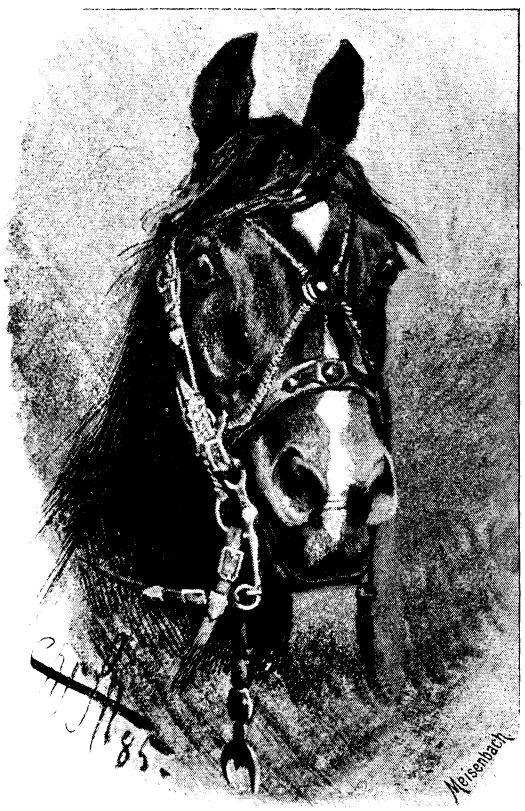
Das Münster zu Straßburg.

Jahre entschwanden — Jahre verbrachte der greise Uhrmacher in unablässigem Schaffen an seinem Riesenwerke, mit einer unglaublichen Ausdauer strebte er seinem Ziele zu. Und er erreichte es, „das Werk sollte den Meister loben". Diese Uhr übertraf alle Erwartungen. Sie zeigte nicht nur die Stunden, Tage und Monate des Jahres an, es war auch eine Erdkugel daran angebracht, mit Auf- und Niedergang der Sonne, welche, sowie die Erscheinungen und Finsternisse des Mondes und der Sonne, jedesmal zur selben Zeit wie in der Natur erfolgten; Merkur mit einem Stabe zur Seite stehend, zeigte auf alle Veränderungen und jedes Sternbild trat der Reihe nach vor, sobald seine Herrschaft ihren Anfang nahm. Außer vielen gar nicht zu beschreibenden Einrichtungen anderer Art war bemerkenswert, daß neben den Glocken, welche die Stunden ankündigten, die Gestalt des leibhaftigen Sensenmannes stand und daß vor jedem Viertelstundenschlage dieser vortrat, um sich des Glockenhammers zu bemächtigen, während zu gleicher Zeit von der anderen Seite her die Gestalt Christi erschien und den Tod zurückwies. Nur die vollen Stunden schlug derselbe ungehindert an. Alles staunte dieses Kunstwerk mit gerechter Verwunderung an und niemand vermochte zu begreifen, daß Menschenhände, und zwar Hände eines Greises, solches zu schaffen imstande gewesen seien, man war voll des Lobes für den Künstler. Darüber wurde in den Herzen der Magistratspersonen der schändliche Wunsch rege, daß Straßburg die einzige Stadt sein und bleiben möge, die sich einer solchen Uhr zu rühmen habe, und dieser Wunsch erzeugte den abscheulichen, schauderhaften Vorsatz, den greisen Künstler — des Augenlichtes zu berauben, ihm — die Augen ausstechen zu lassen. Natürlich mußte zu dieser schändlichen That ein triftiger Grund gesucht werden und weil man sich eben doch nicht getraute, ohne einen Schein von Recht solche Grausamkeit an dem von alt und jung, hoch und nieder bewunderten und verehrten Meister auszuüben, so nahmen die Herren ihre Zuflucht zum Aberglauben jener Zeit: sie

sagten, es sei ein Ding der Unmöglichkeit, daß dieser alte, schlichte, unbedeutende Mann solch ein Kunstwerk aus sich selbst habe hervorbringen können, der Teufel müsse ihm dazu seinen Beistand geliehen haben, er stehe zweifelsohne mit den höllischen Mächten im Bunde. Dieses Verbrechens wurde der Arme hierauf angeklagt und mittels Gefängnis und Folter brachte man ihn zum Geständnis einer Schuld, von der er natürlich gar nichts wußte. Und nun wurde das Urteil gesprochen, das man schon zum voraus fix und fertig abgefaßt: der Betrüger und Teufelsverbündete wurde der verdienten Geldsumme für sein Werk verlustig erklärt und sollte des Augenlichtes beraubt werden, damit ihm sein sündiges Handwerk für alle Zeit gelegt werde. Vor der Vollstreckung dieses grausamen, barbarischen Urteils, das der Verurteilte mit ergebener Ruhe anhörte, erklärte er, daß er noch die letzte Hand an das Räderwerk legen, das heißt noch eine kleine Verbesserung vornehmen müsse, da eine fremde Hand, mit der Mechanik nicht vertraut, sonst das ganze Kunstwerk verderben könne; man möge ihm also gestatten, noch einmal den Turm zu besteigen. Diesem Ansuchen willfahrten die selbstsüchtigen Magistratsherren natürlich ohne Einwendung, handelte es sich ja doch um die Lebensfähigkeit des Uhrwerkes; man ließ also den alten Mann auf den Turm führen. Nachdem derselbe sodann an dem Werke eine Weile gefeilt hatte, sagte er: „sein Werk sei nun zu Ende" und gleich darauf wurde das schreckliche Urteil an ihm vollstreckt. — Allgemeine Bestürzung aber erfaßte die Bevölkerung und den Magistrat, als man die Wahrnehmung machte, daß mit dem Erlöschen des Augenlichtes des Meisters das Glockenspiel — verstummt war! Die barbarischen Urheber dieser Schandthat ahnten jetzt — leider zu spät —, daß der Meister bei seinem letzten Gange auf den Turm das kunstreiche Getriebe zerstört hatte, um Rache an seinen gottvergessenen, unmenschlichen Richtern zu nehmen. Ja, so verhielt es sich in der That. Der seiner Augen beraubte Greis gestand rückhaltlos: er sei der Zerstörer, wie der Schöpfer seines Werkes und — fügte er in triumphierendem Tone hinzu — niemand auf der ganzen Erde werde je imstande sein, dieses in Ordnung und Bewegung zu bringen. Und er hatte recht. Heute noch zeigt man das unbewegliche Räderwerk der kunstvollen Uhr; keine Hand hat sich bis jetzt gefunden, dieses in Gang zu setzen; es liegt auch wohl kaum im Bereiche der Möglichkeit, daß ein Künstler in zukünftigen Tagen sich dieser Aufgabe gewachsen zeigen werde.

Der Ursprung der Husaren.

Das Wort Husar ist von ungarischer Herkunft; in der Sprache der Söhne Arpads bedeutet es „der zwanzigste" und weist damit auf den Ursprung der Truppe hin, welche entstand, als in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts König Matthias Corvinus von Ungarn leichte Reiter (equites levis armaturae, quos husarones appellamus) zum Kampfe gegen die gefürchteten türkischen Spahis in das Feld stellte, deren scharfe Säbel so manches Christenhundes Haupt vom Rumpfe getrennt hatten.



Offizierzaumzeug des Königs-Husaren-Regiments (1. Rhein.) Nr. 7.

Zwei Menschenalter später begegnen wir den Husaren zum erstenmal in Deutschland. Als Herzog Friedrich II. von Niederschlesien, welcher in Liegnitz residierte, im Jahre 1509 mit den Breslauern in Fehde lag, nahm er Husaren in seine Dienste, „welche jetzt wegen der im ganzen Lande umherschwärmenden Reiter Mode wurden", heißt es in einer alten Chronik.

Seit jener Zeit sind sie nicht wieder aus der Mode gekommen und werden darin bleiben, so lange die Menschheit Gefallen findet an schmucken Kriegsleuten, deren Aeußeres Keckheit, Schnelligkeit und Unternehmungsgeist kündet, und so lange das Auge sich erfreut an ihrer farbenprächtigen, glänzenden Erscheinung. So lange, und das wird bis an das Ende aller Dinge währen, bleibt der Husar was er ist: das Entzücken des Knaben, die Lust der Frauen, die Freude der Männer. Ach, könntest du auch Husar werden! Und wer ein Kleid trägt, welches ihn vor vielen anderen auszeichnet und ihn hervorstechen läßt aus der großen Masse, so daß die Augen sich auf ihn richten, wo er sich zeigt, wird auch wissen, was er diesem Kleide schuldig ist: er wird es mit Ehren tragen wollen.

Nur vereinzelt begegnen wir indessen dem Husaren auf den westeuropäischen Kriegsschauplätzen des sechzehnten Jahrhunderts; sie hatten genug daheim zu thun, wo es galt, das christliche Abendland gegen die Einfälle des Halbmondes zu schützen. „Vor dem Türken uns bewahr'!" lautete damals das tägliche Gebet des friedlichen Bürgers und Bauern.

Einen Sturm der Entrüstung rief es hervor, daß König Ferdinand von Ungarn gegen die Anhänger des Schmalkaldischen Bundes „türkische Hussierer" entsendete, halbwilde Völker, deren Sprache man nicht verstand, in fremdländischer Tracht; aber mit der Gefangennehmung des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen in der Schlacht bei Mühlberg führten sich diese glänzend ein, und mit der Errichtung der stehenden Heere in der zweiten Hälfte des siebenzehnten Säkulums begannen sie, in deren Reihen ihren Platz zu finden.

Zuerst in Oesterreich, dessen Fürsten die Beherrscher ihrer ungarischen Heimat waren. Scheinbar endlos dehnt sich hier zu beiden Seiten der Donau und ihres Nebenflusses, der Theiß, zwischen den Alpen und den Karpathen die weite Ebene aus, im Süden von ersterem Strome und von der Save begrenzt. Hier tummelt der Csikos auf der braunen Pußta sein feuriges Roß, die zahlreichen halbwilden Pferdeherden seines Herrn hütend; furchtlos schwingt er sich auf den unbändigen Hengst, dessen Rücken noch nie des Reiters Last gefühlt hat; funkelnden Auges, die Nüstern weit geöffnet, mit hochgetragenem Schweife, stürmt dieser dahin; bäumend, bockend, ausschlagend mühet er sich, die ungewohnte Bürde los zu werden, aber ob er versucht sich ihrer im rasenden Laufe zu entledigen oder sich mit derselben zur Erde zu werfen, wie verwachsen mit dem Renner hält der Csikos fest; „gegen einen solchen Reiter hilft kein Bäumen und kein Schlagen." Im „Weißkunig" wird erzählt, daß Kaiser Maximilian, „der letzte Ritter," die „hussarisch Reitterei" erlernt habe.

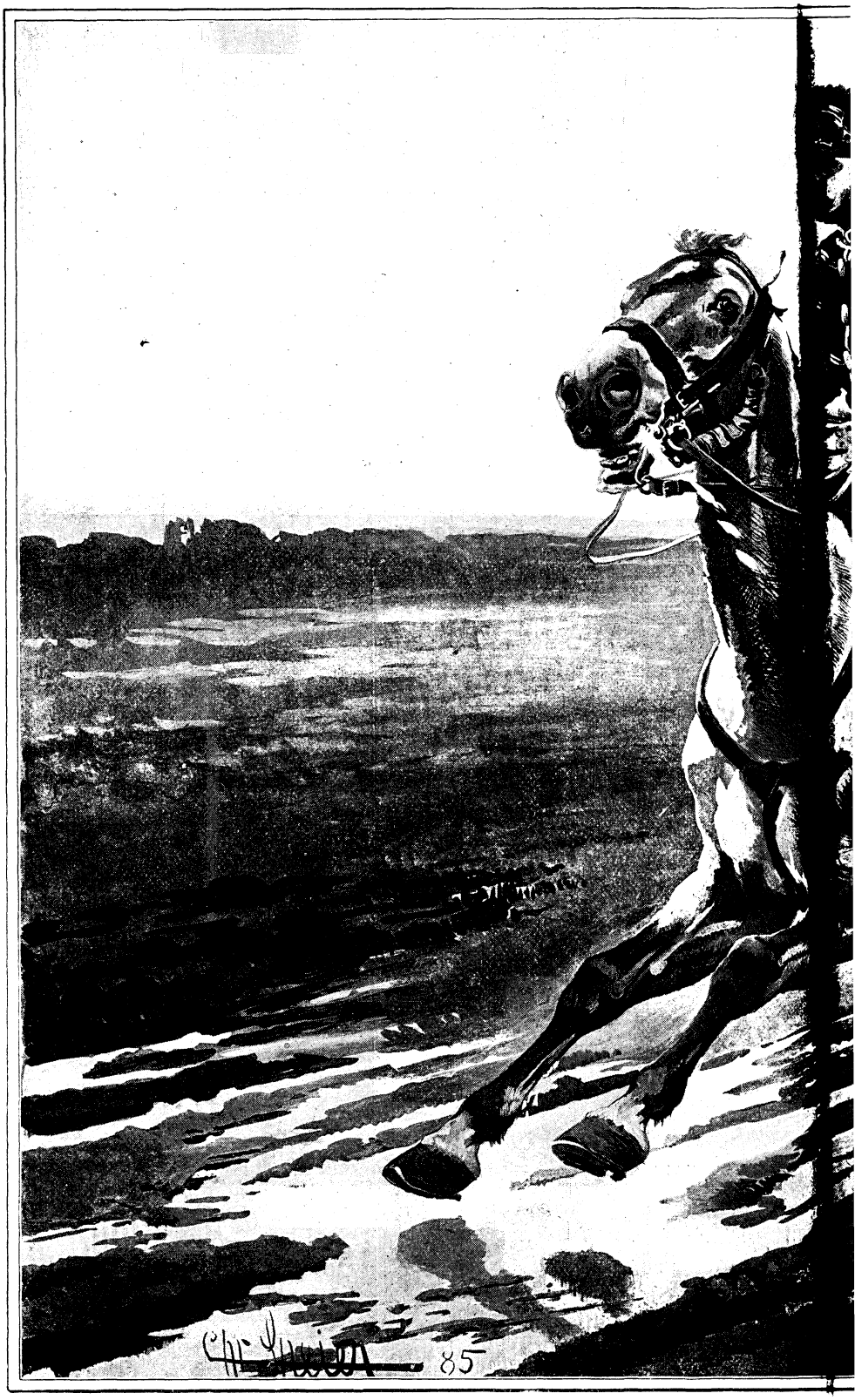
Auf solchem Boden wachsen solche Stämme. Der Csikos wurde der erste Husar, alte Schildereien zeigen uns seinen Uranfang. Hirschlederne Beinkleider und Halbstiefel bekleideten den unteren Menschen; eine Tierhaut, um die Schultern geschlagen, schützte ihn gegen Regen und Kälte, wie vor den brennenden Strahlen der Sommersonne, im Winter trug er die Pelzseite nach innen, wenn es warm wurde, kehrte er das Fell nach außen; den Kopf schor er kahl, nur in der Mitte des Scheitels ließ er einen Schopf stehen, welcher, hinten herabfallend, ihm den Nacken deckte; seinen Sattel, nur aus Holz und Leder, ohne alle Zuthat von Eisen, bestehend, fertigte er selbst an; ein zweites Fell bedeckte denselben. Seine Hauptwaffe war der Säbel, mitunter führte er einen Spieß, und daneben diente ihm der

Arkan, die Wurfschlinge, mit welcher er vordem die Wildlinge seiner Herde eingefangen hatte, um mittels ihrer seinen Gegner vom Pferde zu reißen. Auch das Tärtschlein, einen leichten Schild, wußten sie mit Geschick zu gebrauchen.

Ganz anders sahen die Husarenführer aus. Sie trugen die prächtige Nationaltracht der Magyaren, das Urbild der jetzigen Husarenuniform, einen reich mit Gold oder Silberschnüren besetzten Rock, mittels metallener Knebel (Oliven), welche zuweilen durch Edelsteine ersetzt wurden, zu schließen; darunter anfangs einen Brustpanzer oder ein Drahthemd, später eine Weste, oft mit Brustspangen, einem Ueberbleibsel des Harnisches, versehen; ein kostbarer Pelz flatterte um ihre Schultern; auf dem Kopfe hatten sie die Pelzmütze mit der Feder des Reihers oder Adlers, die dem erprobten Krieger zusteht. Neben Säbeln, Karabinern, Pistolen, auch wohl Lanzen, führten sie als Zeichen ihrer Würde den Buzogan, einen kleinen Streitkolben, mit edlem Metall ausgelegt und mit wertvollen Steinen verziert. Die Tracht der Pferdeausrüstung entsprach der glänzenden Erscheinung des Reiters; Sattel- und Zaumzeug zeigten Gold und Silber, wo es sich nur anbringen ließ; die Schabracke, welche den Sitz bedeckte, war ein kostbares Fell; die Stelle der Riemen vertrat vielfach ein kunstreiches Flechtwerk.

Wilde, wüste Gesellen, roh und schwer zu zügeln, waren die damaligen Husaren allerdings in ihrer großen Mehrzahl; nur strenge, grausame Strafen vermochten Zucht und Ordnung unter ihnen aufrecht zu erhalten. Ihre Oberen, die Harumetascha, hatten Gewalt über Leben und Tod; Stockprügel auf das Gesicht, den Bauch und die Fußsohlen, unter denen mancher den Geist aufgab, waren eine gewöhnliche Strafe. „Husar kein Christ", hieß es damals, bis Männer wie der fromme Zieten und der gottesfürchtige Balling ihren Namen zu Ehren brachten.

Oesterreichs Fürsten zögerten nicht aus einem so vortrefflichen Kriegsmaterial auch für ihr stehendes Heer Nutzen zu ziehen. Unter den Friedensstämmen, deren im Verlaufe des 17. Jahrhunderts nach beendetem Kriege immer mehrere im Dienste behalten wurden, um bei neuausbrechenden Feindseligkeiten als Kern für den dann erforderlichen Mehrbedarf zu dienen, begegnen wir bald den Husaren. Unter der Standarte mit dem Doppelaar sehen sie gegenwärtig auf eine zweihundertjährige, an Kämpfen und an Ehren reiche Vergangenheit zurück. Das 9. Regiment Fürst Franz Lichtenstein, 1688 aus einem 1685 errichteten Husarencorps gebildet, ist das älteste Husarenregiment des Kaiserreiches und somit der Welt. Rasch folgten andere, und aus dem Pußtensohne in der hellbraunen, mit einigen Schnüren besetzten Jacke, in lichtblauen Hosen, welche in gelbledernen Stiefeln steckten, mit der Pelzmütze, aus welcher ein roter Beutel hängt, auf dem Haupte, entwickelte sich bald das Bild des Husaren, wie wir ihm im vorigen Jahrhundert fast in allen Heeren Europas begegnen. Seine Tracht war damals weit reicher, als sie jetzt ist, seine Erscheinung bunter. Außer der eigentlichen Leibbekleidung, dem Dolman, auch Weste, Jacke oder Kamisol genannt, welcher nicht weit über die Hüften hinabzureichen pflegte, trug er einen etwas längeren Pelz, welchen er im Sommer, vermittelst einer um den Hals geschlungenen Schnur, auf die linke Schulter hing, so daß damit zugleich des Reiters Zügelfaust gegen den Hieb geschützt war; beide Kleidungsstücke, meist verschieden in der Farbe, waren mit zahlreichen Schnüren, in der Regel weißen oder gelben, bei den Offizieren silbernen oder goldenen, und einer Anzahl von Knöpfen besetzt; über den engen Lederhosen, die in den bis zum Knie gehenden Stiefeln, Czismen genannt, steckten, wurden vielfach, zum Schutz gegen Nässe und Kälte, noch tuchene Beinkleider, die Scharawaden, gezogen. Als Kopfbedeckung diente eine Pelzmütze, der Kalpag (die deutschen Husaren nennen ihn irrigerweise „Kalpak", während die Kopfbedeckung selbst bei ihnen „Pelzmütze" heißt) oder auch die Kuzma; aus beiden hängt oben ein Tuchbeutel heraus, oder die Heiduckenmütze, auch Flügelkappe oder ungarischer Hut geheißen, ein Cylinder, aus Filz gefertigt, an welchem



Ordonnanz des Braunschweigischen

ein paar langgeschnittene Tuchdreiecke befestigt waren; gewöhnlich um die Mütze gewickelt, wurden sie bei feierlichen Gelegenheiten losgelöst und flatterten dann, bis zum Gürtel reichend, lustig im Winde. Diesen Gürtel bildete die Husarenschärpe, ein Leibband aus Schnurgeflecht. Wie eine an diesem Gurte befestigte, im Bogen herabhängende, weitere Schnur an den Arkan erinnert, so ist des Husaren Säbeltasche aus jenem Ledersack entstanden, welchen seine Vorfahren an einem Riemen über die Schulter trugen, um mancherlei Gerätschaften und kleine Bedürfnisse darin aufzubewahren.

igl. Husaren-Regiments Nr. 17.

Um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts begegnen wir den Husaren bereits an vielen anderen Orten. Der Glanz ihres Aeußeren und die durch dieses geförderte Leichtigkeit, Husaren anzuwerben, trugen dazu bei. Wo es in den kleinen und kleinsten Staaten weniger darauf ankam, Soldaten für kriegerische Zwecke zu haben, als bei militärischen Schaustellungen, bei Hoffesten und prunkvollen Aufzügen möglichst viele und prächtige Uniformen zu zeigen, waren sie ebenso beliebt wie in den größeren Heeren, wo man ihren kecken Mut und ihre Unternehmungslust, ihre Findigkeit und Wachsamkeit schätzte. Wer nicht ein Regiment oder nur eine Schwadron aufstellen konnte, hielt sich wenigstens einige Leib- oder Kammerhusaren. Womöglich sollten es überall Originalungarn sein, welche man anwarb, oder sollten sie von Magyaren mindestens befehligt werden, so in Bayern, dessen Kurfürsten Maximilian Emanuel die Stellung eines Hilfscorps zum Kriege gegen die Osmanen im Jahre 1688 Veranlassung gab, in Ungarn ein Regiment „Gränitz-Hungarn zu Pferdt“ (Grenzhusaren zu Pferde) anwerben zu lassen, in dessen Stammrollen die Namen fast alle mit einem y oder einem z ausklingen; die roten Stiefel kamen von der Insel Schütt, das Pelzwerk aber wurde aus Bayern bezogen, es waren Wolfshäute. So auch in Frankreich, wo die leichten Reiter ungarischer Herkunft anfangs ähnlich, wie es mit den österreichischen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges der Fall war, Kroaten hießen; hier wie dort erfreuten diese sich nicht der Wertschätzung ihrer Waffenbrüder und deren Achtung vor ihren bürgerlichen Tugenden. Schillers Erster Kürassier, ein Musterbild soldatischer Eigenschaften und vornehmer Sinnesart, ein Kriegsmann durch und durch, urteilt wegwerfend:

„Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt;
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch etwas gelten mehr.
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten.“

Questenberg schätzt sich glücklich, noch etwas ungemünztes Gold vor den Fingern der Kroaten gerettet zu haben; Isolani, ihr Führer, wird „ein böser Zahler“ genannt, und in ähnlichem Ansehen standen die Kroaten, und lange Zeit auch noch die Husaren in Frankreich; in dem damals schon hochverfeinerten Lande konnten Leute nicht für voll betrachtet werden, welche „der Einfachheit wegen“ blaue Hemden trugen.

Verhältnismäßig spät fanden die Husaren in Preußen Eingang. Friedrich Wilhelm I., der Soldatenkönig, rief sie im Jahre 1721 ins Leben. Die ersten, welche er anwerben ließ, teilte er dem in Tilsit garnisonierenden Stabe des Dragonerregiments von Wuthenow zu; es waren ihrer dreißig; im folgenden Jahre wurden zwei Kompagnien daraus. Sie waren freilich nicht magyarischen, sondern sarmatischen Ursprunges, da man die ersten Mannschaften in dem benachbarten Polen anwarb, weil man glaubte, daß der Deutsche zu den Husarenstreichen nicht tauge; am liebsten nahm man aber doch Ungarn, man hielt sie für vorzugsweise geeignet zum leichten Reiterdienst, und trotz vieler schlimmen Erfahrungen, welche man mit den sporenklirrenden Pußtenföhnen machte, glaubte man, daß, wenn einer nur gebrochen Deutsch sprechen, aber fließend ungarisch fluchen könnte und einen aufgewichsten Schnurrbart trüge, damit schon ein Großes gewonnen sei. (Schluß folgt.)

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Stille war es rundum. Nur ein zeitweiliges Hufstampfen oder das Schnauben eines Pferdes ließ sich hören. Die so unerwartet aus ihrer Sicherheit aufgeschreckten Männer hatten sich eng zusammengedrängt. Die Indianer sprachen kein Wort; die Weißen aber flüsterten einander leise Bemerkungen zu.

„Was ist denn los? Was ist denn geschehen, Herr Pfefferkorn?“ fragte der Hobble-Frank. „Die zwee Beeden brauchten doch gar nich zu schießen. Wir hätten die Erklärung ooch ohne die Schüsse verschtanden. Oder sollten in Wirklichkeet sich feindselige Wesen in unserer Nähe befinden?“

„Ganz gewiß. Was Old Shatterhand als bloßes Beispiel darstellte, das fand in Wirklichkeit statt. Er hat einen oder wohl gar mehrere Kundschafter gesehen.“

„Alle Teufel! Das kann zuweilen für uns äußerscht gefährlich werden! Es müssen mehrere Kerls gewest sein, sonst hätte der Apache nich ooch mit geschossen. Was ist da zu thun?“

„Wir müssen ruhig warten, bis die beiden zurückkehren.“

„Hm! Die sind übers Wasser nüber! So eene unvorsichtige Verwegenheet! Wenn sie nun da drüben von den Kundschaftern erwischt und um ihr bißchen irdisches Dasein gebracht werden!“

„Pah! Diese zwei Männer wissen ganz genau, was sie thun. Zunächst ließ Old Shatterhand die Feuer auslöschen, damit niemand auf uns zielen könne, falls außer den beiden Erschossenen noch mehr Feinde vorhanden sein sollten.“

„So denken Sie also, daß die Kerls wirklich erschossen worden sind?“

„Ich will sogar mitwetten, daß sie genau in die Stirne getroffen wurden.“

„Das wäre mehr als schtark! Das wäre sogar schtärker und am schtärksten! Was da für Dogen dazu gehören! Und nun suchen sie drüben wohl, ob der Feind in größerer Menge angezogen kommt?“

Ehe Jemmy antworten konnte, ertönte Old Shatterhands laute Stimme:

„Ein Feuer wieder anbrennen! Haltet euch aber fern von demselben, damit ihr nicht gesehen werdet.“

Jemmy und Davy knieten nieder, um diesen Befehl zu erfüllen, und zogen sich dann schleunigst in die Dunkelheit zurück.

„Erscht wird das Feuer ausgelöscht und nun wieder angebrannt. Wozu denn aber? Ich kann das nich begreifen!“ flüsterte Frank dem Dicken zu.

„Das ist auch nicht notwendig,“ antwortete dieser. „Darauf, daß gerade Sie es begreifen sollen, ist es wohl auch gar nicht angefangen.“

„Aber eenen Zweck muß es doch haben!“

„Allerdings. Unsere beiden Anführer haben das Terrain erst im Dunkel abgesucht und jedenfalls weiter nichts Verdächtiges gefunden. Nun wollen sie wohl tiefer in den Wald hinein. Da werden sie einen weiten Kreis um das Lager beschreiben, und indem sie auf dem Boden hinkriechen und dabei immer gegen das Feuer blicken, kann ihren scharfen, geübten Augen nichts Verdächtiges entgehen.“

„So also ist's gemeent! Hören Sie mal, mein lieber Herr Pfefferkorn, tüchtige Kerls sind diese zwee Beeden! Zu dem, was sie können und was sie wagen, gehört wirklich mehr als Zuckerwassertrinken! Ich gloobe nich, daß ich's zu schtande brächte. Aber wenn's zum Kampfe kommt, da schtelle ich meinen Mann; das können Sie mir gern und dreiste glooben!“

„Ich hoffe das, da Sie es jedenfalls gut verstehen, mit Ihrem Gewehre umzugehen.“

„Na, und ob und wie! Aber sehen Sie doch mal hin nach dem Teiche! Da sitzt der Bob noch immer. Er hat den Kopf so tief niedergezogen, daß ihm das Wasser bis an den Mund geht. Der will nich erschossen sein und doch ooch nich ertrinken.“

„Er mag allerdings keine geringe Besorgnis fühlen. Schau! Da kommen sie!“

Im Scheine des Feuers waren Winnetou und Old Shatterhand zu sehen, welche zurückkehrten, jeder mit einem Gewehre in der Hand und einem Indianer auf der Schulter. Die anderen wollten sich um sie drängen, aber Old Shatterhand sagte:

„Jetzt gibt es keine Zeit zu Auseinandersetzungen. Diese beiden Toten werden auf Reservepferde gebunden und dann brechen wir auf. Es sind zwar nur die beiden hier am Lager gewesen, aber man kann nicht wissen, wie viele hinter ihnen stehen. Also schnell.“

Beide Leichen hatten ein rundes Loch in der Stirn und auch ein solches im Hinterkopfe. Die Kugeln waren ihnen also durch den Kopf gegangen, ganz wie Old Shatterhand zu Winnetou gesagt hatte: „Tayassi — in die Stirn.“

Die anderen waren wohl auch vortreffliche Schützen, eine so unglaubliche Sicherheit des Schusses aber setzte sie in das größte Erstaunen, und die Schoschonen flüsterten heimlich miteinander und warfen abergläubische Blicke auf die beiden berühmten Männer.

Der Aufbruch wurde schnell und still vorbereitet. Natürlich mußte das Feuer wieder verlöscht werden; dann setzten Winnetou und Shatterhand sich an die Spitze des Zuges, und der nächtliche Ritt begann.

Wohin er gehen solle, das fragte niemand. Man verließ sich auf die beiden Führer. Das Thal wurde bald so eng, daß einer hinter dem anderen reiten mußte. Dieser Umstand und die gebotene Vorsicht ließen kein Gespräch aufkommen.

Natürlich hatte man den Neger nicht im Wasser sitzen lassen. Er saß ohne Kleidung auf seinem Gaule und mußte am Ende des Zuges reiten, weil er das duftende Vermächtnis des Stinktieres noch sehr merklich an sich trug. Er hatte vom langen Davy dessen alte, zerfetzte Santillodecke, welche demselben als Sattel diente, erhalten und sie sich wie einen Südseeinsulanerschurz um die Hüften gewickelt. Er war mit sich und seinem Schicksale zerfallen, und sein immerwährendes leises Vorsichhinbrummen ließ vermuten, daß er allerhand trüben und zornigen Gedanken Audienz gebe.

So ging es in möglichster Stille und möglichster Schnelligkeit stundenlang fort, erst durch das enge Thal, dann eine breite, kahle Berglehne empor, drüben wieder hinab, über eine vielfach gewundene, schmale Prairie, und als der Tag endlich zu grauen begann, stieg vor den Reitern ein steiler Paß zwischen hohe, dunkel bewaldete Berge hinein. Dort, am Fuße der letzteren, blieben die beiden Führer halten und stiegen von ihren Pferden. Die anderen folgten diesem Beispiele.

Die beiden Leichen wurden von den Pferden genommen und auf die Erde gelegt. Die Schoschonen bildeten einen weiten Kreis um die Stelle. Sie wußten, daß jetzt eine Untersuchung beginnen werde, deren Schwierigkeit sie sehr gut kannten. Hier durften zunächst nur die Häuptlinge sprechen; die gewöhnlichen Krieger mußten es abwarten, ob man sie mit zu Rate ziehen werde oder nicht.

Die Toten waren nach indianischer Weise teils in Zeug und teils in Leder gekleidet. Ihr Alter war kaum mehr als zwanzig Jahre.

„Das dachte ich mir,“ sagte Old Shatterhand. „Nur unerfahrene Krieger öffnen, wenn sie ein feindliches Lager beschleichen, die Augen so vollständig, daß deren Leuchten so gut bemerkt werden kann. Ein schlauer Kundschafter aber versteckt das Auge halb unter Lid und Wimper. Dann ist es selbst für unsereinen schwer, seinem Blicke mit dem unserigen zu begegnen. Aber zu welchem Stamme gehören sie?“

Diese Frage war an Jemmy gerichtet.

„Hm!“ brummte dieser. „Werdet Ihr glauben, Sir, daß Euere Frage mich verlegen macht?“

„Ich glaube es, denn ich kann sie in diesem Augenblicke selbst auch nicht beantworten. Auf einem Kriegszuge befinden sie sich; das ist sicher, denn die Kriegsfarben in ihren Gesichtern sind zwar ziemlich verwischt, aber doch vorhanden. Schwarz und rot! Die Farben der Ogallala. Aber die Kerls scheinen doch keine Sioux zu sein. Aus ihrer Kleidung ist nichts zu ersehen. Durchsuchen wir doch einmal ihre Taschen!“

Dieselben waren vollständig leer. Trotz sorgfältigsten Suchens war nicht die geringste Kleinigkeit zu finden. Bei jeder Leiche hatte gestern abend ein Gewehr gelegen. Auch diese wurden untersucht. Sie waren geladen, zeigten aber kein Merkmal, aus welchem man auf die Stammesangehörigkeit der Erschossenen hätte schließen können.

„Vielleicht sind sie ganz ungefährlich für uns gewesen,“ bemerkte der lange

Davy. „Sie sind zufällig in die Gegend gekommen, in welcher wir lagerten, und haben uns zu ihrer eigenen Sicherheit beschleichen müssen. In diesem Falle wären sie fortgegangen, ohne uns ein Leid zu thun, und dann bedaure ich sehr, daß sie ihr Leben haben geben müssen."

Old Shatterhand schüttelte den Kopf und antwortete:

„Ihr wollt ein Westmann sein, Master Davy? Wenn Ihr wirklich einer seid, so kann man von Euch verlangen, daß Ihr gelernt habt, folgerichtig zu denken."

„Nun, Sir, ich meine, daß ich meine fünf Sinne beisammen habe."

„Wirklich? Na, ich will nicht daran zweifeln. Aber der Ort, an welchem wir lagerten, war so beschaffen, daß man nicht zufällig an ihn gelangt. Diese Leute hier sind unserer Spur gefolgt."

„Das beweist noch nichts gegen sie!"

„Nein. Aber sie haben ganz vorsichtigerweise alles von sich gethan, was auf ihren Stamm schließen lassen könnte. Das ist verdächtig. Sie waren mit Gewehren, aber nicht mit Munition versehen. Das ist noch verdächtiger, denn ohne Pulver und Blei entfernt kein Indianer sich von seiner Horde. Sie gehören unbedingt zu einer Truppe, deren Kundschafter sie sind."

„Hm! vielleicht haben sie nicht einmal Pferde gehabt."

„Nicht? Seht Euch doch einmal die Lederhose dieses einen an. Sind nicht die Beine an den inneren Seiten aufgerieben? Wovon soll das sein, wenn nicht vom Reiten!"

„Von früher her vielleicht."

Old Shatterhand kniete nieder und hielt seine Nase an die Hose. Dann sagte er, wieder aufstehend:

„Riecht einmal dieses Beinkleid an! Der Pferdegeruch ist nicht zu verkennen; da er aber in der Wildnis schnell vergeht, so will ich um viel mitwetten, daß diese beiden Roten noch gestern zu Pferde gesessen haben."

Da trat Wohkadeh, welcher bisher in respektvoller Entfernung gestanden hatte, herbei und sagte:

„Die berühmten Männer mögen Wohkadeh erlauben, ein Wort zu sprechen, obwohl er noch jung und unerfahren ist!"

„Sprich immerhin," nickte Old Shatterhand ihm wohlwollend zu.

„Wohkadeh kennt zwar nicht diese roten Krieger, aber er kennt das Jagdhemde des einen."

Er bückte sich nieder, hob den Saum des Jagdhemdes empor, deutete auf einen Schnitt, welcher sich in demselben befand, und erklärte:

„Wohkadeh hat sein Totem (Zeichen) hineingeschnitten, denn es sollte ihm gehören."

„Ah! Das ist ein ganz wunderbares Zusammentreffen. Vielleicht erfahren wir nun Genaueres."

„Wohkadeh kann nichts Sicheres sagen, aber er vermutet, daß diese beiden jungen Krieger zum Stamme der Upsarocas gehören."

So nennen sich die Krähenindianer.

„Welchen Grund hat mein junger Bruder zu dieser Vermutung?" fragte Old Shatterhand.

„Wohkadeh war dabei, als die Upsarocas von den Sioux Ogallala bestohlen wurden. Wir kamen von dem langgestreckten Berge her, welchen die Bleichgesichter den Rücken des Fuchses nennen, und gingen über den nördlichen Arm des Cheyenneflusses, da, wo derselbe sich zwischen dem dreifachen und dem Inyancara-Berge hindurchwindet. Während wir zwischen dem Berge und dem Flusse hinritten, bogen wir um die Ecke eines Waldes und sahen viele rote Männer, welche im Wasser badeten. Es war ein heißer Tag. Die Ogallalas hielten eine kurze Beratung. Die Badenden waren Upsarocas, also Feinde von ihnen. Es wurde beschlossen, ihnen die größte Schande anzuthun, welche einem roten Krieger widerfahren kann — — —"

„Alle Teufel!" rief Old Shatterhand. „Sie haben ihnen doch nicht etwa die größten Heiligtümer, ihre Medizinbeutel, rauben wollen?"

„Mein weißer Bruder hat es erraten."

„So weiß ich nun alles, was du erzählen willst. Aber sprich nur weiter!"

„Die Sioux-Ogallala ritten unter den Bäumen hin bis zur Stelle, an welcher die Pferde der Upsarocas weideten. Dort lagen deren Kleider und Waffen, dazu auch die Medizinen, die sonst kein Krieger vom Halse nimmt. Die Ogallala stiegen ab und schlichen sich hinzu. Da ein Gebüsch zwischen dem Orte und dem Flusse war, so gelang es ihnen leicht, den Diebstahl auszuführen, denn sie konnten von den Badenden nicht bemerkt werden."

„Hatten diese denn keine Wache zurückgelassen?"

„Nein. Sie konnten nicht vermuten, daß ein Trupp feindlicher Ogallala dahin kommen könne, wo damals die Rosse der Upsarocas weideten. An den Waffen vergriffen die Sioux sich nicht, denn sie hatten ja selbst welche; aber die vorhandene Munition und einige Kleidungsstücke nahmen sie mit. —" Wokadeh schwieg einen Augenblick.

(Fortsetzung folgt.)

Anleitung einen photographischen Apparat selbst zu verfertigen.

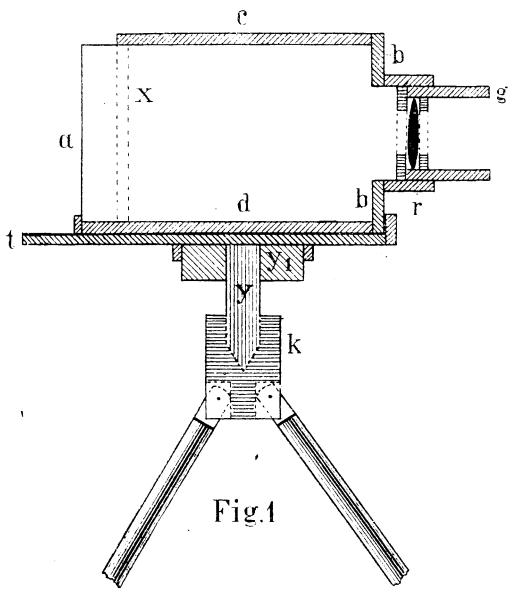


Fig. 1

Schon mancher Junge hat, wenn er einem Photographen bei seiner Arbeit zusah, gedacht, es muß doch ein Vergnügen sein, so schnell, wie der Photograph, Bilder zu machen. Er hat wohl auch Verlangen danach getragen, einen solchen, wie ihm schien, geheimnisvollen Apparat zu besitzen, um mit demselbem zu hantieren. Da aber so ein Apparat gar nicht billig ist, mußten ihm seine Eltern, denen er seinen Wunsch zu Weihnachten äußerte, denselben rundweg abschlagen. Der Junge hätte aber jetzt versucht, selbst den Apparat zu machen, wenn er gewußt hätte, wo ein und wo aus oder auf seine Frage: „Wie verfertigt man einen photographischen Apparat?" eine Antwort bekommen hätte. Zweck des vorliegenden Aufsatzes soll nun sein, einem geschickten Jungen eine genaue, leicht faßliche Anleitung zu geben, wie er sich mit geringen Kosten einen photographischen Apparat samt allem Zubehör selbst verfertigen und auch gebrauchen kann.

Der ganze Apparat besteht aus vier Teilen:
1. aus der Dunkelkammer (camera obscura),
2. aus der Kassette und Einstellscheibe,
3. aus dem Stativ, und
4. aus dem photographischen Kopierrahmen.

Die Dunkelkammer.

Bevor man sie in Angriff nimmt, verschaffe man sich vom Optiker ein gutes, nicht allzu kleines Lupenglas, Linse oder gewöhnlich Brennglas genannt, und halte es einem weißen Papierbogen gegenüber. Nach einigem Näher- oder Fernerrücken wird man auf dem Bogen das umgekehrte Bild eines gegenüberliegenden Gegenstandes wahrnehmen. (Es ist absolut notwendig, daß das Lupenglas ein ganz scharfes Bild gibt, da sonst die photographischen Bilder undeutlich werden.) Die ungefähre Entfernung des Lupenglases vom Papierbogen (2 bis 3 cm weniger als die eigentliche Entfernung) bestimmt die Länge der Dunkelkammer. Um nun diese fertig zu stellen, nehme man fünf Brettchen von Cigarrenkistchenholz, von denen zwei (gleich große) so lang wie die ungefähre Entfernung des Lupenglases vom Papierbogen und ungefähr 13 cm breit, die beiden Seitenwände a a, zwei andere

den Deckel c und Boden d des Apparates und das fünfte die Vorderwand b bildet (Fig. 1).

Das Brettchen b wird mit einer quadratischen Oeffnung (Fig. 2) versehen, auf die

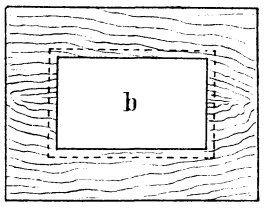


Fig. 2

dann der Behälter für das Lupenglas (Objektiv) kommt. Der Behälter wird nach Fig. 3 folgendermaßen gemacht. Zuerst wird aus vier etwa 2½ cm breiten Brettchen ein Rahmen r zusammengenagelt, der gerade auf die Oeffnung in der Vorderwand b paßt. Nun macht man sich ein Kästlein g aus vier etwa 3 bis 4 cm breiten Brettchen, das ganz genau in den Rahmen r passen und sich darin hin und her bewegen lassen muß. Auf eine der offenen Seiten wird nun ein weiteres Brettchen i gesetzt, das eine kreisrunde Oeffnung hat (Fig. 3). Diese Oeffnung muß ein wenig kleiner sein als das Lupenglas. Dieses selbst wird mit einem knapp in das Kästlein g passenden Brettchen p mit runder Oeffnung darin befestigt. Hat man sich die erwähnten Gegenstände angefertigt, so nagle man zuerst den Rahmen r auf das Brettchen b, wie in Fig. 2 durch Punkte angedeutet ist. Hierauf setze man auch

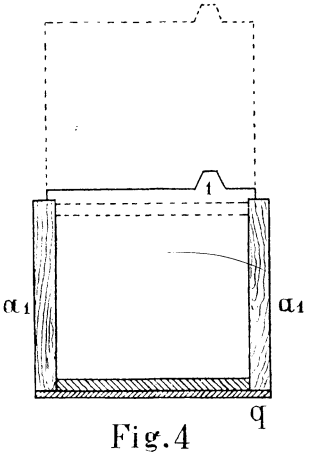


Fig. 4

die Dunkelkammer zusammen, lasse jedoch den Deckel c noch weg, bis man den zweiten Teil fertig hat, nämlich

Die Kassette und Einstellscheibe.

Die Kassette (Fig. 4) dient dazu, das photographische Papier, auf dem das Bild hervorgerufen werden soll, aufzunehmen. Man schneide mit der Laubsäge ein Brettchen o (Fig. 5) 2 mm dick zurecht, das genau in die

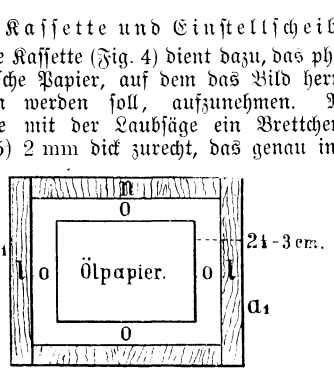


Fig. 6

noch offene Seite der Dunkelkammer paßt. Auf jede Fläche des Brettchens leime man (mit Tischlerleim) aus 2 bis 3 mm dickem Holze einen Rahmen n auf, dessen Schenkel 1½ cm breit sind. Auf diesen Rahmen werden an den zwei Seiten a_1 a_1 (vergl. Fig. 6) je zwei Leistchen l und m geleimt, von denen m um ½ cm schmäler ist als l. Zur Deckung wird unten ein Brettchen q angenagelt, das so breit ist als die Kassette dick. Nun fehlen noch die Deckel. Diese werden aus Pappe hergestellt, die so dick ist als das Leistchen m. Sie werden um ½ cm höher gemacht als die Kassette, und es wird oben auf der Seite ein kleines Stückchen Pappe gelassen, das als Handhabe dient, um den Deckel in die Höhe zu ziehen. Oben wird ein schmales Holzleistchen f und unten ein breiteres f_1 angebracht (Fig. 5), das erste zum Schutze gegen das Eindringen des Lichts, das zweite zur Führung des Deckels zwischen den Leisten l und l. Bei der Einstellscheibe (Fig. 6), auf welche man das Bild des Lupenglases fallen läßt (ersetzt den Papierbogen), verfährt man ebenso, wie bei der Kassette und nehme auch, was wichtig ist, für die entsprechenden Rahmen und Leisten das gleichdicke Holz, nur wird m nicht schmäler als l und kein Deckel gemacht. Dagegen schneidet man aus dem Brett o ein rechteckiges Loch aus, so daß der nun entstehende Rahmen Schenkel von 2½ bis 3 cm hat. Dieses Loch wird mit durchscheinendem Oelpapier beklebt, das aber keine Falten bilden darf. Nun kann man auch den Deckel c der Dunkelkammer annageln. Man läßt dabei ein Stück frei, das genau so breit ist wie die Kassette dick. In der Kammer nagle man an die Seiten a Fig. 1 je ein schmales Leistchen x an, die der Kassette zur Stütze dienen. Außen werden noch an a kleine Drahtriegelchen angebracht, welche die Kassette festhalten sollen. Nun kommen wir zum dritten Bestandteil,

dem Stativ.

Das Stativ verwendet man zum Aufstellen des Apparates. Zu seiner Verfertigung nimmt man drei geglättete Stängchen, welche nach unten ein wenig dünner werden, 1 m lang sind und etwa 2 cm im Durchmesser haben. Oben werden sie nach der Fig. 8 zugeschnitten und mit einem kleinen Loche versehen. Weiter gehört noch dazu ein dreiseitiger Knopf k (Fig. 7). Er wird 6 cm lang und an den Seiten 4 cm breit gemacht. An den Ecken werden mit dem Stechbeutel 3 cm lange, ½ cm weite und 2 cm tiefe Rinnen e e e eingestochen, in welche die Zungen z der Stängchen eingelassen werden. Von außen werden an den Ecken des Knopfes kleine Löcher gebohrt, durch die ein Draht gesteckt wird, der auch durch die Löcher an den Zungen z geht und umgebogen wird. Die Zungen müssen genau in die Rinnen e passen, da sonst das Stativ wackelig wird. In die Mitte des Knopfes k bohre man ein Loch, darein ein Zapfen y (Fig. 1) kommt. Auf den Zapfen steckt man ein etwas dickeres Brett y_1, das in der Mitte ein Loch hat von der Größe des Zapfenumfangs. Der Zapfen ermöglicht es, den Apparat nach jeder erforderlichen Seite drehen zu können. Als letztes Stück wird die zum Stativ gehörige Platte t (Fig. 1) angefertigt. Sie ist ein 1 bis 2 cm dickes Brett, das so breit und ein wenig länger ist als die Dunkelkammer. Auf die obere Plattenseite kommen zwei Leisten, zwischen welche die Dunkelkammer geschoben wird. Untenhin werden ebenfalls zwei Leisten gemacht, welche bestimmt sind, das Brett y_1 festzuklemmen. Nun bleibt nur noch übrig, Kammer, Kassette, Einstellscheibe und Objectivkästchen innen mit Tinte oder schwarzer Kreide zu schwärzen. Sollte in die Dunkelkammer von der Seite Licht eindringen, so beklebe man die Fugen mit schwarzem Papier, wie die Pappschachtelverzierungen. Damit wäre der Apparat fertig.

Gebrauchsanweisung.

Wenn man ein photographisches Bild aufnehmen will, so stelle man das Stativ an einem Orte, wo es sicher und fest steht, auf und setze

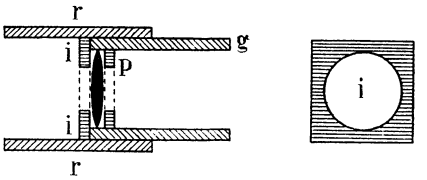


Fig. 3

die Dunkelkammer auf die Platte t. Nun nehme man ein schwarzes Tuch über den Kopf, stelle den Rahmen mit dem geölten Papier in die Dunkelkammer ein, das Papier dem Lupenglas zugewandt, und schiebe das letztere so lange hin oder her, bis auf dem Papier ein schönes, scharfes Bild erscheint. Hierauf setze man auf das Lupenglas einen Deckel, der aus Karton nach Fig. 9 zusammengeklebt ist und genau auf den Rahmen r paßt. An die Stelle der Einstellscheibe wird nun die Kassette gesetzt, die in jedem ihrer beiden Teile ein mit Reißnägelchen angeheftetes Stück photographischen Papiers enthält. Wenn man den Kassettendeckel in die Höhe gehoben, nimmt man vorn den Deckel des Lupenglases solange weg, als das photographische Papier braucht, um ein Bild zu erzeugen. Sodann wird derselbe rasch wieder aufgesetzt, der Kassettendeckel hinabgelassen und die Kassette in eine der Rocktaschen oder in die Botanisierbüchse gesteckt, wo man vielleicht auch den Apparat unterbringen kann. Vor allem ist darauf zu achten, daß das photographische Papier nicht im geringsten mit dem Licht in Berührung kommt, da schon eine Sekunde genügt, um es

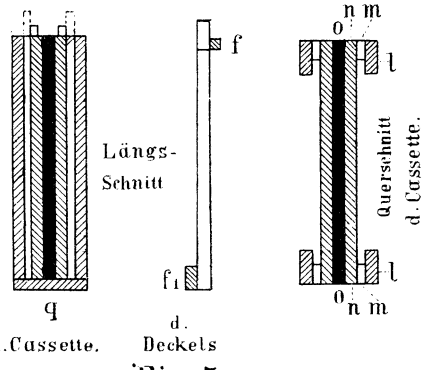


Fig. 5

unbrauchbar zu machen. Man bringe daher das Papier nur bei Nacht oder im dunkelgemachten Zimmer, in dem eine Kerze brennt, in die Kassette oder aus derselben. Nachdem man das belichtete Papier der Kassette entnommen, lege man es in eine Fixierlösung, welche bewirkt, daß das Bild sich nicht mehr verändert, also festgehalten, fixiert wird. Wenn man daß fixierte Bild sauber ausgewaschen hat und es beim Lichte betrachtet, wird man bemerken, daß die Schattenstellen weiß und die Lichtstellen schwarz sind. Man nennt dies das negative Bild oder kurz das Negativ. Um ein richtiges, positives Bild oder kurz ein

Positiv zu erhalten, verfahre man folgendermaßen. Das Negativ wird mit Oel durchtränkt (damit es durchscheinender wird), gut abgetrocknet und auf eine ganz reine Glastafel mit Gummi arabicum glatt aufgeklebt und

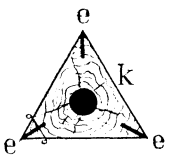


Fig. 7

zwar so, daß die Bildseite nicht auf das Glas zu liegen kommt. Dann nimmt man Chlorsilberpapier, das man bei jedem Photographen bekommen kann, und legt dasselbe auf das Negativ. Zur Vorsicht kann man auch eine Ecke ein wenig ankleben, damit das Bild nicht verrückt werden kann. Alles darf natürlich nur bei Kerzenlicht geschehen. Ist man damit fertig, so bringe man die Tafel ans Tageslicht und lasse, indem man das Chlorsilberpapier mit einem andern glatten Gegenstand fest an das Glas drückt, die Sonnenstrahlen oder auch nur das Tageslicht durch das Glas fallen. Nach einiger Zeit färbt sich das Papier braun, wovon man sich überzeugen kann, wenn man beim Aufkleben ein wenig Papier über das Negativ hervorstehen läßt. Ist das Bild auf dem Chlorsilberpapier schön braun geworden, so nehme man es im Dunkeln ab und lege es 5 bis 10 Minuten lang in eine Fixierlösung, die aus Wasser und unterschwefligsaurem Natron besteht. Wie viel man von jedem nehmen muß, kann man von dem Photographen erfahren, von dem man das Papier hat. Die Mischung wird verschieden gemacht, je nach der Beschaffenheit des Papiers. Das so gewonnene Bild wird sauber abgespült, getrocknet und auf Karton geklebt.

Was das photographische Papier anbelangt, worauf das Negativ gemacht wird, so kann

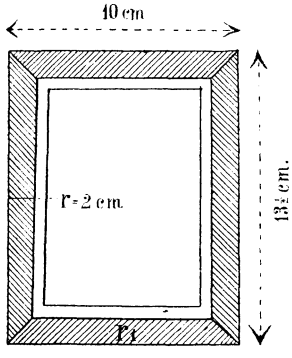


Fig. 10

man dies, sowie eine Anweisung, wie das Papier fixiert und wie lange es in der Kammer dem Lichte ausgesetzt wird, von der Firma „Alb. Glock und Cie. in Karlsruhe" erhalten. Man verlange Eastmans glattes B Bromsilberpapier, 12 Blatt zu 1 Mark 75 Pfennig (weniger wird nicht abgegeben).

Schließlich soll noch bemerkt werden, daß man, wofern nur die Gegenstände pünktlich und genau nach der Anweisung gemacht werden, ganz ordentliche Resultate erzielen wird. Schreiber dieses hat sich einen Apparat selbst, wie angegeben konstruiert und sollte es ihn freuen, wenn recht viele junge Leser auf diese Anregung hin sich entschließen würden, eben-

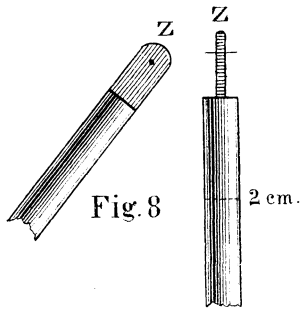


Fig. 8

falls einen solchen Apparat zu verfertigen, um ihn bei ihren Ausflügen recht fleißig zu benutzen. Sollte je einmal einer um etwas in Verlegenheit sein, so möchte ihm wohl ein Photograph, bei dem er sich Rats erholt, daraus helfen.

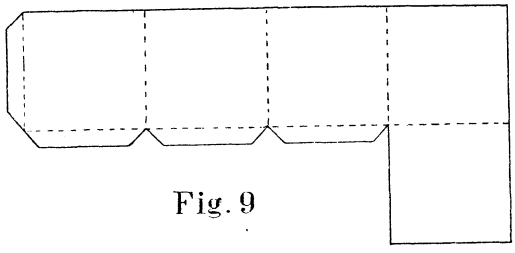


Fig. 9

Der photographische Kopierrahmen.

Das Kopieren der negativen Bilder, d. h. das Uebertragen des Negativs auf das Positiv, geht, besonders bei trüber Witterung, sehr langsam vor sich und es wäre zu ermüdend, die angegebene Kopiervorrichtung bei solchem Wetter mit den Händen festzuhalten.

Um diesem Uebelstande abzuhelfen, stelle man sich nachstehend beschriebenen Apparat her.

Man schneide mit der Laubsäge aus dem Deckel oder aus einer der Langseiten eines Cigarrenkistchens einen Rahmen r (Fig. 10) aus, der 13½ cm lang, 10 cm breit ist und dessen Schenkel eine Stärke von 2 cm haben. Ferner wird aus einem 1 cm dicken Holze ein gleich langer und gleich breiter Rahmen r_1 (in Fig. 10 schraffiert) gesägt, dessen Schenkel nur 1 cm breit sind. Dieser Rahmen wird auf den ersten genagelt. Sodann mache man aus Cigarrenkistchenholz auf jede Langseite des Rahmens r_1 zwei Leistchen l und l_1, von denen l 1 cm und l_1 7 mm breit ist. Nun wird ebenfalls aus Cigarrenkistchenholz ein Brettchen b (Fig. 13) ausgesägt, das in den zweiten Rahmen r_1 paßt. Auf diesem Brettchen werden auf der einen Seite zwei schmale Leistchen, jedes in der Mitte, und auf der anderen zwei aufwärts gebogene, in der Mitte mit einem kleinen Loch versehene Stahlfedern (etwa die Federn aus den Bändern an den großen sogen. Promenade-Krawatten) in einer Entfernung von 4½ cm angenagelt. Die Leistchen müssen ein

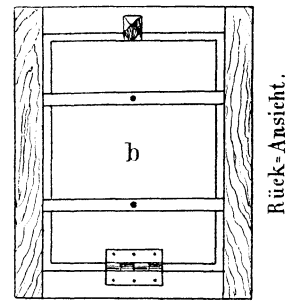


Fig. 12

wenig breiter sein als b. Eine Breitseite von b wird mit einem oder zwei kleinen Messingscharnieren versehen (Fig. 12), die auf r_1 befestigt werden. Nun lasse man sich vom Glaser eine Glasplatte schneiden, die in den Rahmen bequem hineingeht. Endlich mache man sich ein ebenso großes Stück Pappe zurecht, das man auf einer Seite mit weißem Papier überzieht und oben mit einem Streifchen Leinwand versieht, um es bequemer herausnehmen zu können. Wenn man nun kopieren will, so klebe man das Chlorsilberpapier an zwei Ecken auf das Negativ, lege beides auf die sauber gereinigte Glasplatte im Kopierrahmen und das Stück Pappe darauf und klappe den Deckel b zu. Nun verschließt man den Rahmen, indem man die zwei schmalen Leistchen auf b um ihren Mittelpunkt dreht und in den Zwischenraum zwischen l und l_1 schiebt. Jetzt wird der Rahmen dem Lichte ausgesetzt. Man sehe von Zeit zu Zeit nach dem Bilde, bis es die erforderliche Stärke erreicht hat, worauf man es fixiert. Zur Beschleunigung des Kopierens ist eine Anfertigung von zwei oder drei solcher Rahmen empfehlenswert.

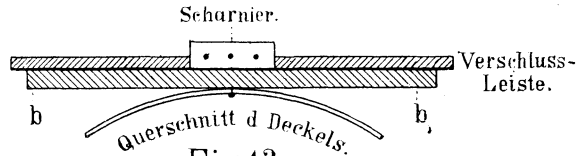


Fig. 13

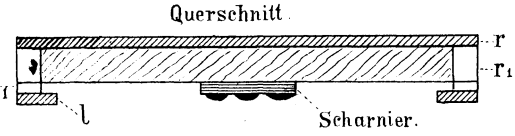


Fig. 11

Der Zufriedene.

Ein Prinz, welcher in den Umgebungen von Paris einen sehr schönen Garten besaß, ließ auf dessen Eingang in großen Worten schreiben: „Dieser Garten soll dem gehören, welcher vollkommen zufrieden ist." — Ein reicher Geizhals hatte die Worte gelesen und er fuhr zum Prinzen in der Hoffnung, das schöne Besitztum zu erwerben. Seinen berechtigten Anspruch gründete er auf die Aussage, vollkommen zufrieden zu sein. — „Ach! geh'n Sie doch," sagte lächelnd der Prinz; „wären Sie vollkommen zufrieden, so würden Sie ja nicht den Garten zu erlangen suchen."

Das „Oeligwerden" der Schmetterlinge.

Das „Oeligwerden" wird nicht selten durch feuchten Standort der Sammlung hervorgerufen, erscheint jedoch oft auch ohne nachweisbare Ursache. Es betrifft hauptsächlich alle diejenigen Schmetterlinge, deren Raupen im Innern von Pflanzen leben. Es beruht auf einer Zersetzung der Fettkörper, welche dann als Oel den Leib und wohl auch einen Teil der Flügel überziehen. Gegen das Oeligwerden bietet das allbekannte Benzin oder gereinigte Solaröl ein sehr gutes Hilfsmittel; entweder man bricht den öligen Hinterleib vorsichtig ab, legt ihn einige Tage hinein, läßt ihn trocknen und leimt ihn dann behutsam wieder an, oder, wenn mehr Teile, der Brustkasten und die Flügelwurzeln schon angegriffen sind, so steckt man den Schmetterling auf das Spannbrett, begießt die öligen Teile mit Benzin *), streut klaren Thon über und wiederholt dieses so lange, als dieser noch Feuchtigkeit einsaugt. Später klopft man den trockenen Thon ab, hilft mit einem Pinsel nach und kann so unter Umständen jede Spur verwischen, bisweilen aber auch einen graulichen Schimmer vom Thone nicht entfernen. Die öligen Schmetterlinge werden auch leicht milbig, d. h. von Milben heimgesucht. Ist dies der Fall, so nimmt man sie aus der Sammlung, steckt sie in eine Schachtel und stellt diese offen und

Uebung mit dem Arm- und Bruststärker.

umgekehrt in eine nicht zu heiße Ofenröhre. Die Schmetterlinge können einen höheren Grad von Hitze ertragen, als die in ihrem Innern wohnenden Milben; wenn sich auch zunächst die Flügel etwas wellig verziehen, beim Erkalten werden sie wieder eben, vorausgesetzt, daß sie nicht verbrannt wurden. Die Gegenwart von Milben wird aber durch ein braunes Staubhäufchen um die Nadel herum auf dem Boden des Kastens angezeigt.

Denkspruch.

Geh ohne Stab nicht durch den Schnee,
Geh ohne Steuer nicht zur See!
Geh ohne Gottes Geist und Wort
Niemals aus deinem Hause fort!

F. Rückert.

*) Vor Feuersnähe zu bewahren.

Der Arm- und Bruststärker.

Unter den vielfach angepriesenen Zimmer-Turnapparaten nimmt der von Largiadèr auf den Markt gebrachte, von der Firma Engler & Weber in Stuttgart

Uebung mit dem Arm- und Bruststärker.

fabrizierte „Arm- und Brustständer" großes Interesse für sich in Anspruch. Er besteht in höchst einfacher Weise aus zwei der Länge nach durchbohrten hölzernen Handgriffen (Spulen), welche bei der Uebung mit beiden Händen erfaßt werden. Durch die beiden Spulen ist ein Seil gezogen. Jedes der Seilenden trägt ein Gewicht von entsprechender Schwere. Werden nun durch seitliches Strecken oder Heben der Arme die Handgriffe voneinander entfernt, so steigen die Gewichte in die Höhe, bis sie von den Griffen berührt werden; sind die Handgriffe einander wieder genähert, so bewegen sich die Gewichte nach unten. Immer aber müssen dabei die Arme den Zug der Gewichte überwinden, bie sie, zum Ausruhen gesenkt, letztere zu Boden sinken lassen. Die Art der Uebungen ist eine außerordentlich zahlreiche und vielseitige, einige davon zeigen die hier beigegebenen Abbildungen. Der Apparat, dessen Preis zwischen 5 und 12 Mk. schwankt, ist nicht nur den sogen. Armstrongs aus Kautschuk, sondern auch den Hanteln und ähnlichen Gerätschaften vorzuziehen; er empfiehlt sich für Kinder ebenso wie für Erwachsene und sollte namentlich von allen denen benutzt werden, deren Beruf zu lang anhaltendem Sitzen zwingt.

Tafelgeschirr auf bewegter See.

Jeder weiß aus Beschreibungen (wenn er nicht selbst persönlich in der Lage war), wie es auf See bei einem Sturm zugeht. Landratten können sich da nicht mehr auf den Beinen halten; jeder Gegenstand würde in die Kreuz und in die Quere geschleudert werden und bald ein schönes Drunter und Drüber auf dem Schiffe herrschen, wenn nicht alles niet- und nagelfest angemacht oder doch so angeheftet oder befestigt wäre, daß es von den schwankenden Bewegungen nicht aus seiner Lage gebracht werden kann. Nun gibt es aber nicht wenig Dinge, die lediglich dem augenblicklichen Gebrauche dienen und zu diesem Ende bald hier bald dort hingestellt werden müssen. So vor allem das Tafelgeschirr. Seither half man sich durch ein Netz, das man über die Tafel hinspannte und in dem die Schüsseln, Flaschen, Gläser, Teller u. s. w. gewissermaßen hingen und solcherweise bei den Schwankungen des Schiffes vor dem Umstürzen bewahrt wurden. Freilich gewährte das Netz nicht in allen Fällen Sicherheit, auch war sein Gebrauch überhaupt keine Annehmlichkeit. Diesem Uebelstande hilft in gründlicher Weise das Tafelgeschirr mit einem Untersatz von Kautschuk ab, wie es seit einiger Zeit auf den Paketdampfern in Gebrauch gekommen ist. Der Kautschuk übt auf seine Unterflächen eine so starke Adhäsionskraft aus, daß Neigungswinkel, wie ihn unsere Abbildung (S. 384) zeigt, die damit versehenen Gegenstände noch nicht aus ihrer Lage bringen. Solche Neigungswinkel dürften aber selbst bei sehr hohem Seegang zu den Seltenheiten gehören.

Uebung mit dem Arm- und Bruststärker.

Eine neue leuchtende Insektenlarve,

die aber keinem Leuchtkäfer, sondern einer Mücke (Trimiera) angehört, ist kürzlich von englischen Entomologen auf Neuseeland beobachtet worden. Das intensive Licht geht von dem hinteren Körperteil aus. Das Insekt ist sehr häufig und bewohnt Löcher in Ufern, wo es in einem leuchtenden Netze hängt. Hin und wieder wird das Leuchten von dem Tiere eingestellt, oft auf längere Stunden; aus welcher Ursache, ist nicht bekannt. Vielleicht liegt der Nutzen des Leuchtens für das Tier darin, daß das Insekt durch plötzliches Verschwinden des Lichtes seine Feinde zu blenden vermag und dann sicher in sein Loch schlüpfen kann.

Sokrates.

Welch jugendliches Gemüt begeisterte sich nicht an dem leuchtenden Beispiele dieses Helden, wer zollte nicht Bewunderung dem Manne, der mit solcher Erhabenheit und Seelengröße den Becher mit dem tödlichen Gift trank? Wohl gibt es viele Helden im Altertum, die unerschrocken dem Tode ins Auge blickten, Sokrates aber steht einzig da, durch die Art und Weise seines Sterbens. Geboren zu Athen um 469 v. Chr., Sohn eines Bildhauers, widmete er sich dem Berufe seines Vaters. Noch zur Zeit des Pausanias zeigte man in Athen am Eingange der Akropolis eine Gruppe gekleideter Grazien als sein Werk. Einem mächtigen Drange folgend, sagte er im 30. Jahre der Werkstätte seines Vaters valet, um sich ganz dem Studium der Philosophie sowie dem Verkehre mit Philosophen, insbesondere mit Anaxagoras, Archelaus, hinzugeben, dabei aber seine Pflichten als Bürger mit Aufopferung erfüllend, worunter namentlich drei Feldzüge, die er mitmachte, zu rechnen sind, in denen er der Lebensretter seines Schülers Alkibiades und ein anderes Mal seines Freundes Xenophon wurde.

Sokrates.
Nach einer Büste im Vatikan zu Rom.

Nach heißem Forschen und Suchen erschien es Sokrates als erste, wichtigste Aufgabe des Menschen: sich selbst zu erkennen. Es wurde ihm zur Ueberzeugung, daß nur eine reine Seele das Reine oder die Wahrheit zu erkennen im stande sei, daß es keine Tugend geben könne, außer im Zusammenhange mit Gott und daß, wenn ein Mensch alle Tugenden besäße, dagegen einer ermangle, die übrigen ihm nichts hälfen; ferner, daß Weisheit nichts sei ohne Sittlichkeit, daß die Sittlichkeit sich im Kampfe mit Leidenschaften siegreich bewähren, und aus diesem Grunde die Seele stets auf Gott gerichtet werden müsse. Diese Philosophie, die seinen innersten Menschen durchdrang, suchte er zum Gemeingut seiner Zeitgenossen zu machen, das Böse auszurotten, Wahrheit und Gutes an dessen Stätte zu pflanzen. Hierdurch machte er sich die Sophisten zu Feinden, diese Schönredner und Heuchler, denen es nicht um Weisheit und Wahrheit zu thun war, deren Sinn vielmehr nach Genuß, Geld und Ehre stand. Frei von Menschenfurcht trat er aber kühn in die Schranken und zog das gottentfremdete, lügnerische, hochmütige Wesen und Treiben dieser Schar schonungslos ans Licht.

Dies entfesselte deren Rachesucht und zog ihm die Anklage zu: daß er die Götter verachte, einen einzigen Gott lehre, ein Verräter des Staates und ein Verführer der Jugend sei.

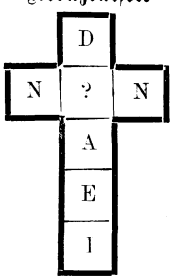
Ungeachtet der beißenden Ironie seiner Verteidigungsrede wurde Sokrates nur mit einer Mehrheit von drei Stimmen für schuldig erklärt. Er hätte sich vom Tode retten können durch die Wahl zwischen lebenslänglichem Gefängnis, Verbannung oder einer hohen Geldbuße. Er verschmähte dies im Stolze der Unschuld und Tugend, und — wurde zum Giftbecher verurteilt.

Mutig, heiter betrat er sein Gefängnis. Dreißig Tage genoß er, durch einen besonderen Zufall, die hohe Freude, seine Freunde und Schüler um sich zu sehen, in seiner Lehre zu befestigen. Nach einem letzten Gespräch über die Unsterblichkeit der Seele brachte ihm der Kerkermeister den todbringenden Trank. Sokrates sprach seinen weinenden, jammernden Schülern noch Trost zu, dann setzte er mit erhabenem Lächeln den Becher an die Lippen und trank ihn mit höchster Seelenruhe, in seinem Sterben wie im Leben ein Zeugnis für die Macht seines Glaubens ablegend.

Auflösung der zweisilbigen Charade in Nr. 24.

Eislauf.

Kreuzrätsel.



Die Buchstaben in der Figur sind so zu ordnen, daß die senkrechte Reihe eine Stadt in Arabien, die wagerechte eine Präposition nennt. Ersetzt man das Fragezeichen durch einen Buchstaben, so nennt dann die senkrechte Reihe ein Gebirge, die wagerechte Reihe einen Fluß.

Fragen und Antworten.

☛ Briefe, welche die Preisrätsellösung enthalten, bitten auf der Außenseite des Briefumschlages stets mit dem Vermerke: „Preisrätsellösung" oder „Preiskonkurrenz" zu versehen.

Richard Mei . . . . ne in **Stuttgart.** Du schreibst: „Kann man denn wirklich in das Rundell des Irrgartens hinein kommen? Das ist einmal ein schweres Rätsel, das löst niemand. Hat denn schon einer von meinen Kameraden den Weg gefunden?" — Du bist ein kleiner „Kann—nir". — Sehr viele Deiner Kameraden sind schon längst zurück, so viele, daß sich der „G. K." als nobler Mann wird entschließen müssen, noch mehr Preise zu verteilen. Also mache Dich schnell nochmals auf die Suche.

Rudolf K. in **Emmendingen.** Privatpost- und Zeitungsstempel gehören nicht ins Briefmarkenalbum, wiewohl solche ebensogut gesammelt werden können. Ein Privatpost-Briefmarkenalbum ist bereits im Handel erschienen.

Walther Sch. in **Hamburg.** Die Lösung ist richtig. In Nr. 16 des „G. K." sind alle rechtzeitigen Einsendungen genannt.

R. S. in **Stade.** Können wir Ihnen leider nicht raten. Fragen Sie einen Arzt. — Ein Buch über Australien? Rietmann, Wanderungen in Australien, St. Gallen 1868. — Hellwald, Die Erde und ihre Völker. Verlag v. W. Spemann. 1877. — Das Wissenswerteste enthält übrigens jedes geographische Lehrbuch.

Hch. W. in **Wien X.** Die gesuchten älteren Jahrgänge des „Illustrierten Briefmarken-Journals" erhalten Sie vielleicht, wenn Sie Ihren Wunsch durch ein Antiquariat ausschreiben lassen. Möglich auch, wenn Sie sich an die überall existierenden Philatelistenvereine wenden. — Eine Ankündigung in dieser Fassung können wir nicht aufnehmen. — Ihrem Schreiben nach zählen Sie schon mehr zu den „alten" Knaben. Haben wir recht?

Brüderpaar E. und M. in **Bern** sind für Rätsel freundlichst bedankt.

R. Gew. in **Lissa.** Wir vergessen's nicht, sei ganz ruhig. — Du thust am besten, wenn Du bei Deinem beabsichtigten Einkauf auf die dortigen Platzverhältnisse Rücksicht nimmst und einen dortigen Buchbinder zu Rate ziehst.

Paul und **Viktor L.** in **Ludwigsburg** schreiben dem „G. K.": „Wir möchten Ihnen einige leicht ausführbare Experimente mit der in Nr 1 des „G. K." beschriebenen Luftpumpe angeben, die Sie im „G. K." zu bringen die Güte hätten. 1. Versuch mit dem Wiederaufkochen von Wasser. Man erhitze in einem Wasserglas Wasser bis zu ungefähr 60° R., bringe alsdann das Glas samt Wasser schnell in den Recipienten und pumpe nun die Luft aus, so wird das Wasser gleich bei den ersten Kolbenzügen wieder aufsprudeln. 2. Der leichteste und einfachste Versuch ist der mit einem brennenden Licht, das, unter die Luftpumpe gebracht, sogleich erlischt. Man stelle ein brennendes Licht in den Recipienten, das ungefähr gleich $\frac{1}{4}$ der Höhe des letzteren ist und thue dasselbe, wie in Nr. 1. Das Licht geht schon

beim ersten oder zweiten Kolbenzuge aus. 3. Die Luft aus Holz und Wasser herauszubringen. — Man lege irgend ein Stück Holz auf Wasser, pumpe hierauf die Luft in dem Recipienten aus, so hat man nun einen doppelten Versuch vor sich; erstens wird die Luft aus dem Holz, zweitens aus dem Wasser herausgepumpt. In dem Wasser müssen, wenn der Apparat genau ist, Luftbläschen aufsteigen und das Holz muß untersinken." — Danken bestens. Ihr seid ja bereits recht gelehrte junge Herren! — Den Quetschhahn bekommt ihr in Metallwarenhandlungen, vornehmlich in Gas- und Wasserleitungsgeschäften. Die übrigen Anfragen sind bereits oder werden durch demnächst erscheinende Aufsätze beantwortet werden. Gruß freundlichst erwidert.

Leonhard H. in **Würzburg.** Wir haben diese Frage schon in Nr. 19 unseres „G. K.", S. 288, ausführlich beantwortet. — Um die Adresse von Schiffseigentümern oder Matrosenmaklern zu erfahren, bitte Deinen Papa, er möge sich nach Bremen, Hamburg, Kiel, Danzig u. s. w. wenden.

P. H. in **B.** Zur Abwechslung wird nun auch mal Hobble-Frank „angedichtet" und zwar gar nicht übel. Sollen wir ihm die Verse schicken? Er platzt vor Eitelkeit. — Was soll's mit der Hobelbank? Die ist lange fort. Lies Deinen „G. K." nur mal nach.

Ernst W. in **Riga.** Eine Buchbinderpresse selbst herzustellen, das können Sie der nötigen Schrauben halber nur, wenn Sie eine Drehbank zu handhaben wissen und das Geschick des Drechslers besitzen. Fragen Sie doch mal bei Buchbindern um, vielleicht bekommen Sie für ganz weniges Geld eine alte bereits ausrangierte zu kaufen. Ihren Zwecken wird sie immer noch entsprechen. — Das muß auf mechanische Weise geschehen. Reiben Sie mit einer kräftigen Sorte Schmirgelpapier. — Besten Dank für die Rätsel.

P. Eversheim in **Hagen.** Wie sollen wir Dir eine Anleitung zur Handhabung Deiner Druckerei geben, da wir weder die Konstruktion derselben, noch deren Leistungsfähigkeit kennen! Wende Dich an die Handlung, wo der Apparat gekauft wurde. In der Regel liegen denselben gedruckte Gebrauchsanweisungen bei. Man soll sie Dir nachträglich geben.

E. W. in **H.-Z.** Du schreibst: „Ich habe von meinen Eltern ein Mikroskop geschenkt bekommen und werde mir erlauben, Ihnen einige Forschungen durch dasselbe zu schreiben." Nichts für ungut; wie willst Du denn das machen? — Deine Mitteilungen sollen uns sehr willkommen sein. — Die Anleitung zum Anlegen einer Münzsammlung ist schon lange fix und fertig. Wir konnten nur, da der Frühling doch seine Ansprüche an uns stellte, bis jetzt immer noch nicht das Plätzchen dafür finden. Soll aber bald werden. Grüßen freundlich!

Eduard H. in **Kreuznach.** So, Du liest im „G. K." am allerliebsten die — Antworten. Und wir wissen keine lieblichere Beschäftigung als dieselben zu — schreiben. Wollen wir mal tauschen?

Wilh. G. in **Stettin.** Ob der Hering wirklich zu den Säugetieren zählt? — Na, na! wer hat Dir denn das weis gemacht?! —

Ein Quartaner aus **Zabern.** Kornelius Nepos wurde um 95 v. Chr. geboren; sein Todesjahr ist nicht genau festgestellt, entweder 29 oder 28.

D. B. in **Flensburg.** Du fragst, wie man vernickeln kann? Dazu bedarf es einer Anzahl Chemikalien, welche Dir nicht verabfolgt werden dürfen. Die Manipulation ist gleichfalls ziemlich kompliziert. Es wird besser sein, Du wendest Dich an einen Fachmann. Die Kosten sind in der Regel ganz gering.

Quartaner A. Br. in **Berlin.** Du meinst doch die Siegessäule auf dem dortigen Königsplatze? Die Säule hat ohne den Grundsockel und die Säulenhalle eine Höhe von 27 m und 5 m im Durchmesser. Die auf ihr schwebende Viktoria mißt fast 10 m Höhe. — Bogen und Pfeile lasse bei einem Drechsler fertig stellen oder beziehe sie aus einer Spielwarenhandlung. — Warum die Fliegen in Deinem Froschglase immer ersaufen? Hast Du jemals gehört, daß dieses Pack unter die Amphibien zählt? —

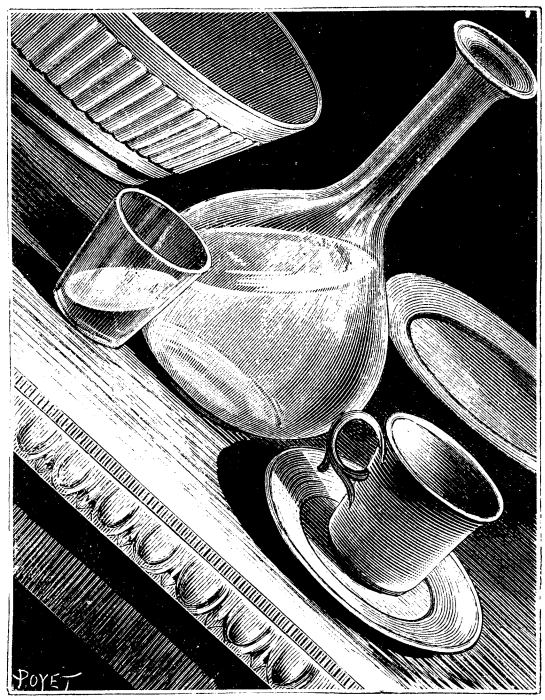
Obertertianer W. G. in **D.** Du willst noch mehr lustige Schülergeschichten! Ja, bald wieder und zwar eine zum – Krankenlachen. — Wenn Du ein Bild anlegst, mußt Du darauf achten, daß durch die ganze Komposition in Hinsicht auf die Farbe ein einheitlicher harmonischer Ton gehe. Du kannst die Licht- und Schattentöne mit einer oder mit mehreren Farben geben, ganz gleichgültig; zu beachten ist nur, daß der Gesamteindruck ein harmonischer sei, daß nicht eine Farbe, wie man zu sagen pflegt, aus dem Bilde „herausfällt", oder daß es gar „knallig" ist. Gehe, wenn Du überhaupt künstlerisch beanlagt bist, ganz Deiner Empfindung nach. Naivität ist in Deinen Jahren das Beste. — Wir werden zusehen, daß wir eine solche Feldflasche zustande bringen und werden dann darüber berichten.

Hermann Sunder in **Bückeburg.** Ueber die Schleiereule haben wir in Nr. 22 des „G. K." bereits an andere Adresse ausführlich geantwortet. Für Bemühung um den neuen Abonnenten danken schön und grüßen freundlich.

Ernst W. in **R.** Wenn Dein Taschengeld es erlaubt, lasse Dir das billige und mehrfach empfohlene Schriftchen von Th. Reibisch, Verlag von Otto Spamer in Leipzig „Das Anlegen von Aquarien, Herbarien 2c." kommen. Besorgt jede Buchhandlung. — Die Nummerausgabe des „G. K." erscheint jeden Samstag.

Hermann Pf. in **Kolmar.** i. E. Lese die an Wilh. Horn in Kassel in Nr. 23 gegebene Antwort. Das dort Gesagte wird auch auf Deinen Fall zutreffen.

Wilhelm K. in **Berlin.** Du willst Auskunft über die Steuerkarriere. Recht gerne! Die Stellen der niederen Steuerkarriere werden fast ausschließlich den Militäranwärtern vorbehalten. Die höhere bedingt die Reife der Prima eines Gymnasiums oder einer Oberrealschule, die Ableistung des Militärjahres, die günstige Aufnahmeprüfung bei einer Provinzialsteuerdirektion und den Nachweis dreijährigen Lebensunterhaltes. Nach vollendetem zweiten Ausbildungsjahr findet die Fachprüfung, nach deren Bestehen die Ernennung zum Grenzaufseher, später zum Steueramtsassistenten (Gehalt 1700 bis 3200 Mk.) statt. Es erfolgt sodann ein Aufrücken nach drei Richtungen, entweder zum Obergrenzkontrolleur, Obersteuerinspektor, Steuerrat — in der Kassenbeschäftigung bis zum Rendanten — im Bureaudienst bis zum Provinzialsteuersekretär. Die Assistenten, Hauptamtskontrolleure und Rendanten haben Kautionen von 900 bis 9000 Mk. zu leisten. Ausbildungskosten mit Militärjahr betragen etwa 5000 Mk.



Tafelgeschirr auf bewegter See.

F. H. in **Dresden.** Ei, wer wird so neugierig sein! Du weißt ja, daß Dein Landsmann Hobble-Frank ein berühmter Weltmann werden will, und das muß Dir vorläufig genügen. Wir dürfen nichts aus der Schule schwatzen. Sollen wir ihn von Dir grüßen? Das würde den liebenswürdigen Krakehler jedenfalls sehr freuen. Wer weiß, welchen Bären er dem Jemmy in diesem Augenblicke wieder aufbindet. — Schönen Dank für Deine Uebersetzung. Wir müssen dem armen geplagten Cäsar jetzt aber endlich ein wenig Ruhe gönnen. Er wird von seiner letzten Nachtwächterreise her ohnehin noch recht 'runter sein.

Martin S. in **Berlin** SO., **J. D.** und **O. F.** in **Grimma.** Danken bestens für die Rätsel. Sind unserer Mappe überantwortet worden.

Auf viele Anfragen: Die richtigen Lösungen des Irrgartenrätsels, werden erst nach der am 1. Juli d. J. stattfindenden Verlosung verzeichnet werden.

Viktor S. in **Landskron.** Es will ein Kamerad in Düren Briefmarken mit Dir tauschen. Gib Deine genaue Adresse an, welche Marken Du gibst und welche Dir erwünscht sind. Wir besorgen den Brief; das weitere wollen die jungen Herren aber dann unter sich und direkt ausmachen.

Quartaner M. E. in **F.** Das „NB" wird wahrscheinlich „Anerkennung" bedeuten, denn eine solche Kombination ist für einen Quartaner immerhin schon eine Leistung. — Ob die deutsche Industrie z. B. die englische schon erreicht habe? Junger Freund, das ist eine volkswirtschaftliche Frage von so weitgehender, den Materien und Qualifikationen nach derart umfassender Bedeutung, daß jahrelanges Studium zwar zu hoher Orientierung, nie aber zu erschöpfender Beantwortung führen würde. Eine Antwort in dieser summarischen Fassung zu geben, müssen wir den kommenden Decennien, der Geschichte überlassen.

H. Hradetzki in **Reval.** Du willst Deinen selbstgebauten Cirkus isabellfarbig bemalen. Fertige Isabellfarbe (bräunlich-gelblich-weiß) gibt es unseres Wissens nicht. Du mußt also den Ton durch Mischung zu erreichen suchen. Nimm Weiß und Neapelgelb, dazu etwas gebrannten Gold- oder Dunkelocker, überhaupt ein „Braun" und mische (versuchsweise erst in ganz kleinen Mengen) bis Du den gewünschten Ton hast.

G. K. in **Ludwigsburg.** Du willst eine Sonnenuhr selbst konstruieren. Die Anleitung dazu wird Dir in einer der nächsten Nummern werden. Da diese Selbstanfertigung nicht ganz so leicht ist, müssen wir Illustration beigeben, und dazu gebrauchen wir mehr Raum als die Rubrik für „Antworten" heute gestattet. Also etwas Geduld!

Max J. in **Kiel.** Aber, lieber Max, liest Du denn den „G. K." nicht? — Ueber das Pressen von Pflanzen haben wir in jüngster Zeit zu wiederholten Malen ausführliche Anleitung gegeben. Schlage gefälligst die letzten Nummern nach.

H. R. IIIa in **Bretlum** möchte gern wissen, wie man von einer Briefmarke, ohne deren Farbendruck zu beschädigen, Tintenflecke entfernen kann. Wer weiß das?

Th. K. in **Czernowitz.** Wir sind der Ansicht, daß man die Aquarellmalerei nach guten Vorbildern, unter Assistenz einer tüchtigen Lehrkraft, durch Studien nach der Natur, nicht aber nach Büchern versuchen und lernen soll. Uebrigens bedingt die Führung des Pinsels bereits ausgiebige zeichnerische Fertigkeit. Wollen sehen, vielleicht, daß wir doch mal einen in allgemeinen Sätzen gehaltenen Aufsatz darüber bringen. — Zur Anfertigung Ihrer Pfeile wollen Sie sich ein Vorbild verschaffen. Haben Sie etwas vom Geschick des Schnitzers, wird's wohl gehen. Eine theoretische Anleitung ist in diesem Falle schwer zu geben.

G. H. in **St.** Du meinst jedenfalls die Karriere des Avantageurs. Die Ausbildung bis zur Offiziersbeförderung dauert etwa 18 Monate, die Kosten betragen etwa 1600 Mark. — Die erste Ausrüstung des Offiziers verursacht für Infanterie und Artillerie einen Aufwand von 600 Mark, bei berittenen Truppen weit mehr.

F. Ebert in **Sterkrade,** Regierungsbezirk **Düsseldorf** ersucht den „G. K." um Aufnahme der Bitte: „Wer von meinen Kameraden weiß mir physikalische oder ungefährliche und leichte chemische Experimente vorzuschlagen? Ich wäre für Mitteilung sehr dankbar."

H. G. in **Altona.** Was Du an einer unserer Auskünfte auszusetzen hast, ist uns sehr wohl bekannt. Frage mal betreffende Persönlichkeit, ob es ihr recht gewesen wäre, hätten wir das Gegenteil gesagt. — Deinen Salamandern und Fröschen gib Ameisenpuppen, Mehlwürmer, Fliegen, alle Arten Kerbtiere. — Dein Scherzrätsel ist nicht übel. Frage: „Wer kann am besten einen Schlagschatten zeichnen?" Antwort: „Der Schornsteinfeger, wenn er uns eine —" na, na! — er soll uns vom Leibe bleiben!

Ff. A. in **Berlin.** „Politisch Lied, ein garstig Lied!" Euere Eltern wissen sehr wohl, warum sie Euch, solange Ihr noch den Schulranzen zu tragen habt, die Lektüre der politischen Zeitungen verlagen und — was Euere Eltern Euch vorenthalten, das sollen wir Euch geben? Nein, daraus wird nichts, junger Politikus! — Euere jetzige Aufgabe ist, Kopf und Herz, Geist und Gemüt zu schulen, möglichstes Wissen und praktisches Können zu erringen, durchaus tüchtige Jünglinge und Söhne zu werden. Politik zu treiben, dazu gehört männliche Reife, Einsicht und Festigkeit und dieses Alter wird Euch — glaubt es Euerem wohlmeinenden „G. K." — noch viel zu früh überkommen.

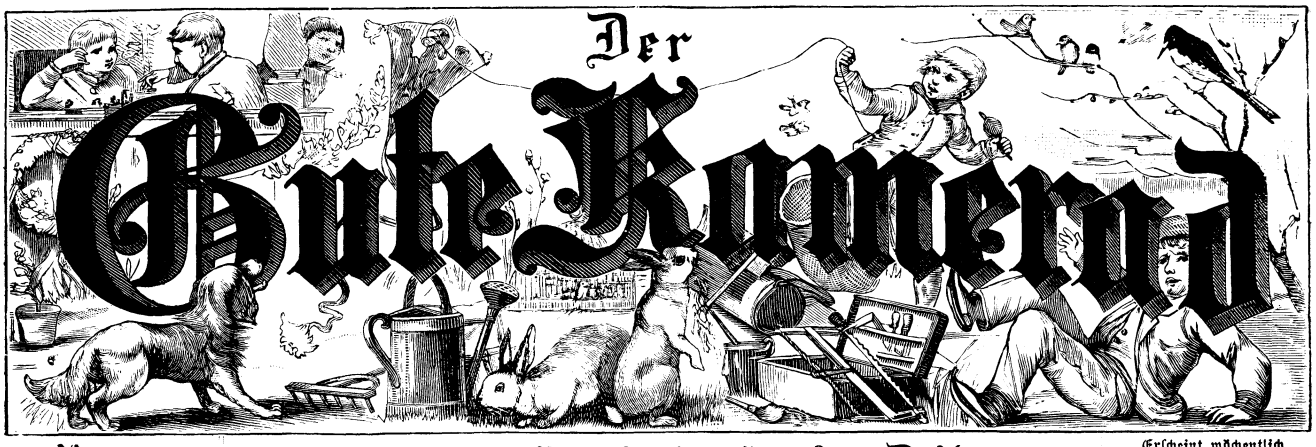
K. v. F. in **Neu-Ulm.** Du bist ja überaus artig! Das ist recht, das soll man stets sein. — Die erwünschte Elektrisiermaschine findest Du in Nr. 25 beschrieben. Ueber das Biegen der Glasröhren und über das Ausziehen derselben in Spitzen haben wir ebenfalls erst jüngst ausführlich geantwortet. — Dein Verfahren im Pflanzenabdruck soll uns, und wahrscheinlich vielen Deiner Kameraden, sehr willkommen sein. — Gruß freundlichst erwidert.

Albert B. in **Königsberg.** Du willst ein kleines Segelschiff ohne viele Kosten selbst herstellen. Wenn wir Dir raten sollen, müssen wir wissen, welchen Zwecken dasselbe dienen soll. In „Universum", Band V (Verlag von W. Spemann), findet sich unter der Rubrik „Häusliche Werkstatt" ein Aufsatz: „Das selbstgebaute Boot", im Band VII ein ebensolcher über „Bootbau im Zimmer und Modellbau". — Vielleicht kann Dir das dort Gesagte nützlich sein.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



№ 26. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Gebt die Ehre stets den Alten!
So gelangt ihr auf die Spur,
Euer Leben zu gestalten
Zu harmonisch schönem Walten;
Gebt die Ehre der Natur,
Die ihr seht in Wald und Flur
Ihre Wunder reich entfalten:
Und ihr werdet euch erhalten
Für ein geistig frohes Schalten
So die Lieb' und Triebkraft nur.

Johannes Nordmann.

Fritzchen.

Einst brachte ich als Student die Herbstferien in der großen Stadt K. im gastlichen Hause eines Kaufmanns zu, der zwei Söhne hatte, Karl und Fritz, und zur Zeit noch Besuch von drei Neffen, Richard, Hans und Otto. Diese fünf wackeren Jungen genossen ihre freie Zeit nach Herzenslust und machten das große Haus und den kleinen Garten dahinter lebendig genug. Am meisten zog mich der jüngste Sohn des Hauses an, gewöhnlich Fritzchen genannt und damals etwa neun Jahre alt. Er konnte sehr liebenswürdig und freundlich sein, ja, zu seiner Ehre sei es gesagt, er war es gewöhnlich. Kaum hatte ich einmal im Gärtchen den Duft der Reseda gelobt, da pflückte er sofort ein Sträußchen und stellte es in einer Schale mit Wasser auf mein Zimmer. Er lernte geigen, und als ich ihn einmal beim Ueben traf, sagte ich, ihm eine Weile zuhorend: „Das klingt ja schon recht gut.“ Am nächsten Morgen weckte er mich durch ein munteres Stückchen und stand seitdem nicht oft, während ich mich ankleidete, trillernd an meiner Thür. So war er gut gegen die anderen. Aber man mußte sich hüten, ihn zu reizen, denn dann wurde er unangenehm. Hatte er sich einmal etwas in das dicke Köpfchen gesetzt oder sich darüber geäußert, so brachte man ihn schwer wieder davon ab. Er litt, so jung er noch war, an einer Krankheit, die schon manchem armen Menschen einen schönen Teil seines kurzen Lebens verbittert hat, und seiner Umgebung dazu.

Errät du, welche Krankheit ich meine, mein lieber Leser? Sie hat nämlich verschiedene Namen. Der Leidende selbst nennt sie Festigkeit, Rechtsgefühl, mannhaftes Wesen, Entschiedenheit; die anderen Leute sagen kurzweg: Eigensinn.

Sie ist schwer zu heilen. Man hat schon allerlei dagegen versucht. So erzählte mir Fritzchens Mutter, als wir beide einmal allein saßen, wie ihr Söhnchen Erbsensuppe essen gelernt habe. Dieselbe war überhaupt nicht seine Lieblingsspeise und eines Tages etwas dick geraten. Er prüfte vorsichtig und legte dann den Löffel wieder hin.

„Iß deine Suppe,“ sprach die Mutter.

„Sie ist mir zu dick.“

„Sie schmeckt recht gut — vorwärts!“

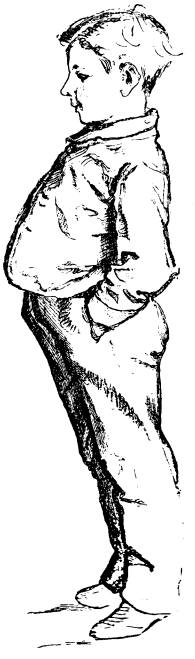
„Ich mag sie nicht.“

„Dann bekommst du auch nichts anderes.“

„O, ich verhungere darum noch nicht,“ trotzte Fritzchen lächelnd und wurde dann aus dem Zimmer gewiesen.

Es heißt ein Sprichwort: „Ein voller Bauch studiert nicht gern,“ aber ein ganz leerer auch nicht. Die beiden Nachmittagsstunden in der Schule wurden dem armen Jungen sehr lang. Endlich schlägt's vier — Hurra! jetzt geht's heim zu Kaffee und Butterbrot. Aber nein! Für ihn stand wieder der Teller mit dem Erbsenbrei auf dem Tisch. Enttäuscht wandte er sich ab und stürmte auf sein Zimmer — niemand sollte seine Thränen sehen. Auch abends ward ihm, während die anderen in Salat und kaltem Braten schwelgten, die ekle Speise wieder vorgesetzt. Jetzt weinte er zwar, gab aber noch nicht nach, sondern ging hungrig zu Bett. Er schlief nicht gut, und nicht gar zu lange. Dann am nächsten Morgen, als kaum die fleißige Mutter in der Küche war, schlich auch Fritzchen herein: „Gib mir die Erbsen!“ flüsterte er. Schweigend reichte sie ihm den Teller hin, dessen Inhalt jetzt wirklich wie zähe Gallerte war, und kalt dazu. Aber entschlossen würgte Fritzchen einen Löffel voll nach dem anderen hinunter; beim dritten rief die Mutter: „Halt! jetzt ist's genug — komm zum Frühstück.“ Wie das schmeckte! Drei Milchbrötchen hat er gegessen, außer dem Schwarzbrot, und ich glaube, die gute Mutter schob ihm noch obendrein ein weiches Ei zu, das sie kaum berührt hatte. Seitdem aß er mittags von allem, was vorkam, sein bescheiden Teil.

So hatte in diesem Einzelfalle die Hungerkur geholfen. Aber nachhaltig gelingt die Heilung selten durch äußere Mittel, sondern am besten von innen heraus. Während meiner Anwesenheit bekam Fritzchen wieder einen Anfall seines alten Uebels, und das ging so zu. Eines Tages machten die fünf Kameraden einen großen Spaziergang um die ganze Stadt herum. Als sie auf der engen Straße



in die Nähe des Stromthores gelangten, erzählte Karl seinen Vettern: „Paßt auf, hier am Wasser ist fast immer Wind, wenn sich sonst auch kein Lüftchen rührt. Im März hat mir hier, dicht vor dem Thor, der Sturm die Mütze vom Kopfe geweht."

„Damit hat's heute keine Not," meinte Richard.

„Nein, und wenn wir sie schief aufs Ohr setzten," sagte Karl lachend und rückte die hellrote Mütze, die er als ehrsamer Tertianer trug, keck auf eine Seite.

Aber kaum waren sie aus dem Thore, als Richard unversehens so heftig gegen ihn anrannte, daß die rote Mütze ihm vom Kopfe flog: „Hui, der Sturm!" rief er dabei lachend.

„Hui, der Sturm!" jauchzte der kleine Otto und stieß seinen Bruder Hans; „der Sturm!" rief Hans und schüttelte Otto, daß ihm die Mütze entfiel; „hui, der Sturm!" rief Karl und stellte Richard ein Bein, ließ aber nicht ihn fallen, sondern nur seine Kopfbedeckung, und dann haschten sie die Mützen wieder und begannen von neuem. Nur Fritzchen beteiligte sich nicht; er hatte seine neue schöne Kappe etwas fester angezogen und sah lächelnd dem Treiben zu.

„Stehst du denn allein unerschüttert im Sturm?" rief Hans und gab ihm einen derben Stoß. Umsonst! die Kappe saß fest, und Fritzchen knurrte: „Laß sein!"

„Von Osten muß er wehen!" rief Karl und rannte von der anderen Seite gegen seinen Bruder.

„Laß sein!" warnte Fritzchen nochmals.

„Wenn alles nicht hilft, von oben!" meinte Richard und riß ihm mit der Hand die Kappe ab, sie weit wegschleudernd.

„Endlich! Hurra! Hui, der Sturm!" schrieen die anderen lachend, aber Fritzchen war hochrot geworden und sprach vernehmlich: „Gib mir auf der Stelle meine Kappe wieder!"

„Hol' sie dir selbst!"

„Ich nicht — ich hab' sie nicht weggeworfen."

„Pfeif' ihr einmal — vielleicht hört sie darauf," spottete Hans.

„Gib mir meine Kappe wieder, Richard!" wiederholte Fritzchen zornig.

Der kleine, gutmütige Otto wollte schon hinspringen, aber sein Bruder hielt ihn lachend zurück.

„Nun mach' nicht länger Umstände," brummte Karl; „wir wollen weiter. Heb' sie auf, eh's ein Fremder thut."

„Ich hebe sie nicht auf," sprach Fritzchen mit großer Bestimmtheit.

„Dann laßt den dummen Jungen; kommt!" sagte Karl, und sie wandten sich zum Gehen.

Fritzchen blieb noch einen Augenblick stehen und starrte die ferne Kappe an. Ein Straßenjunge war ihr allmählich näher geschlichen; raffte sie jetzt plötzlich auf und entfloh mit ihr. „Nun ist die auch fort!" sprach Fritzchen kaltblütig und lief barhaupt seinen Gefährten nach.

Als er so mit ihnen wieder nach Hause kam, gab's natürlich eine Untersuchung. Alle redeten anfangs wirr durcheinander, nur mit Mühe war der Sachverhalt festzustellen; Fritzchen hörte ruhig zu und sprach dann, anscheinend seelenvergnügt und siegesgewiß: „Ich hab' keinen gestoßen und keinem die Kappe weggenommen; ich brauch's mir auch nicht gefallen zu lassen. Wer mir die meinige vom Kopf gerissen hat, der mußte sie mir auch wieder bringen; das war das wenigste, was ich verlangen konnte. Ich kann nicht dafür, daß sie fort ist."

Aber der Vater, der seine Gäste nicht gern tadeln mochte, war anderer Ansicht: „Du dummer Junge!" fuhr er ihn an, „für so dumm hätte ich dich doch nicht gehalten. Läßt der Eigensinn sich sein Eigentum vor der Nase wegnehmen und rührt weder Hand noch Fuß! Meinst du, ich wollte dir täglich eine neue Kappe kaufen? Suche nur rasch die alte wieder hervor — gut, daß wir sie noch nicht verschenkt haben — die trägst du fortan!"

„Ist mir auch noch lange gut," murmelte Fritzchen.

Das war Trotz; der Vater fuhr ärgerlich fort: „Und wenn wir morgen nach Buchendorf gehen, so bleibst du daheim. Mit dem verschossenen Ding auf dem dummen Kopfe mag ich dich nicht neben mir sehen."

Jetzt schwieg Fritzchen endlich, machte aber ein Gesicht wie drei Tage Regenwetter. Denn er meinte in seinem kleinen unverständigen Herzen, ihm wäre groß unrecht geschehen.

Am nächsten Tage nach Tisch rüsteten sich die anderen fröhlich zu dem Ausfluge; da flüsterte die gute Mutter dem Vater etwas zu, und dieser, meist sehr beschäftigt und reizbar, aber von Herzen freundlich und mild, sprach leutselig: „Nun, Fritzchen, wenn du um Verzeihung bitten und künftig verständig sein willst, so lass' ich noch einmal Gnade für Recht ergehen."

Fritzchen erglühte, und wär' er allein mit den Eltern gewesen, er hätte seinen Trotzkopf wohl gebeugt. So aber warf er einen bösen Seitenblick auf die größeren Kameraden, und als er deren Augen gespannt auf sich gerichtet sah, sprach er leise: „Richard müßte um Verzeihung bitten, nicht ich!"

„Dann bleib' hier, dummer Junge!" brauste der Vater auf, „und daß du mir nicht auf die Straße gehst!"

Ich blieb auch daheim, da ich arbeiten wollte. Eine lange Zeit hörte ich Fritzchen auf seinem Zimmer eifrig geigen. Später sah ich ihn einsam im Gärtchen schlendern. „Nun, Fritzchen," rief ich ihm durchs offene Fenster zu, „wie geht's?"

„O, ganz gut," erwiderte er lächelnd.

„Dann bedauerst du nicht, daß du nicht mit den anderen nach Buchendorf gewandert bist?"

„Ach, was hat man denn in Buchendorf? Der Weg ist heiß und staubig. Und da sitzt man in einer der kahlen, neuen Lauben steif um den Kaffeetisch. Recht spielen kann man nicht. Man muß sich auf den Wegen halten. Sie sind ja auch hier geblieben. Hier ist es auch eigentlich schöner als dort, wo man kein Blümchen und Blättchen anrühren darf, sonst schilt der Wirt. Soll ich Ihnen etwas Reseda pflücken?"

„Wenn du so gut sein willst, aber nur drei Stengelchen."

Als er sie brachte, hielt ich ihn eine Weile bei mir und versuchte, ihn umzustimmen, aber es war schwer. „Muß man sich denn alles gefallen lassen, alles Unrecht, ohne sich zu mucksen, leiden?" fragte er.

„Alles nicht," antwortete ich lächelnd, „aber einiges."

„Wenn sie mir die Kappe noch abgeschüttelt hätten!" fuhr er fort. „Aber, daß der Große sie mir vom Kopfe reißt, das ist keine Kunst. Soll ich deswegen zehn, zwölf Schritte weit laufen?"

Ich saß am Fenster, und in diesem Augenblick entfiel mir mein Taschentuch in den Garten. Kaum hatte ich: „O!" gerufen, so sprang Fritzchen hinunter und kehrte alsbald mit dem Tuche zurück.

„Danke schön!" sagte ich. „Aber wie viel Schritte hast du jetzt wieder für mich gemacht?"

Errötend sprach er: „Hab' sie nicht gezählt. Und es sind die Schritte nicht —"

„Nein, Fritzchen," fiel ich ein, „es liegt nicht in den Füßen, sondern im Kopf. Ich kann mich lebhaft in deine Stimmung versetzen, hab' oft selbst daran gelitten und mir und anderen unnötig Leid gemacht."

Er sah mich gedankenvoll an.

„Oberflächliche Menschen sagen dann wohl boshaft: ‚Nur Dumme sind eigensinnig.' Das unterschreib' ich nicht. Denn ich halte mich selbst nicht für übermäßig dumm, und dich z. B. auch nicht. Aber wie ein ganz gesunder Mensch doch einmal den Schnupfen bekommen kann, so mag auch ein erträglich Kluger zuweilen von einem Anfall der Dummheit heimgesucht werden. Und ob Eigensinn nicht eine Art Dummheit sei, die Frage wäre wohl der Untersuchung wert."

Er schwieg noch immer.

„Ueberlege einmal. Weil du eine kleine Neckerei nicht harmlos ertragen wolltest, hast du dir jetzt schon zwei Tage verdorben."

„Das ertrag' ich noch ziemlich vergnügt," sprach er lächelnd.

„Wenigstens tapfer genug," gab ich zu. „Aber denke doch auch an die anderen!"

„Die vermissen mich nicht."

„Rede nicht so. Auch Otto nicht?"

„Ja, der vielleicht."

„Und auch Karl, und Hans und Richard; es sind im Grunde gute Jungen."

„Ich wollt', ich wär' so groß, wie sie!" murmelte er.

„Und dein Vater — deine Mutter —"

Er sah zu Boden.

„Ich weiß es aus eigener Erfahrung, Fritzchen: wenn man sich einmal in solch eine Sackgasse verrannt hat, so ist es schwer, wieder anders herauszukommen, als durch entschlossene Umkehr. Nimm von

mir, der ich so viel älter bin, eine Lehre an. Leute unseres Schlages müssen sich sorgfältig hüten, in eine solche Sackgasse zu geraten."

„Da haben Sie recht!" stimmte er zu. „Aber jetzt muß ich gehen und üben."

Ein paar Augenblicke später drang von seinem Zimmer wieder Geigenspiel an mein Ohr. Immer dasselbe Stück, immer etwas geläufiger.

Nach zwei Tagen, die Fritzchen in stiller Ungnade und, wenn er überhaupt ausgehen durfte, in der alten schäbigen Kappe zugebracht hatte, ward mir der Grund seines Fleißes klar. Da feierten wir nämlich den Geburtstag seiner Mutter, und sie wurde schon beim Frühstück durch Glückwünsche und Geschenke von allen Seiten erfreut. Als Fritzchen an die Reihe kam, spielte er ihr das sorgsam eingeübte Stück tadellos vor. Sie nickte mehrmals wohlgefällig, küßte ihn, als er geendigt hatte, und flüsterte ihm zu: „Sehr schön, lieber Fritz, aber ein paar kleine Wörtchen, an den Vater gerichtet, klängen mir noch schöner. Wir fahren gleich alle auf unser Gut hinaus, um den Tag dort zuzubringen; wie gern säh' ich auch dich dabei!"

Er wurde rot und wandte sich, noch unschlüssig, zum Vater. Der kam ihm freundlich zu Hilfe. „Das war dasselbe Stück, welches mir neulich dein Lehrer vorgeigte, nicht wahr, Fritz?"

„Jawohl."

„Und welches für dich noch zu schwer sein sollte?"

„Jawohl."

„Alle Achtung! Es ging ja ganz vortrefflich. Wann hast du's denn eigentlich eingeübt?"

„Als ihr in Buchendorf waret, und wenn ich sonst allein daheim war," antwortete Fritzchen mit seltsamem Zwinkern der Augen.

„Brav! Nun, ich verstehe dich. Wenn dir denn das Sprechen so schwer fällt, so nehm' ich heute, der lieben Muter zu Ehren, das Spielen dafür. Gib mir die Hand."

Fritzchen that's, ganz gerührt.

„Heute sollst du nicht wieder einsam üben, sondern mit uns nach Linden fahren; dort sind wir unter uns, da ist die alte Kappe noch gut genug. Und jetzt wollen wir den Geburtstagskuchen einmal probieren, wenn die liebe Mutter uns ein Stückchen abgibt."

Das that sie natürlich, und er schmeckte köstlich, wie das ganze Frühstück, doch keinem besser, als dem glückseligen Fritzchen.

Warum mußte so bald ein neues Unheil kommen?

Der Vater hatte kaum gesagt: „So, macht euch fertig, in einer Viertelstunde fahren wir," und die junge Gesellschaft jubelnd das Zimmer verlassen, da erscholl aus der anstoßenden, sogenannten „besten" Stube ein lautes Klirren. Aergerlich sprang er auf und sah, als er in den halbdunklen Raum trat, Richard verlegen mit den Scherben eines feinen Kristallglases vor

„Ein Straßenjunge war ihr alltäglich näher geschlichen —"

dem marmornen Spiegeltische stehen. „Wieder 'was zerbrochen!" rief er mißmutig, „und diesmal gar das Prunkglas, die Erinnerung an einen alten Freund!"

„Nicht mit Absicht, lieber Onkel," sagte Richard —

„Das fehlte auch gerade noch!"

„— wir wollten nur die große Muschel noch einmal singen hören —"

„Dann hättet ihr mich rufen sollen. Was habt ihr überhaupt jetzt hier im Salon zu thun? Es ist mir wirklich sehr unangenehm, und gerade heute; es verdirbt —"

Aber jetzt sprang Fritzchen vor, der sich bisher hinter Otto in den Schatten des schweren Vorhangs geduckt hatte, und heulte: „Ich bin's ja gewesen, Vater, und als wir dich kommen hörten, sagte Richard: ‚Halts Maul! mich frißt er nicht' — und ich war so bang und versteckte mich, aber Recht muß Recht bleiben, und er soll nicht für mich ausgescholten werden — sperr' mich ein, schlag' mich —"

Der Vater that nichts derart, sondern zog ihn an sich, strich ihm freundlich die wirren Haare von der Stirn und trocknete ihm Wangen und Augen mit seinem eigenen Taschentuch: „Ruhig Blut, Fritzchen!" sprach er herzlich. „Mehr als der klarste Krystall ist Aufrichtigkeit. Ich freue mich, daß ich einen tapferen Jungen habe, der dem Rechte und der Wahrheit die Ehre gibt, auch wenn's gegen ihn geht."

Fritzchen schluchzte heftig, über des Vaters Hand gebeugt.

„Und darum will ich dich auch nicht weiter strafen," fuhr dieser lächelnd fort, „ebensowenig wie Richard, obgleich er mich zu täuschen versucht hat —"

„Bloß um mich zu retten," fiel Fritzchen ein, „um es wieder gut zu machen von neulich — er ist tapferer als ich, er kann auch einmal Unrecht leiden —"

„Und eigentlich bin ich schuld," mischte sich Otto leise ein; „ich hab' zu Fritzchen gesagt: ‚Halt' mir doch noch einmal die Muschel ans Ohr!'"

„Ihr seid brave Jungen, und darum sollt ihr auch alle mitfahren — ich meine, ich hörte die Wagen schon," sprach der Vater.

Fritzchens Herz quoll über voll Rührung und Dankbarkeit. „Und, lieber Vater," stotterte er, „ich bitte dich auch um Verzeihung, und will nicht mehr dumm und eigensinnig sein."

„Dann sollst du auch eine neue Kappe haben!" rief der Vater erfreut; „die schönste, die im Laden zu finden ist. Hier!" — er gab ihm Geld — „spring' rasch hinüber und wähle dir eine aus — so lange warten wir noch."

Eine Viertelstunde später fuhren wir in zwei offenen Landauern, von munteren Pferden gezogen, durch den sonnigen Herbstmorgen zum schönen Landhause hinaus und feierten dort das Fest in Freuden und Einigkeit. Kein Fürst kann seine Krone stolzer tragen, als Fritzchen die neue Kappe.

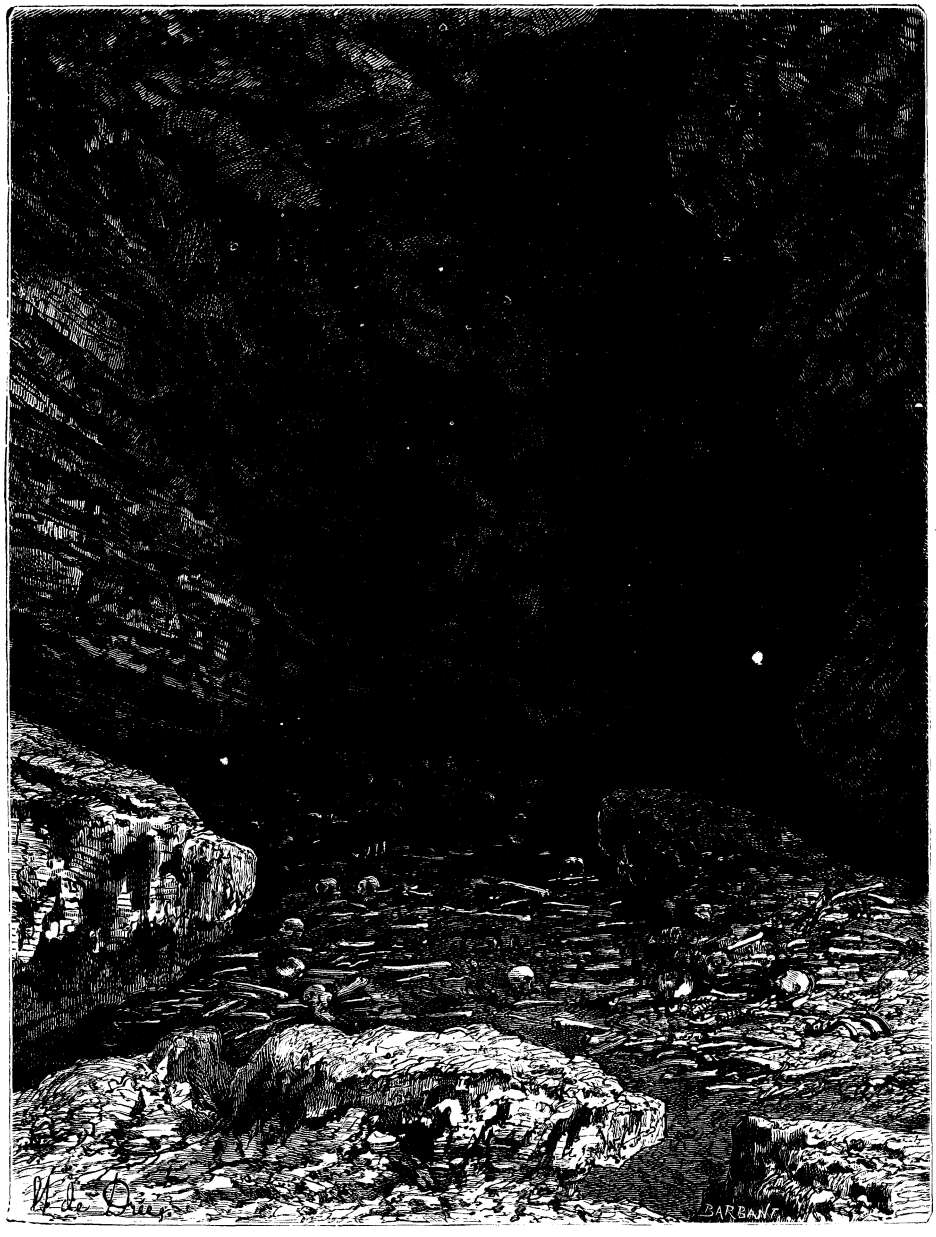
Die Staubstürme in Peking

treten in der trockenen Zeit, besonders im Winter und Anfang des Frühlings auf; sie zeigen sich in unregelmäßigen Zwischenräumen, vielleicht sechs- bis achtmal im ganzen, und halten etwa drei Tage an. Der Wind weht frisch aus West oder Nordwest. Gegen den lästigen Sand muß man Mund und Augen verhüllen. Der Staub verbreitet sich über ein großes Gebiet, das sich von Peking nach Osten bis zum Meere und nach Südost gewöhnlich bis zum Gelben Flusse, ja zuweilen bis Shangai erstreckt. Diese Staubmassen kommen wahrscheinlich aus den großen Wüstenflächen der Mongolei. Beim Nahen eines dieser Stürme fiel die Temperatur ganz bedeutend und der Luftdruck stieg von 786 mm auf 797, wobei sich mehrfache kleinere Oscillationen bemerkbar machten. Die Wolken, welche den Himmel am vorhergehenden Tage dicht bedeckt hatten, verschwanden ganz, die Sonne war durch die Staubmassen so verdunkelt, daß man sie mit bloßem Auge ansehen konnte, und befand sich in einem Hofe. Der Wind nahm stetig andere Richtung an, die Luft war trocken, und man hatte das Gefühl des Unwohlseins und nervöser Gereiztheit. Nach dem Sturme hielt der hohe Luftdruck noch ein bis zwei Tage an. Der Staubsturm scheint also ein Gebiet hohen Luftdruckes von der Gobi nach Osten begleitet zu haben.

Bei den Kannibalen.

Man nimmt im allgemeinen an, der abscheuliche Brauch der Menschenfresserei sei nun bis auf einige Inseln im Stillen und im Indischen Ocean, z. B. Neu-Guinea und den Bismarck-Archipel (das frühere Neu-Britannien, Neu-Irland ꝛc., wo der Kannibalismus effektiv noch existiert) abgekommen. Besonders ist man allgemein der Ansicht, derselbe sei unter den dunklen Rassen von Afrika längst beseitigt; allein dies ist nicht ganz richtig. Als ich vor einigen Jahren das West-Griqualand im Innern von Südafrika und die Diamantendistrikte von Kimberley, Dutoitspan ꝛc. bereiste, hörte ich mehrfach von den Kannibalenhöhlen, welche zu den hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Nachbarschaft gehören. Die Schilderungen, welche man mir davon entwarf, erregten meine Neugier in solchem Grade, daß ich mich entschloß, diesen Höhlen, welche am Oberlauf des Oranjeflusses und in dessen Quellgebiet liegen sollten, selbst einen Besuch abzustatten, obwohl der Weg weit und die Reise ziemlich mühsam war. Die nächst gelegene Höhle, und zugleich eine der bedeutendsten, liegt jenseits des Thaban Bosigo, in dem Gebirge, welches bereits zu dem Basutoland gehört. Derjenige benachbarte Punkt, welchen man zuerst erreichen muß und der nur auf rohen Pfaden und wegelosen Fährten über Stock und Stein erreicht werden kann, wo die ganze Landschaft den Charakter einer kahlen, von Schluchten und Felsenkuppen unterbrochenen Hochebene trägt, ist die frühere Missionsstation Cana, wo noch einige Weiße unter den farbigen Eingeborenen leben; ein vereinzelter, weit vorgeschobener Vorposten der Civilisation. Hier muß man sich Führer nach der Höhle und Fackeln zum Besuche derselben anschaffen.

Mit zwei Führern und meinem „Boy", einem jungen Hottentotten, brach ich eines Morgens von Cana auf. Ein Ritt von zwei Meilen brachte uns an den Fuß eines Felsberges, an dessen Flanke hoch oben die Höhle liegt. Wir mußten förmlich auf Händen und Füßen einige hundert Meter hinanklettern, bevor wir eine schmale Felsleiste oder Terrasse erreichten, welche vor der Höhle liegt. Beim Umbiegen um einen Felsenvorsprung gähnte uns die Mündung der Höhle entgegen — eine weite natürliche Grotte, etwa 100—150 m breit und sehr hoch und tief. Die Sohle der Höhle steigt etwas an, so daß das Innere derselben je ferner desto dunkler wird. Von der Decke schauen drohend gewaltige, hängende Felsblöcke herunter, mit Ruß geschwärzt, und auch die Wände sind rauh, uneben, zerrissen und verräuchert. Düster und Totenstille lagern über diesem Ort und versetzen den Besucher in eine um so ernstere Stimmung, als allenthalben



Kannibalenhöhle am Oberlauf des Oranjeflusses.

Schädel und Knochen von Menschen umherliegen, nur wenige gebleicht, denn die Sonne dringt kaum in diese am Vorhang des Berges gelegene Grotte herein; die meisten dieser Schädel und Knochen sind mit einer leichten Schicht trockener, grauer Flechten überzogen oder mit Staub bedeckt, denn die Luft hier oben ist zu trocken, um die Fäulnis zu begünstigen. Die meisten Knochen sind mit Aexten oder scharfkantigen Steinen zerschlagen und tragen Spuren von Brand. Manche liegen noch auf abgegangenen Feuerstellen, auf Asche und Kohlen.

Die Höhle war offenbar einst ein Zufluchtsort wilder Stämme und zeitweilig stark bewohnt. Die Bewohner derselben haben sichtlich nicht bloß ihre Feinde verzehrt, sondern auch oft einige von ihren eigenen Leuten geopfert. Daß der menschenfresserische Brauch ein allgemeiner gewesen ist, darauf deutet das Vorhandensein der vielen ähnlichen Höhlen und Grotten, großen und kleinen, welche es in dieser Gegend gibt. Die Form der Schädel und deren Bau sind die der afrikanischen Rasse, allein welchem besonderen Völkerstamm und welcher Zeit sie angehörten, ist schwer zu

bestimmen, denn man fand hier niemals Waffen, Geräte oder sonstige Handarbeiten, welche auf den Ursprung dieser Bewohner hindeuten würden.

Die landläufige Annahme ist, daß die kannibalischen Bewohner dieser Höhlen Basutos waren, welche noch vor vierzig Jahren durch ihre Wildheit und ihre Raubzüge der Schrecken der umliegenden Stämme waren. Die Basutos bewohnten das Gebirge, welches sich westlich von Caffraria im Innern aufbaut und dieses vom Binnenlande scheidet, eine südwestliche Fortsetzung oder Ausläufer der mächtigen Drakenberge — ein rauhes, nur für Jagd und Viehzucht geeignetes Hochland, das jedoch für reich an Mineralien gilt. Die Basutos sind nun mehr zerstreut und haben aufgehört so furchtbar zu sein und Menschenfleisch zu verzehren — wenigstens in Masse Kannibalen zu sein. Allein viele Reisende versichern, unter ihnen noch in der jüngsten Vergangenheit Spuren von diesem abscheulichen Gebrauch gefunden zu haben. Man hat mir selbst einen Greis bezeichnet, welcher einer der eifrigsten und leidenschaftlichsten von diesen Menschenfressern gewesen sein soll, von welchem aber keine Auskunft darüber herauszubringen war. Die Basutos waren, wie erwähnt, wegen ihrer Wildheit und Grausamkeit gefürchtet und gehaßt; allein wenn sie Weiber aus anderen Stämmen entführt und diese einige Zeit unter ihnen gelebt hatten, so weigerten sich die Gefangenen entschieden, ihre neuen Herren zu verlassen.

Soviel ich aus zuverlässigen Quellen ermitteln konnte, haben König Georg, ein Basutohäuptling, und sein Vater vor etwa dreißig Jahren ihrem Volke den Kannibalismus entschieden verboten. Es sollen ursprünglich vier Stämme gewesen sein, unter denen derselbe üblich war, und sie sollen diese entsetzliche Sitte — wie ich zu ihrer teilweisen Entschuldigung hier ausdrücklich hervorheben will — zu Anfang dieses Jahrhunderts — aus Not angenommen haben Sie wurden damals nach langen Kriegen der binnenländischen Stämme, welche das ganze Land verwüsteten, aus ihren Wohnsitzen vertrieben, ihrer Herden beraubt und in diese Bergwildnisse zurückgedrängt, wo Hungersnot unter ihnen herrschte und sie zur Menschenjagd und Menschenfresserei trieb.

Der Ursprung der Husaren.

(Schluß.)

Freilich gab es viele wackere Männer und tüchtige Soldaten unter ihnen, es fehlte aber auch nicht am Gegenteil, und zahlreiche Beweise von Zügellosigkeit, Mord und Raubsucht, Untreue und Unzuverlässigkeit sind uns aufbewahrt worden. 1724 desertierte ein Rittmeister mit seiner ganzen Schwadron; als er wieder eingefangen war, wurde ihm am 13. April 1725 zu Insterburg der Säbel auf dem Rücken zerbrochen, die rechte Hand abgehauen, der Kopf abgeschlagen; dann wurde er unter den Galgen eingescharrt, an welchem ein Husar aufgeknüpft war; im Januar 1743 wurden in Breslau vor dem Rathause zwei Husarenoffiziere und drei Gemeine gehängt, weil sie gebrandschatzt und Gewaltthätigkeiten begangen hatten; 1747 wurden zehn Husaren vom Billerbeckschen Regiment „wegen vielfältiger Diebereien und inkorrigibler Lebensart" gebrandmarkt und schimpflich fortgejagt; als Oberstlieutenant von Wachmar 1746 das braune Husarenregiment erhalten hatte, „um es zur Raison zu bringen," wurden bis zum Jahre 1750 drei Offiziere kassiert, drei ohne Abschied entlassen, drei desertierten. Solcher Beispiele ließen sich viele anführen.

Aber in den vorangegangenen Feldzügen waren die ungarischen Husaren den preußischen in vielen Stücken überlegen gewesen; sie hatten Friedrich dem Großen das Leben recht schwer gemacht, deshalb konnte er sich noch immer nicht entschließen, auf die Anstellung ihrer Landsleute, sowie von Polen in seinem Heere zu verzichten. So hatte er nicht lange vor dem Siebenjährigen Kriege einen Magyaren, Namens Nady Sandor, zu deutsch, da die Ungarn den Rufnamen stets hinter den Familiennamen setzen, Alexander Nady, ausfindig gemacht, von welchem er sich ganz besondere Leistungen versprach. Aber seine eigenen Husaren hatten bereits Selbstgefühl genug, solches übel zu vermerken; des bramarbasierenden Magyaren anmaßendes und überhebendes Auftreten und Gebaren beleidigte und erbitterte sie, und Zietens Regiment wartete auf eine Gelegenheit, sich für manche Kränkung an ihm zu rächen. Sie bot sich bei einem Manöver bei Spandau am 9. September 1753. Rittmeister von Reitzenstein nahm einen Augenblick wahr, wo der Ungar sich von seiner Truppe entfernt hatte, sprengte auf ihn zu, riß ihn vom Pferde und führte ihn als seinen Gefangenen fort; zu Fuß mußte er unter dem Gelächter der Soldaten und dem Hohne der Zuschauer den Weg zum König antreten, welcher ihn in einem mit sechs Mauleseln bespannten Wagen nach Hause schickte. Der große Friedrich mochte inzwischen auch wohl den Prahler und Maulhelden in ihm erkannt haben. Als er in den nächsten Tagen, wo der König ihm Gelegenheit gab, seinen Ruf herzustellen, wieder beleidigend war, hatte er seine Rolle ausgespielt.

Wie nützlich Friedrich dem Großen seine Husaren waren und welchen Wert er auf ihre Dienste legte, beweist die starke Vermehrung, welche sie während seiner Regierungszeit erfuhren. Als er 1740 den Thron bestieg, fand er zwei „Husarencorps" vor, zusammen 1200 Pferde zählend; als er 1786 starb, hinterließ er seinem Nachfolger neunzig Schwadronen, in neun Regimenter gegliedert, in Farben mannigfaltig gekleidet: weiße und schwarze, rote und grüne, blaue, braune und gelbe, dabei die Pelze andersfarbig wie die Dolmans, und statt der ersteren bei Zietenhusaren zur Parade Tigerfelle, ein ebenfalls aus Oesterreich stammender Prunk, mit einem Firmament von vergoldeten Sonnen, Monden und Sternen, an Ketten auf der Schulter getragen; dazu für die höheren Offiziere auf den Zobelmützen ein messingenes, vergoldetes Scepter, dessen Spitze eine Krone schmückte, und einen Adlerflügel, beides ein paar so beschwerliche Zugaben, daß der König 1780 den greisen Zieten von der Verpflichtung entband, sie bei der Revue anzulegen.

Voll inniger Dankbarkeit gedenken Friedrichs Schriften der Leistungen seiner Husaren in den schweren Kämpfen mit seinen zahlreichen Gegnern. Gerührten Herzens erkennt der König an, daß der schwerste Teil des Felddienstes auf ihren Schultern gelegen habe und daß sie denselben ebenso gut wie freudig verrichtet hätten; „sie beklagen sich nie", obgleich er von ihnen verlangte, daß sie bei Tag und bei Nacht, im Sommer und im Winter draußen liegen sollten. „Wenn sie sich in den Wäldern ein gut Feuer anmachten", meint er, „könnten sie es aushalten." Er gab ihnen dazu einen warmen Reitermantel von weißem Tuch; daneben aber waren sie selbst der Ansicht „Kandel und Antel sind der beste Mantel", Kandel bedeutet Kanne, und Antel ist ein Gemäß für Ungarwein, etwa siebenzig Liter fassend. Und von ihren Rittmeistern sagt der alte Fritz, daß sie mehr wert seien, als die meisten Generale. Was die Ausbildung der Husaren betraf, so verlangte er, daß sie im stande sein sollten, wenn das Pferd im vollen Laufe wäre, etwas von der Erde aufzuheben und sich auf einem Platze wie ein Thaler groß zu tummeln und zu wenden. Uebrigens muß bemerkt werden, daß die Husaren damals die einzige leichte Reiterei waren; die Dragoner waren für die Schlachtenthätigkeit bestimmt.

Aber dabei fällt mir ein, daß ihr vielleicht nicht wißt, worin die Hauptaufgabe der leichten Kavallerie besteht, und was der Ausdruck Schlachtenthätigkeit bedeutet. Die Bestimmung der leichten Kavallerie ist, des Feldherrn Auge und Ohr zu sein, ihm von allem zu berichten, was er vom Feinde und von dem Gelände, in welchem der Krieg geführt wird, zu wissen nötig hat, dafür zu sorgen, daß das eigene Heer, sei es auf dem Marsche oder im Stande der Ruhe, durch den Angriff des Gegners nie und nimmer überrascht wird; ihr Platz ist stets der nächste am Feinde; erst wenn die anderen Waffen, deren Stärke im Schießen besteht, die Infanterie und die Artillerie, zum Kampfe kommen, tritt sie zurück, bleibt aber bei der Hand, jeden Augenblick bereit in das Gefecht einzugreifen oder, wenn dieses beendet ist, die Aufgabe des Aufklärens und Erkundens in Beziehung auf den Feind, des Sicherns und Verschleierns der eigenen Maßregeln wieder aufzunehmen. Die leichten Reiter sind die ersten, wenn es vorwärts geht, die letzten beim Rückzuge, allzeit findig und wachsam, unermüdlich und beharrlich. Können sie ihren Zweck ohne Anwendung von Waffengewalt erreichen — desto besser; ist es nicht der Fall, so scheuen sie den Kampf nicht, ebensowenig bei Erfüllung ihrer Sonderaufgaben wie in der Feldschlacht. Die Thätigkeit in letzterer gipfelt in dem geschlossenen Angriffe, dem Chok, welcher in vollem Rosseslaufe ausgeführt wird, gälte es das gegnerische Fußvolk niederzureiten, welches den Anstürmenden seine todbringenden Geschosse entgegensendet, oder sich der verderbensprühenden Geschütze des Feindes zu bemächtigen, oder mit seinen Reitern sich zu messen. Eine brauchbare Kavallerie muß für alle diese Verwendungsarten geschickt sein.

Eine ganz andere Bedeutung als die oben geschilderte hatte das Wort Husar lange Zeit in Rußland und in Polen. Hier war er der schwerbewaffnete und gepanzerte Reitersmann, vom Scheitel bis zur Zehe in Eisen gehüllt, mit einer langen Lanze und allerhand anderen

Husaren des 2. Westfälischen Husaren-Regiments Nr. 11.

Mordwerkzeugen bewehrt; für die Dienstverrichtungen, welche anderswo dem Husaren oblagen, hatte man den Kosaken. Und als später Peter der Große Husarenregimenter anderer Art aufstellte, bezog er dieselben aus Siebenbürgen, der Walachei und sonstigen Ländern des südöstlichen Europas.

Die Erscheinung des Husaren, wie die Gegenwart ihn kennt, ist nicht so reich und glänzend, wie sie früher war. An Stelle von Dolman und Pelz, auf deren Brustteilen man vor lauter Schnurbesatz und Knöpfen kaum das Tuch der Uniform sah, ist der einfachere Attila getreten; nur wenige von den preußischen Regimentern haben daneben noch einen Pelz, die Scharawaden sind verschwunden; die österreichischen Husaren haben Schärpe und Säbeltasche ganz abgelegt, die roten und gelben Czismen hat überall der schwarze Kniestiefel ersetzt, aber die Eigenart der Kleidung hat sich erhalten; bunt und farbenprächtig hilft sie in dem Soldaten, der sie trägt, den kecken, unternehmungslustigen Sinn zu hegen und zu beleben; sie mahnt ihn, seiner Altvorderen eingedenk zu sein, ihrem Andenken Ehre zu machen und erinnert ihn täglich, daß auf „Husaren" sich reimt „Gefahren".

Die Stubenfliege.

Unser Herrgott hat viele Kostgänger, welche in ihren ausgesprochenen Lebenszwecken mitten zwischen Blumen und Vögeln, diesen schönsten Gaben der Natur an das Menschendasein, stehen, und es berührt mich immer unangenehm, wenn Unverstand oder Vorurteil über unsere treueste, vielseitigste Hausgenossin, die Fliege, ohne weiteres den Stab bricht.

Kaum hat ein neuerbautes Haus Fenster und Thüren erhalten oder früher schon, zieht ungebeten, als müsse es so sein, vergnüglich summend die Fliegenschar als Mieter ohne Zins in unsere Räume. Um Nahrung ist sie nicht verlegen, sie gehört zu uns, sie ist allüberall, zehntet jede Schüssel, jeden Teller, jeden Topf und jedes Glas und daß manche einzelne die angemaßte Berechtigung mit dem Tode büßt, was schadet's, ungeheuer ist die Vermehrung. Generation auf Generation verwächst mit jedem Hausgenossen, begleitet uns thatsächlich wie kein anderes Insekt, alle Verfolgungen überdauernd, von der Wiege bis zum Grabe. Wenn und wo wir kein anderes lebendes Wesen mehr verspüren, Fliegen — sehen wir alle Tage. —

Großmama selig saß lange Jahre am Spinnrad. Als aber die Augen gar zu schwach geworden und der Faden gar zu oft riß, wurde die Mustermaschine der guten alten Zeit in die Bodenkammer verwiesen und mit allem einer wichtigen Sache entsprechenden Ernst richtete sich ihre ehrwürdige Gestalt wieder vor uns auf und erklärte feierlichst, daß fortan ihr Dasein nur noch ein immerwährender Vernichtungskampf gegen die Fliegen, diese unmittelbaren, nichtsnutzigen Abkömmlinge des Bösen, sein solle. Wie Kindersinn und Greisenart darin gipfeln, daß sie Geringes wichtig nehmen, konnte nichts die gute brave Alte mehr aufbringen, als wenn sie in ihrer Verfolgung gestört wurde, und sie trug es lange nach, wenn gar durch unserseitiges, unfreiwilliges Verschulden ein hitzig verfolgter Feind entkam. Eine furchtbare, fast immer todbringende Waffe war die Klappe, ein mehr als handbreites, gefüttertes, schwungvoll ausgeschnittenes Stück Leder an einem entsprechenden Rohrstabe. Von Zimmer ging's zu Zimmer, immer in die Runde, alle Gedanken wurden zu Fliegen, und so war nichts natürlicher, als daß am Tage, welcher die irdische Auflösung brachte, sich die Sterbende noch eines besonders bösen Tages erinnerte. Eine vorwitzige Fliege wollte an einem verschütteten Milchtröpflein auf dem Kaffeetische sich gütlich thun. Klaps — sagte die Großmama, aber — Klaps — echoten auch wir, denn die neue Kanne lag zerbrochen am Boden, und die sich die Beinchen höhnisch schabende Fliege saß der fast versteinerten Verfolgerin auf dem blütenweißen Haubenbande und stiftete ein bekanntes Tüpfelchen. Als gerechter Vergelter war nun ich schnell bei der Hand und — husch — mit dem Summen war's aus, der Frosch erhielt seine Mahlzeit. Großmama sagte dazu nur: „J, die Fliege!" und machte Kehrt zu noch weit größerem Unglück. Auf dem oberen Rahmen der Stubenthür ist wieder ein dunkles Pünktchen. Zum bedächtigen Schlage ist bereits ausgeholt, da, gerade im kritischen Moment, öffnet sich vor der erschreckten Frau die Thür. Der Luftzug vertreibt natürlich die Fliege, die Klappe aber wird in der Angst zu kurz gelenkt und — der Herr Papa, obwohl keine Fliege dazu berechtigt, erhält das Gegenteil einer Liebkosung auf die Nase. Komisches Entsetzen. — Daß ein zärtlicher Bär als treuer Wächter seines schlafenden Herrn um einer Fliege willen, die er ihm abwehren wollte, zum unabsichtlichen Mörder geworden, wissen wir natürlich als Märchen von der Schulbank her, und daß oft eine Fliege just in den Momenten, wo Sitte und Herkommen feierlich ernste Falten vorschreiben, unwiderstehlich den argen Kitzel zum Niesen bringt, wer hätte es nicht selber schon erlebt! Wie zu allen Zeiten Undank der Welt Lohn, muß sich auch an unserer Fliege bethätigen. Es wird ihr keineswegs gutgeschrieben, wenn sie durch rechtzeitiges, ahnungsvolles Eingreifen von einem bedrückenden Traume erlöst, oder wenn sie überhaupt so gutmütig erscheint, den nur auf ein kurzes halbes Stündchen Eingenickten pünktlich

auf Grund seiner gehörten Selbstgespräche daran zu erinnern, daß seine Uhr eben abgelaufen. Wie hurtig fährt da die Hand nach ihr! Eine rührende Ausnahme macht nur jener gemütliche Landpfarrer, welcher sich mit seinen Fliegen allemal dadurch abfand, daß er ihnen einen Löffel Reisbrei auf dem Eßtische extra bot.

Im übrigen ist zwischen Lippe und Becherrand oft noch ein weiter Weg. Schon hebt sich die Hand, schon neigt sich das Haupt, da fällt es einer Fliege ein, noch schnell den Mundschenk zu spielen, aber schon zappelt sie im Glase und — das empfindsame Menschenkind verzichtet auf sein entweihtes Naß. In manches Wecklein, das so appetitlich den Kaffeetisch ziert, hat der eilige Bäcker doch eine Fliege geschlossen. Ein größeres Stück als eigentlich nötig macht sie ungenießbar und somit, Wein wie Brot auf Kosten der Fliegen zusammengerechnet, könnte der Nationalwohlstand schwer geschädigt werden, wenn dergleichen sich nämlich allzuoft ereignete.

Wie manches weiße, zartduftige Sommergewand, wie manchen kostbaren Schleier haben sie allerdings auf dem Kerbholz, dazu hat die Frage aus schönem Munde ihre vorzugsweise Berechtigung: Wozu sind die Fliegen da? — Aber alles steht im großen Naturhaushalte an seinem richtigen Platze. Es ist noch keiner thörichten Beweisführung gelungen, uns zu überzeugen, daß an irgend einem Eichbaum unter Millionen von Blättern irgend eins zu viel, noch weniger dürfte jemand imstande sein darzuthun, daß das am meisten gehaßte Geschöpf keine Lücke böte, wenn es nicht da.

Mikroskopischer Wissenschaft verdanken wir in unserem Falle längst die Belehrung, daß unsere Fliege ihre hochwichtige Mission als — Luftreinigerin zu erfüllen hat. —

So mancher glaubt am schwülen Sommernachmittage ein stärkendes Schläfchen endlich verdient zu haben. Er streckt sich auch behaglich auf bequemem Lager aus und erwartet des Todes Bruder. Aber der kommt nicht, vielmehr summt es um ihn herum; er hört sich verhöhnen; er kämpft mit unsichtbaren Geistern so lange, bis es mit der Müdigkeit aus ist — und empört und hastig fährt er auf. Das verscheucht die Fliege, sie findet den Ausweg durchs offene Fenster und draußen — nun, der müde, schlafberaubte Herr der Welt, der alltäglich Staunenswertes vollbringt und sich daneben des Kleinen nicht erwehren kann, er ist gerächt. Draußen auf dem Gitter des Blumenbrettes saß ein Rotschwänzchen und nahm behende die willkommene Speise für seinen hungrigen Magen in Empfang. —

Zwei Paradiesvögel.

Als durch die Portugiesen und Holländer die ersten Bälge von Paradiesvögeln zu uns nach Europa kamen, erregten dieselben durch die Feinheit und Farbenpracht ihres Gefieders und den Umstand, daß sie ohne Füße zu uns kamen, ebensosehr die Bewunderung als die Neugierde unserer Naturforscher, und es legte die geschäftige Phantasie sogleich einen Schleier von Märchen und Fabeln um diese wunderbaren Vögel des fernen Ostens. Es wurde behauptet, sie kommen nur auf wenigen vereinzelten Inseln des fernsten Indiens vor; sie haben keine Beine und Füße, sondern lebten immer im Fluge und ruhten nur selten aus, indem sie sich mit ihren reichen Schwungfedern an Baumkronen hängten. Die sichtliche Schwierigkeit, unter solchen Umständen ihre Eier auszubrüten, erklärte man sich durch die widersinnige Annahme, die Weibchen legten ihre Eier in das reiche Rückengefieder der Männchen und brüteten sie so im Fluge aus. Je tolleres Zeug man von diesen Vögeln erzählte, desto eher ward es geglaubt, denn das Wunder war ja von jeher des Glaubens liebstes Kind. Nun ist es Thatsache, daß diese Schmuckvögel von jeher einen Teil des Tributs bildeten, welchen die wilden Eingeborenen mancher Inseln des fernen Indiens ihren Fürsten und Häuptlingen entrichten mußten, und daß den abzuliefernden Bälgen immer die Füße abgeschnitten wurden, um die Bälge leichter glatt legen zu können. So wurden sie verkauft und verschickt und kamen auf diese Weise nach Europa. Diese Fabeln sind längst außer Kurs gesetzt, seit die Europäer diese Vögel selbst auf Neu-Guinea und anderen Inseln des fernsten Orients beobachtet und erlegt haben. Man weiß nun, daß es einige Dutzend verschiedener Arten von der Größe eines Sperlings bis zu derjenigen einer Taube gibt, daß bei allen nur die Männchen dieses schöne und farbenreiche Gefieder besitzen, die Weibchen aber ein nüchternes Federkleid von dunkler Färbung haben, und daß die Paradiesvögel in ihrer ganzen Lebensweise sich durchaus nicht von anderen wilden Vögeln unterscheiden, so daß es neuerdings stellenweise sogar gelungen ist, diese Vögel in unseren zoologischen Gärten lebend zu erhalten und fortzupflanzen. Wir führen auf umstehendem Holzschnitt unseren Lesern zwei der schönsten Paradiesvögel vor, nämlich oben den roten Paradiesvogel, Paradisea rubra, einen der buntesten dieser Schmuckvögel, von der Größe einer kleinen Taube, unten den ebenso farbenprächtigen Seleucides alba mit goldgelbem Bauch und mit dunkel-violett-purpurnen Flügeln und Schwanz, die einen leichten Metallglanz haben, beinahe ebenso schwarz. Auch bei diesen beiden Arten zeigen nur die Männchen diesen herrlichen Farbenschmuck, die Weibchen dagegen eine nüchterne dunkle Färbung. Man bezeichnet vielfach die vollendet prächtige Färbung des Gefieders der erwachsenen Männchen mit Recht als das Schönste in der ganzen Vogelwelt.

Husar des Braunschweigischen Husaren-Regiments Nr. 17.

Die Paradiesvögel Paradisea rubra und Scleucides alba.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

„Dann?“ — frug Old Shatterhand.

„Dann“, fuhr Wohkadeh fort, „stiegen sie wieder auf ihre Pferde, ergriffen ihre Tiere und galoppierten mit denselben davon. Später gaben sie die schlechten frei und behielten die guten für sich. Als die Beute geteilt wurde, bekam Wohkadeh dieses Jagdhemd für sich. Er aber wollte kein Dieb sein, sondern er schnitt sein Totem hinein und warf es dann heimlich weg.“

„Wann war das?“

„Zwei Tage vorher, ehe ich von den Ogallala als Kundschafter gegen die Krieger der Schoschonen ausgesandt wurde.“

„Also ganz kürzlich erst. Sechs Tage später trafst du mit Jemmy und Davy zusammen. Jetzt ist mir alles klar, und es ist für uns ein großes Glück, daß wir diese beiden Upsaroca bemerkt und getötet haben. Hat Wohkadeh die Badenden gezählt?“

„Nein, aber es waren weit mehr als zehn.“

„Sie haben sich möglichst schnell mit neuen Pferden und neuer Munition versehen und sind den Dieben nach. Dabei wurde von ihnen dieses weggeworfene Jagdhemd gefunden, welches der rechtmäßige Eigentümer wieder an sich nahm.“

„Es kann aber auch anders sein,“ warf Jemmy ein. „Kann nicht irgend ein ganz unbeteiligter Mensch das Hemd gefunden und angezogen haben?“

„Nein, denn in diesem Falle hatte er sein eigenes Kleidungsstück darunter. Dieser Tote hier aber hat unter demselben eine alte, zerfetzte Jacke auf dem Leibe, der man es wohl ansieht, daß sie nur als Aushilfe dienen mußte. Es gibt keine größere Schande für einen Indsman, als wenn ihm sein Heiligtum gestohlen wird. Er darf sich nicht eher wieder bei den Seinen sehen lassen, als bis er es sich wiedergeholt oder an seiner Stelle ein anderes geraubt und also den Besitzer desselben getötet hat. Der Indianer, welcher auszieht, um einen verlorenen Medizinsack zu ersetzen, entwickelt eine beinahe wahnsinnige Verwegenheit. Es ist ihm ganz gleich, ob er einen Freund oder einen Feind tötet, und so bin ich vollständig überzeugt, daß wir gestern abend einer außerordentlichen Gefahr entgangen sind. Wie nun, bester Jemmy, wenn wir uns auf Eure Augen hätten verlassen müssen?“

„Hm!“ antwortete der Dicke, indem er mit der Hand unter den Hut fuhr, um sich verlegen zu kratzen. „In diesem Falle lägen wir irgendwo in aller Ruhe, aber ohne Skalp und Leben. Ich verstehe zwar auch, des Nachts ein Auge zu erkennen, aber gestern war ich so überzeugt, daß kein feindliches Wesen in der Nähe sei, und habe mich also um dergleichen gar nicht bekümmert. Ihr meint also wohl, daß die Upsarocas hinter uns her sind?“

„Jedenfalls folgen sie uns. Jetzt nun erst recht, da wir zwei der Ihrigen getötet haben.“

„Das wissen sie wohl nicht genau.“

„Sie werden jedenfalls das Blut finden. Es mag zwar wenig aus den Wunden geflossen sein, aber doch so viel, daß es heute am Tage bemerkt wird.“

„So müssen wir also für heute abend auf einen Ueberfall vorbereitet sein.“

„Sie mögen kommen,“ meinte der lange Davy. „Wohkadeh sagt, sie seien über zehn gewesen; sagen wir zwanzig, so sind wir ihnen mehr als doppelt überlegen.“

„So rechne ich nicht,“ entgegnete Old Shatterhand. „Wenn wir es zu einem nächtlichen Ueberfalle kommen lassen, so fließt Blut, mag das nun das unserige oder das ihrige sein. Siegen würden wir sicher, aber einige von uns müßten doch wohl diesen Sieg mit dem Leben bezahlen. Das können wir vermeiden. Was sagt mein roter Bruder dazu?“

Diese Worte waren an Tokvi-tey, den Häuptling der Schoschonen gerichtet. Er blickte eine Weile sinnend vor sich nieder und fragte dann:

„Wollen meine weißen Brüder nicht eine Beratung halten? Die roten Krieger beginnen nichts, bevor sie nicht die Meinung der Erfahrenen gehört haben.“

„Das werden wir ja auch; aber zu einer Beratung, wie die roten Krieger sie gewöhnt sind, haben wir keine Zeit. Sind die Upsarocas jetzt Feinde der Schoschonen?“

„Nein. Sie sind die Feinde der Sioux-Ogallala, welche auch unsere Feinde sind. Wir haben gegen sie nicht das Beil des Krieges ausgegraben; aber ein Krieger, welcher eine Medizin sucht, ist der Feind aller Menschen. Man muß sich gegen ihn verwahren wie gegen ein wildes Tier. Meine weißen Brüder mögen klug sein und Vorkehrungen zu unserer Sicherheit treffen!“

Jetzt warf Old Shatterhand einen fragenden Blick auf Winnetou, welcher bis jetzt noch kein Wort gesprochen hatte. Es war wirklich zum Verwundern, wie gut sich diese beiden verstanden. Ohne daß Old Shatterhand irgend einem Plane Worte gegeben hatte, erriet Winnetou seine Gedanken, denn der Apache antwortete:

„Mein Bruder beabsichtigt das Richtige.“

„Einen Bogen rückwarts reiten?“

„Ja. Winnetou stimmt bei.“

„Das freut mich. In diesem Falle sind wir nicht die Angegriffenen, sondern die Angreifer, und da es am Tage geschieht, so werden die Upsarocas sehen, wie sehr wir ihnen überlegen sind. Vielleicht ergeben sie sich uns freiwillig.“

„Werden sich hüten!“ meinte Jemmy.

„Ich hoffe es dennoch. Es kommt ganz darauf an, wie wir es anfangen. Wenn ich mich nicht irre, so erreicht man von hier aus in zwei Stunden einen Ort, welcher sich ganz ausgezeichnet zur Ausführung meines Planes eignet.“

„So wollen wir hier nicht unnötig die Zeit versäumen. Je länger wir hier bleiben, desto weniger Muße haben wir dort, uns vorzubereiten. Was aber fangen wir mit diesen Toten an?“

„Die Skalpe dieser beiden Krieger gehören Old Shatterhand und dem Häuptling der Apachen, von denen sie getötet wurden,“ antwortete Tokvi-tey.

„Ich bin ein Christ. Ich skalpiere nicht,“ sagte der erstere.

Und Winnetou antwortete mit einer abweisenden Handbewegung:

„Der Häuptling bedarf nicht des Skalpes dieses Knaben, um seinen Namen berühmt zu machen. Diese Toten sind unglücklich genug, da sie ohne ihr Heiligtum nach den ewigen Jagdgründen gegangen sind. Man soll nicht auch noch ihre Seelen töten, indem man ihnen die Skalplocke nimmt. Sie mögen ruhen unter Steinen, mit ihren Gewehren, denn sie sind als Krieger gestorben, welche den Mut gehabt haben, sich an das Lager ihres Feindes zu wagen.“

Das hatte der Anführer der Schoschonen nicht erwartet. Er fragte mit allen Zeichen des Erstaunens:

„Meine Brüder wollen denen, welche nach ihrem Leben trachteten, ein Begräbnis geben?“

„Ja,“ antwortete Old Shatterhand. „Wir werden ihnen ihre Gewehre in die Hand geben, sie aufrecht setzen, mit den Gesichtern nach der Gegend der heiligen Steinbrüche, und dann Steine auf sie legen. So ehret man die Krieger. Wenn dann ihre Brüder kommen, um uns zu verfolgen, so werden sie erkennen, daß wir nicht ihre Feinde, sondern ihre Freunde sind.“

„Meine beiden berühmten Brüder thun, was ich nicht begreife!“

„Würdest du dich nicht freuen, wenn du die Deinen so begraben fändest?“

„Tokvi-tey würde sich sehr freuen und daraus erkennen, daß die Feinde edle Krieger seien.“

„So zeig', daß auch du ein edler Krieger bist, und gebiete deinen Männern, Steine zu holen, mit denen wir die Hügel errichten!“

Das Begriffsvermögen der Schoschonen reichte nicht aus, sich in die Ansichten der beiden Männer hineinzudenken, doch hegten sie vor ihnen eine solche achtungsvolle Scheu, daß sie sich nicht weigerten, dem ausgesprochenen Wunsche zu entsprechen.

Die beiden Gefallenen wurden in sitzende Stellung aufgerichtet, einer rechts und der andere links vom Eingange des Passes, mit den Gesichtern nach Nordost gerichtet.

Sie erhielten ihre Gewehre in die Hände und wurden dann mit Steinen bedeckt. Als diese Arbeit beendet war, wurde wieder aufgebrochen. Vorher aber sagte Winnetou zu Old Shatterhand:

„Der Häuptling der Apachen wird hier zurückbleiben, um die Ankunft der Upsarocas zu beobachten. Der junge Sohn des Bärentöters mag an seiner Seite sein."

Das war eine Auszeichnung für Martin Baumann, welche dieser sehr wohl zu würdigen verstand. Es erfüllte ihn mit freudigem Stolz, zu dieser Bevorzugung auserwählt worden zu sein. Diese beiden blieben also zurück, und die anderen ritten unter Old Shatterhands Führung weiter.

Jetzt, da es Tag war, ging der Ritt bedeutend schneller vor sich als während der vergangenen Nacht. Zuweilen eben, meist aber bergan, führte der Paß tief zwischen langgezogene Höhen hinein. Nach Verlauf von zwei Stunden, also der angegebenen Zeit, traten die Höhen zu einem Cannon zusammen, eng, hoch, und fast lotrecht emporsteigend. Der Paß war nur so breit, daß drei Reiter nebeneinander Platz finden konnten. Es war ganz unmöglich, zu Fuße, viel weniger aber zu Pferde, an den Seiten emporzuklimmen. Da blieb Old Shatterhand halten. Er deutete in den schnurgerade fortlaufenden Cannon hinein und erklärte:

„Wenn die Upsarocas kommen, werden wir sie hier eindringen lassen. Die Hälfte von uns bleibt unter der Anführung Tokvi-teys und Winnetous hier versteckt zurück und bricht, sobald ich mein Gewehr abschieße, hinter dem Feinde in die Enge ein. Die andere Hälfte postiert sich mit mir an den Ausgang des Passes. Auf diese Weise wird der Feind vollständig eingeschlossen und hat nur die Wahl, entweder elend niedergeschossen zu werden oder sich freiwillig zu ergeben."

Das leuchtete allen ein. Das Terrain war ganz zur Ausführung dieses Planes geeignet.

„Die Upsarocas müßten aber doch geradezu mit Ruten gepeitscht werden, wenn sie so dumm wären, in die Falle zu gehen," sagte der dicke Jemmy.

„Sie werden natürlich nicht sofort hineinschlüpfen," antwortete Old Shatterhand. „Sie werden hier halten und sich beraten. Da ist nun freilich die Hauptsache, daß sie durch nichts auf die Anwesenheit unserer Krieger aufmerksam gemacht werden. Diese müssen sich also hier so gut verstecken, daß es unmöglich ist, sie zu bemerken. Tokvi-tey ist ein tapferer und auch kluger Krieger. Er wird seine Befehle geben. Und wenn nachher Winnetou kommt, welcher ja auch mit hierbleiben soll, so führen zwei Männer, auf welche ich mich wohl verlassen kann, den Befehl."

Das schmeichelte dem Häuptling der Schoschonen. Es stand zu erwarten, daß er sehr besorgt sein werde, das auf ihn gesetzte Vertrauen nicht zu täuschen. Er blieb mit dreißig seiner Leute zurück und begann sofort, das Terrain zu rekognoszieren, um die geeigneten Maßregeln zu

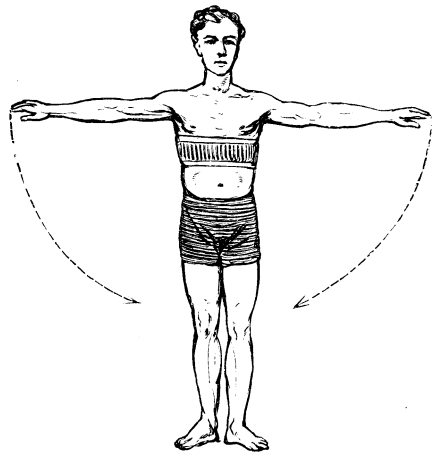


Fig. 11.

ergreifen. Glücklicherweise war der Boden so felsig, daß an eine erkennbare Fährte gar nicht gedacht werden konnte, und rückwärts des Cannons stand der Wald so dicht, daß es nicht schwer erschien, ein gutes Versteck zu finden.

Old Shatterhand durchritt mit den anderen den Cannon. Dieser war so kurz, daß man, am Eingange desselben stehend, den Ausgang recht wohl sehen konnte. Dort, wo er plötzlich wieder zum breiten Passe wurde, bestand der Boden aus Humuserde, aus welcher riesige Bäume zum Himmel ragten. Zwischen den Stämmen derselben lagen zahlreiche zerstreute Felsstücke.

Hatten die Leute erwartet, daß Old Shatterhand hier sofort anhalten werde, so hatten sie sich getäuscht. Er ritt vielmehr weiter und ließ dabei sein Pferd kurbettieren, um eine recht deutliche, auffällige Fährte zurückzulassen.

„Aber, Sir," sagte der dicke Jemmy, „ich denke, wir sollen hier am Ausgange der Schlucht bleiben!"

„Ja, das werden wir freilich. Aber folgt nur vorher noch eine Strecke, und sorgt dafür, daß wir eine gute Spur machen! Eigentlich solltet Ihr gar nicht fragen, Master Jemmy. Was ich thue, das ist ja ganz selbstverständlich."

Er ritt wohl noch eine ziemliche Viertelstunde weiter. Dann hielt er an, wendete sich zu den anderen um und fragte:

„Nun, Mesch'schurs, wißt ihr, warum ich so weit vorgeritten bin?"

„Etwa wegen wahrscheinlicher Kundschafter?" antwortete Jemmy.

„Ja. Die Upsarocas werden sich nicht eher in den Paß wagen, als bis sie sich durch Kundschafter überzeugt haben, daß das vor ihnen liegende Terrain sicher ist. Ich vermute, daß diese Kundschafter an einen Hinterhalt denken und also äußerst vorsichtig sein werden. Wir lassen unsere Gegenwart nicht merken, stellen ihnen auch kein Hindernis, welches nicht ganz notwendig ist, in den Weg, und warten dann das übrige ruhig ab."

„Und was thun wir jetzt?"

„Jetzt kehren wir zum Ausgange des Cannons zurück, natürlich aber nicht auf dieser Fährte, sondern wir biegen hier zur Seite in den Wald hinein. Folgt mir nur!"

Die Seitenwände des Passes bildeten hier eine nicht sehr steile Böschung, welche von den Pferden unschwer erklommen werden konnte. Old Shatterhand ritt den Seinigen voran, ein gutes Stück der Steilung hinan, und dann bog er nach dem Ausgange des Cannons zurück. Als er sein Pferd anhielt, befand sich seine Schar parallel mit dem Ende der Schlucht auf halber Höhe oben. Von hier aus konnte man selbst zu Pferde in wenigen Sekunden hinunter gelangen und den Ausgang besetzen.

Die Reiter stiegen von den Pferden und banden dieselben an die Bäume. Sie selbst nahmen in Gruppen, wie die Personen sich beliebig zusammenfanden, in dem weichen Moose Platz. Natürlich waren es die Weißen, welche zunächst beieinander saßen. Nur Wohkadeh hatte sich ihnen angeschlossen; von den Schoschonen wagte sich keiner in ihre unmittelbare Nähe.

„Ob wir lange werden warten müssen?" meinte Jemmy.

„Das können wir uns so ziemlich sicher ausrechnen," antwortete der Anführer. „Die Upsarocas werden bei Anbruch des Tages nach ihren beiden Kundschaftern geforscht haben. Bis sie entdecken, was am Lager geschehen ist, können sie wohl zwei Stunden zubringen. Da angekommen, wo wir die beiden Grabhügeln errichtet haben, werden sie dieselben öffnen und untersuchen. Nehmen wir an, sie brauchen dazu und zur Beratung, die sie dann sicher halten werden, eine Stunde, so haben wir in Summa drei Stunden. Wir haben von dem Lagerplatze bis hierher fünf Stunden gebraucht. Wenn die Feinde ebenso schnell oder ebenso langsam reiten wie wir, werden sie also acht Stunden nach Tagesanbruch hier sein. Wir haben also von jetzt an noch ungefähr fünf Stunden Zeit."

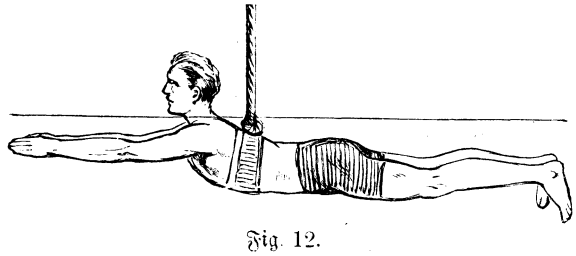


Fig. 12.

„O weh! Was fangen wir während dieser kleinen Ewigkeit nur an?"

„Da brauchen Sie gar nich erst zu fragen!" antwortete der Hobble-Frank. „Wir schprechen een bißchen von der Kunscht und von den Wissenschaften. Das ist das beschte, was man thun kann.

Das bildet den Kopf, veredelt das Herz, macht das Temperamente sanft und gibt dem natürlichen Charakter diejenige Festigkeet, welche notwendig ist, wenn man in den Schtürmen des Lebens nich mit allen Winden davonfliegen will. Off die Kunscht und off die Wissenschaft lasse ich eemal nichts kommen. Diese beeden sind mein tägliches Brot, mein Anfang und mein Ende, mein — — brrr! Was ist denn das hier eegentlich für een infamer Geruch? Das riecht doch noch viel schlimmer, als ob hier eene geschtorbene Leiche nich richtig eingescharrt worden wäre! Oder — — hm!"

Er blickte sich um und gewahrte den Schwarzen, welcher hinter dem Baume lehnte, unter welchem der Sachse saß.

„Willst du gleich fort, du Sakkerment!" schrie er ihn an. „Wie kannst du dich da an meinen Boom randrücken! Denkst du etwa, ich habe meine Nase vom Maskenverleiher geborgt? Geh fort, Zuave, und konzentriere dich nach Afrika! Unsere Nerven aber sind zu sehre kultiviert für dich. Nelken, Reseda und Blümelein Vergißmeinnicht, das lass' ich mir gefallen. Aber Skunk mag ich selbst der feinsten Dame nich ins smellingbottle raten!"

„Massa Bob riechen gut, sehr gut!" verteidigte sich der Neger. „Massa Bob nicht stinken. Massa Bob haben sich waschen in Wasser, mit Asche und Fett vom Bären. Massa Bob sein ein fein, nobel Gentleman!"

„Was? Du willst e Mann von hoher, wohlriechender Geburt sein! Wart, Bursche, meine Atmosphäre sollst du mir nich verrealinjurieren!"

Er ergriff seine Büchse, legte auf Bob an und drohte:

„Wenn du nich gleich verschwindest, so schieße ich dir beede Kugeln fünfmal um den schwarzen Leib herum!"

„Jessus, Jessus! Nicht schießen, nicht schießen!" schrie der Schwarze. „Massa Bob gehen bereits fort. Massa Bob setzen sich weit fort!"

Er zog sich schleunigst nach einem entfernten Ort zurück, wo er sich schmollend und leise räsonnierend niedersetzte.

Der kleine Sachse brachte seinen Vorschlag, über Kunst und Wissenschaft zu reden, nochmals zu Gehör; aber Old Shatterhand antwortete ihm:

„Ich glaube, wir können unsere Zeit auf eine heilsamere Weise benutzen. Wir haben in der vergangenen Nacht nicht geschlafen. Legt euch alle aufs Ohr und versucht, ein Nickerchen zu halten. Ich werde wachen."

„Sie? Warum denn grad Sie? Sie haben doch ebensowenig wie wir sich in Mosjeh Orpheus' feinen Armen gewiegt."

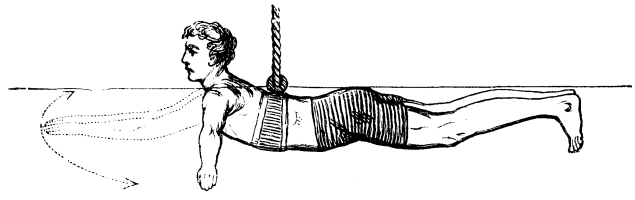


Fig. 13.

„Morpheus heißt es!" verbesserte Jemmy.

„Kommen Sie mir schon wieder so! Warum verdefendiert mich denn keen anderer nich, als nur immer Sie alleene! Was Sie nur mit Ihrem Morpheus wollen! Ich weeß es ganz genau, wie es heeßen muß. Ich war ja Mitglied vom Gesangverein, der Orpheus hieß. Wenn man sich da mal so richtig ausgesungen hatte, besonders wenn nich viele Pausen bei den Noten waren, da schlief sich's hinterher ganz wunderbar. So een Gesangverein ist das beste Mittel gegen schlaflose Nachtgedanken, und darum muß es eben Orpheus heeßen."

„Gut, lassen wir's dabei!" lachte der Dicke, indem er sich lang ins Moos streckte. „Ich will lieber schlafen, als mit Ihnen solche gelehrte Nüsse aufknacken."

„Dazu fehlen Ihnen eben die Haare off den Zähnen. Wer nichts gelernt hat, der kann ooch nichts. Schlafen Sie also immer fort; die Weltgeschichte erleidet keene Einbuße dabei."

Und als er nun keinen anderen fand, den er von seiner geistigen Ueberlegenheit überzeugen konnte, machte er es sich auch bequem und versuchte ein Schlummerchen zu thun. Von Old Shatterhand aufgefordert, folgten die Schoschonen diesem Beispiele, und bald schliefen alle außer dem Anführer. Sogar die Pferde legten sich oder ließen müde die Köpfe hängen. Das hatte nicht das Aussehen, als ob nach wenigen Stunden sich hier eine blutige Scene abspielen könne.

Old Shatterhand stieg von der Höhe hinab, durchschritt langsam den Cannon und blickte sich jenseits desselben forschend um. Er lächelte befriedigt, denn es war hier keine Spur zu bemerken, welche angedeutet hätte, wo Tokvitey sich mit seinen Leuten befand. Der Schoschone hatte also seine Maßregeln sehr gut getroffen.

Nun kehrte er wieder zurück und setzte sich am Ausgange der Schlucht auf einen Stein. Mit auf die Brust gesenktem Kopf saß er stundenlang unbeweglich da. Woran dachte der berühmte Jäger? Vielleicht ließ er die Tage seines vielbewegten Lebens wie ein hochinteressantes Panorama an sich vorüberziehen.

Da ließ sich der Hufschlag eines Pferdes vernehmen. Old Shatterhand stand auf und lauschte um die Ecke des Felsens. Martin Baumann kam geritten; da konnte Shatterhand sich zeigen.

„Ist Winnetou auch da?" fragte er.

„Ja. Er wurde von Tokvi-tey angerufen und ist bei ihm geblieben, da Sie es so gewünscht haben. Auch ich soll zu ihnen zurückkehren."

„Das ist mir recht. Der Apache scheint Ihnen sein Wohlwollen zu widmen. Nehmen Sie das in acht, junger Freund! Es gibt keinen zweiten, der Ihnen hier im Westen so zu nützen vermag wie der Häuptling, dem auch ich so viel verdanke."

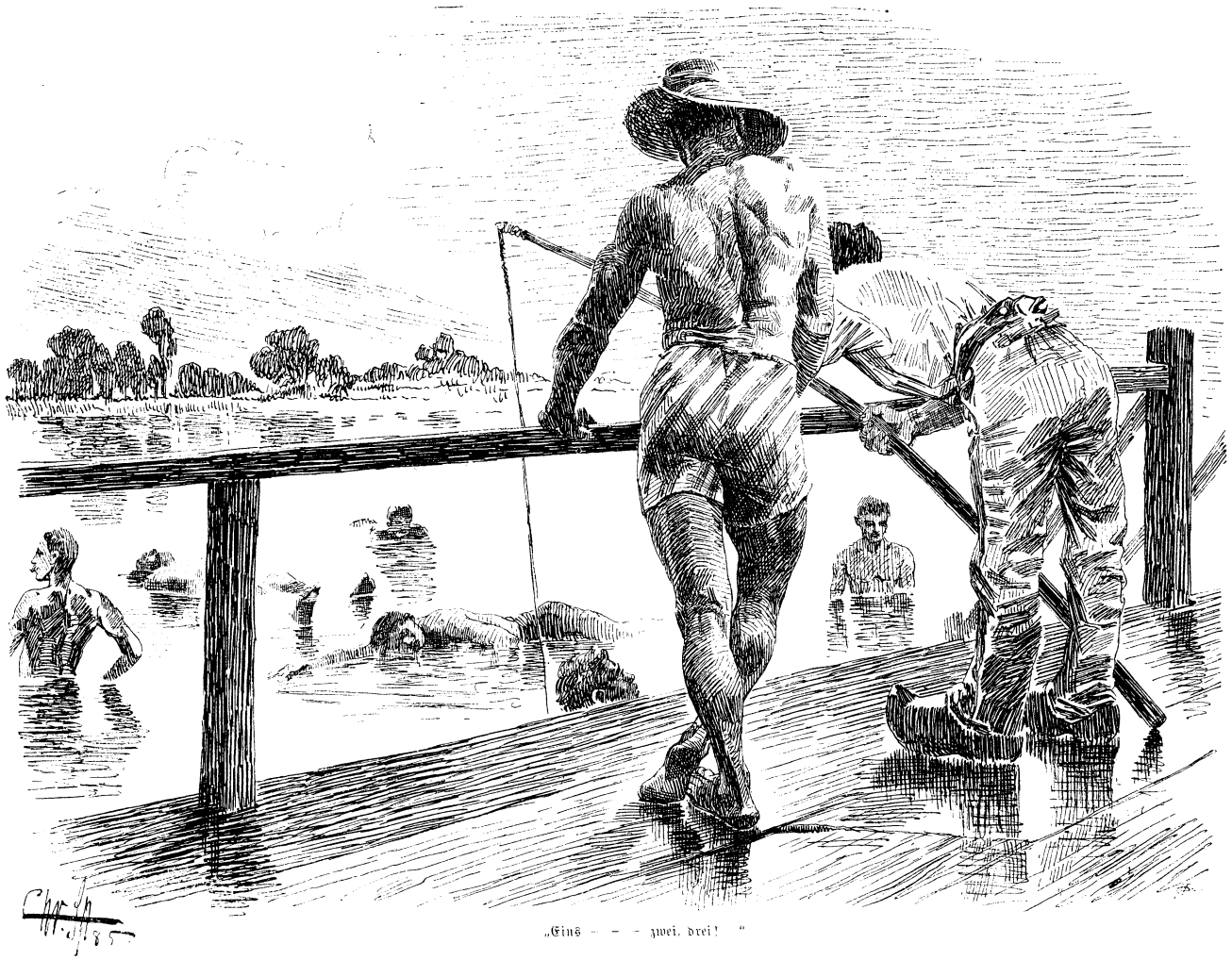
(Fortsetzung folgt.)

Wie ich schwimmen lernte.

II.

Anderen Morgens, als wir aus den Federn waren, galt unsere erste Aufmerksamkeit dem Stande des Thermometers, daran sich höchst wichtige und gelehrte meteorologische Beobachtungen und Berechnungen knüpften, welche selbstverständlich bis zum Nachmittage im Vordergrunde aller Dinge standen. Schon als wir mittags — den „Zumpt" unter dem Arme — die Schule verließen, litt es uns nimmer auf dem geraden Wege, nein, wir machten, um den Ausblick auf die Wasserseite zu gewinnen, einen nicht unbedeutenden Umweg. Und siehe, die rotweiße Fahne, die Meldung bedeutend, daß das Wasser die Badetemperatur erreicht habe, war gehißt.

Als wir in später Nachmittagsstunde die Badeanstalt endlich betraten, ging es um die langgestreckten Barrieren bereits recht lebhaft zu. An allen Ecken und Enden tummelten sich gewandte Schwimmer und bedächtige Nichtschwimmer, scherzend und lachend, pustend und schnaubend. Hier haschte eben einer nach dem großen Reifen, dort nach dem schwanken Fasse; mit Bedacht suchte er die rundliche Tonne in die Gewalt seiner Beine zu bekommen; fast schon saß er rittlings — da machte sie plötzlich eine maliziöse Bewegung — pardauz! — der Reiter lag unter schadenfrohem Gelächter auf der anderen Seite im aufspritzenden Wasser. Hier wieder war ein Balken, eine Strecke davon ein kleines Boot vielumstrittenes Klimmobjekt, wieder tummelten sich flinke Springer und Taucher, dazwischen drang laut und scharf das „Eins — — — — — zwei, drei!" der sonngebräunten Schwimmmeister,



„Eins — — — zwei, drei! "

angethan mit breitkrempigen Strohhüten und Holzpantoffeln, letztere von immenser Größe, daß darin ein nicht allzusehr aufgeschossener Sextaner fast eine Bootfahrt riskieren könnte. An ihren langen Stangen hingen ängstlich zappelnde Schwimmeleven, und, siehe da, da war ja auch schon unser Willi, und munter dabei, sich über die ungelenken Bewegungen dieser Eleven höchlich zu amüsieren. — Wir machten uns unter Beobachtung der seitens unseres Papas anbefohlenen Gesundheitsregeln alsbald daran, den Sekundanerhabitus mit dem des Schwimmschülers zu vertauschen; dabei ward uns die belustigende Entdeckung, daß Willis bescheidene Körperfülle einen unnatürlichen fettigen Glanz zeigte, etwa wie ein Eskimo glänzen mag, wenn er soeben vom Thransieden kommt. Die ungewohnten Uebungen vom vorhergehenden Tage hatten in seinen Gelenken ein mehr als unbehagliches Gefühl zurückgelassen und um seine Glieder wieder einigermaßen geschmeidig zu machen, griff er in einer klassischen Anwandlung, wie die Ringer und Diskuswerfer der Palästra Alt-Athens, zum Oelkrüglein und zog sich, da er dazu das feinste Salatöl seiner Tante aufbrauchte, überdies deren höchliches Mißfallen zu. Um unserer Heiterkeit, deren Pflege dem Schwimmschüler übrigens sehr zu statten kommt, wie sonst ungebundenen Lauf zu lassen, waren wir in diesem Augenblick doch zu sehr in Erwartung dessen, was kommen sollte, und hörten kaum, daß er sich unter Berufung auf eine gelesene Zeitungsnotiz von der Wirkung des Oeles auf das Wasser noch weitergehende und in kritischen Fällen höchst beruhigende Wirkungen versprach. Willi war überhaupt gut aufgeräumt, voll Unternehmungslust; als wir noch in unseren Kabinetten waren, wollte er sogar der erste sein, der ins Wasser ging. Als danach aber der Schwimmlehrer sich anschickte uns die Gurten um die Brust zu schnallen, wurde er plötzlich merkwürdig kleinlaut und wußte sich, wie ein kriegserfahrener Tirailleur, hinter dem nächsten Rücken und dieser Rücken war der meine, Deckung zu verschaffen; im entscheidenden Augenblick retirierte er sogar ein gut Stück weiter. — Einmal mußte es ja sein und so hob ich meine Arme. — „Puh! Brr!" — wie kalt und naß diese Gurte war — wie unbehaglich mochte es erst da drunten unter der grünlichen Wasserfläche —?! — „Puh!" — eisiges Frösteln durchlief meinen Körper. Mechanisch ließ ich mich ans äußerste Ende des schwanken Sprungbrettes führen. Mein Herz klopfte hörbar und halb nur verstand ich die Unterweisung des Lehrers, eine gestreckte Körperstellung anzunehmen, die Kniee zu schließen, den Kopf zu erheben, und den Blick geradeaus zu richten. Auf das Kommando „Eins!" hatte ich die Körperschwere auf den linken Fuß zu übertragen, die rechte Fußspitze nach vor und abwärts zu richten; auf „Zwei!" sollte ich mit dem Ballen des stehenden Fußes meinen Körper in senkrechter Stellung vom Brett nach vorwärts abstoßen, — unwillkürlich klemmte ich noch rasch meine beiden Nasenlöcher, was natürlich nicht sein sollte, zwischen Daumen und Zeigefinger — ein leichter Druck mit dem Fuße und — da schlossen sich die aufspritzenden Wasser über meinem Kopfe. Einen Augenblick verlor

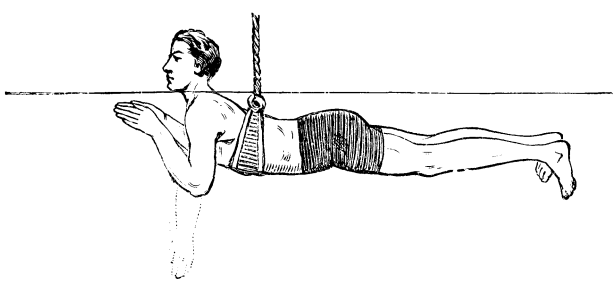


Fig. 14.

ich alle Empfindung; plötzlich aber hub in meinen Ohren ein gewaltiges Sausen an, meine Beine fingen, statt sich zu spreizen, heftig an zu strampeln, da endlich war mir die Situation klar, die Ruhe kehrte wieder; rasch führte ich meine Arme, wie anbefohlen, (s. Fig. 11) kräftig gegen die Schenkel, ich fühlte, daß ich nach oben schoß, pustend und schnaubend erschien ich an der Oberfläche.

Mehrfaches „Bravo!" empfing mich. Stolz und auch völlig davon überzeugt, erwiderte ich, daß ein solcher Sprung lange nicht so schlimm sei, als man sich denselben vordem vorstelle. Schnell war er ein zweites und drittes Mal gemacht; ich empfand daran immer mehr Vergnügen und Behagen. Viel unangenehmer war, als wir darauf für die Armbewegungen Stellung nahmen, die unheimliche Empfindung, nichts unter den Füßen zu fühlen. Unwillkürlich machte ich alsdann den Versuch in dem Wasser zu knieen, und wie zur Strafe berührte die für solche Fälle sehr empfindliche Nase die wässerige Oberfläche erst recht und manches unerwünschte und ganz abscheulich schmeckende Schlücklein fand dabei den Weg in und durch die heftig und geräuschvoll sich sträubende Kehle. Die Lage im Wasser war die in Fig. 12 veranschaulichte; die Hände waren geschlossen nach vorwärts gestreckt, die Fußspitzen sollten nach auswärts stehen und gegen den Körper angezogen sein, das Kinn lag auf dem Wasser. Während der Armbewegungen blieben die Beine in völlig unthätiger und gestreckter Lage. Auf das Kommando „Eins!" waren die Hände mit den inneren Flächen so nach auswärts zu wenden, daß die kleinen Finger etwas höher zu stehen kamen, als die Daumen und somit fähig waren, auf das Wasser einen Druck in bogenförmiger Richtung auf den Leib zu ausszuüben; gleichzeitig ruderten die gestreckten Arme (Fig. 13) unmittelbar unter der Oberfläche des Wassers bei festgeschlossenen Fingern bis in die Höhe der Schulter; auf „Zwei!" berührten sich die inneren Handflächen in lotrechter Lage abwärts der Achseln (Fig. 14), die Arme wurden gebogen, sodann die Daumen mit nach vorwärts gerichteten Fingerspitzen so unter das Kinn geführt, daß die Oberarme den Brustkorb fast berührten. Auf „Drei!" wurden die Arme in die ursprüngliche Lage (Fig. 12) kräftig nach vorwärts gestoßen. Die Vorübungen am Lande kamen mir und Bertl, der inzwischen von einem zweiten Schwimmmeister an die Stange genommen war, so zu statten, daß wir diese Uebungen, heute schon, auf das nur einmalige Kommando „Eins!", nach einigen Lektionen sogar ohne Vorzählen ausführten. Etwas ermüdet, verließ ich das Wasser, um mich rasch in die Kleider zu werfen. Zu meinem nicht geringen Erstaunen bemerkte ich, daß Willis Garderobe, wahrscheinlich durch den eigenen Herrn davongetragen, spurlos verschwunden war.

Nach einigen Tagen kamen wir schon an die ungleich schwereren Beinübungen.

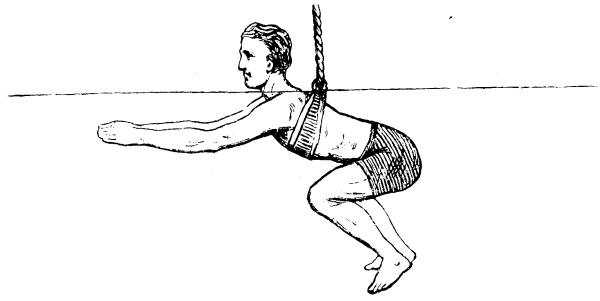


Fig. 15.

Jetzt blieben umgekehrt die Arme unthätig und gerade vorgestreckt. Auf das gedehnt ausgesprochene Kommando „Eins!" wurden die geöffneten Kniee, wie Fig. 15 zeigt, bei geschlossenen Fersen langsam bis an den Brustkorb angezogen. Ich that es, so gut ich konnte, ärgerte mich aber nicht wenig, daß einige Zuschauer, sobald ich die Beine gegen die Brust anzog, weidlich lachten. Während einer kurzen Pause, die ich, an die Stiege geklammert, machen durfte, sah ich, daß Bertl die gleiche Auszeichnung zu teil wurde und ihren Grund darin hatte, daß wir beim Anziehen der Beine heftig schwankten und den Rücken, sowie dessen Verlängerung, erheblich aus dem Wasser reckten, was allerdings gar possierlich aussah. Ich mußte selber lachen, gab mir aber in der Folge alle Mühe das Tempo exakt auszuführen, was mir denn auch bald gelang. Waren die Beine, wie beschrieben, angezogen, wurden sie (s. Fig. 16) auf „Zwei!" seit- und abwärts so gegrätscht und abgestoßen, daß die Fußsohlen bei angezogenen Zehen auf das Wasser drückten; auf das rascher gegebene „Drei!" wurden die Beine schnell und kräftig zusammengeführt und geschlossen, wodurch der Körper wieder in die ursprüngliche Lage kam. Diese letztere Bewegung,

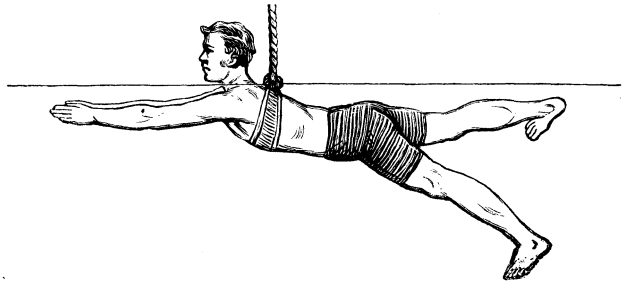


Fig. 16.

das rasche und kräftige Schließen der Beine ist sehr wichtig, denn der Körper wird beim Schwimmen nicht so sehr durch den mit den Fußsohlen ausgeübten Druck vorwärts getrieben, als durch die Wirkung der Beine auf das zwischen denselben liegende Wasser. Es wird durch das Zusammenschlagen der Beine förmlich gequetscht, etwa wie der feuchte Apfelkern durch den Druck der Fingerspitzen gepreßt und ausgeschleudert wird und verursacht durch das erzwungene Austreten nach rückwärts das Vorwärtsgleiten des Körpers. Als wir heute mit unserer Lektion zu Ende waren, wurde uns die Freude, Willi wieder begrüßen zu können. Willi war wirklich wieder da. Er entschuldigte sein kürzliches Ausreißen in beredten Worten mit den unheimlichen Schmerzen, welche ihm damals in den Gliedern lagen. Heute wollte er den Sprung wagen, da er einsehe, daß derselbe geeignet, die Scheu vor dem Wasser zu überwinden und Vertrauen zu demselben zu erringen. Willig ließ er sich die Gurte um die Brust schnallen und anscheinend mutig betrat er das Sprungbrett, nachdem er sich vorher versichert, daß die beiden derben Knötchen aus Watte, welche er sich in die Ohren praktiziert hatte, noch an ihren Stellen saßen. Gelassen hörte er die Weisungen des Lehrers. Einige Male schien es zwar, daß er wieder zurücktreten wollte; als das Kommando „Eins!" aber kam, plumpste er mit ausgestreckten Armen, als suchte er in der Luft einen Stützpunkt, richtig ins Wasser und kam erst wieder zum Vorschein, als der Schwimmlehrer mächtig an dem Seile zog. Als sein Kopf an der Oberfläche erschien, ging zuerst ein mächtiges Pusten und Luftschnappen los, das, sobald er Herr seines Atems war, in ein mörderliches Angstgeschrei überging. Zum Unglück hingen ihm seine blonden langen Haare so dicht über die Augen, daß er, nichts sehend, obwohl über Wasser und an der sicheren Leine, noch verwirrter wurde. Aengstlich fuchtelte er mit den Händen in der Luft herum, bis er plötzlich die Leine erwischte, krampfhaft festhielt und mit unglaublicher Gewalt an sich zog, daß selbst der Schwimmlehrer, an der äußersten Spitze des Sprungbrettes stehend, einen Augenblick in bedenkliches Schwanken geriet und Gefahr vorhanden war, direkt auf Willi zu stürzen. Zum Glück erhielt sich der Lehrer im Gleichgewicht. Mit einem kräftigen Ruck und mit schlecht verhehltem Aerger zog er Willi, der, so blitzschnell sich die Scene abspielte, bereits halbtot schien, an die Stiege. Als er die Stufen aber unter seinen Füßen fühlte, kam mit einem Male wieder Besinnung über ihn; hastig und mit gefalteten Händen bat er um Entfernung des Gurtes, und als dies geschehen, war er mit einigen raschen Sätzen, wie man sie sonst nie an ihm zu sehen bekam, hinter der Thüre seines Kabinetts verschwunden.

Nach etwa acht Tagen, als die Tempi der Arme und der Beine schon recht flott gingen, kamen wir an die vereinten Arm- und Beinübungen. — Endlich war die Aussicht gegeben, bei einigem Fleiße, auch einmal ein wenig vom Fleck zu kommen. Auf „Eins!" kamen, wie Fig. 17 zeigt

und bereits geschildert wurde, die Arme in die Höhe der Schulter. Auf „Zwei!" wurden die Hände nach abwärts geführt, unter der Brust vereinigt und geschlossen unter das Kinn gebracht. In dem Augenblicke, als noch während dieser Bewegung die Hände das Wasser nach abwärts drückten, hatten die Beine mit ihrem ersten Tempo einzufallen — die Kniee wurden wie bereits geschildert angezogen und seitwärts ausgeschnellt (Fig. 18), auf „Drei!" die Arme vorgestoßen, die Beine rasch und mit kräftiger Bewegung geschlossen, alles das erst auf dreiteiliges, nach mehrfacher Uebung auf nur einmaliges Kommando.

Nach einigen Lektionen gingen auch diese Bewegungen recht flott und nun erst machte uns das „Schwimmenlernen" viele Freude. Mit großem Vergnügen und mit Genugthuung empfanden wir, daß der Schwimmlehrer jetzt öfter die Gurte und Leine nachließ und daß wir uns nichtsdestoweniger auf dem Wasser hielten. Mit der Vorwärtsbewegung hatte es jetzt freilich noch sein Bewenden, bald aber ging auch

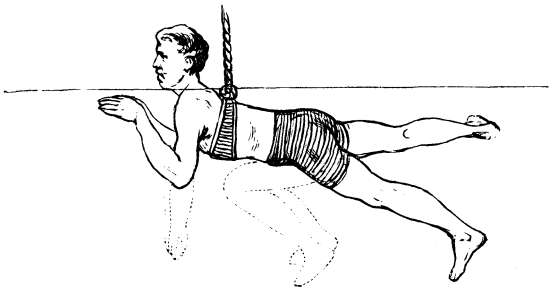


Fig. 18.

das leidlich von statten, von Stiege zu Stiege, und mit nicht geringem Stolze wußten wir allabendlich zu konstatieren, daß wir für ein und dieselbe Strecke, heute schon weniger „Stöße" brauchten, als gestern.

Noch hatten wir an der Gurte die Bewegungen für das Rückenschwimmen durchzumachen. Die Lage war eine flachgestreckte, daß nur Augen, Nase und Mundpartieen, sowie die Fußspitzen aus dem Wasser ragten, Rücken eingezogen, Brust erhoben, die Hände an die Seiten des Körpers gelegt. Auf das übliche Kommando „Eins, — zwei, drei!" wurden zuerst die Kniee (Fig. 19) bei geschlossenen Fersen gegen die Brust gezogen, wodurch sich erstere öffneten und nach auswärts wendeten, die Beine sodann seitwärts ausgeschnellt und wieder kräftig geschlossen. Es steht bei wachsender Fertigkeit im Belieben des Schwimmers die Arme auf die eine oder andere Weise mithelfen zu lassen. Eine wesentliche Steigerung der Vorwärtsbewegung habe ich erreicht, daß ich während der Beinbewegung mit den Armen einen recht kräftigen Ruderschlag nach dem Schenkel führte.

Bald hatten wir auch im Rückenschwimmen, sowie im Wassertreten, eine Uebung, welche sich, nachdem man den Körper in die vertikale Lage bringt, durch

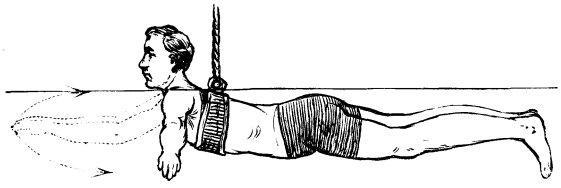


Fig. 17.

gleichmäßiges und abwechselndes Treten mit den Füßen, ganz von selbst ergibt, recht gute Erfolge aufzuweisen, daß endlich der Tag erschien, da wir ohne Leine, frei, ins Wasser durften. Es überkam mich dabei im ersten Augenblicke allerdings wieder etwas wie Aengstlichkeit, bald aber war auch dieses letzte bange Gefühl überwunden und nun durchmaßen wir an der Seite des mitschwimmenden Lehrers mit wachsendem Vertrauen und immer größerer Schnelligkeit, d. h. weiter ausgreifenden Zügen, die ganze Schwimmschule kreuz und quer.

In wenigen Wochen sollten wir die Schwimmprobe, welche in etwa 20 Minuten langem freien Auf- und Abschwimmen bestand, ablegen. Unsere Freude war groß als wir auch dieses Probestück, zu völliger Zufriedenstellung unserer Lehrer, ablegten und nun — und zwar zu gleicher Zeit — zu Freischwimmern erklärt wurden.

An diesem Tage, es war ein Samstag, hatten wir's sehr eilig nach Hause zu kommen, nicht um der Geschenke willen, die uns Papa in Aussicht gestellt, — nein — es gab für uns ein noch erhebenderes Gefühl, als diese Preise errungen zu haben; das war, wenn er uns mit seiner schweren Hand kosend durch das krause Haupthaar fuhr und uns „tüchtige Jungens" nannte. — — Als wir, nahe dem Marktplatz, rasch um die Ecke bogen, sahen wir auch Willi wieder. Er eilte, mit einem Päckchen

Fig. 19.

bewaffnet, in Begleitung seiner Tante dem Thorbogen eines großen Hauses zu. Unwillkürlich blickten wir uns gegenseitig ins Auge. Wir mußten ebenso unwillkürlich lächeln, aber wir — lachten nicht. Ueber dem Thorbogen jenes Hauses stand in mächtigen, weithin sichtbaren Buchstaben zu lesen: „Kalte und warme Wannenbäder."

Kampf ums Dasein unter den Bäumen.

Die Zeitschrift „Die Natur" veröffentlichte folgende interessanten Beobachtungen: „Man hat neuerdings an vielen Orten die Wahrnehmung gemacht, daß in den Wäldern gewisse Holzarten in spontaner Weise die anderen verdrängen und sich ausschließlich des Bodens zu bemächtigen suchen. So hat man z. B. in Dänemark an gewissen Oertlichkeiten gefunden, daß die Nadelhölzer die Eichen und Buchen, an anderen Stellen die Laubhölzer das Nadelholz zu verdrängen suchen oder teilweise schon verdrängt haben. So hat man namentlich in Frankreich in der Solonge, einem verlassenen Landstrich in der Nähe von Blois, ganz eigentümliche Beobachtungen gemacht; man hat dort vor etwa 30 Jahren die Aufforstung der Heidestrecken begonnen und Seekiefern und gewöhnliche Kiefern gesät; als man nun nach Verlauf von etwa 15 Jahren diese dichten Kulturen und Kiefern etwas lichtete, sah man dazwischen Eichen aufgehen, die man nicht gesät hatte, und als später die Kiefern abgetrieben wurden, sah man sie auf ganz natürliche Weise durch dichten Buschwald von Eichen ersetzt. Nun ermittelte man aus geschichtlichen Quellen, daß jener Landstrich in früheren Zeiten mit ungeheuren Eichenwaldungen bedeckt war. Ein ähnlicher Kampf zwischen den Bäumen ist auch anderwärts beobachtet worden, und es dürfte sich der Mühe lohnen, dieser Erscheinung eine größere Aufmerksamkeit von seiten der Botaniker und Forstleute zuzuwenden und die hierauf bezüglichen einzelnen Thatsachen aus verschiedenen Ländern, namentlich in Europa und Asien, zu sammeln und zusammenzustellen. In Graubünden z. B. verdrängt die Kiefer und die Fichte überall die Lärche, und im Jura droht die Kiefer über die Lärche die Oberhand zu behalten. Man behauptet, daß in der Schweiz im allgemeinen die Heister- oder Rotbuche die Eiche, Tanne und Birke verdrängt habe, denn man findet diese Bäume nur dünn gesät und in einem verkümmerten Zustande. In Preußen soll die Kiefer die Eiche und Birke ersetzen. In den russischen Nadelwäldern gewinnen Birke und Eiche immer größere Verbreitung, und in den sibirischen Kiefern- und Fichtenwäldern verdrängt die Birke allmählich die ursprüngliche Baumvegetation.

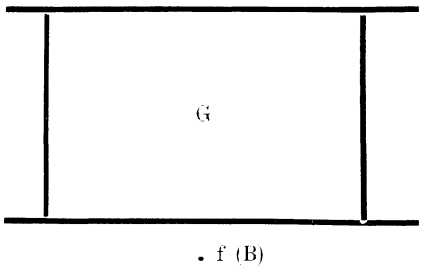
Die Indianer und das Telephon.

Amerikanische Zeitungen bringen eine interessante Schilderung des Eindrucks, welchen das Telephon auf die Häuptlinge des Indianerstammes der Apachen hervorgerufen hat. Als die Häuptlinge kürzlich St. Louis in Missouri passierten, machte man sie unter anderem auch mit dem Fernsprecher bekannt. Zu diesem Behufe führte man die Fernsprechapparate an das Ohr der Apachen. Kaum vernahmen sie die daraus hervorgehenden Laute, als sich Bestürzung und Grauen auf ihren Gesichtern malte; sie konnten sich den Ursprung der Töne nicht erklären. Nachdem sie mit Aufmerksamkeit gelauscht hatten, hüllten sie sich in ihre Mäntel und versanken in tiefes Schweigen. Dann besprachen sie das Wunder untereinander mit gedämpfter Stimme und erklärten schließlich, der große Geist der Weißen habe zu ihnen geredet (die Mitteilung durch den Fernsprecher war in englicher Sprache erfolgt). Als sie sich verabschiedeten, baten sie, ihnen einen Apparat zu schenken, mittels dessen ihre Kinder den großen Geist der Indianer hören könnten.

König, Kaiser.

Ein Spiel im Freien.

Die Spielerzahl muß eine gerade sein. Durch Abzählreim werden die Knaben ausgezählt. Die zwei letzten gehören den beiden Parteien an und bilden die Parteien, indem einer nach dem anderen sich aus der Menge einen auswählt, bis jeder einer Partei zugeteilt ist. Darauf wählt jede Partei ihren König — die übrigen sind dessen Ritter. Die Parteien stellen sich darauf an, der König jedesmal vor der Front. Zwischen beiden Parteien ist der Turnierplatz (G). In e steht König A,



hinter ihm zwischen a und b seine Ritter. In f steht der König B, zwischen c und d seine Ritter. Nachdem jede Partei Stellung genommen hat, beginnt das Turnier. König A ruft seinem Gegner zu:

„König, Kaiser, schick' mir einen Mann,
Oder ich greife dich selber an!"

König B ruft darauf einen seiner besten Ritter mit Namen, der sofort aus der Reihe hervortritt und sich rechts von seinem König stellt. Darauf ruft auch A einen Ritter, der sich ebenfalls rechts von A aufstellt. König B zählt und klatscht dabei dreimal in die Hände. Nach drei! hüpfen beide Ritter auf den Turnierplatz und jeder sucht seinen Gegner über die eigene Grenze zu treiben; der Ritter des B sucht also den Ritter von A über die Grenze, wo die Partei des B aufgestellt ist, zu treiben; ein ähnliches versucht sein Gegner. Wer in das Gebiet der Gegenpartei getrieben wird, oder wer mit dem anderen, gehobenen Bein die Erde berührt, muß seinem Besieger resp. Gegner folgen und stellt sich als dessen Knappe hinter ihm auf. Der König der siegenden Partei ruft darauf seinem Gegner zu: „König, Kaiser —" und so geht es fort.

Hat eine Partei keine Ritter mehr aufzuweisen, so kann sie auch ihre Knappen gegen die Ritter der Gegner ins Feld führen. Hat der eine König gar keine Ritter noch Knappen zum Turnier zu schicken, so hat er verloren. Das Spiel ist sehr interessant. Probiert es!

Rätsel.

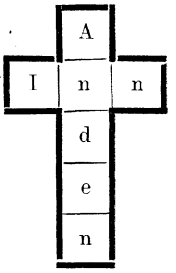
Wenn die Letzten mir nicht gefallen,
Will ich gleich zu der Ersten wallen,
Mich an frischem Grün erquicken,
Auf zum Himmelsdome blicken;
Und ist das Ganze nicht zu breit,
Schau' ich auch Meeresherrlichkeit.

Geographisches Rätsel.

In jedem der nachfolgenden Sätze ist der Name einer Stadt oder eines Flusses enthalten. Die Anfangsbuchstaben geben richtig geordnet die Bezeichnung für ein Staatsverbrechen.

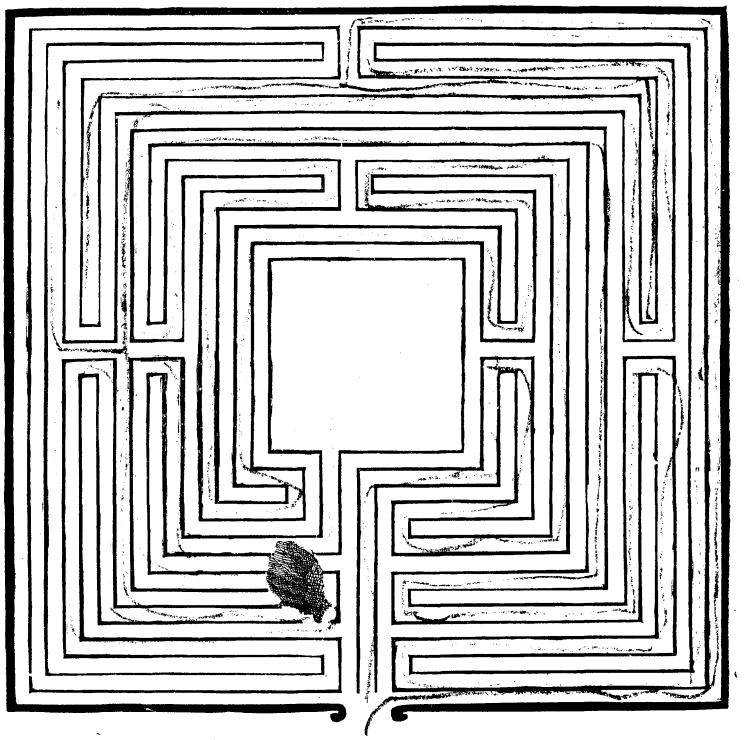
1. Vreneli, Mareili sind Namen, welche häufig in den Erzählungen von Jeremias Gotthelf vorkommen.
2. Die romantische Richtung in der Musik ist von Karl Maria von Weber herzuleiten.
3. Es ist nötig eine Brille nach jeder Staaroperation zu tragen.
4. Das Verlangen reiner Seelen ist ganz und voll gekannt zu werden.
5. Der Zauber linder Luft wird am häufigsten im Winter gepriesen.
6. „Welch' reicher Himmel! Stern bei Stern! Wer kennt ihre Namen?" singt Goethe.
7. Für jeden denkenden Menschen ist es eine Qual, einem hohlen Schwätzer zuhören zu müssen.
8. „Willenskraft Wege schafft!" sagt ein englisches Sprichwort.
9. Wer sich von der Welt völlig abschließt, wird nie Menschenkenntnis erwerben.

Auflösung des Kreuzrätsels in Nr. 25.



Irrgarten,

an welchem sich unsere jungen Freunde nach Lust und Belieben den Kopf zerbrechen wollen.



Fragen und Antworten.

Auf viele Anfragen. Es ist in der Preisaufgabe gesagt, daß der Weg zum Tischchen und zurück an den Eingang zu machen sei. Weitere Bedingungen sind also nicht gestellt worden.

Aenni K. in **Mainz.** Eine junge Dame in Herrengesellschaft! mit der richtigen Preisrätsellösung in der Hand — welche Ueberraschung! — Kameraden! was meint Ihr — soll unsere junge Leser- und Löserin an unserer Pfadfinderverlosung mitthun? Soll es gelten? „Ja!" oder „Nein!" — Hoffentlich besinnt Ihr Euch nicht lange und ruft alle „Ja!" Gegen Damen muß man stets artig und zuvorkommend, ritterlich sein! — An „Aennchen" herzliche Grüße!

Gymnasiast Kurt Seestern. Du willst das Morsesche Alphabet kennen lernen? Hier:

A . —	I . .	R . — .
Ae . — . —	J . — — —	S . . .
B — . . .	K — . —	T —
C — . — .	L . — . .	U . . —
D — . .	M — —	Ue . . — —
E .	N — .	V . . . —
E . . — . .	O — — —	W . — —
F . . — .	Oe — — — —	X — . . —
G — — .	P . — — .	Y — . — —
H	Q — — . —	Z — — .

Einen besseren Vorschlag als die im „Neuen Universum" Band V ausführlich beschriebenen Telephonarten, das Kindertelephon einschließlich, können wir Dir nicht machen. Alle anderen Konstruktionen wären weit komplizierter und kostspielig. — Ueber Mikroskopie und Herstellung von Präparaten enthält „Dr. Otto Dammers Naturfreund, Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause

und Garten", Band II, eine ausführliche und durch viele Illustrationen erläuterte Anleitung. — Gruß erwidert.

G. H. B. in **Kulmbach.** Wir haben uns Ihre Wünsche gemerkt und werden denselben bei Gelegenheit zu entsprechen suchen. — Um bei guter Singstimme zu sein, soll sich empfehlen kurz vor der Aufführung ein rohes Ei zu genießen. Uebrigens fragen Sie doch alte Praktiker. — Pflege der Zähne? Tägliches mehrmaliges Waschen und Bürsten. Entsprechende Reibmittel (Zahnpulver) erhalten Sie in der Apotheke. Pflege der Haut? Im allgemeinen reichliches Baden und Frottieren. Der Gebrauch von Ichthyolseife. Haare? Sorgfältiges Kämmen und Bürsten, zeitweises Einölen, den Gebrauch von Eau de chinin. Fingernägel? Nichts anderes, als tägliches sorgfältiges Reinigen, zeitweises Beschneiden. — Schnurrbart haben Sie wohl noch nicht! — Vielleicht paßt der alte Spruch:

„Glaube nicht alles, was du hörst,
Liebe nicht alles, was du siehst,
Rede nicht alles, was du weißt,
Thue nicht alles, was du willst!"

Th. L. in **Magdeburg.** Bitten um etwas Geduld. Nach und nach werden die sämtlichen sogen. englischen Rasenballspiele ausführlich beschrieben werden. — Das Croquet wird von mindestens zwei Personen auf einer ebenen Fläche gespielt und stellt die Aufgabe, einen hölzernen Ball mittels eines Schlegels durch mehrere in den Boden eingerammte eiserne Bögen zu treiben. Die Anordnung der Bögen entspricht dem Quadrat, Achteck u. s. w. — Siegerin ist jene Partie, welche ihren Ball, ohne daß ein Schlag mißlungen wäre, zuerst durch alle aufgestellten Bögen getrieben hat.

W. B. in **Leipzig.** Das dort bei J. J. Weber erscheinende Büchlein „Pavel, Katechismus der Kriegsmarine". — Das Zeugnis der Reife aus der Prima einer Oberrealschule berechtigt sowohl zum Studium auf allen technischen Hochschulen, wie auch zum Besuche aller landwirtschaftlichen Akademien.

Otto M. in **Mainz** schreibt: „Um meinen Kameraden nützlich zu sein, teile ich Ihnen mit, wie man Tintenflecke aus Papier entfernt, ohne daß letzteres nur im mindesten verletzt würde. Man nimmt 1 Teil Chlorkalk, 2 Teile Wasser und schüttelt diese Mischung zwei Minuten kräftig durcheinander, läßt es dann zugekorkt stehen, bis sie sich abgesetzt hat. Sollte nach ungefähr einer halben Stunde noch etwas Chlorkalk oben sitzen, so wiederholt man das Schütteln. Hat sich die Mischung völlig gesetzt, tauche einen Pinsel oder Federhalter ein und fahre damit über den trockenen Fleck und — weg ist er! Bei sehr alten Flecken versagt das Verfahren allerdings." — Im Namen Deiner Kameraden besten Dank.

W. Kl. in **Posen.** Hypnotismus? Durch längeres scharfes Betrachten eines glänzenden Gegenstandes und Bestreichen durch den Magnetiseur wird ein schlafähnlicher Zustand hervorgerufen, in welchem Handlungen ausgeführt werden, deren man sich später nicht entsinnen kann. Hüte Dich aber vor einem Versuch — Du verdirbst Dir dabei die Augen!

Karl R. in **Heidelberg.** Rätsel erhalten, danken schön und grüßen freundlich!

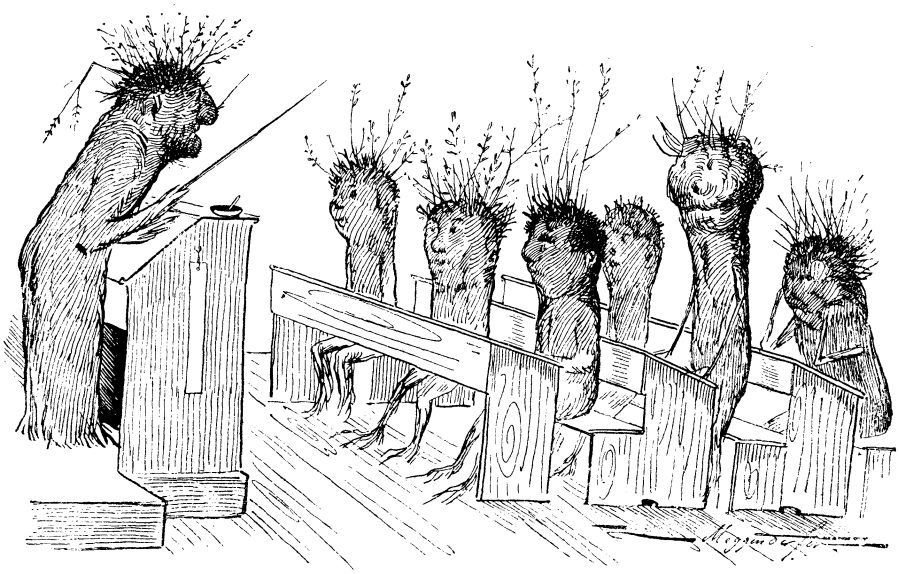
R. S. in **Frankfurt** a. M. Sie schützen das Holz durch absolute Trockenheit. — Ueber das Aufspannen der Schmetterlinge erscheint ein Aufsatz in nächster Nummer.

Jul. C. in **O.** 3,50 m Weitsprung — ei ja! — das ist eine Leistung, auf die ein Obertertianer stolz sein darf. — Du fragst, wie Du Dir etwas Taschengeld selbst erwerben könntest, da Du so viele „kleine Sächelche" brauchst? Junger Freund, das ist eine Frage, deren Beantwortung nur dem hausväterlichen Regiment zusteht, da darf der „G. K." nichts dazwischen schwatzen. Weiß er denn, ob es Deinem Papa lieb ist, wenn Du um der erwünschten „Sächelche" willen jetzt schon einem Erwerbe nachgehst? — Du schreibst ferner:

„In Nr. 21 bittet Alfred L. in Wien um Mitteilung einiger amüsanter Gesellschaftsspiele. Das Folgende, das immer gefallen hat, und das ich in einem alten Buche gefunden habe, will ich ihm mitteilen. Es heißt: „Der Wahrsager." — Ich stelle mich als berühmter Magnetiseur vor und erbiete mich, einen aus der Gesellschaft so zu verhexen, daß er auf alle von mir an ihn gerichteten Fragen die richtige Antwort gibt. Darauf begebe ich mich mit ihm in das Nebenzimmer und leite ihn an, wenn ich z. B. fragen sollte: Ist dieses Taschentuch weiß, gelb oder rot? immer das mittlere Wort davon zu nennen, hier also gelb. Wenn ich nach vier Dingen frage, das zweite u. s. f. Ins Gesellschaftszimmer zurückgekehrt, wird der Verhexte, nachdem ihm die Augen verbunden und der nötige Hokus-Pokus gemacht ist, die ganze Gesellschaft durch seine Antworten in Staunen setzen." — Deine Erzählung müssen wir mit Muße lesen; unsere Entschließung werden wir Dir bald mitteilen.

Willi v. O. in **Berlin.** Nun! regt sich das Gewissen? Vor 14 Tagen war Willi so sehr übermütig, heute ist er gar freundlich. Ja — trotz der sehr abweichenden Handschrift erkannt! — Der „G. K." hat scharfe Augen.

E. H. in **Hof.** Nun, Dein Wunsch, eine Anleitung zum Schwimmen zu erhalten, ist ja inzwischen in Erfüllung gegangen. — Weiße, waschlederne Handschuhe willst Du waschen? Bon! Zunächst ziehen wir dieselben an, wie sonst, als wenn wir damit spazierengehen wollten. Das thun wir aber, weil sie eben schon ganz schwarz sind, nicht, sondern tauchen Hand und Schuhe in lauwarmes Wasser, reiben tüchtig mit Seife ein und verfahren wie beim Händewaschen. Wir nehmen alsdann frisches Wasser und schwemmen damit alle Seife ab. Von der Hand kommen sie nun in reines Linnen, darin winden wir sie fest aus. Nun werden die wieder Weißgewordenen kräftig gestreckt, selbstverständlich nicht in die Breite, sondern der Länge nach, und zum Trocknen an die Luft gehängt.



Wie sich Hänschen eine Baumschule vorstellt.

Gust. Pf. Sch. in **Sch.** „Sie wagen es, auf die Voraussetzung hin, daß Ihr altbewährtes Pech Sie nicht verlasse, an der Verlosung mit zu konkurrieren" — das ist ja gräßlicher Sekundanerpessimismus! — Wenn Ihr Gedächtnis wirklich so „siebählich und grundschlecht" ist, werden Sie gut thun, sich von einem Arzte beraten zu lassen. — Die Kompetenzen der Marineärzte entsprechen denen der betreffenden Chargen des Seeoffiziercorps.

Marine-Assistenzarzt 2. Kl. = Unterlieutenant z. See.
„ „ 1. Kl. = Lieutenant z. See.
„ Stabsarzt = Kapitänlieutenant 2. Gehaltskl.
„ Oberstabsarzt 2. Kl. = Kapitänlieutenant 1. Gehaltskl.
„ Oberstabsarzt 1. Kl. = Korvettenkapitän.
„ Generalarzt = Kapitän z. See.

Für jedes vollendete Dienstjahr erhalten dieselben eine am Beginne des folgenden Jahres zahlbare Zulage von 90 Mk. und für jede an Bord in Dienst gestellter Schiffe zurückgelegte zwölfmonatliche Dienstzeit eine ebensolche von 210 Mk. jährlich. Diese Zulagen können eine Höhe von 1800 Mk. erreichen. Bei Pensionierungen in der Marine werden dieselben als pensionsfähiges Einkommen mit berücksichtigt; nach zwölfjähriger Dienstzeit in der Marine werden die verdienten Zulagen in der Armee fortbezogen.

G. H. in **Bückeburg.** Die Aufschneidereien unseres Hobble-Frank haben sogar uns „Alten" vieles Vergnügen gemacht. Der eingebildete Kauz ist mitunter auch wirklich zu drollig! Warten Sie nur ab, erst muß er noch ein paarmal tüchtig in die Klemme geraten. — Grüßen gleichfalls.

O. P. 100 in **Görlitz.** Zum Eintritt bei der Reichsbank genügt das Zeugnis der Reife für die Obersekunda eines (Real-) Gymnasiums oder Oberrealschule. — In der anderen Angelegenheit enthalten wir uns des Rates, denn wir kennen weder Sie noch ihre Neigungen und Qualifikationen. Darüber müssen Sie sich von einsichtsvollen Persönlichkeiten Ihrer nächsten Umgebung oder auch von Ihren Lehrern beraten lassen. Die Berufswahl ist eine sehr wichtige Sache und will gewissenhaft überlegt sein.

J. David in **Agram** und **Aug. Pr.** in **München.** Das alte Klagelied! Doch was soll man dagegen thun? —

Fritz B. in **Tilsit.** Danken für die Schulanekdoten. — Singvögel dürfen nicht geschossen werden. — Ueber das Aufspannen von Schmetterlingen folgt ein großer Aufsatz.

E. K. in **Stuttgart.** Danken für den „gerupften Finken". Wir werden dieses Spiel bei Gelegenheit bringen. — Dem in Aussicht gestellten Aufsatz sehen wir recht gerne entgegen. Doch muß er das Resultat eigener Geisteszarbeit sein.

Herrn G. in **Altona.** Es ist uns ein Rezept bekannt, wie man Bindfaden so präpariert, daß er den Einwirkungen der Feuchtigkeit und Luft widersteht. Man legt denselben eine halbe Stunde lang in eine starke Leimlösung, nimmt ihn wieder heraus, trocknet ihn etwas und legt ihn hierauf ein bis zwei Stunden in eine starke und warme Abkochung von Eichenrinde, zu der man etwas Katechu (oder auch Galläpfel) hinzugesetzt hat. Nach dem Herausnehmen aus der Rindenabkochung wird der Bindfaden getrocknet und mit einem in Oel getränkten Lappen geglättet; er erhält dadurch das Ansehen einer Darmsaite und widersteht vollständig den Einwirkungen der Luft. — Dieses Verfahren wird sich auch auf die Präparation Deiner Sackleinwand anwenden lassen. Probier's mal!

G. H. P. in **Frankfurt** a. M. Wir haben Deine Briefmarken erhalten, wissen aber jedoch nicht was wir damit beginnen sollen. Der „G. K." vermittelt recht gerne die Adressen aller Tauschlustigen, das Tauschgeschäft selber sollte aber von Euch auf direktem Wege bewerkstelligt werden. Wissen wir in Deinem Falle z. B. doch gar nicht, welche Marken Dir willkommen wären.

Chauß in **Clermont.** Erhalten Sie auf Verlangen von jeder deutschen Buchhandlung (Haar & Steinert in Paris) zur Auswahl zugesendet oder wenigstens Katalog mit Preisangabe. Letztere, die Preise, sind sehr verschieden, billig und wieder sehr hoch. Wir wissen nicht, wie weit Ihre Ansprüche gehen.

H. H. in **Barmen.** Deinem Wunsche ist durch eine unserer Antworten, S. 351, bereits entsprochen.

L. v. L. in **Graz.** Deine Frage beantwortet sich durch unsere Ausführungen an P. Quander in Berlin in Nr. 23 des „G. K." — Hast Du das Bändchen erhalten? —

G. K. in **Darkehmen.** Schönen Dank für Deine Kartenkunststücke und die Anekdote. Wir werden diese beiden Scherze gelegentlich bringen.

R. G. in **Frankfurt** a. M. Danken für das Rätsel, es ist sehr hübsch. Werden aber die Redakteure der dortigen „Kleinen Presse" nicht sagen, wir druckten ihre Rätsel nach?

Viktor Sch. in **Lugos.** Es will uns bedünken, daß Deine beiden Spiele „Schneider leih mir d' Scher" und das „Paradieshüpfen" fast allen Deinen Kameraden, wenn auch unter anderen Namen, bekannt sind. Besten Dank und Gruß!

Frage: Wer weiß Tauschgeschäfte für Schmetterlinge, Käfer, Pflanzen u. s. w.? — Wer von unseren jungen Lesern will einen Totenkopfschwärmer eintauschen und welche andere Schmetterlinge oder Doppelexemplare von Käfer bietet er dafür?

W. Vogel in **Berlin, Kurfürstenstraße 124 III.,** möchte mit seinen Kameraden gerne Briefmarken tauschen. Tauschlustige wollen direkt, nicht durch die Redaktion, schreiben.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 27. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Alles Gute wird aus der Begeisterung geboren; darum gibt es kein schlechteres Vergnügen, als an Menschen und Dingen die Kehrseiten hervorzusuchen.

Ernst Rudorff.

Der Gespensterlöwe.

Auf der innerhalb des Oranje-Freistaates gelegenen holländischen Ansiedelung „Zwart Kop" herrschte seit einigen Tagen große Bestürzung unter den frommen, aber gewaltig abergläubischen Bauern. Ein halbes Menschenalter hindurch hatte sich kein Löwe mehr in der Nachbarschaft gezeigt; dank sorgfältigster Nachstellungen waren diese gefährlichen Tiere getötet oder vertrieben worden, die Gegend schien für immer von Löwen gesäubert zu sein. Nun aber hatte sich zum erstenmal seit jener langen Zeit nicht nur ein Löwe wieder um Zwart Kop herum eingefunden, sondern derselbe war auch ein so gewaltiges, unheimliches, rätselhaftes Tier, wie man es aus den Ueberlieferungen der Vorfahren oder den Berichten der nördlicher wohnenden Pflanzer nie hatte schildern hören.

Die Unbildung des Volkes und die plötzliche Angst, welche fast alle Nachbarn ohne Unterschied ergriffen hatte, sah in dem unerwartet auftretenden Besucher beinahe ein übernatürliches, verzaubertes Wesen, etwa wie es der Werwolf unserer Sagen ist. Niemand konnte behaupten, daß er den tückischen Feind, welcher so viel Schaden anrichtete, auch nur ein einziges Mal deutlich gesehen habe; denn der Gespensterlöwe, wie man ihn allgemein nannte, stellte sich nur während der Nacht oder bei vorgeschrittener Dämmerung ein, so daß es schwer hielt, ihn ordentlich zu Gesicht zu bekommen. Mancher hatte auf ihn geschossen und schwur, daß er ihn getroffen haben müßte. Wenn das Tier überhaupt verwundbar wäre, so müßte es unter seinem Feuer zusammengebrochen sein. Es war keine Frage mehr bei den einfachen Leuten, daß man es mit einem Gespenste zu thun habe, welches durch keine Büchsenkugel niedergestreckt werden könnte, gegen das es überhaupt keine Hilfe gäbe. Die mehrfach bewiesene ungeheure Kraft des Tiers, sein stets unerwartetes Erscheinen, seine ungewöhnliche Schnelligkeit, Schlauheit und Wildheit bestärkten die Bauern in ihrem Wahn, und sie versanken in zunehmende Mutlosigkeit.

Vergebens wurde von der Obrigkeit eine große Belohnung für die Tötung des entsetzlichen Löwen ausgeboten, keiner wollte diese verdienen, alle blickten einander verständnisinnig an und meinten, der Mann, welcher diesen Preis erringen wollte, wäre noch nicht geboren. Zu einander hatten die Bauern nicht das mindeste Vertrauen. Wo sich zwei oder mehrere von ihnen trafen, war es gewiß, daß von nichts anderem als von dem Gespensterlöwen in der verzagtesten Stimmung gesprochen wurde. Der eine hatte dem anderen die allerneuesten Unglücksfälle mitzuteilen, welche ohne Besinnen auf Rechnung des Gespensterlöwen geschoben wurden. Der eine Bauer hatte ein schönes Stück Rindvieh verloren, der andere seinen liebsten Hengst, ein dritter gar den unentbehrlichen Hofhund. Ueberall wußte man auch von Menschen zu erzählen, welche nur mit genauer Not den Zähnen

„– als er sich plötzlich einem Vogelungetüm preisgegeben sah. –"

und Krallen des Gespensterlöwen entronnen wären. Deshalb verflossen recht böse Tage für die sonst so gleichgültig in den Tag hineinlebenden Bauern; kaum wagten sie noch bei hellem Tage ihren Hof zu verlassen oder gar das Vieh auf dem Felde zu besuchen. Täglich mehrten sich die Hiobsposten.

Michael, ein zum Christentum bekehrter Hottentotte, der wie viele seiner Stammesgenossen bei einem Pflanzer diente, hatte eine Nacht vor dem Ereignis, welches hier erzählt werden soll, mit einem Kameraden zusammen die Wache bei den Rindern seines Herrn gehabt. Gegen Mitternacht, als der andere Knecht ihn abgelöst hatte, legte sich Michael, von Müdigkeit überwältigt, nieder, um ein wenig zu schlafen. Von unbeschreiblicher Angst gepeinigt, sprang er indessen bald wieder auf, um sich mit seinem Kameraden zu vereinigen. Sie beide wollten dann gemeinsam den Gespensterlöwen erwarten und ihm mit ihren Flinten einen bösen Empfang bereiten. Ehe jedoch Michael seinen rühmlichen Vorsatz ausführen konnte, hörte er schon von der entgegengesetzten Seite her ein lautes Angstgeschrei und gleich darauf ein dumpfes Brüllen. Dann ward alles wieder still.

Unfähig, irgend etwas bei der Dunkelheit zu erkennen, feuerte Michael sein Gewehr ab und rief nach dem Kameraden, erhielt aber keine Antwort. Da er nicht einen Augenblick mehr zweifelte, daß der verzauberte Löwe wirklich in die Hürden eingebrochen sei, lief Michael so schnell wie möglich davon und erkletterte einen Baum, auf welchem er den weiteren Teil der Nacht verbrachte. Als er mit Tagesanbruch an die Stelle zurückkehrte, von wo der Notschrei ausgegangen war, fand sich von dem überfallenen Hottentotten keine weitere Spur als eine große Blutlache und ein Stück des Schaffells, welches der Unglückliche als Mantel über die Schultern geworfen hatte.

Diese entsetzliche Nachricht brachte die Bauern um den geringen Rest ihrer Ruhe. Wenn der Löwe einen mageren schwarzen Menschen statt eines der zahlreichen feisten Rinder zum Fraße wählte, so mußte er nach ihrer Ansicht eine ganz ungewöhnliche Bestie sein, ein Menschenhasser, ein geschworener Kannibale.

„Wie lange wird's dauern," rief Hesekiel, der wohlbeleibte Dorfälteste, und wischte sich den reichlichen Angstschweiß von der Stirn, „dann werden wir den Löwen mitten im Dorfe haben und er wird uns einen nach dem anderen fressen!"

Die Bauern waren mit Ausnahme eines einzigen ganz der Meinung ihres Oberhauptes; aber dieser eine, Mynher van Ripper, hatte noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Er war schlauer als die anderen Bauern und nicht ohne persönlichen Mut.

„Vielleicht," sagte er halblaut, aber so, daß die anderen es hörten, „gelingt es mir doch, dem Löwen den Untergang zu bereiten, und wenn ich dabei meinen alten Wilhelm verlieren sollte."

Wir müssen zum Verständnis vorausschicken, daß der alte Wilhelm ein Stier in der Herde des Hans van Ripper war, ein entsetzlich böses Tier, vor dem sich die ganze Dorfschaft bis vor wenigen Tagen beinahe ebenso gefürchtet hatte, wie jetzt vor dem Löwen. Groß, ganz schwarz, mit langen, spitzen Hörnern ausgestattet, tyrannisierte dieser Bulle die nächste Umgegend und bedrohte Mensch und Tier mit ernstester Gefahr. Er griff jedes ihm unbekannte Wesen an, wenn es der von ihm geführten Herde zu nahe kam; einen besseren Beschützer gegen Panther, Leoparden, Hyänen und sonstiges Raubzeug konnten die weiblichen Tiere nicht finden, als es der alte Wilhelm war.

Als Hans diesen gefürchteten Stier mit dem Gespensterlöwen in Verbindung brachte, mußten die Anwesenden trotz ihrer Sorgen und Aengste in lautes Lachen ausbrechen, und Daniel, van Rippers Feldnachbar, sagte mit böser Ironie:

„Von deinem Wilhelm solltest du nur schweigen, Hans! Hat er dich selbst doch noch kürzlich, wie ich mit eigenen Augen sah, auf der Weide umhergejagt und endlich auf einen Baum getrieben, wo du länger als eine Stunde um Hilfe schreiend verbringen mußtest."

„Ganz richtig, Daniel. Setze nur dreist hinzu, daß er mich dort unter Brüllen und Stampfen belagert hat, bis mir einige von meinen Hottentotten zu Hilfe kamen, weil es dir an Mut fehlte, mich zu befreien. Wenn dich übrigens dieser Vorfall stört, so ermuntert er mich im Gegenteil. Warte nur ab, was die nächsten vierundzwanzig Stunden bringen! Vielleicht seid ihr dann meinem alten Wilhelm so dankbar, wie ihr ihn jetzt verwünschet."

„Wie sollte das zugehen, Hans?" fragten spöttisch die Kameraden.

„Alles zu seiner Zeit!" erwiderte dieser. „Geduldet euch nur ein wenig!"

„Warum schossest du damals deinen Wilhelm nicht tot?" rief Jürgen. „Das dürfte mir nur einmal passieren."

„Ich wollte mich wohl hüten," versetzte Hans. „Laß jeden sich in acht nehmen! Es war meine Schuld, daß ich die Weide ohne Begleitung betrat. Hätte ich den Bullen totgeschossen, so könnte er die Herde nicht mehr verteidigen; solange der aber am Leben ist, schlafe ich unbesorgt; auch der Gespensterlöwe wird mir kein einziges Stück Jungvieh wegschleppen, ohne daß er es mit dem alten Wilhelm zu thun kriegt."

Die Bauern sahen einander groß an und wußten nicht recht, ob sie die Prahlerei für Ernst halten sollten. Daß sich der alte Wilhelm gegen einen Löwen, und nun gar gegen den Gespensterlöwen zur Wehr setzen würde, hielten sie kaum für wahrscheinlich.

„Und was hattest du jetzt für einen Plan, Nachbar Hans?"

„Den beabsichtige ich euch noch nicht zu eröffnen," entgegnete Hans, indem er dichte Rauchwolken aus seiner silberbeschlagenen Pfeife zog und in die Luft blies. „Indessen frage ich unseren Amtmann ausdrücklich noch einmal, ob es ihm ernst mit der Zahlung einer Prämie von 500 Gulden ist, wenn jemand den Gespensterlöwen tötet."

„Gewiß, lieber Hans, diese Prämie ist beschlossene Sache. Verdiene sie dir!"

„Und was haltet ihr meinen alten Wilhelm wert?"

„Ich sollte denken, für 200 Gulden wäre er dir feil," versetzte der wohlbeleibte Hesekiel.

„Sagen wir 300 Gulden, Herr Amtmann! Denn der Ochse repräsentiert für mich mehr als den bloßen Fleischwert; das dürft Ihr nicht vergessen. Der Hammel, welchen ich zur Feier des Tages zu schlachten gedenke, kostet 3 Gulden, der Tagelohn für sechs Arbeiter macht 5 Gulden aus; das sind zusammen 808 Gulden. Wollt Ihr mir, wenn ich das Glück habe, uns alle von dem Löwen zu befreien, dabei aber den alten Wilhelm verliere, diese Summe von 808 Gulden geben? Ich bitte euch, tretet ohne mich zur Besprechung zusammen und schickt mir Bescheid, wenn ihr euch über meine Forderung schlüssig gemacht habt! Doch beeilt euch, damit der Tag nicht ungenutzt verstreicht! Ich gehe nach Hause, um meinen Leuten die nötigen Anweisungen zu geben!"

Hans lüftete seine Mütze und entfernte sich mit dem Bewußtsein, daß die geängsteten Bauern noch weit ungünstigere Bedingungen angenommen haben würden. Er brauchte in der That nicht lange zu warten, bis ihm der dicke Hesekiel nacheilte und ihm vor Zeugen die ausbedungene Belohnung versprach.

Nun ging Hans van Ripper energisch ans Werk. Auf der eingefriedigten Wiese, welche seiner Herde zum Nachtquartier diente, warf er mit sechs seiner schwarzen Knechte eine Erdgrube aus, tief und breit genug, um ein Dutzend Leute aufzunehmen. Die Grube ward mit Brettern überdeckt und letztere mit Ketten, Steinen und sonstigen schweren Gegenständen belastet. Noch vor Mittag war diese Arbeit beendet. Darauf ließ Hans einen alten Hammel schlachten, einen Teil des Blutes an verschiedenen Stellen außerhalb der Umzäunung, den anderen aber innerhalb derselben auf den Erdboden sprengen, damit der auf Beute ausgehende Löwe durch den verlockenden Duft des frisch vergossenen Blutes nach dem gewünschten Flecken hingeleitet würde.

Ehe es Abend wurde, beschied er den schwarzen Klaus zu sich, einen Buschmann, an welchem die Reihe war, bei den Rindern auf der Wiese zu wachen.

„Klaus," sagte er, „du hast für diese Nacht wahrscheinlich den Besuch des Gespensterlöwen zu erwarten. Aber fürchte dich nicht, er kann dir nichts anhaben, wenn du auf eine der Weiden steigst. Gib wohl acht, was passiert, und melde uns das Eintreffen des Löwen zur rechten Zeit, weil ich selbst mit den anderen Leuten in die Erdgrube steige, um in den Kampf einzugreifen!"

Der Abend kam. Klaus saß auf einem Baume, dessen dichte Aeste ihm einen bequemen Platz gestatteten. Hans van Ripper hatte mit neun Schwarzen den Versteck in der Erdgrube bezogen, wo sie, mit Feuergewehren und Heugabeln bewaffnet, des geforderten Signals warteten. Die Herde lief anfangs ganz besonders unruhig umher, weil sie durch den Blutgeruch in ängstliche Aufregung versetzt wurde. Die Stiere und namentlich der alte Wilhelm stimmten ein herausforderndes Gebrüll an und rannten wie besessen von einer Seite der Hürden nach der anderen, als suchten sie nach dem Urheber des vergossenen Blutes, um sofortige Rache an ihm zu nehmen. Selbst die Kühe wurden in kriegerische Stimmung versetzt. So wollte ich euch gerade haben, dachte Hans van Ripper. Wenn nur der Löwe kommen wollte, ehe die erste Wut sich legt!

Aber der Löwe ließ lange auf sich warten. Es war eine ungemein dunkle Nacht und der Mond war erst spät zu erwarten. Als er endlich aufging, vermochte er die düsteren Wolken, welche den Himmel bedeckten, nicht zu durchscheinen. Es war wenig heller, als es ohne Mondschein gewesen sein würde. Nachdem sich die Tiere von ihrer ersten Bestürzung erholt hatten, legten sie sich allmählich nieder, und alles ward mäuschenstill.

Hans wollte schon einnicken, weil er sehr müde war. Da hörte sein Ohr ein von dem Bache herkommendes Geräusch, wie wenn sich ein großes Tier in denselben stürze, und bald darauf knackte und raschelte es in den Büschen dicht hinter ihm. Unter gewöhnlichen Verhältnissen hätte der Schwarze annehmen können, daß dieser Lärm von einem verirrten Rinde herrührte; nun verfiel er sofort auf den Verdacht, daß der Gespensterlöwe im Anzuge sei. Was hätte er darum gegeben, wenn er sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit seiner Vermutung hätte überzeugen können!

Wieder ward alles still; schon fürchtete Klaus sich geirrt zu haben. Da brach der Mond durch eine schmale Wolkenlücke, und der Buschmann erkannte in einer Entfernung von zwanzig Schritten einen gelbroten, mit zottiger Mähne behängten, gewaltig großen Löwen, welcher in geduckter Haltung ganz lautlos auf die Herde zuschlich. Das mußte der Gespensterlöwe sein.

Klaus schlug Lärm. Er schrie entsetzlich, halb aus Angst, halb in Erinnerung des ihm gegebenen Befehles. Dieser Schrei mußte nicht nur seinem Herrn in der Grube Meldung bringen, sondern auch die Rinder aus ihrem Schlaf erwecken.

Und richtig, Klaus erhielt eine Antwort in dem Wutgebrüll des schwarzen Stiers, welcher aufsprang, sich vor der Herde aufstellte und mit Hörnern und Hufen das Erdreich zerwühlte. Der Löwe bemerkte den auf dem Baume sitzenden Schwarzen wohl, begnügte sich jedoch damit, ihn grimmig anzuknurren, peitschte mit dem Schweife die Weichen und schritt langsam weiter. Der alte Wilhelm hatte den Feind gleichfalls bemerkt; langsam und vorsichtig, auf Angriff und Verteidigung zugleich bedacht, schritt er ihm entgegen, während zwei andere Stiere in geringer Entfernung dem Vorkämpfer folgten.

Leider verschwand nun wieder der Mond hinter den Wolken, so daß sich die folgende Scene im Finstern abspielte. Nur das Ohr vermochte an dem gleichzeitigen Knurren und Schnaufen und dem dann folgenden Brüllen und Heulen zu erraten, was vorging. Der absichtlich herbeigeführte Kampf ward mit erbitterter Wut ausgefochten, sein Ausgang mußte vorläufig unbekannt bleiben. Wohl fünf Minuten dauerte das Ringen zwischen den beiden mächtigen Tieren, auch andere Ochsen schienen sich an demselben zu beteiligen. Dann ward es still auf dem Kampfplatz, das letzte Stöhnen verendender Wesen war in die Luft verhaucht.

„Hierher, mir nach, ihr feigen Burschе, wenn ich euch morgen nicht peitschen soll!“ rief jetzt die unserem Klaus wohlbekannte Stimme seines Herrn den Hottentotten zu, welche ihn mit schnell angezündeten Fackeln begleiten sollten, aber nicht übel Lust hatten, zurückzubleiben. „Hier muß es sein!“

Als sie noch ein wenig weiter gingen, hatten sie den Kampfplatz erreicht, welchen die Herde dicht umstand. Das düstere Fackellicht beleuchtete eine seltsame Gruppe. Der schwarze Ochse lag entseelt am Boden, sein Vorderkörper war grausam zugerichtet und seine Hörner waren bis auf die Stirn herab mit Blut überzogen. Doch auch der gefürchtete Löwe zeigte keinen Funken Leben mehr, er lag mit durchbohrter Brust an der Seite des alten Wilhelm, von einer gewaltigen Blutlache umgeben. Die ungeheuere Kraft des anspringenden Löwen hatte wahrscheinlich den Stier zu Boden geworfen; doch es mußte ihm gelungen sein, wieder auf die Beine zu kommen, und nun war er zum Angriff gegen den nahen Feind vorgegangen. Dabei hatte er dem Löwen die langen spitzen Hörner bis ans Herz in die Brust gebohrt, während dieser ihm im Todeskampfe die Kehle aufriß. Beide Gegner waren verblutet und hatten im Tode ihr Blut gemischt. —

„War es nicht gut, Herr Amtmann,“ sagte anderen Tages der schlaue Hans, als er die ihm von den staunenden Bauern ausgezahlten 808 Gulden schmunzelnd einstrich, „war es nicht gut, daß ich neulich den alten Wilhelm nicht tötete! Nun hat er uns mit einemmal von der Angst vor ihm und dem Gespensterlöwen zugleich befreit. Was unsere Büchsen nicht vermochten, das hat der wackere Bursche geleistet, wenn er sich auch selber dabei aufopfern mußte. Hätte ich nicht Söhne von ihm aufgezogen, welche dem Vater ähnlich zu werden versprechen, so wär's mir doppelt leid um das brave Tier!“

Aus dem Tierleben der Alpen.

Vor etwa vierzig Jahren machte eine Oper von Gläser, Text von Carl von Holtei, „Des Adlers Horst“ ihren Weg über die Theater Norddeutschlands. Dem Publikum erschien jedoch die Fabel des Stückes: daß ein schlummerndes Kind ungefährdet von einem Adler durch die Lüfte und in sein Nest getragen wird, als völlig unglaublich.

Und doch hat sich am Ende des vergangenen Jahrhunderts ein ähnlicher Fall im Berner Oberlande zugetragen, wie „Tschudi“ in seinem „Tierleben der Alpenwelt“ mitteilt. Ein Bauer Namens Zürbüchen nahm sein dreijähriges Töchterchen während der Heuernte in die Berge mit. Die Kleine wurde an einer schattigen Stelle in das Gras gesetzt und schlummerte bald ein. Sorglich bedeckte man das Gesicht des Kindes mit einem Strohhut und die Heuer entfernten sich von dem Platze. Als der Vater nach einer Weile zurückkehrte, fand er das Kind nicht mehr. Zu derselben Zeit hörte ein Bauer, aus Unterseen, welcher einen wilden Bergpfad herabkam, ein Kind schreien und sah von einer ihm gegenüberliegenden Anhöhe einen Geier auffliegen und eine Zeitlang über dem Abgrunde schweben. Der Bauer eilte zu der Anhöhe und fand an dem Rande derselben ein Kind liegen, das nur kleine Verletzungen an den Armen hatte, wo der Geier es gepackt. Das Hütchen und die Schuhe waren bei der schnellen Luftfahrt verloren gegangen, denn die Anhöhe lag beinahe 1500 Schritte von dem Schlummerplatze des Kindes entfernt. Das kleine Mädchen hieß nun allgemein die Geier-Anni, und die merkwürdige Begebenheit wurde in dem Kirchenbuche der Ortschaft verzeichnet. Die Geier-Anni erreichte ein Alter von beinahe achtzig Jahren. —

Ein ähnlicher Fall trug sich vor wenigen Jahren ebenfalls in der Schweiz zu. Ein Vater ließ seinen kleinen Sohn nach dem Heuen zur Bewachung des gemähten Futters zurück, weil es von den herumziehenden weidenden Ziegen und Kühen leicht gefunden und aufgezehrt werden konnte. Der kleine Knabe legte sich auf die Erde, bedeckte, um sich vor den blendenden Sonnenstrahlen zu schützen, das Gesicht mit seinem Hute und schlummerte ein, als er plötzlich, durch heftige Erschütterungen geweckt, sich einem riesigen Vogelungetüm preisgegeben sah. Zum Glücke war der zurückkehrende Bauer schon wieder in der Nähe, hörte das herzzerreißende Hilfegeschrei seines Kindes, eilte herzu und führte mit seinem Knüttelstocke einen solch wuchtigen und wohlgezielten Hieb nach dem Kopfe des Raubvogels, daß das Tier betäubt zur Seite sank. Der Knabe war mit einigen zwar bedeutenden, doch nicht lebensgefährlichen Verletzungen davon gekommen, der Vogel eine Beute des Bauern geworden.

Der Inflexible, neuestes englisches Panzerschiff.

Zur See spielt sich seit einer Reihe von Jahren ein Wettkampf zwischen Geschütz und Panzer ab, der einesteils immer schwerere Geschütze, andernteils immer mächtigere Panzer hervorrief, aber zu einer Entscheidung nach der einen oder der anderen Seite nicht geführt hat, auch wohl kaum wird führen können. Letzteres wohl einsehend, suchen die Schiffbauer seit einiger Zeit die Ueberlegenheit der Panzerschiffe in ihrer Bauart, ganz besonders aber ihrer inneren Einrichtung, sowie der Ausstattung mit Hilfsmaschinen und Apparaten, welche die Manövierfähigkeit und die Verteidigungs- wie die Angriffsfähigkeit erhöhen. Von solchem Gesichtspunkt ist man besonders beim Bau des Inflexible ausgegangen, der in der That auch von allen jetzt bestehenden Kriegsschiffen das vollkommenste und vorzüglichste sein soll, während es seinen Dimensionen nach auch zu den größten zählt.

Seine Dimensionen sind folgende: Länge 97 m 54 cm, größte Breite 22 m 87 cm, Durchmesser des Panzers an der Batterie 610 mm, an den Türmen 457 mm, das Deck ist 76 mm stark gepanzert. Sein Gehalt ist 11 590 Tonnen, die Zahl seiner Pferdekräfte 8500. Vergleichsweise sei hinzugefügt, daß das größte deutsche Panzerschiff, der König Wilhelm, einen Gehalt von 9757 Tonnen bei 8000 Pferdekräften hat.

Der Inflexible trägt zwei drehbare Geschützthürme, jeder mit zwei 82-Tonnengeschützen von einem Kaliber von 40 cm bewaffnet. Die Stellung der Türme ist schachbrettartig, was den Vorteil bietet, daß sie beide zugleich nach jeder Breitseite feuern können. Außerdem ist er mit einer Batterie zum Schleudern von Fischtorpedos mittels komprimierter Luft versehen. Es geschieht dies unter Wasser und bezweckt, feindlichen Schiffen an ihren schwachen Stellen unter der Wasserlinie Schaden zuzufügen, wenn nicht dieselben gänzlich untauglich zu machen. Die Art und Weise wie dieser Vorgang sich abspielt, ist in unseren Abbildungen 2 und 3 veranschaulicht. Das Schiff selbst ist gegen die Wirkung feindlicher Fischtorpedos durch ringsherum gezogene Netze von starkem Stahldraht geschützt.

Ein dritter Panzerturm dient zum Aufenthalt des Kapitäns und seines Adjutanten während des Gefechtes. Dieser Raum steht durch Telephondrähte mit allen Teilen des Schiffes in Verbindung, so daß überallhin Befehle erteilt und aus jedem Raume Erkundigungen eingezogen werden können. Außerdem kann von hier aus das Schiff gesteuert, das Drehen der Türme und Abfeuern der Geschütze bewerkstelligt werden. Abbildung 1 gibt eine Anschauung dieses Raumes.

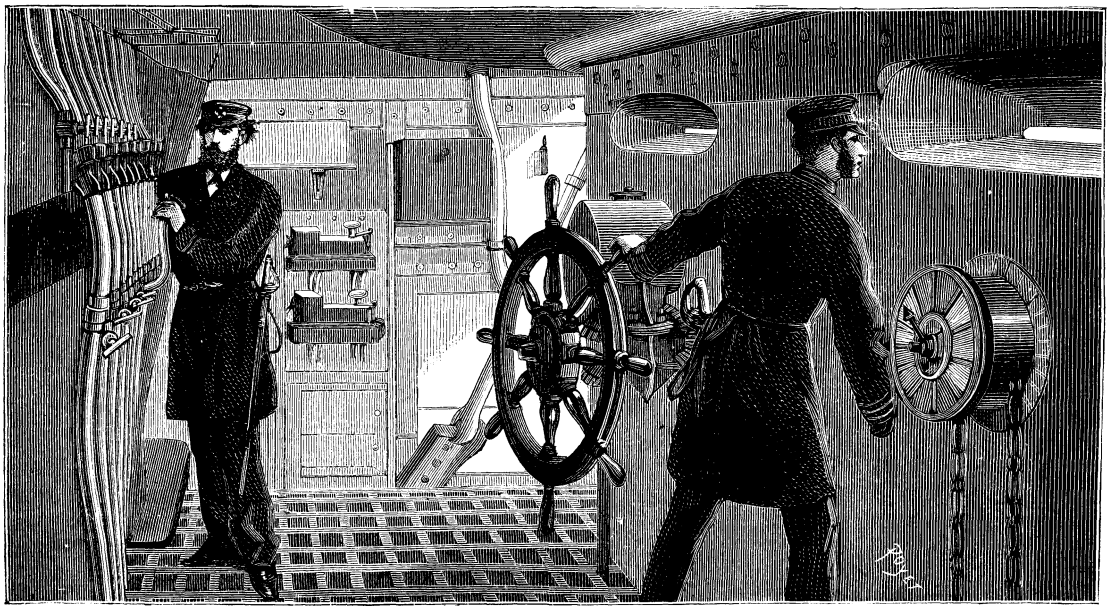


Fig. 1. Im Kommandeurturme des Inflexible.

Die Zahl der Hilfsmaschinen jeder Art ist so groß, daß das Schiff ebenso wohl einer Ausstellung von Maschinen als einem Kriegsschiff gleicht. Die Beleuchtung der inneren Räume wird durch Elektricität bewirkt; zur Beleuchtung des Meeres bei Nacht auf weite Strecken dient ein besonderer Apparat. Es soll damit insbesondere nächtlichen Angriffen von Torpedobooten vorgebeugt werden.

Aufzucht der Schmetterlingsraupen.

Nicht alle Schmetterlingsarten erhalten unsere jungen Freunde durch das Fangnetz, meistens werden ihnen nur die Tagfalter zur Beute fallen. Und doch gibt es eine viel größere Anzahl der Dämmerungs- und Nachtfalter, welche schwer durch Fang, sehr leicht aber und in viel reineren, unverletzten Stücken durch die Zucht zu erlangen sind. Wer auf den Raupenfang ausgeht, der versehe sich mit einer Blechschachtel, in deren Deckel ein etwa 3 cm großes Loch geschnitten und mit feiner Drahtgaze verschlossen ist. Da die Raupen sehr von der Hitze leiden, so ist eine Blechschachtel dazu am besten, weil diese innen immerhin kühler bleibt, als Papp- oder Holzschachteln. Beim Aufsuchen der Raupen achte man auf alle angefressenen Blätter, an oder unter denen, oder in deren Nähe die Raupen sitzen; auch auf Wiesen an den Grashalmen wird man sie häufig vorfinden. Die Raupen fressen die Blätter stets vom Rande her bis auf die Rippen aus, während Käfer, Käferlarven und Blattwespenlarven die Blätter im Innern ausnagen; gewöhnlich erkennt man das Vorhandensein der ersteren an den länglichrunden Kotballen, die auf den unteren Blättern oder dem Erdboden liegen. Eine gute Ausbeute

wird man auch machen, wenn man einen aufgespannten Regenschirm verkehrt unter Zweige und Büsche hält und mit einem starken Stock dann kräftig auf letztere klopft. Dadurch werden viele Raupen in den Schirm geschleudert. Hat man einige um letztere frisch zu erhalten. Füllen die Stengel den Flaschenhals nicht aus, so stopft man sorgfältig Moos dazwischen, damit die Raupen nicht in die Flasche fallen können. Zum Futter nimmt man recht schön belaubte Stücke; dasselbe muß jeden

C-Falter; an Hopfen-, Nessel-, Stachelbeerblättern (Stürzpuppe).
Großer Fuchs; gesellig an Weidenzweigen (Stürzpuppe).
Kleiner Fuchs; gesellig auf Brennesseln an freien Stellen (Stürzpuppe).

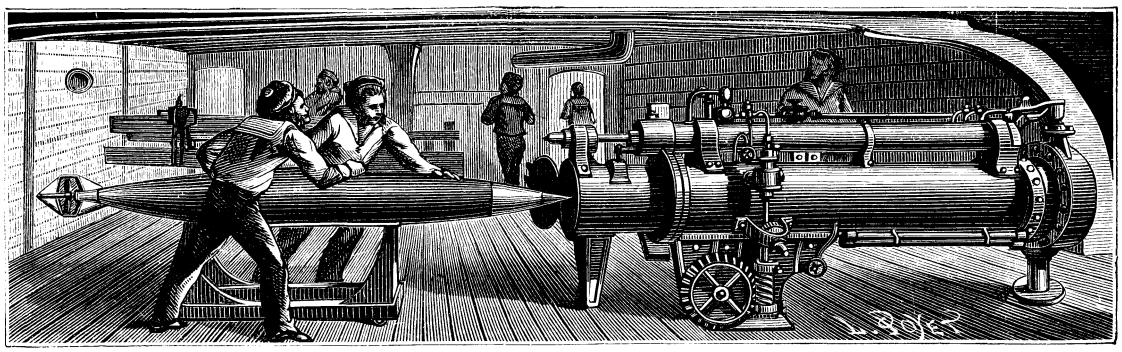


Fig. 2. In der Fischtorpedobatterie des Inflexible.

gefunden, so bringt man zunächst Blätter der Futterpflanze in die Blechschachtel und legt darauf die Raupen hinein. Zu viel darf man nicht hineinbringen, da sie sonst durch die Erschütterungen beim Tragen der Schachtel durcheinander geworfen werden und sich gegenseitig erdrücken. Auf eine handgroße Schachtel von der Höhe dreier Finger nimmt man höchstens 10 große, 20 mittlere oder 40 kleine Raupen. Sobald man den Spaziergang beendet hat, schneidet man frische Zweige der Futterpflanze ab und stellt diese zu Hause in Wasser.

Zur Aufzucht der Raupen dienen große Einmachgläser oder besondere Zuchtkästen. Ueber erstere bindet man Gaze oder Mull. Zu letzteren benutzt man eine feste Kiste. Von dieser wird der Rand etwa drei Finger breit ringsherum mit der Säge abgeschnitten. Nun nagelt man gegen den neuen Rand der Kiste von innen Brettstückchen, die etwas über dem Rand emporstehen. Der von der Kiste vorher abgeschnittene Rahmen wird also nun (auf die Kiste gelegt) auf dieser durch die innen angenagelten Brettstückchen festgehalten werden. An die vier Ecken des Rahmens nagelt man innen aufrecht stehend vier Finger dicke, etwa 30 cm lange Leisten, die man oben durch Querleisten verbindet. Das so erhaltene Gestell wird mit Gaze, Mull oder Tüll überzogen. In alle Raupenzuchtkästen oder Gläser kommt zunächst eine 10 bis 15 cm hohe Schicht feuchter Sand, darüber eine Lage Moos. In die Mitte wird eine kleine, weithalsige Flasche bis zum Halse eingegraben, die mit frischem Wasser gefüllt wird und in die hinein die Stengel der Futterpflanze gestellt werden, Tag oder spätestens jeden zweiten Tag erneuert werden. Beim Wechseln des Futters muß man möglichst vermeiden, die Raupen selbst zu berühren und sie durch Schütteln oder leichtes Klopfen auf die Zweige von diesen loszulösen suchen; wenn sie zu fest sitzen, schneidet man das betreffende Stück am besten mit einer Schere ab und legt sie dann auf das Moos im Kasten. Letzterer muß stets Licht und frische Luft haben, ohne jedoch den heißen Sonnenstrahlen zu sehr ausgesetzt zu sein. Sobald die Raupen erwachsen sind, suchen sie einen zur Verpuppung geeigneten Ort auf. Einige begeben sich in die Erde, andere spinnen einen Cocon in den Ecken des Kastens, noch andere verspinnen sich im Moos oder zwischen den Blättern. Die Tagfalterraupen hängen sich am Deckel des Kastens frei am After auf und bilden die sogen. Stürzpuppen, oder sie spinnen an den Seitenwänden den After fest und umgeben sich mit einem Gürtel.

Wir nennen nachfolgend unseren jungen Freunden einige der bekanntesten Raupen, die im Juni oder Juli gefunden werden, mit Angabe der Futterpflanze und der Art der Verpuppung.

Raupen im Juni und Juli:

Segelfalter; auf Schlehenzweigen (Gürtelpuppe).
Tagpfauenauge; ebenso.
Trauermantel; nesterweise an Birken (Stürzpuppe).
Admiral; einzeln in zusammengezogenen Brennesselblättern (Stürzpuppe).
Distelfalter; in leicht zusammengezogenen Distelblättern (Stürzpuppe).
Wolfsmilchschwärmer; auf Wolfsmilch, an Wegen (Erde).
Kleiner Weinschwärmer; an echtem Labkraut (Gespinst unter Moos).
Karpfenschwanz; ebenso.
Brauner Bär; auf allen niederen Pflanzen (Gespinst).
Atlasspinner; auf Pappel- und Weidenblättern (Blätter).
Schwammspinner; an den Stämmen und Astwinkeln von Obstbäumen und Weiden (Gespinst).
Ringelspinner; an den Astwinkeln der Obstbäume (Gespinst).
Quittenspinner; an Weidenblättern (Gespinst).
Kleines Nachtpfauenauge; auf Heidekraut (Erica), (Gespinst).
Ordensbandraupen; am Tage in den Rindenspalten von Pappeln und Weiden (Blätter).

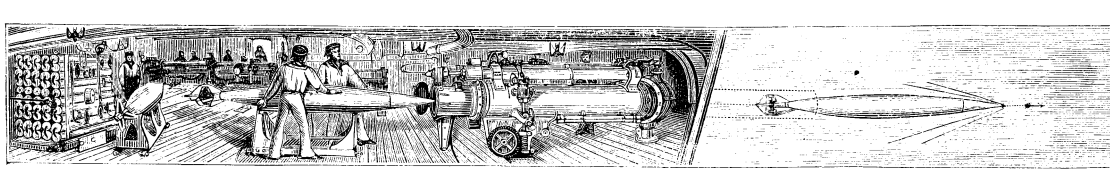


Fig. 3. Das Abschießen eines Fischtorpedos.

Schwalbenschwanz; an wildem Fenchel, Möhren, Petersilie (Gürtelpuppe).
Kohlweißling; auf Kohlarten (Gürtelpuppe).
Rübenweißling; an Rübenblättern, Reseda (Gürtelpuppe).
Schwarze Landkarte; in Wäldern, auf Brennesseln (Stürzpuppe).

Der Hanf.

In Coles „Geschichte der Pflanzen" findet sich folgendes Lob des Hanfes: „Aus dieser Pflanze werden Stricke gemacht und mit diesen Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt und Schelme gehenkt."

Die Erlebnisse eines großen Wasserkäfers

in einem Zimmeraquarium.

Erzählt von ihm selbst.

Es gibt gewiß nur wenige Wasserkäfer, die überhaupt wissen, was ein Zimmeraquarium eigentlich ist; ich aber habe einmal eine ganze Woche in einem solchen Dinge zugebracht, man wird mir daher zutrauen, daß ich ein Wort davon zu reden verstehe. Der Aufenthalt darin wäre unter Umständen gar kein so übler, besonders wenn die Beköstigung reichlich und die Gesellschaft gewählt ist; im allgemeinen aber möchte ich meinen geehrten Wassernachbarn doch raten, mit ihrem Teiche ja recht sehr zufrieden zu sein.

Ich werde in nachstehendem von zwei großen Klassen meiner Mitgeschöpfe zu berichten haben, erstens von solchen, die im Wasser leben, und zweitens von solchen, die — nun, die eben nicht im Wasser leben. Wenn ich die Geschichte meiner merkwürdigen Abenteuer nicht selber erzählen wollte, dann würden meine Zeitgenossen und die Nachwelt niemals Kunde davon erhalten, denn die übrigen Beteiligten, die zu der Klasse von Geschöpfen gehören, die nicht im Wasser leben, nämlich Paul und Else und der gelehrte Herr Doktor, der Großvater dieser beiden Kinder, werden sich einer solchen Arbeit schwerlich unterziehen. Von meinen Wassergenossen aber ist keiner mehr am Leben — doch, das wäre ja das Ende der Geschichte und nicht der Anfang.

Der Anfang trug sich, soweit die Sache mich betrifft, im Teiche zu. Es ist sehr schwierig, Leuten, die nicht unter Wasser leben können, eine richtige Vorstellung vom Teiche beizubringen; so war es zum Beispiel auch beinahe ein Ding der Unmöglichkeit für mich, einen mir näher befreundeten Stichling davon zu überzeugen, daß es außer unserm Wasser auch trockenes Land gäbe. Schließlich aber hatte ich ihn doch so weit, daß er zugab, daß in großer Sommerhitze, wenn das Wasser niedrig war, sich wohl ein schmaler Streif trockenen Landes außerhalb des Teiches zeigen möge; mehr aber wollte er durchaus nicht zugestehen. Anderseits aber ist es ja auch bekannt, daß unter allen kaltblütigen, halsstarrigen Kreaturen die Fische die obstinatesten sind.

Mit den Menschen verhält es sich ganz anders. Dieselben glauben recht gern an Dinge, die über ihre persönlichen Erfahrungen hinausgehen. Dies trifft besonders in Bezug auf den gelehrten Herrn Doktor zu, für den ich ein recht herzliches Mitleid empfand, weil die Natur ihn so wenig günstig ausgestattet hatte, trotzdem er alles Guten vollauf würdig war. Bei all seiner Intelligenz und Herzensgüte besaß er, so unglaublich dies auch für meine Mitinsekten klingen mag, doch nur zwei Augen, und diese waren noch nicht einmal zusammengesetzte, wie selbst die unbedeutendsten Käfer sie haben; er konnte damit thatsächlich weder im Finstern noch unter Wasser sehen. An sechs Beine war bei ihm gar nicht zu denken, und auch nicht einmal Flügel hatte er, mit denen er an Sommerabenden eine kleine Erholungstour in der freien Luft hätte unternehmen können; wie gesagt, der alte Herr that mir zuweilen recht leid, denn bei all diesen körperlichen Mängeln war ihm auch noch der Vorteil versagt, der ihm aus jener stumpfen Gleichgültigkeit erwachsen wäre, deren mein Nachbar, der Stichling, sich erfreut. Er kannte meine höhere Organisation genau so gut, wie ich selber, und dennoch hegte er weder Neid noch Groll gegen mich in seinem Herzen.

„Der große geränderte Wasserkäfer, Dyticus marginalis," hörte ich ihn einst in der leidenschaftslosesten Weise sagen, „ist gegen 1½ Zoll lang, grünlich schwarz und an den Flügelrändern gelb gesäumt. Seine Organe befähigen ihn, ebensowohl im Wasser, wie auf dem Lande und in der Luft zu Hause zu sein. Wie alle vollkommenen Insekten besitzt er sechs Beine, deren hinterstes Paar sehr kräftig entwickelt, behaart und so gestaltet ist, daß er sich desselben wie eines Ruderpaars bedienen kann. Auch mit Flügeln ist er ausgerüstet, vermittelst welcher er nächtlicherweile die Luft durchschweift. Er hat ein Paar einfache und ein Paar zusammengesetzte Augen. Er lebt hauptsächlich im Wasser, ist sehr räuberisch und außerordentlich gefräßig und atmet durch das Hinterteil seines Leibes."

Abgesehen von dem etwas unfreundlichen Hinweis auf meinen guten Appetit sprach aus diesen Worten sicherlich nur das reinste Wohlwollen, was um so bemerkenswerter ist, als mein zweites Paar zusammengesetzter Augen für einen Mann, dessen eigene armselige Augen schon so sehr mitgenommen waren, sicherlich ein Gegenstand inniger Sehnsucht, wenn nicht heimlichen Neides, gewesen sein mußte.

Wenn der alte Herr des Abends den grünen Schirm über seine Lampe deckte und sich die Brille auf die Nase setzte, dann war es mir manchmal, als müßte ich ihm zurufen:

„Mein bester Herr Doktor, wie wohl würde Ihnen sein, wenn Sie jetzt in die kühle Tiefe des Teiches hinabfahren könnten! Dort unten, wo sich die Lichtstrahlen nur als ein milder, weicher Schimmer in dem grünlichen Wasser und zwischen den stillen Gewächsen ausbreiten, bedürften Ihre armen, alten Augen weder einer Brille noch des schützenden Schirmes."

Und in der That, ich, der ich sowohl im Wasser, wie auf dem Trockenen und in der Luft zu leben verstehe, kenne keinen schöneren Aufenthalt als den im Teiche. Wer einen tüchtigen Appetit hat und dazu ein Paar kräftige Hinterbeine sein eigen nennt, der wird mir beipflichten, wenn ich behaupte, daß es kein herrlicheres Vergnügen geben kann, als in solch einem Teiche zu jagen oder auch gejagt zu werden, wo die Sonne durch die hängenden Wurzeln der dichten, grünen Entengrütze und die zarten, vielfältig verwobenen Zweige und Blättchen der Wasserpest gelblich und ungewiß hinunterleuchtet in die braunen, modrigen Regionen, wo man in aufregender Verfolgung geschickt hin und her schnellt und schießt, oder aber, wo man auf der Flucht und selber weidgerecht gejagt von einer gemischten Gesellschaft hungriger und mit allen Schlichen vertrauter Wassernachbarn, kreuz und quer die wimmelnde Tiefe durchfährt, jeden auffressend, der einem in den Weg kommt, das heißt, wenn man nicht selber von dem ersten besten aufgefressen wird.

Will man aber einmal recht gründlich Ruhe haben, wo findet man dieselbe ungestörter, als tief vergraben in dem schönen, dicken, schwarzen Morast? Ein Dasein, welchem der Morast auf dem Grunde fehlt, muß, meiner Ansicht nach, ein sehr mangelhaftes sein.

So steckte ich auch eines Tages mit dem Kopfe nach unten friedlich und beschaulich im Morast, als der Laut menschlicher Stimmen durch das Wasser zu mir hinabdrang. Es war im Hochsommer und das Wasser im Teiche stand nur niedrig.

„O Paul! Paul! Sieh doch, dort blüht ganz dicht am Ufer eine wunderschöne weiße Nixenblume!"

„Nixenblume heißt es nicht; so sagen die Mädels, die nichts davon verstehen. Das ist eine weiße Seerose, Nymphaea alba, und nicht weit davon sehe ich auch die gelbe Wasserrose, Nuphar luteum. Aber blüht da nicht auch ein Sickel oder Sichelkohl, Stratiotes Aloïdes? Hurra, den müssem wir haben für unser Aquarium! Großpapa sagt, daß der stachlige Sichelkohl darin ganz gut fortkommen würde."

„Sei aber ja vorsichtig, lieber Paul! Es wäre schade, wenn du die Wurzeln abrissest, dann müßte die schöne Blume sterben."

„Ach was, Else, laß mich nur machen. Ich kriege ihn schon. Zuerst aber wollen wir uns Wassertiere fangen. Hast du die Einmachgläser bei der Hand? Gut. Nun wollen wir mal sehen, wie wir den Stock hier an dem Durchschlag befestigen."

„Weiß denn die Köchin, daß du ihr den Durchschlag weggenommen hast?"

„Na, jetzt wird sie's wohl wissen, denn sicherlich hat sie ihn inzwischen vermißt; nun haben wir ihn aber."

„Höre, Else, bring du lieber die Geschichte in Ordnung. Den Stock hier drängst du durch die beiden Handgriffe, dann sitzt's. Gib dir nur Mühe und strenge dich ein bißchen an, dann wird's schon gehen. Ich will indessen hinüberlaufen und mir den Stratiotes ansehen."

„Natürlich, jetzt soll ich wieder alle Arbeit thun! Wenn's doch aber auch nicht jedesmal so wäre!" klagte Else, und

während sie noch so redete, kletterte ich an einem alten Pfahl empor, der aus dem Morast durch das Wasser bis in die freie Luft hinaufragte, und von dessen oberem Teil ich eine gute Umschau halten konnte.

Am Ufer saß ein hübsches, kleines Mädchen, welches sich mit geröteten Wangen abquälte, einen Besenstiel durch die beiden Griffe eines blechenen Durchschlages zu zwängen, während Paul, der Knabe, sich auf dem gegenüberliegenden Ufer mit dem stachligen Sichelkohl zu schaffen machte, dessen weiße Blüte hell aus dem dichten Kranze der spitzen, scharf gezähnten, dunkelgrünen Blätter hervorleuchtete.

Die Sonne schien durch eine Lücke in den Baumkronen hernieder und wärmte mir durch Flügeldecken und Flügel auf das angenehmste den Rücken. Die große, nimmersatte Libelle, die vom Morgen bis zum Abend in einem Fressen bleibt und trotzdem so mager ist, daß es einen erbarmen könnte, ließ sich mit ihren rasselnden Schwingen auf ein Blatt im Geröhricht nieder und sonnte sich zur Verdauung; die Wassermücken tanzten hin und her und tauchten in phantastischen Sprüngen ihre langen Beine in die Flut, in der die Schwimmwanzen stoßweise herumschossen, während bunte Schmetterlinge, Eintagsfliegen, Nymphen und eine Unzahl von Netzflüglern, die als Larven vorher tief unten im Morast zwischen den Pflanzenwurzeln gehaust hatten, sich so toll und glitzernd im Sonnenlichte umherschwangen, daß mich vom Zuschauen beinahe der Schwindel ergriff. Sogar der träge Wasserskorpion mischte sich in das allgemeine Getümmel, indem er unter den Wurzeln einer pfeilspitzigen Lilie hervor und quer über einen Sonnenfleck im Wasser spazierte, um dann wieder eine dunkle Ecke unter der Entengrütze aufzusuchen.

„Else!" rief jetzt der Knabe über den Teich herüber, „du könntest doch wirklich mal herkommen und mir helfen, den Sichelkohl herauszuziehen! halb habe ich ihn schon, aber er zersticht mir die Hände, und du hast doch deine Handschuhe bei dir! Wenn du den Durchschlag in Ordnung hast, dann will ich jetzt lieber damit fischen. Hurra, da sitzt ein großer Wasserkäfer auf dem alten Pfahl! Wenn ich nur etwas näher herzu könnte, den wollte ich mir fassen!"

„Laß ihn lieber ruhig sitzen, Paul," entgegnete das Mädchen. „Großpapa sagt, daß solche Wasserkäfer scharfe Stacheln im Schwanze hätten. Einige sollen auch sehr gefräßig sein, und da könnte er uns leicht die Fische im Aquarium auffressen."

„Der da scheint mir keiner von den Vielfraßen zu sein," rief Paul zurück, „denn er ist, wenn ich nicht irre, der große Schwimmkäfer, Hydrophilus piceus, (da irrte er sich aber gewaltig), der ist gutartig und nicht im mindesten gefräßig, (da irrte er sich noch mehr, denn mein guter Bruder mit dem violettschwarzen Rock und der roten Fühlerkolbe ist der gefährlichste Feind der Fischteiche), und wenn ich ihn erwischen kann, nehme ich ihn mit."

„Es ist ja möglich, daß er zahm und freundlich ist," sagte Else, indem sie gedankenvoll und zweifelnd zu mir herblickte, „er kann aber ebenso gut einer von den schlimmen sein, und dann frißt er alles, was ihm in die Quere kommt."

Sie lief um den Teich zum Bruder und begann sich mit dem Sichelkohl abzumühen, während der Knabe den nunmehr mit einem Stiel versehenen Durchschlag ergriff und damit das Wasser durchsuchte.

(Schluß folgt.)

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

„Keinen zweiten?" fragte der Jüngling lächelnd. Sind nicht Sie es, dem wir alle bereits so sehr viel zu danken haben?"

„Pah! Kleinigkeit! Im Grunde genommen, trage doch ich die Schuld an der Gefangenschaft Ihres Vaters. Ich hoffe aber, daß Sie ihn frei und wohlbehalten wiedersehen werden. Doch jetzt haben wir anderes zu besprechen. Haben Sie die Upsarocas gesehen? Doch, was frage ich so überflüssig; Es versteht sich ja ganz von selbst, daß Sie sie gesehen haben."

„Ganz von selbst? Wie nun, wenn sie gar nicht gekommen wären?"

„Pah! Jetzt wollen Sie mich auf die Probe stellen," lachte der Jäger höchst belustigt. Wenn sie sich noch nicht hätten sehen lassen, wären Sie noch nicht da, denn Winnetou verläßt seinen Posten sicherlich nicht eher, als bis er weiß, woran er ist. Und wenn er überzeugt wäre, daß sie überhaupt nicht kommen, so würde er nicht bei den Schoschonen bleiben, sondern mir dieselben bereits gebracht haben. Sie sehen, wenn auch der Examinand dem Examinator zuweilen eine Frage vorlegt, so ist sie doch meist überflüssig. Also, wie viele Upsarocas haben Sie gezählt?"

„Sechzehn und zwei ledige Pferde."

„So habe ich also ganz richtig kalkuliert. Die beiden Pferde haben den Toten gehört."

„Zwei ritten eine ziemlich weite Strecke als Kundschafter voran. Man sah, daß sie sich genau nach unserer Fährte richteten."

„Gut, sie werden bald diejenigen kennen lernen, von denen diese Fährte zurückgelassen wurde."

„Wir hielten uns unter Bäumen gut versteckt und ließen sie verhältnismäßig weit herankommen. Dann folgten wir ihnen im Galopp nach, um einen großen Vorsprung zu erlangen. Vorher aber konnten wir noch bemerken, daß sich ein besonders riesiger Kerl bei der Truppe befand. Er schien der Anführer zu sein, denn er ritt den anderen um einige Pferdelängen voran."

„Konnten Sie die Art der Bewaffnung erkennen?"

„Sie hatten alle Gewehre."

„So ist es gut. Jetzt werden Sie meine Botschaft an Winnetou genau ausrichten. Im Cannon hier haben nur drei Pferde nebeneinander Platz. Ich bitte also den Apachen, vom Gebrauche der Pferde abzusehen. Sobald die Feinde in den Cannon verschwunden sind, mag er ihnen schnell zu Fuße folgen."

„Sind sie uns da nicht überlegen?"

„Nein, sondern wir im Gegenteile ihnen."

„Aber sie reiten uns leicht nieder!"

„Haben Sie sich auch bereits mit taktischen Gedanken getragen? Während die Upsarocas nur drei Pferde breit reiten können, ist es uns, wenn wir zu Fuße sind, möglich, fünf Mann nebeneinander zu postieren. Das thun wir folgendermaßen: die ersten fünf setzen sich einfach platt zur Erde; die zweiten fünf knieen hinter ihnen. Hinter diesen stehen die dritten fünf in gebückter Haltung, und dann folgen die vierten fünf in aufrechter Stellung. So können zwanzig Mann genau und sicher zielen, ohne einander zu inkommodieren. Die übrigen stehen als Reserve hinter ihnen. Auf diese Weise erhalten die sechzehn Upsarocas, wenn sie sich nicht ergeben, von vorn und hinten zusammen vierzig Schüsse, natürlich nicht auf einmal. Es hat nämlich eine Reihe nach der anderen zu feueren, da immer nur drei Feinde getroffen werden können. Auch ist darauf zu rechnen, daß wir die reiterlosen Pferde niederzuschießen haben werden, wenn sie nicht Unheil in unseren Reihen anrichten sollen. Sagen Sie das dem Apachen, und fügen Sie auch dazu, daß ich ganz allein mit den Feinden verhandeln will. Es soll sich kein anderer darauf einlassen. Wann denkt Winnetou, daß sie hier sein werden?"

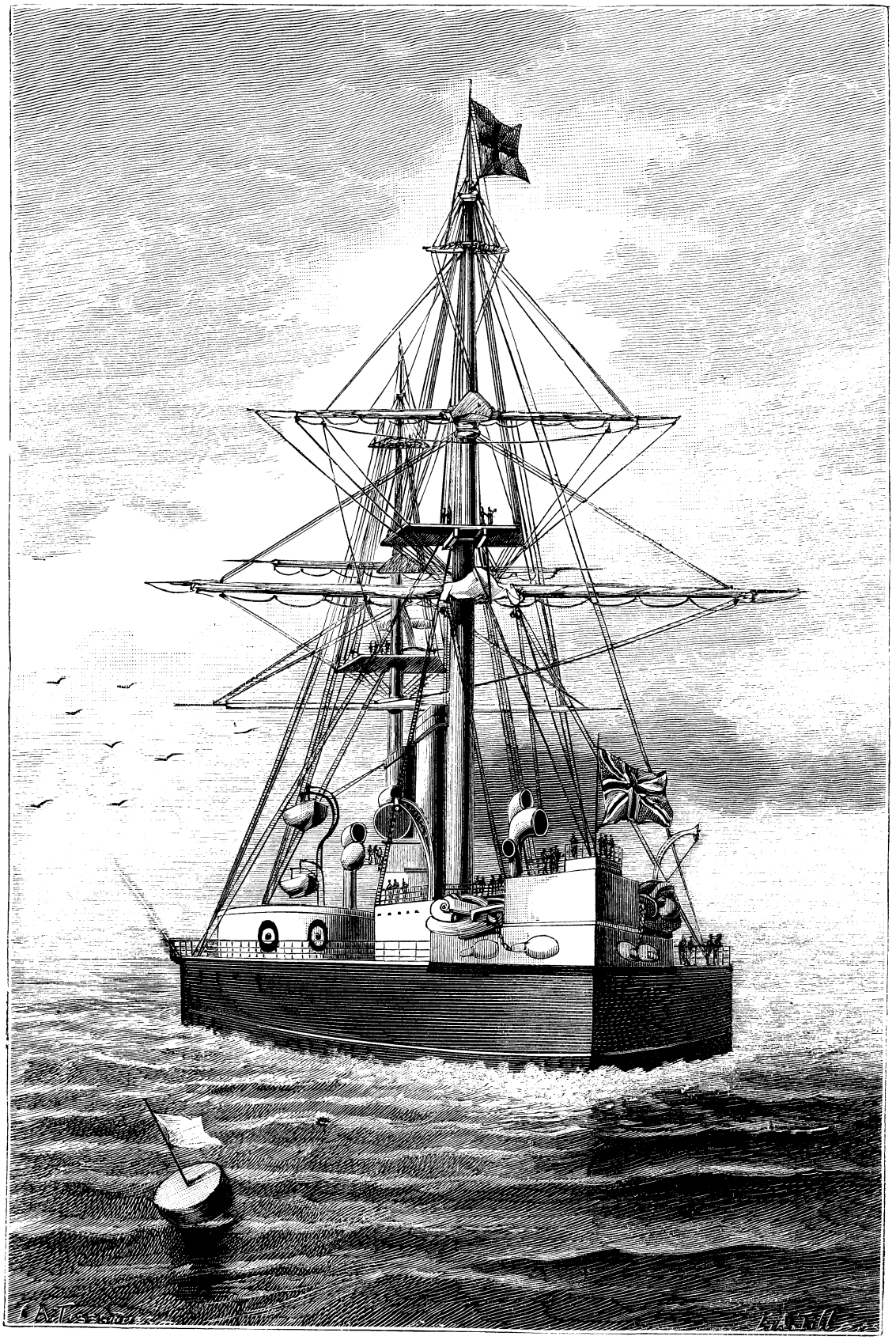
„Er rechnet eine Stunde für ihren Aufenthalt bei den Gräbern —"

„Also ganz wie ich."

„Und zwei Stunden bis hierher. Da wir beide aber nur anderthalb Stunden geritten sind, so dürfen wir erwarten, daß weit über eine Stunde vergehen wird, bevor sie hier ankommen."

„Ich vermute ebenso. Aber dennoch müssen wir uns fertig halten. Reiten Sie jetzt zurück!"

Martin wendete sein Pferd und trabte davon. Old Shatterhand stieg zu den Gefährten empor, welche noch schliefen, und weckte sie. Er teilte ihnen seinen Plan mit und bestimmte, daß Davy, Jemmy, Frank, Wohkadeh und einer der Schoschonen das erste, sitzende Glied bilden sollten. Auch den übrigen zeigte er ihre Plätze an und führte sie hinab, um die beabsichtigte Evolution mit ihnen einzuüben. Es kam ja sehr viel darauf an, daß dieselbe ebenso exakt wie blitzschnell ausgeführt werde. Er selbst wollte vor seinen Leuten stehen, zwischen ihnen und den Feinden, um mit denselben verhandeln zu können. Zu diesem Zwecke schnitt er sich einige lange, grüne Aeste



Der Inflexible.

ab, welche ja in der ganzen Welt, selbst bei den wildesten Völkern, als Parlamentärflagge gebraucht werden.

Nach einigen Wiederholungen klappte alles ganz ausgezeichnet. Dann, als er überzeugt war, daß seine Leute ihre Pflicht erfüllen würden, zog er sich mit ihnen wieder in das Versteck zurück.

Jetzt wurde ihnen die Zeit des Wartens länger als vorher. Aber sie verging doch endlich auch, und dann hörten die Harrenden den Schall der Huftritte eines Pferdes.

„Das scheint nur ein einziger Kundschafter zu sein, welcher vorausgesandt worden ist, um nachzusehen, ob die Passage ohne Gefahr ist," sagte Jemmy.

„Das wäre sehr günstig für uns," antwortete Old Shatterhand. „Wären es zwei, so würde einer die Meldung nach rückwärts bringen, während der andere wahrscheinlich hier unten wartete. Ihn hätten wir unschädlich zu machen, ohne daß es von den Seinigen bemerkt wird."

Jemmy hatte recht. Es war nur ein Reiter, welcher langsam unten aus dem Cannon hervorkam und da halten blieb, um sich vorsichtig umzuschauen. Er bemerkte weder rechts noch links ein Anzeichen, daß ein Feind vorhanden sei, und sah dagegen die gerade fortlaufende Fährte, für deren Deutlichkeit Old Shatterhand so wohlweislich gesorgt hatte. Er beruhigte sich dabei aber doch nicht ganz, sondern ritt noch eine bedeutende Strecke weiter.

„Alle Wetter!" sagte Jemmy. „Er wird doch nicht etwa bis zur Stelle reiten, an welcher wir vom Wege abgebogen sind! Dann wäre es verraten, daß wir uns hier befinden."

„In diesem Falle kommt er nicht zu seinen Leuten zurück," sagte Old Shatterhand.

„Wie aber wollt Ihr das fertig bringen, ohne Lärm zu machen?"

„Mit dem da."

Dabei deutete er auf seinen Lasso.

„Dann müßte ihn die Schlinge unbedingt gerade am Halse treffen und ihm denselben zuschnüren, daß er nicht schreien kann. Das ist aber ein verteufelt schweres Kunststück. Werdet Ihr es fertig bringen, Sir?"

„Habt keine Sorge. Streckt alle zehn Finger aus und sagt mir, welchen ich mit dem Lasso fassen soll! Aber von hier oben aus kann man nicht sehen, wie weit er reitet. Ich muß hinab. Verhaltet euch indessen ruhig, und wenn ihr mich leise pfeifen hört, so kommt ihr schnell nach!"

Er nahm den Lasso von der Schulter, über welche er gehangen hatte und legte ihn, indem er schnell die Steilung hinabglitt, in wurfgerechte Schlingen. Unten angekommen, sah er zu seiner Beruhigung den Upsaroca wieder rückwärts kommen und fand gerade noch Zeit, sich hinter einem der daliegenden großen Felsbrocken niederzuducken. Der Mann kam im Trab an ihm vorübergeritten und verschwand hinter der Ecke des engen Cannons.

Old Shatterhand gab das verabredete Zeichen, und seine Leute kamen herbei. Sie brachten ihm seine beiden Gewehre und auch die grünen Zweige mit, welche er, um gegebenen Falls beim Lassowerfen nicht von ihnen gehindert zu sein, bei ihnen hatte liegen lassen müssen.

Er trat an die Ecke und lugte hinter derselben hervor. Der Upsaroca hatte das Ende des Cannons erreicht und verschwand dort. Eine Minute später nun war seine ganze Schar zu sehen, welche im Trab in die Enge einbog. Old Shatterhand ließ sie bis über die Hälfte der Schlucht herbei. Dann zog er den Revolver und feuerte den verabredeten Schuß in dieselbe hinein. Der Schall brach sich vielfältig an den engen, steilen Wänden und gelangte mit zehnfacher Stärke an die Ohren des Apachen und seiner Schar. Sie stürmten in die Schlucht hinein, hinter den Upsarocas her, von denen sie gar nicht bemerkt wurden. Die letzteren hatten, als sie den Schuß hörten, ihre Pferde sofort pariert. Nun sahen sie Old Shatterhand und seine Leute vorn hereindringen und die bereits beschriebene, schußfertige Stellung einnehmen.

Der Anführer der feindlichen Indianer war, wie Martin Baumann bereits berichtet hatte, eine wirklich herkulische Gestalt. Er saß wie ein Kriegsgott zu Pferde. Die weiten Lederhosen hingen an den Nähten voller Flechten, gefertigt aus dem Haare der von ihm erlegten Feinde. Die starkledernen Beinschützer, welche vom Sattel bis herab zu den Steigbügeln reichten, waren mit langen Streifen von Menschenhaut verziert. Auf der breiten Brust trug er über dem hirschledernen Jagdrocke eine Art Panzer, welcher aus schuppenförmig übereinander befestigten Skalptellern bestand. Im Gürtel steckte neben allerlei notwendigen Gegenständen ein großes Jagdmesser und ein riesiger Tomahawk, welcher nur von der Faust eines so athletisch gebauten Menschen geschwungen werden konnte, und auf dem Kopfe saß der Schädel eines Kuguar, von welchem das in lange, dicke Seile gedrehte Fell desselben herniederhing. Das Gesicht dieses Mannes war mit schwarzer, roter und gelber Farbe bemalt, und in der Rechten hielt er eine schwere Büchse, aus welcher er gar manchen tödlichen Schuß abgefeuert hatte.

Dieser Mann erkannte sofort, daß die ihm entgegenstarrenden Gewehrläufe den Waffen seiner Schar in diesem Augenblicke überlegen seien.

„Zurück!" rief er mit tiefer Stimme, deren Ton förmlich durch den Cannon donnerte.

Dabei riß er sein Pferd empor und warf es auf den Flechsen herum. Die Seinen thaten dasselbe. Da aber erblickten sie nun Winnetous Schar, deren Gewehre ihnen gerade so entgegenstarrten wie die am anderen Ende des Cannons.

„Wakon schitscha — schlechte Medizin!" schrie er erschrocken. „Kehrt abermals um! Dort steht ein Mann, welcher das Zeichen des Redners in der Hand hat. Unsere Ohren werden hören, was er uns sagen will."

Er drehte sein Roß wieder herum und ritt langsam auf Old Shatterhand zu. Die Seinigen folgten ihm. Diesen Vorteil ließ der kluge Apache sich nicht entgehen. Er folgte ebenso und nahm so nahe hinter den Upsarocas Stellung, daß diese nun eng eingeschlossen waren.

Old Shatterhand that keinen einzigen entgegenkommenden Schritt. Der Upsaroca musterte ihn mit furchtlosem Blicke und fragte:

„Was will das Bleichgesicht hier? Warum stellt er sich mir und meinen Kriegern in den Weg?"

Old Shatterhand hielt den Blick mit lächelnder Miene aus und antwortete:

„Was will der rote Mann hier? Warum verfolgt er mich und meine Krieger?"

„Weil ihr zwei unserer Brüder getötet habt."

„Sie kamen als Feinde zu uns, und Feinde macht man unschädlich."

„Woher weißt du, daß wir deine Feinde sind?"

„Weil ihr eure Medizin verloren habt."

Die Brauen des Riesen senkten sich tief herab.

„Wer hat es dir gesagt?"

„Ich weiß es, weil die beiden Krieger, welche an unseren Kugeln starben, ihre Medizinen nicht bei sich hatten."

„Du hast recht geraten. Ich bin nicht mehr, der ich war. Ich habe mit der Medizin auch meinen Namen verloren. Jetzt heiße ich Oiht-e-keh-fa-wakon, der Tapfere, welcher Medizin sucht. Laß uns vorüber, sonst töten wir euch!"

„Ergebt euch, sonst seid ihr es, welche getötet werden!"

„Dein Mund spricht stolze Worte. Wie aber sind deine Thaten?"

„Du kannst sie sofort erfahren. Blicke vor und hinter dich! Ein Wink von mir, und mehr als fünfmal zehn Kugeln schlagen in deine kleine Schar."

„Das ist nicht tapfer, sondern feig. Viele stinkige Coyoten töten den stärksten Büffel. Was wären deine Hunde gegen meine Krieger, wenn ihr uns nicht eingeschlossen hättet. Ich allein würde die Hälfte von euch niederschlagen."

Er zog seinen schweren Tomahawk und schwang ihn drohend.

„Und ich allein würde deine ganze Schar in die ewigen Jagdgründe senden!" sagte Shatterhand ruhig.

„Ist vielleicht Ithanka (Großmaul) dein Name?"

„Ich kämpfe nicht mit meinem Namen, sondern mit meiner Hand."

Da leuchtete das Auge des Upsaroca auf.

„Willst du das an mir wahr machen?" fragte er.

„Ich fürchte dich nicht, sondern lache über deine leeren Worte!"

„So warte, bis ich mit meinen Kriegern gesprochen habe! Dann sollst du erfahren, ob Oiht-e-keh-fa-wakon nur redet und nicht auch handelt."

Er wendete sich zu seinen Leuten zurück

und sprach leise mit denjenigen von ihnen, welche seine gedämpfte Stimme zu erreichen vermochte. Dann kehrte er sich wieder zu Old Shatterhand und fragte:

„Weißt du, was ein Muh-mohwa ist?"

„Ich weiß es."

„Wohlan! Wir brauchen Skalpe zur Medizin. Vier Männer sollen den Muh-mohwa kämpfen, du mit mir und einer deiner roten Männer mit einem meiner Krieger. Siegen wir, so töten und skalpieren wir euch alle; siegt aber ihr, so nehmt ihr uns Skalp und Leben. Hast du Mut?"

Er sprach diese Frage in höhnischem Tone aus. Old Shatterhand antwortete augenblicklich und mit lächelndem Munde:

„Ich bin bereit. Leg' deine Hand in die meinige zum Zeichen, daß deine Worte gelten."

Er streckte ihm die Hand entgegen. Das hatte der Riese nicht erwartet, darum zögerte er unwillkürlich, einzuschlagen.

Muh-mohwa nämlich ist ein der Utahsprache entnommener Ausdruck und heißt wörtlich „Hand am Baum". Dieser Kampf wird bei manchen Stämmen als eine Art Gottesgericht in Scene gesetzt. Zwei Männer werden durch starke Riemen mit einer Hand an einen Baumstamm gebunden und erhalten in die andere Hand die verabredete Waffe, Tomahawk oder Messer. Die Riemen sind so befestigt, daß sie den Kämpfern erlauben, sich im Kreise um den Stamm zu bewegen. Da die beiden mit den Gesichtern gegeneinander stehen müssen, so ist der eine mit der rechten und der andere mit der linken Hand angebunden. Derjenige, welcher die Rechte zum Kampfe frei hat, ist also gewöhnlich im Vorteile. In der Regel endet dieser wirklich schreckliche Kampf, bei welchem die Gegner sich zerfleischen, nur mit dem Tode des einen. Doch gibt es auch mildere Formen desselben.

Der Upsaroca war vollständig überzeugt, durch seine Aufforderung sich in den größten Vorteil zu setzen. Er war ja hier in dem Cannon, im Fall er sich nicht ergab, mit all den Seinen verloren. Durch den Muh-mohwa aber befreite er sich nicht nur aus dieser augenblicklichen Bedrängnis, sondern er gelangte auch in den sichern Besitz der Skalpe aller seiner Feinde, in deren Hand er sich befand. Er war vollständig überzeugt, dem Weißen überlegen zu sein, und da er als zweiten den stärksten und gewandtesten seiner Leute auswählen wollte, so stand zu erwarten, daß auch dieser seinen Gegner besiegen werde. Um aber in dieser letzteren Beziehung ganz sicher zu gehen, sagte er:

„Du willst es wagen? Der große Geist hat dir den Verstand verwirrt. Kennst du die Bedingung, daß der Kampf zwischen den beiden Siegern zu Ende geführt werden muß, wenn vorher von jeder Partei einer siegt?"

Old Shatterhand durchschaute ihn, denn den sichtbaren Körperverhältnissen nach stand zu erwarten, daß der „Tapfere, welcher Medizin sucht", nicht nur zuerst, sondern auch, falls der andere Upsaroca je besiegt werden sollte, auch dann beim Entscheidungskampfe als Sieger hervorgehen werde. Dennoch gab er schnell bereit die Antwort:

„Ich willige ein."

Der Gigant blickte ihn halb erstaunt, halb triumphierend an, streckte ihm nun schnell die Hand entgegen und sagte:

„So gib deine Hand her! Du versprichst mir, und ich verspreche dir im Namen unserer Krieger, daß wir und sie in die Bedingungen willigen. Keiner der Partei, deren Kämpfer besiegt werden, darf sich weigern, sich töten zu lassen."

„Ich verspreche es. Und damit du alle Sicherheit habest, werden wir die Pfeife des Schwures darüber rauchen."

Er deutete dabei auf die mit Kolibribälgen geschmückte Friedenspfeife, welche an seinem Halse hing.

„Ja, wir werden sie rauchen," stimmte der Riese bei, indem ein grimmig höhnisches Lächeln über seine scharf ausgewirkten Züge glitt. „Aber diese Pfeife des Schwures wird nicht eine Pfeife des Friedens sein, denn wir werden kämpfen, und nach dem Kampfe werden euere Skalpe unsere Medizinstangen schmücken, und euer Fleisch soll von den Geiern zerrissen und verschlungen werden."

„Vorher werden wir sehen, ob deine Fäuste ebenso stark und tapfer wie deine Worte sind," bemerkte Old Shatterhand.

„Oiht-e-keh-fa-wakon ist noch nie besiegt worden!" antwortete der Upsaroca stolz.

„Aber er hat sich doch seine Medizin rauben lassen. Wenn seine Augen heute nicht schärfer sind als dort am Wasser, wo sie ihm gestohlen wurde, so wird mein Skalp auf meinem Haupte bleiben."

Das war eine scharfe Zurechtweisung, denn der Verlust der Medizin ist das Schlimmste mit, was einem Indianer geschehen kann. Der Rote fuhr auch sofort mit der Hand abermals nach der Waffe, doch Old Shatterhand zuckte die Achsel und warnte ihn:

„Laß jetzt die Hand davon! Du wirst ja sehr bald zeigen können, wie tapfer du

„Zurück!" rief er mit tiefer Stimme, deren Ton förmlich durch den Cannon donnerte –

bist. Jetzt aber wollen wir diesen Ort verlassen, um uns einen anderen zu suchen, welcher zum Muh-mohwa geeigneter ist. Meine Brüder werden sich ihre Pferde holen, und die Upsarocas reiten als unsere Gefangenen in unserer Mitte."

Er gab Winnetou einen Wink, und der Apache kehrte mit seiner Abteilung nach dem Orte zurück, an welchem die Pferde derselben zurückgelassen worden waren. Als sie dann sehr bald angeritten kamen, holte auch die andere Abteilung die ihr gehörigen Tiere herbei. Auf diese Weise befanden sich die Krähenindianer bis zum Aufbruche keinen Augenblick lang ohne Aufsicht, so daß es also für sie unmöglich war, die Flucht zu ergreifen. Jetzt wurden sie in die Mitte genommen, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Old Shatterhand hatte den Seinigen den leisen Befehl gegeben, ja nicht etwa seinen Namen und denjenigen des Apachen zu verraten. Die Upsarocas sollten einstweilen nicht wissen, mit welchen Gegnern sie zu kämpfen haben würden. Solange sie die Ueberzeugung besaßen, aus dem beabsichtigten Kampfe als Sieger hervorzugehen, dachten sie wohl nicht daran, gegen die Verabredung zu handeln.

Der dicke Jemmy hielt sich an Old Shatterhands Seite. Er war mit dem Verhalten desselben nicht ganz einverstanden.

„Nehmts nicht übel, Sir, daß ich ein Bedenken ausspreche," sagte er. „Ihr habt gegen diese Roten als nobler Kerl gehandelt; aber eine solche Noblesse ist da wohl am unrechten Platze."

„Warum? Glaubt Ihr etwa, daß der Indianer kein Verständnis für eine edelmütige Gesinnung habe? Ich habe gar viele Rote kennen gelernt, an denen die Weißen in dieser Beziehung sich ein Beispiel nehmen könnten."

„Das mag wohl sein. Ausnahmen gibt es ja stets und überall. Aber diesen Krähenindianern ist nicht zu trauen. Sie wollen neue Medizinen haben, und in einem solchen Falle sind Rücksichten von ihrer Seite nicht zu erwarten. Wir hatten sie so schön in unseren Händen. Sie konnten weder vor- noch rückwärts. Es war uns ein Leichtes, sie auszulöschen, wie man einige arme Zündhölzer ausbläst. Nun aber seid Ihr zu dem verteufelten Muh-mohwa gezwungen, und wer sagt Euch, daß dieser Riese Euch nicht niederschlagen oder niederstechen werde!"

„Pah! Ihr seid doch sonst kein so blutdürstiger Mann. Welchen Grund habt Ihr, zu bereuen, daß wir diese Leute nicht getötet haben? Es wäre für uns, die wir ihnen so sehr überlegen waren und sie in eine Falle gelockt hatten, in der sie sich nicht bewegen und nicht verteidigen konnten, keine Ehre, sondern eine Schande gewesen, sie niederzuschießen. Dabei will ich auch gar nicht davon sprechen, daß wir Christen, aber keine Heiden sind."

„Hm! Recht habt Ihr freilich, als Christ sowohl wie auch als Mensch überhaupt. Aber mußten wir sie denn überhaupt töten? Sie waren gezwungen, sich zu ergeben, und da stand es uns doch frei, ein humanes Abkommen mit ihnen zu treffen."

„Sie hätten sich nicht ergeben, eben weil sie neue Medizinen suchen. Der Kampf wäre unvermeidlich gewesen. Und da es mir nicht einfallen kann, Menschen abzuschlachten, denen Gott ganz dieselben Rechte wie mir verliehen hat, so habe ich es vorgezogen, auf den Vorschlag des Riesen, den ich überhaupt kenne, einzugehen."

„Wie? Der Kerl ist Euch bekannt?"

„Ja. Erinnert Ihr Euch vielleicht der Bemerkung, welche ich machte, als wir am Berge der Schildkröte vorüberritten? Ich erzählte, daß ich an diesem Berge einmal mit dem Upsaroca-Krieger Schunkaschatscha gelagert habe. Er erzählte mir viel von seinem Stamme. Dabei erwähnte er mit großem Stolze seines berühmten Bruders Kanteh-pehta, zu deutsch: Feuerherz."

„Meinte er etwa den großen, berühmten Medizinmann der Krähenindianer?"

„Denselben. Er erzählte mir die Thaten dieses seines Bruders und beschrieb mir auch die Person desselben. Er schilderte ihn mir als einen wahren Riesen von Gestalt, dem das linke Ohr fehle. Kanteh-pehta hat einst im Kampfe mit den Sioux Ogallala einen Tomahawkhieb bekommen, welcher ihm das Ohr vom Kopfe trennte und ihn dann noch tief in die Achsel verwundete. Nun seht Euch doch einmal diesen gigantischen Upsaroca an! Ihm fehlt das linke Ohr, und aus der Haltung seines linken Armes ersehe ich, daß er da einmal verletzt worden sein muß."

„Nun," lächelte Old Shatterhand, „wenn Ihr so besorgt um mich seid, so gibt es ein sehr einfaches Mittel, mich vom sicheren Untergange zu retten."

„Welches ist das?"

„Ihr kämpft an meiner Stelle mit der Krähe."

„Heigh-ho! Das fällt mir freilich nicht ein! Ich habe sonst gar keine zarten Nerven, aber dem Tode geradezu in die Arme zu laufen, das ist doch nicht nach meinem Geschmack. Uebrigens habt Ihr die Suppe eingebrockt, Sir, und nun mögt Ihr sie auch mit Appetit genießen. Ich wünsche Euch von ganzem Herzen eine gesegnete Mahlzeit!"

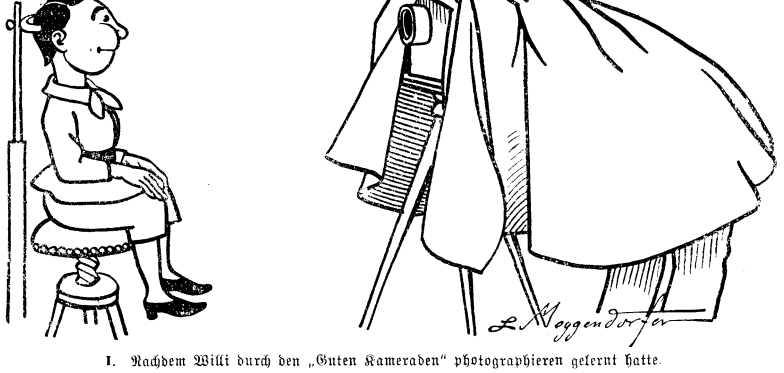
Er hielt sein Pferd um einige Längen zurück, um die unangenehme Offerte nicht noch einmal zu bekommen. An seiner Stelle dirigierte Winnetou seinen Rappen an Old Shatterhands Seite.

„Mein weißer Bruder hat Kanteh-pehta, den Medizinmann der Upsarocas erkannt?" fragte er.

„Ja," nickte der Gefragte. „Und die Augen meines roten Bruders waren ebenso scharf wie die meinen?"

„Die Krähe hat nur ein Ohr. Winnetou hat ihr Gesicht noch nie gesehen; aber der ‚Tapfere, welcher Medizin sucht', kann den Häuptling der Apachen nicht täuschen. Ich habe vernommen, was mein Bruder mit ihm gesprochen hat, und bin bereit zum Kampfe."

„Ich habe allerdings auf den Häuptling der Apachen gerechnet, denn ich möchte keinem anderen diese Ehrensache anvertrauen."



I. Nachdem Willi durch den „Guten Kameraden" photographieren gelernt hatte.

„Alle Wetter! Das wäre freilich ein ganz besonderes Zusammentreffen! Aber dann bangt mir doch um Euch, Sir. Ihr seid zwar der tüchtigste Kerl, den es nur geben kann; aber dieser Kanteh-pehta ist noch nie besiegt worden. An Körperstärke ist er Euch unbedingt überlegen, während ich freilich überzeugt bin, daß er es in Beziehung auf die Gewandtheit mit Euch nicht aufzunehmen vermag. Wenn man mit dem einen Arme an den Baum gebunden ist, gibt die Stärke, aber wohl nicht die Gewandtheit den Ausschlag, und darum meine ich, daß man eher auf ihn als auf Euch wetten kann."

„Wird mein Bruder die große Krähe töten?"

Also bei Winnetou gab es nicht den mindesten Zweifel darüber, daß Old Shatterhand Sieger sein werde.

„Nein," antwortete der Gefragte. „Die Upsaroca sind Feinde der Sioux Ogallala. Wenn wir sie schonen, werden sie unsere Verbündeten sein."

„So mag auch der andere leben bleiben. Man soll von Winnetou nicht sagen, daß sein weißer Bruder gnädiger gesinnt sei als er."

Der Trupp hatte von dem Cannon aus vielleicht eine englische Meile zurück-

gelegt, als das Thal plötzlich sich erweiterte. Die Reiter gelangten an eine kleine, rings von Bergen eingeschlossene Prairie, wie es dort so viele gibt. Es gab da hageres Gras und einzelne Büsche. Nur ein einziger Baum war auf der Ebene zu sehen. Es war eine ziemlich hohe Linde von der Gattung, welche wegen ihrer großen, weißhaarigen Blätter von den Indianern sonorischer Zunge Muh-mangatusahga, d. i. Weißblattbaum, genannt wird.

„Mawa — dort!" sagte der Anführer der Krähenindianer, indem er nach dem Baume deutete.

„Howgh!" nickte Winnetou, indem er sein Pferd im Galopp der Linde zulenkte.

Die anderen folgten nach dem Orte, an welchem der Zweikampf vor sich gehen sollte.

Die Spannung, in welcher sich alle befanden, war natürlich keine geringe, wenn auch keiner sich das merken ließ. Die größte innerliche Ruhe fühlten gerade diejenigen Drei, welche wußten, daß sie zu den Kämpfenden gehören würden, Winnetou, Old Shatterhand und Oiht-e-keh-fa-wakon, denn ein jeder von ihnen war überzeugt, daß er siegen werde.

Alle sprangen ab. Die Pferde wurden frei gelassen, und die Reiter lagerten sich, indem sie einen Kreis bildeten. Ein Fremder, welcher jetzt herbeigekommen wäre, hätte wohl nicht gedacht, daß hier Feinde einander gegenübersaßen, da den Upsarocas ihre Waffen gelassen worden waren. Old Shatterhand hatte darauf verzichtet, sie ihnen abzufordern. Auch in dieser Beziehung hatte er wirklich ritterlich oder, wie der Amerikaner sich ausdrückt, gentlemanlike gehandelt.

Er holte so viel, wie er von seinem kleinen, in der Satteltasche aufbewahrten Tabaksvorrate brauchte, herbei, nahm die Pfeife vom Halse und stopfte sie. Dann stellte er sich in die Mitte des Kreises und sprach:

„Der Krieger macht nicht viele Worte, sondern er spricht in Thaten. Meine Brüder wissen, was hier geschehen soll; ich brauche es ihnen nicht zu sagen. Wir töteten die Krieger der Upsarocas nicht, obgleich ihr Leben sich in unseren Händen befand. Wir haben sie geschont, um ihnen zu zeigen, daß wir sie auch dann nicht fürchten, wenn wir ohne alle Vorteile Mann gegen Mann mit ihnen kämpfen. Sie haben uns zum Muh-mohwa aufgefordert, und wir nahmen ihre Forderung an. Sie sitzen als freie Männer bei uns, mit den Waffen in ihren Händen, obgleich sie eigentlich unsere Gefangenen sind. Wir erwarten, daß auch sie ohne Tücke und Hinterlist an uns handeln wie wir gegen sie. Sie werden uns das versprechen, indem sie die Pfeife des Schwures mit uns rauchen. Ich habe gesprochen, und nun mögen auch sie reden."

Er setzte sich. Der „Tapfere, welcher Medizin sucht", erhob sich und antwortete:

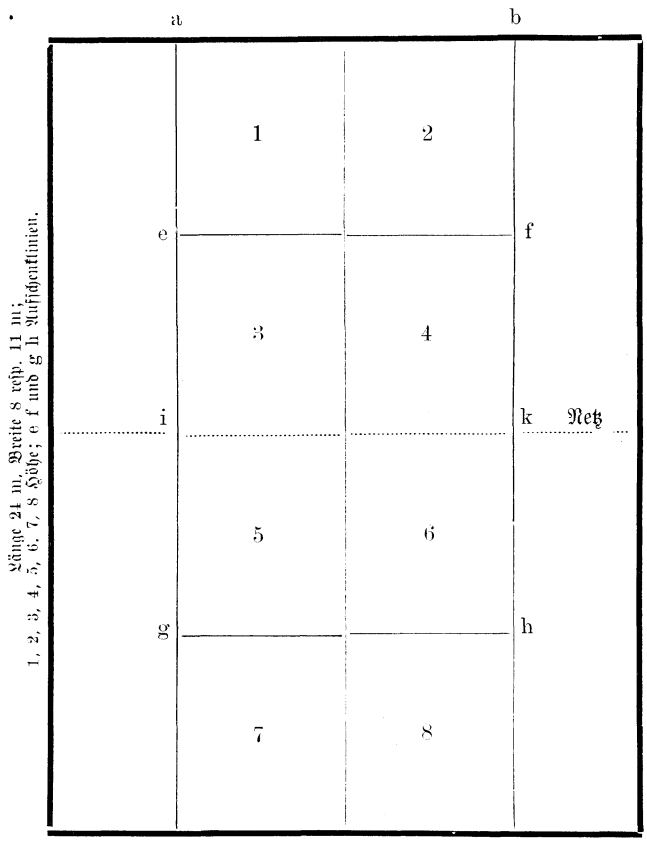
„Der weiße Mann hat uns aus der Seele gesprochen. Wir brauchen nicht hinterlistig zu sein, denn wir werden siegen. Aber er hat vergessen, die Bedingungen des Kampfes festzusetzen. —"

(Fortsetzung folgt.)

Englische Rasen-Ballspiele.

Die Spiele müssen — wie alles andere, was der Mensch vornimmt — wie es die Lebenskunst in allen Dingen erfordert, mit Ernst und trotz allen Scherzes ohne Dilettantismus betrieben werden. Im besonderen setzt sich der Sport die Ausmerzung der Halbheit als pädagogisches Ziel. Und da die Bewegungsspiele in England — wo das Klima sie allerdings begünstigt — einen Teil der pädagogischen Institutionen bilden, so ist es erklärlich, daß sie dort am meisten schulgerecht gepflegt, extensiv wie intensiv in größter Ausdehnung geübt werden.

Diese vielgerühmten und empfohlenen britischen Bewegungs- oder Feldspiele sind aber keineswegs eine dem deutschen Boden fremde Pflanze, die man erst zu acclimatisieren haben würde. Im Gegenteil darf behauptet werden, daß in früherer Zeit, ehe der Dreißigjährige Krieg verwüstend und alles auflösend durchs Land zog, dieselben bei uns in ganz ähnlicher Weise und Gestalt von den Bürgers- und Bauernsöhnen geübt wurden, wie das heute in England Gewohnheit ist. Namentlich hat der dem englischen an Dichtigkeit und Elasticität gleichkommende Rasen der braunschweigischen Lande für solche Spiele stets einen günstigen Boden gefunden, der sich auch neuerdings wieder für diese Zwecke in hohem Maße bewährt. Das Cricket oder Thorballspiel wird dort in einer Weise gepflegt, daß wir sagen dürfen, es handle sich durchaus nicht darum, ein britisches Spiel bekannt zu machen und anzuführen. Die Aufgabe der Popularisierung bezieht sich vielmehr lediglich auf eine in jenen gesegneten Gauen völlig einheimische Kurzweil. Auch ist dies Spiel nur eine Modifikation des seit ewigen Zeiten landesüblichen Laufballspiels, wie andererseits das Croquet mit dem Eisbosseln der oldenburgischen Bauern sehr verwandt ist und sogar unter dem Namen Paille-Maille so eingebürgert war, daß noch heute manches Oertliche, z. B. eine Allee in Altona, danach benannt ist.



Lawn-Tennis-Court. (Spielplatz.)

Ebenso ist das Cricketspiel in England selbst keineswegs ein altes, sondern kam erst in diesem Jahrhundert auf. Alle diese Feldspiele sind im wesentlichen Wett- und Kampfspiele und erfordern von den Beteiligten die völlige Hingebung im Dienste und Wetteifer zweier „Verbindungen" oder Riegen, auch Gespielschaften, deren eine beispielsweise beim Thorball- oder Cricketspiel die Verteidiger der Thore stellt, während die andere in voller Zahl von elf Mann mit dem Ball ins Feld rückt, um die Thore niederzuwerfen. Das Prinzip ist bei allen ein einfaches und erscheinen die sämtlichen Regeln sofort nach der ersten praktischen Bekanntschaft mit denselben einleuchtend und selbstverständlich.

Lawn Tennis.

Der Spielplatz wird durch Linien, welche mit dünnem Kreidebrei mittels eines breiten Malerpinsels aufgetragen werden, oder mit einem beliebigen Stock markiert. Rings um den Spielplatz muß, da der Ball oft über die Grenze fliegt, freier Raum auf den Seiten übrig bleiben. Die Bälle sind von Gummi und haben 6 bis 7 cm Durchmesser. Haltbarkeit und Elasticität gewinnen sie durch Einnähen in dünnes Leder. Die Schläger gleichen den beim Federballspiel gebräuchlichen, sind aber stärker. Das Netz besteht aus grobmaschigem Filet; den Maschen gibt man eine Größe, daß der Ball nicht hindurchfliegen kann. Durch den oberen Rand des Netzes wird ein dünner, mit hellleuchtender Farbe bemalter Strick gezogen, der sich an den beiden Enden des Netzes teilt. Das Netz wird über zwei außerhalb des Hofes stehende Pfähle gespannt und am Erdboden befestigt. Es trennt den Platz in zwei gleichgroße Höfe, die von den beiden feindlichen Parteien besetzt sind. Jede Partei hat den von der feindlichen Seite herüberkommenden Ball so wieder zurückzuschlagen, daß er innerhalb des feindlichen Hofes zur Erde gelangt. Mißlingt das der Partei, so macht sie einen „Fehler". Diejenige Partei, welche auf diese Weise zuerst vier „Fehler"

macht, verliert das „Spiel". Der bei d stehende Spieler (s. Fig.), der „Aufschenker" wirft den Ball zuerst in die Luft und schlägt ihn dann so über das Netz, daß er innerhalb des schräg gegenüberliegenden, an das Netz grenzenden Hofviertels des Feindes, also in Hof 3 zur Erde kommt. Der hier etwa bei e postierte feindliche Spieler, der „Empfänger", schlägt nun den Ball, nachdem derselbe, aber nur einmal, den Boden berührt hat, über das Netz zurück und zwar nach irgend einem Punkte der vier feindlichen Höfe. Damit ist der Ball „im Gange" und vom zweiten Schlage an kann nun jeder Spieler den Ball über das Netz zurückschlagen, ohne Rücksicht darauf, auf welcher Stelle der feindlichen Höfe er zur Erde kommt. Natürlich wird man den Ball stets dorthin zu schlagen suchen, wo sich gerade kein Gegner zur Abwehr befindet. So geht der Ball über das Netz hin und her, bis ein Spieler einen Fehler macht.

Der „All England Lawn Tennis Club" stellt die folgenden Regeln auf. Der Aufschenker soll mit einem Fuße außerhalb der Grundlinie, mit dem anderen auf derselben oder innerhalb des Hofes stehen, und soll abwechselnd in einem Spiele vom rechten, im nächsten vom linken Hofe aus aufschenken. Er beginnt vom rechten Hof aus. Der aufgeschenkte Ball muß in denjenigen Hof der Gegenpartei niederfallen, welcher dem Aufschenker schräg gegenüberliegt und zwar zwischen Netz und Aufschenklinie. (Also im Hof 3, wenn der Aufschenker bei d steht; im Hof 4, wenn von c und im Hof 5, wenn von b aufgeschenkt wird.) Ein auf die Grenzlinie fallender Ball gilt als innerhalb des Hofes fallend.

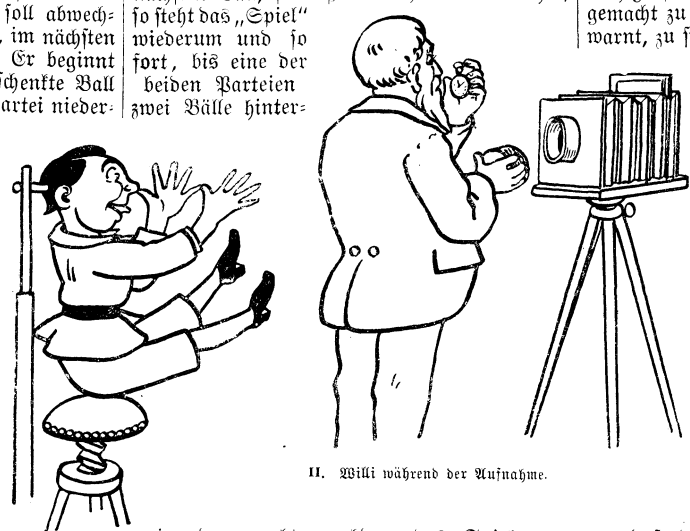
Fehler sind: 1. Wenn der Aufschank von einem falschen Hof aus gemacht wird. 2. Wenn der Aufgeber falsch steht. 3. Wenn der aufgeschenkte Ball nicht innerhalb des dem Aufschenker schräg gegenüberliegenden Hofes fällt. 4. Wenn der „im Gange" befindliche Ball in das Netz gerät oder aus anderen Gründen nicht in den feindlichen Hof fällt. 5. Wenn man den Ball überhaupt gar nicht trifft. 6. Wenn der im Gange befindliche Ball Körper oder Kleidung eines Spielers berührt. 7. Wenn ein Spieler den im Gange befindlichen Ball mehr als einmal mit seinem Schläger berührt oder schlägt. 8. Wenn ein Spieler das Netz oder dessen Stützwerk berührt, während ein Ball im Gange ist. 9. Wenn ein Spieler den Ball zurückschlägt, ehe er über das Netz herüber ist. Wenn nun der Gegner einen solchen Fehler macht, so braucht man den Ball nicht zurückzuschlagen. Wenn der Aufschenker selbst einen Fehler macht, so muß er von demselben Hof, von dem aus er den Fehler gemacht hat, noch einmal aufschenken. Wenn der Fehler indessen darin bestand, daß er von einem falschen Hof aus aufschenkte, so muß er vom richtigen Hof aus nochmals aufschenken. Der Gegner hat keinen Anspruch auf einen „Fehler" zu erheben, sobald nach demselben wieder aufgeschenkt worden ist. Der Aufschenker darf nicht eher aufschenken, als bis der Empfänger fertig ist. Versucht aber der letztere den Ball zurückzuschlagen, so wird er als „fertig" angesehen.

Der Ball ist „im Gange", sobald derselbe, ehe er den Boden ein zweites Mal berührt hat, über das Netz zurückgeschlagen worden ist, und darf das Netz berühren. Berührt dagegen der Ball beim Aufschenken das Netz, so gilt der Aufschank nicht, sondern er muß noch einmal aufgeschenkt werden.

Der Aufschenker (resp. dessen Partei) gewinnt einen Ball: 1. Wenn der Empfänger den ersten Ball zurückschlägt, ehe er den Boden berührt hat. 2. Wenn der Empfänger den aufgeschenkten oder im Gange befindlichen Ball verfehlt. 3. Wenn der Empfänger den Ball so zurückschlägt, daß er außerhalb des Hofes der Gegenpartei niederfällt.

Der Empfänger gewinnt einen Ball: 1. Wenn der Aufschenker zweimal hintereinander beim Aufschenken einen Fehler macht, im übrigen wie der Aufschenker.

Die Art des Zählens ist folgende: Wenn der Spieler seinen ersten Ball gewinnt, so zählt dies „15" für ihn; gewinnt ein Spieler seinen zweiten Ball, so zählt es „30" für ihn; der dritte Ball zählt „40," der vierte Ball (50) entscheidet das „Spiel". Wenn beide Spieler gleichzeitig drei Bälle gewonnen haben, so kommt das Spiel „zum Stehen", der nächste gewonnene Ball wird als Vorteil angerechnet. Gewinnt dann der Gegner abermals den nächsten Ball, so daß er auch vier Bälle hat, so steht das „Spiel" wiederum und so fort, bis eine der beiden Parteien zwei Bälle hintereinander macht, nachdem das Spiel zum Stehen gekommen war. Die Partei, die zuerst sechs Spiele gewinnt, hat eine „Partie".



II. Willi während der Aufnahme.

Nach jeder Partie wechseln die Spieler die Seiten des Spielplatzes. Beim Spiel zu dreien und vieren behalten die obigen Regeln ihre Gültigkeit. Der Spielplatz indessen erfährt eine Vergrößerung und wird er seiner ganzen Länge nach an beiden Seiten um je einen Streifen von 140 cm Breite verbreitert, wie dies in der Figur angedeutet ist. Die Vergrößerung betrifft jedoch nur die Höfe 1, 2, 7, 8; letzteres geschieht deshalb, weil es für den Empfänger ein Ding der Unmöglichkeit sein würde, auf einem so großen Hof die aufgeschenkten Bälle mit einiger Aussicht auf Erfolg zurückzuschlagen. Der Aufgeber würde womöglich alle Bälle in die Nähe von i schlagen, wenn der Empfänger zwischen e und f Aufstellung nähme und umgekehrt. — Hierdurch sind in jedem Hofe statt einer Aufschenklinie drei, jedem zu der alten e f (resp. g h) noch i e und f h (resp. i g und k h) hinzukommen.

Im Spiel zu dreien hat nach jedem „Spiel" der Reihe nach ein anderer Spieler aufzuschenken. In dem Spiele zu vieren machen die Spieler der Partei, welche zuerst aufgeschenkt, untereinander aus, wer von ihnen den Anfang macht; im zweiten Spiele macht es die Gegenpartei ebenso. Im dritten Spiele hat wieder dieselbe Partei den Aufschank, welche ihn im ersten hatte, aber jetzt schenkt der andere Spieler auf u. s. w. Wie das Geschäft des Aufgebers, so wechselt auch das Geschäft des Empfängers. Kein Spieler darf den aufgeschenkten Ball zurückschlagen oder hierzu Miene machen, wenn er seinem Partner zukommt.

Das Interesse an diesem Spiel bleibt bis zur endgültigen Entscheidung bei Spielern wie Zuschauern gleich rege, denn noch im letzten Augenblicke kann sich das Glück wenden und erst wenn der Sieg errungen, ist die Möglichkeit einer Niederlage ausgeschlossen. Lawn-Tennis ist daher in England auch Gegenstand von Wetten, zumal wenn ein paar Champions von einem der zahlreichen Klubs, mit Ehren und Preisen reich ausgezeichnete Virtuosen, sich öffentlich im Spiel gegenüber zeigen. Es sind Anlässe, über welche die Zeitungen zu berichten und an dem alle Leser Anteil zu nehmen pflegen.

Solche Wettspiele werden meist in Parteien zu elf Spielen erledigt, so daß die Partei, die sich zuerst sechs Spiele sichert, den Sieg davonträgt. Vorzüglichstes Erfordernis für den Spieler ist es, daß er den Ball auf irgend eine Weise über das Netz zurückschlägt. Die Unehre, einen Ball zu verfehlen, ist immer noch größer, als die Ehre, einen „feinen Ball" gemacht zu haben. Der Anfänger sei davor gewarnt, zu stark zu schlagen, damit der Ball nicht über die Grenzen des feindlichen Hofes hinausfliegt. Auch ist es gut, wenn es angeht, den Ball erst einmal auf dem Boden aufschlagen zu lassen, da es viel schwieriger ist, den im Fluge befindlichen Ball in der richtigen Richtung und Stärke so zu treffen, daß er an der beabsichtigten Stelle des feindlichen Hofes niederfällt, als den vom Erdboden zurückspringenden Ball. Ebenso bringt man sich durch voreiliges Schlagen um manchen Gewinn, denn viele Bälle fallen außerhalb des Hofes nieder, wenn man sie nicht im Fluge aufhält.

Dieses in England in so überraschender Weise in Aufnahme gekommene Spiel wird nach dem Prinzip des Federballs betrieben, nur daß die Bälle keine Federbälle sind und mit großer Accuratesse geballt werden müssen.

Es ist dieses Spiel ein echt deutsches, resp. kontinentales Spiel und in den deutschen Ballhäusern in stetem Betriebe gewesen. Es erfordert eine große Gewandtheit und Reflexthätigkeit des Auges und der Hand, und gewährt dem weiblichen Geschlechte in dieser Hinsicht eine ähnliche Uebung wie das Fechten der männlichen Jugend. In England wird es mit Vorliebe in zwei Paaren von je einer jungen Dame und einem männlichen Adjunkt gespielt, und die wahren Künstler in der Handhabung der Ballkelle machen Rundreisen und legen vor Tausenden von Zuschauern Proben ihrer erstaunlichen Geschicklichkeit ab. Es ist das einfachste, aber auch zugleich die größte Uebung voraussetzende der Rasenspiele. An sich etwas einförmig, gewinnt es erst durch die Intensität des Betriebes Interesse. Sein Reiz beruht auf unermüdlicher Aufmerksamkeit. Es bildet eine Schulung in Ausdauer und Zähigkeit für Körper und Geist. In Deutschland werden solche Dinge mehr zum Zeitvertreib und dilettantisch geübt. In England bilden sie einen Teil der pädagogischen Institutionen, um die aufgewachsene Jugend von Kartenspiel oder Bücherbrut und anderen Untugenden abzuhalten. Auch bahnen sie einen liebenswürdigen natürlichen Verkehr zwischen den Geschlechtern an. Gerade in dieser Hinsicht ist Lawn-Tennis besonders zu empfehlen.

Anfertigung einer horizontalen Sonnenuhr.

Es gibt zwar gegenwärtig öffentliche Uhren genug, und die meisten unserer jungen Leser sind wohl auch im Besitz einer Taschenuhr; nichtsdestoweniger findet man doch noch häufig, besonders an alten Gebäuden oder in Gartenanlagen Sonnenuhren, und es dürfte daher angezeigt sein, an diesem Orte etwas über solche Uhren und die Art und Weise, wie man dieselben herstellen kann, zu sagen.

Selbstredend wollen wir hier nur den leichtesten Fall ins Auge fassen, nämlich einen solchen, der mit einfachen Mitteln von jedem wirklich ausgeführt werden kann. Was man unter einer Sonnenuhr versteht, weiß jeder: Es ist eine Vorrichtung, auf welcher durch die Lage des Schattens eines Stiftes oder einer Fläche die Tagesstunde angegeben wird; ebenso leuchtet beim geringsten Nachdenken ein, daß jede Sonnenuhr die Ueberschrift tragen kann: „Ich zeige nur die heiteren Stunden."

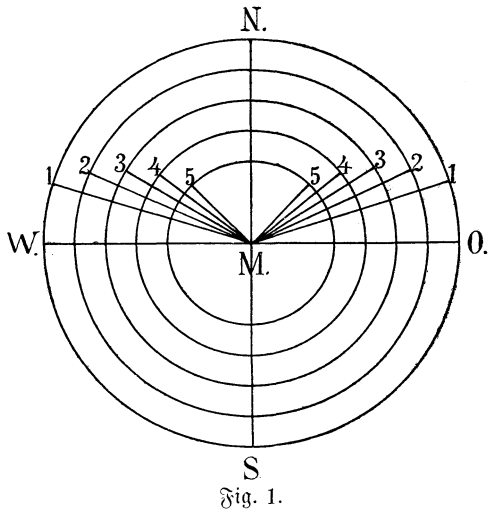


Fig. 1.

Will man dazu übergehen, eine Sonnenuhr anzufertigen, so ist es zunächst notwendig, die Lage der Mittagslinie des Wohnortes zu bestimmen. Diese Mittagslinie ist im Grunde nichts anderes als die Linie Nord-Süd. Das nächstliegende Verfahren, ihre Richtung aufzufinden, wäre die Anwendung eines Kompasses, doch zeigt dessen Magnetnadel nicht genau nach Norden, und man müßte die Abweichung berücksichtigen. Man zieht daher am einfachsten eine Mittagslinie auf folgende Weise. Auf einer wagerechten Fläche bezeichne man einen Punkt M (Fig. 1) und ziehe um diesen als Centrum mittelst des Zirkels eine Anzahl von Kreisen, wie die Figur zeigt. Dann verschaffe man sich einen 6 bis 8 cm langen Eisenstift, der unten spitz zuläuft, oben aber breit geschlagen ist und eine kleine Oeffnung trägt. Unsere Abbildung (Fig. 2) zeigt einen solchen Stift. Diesen Stift schlägt man senkrecht in den Punkt M ein. Jetzt wartet man bis zu einem sonnenhellen Tage und merkt sich am Umfange der Kreise vor- und nachmittags die Punkte, auf welche der helle Fleck im Schatten des Stifts fällt. In unserer Abbildung sind fünf Kreise gezogen. Die beiden Punkte 1,1 auf dem äußeren Kreise bezeichnen die Orte, auf welche zuerst vormittags und zuletzt nachmittags der helle Punkt im Schatten des Stiftes fiel. Ebenso bezeichnen die Ziffern 2,2 auf dem Umfange des zweiten Kreises die beiden Punkte, welche von dem hellen Fleck vor- und nachmittags getroffen würden. Von 3,3, sowie 4,4 und 5,5 gilt das gleiche. Halbiert man nun den Kreisbogen zwischen 1,1 und 2,2, sowie 3,3 u. s. w., so trifft man auf den Punkt N, und zieht man dann durch diesen und den Punkt M eine gerade Linie, die man beliebig bis S verlängern kann, so bezeichnet diese Linie N—S die Mittagslinie. Hat man auf mehrere Kreise die beiden Punkte bezeichnet, auf welche vor- und nachmittags der helle Fleck im Schattenende des Stiftes hinfiel, so kann man natürlich mit Hilfe jedes dieser Kreise eine Mittagslinie ziehen. Wenn bei dem ganzen Verfahren kein Irrtum stattgefunden hat, so müssen die auf solche Weise entstehenden Mittagslinien alle aufeinander fallen, d. h. eine einzige gerade Linie bilden.

Fig. 2.

Nachdem wir einmal im Besitze der Mittagslinie für unseren Ort sind, ist die Konstruktion einer horizontalen Sonnenuhr eine sehr einfache Sache. Zunächst werden wir uns merken, daß jedesmal, wenn der Schatten des senkrechten Stiftes in die Linie N—S fällt, der Augenblick des wahren Mittags für unseren Wohnort eintritt. Um aber auch die anderen Stunden des Tages zu bestimmen oder vielmehr diejenigen Linien ziehen zu können, in deren Richtung der Schatten um 9, 10, 11 Uhr vormittags, sowie um 1, 2, 3 Uhr u. s. w. nachmittags fällt, erfahren wir folgendermaßen:

Zuerst müssen wir uns Kenntnis der geographischen Breite unseres Wohnortes verschaffen. Diese liefert uns jeder Atlas. Wir ersehen aus demselben z. B., daß Stuttgart unter $48\frac{1}{3}^{\circ}$ nördlicher Breite liegt, Berlin unter $52\frac{1}{2}^{\circ}$, Breslau unter 51°, Danzig unter $54\frac{1}{2}^{\circ}$, Erfurt unter 51°, Frankfurt a. M. unter 50°, Frankfurt a. O. unter $52\frac{1}{2}^{\circ}$, Hannover unter $52\frac{1}{3}^{\circ}$, Kassel unter $51\frac{1}{3}^{\circ}$, Köln unter 51°, Königsberg unter $54\frac{2}{3}^{\circ}$, Magdeburg unter 52°, München unter 48°, Münster unter 52°, Posen unter $52\frac{1}{2}^{\circ}$, Schleswig unter $54\frac{1}{2}^{\circ}$, Stettin unter $53\frac{1}{2}^{\circ}$, Stralsund unter $54\frac{1}{3}^{\circ}$, Tilsit unter 55°, Wiesbaden unter 50° u. s. w.

Wir zeichnen nun auf einem Blatt Papier ein Quadrat A B C D, wie Fig. 3. zeigt, und dann durch die Mitte der Linie B C eine andere Linie E F senkrecht auf B C. Der Punkt E ist beliebig auf dieser Linie An diese legen wir in E ein rechtwinkliges Dreieck E G L, dessen rechter Winkel bei G liegt und dessen Winkel G E L so groß ist als die geographische Breite unseres Wohnortes. Nunmehr messen wir von dem Punkte L an auf der Linie E F ein Stück L F ab, welches genau so groß ist als die Linie G L. Dann beschreiben wir um F einen Viertelkreis mit dem Halbmesser L F und teilen den Umfang dieses Viertelkreises in 6 gleiche Teile durch die Punkte N, O, P, Q, R. Nachdem dieses geschehen, ziehen wir durch L eine Linie senkrecht zur Linie E F. Haben wir dies sorgfältig ausgeführt, so schreiten wir nun dazu, aus dem Punkt F durch N eine gerade Linie zu ziehen, welche die senkrechte durch L in a schneidet; ebenso ziehen wir von F über O eine gerade bis b, von F über P eine solche bis c, von F über Q eine andere bis d und endlich von F über R eine Linie bis e. Die Punkte a, b, c, d, e sind es, auf deren Ermittelung die ganze Konstruktion hinausläuft, und links von L ziehen wir nun auch die symmetrisch liegenden Punkte f, g, h, k, l, indem die Linie L f gleich groß ist wie L a, L g ebenso lang wie L b u. s. w. Haben wir auch dies ausgeführt, so ziehen wir endlich von dem Punkte E aus durch a, b, c, d, e, f, g, h, k, l gerade Linien bis in den Rahmen des dem Ganzen zu Grunde liegenden Quadrats und setzen an die Enden dieser Linien die Stundenzahlen, welche Fig. 4 anzeigt. Das so bezeichnete Papier klebt man auf ein Brettchen und errichtet senkrecht über der Linie E F ein Dreieck aus Eisenblech, dessen Kante in E mit der Linie E F einen Winkel macht, welcher der geographischen Breite des Wohnorts gleich ist, während die Grundlinie des Bleches von E bis L reicht. Man bringt nun das Ganze so an, daß die Seite A D gegen Süden liegt und die Linie E F genau in die Mittagslinie zu liegen kommt. Damit ist die Sonnenuhr fertig, und man wird an jedem sonnenhellen Tage aus der Lage der Schattengrenze auf der Fläche die wahre Sonnenzeit ablesen können. Natürlich darf man nicht erwarten, daß eine Sonnenuhr so genau zeigt, wie eine Räderuhr; dies würde nur stattfinden, wenn wir alle Richtungen und Winkel mit fast absoluter Genauigkeit herausgebracht hätten und das wird schwerlich der Fall sein, da wir keine hervorragenden mechanischen Künstler sind und auch die nötigen Apparate nicht besitzen. Im allgemeinen ist die Konstruktion einer solchen Sonnenuhr aber einfach genug, und wer ein wenig aufmerkt, wird die sämtlichen Linien, die wir in unserer Figur zogen, nicht verwirrend finden.

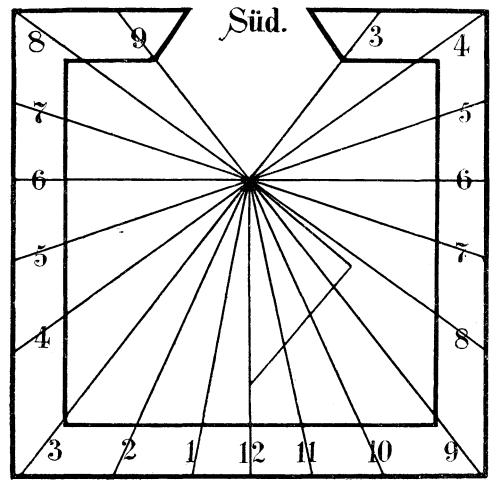


Fig. 4.

Indessen dürfen wir schließlich nicht vergessen, daß unsere Sonnenuhr nur die wahre Sonnenzeit zeigt, während wir uns im bürgerlichen Leben ausnahmslos nach der mittleren Sonnenzeit richten. Warum dies der Fall ist, wollen wir später einmal besprechen, für unsere jetzigen Zwecke genügt es, zu wissen,

daß die Sache sich so verhält, und daß man den Unterschied zwischen wahrer und mittlerer Sonnenzeit mit dem Namen Zeitgleichung bezeichnet. Viermal im Jahre fallen aber beide Zeiten zusammen, nämlich am 15. April, am 15. Juni, am 1. September und am 24. Dezember. Die größten Unterschiede zwischen denselben finden statt im Februar, Mai, Juli und November. Demnach muß man also bei den durch die Sonnenuhr angezeigten Stunden erst eine Korrektur anbringen, ehe man seine Taschenuhr danach richtet. Die nachstehende Tafel zeigt diese Korrektur von 4 zu 4 Tagen.

	Jan.	Febr.	März	April	Mai	Juni
	m s	m s	m s	m s	m s	m s
1	+3 59	+13 53	+12 28	+3 50	−3 2	−2 27
5	5 49	14 16	11 36	2 43	3 27	1 48
9	7 31	14 27	10 37	1 35	3 44	1 3
13	9 5	14 26	9 33	0 31	3 51	0 15
17	10 29	14 12	8 24	−0 29	3 49	+0 35
21	11 41	13 48	7 13	1 22	3 39	1 27
25	12 40	13 13	5 59	2 8	3 20	2 18
29	13 27		4 45	2 46	2 52	3 8

	Juli	Aug.	Sept.	Okt.	Nov.	Dez.
	m s	m s	m s	m s	m s	m s
1	+3 32	+6 5	−0 13	−10 26	−16 19	+10 41
5	4 17	5 46	1 31	11 40	16 17	9 4
9	4 56	5 18	2 52	12 47	16 1	7 19
13	5 28	4 40	4 15	13 46	15 32	5 27
17	5 52	3 52	5 39	14 38	14 49	3 31
21	6 8	2 57	7 4	15 20	13 54	1 32
25	6 15	1 56	8 27	15 52	12 45	+0 27
29	6 12	0 48	9 48	16 12	11 25	2 25

Um den Gebrauch dieser Tafel klar zu machen, denken wir uns, man habe am 1. November auf der Sonnenuhr 12 Uhr mittags abgelesen und beabsichtige, danach seine Taschenuhr zu stellen. Die Tabelle zeigt, daß an diesem Tage die Zeitgleichung −16 Minuten 19 Sekunden beträgt, d. h. um so viel ist die mittlere Zeit hinter der wahren zurück. Man muß also die Taschenuhr in jenem Augenblick auf 11 Uhr 43 Minuten 41 Sekunden stellen. Am 1. Januar ist die Zeitgleichung +3 Minuten 59 Sekunden, um 12 Uhr mittags nach der Sonnenuhr muß also eine gewöhnliche Uhr 12 Uhr 3 Minuten 59 Sekunden zeigen.

Zahlenrätsel.

1. 2. 3. 6. ist euch bekannt
Als Stadt im schönen Schweizerland,
Und eben dort auch findet ihr
An einem See 1. 5. 2. 4.
4. 2. 5. 1. ihr selbst besitzt,
Auf 1. 2. 5. und 6 gestützt.
1. 2. 5. 4. dient oft als Wehr,
Es fließt 6. 5. und 4. ins Meer.
Wohl mundet 1. 5. 3. 6. 2.
Nicht übel schmeckt 1. 5. 2. 3.;
Auch wenn 1. 3. 2. 5. man liest,
So nennt's, was mancher gern genießt.
4. 2. 5. 6. ist eine Pflanze.
Nun ratet schnell: was ist das Ganze?

Auflösung des Rätsels in Nr. 26.

Landenge.

Auflösung des geograph. Rätsels in Nr. 26.

Lima, Rom, Lena, Erlangen, Berlin, Elster, Ohle, Ill, Niemen.

Rebellion.

Fragen und Antworten.

J. K. in **Neuburg** a. D. „Viktoria! Das Preisrätsel ist nach einer halben Stunde ‚angestrengten Schwitzens' gelöst!" — Nun, Sie haben in der Donau inzwischen hoffentlich Abkühlung gesucht und wohl auch gefunden. — Die Verlosung findet in der Weise statt, daß sämtliche richtige Lösungen gefaltet in eine Urne geworfen und tüchtig durcheinander geschüttelt werden. Nun werden von dem Redakteur, in Gegenwart von unparteiischen Zeugen mit abgewendetem Gesicht, die Gewinnnummern eine nach der anderen gezogen. — Wer von den genannten Musikern das größte Genie ist? Das ist schwer zu sagen, jeder hatte seine Zeit, jeder seine Richtung, seinen Stil; die gegebenen Bedingungen sind im vorigen Jahrhundert ganz andere gewesen, als das laufende sie bietet; jeder war in seiner Art groß. — Die Autographen werden wir bei Gelegenheit zu geben suchen. — Besten Dank für das Andenken an die Unglücksstätte.

F. A. in **K.** ist mit seinem Kameraden in einen hoffentlich nicht gefährlichen Streit über die Frage geraten, ob man sage: „Ich trank drei Gläs Bier" oder: „Ich trank drei Gläser Bier" Mit dem Trinken bist Du im Unrecht; Du bist aber im Recht, wenn Du den ersten Ausdruck für richtig hältst. Gute deutsche Grammatiken geben hierüber ganz ausführliche Belehrung. Nehmen wir z. B. die 24. Auflage der von Christ. Aug. Heyse, neubearbeitet von Dr. Otto Lyon, so finden wir auf S. 110 folgendes: „Substantive, welche eine Zahl-, Maß- oder Gewichtbestimmung enthalten, ohne zugleich die Substanz oder den Inhalt der gemessenen Sache mit auszudrücken, stehen nach Zahlwörtern immer in der Einzahl, wenn sie gleich in anderer Bedeutung auch den Plural bilden; z. B. zwölf Mann Soldaten (als bloße Zahlbestimmung; verschieden: zwölf Männer im Gegensatz von Frauen); zehn Stück, sechs Paar Schnallen (aber: zwei Brautpaare, Ehepaare), drei Buch Papier (verschieden: drei Bücher), drei Maß Wein, vier Glas Bier (richtiger als: vier Gläser Bier; verschieden: vier Biergläser), sechs Fuß, vier Zoll, drei Zentner, acht Pfund, vier Lot." Allerdings findet sich auch hier eine Ausnahme (nulla regula sine exceptione!), denn es ändern sich dem Sprachgebrauch gemäß die weiblichen Substantive auf e, als: Elle, Tonne, Kanne; z. B. sechs Ellen Band, vier Tonnen Kalk, zwei Kannen Bier.

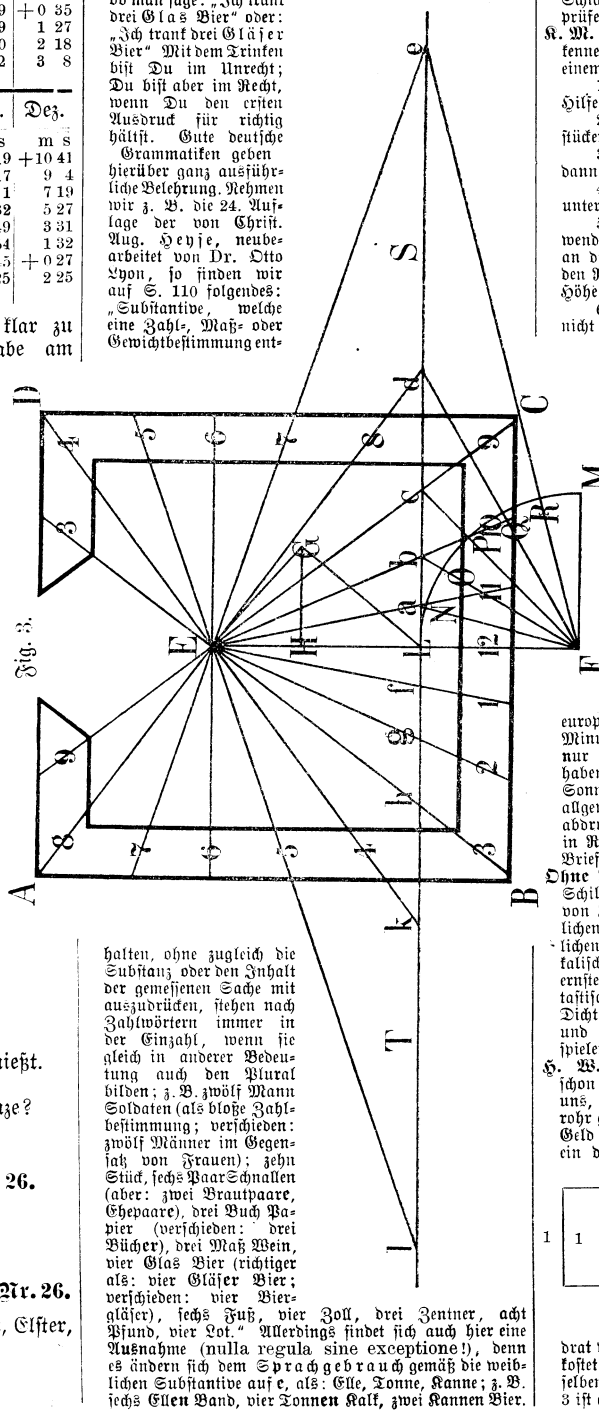


Fig. 3.

Deine andere Frage, ob in Deutschlands heutiger Orthographie „die h" als Dehnungszeichen geschrieben werden, ist nicht recht klar gestellt. Meinst Du mit „die h" alle h, so hast Du unrecht. Es gibt Dehnungs-h in „ihm, ihn, ihnen; ihr, ihrer, ihrig". Die Selbstlaute a, e, o, u und ihre Umlaute werden durch h gedehnt

vor l: Ahle, fühlen, Kohl, mahlen, Mühle 2c.;
„ r: Aufruhr, Bahre, Ehre, fahren 2c.;
„ m: lahm, Lehm, nehmen, vornehm 2c.;
„ n: Ahn, Bahn, Bohne, Fahne, Hohn 2c.;

also vor den Buchstaben, welche man als liquidae (flüssige) bezeichnet.

Aber es gibt auch viele Wörter, in welchen h kein Dehnungszeichen, sondern ein stammhafter Laut ist, der bei der Silbentrennung mannigfach gehört wird; z. B. blühen, brühen, drehen, Ehe, ehern, fähig, geschehen (daher Geschichte), nahe (Nachbar), Reh, sehen (Sicht), Uhu 2c. — Es ist nicht leicht, immer das Dehnungs-h von dem stammhaften h zu unterscheiden. — Schicke Deine Erzählung ein. Der „G. K." wird sie prüfen.

K. M. in **Köln** a. Rh. Du willst die Vorsichtsmaßregeln kennen lernen, welche zu beobachten sind, wenn man einem Ertrinkenden zu Hilfe kommen will.

1) Rufe demselben beim Herannahen laut zu, daß Hilfe kommt.

2) Befreie Dich möglichst von hemmenden Kleidungsstücken (Stiefel, Ueberrock, Rock, Weste).

3) Schwimme an dem zu Rettenden vorbei, wende dann kurz um und fasse ihn von rückwärts.

4) Falls der zu Rettende sich wehrt, tauche ihn unter, bis er die Besinnung verliert.

5) Greife dann mit beiden Händen in seine Haare, wende ihn auf den Rücken, suche den Körper langsam an die Oberfläche zu bringen; lege Dich dann selbst auf den Rücken, so daß der Kopf des zu Rettenden in gleicher Höhe mit Deinem Bauche ist.

6) Wenn das Ufer weit entfernt, so schwimme nicht darauf los, sondern warte in der Rückenlage, bis Hilfe gebracht wird.

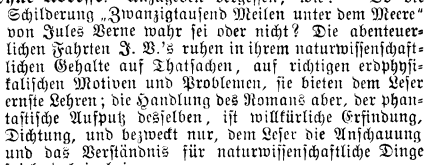
7) Ist der Verunglückte untergetaucht, ehe Du ihn erreichen konntest, so zeigen Dir die aufsteigenden Bläschen den Weg zu ihm.

8) Tauche dann unter und greife mit einer Hand in seine Haare, mit der anderen arbeite stark nach oben.

Jakob Rabinowitz, in **Potozk, Gouv. Witebsk, Rußland.** Die totale Sonnenfinsternis vom 19. August wird von der Ostsee bis nach Ostsibirien sichtbar sein. In den Gouvernements Twer, Kostroma, Wjatka, Krasnojarsk in Sibirien, in Sawidowka u. s. w. ist man bereits lebhaft dabei, astronomische Beobachtungsstationen zu errichten. Die totale Finsternis wird auf einem ca. 200 Werst breiten Erdstrich sichtbar sein, dessen südlicher Rand dicht bis Moskau reicht. In Moskau selbst wird man dieselbe nur höchstens ein bis zwei Sekunden beobachten können. In Sibirien dauert diese seltene Naturerscheinung gegen vier Minuten, im europäischen Rußland dagegen nur zwei bis drei Minuten. Du wirst in Deinem Wohnorte also eine nur partielle Verfinsterung zu beobachten Gelegenheit haben. Der „G. K." wird bis dahin über diese Sonnenfinsternis und über diese Naturerscheinung im allgemeinen einen ausführlichen und belehrenden Aufsatz abdrucken. — Wer will mit unserem deutschen Kameraden in Rußland russische gegen deutsche und österreichische Briefmarken direkt eintauschen?

Ohne Adresse. Anzugeben vergessen, wie? — Ob die Schilderung „Zwanzigtausend Meilen unter dem Meere" von Jules Verne wahr sei oder nicht? Die abenteuerlichen Fahrten J. V.'s ruhen in ihrem naturwissenschaftlichen Gehalte auf Thatsachen, auf richtigen erdphysikalischen Motiven und Problemen, sie bieten dem Leser ernste Lehren; die Handlung des Romans aber, der phantastische Aufputz desselben, ist willkürliche Erfindung, Dichtung, und bezweckt nur, dem Leser die Anschauung und das Verständnis für naturwissenschaftliche Dinge spielend beizubringen.

H. W. in Leipzig (was, in diesem Alter wirklich schon eine rote Nase? Doch wohl nur erfroren?) schreibt uns, daß er mit zweien seiner Freunde ein kleines Fernrohr gebaut, welches sechsmal vergrößert und für billiges Geld herzustellen ist. „Ich bin," schreibt er, „eben dabei, ein drittes großes Fernrohr, welches 30mal im Quadrat vergrößert, herzustellen, das aber auch nur 3 Mark kostet. Ich will versuchen Ihnen eine Beschreibung desselben zu geben: 1 ist die Objektivlinse; 2 die Okularlinse; 3 ist eine Kakaobüchse, in deren Deckel die Linse befestigt



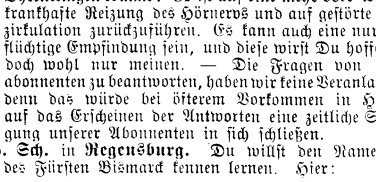
ist; 4 ist ein Papprohr, worin durch zwei kleine Pappringe die Linse festgehalten wird; 5 sind zwei kreisrund ausgeschnittene Holzwände, um das Papprohr aufzunehmen." — Besten Dank für diese Mitteilung. Sie wird vielen Deiner Kameraden willkommen sein. — Gruß schönstens erwidert.

Ed. Sch. in **Dorpat.** Eine Auswahl der deutschen Heldensagen befindet sich in Kürschners „Nat.-Litteratur", Band 86, „Das deutsche Heldenbuch." Ortnit, Wolfdietrich, Walther, Biterolf, Rosengarten, Laurin, Virginal, Goldemar, Sigenot, Ecke, Dietrichs Flucht, Alphart, Rabenschlacht, Ermenrichs Tod, Etzels Hofhaltung, Hildebrandslied, von E. Henrici; Preis M. 3. 50."

Franz H. in **Frankfurt a. M.** Wir dürfen vor dem 1. Juli nichts verraten. Daß Deine Experimente alle gelungen sind, freut auch uns sehr.

B. Evers in **B . . g.** Das Morsesche Alphabet findest Du unter den Antworten der Nr. 26. — Woher das Ohrenklingen kommt? Es ist auf eine mehr oder weniger krankhafte Reizung des Hörnervs und auf gestörte Blutzirkulation zurückzuführen. Es kann auch eine nur ganz flüchtige Empfindung sein, und diese wirst Du hoffentlich doch wohl nur meinen. — Die Fragen von Nichtabonnenten zu beantworten, haben wir keine Veranlassung, denn das würde bei öfterem Vorkommen in Hinsicht auf das Erscheinen der Antworten eine zeitliche Schädigung unserer Abonnenten in sich schließen.

H. Sch. in **Regensburg.** Du willst den Namenszug des Fürsten Bismarck kennen lernen. Hier:



An **Richard Nettwall** in **Ungarn.** Es liegen mehrere Briefmarkensendungen für Sie parat. Soeben erhalten wir einen für Sie bestimmten Brief aus Philadelphia. Warum lassen Sie nichts mehr von sich hören? Sie haben wahrscheinlich so viele Briefmarken erhalten, daß Sie noch immer am Sortieren zu thun haben und darum noch keine Zeit zum Briefschreiben finden konnten.

Hans W. in **Hof** a. S. Wir sollen Dir Mitteilungen über die deutschen Kolonien in Afrika zukommen lassen. Junger Freund, darüber sind dickbäuchige Bücher geschrieben worden. Welcher Art Mitteilungen sollen denn das sein??

Sekundaner Egon M. in **Wien.** Du brennst vor Ungeduld? Nun, da werden wir uns, obwohl wir zwar keine Feuerwehrleute sind (au!), ein wenig beeilen müssen. — Die Leidener Flasche (auch Leydener Flasche) wurde im Jahre 1745 von Kleist in Kammin, anno 1746 von Cunäus in Leiden erfunden.

G. H. P. in **Frankfurt** a. M. Gustav Freytag. — Ihre anderen Fragen können wir augenblicklich nicht beantworten, es würde uns zuviel Raum wegnehmen. Gehen Sie in eine öffentliche Bibliothek und lassen Sie sich eine Musikgeschichte vorlegen. — Briefmarken erhalten. Wollen sehen, daß wir dieselben unterbringen. Bitten für die Folge jedoch nur auf direktem Wege zu tauschen.

E. Schw. in **Altona.** Ueber solche Handarbeiten werden wir im Herbst mannigfache Anleitungen und auch Vorlagen bringen. Geduld, Geduld!

Otto B. in **Hanau.** Du willst eine Biographie der Gebrüder Grimm? Sollte in Hanau nicht eine öffentliche Bibliothek sein, daß Du dort die betreffende Litteratur nachlesen könntest? Erkundige Dich, vielleicht auch ist vor zwei Jahren aus Veranlassung des 100jährigen Geburtstages von Jakob Grimm dort eine Festschrift erschienen, geeignet Deinen Wissensdurst zu befriedigen.

K. W. in **München.** Du denkst wohl auch „wasch' mir den Pelz, doch mach' ihn nicht naß" — und wir kneifen lieber beide Augen zu, denn es stecken gar zu viele Fehler drinnen.

Adolf Effenberger in **Strelitz Nr. 93** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Tauschlustige wollen sich an unseren jungen Freund direkt wenden.

„Badischer Artillerieoffizier zu Fuß in spe." Der Eintritt erfolgt als Avantageur und durch Ablegung der Fähnrichsprüfung in Berlin, von welcher das Reifezeugnis der Prima eines (Real-)Gymnasiums befreit. Der Avantageur wird nach mehrfachem Avancement (Gefreiter, Unteroffizier) im sechsten Monat Fähnrich und besucht nun die Kriegsschule, besteht die Offiziersprüfung, um sodann zum Sekondelieutenant befördert zu werden; derselbe hat Zulage erforderlich. Die Gage beträgt in Ihrem Falle für den Sekondelieutenant 1008 Mk., die des Premier- 1260 Mk., Wohnungsgeldzuschuß nicht gerechnet. Die erste Ausrüstung für Fußtruppen verursacht Auslagen in der Höhe von 6 — 800 Mk.

Willy. G. in **Breslau.** Du bist in heller Aufregung!? — Nimm ein Brausepulver, junger Freund; der 1. Juli wird übrigens bald da sein.

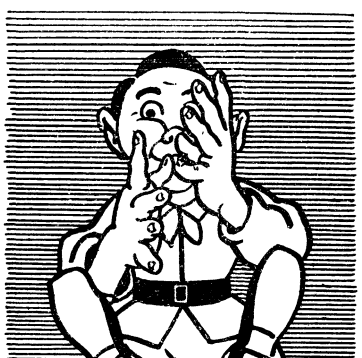
A. Sch. in **Saargemünd.** Das sind, um eine alte Redeweise zu Hilfe zu nehmen, Fragen, von denen wir sagen, sie gefallen uns nicht. Ueberlasse das Füttern der fünf flüggen Jungen gefälligst dem dazu berufenen Elternpaare. Die werden damit schon fertig werden. Solche Sorgsamkeit ist hier schlecht am Platze, Du würdest höchst wahrscheinlich nur großes Unheil anrichten und das wäre sehr zu bedauern. Hast Du im „G. K." nicht gelesen, was ein Singvogel für uns Menschenkinder wert ist? — Was Du Deinem Raben zum Futter geben sollst? Gewürme, Insekten, Mäuse, Aas, — die Elster nimmt außerdem auch Obst, Beeren und Feldfrüchte — Gruß freundlich erwidert.

G. v. B. in **Eisenach.** Der einfachste Weg wäre, und dabei ist eine besondere Schulbildung nicht nötig, 15 bis 16 Jahre alt in die Schiffsjungenabteilung einzutreten. Dieses Institut bildet das Unteroffizierspersonal der deutschen Marine heran. Wer, um Offizier zu werden, als Kadett einzutreten beabsichtigt, darf das 17. Lebensjahr nicht überschritten haben, Abiturienten sind davon ausgenommen. Matrosen können ebenfalls mit Absicht auf Offizierslaufbahn dienen, müssen jedoch bereits eine zwölfmonatliche große Fahrt, z. B. in der Handelsmarine, hinter sich haben. Sie führen den Titel Seeoffiziersaspiranten. In den beiden letzten Fällen, also für Kadetten sowohl als für Seeoffiziersaspiranten, sind Zulagen von mindestens 30 Mk. monatlich und die Bestreitung der Equipierung während mindestens vier Jahren bis zur Offizierernennung nötig. Als Vorbildung ist der Besitz des Reifezeugnisses für Obersekunda eines Realgymnasiums vorgeschrieben. Schreibe uns, für welchen Weg wir Dir die Aufnahmebedingungen u. s. w. mitteilen sollen.

F. G. in **Berlin.** Kaiser Joseph II. sagte mit anderen Worten: „Wer auf das Glück baut ist dumm, wer nie hofft, ist noch dümmer!" — Also vertraue nicht allzuviel — Fortuna ist ein launenhaftes Wesen.

W. B. R. N. G. Unter „Gesellschaftsspielen" meint Dein Kamerad ebensowohl Spiele im Freien als auch Spiele am Familientische.

Max L. in **Stuttgart.** Wenn die Möbel schon längere Zeit her den Glanz verloren und fleckig geworden sind,



III. Die Rache des Photographen. Willi im Auslagefenster.

müssen dieselben frisch aufpoliert werden. Das kannst Du nicht. Du mußt Dir auf einige Tage einen im „Aufpolieren" geübten Tischler ins Haus kommen lassen.

G. Lücke in **Frankfurt** a. M. Der Degen wird vom Sekretär an aufwärts getragen. Eleven sind hierzu noch nicht berechtigt.

A. v. W. in **Dresden.** Was Du über den Dreißigjährigen Krieg gelesen hast, ist richtig. Ganze Gegenden waren zur Einöde geworden, die Bewohnerzahl ist stellenweise auf nur ganz kleine Bruchteile herabgesunken. Um in materieller Beziehung auf den Stand des 16. Jahrhunderts zu kommen, hat Deutschland an Zeit mehr denn ein Jahrhundert gebraucht.

C. A. in **Crefeld.** Ob Du Deine Kaninchen in einem leeren Hühnerstall unterbringen darfst? Warum nicht! Unsere jüngst beschriebenen Kaninchenkäfigen sind freilich besser. Auf jeden Fall halte sehr auf Reinlichkeit und lasse die munteren Tierchen täglich einige Stunden frei umherlaufen. Ihre graziösen Kapriolen werden Dir großes Vergnügen bereiten.

Gg. H. in **Oppeln.** Danken für Dein hübsches Rätsel. — Gruß freundlichst erwidert.

Paul G. in **Berlin.** Preisrätsellösung richtig. — Wir werden Ihren vielen Anfragen zu entsprechen suchen.

E. Roese in **Bremen.** Ueber die Blattläuse der Rosen und die Vertilgung derselben s. unsere Antwort Seite 320 des „G. K." — Frage wegen der Tomatenpflanzen einen dortigen Gärtner. Sie gedeihen nicht auf jedem Boden.

Willy H. in **Stettin.** Rotkehlchen lieben sehr kriechende und sitzende Insekten, Schnecken, Heuschrecken, Heidel- und Preiselbeeren, Traubenkirschen, den schwarzen Holunder. — Gib nur acht, daß Dir das Tierchen im Winter aus Nahrungsmangel nicht zu Grunde geht.

R. F. in **Biedenkopf** teilt seinen Kameraden ein Verfahren zum Töten von Schmetterlingen mit, welches augenblicklich wirken und nicht die geringste Verletzung im Gefolge haben soll. Er schreibt: „Man bringt in einem festgeschlossenen Gefäße, dessen Deckel eine kleine Oeffnung hat, Wasser zum Kochen. Beginnt der Dampf einigermaßen kräftig auszuströmen, sticht man den Schmetterling an, lähmt ihm durch Zusammendrücken der Brust die Flügel, faßt hierauf mit einer Zange den oberen Teil der Nadel und hält die Spitze derselben dicht vor die Oeffnung des Deckels. In wenigen Augenblicken wird der Schmetterling tot sein." — Wer dieses Verfahren versucht, wolle dem „G. K." gelegentlich schreiben, ob das Ergebnis zur Zufriedenheit ausgefallen ist; unsere jungen Freunde sollen sich aber vor der ausströmenden Dampfsäule in acht nehmen. Dampf kann die Haut der Finger furchtbar versengen. Dem Einsender namens der Kameraden für seinen Ratschlag besten Dank.

Otto G. in **Zabern** schreibt und dafür werden ihm viele Kameraden dankbar sein: „Lieber „Guter Kamerad"! Du erlaubst wohl, daß ich Dir auch etwas erzähle zum Nutzen und zur Freude unserer Kameraden. Ich habe nämlich ein Terrarium, das mir sehr großen Spaß macht. Es ist ein Kasten von etwa 1 m Länge und 80 bis 100 cm Höhe, die Breite auch etwa 80 cm. Drei Wände sind von Drahtgaze. In der Mitte des Kastens, der auf starken Füßen ruht und innen mit Blech beschlagen ist, habe ich eine Grotte aus Schlacken von Ziegelsteinen gebaut. In der Mitte derselben ist ein mit Cement ausgestrichener Wasserbehälter. Eine etwa 15 cm hohe Lage Erde, Sand, Gras und Heidekraut bilden in der Hauptsache die Bedeckung des Bodens. In diesem Terrarium halte ich Eidechsen und Blindschleichen, die mir ihr Futter, Insekten und Würmer, aus der Hand nehmen. Im Sommer kommen hoffentlich noch einige Laubfrösche und Ringelnattern hinzu. Im Winter streue ich Spreu und Häckjel auf den Boden des Terrariums. — Nun lebe wohl, es grüßt Dich bestens und herzlich Dein Verehrer und Abonnent . . ." — Grüßen gleichfalls freundlichst. Für Deine Laubfrösche sei jedoch besorgt. Die Ringelnatter wird sie ohne weiteres mit großem Genuß verspeisen, trotz ihres Sträubens und ihres jämmerlichen Geschreis.

Alex. C. in **Berlin** teilt seinem Kameraden **B.** in **Wien** folgendes erheiterndes Gesellschaftsspiel mit:

„Es führt den Namen Pfeifchensuchen. Die Gesellschaft bildet einen nicht zu großen Kreis; es wird eine Person gewählt, welche das Spiel nicht kennt, und ihr gesagt, es gehe ein Pfeifchen in der Gesellschaft umher, sie müsse es suchen; es werde ihr letzteres jedoch dadurch erleichtert, daß derjenige, der das Pfeifchen jeweilig hat, darauf pfeifen müsse. Hierauf muß der oder die Betreffende niederknieen, den Kopf in eines andern Schoß legen und auf vorgelegte Fragen eine Beichte ablegen. Unterdessen befestigt ein Mitspieler an seinem Rücken einen Bindfaden, der jedoch nur so lang sein darf, daß ihn ein jeder im Kreise fassen kann. An dem Bindfaden hängt ein sehr leichtes Pfeifchen. Hierauf pfeift einer der Gesellschaft auf demselben, zum Zeichen, daß der Pfeifchensucher aufstehen kann, und nun zeigt sich die ganze Gesellschaft bemüht, als gäbe sie das Pfeifchen immer weiter; während nun der Sucher bei einem sucht, pfeift hinter seinem Rücken ein anderer, da der Suchende jetzt bei diesem das Pfeifchen vermutet, kehrt er um, hört jedoch schon wieder hinter seinem Rücken das Pfeifchen erschallen, rennt und rennt im ganzen Kreise, bis er durch unvorsichtiges Ziehen an dem Bindfaden, zu seinem großen Aerger und zum höchlichen Ergötzen der Gesellschaft, endlich dahinter kommt, daß er an der Nase umhergeführt wurde." Besten Dank und Gruß!

Fragen.

Liebe Kameraden in **Berlin, Hamburg** und **Aachen!** „Ich bitte Euch sehr, mir Briefmarken von der Hammoniapost in Hamburg, den beiden Stadtposten in Berlin und (Briefmarken) von dem kleinen neutralen Stätchen Moresnet zu schicken, d. h. nur wenn Ihr doppelte habt. Den Preis setzt gefälligst hinten auf die Marke, ich werde Euch denselben in Briefmarken schicken, die Ihr ja nach Belieben auch in Geld umtauschen könnt. Postkarten möchte ich gern ganz haben. Ich habe jetzt gerade keine doppelte, sonst würde ich auch diese umtauschen. Mein Album zieren bereits 1200 Marken. — Es grüßt Euch Euer Kamerad Walter Heims. Kiel, Knooperweg Nr. 47, Schleswig-Holstein."

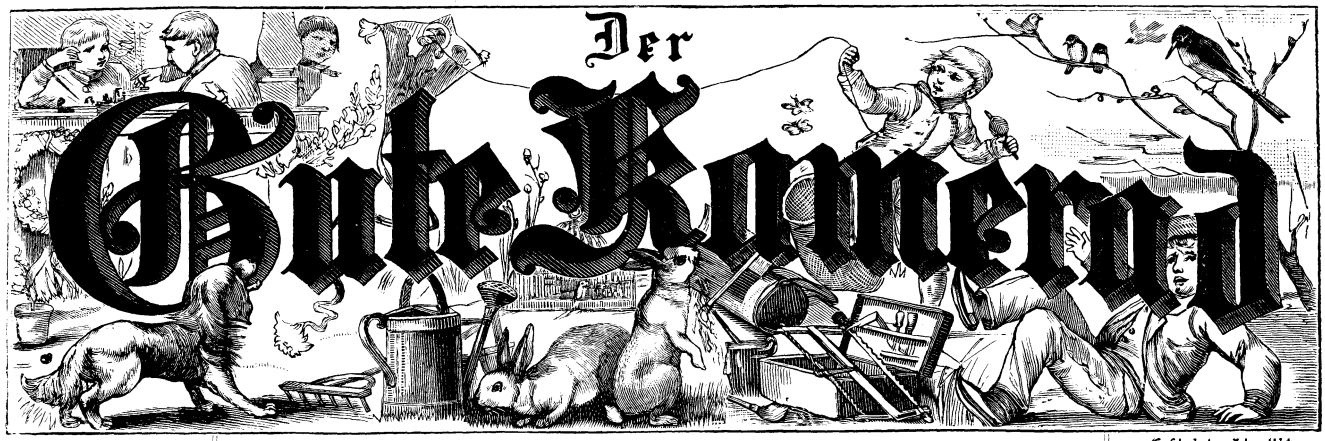
Carl von Reifenstein, Hebelstraße 13 in **Freiburg i. B.,** bittet seine Kameraden in der Schweiz, Tirol, Norddeutschland, ob sie Lust hätten, von ihm gesammelte Pflanzen gegen andere dort wachsende einzutauschen; besonders gern hätte er die bei Botzen nicht seltene Epimedium alpinum L., eine Berberidee. Er kann dagegen den seltenen Frauenschuh Cypripedium Calceolus eintauschen.

Seine zweite Bitte ist, ihm zu sagen, wo man die seltene Orchidee Nigritella graveolens und Orchis Spitzellii nebst Orchis Traunsteineri bekommen, und von wo er lebende Alpenpflanzen billig beziehen kann. Anerbieten und Tausch sollen nicht durch die Redaktion des „G. K.", sondern direkt gemacht werden.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



№ 28. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Den Kindern, die ihren Pfennig vernaschen,
Fällt, wenn sie groß sind, das Gold aus den Taschen.

A. Roderich.

Gerettet.

Die häufigen Türken- und Tatareneinfälle zwangen die Siebenbürger Sachsen ihre Ortschaften durch möglichst feste Bollwerke zu schirmen. Ihre Städte umgaben sie mit Mauern und Türmen, von wo aus die verschiedenen Zünfte die Anstürme der drohenden Barbaren mutig abwehrten. Den Bauern behagten die beengenden Mauern um die Gemeinde weniger; dafür errichteten sie sich außerhalb des Ortes, auf steilen Bergen, ihre Burgen, deren Trümmer noch heute in die fruchtbaren Thäler herniederschauen; oder sie umgaben ihre Kirchen, die gewöhnlich inmitten des Ortes auf einem Hügel stehen, mit einer sicheren Schutzwehr. Das so geschirmte Heiligtum gewährte auch ihnen Schutz. Nahete der Feind, so verkündigte der Hüter einer solchen Kirchenburg durch die Sturmglocke den Bewohnern des Dorfes die Gefahr; diese flohen dann hinter die schützenden Mauern des Kirchenkastells und die dort stets reichlich aufgespeicherten Mundvorräte hielten oft für lange Zeit Mangel und Not von den Bedrängten ferne.

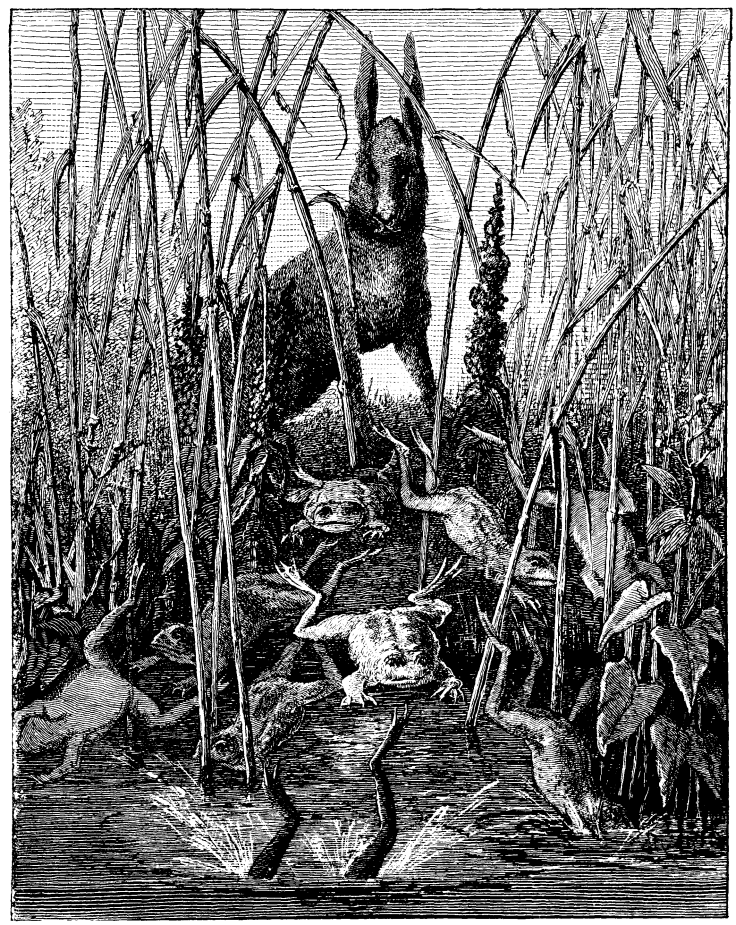
Auch Nußbach, im Kronstädter Kreise gelegen, hatte seine wohlbefestigte Kirchenburg, deren Türme und Mauern die Horden der Osmanen oder des Woiwoden der Walachei gar oft in ohnmächtiger Wut zu erstürmen versuchten. Der alte Burghüter daselbst, der in Zeiten des Friedens außer dem Küsterdienste auch noch das ehrsame Schusterhandwerk betrieb, wußte viel von den blutigen Ereignissen zu erzählen, die sich vor den Mauern des Heiligtums zugetragen hatten.

Er hieß Georg Lang, wurde aber von den Bewohnern des Ortes kurzweg der „alte Getz" geheißen. Lieb hatten ihn alle, denn er war eine ehrliche, treue Seele, ging fleißig seinem Gewerbe nach und hatte durch seine Umsicht das Dorf schon vor mancher Gefahr bewahrt.

Man hätte, wenn man in seine gutmütigen, von buschigen Brauen überwölbten Augen blickte, nicht im entferntesten einen so grimmigen Türkenhasser in ihm vermutet, als er in Wirklichkeit war. Wenn er seine Sohlen behämmerte, so konnte der Beschauer stets einen zufriedenen, oft schelmischen Ausdruck in seinen Zügen bemerken; anders freilich wurde dieser Ausdruck, wenn von den Türken oder Tataren die Rede war. Dann zeigte seine Stirne drohende Falten, die Augenbrauen zogen sich finster in die Höhe und der Hammer in seiner schwieligen Rechten fuhr kraftvoll auf den Leisten hernieder, daß es laut in dem trauten Gemache schallte. „Tater, Tater, ech wil et wer däng hift!" *) murmelte er dann grimmig und seine Schläge wurden immer lebhafter geführt.

Seit einer Reihe von Jahren hatte es Meister Getz nicht nötig gehabt, die Sturmglocke zu ziehen. Die Pforte empfing von den Siebenbürgern den bedungenen Tribut und kümmerte sich nicht weiter um sie, es sei denn, daß deren Fürsten, des Türkenjoches müde oder aus sonst irgend einer Veranlassung, den Zorn des Sultans heraufbeschworen; dann freilich hausten seine Scharen arg im Lande.

Also es war Frieden! Meister Getz saß auf seinem niederen Schemel und hantierte fleißig mit Pfriem und Draht. Vor ihm stand ein frisches, rosiges Mädchen, dem Jugendlust und Lebensfreude aus den Augen leuchteten. Es war dies



Meister Lampe und die Frösche.

*) Tatar! Tatar! ich wollte es wäre dein Kopf.

Anna Krauß, die Magd auf dem Pfarrhofe. Ihre Gebieterin, die „wohlehrwürdige Frau Pfarrerin", hatte sie mit einer großen Hanklich, einem siebenbürgisch-sächsischen Festtagsgebäcke, zum Meister Getz hinüber geschickt, denn es war Pfingstsonnabend und die Ehrwürdige vergaß es nie, an Festtagen dem Alten mit einem derartigen Geschenke eine besondere Freude zu machen.

„Ja, ja, sie ist gut, unsere Ehrwürdige! Sie vergißt ihn nicht, den alten Getz und seine arme Regina!" hatte der Meister bei Ueberreichung des Imbisses zu Anna gesprochen; dann war er aufgestanden, um den Kuchen in den Küchenschrank zu legen.

Das Mädchen war an das kleine vergitterte Fenster getreten. Von hier aus vermochte sie den ganzen geräumigen Hofraum, der die Wohnung des Burgwärters von dem Pfarrhause trennte, zu überblicken. Dort wurde soeben die Thür geöffnet und auf der Schwelle derselben erschien nun ein junger Bursche, in der Tracht der Kronstädter Stadtreiter, dem ein Knecht des Pfarrherrn augenscheinlich das Geleite gab. Auf der obersten Stufe blieben beide stehen; vermutlich hatten sie noch mancherlei auszutauschen. Der Knecht wies einigemal nach der Wohnung des Meisters Getz, worauf denn der junge Stadtreiter jedesmal befriedigt mit dem Kopfe nickte und jenem die Hand schüttelte. Anna klatschte beim Erscheinen des Stadtreiters freudig erregt in die Hände und rief laut: „Jetzt kommt er!"

„Wer denn, Kind", fragte erstaunt Meister Getz und trat gleichfalls an das Fenster. „Ein stattlicher Bursche," fügte er sodann hinzu, als er den Stadtreiter gewahrte. „Wer ist denn der fremde Reiter; kennst du ihn denn?"

„Nun fremd ist mir der Christian eben nicht," lachte das Mädchen, „er ist ja mein Bruder aus Kronstadt!"

„Was du sagst, Kind," entgegnete der Alte, „und der Christian will wohl einmal zusehen, was sein Schwesterchen macht, he?"

„Das nur nebenbei," versetzte Anna, „er hat ein großes versiegeltes Schreiben von dem Kronstädter Rat dem Herrn Pfarrer überbracht."

Des Meisters Züge verfinsterten sich. Er schob das Käppchen auf seinem ergrauten Haupte einigemal hin und her, ließ dann, nachdem er wieder auf seinem Schemel Platz genommen, wie ermüdet die Ellenbogen auf den Knieen ausruhen und blickte ein Weilchen sinnend vor sich hin.

„Was ist das für ein Schreiben," frug er nach einer Pause das Mädchen.

„Ich weiß es nicht," antwortete Anna. „Aber etwas Eiliges muß es sein, denn als ich Bruder Christian vorhin im Hausflur traf, rannte er mit kurzem Gruß, ohne mich zu beachten, an mir vorüber. Erst als ich ihn anrief ‚Christian, kennst wohl deine Schwester nicht mehr?' blieb er stehen. ‚Verzeihe Aennchen,' antwortete er dann, ‚mein Auftrag hat Eile. Wo willst du hin?' ‚Hinüber zum Meister Getz,' entgegnete ich. ‚Dann warte ein wenig dort, wenn ich das wichtige Schreiben unseres wohlweisen Rates eurem Herrn Pfarrer übergeben habe, komme ich hin.' Und seht, Vater Getz, er hält Wort, da kommt der Christian."

Wirklich kam nun der junge Kronstädter Stadtreiter, der sich inzwischen von dem Knecht des Pfarrhauses verabschiedet hatte, über den Hof und gerade auf des Burghüters Wohnung zu. Sein kräftiges Klopfen an der Zimmerthür beantwortete der Meister mit einem freundlichen „Herein, nur immer herein, mein Sohn!"

„Es trifft sich gut," wandte sich Christian, nachdem er bei seinem Eintritt den alten Getz und Anna freundlich begrüßt hatte, wieder an den ersteren, „daß ich in Euch einen Vertreter des ehrsamen Schuhmacherhandwerks finde. Seht her, Meister, bei dem scharfen Ritt hierher ist mir ein Spornriemen gesprungen. Des Pfarres Knecht wies mich an Euch. Thut ein Uebriges, Meister, und helft mir von dem Schaden."

„Gern, mein Sohn, gern!" nickte der Alte. „Werden's bald wieder in Ordnung bringen. Setze dich ein Weilchen!"

Christian Krauß folgte der Einladung, und während der Meister emsig an dem Spornriemen arbeitete, erzählte er Schwester Aennchen von ihrer alten Mutter zu Hause in Kronstadt, wie sie sich darauf freue, durch ihn etwas von der Tochter zu hören. In schonender Weise teilte er dabei der Schwester mit, daß die Mutter schon seit längerer Zeit krank daniederliege und nicht mehr fähig sei, ihr Brot selbst zu verdienen. „Aber du kannst ganz ruhig sein, Aennchen," fügte er hinzu, als er sah, daß der Schwester die Thränen in die Augen traten, „solange ich meine gesunden Arme hier rühren kann, leidet sie keine Not." Anna drückte dem wackeren Bruder die Hand und fragte ihn: „Wie lange wirst du in Nußbach bleiben?"

„Ich will nur meinem Pferde, das ich im Wirtshause untergebracht habe, etwas Ruhe gönnen", antwortete der Stadtreiter, „dann muß ich wieder weiter. An den Ortsvorstand in Brenndorf und den Pfarrer in Honigberg habe ich ebenfalls Briefe zu überbringen. Es hätte große Eile, meinte der Herr Stadtrichter, der mir selbst die Schreiben übergab."

Die Wirkung dieser Mitteilung äußerte sich bei den beiden Zuhörern ganz verschieden. Anna ließ das Köpfchen hängen, während der alte Getz gespannt zu dem Abgesandten des Kronstädter Stadtrichters aufblickte. Nun mußte er erfahren, was er gerne wissen wollte.

„Hat es denn solche Eile, mein Sohn, mit deinen Briefen?" fragte er den Stadtreiter.

„Ei, ich will's meinen", entgegnete dieser unverhohlen; „Ihr lebt hier ganz abgelegen und ahnt nicht, daß uns der Türke bald wieder auf dem Nacken sitzt. Es heißt, der Tatarenchan und der Pascha von Silistria rückten mit großen Heerhaufen über die Grenze."

Der alte Burghüter griff in zorniger Aufwallung nach dem Hammer, der vor ihm auf dem Arbeitstische lag, und schwang ihn drohend in der Luft.

„Hab' ich's doch gleich geahnt, als mir Aennchen von deinem Schreiben an den Pfarrer erzählte, daß wieder etwas im Werke ist!" polterte er grimmig und schlug mit dem Hammer auf den Tisch. „Was veranlaßt die Bluthunde wieder zum Ueberfalle?"

„Das werdet Ihr bald durch Euren Pfarrer erfahren, ich weiß es selbst nicht recht!" antwortete jener; „das aber weiß ich, daß ich mich beeilen muß, wenn ich unangefochten Kronstadt erreichen will".

„Nimm dich vor den rothaarigen Tataren in acht!" wurde plötzlich eine dumpfe weibliche Stimme im Hintergrunde des Zimmers vernehmbar. Der Stadtreiter wandte sich überrascht um und gewahrte nun eine bleiche, hagere Frau, etwa in den mittleren Jahren, die ihn mit großen Augen unverwandt anblickte.

„Es ist meine Tochter Regina!" erklärte Meister Getz seinem Besucher. „Auch sie hat schweres Leid durch die Türkenbedrängnisse erfahren."

Anna war aufgesprungen und hatte sich zu der Frau begeben, die sich auf einen Sessel niederließ und gedankenvoll über die Stirne strich.

„Was hat das für eine Bewandtnis mit den rothaarigen Tataren?" frug Christian Krauß, nachdem er sich von seinem Erstaunen über die Art der seltsamen Frau etwas erholt hatte.

Meister Getz blickte auf seine Tochter. Diese nickte zustimmend mit dem Kopfe, was jenen veranlaßte, seinem Herzen Luft zu machen.

„Es ist eine traurige Geschichte, mein Sohn!" begann der Burghüter von Nußbach. „Meine Tochter war drüben in Brenndorf an einen braven Mann verheiratet und lebte manch Jährlein glücklich mit diesem. Ein Töchterchen, gleichfalls Regina geheißen, vermehrte das Glück der beiden. Da — es sind jetzt gerade sieben Jahre her — wurde ich von einer schweren Krankheit befallen. Meine Tochter Regina, wissend, daß ich allein stand, trieb die Kindesliebe an mein Krankenlager. Sie verließ, im Einverständnisse ihres braven Mannes, diesen und das Kind, und kam zum alten Vater, ihn zu pflegen. Die starre Winterkälte erlaubte es ihr nicht, die kleine, damals siebenjährige Regina mitzunehmen. Diese blieb in Brenndorf bei ihrem Vater und dessen Schwester; dort war das Kind besser geborgen, als in der dumpfen Krankenstube des Großvaters. Währenddessen hatte sich, wie es jetzt den Anschein hat, urplötzlich das Kriegsgewitter über unser Land ergossen. Der Woiwode der Walachei brach mit mehreren Haufen Tataren in unser Land, alles verwüstend, was ihnen in die Hände fiel. Auch auf Brenndorf rückten sie heran. Alles floh in die sichere Burg oder tiefer ins Land hinein. Mein Schwiegersohn dachte, es sei doch wohl besser in so bedrängter Zeit, in der Nähe

der Frau zu weilen. Auch er packte in der Eile das Nötigste auf einen Wagen, nahm Schwester und Kind mit sich und versuchte Nußbach zu erreichen, das noch nicht vom Feinde bedroht war. Glücklich gelangten sie bis an den Nußbacher Wald. Es dunkelte bereits, aber sie erblickten in der Ferne die Kirchturmspitze des Ortes, der sie bergen sollte, und das hob ihren Mut. Da stürzten aus einem dichten Gebüsche mehrere Tataren hervor. Einer unter diesen, ein rothaariger Schurke, dem überdies ein Auge fehlte, schoß meinen Eidam nieder und bemächtigte sich dann des armen Kindes. Die Schwester meines Schwiegersohnes, die das weinende Kind den Armen des Rothaarigen zu entreißen versuchte, wurde von einem andern Schurken niedergestochen. Nun trieben sie die Pferde an und brachten die ganze Beute in Sicherheit. Nur der Kutscher des Gefährtes, ein Walache, war den Mordgesellen entkommen. Er hatte sich unter den Wagen und dann in das nahe Gesträuch geflüchtet. Dort hielt er sich verborgen und war Zeuge der ganzen Greuelthat, die ihn so sehr erschütterte, daß er lange krank lag. Von ihm erfuhren wir das Entsetzliche. Was aus dem Kinde geworden ist, weiß der über den Sternen allein. Siehst du, mein Sohn, seit jener Zeit habe ich einen ganz besonderen Haß auf die Tataren geworfen. Viele hundertmal, wenn ich so bei der Arbeit saß, schlug ich seither mit meinem Hammer grimmig auf die Sohlen, wünschend es wäre ein Tatarenschädel, den ich so bearbeitete."

Der junge Stadtreiter hatte voll tiefer Bewegung der Erzählung des Burghüters gelauscht. Nun stand er auf und schritt auf die arme Mutter zu.

„Es thut mir wahrlich leid, daß Euch das Schicksal so herbe zugesetzt hat!" sprach er voll Mitleid zu der Unglücklichen. „Tragt mit Fassung, was Euch Gott auferlegt hat!"

„Ich trag's! Ich trag's!" murmelte des alten Getz Tochter und blickte wie vorhin den Tröster starr an.

„Ich sehe, der Riemen ist fertig!" wandte sich dieser nun seltsam bewegt an den Alten. „Was bin ich Euch schuldig, Meister?"

„Nichts, mein Sohn, nichts!" entgegnete der alte Getz. „Behalte mich in gutem Andenken!"

„Ich will's thun, Meister!"

„Und komm bald wieder!"

„Vielleicht!"

Der Stadtreiter hatte sich inzwischen den Sporn wieder angeschnallt, nun war er damit fertig und stand hoch aufgerichtet vor dem Alten.

„Gott schütz Euch, Meister Getz!" sprach er zu diesem und reichte ihm die Hand.

„Er schütz' uns alle!" erwiderte der Burghüter und schüttelte kräftig die Rechte des Jünglings. Mit einem herzlichen Lebewohl schied er auch von der beklagenswerten Mutter; dann schritt er in Begleitung Annas zur Thüre hinaus. Der Alte blickte ihm lange nach. „Weißt du, Kind, die Nähe des Burschen thut mir wohl!" sprach er dann zu seiner Tochter.

„Das wird wohl sein, Vater!" nickte diese und verließ das Zimmer. Der alte Getz setzte sich auf seinen Schemel und nahm stillschweigend die unterbrochene Arbeit wieder auf.

Was das Schreiben enthielt, das der Bote des Kronstädter Rates dem Pfarrer von Nußbach gebracht hatte, sollte der alte Burghüter schon am nächsten Morgen, dem Pfingstsonntage, erfahren. Die ganze Gemeinde war zum Gottesdienste versammelt. Die weihevolle Stimmung, die sich sonst in den Zügen der Andächtigen auszuprägen pflegt, war heute weniger vorherrschend. Vielmehr ließ sich bei manchen Familienvätern ein kummervoller Ausdruck erkennen, denn das Gerücht der drohenden Gefahr war bereits durch Flüchtlinge im Orte ruchbar geworden.

Nun erschien der Pfarrer auf der Kanzel; sein sonst so wohlwollender Blick war heute ernst und traurig. Der Ton seiner Stimme zitterte bei dem kurzem Gebete, womit er die Predigt einzuleiten pflegte. Das Amen, am Schlusse dieses Gebetes, klang so bewegt, daß es selbst denen auffiel, die von der nahen Gefahr nur eine dunkle Vermutung hatten. Und nun begann er den Anwesenden mitzuteilen, daß er gestern von dem Kronstädter Rate ein Schreiben empfangen, worin er aufgefordert wurde, der Gemeinde von der Kanzel die neue Türkengefahr zu verkünden. Weil die Stände auf dem Landtage in Mediasch, erklärte er den Zuhörern, den vom Sultan abgesetzten Rakoczi wieder als Fürsten von Siebenbürgen anerkannt hätten, wäre der Zorn des türkischen Kaisers entbrannt, dessen Scharen bereits die Grenzen des Landes überschritten hätten. In Anbetracht der unheilvollen Zeit fordere er die Familienväter nun auf, ihre Habseligkeiten ungesäumt in der Kirchenburg zu bergen, sich mit Wehr und Waffen wohl zu versehen und als treue Söhne des Vaterlandes die Angriffe der Feinde abzuwehren; den bedrängten Nachbargemeinden, wie es bei dem Sachsenvolke seit jeher Pflicht und Sitte sei, brüderlich beizustehen und auf Gottes Schutz zu bauen. „Laßt uns," schloß der würdige Geistliche, „des Allmächtigen Güte anrufen, die uns auch aus dieser Drangsal, wie so oft, befreien wird."

Nun erbrauste die Orgel und mit ihren vollen Tönen vereinte sich der Gesang der Andächtigen.

„Ein' feste Burg ist unser Gott,
Ein' gute Wehr und Waffen!"

erscholl es bald aus hundert Kehlen. Mächtig ergriff das Lied die Versammelten, nach dessen Beendigung alle voll Mut und Gottvertrauen nach Hause eilten, um rechtzeitig alles bewegliche Hab und Gut hinter die Mauern der sicheren Kirchenburg zu bergen.

Es war recht gut, daß sie dies so eilig thaten, denn schon der nächste Tag brachte die Schreckenskunde, daß die berittenen Scharen der Feinde sich ihnen näherten. Selbst die Beherzteren wurden von der Wahrheit dieses Gerüchtes überzeugt, als am Abende desselben Tages ein Reiter auf schäumendem Rosse ins Dorf sprengte und in dem noch offenen Thore des Kirchenkastells verschwand.

Es war dies Christian Krauß, der Stadtreiter von Kronstadt.

Vor der Wohnung des Burghüters sprang er vom Pferde, band dieses an eine Linde, die vor dem Hause stand, und schritt dann eilig auf die niedere Thür der Behausung des alten Getz zu.

Dieser hatte den Ankömmling jedoch schon beim Hereinsprengen in den Hof bemerkt und war ihm, sofort etwas Arges vermutend, entgegen geeilt. In der Hausthüre trafen sie aufeinander. „Was gibt's, Christian?" frug er den erschöpften Burschen. „Nahen sie, die Schufte?"

„Sie nahen, Meister Lang," antwortete dieser; „und wenn die Nußbacher sich nicht bald hinter Eure Mauern flüchten, steht's schlimm mit ihnen!"

„Das soll geschehen!" versicherte der Burghüter. „Komm mit zum Herrn Pfarrer und berichte diesem, was du weißt." Ohne Zögern warf der Alte sein Schurzfell in die Ecke der Hausflur und schritt über den Hof der Pfarrerwohnung zu. Der Stadtreiter folgte ihm.

In dem Zimmer des Pfarrherrn fanden sie bereits den Ortsvorstand und die beiden Kirchenväter vor, die sich zu einer Beratung daselbst versammelt hatten. Das Erscheinen Getz' und des jungen Stadtreiters unterbrach für ein Weilchen das lebhaft geführte Gespräch der Anwesenden.

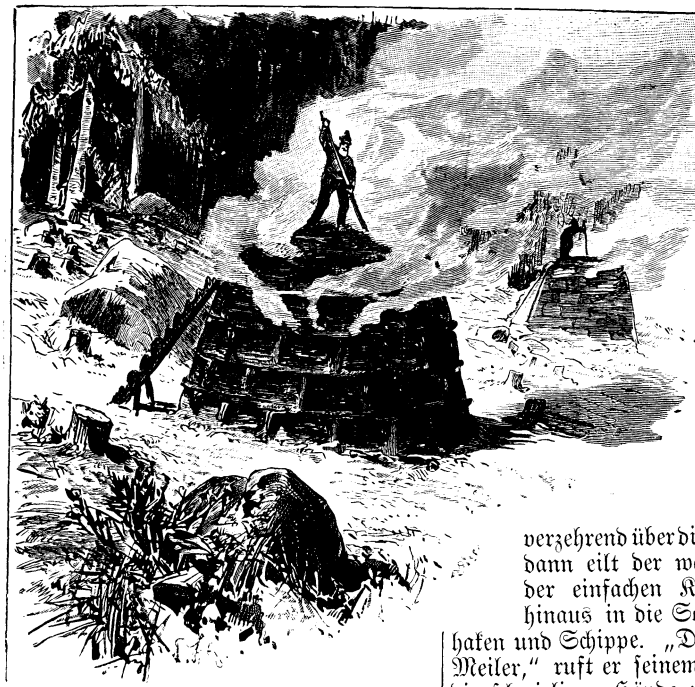
„Daß ihr's nur wißt, sie sind da!" Mit diesen Worten führte der alte Burghüter den Stadtreiter bei den Versammelten ein.

(Schluß folgt.)

Meister Lampe und die Frösche.

Es saß auf seiner Lagerstatt
Ein alter Hase, müd und matt;
„Ach", denkt er, „welch' ein Jammerleben,
In steter Todesangst zu schweben.
Wohin ich flieh', bergab, bergan,
Folgt mir der rasche Jägersmann;
Mit Schaudern fühl' ich's und mit Zagen:
Bald wird mein letztes Stündlein schlagen!" —
Da trifft von ferneher sein Ohr
Ein jäher Pfiff — er fährt empor —
Durch das Geheg, das wild und steile,
Jagt er zu Thal, mit Windeseile.

Dort lagen just in süßer Wonne,
Ein Dutzend Frösche in der Sonne;
Die packt ein fürchterliches Grausen,
Als Lampe naht, in Saus und Brausen.
Er sieht noch wie in wilder Flucht
Im Tümpel alles Rettung sucht,
Und hält und denkt voll Stolz bei sich:
„Fürwahr, ein großer Held bin ich!"



Die Köhler Thüringens.

Tief im Innern des Gebirges, wo die dunkeln Berge immer näher aneinander rücken und schluchtenförmige Thäler bilden, deren hohe, steile Wände mit Fichten aus der Urgroßväterzeit bedeckt sind, in deren Riesenstämme noch alljährlich das Messer des Harzscharrers*) tiefe Wunden reißt, klettert zwischen moosigen Felsen, von Farnkräutern gesäumt, im Schatten des Waldes die Landstraße mühselig empor. Rauchmassen wälzen sich hinter dem Bergrücken hervor, der sich hier quer in das Thal hereindrängt und die Landstraße zu kurzer Krümmung zwingt. Sie steigen drüben an der dunkelgrünen Berglehne empor, wo sie sich in tiefblaue Wölkchen zerteilen. Noch wenige Schritte — und wir gewinnen einen freiern Durchblick. Ueber Brombeersträucher, Fingerhut und roten Holunder schaut man hinab in die Schlucht. Auf dem Rasenplatze, am Forellenbache, unter den schirmenden Aesten des Nadelwaldes liegt die Kohlenstätte. Der duftende Rauch der Meiler, der kühlende Bach und die Köhlerhütte mit ihrer urwüchsigen Einfachheit und behaglichen Ruhe locken uns hinunter zu den schwarzen Gesellen des Waldes. Ums Kohlenfeuer, hinter dem schützenden Windschauer**) gelagert, der sich um die beiden Meiler herumzieht, schauen wir dem gemächlichen Treiben zu, das hier die Stille des Waldes belebt.

Tag und Nacht sorgt der fleißige Köhler für den Meiler, unter dessen erdiger Decke er durch seine Kunst die Glut zu bezähmen weiß, so daß sie als langsam und ruhig wirkende Kraft die knorrigen Fichtenstocken, die Träger der Waldriesen in die schwarzen Schätze verwandelt.*) Schlägt gierig die Flamme aus einem der Zuglöcher und züngelt verzehrend über die Decke des Meilers, dann eilt der wachsame Mann von der einfachen Köhlersuppe hinweg hinaus in die Sonnenglut zu Ziehhaken und Schippe. „Die Katz' ist auf dem Meiler," ruft er seinem Burschen zu, und die schwieligen Hände rühren sich, um die entstandene Lücke zu stopfen und des Feuers Macht zu bändigen.

Steigen wieder die blauen Wölkchen sich drehend und kräuselnd in regelmäßigen Abständen aus der frisch geglätteten Decke des Meilers empor, dann streckt sich der Köhler zur Mittagsruhe auf das Tannenreisig in der kühlen Hütte. Stille herrscht im Walde, nur über dem Forellenbache schwebt leise rauschend die grüne Wasserjungfer (Aeschna grandis L.) und durch den Rauch des Meilers schwirrt die Holzwespe (Sirex gigas L.).**)

In finsterer Nacht, wenn der dunkle Wald ächzt und stöhnt, der Kauz in der sicheren Baumhöhle Schutz sucht, und der Sturm an den Pfosten der Köhlerhütte rüttelt, steht der wetterfeste Mann mit fliegendem Haare hoch oben auf dem Steg, wo er frisches Holz in den ausgebrannten Schlund des Meilers wirft. Die schwarze Gestalt erscheint in der Glut des Meilers, die hoch an den schlanken Stämmen der Fichten emporlodert wie der Geist der Berge, der mit mächtigem Schürbaume das Erdreich zum Vulkane emporwühlt, aus dessen Krater eine rote Feuersäule zum Himmel aufsteigt.

Ihr seht es dem freundlichen Alten, der jetzt am Kohlenfeuer hockt, wo er köstliche „Köhlerbeben"***) bereitet, kaum an, was er in jenen Nächten erlebte. Mit gewohnter Sorgfalt röstet er an der selbstgeschnitzten Gabel aus Buchenholz das hausbackene Brot und streicht die köstliche Waldbutter darauf. Zischt die „Bebe" am Kohlenfeuer, lacht sie, wie der Köhler sich ausdrückt, dann lacht euch das Herz im Leibe, denn ihr seid hungrig von der Wanderung im Gebirge, und keine Speise schmeckt besser als die einfache Mahl.

Hat der Köhler mit wohlduftendem Zunder die kurze Holzpfeife angezündet, dann lauscht ihr in der Hütte gar gern seinen Waldgeschichten oder laßt euch von ihm über die Anlage der Kohlenstätte und den Bau des Meilers belehren. Der Alte hat während des langen Winters nicht umsonst beim Oellämpchen daheim im Dachstübchen die dickleibigen Bücher der Dorfbibliothek durchstöbert, er spricht „wie ein Buch".*) Das Waldleben des Sommers stählte nicht nur seinen Körper, es stärkte und schärfte auch seine Sinne. Er kennt die Tiere des Waldes und ihre Lebensweise, die seltensten Pflanzen des Gebirges, er versteht sich auf Wind und Wetter und weiß aus der Stellung der Gestirne die Zeit zu bestimmen.

Es ist kühl geworden, der Köhler kratzt mit dem „Hüttenbuttel,"**) einer hölzernen Krücke, die noch glimmenden Kohlen auf dem Boden der Hütte zusammen, so daß sie eine angenehme Wärme verbreiten und beginnt: „Im Winter, wenn der Schnee nicht allzu tief liegt, rücken die Holzhauer die ausgerodeten Stocken an der Bergwand herab und schichten sie an einer zur Kohlenstätte passenden Stelle auf. Unbedingt nötig ist es, daß in der nächsten Nähe der Stätte ein Bach oder eine stärkere Quelle hinreichend Wasser liefern. Die klare Flut gibt nicht nur einen erquickenden Trunk ab, sie dämpft auch die Glut des Meilers und löscht die fertigen Kohlen."

„Bleich wie ein gewöhnliches Menschenkind zieht der Köhler im Walde ein, erbaut aus rohen Fichtenpfählen die Hütte und bedeckt sie mit den Rinden dickleibiger Stämme. Dem Jäger und Holzarbeiter bräunt die Bergluft das Gesicht und rötet seine Wangen, auf diesen aber, der Tag und Nacht in seinem Schutze lebt, legt der dunkle Wald durch den Rauch der kohlenden Stocken gar bald das finstere Schwarz."

„Ist die Stätte sorgfältig geebnet und von Rasen und Moos gesäubert, dann beginnt der Bau des Meilers. Um eine hölzerne Mittelsäule, den „Quennel"***) herum, werden die Stocken regelmäßig aufgeschichtet, so daß eine Halbkugel entsteht. Vom unteren Teile des „Quennels", wo sich Stroh und Kienholz befindet, läuft ein Kanal nach außen, durch den eine lange Fackel eingeführt werden kann, mit der man den Meiler entzündet. Um die

*) Diese Leute reißen breite Rinnen, die sogen. Harzlachen, in die Rinde der Nadelbäume, um später das herausgeflossene Harz zu gewinnen.

Das Harzscharren wird nur in den ältesten Beständen noch gestattet, deren Bäume bereits angelacht sind.

**) Eine aus Stangen und grünen Fichtenästen erbaute Wand.

*) In Thüringen kohlt man gegenwärtig nur Stocken, da man das Scheitholz vorteilhafter verwerten kann.

**) Der Köhler nennt diese große, gelb und schwarz gezeichnete Wespe „Holzbohrer", da er wohl weiß, daß die Larve derselben in gefälltem Fichtenholze lebt. Uebrigens besitzt das Weibchen dieses Insekts einen 2,2 cm langen, nadelfeinen Legstachel, der an seiner Spitze wie ein Bohrer ein zierliches Gewinde trägt. Erwischt man ein solches Tier beim Eierlegen, dann kostet es einige Mühe, diesen Stachel aus dem Holze herauszuziehen.

***) Abzuleiten von „bähen".

*) Der Verfasser dieses Aufsatzes kannte in Thüringen einen Köhler, der Schillers Räuber vollständig auswendig gelernt hatte. Oftmals hat ihm der Alte seine Lieblingsstellen aus dem Schauspiele in der Köhlerhütte mit pathetischer Stimme vorgetragen.

**) Die Ableitung dieses Wortes ist dem Verfasser unbekannt.

***) Nach Weigand heißt dieses Wort: „Die Quandel", seine Ableitung ist unbekannt. Der erste Vokal dieses Wortes liegt im thüringer Dialekte zwischen e und a, der zweite wird fast verschluckt.

Luft von dem Holzhaufen abzuschließen, bedeckt man ihn mit Fichtenreisern, bringt darauf Erde und patscht dieselbe mit der Schippe sorgfältig fest. Da indessen der Meiler bei solchem Luftabschlusse nicht in Glut geraten, ja nicht einmal brennen würde, so sticht man nach Bedarf hie und da Zuglöcher in die Decke, die ja leicht wieder geschlossen werden können."*)

„Ein solcher Meiler enthält gewöhnlich 30 bis 40 cbm Holz und liefert nach acht oder zehn Tagen eine Kohlenmenge von etwa 230 hl."

„Die Holzkohlen sind für die Gewehrfabriken und Schmiedewerkstätten ein noch immer unersetzliches Brennmaterial, was hier im holzreichen Gebirge verhältnismäßig billig geliefert wird."

Treten die kalten Herbstnächte ein, so tritt aus dem Dickicht der Hirsch auf den Bergrücken, von wo sein heiseres, stöhnendes Gebrüll herüberschallt. Der Köhler füllt die langgestielte Lichtpfanne*) mit Kienspänen, entzündet die harzige Masse und steckt die Leuchte draußen zwischen die Pfosten der Hütte. Ueber ihm flimmern und glitzern die Lichter des Himmels. Voll Andacht schaut er hinein in den unendlichen Raum, hinüber zu den fernsten Weltkörpern; er sucht seine Lieblingssternbilder, den Wagen, die Gluck**) oder den Rechen.***)

Es stürzen die Wälder, junge Pflänzlinge erwachsen aus der Erde hervor und erstarken zu mächtigen Geschlechtern. Die alten aber wandeln sich langsam oder rascher durch chemische Vorgänge in neue Lebensformen um. — Und droht die markige Gestalt des Köhlers wie die Riesenfichte des Gebirges zusammenzustürzen, dann stirbt der Sohn des Waldes ohne Klage wie diese, denn er weiß, es gibt keinen Tod, sondern nur Leben.

*) Die Verkohlung im Meiler ist eine sehr unvollkommene. Will man reichlichere Mengen von Kohlenstoff aus dem Holze gewinnen, so muß man dasselbe in Retorten glühen; der Luftzutritt ist dann gänzlich ausgeschlossen. Hierbei kann man außerdem die übrigen Bestandteile des Holzes, Holzessig und Holzteer, welche dem Köhler verloren gehen, leicht auffangen. Nur ein Teil des Holzes, welches der Meiler enthält, liefert Kohle, der andere Teil verbrennt und erzeugt die nötige Glut, er entspricht demnach der Wärmequelle, welche bei der Verkohlung in Retorten diese erhitzt.

*) Ein runder flacher Tiegel aus Eisen.

**) Plejaden.

***) Orion.

Bezeichnen die vaterländischen Klänge jene leuchtenden Bilder nicht besser als die Namen der Griechen und Römer, deren Denkungsart und Vorstellungsweise selbst für den Gelehrten des deutschen Volkes stets dunkel und fremd bleiben wird.

Die Erlebnisse eines großen Wasserkäfers

in einem Zimmeraquarium.

Erzählt von ihm selbst.

(Schluß.)

„Endlich!" rief das Mädchen nach einer Weile. „Da habe ich ihn und mit allen Wurzeln!"

Damit zog sie die Pflanze, an deren langen Wurzeln Moderklumpen hingen, auf das Gras des Ufers.

„Gut. Und nun komm schnell wieder hierher. Ich habe schon drei Gläser bis obenan voll."

„Da sind gewiß wieder allerlei böse Geschöpfe drunter. Du weißt doch, Großpapa sagte, daß die richtige Auswahl der Tiere für ein Zimmeraquarium ebenso schwierig sei, wie die Aufgabe für den Mann im Märchen, der einen Fuchs, eine Gans und einen Sack mit Korn über einen Fluß bringen sollte. Der Kahn war aber so klein, daß außer dem Mann immer nur noch eins von den dreien darin Platz fand. Wie kamen nun alle vier glücklich hinüber, ohne daß der Fuchs die Gans oder die Gans das Korn fressen konnte? Was nützt uns ein Aquarium mit Tieren, von denen immer eins das andere verschlingt?"

„Du wirst doch nicht verlangen, daß sie hungern sollen," entgegnete der Knabe. „Hier im Teiche machen sie's auch nicht anders. Du brauchst dich übrigens nicht immer und ewig auf Großpapa zu berufen. Ich richte mir das Aquarium ein so wie es mir gefällt, das laß dir nur gesagt sein, denn ich habe mehr Geld zum Ankauf des Glaskastens gegeben, als du, wie du dich wohl noch erinnern wirst, und deshalb ist auch das Aquarium mehr mein Eigentum als deins."

„Nun, nun, ich bin ja auch schon still, mach' es wie du willst; sorge nur dafür, daß wir recht viele kleine und niedliche Tierchen bekommen."

„Davon habe ich hier schon eine ganze Menge, du wirst damit zufrieden sein. Ein paarmal kam ich mit dem Durchschlag ganz tief bis in den Morast und da erwischte ich einige ganz fürchterliche Ungeheuer. Sieh' nur mal her; das eine sieht fast aus wie ein Plätteisen mit 'ner Kneifzange hinten dran."

„Das ist ein Wasserskorpion; die Kneifzange sitzt ihm ja vorn am Kopfe."

„Richtig, ein Wasserskorpion, Nepa cinerea, jetzt erkenne ich ihn auch. Er ist graubraun, Bauch nach oben rot, Brustschild höckerig und rauh — das stimmt auffallend."

„Aber, lieber Paul, der frißt schrecklich!"

„Scheint mir nicht wahrscheinlich; er ist zu flach und hat gar keinen Platz im Leibe. Aber beguck' dir mal den Burschen da, der die beiden Borsten am Hinterleibe hat, die fast so lang sind, wie das ganze Geschöpf; das ist eine Sumpfwanze, Ranatra, die fast nur auf dem Grunde des Wassers lebt. Und dieses häßliche Ding hier, ist das nicht eine Libellenlarve?"

„Gewiß, Paul, ich erkenne sie an ihrer Maske. Ihr Gesicht ist nämlich so widerwärtig, daß kein anderes Wassertier in ihre Nähe käme, wenn sie nicht fortwährend eine Maske trüge."

„Ganz so schlimm ist's nun wohl nicht," erwiderte der Bruder in belehrendem Ton, „diese Libellenlarven haben, wie auch die Libellen selber, einfach eine sonderbar gebildete Unterlippe, welche die übrigen Teile des Mundes gleichsam wie eine Maske bedeckt. Wenn sie zuschnappen wollen, klappen sie die Geschichte auf und dann kommen die Freßzangen zum Vorschein. Diese Sippschaft ist allerdings ganz unheimlich gefräßig."

„Dann nimm die Larve lieber nicht mit, Paul."

„Ja, Else, da kann ich dir nun nicht helfen, denn gerade die muß ich haben, da ich' beobachten will, wie sie sich in eine Libelle verwandelt. Ich werde ihr einen Rohrstengel einpflanzen, an dem sie emporklettern kann, wenn die Zeit zum Ausschlüpfen gekommen ist."

„In dem Wurzelgeflecht des Sichelkohls habe ich auch die Larve einer Frühlingsfliege gefunden, die sich ein wunderniedliches kleines, längliches Körbchen gebaut hat, darin sie sich versteckt hält. Die muß auch mit. Jetzt aber will ich noch einige lebende Muscheln suchen, denn die halten das Wasser im Aquarium rein und klar. — O, Paul, komm doch schnell her!"

„Was ist denn nun wieder los, Else?"

„Eine allerliebste, kleine, rote Wasserspinne habe ich soeben gefangen! Bester Paul, kann ich die ganz allein für mich behalten? Denn wenn die schreckliche Libellenlarve die sieht, dann ist das arme kleine Ding ohne Gnade verloren. Und auch von dem Wasserkäfer, den du doch fangen willst, wissen wir noch gar nicht gewiß, ob er nicht ein arges Raubtier ist. Ich setze die Spinne in ein kleines Glas mit ein wenig Entengrütze, und eine kleine Muschel muß ihr, wie ein Mädchen für alles, das Haus rein halten. Darf ich, lieber Paul?"

„Meinetwegen. Ich mache mir nichts aus Wasserspinnen. Und wenn ich welche haben wollte, fände ich noch genug."

Damit fing er wieder an mit dem Durchschlag im Wasser herumzuangeln, und das Mädchen zog allerlei Pflanzen aus und legte sie auf einen Haufen.

„Jetzt haben wir genug, Else," rief Paul endlich. „Wir müssen nun nach Hause, weil ich mein Netz zurechtmachen will, um noch einige Fische zu fangen" Kannst du die Pflanzen allein tragen?.

„Es sind fast zuviel, aber es wird schon gehen."

Und das gute, geduldige Kind raffte die triefenden Gewächse in seine Arme.

„Halt, Else, noch einen Moment — ich habe ja den Käfer vergessen."

Als ich diese Worte hörte, ließ ich mich schnell ins Wasser fallen, allein ich mochte

mich wohl weniger geschickt als sonst benommen haben, denn ehe ich's mich versah, lag ich in dem durchlöcherten Durchschlag und gleich darauf in einem Einmachglase.

Ich glaube nicht, daß es einen unangenehmeren Zustand geben kann, als in einem engen Glase hin und her gerüttelt und geschüttelt zu werden, und das noch dazu in einer höchst fragwürdigen Gesellschaft von allerlei Wasserwanzen, Käfern, Muscheln und Spinnen, nebst einer Libelle im zweiten Stadium ihrer Entwickelung. Die Verhältnisse wurden erträglicher, als man mich aus diesem Glase befreit und in das Zimmeraquarium umquartiert hatte, obgleich das letztere immer noch himmelweit hinter dem Teiche zurückstand.

Am ersten Tage war ich sogar geneigt, das Aquarium für die nicht ungeschickte Nachahmung eines wirklichen, natürlichen Wasserpfuhls zu halten, nur den morastigen Grund vermißte ich gleich von vornherein. Else hatte den Boden des Glaskastens mit sorgfältig ausgewaschenem Kies bedeckt und in diesen auch die Wurzeln der Wasserpflanzen eingegraben. In der Mitte erhob sich ein nett mit Moos und Gräsern bepflanzter Steinhügel, und das erste, was die Libellenlarve that, war, daß sie sich unter diesen Steinen einen Schlupfwinkel suchte und sodann sofort alles Gewürm auffraß, das in ihre Nähe kam. Auch ich hielt mich, um nicht zu kurz zu kommen, nach Kräften daran, so daß am nächsten Tage nur noch die größeren und kräftigeren Mitglieder unserer Gesellschaft übrig waren, und höchstens noch hier und da eine einsam treibende, ausgesogene Haut.

Dann kam Paul und setzte ein Glasvoll Ellritzen, einen Stichling und einen Bitterling — Cyprinus amarus, wie er diesen Fisch nannte — zu uns ins Aquarium.

„Sieh, wie sie herumfahren, Else!" rief er. Das ist wirklich lustig!"

Else hüpfte herbei und schaute uns freundlich an.

„Wie schade, daß ich jetzt gerade auf einige Tage zur Tante in die Stadt muß! Aber du sorgst dafür, daß das Wasser immer hübsch frisch ist, willst du mir das versprechen, lieber Paul?"

„Natürlich; das ist doch ganz selbstverständlich. Ueberlaß mir aber auch die kleine rote Wasserspinne während deiner Abwesenheit; ich habe noch keine ähnliche finden können."

„Wenn du es denn durchaus willst, so magst du sie nehmen, aber hüte sie wie deinen Augapfel, Paul. Hier sind auch die beiden Heber aus Guttapercha, das heißt die Röhren, aus denen du die Heber biegen sollst; ehe du dies thust, mußt du sie erst in heißem Wasser erweichen."

„Schön, das soll morgen besorgt werden. Ich habe ja so wie so nichts zu thun, da Richard Wendel und seine Brüder auch noch drei oder vier Tage verreist bleiben, so daß wir noch nicht an unser Kricketspiel denken können." —

I.

Es war am dritten Tage. Die beiden Gummiröhren lagen in einem Waschbecken voll heißen Wassers, und die Larve und meine Wenigkeit waren, unter dem Beistande des Wasserskorpions, gerade mit der Verspeisung des Schwanzstückes einer Ellritze beschäftigt, als Richard Wendel ganz unerwartet seinen Besuch machte und ohne viel Umstände Paul mit sich nahm, der ihm auch gern und willig folgte. Und so geschah es, daß die Gummiröhren zu formlosen Klumpen zerweichten, und daß der Bitterling, der nur an ganz frisches Wasser gewöhnt war, am Abend still seinen Geist aufgab, ohne daß, außer mir, jemand um ihn gewesen wäre.

Am vierten Tage wurde das Aquarium in das anstoßende Gewächshaus geschafft, damit es nicht immer im Wege sei, wie es hieß. Die Fische lieferten eine treffliche Kost, das Wasser aber wurde immer trüber, weil die Muscheln die allenthalben sich entwickelnde Fäulnis bei dem besten Willen nicht mehr zu bewältigen vermochten, und die Gewächse wucherten wild und üppig. Mir war das schon recht, denn alles erinnerte mich immer mehr und mehr an meinen geliebten Morast. Das Wasser ward weniger und weniger und bald ragte der Gipfel des Steinhaufens über die Oberfläche empor; hier pflegte ich gern zu sitzen, und wenn am Abend die Lichter aus dem Salon durch die geöffneten Thüren bis in das lauschige Gewächshaus schienen, dann fühlte ich mich unwiderstehlich gedrängt, meine Flügel auszubreiten; surrend vor Entzücken erhob ich mich in die Luft und schwebte durch die erleuchteten Räume, kreisend und auf und nieder schweifend, bis ich endlich ermüdete und in Selbstvergessenheit den Spiegel des Teiches unter mir wähnend, die Flügel einzog und in gewohnter Weise mich fallen ließ. Natürlich schlug ich dann jedesmal ziemlich hart auf dem Fußboden auf. Die Familienmitglieder lernten sehr bald das Geräusch meines Schwirrens und auch das Klappern meines unfehlbar darauf erfolgenden Falles erkennen; man suchte dann sorgsam nach mir, und sogar der gute alte Doktor ließ sich verschiedene Male auf die Kniee nieder, um mich unter dem Sofa hervorzuholen, damit niemand den armen Dyticus zerträte, wie er meinte.

Am fünften Tage fraß ich die kleine rote Spinne auf. Unmittelbar danach machte ich mir allerdings schwere Selbstvorwürfe, weil ich an Else denken mußte; aber die Spinne hätte mir auch aus dem Wege bleiben können. Und wenn ich sie nicht gefressen hätte, dann wäre sie in kürzester Frist ein willkommener Bissen für die Larve gewesen. Jetzt war nicht viel mehr übrig, sogar der Wasserskorpion war alle geworden.

Als der sechste Tag anbrach, befanden sich in dem ganzen Aquarium nur noch zwei Individuen, die der Erwähnung wert waren: die Libellenlarve und meine Persönlichkeit. Wir hatten beide des Guten fast zuviel gethan, uns, sozusagen, überfressen, und so strichen wir einige Stunden lang still und träge durch das immer dicker werdende Wasser, und wenn wir einander begegneten, dann begrüßten wir uns mit höflichem Kopfnicken. Nach und nach aber stellte sich bei mir der Appetit wieder ein. Ich erkannte dies an dem Gelüste, mich über die Larve herzumachen, die aber schien sehr bald auch so etwas zu ahnen, denn sie war fortan sorgfältig bemüht, meine Pfade nicht mehr zu kreuzen. . . .

Am siebenten Tage erschien Else eilfertig im Gewächshause. Paul folgte ihr langsamen Schrittes. Ich hatte ihn seit vier Tagen nicht mehr gesehen. Als das Mädchen in das Aquarium hineinblickte, stieß es einen Ruf des Schreckens aus.

„O weh! Das ist ja ganz verdorben! Wo sind die Heber?"

„Die Heber? O, die sind damals zerschmolzen, als Richard Wendel mich abholte. Das Zeug taugte ja gar nichts. Du, Else, wir haben jetzt famose neue Kricketkellen."

„Da ist ja kein einziger Fisch mehr übrig! Und wie schrecklich das Wasser riecht!"

„Ja, das Wasser taugte auch nichts. Laß uns die ganze Geschichte weggießen, Else. Komm, eh' Großpapa etwas davon sieht. Sonst bekommen wir's noch tagelang zu hören."

„Jawohl, jetzt hast du's recht eilig, wie's scheint! Erst will ich sehen, ob nicht noch einige der armen Tiere am Leben sind. Richtig, da krabbelt der Wasserkäfer. Aber weiter finde ich keine. Meine schöne rote Spinne ist also auch dahin, und die habe ich gerade so lieb gehabt! Und wie sieht der Sichelkohl aus! Halb verfault und halb verdorrt! Paul, Paul, wie konntest du nur alles so jämmerlich zu Grunde gehen lassen!"

„Weine doch nicht, Else! Bitte, liebe Else, weine nicht! Schelte mich lieber tüchtig aus. Vielleicht sitzt die rote Spinne auch noch irgendwo in einer Ecke, so ein kleines Tier kann man leicht übersehen."

Die Kinder stocherten noch eine Weile in dem Wasser herum, natürlich ohne die Spinne zu finden. Dann nahmen sie die Steine heraus und gossen den übriggebliebenen Inhalt des Aquariums in

einen Eimer. Mit diesem liefen sie hinaus ins Freie.

Ich freute mich aufrichtig, als ich den Teich im Gehölz wiedersah. Die Wassermücken tanzten in alter Weise darauf herum, ein blauschwarzer Käfer sonnte sich auf dem Pfahlstumpf und glitzernde Libellen schwirrten hungrig und raubgierig über den Seerosen und durch das flüsternde Schilf.

Als Paul den Eimer langsam in die stille Flut ausleerte, sagte Else mit einem Seufzer:

„Was mir am meisten leid thut, ist, daß so viele arme Tiere ein trauriges Ende gefunden haben, weil wir sie einfingen und sammelten, ehe wir wußten, wie man sie behandelt, um jedes in seiner Eigenart zu erhalten.“

Nun, unsereins weiß sich schon durchzuschlagen, aber dennoch, das gute Mädchen hatte im Grunde das Rechte getroffen.

Der Eppele von Gailingen.

Eppele von Gailingen? Den wirst du nicht kennen, mein lieber Leser. In Nürnberg kannte ihn vordem jedes Kind. Da sang man auf den Straßen:

„Eppela Gaila von Dramaus
Reit allzeit zu vierzehnt aus.“

oder auch:

„Da reit der Nürnberger Feind aus,
Eppela Gaila von Dramaus.“

Ein Reitersmann also war der Eppele von Gailingen und ein Feind der Nürnberger, gewiß so einer von jenen ritterlichen Raubgesellen und Heckenreutern, die mit den reichen Handelsstädten, deren Nürnberg eine war, und ihrem Handelsgut sich gerne zu schaffen machten. Wenn du das vermutest, so hast du nicht unrecht; aber der Eppele von Gailingen war kein so gewöhnlicher Schnapphahn, der sein Räubergeschäft nur in Hohlwegen trieb und hinter Hecke und Busch, nein, er ritt oft bei hellem Tage mitten in die Stadt Nürnberg hinein und nahm sich, was ihm gefiel; und wenn die Nürnberger ihn eben in ihrer Falle zu haben glaubten, so war der verwegene Reitersmann schon wieder zum Frauenthor hinausgesprengt, oder er war auf seinem schnellen, guten Roß über den Wallgraben gesetzt, der sehr tief und mehr als zwanzig Ruten breit war. Zum Beweise zeigt man noch heute die Eindrücke der Hufeisen seines Rosses in der Mauer der Burg, von wo er hinabgesprungen; doch erklärte der wahrheitsliebende Führer, der mir sie zeigte, sie wären noch nicht lange eingehauen.

Hören wir, was von seinen Thaten ein Volkslied aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts berichtet. Der Eppele reitet mitten in Nürnberg hinein, vor eines Schmiedes Haus. „Lieber Schmied,“ ruft er, „du sollst meinem Pferd vier Eisen aufschlagen, beschlage mir's fest und gut, ich will dir's ritterlich lohnen.“ Und wie der Schmied sein Werk vollendet, da greift der Eppele in seine Taschen und gibt ihm viel rote Gülden. „Lieber Schmied, du sollst nicht viel davon sagen, deine Herren müssen mir alles wieder bezahlen.“ Darauf reitet er vor das Wechselhaus und raubt denen von Nürnberg ihr silbernes Vogelhaus. Er nahm es mit auf den Geiersberg und leerte es dort. Es waren darin nach einer alten Nachricht viel Kleinodien, an 6000 rheinische Gulden wert, nämlich 3 Ketten, 3 Paar Armbänder, ein Kästlein mit 18 Ringen und einem kostbaren Diamanten und anderer Schmuck.

Die Nürnberger hätten den Räuber gerne gehenkt, aber bekanntlich henken die Nürnberger einen erst, wenn sie ihn haben. Sie schickten Kundschafter aus, um den Eppele aufzuspüren. Unterdes aber reitet dieser unter das Frauenthor zu Nürnberg. Da hing ein Paar neue Reiterstiefel, die nahm er und schlug sie dem Thorwächter um die Ohren. „Thorwächter, da hast du für die Stiefel den Lohn, nun geh' und zeig es deinen Herren von Nürnberg an.“ Die Ratsherren von Nürnberg schickten sogleich 72 Reiter aus, um Eppele zu verfolgen. In der Nähe des Mains erreichten und umzingelten sie ihn. Der Ritter sah keinen Ausweg, da sprengte er sein Roß hoch von einem Felsen in den Main hinab und schwamm hinüber. Keiner von den 72 hatte Lust, den Sprung ihm nachzuthun. Drüben schwang er sich aus dem Sattel und zog, seine Verfolger verhöhnend, die neuen Stiefel an.

Darauf reitet der Eppele lustig weiter durch die grüne Au. Da begegnet ihm ein Kaufmann von Nürnberg. „Höre, lieber Kaufmann, wir wollen uns um unsere Taschen schlagen.“ Aber der Kaufmann war ein höflicher Mann, er gürtete schnell dem Ritter seine geldgefüllte Tasche um.

So trieb Eppele sein Wesen weiter viele Jahre lang. Sein gutes Pferd entriß ihn jeder Gefahr. Da starb seine Mutter, und das betrübte ihn so sehr, daß er sein Schwert zog und sein gutes Roß erstach. Hätte er das nicht gethan, man hätte ihn nimmer gefangen. So aber fiel er endlich seinen Feinden in die Hände; die brachten ihn den Nürnbergern, welche ihm auf dem Rabenstein den Kopf vor die Füße legten.

II.

So das Volkslied. Man sieht, Eppele von Gailingen war ein Mann der Sage, und das Hervorstechende in den Sagen ist sein verwegenes Reiten. Diese seine Kunst ging in das Uebermenschliche; er mußte, so glaubte man, ein Zauberer sein und ein Hexenmeister, der mit dem Bösen im Bunde stand. Aber die Sage hat doch gewöhnlich einen geschichtlichen Kern, an den sie sich anlehnt, aus dem sie sinnig ihre Fäden spinnt, wie das Mädchen am Spinnrocken. Was ist bei Eppele von Gailingen der geschichtliche Kern?

Eppele (oder Epelein, Apel, d. i. Apollonius) von Gailingen, war ein fränkischer Ritter des 14. Jahrhunderts, der in alten Büchern um die Jahre 1335 bis 1381 öfter erwähnt wird. Sein Stammhaus war Gailing, ein festes Schloß in der Nähe von Rothenburg an der Tauber. Er besaß aber außerdem noch mehrere ansehnliche Güter, so das Schloß Drameysel in der Nähe von Muggendorf, das in den oben erwähnten Kinderreimen Dramaus heißt. Wenn Apel, so erzählte man in jener Gegend, von Drameysel nach Muggendorf ritt, so wählte er gewöhnlich einen Richtweg über einen hohen Felsen und einen Riß, den man nur mühsam, mit Händen und Füßen kletternd, passieren konnte; Apel von Gailing setzte stracks auf seinem Pferde über die Schlucht hinüber. Ueber den Fluß Wiesend sprengte er, ohne das Wasser zu berühren. Ein kühner Reiter muß er also wohl gewesen sein, wenn auch das eben Erwähnte nur Volkssage ist.

Wie so viele Ritter jener Zeit nährte sich Apel von Gailingen aus dem Stegreif; mit seinen Knechten und Gesellen, im Bunde mit anderen fränkischen Rittern, trieb er Wegelagerung und war besonders dem auf der Straße gehenden Kaufmannsgut gefährlich, weshalb er in beständiger Fehde mit den fränkischen Städten lebte, besonders mit Nürnberg, Rothenburg, Weissenburg und Windsheim. Wenn auch sonst solche Privatkriege nach längerer oder kürzerer Dauer wieder beigelegt wurden, so scheint doch namentlich zwischen Nürnberg und dem von Gailingen ein unversöhnlicher Haß und ein immerwährender Krieg bestanden zu haben. Den Nürnbergern, deren Gebiet einen beträchtlichen Umfang hatte,

und die den ausgedehntesten Handel unter den fränkischen Städten trieben, war in der Stadt, auf dem Lande und auf den Straßen am meisten zu nehmen. Die Nürnberger mochten auch manchen seiner Freunde aus der edlen Räuberzunft aufgehoben und ohne langen Prozeß gehenkt oder um einen Kopf kürzer gemacht haben, wofür dann der Freund die Pflicht der Rache übte. Die Dörfer von Nürnberg wurden verbrannt, die Unterthanen und Bürger gemordet, geplündert, in Gefangenschaft geschleppt. Dafür verwüsteten die Nürnberger wieder die Dörfer des Gailingen und seiner Gesellen, brachen ihre Burgen, erwirkten bei dem Kaiser die Reichsacht gegen die Räuber und waren auf alle Weise bemüht, ihre Bedränger in ihre Gewalt zu bekommen.

Einstmals wurde Eppele von Gailingen in der Gegend von Karlstadt und Würzburg von Würzburger und Nürnberger Reitern in der Nähe des Mains eingeschlossen und so in die Enge getrieben, daß keine Möglichkeit war, sich durchzuschlagen. Er war auf einem hohen, steilen Felsen und unter ihm in tiefem Abgrund der Main. Da sprang er — ein zweiter Ritter Harras — mit seinem Roß hinunter in die tiefe Flut, und sein Roß brachte ihn glücklich an das andere Ufer, wo er die ihm nachstaunenden Feinde verspottete. Ein lateinisches Gedicht von J. Lorich von Hadamar, gedruckt in Marburg 1541, hat diese That des Apollonius von Gailingen verherrlicht.

Ob der Luftritt über den Burggraben zu Nürnberg historisch ist, läßt sich nicht mehr entscheiden. Wahrscheinlich hat man den Felsensprung vom Main oder den von Muggendorf auf die Mauer von Nürnberg übertragen. Indes muß sich der tollkühne Ritter öfter in die Mauern seiner Feinde hineingewagt haben. Wenigstens hat die Geschichte mit dem Raube des Vogelhauses ihre Richtigkeit. Dieses Vogelhaus, ein Schrein mit hölzernem Boden und aus silbernen Drähten, zur Verwahrung von allerlei Kostbarkeiten, welchen Apel von Gailingen gestohlen hatte, wurde auf Abensberg oder Klein-Amberg hinter Schwabach wieder aufgefunden, als dies Schloß im Jahr 1508 genommen und zerstört ward, und den Herren von Nürnberg wieder zugestellt. Man fand es bei anderen Kleinodien in einer eisernen Truhe und stellte es in Nürnberg in der Steuerstube unter der Kanzlei auf.

Das tolle Treiben des Gailingers zog endlich den Zorn des Kaisers auf sich; er ward wegen seines Raubens in die Reichsacht erklärt (1375), seine Feste Wald ward zerstört und das darumliegende Gut an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg als Reichslehen gegeben. Aber all dieses Ungemach scheint seinen Mut nicht gebrochen zu haben. Trotz seines Alters trieb er seine Fehden noch fort wie zuvor. Im Jahre 1381, wo er schon ein Mann von ungefähr 70 Jahren gewesen sein muß, spannte er noch den Nürnbergern bei Dachau von 32 Wagen die Pferde aus, raubte zu Walrode Nürnbergischen Kaufleuten ihre Waren und drangsalierte ebenso auch andere Städte, so daß man ihm immer stärker nachtrachtete und ihn endlich niederwarf. Zu Postbauer ward er mit Dietrich und Hermann Bernheimer und vier Knechten gefangen genommen und nach Thann gebracht und von da nach Neumark in der Oberpfalz. Hier machte man ihm auf Klage der vier Städte Nürnberg, Rothenburg, Weissenburg und Windsheim den Prozeß und beförderte ihn als „vermehrten" Straßenräuber mit den beiden Bernheimern durch das Rad zum Tode. Die vier Knechte wurden durch das Schwert hingerichtet. Der Pfalzgraf Ruprecht, der damals mit den Städten in gutem Vernehmen stand, sorgte für schnelle Exekution. Die Nachricht also, die das mehrerwähnte Volkslied liefert, daß Eppele von Gailingen zu Nürnberg sei enthauptet worden, entspricht der Wahrheit nicht.

Hermann Bernheimer, der mit Eppelein hingerichtet ward, war sein Schwiegersohn.

Reiten und Rauben war keine Schande,

Eppelein selbst hinterließ drei Söhne und noch eine Tochter Agnes, die mit Konrad Fuchs von Sontheim vermählt war. Seinen schmachvollen Tod suchten die Edelleute, die gleiche Geschäfte mit ihm trieben, und

e Schande, das thaten die Besten im Lande.

wohl auch die Verwandten an den Nürnbergern zu rächen, und so war die Stadt in den nächsten Jahren von allen Seiten durch die Raubritter schwer bedrängt, so daß die Unsicherheit größer war, als je zuvor. Unter diesen Rächern des Gailingers befand sich auch ein Wolf von Wunnenstein (Wurmstein), der gleißende Wolf genannt. Aber die Nürnberger ließen sich nicht bange machen und führten herzhaft ihre Kriege durch. Sie nahmen Grafen und Ritter gegen ihr blinkendes Geld in Sold und schlugen anderen die Köpfe ab, so daß sie doch mit der Zeit eine leidliche Ruhe bekamen.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Die Kämpfer," fuhr er nach einer kleinen Pause weiter, „werden mit der einen Hand an den Baum gebunden, so daß sie sich ihre Gesichter zeigen. Sie erhalten ihre Messer in die andere Hand und kämpfen mit denselben gegeneinander. Nur diese eine Hand darf gebraucht werden; jede andere Kampfweise ist verboten. Doch wer das Messer nicht mehr halten kann, dem ist es erlaubt, sich mit der Faust weiter zu verteidigen. Wer am Baume niederstürzt und auf seinen Leib fällt, der ist besiegt, mag er tot sein oder noch leben. Wer nur in die Kniee stürzt, darf sich wieder erheben. Vier Männer kämpfen, je zwei gegeneinander, erst ich gegen dieses Bleichgesicht, und sodann einer meiner Leute gegen einen der roten Krieger. Doch können die beiden letzteren auch vor uns kämpfen. Gehören die beiden Sieger verschiedenen Parteien an, so haben sie dann miteinander zu ringen und den Kampf zu entscheiden. Den Gefährten des Siegers gehört das Leben und alles Eigentum der besiegten Partei, und keiner, dessen Leben verfallen ist, darf sich weigern, sich töten zu lassen. Die Krieger der Upsarocas sind bereit, auf diese Bedingungen die Pfeife des Schwures zu rauchen. Und damit der Kampf ein ehrlicher sei, und keiner mehr als der andere durch ein besseres Kleid geschützt werde, sollen die vier Männer mit entblößtem Oberleibe miteinander kämpfen. Ich ~~habe~~ gesprochen."

Er setzte sich. Old Shatterhand trat abermals in den Kreis und erklärte

„Wir sind mit allen Bedingungen der Upsarocas einverstanden. Und damit die Besiegten keine Waffen haben, mit denen sie sich der Tötung widersetzen können, so werden alle anwesenden Krieger alle ihre Waffen ablegen und an einem Orte zusammenthun, der von einem Schoschonen und einem Upsaroca bewacht wird. Jetzt werde ich die Pfeife des Friedens in Brand stecken. Sie wird heute eine Pfeife des Schwures sein, und auf ihrem Rauche mögen die Seelen der Besiegten nach den ewigen Jagdgründen schweben, um später die Seelen der Sieger dort als Sklaven zu bedienen."

„Hau, hau!" ertönte es zustimmend im Kreise.

Old Shatterhand zog sein „Punks" hervor und brannte den Tabak an. Den Rauch an sich ziehend, blies er denselben gegen den Himmel, gegen die Erde und nach den vier Himmelsgegenden aus und gab dann dem Anführer der Upsarocas die Pfeife. Dieser that dieselben sechs Züge und erklärte, daß das Abkommen hiermit beschworen und besiegelt sei. Die

anderen beteiligten sich an dem Schwure, indem reihum ein jeder einen Zug that. Dann wurde die Pfeife an einem ziemlich entfernten Orte mit der Mundspitze in die Erde gesteckt, und alle legten die Waffen dabei nieder.

Nun trat der Upsaroca, seines Sieges gewiß, zum Baume, warf die Oberkleider ab und sagte:

„Jetzt kann es beginnen. Ehe die Sonne um eines Messerrückens Breite weiter nach Westen gerückt ist, wird der Skalp eines weißen Hundes an meinem Gürtel hangen!"

Jetzt erst war zu erkennen, wie riesenstark der Mann sein müsse. Er besaß eine wahre Bärenmuskulatur. Gerade darum war das, was jetzt geschah, der Bewunderung wert. Nämlich Martin Baumann, der junge Sohn des Bärenjägers, sprang vor und rief in zornigem Tone:

„Die Weißen sind es, denen Ihr Euer Leben zu verdanken habt, und dennoch nennst du sie Hunde! Du bist nicht wert, daß ein erfahrener Krieger mit dir kämpft. Wohlan, hier steht ein junger weißer Hund, der sich nicht fürchtet, dir seine Zähne zu zeigen, obgleich du der stärkste Krieger deines Stammes bist. Ehe die Sonne so weit vorgerückt ist, wie du sagtest, wird die Haut der großschnabeligen krächzenden Krähe vom Hunde zerrissen sein!"

Seine Wangen waren gerötet, und seine Augen leuchteten. Er warf den Jagdrock ab.

„Uff, uff!" ertönte es bewundernd im Kreise.

Er war der jüngste unter den Anwesenden. Darum war der Eindruck, den sein mutiges Auftreten machte, ein außerordentlicher.

„Deh mehtsih — er ist ein Tapferer!" entfuhr es selbst dem riesigen Upsaroca.

„Sehr brav," sagte Old Shatterhand. „Das wird Euch nicht vergessen sein, mein lieber, junger Master. Aber Ihr wißt, daß ich es bin, der aufgefordert wurde, und darum muß ich bitten, es mir zu überlassen, zu beweisen, daß ein „weißer Hund" sich nicht vor einer Krähe zu fürchten braucht."

„Aber er ist's ja gar nicht wert, daß ein Mann wie Ihr mit ihm kämpft," warf Martin ein. „Und wenn Ihr etwa meint, daß ich diesen Koloß zu scheuen habe, so denkt daran, daß ich schon gar manchen Grizzly erlegt habe!"

„Jawohl ist es Euch anzusehen, daß Ihr zu dem gefährlichen Gang gar gern bereit seid; aber begnügt Euch immerhin einstweilen mit dem Erfolge, welcher in unserer Bewunderung Eueres Mutes besteht! Ich würde ja als Feigling gelten, wenn ich in diese Stellvertretung willigte."

„Das kann ich freilich nicht bestreiten, und darum will ich mich Euerem Willen fügen; aber ich bin es nicht gewohnt, mich einen Hund nennen zu lassen!"

Er zog den Jagdrock wieder an und trat zurück. Der Riese gab einem der Seinigen einen Wink. Dieser trat vor, entkleidete seinen Oberkörper und sagte:

„Hier steht Makin-oh-punkreh, der ‚hundertfache Donner'. Er machte seinen Schild aus der Haut seiner Feinde, und über vierzig Skalps wurden von ihm genommen. Wer wagt es, vor sein Messer zu treten?"

„Ich, Wohkadeh, werde den hundertfachen Donner zum Schweigen bringen. Ich kann mich keiner Skalpe rühmen; aber ich habe den weißen Büffel getötet und werde heute meinen Gürtel mit der ersten Kopfhaut schmücken. Wer fürchtet den Donner? Er ist der feige Gesell des Blitzes und erhebt seine Stimme erst dann, wenn die Gefahr vorüber ist!"

„Uff, uff!" rief es abermals rundum, als der junge Indianer, der diese Worte sprach, hervortrat.

„Geh zurück!" höhnte der ‚hundertfache Donner'. „Ich kämpfe mit keinem Kinde. Der Hauch meines Mundes würde dich töten. Lege dich ins Gras und träume von deiner Mutter, die dich noch mit Kammas zu füttern hat!"

Die Grabindianer, welche die verachtetsten Roten sind, suchen in den öden Gegenden, in denen sie ein bedauernswertes Dasein führen, nach einer zwiebelartigen Wurzel, welche in halb verfaultem Zustande von ihnen zu einem ekelhaften Kuchen, dem sogen. Kammaskuchen geformt wird. Selbst Hunde verschmähen, davon zu fressen. Also enthielten die Worte des „Donners" eine große Beleidigung für den wackeren Wohkadeh.

Bevor dieser letztere antworten konnte, trat Winnetou vor. Er gab dem jungen Indianer einen Wink, zurückzutreten, welchen dieser aus Achtung vor dem berühmten Manne sofort befolgte, und sprach:

„Den beiden Kriegern der Upsarocas ist bereits ihr Urteil gesprochen. Wer hat auf ihre stolzen Reden sich zum Kampfe gemeldet? Zwei Knaben, von denen wir alle überzeugt sind, daß sie Sieger sein würden, denn sie haben bereits den weißen Büffel und den grauen Bären besiegt und würden die beiden Krähen mit einem Drucke der Hand erwürgen. Aber wir wollen thun, als ob wir die Krähen für wirkliche Krieger halten. Sie sollen mit Männern kämpfen. Der ‚hundertfache Donner' hat jetzt zum letztenmal gerollt."

Da fragte der Genannte zornig:

„Wer bist du, der du solche Worte sprichst? Hast du einen Namen? An deinem Gewande ist kein einziges Haar eines Feindes zu sehen. Hast du nur gelernt, die Dschotunka*) zu blasen, so gehe hin und thue es; aber ein Messer gehört nicht in deine Hand. Du würdest dich nur selbst verletzen."

„Meinen Namen werde ich deiner Seele nennen, wenn sie dir aus dem Leib entweicht. Dann wird sie jammern vor Entsetzen und sich nicht in die jenseitigen Jagdgefilde wagen. Sie wird wohnen in den Klüften der Berge, um vor Angst mit den Winden zu heulen und mit den Lüften zu klagen!"

„Hund!" schrie der Donner. „Du wagst es, die Seele eines tapferen Kriegers zu schmähen! Du sollst die Strafe augenblicklich empfangen. Wir beide werden zuerst kämpfen, noch vor dem anderen Paare, und dein Skalp soll keinen Platz bei meinen Trophäen erhalten. Ich werde ihn den Ratten vorwerfen und deinen Namen, den du mir zu sagen verweigert hast, soll kein Ohr eines Kriegers hören!"

„Ja, kämpfen wir zuerst. Es mag beginnen!" beantwortete Winnetou diese Rede.

Er entkleidete sich, während der „hundertfache Donner" nach seinem Messer winkte. Es wurde ihm gebracht.

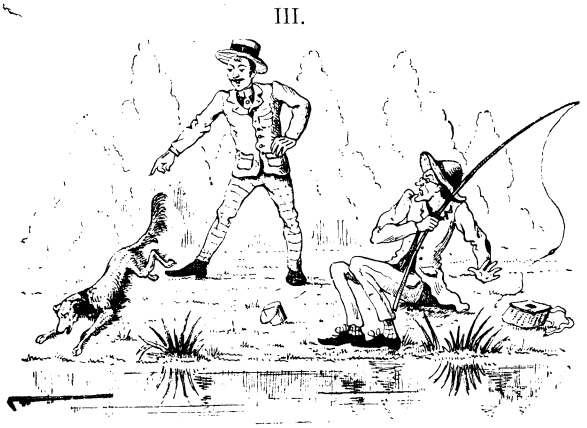
Jetzt wurde ein weiter Kreis um die Linde gebildet. Aller Augen hingen mit prüfendem Blicke an den Gestalten der beiden Gegner. Der Upsaroca war nicht höher, aber viel breiter und kräftiger gebaut, als der schlanke Winnetou. Die Krähenindianer bemerkten das mit Genugthuung. Sie waren überzeugt, daß Winnetou unterliegen werde. Sie hatten freilich keine Ahnung, daß sie den berühmten Häuptling der Apachen vor sich hatten. Die anderen, welche das wußten, waren zwar einigermaßen um ihn besorgt, als sie den kräftigen Körper des Upsaroca erblickten, glaubten aber, sich bei dem Rufe, in welchem er stand, beruhigen zu dürfen.

Jetzt trat der dicke Jemmy herbei. Er hatte einige Riemen, wie sie ein jeder Westmann bei sich führt, in der Hand und sagte zu Winnetou:

„Also Ihr habt den ersten Gang, mein bester Sir. Es mag als gutes Omen dienen, wenn Ihr von der Hand eines Freundes an den Baum gefesselt werdet. Vorher aber mögen alle sich überzeugen, daß diese beiden Riemen von ganz gleicher Qualität sind."

Die Riemen gingen von Hand zu Hand und wurden genau untersucht. Jetzt mußte bestimmt werden, welcher von beiden mit der rechten und welcher mit der linken Hand angebunden werden solle. Zwei verschieden lange Grashalme bildeten die

III.



*) Eine flötenartige Pfeife.

Lose. Winnetou zog den kürzeren und befand sich infolgedessen im Nachteil, da er mit der Rechten gefesselt wurde und ihm also die gewöhnlich weniger geübte Linke frei blieb. Die Upsarocas begrüßten diesen für sich günstigen Umstand mit einem frohen „Uh-ah — sehr gut, sehr gut!"

Nun wurden die Riemen den beiden Kämpfern in Schlingenform um die Handgelenke gezogen und dann so locker um den Stamm des Baumes befestigt, daß sie leicht zu drehen waren. Es kommt beim Muh-mohwa vor, daß die Gegner sich viertelstundenlang und noch länger um den Baum treiben, ehe der erste Stich erfolgt. Fließt dann aber Blut, so geraten sie gewöhnlich so hitzig aneinander, daß der Kampf sehr bald entschieden ist.

Jetzt standen sie bereit, der eine auf dieser, der andere auf jener Seite des Baumes.

Der hinkende Frank befand sich als Zuschauer neben dem dicken Jemmy.

„Hören Sie, Herr Pfefferkorn," sagte er „das ist eene Situation, bei welcher es eenem eiskalt über die Haut läuft. Denn nich alleene diese beeden riskieren ihr Leben, sondern wir das unserige ooch. In diesem Momente hab' ich unter meiner Schkalplocke een Gefühl, als ob sie mir so ganz successiverweise schon bereits in die Höhe gezogen würde. Ich danke eegentlich sehre schöne für das Verschprechen, uns geduldig abschlachten zu lassen, wenn unsere beeden Champions besiegt werden!"

„Pah!" antwortete Jemmy. „Mir ist zwar auch nicht ganz wohl zu Mute, aber ich denke, daß wir uns auf Winnetou und Old Shatterhand verlassen können."

„Freilich scheint es so, denn der Apache macht een so ruhiges Gesicht, als ob er eenen Grünsolo mit zehn Matadoren in der Hand hätte. Aber schtille! Der ‚hundertfache Donner' beginnt zu schprechen."

Der Genannte hatte jetzt sein Messer in die Hand bekommen.

„Schihscheh — komm her!" rief er dem Apachen auffordernd zu. „Oder soll ich dich um den Baum jagen, bis du vor Angst tot zusammenbrichst, ohne daß mein Messer dich getroffen hat?"

Winnetou antwortete ihm nicht. Er wendete sich an Old Shatterhand und sagte in der Sprache der Apachen, die sein Gegner nicht verstand:

„Ich bin Ida fesseln — ich werde ihm die Hand lähmen."

Da erklärte Old Shatterhand laut, indem er auf Winnetou zeigte:

„Dieser unser Bruder hat sein Herz vor den Gedanken des Mordes verschlossen. Er wird seinen Feind besiegen, ohne ihm einen Tropfen Blutes zu nehmen."

„Uff, uff uff!" riefen die Upsarocas.

Der „hundertfache Donner" antwortete auf Old Shatterhands Erklärung in höhnischem Tone:

„Dieser Euer Bruder ist vor Angst wahnsinnig geworden. Die Qual soll ihm abgekürzt werden."

Er bewegte sich einen Schritt vorwärts, so daß der Stamm des Baumes sich nun nicht mehr zwischen beiden befand. Das Messer fest in der Faust, hielt er das Auge mit einem wahren Raubtierblick auf Winnetou gerichtet. Dieser aber schien ihn gar nicht zu beachten. Er blickte scheinbar ganz gleichgültig in die Ferne, und sein Gesicht war so ruhig und unbewegt, als ob es sich jetzt um etwas ihm sehr Gleichgültiges handle. Aber Old Shatterhand bemerkte gar wohl, daß jeder Muskel und jede Sehne seines roten Kampfgenossen bereit war, dem erwarteten Angriffe zu begegnen.

Der Upsaroca ließ sich täuschen. Er sprang ganz plötzlich auf Winnetou ein und erhob den Arm zum tödlichen Stoße. Aber anstatt zurückzuweichen, kam der Apache ihm ebenso blitzschnell entgegen. Mit gewaltigem Stoße rannte er dem Feinde die Faust mit dem Messerhefte in die Achselhöhle. Diese ebenso kühne wie kraftvolle und wohlgelungene Parade hatte den Erfolg, daß der Upsaroca zurückgeworfen wurde und sein Messer fallen ließ. Ein Griff des Apachen, der das seinige auch wegwarf, und ein Schrei des Roten — Winnetou hatte ihm die Hand verrenkt und stieß ihm im nächsten Augenblicke die geballte Faust so in die Magengrube, daß er hintenüber stürzte und, mit der Hand am Baumstamme hängend, auf den Rücken zu liegen kam.

Der Upsaroca lag einen Augenblick bewegungslos, und das war genügend für den Apachen. Sein Messer vom Boden aufraffen, sich mit einem schnellen Schnitt durch den Riemen vom Baume befreien und auf den Feind niederknieen, das war für ihn das Werk nur einer Sekunde.

„Bist du besiegt?" fragte er.

Der andere antwortete nicht. Er atmete keuchend, teils von dem Stoße, den er erhalten hatte, teils auch aus Grimm und Todesangst.

Das war alles so gedankenschnell gegangen, daß die einzelnen Bewegungen des Apachen mit den Augen fast gar nicht voneinander zu unterscheiden gewesen waren. Kein Laut ließ sich rund im Kreise hören, und als der kleine Sachse ein jubelndes Hurra rufen wollte, gebot Old Shatterhand ihm durch eine so gebieterische Armbewegung Schweigen, daß er nur die erste Silbe dieses Wortes hören ließ, die zweite aber nicht aussprach.

„Stich zu!" knirschte der Upsaroca, indem er einen Blick glühenden Hasses in das Gesicht des über ihn gebeugten Apachen warf und dann die Augen schloß.

Aber Winnetou erhob sich, schnitt den Riemen des Besiegten durch und sagte:

„Stehe auf! Ich habe versprochen, dich nicht zu töten, und ich halte mein Wort."

„Ich mag nicht leben; ich bin besiegt!"

Da trat Oiht-e-keh-fa-wakon zu ihm heran und gebot ihm in zornigem Tone:

„Erhebe dich! Dir wird das Leben geschenkt, weil dein Skalp für den Sieger keinen Wert hat. Du hast dich gehalten wie ein Knabe. Aber noch stehe ich hier, um für uns zu kämpfen. Ich werde zweimal siegen, und während wir uns in die

IV.

Skalpe der Feinde teilen, kannst du zu den Wölfen der Prairie gehen, um bei ihnen zu wohnen. Die Heimkehr zu dem Wigwam ist dir verboten!"

Der „hundertfache Donner" stand auf und griff nach dem ihm entfallenen Messer.

„Der große Geist hat nicht gewollt, daß ich siege," sagte er. „Zu den Wölfen gehe ich nicht. Hier habe ich ein Messer, um das Leben zu enden, welches ich nicht geschenkt haben mag. Vorher aber will ich sehen, ob du besser als ich zu siegen verstehst."

Er entfernte sich langsam eine kurze Strecke und setzte sich dort in das Gras. Es war ihm anzusehen, daß es ihm Ernst damit war, die Schande, besiegt worden zu sein, nicht zu überleben.

Kein Blick aus den Augen der Seinen fiel auf ihn. Desto hoffnungsvoller sahen sie auf ihren Anführer, der seine mächtige Gestalt an den Stamm lehnte und Old Shatterhand aufforderte:

„Komm herbei, und laß uns losen!"

„Ich lose nicht," antwortete dieser. „Man mag mich mit der Rechten anbinden."

„Wohl, weil du schneller sterben willst?"

„Nein, sondern weil ich glaube, daß deine Linke schwächer ist als die Rechte. Ich will keinen Vorteil über dich haben. Du bist verwundet worden."

Er deutete auf die linke Achsel des Roten, über welche sich eine breite Narbe zog. Sein Gegner konnte diesen Edelmut nicht begreifen; er maß ihn mit einem Blicke größten Erstaunens und antwortete:

„Willst du mich beleidigen! Sollen die Deinen, wenn ich dich getötet habe, sagen, daß dies nicht geschehen wäre, wenn du mir nicht diese Gnade erwiesen hättest? Ich verlange, daß du mit mir losest."

„Nun wohl; ich bin bereit."

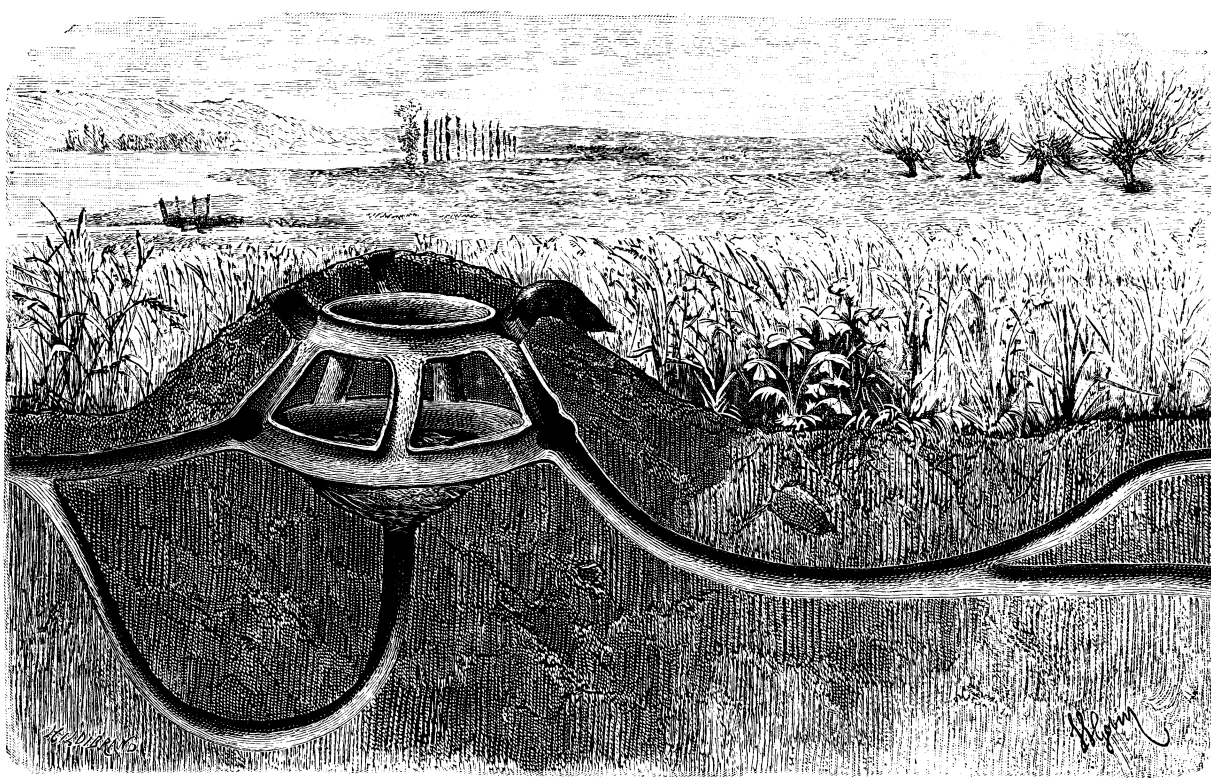
Das Los entschied nach Old Shatterhands Willen, nämlich zu Gunsten seines Gegners, dessen linke Hand gefesselt wurde. Nach wenigen Augenblicken standen sich die beiden gegenüber, und wer die Muskeln des Riesen sah, welche sich wie langgezogene Knäuel um seine Glieder ballten, dem mußte um Old Shatterhand bange werden.

(Fortsetzung folgt.)

Der gemeine Maulwurf, Talpa europaea.

Ein Blick auf die plumpen Formen des hier dargestellten Bildes läßt in demselben ein wenig bewegliches, stumpfsinniges Geschöpf vermuten, welches ein kummervolles Dasein fristet; und in der That, wenn wir zufällig einmal den Maulwurf oder Mull, welchen jenes darstellt, bei Tage über der Erde antreffen, so spielt er eine klägliche Rolle und wird trotz seiner unerwarteten Schnelligkeit im Laufe leicht eingefangen. Sein Erscheinen über dem Erdboden ist aber, bei Tage wenigstens, ein meist unfreiwilliges; denn er gehört unter denselben. Hier bewegt er sich mit außerordentlicher Gewandtheit und Schnelligkeit.

Der feinfühlende Rüssel, von ungemein kräftigen Nackenmuskeln unterstützt, dringt ohne Mühe in ein steinloses, lockeres Erdreich ein, die schaufelartigen, mit der nackten Sohle nach außen gerichteten und mit je



Die Wohnung des Maulwurfs.

fünf kräftigen, stumpfen Nägeln bewehrten Vorderpfoten schaffen es beiseite, die glatte und dichte Bekleidung des drehrunden Körpers, von den stemmenden Hinterpfoten an dem Zurückweichen gehindert, gleitet durch die sich eben bildende Röhre mit Leichtigkeit hindurch, und der kurze Schwanz läuft nicht Gefahr, von der etwa zusammenfallenden Erde eingeklemmt zu werden und so den Wühler in seinem Vormarsche aufzuhalten. Sobald ihm die gelockerte Erde unbequem wird, sucht er sie nach oben zu schaffen, „stößt er auf" und erzeugt hierdurch die allbekannten „Maulwurfshaufen", welche in verschiedenen Entfernungen auftreten, durch schwache Höhenzüge sichtbar oder auch unsichtbar miteinander in Verbindung stehen und den Jagdgrund markieren, den der immer hungernde Maulwurf durchstreift. Denn die eben näher bezeichneten Wühlereien gelten der Ernährung, welche all das Geziefer liefert, das mit ihm unter der Erdoberfläche haust, also namentlich Insekten und deren Larven, vor allen Regenwürmer, welche er nie verschmäht. Von der Einrichtung seiner ständigen Wohnung nachher. Der ungeschickt aussehende Maulwurf ist nicht nur ein geschickter Minierer, sondern auch ein ausdauernder Schwimmer; denn man hat ihn über breite Flüsse setzen sehen und weiß auch, daß er selbst Meeresarme durchschwommen hat. Wenn er auch nicht, wie die Wasserspitzmaus, an das Wasser

baut, so ist er doch, um reichliche Nahrung zu finden, mehr auf feuchte Niederungen als auf trockene Höhen angewiesen. Solche Oertlichkeiten bewohnt er in fast ganz Europa, wo das südliche Frankreich, die Lombardei und die nördliche Türkei seine Südgrenze, das mittlere Schottland und die mittleren Gegenden im Dwinagebiete Rußlands seine Nordgrenze bilden. In Asien geht er bis zum Amur und südlich bis nach dem Kaukasus. In den Alpen steigt er bis zu 2000 m über den Meeresspiegel.

Mit besonderer Sorgfalt legt der Maulwurf seine ständige Wohnung an, von welcher wir einen Längsdurchschnitt in bildlicher Darstellung geben. Meist befindet sie sich an einer geschützten Oertlichkeit: unter einer Mauer, unter Baumwurzeln, einem Grabengehänge u. dergl., entfernt von seinem Jagdreviere und äußerlich erkennbar an einem verhältnismäßig großen Erdhaufen. Dieser birgt mindestens 30 cm, aber auch in doppelter Tiefe unter der Erdoberfläche einen rundlichen Hohlraum, das Lager oder die Kammer, wie wir ihn nennen können, da es die Stelle ist, an welcher der Maulwurf ruht, wenn er nicht jagt, und zwar ruht auf eingetragenen, weichen Pflanzenteilen, wie Gras, namentlich junger Saat, Laub, Moos, feinem Gewürzel u. a. Die Kammer wird von zwei ringförmigen Röhren umgeben, die eine, von weiterem Umfange in der Sohlenlage der Kammer, die andere von geringerem Durchmesser und höher gelegen. Von der Kammer führen nun in der Regel drei Schrägröhren nach dem oberen Ringe, an die Erdoberfläche, und alternierend mit dieser, 5—6 vom oberen nach dem unteren Ringe. So die nächste Umgebung der Kammer. Denken wir uns das bisher näher beschriebene Röhrensystem in einer Ebene gelegen und quer durchschnitten, so würde es sich als drei konzentrische Kreise darstellen, welche strahlenartig miteinander verbunden sind; der innerste ist die etwa 8 cm weite Kammer, der nächste der obere, der äußerste der untere Ring.

Wäre der Bau hiermit abgeschlossen, so würde er keine genügende Sicherheit, keinen Ausweg bei feindlichen Angriffen gewähren. Je eine Röhre des oberen und des unteren Ringes setzt sich daher seitwärts fort und führt in die sogen. „Laufröhre", einen weiteren, sich 100 bis 150 Fuß weit hin erstreckenden Gang, welcher gleichzeitig die Verbindung mit dem Jagdgrunde herstellt. Endlich geht auch noch eine Röhre, das „Fallrohr" vom Lager, nach unten, um später unter einem Bogen in die Laufröhre zu münden. Die Wände all dieser Röhren wie der Kammer sind festgestampft und gut geglättet, so daß der Mull sie mit Leichtigkeit durcheilen kann. Nicht nur der Vorsicht, sondern auch seiner Freßgier hat er bei seinem Baue Rechnung getragen, seiner Freßgier, die in 24 Stunden die seinem eigenen Gewichte gleichkommende Menge an Nahrung beansprucht. Daher führen von der Laufröhre nach allen Seiten hin sich vielfach verändernde, verzweigende, zum Teil wieder zusammenfallende Gänge in das Jagdrevier, welches, wie oben bereits erwähnt, durch die Maulwurfshaufen äußerlich sichtbar gemacht ist. Dasselbe pflegt früh, mittags und abends begangen und nach Bedarf erweitert zu werden. Da der Maulwurf zu seiner Ernährung auch des Wassers bedarf, so führt er entweder einen Gang nach solchem, wo er es haben kann, oder er legt Schachte an, in denen sich Regenwasser ansammeln kann.

Der Maulwurf.

Daß sich in das eben näher geschilderte Labyrinth, namentlich in die Laufröhre ab und zu auch anderes Getier, wie Mäuse, Spitzmäuse, Kröten, ein zweiter Maulwurf, verirrt, ist leicht begreiflich, demselben jedoch die Begegnung mit dem rechtmäßigen Inhaber nicht zu wünschen; denn es gibt dann einen Kampf auf Leben und Tod, in welchem er meist als Sieger hervorgeht und den Besiegten, mit Ausnahme der Kröten, auffrißt. Er leidet eben kein lebendes Wesen neben sich, es sei denn im Frühjahr ein mühsam erkämpftes Weibchen. Mit diesem wühlt und jagt er nun gemeinschaftlich, jedoch nur so lange, bis die Jungen selbständig geworden sind. Diese finden sich in der Zahl von drei bis fünf vom Mai bis August auf einem weichen Lager, und zwar an einer Stelle, von welcher Gänge nach den verschiedensten Richtungen gehen, um bei herannahender Gefahr dieselben in Sicherheit bringen zu können. Die Jungen sind bei der Geburt blind, nackt, von der Größe einer großen Bohne und sehr unbeholfen; sie werden zärtlich gepflegt und zwar auch dann noch, wenn sie in einem Alter von 5 Wochen die halbe Größe ihrer Eltern erreicht haben, die ihnen immer noch reichliche Nahrung zutragen. Nach und nach lernen sie das Wühlen immer besser, und im nächsten Frühjahr sind sie in jeder Weise den Alten ebenbürtig. In einen Winterschlaf verfällt der Maulwurf nicht, sondern verlegt in dieser Jahreszeit seinen Jagdgrund tiefer, weil die ihm zur Nahrung dienenden Tiere der Kälte wegen tiefer hinabgehen, indessen dürfte während dieser Zeit seine Verdauung weniger lebhaft und die Freßgier daher geringer sein als in der wärmeren Jahreszeit. In der Gefangenschaft hat man ihn, außer mit den erwähnten Nahrungsmitteln, mit Fleisch, rohem und gekochten, mit lebenden Sperlingen, Fröschen, Blindschleichen, Ringelnattern und Schnecken gefüttert und seine wilde Raubtiernatur festgestellt. Derselben entspricht auch vollkommen sein scharfes Gebiß. Vierundvierzig Zähne bewehren die spitz vorgezogenen Kinnbacken, 6 spitze Schneidezähne im Oberkiefer, 8 im Unterkiefer, die alle ziemlich gleiche Größe haben; ihnen steht je ein zweiwurzeliger, weit längerer Eckzahn zur Seite, worauf oben 7, unten 6 Backzähne jederseits folgen, von denen dort die ersten 3, hier die ersten 2 klein und einwurzelig, also als Lückzähne anzusprechen sind; die eigentlichen Backzähne sind mehr wurzelig und meist auch mehrzackig. Um den Steckbrief unseres Wühlers zu vervollständigen, sei noch bemerkt, daß zwischen der durch einen kräftigen Knorpel gestützten Nasenspitze und kleinen Ohröffnung ohne äußerliche Muschel jederseits das mohnkorngroße Auge durch den weichen Pelz verborgen wird. Dieser ist schwarzbraun oder schwarzblau gefärbt, kommt aber in seltenen Ausnahmefällen auch gelbweiß, reinweiß oder weißgefleckt vor; im Jugendalter zieht der Farbenton mehr in Grau.

Als Feinde des Maulwurfs sind zu nennen: der Mensch, der Fuchs, Marder, Igel, Eulen, Falken, Bussarde, Krähen und Störche; Iltis, Wiesel, sowie verschiedene Hunde, namentlich Pinscher, beißen ihn nur tot, während die anderen Tiere ihn auch verspeisen. Mit welchem Rechte der Mensch ihm feindlich gegenübersteht, sei zum Schlusse noch mit wenigen Worten untersucht. Daß er keine Pflanzenkost zu sich nimmt, dürfte heutigen Tages von keinem Landwirte und Gärtner mehr bezweifelt werden; trotzdem sieht man ihn immer noch auf Wiesen und Feldern, wenn auch nicht mehr so häufig wie in früheren Zeiten, in dem ihm gestellten Hinterhalte gefangen und in die Höhe geschnellt an einem biegsamen Stabe, wie an einem Galgen, baumeln. Man findet eben die Maulwurfshaufen lästig, besonders beim Mähen der Wiesen, und fängt ihn darum weg. Wenn man bedächte, daß der Mull eine Menge von dem Ungeziefer vertilgt, welches den Wiesengräsern und Feldfrüchten nachteilig ist und uns dadurch sein häufiges Auftoßen unbequem wird, wo sich jenes in Menge findet, sollte man ihn lieber als Bundesgenossen betrachten und schonen und auf den Wiesen die Haufen lieber auseinander hacken, wodurch die umliegenden Grashörper etwas Düngung erhalten, und auf den Feldern den Haufen durch etwas höher stehengelassene Stoppel aus dem Wege gehen. Die Gärtner dürfen in ihrer Mehrzahl der Meinung sein, daß der Schaden des Maulwurfs größer sei als sein Nutzen; der eine kann nach den gegebenen Verhältnissen recht haben, der andere nicht. Auf Beeten mit Sämlingen und sonstigen zarten Pflanzen können seine Wühlereien natürlich nicht geduldet werden. Uebrigens kann man ihn von solchen Stellen abhalten, wenn man sie in einer Tiefe von etwa 60 cm mit klein gehackten Dornen und anderen spitzen Dingen umgibt. Der Maulwurf gehört, wie Krähen, Sperlinge und andere, zu denjenigen Tieren, von denen sich nicht über ihre Schädlichkeit oder Nützlichkeit in Summa aburteilen läßt, sondern jeder einzelne Fall entscheiden muß; nur so viel läßt sich sagen, daß die einzelnen mehr nützen als schaden, daß aber jede Art dann durch ihre Schädlichkeit überwiegt, wenn sie in großen Massen vorhanden ist, nach der allgemeinen Anschauung „Allzuviel ist ungesund".

Ein Kleiderhaken fürs Gartenhaus.

Wie oft fehlt es an diesem unentbehrlichen Möbel. Man nimmt einfach ein Stück Draht mit glatter Oberfläche und eine entsprechende Biegezange. Man sucht nun dem Drahte eine der untenstehenden Abbildung ähnliche Form zu geben, biegt die Enden zu Oesen aus, befestigt letztere mittelst zweier Schrauben an Pfahl oder Wand und der Kleiderhaken ist fertig.

Ein einfaches Mikroskop

— mehr als das — ein sehr primitives und dennoch brauchbar ist das auf S. 432 veranschaulichte. Es genügt, eine hohle Glaskugel mit Wasser zu füllen und das zu beobachtende Insekt oder einen anderen Gegenstand, wie aus der Illustration ersichtlich, so vor die Linse zu plazieren, daß letztere zwischen dem Auge und dem betreffenden Gegenstand zu stehen kommt. Dieser erscheint dann, bedeutend vergrößert, auf der entgegengesetzten Seite der Kugel.

V.

Nun suchet in folgenden Versen die eingekapselten Wörter auf:

1. Geh' oft in die Natur hinaus!
   Sie ist ein hehres Gotteshaus.
2. Sag' an, du blinder armer Mann,
   Wohin ich dich geleiten kann!
3. Es dreht sich das Mühlrad am rauschenden Bache;
   So munter und eilig beschieb' deine Sache.
4. Wer immer an sich selbst nur denkt,
   Der wird von andern oft gekränkt.

In Nr. 1. findet ihr die Bennenung eines Landes in Asien; in Nr. 2. den Namen einer Stadt; in Nr. 3. einen Männernamen; in Nr 4. den Namen eines Kurortes.

Kapselrätsel.

Das Kapselrätsel, das vor etwa 15 Jahren aus England zu uns herüberkam, besteht darin, daß sich in einem kurzen Spruch oder Vers der Name einer Stadt, eines Flusses oder Berges, eines berühmten Mannes u. s. w. „eingekapselt" vorfindet, indem die den Namen bildenden Buchstaben in den Wörtern des Spruches oder Verses in ihrer Reihenfolge unzertrennt enthalten sind, ohne jedoch zusammen ein Wort zu bilden. So findet sich in dem Sprüchwort: „Wie der Herr **so der** Knecht" der Namen eines deutschen Stromes: Oder." —

Auflösung des Zahlenrätsels in Nr. 27.

1. 2. 3. 4. 5. 6. = Berlin.	1. 2. 5. 4. = Beil.
1. 2. 3. 6. = Bern.	6. 5. 4. = Nil.
1. 5. 2. 4. = Biel.	1. 5. 3. 6. 2. = Birne.
4. 2. 5. 1. = Leib.	1. 5. 2. 3. = Bier.
1. 2. 5. 6. = Bein.	1. 3. 2. 5. = Brei.
	4. 2. 5. 6. = Lein.

Große Preis-Konkurrenz!

Am 1. Juli wurde die Irrgarten-Preis-Konkurrenz geschlossen. Die Zählung der eingegangenen Lösungen ergab eine so hohe Ziffer, daß wir mit Rücksicht auf den nötigen Raum von der Namhaftmachung aller „Pfadfinder" absehen müssen. Der „Gute Kamerad" glaubt sich diese Ausnahme gegen die übliche Regel um so eher erlauben zu dürfen, als sich fast alle Lösungen als richtig erwiesen haben. Der „Gute Kamerad" hat sich ferner, durch die überaus lebhafte Beteiligung veranlaßt, entschlossen, zu den früher projektiert gewesenen fünf Preisen

zehn weitere Preise

auf das Tischchen niederzulegen. Die gleichfalls am 1. Juli stattgefundene Verlosung ergab nachstehendes Resultat:

1. Preis: Adolf Neuzil in Wien VII, Kirchengasse 23. — „Der Naturfreund" von Otto Dammer. Anleitung zur naturwissenschaftlichen Beschäftigung im Hause und im Garten. Band I und II.

2. Preis: Cachié und Rudolf Graf in Wien I, Fleischmarkt 10, V. — „Das Neue Universum". Die interessantesten Erfindungen und Entdeckungen auf allen Gebieten. Band V.

3. Preis: Aug. Beck in Münnerstadt. — „Das Neue Universum". Band IV.

4. Preis: W. Krieger in Hamburg. — „Das Neue Universum". Band III.

5. Preis: Eugen Forstner in Pforzheim. — „Der Lichtenstein" von W. Hauff.

6. Preis: Hugo Bloßfeldt, Primaner des russ. klass. Gymnasiums in Archangel. — „Unter der harten Hand" von E. Diethoff.

7. Preis: Hermann Driest in Gollnow. — „Lüneburger Geschichten" von A. v. d. Elbe.

8. Preis: Heinrich Monski in Eilenburg, Oststraße 6. — „Herr Lorenz Stark" von J. J. Engel.

9. Preis: Oskar Schmelzer in Graz, Radetzkystraße 27, II. — „Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre und Wanderschaft".

10. Preis: Hugo Mohr in Lippstadt. — „Freiherr von der Trenks merkwürdige Lebensgeschichte".

11. Preis: Otto von Klewitz in Magdeburg.

12. Preis: Kurt Feuerstack in Oppeln (Oberschlesien).

13. Preis: L. Siever in Aschersleben, Wasserthor 9.

14. Preis: Karl Mittelhaus in Breslau, Albrechtsstr. 12, III.

15. Preis: Erich Hülsenbeck in Wolfenbüttel.

Je ein „Mein Onkel Benjamin" von Claude Tillier.

Die Preise wurden den glücklichen Gewinnern bereits zugesendet.

Ein Kleiderhaken fürs Gartenhaus.

Fragen und Antworten.

H. W. in **Livorno.** Etwas Geduld — soll alles der Reihe nach daran kommen. Danken für den Rösselsprung und wünschen unter Grüßen baldige und völlige Genesung.

Gg. v. T. in **Wien.** Nun, Du wirst das Erwünschte inzwischen vorgefunden haben.

A. W. Untertertianer in **Liegnitz.** Das hat der „G. K." doch wiederholt beantwortet?! Lies doch nur die letzten Nummren nach. — Schachaufgaben? Recht gerne und damit Du Dich ein wenig ärgerst, recht schwere. Oder nein? — Hast Du das Bändchen erhalten?

E. L. in **Luxemburg.** Den gewünschten Pantographen erhalten Sie von W. v. Arand, Gr. Bockenheimerstr. in Frankfurt a. M. — Lassen Sie sich von dort aus Preisangabe sagen.

H. Düesberg in **Hamburg.** Um den Star zu zähmen und in der Stube aufzuziehen, verschafft man sich halbflügge Junge, am besten der Aprilbrut. Der äußerst aufmerksame, anstellige und pfiffige Vogel lernt schnell allein fressen, treibt aber auch alle mögliche Kurzweil und es ist gut, ihn in regelmäßigen Unterricht zu nehmen. Still und abgeschieden muß es in der ersten Zeit um ihn sein, weil er stets zur Zerstreuung und Unterhaltung aufgelegt ist. Beabsichtigt man also, ihn zu einem Sprechkünstler heranzubilden, muß er vor allen Dingen früh aus jeder lebendigen und störenden Umgebung entfernt werden. Die Wahl der zu lernenden Sprechweisen geht auf kurze, abgebrochene, vokalreiche Sätze, meist auf Namen und Ausrufungen. Sprich Deinem Star vor, deutlich artikuliert und in einer

angemessenen, stets sich gleich bleibenden Reihenfolge, niemals also die Worte und Sätze versetzt. Von besonderer Wirkung wird es sein, wenn Du Deiner Aussprache etwas Komisches, Auffallendes zu geben vermagst, denn gerade Knaben erreichen erfahrungsmäßig mit ihrer noch dünnen Stimme eine unmittelbare Nachahmung durch die ebenfalls dünne Vogelstimme. Wenn Dein Staar die geübte Sprechweise erst förmlich inne hat, kann er ohne Anstand in lebhaftere Umgebung versetzt werden. Er nimmt dann unbeschadet seines schon Erlernten noch manches andere vermöge seines geweckten Starenkopfes auf. Geduld mußt Du von vornherein haben, Deinen Liebling gut füttern und ihm namentlich immer dann, wenn er gerade das zusagendste Futter erhält, ein Wort ohne R und Sch genau in demselben Tone der Stimme vorsagen. Beharrlichkeit führt meist zum Ziele, es ist aber ein bedauerlicher Aberglaube und die größte Tierquälerei, wenn man einem Vogel, um ihn zum Sprecher zu machen, die Zunge lösen wollte.

W. M. in **Heidelberg, Karl Fr.** in **Landsberg.** Gib Deinen Eidechsen, die sehr empfindlich sind und bald zu Grunde gehen, wenn ihnen nicht fortwährend sorgsame Pflege, gute Nahrung, Wasser, Wärme und Licht geboten wird, einen geräumigen Käfig, dessen Boden mit Sand, Kies, Moos bedeckt und auf dem, wenn möglich, eine aus Steinen geformte Höhle als Zufluchtsort befindlich ist. Quer durch den Käfig laß einige stärkere und schwächere Baumzweige gehen, auf welchen die Tiere gern, sobald die Sonne sie erreicht, platt ausgestreckt sich lagern, was sie auch unten im Sande thun. Eine oder zwei Wände des Käfigs können von Holz sein, die anderen und die Decke aus Glas oder Drahtgeflecht. Letzteres ist vorzuziehen, weil durch dasselbe die Luft des Behältnisses sich mit der äußeren gut ausgleichen kann und weil ferner die Tiere an dem Drahtgeflecht gern herumklettern. Diesen Käfig bringe an einen Ort, welcher so viel als möglich der Sonne ausgesetzt ist und im Winter stelle ihn in einem geheizten Zimmer auf.

Die Nahrung sei so abwechslungsreich als möglich. Sind die Tiere in Freiheit auch weniger wählerisch, in Gefangenschaft werden sie es. Ihr Lieblingsfutter bilden die weicheren Kerbtiere. Kleine Nachtschnecken, glatte Raupen (keine behaarten), Regenwürmer, Mehlwürmer, Junikäfer, Schmetterlinge, Fliegen, Spinnen, Grillen, Heuschrecken.

Die Eidechse leckt das Wasser auf wie ein Hund und zwar sehr oft. Als Trinkgefäß gibt man am besten einen etwas tiefen Napf, dessen Ränder sich ziemlich hoch über dem Boden befinden, denn in einer flachen Untertasse würde bald mehr Sand als Wasser sein, da die Tiere durch Kratzen und Scharren Erde und Sand herumwerfen. Porzellangefäße für Wasser wie Futter sind am rätlichsten, sie lassen sich leicht reinigen und verhindern durch ihre glatten Wände, daß von den zur Nahrung gereichten Tieren eins entrinnt.

L. Guß in **St. Petersburg.** Wie man Goldfische transportieren kann? Auf einfache Weise: in einer runden Blechkanne mit verjüngtem Halse, der mittels einer durchlöcherten Kapsel geschlossen wird. Die Kanne ist etwa zur Hälfte mit reinem Wasser zu füllen. Das übliche Futter, Ameisenpuppen, ist für die Reise gar nicht 'mal nötig. — Das Büchlein lasse Dir von einer dortigen Buchhandlung besorgen. Man wird Dir den Preis, welcher ungefähr 1 Mark betragen dürfte, sagen können. — Die erwünschten Aufsätze werden bald daran kommen.

Rob. Marc . . in **Frankfurt** a. M. Bitten um Angabe Ihrer Adresse. Das dortige Postamt kann Sie nicht finden.

R. Elbers in **Hannover.** Ob Goldfische in Deinem Bassin laichen? Ja! Du findest übrigens diese Frage in Nr. 24 beantwortet. Falls Du aber die dort erwähnten Wasserpflanzen nicht einsetzen willst, mache Dir in verhältnismäßiger Größe zum Bassin ein oder auch mehrere Reiserbündchen, die Du mittels Bindfaden unten mit einem Stein beschwerst, damit sie auf den Boden sinken. Der Herbst ist die beste Zeit dafür.

Obertertianer A. P. in **D.** 1. Annalen der Physik und Chemie von Poggendorf pro anno 31 Mk.; Repertorium der Physik von Dr. F. Exner pro anno 24 Mk. — 2. Zeitschrift für allgemeine Geschichte (Cotta) von H. von Zwiedineck-Südenhorst pro anno 12 Mk.

Prim. Sch . . . . . in **Bockenheim.** Wo und wie man Schmetterlingseier erhalten kann? Einheimische wird es schwerlich geben; exotische, und letztere wirst Du wohl meinen, durch die von Züchtern und Importeuren gelesene „Isis", Zeitschrift für alle naturwissenschaftlichen Liebhabereien (Verlag der Creutz'schen Buchhandlung in Magdeburg).

E. P. in **Bonn.** Eine Reichsentscheidung jüngeren Datums behandelt solche Katzen nicht mehr als Haus-, sondern gewissermaßen als Raub- jedenfalls aber als verwilderte Tiere und gestattet den Geschädigten Selbsthilfe. In einzelnen Ländern ist die Frage eine noch offene. — Jedenfalls haft Du doch ein gutes Blasrohr. Bei einiger Gewandtheit wirst Du Deine Vogelfeinde mit Thonkugeln gehörig hinter die Ohren treffen, daß sie sich kopfschüttelnd schleunigst davonmachen. Ganz und gar abzuhelfen ist leider heute noch nicht möglich. — Brüßen ebenfalls bestens.

itz P. in **Düsseldorf.** Welches Futter das beste für Walddrosseln ist? Für Junge nimm: alte Semmeln, ingeweicht und ausgedrückt, Ameisenpuppen und befeuchtende Milch; für Alte: Ameisenpuppen, gekochtes Fleisch, Semmel, geriebene Möhren, zerschnittene Aepfel, Beeren, als Leckerbissen: Mehlwürmer. Sogenanntes Universalfutter, das man im jedesmal benötigten Quantum nur mit Wasser anzufeuchten braucht, gern genommen wird und sehr billig ist, liefert Carl Capelle in Hannover, sowie auch C. Reiche in Alfeld, der bekannte Tierhändler. — Der gewünschte Aufsatz wird bald erscheinen. Etwas Geduld!

R. Rommel in **Hannover.** Das beste Mittel, Pflanzen gegen Blattläuse zu schützen, besteht darin, daß man sich recht oft mit seinen Pfleglingen zu thun macht und jeden zuerst vereinzelt auftretenden Schmarotzer mit einem Pinsel oder einer Nadel entfernt. Noch etwas. Man stellt die mit Ungeziefer behaftete Topfpflanze in eine entsprechend große Kiste, legt in dieselbe einen hinreichend erwärmten Plätteisenbolzen, gießt auf diesen den Saft aus einer Tabakspfeife und läßt ihn bei gut verdeckter Kiste verdampfen. Nach sechs bis acht Stunden kann man die Pflanze, befreit von den Blattläusen, herausnehmen. Bei im Freien stehenden Pflanzen stürzt man die Kiste darüber und verfährt auf dieselbe Weise.

H. Sch. in **Bareuth.** Du willst Dir einen Vogelbauer für Waldvögel bauen? Wenn wir Dir raten sollen, müssen wir wissen, ob für Körner- oder Insektenfresser. Also schreibe uns das.

Ernst K. in **Hamm.** Bunsensche Elemente und andere elektrische Apparate erhält Du von Theodor Geiger in Stuttgart, Königsstraße 70. — Erbitte Dir dessen Katalog.

A. C. in **Konstantinopel.** Der „G. K." erschien zum erstenmal zu Beginn des laufenden Jahres. — Am 1. Juli hat das dritte Quartal begonnen. — Einsendungen sind uns ganz willkommen.

H. O. z. Z. in **Alzey.** Besten Dank für Dein Elektroskop. Soll bei Gelegenheit verwendet werden.

J. Kr. in **Graz.** Kupfergegenstände versilbern? — Lies unsere Antwort an A. G. in Wien, Seite 320 des „G. K."

Adolf, Hans, Gretchen in **Hannover.** Die Auflösung ist richtig, aber leider erst nach der Verlosung eingegangen. Warum denn aber auch so lange warten? — Senden gleichfalls herzlichste Grüße!

E. Pfabe in **Konstantinopel.** Schönen Dank für die Einsendung. Im Herbste soll das uns zufällig ebenfalls von Konstantinopel her bekannte Spiel Abdruck finden.

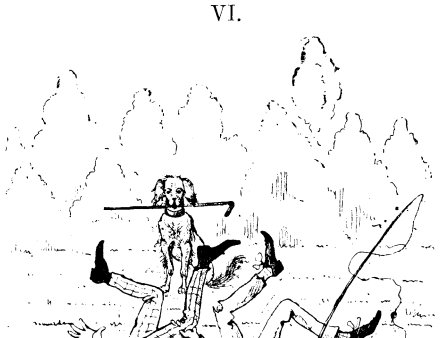
R. C. in **B.** Wir bezweifeln, daß Sie ein solches Mikroskop, wenn dasselbe exakt funktionieren soll, ohne Beihilfe eines Fachmannes zuwege bringen. Uebrigens „Probieren geht über Studieren"; versuchen Sie's!

Otto M. in **Landshut.** Danken für die Rätsel. Gruß „nach" Landshut.

K. Schw. in **Hof.** Ein solcher Apparat dürfte 20—30 Mk. kosten. Hast Du nicht Lust, unsere Anleitung zu benutzen? Mit einiger Aufmerksamkeit und mit Fleiß wird's schon gehen.

E. Sch. in **Blankenese.** Wenn wir die Anleitung zur Anfertigung von Coulissen und Kostümen geben sollen, müssen wir doch wissen, um was und um welche Dimensionen es sich dabei handelt. Derlei beruht übrigens doch in vielem auf eigener Findigkeit. — Besten Dank für Bemühung und schönen Gruß.

VI.



Paul Fr. in **Landsberg.** Wo Du dort Tuffsteine haben kannst? Das wird Dir jeder dortige Kunstgärtner sagen können.

Wie **Karl G.**, Sprachkünstler in **Br.**, den deutschen Satz:

„Ikarus fiel ins Meer"

ins Lateinische übersetzt hat:

„Ikarus multum in plus".

M. Z. in **Neuenheim** bei **Heidelberg.** Schreibe uns, welche Nummern Dir fehlen. Du sollst sie nachgeliefert erhalten. Solche Bücher sollte man sich stets in der Buchhandlung zur Auswahl vorlegen lassen. Es kommt sehr darauf an, wie die Sparbüchse bestellt ist. Vielleicht genügt Dir „Fischer, Emil, Taschenbuch für Mineraliensammler", geb. Mk. 2. 80 (Leipzig, Oskar Leiner).

R. R. in **Eisleben.** „Schenkling, Taschenbuch für Käfersammler", Mk. 2. 80. — „Fleischer, Taschenbuch für Schmetterlingssammler", Mk. 2. 80 (Leipzig, Oskar Leiner), in oder durch jede Buchhandlung erhältlich.

P. v. O. Danken für den Königszug. Sehr hübsch! Selbst gemacht? Gruß!

Prager Abonnent. Weiße Ratten? Fragen Sie zunächst bei der Direktion des zoologischen Gartens zu Frankfurt a. M. an. Wenn solche dort augenblicklich auch nicht vorrätig sind, wird man Ihnen doch gern eine Bezugsquelle angeben. Das Paar kostet etwa 2 Mk.

Heinrich Wisinger in **Wien X, Heubergerstraße 5, Thüre 13,** möchte mit seinen Kameraden Briefmarken tauschen. Briefe, welche die Tauschverbindung bezwecken, wollen auf direkten Wegen gesendet und gewechselt werden.

Wilhelm Z. in **Zehlendorf** bei **Berlin.** Hast Du in Deinem „G. K." nicht gelesen, daß man den Weg nach dem Badeplatze im gemächlichsten Tempo zurücklegen soll? Für aufgeweckte Jungen wird ein Weg, sei es da oder dort, niemals langweilig werden; jede Hecke, jeder Strauch, selbst Euere sandige Heide bietet tausende und abertausende interessante Erscheinungen und Anlaß zu interessanten Besprechungen. Nur Augen auf! — Gruß freundlich erwidert.

Richard Haupt in **Leipzig.** Recht gerne! Der Blutegel ist im größten Teile Deutschlands erst durch den Menschen aus Osten eingeführt. Sein eigentlicher Aufenthalt sind größere, stehende Gewässer, in welchen regelmäßig Vieh zur Schwemme getrieben wird. Seine Nahrung ist das Blut der warmblütigen Tiere, auch des Menschen, das er durch das Durchbeißen der äußeren Haut erlangt. Gewöhnlich liegen die Blutegel auf dem Grunde irgendwo festgesaugt; sobald man im Wasser ein Geplätscher macht und den Schlamm aufrührt, kommen sie, in der Meinung, daß ein Tier sich ihnen darbiete, unter schlängelnder Bewegung herbeigeschwommen. Auf diese Weise werden sie sehr leicht gefangen.

Der Blutegel ist seit alter Zeit als Wetterprophet bekannt und wird sowohl in Ungarn als auch in Amerika als solcher von den Landleuten hochgeschätzt. Man hält ihn in einer zur Hälfte mit Wasser gefüllten, großen Arzneiflasche und verhindert sein Herauskriechen durch übergebundene Gaze. Das Wasser muß im Sommer wöchentlich, im Winter alle 14 Tage erneuert werden. Wenn das Wetter schön wird, liegt er zusammengerollt auf dem Boden des Glases, sobald aber Regenwetter einzutreten droht, begibt er sich aus dem Wasser heraus bis an den Hals der Flasche und bleibt dort, bis wieder heiteres Wetter eintritt. Bei drohendem Winde sind seine Bewegungen außerordentlich schnell. Bei bevorstehendem Gewittersturm und Regen bleibt er fast beständig außer Wasser und gibt seine Unbehaglichkeit durch heftige, fast krampfhafte Bewegungen kund. Bei Frost und bei heiterem Sommerwetter liegt der Egel am Boden, bei Schnee wie bei Regen verläßt er das Wasser.

Teile uns Deine eigenen Beobachtungen später einmal mit!

H. G. in **Heilbronn.** Besten Dank für Deine Rätsel. Freilich sind sie angenommen, nur wer weiß, wann dieselben zum Druck gelangen. Wir haben ihrer eine Unmenge.

Emil Kl. in **Graz** und **R. Z.** in **Dresden.** Sie müssen unseren Hobble-Frank noch ein Weilchen schwatzen lassen, sonst nimmt er's gewaltig übel; nur zu bald werden wir mit ihm mitten im dichtesten Pulverdampfe stecken.

G. M. aus **H.** Nur immer 'raus mit der Sprache, wir nehmen das gar nicht übel, im Gegenteil. — Zum Gegenstande aber müssen wir Ihnen bemerken, daß viele Ihrer Kameraden gerade das erbitten, was Sie als interesselos bezeichnen. Das ist die alte Geschichte von den verschiedenen „Geschmäcken"! — Nichts für ungut und Gruß freundlich erwidert.

E. K. in **Hoyerswerda.** Dank für das Rätsel.

M. W. in **Hamburg-Eimsbüttel.** Dein „Specht" sieht ein wenig griesgrämig drein; die holperigen Verse werden's ihm wohl angethan haben. — Ob wir in dem bezeichneten Konzert waren? Leider nicht! — Freundlichen Gruß!

Gerhard D. in **Hamburg.** Was der Kalkanstrich auf den Fenstern der Neubauten bezweckt? Wie man uns versichert, sei selber rein nur aus Vorsichtsgründen gegen das Einstoßen angebracht, da frisch eingesetzte, besonders große Scheiben, sehr durchsichtig sind. Gewöhnlich trägt dieser Kalkanstrich die Form eines S; ein Spaßvogel meinte, es bedeute — „Scheuern"!

Max F. in **Iglau.** Unregelmäßige Zustellungen des „G. K." sollen und dürfen nicht vorkommen. Wende Dich an Deinen Buchhändler!

Hans F. in **Bern.** Wie man Armbrustbolzen macht? Lasse Dir in einer Spielwarenhandlung oder beim Drechsler ein Vorbild zeigen. — Hast Du denn zu Deiner Irrgartenpaupe geöltes Papier verwendet? Dein Brief sieht aus, als wäre auf demselben ein Speckfrühstück abgehalten worden.

E. R. in **Bonn.** Wir sollen Dir die neun Musen vorstellen? Gerne! — Klio, Muse der Geschichte und des Epos; Euterpe, Muse des lyrischen Gesanges; Thalia, Beschützerin des Schauspiels; Melpomene, Göttin des Trauerspiels; Terpsichore, Muse der Tanzkunst und des Chorgesanges; Erato, Muse der lyrischen Poesie; Polyhymnia, Vertreterin der ernsten gottesdienstlichen Gesänge; Urania, Göttin der Stern- und Himmelskunde; Kalliope, Vertreterin der epischen Dichtkunst und der Wissenschaften überhaupt.

F. Klein in **Altona, Kl. Gärtnerstraße 93 p.,** besitzt 3000 norwegische Briefmarken und möchte gerne tauschen. Angebote wollen direkt, nicht durch die Redaktion, gemacht werden.

Albert K. in **Essen** a/Ruhr. Danken bestens für die eingesendeten Rätsel. — Ueber Rabenfütterung haben wir in einer der letzten Nummern geantwortet.

K. Hentschel in **Braunschweig.** Jedes elektrotechnische Etablissement wird Dir Auskunft geben.

E. Sch. in **Haag.** Danken schön für Ihre Mitteilungen; wir werden dieselben gelegentlich verwerten.

Carl L. v. L. in **Graz.** Danken für die durch Zeitungsausschnitt gemachte Mitteilung. Es war uns darüber bis jetzt nichts bekannt. Bewährt sich die Sache (man muß in diesen Sommermonaten vorsichtig sein, denn der Journalismus hält eben seine „Sauregurkenzeit") und ist sie von allgemeinem Interesse, wird der „G. K." nicht säumen, seinen jungen Freunden eingehend darüber zu berichten.

Hermann S. in **Bückeburg.** Die jungen Schleiereulen haben keinerlei Nistkästen nötig, werden vielmehr am neuen Platze in ähnlicher Weise untergebracht, wie sie an ihrem Geburtsorte gefunden; jede beliebige Wandnische, jede Gebälkecke genügt. Nur eine einzige Nacht und sie sind auch im heimlichsten Winkel, der natürlich den Alten nicht absichtlich unzugänglich gemacht werden darf, von diesen gefunden und angenommen.

Wenn man auf der Krähenhütte den Uhu durch die Schleiereule ersetzen könnte, wäre das sicher längst geschehen, denn ersterer kostet überall 40—50 Mk. und ist und bleibt selten. Außerdem aber sind seine Feinde keineswegs ausnahmslos auch diejenigen der Schleiereule.

Du willst Säugetiere, Vögel und sogar auch Fische fangen? Das wäre ja die Bevölkerung für eine neue Arche Noah. Lieber Freund! Das geht nicht so ohne weiteres; und wo willst Du denn Zeit, Geld und Jagdberechtigung dazu hernehmen? Und wohin denn mit all dem lebenden und toten Wild? Der „G. K." muß sich doch sehr bedenken, einer über die harmlose Liebhaberei hinauswollenden Thätigkeit seine Unterstützung zu leihen.

E. F. in **Schwäb. Hall.** Wenn Du Glasröhren, Retorten u. dgl. dort nicht bekommst, schreibe an die Firma: F. Mollenkopf, Thorstraße 10 in Stuttgart.

J. W. K. Nimm die in Nr. 22 beschriebene Leydener Flasche, aus Trinkglas Schrotkörnern und Theelöffel bestehend.

Karl M. in **Koblenz.** Du schreibst: „Wie entfernt man Flecke aus Papier?" Welche Art Flecke meinst Du? Fettflecke, Tintenflecke, Rostflecke u. s. w.? — Wie Du Deine für den „G. K." gefertigte Mappe verschönern kannst? Lese unsere in Nr. 23 des „G. K." an Jos. E., Studiosus in Innsbruck, gegebene Antwort; sie wird Dir sicherlich Anregung geben.

Robert K. in **Reval Esthland.** Stehst Du am Steuer und siehst Du nach vorwärts zum Bug, sie liegt rechter Hand Steuerbord, zur Linken Backbord.

F. Maisenbacher in **Straßburg** i. E. Zum Eintritt in die höhere Postkarriere müssen Sie das Reifezeugnis aus der Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums erworben, also die Prima absolviert haben.

M..... in der **Pfalz.** Ei, wie der „G. K." das erraten hat! Nun, welche Anweisung ist die bessere? — Die Antwort hinsichtlich der Handschrift wird in „Vom Fels zum Meer" kommen. Bitte Deine Frau Mama, daß sie darauf achte.

K. v. F. in **Neuulm** schreibt uns über ein Verfahren, hübsche Pflanzenabdrücke zu machen: „Man sammle Blätter, gepreßte oder frische — letztere sind vorzuziehen — bestreiche sie auf der Rückseite mit einer Mischung von feinem Ruß und Salatöl, die nicht zu dünnflüssig sein darf. Ich nehme gewöhnlich einen Fingerhut voll Oel und dann nach Belieben Ruß, bis der Brei eben die rechte Dicke erreicht hat. Den Ruß verschaffe ich mit aus der Küche vom Boden einer Pfanne. Wenn also die Blätter bestrichen sind (auf der Rückseite), werden dieselben, womöglich unter einer Kopierpresse, jeder andere schwere Gegenstand thut's aber auch, entsprechend auf ein Blatt Papier abgepreßt. Gut eingeübt, wird man sehr schöne Abdrücke zustande bringen." — Danken schön, ebenso für das Rätsel, das nicht wenig Kopfschmerz verursacht haben mag, wie?

Rudolf Dannhauser in **Eisleben.** Schönen Dank für die Einsendung.

F. J. in **Barmen.** Das Zeugnis der Reife aus der Prima eines Realgymnasiums berechtigt zum Studium jeder Wissenschaft auf den Universitäten (Theologie, Medizin und Jura ausgenommen), technischen Hochschulen, Akademien, ferner zum Eintritt in die höhere Postlaufbahn und entbindet bei der Absicht, Offizier der Landarmee zu werden, von der Portepeefähnrichsprüfung. Der Marinekadett muß vor vollendetem 17. Lebensjahre eintreten, dem Abiturienten ist bis zum 19. Lebensjahre Frist gewährt. — Besagte Zeichnung ist aber doch so deutlich?! Seh' sie nur nochmals genau an!

H. R. in **Parchim.** Darüber wird Dir jede Buchhandlung Auskunft geben.

Quartaner der M... schule in **Frankfurt** a. M. Junger Freund, Du schickst uns ein Rätsel, doch keine Auflösung. Glaubst Du, wir haben Zeit und Lust, unsere Zähne dran auszubeißen?

Otto L. in **Karlsruhe.** Es wundert uns nur, daß Du uns nicht auch bittest, wir sollen Deine Schulaufgaben machen. Wir sind doch sehr gefällig; daß man uns jedoch zumutet, wir sollen unseren Abonnenten die Rätsel anderer Journale lösen, das geht denn doch zu weit.

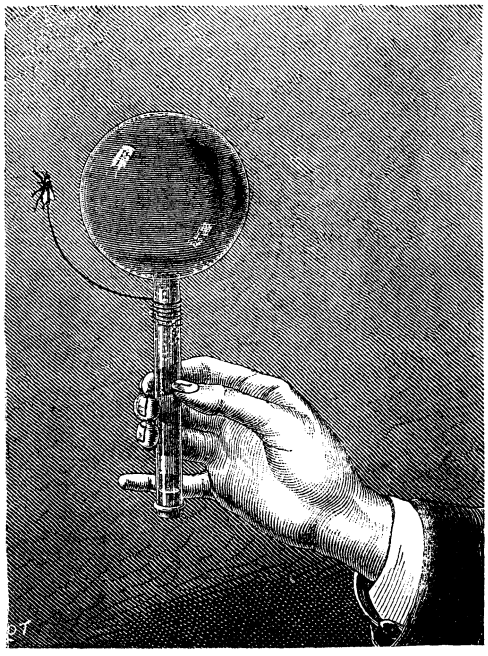
K. Z., Guttenbergstraße 16. Danken schön für den erhaltenen Irrgarten. — Das kommt darauf an, ob Sie Ihr Domizil später in Nord- oder Süddeutschland nehmen werden. Im Norden wiegen die Stoltzeaner, im Süden die Gabelsbergianer vor. Hinlängliche Fertigkeit in diesem oder jenem System zu erringen, ist doch wohl die Hauptsache. — Gedulden Sie sich noch ein Weilchen, ein Aufsatz über „Hundedressur" wird bald erscheinen. Jede Sortimentsbuchhandlung kann Ihnen übrigens ein solches Buch verschaffen.

Emil F. in **Diedenhofen.** Nachstehend einige Namen der gewünschten Zeitungen: „Gazetta d'Italia" in **Rom**, „Gazetta di Venezia" in Venedig, „L'Amico del Popolo" in Palermo, „Opinione nazionale" in Florenz. — Deine übrigen Fragen findest Du in den letzten Nummern unter anderer Adresse wiederholt beantwortet. — Dein Uebersetzer ist ein arger Schalk: „Socrates maluit bonus esse, quam videri", „Sokrates wollte lieber gut essen als zusehen".

O. Gindler in **Berlin** und **A. Kautz** in **Stolp.** Das Buch: „G. Pavel, Katechismus der Deutschen Kriegsmarine" gibt Ihnen genaue Auskunft. Es kostet, in jeder Buchhandlung zu haben, Mk. 1.50.

E. v. N. in **Köln.** Abbringen? Fällt uns gar nicht ein! Ein tüchtiger Schauspieler kann zu hohem Ruhm und zu hohen Ehren gelangen. Wende Dich mit Deiner Bitte an ein Mitglied des dortigen Stadttheaters, von dem Du hörst, daß er sich mit Ausbildung von Eleven befaßt, oder an ein Konservatorium. Ein solches Buch existiert nicht und würde Dir auch wenig nutzen. Wenn Du aber absolut einschlägige Lektüre haben willst, lese Lessings „Hamburgische Dramaturgie" oder Freitags „Technik des Dramas".

W. B. in **Leisnig.** Die Methode Toussaint-Langenscheidt — ja wohl —, die empfehlen wir sehr. Freundlichen Gruß.



Ein neues Mikroskop.

Hans Z. in **Wien.** Deine Kartenzeichnung ist ganz famos — allen Respekt! Danken schön für das hübsche Andenken; hängt jetzt über unserem Schreibtische.

Rich. v. Sch. in **Hagen.** Sie sind ein noch ärgerer Schelm als O. N. in **Gr.**, der uns damals schrieb:

„Nostra lege lectus vult folium consulere",
„Unsre lis Bett will Heu raten".

Sie spinnen die Fortsetzung, schreiben und übersetzen:

„Vide cupiditas aegrote ibi cedo ovum nomina virum."

„Sie sucht sich daher einen Mann."
Wohl bekomm ihr's!

Hans R. in **Hannover** und **Fritz Hermann** in **Erfurt.** Die „Käfersammlung" wird nach Familien, Gattungen und Arten in einer Anzahl Kasten, welche zusammen wieder einen Schrank bilden können, geordnet. Die Kasten müssen aus gesundem, wurmfreien Holz sorgfältig gearbeitet, die Falze mit Tuch belegt sein, von Zeit zu Zeit untersucht, etwaige Risse sorgfältig verkittet werden. — Als Spannbrettchen kann jedes gut trockene, einigermaßen glatte Holzbrettchen dienen. Um demselben größere Haltbarkeit zu geben, kann man auf der Rückseite querliegende Leistchen anbringen. — Sieh zu, daß Du für alle Größen passende Nadeln zur Hand hast. Ganz kleine Käfer klebt man mit Gummi auf ein Papierstückchen und spießt dieses auf.

Richard Holtzapfel. Werden's nicht vergessen.

Alfred B. in **Wien** schreibt uns: „Möchte Sie ersuchen, folgende Schilderung, wie man eine elektrische Batterie leicht herstellen kann, in den „G. K." aufzunehmen. Man nimmt an, daß man eine solche von etwa sechs Elementen machen will. Zu diesem Behufe läßt man sich bei einem Spengler sechs Kupfer- und sechs Zinkplatten schneiden (was etwa 40 Kr. ö. W. kostet) und an ihrem oberen Teile durchlöchern, stellt dann dieselben in sechs Gläser, welche mit einer Mischung von 7 Teilen Wasser und 3 Teilen Chromsäure gefüllt sind. Letztere bekommt man um wenig Geld in jeder Materialwarenhandlung. Die Platten, von denen in jedes Glas eine Kupfer- und eine Zinkplatte zu setzen sind, werden sodann durch dicken Kupferdraht verbunden und die Batterie ist fertig. Der Draht muß natürlich zu öffnen sein, damit die Batterie geöffnet und geschlossen werden kann. Damit sich die Platten nicht allzusehr abnützen, müssen sie immer nach dem Versuche herausgenommen werden. Mit dieser Batterie lassen sich verschiedene Experimente ausführen, über die ich, wenn es Ihnen genehm ist, ein andermal berichten werde." — Danken bestens. Ja, schreiben Sie uns nur. — Um Ihre Schrift deuten zu lassen, müssen Sie sich an die Redaktion „Vom Fels zum Meer" wenden. — Schicken Sie uns die Erzählungen, werden prüfen. — Freundlichen Gruß.

Walther Koch in **Düsseldorf.** Der Stichling ist hochinteressant durch sein prachtvolles purpurnes Hochzeitkleid, seinen berühmten Nestbau und seine wirkliche Kindererziehung und würde wohl allgemein gehalten werden, weil er überall leicht zu bekommen und im Futter nicht gerade wählerisch ist, wenn es nicht den meisten Besitzern ginge, wie leider auch Dir schon.

Der Fisch ist nämlich selten längere Zeit gesund zu erhalten. Schon den Uebergang aus einem Wasser ins andere vertragen viele Exemplare gar nicht und sterben selbst dutzendweise dahin, wenn sie aus morastigen, stinkenden Gräben in ein mit bestem Bachwasser gefülltes Aquarium versetzt werden, oft nach wenigen Stunden schon, oft nach einer einzigen kühlen Nacht oder an einem heißen Sommertage. Todesursachen sind reichlich nachgewiesene Krankheiten und auch Schmarotzer verschiedener Arten.

Im Freien sind Stichlingnester meist unten am Grunde und in Sand und Schlamm verborgen, manchmal völlig frei zwischen Pflanzen hängend, faustgroß,— nach Bau und Material einem kugelrunden Meisennester vergleichbar. Selten findet man im Aquarium ein freihängendes.

Sein Baumaterial: lose Halme, Pflanzenfasern, Wurzelfäden, Bodensatz wählt das Männchen sorgfältig aus, läßt die zu leicht befundenen Stoffe fallen, schleppt oft im Maule Stücke, die seine eigene Länge weit übertreffen, durch den ganzen Raum herbei, reißt von lebendigen Pflanzen mit vieler Mühe größere Teile ab und verarbeitet alles zu einem dichten Gewirre, wobei es in Zwischenräumen ganze Schichten Sandes darüber spült. Stets wird eine Wand, wenn möglich ein Eckwinkel, des festeren Stützpunktes wegen gewählt. Das Männchen fährt oft mit dem Kopfe in die Masse hinein, um sie äußerlich zu verdichten oder um das Ganze innerlich aufzulockern und das nötige Eingangsthor offen zu halten, das, der Strömung entgegen, zum Einlaß der Weibchen dient, die nach Absetzung des Laiches an der entgegengesetzten Seite ein zweites Loch brechen und sich entfernen. Durch beide Pforten ziehen nun über den Laich die Strömungen hin und werden vom Männchen durch kräftiges Flossenschlagen noch verstärkt. Die Haltbarkeit des Nestes beruht auf dem leimartigen Saft, den der Baumeister regelmäßig über neu hinzugefügte Stoffschichten ausläßt, indem er, die Flossen schüttelnd, den Leib gebogen, den Kopf erhoben, mit dem ganzen Unterleib langsam über den Bau hinfährt, dessen Teile man jedesmal danach deutlich zusammenkleben sieht. In 4—5 Tagen wird das Nest fertig und 10 Tage sind zur Bebrütung erforderlich, dann pflegt der Vater selbst das Nest zu zerstören und die ausgekrochenen Jungen an derselben Stelle sorgsam zusammenzuhalten und zu bewachen, bis sie selbständiger geworden.

Man hat früher während der ganzen Brutdauer ängstlich das nämliche Wasser belassen, um nicht zu stören, neuerdings jedoch herausgefunden, daß gerade eine Wassererneuerung in Zwischenräumen von einigen Tagen wesentlich zum Gelingen der Brut beiträgt, andernfalls tritt Mangel an frischem Sauerstoff ein, die Eier verderben, während sich doch der brütende Fisch hier leichter als man meint an diese künstliche Ebbe und Flut gewöhnt.

Nach glücklichem Verlaufe der Brut zeigt sich die väterliche Treue aufs rührendste. Tagelang schwimmt das Männchen ununterbrochen über dem Gewimmel winzig kleiner Fischchen kreuz und quer umher, jedes sich nahende Wesen verjagend, unzugänglich für Hunger und andere Bedürfnisse. Nach 8 Tagen wagen sich einige schon hervor, aber stets erhascht der Alte die Flüchtlinge und speit sie in die Senkung zurück, bis nach etwa 4 Wochen die Jungen deutlich als Stichlinge mit ihren winzigen Stacheln erkennbar werden.

A. L., Gymnasiast in **O.** Gut, wir werden für die Folge darauf Rücksicht nehmen. Beziehen Sie doch den „G. K." in Nummern, dann geht's schneller. — Für die Rätsel besten Dank.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

№ 29. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Viel wissen ebnet jede Bahn,
Leicht hilft sich auch, wer vieles kann,
Doch ist's damit noch nicht gethan,
Es macht der Wille nur den Mann!

Albert Traeger.

Gerettet.

(Schluß.)

„Ist's an dem?" fragte der Dorfvorstand, ein alter, reckenhafter Bauer, dem die grauen Locken bis auf die Schulter fielen, den jungen Mann.

Dieser bestätigte nun die Aussage des alten Getz und erzählte, daß er die ihm vom Stadtrichter eingehändigten Schreiben allerorts richtig abgeliefert habe und nun willens gewesen sei, nach Kronstadt zurückzukehren. Aber schon bei Petersberg sei er auf eine Schar Türken gestoßen und nur die Schnelligkeit seines Pferdes habe ihn vor der Gefangenschaft gerettet. Nach allen Richtungen breiteten sie sich aus und er sei versichert, daß die Feinde schon am nächsten Tage vor Nußbach stünden.

Wie der Löwe seine Mähne schüttelt, wenn Gefahr ihm droht, so schüttelte der Ortsvorstand seine wallenden Locken.

„Mach dich an die Sturmglocke, Getz!" befahl er dem Burghüter. Dieser eilte hinaus.

„Und mir erlaubt, bei euch zu bleiben!" bat der junge Stadtreiter. „Die Kronstädter, zu denen ich ohnehin nicht mehr gelangen kann, werden auch ohne mich fertig werden und hier kann ich euch vielleicht von Nutzen sein. Glaubt mir's, ihr Männer, mein Vater lehrte mich schon frühe die Streitaxt schwingen!"

„Bleib', wackerer Bursche," antwortete der Ortsvorstand, ihm die Hand reichend, „und zeige dich deiner Väter würdig!"

Die anwesenden Männer reichten ihm der Reihe nach die Hände und hießen ihn gleichfalls bleiben.

In diesem Augenblick ertönte die Sturmglocke und mahnte an die drohende Gefahr. Weithin war sie vernehmbar. Wer noch auf den Feldern beschäftigt war, Früchte heimzubringen, ließ die Arbeit stehen und eilte heim, sich in Sicherheit zu bringen. Alles, was zur Abwehr eines Ueberfalles nötig war, wurde in Bereitschaft gehalten und die Thore der Burg verrammelt. So gerüstet erwartete man den Feind.

Wider Erwarten ließ dieser jedoch nichts von sich hören. Einige Kundschafter brachten am nächstfolgenden Tage die Nachricht, daß das Heer der Osmanen, nach dem es Helsdorf arg verwüstet hätte, nun auf der östlich von Nußbach liegenden Straße gen Bölön weiter zöge. Dessenungeachtet wurde von den Verteidigern das Kirchenkastell scharf bewacht, denn es war ihnen nur zu wohl bekannt, daß sich von dem Hauptheere oft beträchtliche Horden abzweigten und die abseits liegenden Ortschaften mit Mord und Plünderung heimsuchten.

Der Vormittag verlief ruhig. Gegen Mittag stieg Christian Krauß auf einen der Türme des Kastells, um über die Gegend Umschau zu halten. Aber trotz seines geübten Auges konnte er vom Feinde nichts gewahr werden; schon wollte er sich von seinem Aussichtsorte entfernen, als er plötzlich auf der Höhe der Rothbacher Straße eine Staubwolke bemerkte, die sich näher und näher wälzte.

Wie der Sturmwind eilte er nun die Turmtreppe hinunter, das Gesehene zu verkünden, war aber nicht wenig erstaunt, unten angekommen eine allgemeine Bewegung daselbst zu finden. Bald wurde es ihm klar, was diese Erregung hervorgerufen hatte.

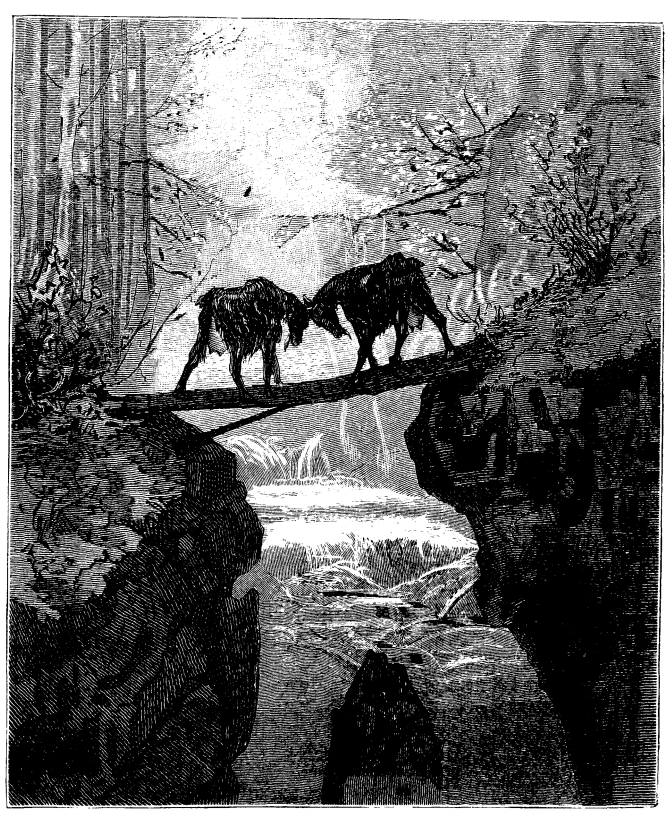
Zwei Walachen, denen man das Thor der Burg geöffnet hatte, waren mit der Nachricht erschienen, daß eine Schar Türken und Tataren Rothbach überfallen hätte und nun mit gefangenen Männern, Weibern und Kindern auf Nußbach heranrückten. Nun erzählte auch Christian den Umstehenden, daß er vom Turme aus die nahenden Feinde bemerkt habe.

„Habt ihr die Schelme genau beachtet?" frug der Ortsvorstand die beiden Walachen. „Wie viel mögen es sein?"

„Herr, es sind ihrer gegen zweihundert!" erklärte der eine.

„So viel mögen es sein!" bestätigte der andere.

„Ihr Männer von Nußbach," nahm nun Christian voll Eifer das Wort, „es sind



Eigensinn.

unsere Brüder und Schwestern, die von den Schurken in die Sklaverei geschleppt werden. Sollen wir es dulden, daß diese dem Elend verfallen? Wer will mir folgen, den Schuften die Beute abzujagen? Noch können wir sie aus dem Rohrdickicht, wo sie vorbeiziehen müssen, überfallen! Kommt, laßt uns nicht zögern, es gilt, heiße Thränen zu trocknen!"

„Wir alle folgen dir, beherzter Bursche!" schrieen die Männer und Jünglinge von Nußbach. „Auf zur Türkenhetze!"

Mit Wehr und Waffen versehen, zogen sie alsbald zum Thore hinaus und suchten, durch die hohen Ufer eines Baches begünstigt, das Rohrdickicht zu gewinnen. Dies gelang ihnen ganz vortrefflich. Durch das Schilf gedeckt konnten sie die herannahende Schar ganz gut beobachten. Neben dem Führer des Zuges, einem finster blickenden Aga, ritt ein bildhübscher, etwa fünfzehnjähriger Knabe, dessen reiche Kleidung vermuten ließ, daß er der Sohn eines vornehmen Türken sei: wahrscheinlich war es der Sprosse eines Paschas, den der Vater mit ins Feld genommen, damit er sich frühzeitig an das Kriegshandwerk gewöhne.

Christian war der erste, der aus dem Dickicht hervorsprang und dem Pferde des Türkenknaben in die Zügel fiel. Die anderen folgten ungesäumt seinem Beispiel und überfielen die nichts Arges ahnenden Feinde. Nun entspann sich ein fürchterlicher Kampf. Das Pferd des Knaben bäumte sich wild auf; trotzdem hielt sich dieser im Sattel fest und gewann auch noch Zeit, mit seiner Klinge auf den angreifenden Christian einzuhauen. Dieser wich aus, dessenungeachtet fuhr die scharfe Waffe ihm in die linke Schulter, daß das Blut hervorquoll. Bevor der mutige Kleine zu einem zweiten Hiebe die Klinge erhob, packte ihn Christian mit seinen sehnigen Armen und riß ihn vom Pferde.

„Laß mich leben," bat nun der Türkenknabe, „mein Vater wird dir's lohnen!"

„Ich denke auch gar nicht daran, dich zu töten!" entgegnete der Stadtreiter, dann rief er einen schon bejahrten Bauern, der sich trotz seiner grauen Haare an dem Kampfe beteiligen wollte, zu sich. „Freund, überlaß das Kämpfen uns Jüngeren," sprach er zu diesem, „und achte auf den Knaben, er kann uns noch von Nutzen sein!"

Der Bauer zog sich mit dem Knaben, nach dem er ihn gefesselt hatte, in das Dickicht zurück, während Christian sich wieder ins Kampfgewühl stürzte. Plötzlich stieß er einen heiseren Schrei aus, wie ihn nur die unbezähmbare Wut hervorzubringen vermag. Mitten durch die Feinde bahnte er sich mit seiner Streitaxt den Weg und suchte die andere Seite der Straße zu gewinnen. Dort hatte er einen stämmigen rothaarigen Tataren bemerkt, in dessen einem Auge wilde Mordgier funkelte.

Der Einäugige hatte den rasenden Stadtreiter und dessen Absicht wohl bemerkt.

„Komm nur her, du Christenhund!" rief er diesem auf walachisch zu. „Wenn dir der Kopf nicht mit Eisenklammern an der Schulter befestigt ist, soll er bald die Spitze meines Yatagans zieren!"

„Er ziere sie, du Kinderräuber, wenn ich nicht die Erde, worauf du stehst, mit deinem Blute dünge!" schrie Christian und stürmte vorwärts. In diesem Augenblicke zerschmetterte eine Kugel den Stiel seiner erhobenen Streitaxt, daß die Splitter rings umher flogen. Wie ein Tiger stürzte nun der rothaarige Tatar auf den der Waffe beraubten Stadtreiter. Doch noch bevor jener seinen Yatagan zum vernichtenden Streiche erheben konnte, packte ihn Christian an der Kehle und es entspann sich nun ein Ringen auf Leben und Tod. Die Gewandtheit des Tataren war nicht zu verachten, um so weniger, da Christians linker Arm, infolge der verletzten Schulter, bedeutend geschwächt war. Die beiden Kämpfer wälzten sich auf der Erde und es gelang dem Tataren, den Stadtreiter unter sich zu bringen. Ein Triumphgeheul ausstoßend schwang dieser seine mörderische Waffe. In diesem Augenblick bemerkte Christian, der auf dem Rücken lag, in dem Gürtel seines Feindes einen Dolch; blitzschnell griff er danach und stieß ihn dem Einäugigen in die Brust, daß dieser röchelnd zusammenbrach.

Der Sieger sprang nun auf und blickte, die errungene Waffe in der hocherhobenen Rechten, wild um sich. Ein Zug der Befriedigung schimmerte auf seinen Zügen. Während seines Ringens mit dem grimmigen Feinde hatte ein Teil der Angreifer die Gefangenen befreit und diese beteiligten sich nun gleichfalls an dem Kampfe. Den vereinten Anstrengungen der Sachsen gelang es endlich, den Feind in die Flucht zu schlagen. Dieser floh und jene kehrten mit den nun befreiten Gefangenen und dem Türkenknaben in die Nußbacher Kirchenburg zurück.

Groß war der Jubel der Zurückgebliebenen über den errungenen Sieg. Christians Mut und Umsicht wurden von allen Seiten gepriesen; auch wurde sein Bestreben, den vornehmen Türkenknaben lebendig in die Gewalt der Nußbacher zu bringen, von den Dorfältesten gut geheißen.

Die nächsten Tage schon sollten hierüber günstige Entscheidung bringen. Vorher jedoch trug sich ein Ereignis zu, an das bei Gefangennehmung des kleinen Osmanen gewiß niemand gedacht hatte.

Die Nußbacher Ortsangehörigen hatten nach dem gelungenen Ueberfalle ihre friedlichen Beschäftigungen in Haus und Feld wieder aufgenommen, denn es ließ sich in der ganzen Gegend kein Feind erspähen und es hieß, das Türkenheer zöge auf der Straße nach Reps weiter. Die Kirchenburg beherbergte demnach nur noch zwei Fremdlinge, den verwundeten Christian und den kleinen Gefangenen.

Der erstere war von dem alten Getz liebevoll aufgenommen und gepflegt worden. Der Pfarrer von Nußbach hatte an den Kronstädter Rat das Mißgeschick Christians berichtet und der Bürgermeister Schreiben geantwortet, dieser möge bis zu seiner Genesung dort weilen.

Der kleine Türkenknabe dagegen hatte im Hause des Pfarrherrn Unterkunft gefunden. Omar, so hieß der Kleine, war der Sohn Kapudschis, des Paschas von Silistria. Sein aufgewecktes Wesen machte ihn bald zum Lieblinge sämtlicher Bewohner der Kirchenburg. In den beiden Knaben des Pfarrherrn hatte er treffliche Spielgenossen gefunden, die ihm die Zeit verkürzen halfen. Eine Verständigung mit ihm wurde um so leichter erzielt, da er die ungarische Sprache völlig beherrschte. Seine Mutter, hatte er erklärt, sei eine Ungarin.

Am liebsten jedoch weilte Omar beim alten Getz, der gar so schön zu erzählen wußte und die Neugierde des Knaben stets rege erhielt. Dort befand sich ja auch Christian, nach dessen Wohlbefinden er sich täglich erkundigte. Erst war Omar in Begleitung Annas erschienen, dann kam er allein und der alte Burghüter empfand bald großes Wohlgefallen an dem hübschen munteren Jungen. Selbst dessen unglückliche Tochter war ihm nicht gram. Seit der mutmaßliche Räuber ihres Kindes durch Christian getötet worden, hatte sich ihr Haß gegen die Osmanen etwas gelegt.

Es war am sechsten Tage der Gefangenschaft Omars. Dieser befand sich wieder beim alten Getz und horchte voll kindlicher Spannung den Erzählungen zu, die ihm der fleißig arbeitende Alte mitteilte. Im Hintergrunde des Zimmers saß Regina und spann, während Christian, dessen Wunde sich zusehends besserte, auf einem Schemel hockte und ein Schreiben zu enträtseln suchte, das ihm sein Schwager aus Kronstadt gesandt hatte.

Der alte Getz erzählte dem kleinen Omar gerade die Geschichte des tapferen Sachsengrafen Albert Huet, dessen Bild an der Wand hing. Der Knabe hatte auf die Weisung des Alten einigemal zu dem Bilde empor geblickt; dann war sein Auge auch auf das daneben hängende Bild gefallen, das gleichfalls seine Aufmerksamkeit zu fesseln schien.

Hatte die seltsame Gewandung oder der überaus milde Blick des Mannes, den das Bild zeigte, seine Neugierde erweckt, blieb zweifelhaft. Nachdem er dieses aber ein Weilchen betrachtet hatte, frug er den alten Getz, wen das Gemälde darstelle. Dieser blickte auf und entgegnete dann, mit einer gewissen Feierlichkeit im Tone: „Das ist unser Herr und Heiland Jesus Christus!"

„Ah!" machte Omar, wie von einer plötzlichen Erinnerung ergriffen; dann betrachtete er wieder eine geraume Zeit das Bild. Augenscheinlich sann er über etwas nach. Plötzlich schien er gefunden, was er suchte, denn seine Züge erhellten sich und lächelnd recitierte er die Worte:

„Ich bau' auf dich,
Herr Jesus Christ!
Beschütze mich
Vor Feindeslist!"

Auf die drei Anwesenden übte dieses Verslein eine außerordentliche Wirkung aus. Bei Christian wurde sie dadurch hervorgerufen, daß Omar, der bisher nur türkisch und ungarisch gesprochen, dies Verslein geläufig in siebenbürgisch-sächsischer Sprache vorgetragen hatte.

Aus einem anderen Grunde freilich entsprang die ganz ungewöhnliche Ueberraschung des alten Getz und seiner Tochter. Der Türkenknabe hatte ihnen das Abendgebet der geraubten kleinen Regina zu Gehör gebracht, was Wunder also, daß diese nun in solche Aufregung gerieten.

Mit einem markerschütternden Schrei war die Mutter des geraubten Kindes auf den kleinen Omar gestürzt, hatte dessen Schultern ergriffen und unter heftigem Schluchzen geschrieen: „Knabe, Engel, den mir Gott gesandt, woher hast du diese Worte?“

Auch der alte Burghüter war aufgesprungen und zu dem kleinen Gefangenen geeilt. Er nahm zärtlich dessen Kopf zwischen seine schwieligen Hände und suchte nach Worten, seinem Herzen Luft zu machen, während ihm die Thränen an den Wangen herabrannen. „Junge, sprich, laß uns wissen, wie du zu dem Gebete meines Enkelchens kommst?“ vermochte er endlich zu stammeln. „Gütiger Vater im Himmel, der du die Geschicke der Menschen leitest,“ rief er dann, mit gefalteten Händen nach oben blickend, „mache meiner Tochter die namenlose Freude und gib ihr Gewißheit über das Schicksal ihres Kindes!“

Den kleinen Omar hatten die stürmischen Empfindungen des alten Burghüters und dessen Tochter zuerst erschreckt, dann begriff er doch wohl, was jene von ihm begehrten.

„Die Worte,“ antwortete er endlich, „die mir beim Anschauen jenes Bildes eingefallen sind, habe ich von der Gespielin meiner Schwester gelernt!“

„Woher ist diese Gespielin?“ frug mit atemloser Spannung des Burghüters Tochter.

„Ich weiß es nicht!“ zuckte Omar die Achseln. „Mein Vater hat sie von Mustafa gekauft. Wenn Mustafa kommt, mich von hier abzuholen, wird er es euch sagen können.“

„Und,“ forschte die bejammernswerte Mutter weiter, „lebt sie noch, diese Gespielin?“

„Sie lebt!“ antwortete der Kleine.

„Wie heißt sie?“ frug nun der alte Getz gespannt.

„Wir nennen sie Gina!“ scholl es aus des Knaben Munde.

Die Tochter des Burghüters war auf die Kniee gefallen. „Himmlischer Vater, ich danke dir! Mein Kind lebt, lebt!“ schrie sie in aufjauchzendem Jubel.

Jeder Zweifel, daß die so lange Vermißte wirklich im Hause von Omars Vater weile, mußte schwinden, als der Knabe nun ein kleines silbernes Kreuz hervorzog, das er, an einer Schnur befestigt, auf der Brust trug. Gina, erklärte er, habe es ihm geschenkt, als er in den Krieg gezogen sei, damit er unversehrt aus dem Kampfe hervorgehen möge.

Die Mutter erkannte es sofort als das einstige Eigentum ihres Kindes.

Wiederholt umarmte die nun glückliche Mutter den Türkenknaben und gab ihm die zärtlichsten Namen. Aber auch auf Christian übertrug sie ihre Empfindungen. Er war es ja, der durch sein Verhalten den Knaben ungefährdet in die Kirchenburg gebracht hatte. Auch dieser wurde von den beiden beglückten Menschen mit Danksagungen überhäuft.

Nachdem sich bei dem alten Getz der Freudentaumel etwas gemäßigt hatte, dachte er daran, die Angelegenheit mit dem Pfarrherrn zu besprechen. Er eilte zu diesem hinüber und erzählte ihm den Vorfall.

„Unerforschlich,“ sprach dieser, von dem seltsamen Ereignis selbst tief bewegt, zu dem Alten, „sind die Wege des Allgütigen. Doch geduldet Euch nur kurze Zeit. Täglich erwarten wir die Zurückkunft der Boten, die in das Lager des Paschas Kapudschi gesandt worden sind, um diesem die Gefangennehmung seines Sohnes zu berichten. Daß wir auch für Euch, Alter, und Eure Tochter hieraus günstige Vorteile erzielen werden, ist wohl natürlich. Also seid guten Mutes, Getz; Der dort oben, wird alles zum Guten lenken.“

Mit dieser tröstlichen Versicherung entfernte sich der alte Burghüter und die Hoffnung, die er daraus zog, sollte sich in der That erfüllen, denn schon am nächsten Tage kehrten die Boten in Begleitung dreier Türken aus dem Lager des Paschas, das dieser bei Galt aufgeschlagen hatte, zurück.

Einer dieser Türken, ein graubärtiger Mann, wurde von Omar mit vieler Herzlichkeit empfangen. Es war Mustafa, der langjährige Diener des Paschas Kapudschi.

Zu den Beratungen waren außer dem Pfarrer und dem Ortsvorstande auch noch die Dorfältesten und der junge Stadtreiter hinzugezogen worden. Der Pascha bot für die Freilassung seines Sohnes 2000 Dukaten und gelobte, die Fluren Nußbachs vor jedem Ueberfalle zu sichern.

„Dieses letztere,“ nahm der Ortsvorstand das Wort, „bleibt für unsere Gemeinde die Hauptsache. Mit dem uns angebotenen Gelde mögen die Rothbacher schadlos gehalten werden, die durch den Ueberfall Einbuße erlitten haben. Ehe wir Euch jedoch den Knaben übergeben, bedingen wir, daß uns der Pascha das in seinem Hause befindliche Christenmädchen ausliefere.“

Mustafa blickte den Sprecher erstaunt an und strich sich dann bedenklich den langen Bart. „Das Herz Nursidahs, der Tochter meines Gebieters, hängt sehr an dem Mädchen,“ sprach er dann; „die Trennung von ihr wird ihre Wangen bleichen!“

„Der Mutter des Mädchens hat der Gram die Wangen längst gebleicht und ihr Herz mit Kummer erfüllt!“ antwortete der Ortsvorstand.

„Lebt sie noch?“ fragte der Türke.

„Sie lebt und sehnt sich nach dem Kinde.“

Mustafa dachte ein Weilchen nach. „Das Kind ist uns allen sehr lieb und sein Scheiden wird uns schwer!“ sagte er dann.

„Gleichviel!“ entgegnete der Ortsvorstand in bestimmten Tone. „Der Knabe bleibt so lange unser Gefangener, bis Ihr uns das Mädchen zur Stelle schafft!“

„Wie kam der Pascha in seinen Besitz?“ frug nun der Pfarrer mit leicht begreiflicher Neugierde.

Der Türke blickte der Reihe nach die anwesenden Männer an, deren Augen voll Spannung auf ihm ruhten, und nickte dann wie befriedigt mit dem Kopfe.

„Während des letzten Krieges, vor sieben Jahren,“ erzählte er hierauf, „kam ich eines Tages von einem Streifzuge in das Lager zurück, das damals in der Gegend von Rosenau stand. Dort fand ich eine Menge Gefangener vor, die man zum Verkaufe ausbot; für zehn Thaler konnte man Erwachsene erhalten, während ein Kind um vier Hufeisen feil war. Da bemerkte ich ein kleines Mädchen, dessen Wehklagen mir sehr ins Herz schnitten; das Kind wurde von einem Tataren bewacht, den der Jammer desselben wenig rührte. Mich aber rührte er und ich überlegte, ob das kleine Wesen meinem Weibe nicht die Tage daheim versüßen würde. Dies erwägend fragte ich den Wächter des Kindes, um welchen Preis er mir dasselbe ablasse. Der Tatar blickte gierig mit dem einen Auge, das ihm Allah gelassen hatte, nach dem verzierten Griffe meines Dolches, der in meinem Gürtel steckte. ‚Gib mir den Dolch,‘ sprach er zu mir, ‚dann mag das Christenkind dein Eigentum sein.‘ ‚Es mag geschehen!‘ sagte ich zu ihm und ging den Tausch ein. Das Kind brachte ich später meinem Weibe heim. Dort in dem Hause des Paschas, wo ich in Zeiten des Friedens die Dienste eines Verwalters versehe, lenkte es bald die Aufmerksamkeit der Hausgenossen auf sich. Auch den Augen meines Gebieters gefiel es gar wohl, als dessen Töchterchen an dem fremden Mädchen großes Wohlgefallen zeigte. Ein reiches Geschenk, das er mir machte, brachte ihn in den Besitz des Kindes. Glaubt es mir, ihr würdigen Männer, schwere Thränen werden die Wangen Nursidahs benetzen, wenn ihr das Christenmädchen von ihr fordert!“

„Und hier wird dessen Ankunft Thränen trocknen!“ entgegnete der Ortsvorstand.

„Es sei, wie ihr begehrt!“ bemerkte Mustafa. „Ich will meinem Herrn und Gebieter euren Entschluß mitteilen. Sein Gemüt ist nicht hart und er wird, den Schmerz der Mutter ehrend, euren Wunsch erfüllen und ihr das Kind senden. In vierzehn Tagen bin ich wieder hier. Möge Allah euch beschützen und seine Güte eure Fluren vor Unheil bewahren!“

Mit diesem Segenswunsche schied Mustafa mit seinen zwei Gefährten aus der Versammlung. Christian begleitete die Gesandten des Paschas bis an die Wohnung des Burghüters. Dort angekommen bat er sie, ein Weilchen zu warten und

eilte ins Haus hinein, aus dem er bald mit dem Dolche des getöteten Tataren zurückkehrte.

„Sieh her, Freund," sprach er zu Mustafa, „ist dies der Dolch, den du um den Besitz des Christenmädchens hingegeben?"

Der Türke stieß einen Laut der Verwunderung aus. „Beim großen Propheten, — er ist es! Wie kam er in deinen Besitz?"

„Ich zog ihn dem Frevler, der ihn für das Christenmädchen eintauschte, aus dem Gürtel und stach ihn damit nieder!" antwortete Christian und erzählte dem aufhorchenden Mustafa dann den ganzen Hergang.

„Allah ist gerecht!" murmelte der erstaunte Türke; dann drückte er dem jungen Stadtreiter die Hand und verließ mit seinen Begleitern die Burg, um ins Lager des Paschas zurückzukehren.

Mit kaum zu beschwichtigender Aufregung hatte die Tochter des Burghüters dem Tage entgegengesehen, an dem sie ihr wiedergefundenes Kind ans Herz drücken sollte. Auch der alte Getz, wiewohl er bemüht war, die Ungeduld seiner Tochter zu zähmen, konnte den hochwichtigen Tag kaum erwarten. Christian hatte dem Alten versprechen müssen, bis zur Ankunft seines Enkelchens bei ihm zu bleiben. Er erfüllte diese Bitte um so lieber, da er während seines gezwungenen Aufenthalts in der Burg tagtäglich Gelegenheit hatte, mit seiner Schwester Anna, an der sein Herz in treuer brüderlicher Liebe hing, ein Stündchen zu verplaudern. Mit Stolz hingen die Blicke Annas stets an den Lippen des Bruders, von dem die ganze Stadt als von ihrem Erretter sprach. Mit verdoppelter Zärtlichkeit aber faßte sie seine Hand, wenn er von der armen kranken Mutter daheim erzählte und Pläne für die Zukunft schmiedete, wie er ihr den Abend ihres Lebens zu erleichtern und zu verschönern gedächte.

So saß, etwa zwei Wochen nach den Unterhandlungen mit dem Gesandten des Paschas, Christian Krauß vereint mit Getz unter der alten Linde, die dessen Wohnung beschattete. Im Eifer ihres Gespräches hatten sie den Tumult gar nicht beachtet, der sich im Dorfe vernehmbar machte. Erst das Erscheinen Annas, die im Orte einige Einkäufe besorgt hatte und nun mit hochgeröteten Wangen, atemlos in den Burghof stürzte, veranlaßte die beiden, ihre Unterhaltung zu unterbrechen.

„Sie kommen! Sie kommen!" schrie Anna und lehnte sich erschöpft an den Thorpfeiler.

„Wer?" frug Christian aufspringend.

„Die Türken mit einem Türkenmädchen!" vermochte die Erschöpfte noch zu stammeln.

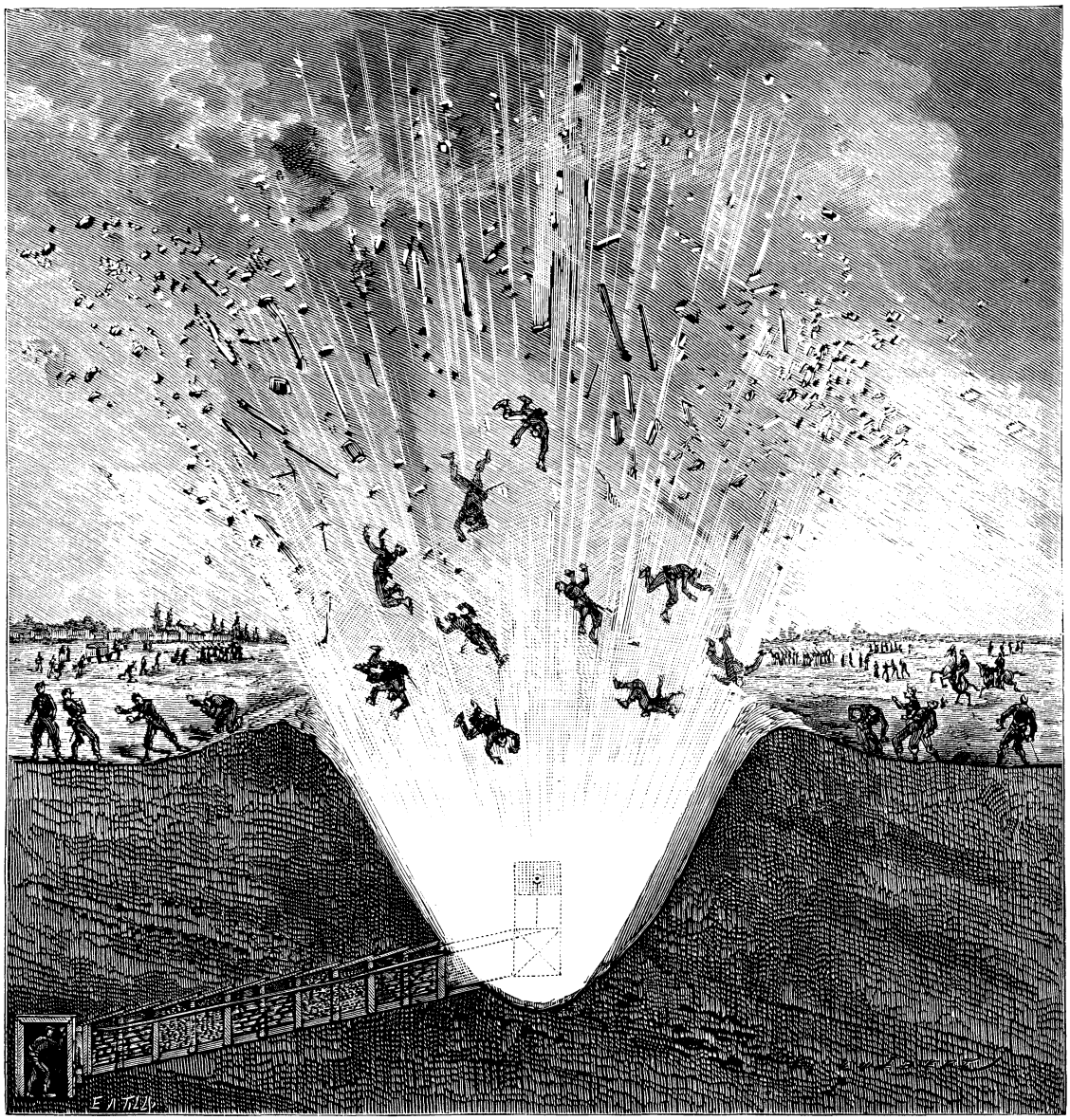
Christian und der alte Getz rannten an das Thor und gewahrten nun eine seltsame Karawane, die sich der Burg näherte.

In einem Wagen, der von mehreren türkischen Reitern umringt war, erblickten sie ein liebliches Mädchen in orientalischer Kleidung. Neben diesem saß, ernst und würdig, der alte Mustafa.

Kaum hatte Getz die Ankommenden erblickt, so eilte er, so schnell ihn seine Füße zu tragen vermochten, ins Haus hinein.

„Regina! Tochter! Kind! Sie sind da!" rief er, mit vor Aufregung zitternder Stimme seiner Tochter zu. Diese stieß einen lauten Schrei aus und stürzte zur Thür hinaus. Der Vater folgte ihr.

Als sie draußen im Hofe anlangten, fuhr der Wagen eben durchs Thor hinein, von einer Menge Neugieriger umringt. Regina wollte auf das Gefährte zueilen und vermochte es nicht. An allen Gliedern bebend, breitete sie nach dem heiß ersehnten Kinde die Arme aus. Ihre Lippen bewegten sich wohl, doch brachte sie kein Wort hervor, nur einige, von Lachen und Weinen untermischte Laute entrangen sich ihrer Brust. Das Mädchen war aus dem



Eine Fladdermine (Fougade)

Wagen gehoben worden und stürmte nun auf die entzückte Mutter zu. Da, beim Herannahen der längst Verlorengeglaubten, jauchzte diese laut auf. „Ich hab' dich wieder! Seht, seht es alle, es ist mein Reginchen!" schrie des Burghüters Tochter und schloß die Wiedergefundene laut schluchzend in die Arme.

Das Mädchen überhäufte die Mutter mit Küssen und zärtlichen Ausdrücken. Freilich untermengte sie ihre Aeußerungen vielfach mit türkischen Worten, aber das Mutterherz verstand sie doch. Auch den alten Getz, der daneben stand und sich immer von neuem mit dem Rücken der Hand über die Augen fuhr, überhäufte das Kind mit Liebkosungen.

Kein Auge blieb thränenleer, als der alte Mustafa nun auf das Mädchen zuschritt, es voll Innigkeit an seine Brust drückte und tief bewegt Abschied von ihm nahm.

„Sei Allah dir gnädig!" sprach er zu dem Kinde. „Sein Auge blicke voll Huld auf dich hernieder! Vergiß ihn nicht, den alten Mustafa! Er befreite dich aus den Händen des Ungeheuers und führte dich in die Arme deiner Mutter. Mögen sie dich schirmend umschließen und dich vor fernerem Unheil bewahren! Leb wohl!"

Dann schritt er langsam auf das Pfarrhaus zu. Dort fand er bereits die Männer versammelt, die seiner harrten.

Sie empfingen von dem Abgesandten des Paschas 2000 Dukaten und die Versicherung, daß ihr Ort von allem Ungemach verschont bleiben sollte. Außerdem überreichte Mustafa dem erstaunten Christian noch ein Geschenk des Paschas von 500 Dukaten, weil er dem Sohne des Paschas, trotz seiner Verwundung durch diesen, nichts zuleide gethan hatte. In Begleitung des kleinen Omar, der sich gleichfalls schwer von der ihm liebgewordenen Umgebung trennen konnte, verließen die Türken hierauf die Kirchenburg.

Christian, der diesen unvermuteten Reichtum nie erträumt hatte, fiel abwechselnd dem alten biederen Getz und Schwester Aennchen um den Hals.

„Vater Getz," jauchzte er, „der Tatarenüberfall hat Euch zu Eurem Enkelchen verholfen und mir und Schwester Anna hat er einen Schatz beschert, der unserer guten Mutter aus Not und Entbehrung hilft. Hat sich's nicht gut gefügt?"

„Wohl, mein Sohn, wohl! Aber," wandte sich der alte Getz dann an seine Tochter, „sagte ich's dir nicht gleich, als uns Christian das erste Mal aufsuchte, daß mir sein Gesicht Gutes prophezeie?"

„Das sagtest du, Vater," lächelte die überglückliche Mutter, „Gott segne ihn und die Seinen!"

Eine Fladdermine (Fougade).

Ein wichtiges Mittel zu Angriff und Verteidigung im Feld-, wie im Belagerungskriege sind die Minen, nämlich unterirdisch angebrachte und gespannte Mengen Schießpulver, welche man zu irgend einem beliebigen Zeitpunkt explodieren machen kann, ganz in ähnlicher Weise, jedoch in größerem Umfange, wie man in unseren Steinbrüchen und bei Kunstbauten Felsen sprengt. Die Kriegsminen sind namentlich seit dem Ende des 16. Jahrhunderts in der Kriegführung aufgekommen, von dem französischen Ingenieur Vauban systematisch vervollkommnet und in neuerer Zeit zu einem wichtigen Zweige des Kriegsingenieurwesens ausgebildet worden, so daß in ihrer Erbauung unsere sogen. Genietruppen (Pioniere, Sappeure, Mineure) eigens unterrichtet werden. Um eine Mine zu bauen, treibt man in ebenem Terrain erst einen senkrechten Schacht (Schleppschacht) nieder, in geneigtem führt man einen wagerechten oder geneigten Stollen (Galerie) in beliebiger oder bestimmter Länge bis zu der Stelle vor, wo man das darüberliegende Erdreich samt allem, was darauf steht, in die Luft sprengen will. Während man sich so unter dem Boden fortarbeitet, wird der Stollen entweder ausgemauert oder mit Holz verschalt und gestützt, wie dies auf unserem nebenstehenden Holzschnitte zu sehen ist. An Ort und Stelle angekommen, wird der Stollen verbreitert und zur Kammer erweitert, welche die Minenladung aufnehmen soll. Diese, aus Pulver, Nitroglycerin oder irgend einem anderen Sprengstoff bestehend, ist in einem hölzernen Kasten untergebracht und mit einer Zündvorrichtung, entweder durch Elektricität oder durch die Bickfordsche Zündschnur, versehen. Sobald die Mine geladen ist, muß sie von hinten verbaut werden, was mittelst Erde, Lehmziegeln, Steinen oder Sandsäcken bewerkstelligt wird und den Zweck hat, bei der Explosion der Ladung deren Wirkung zumeist nach oben und nach den Seiten zu konzentrieren und zu verhüten, daß die Mine nicht nach dem Zugangsstollen und dessen Umgebungen wirkt. Durch die Menge und Beschaffenheit der Ladung hat man es in der Gewalt, entweder nur eine Quetschmine zu machen, welche nur einen Einsturz verursacht, oder eine Fladdermine, die zumeist nach oben wirkt und einen sogen. Trichter auswirft, oder eine sogen. Druckkugel- oder überladene Mine, welche nach allen Seiten wirkt. Soll nun die Mine „spielen", so braucht man bloß die Zündung zu bewerkstelligen, die bis zum Minenherd eingerichtet ist; dann explodiert die Ladung, wirft die darüberliegende Erdmasse als Garbe in die Luft und bildet einen Trichter, in welchen ein Teil der ausgeworfenen Erde wieder zurückfällt und in diesem Trichter setzt sich dann der Mineur fest, um seine Arbeiten weiter zu treiben. Dieser Minenkrieg wird besonders bei Belagerungen geübt, wo ihn Angreifer und Verteidiger um die Wette betreiben, weil die letzteren den Arbeiten der ersteren durch sogen. Konterminen zu begegnen suchen, von denen wir ein andermal reden wollen. Zur Versinnlichung der Wirkung einer Fladdermine an der Hand des vorstehenden Holzschnittes knüpfen wir an das Auffliegen einer Versuchsmine an, welche vor einiger Zeit auf dem Uebungsplatze des Genieregimentes in Areas durch eine noch unerklärte Unvorsichtigkeit stattfand und wobei ein Dutzend Soldaten getötet und über zwanzig mehr oder weniger schwer verletzt wurden.

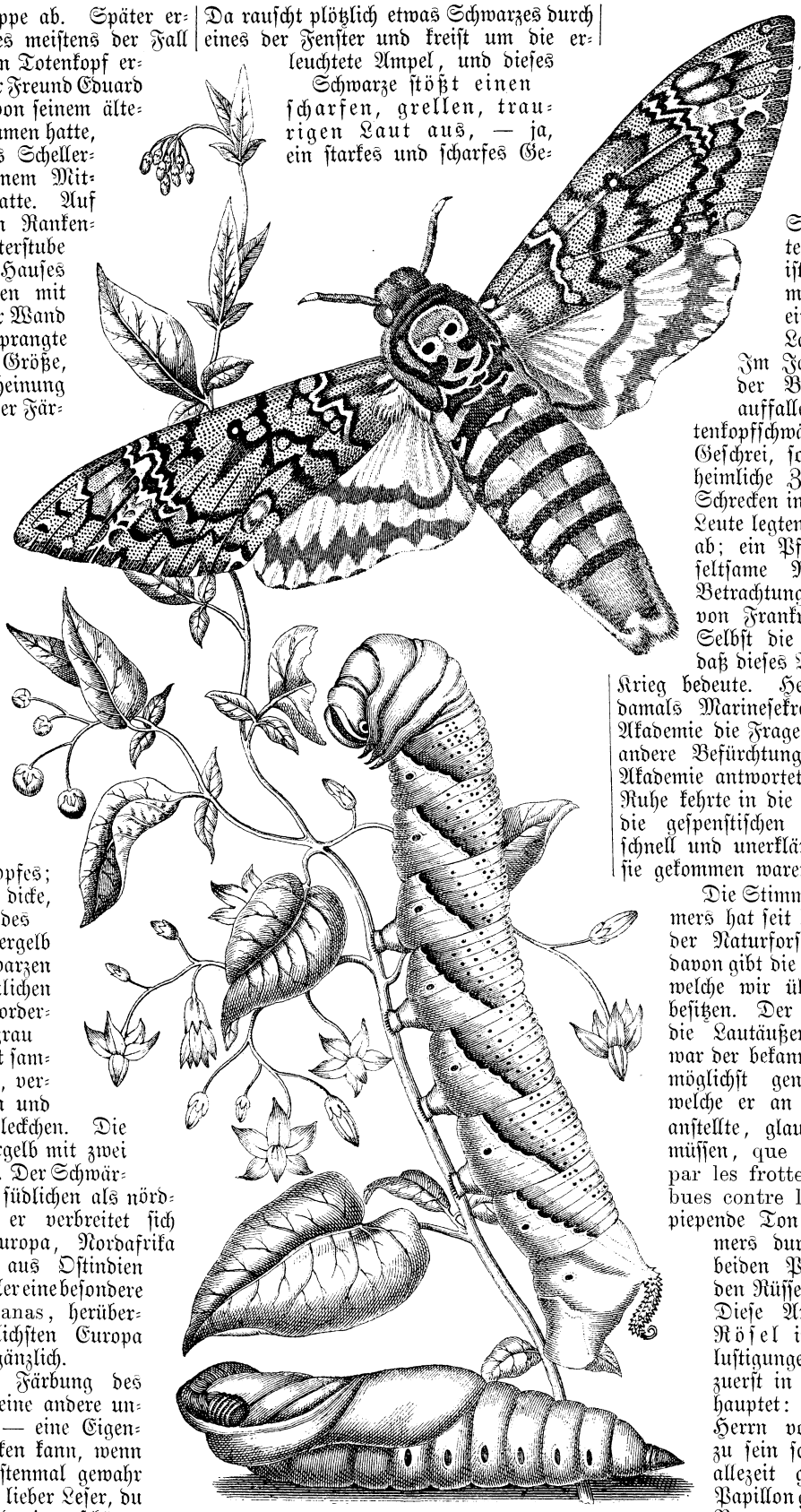
Der Totenkopfschwärmer.

Das Hauptstück jeder deutschen Schmetterlingssammlung ist der Totenkopfschwärmer, mit gelehrtem Namen Acherontia atropos oder Sphinx atropos. Mit Stolz zeigt der Sammler seinen Freunden den seltenen, großen, düstergefärbten Schmetterling, und mit leisem Grauen betrachten die Freunde das unheimliche Bild eines menschlichen Totenschädels auf dem Rücken des Nachtfalters; mit heißem Verlangen begehrt der Knabe, welcher erst in den Anfängen einer Schmetterlingssammlung steht, nach dem Besitz eines Totenkopfschwärmers, und durch die Träume der Nacht sieht und hört er oft den seltenen Schmetterling heranrauschen. In meiner Jugendzeit belief sich der Preis eines „Totenkopfes", wie wir schlichthin sagten, auf einen Thaler. Ein Thaler war aber für einen Knaben von damals ungeheuer viel Geld, ja nahezu eine unerreichbare Summe, und deshalb blieb den meisten jugendlichen Schmetterlingssammlern der Totenkopf auch unerreichbar. Ein echter Schmetterlingssammler will zudem seine Schmetterlinge „selbst gefangen" haben; nun fliegt aber der Totenkopf nur in der Dämmerung und Nacht, und dann lag der vom Spiel und Turnen ermüdete Knabe meist in seinem Bette. Einigemal freilich zogen wir doch mit unsern Gazenetzen in den späten Abend hinaus und lauerten bei den durch das Dunkel schimmernden hellgefärbten Nachtblumen, als Geißblatt und Seifenkraut, Nachtkerze und Jalappa; aber wir fingen nur die allergewöhnlichsten Eulchen und Schwärmer — nie einen Totenkopf! Eine Hoffnung blieb uns: wir mußten sehen, eine Raupe zu bekommen, welche auf dem Kartoffelkraute lebt, oder eine Puppe, welche sich in die Erde der Kartoffelfelder bettet. Wir beauftragten deshalb alle Tagelöhner, welche auf den Kartoffelfeldern arbeiteten, auf Raupen und Puppen zu achten und beschrieben ihnen die „Diehrs", welche sie nicht kannten, versprachen auch einen guten Bringelohn — um im Herbst nichts weiter als Maikäferlarven, Feldmäuse, Kröten und dergleichen Gesindel zu erhalten. Nur ein einziges Mal erhielten wir eine Puppe, ein großes, glänzend braunschwarzes Ding, welches lebhaft den geringelten Hinterleib bewegte. Der Jubel war groß. Fünf Silbergroschen wurden mit Freuden dem glücklichen Finder eingehändigt. Die wertvolle Puppe, welche „zu den schönsten Hoffnungen berechtigte", wurde sorgfältig in eine mit Gaze verschlossene und halb mit lockerer Erde angefüllte Schachtel gebettet; die Erde wurde von Zeit zu Zeit mit einem leichten, durch eine nasse Bürste erzeugten Sprühregen angefeuchtet; wohl hundertmal ruhten unsere Augen wohlgefällig auf dem braunschwarzen, schlummernden, geheimnisvollen Ding von Puppe, während die Hände sich jeder schädigenden Berührung enthielten; trotz alledem und

allebem starb die Puppe ab. Später erfuhren wir, daß dieses meistens der Fall sei. Ich habe nie einen Totenkopf erlangt, aber mein älterer Freund Eduard besaß einen, den er von seinem älteren Bruder Karl bekommen hatte, der ihn für ein altes Schellersches Lexikon von einem Mitschüler eingetauscht hatte. Auf der mit einer grünen Rankentapete beklebten Hinterstube im zweiten Stock des Hauses hingen drei Glaskasten mit Schmetterlingen an der Wand und in dem mittelsten prangte der Totenkopf. Seine Größe, seine vereinzelte Erscheinung und die Düsterkeit seiner Färbung ließen ihn sofort als Hauptstück der ganzen Sammlung erkennen.

Der Totenkopfschwärmer ist der schwerste und größte europäische Schwärmer, indem die Spannweite seiner Flügel 10—13 cm beträgt. Sein Bau ist plump und stark. Auf dem schwarzbraunen Nackenschilde (thorax) zeigt sich die ockergelbe, schwarz punktierte Zeichnung eines menschlichen Totenkopfes; daher der Name. Der dicke, plumpe Hinterleib des Schwärmers ist ockergelb mit breiten schwarzen Gürteln und bläulichen Längsstreifen. Die Vorderflügel sind schwarzgrau oder schwarzbraun mit sammetschwarzen, zackigen, verworrenen Querbinden und einigen ockergelben Fleckchen. Die Hinterflügel sind ockergelb mit zwei schwarzen Querbinden. Der Schwärmer gehört mehr den südlichen als nördlichen Ländern an; er verbreitet sich über das südliche Europa, Nordafrika und südliche Asien; aus Ostindien haben englische Sammler eine besondere Art, Acherontia Satanas, herübergebracht. Im nördlichsten Europa fehlt der Totenkopf gänzlich.

Zu der düsteren Färbung des Falters kommt noch eine andere unheimliche Eigenschaft — eine Eigenschaft, die fast erschrecken kann, wenn man dieselbe zum erstenmal gewahr wird. Stelle dir vor, lieber Leser, du befändest dich während einer schönen Sommernacht in einem Gartensaale, der von dem matten Schimmer einer Ampel erleuchtet wird. Die Fenster stehen offen und lassen die laue Nachtluft ein. Du liest in einem Buche oder träumst mit halbgeschlossenen Augen in einem Sessel. Da rauscht plötzlich etwas Schwarzes durch eines der Fenster und kreist um die erleuchtete Ampel, und dieses Schwarze stößt einen scharfen, grellen, traurigen Laut aus, — ja, ein starkes und scharfes Geschrei, das dem einer Maus gleicht, doch noch kläglicher und sogar jämmerlich ist! Ich wette, du wirst erschrocken aufspringen und wirst dir das dunkle Wesen mit dem Klagelaut nicht zu deuten vermögen. An einen Schmetterling denkst du wohl am wenigsten, da du nie gehört hast, daß Schmetterlinge musikalisch seien. Und doch ist dieser nächtliche Lärmer und Schwärmer ein Schmetterling, der Totenkopfschwärmer. Er ist der einzige einheimische Schmetterling, der eine so starke, auffallende Lautäußerung besitzt. —



Im Jahre 1730 erschien in der Bretagne plötzlich eine auffallende Masse dieser Totenkopfschwärmer. Ihr klagendes Geschrei, sowie ihre düstere, unheimliche Zeichnung warfen den Schrecken in alle Gemüter. Viele Leute legten eine öffentliche Beichte ab; ein Pfarrer schrieb über die seltsame Naturerscheinung eine Betrachtung, welche im „Merkur von Frankreich“ gedruckt wurde. Selbst die Ungläubigsten sagten, daß dieses Wunder eine Pest oder Krieg bedeute. Herr von Ponchartrain, damals Marinesekretär, richtete an die Akademie die Frage, ob die eine oder die andere Befürchtung begründet sei. Die Akademie antwortete mit Nein, und die Ruhe kehrte in die Gemüter zurück, zumal die gespenstischen Schmetterlinge ebenso schnell und unerklärlich verschwanden, als sie gekommen waren.

Die Stimme des Totenkopfschwärmers hat seit langem die Wißbegierde der Naturforscher gereizt: Zeugnis davon gibt die ausführliche Litteratur, welche wir über diesen Gegenstand besitzen. Der erste Schriftsteller über die Lautäußerung des Nachtfalters war der bekannte Réaumur. Nach möglichst genauen Untersuchungen, welche er an lebenden Exemplaren anstellte, glaubte er annehmen zu müssen, que le son était produit par les frottements des tiges barbues contre la trompe — daß der piepende Ton des Totenkopfschwärmers durch die Reibungen der beiden Palpen oder Taster an den Rüssel hervorgebracht würde. Diese Angabe Réaumurs zog Rösel in seinen „Insektenbelustigungen, Teil III. 1735“ zuerst in Zweifel, indem er behauptet: „So überzeugend des Herrn von Réaumur Versuch zu sein scheint, so hat mich doch allezeit gedünkt, so oft mein Papillon geschrieen, ich hätte mehr Bewegung zwischen dem Bruststück und dem Hinterleib, als zwischen dem Rüssel und seinen Bartspitzen (das sind die palpi) wahrgenommen.“ Réaumur und Rösel gegenüber, welche den Ton des Schwärmers durch Reibung erklären, wurden in der

Folge mehrere Abhandlungen veröffentlicht, in denen behauptet wird, der Schmetterling erzeuge seine Stimme dadurch, daß er die eingesogene Luft durch irgend eine Körperspalte zwänge. In diesem Sinne schrieben Leunis, Huber, Passerini, Duponchel. Darauf beobachtete und untersuchte ein gewiegter Anatom und Physiologe der neueren Zeit, Rudolf Wagner, die Stimme von acht Exemplaren des Totenkopfschwärmers; er gelangte zu der Ueberzeugung, daß der Schwärmer den Ton dadurch hervorbringe, daß er die Luft des Saugmagens (einer großen, prall mit Luft ausgedehnten Saugblase, welche dicht vor dem eigentlichen Magen in das Ende der Speiseröhre mündet) durch die an der vorderen Fläche des Rüssels belegene Spalte treibt. Diese Darlegung Wagners wurde endgültig durch die Untersuchungen bestätigt, welche Professor Dr. Landois in Münster im Oktober 1873 an zwei lebenden Männchen unseres Schwärmers anstellte*).

Der oben genannte Naturforscher Huber erzählt, als einmal ein Totenkopfschwärmer einem gelehrten Theologen, der auch Insektensammler war, während einer Unpäßlichkeit gebracht wurde, so habe ihn dessen kläglicher Laut so sehr gerührt, daß er ihm das Leben und die Freiheit schenkte, statt ihn aufzuspießen.

Der Totenkopfschwärmer fliegt in der Morgen- und Abenddämmerung, oder in nicht allzu dunkeln Nächten, saugt aber wohl selten nur mit seinem kurzen Rüssel aus einer flachen Blüte Honigsaft. Er ruht lieber auf einer recht süßen, von Wespen angefressenen Frucht, oder hängt am Ahorn-, Weiden- und Eichenstamm, um sich an dem aus Rißwunden sickernden Saft zu laben. Mehr aber noch als diesen Baumsaft liebt er den Zellenhonig in den Bienenstöcken, welcher an feuchtwarmen Abenden einen stärkeren Duft entsendet als die Blumenkelche. Gespenstisch wie eine Fledermaus schwirrt der große, düstere Falter hart vor dem Bienenstande hin und her, wohl um nach den Eingangslöchern der Stöcke auszulugen. Plötzlich bricht er durch die Bienenwachen in das Innere. Die treuen Hüterinnen der Pforte geben in diesem Augenblick schon die Zeichen, daß der Räuber eingefallen. Das Ohr des Lauschers vernimmt deutlich den Alarm zur Abwendung der Gefahr. Eine kleine Schar von Immen wirft sich auf den honiggierigen Gesellen. Mit den scharfen Mundwerkzeugen schneiden sie ihm eilig die Spitze von den Flügeln und tiefe Scharten in den Vorderrand, wo die dicken Adern verlaufen, damit er nicht mehr entwischen kann; endlich bohren sie die giftgefüllten Stacheln in die weichen Fugen zwischen den Ringeln des Hinterleibes. Befindet sich das Flugloch in einiger Höhe an der Seite des Stockes, so wird der Leichnam des überwältigten Räubers mit Klebewachs am Boden festgekittet und ganz damit umhüllt; ist das Flugloch hingegen, wie neuerdings ja meist, am Grunde des Korbes angebracht, so wird der Leib des unglücklichen Schwärmers ungesäumt herausgeschleift und vom Stande hinabgeworfen.

Der Totenkopfschwärmer gehört, ebenso wie der Windenschwärmer (Sphinx convolvuli), zu den Zugvögeln oder Wanderschmetterlingen der Schmetterlingswelt, wie dies B. Tümler in der bekannten Zeitschrift „Natur und Offenbarung" (Bd. 23) eingehend nachgewiesen hat. In einzelnen Jahrgängen erscheinen, ohne Zweifel aus den südlichen Gegenden, Italien, Südfrankreich u. s. w. ganze Scharen von Windenschwärmern, so daß alle duftigen Geißblattlauben, alle farbenreichen Beete der Jalappa, selbst die Feldhecken, an denen reichliches Seifenkraut blüht, von den großen, fledermausartig hin und her huschenden, gespenstisch schwirrenden Schmetterlingen belebt werden. Eine ähnliche Erscheinung bietet der Totenkopfschwärmer, nur mit dem Unterschiede, daß bei ihm die Raupen und Puppen massenhaft auftreten. Nach einem heißen Sommer zeigen sich plötzlich im Herbst unsere Kartoffelfelder zahlreich mit den gewaltigen Raupen des Totenkopfschwärmers bedeckt. Sowohl die 12 cm langen, kräftigen, gelblich-grünen Raupen mit dem gekörnelten, S-förmigen Schwanzhorn, als auch die großen, glänzend braunschwarzen Puppen ohne vorstehende Rüsselscheide kann man in solchen Jahrgängen leicht erlangen, zumal wenn man die Leute, die mit der Kartoffelernte beschäftigt sind, aufmerksam macht und ihnen einige Groschen Bringerlohn zusichert. Aus der Puppe schlüpft im nächsten Sommer der Schmetterling. Allein nur bei sehr wenigen ist dieses der Fall; die meisten Puppen sterben ab, und merkwürdig, auch die wenigen ausgeschlüpften Schmetterlinge bleiben unfruchtbar und ohne Nachkommenschaft. Die Totenkopfschwärmer sind aus der Gegend verschwunden, bis wieder ein heißer Sommer frische Zugvögel herüberführt. Die sich jedem denkenden Menschen aufdrängende Frage, weshalb jene Schmetterlinge aus den südlichen Ländern auswandern, beantwortet B. Tümler folgendermaßen. Futtermangel könne der Grund nicht sein, da die südlichen Länder in Hinsicht des Futters weit besser bestellt seien, als unsere nördlichen Länder; vielmehr treibe der immer weise Schöpfer diese Schwärmer in einzelnen Jahren massenhafter Ueberfülle instinktartig zur Auswanderung nach Norden, woselbst sie (wie wir bereits gehört) ohne Nachkommenschaft zu Grunde gehen. „Um das gestörte Gleichgewicht zwischen Insektenwelt und Pflanzenwelt, ebenso zwischen den einzelnen Familien der Insekten untereinander wieder herzustellen, damit nicht einzelne Abteilungen zum Schaden der Gesamtheit sich unverhältnismäßig stark vermehren, schickt die Natur diese Tiere ins Verderben. Ein Uebermaß von Individuen einer Art ist der sicherste Weg zum Untergang der Art selber; hingegen Beschränkung jener Ueberfülle von Individuen ist Rettung, ist Erhaltung der Art. Kurz, um Höheres für die Art zu erhalten, läßt die Natur das Einzeltier zu Grunde gehen."

So bestätigt auch der Totenkopfschwärmer die Worte aus dem Buche der Weisheit (11, 21): „Gott hat alles nach Zahl, Maß und Gewicht geordnet!"

*) Man vergleiche: „Tierstimmen". Von Professor Dr. H. Landois. Verlag von Herder, Freiburg im Breisgau. 1874.

Stanleys Empfang im Dorf Ka-Bammbaré in Manyéma.

Als der berühmte Reisende H. M. Stanley jene kühne und außerordentliche Wanderung durch das Innere von Afrika machte, um den verschollenen Missionar Livingstone aufzusuchen, fand er eine der ersten deutlicheren Spuren von demselben in einem Dorfe Ka-Bammbaré in dem schönen Landstrich Manyéma, welcher sich einer größeren Fruchtbarkeit und landschaftlichen Schönheit erfreut als die Nachbarländer, und dessen Bewohner auch einen etwas höheren Grad von Kultur aufweisen, was sich auf den ersten Blick erkennen ließ. Statt der kegelförmigen Hütten traf er hier rechtwinkelige Häuser von Flechtwerk, das häufig noch von einem sorgfältig angebrachten Lehmbewurf bekleidet war, und schöne kräftige kurzbeinige Ziegen mit langem Euter u. dgl. Er erzählt selbst, daß er von dem Tage an, wo er die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen des Tanganyika und den Quellen überschritten hatte, die Natur reicher und prächtiger werden sah; daß sie westlich von Goma ihre Früchte mit freigebiger Hand ausstreute, die Ufer der Gewässer mit einer wuchernden Pflanzenwelt bekleidete, und daß diese Freigebigkeit und Fülle sich in dem Maße steigerte, als man weiter vordrang; die Vegetation ward einfach großartig und wild erhaben.

„Die Natur in Manyéma," sagt Stanley, „ist von einer furchtbaren Schönheit und flößt einem einen fast beängstigenden Respekt ein. Das Kisuaheli (die Swahelisprache) besitzt Worte, um dieselbe in allen ihren Formen zu beschreiben, wozu das Englische zu arm ist . . . Beim Weggehen von Riba-Riba führte uns der Weg — anstatt wie bisher über bewaldete Kämme hinweg oder durch dunkle Thäler

Stanleys Empfang im Dorf Ka-Bammbaré in Manyéma.

wieder zum Licht hindurch — vor ein Amphitheater bewaldeter Berge und feierlicher Wälder, bis wir Ka-Bammbaré erreichten. Selbst wenn der Ort keinerlei Erinnerungen in uns erweckt hätte, würde er mich durch seine liebliche Wildheit angezogen haben; allein Livingstone hatte Monate lang hier gewohnt, und die einzige Aeußerung von Muana Ngoé, dem Häuptling des Dorfes, daß der große Forscher einige Monate lang hier gelebt hatte, bewog Stanley hier sogleich Halt zu machen."

Sobald nämlich Stanley mit seiner Karawane ankam, trat ihm Muana Ngoé an der Spitze seiner Leute entgegen, um nach Landesart ein Palaver, d. h. eine lange Unterredung, anzuknüpfen. Von dieser Begegnung gibt uns der vorstehende Holzschnitt S. 440 eine lebhafte Vorstellung. Der Negerhäuptling oder „König", wie er sich lieber nennen hört, ist schon ein alter Knabe, aber von einem gewaltigen Dünkel und einer ganz außerordentlichen Eitelkeit. Zum Zeichen seiner Würde mit einem langen Rohrstab versehen, welcher die Stelle eines Scepters vertritt, in eine Masse von einheimischem Stoffe und Gewebe gehüllt, welche genau 22 m lang und etwa 1 m breit war, und das er kokett geordnet um seine Hüften trug, eine Federkrone auf dem Kopf, mit Flittern und Fransen behangen und in verschiedenen Farben bemalt, hält er sich für eine ungeheuer wichtige und bedeutende Person, und war von einer übertriebenen, unbändigen Regung von Stolz erfüllt, welche ins Lächerliche ging.

Muana Ngoé führte seinen Gast unter einen Palmbaum, um hier den Palaver abzuhalten, ohne welchen keine Begegnung mit Eingeborenen denkbar ist; und als die Leute des Dorfes ihren Häuptling so gnädig und leutselig mit dem Anführer der Fremden sprechen sahen, brachten sie Matten herbei, worauf diese sich setzen konnten. Alsbald kam die Rede auf Livingstone.

„Ist der alte weiße Mann dein Vater?" fragte Muana Ngoé.

„Nein, aber ich habe ihn gut gekannt."

„Hört ihr? er hat ihn gut gekannt," wandte sich Ngoé an seine Leute. „Und er war gut, nicht wahr?"

„Gewiß — sehr gut."

„Du sprichst wahr. Die Araber sind hart, und wie oft hat er mich vor ihnen gerettet!"

Damit war das Herz des schwarzen Häuptlings gewonnen, und Stanley ward der freundlichste Empfang zu teil. Er war angenehm überrascht von der sichtlich größeren Schönheit der Rasse, die sich hier entfaltete. Die Uhommbo jenseit der Wasserscheide hatten noch den Negertypus in seiner ganzen Häßlichkeit dargelegt; hier entfaltete sich der äthiopische Typus. Der Häupling war schon alt und hatte darum die Vorzüge desselben allerdings eingebüßt. Beim Abschied beschenkten die Einheimischen ihre weißen Gäste noch reichlich mit Lebensmitteln aller Art als Vorrat auf die Reise.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Dieser aber zeigte denselben äußerlichen Gleichmut wie vorhin Winnetou.

„Du kannst beginnen," forderte ihn der Upsaroca auf. „Ich werde dir den ersten Stoß erlauben. Drei Stöße werde ich nur abwehren, dann aber wirst du von meinem ersten Stoße fallen."

Da lachte Old Shatterhand kurz auf. Er stieß sein Messer in den Stamm der Linde und antwortete:

„Und ich verzichte ganz auf diese Waffe. Dennoch wirst du gleich beim ersten Angriffe fallen. Wir haben keine Zeit zu einem langen Spiel. Sei also aufmerksam, denn ich beginne!"

Er erhob den Arm wie zum Schlage und sprang auf seinen Gegner ein. Dieser ließ sich durch die Finte täuschen und stieß nach ihm. Aber der Weiße war gedankenschnell wieder zurückgewichen, so daß der Stoß fehl ging. Eine abermalige blitzschnelle Bewegung Old Shatterhands — seine Faust traf den Gegner an die Schläfe; der Riesenleib desselben wankte einen Augenblick und krachte dann mit lautem Schlag auf die Erde nieder.

„Da liegt er, mit dem ganzen Körper am Boden! Wer hat gesiegt?" rief Old Shatterhand.

Hatten vorhin, als der „hundertfache Donner" besiegt worden war, die Upsarocas sich ruhig verhalten, so brachen sie jetzt in ein Geheul aus, welches klang, als ob es aus tierischen Kehlen käme. Die anderen erhoben ein lautes Freudengeschrei.

Hatte irgend einer vielleicht erwartet, daß die Krähenindianer im Falle ihres Unterliegens eine schleunige Flucht versuchen würden, so bewahrheitete sich dies jetzt nicht. Hielten sie sich wirklich durch ihren Schwur gebunden, oder waren sie viel zu bestürzt, um einen so schnellen Entschluß fassen zu können, keiner von ihnen machte eine Bewegung, welche auf die Absicht schließen ließ, sich dem Tode zu entziehen, der nach der vorausgegangenen Vereinbarung ihnen allen nun gewiß zu sein schien.

Old Shatterhand zog sein Messer aus dem Stamme und schnitt sich los. Die weißen Jäger traten zu ihm, um ihn und sich zu beglückwünschen. Auch die befreundeten Indianer priesen das Lob der beiden Sieger, waren aber auf das schleunigste bemüht, zu ihren Waffen zu kommen, um den Upsarocas jeden etwa beabsichtigten Widerstand und auch die Flucht zur Unmöglichkeit zu machen.

Diese aber hatten ihr Geheul eingestellt, gingen nach der Stelle, an welcher der „Donner" saß, und ließen sich still bei ihm nieder. Selbst derjenige von ihnen, welcher mit bei den Waffen gestanden hatte, schloß sich ihnen an, obgleich es ihm nicht schwer gewesen wäre, auf eines der Pferde zu springen und davonzureiten.

Old Shatterhand trat wieder zu dem „Tapferen, welcher Medizin sucht". Derselbe kam eben aus seiner Betäubung wieder zu sich. Er öffnete die Augen und sah, daß der Sieger ihm den Riemen durchschnitt. Es bedurfte einiger Zeit, ehe er zum Verständnisse der Situation gelangte. Dann aber sprang er von der Erde auf. Er starrte Old Shatterhand mit einem ganz unbeschreiblichen Blicke an. Die Augen schienen ihm aus ihren Höhlen treten zu wollen, und seine Stimme klang heiser, als er stockend fragte:

„Ich — — lag — — am Boden! Hast du mich denn besiegt?"

„Ja! Oder hast du nicht selbst die Bedingung ausgesprochen, daß derjenige, welcher mit dem Körper zur Erde zu liegen kommt, für besiegt gelten solle?"

Der Rote betrachtete sich. Trotz seiner Größe bot er jetzt ein Bild des tiefsten Erschreckens.

„Ich bin doch nicht verwundet!" rief er aus.

„Weil ich dich nicht töten wollte. Ich steckte ja mein Messer in den Baum."

„So hast du mich mit der bloßen Hand niedergeschlagen?"

„Ja," lächelte Old Shatterhand. „Ich hoffe, daß du mir das nicht übel nehmen wirst. Es ist das für dich besser, als wenn ich dich niedergestochen hätte."

Aber der Upsaroca war ganz und gar nicht im stande, jetzt mit zu scherzen. Es war ein Blick größter Ratlosigkeit, welchen er auf die Seinen warf. Dann nahmen seine scharfen Züge den Ausdruck starrer Resignation an.

„Besser wäre es, du hättest mich getötet!" klagte er. „Der große Geist hat uns verlassen, weil uns unsere Medizinen gestohlen worden sind. Der Krieger, welcher skalpiert wird, kann nie in die ewigen Jagdgründe gelangen. Warum sind die Squaws unserer Väter nicht gestorben, ehe wir geboren wurden!"

Der vorher so stolze und siegesgewisse Mann war jetzt kleinmütig und verzagt wie ein Kind. Er wankte dahin, wo die Seinen saßen, um sich zu ihnen zu setzen, drehte sich aber noch einmal um und fragte:

„Erlaubt ihr uns, das Sterbelied zu singen, bevor ihr uns tötet?"

„Bevor ich dir antworte, will ich dir eine Frage geben. Komm!“

Old Shatterhand führte ihn zu den Upsarocas, deutete auf den „hundertfachen Donner“ und fragte:

„Willst du jetzt noch diesem Krieger zürnen?“

„Nein. Er konnte nicht anders. Der große Geist hat es so gewollt. Wir haben unsere Medizinen verloren.“

„Ihr werdet sie oder noch viel bessere wiedererhalten.“

Sie alle blickten erstaunt zu ihm empor.

„Wo sollen wir sie finden?“ fragte ihr Anführer. „Hier, da wir sterben müssen? Oder in den ewigen Jagdgründen, in die wir nicht gelangen können, weil wir unsere Skalpe verlieren?“

„Ihr sollt eure Skalpe und euer Leben behalten. Ihr hättet uns getötet, wenn wir unterlegen wären; wir aber sind nur scheinbar auf euere Bedingungen eingegangen. Wir sind Christen und morden keinen unserer Brüder. Steht auf! geht hin, nehmt eure Waffen und eure Pferde! Ihr seid frei und könnt reiten, wohin es euch beliebt!“

Aber keiner machte eine Miene, dieser Aufforderung Folge zu leisten.

„Du sagst das als Beginn der Qualen, mit denen ihr uns foltern werdet,“ sagte der „Tapfere, welcher Medizin sucht“. „Wir werden dieselben ertragen, ohne daß du einen Laut der Klage aus unserem Munde vernimmst.“

„Du irrst dich. Ich spreche im Ernste. Zwischen den Upsarocas und den Kriegern der Schoschonen ist das Beil des Krieges vergraben.“

„Aber ihr wißt, daß wir euch töten wollten!“

„Es ist euch nicht gelungen, und darum dürsten wir nicht nach eurem Blute. Wir haben keinen von uns an euch zu rächen. Kanteh-pehta, der berühmte Medizinmann der Upsarocas ist unser Freund. Er kann mit den Seinen unangefochten in seine Wigwams zurückkehren.“

„Uff! Du kennst mich?“ fragte der Genannte erstaunt.

„Dir fehlt das Ohr, und ich erblickte hier diese Narbe; daran habe ich dich erkannt.“

„Woher weißt du, daß ich diese Zeichen an mir trage?“

„Von deinem Bruder Schunka-schetscha, dem ‚großen Hunde‘, der mir von dir erzählte.“

„Auch diesen kennst du also?“

„Ja. Ich bin einst mit ihm zusammen gewesen.“

„Wann? Wo?“

„Vor mehreren Sommern. Am Berge der Schildkröte haben wir uns getrennt.“

Da sprang der Medizinmann, der sich bereits niedergesetzt hatte, schnell wieder auf. Seine Züge nahmen einen ganz anderen Ausdruck an. Seine Augen verloren den starren, resignierten Blick und begannen zu leuchten.

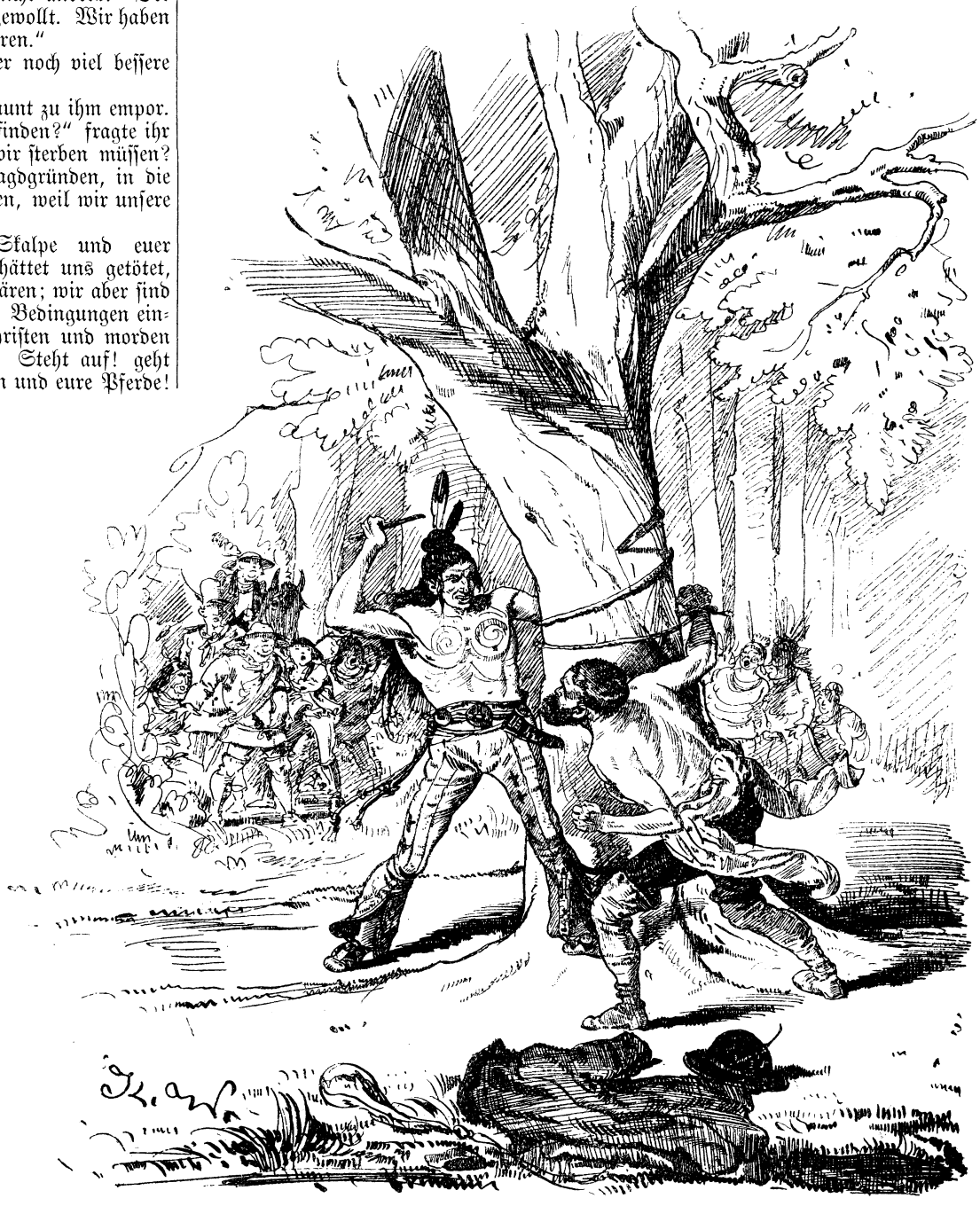
„Täuscht mich dein Wort oder mein Ohr?“ rief er aus. „Wenn du die Wahrheit sagst, so bist du Non-pay-klama, den die Weißen Old Shatterhand nennen!“

„Der bin ich allerdings.“

Beim Klange dieses Namens erhoben auch die anderen Upsarocas sich vom Boden. Sie schienen auf einmal ganz andere Menschen zu sein.

„Wenn du dieser berühmte Jäger bist,“ rief ihr Anführer, „so hat der große Geist uns noch nicht verlassen. Ja, du mußt es sein, denn du hast mich mit der Faust niedergeschlagen. Von dir besiegt worden zu sein, ist keine Schande. Ich darf leben, ohne daß die Squaws auf mich deuten.“

„Und auch der ‚hundertfache Donner‘,



Eine abermalige blitzschnelle Bewegung Old Shatterhands – seine Faust traf den Gegner an die Schläfe . . .

der ein tapferer Krieger ist, braucht sich nicht zu schämen, besiegt worden zu sein, denn derjenige, gegen den er kämpfte, ist Winnetou, der Häuptling der Apachen."

Die Augen der Upsarocas suchten mit wirklich ehrfurchtsvollem Blicke die Gestalt Winnetous. Dieser trat herbei, reichte dem „hundertfachen Donner" die Hand entgegen und sagte:

„Mein roter Bruder hat die Pfeife des Schwures mit mir geraucht; er wird nun auch das Calummet des Friedens mit uns rauchen, denn die Krieger der Upsarocas sind unsere Freunde. Howgh!"

Der „Donner" ergriff die Hand und antwortete:

„Der Fluch des bösen Geistes ist von uns gewichen. Old Shatterhand und Winnetou sind die Freunde der roten Männer. Sie werden unsere Skalpe nicht von uns fordern."

„Nein, ihr seid frei," wiederholte Old Shatterhand die bereits einmal gegebene Versicherung. „Wir werden euch geben anstatt euch etwas zu rauben. Wir kennen die Männer, welche euch eure Medizinen raubten. Wenn ihr uns folgen wollt, so werden wir euch zu ihnen führen."

„Uff! Wer sind die Diebe?"

„Eine Schar der Sioux-Ogallala, deren Ziel die Berge des Gelbsteinflusses sind."

Diese Nachricht regte die Beraubten gewaltig auf. Ihr Anführer rief in grimmigem Tone:

„Die Hunde der Ogallala sind es gewesen! Hong-peh-te-keh, der schwere Moccassin, ihr Häuptling, hat mich verwundet und mir das Ohr genommen, ohne daß ich mich rächen konnte. Ich habe den großen Geist gebeten, mich auf seine Fährte zu bringen, aber mein Wunsch ist nie in Erfüllung gegangen."

Da trat Wohkadeh, welcher in der Nähe gestanden und alles gehört hatte, herbei und sagte:

„Du befindest dich auf seiner Fährte, denn Hong-peh-te-keh ist der Anführer der Ogallala, welche wir verfolgen."

„So hat der große Geist ihn endlich in meine Hand gegeben. Wer aber ist dieser junge, rote Krieger, welcher mit dem ‚hundertfachen Donner' kämpfen wollte und jetzt so genaue Nachricht über die Sioux-Ogallala weiß?"

„Es ist Wohkadeh, ein wackerer Sohn der Numangkake," antwortete Old Shatterhand. „Er wurde von den Ogallala gezwungen, mit ihnen zu reiten, und war auch dabei, als sie euch eure Medizinen raubten. Er wich dann von ihnen und hat uns bereits sehr große Dienste geleistet."

„Und was wollen die Sioux in den Bergen des Gelbsteinflusses?"

„Wir werden es euch erzählen, wenn wir das Lagerfeuer angebrannt haben. Dann mögt ihr euch beraten, ob ihr mit uns reiten wollt."

„Wenn ihr euch auf der Fährte der Ogallala befindet, um gegen sie zu kämpfen, so werden wir mit euch reiten. Sie haben uns unsere Medizinen gestohlen. Wohkadeh wird uns erzählen, wie das geschehen ist. Kanteh-pehta ist der berühmteste Medizinmann der Upsarocas. Daß er sich seine große Medizin hat rauben lassen, hat ihn in Schimpf und Schande gebracht, und er wird nicht eher ruhen, als bis es ihm gelungen ist, sich zu rächen. Meine Brüder mögen das Feuer der Beratung anbrennen. Wir dürfen keine Zeit verlieren, und meine Krieger wissen, welche große Ehre es für sie ist, mit so berühmten Männern reiten zu dürfen!"

So waren abermals Feinde in Freunde umgewandelt worden, und mit der Zahl der Teilnehmer wuchs die Hoffnung, daß das erst so schwierig scheinende Unternehmen gelingen werde. — —

Viertes Kapitel.

Am P'a-wakon-tonka.

„Der Senat und das Haus der Repräsentanten der Vereinigten Staaten beschließen, daß der Landstrich in den Territorien Montana und Wyoming, nahe dem Ursprunge des Yellowstone-River liegend, hierdurch von jeder Besiedelung, Besitznahme oder Verkauf unter den Gesetzen der Vereinigten Staaten ausgenommen und als ein öffentlicher Park oder Lustplatz zum Wohle und Vergnügen des Volkes betrachtet werden soll. Jedermann, der sich diesen Bestimmungen zuwider dort niederläßt oder von irgend einem Teile Besitz ergreift, soll als Uebertreter des Gesetzes angesehen und ausgewiesen werden. Der Park soll unter die ausschließliche Kontrolle des Sekretärs des Inneren gestellt werden, dessen Aufgabe es sein wird, sobald als thunlich solche Vorschriften und Anordnungen zu erlassen, als er zur Pflege und Erhaltung desselben notwendig erachtet."

So lautet ein vom Vereinigten Staatenkongreß am 1. März 1872 angenommenes Gesetz, durch welches den Bürgern der Vereinigten Staaten und den Bewohnern aller übrigen Länder ein Geschenk gemacht wurde, von dessen Größe man damals noch gar keine Ahnung hatte.

Ueber den erwähnten Landstrich, welcher heute der Nationalpark der Vereinigten Staaten genannt wird, durchzogen vor der angegebenen Zeit die allerseltsamsten Gerüchte die östlichen Staaten. Nur den wildesten Indianern bekannt und kaum in einzelnen Teilen von einem kühnen, einsamen Trapper gesehen, war diese Gegend in das tiefste Geheimnis gehüllt. Was einer dieser Fallensteller erzählte, das wurde, auf das phantastischste ausgeschmückt, weiter getragen. Brennende Prairien und Berge, kochende Quellen, Vulkane, welche flüssiges Metall auswürfen, Seen und Flüsse, mit Oel anstatt mit Wasser gefüllt, versteinerte Wälder mit versteinerten Indianern und Tieren sollten dort zu finden sein.

Erst Professor Hayden, welcher eine Expedition nach jener wunderbaren Region unternahm, brachte genaue Auskunft über dieselbe, und er wußte allerdings ganz Außerordentliches zu berichten. Ihm ist es zu danken, daß das oben angeführte Gesetz erlassen wurde.

Der Nationalpark umfaßt ein Gebiet von 9500 Quadratkilometern. Dort entspringen der Yellowstone-, Madison-, Gallatin- und der Schlangenfluß. Mächtige Gebirgsketten durchziehen das Gebiet. Eine reine und stärkende Luft umzieht die Höhen, und Hunderte von kalten und heißen, chemisch verschieden zusammengesetzten Quellen bieten durch ihre wunderbare Heilkraft den Kranken Genesung und Erneuerung der gesunkenen Lebenskraft. Geiser, mit denen diejenigen Islands kaum zu vergleichen sind, werfen ihre Wasserstrahlen mehrere hundert Fuß hoch empor; Berge, ganz aus natürlichem Glase bestehend und in allen Farben schillernd, glänzen in den Strahlen der Sonne. Schluchten, wie so schauerlich keine andere Gegend sie aufzuweisen hat, scheinen eingeschnitten zu sein, um einen Einblick in die Eingeweide der Erde zu gestatten. Der Erdboden bildet Blasen, welche sich heben und senken; oft scheint er nur zolldick zu sein, so daß der Reiter sein entsetztes Pferd nur mühsam vorwärts bringt. Riesige Löcher öffnen sich, gefüllt mit kochendem Schlamm, welcher langsam auf und nieder steigt. Es ist ganz unmöglich, nur eine Viertelstunde weit zu gehen, ohne auf irgend ein staunenswertes Naturwunder zu stoßen. Gibt es doch nur der Geiser und heißen Quellen über zweitausend. Während an einer Stelle siedendes Wasser dem Boden entströmt, perlt in nächster Nähe ein heller, kalter Quell hervor. Gute und böse Geister, Engel und Teufel scheinen unter der Oberfläche gegeneinander zu kämpfen. Staunt man jetzt das Erhabene an, so weicht man wenige Schritte weiter vor dem Schrecklichen zurück. Hat man an der einen Stelle eine Riesenfontäne bewundert, welche tausend Fuß hoch über dem Flußniveau an den Wänden des Cannons emporsteigt, so schreitet man dann über Felder von Karneolen, Moosachaten, Chalcedon, Opalen und anderen Halbedelsteinen, deren Wert ein geradezu ungeheuerer ist.

Und dort zwischen den Bergen des Felsengebirges schlummern herrliche Seen. Der größte und schönste derselben ist der Yellowstonesee, welcher mit Ausnahme des Titikakasees der höchstgelegene große See der Erde ist, denn er liegt fast achttausend Fuß hoch über dem Meeresspiegel.

Sein Wasser ist sehr schwefelhaltig, seine tiefen Einschnitte wimmeln von riesigen Forellen, deren Fleisch einen ganz eigenartigen, aber sehr guten Geschmack besitzt. Die ihn umgebenden Wälder sind reich an Hochwild, Elentieren, Bären. An den Ufern entspringen unzählige heiße Quellen, aus denen die Dämpfe der Unterwelt hervorpfeifen, laut und schrill, wie aus den Ventilen einer Lokomotive.

Ein ängstliches Gemüt kommt da sehr leicht auf den Gedanken, diesem Gebiete zu entweichen. Die im Inneren der Erde

ruhelos arbeitenden Gewalten machen sich hier gar zu sehr bemerklich. Man fühlt sich nicht mehr sicher auf der Erde. Es ist, als müsse die ganze meilenweite Gegend im nächsten Augenblicke entweder versinken oder als gigantischer, feuerspeiender Krater weit über die Spitzen der Rocky Mountains emporgehoben werden — beide Fälle gleich unangenehm für denjenigen, der mit versinken oder mit emporgeschleudert werden soll.

Da, wo der Yellowstonefluß aus dem See tritt und das Ufer des letzteren sich südwestlich nach der Stelle hinzieht, an welcher der Bridge-Creek einmündet, brannten einige Feuer. Man hatte sie angebrannt, weil es dunkel geworden war, nicht aber weil sie zur Bereitung des Abendessens gebraucht worden wären. In letzterer Beziehung hatte die Natur sehr freundlich Sorge getragen.

Ellenlange Forellen, im kalten Seewasser gefangen, wurden im heißen Wasser gesotten, welches nur wenige Fuß entfernt aus dem Boden hervorkochte. Der kleine Sachse bildete sich nicht wenig darauf ein, am Nachmittag ein wildes Schaf geschossen zu haben. Es gab infolgedessen gekochtes Schöpsenfleisch voran und Forellen als Dessert. Die heiße Quelle war von so geringem Umfang, daß sie geradezu als Kochtopf diente, und das abfließende Wasser hatte dadurch einen solchen Bouillongeschmack, daß es mit den wenigen vorhandenen Lederbechern geschöpft und mit großem Appetit getrunken wurde.

Die Gesellschaft war, ganz wie Old Shatterhand es vorhergesagt hatte, über den Pelikan- und den Yellowstonefluß herüber gekommen, wollte morgen vormittag über den Bridge-Creek und dann gerade westlich nach dem Feuerlochflusse reiten. Dort arbeitete der Geiser, welcher von den Indianern K'un-tui-temba, d. i. Höllenmaul genannt wird und in dessen Nähe das Häuptlingsgrab als Ziel des weiten Rittes lag.

Dieser war weit schneller von statten gegangen, als man vorher hatte denken können. Obgleich das Ziel sich bereits in ziemlicher Nähe befand, waren noch volle drei Tage bis zum Vollmonde, und Old Shatterhand war der Ueberzeugung, daß die Sioux-Ogallala unmöglich bereits hier sein könnten. Er bemerkte im Laufe des Gespräches:

„Sie können kaum Bottelers Range erreicht haben, und wir sind also vor ihnen sicher. Laßt immerhin die Feuer brennen, bis nachher der Mond hinter den Bergen aufsteigt. Andere menschliche Wesen als die Sioux haben wir nicht zu erwarten. Wir haben gar nichts zu befürchten."

„Und wie ist von Bottelers Range sodann der Weg herauf, Sir?" fragte Martin Baumann.

„Wollt Ihr ihn vielleicht reiten, junger Freund?"

Martin bemerkte den forschenden Blick nicht, welchen Old Shatterhand bei dieser Frage auf ihn warf, antwortete aber dennoch mit einer kleinen, nicht ganz zu beherrschenden Verlegenheit:

„Ich interessiere mich natürlich für denselben, weil mein Vater ihn zu reiten hat. Ich habe gehört, daß er sehr gefährlich sein soll."

„Das will ich nicht behaupten. Man hat natürlich die Nähe der Geiser und sodann diejenigen Stellen zu vermeiden, an welchen die Erdrinde so dünn ist, daß man beim Betreten derselben durchbrechen würde. Man reitet von Bottelers Range im Thale des Flusses aufwärts, an erloschenen Vulkanen vorüber. Nach vier bis fünf Stunden gelangt man in den unteren Cannon, welcher eine halbe Meile lang und wohl tausend Fuß tief in den Granit geschnitten ist. Nach abermals fünf Stunden erreicht man einen Berg, von dessen Spitze zwei parallele Felsenmauern fast dreitausend Fuß tief herniederlaufen. Das wird die Rutschbahn des Teufels genannt. Drei Stunden später gelangt man an die Mündung des Gardinerflusses, dem man nun aufwärts zu folgen hat, weil man am Yellowstone-River nicht mehr vorwärts kann. Dann reitet man an den Washburnebergen und dem Cascade-Creek entlang, welch letzterer wieder nach dem Yellowstone führt. Er mündet zwischen den oberen und unteren Fällen desselben, und man befindet sich somit an dem Rande des großen Cannon, welcher wohl das größte Wunder des Yellowstonebassins bildet."

„Kennt Ihr dieses Wunder, Sir?" fragte der dicke Jemmy.

Auch diesem Frager warf Old Shatterhand einen heimlich forschenden Blick zu, bevor er antwortete:

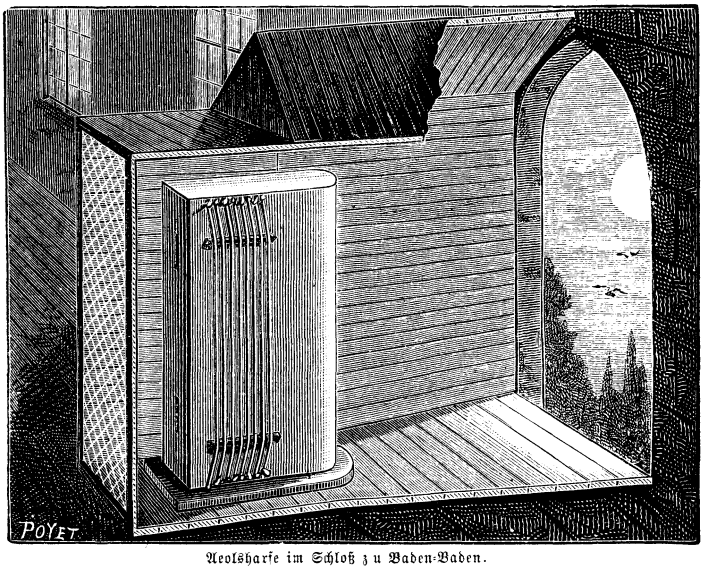
„Ja. Er ist wohl über sieben deutsche Meilen lang und mehrere tausend Fuß tief. Die Wände fallen geradezu lotrecht in die Tiefe, und nur ein völlig schwindelfreier Mensch darf es wagen, nach dem Rande hinzukriechen, um in die schauerliche Tiefe zu blicken, in welcher der vorher zweihundert Fuß breite Fluß wie ein dünner Faden erscheint. Und doch ist es dieser Faden gewesen, welcher sich im Verlaufe von Jahrtausenden so tief in die Felsen eingeschnitten hat. Die Wogen brausen unten an den massiven Steinmauern mit fürchterlicher Schnelligkeit dahin, droben aber ist von ihrem Wüten nichts zu hören. Kein Sterblicher kann da hinab, und wenn er es könnte, er vermöchte doch nicht, nur eine Viertelstunde es auszuhalten. Es würde ihm an der Luft fehlen. Das Wasser des Flusses ist warm, sieht wie Oel aus, besitzt einen ekelhaften Schwefel- und Alaungeschmack und verbreitet einen Gestank, der nicht zu ertragen ist. Geht man am Cannon aufwärts, so erreicht man die unteren Fälle des Flusses, wo dieser sich aus einer Höhe von vierhundert Fuß in die grauenvolle Tiefe stürzt. Eine Viertelstunde weiter aufwärts fällt der Strom abermals weit über hundert Fuß herab. Von diesen oberen Fällen bis hierher würde ein Reiter ungefähr neun Stunden brauchen. Das macht also von Bottelers Range aus zwei tüchtige Tagesritte, welche wir den Sioux Ogallala voraus sind. Genau kann diese Rechnung allerdings nicht sein; aber einige Stunden mehr oder weniger sind ja nicht von Belang. Es genügt uns, zu wissen, daß unsere Feinde noch nicht hier sein können."

(Fortsetzung folgt.)

Die Aeolsharfe und ihre Verfertigung.

Die Aeols- oder Windharfe ist ein bekanntes harfenartiges Saiteninstrument, welchem freie Luftströmungen höchst melodische und tief zur Seele sprechende, geheimnisvolle Akkorde entlocken, so daß dieselben im Hören die eigenartigsten, bald anmutigen und erhebenden, bald wehmütigen und melancholischen Stimmungen hervorrufen. Man bringt diese Aeolsharfen am liebsten in einsam stehenden, hochragenden Gebäuden, in Ruinen, auf Kirchtürmen ꝛc. an, wo sie, je nach der Stärke und Richtung des Windes, ihre wunderbaren Töne hervorbringen, welche wie Elfenmusik erklingen und mehr einer Märchenwelt als der greifbaren Wirklichkeit anzugehören scheinen. Wer z. B. an einem schönen Sommerabend das akkordische Wogen der Aeolsharfen auf dem alten Schlosse in

Fig. 1.



Aeolsharfe im Schloß zu Baden-Baden.

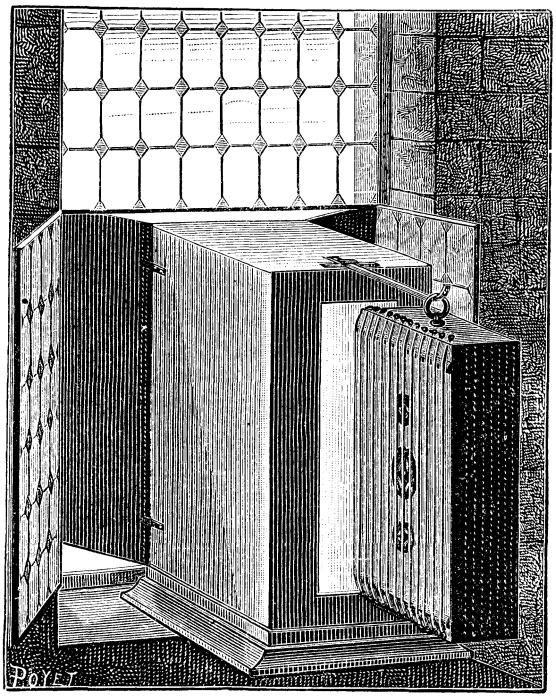
Baden-Baden belauscht hat, dem werden die dadurch hervorgerufenen Eindrücke und Stimmungen unvergeßlich geblieben sein und den stillen Wunsch hervorgerufen haben, ebenfalls einige derartige Instrumente in seiner Nähe zu besitzen. Diese Windharfe ist schon ein altes Instrument, denn schon im zehnten Jahrhundert soll der heilige Dunkan solche in England aufgestellt haben und darum beinahe für ein Zauberer angesehen worden sein. Später kam die Aeolsharfe auch in Deutschland in Aufnahme, wurde allgemeiner verbreitet und auf manchen Ritterburgen und Domtürmen aufgestellt; im siebzehnten Jahrhundert wurde sie von dem musikalischen Jesuitenpater Athanasius Kirchner aufs neue empfohlen und vervollkommnet und später haben verschiedene deutsche Musiker sich dieses Instruments rege angenommen, bedeutend verbessert und auf eine Theorie gegründet, so in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Pope in Göttingen und später Langguth, der Akustiker Kaufmann in Dresden, Heinr. Christoph Koch u. a. m.

Der Wunsch nach dem Besitz einer solchen Aeolsharfe ist aber ungemein leicht zu verwirklichen, denn jeder, der nur eine mäßige Dilettanten-Geschicklichkeit in der Tischlerei besitzt, kann sich eine solche selbst verfertigen, namentlich die einfachste Art derselben, welche in irgend einen gewöhnlichen Fensterrahmen paßt, und wozu wir nachstehend die erforderliche Anleitung geben wollen. Man leimt oder zängt sich einen Kasten von dünnem, geradgeädertem, gutgehobeltem Fichtenholz zusammen, welcher gerade die Länge der Fensterbreite hat, für die es bestimmt ist; man gibt diesem Kasten eine Tiefe von 4 oder 5 und eine Breite von 5 oder 6 Zoll. Das Holz zu dem Kasten muß auf beiden Seiten sorgfältig gehobelt und darf nicht über 1/8 Zoll dick und die Fugen müssen so rein und fest gemacht sein, als dies nur gemacht werden kann, denn je sorgfältiger dieser Kasten gearbeitet ist, desto schöner und reiner wird der Ton des Instruments werden.

Die Stege an allen Aeolsharfen sind von irgend einem harten Holz, wie Eichen-, Buchs- oder Ulmenholz, und werden auf die Stirnseite des Resonanzbodens aufgeleimt; sie sind etwa 1/2 Zoll hoch und 1/4 Zoll dick. Die Saiten sind Darmsaiten und werden gespannt mit Wirbeln, welche in den Rand des Kastens eingeschraubt sind, die zu diesem Zweck gelegentlich durch eine dünne Leiste von Buchenholz versteift werden. Die Saiten werden auf Einen Ton gestimmt. 3 Zoll über ihnen wird ein dünnes Brett angebracht und auf vier Pflöcken, je einen an jeder Ecke des Kastens, gestürzt. Die Aeolsharfe ruht auf dem Boden des Fensterrahmens und der Fenstervorhang oder Laden wird bis auf das obere Brett des Kastens herabgelassen. Die Luft streicht nun zwischen dem Fensterrahmen und dem Resonanzboden hindurch und die in Schwingung versetzten Saiten geben nun jenen weichen, melodischen, murmelnden Ton von sich, welchen man in der Nähe von Telegraphenstangen hört, wenn ihre Drähte vom Wind in Schwingung versetzt werden.

Das ist die gewöhnliche Aeolsharfe, von welchem Instrument es jedoch in Europa noch komplizziertere Formen gibt. Die Aeolsharfen auf den Türmen des Straßburger Münsters und diejenigen auf dem alten Schloß in Baden-Baden sind den Reisenden wohlbekannt und verdienen alle Beachtung, und wir geben auf

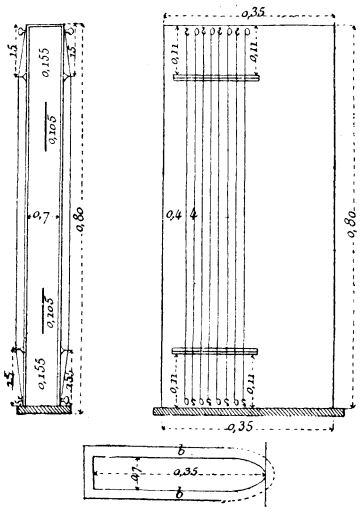
Fig. 3.



Kirchers Aeolsharfe.

S. 444 eine Ansicht von der lautesten dieser Badener Windharfen. Sie ist in der Galerie gut aufgestellt und die Fensteröffnung ist allmählich verengt durch den seltsamen Kastenverschlag, Fig. 1, welcher davor angebracht und von welchem die eine Seite hinweggenommen ist, um die Bauart desselben zu zeigen; die Luft streicht durch das Gitterwerk der Rückseite, welche nur um ein weniges breiter ist als die Harfe. Von dieser selbst geben wir in Fig. 2 den Grund- und Aufriß und Durchschnitt in Metern und Centimetern, wie bei der ursprünglichen Aufnahme des Originals, so daß unsere jungen Freunde genau danach arbeiten können. Es ist dabei zu be-

Fig. 2.



achten, daß dieses Muster des Instruments Saiten auf beiden Seiten hat, und daß die innere Schmalseite des Kastens mit schmalen Schallöchern versehen ist. Die vordere Schmalseite des Kastens ist von dünnem, in Dampf gebogenem Holz und an den gekrümmten Kanten so sorgfältig angepaßt, wie die Saiten einer Violine in den Bauch und Rücken derselben eingefügt sind.

Fig. 3 gibt eine Ansicht der älteren Aeolsharfe nach Kirchers Angabe, bei welcher der Luftschirm genau in ein Fenster paßt, das Instrument an einer eisernen Stange aufgehängt ist und eine große Anzahl Saiten hat, welche über breite Schallöcher ausgespannt sind. Der Kasten ist reichlich durchbohrt und so aufgehängt, daß er halb die Oeffnung überragt, welche den Luftzutritt vermittelt.

Die neueren Verbesserungen an diesem einfachen Instrumente sind nicht sehr bedeutend und wesentlich, wie aus unserer nachstehenden Fig. 4 zu ersehen ist, welche die neueste Form der Windharfe veranschaulicht. Diese unterscheidet sich von den früheren nur durch die Anordnung der Schirme oder Schutzwände, welche so geplant sind, daß sie den Saiten einen starken Luftstrom zuführen, ohne daß das Instrument in eine Fensteröffnung eingepaßt zu werden braucht; allein bei dieser Form wie bei allen anderen der Aeolsharfe bedarf es schon eines ziemlich starken Windzugs, um den vollen Ton des Instruments hervorzurufen.

Eine Hauptsache für den Erfolg der Aeolsharfe ist überhaupt die Aufstellung. Der Kasten muß so in einer Spalte von Thüren oder Fenstern oder in der Oeffnung eines Gemäuers angebracht werden, daß der durch die spitzwinkelig gegeneinander geneigten Flächen sich verdichtende Luftstrom den Resonanzboden unter einem schiefen Winkel trifft. Hauptbedingungen zur Erzielung der vollendetsten Klangwirkungen der Windharfe sind: daß keine belaubten Bäume oder hindernden Gebäude den klangerregenden Luftstrom in seiner einfachen Richtung irgendwie stören; daß womöglich die Abendstunden zur Erregung dieses Tonreiches ausgewählt werden, weil alsdann am wenigsten die ungleiche Temperatur verschiedener Luftschichten oder sonstige Schallwirkungen die tönenden Wellenerregungen der Windharfe beeinflussen; daß möglichst starke Saiten zum Bezug des Instruments genommen werden, und daß der Eigenton des Sangbodens genau dem Tone der am meisten im Einklang gestimmten Saiten desselben gleich ist, da diese letztere Bedingung nicht allein eine leichtere Ansprache der Töne, sondern auch die größtmögliche reine Intonation befördert, die sich in dem Umfang von 4—6 Oktaven dem Hörer kundgibt.

Es sollte uns sehr freuen, wenn es unseren jungen Lesern gelingen würde, nach dieser Anweisung sich selbst eine gute Aeolsharfe zu bauen.

Aus dem Leben der Haustiere.

Die einzige Kuh armer Leute wurde nach Kräften liebevoll gepflegt. Aus Not kam sie zum Verkauf. Sie blieb im nämlichen Orte und erhielt bei ihrem neuen Herrn viel besseres Futter. Dessenungeachtet wollte das Tier in seinem neuen Quartier nicht fressen und brüllte unaufhörlich. Wenn sie auf die Weide getrieben wurde, rannte sie jedesmal auf ihren alten Stall zu und konnte nur durch Stockschläge zurückgebracht werden. Auf der Weide

fraß sie ebensowenig als im Stalle, daher magerte sie von Tag zu Tag mehr ab. Das erbarmte ihren Herrn und er schenkte sie der armen Familie, bei welcher sie sich bald wieder wohl befand. —

Eine junge Dame zog ein Kalb auf, dessen Mutter bald nach seiner Geburt gestorben war, und gewöhnte es so an sich, daß es ihr überallhin folgte. Als es größer wurde, kam es in einiger Entfernung unter eine Kuhherde. Nach zwei Jahren ging die Dame mit einem Verwandten über Feld und traf eine Viehherde, aus der sogleich eine Kuh hervor- und auf sie zukam. Sie hatte das Tier die ganze Zeit über nicht gesehen, erkannte aber bald, daß es ihr ehemaliger Zögling sei. Das Tier brüllte, sprang, hob den Schwanz in die Höhe und gab alle Zeichen der Freude kund. Die Dame klopfte ihre alte Bekannte mit der Hand, prach mit ihr und streichelte sie mehrere Minuten lang. Die Kuh schien durch diese Beweise der Gunst zufriedengestellt und kehrte ruhig wieder zur Herde zurück. —

Ein gewöhnlicher Hirt aus der Grafschaft Glatz gab sich die Mühe, eine kleine Herde Ziegen so abzurichten, daß sie auf Kommando eine Menge Manöver machten und zur größten Verwunderung der Zuschauer förmlich miteinander stritten. Er durfte sich mit seinen kriegerischen und talentvollen Ziegen bei mehreren Höfen zeigen, und Kaiser Franz II. ließ diese Tiere auf verschiedene Art militärisch kleiden. —

Als ein Treiber mit einer Herde Schafe zum Viehmarkte auf dem Wege war, wurde eins so lahm, daß es nicht weiter konnte. Der Mann, welcher sich mit dem verunglückten Tiere nicht aufhalten wollte, warf dasselbe über den Zaun einer Wiese, wo gerade ein Pferd graste, und setzte seinen Weg fort in der Absicht, bei seiner Rückkehr dort anzuhalten und das Tier zurückzufordern, denn er war überzeugt, dasselbe werde nach einiger Ruhe wiederhergestellt sein. Zwischen den beiden Bewohnern des Geheges entstand bald eine große Anhänglichkeit. Das Pferd pflegte spielend den Nacken des Schafes mit dem Maule zu packen und dasselbe, ohne ihm Schaden zu thun, in die Krippe eines nahen Schuppens zu heben, um ihm zu einem Mahle zu verhelfen, welches es allein nicht erreichen konnte. Außerdem beschützte das Pferd das Schaf bei jeder Gelegenheit und litt nicht, daß dasselbe im geringsten belästigt wurde. Der Herr des Pferdes, von diesen Umständen in Kenntnis gesetzt, kaufte das Schaf und ließ die zwei Freunde im friedlichen Besitze der Umzäunung und des Schuppens. —

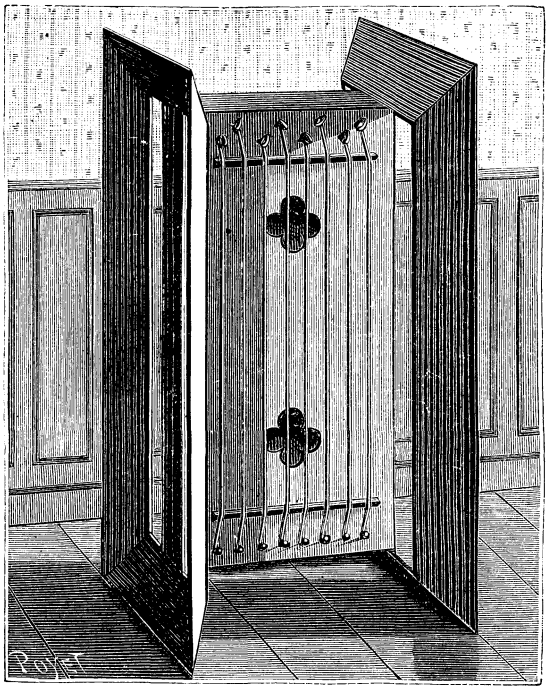
Eine Dame zog ein junges Schwein auf, welches sich so sehr an sie gewöhnte, daß es Tag und Nacht nicht von ihr wegging. Am Tage, wenn die Dame an ihrem Arbeitstische saß, ruhte das Schwein wie ein Hund auf ihrem Kleide, nachts lag es vor ihrem Bette. Die Zuneigung des Tieres zu seiner Herrin war so groß, daß es zuletzt unwillig wurde, wenn jemand die Dame anrührte. Das Dienstmädchen kam einmal ins Zimmer, die Herrin anzukleiden, da fuhr das Schwein mit gesträubten Borsten auf dasselbe zu und biß es in die Hand. —

Es kam einmal ein Mann auf den Gedanken, Ferkel nach dem Tone des Dudelsacks zum Tanzen und Springen abzurichten, und bekleidete sie vom Fuße bis zum Kopfe, wie man dies etwa mit Affen thut. Sie ließen sich auch zu allen Bewegungen gut abrichten, tanzten nach dem Kommando allerlei lustige Tänze und machten ihr Kompliment. Sie folgten ihrem Herrn überallhin und schmeichelten ihm, wobei sie jedoch ihr Grunzen nicht unterlassen konnten, welches sie aber in einem sehr gutmütigen und zutraulichen Tone anstimmten. Dies Schauspiel war auch das einzige, welches einen König von Frankreich in den letzten Tagen seines Lebens zum Lachen bringen konnte. —

In einer Gesellschaft wurde einmal vom Pferderennen gesprochen. Da behauptete jemand, ein Schwein könnte mit dem besten Hunde um die Wette laufen. Dies wollte niemand glauben, und es kam zu einer Wette. Der, welcher die Behauptung aufgestellt, erbat sich einige Wochen Frist, um die nötigen Vorkehrungen zu treffen. Er wählte hierauf zwei Schweine von gleichem Bau und Alter, welchen man eine große Schnelligkeit zutrauen konnte Am Ende der bestimmten Rennbahn wurde in aller Eile ein Stall erbaut, in welchem die Schweine ihr Quartier hatten. Am anderen Ende der Bahn war ihr Trog, wo sie zu festgesetzten Tageszeiten mit guter Kost gefüttert wurden. Nach wenigen Tagen wußten die Tiere, wo sie zu fressen bekamen und stürzten also hastig nach dem entgegengesetzten Ende der Rennbahn, sobald ihr Stall geöffnet wurde. Der festgesetzte Tag des Wettrennens erschien und mit ihm eine Menge Zuschauer. Die Schweine schrieen im Stalle, denn man hatte sie einen ganzen Tag hungern lassen. Neben ihrem Stalle stand der wettrennende Hund. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thür geöffnet und in demselben Augenblicke auch der Hund losgelassen. Mit einer unglaublichen Schnelligkeit rannten die Schweine zum lange entbehrten Futter und ließen zum Erstaunen der Zuschauer den Hund weit hinter sich. —

Sind das nicht lauter bewunderungswürdige seelische Aeußerungen, welche uns unsere Hausgenossen auch in diesem Sinne lieb und wert machen, sie uns näher rücken müssen?

Fig. 4.



Verbesserte Aeolskarfe von Frost & Kastner.

Eigensinn.

„Eine uralte, abgedroschene Geschichte, das! Keines der halsstarrigen Tiere will dem anderen ausweichen, ein hitziger Kampf entspinnt sich und schließlich — o quæ mutatio rerum — stürzen die beiden Hitzköpfe in den gähnenden Abgrund" — dies mag wohl der Gedankengang sein, wie er beim Anblick des Bildes, das unsere heutige Titelseite trägt, manchem unserer jungen Freunde durch den Kopf geht. Und das unwillige Kopfschütteln hätte auch einigermaßen seine Berechtigung, wollte der „Gute Kamerad" die allbekannte alte Geschichte wieder aufwärmen. Dem ist aber nicht so: Das Bild hat in mir die Erinnerungen an eine Reihe Episoden aus einer Zeit wachgerufen, in der ich mich selbst als stolzer Studiosus der Realschule zu S., die himmelblaue Mütze auf dem Haupte, als ein ganz bedeutendes Zukunftsgenie fühlte, voll Feuer und Flamme in die Geheimnisse des Französischen, Englischen und der Mathematik einzudringen bestrebt war. Von jeher hatte im guten S. eine unergründbare Feindseligkeit zwischen Gymnasiasten und Realschülern d. h. zwischen Lateinern und Franzosen bestanden, und selten verlief ein Zusammentreffen beider Parteien ohne Konflikt. Gelegenheit zu derartigen Scharmützeln bot vor allem die enge Lindenstraße, in der die einzelnen Klassen, wenn der Stundenplan „Turnen" vorschrieb, einander begegnen mußten. Ein einziges Stichelwort genügte in solchen Momenten, um die leicht entzündbaren Knabenherzen aufflammen zu lassen. Man marschierte schnurstracks aufeinander los, die Vordermänner stießen fast mit den Nasen aufeinander — keine Partei war geneigt, der anderen Platz zu machen. Man schob und stieß sich, und war's Winter, siehe, schon sausten beiderseits hageldicht die wässerigen Schneegeschosse. Wäre nicht in der Regel, dort, an der Straßenecke, plötzlich der eine oder andere Polizeidiener dräuend aufgetaucht, sichtlich bestrebt, rasch näher zu kommen, um seinen Blaumützen die gebührende Strafpredigt zu halten, oder hätte nicht die Nacht liebend ihre Schatten über die Wahlstatt gesenkt, hätte nicht ein unheimliches Knurren an das versäumte Abendbrot erinnert, wer weiß, wir bockstarrigen Quintaner, Quartaner, — wir hätten in dem engen Gäßchen, Kopf an Kopf, Nase an Nase — wie? — nein, nie! wir hätten niemals nachgegeben!

Die indischen Gaukler.

Man hat das, was die Reisenden von den staunenswerten Leistungen der indischen Taschenspieler, Gaukler und Jongleurs erzählt haben, längere Zeit für Uebertreibungen und Märchen erklärt. Da aber neuerdings mehrfach indische und japanesische Jongleurs auch nach Europa gekommen sind und ihre Kunststücke öffentlich zum besten gegeben haben, hat man sich zu überzeugen vermocht, daß ihre Leistungen wirklich außerordentlich sind und eine bewundernswerte Ausbildung der körperlichen Fähigkeiten und Muskelkräfte, eine fast unbegreifliche Uebung verraten. Wer jemals die Jongleurspiele der Japaner gesehen hat, wird zugeben müssen, daß dieselben seine Erwartungen übertrafen und ihn durch ihre Kühnheit und Grazie zur Bewunderung hinrissen. Nun behaupten aber glaubwürdige Männer, daß die Leistungen der Hindus diejenigen der Japaner an Kühnheit und Kraft noch überragen, und eine zuverlässige Quelle erzählt von einer Leistung, an welche unser Holzschnitt auf S. 448 anknüpft. Unter einer Bande indischer Gaukler, welche sich in den großen Städten Bengalens auf Jahrmärkten und bei Volksfesten produzierte, befand sich ein schon älterer Mann, welcher im Hoch- und Weitsprung ganz Unerhörtes leistete, und ohne Trampolin oder Sprungbrett mit einem einzigen Satze über einen Elefanten und fünf Kamele hinwegsprang, welche dicht nebeneinander gestellt waren. Dies ergab in der Höhe einen Sprung von 9—10, in der Weite einen solchen von mindestens 15 Fuß, also eine Leistung, welche unglaublich klingen würde, wenn sie nicht verbürgt wäre. Als man dem einfachen, armen Gaukler bedeutete, er solle nach Europa gehen und dort seine Kunst probieren, die ihn in Kürze reich machen werde, erwiderte er achselzuckend: er zweifle nicht daran, aber seine Religion verbiete ihm ja, zur See zu gehen und seine Heimat zu verlassen. Dies ist wohl der Grund, warum wir auch die anderen außerordentlichen Leistungen der indischen Jongleurs, Schlangenzauberer, Taschenspieler, u. s. w. noch nicht in Europa zu sehen bekommen haben.

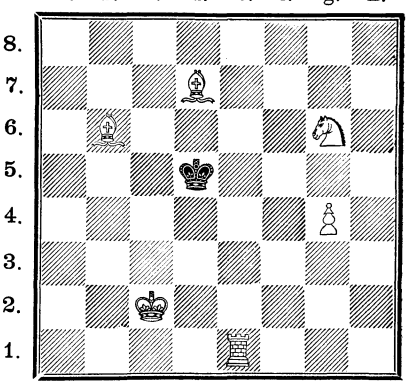
Rätsel.

Bei jeder feierlichen Handlung hörst du mein ernstes Wort,
Bekräftigend der eindrucksvollen Rede edle Mahnung;
Setzest ein **n** du vor, wie ganz anders wird es dann sofort,
Alltägliches Leben tritt ein, von Hohem keine Ahnung.

Auflösung des Kapselrätsels in Nr. 28.

1. Indien. 2. Dublin.
3. Adam. 4. Meran.

Schachaufgabe Nr. 4.



(6 + 1 = 7)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 3.

1. Tb5 — d5 Ke4 — d5:
2. Sh5 — f6#

1. . . . . beliebig anders.
2. Dc3 — d3 (:) #

Fragen und Antworten.

Wir bitten Briefmarken und andere Tauschartikel nicht an die Redaktion, sondern stets direkt an die betreffende Adresse zu senden.

G. B. in **R.** Die Speichenden der Strickleitern sind in der Regel in die Stricke eingeflochten. Seidene Strickleitern sind die entschieden tragfähigsten.

Karl Gr. in **Thiengen** und **Otto Pr.** in **Eisenberg,** S.-A. Eingehende Winke über Taubenzucht, durch viele Illustrationen erläutert, finden sich in Band VI des „Neuen Universum", Verlag von W. Spemann. — Ueber Anleitung zum Bootbau haben wir wiederholt geantwortet. Der „G. K." wird früher oder später ebenfalls darüber berichten. — Freundlichen Gruß.

E. L. E. in **Hamburg.** Danken bestens für das Rätsel.

Otto F. in **Frankfurt** a. M. Ueber die Zucht der Kanarienvögel kann man dicke Bücher schreiben. Du mußt Deine Frage bestimmter fassen.

Herm. v. L. in **Metz.** Geduldе Dich noch ein wenig. Ueber Kerbschnittarbeiten wird der „G. K." im Herbste sowohl ausführliche Anleitung als auch Vorlagen bringen.

Paul de G. in **Haus Schönwasser.** Gerne, sehr gerne! Nur noch ein klein wenig Geduld!

Willy. M. in **Frankfurt** a. M. Danken bestens für das Rätsel.

F. H. in **Dresden-Altstadt.** Wir haben die Briefmarken erhalten und an „Gustav D. in Prag" gesendet. Wollen sehen, was Dein Kamerad antwortet!

Paul G. in **Plauen.** Das ist eine schwierige Arbeit. Um Raupen zu töten, thue dieselben in ein Reagensröhrchen, tauche letzteres in siedendes Wasser und lasse es nun mit den getöteten Raupen verschlossen erkalten. Die Häute müssen nun sehr behutsam durch Drücken zwischen Fließpapier entleert, sodann erwärmt und vollständig zum Trocknen gebracht werden. Nun fülle die also entleerten und getrockneten Häute mit einer durch Schmelzen erreichten Mischung von Wachs und Talg, verklebe die Oeffnungen mit Gummi, überziehe die Haut mit farblosem Lack und gib der nun ausgestopften Raupe durch Ankleben oder Anstecken mittels einer Nadel eine natürliche Stellung.

Josef E. in **Innsbruck.** Auch Du willst ein kleines Boot bauen? Weißt Du, daß das ein schweres Stück Arbeit ist? Verschaffe Dir das „Neue Universum" (Verlag von W. Spemann), Band V; dort findet sich unter der Rubrik „Häusliche Werkstatt" ein Aufsatz: „Das selbstgebaute Boot", im Band VII ein ebensolcher über „Bootbau im Zimmer und Modellbau". — Wir können Dir das hier raumeshalber nicht alles sagen.

A. Pr. in **München.** Nein! Schreibe ihm doch nochmals!

Fr. Oe. in **Cannstatt.** Wie man eine kleine Fregatte auftakelt? Das können wir Dir nur mittels einer Illustration klar veranschaulichen, und die Herstellung eines Holzschnittes erfordert bekanntlich einige Zeit. Also geduldе Dich ein wenig! — Grüßen gleichfalls bestens.

Paul G. in **Zürich.** Man nimmt, ehe man zum Abformen des Siegels oder der Gipsform schreitet, etwas Oel oder zerlassenes Gänsefett und trägt dasselbe mittels eines weichen Pinsels auf. Der Auftrag darf selbstredend nicht zu stark, auch nicht zu schwach sein; das richtige Maß wird sich durch Uebung und Beobachtung leicht finden lassen. Ein zweites Verfahren besteht darin, daß man die Gipsform mittels eines weichen Bürstchens solange mit feinpulverisiertem Graphit vorsichtig einbürstet, bis die Fläche glänzend geschwärzt ist. — Zum Eintausch dieses Wappensiegels kommst Du zu spät.

Wilh. S. in **Hof.** „Taschenbuch für Mineraliensammler von Emil Fischer" 2 Mk. 80 Pf. Verlag von Oskar Leiner in Leipzig, durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Arno F. in **Leisnig.** Fragen Sie doch gleich einen Augenarzt! — Grüßen freundlich und wünschen „gute Besserung!"

W. K. in **Berlin.** Das kommt doch ganz darauf an, welches Publikum Sie vor sich haben werden, und das haben Sie uns nicht gesagt. Gehen Sie doch in die nächste Buchhandlung; man wird Ihnen gerne raten und zur Auswahl vorlegen. — Vielleicht dient Ihnen die Mitteilung von Alfred B. in Wien, Seite 432 des „G. K."

K. K. jun. in **Wien.** Ob Sie sich für Ihren Schreibtisch selbst eine elektrische Lampe machen können? Wir glauben nicht. — Gut und exakt zu rudern, ist nicht so leicht und einfach, als Sie anzunehmen scheinen. Nur praktische Uebung unter einem guten Instruktor, den ja jeder Ruderverein aufzuweisen hat, kann zu befriedigendem Resultat führen. Meinen Sie jedoch das einfache „Gondeln" ohne das sportliche Exercitium, nun das ist allerdings leicht, kann aber eben doch auch nur wieder durch die Praxis erlernt werden. Schon nach wenigen „Schlägen" werden Sie übrigens bald spüren, ob Sie, um dieses oder jenes Ziel zu erreichen, Ihre Kraft auf den Backbord- oder Steuerbordriemen legen müssen. Das Steuerruder unserer Boote ist in der Regel so eingerichtet, daß man, um nach „rechts" zu gelangen, das Steuer „links" zieht und umgekehrt. — Hauptsache ist, daß Sie dabei nicht ins Wasser patschen!

R. L. in **Hamburg.** Das deutsche Infanterieregiment besteht aus dem Stabe und drei Bataillonen. Die Friedensstärke eines Bataillons beträgt 48 Offiziere (Major als Kommandeur, 4 Hauptleute, 4 Premier-, 9 Sekondelieutenants, von denen einer Adjutant ist), 2 Aerzte, 1 Zahlmeister, 1 Zahlmeisteraspirant, 58 Unteroffiziere (4 Feldwebel, 4 Vicefeldwebel, 4 Portepeefähnriche, 16 Sergeanten, 29 Unteroffiziere, 1 Bataillons-, beim 1. Bataillon Regiments-Tambour), 486 Gemeine (darunter 52 Gefreite, 16 Spielleute), 1 Büchsenmacher, 4 Lazarettgehilfen. Die alten Garde- und die Regimenter in den Reichslanden haben einen höheren Etat (70 Unteroffiziere, 589 Gemeine, die Garderegimenter 22 Offiziere); auch sonst finden kleine Abweichungen von obigen Normalziffern statt. — Das deutsche Heer zählt 161 solcher Infanterieregimenter, die neuerdings erhöhte Friedenspräsenzstärke nicht gerechnet.

Realschüler Otto Schwalber in **Passau.** Eine historische Begründung der üblichen 101 Kanonenschüsse bei höfischen Freuden- und Trauervorkommnissen ist wohl kaum nachweisbar. Die Deutung dieses Gebrauchs ist das „Ungemessene" des Mitempfindens in beiden Fällen zu bekunden. Bekanntlich ist 100 Hauptabschnitt und erste Zahl der Einheiten zweiter Ordnung und ihr Uebersteigen erfüllt den oben mitgeteilten Zweck.

Wenn wir nicht irren, ward diese Sitte in Berlin durch den prachtliebenden ersten König Preußens, Friedrich I., veranlaßt, da er nach seiner Krönung zu Königsberg im Jahre 1701, seinen glanzvollen Einzug in die alte Residenz der brandenburgischen Kurfürsten — nun der preußischen Könige — hielt. Wie oft seitdem dieselbe von den „101" Viktoriaschüssen wiederhallte, zu denen der brausende Volksjubel ein passendes Echo bildete — das hast Du durch Rede, Wort und Bild aus den überwältigenden Ereignissen der neuesten Zeit wohl selber genügt mit durchlebt.

B. P., Obertertianer in **Wiesbaden.** Zu Deiner „Schnapsballade" hat Dich wohl die Episode „Massa Bob und das Skunk", welche, wie Du sagst, zum „wälzen" ist, begeistert!? Dein Poem bewegt sich ungefähr in derselben Atmosphäre; sieht man Deine Illustration an, hält man sich unwillkürlich ebenfalls die Nase zu. Du hast den Bärenjäger wahrlich übertrumpft; Dein Schauderdrama ist zum — „Radschlagen!"

Viktor Z. in **Czegléd.** Du frägst: „Welchen Nutzen

hat denn eigentlich die Geschichte?“ Höre mal, das ist eine bedenkliche Frage und erlaubt ebenso bedenkliche Schlüsse auf Deinen Fleiß und Deine Lernlust. Es geht Dir wohl wie dem Primaner B., als ihm von seinem Klassenlehrer eines Tages auf den Zahn gefühlt wurde:

„Wann lebte Julius Cäsar?“ lautete die Frage des Professors. — B. schwieg. — „In welchem Jahre begann der punische Krieg?“ — Beharrliches Schweigen des B. — „Aber, liebster B.,“ ruft entrüstet der Professor aus, „kennen Sie denn gar keine geschichtlichen Jahreszahlen?“ — „O, doch, Herr Professor,“ entgegnete B., „die Jahreszahlen kenne ich alle, ich weiß nur nicht, was drin passiert ist.“ — Nun, — gehörte dem Primaner für diese ungezogene Antwort nicht eine ganze empfindliche Strafe? — Jawohl, und er hat denn auch ganz gehörig „gebrummt“, und zwar in einem nichts weniger als angenehmen Karzer. Später erzählte er öfter, daß ihm in seiner damaligen unfreiwilligen Einsamkeit plötzlich ein Licht aufgegangen und die Bedeutung der Geschichte klar geworden sei. Heute ist er Professor der Geschichte am Gymnasium zu B. — Sieh Dir nur mal, junger Freund, Leben und Treiben Deiner Mitmenschen genau an; es ginge wunderlich zu, wenn Du nicht unwillkürlich fragen müßtest: warum ungeniert schreiben, beziehungsweise bitten. Warum denn den Umweg über Stuttgart? —

Hermann H. Schröder in **Guttenberg, Jowa.** Deine Preisrätsellösung ist richtig, kommt aber leider zu spät. Wir werden Deinem Wunsche gerne entsprechen und das nächste Preisrätsel so erscheinen lassen, daß auch unseren Kameraden in Amerika Zeit genug bleibt, daran teilnehmen zu können. — So? die Geschichte vom „Sohn des Bärenjägers“ gefällt Dir so gut!? Nun das freut uns. Wenn Du einen von dieser Sippschaft zufällig dort drüben treffen solltest, grüße sie bestens; besonders den Hobble-Frank. Der hat's allen Deinen Kameraden diesseits des Oceans angethan.

F. M. in **Rgb.** Versuchen Sie doch einmal, ob nicht gewöhnliches Seidenzeug die gewünschten Dienste thut. Dasselbe braucht durchaus nicht neu zu sein. Schreiben Sie uns dann, ob das Experiment auf diese Weise gelungen ist. — Den Bernsteinlack wollen Sie selbst machen? — Das wird schwerlich gehen, denn dazu gehören technische Apparate und Fertigkeiten. Sie werden wohlfeiler dazu kommen, wenn Sie ihn in einer Farbwarenhandlung kaufen.

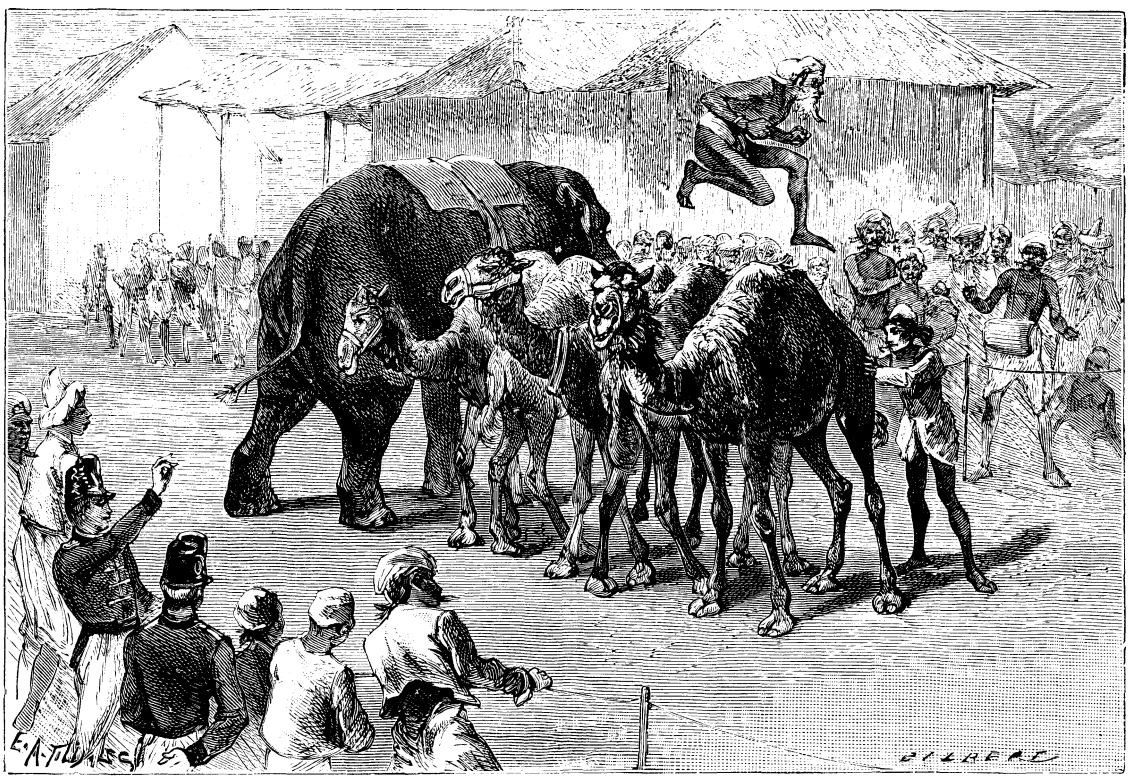
E. W. in **Hamburg.** Du hast ja bereits ein komplettes elektro-technisches Etablissement beisammen! Wollen sehen, was wir für Dich thun können. Für die Rezepte graphie schreiben. Wir wissen nicht, ob wir dem genannten Autor damit einen Gefallen erweisen.

L. K. in **Hannover.** In jeder Velocipedfabrik oder Velocipedhandlung. Eventuell frage beim dortigen Radfahrerklub an.

Lustiger Moordeubel. Das wird nur so zu bewerkstelligen sein, daß Du in Verbindung mit Deinen Laufgräben ein cementiertes Bassin anlegst und eventuell eine leichte Wasserpumpe zu Hilfe nimmst.

Hans Sch. in **Aarau.** Genügt unsere Antwort an Hans K. in H. und Fritz H. in Nr. 28 des „G. K.“, Seite 432?

A. M. Ueber eine solche Sache zu urteilen, ist für einen Fernstehenden sehr schwer. Auch wir sind der Ansicht, daß eine Trennung, ein Ueberführen in Verhältnisse, geeignet, die Triebe der Selbsterhaltung (natürlich im beschränktesten Maße gedacht) zu wecken, von wohlthuenden Folgen sein kann. Doch läßt sich auch vieles dagegen sagen. Militärische Erziehungsweise wäre schon recht, wenn nur nicht der angebliche Mangel an Selbstvertrauen mit Aengstlichkeit gepaart ist. Leicht kann ein derber äußerer Anlaß, wie er im militärischen Rahmen so leicht sich bietet, solch ein jugendliches Dasein noch mehr verdüstern. Studieren Sie doch seine Neigungen und suchen Sie ihn für eine häusliche, dabei derb kör-



Sprung eines indischen Gauklers über einen Elefanten und mehrere Kamele hinweg. (Nach Oberst Ironside.)

ist dies, warum das. Und ist es nicht interessant und muß nicht jeder gebildete Mensch wissen, von wannen die Staatseinrichtungen, z. B. die Landesgrenzen kommen, wie sie entstanden, wie Kulturepoche an Epoche sich reihte, wie die Notwendigkeit allmählich zur Sitte, die Sitten zu feststehenden Gebräuchen, schließlich zu den heutigen Staatsgesetzen führten, wie die Macht und Schwäche der Nachbarvölker Schutz und Gegenschutz erforderten, Gemeinwesen sich bildeten, Staatseinrichtungen sich ausgestalteten, wie das alles sich entwickelte, daß wir diese oder jene Erscheinung gerade da und nicht dort finden? dies als Recht, jenes als Unrecht bezeichnen u. s. w.? Junger Freund, wenn Du später mal die Physiognomie des großen Lebens richtig erkennen und verstehen willst, dann mußt Du als junger Student fleißig Geschichte studieren, und zwar nicht nur die Daten, sondern auch den Geist der Begebenheiten zu erfassen suchen.

Ein junger Turner in **Basel.** Briefmarken erhalten; doch sind wir, wie im Briefkasten wiederholt bedeutet, augenblicklich außer stande, dieselben an diese Adresse gelangen zu lassen. Ihre zweite Frage erledigt sich durch unseren Artikel S. 382: „Der Arm- und Bruststärker“. — Gut Heil!

Ignaz David, bei Herrn Heinrich Wiener in **Agram, Langegasse 12,** möchte mit seinen Kameraden Marken tauschen. Briefe wollen direkt gesendet und gewechselt werden. — Die betreffenden genauen Adressen sind uns nicht bekannt.

Franz Gerth in **Berlin.** Lassen Sie sich von dem Direktorat den Unterrichtsplan mitteilen; Sie können besten Dank; sie sollen bei Gelegenheit Verwendung finden.

E. J. in **Stuttgart.** Putzpulver für Deine Uhr? Das kann nicht gut sein, denn man soll doch eine Uhr vor allem Staub behüten. Frage im Vorübergehen einen Uhrmacher, das wird Dir jeder gerne sagen. Zum Messer nimm, wenn es stark rostig ist (gib acht, daß Du Dich damit nicht verletzest), ein feinkörniges Schmirgelpapier, sodann bayrischen Kalk. — Gruß!

P. K. Bd. Die Fortsetzung des Buchbinderartikels u. a. erscheint im Herbste. — Wie man Papier von Cigarrenkistchen entfernt? Durch Abschaben; wird das Holz naß gemacht, kann es sich leicht werfen, und dagegen hilft kein Mittel.

F. Ebert in **Sterkrade** bittet seine Kameraden um Mitteilung von allerlei Experimenten; sie sollen leicht ausführbar sein und keine großen Kosten verursachen. (Briefe können auch durch die Redaktion gesendet werden; befindet dieselbe, daß diese oder jene Mitteilung originell und von allgemeinem Interesse ist, soll der betreffende Aufsatz und die eventuell beigegebenen Zeichnungen im „G. K.“ Abdruck finden.)

W. H. in **Hamburg.** Der Vorname Walther ist altdeutschen Ursprungs und bedeutet: gewaltiger Kämpfer, Herrscher, Gebieter. — Die Einbanddecke erscheint mit Schluß des ersten Jahrgangs.

W. A. in **Paderborn.** Das kann man Dir in jeder Buchhandlung sagen und wohl auch überall gleich zur Auswahl vorlegen. Wenn wir Deine übrigen Fragen beantworten wollten, müßten wir eine förmliche Bio-

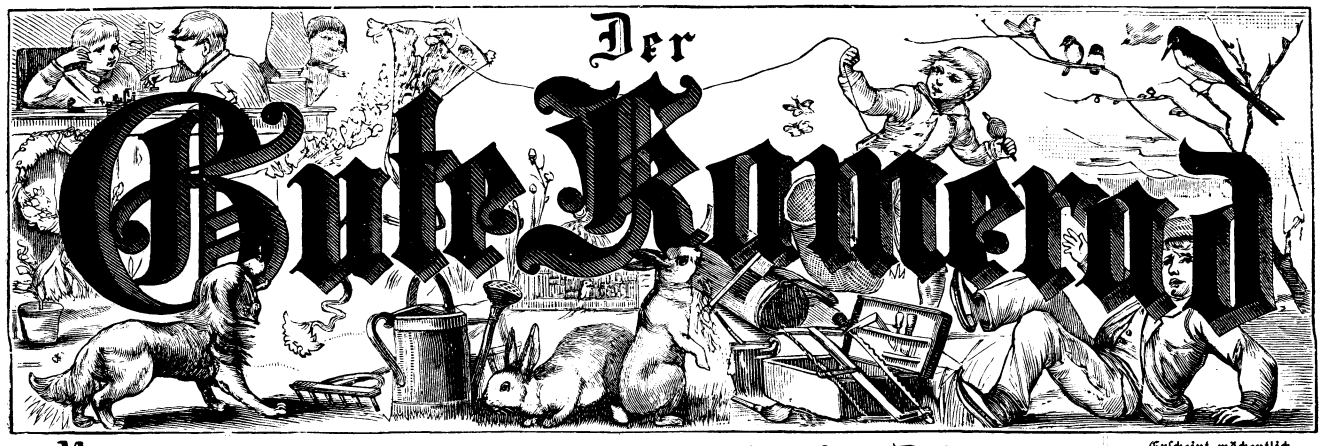
perliche Beschäftigung zu interessieren, geeignet, das Blut tüchtig durcheinander zu jagen. Turnen, Reiten, Fechten, Schwimmen, alle diese Körperübungen sind gleichfalls in erster Linie geeignet, das Selbstbewußtsein zu wecken, sich und seine Kraft fühlen zu lernen, Körper und Geist zu stärken. Jedenfalls ist dies das Natürlichste und verlegt nicht vorzeitig die Eigenart der individuellen Entfaltung. Stille Wasser gründen tief. Glauben Sie aber, daß ein körperliches Gebrechen, partielle Blutleere u. drgl. vorliegt, fragen Sie einen Arzt.

P. H. in **Bonn.** Die Hobelbank spukt also noch immer? Lieber Freund, lassen wir sie, unserem Regensburger Kameraden zuliebe, endlich zur Ruhe kommen. Der „G. K.“ wird sich für die nächsten Preisrätsel, die ja so sehr Anklang finden, andere hübsche Ueberraschungen ausdenken. — Wir hätten Ihre letzte Zuschrift mißverstanden? Und unsere Antwort hat Ihnen so sehr zu schaffen gemacht? Wir finden es unter diesen Umständen hübsch, daß Sie so ganz und gar nicht übelnehmerisch sind. Schade auch, daß Sie noch keinen Schnurrbart unter der Nase tragen; wir könnten uns jetzt so hübsch und gemütlich die Friedenspfeife anzünden!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden“ bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



№ 30. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Rüste fleißig, deutscher Knabe,
Deinen Geist mit Wissenschaft!
Sorg' auch, daß dein Arm stets habe,
Gegen Deutschlands Feinde Kraft!

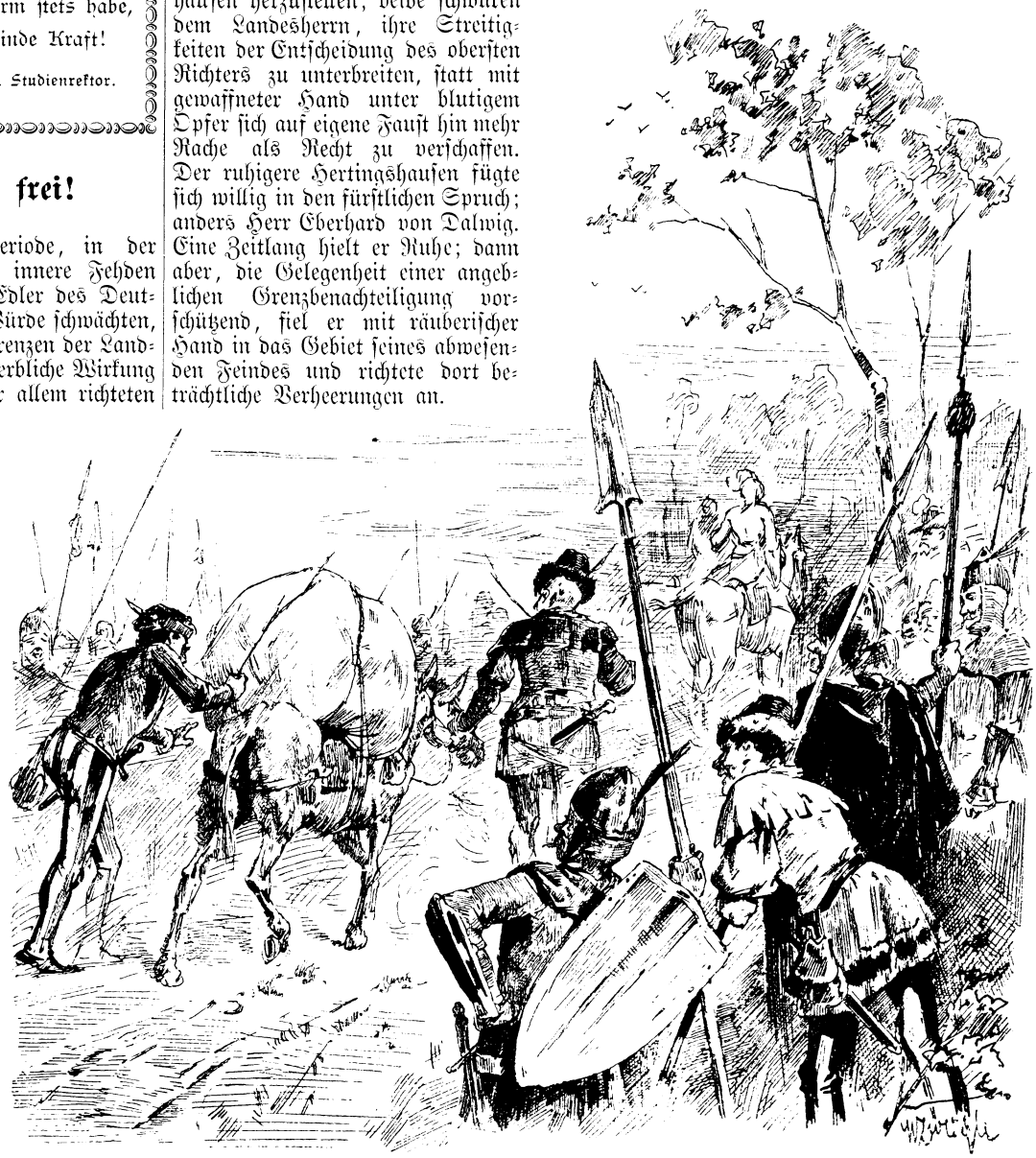
C. Fries, K. Studienrektor.

Speckſack iſt frei!

Die mittelalterliche Periode, in der Raubrittertum und innere Fehden nachbarlicher Städte und Edler des Deutschen Reiches Macht und Würde schwächten, übte auch innerhalb der Grenzen der Landgrafschaft Hessen ihre verderbliche Wirkung für Land und Leute. Vor allem richteten die kriegerischen Abrechnungen zwischen den Burgherren von Dalwig und von Hertingshausen seit Jahren viele Schädigung im Hessenlande an; eine an sich geringfügige Veranlassung war wie so oft von weittragenden Folgen begleitet, zumal der Ritter Eberhard von Dalwig trotz seiner Jahre und seiner sprichwörtlichen Korpulenz, ein gar rühriger und aufbrausender Herr war, der von Versöhnung nichts wissen mochte. —

Zu jener Zeit, man schrieb 1456, führte Herr Ludwig I. das landgräfliche Regiment im Hessenlande. — Den „Friedfertigen" nennt ihn die Chronik, und vor allem rechtfertigte das Bemühen des Fürsten, seinem Staate die innere Ruhe und Einigung unter seinen trotzigen Edlen zu schaffen, diese Bezeichnung. — In erster Reihe versuchte Landgraf Ludwig wenigstens ein äußerlich friedliches Vernehmen zwischen Dalwig und Hertingshausen herzustellen; beide schwuren dem Landesherrn, ihre Streitigkeiten der Entscheidung des obersten Richters zu unterbreiten, statt mit gewaffneter Hand unter blutigem Opfer sich auf eigene Faust hin mehr Rache als Recht zu verschaffen. Der ruhigere Hertingshausen fügte sich willig in den fürstlichen Spruch; anders Herr Eberhard von Dalwig. Eine Zeitlang hielt er Ruhe; dann aber, die Gelegenheit einer angeblichen Grenzbenachteiligung vorschützend, fiel er mit räuberischer Hand in das Gebiet seines abwesenden Feindes und richtete dort beträchtliche Verheerungen an.

Der erzürnte Fürst berief den ungehorsamen Lehnsmann vor seinen landgräflichen Stuhl, aber der dicke Ritter blieb ruhig auf seiner wohl verwahrten



von zwei Knechten geführt, keuchte ein letztes Grautier unter der Last eines riesengroßen, sichtlich riesenschweren Sackes dahin —

Feſte an der Seite ſeiner ſanftmütigen Gemahlin, Frau Hildegund, und leiſtete der wiederholten Mahnung keine Folge. Die treue Gattin hatte längſt den Verſuch aufgegeben, ihren an ſich herzensguten, aber trotzigen und auf ſeine ritterlichen Rechte pochenden Eheherrn zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Herr Ludwig, der „Friedfertige“ rechtfertigte dieſe Bezeichnung nicht, ſobald ſeine eigene beleidigte fürſtliche Würde ins Spiel kam; aus dem Friedlichen ward ein ſtrenger Richter des Friedbrechenden; von einer ſtarken Söldnerſchar begleitet, an ſeiner Seite eine Anzahl der erleſenſten ſeiner Edlen, zog der Landgraf zur Naumburg, dem feſten Sitz des dicken Herrn von Dalwig hin, ehe dieſer eine rechte Ahnung des gegen ihn gerichteten Unternehmens hatte. —

Vergebens beſchwor Frau Hildegund den wiederſpenſtigen Eheherrn, dem anziehenden Fürſten ohne weiteres die Burg mit ſeiner eigenen Perſon zur Verfügung zu ſtellen; Herr Eberhard wollte nichts von Ergebung wiſſen. Er pochte auf die Unzugänglichkeit ſeiner Feſte, und war überzeugt, daß Herr Ludwig innerhalb ſeiner eigenen Landesgrenzen keine langdauernde Belagerung unternehmen werde, der ganze Zug des Landgrafen überhaupt gar nicht ernſt gemeint ſei.

Der Ritter von Dalwig hatte ſich getäuſcht. Sein Landesherr hatte vollauf Zeit; einen Sturm gegen die Naumburg zu beſchließen, dazu waren ihm ſeine Leute zu lieb, und die Veranlaſſung des Strafgerichtes doch zu gering. Er begnügte ſich, die Feſte, die von einem Hügel aus die Umgegend beherrſchte, völlig einzuſchließen und das Weitere abzuwarten.

Nur zu bald wich der Trotz Dalwigs der Einſicht, daß der Vaſall am Ende zweifellos doch den kürzeren gegen ſeinen Landesherrn ziehen werde; und doch, jetzt klein beizugeben, zu geſtehen, daß der Mangel bereits ſchon an der Korpulenz des grimmen Burgherrn ſein Opfer ſuchte, — das vermochte er nicht; wußte er doch, daß mit Recht die Sühne ſeines Ungehorſams nun eine doppelte ſein müſſe. —

Unter dieſen Umſtänden traf an einem Sommermorgen in der Frühe ein Knappe in Dalwigſchen Farben, ein weißes Fähnlein als Zeichen ſeiner Heroldswürde in hoch erhobener Rechten, im Feldlager des Landgrafen ein. — Herr Ludwig befand ſich eben in ſeinem Quartier und hatte ſeine Edlen zu einer Beſprechung verſammelt, und in Gegenwart des erlauchten Kreiſes ward der Bote von ihm empfangen. Zu aller Erſtaunen indeſſen enthielt das dem Landesherrn überreichte Schreiben keineswegs die Unterwerfung des widerſpenſtigen Vaſallen, ſondern die Bitte der Gemahlin Eberhards von Dalwig, der Frau Hildegunde, um freien Abzug von der Burg für ihre Perſon mit kleinem Geleit, um ſich nach dem Sitz ihres elterlichen Hauſes zu begeben. —

„Ich führe keinen Krieg mit Weibern“, erwiderte der „Friedfertige“. — „Sagt Eurer edlen Frau, ſie könne unangefochten ihrer Wege durch unſer Lager ziehen. Die Tugenden der edlen Dame ſind der beſte Geleitsbrief ihrer Sicherheit.“

Der Bote dankte ehrfurchtsvoll, aber er war mit dem ihm übergebenen Auftrag ſeiner Herrin noch nicht zu Ende. Die edle Frau Hildegunde heiſchte die Erlaubnis, einen Sack mit Speck und anderem Proviant zu des Leibes Notdurft mit ſich führen zu dürfen, um nicht auf ihrem Wege ausſchließlich auf den guten Willen der Wirte angewieſen zu ſein. —

„Habt ihr's ſo reichlich droben?“ fragte der Landgraf lachend, „daß ihr noch Wegzehrung über habt? Nun, um uns ſoll keiner Mangel leiden; ſagt Eurer edlen Frau: ‚Speckſack iſt frei!‘“ — — —

Mit dieſem tröſtlichen Beſcheid verſehen, zog der Bote hügelan den wohlverwahrten Mauern der Naumburg zu; ſchon am Nachmittag desſelben Tages öffneten ſich die Thore der Feſte aufs neue und der kleine Zug der Edelfrau ward, zu Thal ziehend, den Augen der Belagerer ſichtbar. — —

Daß Landgraf Ludwig den Wert der Gemahlin wohl von dem ſtörriſchen Betragen ihres umfangreichen Eheherrn unterſchied, bewies die Ehre, mit der die Burgfrau im feindlichen Lager, das ſie durchziehen mußte, empfangen ward. Eine Söldnerſchar bildete Spalier bis zum Zelt des landgräflichen Herrn, wo Herr Ludwig, von glänzendem Gefolge umgeben, den edlen Gaſt zu begrüßen gedachte. —

Die würdevolle Erſcheinung der Burgfrau, die mit gar beſonderem Geſchick ihr Maultier zu lenken verſtand, flößte ſelbſt den leicht zu Spott aufgelegten Kriegern Achtung ein; weniger mochte es bei dem Anblick der drei Frauenzimmer in mittleren Jahren der Fall ſein, die ihrer Gebieterin ebenfalls auf Eſelsrücken folgten; der Beſchluß der Kavalkade aber ließ ſelbſt den Herrn Ludwig und ſeinen Edelkreis mit Mühe ein Lächeln unterdrücken; von zwei Knechten geführt, keuchte ein letztes Grautier unter der Laſt eines rieſengroßen, ſichtlich rieſenſchweren Sackes dahin — der „Speckſack“, den der Landgraf der Dame Hildegund zur Wegzehrung bewilligt.

So auszeichnend der Empfang im Lager des Bedrängers des Herrn Eberhard für deſſen Gattin immer ſein mochte, Frau Hildegund ſchien wenig erbaut von dem ihr dadurch entſtehenden Aufenthalt. Befangen, ſichtlich in Haſt weiterzukommen, verließ ſie den Sattel, um geziemend Herrn Ludwigs Gruß zu erwidern und Dankesworte zu äußern. Auch die Weiber waren natürlich abgeſtiegen und hielten ſich mit ihren Tieren, den Proviantеſel mit ſeinen Führern einbegriffen, abſeits von dem Kreiſe der Vornehmen. — Die Sorge um ihr zwei- und vierbeiniges Gefolge ſchien der Burgfrau weit mehr am Herzen zu liegen, als die Erfüllung der Förmlichkeiten dem Landesherrn gegenüber, zumal dem Fürſten, der ſich ſo gnädig gegen das Weib eines auffäſſigen Lehensmannes erwies. Unabläſſig ſchweifte ihr Blick zu den Tieren hinüber, und ein halb ängſtlicher, halb unwilliger Zug malte ſich in dem freundlichen, aber von Entſchloſſenheit zeugenden Antlitz der Gattin Herrn Eberhards. — Sie hatte bemerkt, wie Helko, der Hofnarr des Landgrafen ſich bei den Grautieren zu ſchaffen machte, und namentlich dem armen „Sackträger“ und deſſen Laſt eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zu widmen ſchien. Erleichtert atmete ſie auf, da Herr Ludwig, der ihre Eile bemerkt haben mochte, ſie entließ, und in eigener Perſon ſeinen Gaſt zu dem der Reiterin harrenden Maultier geleitete. Frau Hildegund ſaß ſchon im Sattel, als Helko ſeine Stimme erhob: „Ei, geſtrenge Frau,“ rief er der Edeldame zu, „Euer Speckſack ſcheint gar leckere Koſt zu bergen, die einem armen Narren wohl behagen mag; wollt Ihr ihm nicht einen Biſſen von Eurem Ueberfluß geben? — Birgt der Speckvorrat des geſtrengen Ritters Dalwig noch viele Schwarten von ſolchem Umfang, dann gute Nacht Herr Landgraf mit Eurer Mauſefalle; die feiſte Ratte ſitzt in ihrem Fett und lacht Euch aus.“ —

Mit dieſen Worten ſchlug der Narr mit ſeiner Pritſche derb auf die ſchwellende Hülle des Proviantvorrats, — Frau Hildegund aber ward plötzlich glühend rot im Antlitz, und bat den Landgrafen um Schutz vor den Unziemlichkeiten des närriſchen Geſellen. —

„Er iſt eben Narr,“ meinte Herr Ludwig — aber dennoch drohend den Finger gegen den Buntſcheckigen erhebend — der übrigens nur in loſer Zucht ſeines Gebieters zu ſtehen ſchien. Aufs neue ſetzte ſich die Kavalkade in Bewegung. Das ſtattliche Tier Frau Hildegundens eröffnete, der belaſtete „Graue“ ſchloß abermals den Zug. — Doch ſchon bei den erſten Schritten überkam den bisher ſo geduldigen Sackträger eine Ungebärdigkeit, als ob der böſe Geiſt plötzlich unter ſein Fell gefahren. — Ganz unbemerkt hatte Helko einen dornigen Stecken zwiſchen den Sack und den Eſelsrücken geſchoben, der bei jeder Bewegung das arme Tier ſtachelte und zu förmlicher Wut reizte. Vergeblich ſuchten ſeine Führer es im Zaum zu halten, — mit einem Ruck ſich losreißend, ſtürmte Eſel und Speckſack unter dem Gelächter der Reiſigen, der unbezwingbaren, aber ſtilleren Heiterkeit der Edlen dahin. Laut ſchrie Frau Hildegund auf, da das hölliſche Tier an dem ihren vorüberſauſte, durch den Lärm ringsum noch mehr angefeuert, und hinter dem Grauen jagte der Narr, luſtig klingelte die Schellenkappe, und hoch ſchwang ſeine Hand den Kolben, ſeines Amtes Zeichen.

Da riß das Seil, das Sack und Eſelsrücken aneinander kettete, ein hörbarer ſchwerer Fall, am Boden lag die umfangreiche Hülle, während der Träger desſelben, der Laſt und der Stachel ledig, ſeinen Lauf fortſetzte. —

Der erſte, der den Sack erreichte, war der Narr. Er machte eine Bewegung, als wolle er den verſchnürten Linnenpacken aufrichten, aber mit lautem Aufſchrei fuhr er zurück. — „Herr Landgraf,“ rief er mit überlautem Ton, „hier iſt der Gott-

ſeibeiuns im Spiel; da drinnen ächzt und regt es ſich; Speckſack iſt lebendig geworden!" —

Ob dem landgräflichen Gebieter die Kunde ſo ganz ungeahnt kommen mochte? Jedenfalls ſpielte Herr Ludwig den Erſtaunten und befahl, die verdächtige, ſpottbergende Hülle ſofort durch Soldaten öffnen zu laſſen.

„Haltet ein!" rief Frau Hildegund, „um Gottes willen, es iſt kein Spuk!" —

„Aber auch kein Speck!" ergänzte der Narr; er hatte die Schlingen des Sackes auseinandergezogen und dann den Umfang desſelben ſo derbe mit dem Kolben bearbeitet, daß ſich erſt ein deutliches Aechzen aus dem Inneren vernehmen ließ, dann ein dickes, feuerrotes Geſicht zum Vorſchein kam, dem ein faßartiger, unterſetzter Körper, mit einem talarartigen Gewand bekleidet, folgte. — Der Speckſack war bis auf einen geringen Inhalt wirklicher Schwarten, die als Deckmantel des Inhalts dienten, zuſammengefallen, aber dafür erhob ſich die allbekannte dicke Figur des Ritters Eberhard von Dalwig vor den Augen der Anweſenden. Frau Hildegund, die natürlich ſofort den Sattel verlaſſen hatte, barg ihr Antlitz mit beiden Händen. — Der Landgraf ſchritt auf den tief Gedemütigten zu, deſſen Verſuch, das Knie vor dem fürſtlichen Lehnsherrn zu beugen, ſchon im Keim durch ſeine Korpulenz verhindert ward. — „Sieh' da, unſer ſtörriſcher Vaſall, Herr Eberhard von Dalwig," ſagte er; „Ihr wählt eine gar ſeltſame Art, Euch zum wohlverdienten Gericht des Landesherrn zu ſtellen; doch gleichviel — Ihr ſeid da. Was brauchen wir den Bau, da wir den Fuchs haben." Herr Eberhard hatte verſucht ſich zu faſſen. Dem Spott des ganzen Landes, der gerechten Strafe des gekränkten Lehnsherrn preisgegeben, ſah er keinen Ausweg, als durch einen liſtigen Streich ſich notdürftig beiden zu entziehen.

„Landgräfliche Gnaden," ſagte er unter dem erwartungsvollen Schweigen der Verſammelten; „ich bekenne meinen Fehl und meinen Trotz und ſchwöre auf das Evangelium, hinfort in Frieden zu leben mit meinem Nächſten, und meines Herrn Wort und Wille zu gehorſamen. — Gebt mir Gnade und Freiheit!" —

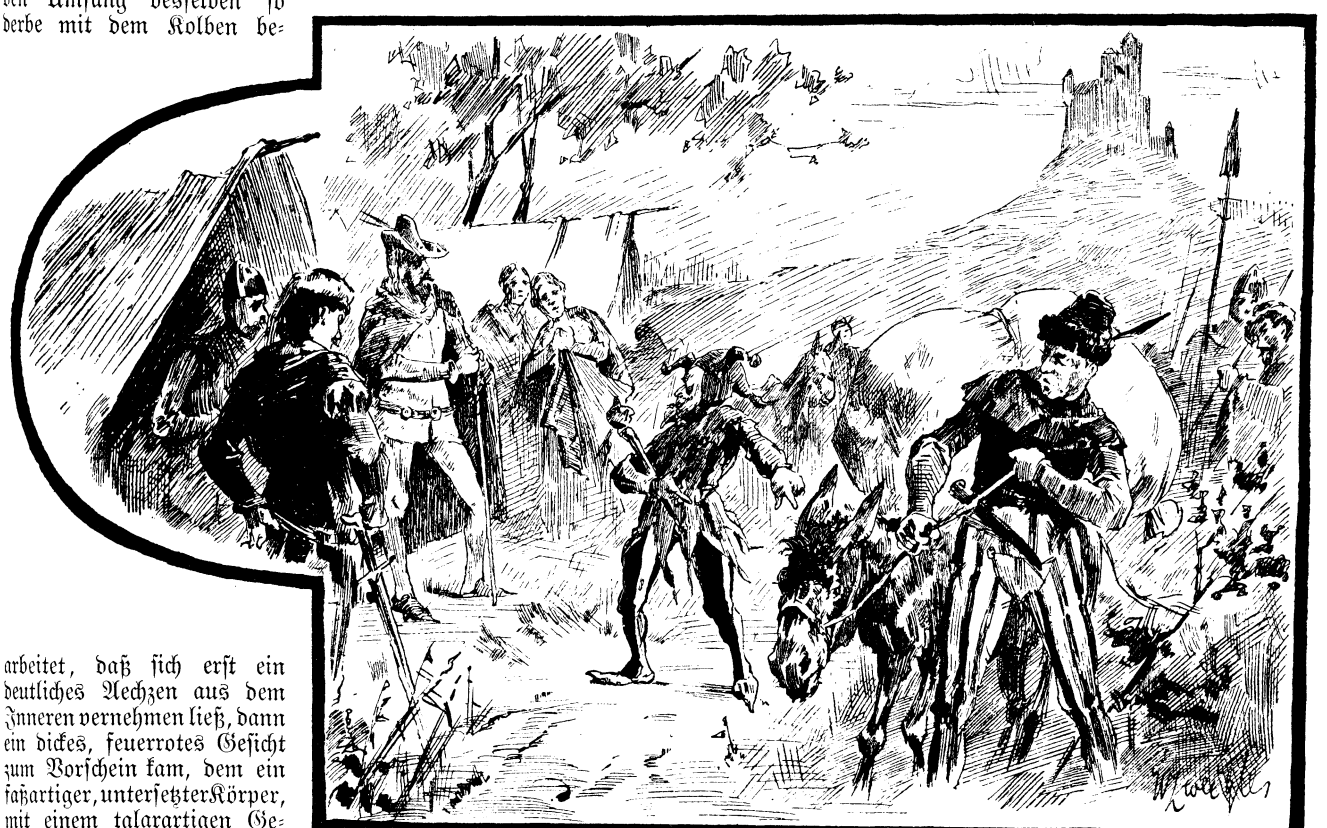
„Mit nichten," erwiderte der Landgraf; „frei Geleit verſprach ich deinem Weibe und ihrem Gefolge; ich halte mein Wort; Frau Hildegund mag ziehen, obwohl ſie verſuchte, ihres Fürſten Gnade durch Täuſchung zu lohnen; Euch aber behalte ich in Haft, bis Ihr mir Bürgſchaft Eures Wohlverhaltens und Eurer Buße gegeben."

„Beides ſei beſchworen, beides beſiegelt," rief Dalwig, „aber mich zu halten habt Ihr kein Recht, wollt Ihr Euer eignes fürſtlich Wort nicht brechen. Frau Hildegund, mein tugendſames Weib hat Euch nicht getäuſcht, Herr Landgraf," fuhr er fort, — „ſie hat nur das mit ſich genommen, was Euer eigener Mund ihr vor aller Ohren bewilligt: ‚Speckſack iſt frei!'"

Mit unnachahmlicher Gebärde berührte der Ritter bei dieſen Worten ſeinen geſegneten Leibesumfang, — und keiner vermochte der luſtigen Wirkung des Augenblicks zu widerſtehen, — ſelbſt der Landgraf nicht. —

„Nun dann," rief Herr Ludwig, „iſt ſo die Deutung, hab' ja auch ich meinen Anteil an Eurem Auszug; an Fürſtenwort ſoll man nicht mäkeln. — Wollt Ihr Euch freiwillig unſerem Spruch in Darmſtadt ſtellen, — ſo kehre ich noch heute mit meinen Scharen dorthin zurück und gebe die Naumburg frei — und den ‚Speckſack' dazu, wie ich's verſprochen!"

Diesmal fehlte der Ritter Dalwig ſeines Gelöbniſſes nicht. Willig erfüllte er die ritterwürdige, unbedeutende Sühne, die ihm der Landesherr auferlegte, und lebte fortan in Frieden an Frau Hildegundens Seite auf der Naumburg. Name und Geſchlecht erloſch mit dem letzten ſeines Stammes, aber das Andenken des dicken Ritters lebte noch lange fort innerhalb des Heſſenlandes Grenzen durch die Redensart: „Speckſack iſt frei!"



. . . „Birgt der Speckvorrat des geſtrengen Ritters Dalwig noch viele Schwarten von ſolchem Umfang, dann gute Nacht Herr Landgraf mit Eurer Mauſefalle;" . . .

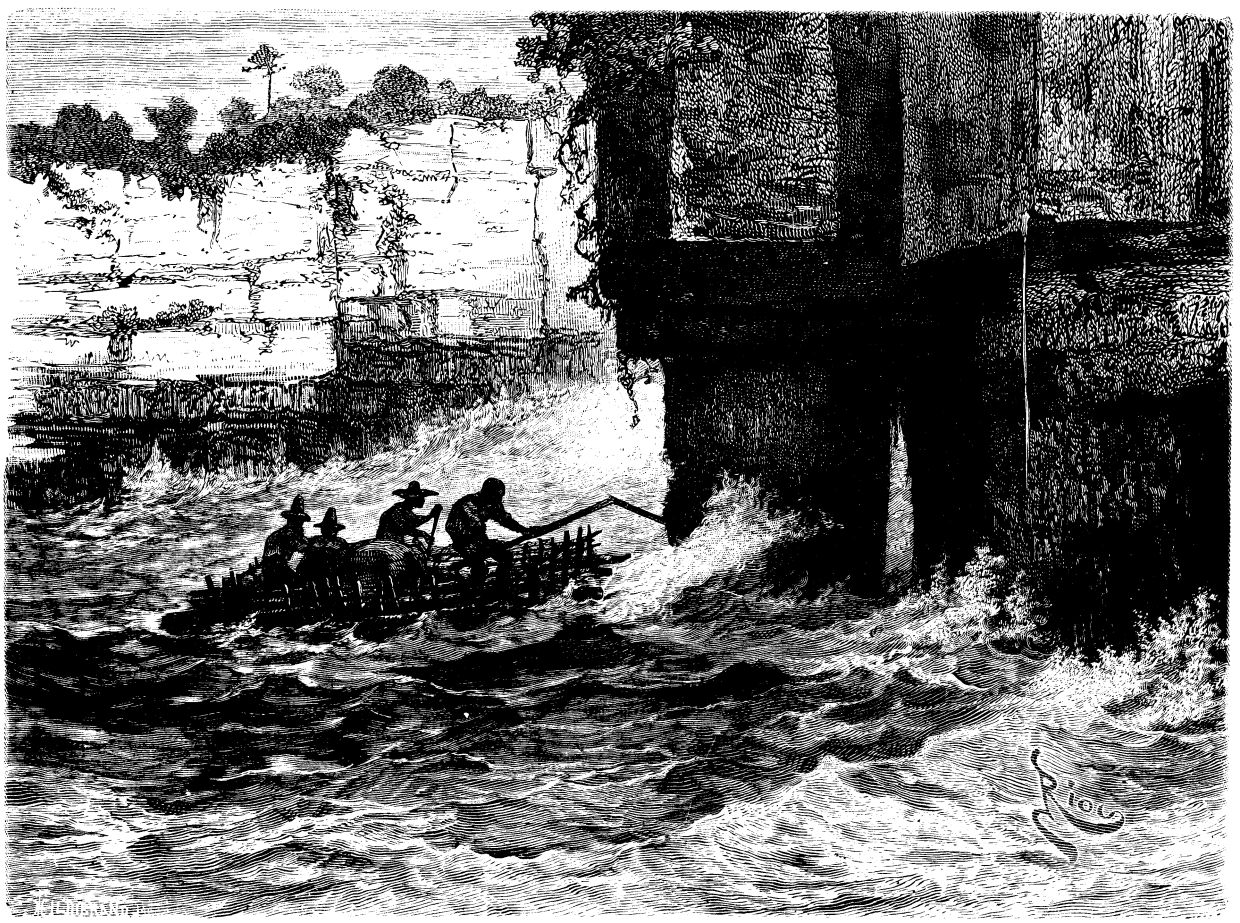
Ueber eine Farben wechſelnde Blume

in Mexiko wird der „Deutſchen Weltpoſt" geſchrieben: „Dr. Sameleder hat in Cordova eine Blume entdeckt, die den wiſſenſchaftlichen Namen Hibiscus mutabilis führt, aus Oſtindien ſtammen ſoll und ſich dadurch auszeichnet, daß ſie die Farbe wechſelt, indem ſie des Morgens eine weiße, des Nachmittags eine rote und am Abend eine blaue Farbe annimmt; ihr ausgezeichneter Geruch iſt nur zur Mittagszeit wahrnehmbar. Dieſe ‚Wunderblume' ſoll ſich auf dem ganzen Iſthmus von Tehuantepec und beſonders die Küſte entlang finden."

Eine südamerikanische Balsa oder Jangada.

Wer in Südamerika reist, der lernt gar manche seltsame Fahrzeuge kennen, um in den Hafenstädten vom Schiffe aus zu landen, oder vom Lande aus durch die wilde Brandung, mit der sich die Wogen des Atlantischen Oceans an der Küste brechen, nach den Schiffen hinauszukommen, welche meist erst in einiger Entfernung von der Küste, außerhalb dem Bereich der Brandung, ankern können. Aber auch auf den Flüssen und Strömen des Inneren gewahrt der Reisende die wunderlichsten Fahrzeuge von der ursprünglichsten Bauart. Weitaus nicht alle Stämme der Eingebornen verstehen sich auf die Kunst, große Baumstämme mittelst Beil und Feuer auszuhöhlen und daraus jene Kähne herzustellen, welche man Corialen nennt und die man auf unseren oberdeutschen Seen als Einbäume, d. h. aus einem Baumstamm gefertigt, bezeichnet. In Guyana z. B. sind es vorzugsweise die Buschneger, welche sich auf die Verfertigung solcher Corialen oder Einbäume verstehen, welche sie ohne Zweifel von den Europäern gelernt haben. In Brasilien und Venezuela findet man diese Kähne aus Baumstämmen nur auf den großen Strömen und in deren Nachbarschaft und bei den schon etwas civilisierten Stämmen.

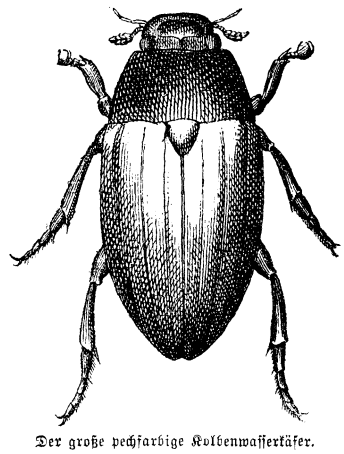
Alle anderen Eingebornen im Inneren bedienen sich der Flöße, welche sie auf eine ziemlich rohe Weise herstellen, mit denen sie aber ziemlich sicher fahren und die als Fahrzeuge denn auch gar nicht zu verachten sind. Die auf den Flüssen und Seen üblichen derartigen Flöße nennt man Balsas, die an den Küsten gebrauchten, mit denen sich die farbigen Eingebornen häufig durch die wildeste Meeresbrandung wagen, bezeichnet man als Jangadas, und es wird unsere jungen Leser vielleicht interessieren, den Bau eines derartigen Floßes kennen zu lernen. Wenn man sich ein solches bauen will, so verschafft man sich zunächst eine Anzahl Stämme von irgend einem leichten Holz, sägt diese in gleiche Blöcke von etwa 5 m Länge und 30 bis 40 cm mittleren Durchmessers. Man bedarf deren, durchschnittlich sieben bis acht. Sind diese bei einander, so haut man sich 5 oder 6 junge, gerade Stämme von irgend einem zähen Holze und einem mittleren Durchmesser von 15 bis 18 cm, welche an der einen Seite etwas flach gehauen werden. Diese geben die Querhölzer für das Floß ab und werden als Rahmen auf den Boden gelegt, an jedem Ende und in der Mitte je eines, mit der glatt behauenen Seite nach oben. Auf diese drei Querhölzer werden nun die etwa 5 m großen Langhölzer gewälzt und sogleich mittelst sogen. Sipós, d. h. zäher, biegsamer Lianen oder Schlinggewächse, welche dort zu Lande die Stelle von Tauen und Stricken versehen, an die Querhölzer festgebunden. Ist dies geschehen, so wird auf der Oberseite der Langhölzer an jedem Ende des Floßes noch ein ähnliches Querholz festgebunden, und das Floß in seinem Rohbau ist nun fertig und kann allfällig schon benutzt werden. Seine Herstellung hat nur wenige Stunden erfordert, und man kann mit einer solchen Balsa eine Reise von Hunderten von Meilen zu Wasser zurücklegen und sogar Stromschnellen passieren, in welchen ein wirkliches Boot Gefahr laufen würde, zu scheitern oder seine Seiten eingestoßen zu sehen. Je nach der Tiefe und Beschaffenheit des Fahrwassers wird eine solche Balsa mittelst Stangen oder Schaufelrudern fortbewegt und trägt mit Leichtigkeit fünf bis sechs Personen mit ihrem Gepäck, bietet aber natürlich keinerlei Bequemlichkeit, sondern zwingt die Reisenden, behufs des Kochens oder Uebernachtens an irgend einer seichten Stelle zu landen, wo die Balsa dann mit dem Tau aus Lianen an einem Baum oder Stein angebunden oder halb aufs Trockene gezogen wird. Das ganze Fahrzeug wankt und wackelt natürlich in seinen



Eine südamerikanische Balsa oder Jangada.

einzelnen Teilen, und das Wasser spült beständig zwischen den Fugen der Langhölzer hindurch, so daß man fortwährend mit den Füßen im Wasser steht, was aber in der tropischen Hitze kein Nachteil ist. Um aber das Gepäck und die Person der Reisenden auf diesen Flößen vor dem Ausgleiten oder dem Fortschwemmen durch die Wellen zu schützen, sind diese Balsas auf allen vier Seiten mit einer Art sehr ursprünglichen Geländers umgeben. Auf den äußersten Lang- und den beiden oberen Querhölzern werden nämlich Löcher eingebohrt und in diese dann Stöcke von 70 bis 80 cm Länge als aufrechte Stäbe eingesteckt und mit Lianen untereinander durchflochten, so daß sie eine ziemlich starke Balustrade herstellen, mit welcher die Balsa nun vollendet und ein Fahrzeug ist, woran auch kein zollbreit Eisen verwendet wurde und das dennoch seinen Zwecken gut entspricht.

Genau ebenso sind die Jangadas gebaut, welche in den Hafenstädten des nördlichen Brasiliens den Verkehr zwischen den einlaufenden, aber auf der Außenreede ankernden Schiffen und dem Lande unterhalten. Von zwei Männern oder einem Mann und einem Knaben bemannt, bringt eine solche Jangada den Passagier und sein Gepäck, das, in geteertes Segeltuch eingeschlagen, auf den Langhölzern festgebunden wird, entweder an Bord oder vom Schiff ans Land durch eine Brandung hindurch, welcher kein Boot widerstehen würde. Die Wogen der Brandung würden das Boot rasch füllen und zum Sinken bringen, allein über die Jangada spülen sie nur hin; allerdings waschen sie gelegentlich wohl einen Schiffer über Bord, allein diese Leute schwimmen wie ein Fisch und erreichen rasch wieder die Jangada. Zuweilen geschieht es sogar, daß die wilde Brandung eine Jangada geradezu umdreht; allein dies hat wenig zu sagen, denn sie schwimmt ja auch alsdann, und die Bemannung ist sogleich wieder an Bord. Aber eine fast wunderbare Geschicklichkeit zeigen diese Jangadores in den tiefeingerissenen Flußmündungen, welche noch von der Brandung erreicht werden, wo sie mit ihren Stangenrudern es zu verhüten wissen, daß die Jangada an den Fuß der Klippen stößt, wo der heftige Anprall das Floß zertrümmern könnte, und wo sie, wie auf unserem vorstehenden Holzschnitt, in den meisten Fällen ihr Fahrzeug und ihre Fracht trotz allen Gefahren wohlbehalten ans Land bringen.



Der große pechfarbige Kolbenwasserkäfer.

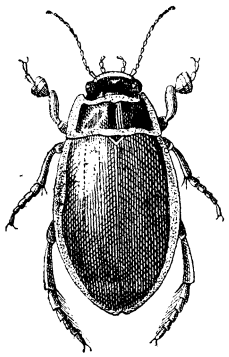
Im Wassertümpel.

Hast du schon wohl im warmen Sonnenschein am Rande eines Wassertümpels gestanden, der unter dunkellaubigen Erlen sich regungslos dahinbreitete? Auf der glatten Oberfläche zeigte sich deinen Blicken ein Schwarm von glitzernden, stahlblauen Punkten, welche mit auffallender Schnelligkeit in Kreisen durcheinander fuhren. Du schlugst mit einem Zweige ins Wasser, und im Nu waren die kreisenden Lichtfunken verschwunden. Aber schon nach wenigen Augenblicken erschienen sie wieder auf der Oberfläche zu erneutem Spiele. Weist du, was diese merkwürdigen Lichtfunken sind? Käferchen sind's, Schwimmkäferchen, welche von ihrem taumelnden Spiele auf dem Wasser in der Wissenschaft den Namen Taumelkäfer führen, lateinisch Gyrinus natator. Als du mit dem Zweige ins Wasser schlugst, tauchten sie hurtig unter, indem sie an einem Hinterfuße eine Luftblase mit in die Tiefe nahmen und sich unten irgendwo festhielten. Und arge Räuber sind die in ihrem Spiel so harmlos erscheinenden Käferchen auch; sie fahren wie der Blitz auf eine noch zappelnde Mücke los, die auf den Wasserspiegel geraten, und machen sich zum Aussaugen über dieselbe her. Dabei dient ihnen zum Ergreifen der Beute das vordere Beinpaar, das lang gestreckt und mit winzigen Häkchen versehen ist, während das mittlere und hintere Beinpaar bedeutend kürzer, auch durch platt rhombische Schienen und Füße verbreitert ist, und zum Schwimmen dient. Die Beine sind rostgelb, wohingegen der gewölbte, eiförmige Rücken schwarzblau glänzend ist. Gar wunderbar sind die Augen beschaffen; dieselben werden nämlich vermittelst eines quer durch sie tretenden häutigen Streifens in zwei Teile geschieden, deren oberer den schwimmenden Käfer zum Sehen über dem Wasser, deren unterer ihn zum Sehen nach unten in das Wasser hinein befähigt. Der Taumelkäfer hat also eigentlich vier Augen. Die Larven, aus denen sich die Taumelkäfer entwickeln, sind skolopenderartig, d. h. sie erinnern an die bekannten Tausendfüßler, weil jeder Leibesring ein paar gegliederte lange Fortsätze hat; sie verpuppen sich außer Wasser in einem pergamentartigen Kokon.

Während du auf die spielenden Taumelkäfer blickst, gleitet dein Blick auch durch den krystallhellen Wasserspiegel auf das grüne Gekräut, das munter am Boden des Tümpels wuchert und sich zum Lichte emporringt. Und da siehst du plötzlich zwischen den Stengeln und Blättern einen mächtigen Käfer: in geschickten Wendungen schwimmt er bald köpflings tauchend, bald flach streichend und mit den Hinterbeinen rudernd umher. Dieser, durch seine Größe stark auffällige Schwimmkäfer — seine Länge beträgt 13 bis 14 mm — ist der Gelbrand, lateinisch Dytiscus marginalis. Sein Name schreibt sich von dem gelben Rande her, welcher den äußeren Saum jeder Flügeldecke sowie die Kanten des Halsschildes umzieht, während die Oberseite des flach gewölbten Rückens grünlichschwarz und ölglänzend ist. Nur das hinterste Beinpaar ist zu Schwimmbeinen gestaltet. Aber aufgepaßt! Jetzt kommt der große plumpe Geselle an die Oberfläche des Wassers, klammert sich an einen aufragenden Pflanzenstengel und biegt die Spitze des Hinterleibes von dem Ende der Flügeldecken abwärts. Warum thut er das? Er läßt Luft unter die Wölbung der Flügeldecken ein und schließt dann dieselbe durch Andrücken des Leibesrandes an den Rand der Flügeldecken ab. Nun schau! Mit diesem Luftvorrate begibt sich der Käfer wieder in das Wasser und er vermag zu atmen, weil seine neun Stigmenpaare sich auf dem Rücken öffnen. Du möchtest den großen Käfer gewiß gern für dein Aquarium mit einem Gazenetze einfangen? Thu das nicht! Ich rate dir gut. Denn der Gelbrand ist ein gefräßiger Raubkäfer, welcher unter der Bevölkerung deines Aquariums arg aufräumen, ja zuletzt gar als Alleinherrscher in dem verödeten Wasserbecken umherrudern würde. Er vertilgt den Rogen der Fische, den Laich der Frösche, erjagt die Larven anderer Wasserinsekten und scheut sich nicht, selbst Salamander und junge Fischlein zu überfallen. Voll gleicher Raubgier stürzen sich die häßlichen, schlammgrauen Larven des Gelbrands mit auseinandergesperrten Kiefern oder Freßzangen auf ihre Beute, etwa Wasserschnecken und Larven der Eintagsfliege. Nach einem Leben voll Raub und Mordgier verpuppt sich die Larve in einer Erdhöhle am Ufer. Der Gelbrand ist befähigt, die Stengel der aus dem Wasserspiegel ragenden Pflanzen zu erklettern, um mit Entfaltung der unter den gelbrandigen Flügeldecken liegenden häutigen Flügel davonzufliegen. Solche Landpartien unternimmt der Käfer des Nachts, namentlich wenn sein Wohngewässer in der Sommerhitze verdunstet und er aufs Trockene gerät. Der Käfer sucht dann andere geeignete Wasserstellen auf und fällt bisweilen als unwillkommener Gast in Fischteiche ein, in welchen seine räuberischen Gewohnheiten nicht unerheblichen Schaden unter der jungen Brut anrichten können.

Der Gelbrand sowohl als der Taumelkäfer haben faden- oder borstenförmige Fühlhörner, weshalb sie beide zur Familie der Fadenschwimmkäfer, Dytiscida, gehören.

Andere Wasserkäfer haben nämlich kolbenförmige Fühlhörner. Wenn du aufmerksam in unsern Wassertümpel hinabblickst, so kannst du leicht auch einen Vertreter dieser Familie der Wasserkäfer, Hydrophilida, gewahren. Sieh', da schwimmt schon einer zwischen den grünen Pflanzenstengeln, dort, wo ein goldener Sonnenstrahl einfällt und das Gekräut wie ein Nixengärtchen erscheinen läßt. Es ist ein großer pechschwarzer Kerl von Käfer — er heißt auch der pechfarbige Kolbenwasserkäfer, mit gelehrtem Namen Hydrophilus piceus —, 4 cm lang und der größte unserer Wasserkäfer überhaupt. Für seine Eier verfertigt er ein merkwürdiges Schiffchen. Dasselbe besteht aus zwei Gespinstplatten und läuft an dem einen Ende in ein gekrümmtes Hörnchen aus, also in ein richtiges Schiffsschnäbelein. Der hintere Teil dieses Schiffchens ist mit Eiern, der vordere mit Luft gefüllt. Der gemeine Kolbenwasserkäfer, Hydrous caraboides, ein nächster Verwandter des vorigen, spinnt für seine Eier gar ein schmales Blatt zusammen und versieht es mit einem Gespinsthörnchen. Diese wunderbaren Schiffchen treiben frei auf dem Wasserspiegel stehender Gewässer. Im Gegensatz zu den Fadenschwimmkäfern, welche wir als arge Räuber kennen lernten, nähren die Hydrophiliden sich hauptsächlich von modernden Pflanzen. Man kann sie deshalb getrost ins Aquarium setzen; höchstens vergreifen sie sich einmal an einer Schnecke.



Der große Gelbrand.

Taumelkäfer.

Wohl birgt unser Wassertümpel noch manche andere Arten von Käfern; aber für heute mag's genug sein mit dem, was wir in dem krystallenen Reiche der Unkenkönigin beobachtet haben.

Hans Sachs.

Als Knabe schon kannte ich ein Verschen, ich weiß nicht woher, welches hieß:

„Hans Sachs, der war ein Schuh-
Macher und Poet dazu."

Da ich recht wohl wußte, daß unter Poet ein Dichter zu verstehen war, zerbrach ich mir manchmal den Kopf über den merkwürdigen Vers; denn ein Schuster und ein Dichter schienen mir doch gar nicht zusammen zu passen. Den Dichter stellte ich mir mit einem gewissen Heiligenschein umgeben vor; solche Lieder wie im Gesangbuch und solche Gedichte wie in meinem Lesebuch und in „Schillers Werken" standen, konnte doch wohl kein Schuster machen, sagte ich mir. Aber ich habe später erfahren, daß der alte Volksvers doch recht hatte. Hans Sachs war in der That ein Schuhmacher und Dichter, und zwar verstand und trieb er die Schusterei aus dem Fundamente und war, wie seine Zeitgenossen berichten, ein „ehrsamer und tüchtiger Meister in seinem Handwerk," und daß er für seine Zeit ein ganz bedeutender, ausgezeichneter Dichter gewesen ist, bezeugen uns seine zahlreichen, zum Teil noch jetzt vorhandenen Werke.

Hans Sachs war ein Zeitgenosse Luthers, den er auch als die „Wittenbergische Nachtigall" besang. Er war zu Nürnberg am 5. November 1494 als der Sohn eines Schneiders geboren und starb hochbetagt ebendaselbst am 20. Januar 1576. Obgleich er von Haus aus für den Handwerkerstand bestimmt war, erhielt er doch eine gelehrte Bildung und besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt. Nach Vollendung seiner Lehrjahre als Schuhmacher, begab er sich auf die Wanderschaft und lernte die Welt kennen. Wir treffen ihn in Regensburg, Salzburg, Passau, Hall im Innthal, Braunau und Wels, wo er überall bei „ehrsamen Handwerksmeistern" auf seine Profession arbeitete, daneben aber auch nicht versäumte, auf „kluger und weiser Leute Thun und Rede" zu achten. Während er sich zu Wien als Jäger am Hofe des Kaisers Maximilian aufhielt, erwachte in seinem Innern die Liebe zur Dichtkunst, so daß er beschloß, „Meistersinger zu werden." In München nahm er bei einem Landsmanne, dem Leineweber Lienhart Nunnenbeck, förmlichen Unterricht im Meistergesang (einer damals gebräuchlichen Dichtungsform) und vervollkommnete sich dann auf seinen späteren Wanderungen, bei denen er selbst Osnabrück, Lübeck, Leipzig und andere Städte besuchte, immer mehr in der „holdseligen Kunst". Im zwanzigsten Lebensjahre dichtete er sein erstes Meisterlied.

Nach fünf Jahren, 1515, kehrte Hans Sachs in die Heimat zurück, wurde Meister in seiner Zunft, verheiratete sich bald, führte ein sehr glückliches Familienleben und lebte, von Mitbürgern und Freunden geehrt und geachtet, mit ganzer Seele seinem Handwerk und der Dichtkunst.

Durch rastlose Thätigkeit im Betriebe seines bürgerlichen Gewerbes, gelangte er bald zu einer behäbigen Wohlhabenheit und war sogar so glücklich, ein Häuschen sein Eigentum nennen zu dürfen. Er liebte es, mit dem ersten Sonnenstrahl, im Winter noch früher, sich vom Lager zu erheben und an die Arbeit zu gehen. Fiel ihm aber beim Nähen der Schuhe und Stiefel ein guter Gedanke ein — und dies geschah nicht selten — so hatte er stets sein gelehrtes Handwerkzeug, Bücher, Feder und Tinte, bei der Hand und auf frischer That schrieb er es nieder, was die Seele bewegte und der klare Kopf bei der Schusterarbeit dachte. Sein Weib rühmt er selbst als eine kluge, treue und ehrsame, mit großem Fleiß schaffende, liebe Hausfrau, die ihm gern zugethan war und von Herzen pflegte, wo und wie sie wußte und konnte. Hans Sachs schätzte ihr klares Urteil und zog gern bei seinen gelehrten Arbeiten ihren gesunden Menschenverstand zu rate, indem er ihr ein Gedicht oder sonst ein Erzeugnis seiner Feder vorlas und sie dann um ihre Meinung befragte. Der Meister wollte sich in solchen Fällen vergewissern, ob er mit seiner geistigen Arbeit auch den richtigen Ton getroffen habe.

Nach den Mühen des Tages pflegte Hans Sachs bei einem „guten Trunk" in gewöhnlicher, spießbürgerlicher Unterhaltung mit Handwerksgenossen zu verkehren, noch öfter aber befand er sich in der Gesellschaft vornehmer, gebildeter Kreise, denn er zählte Künstler wie Albrecht Dürer, Dichter wie Keltes, Rosenblut, Folz und reiche, talentvolle Männer wie Pirkheimer zu seinen ganz besonderen Freunden und stand mit diesen in einem beständigen Verkehr. Unter so günstigen Umständen und bei so vorzüglicher, geistiger Begabung wurde es unserem Dichter möglich, für seine Zeit ganz Ausgezeichnetes und namentlich ganz besonders viel zu schaffen. Nach seiner eigenen Versicherung belief sich die Zahl seiner Gedichte auf mehr als sechstausend, die jedoch nur zum kleinen Teile gedruckt erschienen sind. Außer zahlreichen Gedichten auf einzelnen Blättern, durch welche er zur Verbreitung der Reformation nicht unwesentlich beitrug, lieferte er eine große Menge Trauer-, Schau- und Fastnachtsspiele, viele biblische, mythologische und geschichtliche Erzählungen, Fabeln, Schwänke und Psalmen. Von seinen Gedichten haben die meisten den Schluß: „das sagt Hans Sachs," oder „das rät Hans Sachs," oder „das wünscht Hans Sachs." Auch eine große Anzahl geistlicher Lieder verdanken unserem fruchtbaren Volksdichter ihr Dasein; das schönste und bekannteste unter ihnen befindet sich jetzt noch in vielen Gesangbüchern. Dasselbe beginnt:

„Warum betrübst du dich, mein Herz,
Und quälest dich mit bangem Schmerz
Bloß um ein zeitlich Gut?
Vertraue Dem nur, der die Welt
Erschaffen hat und noch erhält u. s. w."

Alle Dichtungen des Hans Sachs zeichnen sich durch Gemütlichkeit, Witz, Neuheit und Fülle des Inhalts und Mannigfaltigkeit und Vollendung in der Form aus; er befand sich überhaupt, wie ein Gelehrter von ihm sagt, auf der Höhe der poetischen Bildung seiner Zeit und ward in seinen geistigen Erzeugnissen der gelehrten Richtung wie dem Volksmäßigen, der Schule wie dem Leben gleich gerecht.

Im späteren Lebensalter wandte sich Hans Sachs mit Vorliebe der Darstellung lustiger Schwänke, überhaupt des Spaß- und Scherzhaften zu, und traf hierin so den richtigen Ton, daß er der ganzen folgenden Zeit zum Muster und Vorbild diente. Doch liegt auch allen diesen Dichtungen

eine Lehre, eine Sittenpredigt zu Grunde, aus jeder Arbeit leuchtet treuer, deutscher Bürgersinn, eine heitere, redliche Natur. Ich glaube dies nicht besser beweisen und die gegenwärtigen Mitteilungen nicht passender schließen zu können, als indem ich eines der spaßhaftesten Gedichte unseres Hans Sachs wörtlich hier folgen lasse:

Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
Den faulen Leuten wohlbekannt,
Die liegt drei Meilen hinter Weihnachten.
Ein Mensch, der da hinein will trachten,
Muß sich des großen Dings vermessen
Und durch einen Berg von Kuchen essen,
Der ist wohl dreier Meilen dick;
Alsdann ist er im Augenblick
In demselbigen Schlaraffenland.
Da hat er Speis und Trank zur Hand:
Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Thür und Fensterladen;
Um jedes Haus geht rings ein Zaun,
Geflochten aus Bratwürsten braun;
Vom besten Weine sind die Bronnen,
Kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hangen süße Krapfen,
Wie hier zu Land die Tannenzapfen;
Auf Weidenbäumen Semmeln stehn,
Unten Bäche von Milch hergehn,
In diese fallen sie herab,
Daß jedermann zu eßen hab';
Auch schwimmen Fische in den Lachen,
Gesotten, gebraten, gesalzen, gebachen,
Die gehn bei dem Gestad so nahe,
Daß man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen umher, das mögt ihr glauben,
Gebratene Hühner, Gänsʼ und Tauben;
Wer sie nicht fängt und ist so faul,
Dem fliegen sie von selbst ins Maul.
Die Schweine, fett und wohlgeraten,
Laufen im Land herum gebraten,
Jedes hat ein Messer im Rück;
Damit schneidʼt man sich ab ein Stück,
Und steckt das Messer wieder hinein.
Käse liegen umher wie die Steinʼ.
Ganz bequem habenʼs die Bauern:
Sie wachsen auf Bäumen an den Mauern,
Sobald sie reif sind, fallen sie ab,
Jeder in ein Paar Stiefeln herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
Mit dem ist es also bewandt:
Wer da häßlich ist oder alt,
Der badet sich jung und wohlgestaltʼt.
Bei den Leuten sind allein gelitten
Müheloſe, bequeme Sitten;
So zum Ziel schießen die Gästʼ,
Der am weitesten fehlt, gewinnt das Bestʼ;
Im Laufen gewinnt der Letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Land gut Geld gewinnen:
Wer Tag und Nacht schläft darinnen,
Dem gibt man für die Stundʼ einen Gulden;
Der wacker und fleißig ist, macht Schulden.
Dem, welcher da sein Geld verspielt,
Man alles zwiefach gleich vergilt,
Und wer seine Schuld nicht gern bezahlt,
Auch wenn sie wär eins Jahres alt,
Dem muß der andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
Kriegt für den Trunk einen Batzen Lohn.
Für eine große Lüge gibt man eine Kronʼ.
Verstand darf man nicht lassen sehn,
Aller Vernunft muß man müßig gehn;
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt,
Dem wärʼ kein Mensch im Lande hold,
Wer Zucht und Ehrbarkeit hättʼ lieb,
Denselben man des Lands vertriebʼ,
Und wer arbeitetʼ mit der Hand,
Dem verbot man das Schlaraffenland:
Denn wer träg ist und nichts will lernʼn,
Der kommt im Land zu großen Ehrʼn,
Und wer der Faulste wird erkannt,
Derselbige ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
Grob, unverständig zu aller Frist,
Aus dem macht man im Land einen Fürsten;
Wer gerne ficht mit Leberwürsten,
Aus dem ein Ritter wird gemacht;
Und wer auf gar nichts weiter achtʼt,
Als auf essen, trinken und schlafen,
Aus dem macht man im Land einen Grafen.
Wer also lebt, wie obgenannt,
Der ist gut im Schlaraffenland,
In einem andern aber nicht,
Dʼrum ist ein Spiegel dies Gedicht,
Darin du seheſt dein Angesicht.

Hans Sachs.

Der kleinste afrikanische Eisvogel.

Die Familie der Eisvögel oder Königsfischer ist eine der artenreichsten und am weitesten verbreiteten und zeichnet sich besonders dadurch aus, daß ihre Angehörigen in allen Zonen die charakteristischen Eigentümlichkeiten ihrer Familie im Körperbau wie in der Lebensweise teilen. Was die körperlichen Merkmale anlangt, so sind dieselben: der lange, meist gerade Schnabel, die verhältnismäßige Kürze ihres Körpers, die gerundeten Flügel und die vorwiegende Fischnahrung, bei allen ziemlich übereinstimmend, und ebenso auch die scheue, einsame Lebensweise und das Nisten in Erdhöhlen ꝛc. an den Uferböschungen, wo sie ihren Aufenhalt leicht durch die angesammelten Häufchen von feinen Gräten verraten. Geradeso wie man bei uns den gemeinen Eisvogel oft stundenlang auf einem Stein oder Zweig am Flußufer sitzen und wie träumerisch ins Wasser schauen sieht, und wie er bei uns seine Nesthöhle unter einem Stein oder einer Baumwurzel in die lehmige Uferböschung stößt, so leben auch die kleinsten der afrikanischen Eisvögel, der Corythornis cyanostigma, welchen unser umstehender Holzschnitt in seiner natürlichen Größe darstellt, und seine nur wenig größeren Verwandten, der Corythornis cristata und C. cyanocephala, je in ihrer Heimat ganz als dieselben scheuen, einsamen und anscheinend langsamen und langweiligen Ufervögel wie unsere einheimischen Eisvögel. Der Corythornis cyanostigma kommt namentlich in Abessynien und am weißen Nil und seinen Nebenflüssen vor und unterscheidet sich von unserem Eisvogel durch die viel längeren, prachtvoll hell kobaltblauen und gefleckten Kopffedern, welche er zu einer Huppe aufrichten kann. Sein Verbreitungsbezirk erstreckt sich über das ganze tropische Afrika vom Senegal bis nach Angola und dem Kap an der West- und von Abessynien und Kordofan bis zum Sambesi an der Ostküste. Der etwas größere C. cristata kommt vorwiegend auf Madagaskar und den Ko-

Der kleinste afrikanische Eisvogel (Chorythornis cyanostigma).
(Natürliche Größe.)

moren vor. Der C. cyanocephala aber scheint sich auf das Gebiet des Gabun und die Goldküste zu beschränken. Alle drei Arten aber gehören zu den farbenprächtigsten, besonders durch ihr feuriges Blau ausgezeichneten Eisvögeln.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

„Und wo werden sie sich morgen um diese Zeit befinden, Sir?" fragte Martin Baumann.

„Am oberen Ausgange des Cannons. Habt Ihr einen Grund, das so genau wissen zu wollen?"

„Einen direkten nicht; aber Ihr könnt Euch denken, daß ich den Vater in Gedanken begleite. Wer weiß, ob er noch lebt."

„Ich bin ganz überzeugt davon."

„Die Sioux können ihn getötet haben!"

„Mit diesem Gedanken braucht Ihr Euch nicht zu sorgen. Die Ogallala wollen ihre Gefangenen nach dem Häuptlingsgrabe bringen, und das werden sie auch thun; darauf könnt Ihr Euch verlassen. Je später die Unglücklichen getötet werden, desto länger dauern die Qualen, welche sie zu erdulden haben, und darum fällt es den Sioux gar nicht ein, sie ihnen durch einen früheren Tod abzukürzen. Ich kenne diese roten Kerls sehr genau, und wenn ich Euch sage, daß Euer Vater jedenfalls noch lebt, so könnt Ihr es glauben."

Er wickelte sich in seine Decke, legte sich nieder und that, als ob er schlafen wolle. Unter den nicht ganz geschlossenen Lidern hervor aber beobachtete er Martin Baumann, den dicken Jemmy und den Hobble-Frank, welche leise und angelegentlich flüsterten, genau.

Nach einiger Zeit erhob der Dicke sich von seinem Platze und schlenderte langsam und scheinbar unbefangen nach der Seite hin, in welcher die Pferde graseten. Sofort stand auch Old Shatterhand auf und folgte ihm heimlich. Er sah, daß Jemmy sein Pferd, welches nur angehobbelt war, anpflockte, und trat nun schnell auf ihn zu.

„Master Jemmy, was hat Euer Gaul verbrochen, daß er nicht frei fressen soll?" fragte er ihn.

Der einstige Gymnasiast wendete sich erschrocken zu ihm um.

„Ah, Ihr seid es, Sir? Ich hielt Euch doch für eingeschlafen."

„Und ich hielt Euch bis jetzt für einen ehrlichen Kerl!"

„Alle Teufel! Meint Ihr etwa, daß ich es jetzt nicht mehr bin?"

„Fast scheint es so!"

„Warum?"

„Aus welchem Grunde erschrakt Ihr so, als ich jetzt hierher kam?"

„Aus dem einfachen Grunde, aus welchem ein jeder erschrickt, der bei Nacht ganz unerwartet angeredet wird."

„Der müßte ein ziemlich schlechter Westmann sein. Ein braver Jäger bewegt sich unter Umständen selbst dann nicht, wenn ganz unerwartet vor seinem Ohr ein Schuß abgefeuert wird."

„Ja, wenn dabei die Kugel ihm durch den Kopf geht, so bewegt er sich allerdings nicht mehr!"

„Pah! Ihr wißt genau, daß es hier kein feindseliges Wesen gibt! Es sollte niemand merken, daß Ihr Euer Pferd angepflockt habt."

Der Dicke verbarg seine Verlegenheit hinter einem zornigen Tone:

„Jetzt, Sir, begreife ich Euch nicht. Kann ich denn mit meinem Pferde nicht mehr machen was mir beliebt?"

„Ja, aber heimlich braucht Ihr es nicht zu thun!"

„Von Heimlichkeit ist keine Rede. Unter den Pferden der Upsarocas befinden sich einige Schläger. Mein Gaul ist bereits einmal verletzt worden. Damit das nicht wieder geschehen möge, habe ich ihn angepflockt; er soll diese störrige Gesellschaft gar nicht aufsuchen können. Ist das eine Sünde, so hoffe ich, daß ich Vergebung finde."

Er wendete sich ab, um zum Lager zurückzukehren. Old Shatterhand aber legte ihm die Hand auf die Schulter und bat:

„Bleibt noch einen kurzen Augenblick, Master Jemmy. Es kann nicht meine Absicht sein, Euch zu beleidigen; aber ich glaube Veranlassung zu haben, Euch zu warnen. Daß ich das unter vier Augen thue, mag Euch zeigen, wie hoch ich Euch schätze."

Jemmy schob seinen Hut nach vorn, kratzte sich hinter dem Ohre, wie es sonst sein Freund Davy zu thun pflegte, wenn er sich in Verlegenheit befand, und antwortete:

„Sir, wenn ein anderer mir das sagte, so würde ich ihm ein wenig mit der Faust im Gesicht herumlaufen; von Euch aber will ich die Warnung annehmen. Also, wenn Ihr einmal geladen habt, so drückt in Kuckucks Namen los!"

„Schön! Welche Heimlichkeiten habt Ihr mit dem Sohne des Bärenjägers?"

Es dauerte eine kleine Weile, bevor Jemmy antwortete:

„Heimlichkeiten? Ich mit dem? Dann sind diese Heimlichkeiten so sehr heimlich, daß ich selbst von ihnen nicht das Geringste weiß."

„Ihr flüstert immer miteinander!"

„Er will sich in der deutschen Sprache üben."

„Das kann er auch laut thun. Ich habe bemerkt, daß er in letzter Zeit viel besorgter um seinen Vater ist als vorher. Er befürchtet, daß er von den Ogallala getötet worden sei, und ich gebe mir vergebliche Mühe, ihm das auszureden. Ihr habt vorhin gehört, daß er wieder davon anfing. Ich befürchte, daß er sich mit Gedanken trägt, welche zwar seiner Kindesliebe, nicht aber seiner Einsicht Ehre machen. Wißt Ihr vielleicht etwas davon?"

„Hm! Hat er Euch etwas davon gesagt, Sir?"

„Nein."

„Nun, zu Euch hat er doch jedenfalls mehr Vertrauen, als zu mir. Wenn er gegen Euch schweigt, so wird er gegen mich nicht mitteilsamer sein."

„Mir scheint, Ihr sucht eine direkte Antwort zu umgehen?"

„Fällt mir nicht ein!"

„Er hält sich seit gestern von mir und Winnetou zurück, und Ihr reitet stets mit ihm. Ich habe geglaubt, daraus folgern zu müssen, daß er Euch zu seinem Vertrauten gemacht hat."

„Ich sage Euch, daß Ihr Euch da sehr irrt, obwohl Ihr sonst ein außerordentlich scharfsinniger Mann seid."

„Also er hat Euch wirklich nichts mitgeteilt, woraus zu folgern wäre, daß er etwas beabsichtigt, was ich nicht billigen könnte?"

„Alle Teufel! Ihr stellt da ja ein wirkliches Examen mit mir an. Bedenkt, Sir, daß ich kein Schulknabe bin! Wenn mir jemand über seine Familienverhältnisse und Herzensangelegenheiten eine Mitteilung macht, so bin ich nicht berechtigt, einem anderen darüber Rede zu stehen."

„Gut, Master Jemmy! Das, was Ihr jetzt sagtet, war zwar eine Grobheit, hat aber seine Richtigkeit. Ich will also nicht weiter in Euch dringen und genau so thun, als ob ich nichts bemerkt hätte. Geschieht aber etwas, was einen von uns in Schaden bringt, so weise ich alle Verantwortlichkeit von mir ab. Wir sind fertig."

Er wendete sich ab und ging, nicht nach dem Lager hin, sondern nach der entgegengesetzten Seite. Er hatte sich über Jemmy geärgert und wollte seinen Unmut durch einen kurzen Gang zur Ruhe bringen.

Der Dicke schlenderte langsam nach seinem Feuer hin und brummte dabei leise vor sich hin:

„Ein verteufelt scharfes Auge hat dieser Mann! Wer konnte meinen, daß er etwas gemerkt habe. Recht hat er, vollständig recht, und ich wollte, ich hätte ihm alles sagen können; aber ich habe mein Wort gegeben, zu schweigen, und darf es nicht brechen. Besser wäre es, ich hätte mich mit dieser Sache gar nicht abgegeben. Aber der kleine Bärenjäger wußte so schön zu bitten, und da ist mir altem, dickem Waschbären das Herz mit dem Verstande davongelaufen. Na, hoffentlich nimmt die Angelegenheit ein gutes Ende!"

Als Old Shatterhand sich vorhin vom Feuer entfernt hatte, war von den Zurückbleibenden ein leises Gespräch über denselben Gegenstand geführt worden.

„O weh!" hatte der lange Davy dem Sohne des Bärenjägers zugeflüstert. „Da geht Shatterhand fort! Wohin?"

„Wer weiß es!"

„Ich bin es vielleicht, der es weiß. Mir scheint, er hat gar nicht geschlafen. Wenn einer in dieser Weise aufsteht, so ist er nicht aus dem Schlafe erwacht. Er hat uns wohl gar beobachtet."

„Warum sollte er das? Wir haben ihm ja keine Veranlassung zum Mißtrauen gegeben."

„Hm! Ich freilich nicht, aber Ihr. Ich habe mich sehr wohl gehütet, viel mit Euch zu reden, wenn ich wußte, daß er es bemerken könne. So auch vorhin. Jemmy aber hält sich so unausgesetzt zu Euch, daß ein jeder annehmen muß, daß Ihr irgend eine Heimlichkeit mit ihm habt. Auch Old Shatterhand ist es wohl aufgefallen. Nun ist er dem Jemmy nach und wird sehen, daß dieser unsere Pferde anpflockt, damit wir sie nachher, wenn wir uns fortschleichen wollen, nicht lange Zeit zu suchen brauchen. Wenn er das wirklich sieht, so ist unsere Absicht mehr als halb verraten."

„Ich werde sie dennoch ausführen!"

„Ich habe Euch gewarnt und warne Euch auch noch jetzt!"

„Aber bedenkt doch, mein lieber Davy, daß es mir ganz unmöglich ist, noch volle drei Tage zu warten! Ich sterbe vor Sorge um den Vater."

„Old Shatterhand hat Euch aber doch erklärt, daß die Gefangenen noch leben müssen!"

„Er kann sich sehr leicht irren."

„So können wir es auch nicht ändern."

„Aber ich habe Gewißheit und kann mich danach richten. Wünscht Ihr etwa, daß ich Euch Euer Wort zurückgebe?"

„Besser für mich wäre es vielleicht."

„Das sagt Ihr, dem ich ein so großes Vertrauen geschenkt habe," bemerkte Martin in vorwurfsvollem Tone. „Habt Ihr denn vergessen, daß Ihr und Jemmy die ersten waret, welche mir ihre Hilfe anboten. Nun aber kann ich mich nicht mehr auf euch verlassen."

„Zounds! Das ist ein Vorwurf, den ich nicht auf mir sitzen lassen darf. Ich habe mich von meiner Zuneigung zu Euch hinreißen lassen, Euch das Versprechen zu geben, und Ihr sollt mir nicht nachsagen, daß ich es nicht halte. Ich reite also mit; aber ich mache eine Bedingung!"

„Laßt hören! Ich erfülle sie, wenn es mir möglich ist."

„Wir belauschen die Sioux-Ogallala nur, um zu erfahren, ob Euer Vater noch lebt."

„Ja, einverstanden."

„Wir machen nicht etwa auf unsere eigene Faust einen Versuch, ihn zu befreien."

„Auch da bin ich Eurer Meinung."

„Schön! Ich kann es mir lebhaft vorstellen, wie es in Eurem Herzen aussehen mag. Ihr steht eine reelle Angst um Euren Vater aus. Das rührt mein altes, gutes Gemüt, und ich begleite Euch. Aber sobald wir gesehen haben, daß er noch lebt, kehren wir um und reiten den anderen nach. Wenn Ihr nur nicht auf den Gedanken gekommen wäret, den Hobble-Frank mitzunehmen!"

„Er hat es verdient, daß ich diese Rücksicht auf ihn nehme."

„Aber ich denke, daß er uns mehr schaden als nutzen werde."

„O, Ihr irrt Euch in ihm. Er ist trotz aller seiner Eigenheiten ein mutiger und auch gewandter Kerl."

„Das mag sein; aber er hat ein ganz entschiedenes Pech. Was er am besten anzufangen meint, das gelingt ihm am allerwenigsten. Solche Unglücksvögel sind die besten Geschöpfe, aber man muß sie meiden."

„Ich habe es ihm nun einmal versprochen und will ihm nicht das Herzeleid anthun, mein Wort zurückzunehmen. Er hat in Freud' und Leid treu bei uns ausgehalten, und es ist eine Art Belohnung für ihn, wenn ich ihn mitnehme."

„Und Wohkadeh? Geht er noch mit?"

„Ja. Wir haben so innige Freundschaft geschlossen, daß es ihm unmöglich ist, zurückzubleiben, während ich diesen Ritt unternehme."

„So ist also alles in Ordnung, und es handelt sich nur darum, unbemerkt fortzukommen. Freilich wird es morgen früh eine große Sorge um uns geben, wenn wir verschwunden sind, aber ich denke, der Neger wird den Auftrag ausrichten. Da kommt Jemmy."

Der Dicke kam herbei und setzte sich zu ihnen.

„Nicht wahr, Old Shatterhand hegt Mißtrauen?" fragte Davy.

„Ja. Er hat mich inquiriert wie einen Spitzbuben," brummte der Dicke mißmutig.

„Du hast aber doch nichts gestanden?"

„Versteht sich ganz von selbst. Aber sauer ist es mir freilich geworden. Ich habe meine Zuflucht sogar zur Grobheit nehmen müssen. Das nahm er mir übel und ging fort."

„Und er hat gesehen, daß du unsere Pferde anpflocktest?"

„Ich hatte es nur erst mit dem meinigen gethan. Er war mir glücklicherweise zu schnell nachgekommen. Laßt uns aber jetzt schweigen, damit wir sein Mißtrauen einschläfern. Da kommt nun auch der Mond. Wir wollen das Feuer auslöschen und uns dann unter die Bäume legen. Da gibt es Schatten, und man bemerkt unsere Entfernung nicht sogleich."

„Gut, daß wir Mondschein haben; da finden wir wenigstens den Weg."

„Er ist uns deutlich vorgezeichnet, immer am Flusse hinab. Einerseits ist es mir gar nicht lieb, daß wir gezwungen sind, die Gefährten zu täuschen, andererseits aber kann es ihnen auch nichts schaden. Früher hatten auch wir ein Wort zu sagen; jetzt aber sind Old Shatterhand und Winnetou die Kommandanten. Jemmy und Davy werden nur so nebenbei einmal um ihre Ansicht gefragt. Da ist es eigentlich ganz an der Zeit, ihnen zu zeigen, daß wir auch noch zu den Westmännern gehören, die einen Plan entwerfen und ihn auch ausführen können. Jetzt nun zur Ruhe. Sie darf für uns nicht lange währen."

Das Feuer wurde ausgelöscht. Auch die Flammen, an denen die Indianer gesessen hatten, brannten nicht mehr. Die Gespräche waren verstummt. Old Shatterhand legte sich, als er zurückgekehrt war, neben Winnetou in das Gras. Nun war es still ringsum. Nur das schrille Pfeifen der dem Erdinnern entströmenden Dämpfe ließ sich in regelmäßigen Zwischenräumen hören.

Es verging weit über eine Stunde, da regte es sich leise unter den Bäumen, wo Frank, Jemmy, Davy, Martin und Wohkadeh sich zusammen gelagert hatten.

„Meine Brüder mögen mir folgen," flüsterte der junge Indianer. „Es ist Zeit. Wer eher geht, der kommt eher an."

Sie griffen nach ihren Waffen und sonstigen Sachen und schlichen sich leise unter den Bäumen dahin, den Pferden zu. Jemmy fand das seinige leicht; die anderen mußten erst gesucht werden; aber den scharfen Augen Wohkadehs gelang es schnell, die vier Tiere von den anderen zu unterscheiden.

Ohne ein leichtes Geräusch ging das freilich nicht ab. Darum blieben die fünf Flüchtlinge, als sie die Pferde beisammen hatten, eine kleine Weile lauschend stehen, um zu beobachten, ob ihr Verschwinden bemerkt worden sei.

Als es aber dort bei den Schlafenden ruhig blieb, führten sie die Pferde, deren Hufschlag durch das Gras gedämpft wurde, langsam fort.

Freilich, ganz unbemerkt entkamen sie nicht. Obgleich an die Nähe eines Feindes nicht gedacht werden konnte, waren doch einige Wachen, die sich von Zeit zu Zeit abzulösen hatten, ausgestellt worden. Für die Nacht war dies schon wegen den wilden Tieren im Walde notwendig. An einem dieser Wachtposten kamen sie vorüber.

Es war ein Schoschone. Er hörte sie kommen, wußte natürlich, daß die vom Lager her Nahenden Freunde sein mußten, und machte daher keinen Lärm. Der Schein des Mondes, welcher sich zwischen einzelnen Zweigen hindurch herniederstahl, erlaubte ihm, die Pferde zu sehen. Daß sich Männer mit ihren Tieren entfernen wollten, das erregte seine Verwunderung.

„Was haben meine Brüder vor?" fragte er.

„Schau mich an! Erkennst du mich?" antwortete Jemmy, nahe an ihn herantretend, so daß seine Gestalt deutlich zu bemerken war.

„Ja. Du bist Jemmy-petahtscheh."

„Sprich leise, damit keiner der Schläfer geweckt werde. Old Shatterhand sendet uns aus. Er weiß, wohin wir gehen. Ist dir das genug?"

„Meine weißen Brüder sind unsere Freunde. Ich darf sie nicht hindern, die Befehle des großen Jägers auszuführen."

Sie gingen weiter. Als sie so entfernt vom Lager waren, daß kein Huftritt dort mehr gehört werden konnte, stiegen sie auf, suchten die lichtere Nähe des Seeufers auf und trabten längs desselben hin, um den Ausfluß des Yellowstoneriver zu erreichen und demselben in nördlicher Richtung zu folgen.

Der Schoschone hielt den Vorfall für so einfach und selbstverständlich, daß er sich gar nicht die Mühe gab, später dem ihn ablösenden Posten eine Mitteilung darüber zu machen. So blieb die Entfernung der

fünf kühnen oder vielmehr leichtsinnigen Deserteure unbemerkt, bis der Tag graute.

Um diese frühe Zeit sollte aufgebrochen werden. Daher erhoben sich, als die ersten Vogelstimmen in den Zweigen ertönten, alle von ihren Lagerorten. Da bemerkte Old Shatterhand zunächst, daß Martin Baumann fehlte. Da ihm sofort die gestrige Befürchtung zurückkehrte, forschte er nach Jemmy, und bald stellte es sich heraus, daß nicht nur dieser auch fehlte, sondern ebenso Davy, Frank und Wohkadeh nicht mehr vorhanden waren. Wie man sich dann sogleich überzeugte, hatten sie zu Pferde das Lager verlassen.

Nun erst jetzt meldete sich der Schoschone, welcher gestern abend die Wache gehabt hatte, und erzählte Old Shatterhand, welche Erklärung ihm von Jemmy gemacht worden war.

Winnetou stand dabei und konnte sich trotz seines sonstigen Scharfsinnes die Absicht, in welcher die Fünf sich so heimlich entfernt hatten, nicht denken.

„Sie sind den Sioux-Ogallala entgegen," erklärte ihm Old Shatterhand.

„So haben sie ihr Hirn verloren," zürnte der Apache. „Sie werden nicht nur der Gefahr, welcher sie entgegenreiten, nicht entgehen, sondern auch unsere Anwesenheit verraten. Warum aber wollen sie den Sioux begegnen?"

„Um zu erfahren, ob der Bärentöter noch lebe."

„Ist er tot, so vermögen sie doch nicht, ihm das Leben zurückzugeben, und lebt er noch, so werden sie ihm Unglück bringen. Winnetou kann diesen großen Fehler den zwei kühnen Knaben verzeihen; die beiden alten, weißen Jäger aber sollten am Pfahle aufgestellt werden, den Squaws und Kindern zum Spotte!"

Da kam Bob, der Neger, herbei. Der Skunkgeruch war noch nicht ganz von ihm gewichen, so daß keiner der Leute ihn gern in seiner Nähe duldete. Er trug immer noch nur die alte Pferdedecke, welche der lange Davy ihm geschenkt hatte. Des Nachts, wenn es kühl wurde, hatte er sich bisher in das Fell des von Martin Baumann erlegten Bären gewickelt.

„Massa Shatterhand suchen Massa Martin?" fragte er.

„Ja. Kannst du mir Auskunft erteilen?"

„O, Massa Bob sein ein sehr kluger Massa Bob. Er wissen, wo Massa Martin sein."

„Nun wo?"

„Sein fort, zu Sioux-Ogallala, zu sehen gefangen Massa Baumann. Massa Martin haben Massa Bob alles sagen, damit Massa Bob dann Massa Shatterhand wiedersagen."

„Also doch ganz so, wie ich dachte!" sagte Old Shatterhand. Wann wollen sie zurückkommen?"

„Wann sie haben sehen Massa Baumann, dann kommen uns nach an Fireholefluß."

„Hast du sonst noch einen Auftrag?"

„Nein. Massa Bob weiter nichts wissen."

„Dein guter Massa Martin hat da eine Dummheit gemacht; ich glaube, es kann ihm dabei an den Kragen gehen."

„Was! Massa Martin an den Kragen? Da Massa Bob sich setzen sofort auf Pferd, um ihm nachreiten und erretten!"

Er wollte eiligst fort, hin zu den Pferden.

„Halt!" befahl ihm Old Shalterhand. „Du bleibst! Du darfst zu der ersten Dummheit nicht noch eine zweite fügen, welche noch größer sein würde."

„Aber Massa Bob doch müssen retten sein lieb gut Massa Martin!" rief der treue Schwarze. „Massa Bob schlagen tot all ganz Sioux-Ogallala!"

„Ja, so wie du zum Beispiel auch den Bären totschlugst, als du vor Angst auf die Birke kletterteſt."

„Ogallala sein kein Bär. Massa Bob sich nicht fürchten vor Ogallala!"

Er streckte seine großen Fäuste drohend aus und machte eine Miene, als ob er gleich zehn Ogallala verschlingen wolle.

„Nun gut, ich will es einmal mit dir versuchen, weil du deinen jungen Herrn so liebst. Mache dich bereit, in wenigen Minuten mit uns zu reiten!"

Und zu Winnetou, bei welchem jetzt der Häuptling der Upsarocas und der Häuptling der Schoschonen mit Moh-aw, seinem Sohne, standen, fuhr er fort:

„Mein Bruder wird den Ritt fortsetzen und mich am K'un-tui-temba, dem Maule der Hölle, erwarten. Mit mir aber werden reiten die fünfzehn Krieger der Upsarocas mit ihrem Häuptlinge und Moh-aw mit fünfzehn Kriegern der Schoschonen. Wir müssen diesen fünf vorwitzigen Menschen augenblicklich folgen, um sie zu retten, wenn sie sich in Gefahr befinden. Wann wir dem Häuptlinge der Apachen folgen werden, das weiß ich nicht. Auch kann ich nicht vorher bestimmen, von welcher Seite ich nach dem ‚Maule der Hölle' kommen werde. Mein Bruder mag nach beiden Seiten Männer senden, welche aufzupassen haben, denn es ist nun möglich, daß die Sioux eher am Grabe der Häuptlinge sind als ich mit meinen Kriegern."

Nur wenige Minuten später galoppierte Old Shatterhand mit seinen Begleitern in derselben Richtung fort, in welcher die fünf Unvorsichtigen gestern abend das Lager verlassen hatten. Ob, wo, wann und unter welchen Umständen er sie einholen werde, das konnte er freilich nicht wissen.

Sie hatten natürlich einen weiten Vorsprung vor ihm. Der Ritt war zwar wegen der Nacht und ihrer Unbekanntschaft mit dem Terrain nur langsam vorwärts gegangen, aber dennoch lag beim Anbruch des Tages der Yellowstonesee bereits in bedeutender Entfernung hinter ihnen, und nun konnten sie die Pferde besser ausgreifen lassen.

Jemmy und Davy fühlten sich heute ganz in ihrem Elemente. Sie waren diejenigen, auf welche sich die beiden anderen verlassen mußten, während in letzter Zeit nur wenig nach ihren Meinungen gefragt worden war. Und wenn sie die Gegend, in welcher sie sich befanden, auch gar nicht kannten, so verließen sie sich auf ihre Erfahrung und Gewandtheit und waren vollständig überzeugt, daß ihr Rekognitionsritt einen guten Ausgang finden werde.

Zu sehen gab es, als es hell geworden war, genug, ja mehr, als für den Zweck ihres Rittes eigentlich nützlich war. Die Scenerie des Flusses und seiner Ufer war eine so außerordentlich interessante, daß es keinem von ihnen gelang, die Ausrufe der Bewunderung, welche ihnen über die Lippen wollten, zurückzuhalten.

Das Thal des Flusses war zunächst ziemlich breit und bot zu beiden Seiten reiche Abwechselung. Bald stiegen die Höhen allmählich herab zu den Ufern, und bald strebten sie steilan zum Himmel empor; aber mochte die Formation sein, welche sie wollte, allüberall machten sich die Wirkungen unterirdischer Gewalten geltend.

Vor wer weiß wie vielen Menschheitsaltern ist diese Gebirgsregion ein See gewesen, welcher einen Flächenraum von vielen Tausend Quadratmeilen gehabt hat. Dann begannen unter seinen Wassern vulkanische Mächte ihre Thätigkeit. Es hob sich der Boden; er spaltete sich, und aus diesen Spalten schoß glühende Lava hervor, welche im kühlen Wasser des Sees zu Basalt erstarrte. Es öffneten sich ungeheure Krater, heißes Gestein wurde aus ihnen emporgetrieben und verband sich mit anderen Mineralien zu verschiedenartigen Konglomeraten, um den Boden zu bilden, auf welchem die zahlreichen heißen Mineralquellen ihre Niederschläge ablagern konnten. Dann hob eine gewaltige Ansammlung unterirdischer Gase mit unmeßbarer Gewalt den ganzen Boden dieses Sees empor, so daß seine Wasser abfließen mußten. Sie rissen sich tiefe Rinnen in die Erde. Loses Erdreich und weiches Gestein wurde fortgespült. Kälte und Wärme, Sturm und Regen halfen mit, alles, was nicht Widerstand zu leisten vermochte, zu zerstören, zu entfernen, und nur die harten, erstarrten Lavasäulen hielten aus.

So grub sich das Wasser zu einer Tiefe von tausend Fuß in die Erde ein; es fraß alles Weiche weg; es wusch die Felsen tiefer und tiefer aus, und so wurden die großartigen Cannons und die Wasserfälle gebildet, welche zu den Wundern des Nationalparkes gehören.

Da ragen dann die vulkanischen Ufer hoch empor, vielfach zerissen und zerklüftet, vom Regen ausgewaschen, und bilden Formen, welche sich keine Phantasie zu erdenken vermag. Da glaubt man die Ruine einer alten Ritterburg zu sehen. Man kann die leeren Fensterhöhlen sehen, den Wartturm und die Stelle, an welcher die Zugbrücke über den Graben ging. Nicht weit davon ragen schlanke Minarets empor. Man meint, der Muezzin müsse auf den Söller treten und die Gläubigen zum Gebete rufen. Gegenüber öffnet sich ein römisches Amphitheater, in welchem Christensklaven mit wilden Tieren gerungen haben. Daneben steigt eine chinesische Pagode frei und kühn zur Höhe, und weiterhin am Flusses-

laufe steht eine hundert Fuß hohe Tiergestalt, so massiv, so unzerstörbar scheinend, als sei sie dem Götzen eines vorsündflutlichen Volkes errichtet gewesen.

Und das alles ist Täuschung. Die vulkanischen Eruptionen haben die Massen geliefert, welche vom Wasser zu Gestalten gemeißelt wurden. Und wer diese Produkte elementarer Kräfte betrachtet, fühlt sich als einen mikroskopischen Wurm im Staube und hat allen Stolz vergessen, der ihn vorher beherrschte.

So ging es auch Jemmy, Davy und Martin Baumann, als sie am Morgen dem Laufe des Flusses folgten. Sie wurden nicht müde, ihrer Bewunderung Ausdruck zu geben. Was Wohkadeh fühlte und dachte, das war nicht zu erfahren; er sprach es nicht aus.

Natürlich benutzte der gute Hobble-Frank diese Gelegenheit, sein wissenschaftliches Licht leuchten zu lassen; aber heute fand er in dem dicken Jemmy keinen bereitwilligen Hörer, denn dieser hatte alle seine Aufmerksamkeit in den Augen konzentriert und forderte endlich den kleinen Sachsen gar in zornigem Tone zum Schweigen auf.

„Na, dann gut!" antwortete der einstige „Forschtbeamte". „Was hilft's der Menschheet, daß sie diese Wunder erblickt, wenn sie sich weigert, sie sich erklären zu lassen! Da hat der große Dichter Gellert sehre recht, indem er sagt: ‚Was hilft der Kuh Muschkate!' Ich will also meine Muschkate und meinen Sempf ooch für mich behalten. Man kann im Gymnasium gewest sein und doch vom Yellohschtohne nichts verschtehn. Ich aber wasche von heute an meine Hände in lauter Unschuld. Da weeß ich wenigstens, woran ich bin!"

Da, wo der Fluß sich in einen ziemlich weiten Bogen nach Westen wendet, traten zahlreiche heiße Quellen zu Tage, welche ihre Wasser sammelten, um ein ansehnliches Flüßchen zu bilden, welches sich zwischen hohen Felsen hindurch in den Yellowstone ergoß. Es schien, als ob man das Ufer des letzteren von hier an nicht mehr direkt verfolgen könne, und darum bogen die Fünf links ein, um dem Laufe des heißen Flüßchens zu folgen.

Hier gab es weder Baum noch Strauch. Es war alle Vegetation erstorben. Die heiße Flüssigkeit hatte ein schmutziges Aussehen und roch wie faule Eier. Es war kaum zum Aushalten. Und doch wurde es nicht eher anders und besser, als bis sie nach einem stundenlangen, beschwerlichen Ritte die Höhe erreichten. Hier gab es auch klares, frisches Wasser, und bald zeigten sich Büsche, später sogar Bäume.

Von einem wirklichen Wege war natürlich keine Rede. Die Pferde hatten sich oft auf weite Strecken hin über Felsbrocken weg zu arbeiten, welche das Aussehen hatten, als sei ein Berg vom Himmel gestürzt und hier unten in lauter Stücke zerbrochen.

Diese Trümmer hatten oft eine wunderbare Gestalt, und oft blieben die fünf Reiter halten, um ihre Meinung über dieselbe auszutauschen. Dabei verging die Zeit, und es war bereits mittag, als sie erst die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten.

Da erblickten sie von weitem ein ziemlich großes Haus. Es schien eine in italienischem Stile gebaute Villa zu sein, an welche sich ein mit einer hohen Mauer umgebener Garten lehnte. Ganz erstaunt blieben sie halten.

„Ein Wohnhaus hier am Yellowstone! Das ist doch gar nicht möglich!" sagte Jemmy.

„Warum soll das nicht möglich sein?" antwortete Frank. „Wenn off dem Sankt Bernhardt een Hostiz ist, so kann hier doch vielleicht ooch eens errichtet worden sein. Die Menschenmöglichkeet ist überall vorhanden."

„Hospiz heißt es, aber nicht Hostiz," bemerkte Jemmy.

„Fangen Sie nich etwa mit mir an! Haben Sie vorhin von meinen mineralischen Kenntnissen nischt profitieren wollen, so brauchen Sie mir jetzt Ihre zweifelhafte Weisheet ooch nich auszukramen! Sind Sie denn vielleicht schon mal off dem Sankt Bernhardt gewest?"

„Nein."

„So schweigen Sie also ganz schtille! Nur wer da droben wohnt, kann drüber reden. Aber sehen Sie doch mal genauer nach dem Hause hin! Schteht da nich een Mensch grad vor dem Thore?"

„Allerdings. Wenigstens scheint es so. Aber jetzt ist er weg. Es wird wohl nur ein Schatten gewesen sein."

„So? Da blamieren Sie sich wieder mal mit Ihren optischen Erfahrungen. Wo es eenen menschlichen Schatten gibt, da muß es unbedingt ooch eenen Menschen geben, der diesen Schatten geworfen hat. Das ist die bekannte Lehre von Pythagorassen seiner Hypotenuse off den zwee Kathedern. Und wenn der Schatten weg ist, so muß entweder die Sonne verschwunden sein oder derjenige, der den Schatten geworfen hat. Die Sonne ist aber noch da, folglich ist der Kerl fort. Wohin, das werden wir bald merken."

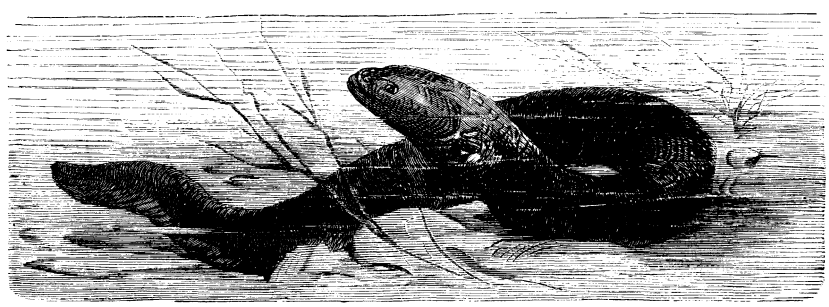
Sie näherten sich dem Bauwerke schnell, und da erkannten sie freilich, daß es nicht von Menschenhänden errichtet, sondern ein Werk der Natur war. Die scheinbaren Mauern bestanden aus blendend weißem Feldspat. Mehrere Oeffnungen konnten von weitem leicht für Fenster gehalten werden. Eine weite, hohe Thüröffnung war auch vorhanden. Wenn man durch dieselbe blickte, so sah man eine Art weiten Hofes, welcher durch natürliche Felsencoulissen in mehrere verschieden große Abteilungen geschieden wurde. In der Mitte dieses Hofes sprudelte ein Quell aus der Erde hervor und schickte sein klares, kaltes Wasser gerade zum Thore heraus.

„Wunderbar!" gestand Jemmy. „Dieser Ort eignet sich prächtig zu einer Mittagsrast. Wollen wir hinein?"

(Fortsetzung folgt.)

Der Zitteraal.

Mehrere Fische, der Zitteraal, Zitterrochen und Zitterwels, besitzen die merkwürdige Eigenschaft, bei Berührungen elektrische Schläge erteilen zu können. Die



Zitteraal (Gymnotus electricus), bis 2 Meter lang.

Elektricität geht von einem elektrischen Organe im Innern der Fische, gewöhnlich nach einer Erregung derselben aus, obgleich es auch vollkommen in der Willkür der Fische liegt, die Elektricität ausströmen zu lassen, wann sie wollen. Den elektrischen Apparat bildet eine gallertartige Masse, in welcher röhrenförmige Säulen oder Längsbündel sich befinden, die von Bindegewebssubstanz umgeben, durch häufige Querplatten in übereinanderliegende Fächer geteilt sind. Jede Platte ist von einer Menge Nerven durchzogen, die mit den Querscheidewänden zu elektrischen Platten sich ausbreiten und die Elektricität erzeugen.

Beim Zitterrochen liegen die elektrischen Organe im vorderen Teile des Fisches, beim Wels erstrecken sie sich längs des Rumpfes unter der Haut und beim Zitteraal nehmen sie fast Dreiviertel des ganzen Aales ein.

Stachelrochen und Nilhechte haben ganz ähnliche Organe, vermögen aber keine elektrischen Schläge zu geben. —

Der Zitteraal findet sich in großen Mengen in Südamerika, in den Gewässern der Llanos, das sind die weiten Ebenen zwischen den Strömen. Er liebt die dunklen und schattigen Sümpfe und Lachen, die jedoch durchschnittlich eine Wärme von 26 Grad haben müssen. Das kältere, nasse Element meidet er, weil dieses seine elektrische Kraft verringert. Die Farbe der Oberseite des Zitteraals ist ein in vielfachen

Schattierungen spielendes dunkles Olivengrün, die der Unterseite ein schönes Orangerot. Die Seiten sowie das Grün des Rückens vom Kopf bis zum Schwanze zieren zwei oder mehrere Reihen hellgelber Punkte. Die Afterflosse hat eine schiefergraue und weiße Färbung. Die erwähnten hellgelben, kirschgroßen Flecke umschließen die Enden der Schleimröhren, welche den Schleim absondern, der allen Aalen die eigene schlüpfrige Haut verleiht und hier beim Zitteraale wesentlich dazu beiträgt, den elektrischen Schlag fortzuleiten. Die Größe und Schwere des Zitteraales ist je nach dem Alter verschieden. Es kommen solche in in einer Länge von zwei Metern vor, die oft bis 40 Pfund schwer werden.

Von den Indianern wird der Zitteraal besonders gefürchtet und die Eingebornen kennen die Gewässer, in denen er haust, sehr genau, denn im regelmäßigen Zeitraum von einer halben Minute steigt der Aal von dem Grunde des Wassers, auf dem er sonst liegt, nach der Oberfläche seines Aufenthaltsortes, um dort mit hörbarem Geräusch Luft zu schöpfen, und dann wieder unterzutauchen. Die verbrauchte Luft entweicht durch die Kiemenspalten, was die an der Oberfläche des Wassers zerplatzenden Luftbläschen anzeigen. Beim Beginn der Dunkelheit begibt er sich auf die Jagd, die ihm mit Hilfe seiner elektrischen Batterie sehr leicht wird. Einer seiner elektrischen Schläge verschafft ihm so viel Jagdbeute, daß er unter der Menge derselben nur das beste zu wählen braucht. Fische, Frösche, Krabben und andere Wassertiere liegen durch denselben betäubt um ihn auf der Oberfläche des Wassers herum. Er ist ungemein gefräßig und ein von den übrigen Wasserbewohnern sehr gefürchteter Feind. Eidechsen, Schildkröten und Frösche suchen sobald als möglich aus seinem Bereiche zu entfliehen und wählen einen anderen Aufenthaltsort, so daß es bisweilen vorkommt, daß, wenn alle übrigen Tiere, die nicht über Land wandern können, verzehrt sind, fast nur Zitteraale in den Lachen angetroffen werden.

Obgleich sein Fleisch nicht besonders gut schmecken soll, wird es doch von den Eingebornen gegessen. Nur das elektrische Organ, das von höchst unangenehmem Geschmack ist, schneidet man sorgfältig aus und wirft es weg.

Zu Humboldts Zeiten fing man die Zitteraale in Brasilien auf folgende Weise:

In die Lachen, in denen sie sich befanden, trieb man Maultiere oder eine Heerde Mustangs, das sind die halbwilden Pferde der südamerikanischen Steppen. Das von denselben erregte Wasser und der aufgewühlte Grund schreckt die Aale empor nach der Oberfläche. Sie kriechen den Pferden unter den Bauch oder wickeln sich um deren Füße, um nun den Störern ihrer Ruhe ihre überlegene Kraft durch Austeilung elektrischer Schläge fühlen zu lassen. Die ersten Schläge sind so stark, daß ein Pferd, wenn es mehrere derselben hinter einander erhält, zusammenbricht und ehe es sich wieder erholen kann, ertrunken ist. Mit gesträubten Mähnen, von Angst wildfunkelnden Augen und aufgerissenen Nüstern bäumen sie sich hoch empor. Schmerzliches Gewieher zeigt jedesmal an, daß ein Schlag von einem verborgenen Feinde ausgegangen und getroffen. Sie drängen zurück und suchen das Ufer zu gewinnen, werden jedoch von den mit langen Bambusstäben bewaffneten Indianern durch Schläge und lautes Schreien wieder in die Fluten zurückgetrieben. Die geängstigten Tiere stürzen nach der anderen Seite der Lache hin. Hier treffen sie aber auf neue versteckte Feinde, die von ihren Waffen gegen sie Gebrauch machen. Eine Zeit lang dauert dieses Schauspiel noch fort, bis endlich durch die eintretende Erschöpfung der Aale nach dem Verbrauch der Elektricität die Mustangs von ihren Peinigern nicht mehr angegriffen werden. Man läßt diese aus dem Wasser und zieht die Zitteraale, die jetzt oben auf dem Wasser dem Ufer zuschwimmen, aufs Land, hütet sich aber wohl, sie mit bloßen Händen zu ergreifen, sondern bedient sich dabei hölzerner Stäbe, weil Holz die Elektricität nicht fortleitet.

Die Heilkraft der Fischelektricität bei Rheumatismus, Lähmung und Kopfschmerz war schon den ältesten Naturforschern bekannt. Dioskorides, der Leibarzt der Königin Kleopatra und verschiedene griechische Gelehrte wandten sie an. Auch die Wilden Amerikas gebrauchen in vielen Fällen den Zitteraal zu Heilzwecken.

Winke für das Ordnen und Etikettieren von Naturaliensammlungen.

Eine jede Naturaliensammlung, die irgend einen Wert beanspruchen und nicht nur Gegenstand der Spielerei sein will, muß ihre Objekte in einer bestimmten, naturgemäßen Ordnung dem Beschauer vorführen und jedes einzelne Glied mit seinem wissenschaftlichen Namen bezeichnen. Entsprechend dem Charakter der Sammlung, ob Steine, Pflanzen, Tiere u. s. w. umfassend, wird auch die Anordnung in derselben eine andere sein und bald auf diese, bald auf jene Weise ihre Objekte unterscheiden und erkennen lassen. Für jede Art der Sammlung hat sich aber mit der Zeit ein gewisser Usus geltend gemacht, der aus den mannigfachsten Versuchen heraus gebildet wurde und nun allgemein befolgt wird. Beispielsweise seien hier einige Winke für das Ordnen von Schmetterlings-, Käfer- und Pflanzensammlungen angeführt.

Die Insekten aller Ordnungen (Käfer, Schmetterlinge, Fliegen, Immen, Wanzen, Schnecken ꝛc.) pflegt man in hölzernen Kasten unterzubringen. Wer es haben kann, läßt sich einen großen Schrank mit einer entsprechenden Menge von Schubladen (Kasten) bauen und bringt in diesen sein Material nach systematischer Ordnung unter. Viele Sammler werden sich aber genötigt fühlen, ihr Kabinett viel einfacher einzurichten und die Kasten in einer Art Regal aufzustellen. Dann ist aber vor allem darauf zu achten, daß dieselben gut schließen und weder Staub noch andere Feinde der Sammlung einlassen. Für alle Fälle empfiehlt es sich, jeden Kasten in einen großen Bogen derben Papiers einzuschlagen, was sich bei einigem Geschick recht glatt ausführen läßt. Eine außen aufgeklebte Etikette zeigt den Inhalt (Familie, Gattung) des betreffenden Kastens an.

Was nun speciell die Schmetterlings- und Käfersammlungen anlangt, so genügen für die erste Anlage derselben schon einige Kasten, in welchen das gesammelte und präparierte Material zunächst familienweise untergebracht wird. Erst mit dem Anwachsen des Materials wird es nötig sein, dasselbe nach den Gattungen zu ordnen, doch muß für diese Anordnung ein größerer Raum geschaffen werden. Man teile den Boden jedes Kastens (die unter sich von gleicher Form und Größe sein sollten) in gleiche Längsreihen ab, was recht bequem durch ausgespannte Fäden von Seide oder Eisengarn geschehen kann und sich nach Bedürfnis leicht wieder ändern läßt. In diese Reihen kommen alsdann die Schmetterlinge und Käfer nach Familien, Gattungen und Arten zu stehen. Jeder Familie stecke man eine ihren Namen tragende Etikette über, ebenso auch jeder ihrer Gattungen. Die Etiketten sind mittels kleiner Nadeln (Bandnadeln) in der Mitte der betreffenden Kolumne zu befestigen und zwar sticht man die Nadel durch die Mitte des oberen Etikettenrandes, wodurch diese fest aufliegt. Die einzelnen Arten werden nun in Querreihen eingesteckt, so daß jede Art mindestens durch zwei bis vier Exemplare vertreten ist und zwar, wenn irgend möglich in beiden Geschlechtern. Zunächst hinter diese Reihe der typischen Arten kommen deren Varietäten und Spielarten, dann erst die Reihe einer zweiten Art u. s. f. Die Etikette der betreffenden Art wird von der Nadel des ersten Exemplars gehalten, indem man die Etikette mitten an der rechten Kante durchsticht und ihre den Artnamen tragende Fläche nach links überstehen läßt. Auf diese Weise wird der oft so nötige Raum am sparsamsten benutzt und das Ganze bietet einen gefälligen Anblick, ohne die Namen

auf den Etiketten irgendwie zu verdecken. Die kleinen Etiketten mit den Geschlechtszeichen (♂, ♀) werden an der Nadel etwas emporgeschoben und lassen das Zeichen links hervorsehen. Das Schreiben von Etiketten ist, wie jeder Sammler weiß, eine sehr mühsame Arbeit; deshalb muß es begrüßt werden, daß die Verlagsbuchhandlung von Oskar Leiner in Leipzig ihren bekannten Taschenbüchern für Käfer- und Schmetterlingssammler (à *M.* 2. 80.) neuerdings äußerst sauber und elegant ausgestattete Etiketten mit farbigem Rand beigegeben hat. Dieselben sind systematisch genau geordnet und in vier Gruppen zusammengestellt: A. Etiketten für die Familien. B. Etiketten für die Gattungen. C. Etiketten für die Arten. D. Etiketten für die Geschlechtsbezeichnungen. Der Gebrauch derselben ist ein sehr einfacher; sie werden mit Messer oder Schere aus ihrem Verbande geschnitten und man hat nicht zu fürchten, daß die noch zurückbleibenden verloren gehen könnten.

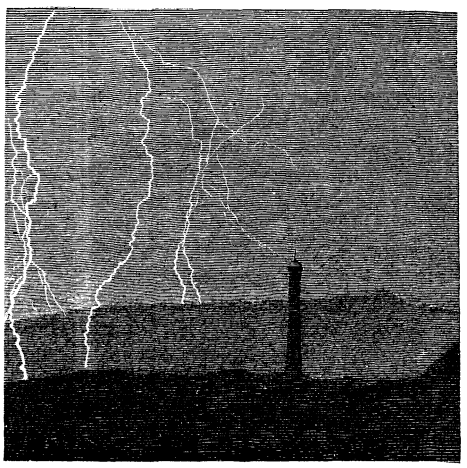
Gut getrocknete Pflanzen werden am besten auf Schreibpapier aufgeklebt; man befestige sie mit gummiertem Papier in kleinen Streifen von $^1/_4$—$^1/_3$ cm Breite. Zwei bis vier Streifchen reichen gewöhnlich zur Befestigung einer Pflanze vollständig aus. Bei jeder Pflanze werde der Name, die Klasse, die Familie, der Standort und die Blütezeit sorgfältig angegeben. Obige Verlagshandlung hat nun auch zu ihrem schon in dritter oder vierter Auflage erschienenen Taschenbuche für Pflanzensammler eine besondere Etikettensammlung herausgegeben. Ein Beispiel aus derselben möge hier Platz finden:

Salicornia herbacea,
krautart. Glasschmalz. II, 1.
Chenopodiaceae.
Fundort:
Fundzeit:

Beim Ordnen der Pflanzen lege man Gleiches zu Gleichem, Aehnliches zu Aehnlichem. In diesem Sinne hat Linné in seinem Pflanzensysteme zwar vieles geordnet, manches Zusammengehörige aber auch weit getrennt. Trotzdem ist das Linnésche System, das ja auf die leicht zu erkennenden Blütenteile gegründet ist, der beste Weg, besonders für Anfänger, den Namen einer Pflanze zu finden, weil alle Teile, auf die es zur Bestimmung ankommt, meist mit unbewaffneten Augen zu erkennen sind. Zur Anordnung im Herbarium dagegen möchte sich wohl das natürliche System besser eignen, weil in ihm die Gesamtheit der Merkmale über die Stellung im System entscheidet, wenn gleich auch bei einzelnen Arten der Gattungen ein oder das andere Merkmal abweicht. — Zum Schluß sei noch bemerkt, daß durch die Benutzung der oben erwähnten Etikettensammlungen, von denen jede einzelne nur 1,50 Mk. kostet, dem Sammler viele kostbare Zeit erspart wird und die Sammlung selbst ein überaus freundliches Ansehen gewinnt.

Die Verwendung der Obstsamen.

In der organischen Natur geht zwar nichts verloren; aber es sollte dem denkenden und fühlenden Menschen auch ein freiwilliges Anliegen und eine Pflicht sein, das große Werk der Weiterbildung unserer herrlichen Pflanzenwelt nach Kräften zu fördern, und dies ist jeder einzelne zu thun im stande. Wie wichtig und dankenswert ist es nur, z. B. die Samen von dem verspeisten Obst nicht zu Grunde gehen zu lassen, sondern für eine künftige erfolgreiche Aussaat aufzubewahren, denn der Bedarf an Sämlingen von unseren Obstbäumen ist ein dauernder und wachsender.



Photographie-Nachbildung nach Robert Hänsel in Reichenberg, bei einem Gewitter hergestellt.

Wenn jedermann nur die Samenkerne von den Aepfeln und Birnen sammelt, welche er das Jahr über verspeist, so sorgt er schon für die Vermehrung von vielen hundert Apfelbäumen, die in der Baumschule herangezogen und dann durch Okulieren, Pfropfen u. s. w. veredelt werden können. Und dazu ist nichts anderes erforderlich, als ein alter Topf oder ein sonstiges Gefäß mit feuchtem Sand, in welches man die Kerne legt und etwas bedeckt, bis der Frühling kommt und man dieselben auf einem gut gedüngten und gelockerten Beet aussäen kann, wo sie dann gerne keimen und aufgehen und später, wenn die Sämlinge etwa 10 cm hoch sind, pikiert, d. h. auf ein anderes Beet mit 30 cm Zwischenraum verpflanzt werden müssen, wo sie lustig heranwachsen. Wer kein eigenes Gartenbeet hierzu besitzt, der macht mit den so gesammelten Kernen einem Baumschulen- oder Gartenbesitzer eine große Freude, denn solche im feuchten Sande angekeimte Samen geben besonders hübsche und kräftige Sämlinge. Aber nicht Aepfelsamen allein eignen sich hierzu, sondern auch die Samen von Birnen, von Pfirsichen, Aprikosen und anderem feinen Steinobst, die alle in ähnlicher Weise aufbewahrt werden. Selbst die Samenkerne vom sogen. Dunstobst und von dem in Rum konservierten Obst sind noch keimfähig, da die Keimkraft sich erhält, wenn die Früchte nicht über den Siedepunkt des Wassers erhitzt worden sind. Bekanntlich werden aus derartigen Sämlingen auch neue, teilweise wertvolle Sorten gewonnen.

Die große Sonnenfinsternis am 19. August 1887.

Wenn am Morgen des 19. August klarer Himmel ist und unsere jungen Freunde sich recht früh erheben um den Aufgang der Sonne zu sehen, so werden sie einen seltenen Anblick haben, der glänzende Sonnenball wird nämlich, nachdem er vollständig über den Horizont gekommen ist, nicht als runde Scheibe erscheinen, sondern es wird ein Stück derselben fehlen, gleichsam als wenn dort ein schwarzer Schirm vor der Sonne stände. Und dies ist in der That der Fall. Der dunkle, undurchsichtige Schirm, der am Morgen des 19. August für einen Teil der Erdoberfläche den Anblick der Sonne auf kurze Zeit verdeckt, ist der Mond. Auf seinem ununterbrochenen Laufe um den Himmel tritt nämlich unser Mond zu gewissen Zeiten vor die Sonnenscheibe und raubt uns deren Licht. Ein solcher Vorgang heißt bekanntlich eine Sonnenfinsternis, obgleich es streng genommen eine Sonnenverdeckung heißen müßte, denn die Sonne an und für sich wird ja nicht verfinstert sondern nur verdeckt. Eine derartige Verdeckung oder Verfinsterung kann sich nun sehr verschieden gestalten. Man nennt sie partial, wenn zur Zeit der größten Verdeckung noch ein Teil der leuchtenden Sonnenscheibe sichtbar bleibt; total, sobald um die Mitte der Finsternis die ganze Sonne verschwindet und ringförmig, wenn zur Zeit der größten Verfinsterung nur noch ein schmaler, leuchtender Ring am Rande der Sonnenscheibe sichtbar bleibt. Partiale Sonnenfinsternisse sind nicht gerade sehr selten und man kann annehmen, daß für einen einzelnen Ort alle zwei Jahre durchschnittlich eine partiale Sonnenfinsternis eintritt; dagegen sind totale Sonnenfinsternisse für einen bestimmten Ort sehr seltene Erscheinungen, die sich für ein und dieselbe Stadt kaum alle zweihundert Jahre wiederholen. Uebrigens sind solche Sonnenfinsternisse stets nur auf einem schmalen Streifen der Erdoberfläche total, außerhalb desselben erscheinen sie partial und die Sonnenscheibe wird um so weniger verdeckt, je weiter man sich von der Linie der Totalität entfernt. Man begreift nun auch ohne Schwierigkeit, daß eine Sonnenfinsternis an gewissen Orten partial sein kann, während an andern gar keine Verdeckung der Sonnenscheibe durch den Mond stattfindet. Es ist daher Aufgabe der Astronomen zu berechnen, wann eine Sonnenfinsternis stattfindet und wie groß dieselbe für die einzelnen Orte auf der Erde sein wird, oder mit andern Worten, die zeitlichen und räumlichen Sichtbarkeitsverhältnisse dieser Erscheinungen festzustellen. Bei uns in Deutschland sind von 1870 bis zum Ende dieses Jahrhunderts an folgenden Tagen Sonnenfinsternisse sichtbar gewesen oder werden noch sichtbar sein:

1870	am 22. Dez.	1887	am 19. Aug.
1873	„ 26. Mai	1888	„ 23. Juli
1874	„ 10. Okt.	1890	„ 17. Juni
1879	„ 19. Juli	1891	„ 6. Juni
1880	„ 31. Dez.	1896	„ 9. Aug.
1882	„ 17. Mai	1899	„ 8. Juni
		1900	„ 28. Mai.

Von allen diesen Sonnenfinsternissen ist nur eine einzige in unseren Gegenden total, nämlich eben jene am kommenden 19. August. Für Deutschland beginnt diese Finsternis indessen schon vor Sonnenaufgang. Diejenigen Orte, welche auf einer Linie liegen, welche von

Wilhelmshaven über Nordhausen und Passau führt, sehen im Augenblicke des Sonnenaufgangs gerade die Mitte der Finsternis, so daß also mit steigender Sonne dort die Verfinsterung abnimmt. Letzteres gilt natürlich also auch für das ganze westliche Deutschland, während dagegen östlich von der bezeichneten Linie auch die Zunahme der Verfinsterung zu sehen ist. Am besten wird man den ganzen Vorgang in den Provinzen Posen, West- und Ostpreußen sehen können, vorausgesetzt, daß die Witterung günstig ist. Die Zone, auf welcher man die Sonne total verfinstert erblicken wird, ist etwa 25 Meilen breit und erstreckt sich vom Harz über Berlin, Posen, Bromberg, Gumbinnen, nach Rußland sowie weiter durch Sibirien bis nach Japan.

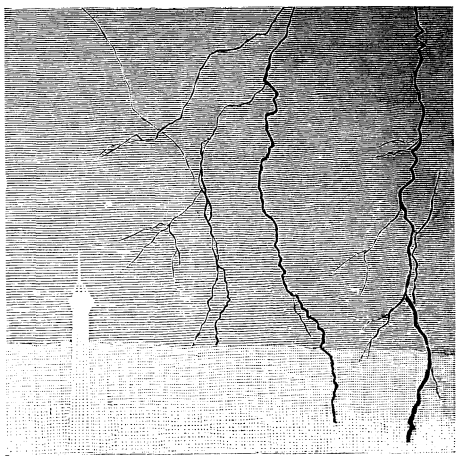
Bekanntlich ist es unthunlich, die glänzende Sonne mit bloßem Auge anzuschauen; um daher die Sonnenfinsternis zu betrachten, werden sich unsere jungen Freunde am besten eines dunklen sogen. Blendglases bedienen. Man hat solche Gläser, die in ihrer Masse tief blau oder grau, auch grünlich und dunkelrot gefärbt sind; wer aber nicht im Besitze eines solchen Glases ist, kann sich ein Blendglas leicht selbst herstellen. Hierzu ist jedes Stück Fensterglas brauchbar. Man hält es über eine stark rußende Flamme bis sich eine Schicht Ruß abgelagert hat, welche so dicht ist, daß man die Sonne bequem als rötliche, strahlenlose Scheibe dadurch erblickt. Mit einem solchen Glase bewaffnet wird man am frühen Morgen des 19. August die Sonnenfinsternis beobachten können. Wer jedoch auf der Linie der Totalität wohnt, etwa in Berlin, Braunsberg, Bromberg, Dirschau, Elbing, Graudenz, Gumbinnen, Heilsberg, Insterburg, Marienburg, Marienwerder, Osterode, Rastenburg, Schneidemühl, oder nahe bei einem dieser Orte, kann zur Zeit, wenn die Sonne total verfinstert ist, das Blendglas fortnehmen und die Erscheinung bis zum Ende der Totalität — die jedoch nur 1 bis 2 Minuten dauert — mit bloßem Auge betrachten. Er sieht dann den Mond als schwarze Scheibe am Himmel stehen, rings umgeben von einem leuchtenden Strahlenkranze, welcher Sonnencorona genannt wird; vielleicht lassen sich auch am Mondrande einige rote Hervorragungen erkennen, es sind die Sonnenprotuberanzen. Am Himmel selbst werden mehrere Sterne sichtbar und die ganze Natur ist wie mit einem magischen Lichte übergossen, das einen unvergeßlichen Eindruck auf jeden macht, der es einmal gesehen hat. Hoffentlich sind recht viele unserer jungen Leser vom Wetter begünstigt und werden die Sonnenfinsternis beobachten. Diejenigen, die nahe der oben genannten Orte wohnen und also die totale Finsternis sehen, sollten versuchen, den Eindruck zu schildern, den sie auf die Natur hervorbringt.

Mailand eine Seestadt.

Franz I., König von Frankreich, liebte es, an seiner Tafel sich über allerlei Gegenstände mit unterrichteten Männern frei und ungezwungen zu unterhalten. So sprach er einstmals über die Größe und Schönheit der alten Stadt Milano (Mailand), und jeder sagte darüber, was ihm gerade einfiel. Zuletzt nahm ein junger italienischer Edelmann das Wort und bemerkte, Mailand habe einen großen Fehler, der Hafen der Stadt tauge nichts. Der König sah den Sprecher verwundert an und brach dann über diese eigentümliche geographische Weisheit in lautes Gelächter aus, in welches die Tafelrunde auftrichtig einstimmte. Der Italiener aber erwiderte ganz ruhig: „Basta, Sire, che io ho parlato.“ („Es genügt mir, Sire, mit Ihnen gesprochen zu haben.“) „Was wollt Ihr damit sagen? fragte der König mit noch größerem Erstaunen. „Sire,“ versetzte jener, „ich wollte nur von Eurer Erlaubnis, daß jeder mit Euch sprechen darf, Gebrauch machen. Ich weiß wohl, daß das Meer weit genug von Milano entfernt ist; hätte ich aber etwas Gescheites gesagt, so wäre ich wohl kaum einer Antwort gewürdigt worden. Es war mir allein um die Ehre zu thun, mit Ew. Majestät zu sprechen, und ich wußte wohl, daß mir dies durch eine alberne Bemerkung am besten gelingen würde.“

Der photographierte Blitz.

„Geschwindigkeit ist keine Hexerei“ sagte der Photograph Robert Hänsel in Reichenberg — da hatte er einen Blitz photographiert. Am 6. Juli bei einem heftigen Gewitter



Photographie-Nachbildung nach Robert Hänsel in Reichenberg, bei einem Gewitter hergestellt.

stellte er seinen Apparat auf — in später Abendstunde bei wolkendunklem Himmel. Von zehn Platten waren nur drei, deren Resultate in unseren Abbildungen wiedergegeben sind, brauchbar. Der Gesichtswinkel betrug, nach den Berechnungen, welche er am darauffolgenden Tage anstellte, circa 1700 m Horizontweite. Wie empfindlich die Silberbromplatten gewesen sein müssen, ergibt sich aus der Schnelligkeit einer Blitzerscheinung; dieselbe beträgt nach Wheatstone weniger als den Millionstel Teil einer Sekunde. Aber auch in anderer Weise ist das Ergebnis interessant. Die Bilder, welche Hänsel von dem Blitz erzielte, sind ganz dazu angethan, die landläufige Meinung, der Blitzstrahl fahre im Zickzack zur Erde nieder, zu zerstören. Viel eher hat er nach dem photographischen Konterfei das Aussehen eines Flußlaufs auf der Landkarte. Zu beachten ist auch die Veräftelung des Strahls, welche bei der Annäherung an den Erdboden eintritt.

Eine furchtbare Ameise.

Den Reisenden in Britisch-Guyana ist unter anderen im höchsten Grade gefährlich die Begegnung mit einer einzelnen, auf den Bäumen und Sträuchern hausenden Ameise, mit der großen, schwarzen und haarigen Ponera (Ponera clavata). Richard Schomburgk gibt uns über ihren Biß folgende Mitteilung: „Ich hatte,“ sagt er, „bereits manchen Schmerz kennen gelernt, aber mir fehlen in der That die Worte, um die Pein zu beschreiben, die mir einmal ihr Biß in den rechten Daumen verursachte, als ich unerwartet mit einer solchen in Berührung kam. Der schneidende und brennende Schmerz teilte sich augenblicklich von der Wunde aus dem ganzen Körper mit und zeigte sich dann am heftigsten in der Brust, sowie ober- und unterhalb beider Achseln. Kaum waren einige Minuten vergangen, als ich mich auch am ganzen Körper wie gelähmt fühlte, so daß ich nur unter den fürchterlichsten Schmerzen und mit der größten Anstrengung der (indianischen) Niederlassung zuwanken konnte, diese aber doch nicht zu erreichen im stande war. Der Schmerz der eigentlichen Wunde und die entstandene Geschwulst blieben höchst unbedeutend. Ein vorübergehender Indianer fand mich besinnungslos am Boden liegen und brachte mich in meine Hängematte, wo mich ein heftiges Wundfieber den ganzen folgenden Tag festhielt.“

Auflösung des Rätsels in Nr. 29.

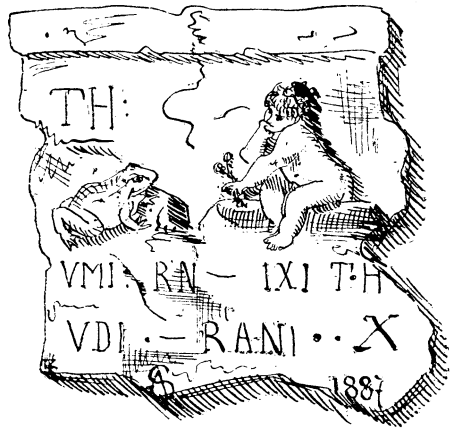
Amen — Namen.

Viersilbige Charade.

Stets bringt das erste Paar den Menschen schwere Pein,
Auch wo sein Bruder herrscht, stellt bittre Qual sich ein;
Doch diese bittre Qual in kurzem stets verschwand,
Wenn man das letzte Paar und seine Gabe fand.
Wenn sich das letzte Paar im Frühling nur erschließt,
So wird vom Landmann nie sein Rauschen froh begrüßt;
Ihn schreckt der alte Spruch: Es droht in jedem Jahr,
Wo sich das Ganze zeigt, das schlimme erste Paar.

Rätselhafte Inschrift.

(Von einem jungen Kameraden eingesandt.)



Fragen und Antworten.

Badischer Artillerieoffizier in spe. Zur Ergänzung und in teilweiser Berichtigung unserer Antwort in Nr. 27 teilen wir Dir noch mit, daß nach §. 3 der Verordnung über die Ergänzung der Offiziere des Friedensstandes der deutschen Landarmee die wissenschaftliche Bildung durch ein vollgültiges Abiturientenzeugnis oder durch die Portepeefähnrichsprüfung nachgewiesen werden muß. Die Zulassung zur Portepeefähnrichsprüfung ist abhängig von der Beibringung des Reifezeugnisses für Prima oder des Entlassungszeugnisses von hierzu berechtigten Lehranstalten. — In §. 7 derselben Verordnung ist noch folgendes angeführt: Offiziersaspiranten der Artillerie und des Ingenieurkorps, welche mit einem vollgültigen Abiturientenzeugnis versehen sind, haben eine besondere Prüfung in der Mathematik nicht abzulegen. Berechtigt das Abiturientenzeugnis jedoch zu der Annahme, daß der Aspirant zur Zeit der Ausstellung des Zeugnisses noch nicht im Besitze genügender Kenntnisse in der Mathematik war, so ist eine Prüfung in der Mathematik bei dem Truppenteile abzuhalten. —

Richard Nettvall in **Ungarn** schreibt dem „G. K.", daß er sich mit der s. Z. ergangenen Aufforderung zum Briefmarkentausch in ein „Unternehmen gestürzt habe, welches über seine Kräfte ging" und bittet um Veröffentlichung der nachstehenden Notiz, was hiermit recht gerne geschieht:

„Richard Nettvall wohnt jetzt in Neupest Elisabethgasse 21; er hat mit Dank 260 Briefe erhalten und davon 170 beantwortet, wurde aber durch Prüfungen und gänzliche Erschöpfung seines Markenvorrates von der weiteren Beantwortung abgehalten.

Richard bittet seine Kameraden um Geduld; jeder Brief wird beantwortet werden, und sendet vorläufig nach allen Seiten herzliche Grüße."

Gut. F. in **Prag.** Du bist mal ein erfinderischer Kopf — allen Respekt! Unser Kamerad an der Moldau schreibt: „Erlaube, daß ich Dir die Beschreibung eines billigen und einfachen Briefmarken- oder Münzenkästchens mitteile."

„Man nehme eine Anzahl Schachteln der überall bekannten schwedischen Zündhölzchen und klebe sie so aneinander, daß die beiden Seiten der Hülsen, welche offen sind, frei bleiben. Nun kann man auch die eine Seite der ‚Schubladen' mit einem Zettelchen bekleben und es mit dem betreffenden Namen versehen. Das ganze Schränkchen, welches man übrigens auch in mehreren Etagen anlegen kann, überziehe man sodann mit geschmackvollem Buntpapier." — Besten Dank und Gruß!

J. N. in **Schweinfurt.** Ist in den letzten Nummern wiederholt beantwortet worden.

Karl S. in **Hamburg.** Du thust so verschämt!? Du hast diese garstige Uebersetzung wahrscheinlich selber verbrochen und — nun willst Du Dich auch noch gedruckt sehen? — Da wollen wir Dir doch ein kleines Schnippchen schlagen.

Rudolf G. in **Frankfurt** a. M. Das „magische Quadrat" haben wir erhalten. Gruß und Dank.

G. D. in **Stade.** Eine Wasserspritze? Lasse Dir in einer Spielwarenhandlung eine solche zeigen. Hast Du einige Geschicklichkeit, so wirst Du nach diesem Vorbilde leicht eine anfertigen können.

Ignaz Strobl in **Iglau, Steingasse 6,** möchte gerne ausländische Briefmarken eintauschen. — Nimm die Pflanze oder die Blätter jenes Baumes, Strauches, auf welchem die Raupe gefunden wurde.

A. St. in **Gränzendorf.** Junger Freund, daß Dir das so zu Herzen geht, das thut auch dem „G. K." recht leid. Das nächste Mal wird er noch mehr Preise machen, vielleicht, daß Fortuna Dir dann doch mal ihr freundliches Gesicht endlich zuneigt. — Besten Dank für Deine rätselhafte Inschrift. Du findest sie in heutiger Nummer. Wir haben Deine Zeichnung ganz genau wiedergegeben. — Dein deutscher Gruß sei ebenso herzlich erwidert.

Alfred Fuchs in **Wien.** Der sicherste Köder für den Forellenfang ist zur Zeit (Juli) die Heuschrecke, am besten solche mit gelbem Bauche. Der Angelhaken wird so in die Mitte des Kopfes der lebenden Heuschrecke eingeführt, daß die Spitze des Hakens am After, kaum sichtbar, doch etwas hervorsteht. Verstehst Du das Fischen mit künstlichen Fliegen? Die braune „Steinfliege" (Stone fly) oder die fuchsrote Fliege (Red fly) führen, wenn der Fischer die nötige Geschicklichkeit besitzt, immer zu gutem Erfolge. Ein junger Freund von uns brachte es mit der Red fly vor wenigen Wochen eines Nachmittags auf 27 Stück.

M. Piza in **B.** Auslachen? Fällt uns gar nicht ein. Wir danken! Mit der Zeit werden die Reime schon besser werden. — Vorläufig wissen wir die Briefmarken nicht unterzubringen.

Rob. Schneider, Gymnasist in **Neuburg** a. D., Bayern, möchte zum Zwecke der Vervollständigung seiner Briefmarkensammlung (etwa 1200 Stück enthaltend) mit Kameraden in Tauschverbindung treten.

John Scott-Preston. Nun, Ihren Wünschen ist ja teilweise bereits entsprochen.

X. aus **Chemnitz.** Ihre Epistel ist ja unheimlich lang; um alle Ihre Fragen zu beantworten, brauchen wir einen ganzen Tag. Wir bitten um eine kleine Galgenfrist.

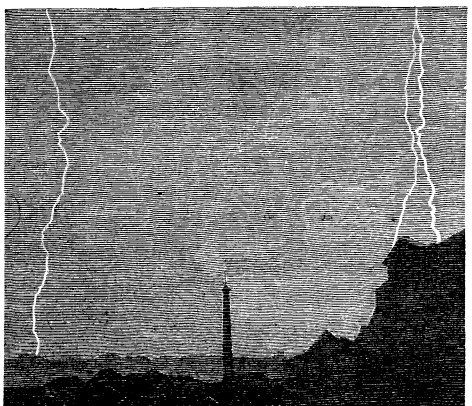
F. Peters in **D.** Wie man Bleilettern reinigt? Durch Aufgießen von Terpentin und Abbürsten. Terpentin ist ein Explosionsstoff; komme damit nicht ans Feuer!

C. C. in **Neustrelitz.** Auch Ihnen wird die Mitteilung Ihres Kameraden Alfred B. in Wien, Seite 432 des „G. K.", willkommen sein. — Gruß freundlich erwidert.

Fritz der Große in **Wien.** Wenn wir Deine Briefe erhalten haben, müssen diese auch beantwortet worden sein. Willst Du uns die Gesellschaftsspiele nicht nochmals mitteilen? Werden dann gleich sehen, ob wir sie schon vor Augen hatten. — Schönen Gruß!

M. K. in **Eschweiler.** Bei Euch, junge Herren, hat das doch seine Schwierigkeiten, denn die Züge der Handschrift tragen noch keinen oder doch nur selten einen bereits ausgesprochenen Charakter; die Handschriften, die uns zugehen, sind fast alle noch nicht genug gefestigt. — Ein Inhaltsverzeichnis? das wird am Schlusse des Jahrganges erscheinen. — Besten Gruß!

K. K. in **Lissa.** Ein Buch über Konsulare? Hänel und Lesse, „Die Gesetzgebung des Deutschen Reiches über das Konsularwesen" (1875). — Beträfe das Gesagte eine amtliche Stellung, ginge der Weg doch wohl nur durch das Ministerium des Auswärtigen, welches übrigens eine höhere Vorbildung verlangen dürfte. Handelt es sich um ein Unternehmen privaten Charakters, werden



Photographie-Nachbildung nach Robert Hänsel in Reichenberg, bei einem Gewitter hergestellt.

die großen Hamburger und Bremer Handelshäuser die richtigen Adressen sein.

H. L. in **Hirschberg, wohlbestallter Schriftführer der drei Brüder aus dem Riesengebirge.** — Ihr seid allem Anscheine nach ein recht lustiges Kleeblatt und so ist's recht, — lustig, munter, brav und fleißig sein, so treiben's alle tüchtigen Jungen! Zu dem Prädikat „fleißig" stimmt Deine Uebersetzung aus der Ellendt-Seyffertschen Grammatik § 210 freilich schlecht. — „Prima sequentem honestum est in secundis tertiisque consistere. Es ist ehrenvoll für den, der nach Prima versetzt werden will, in Sekunda und Tertia zu verweilen." Nun hoffentlich ist das „Verweilen" Eure Sache nicht. Wehe dem, der „sitzen" bleibt. —

J. Pans. G. Junger Freund! Dein Papa ist ja, wie Du sagst, Militär; er wird wohl am besten die Bedingungen und den Lehrgang kennen, welche der Aufnahme in eine Kadettenschule voranzugehen haben. Um Dich über Deinen Fall, der von dem üblichen Weg allerdings abweicht (warum willst Du denn nicht noch 1—2 Jahre warten?), genau und sicher zu orientieren, wird es sich empfehlen, Du gehst direkt in die Kanzlei der dortigen Infanterie-Kadettenschule (Dominikanerkaserne). Es gibt unseres Wissens für diese Truppenschulen auch Vorbereitungskurse, wozu Deine Vorbildung und Dein Alter (um als Eleve assentiert zu werden) hinreichen dürfte. Es bestehen in Oesterreich ferner Militärrealschulen. Willst Du nicht in einer solchen Dein Studium fortsetzen? — Schönen Dank für Deine Komplimente! Freilich, wir müssen uns mitunter recht plagen; wir thun's aber um der guten Sache willen gerne! — Grüße an Dich und an die schöne Obersteiermark!

O. v. A. in **K.** Wie und wodurch Du Dich dem „G. K." nützlich machen kannst? — Dein Anerbieten ist mehr als liebenswürdig! Danken schön! — Die Grammatik der Weltsprache Volapük erhältst Du für weniges Geld in jeder Buchhandlung. Man soll die Sprache so rasch erlernen können, daß man schon nach 2—3 Wochen zu korrespondieren im stande ist. Zur Zeit läßt die in Wien herausgegebene „Neue Illustrierte Zeitung" einen 15 Lektionen umfassenden Lehrkurs erscheinen. Vielleicht wird Dir dieses Journal von einem Bekannten zur Verfügung gestellt. — Deine Fragen über die Kriegscampagne 1866 betreffend, empfehlen wir Dir, eine der vielen Geschichten der Neuzeit nachzulesen.

Sekundaner E. W. in **A.** Die Batrachomyomachie, oder Froschmäusekrieg, ist das älteste bekannte komische Heldengedicht, das ursprünglich dem Homer zugeschrieben ward. Es behandelt den Inhalt der Ilias und der Odyssee, in parodierender Weise auf obengenannte Tiere angewandt. Die in dem Gedicht enthaltene Sprache, wie die Schilderungen der in demselben vorkommenden Sitten und Bräuche, lassen mit Sicherheit auf eine spätere Ursprungsperiode schließen.

Die altgriechische Epopöe aber gab dem zu Magdeburg lebenden Lehrer und Dichter Georg Rollenhagen im Jahre 1595 den Stoff zu einer der besten philosophischen Poesien im Gewande des Scherzes, die das Mittelalter aufzuweisen hat; auch Rollenhagen nannte sein Werk „Der Froschmäuslerkrieg". Der Inhalt ist folgender: Bei einer Begegnung tauschen Froschkönig Pausback und Brösedieb, Erbprinz des Mausevolks, ihre Erfahrungen und Ansichten über die Vorzüge ihres Geschlechts und ihrer Unterthanen aus. Die ernstesten Fragen, wie Nutzen der Monarchie, Bedingnis des Papsttums 2c. wechseln mit Gesprächen über Alchymie, Schatzgräberei 2c., das Steckenpferd der Gebildeten jener Zeit, ab. Die Gemüter erhitzen sich, Rede und Gegenrede führt zum Zwist, und ohne König Pausbacks Schuld wird der zarte Brösedieb das Opfer seines hitzigen Blutes, er fällt durch seines Gegners Stahl. — Sein Tod ist das Signal zu einem erbitterten Kampf der beiden Stämme, in dem endlich der Froschkönig trotz seiner blutigen That mit Hilfe der Krebse das Ehrenfeld behauptet, und die prinzlosen Mäuse obendrein die Zeche bezahlen müssen.

Georg Rollenhagen, geb. 1542 in der Mark, starb hochgeehrt zu Magdeburg, der Stätte langjährigen Wirkens, im Jahre 1609.

A. Waegner in **Wien II., Taborstraße 44,** bittet seine Kameraden, mit ihm Briefmarken zu tauschen. Er ist bereit, orientalische Marken, Ganzsachen und dreimal so viele alte österreichische aus den Jahren 1850 bis 1867 wiederzugeben. Lieb wäre es ihm, wenn den Briefen Rückporto beigelegt wäre. — Deine Käfer tötest Du am besten, wenn Du, nach Hause gekommen, Deine Blechschachtel in siedendes Wasser tauchst oder in eine heiße Kochherdröhre stellst. Der Tod wird binnen wenigen Augenblicken eintreten. — Nicht zu danken!

Kf. in **Freiberg** und **M. H.** in **Magdeburg.** M. H. glaubt wohl, daß es dafür Fachschulen gibt!? — Wer weiß, wo und von wem unsere beiden Kameraden die Bauchrednerkunst erlernen könnten?

A. L. in **O.** Die Briefmarken haben wir erhalten; wir werden dieselben gelegentlich ihrer Bestimmung zuführen. Für die Folge bitten „direkt" senden. — Der Prozeß muß nach Möglichkeit beschleunigt werden. Je schneller das Trocknen vor sich geht, desto besser erhalten sich die Farben.

G. K. in **Altenburg.** Du willst wissen, wie die balearischen Schleudern beschaffen waren? Sie bestanden aus einem langen in der Mitte breiteren Tierhaut-(Leder)streifen, an dessen beiden Enden Schnurwerk befestigt war. Zum Werfen wurden dieselben in die Hand genommen, das eine Ende fest, das andere leicht, das Geschoß in die Mitte des Streifens gelegt, die Schleuder einigemal mächtig in dem Kreise geschwungen, rechtzeitig das eine Ende losgelassen, wodurch der Kiesel kraft des Trägheitsgesetzes vehement nach vorwärts fliegt. Die Wurfgeschosse, runde Kiesel oder mit einer Spitze versehene Bleikugeln (glandes) wurden von den den römischen Legionen zugeteilten Schleuderern (funditores), Bewohner der balearischen Inseln, mit solcher Geschicklichkeit und Heftigkeit geschleudert, daß selbst Schilde keinen Schutz zu bieten vermochten. — Wenn Du das Experiment je probieren solltest, gib acht, daß Du kein Unglück anrichtest. Laß es lieber sein!

F. F. in **Gr.** Ein solches auf die höheren Berufsarten in liebevoller und breiter Weise eingehendes Buch erscheint bei C. Köhler, Verlag in Darmstadt. Es führt den Titel: „Die Berufsarten des akademischen Studiums, und ist durch jede Buchhandlung zu erhalten.

L. N. in **Liegnitz.** Sternarithmogriph erhalten; danke bestens.

Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 31. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Baue hoch und luftig, baue
Doch auf sicherm Fundamente:
Daß man Dir von Grund aus traue,
Bleibt die bestfundierte Rente.

Ernst Wichert.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Meinswegen," antwortete Frank. „Aber wir wissen noch gar nich, ob der Kerl, der da drin wohnt, vielleicht een schlechter Mensch ist."

„Pshaw! Wir haben uns getäuscht; von einem Menschen ist hier gar keine Rede. Zum Ueberflusse will ich auch vorher einmal rekognoszieren."

Er ritt, die Büchse schußfertig haltend, langsam durch das Thor und blickte sich im Hofe um. Dann drehte er sich um und winkte.

„Kommt herein! Es ist keine Seele hier."

„Das will ich ooch hoffen," meinte Frank. „Mit abgeschiedenen Seelen, die ooch een geisterhaftes Dasein off der Erde fristen, habe ich keeneswegs gern was zu thun."

Davy, Martin und Frank folgten Jemmys Aufforderung. Wohkadeh aber blieb noch vorsichtig halten.

„Warum kommt mein roter Bruder nicht?" fragte der Sohn des Bärentöters.

Der Indianer zog die Luft bedächtig durch die Nase und antwortete:

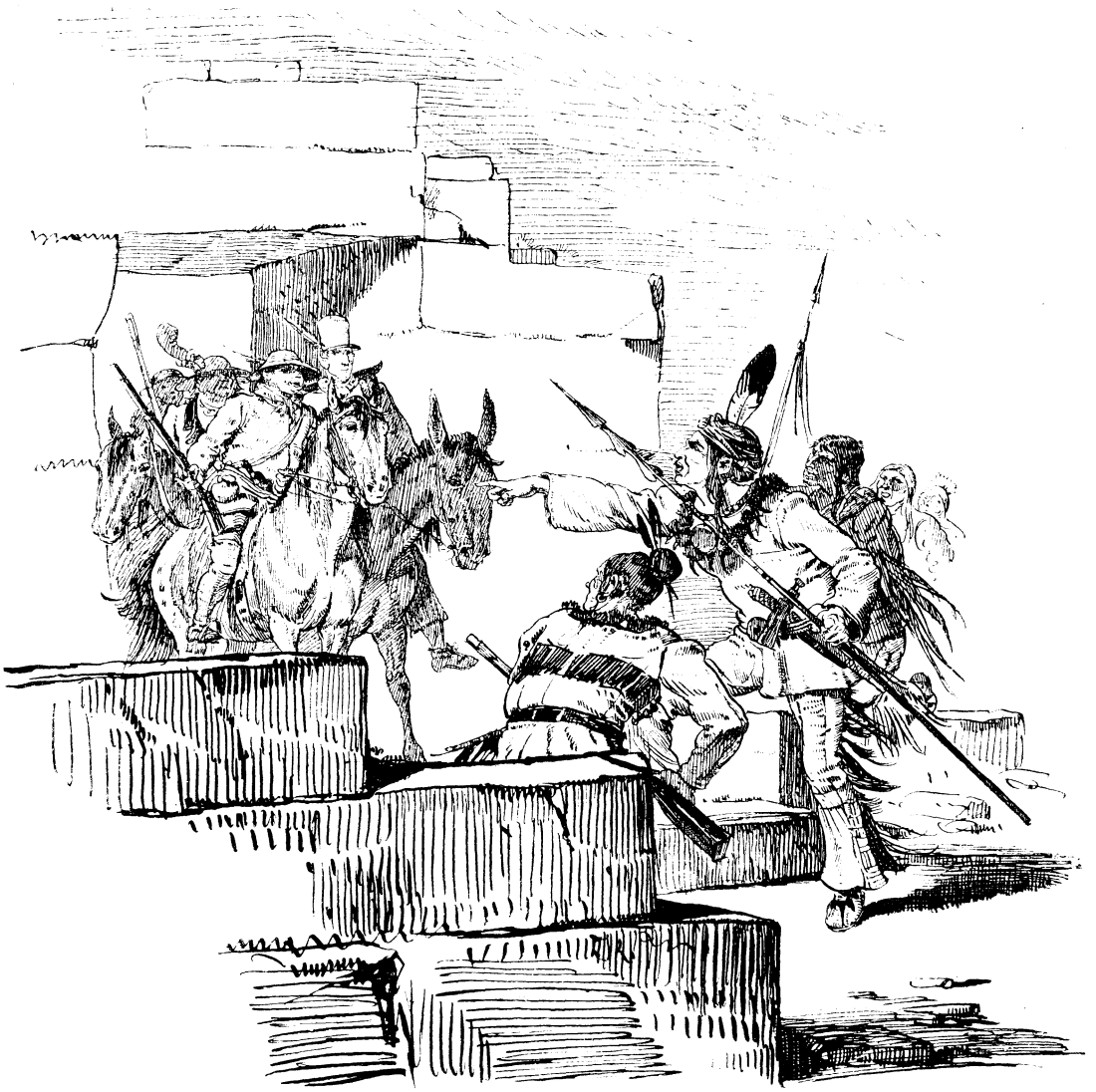
„Bemerken meine Brüder nicht, daß es hier sehr nach Pferden riecht?"

„Natürlich muß es nach ihnen riechen. Wir haben ja die unserigen mit."

„Dieser Geruch kam bereits aus der Thür, als wir noch vor ihr hielten. Es ist hier weder ein Mensch noch ein Tier zu sehen, auch keine Spur von beiden."

„Weil der Boden aus hartem Stein besteht. Meine Brüder mögen vorsichtig sein."

„Es gibt hier keinen Grund zu irgend einer Befürchtung," erklärte Jemmy. „Kommt, wir wollen uns erst auch noch weiter hinten umsehen."



. . . Eine ganz bedeutende Anzahl von Indianern brach aus dem Hintergrunde hervor . . .

Anstatt ihn das allein thun zu lassen und sich dadurch den Rückzug offen zu halten, folgten sie ihm, eng nebeneinander reitend, nach den hintersten Felsenabteilungen.

Da erscholl plötzlich ein Geheul, daß es schien, als ob die Erde bebe. Eine ganz bedeutende Anzahl von Indianern brach aus dem Hintergrunde hervor, und im Nu waren die vier unvorsichtigen Männer umzingelt.

Die Roten waren nicht zu Pferde, aber außerordentlich gut bewaffnet. Ein langer, hagerer, aber sehniger Kerl, durch den Kopfputz als Häuptling gekennzeichnet, rief den Weißen in gebrochenem Englisch zu:

„Ergebt euch, sonst nehmen wir euch die Skalpe!"

Es waren ganz gewiß wenigstens fünfzig Indianer. Die vier Ueberraschten sahen ein, daß jede Gegenwehr nur verderblich sein könne.

„Alle Teufel!" stieß Jemmy in deutscher Sprache hervor. „Da sind wir ihnen gerade in die Hände geritten. Es sind Sioux, jedenfalls diejenigen, welche wir belauschen wollten. Aber noch gebe ich nichts verloren. Vielleicht ist durch List etwas zu erreichen."

Und zu dem Häuptlinge gewendet, fuhr er in englischer Sprache fort:

„Ergeben sollen wir uns? Wir haben euch ja nichts gethan. Wir sind Freunde der roten Männer."

„Das Kriegsbeil der Sioux-Ogallala ist gegen die Bleichgesichter gerichtet," antwortete der Lange. „Steigt ab und legt eure Waffen von euch! Wir warten nicht."

Fünfzig Paar Augen waren finster auf die Weißen gerichtet, und fünfzig rotbraune Hände lagen an den Messern. Old Shatterhand und Winnetou hätten sich wohl nicht ergeben; aber der lange Davy war der Erste, der von seinem Maultiere stieg.

„Thut ihm den Willen," sagte er zu seinen Gefährten. „Wir müssen Zeit gewinnen. Die Unsrigen kommen ganz gewiß, um uns zu befreien."

Da stiegen die anderen auch ab und übergaben ihre Waffen. Dabei nahm der Hobble-Frank Gelegenheit, dem dicken Jemmy einen Rippenstoß zu versetzen und ihm zornig zuzurufen:

„Das kommt davon, wenn man off dem Gymnasium nich mal gelernt hat, wie das Wort Hostiz geschrieben wird! Warum reiten Sie denn da herein! Wären Sie doch draußen geblieben. Nun haben uns die Kanallgen bei der Parabel!"

Da bekam er selbst von einem Indianer einen noch viel derberen Rippenstoß. Der Rote hielt ihm das Messer vor das Gesicht und gebot:

„Schweig! Sonst — — —!"

Er machte die Bewegung des Stechens. Frank hielt sich sofort die Hand vor den Mund, zum Zeichen, daß er keine Lust habe, mit dem Messer Bekanntschaft zu machen.

Wohkadeh war nicht mit hereingekommen, wie bereits erwähnt wurde. Er sah von draußen, daß seine Gefährten umzingelt wurden, und trieb sofort sein Pferd zur Seite, um nicht durch die Eingangsöffnung gesehen zu werden. Dann sprang er ab, legte sich auf den Boden und schob den Kopf nur so weit vor, daß die Augen Freiheit bekamen, in den Hof zu blicken.

Was er sah, erfüllte ihn mit Bestürzung. Er erkannte den Häuptling. Es war Hong-peh-te-keh, der schwere Mokassin, der Anführer der Sioux-Ogallala. Er erkannte auch die anderen. Es waren die sechsundfünfzig Ogallala, zu denen er gehört hatte und denen er entflohen war. Der Weiße, der ihnen hier in die Hände fiel, in der Nähe des Häuptlingsgrabes, war sicherlich verloren, wenn ihm nicht von außen her Rettung wurde.

Was sollte er thun? So fragte sich der wackere Wohkadeh. Schnell nach dem See zurückreiten, um Old Shatterhand mit den Seinen zu holen? Nein. Es kam ihm ein besserer Gedanke. Derselbe war zwar außerordentlich kühn, gab aber doch wenigstens eine kleine Hoffnung auf Erfolg. Er wollte hinein zu den Ogallala; er wollte riskieren, von ihnen in Stücke zerrissen zu werden. Er mußte sie belügen. Begriffen die Weißen seine Absicht, ohne daß er sie ihnen zu erklären brauchte, und richteten sie ihre Aussagen danach ein, so war es möglich einen Erfolg zu erzielen.

Er bedachte sich nicht länger. Es war ein wahres Heldenstück, welches auszuführen er sich vorgenommen hatte; aber was würden Winnetou und Old Shatterhand, seine beiden Ideale, sagen, wenn sie davon hörten!

Dieser Gedanke verdoppelte seine Kühnheit. Er stieg auf sein Pferd und ritt in den Hof, die unbefangenste Miene zeigend, die es nur geben kann.

Soeben sollten die vier Gefangenen gefesselt werden. Zwei, drei Lançaden seines Pferdes, und er hielt vor ihnen.

„Uff!" rief er mit lauter Stimme. „Seit wann schlingen die Krieger der Sioux-Ogallala Fesseln um die Hände ihrer besten Freunde? Diese Bleichgesichter sind die Brüder Wohkadehs!"

Sein plötzliches Erscheinen erregte allgemeines Staunen. Doch machte sich das letztere nur durch einige halblaute, kurze Ausrufe Luft. Der „schwere Mokassin" zog die Brauen finster zusammen, musterte mit stechendem Blicke die ganze Erscheinung des jungen Kriegers und antwortete:

„Seit wann sind die weißen Hunde die Brüder der Ogallala?"

„Seit sie Wohkadeh das Leben gerettet haben."

Der Häuptling bohrte seinen Blick förmlich in denjenigen Wohkadehs. Dann fragte er:

„Wo ist Wohkadeh bisher gewesen? Warum ist er nicht zurückgekehrt zur richtigen Zeit, als er ausgesendet wurde, nach den Kriegern der Schoschonen zu spähen?"

„Weil er gefangen wurde von den Hunden der Schoschonen. Diese vier Bleichgesichter aber haben für ihn gekämpft und ihn gerettet. Sie haben ihm einen Weg gezeigt, welcher schnell und leicht nach dem Yellowstone führt, und sind mit ihm gekommen, die Pfeife des Friedens mit dem ‚schweren Mokassin' zu rauchen."

Die Lippen des Häuptlings umzuckte ein höhnisches Lächeln.

„Steig vom Pferde und tritt zu deinen weißen Brüdern!" gebot er. „Du bist unser Gefangener, gerade wie sie."

Der kühne rote Knabe machte ein sehr erstauntes Gesicht. Er antwortete:

„Wohkadeh der Gefangene seines eigenen Stammes? Wer gibt dem ‚schweren Mokassin' das Recht, einen Krieger seiner Nation gefangen zu nehmen?"

„Er nimmt sich dieses Recht selbst. Er ist der Anführer dieses Kriegszuges und kann thun, was ihm beliebt."

Da nahm Wohkadeh sein Pferd hoch in die Zügel, gab ihm die Fersen in die Weichen und zwang es, eine volle, schnelle Kreiswendung auf den Hinterbeinen zu machen. Da es dabei mit den Vorderhufen ausschlug, mußten diejenigen Sioux-Ogallala, welche sich zu nahe an ihn herangedrängt hatten, von ihm zurückweichen. Er bekam Platz. Jetzt legte er die Zügel auf den Hals des Pferdes, so daß er auch die linke Hand frei bekam, ergriff seine Büchse, so daß er sie schußfertig in den Händen hielt und sagte:

„Seit welcher Zeit dürfen die Häuptlinge der Sioux-Ogallala thun, was ihnen beliebt? Wozu sind die Versammlungen der alten Väter da? Wer gibt den Häuptlingen ihre Macht? Wer will einen tapferen Krieger der Ogallala zwingen, einem Häuptling zu gehorchen, welcher die Söhne seines eigenen Stammes wie Nigger behandelt? Wohkadeh ist ein junger Mann. Es gibt tapferere, weisere und berühmtere Krieger in seinem Stamm; aber er hat den weißen Büffel getötet und trägt die Adlerfedern in seinem Schopfe. Er ist kein Sklave. Er läßt sich nicht gefangen nehmen, und wer ihn beleidigt, der wird mit ihm kämpfen müssen!"

Das waren stolze Worte, und sie gingen nicht verloren. Die Häuptlinge der Indianer besitzen keineswegs eine erbliche Macht. Ihnen ist nicht die Gewalt eines europäischen Fürsten gegeben. Sie können keine Gesetze machen und keine Verordnungen erlassen. Sie sind aus der Reihe der Krieger gewählt, weil sie sich entweder durch Tapferkeit oder Klugheit oder irgend eine andere Eigenschaft vor den übrigen ausgezeichnet haben. Niemand ist wirklich gezwungen, ihnen zu gehorchen. Selbst wenn ein Häuptling einen Kriegszug veranstalten will, ist die Heeresfolge eine ganz freiwillige. Jeder, dem es beliebt, kann daheim bleiben, wodurch er freilich das Mißfallen der anderen erregt. Auch während des Kriegszuges kann ein jeder zu jeder Zeit zurücktreten. Der Einfluß und die Macht des Häuptlings beruht nur allein auf dem Eindrucke, welchen seine Persönlichkeit macht. Er kann beliebig abgesetzt werden.

Der „schwere Mokassin", welcher seinen Namen dem Umstande verdankte, daß er sehr große Füße hatte und also eine große Spur trat, war als ein strenger, eigen-

williger Mann bekannt. Zwar hatte er sich bedeutende Verdienste um den Stamm erworben, aber seine Hartnäckigkeit, sein Stolz hatten demselben auch sehr oft geschadet. Er war hart, grausam und blutdürstig. In Beziehung auf den Anhang, welchen er besaß, zerfiel der Stamm in zwei Abteilungen, in solche, welche seine Anhänger waren, und solche, welche entweder offen oder heimlich gegen ihn agitierten.

Dieser Zwiespalt wurde auch jetzt offenbar, als Wohkadeh gesprochen hatte. Mehrere der Sioux ließen anerkennende, zustimmende Ausrufe hören. Der Häuptling warf ihnen einen grimmigen Blick zu, gab einigen seiner treuen Anhänger ein Zeichen, auf welches sie sofort nach dem Eingang eilten, um denselben zu besetzen, damit Wohkadeh nicht entfliehen könne, und antwortete sodann:

„Jeder Sioux-Ogallala ist ein freier Mann. Er kann thun, was ihm beliebt. Da hat Wohkadeh ganz recht. Aber sobald ein Krieger zum Verräter an seinen Brüdern wird, hat er das Recht verloren, ein freier Mann zu sein."

„Meinst du, daß ich ein Verräter bin?"

„Ich meine es!"

„Beweise es!"

„Ich werde es beweisen vor der Versammlung dieser Krieger."

„Und ich werde vor dieselbe treten als freier Mann, mit den Waffen in der Hand, und mich verteidigen. Und wenn ich bewiesen habe, daß der ‚schwere Mokassin' mich ohne Ursache beleidigt hat, wird er mit mir kämpfen müssen."

„Ein Verräter tritt nicht vor die Versammlung mit den Waffen in der Hand. Wohkadeh wird die seinigen abgeben. Ist er unschuldig, so erhält er sie wieder."

„Uff! Wer will sie mir nehmen?"

Der junge Mann warf einen kühnen, herausfordernden Blick rund umher. Er sah, daß mehrere Gesichter Teilnahme für ihn zeigten. Die meisten aber blieben kalt.

„Niemand wird sie dir nehmen," antwortete der Häuptling. „Du selbst wirst sie ablegen. Und wenn du das nicht thust, so wirst du eine Kugel erhalten."

„Ich habe zwei Kugeln in meinem Gewehre."

Er schlug bei diesen Worten mit der Hand an den Kolben seiner Büchse.

„Wohkadeh hat, als er von uns ging, kein Gewehr besessen. Wo hat er diese Flinte her? Sie wurde ihm von den Bleichgesichtern geschenkt, und diese verschenken nur dann etwas, wenn sie Nutzen davon haben. Wohkadeh hat ihnen also Dienste geleistet und nicht sie ihm. Wohkadeh ist ein Mandane. Es hat ihn keine Squaw der Sioux geboren. Wer unter diesen tapferen Kriegern will für ihn sprechen, bevor er auf meine Anklage geantwortet hat?"

Keiner regte sich. Der „schwere Mokassin" warf dem Jüngling einen triumphierenden Blick zu und gebot ihm:

„Steig also vom Pferde und gib die Waffen ab! Du sollst dich verteidigen und dann werden wir das Urteil fällen. Durch deinen Widerstand beweisest du nur, daß du nicht unschuldig bist."

Wohkadeh sah recht wohl ein, daß er sich fügen müsse. Er hatte sich bis jetzt geweigert, um Eindruck auf diejenigen zu machen, welche dem Häuptlinge nicht wohlgesinnt waren.

„Wenn du das meinst, so will ich mich fügen," sagte er. „Meine Sache ist gerecht. Ich kann Eurem Spruch in Ruhe entgegensehen und ergebe mich also bis dahin in Eure Hände."

Er stieg ab und legte seine Waffen zu den Füßen des Häuptlings nieder. Dieser sagte einigen der ihm Nahestehenden ein leises Wort, und sogleich zogen sie Riemen hervor, um Wohkadeh zu binden.

„Uff!" rief er zornig. „Habe ich gesagt, daß ich Euch die Erlaubnis auch dazu gebe?"

„Diese Erlaubnis nehme ich mir," antwortete der Häuptling. „Bindet ihn und legt ihn in eine Ecke ganz allein, damit er nicht mit diesen Bleichgesichtern sprechen oder ihnen winken kann!"

Was hätte Widerstand geholfen? Er hätte die Sache nur verschlimmert; darum ergab sich Wohkadeh in sein Schicksal. Er wurde an Händen und Füßen gefesselt, so daß er sich nicht bewegen konnte, und in eine Ecke niedergelegt. Damit ihm ja nicht etwa der Gedanke an Flucht beikomme, mußten zwei Sioux sich bei ihm niedersetzen.

Ein alter Krieger trat zu dem Häuptling und sagte zu ihm:

„Es gingen der Winter viel mehr über mein Haupt als über das deinige; darum darfst du mir nicht zürnen, wenn ich dich frage, ob du wirklich Gründe hast, Wohkadeh für einen Verräter zu halten."

„Ich will dir antworten, weil du der älteste der Krieger bist, die bei mir sind. Ich habe keinen eigentlichen Grund als nur den einen, daß eines dieser gefangenen Bleichgesichter, nämlich das jüngste, dem Bärentöter, welcher da hinten bei den Pferden liegt, sehr ähnlich sieht."

„Kann das ein Grund sein?"

„Ja. Ich werde es dir beweisen."

Er trat zu den Gefangenen, welche, ohne ihm helfen zu können, gesehen und gehört hatten, was Wohkadeh so nutzlos für sie wagte. Leider verstand weder Jemmy noch Davy die Sprache der Sioux in der Weise, daß sie alles, was Wohkadeh vorgebracht hatte, wußten.

Der schlaue Häuptling nahm eine weniger harte Miene an und sagte:

„Wohkadeh hat, bevor er von uns ging, eine That begangen, über welche wir beraten müssen. Daher ist er einstweilen gefangen genommen worden. Zeigt es sich, daß die Bleichgesichter ihn damals noch nicht gekannt haben, so werden sie ihre Freiheit wieder erhalten. Welche Namen tragen die weißen Männer?"

„Wollen wir sie ihm sagen?" fragte Davy seinen dicken Freund.

„Ja," antwortete Jemmy. „Vielleicht bekommen sie da ein wenig Respekt vor uns."

Und sich an den Häuptling wendend, fuhr er fort:

„Ich heiße Jemmy-petahtscheh, und dieser lange Krieger ist Davy-honskeh. Du wirst diese Namen bereits gehört haben."

„Uff!" erklang es im Kreise der dabeistehenden Sioux.

Der Häuptling warf ihnen einen strafenden Blick zu. Auch er war überrascht, diese so viel genannten Jäger in seiner Gewalt zu haben, ließ sich aber nicht das Geringste davon merken.

„Der ‚schwere Mokassin' kennt eure Namen nicht," antwortete er. „Und wer sind diese beiden Männer?"

Er hatte sich mit seiner Frage, welche Frank und Martin betraf, wieder an Jemmy gewendet. Davy flüsterte diesem zu:

„Um Gottes willen, nenne die Namen nicht!"

„Was hat das Bleichgesicht dem anderen zu sagen?" fragte der Häuptling in strengem Tone. „Es mag derjenige antworten, den ich gefragt habe!"

Jemmy mußte sich zu einer Unwahrheit entschließen. Er nannte den ersten besten Namen, der ihm einfiel und gab Frank und Martin für Vater und Sohn aus.

Der Blick des Häuptlings glitt forschend von dem einen der Genannten zu dem anderen, und ein höhnisches Lächeln ging über sein Gesicht. Doch sagte er in ziemlich freundlichem Tone:

„Die Bleichgesichter mögen mir folgen."

Er schritt nach dem hinteren Teile des Hofes zu.

Das scheinbare Haus war jedenfalls früher ein ungeheueres Felsenstück gewesen, aus Feldspat bestehend und von weicheren Teilen zersetzt. Diese letzteren waren vom Regen ausgewaschen worden, und während der Spat diesem und dem Wetter widerstanden hatte, war ein Gebilde entstanden, welches einem langen, von hohen Mauern umschlossenen Hofe glich, der durch Querwände in mehrere Abteilungen zerlegt wurde.

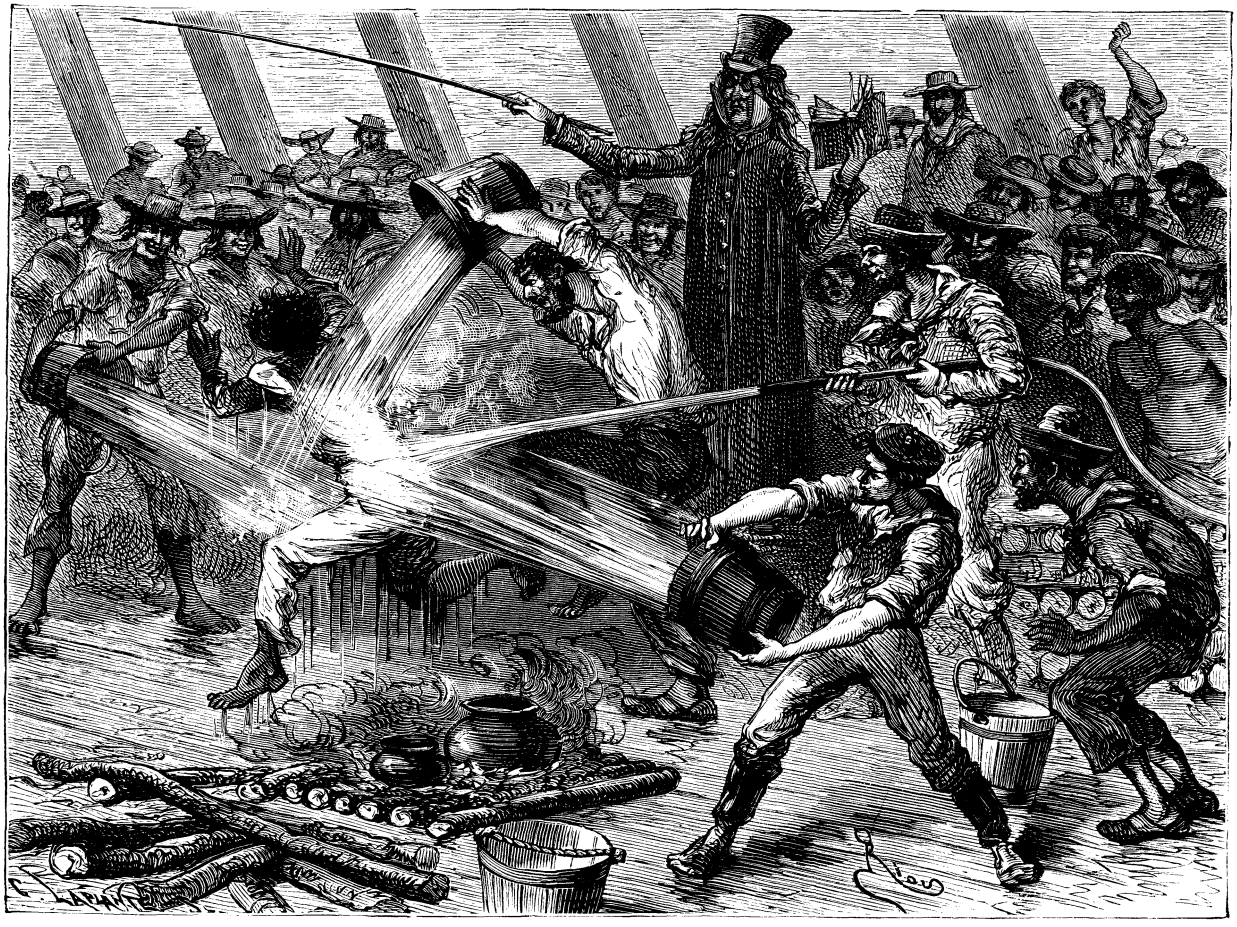
Die hinterste derselben war die größte. Sie bot so viel Raum, daß sämtliche Pferde der Ogallala darin Platz gefunden hatten. In einem Winkel lagen sechs Weiße, auch an Händen und Füßen gebunden. Sie befanden sich in einem höchst bedauerlichen Zustande. Die Kleider hingen ihnen in Fetzen von dem Leibe. Die Handgelenke waren von den Fesseln wund gescheuert. Die Gesichter starrten von Schmutz, und Haar und Bart hing in einem ganz unbeschreiblichen Zustande um den Kopf. Die Wangen waren eingefallen, und die Augen lagen tief in den Höhlen, eine Folge von Hunger und Durst und von erlittenen anderen Qualen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Linientaufe zu Lande.

Es sind beiläufig siebenundzwanzig Jahre her, daß ich mit dem Schoner „John Quincey Adams“ die Fahrt von New York nach Rio de Janeiro machte. Unsere Ladung bestand hauptsächlich in Eis und Stockfischen; ich war der einzige Passagier an Bord, machte nur aus Rücksicht für meine ärmlich bestellte Kasse die Reise in einem kleinen Segelschiffe und genoß eines mäßigen Fahrpreises, weil ich mich anheischig machte, im Bedürfnisfall am Schiff mitarbeiten zu helfen. Unsere Fahrt war so günstig, daß dieser Notfall gar nicht eintreten zu wollen schien. Am Tage nach Weihnachten, mitten im strengen Winter, waren wir aus New York ausgelaufen und hatten günstigen Wind bis auf die Höhe der Bermudas und von Tag zu Tag mildere Lüfte und wärmeren Sonnenschein, und als wir auf Guadeloupe anlegten, um einen Teil unseres Eises zu verkaufen, umgab uns die herrlichste vollste Frühlingspracht der Antillen. Von hier hielten wir wieder nach Ostsüdost um den weiten Ocean zu erreichen und den Strömungen auszuweichen, welche uns vom Festlande ab- und gegen Norden getrieben haben würden, und behielten gutes Wetter, bis wir etwa unter 4° 5′ n. Br. und 35° 8′ östl. L. von Greenwich waren, wo wir von einer Windstille befallen wurden, welche mehrere Tage anhielt und zum Sterben langweilig war, denn nichts ist unerträglicher als eine solche Zeit, wo kein Lüftchen sich regt, die See kaum kurze Wellen schlägt und wie mit metallischem Klang an den Schiffswänden sich bricht, und über uns die Sonne in wolkenloser Klarheit steht und ihre sengenden Strahlen herunterschickt, vor deren Glut man sich kaum schützen kann. Die Atmosphäre bekommt bei dieser Temperatur einen wahren Gluthauch, und alle Gegenstände erscheinen bei Betasten heiß, und diese trockene, dumpfe, stille Luft hat etwas Erstickendes. Der Mensch wünscht sich vergebens die Schwingen eines Albatros oder nur eines fliegenden Fisches, um sich aus diesen Breiten der Windstille hinwegzuflüchten, und geht umher mit so blödem Kopf, als wär' er mit dem Hammer vor die Stirn geschlagen.

Die Windstille hatte fünf Tage gedauert, als am Nachmittag einige Wölkchen in Südost auftauchten, sich verdichteten und ausbreiteten und das Barometer stark fiel. Das versprach uns endlich Erlösung, und zwar durch ein mutmaßliches Gewitter, das wir mit Freuden begrüßten und begierig erwarteten. Es kam denn auch wirklich, aber in Gestalt eines Sturmes, wie ich zuvor und hernach niemals wieder einen erlebt hatte. Es war ein Orkan, welcher von abends 9 Uhr bis zum anderen Morgen nach Tagesanbruch währte, unseren Besanmast brach, daß er gekappt werden mußte und mit einem Teil unseres Takelwerks über Bord ging und unseren guten Schoner umherwarf, daß er jeden Augenblick aus den Fugen zu gehen drohte und wir stündlich fürchteten, aus der großen Tasse trinken zu müssen. Dann kamen zwei Tage und zwei Nächte stürmischen Wetters, und am dritten bemerkten wir, daß wir einen Leck gesprungen hatten, der nur notdürftig verstopft werden konnte, worauf wir Mühe hatten, das Wasser auszupumpen. Dabei waren wir einige hundert Meilen vom Lande und an Bord eines einst so flotten Seglers, der jetzt wie ein Seevogel mit gebrochenen Schwingen fast willenlos auf dem Ocean trieb.



Eine Linientaufe zu Lande.

Es war nicht daran zu denken, daß unser Schoner in diesem Zustande Rio erreichen konnte. Kapitän Fortescur und sein Maat waren der Ansicht, daß wir den nächsten besten brasilischen Hafen aufsuchen müßten, und als wir am folgenden Mittag die Observation aufnahmen, welche

2° 85′ n. Br. und 35° 4′ östl. L. ergab, da zeigte sich, daß der nächste Hafen Fortaleza oder Ceará war, auf welchen wir denn auch sogleich hielten und den wir nach unsäglicher Arbeit mit Pumpen und Aufkreuzen nach 60 Stunden erreichten.

Der Schoner mußte ausgeladen und auf den Helling gelegt werden, denn die Beschädigungen waren zu stark. Dem Kapitän gelang es, seine Ladung zu leidlichen Preisen zu verkaufen, und die Mannschaft trieb sich müßig am Lande herum in Gesellschaft der Bemannung eines englischen Dreimasters, welcher im selben Sturme Havarie erlitten hatte und einen Tag nach uns eingelaufen war.

Da mein Reiseplan durch diese Ereignisse elend zu nichte geworden war, so beschloß ich, irgend einen Küstenfahrer oder ein Schiff abzuwarten, welches nach Rio gehe, und machte einstweilen Ausflüge in die Umgebungen der Stadt, welche natürlich eine ganz tropische Natur aufweisen und mir die Tropenwelt in ihrer schönsten Fülle zeigten. Von einem Spazierritt nach einer Pflanzung zurückkehrend, begegnete ich eines Abends in dem bescheidenen Speisesaale unseres Gasthauses unserem Maat Ned Wauters, welcher mich im Namen der Mannschaft zu einem Feste einlud, welches die Bemannungen des englischen Barkschiffes und unseres Schoners miteinander feiern wollten und wovon ich mich nicht gut ausschließen könne.

„Sie sehen, die Leute sind um ihre Linientaufe gekommen, denn bei diesen Mühsalen der Fahrt konnte niemand an den Scherz denken, und so wollen ihn die Jungen nun nachholen, und da Sie an Bord der Taufe nicht entgangen wären, so müssen Sie hier mitmachen. Bah, haben Sie keine Angst, Master Charles! Sie unterschreiben für einige Milreis, und man erläßt Ihnen das Rasieren und die Taufe. Ich denke, es wird einen Hauptspaß geben, und ich hole Sie morgen früh ab. Das Fest findet in einem leeren Baumwollschuppen an der Anländе statt."

Da ich schon viel von der Linientaufe der Seeleute gehört hatte, wollte ich mir die Sache auch mit ansehen und ging am Vormittag mit Wauters hin. Es war ohnedem Karnevalszeit, und so hatte sich eine Menge farbigen Volks aus den unteren Volksklassen in dem leeren Magazin eingefunden, wo die Mannschaften der beiden Schiffe schon alles zur Feierlichkeit hergerichtet hatten, alle mehr oder weniger abenteuerlich maskiert. Die Festlichkeit begann damit, daß eine gewaltige Stimme aus den unteren Räumen der Niederlage durch ein Sprachrohr rief: „Ship ahoy!" — „Halloi!" ward geantwortet, und die Mitspielenden eilten nun von allen Seiten herbei, als gelte es, mit einem begegnenden Schiffe Grüße zu wechseln. Dann rief er wieder von unten herauf: „Was für ein Schiff und woher?" worauf der Wahrheit gemäß für beide Schiffe geantwortet wurde. Als die weitere Frage Neptuns: ob jemand an Bord sei, der die Linie noch nicht passiert habe? bejaht wurde, kam Neptun mit seinem gebührenden Hofstaat in den grotesken Vermummungen die Treppe heraufgestiegen, erkletterte eine umgestürzte Tonne, setzte sich mit vieler Würde darauf und ließ sich dann die einzelnen Leute vorstellen, welche die Linientaufe erhalten sollten. Nach einer konfusen Anrede voll derben Humors mußte jeder seinen Namen nennen und angeben, wie viel Steuer er Neptun zu zahlen bereit sei, welche Summe dann nebst dem Namen angeblich in ein Buch eingetragen, dann aber in barem dem Purser Neptuns übergeben wurde. Die paar Thaler, welche ich spendete, enthoben mich der aktiven Teilnahme, und ich blieb nun Zuschauer. Nach einem Umzug unter einer wahren Katzenmusik um den ganzen Raum ließ sich Neptun dann einen nachgemachten Sextanten reichen und that, als ob er die Observation aufnehme, deren Resultat, 0°, mit Kreide auf den Boden geschrieben wurde. Hierauf reichte er dem ersten Täufling ein Fernrohr und hieß ihn hindurch blicken, damit er die Linie sehe, nämlich einen Bindfaden, welcher quer über das Objektivglas des Fernrohres gespannt war. Während der Täufling die Linie suchte, schlich ein anderer Matrose hinter ihn her, packte ihn am Kragen und rief ihm zu: er sei ja nicht rasiert und müsse sich den Bart abnehmen lassen, worauf ihn zwei andere an den Armen ergreifen und auf ein Brett setzen, das über eine gefüllte Wasserkufe gelegt ist. Hier muß er nun noch einmal das Fernrohr ans Auge nehmen, die Linie suchen und sagen, daß er sie gesehen hat. Es werden noch andere skurrile Fragen an ihn gethan, aber so wie er antworten will, fährt ihm der Gehilfe des Barbiers mit einem gefüllten Teerpinsel in den Mund und seift ihm das Gesicht ein, worauf der Barbier mit einem Schermesser von Holz oder von rostigem Reifeisen den Bart abnimmt. Die Grimassen, die der Täufling schneidet und die Energie, mit welcher er sich dieser Behandlung zu erwehren sucht, bilden natürlich den Hauptspaß bei der Sache, und während dieser Balgerei wird dem Täufling mit einem plötzlichen Ruck das Brett unter dem Leibe weggezogen, daß er rücklings in die Wasserkufe fällt; über dem Bemühen, sich aus der Kufe herauszuarbeiten, werden dann noch von allen Seiten her verschiedene Eimer Wasser über ihn ausgegossen, bis er pustend und triefend davonspringt, denn diese Sturzbäder scheinen die Hauptsache bei der Taufe zu sein.

Diese derbe Ceremonie wurde denn nun unter verschiedenen Varianten an den sämtlichen sechs oder sieben Täuflingen wiederholt, natürlich unter dem wiehernden Gelächter und Jubel der Farbigen von Ceará, denen diese Volksscene baß gefiel, worauf Neptun mit seinem Gefolge unter Musik nochmals einen gravitätischen Umzug um den ganzen Speicher hielt und dann verschwand.

Sobald er die Treppe hinab war, erfolgte ein schmetternder Trompetenstoß aus einer Ecke des Speichers, und hervor trat ein komisch aufgeputzter Mann wie ein Herold und verkündete, daß soeben ein heidnischer Nigger Namens Horace Hellborn Hanghim aus Afrika angekommen sei, um sich von dem berühmten Baptistenmissionar Reverend Obadjah Croßbeetle taufen zu lassen, welcher die anwesenden Gentlemen einlade, bei dem Täufling Gevatterstelle zu vertreten und darüber eine feierliche Erklärung abzugeben. Diese Erklärung erfolgte nun auch in einem allseitigen Beifallsgebrülle, und unmittelbar darauf trat der Missionar Croßbeetle auf, unter dessen Vermummung ich sogleich die ungeschlachte Gestalt von Master Swindson, dem Schiffszimmermann von unserem Schoner erkannte. Er hatte sich eine Perücke von dunklen, langen Pittafasern gemacht, einen riesigen alten Seidenhut auf seinen großen Kopf gestülpt, den unteren Teil des Gesichts durch ein Paar ungeheuere Halskrägen aus Papier, den oberen durch eine gewaltige Brille aus Draht ohne Gläser verdeckt und seine hagere, derbknochige Gestalt in einen alten schwarzen Wachtmantel gesteckt, der ihm bis auf die Schuhe herabging. Mit der Miene und Haltung eines Methodistenpredigers, in der einen Hand eine lange derbe Gerte, in der anderen ein großes altes Buch, trat er einher, bestieg dann die Tonne, welche zuvor der Gott Neptun inne gehabt hatte, und ließ sich nun den Täufling vorführen, in welchem ich den schwarzen Koch Pompey von unserem Schoner, einen merkwürdig häßlichen Nigger, erkannte. Nachdem der Reverend einige Fragen an den Täufling gerichtet und dieser geantwortet hatte, begann der verkappte geistliche Zimmermann eine höchst feierliche Rede zu halten, indem er fortwährend das Alphabet hersagte, aber immer in jenem steigenden und fallenden Ton, mit Anschwellen und Abschwellen der Stimme, mit grellen Uebergängen von der höchsten Fistel- bis zur tiefsten Brststimme, wie man es bei den sogenannten Stumpfenpredigern der Methodisten in ihren Campmeetings bemerkt. Diese angebliche Predigt mit der vortrefflichen, karikierten Nachahmung der Stumpfenredner machte einen überaus komischen Eindruck und erregte ein wieherndes Gelächter. Hierauf folgte der Taufakt, indem Swindson im selben Tone dem Täufling das Ende seiner Gerte auf den Kopf legte, ihm seinen neuen Namen erteilte und seinem Küster befahl, dem Täufling das Taufwasser über den Kopf zu gießen, nämlich einen Eimer voll Kalkmilch, die dem Täufling über sein breites, schwarzes Gesicht lief, daß er pustete und schnaubte und wirklich urkomisch aussah und die ganze Zuschauerschaft zu tobendem Gelächter und Jubel hinriß. Allein im selben Augenblick, wo sich Pompey die Kalkmilch aus Augen und Mund zu schaffen suchte, wurde er von allen Seiten her aus seither versteckt gehaltenen Eimern mit Wasser übergossen und aus dem Schlauch einer Pumpenspritze so unter

Wasser gesetzt, daß er scheltend und unter Verwünschungen davon lief. Nun aber lenkte der Matrose, welcher den Schlauch der Spritze führte, den Wasserstrahl über die Zuschauer hin, welche vor Lachen fast bersten wollten und dadurch den Mund voll Seewasser bekamen und lachend auseinander stoben. Diesem Beispiel folgte auch ich, da die Linientaufe am Lande nun vorüber war, der Scherz mir zu derb wurde und ich deutlich merkte, daß das Ganze nun in ein wildes Matrosengelage mit Strömen von Branntwein überzugehen im Begriff war, und so endete jene Scene in Ceará.

Seltsame Freundschaft.

Während des glorreichen Feldzugs Napoleon Bonapartes in Aegypten verirrte sich ein junger französischer Soldat, der von seinen zum Rekognoszieren befohlenen Kameraden abgekommen war, in der endlosen Wüste. Ratlos lenkte er den Schritt in verschiedene Richtungen, aber Stunde um Stunde verrann und keine Fährte kam ihm erinnerlich vor; verzweifelnd hielt er den Fuß an — seine Kraft war gebrochen, und die Nacht senkte sich hernieder, eine Wüstennacht mit ihrem wunderbaren Sternenhimmel — aber auch mit ihren Schrecken, der Einsamkeit, den Herren jener Stätten, den Raubtieren als leichte Beute preisgegeben.

Gegen Hunger und Durst war Pierre Ledoux, so nannte sich der junge Franzose, durch seine mit Datteln gefüllte Proviantta̧sche vorläufig geschützt, nun lenkte er vor allem sein Augenmerk auf eine möglichst gesicherte Schlafstätte. — Zu seiner Freude entdeckte er eine Art Grotte von großen Felsstücken gebildet. Ohne das sich verengende Innere dieser natürlichen Höhle zu untersuchen, warf sich Pierre dicht hinter den Eingang derselben, den er nur gebückt gewinnen konnte, nieder, todmüde versank er gleich in festen Schlaf.

Es mochte etwa Mitternacht sein, als der arme Verirrte durch ein eigentümliches Geräusch, das einem tiefen Atmen gleichen mochte, emporgeschreckt ward; es kam hörbar aus dem Innern seiner Schlummerstätte; in banger Ahnung spähte der junge Franzose nach dem unheimlichen Schlafgenossen, den vorher die Dämmerung seinen Blicken entzogen. Nun schien das Mondlicht hell durch die Spalten der steinernen Wölbung — das Blut starrte in Pierres Adern — nur zu wohl kannte er das riesige Tier mit den mächtigen Pranken, mit dem gelblichen, sammetartigen Fell, vor allem aber überzeugte ihn die besondere Eigentümlichkeit desselben, die rosenartigen Flecken, daß er sich dem Löwen Aegyptens, dem gefürchteten Panther gegenüber befand.

Der gestörte Schläfer befand sich in einem fast gelähmten Zustand, tausend Gedanken sich des unerwünschten Kameraden zu entledigen, der wohl kein „guter Kamerad" zu nennen war, durchkreuzten das Hirn des jungen Kriegers. Der schlafende Panther war nicht gefährlich, — Pierre brauchte nur leise den Dolch aus dem Gürtel zu ziehen und die Hand auszustrecken, um den ihm zugewandten Hals des furchtbaren Tiers zu durchbohren, aber die Erwägung seines Schicksals, wenn, bei der dicken Haut des Panthers leicht möglich, der Stoß mißglücken sollte, hemmte seinen Vorsatz. Noch weniger ratsam schien ihm durch seine, wenn auch noch so langsame Entfernung, den gesegneten Schlaf des vierbeinigen Genossen zu stören.

Deutlich bemerkte der Soldat an der Schnauze des Tieres Blut; er brachte die Spuren in Verbindung mit dem Kadaver eines Pferdes, den er in der Nähe hingestreckt erblickt hatte, und das Bewußtsein, daß sein Mitschläfer wenigstens satt war, flößte dem Aermsten einigen Mut ein. Er verhielt sich regungslos; daß er kein Auge schloß, ist selbstverständlich, desto gesünderen Schlafes schien sich der Panther zu erfreuen.

Nun brach der Tag an, die starren gelben Punkte in den Augenhöhlen, die Pierre nicht wenig geängstigt hatten, vergrößerten sich und rollten hin und her, der Rachen, der die furchtbaren Zähne und die rauhe Zunge dem unfreiwilligen Zuschauer präsentierte, öffnete sich weit, aber nicht zum Zerreißen, wie Pierre mit einem Stoßgebet an seinen Schutzheiligen meinte, — der Panther gähnte nur; dann schlossen sich die Lefzen wieder, aber um so prüfender, mit einem fast fragenden Blick ruhten die gelben Augen des Tieres auf seinem neu erstandenen Mitbewohner.

Unser Pierre hatte einmal gehört, daß der Löwe, falls ihn nicht eben allzustarker Hunger quäle, dem menschlichen Blick zugänglich sei; er versuchte bei dem Panther gleiche Wirkung zu erproben, — zugleich wagte er durch die Todesangst kühn gemacht den Arm auszustrecken und Haupt und Rücken des Tieres leicht zu streicheln. Willig ließ sich der Wüstenfürst die Liebkosung gefallen, katzenartig krümmte er den Buckel und ließ das Schnurren eines behaglich gestimmten Katers hören, das freilich aus jener Kehle wie ein Orgelton klang. —

Ganz langsam versuchte Pierre nun den Ausgang zu gewinnen, es gelang ihm; aber kaum hatte er sich im Freien aufgerichtet, als sein Kamerad ebenfalls vor dem Eingang der Grotte erschien, und in munteren Sprüngen den armen Pierre umkreiste. Nur einmal drohte die gute Laune des Panthers zur Wildheit umzuschlagen, als der junge Franzose den Versuch machte, sich allzuweit aus dem Umkreise der Grotte zu entfernen; der Soldat Bonapartes wußte nun, daß jeder Fluchtversuch ein Todesurteil für ihn bedeute.

Seines Bleibens versichert, legte sich der Panther dem neuen Freunde zu Füßen und leckte die Wichse von Pierres Schuhe. „Guten Appetit," dachte der Franzose, „solange der gestrenge Herr nicht Gelüst nach dem Fuß bekommt."

Es war nicht zu fürchten, denn durch Anschmiegen und Herumwälzen im Sande gab der Panther zu verstehen, daß er zu spielen wünsche, und wohl oder übel mußte sich Pierre den Launen seines Gebieters fügen.

So verstrich der Tag; mit Schrecken sah der Franzose dem zweiten entgegen, denn sein Dattelvorrat ging zur Neige; mehr als einmal war ihm Gelegenheit geboten, durch einen wohlgezielten Dolchstich sich seines gestrengen Hüters zu entledigen, aber fast instinktmäßig richtete das Tier in solchen Augenblicken einen so ausdrucksvollen Blick auf seinen „Freund wider Willen", daß Pierre die geplante That fast wie Meuchelmord dünkte.

Zum zweitenmal brach dem Vereinsamten die Nacht an; obwohl er sich vorgenommen hatte zu wachen, überwältigte ihn doch die Müdigkeit; ungestört schlief er ein paar Stunden, bis er durch ein halblautes Brüllen emporgescheucht wurde und nach seinem Dolch griff. Der feindselige Ton des Panthers galt indessen nicht dem Ruhenden, sondern einem Schakal, der sich in dessen Nähe geschlichen und in voller Hast vor dem Schützer des Bedrohten die Flucht ergriff. Nach diesem Zornesausbruch legte sich das mächtige Tier beruhigt eine kurze Strecke von Pierre entfernt ebenfalls zum Schlaf nieder.

Strahlend ging die Sonne auf; sie brachte dem Verzweifelnden keinen Trost; es war kein Zweifel, die Seinen kümmerten sich nicht um den Verlust eines tapferen Soldaten und guten Kameraden, oder man hatte jede Spur verloren und das Forschen nach seinem Verbleib aufgegeben.

Plötzlich schnellte er empor und lauschte; wie ferner Trommelwirbel klang es an sein Ohr, immer näher in der Richtung der Stätte, die er schon als seine Grabstätte betrachtete. Auch der Panther schien unruhig, in wilden Sprüngen rannte er vorwärts und zurück, selbst der bereits erprobte Versuch des Franzosen mit ihm zu spielen, mißglückte bei der Aufregung des sonderbaren Tieres; als ob ein plötzlicher Zorn ihn erfasse, wandte er plötzlich den langgestreckten Körper und fügte Pierre wahrscheinlich nicht einmal mit Absicht eine leichte Verletzung an der Ferse bei. Der Unglückliche glaubte seine letzte Stunde gekommen, und der Gedanke daran im Angesicht der Rettung beraubte ihn der Besinnung. — Mit einem Fluch bohrte er aufs Gradewohl seinen Dolch in die Kehle des Tieres und einen Schrei ausstoßend, der dem jungen Soldaten tief ins Herz drang, stürzte der Panther nieder; sterbend richtete er noch seine Augen auf den Freund, es war Pierre, als müsse er einen stummen Vorwurf darin lesen; dann zuckte und streckte sich der mächtige Körper im Todeskampf, der Dolch Pierre Ledoux' hatte gut getroffen.

Immer näher kam der Trommelschlag, bekannte Wirbel, bekannte Laute der Mutter-

sprache trug der Wind zu dem Verirrten, während sein entzücktes Auge in weiter Entfernung die Uniform seiner Landsleute erblickte. Eine französische Patrouille war bis zu dieser Gegend vorgedrungen, die überdies von dem Standort der Kompagnie Pierres lange nicht so weit entfernt war, als dieser gefürchtet hatte. — Nun sahen die Leute den Kameraden, jubelnd eilten sie dem Wiedergefundenen entgegen, aber mit Erstaunen gewahrten sie den Geretteten an der Leiche eines mächtigen Panthers knieen, und die Thränen in seinen Augen, als er den Seinen von seinem Wüstenabenteuer erzählte, galten — dem „seltsamen Freunde!"

Ein altrömisches Gastmahl.

Marcus Alexius an seinen Freund Quintus Aurelianus in Pannonien.

Rom, Anfang Mai, im 761. Jahre nach der Gründung der Stadt.

Endlich, mein lieber Quintus, finde ich Muße und Stimmung, meinem Versprechen nachzukommen, und Dir einiges über die mannigfaltigen Eindrücke mitzuteilen, die den Provinzbewohner bei seinem ersten Besuche in der Hauptstadt so überwältigend und sinnverwirrend bestürmen.

Ich schweige von der ebenso interessanten als beschwerlichen Reise, von den prächtigen Municipien, an denen die Straße vorüberführt, von den Abenteuern, die ich zu bestehen hatte. Für heute habe ich mir vorgenommen, Dir lediglich von einem festlichen Mahle Bericht zu erstatten, zu welchem der Millionär Lucius Severus meinen väterlichen Gastfreund Pomponius und mich einzuladen die Güte hatte. Meine Schilderung ist vielleicht nicht ungeeignet, Dir von der Lebensweise dieser überfeinerten Großstädter einen annähernden Begriff zu geben. Ich sage Dir, lieber Quintus, in unserem Pannonien herrscht vergleichsweise die Sitteneinfalt des Saturnischen Zeitalters! Der Luxus, wie er seit dem Regierungsantritt des Kaisers Augustus von Tag zu Tag unbeschränkter die funkelnden Fittiche ausbreitet, hat für schlichtere Gemüter etwas Beängstigendes.

„Wohin soll das führen?" sagte ich gestern zu Pomponius; „jedermann will es den Freunden und Bekannten an Prunk und Verschwendung zuvorthun; was heute noch für glänzend gilt, wird bereits morgen als ärmlich verachtet; wo liegen die Grenzen, Pomponius?" Der würdige Mann seufzte und verhehlte mir nicht, daß er sehr schwarz in die Zukunft sehe. „Von dem alten Geiste der Regierung ist der letzte Hauch verweht," versetzte er traurig; „es geht bergab mit dem Reiche und unter der goldenen Hülle wühlt die staatliche Fäulnis." Früher begriff ich nicht, was derartige Klagen, die man wohl hin und wieder von dem Munde erfahrener Patrioten zu hören bekam, besagen wollten; jetzt, seitdem ich einige Wochen lang die Luft der sieben Hügel geatmet habe, verstehe ich sie in ihrer ganzen, betrübenden Wichtigkeit! Allgemein ist man der Ansicht, daß der Tod des greisen Kaisers dem entsetzlichsten Despotismus Thür und Thor öffnen wird; und wahrlich, wenn irgend ein Umstand diese Voraussetzung wahrscheinlich macht, so ist es der entartete Charakter der Quiriten!

Doch ich verstricke mich in gefährliche Erörterungen. Bleiben wir lieber streng bei unserem Thema und vermeiden wir die Charybdis der Politik.

Um die vierte Stunde nach Mittag bestiegen wir unsere Sänften und ließen uns nach dem Hause des reichen Gastgebers tragen. Das stolze Gebäude liegt in der Nähe des Mons Palatinus und gehört unstreitig zu den prächtigsten des ganzen Stadtviertels. Ich erlaube mir, Dir in kurzen Umrissen ein Bild davon zu entwerfen. Lucius Severus war nämlich so freundlich, uns nach beendigter Mahlzeit durch sämtliche Gemächer zu führen. Pomponius mochte ihm insgeheim bedeutet haben, daß ich, als Kleinstädter, in alle Geheimnisse der Metropole einzudringen wünsche. Nun, die Mysterien eines modernen Palastes können es mit den sonstigen Sehenswürdigkeiten in jeder Beziehung aufnehmen.

Wir traten zunächst von der Straße aus in den Thürgang, das sogenannte Prothyrum. Ich bewundere die reiche, mit goldenen Nägeln beschlagene Flügelpforte. Ein Ring aus vergüldetem Kupfer diente dazu, die Thür aufzuziehen. Ein kleines Fenster mit gläsernen Scheiben — auch dieser Luxus beginnt sich hier und da einzubürgern — gestattete oberhalb der Pforte dem Tageslicht den Eintritt in den verhältnismäßig schmalen Korridor. Unmittelbar auf der Schwelle war in großen Mosaiklettern die Inschrift: „Salve!" angebracht. Rechts in einer Nische gewahrte ich den Portier, Ostiarius geheißen, weil er den Haupteingang, das Ostium, bewacht. Der Ostiarius des Lucius Severus wird, wie Pomponius mir bedeutete, mit ungewöhnlicher Liberalität behandelt. Dreimal in der Woche darf er sich durch einen andern Sklaven vertreten lassen; überdies fehlt es ihm nicht an trefflichen Speisen und Getränken. Die Thürhüter anderer Paläste führen dagegen nicht selten ein wahres Hundeleben. Oft sind sie in ihrer Zelle angekettet, wie kläffende Molosser — eine unbegreifliche Dummheit der Hausbesitzer! Wo der Ostiarius nicht von der Stelle kann, da haben die Diebe ein leichtes Handwerk; was meinst Du, lieber Quintus?

Pomponius machte mich auf die geschmackvollen Wandgemälde aufmerksam, mit denen das Prothyrum geschmückt war, sowie auf die musivischen Arbeiten des Fußbodens, die von hohem Kunstwert sein sollen. Doch was waren diese Bagatellen im Vergleich mit dem wunderbaren Eindruck, den das Atrium, das prachtvolle, farbenglänzende, marmorprunkende Atrium auf mich machte! Ich vergaß schier den Gastgeber, der uns höflichst bewillkommte, in geziemender Weise zu grüßen, so überraschend war der Anblick dieser festlichen Hallen! Denke Dir einen großen überdachten Hof, in dessen Mitte eine quadratförmige, an dreißig Fuß breite Oeffnung den blauen Himmel hereinblicken läßt; bekleide im Geiste das mächtige Gebälk mit dem verschwenderischen Gewande der reichsten Stuckarbeit; bedecke die Wandflächen zwischen den in regelmäßiger Ordnung rings herum gruppierten Thüren mit Gemälden von verführerischer Schönheit, setze prachtvolle Bildsäulen des Kaisers und der Götter hinein und du hast einen Schatten von dem, was sich meinen erstaunten Blicken darbot. Wo sollte das Auge zuerst verweilen? Auf dem alabasternen Bassin in der Mitte des Atriums, dem sogenannten Impluvium, welches den von dem Dache herabfließenden Regen aufzunehmen bestimmt ist und zugleich durch einen lebendigen Quell immerwährende Kühle und Erfrischung gewährt? An den Kunstwerken des Pinsels, deren jedes eine stundenlange Betrachtung verdiente? Wie entzückend liegt hier Ariadne im Schlummer, während der Treulose hastig zu Schiffe steigt. Wie vollendet erscheint dort die Klage der Venus um ihren verwundeten Liebling! Trotzig schürzt hier Medea die Brauen — den entsetzlichen Stahl in der unseligen Rechten; schmeichelnd steigt dort Diana von der Höhe des Gewölks hernieder, um den schlafenden Endymion zu küssen. Ich weiß nicht, lieber Quintus, welche seltsame Ueppigkeit allen diesen Schöpfungen innewohnt! Sogar Medea, die blutbespritzte Mörderin, erregt nur darum das Grausen des Beschauers, weil wir ihre Geschichte kennen. Das Gemälde selbst atmet, trotz der finsteren Gesichtszüge, zu denen der Pinsel sich gezwungen hat, eine sehnsuchtsvolle Weichlichkeit, eine schwärmerische Luft am Genusse, die unsere Seelen in eigentümliche Schwingungen versetzt.

Ehe ich Dir von dem Verlaufe des Mahles berichte, will ich die Schilderung des Palastes vervollständigen; ich kann alsdann späterhin um so ungestörter erzählen.

Rechts und links vor dem Eingange ins Atrium liegen je vier Gemächer von mäßiger Größe, die Schlafzimmer — Cubicula.

Lucius Severus gestattete mir, zwei oder drei derselben zu besichtigen. Eines von ihnen zeichnete sich durch die Pracht seiner bronzenen Bettstelle und des übrigen Gerätes in überraschender Weise aus. Nie habe ich mir träumen lassen, daß die Schmiedekunst ähnliche Meisterwerke hervorbringen könne. In einem anderen Zimmer war das Bett aus Marmor vom Boden aus aufgemauert, mit einer kleinen Erhöhung für das Kopfkissen und einigen Reliefarbeiten versehen und prunkvoll mit purpurnen Teppichen bedeckt. Keines der Schlafzimmer hat Fenster. Man läßt des Nachts über die Thüren offen, eine Sitte, die ich in unserem rauhen Pannonien nicht nachgeahmt sehen möchte.

An die Cubicula schließen sich die Alae, große, elegante Empfangszimmer, in welchen Lucius Severus tagtäglich eine gewaltige Anzahl von Freunden und Klienten zu begrüßen hat. Die Freunde der reichen Leute werden hier in drei Kategorien eingeteilt: Die „Salutatores" statten, wie ihr Name besagt, dem Hausherrn einfach ihren Besuch ab; die „Geleitgeber" — Ductores — begleiten ihn nach den öffentlichen Versammlungen; die „Assectatores" endlich sind die eigentlichen Kletten; sie umringen ihn, wo immer er sich zeigen möge. Die „Amici" des Lucius Severus zählen nach Tausenden, darunter viele Schmarotzer der unerquicklichsten Art. Es gehört eben einmal zum feinen Ton, auch solchem Gesindel die Pforten zu öffnen.

Im Hintergrund des Atriums, dem Eingang unmittelbar gegenüber, befindet sich ein geräumiger Saal — das Tablinum. Hier bewahrt Lucius Severus die Familienarchive und die Wachsbilder seiner Ahnen, die „imagines majorum" auf. Wenn man den Inschriften, die an diesen Porträtköpfen angebracht sind, aufs Wort glauben dürfte, so hätte die Republik in ihrer glorreichsten Heldenzeit keine bedeutenderen Männer hervorgebracht, als diese Vorfahren des wackeren Lucius. Ich versichere dich, Quintus, ich bin schier vor Scham rot geworden, als ich diese armseligen, eitlen Uebertreibungen las. Ueberhaupt treibt man hier einen Kultus der Ahnen, dessen Weise mir höchlich zuwider ist. Es bedünkt mich schimpflich, mit den Thaten derer zu prahlen, deren Beispiel man nicht nachzuahmen weiß. Selbst angenommen, die Epigramme der Wachsbilder sagten die Wahrheit, welcher Ruhm erwüchse dann dem Enkel

Ein altrömisches Gastmahl.

aus der Tugend und der Tapferkeit eines Längstverstorbenen? Muß das Verdienst der Vorfahren nicht vielmehr im Gegenteil die Verdienstlosigkeit der Nachkommen recht grell ins Licht setzen?

Rechts vom Tablinum liegt die Bibliothek, reich mit den mannigfaltigsten Rollen ausgestattet. Die Papyri sind zumeist in griechischer Sprache geschrieben, wie denn das Griechische von Jahr zu Jahr mehr in die Mode kommt. Die vornehmen Damen lieben es ganz besonders, hellenisch zu konversieren, und die meisten Toilettengegenstände ꝛc. tragen griechische Namen. Das schlichte, knappe Latein ist diesem verweichlichten Geschlecht nicht zierlich und melodiös genug. So lallt man denn die Laute der achajischen Tänzer und Schulmeister!

Links von Tablinum erblickt man die „Fauces", den „Schlund", einen schmalen Gang, durch welchen man in das Peristyl gelangt. Von dem Luxus dieses Säulenhofes machst Du Dir keine Vorstellung. Fünfzig Säulen aus kostbarem, rötlichem Marmor, mit korinthischen Kapitälen aus Onyx geschmückt, umfriedigen das geräumige Quadrat, in dessen Mitte die Piscina, ein mächtiges, ovales Bassin, die erquicklichste Kühle verbreitet. Vier Wassersäulen, von pausbäckigen Tritonen gen Himmel gespieen, plätschern auf den Spiegel des Beckens herab und erneuern fortwährend die silberklare Kryſtallflut. Vasen, Statuen, Gemälde, Blumen, Laubgewinde, Vergoldungen, Mosaikarbeiten — alles dies vereinigt sich zu einem harmonischen, funkelnden, aber keineswegs überladenen Gesamtbild. Der azurne Himmel, der ungehindert sein Licht über die schönen architektonischen Linien gießt, verleiht dem Ganzen einen Ausdruck von Glückseligkeit und Wonne, der sich ahnen, aber nicht beschreiben läßt.

Um den Säulenhof reihen sich die eigentlichen Wohngemächer, die Oeci, sowie das Triclinium, der Speisesaal. Am äußersten Ende links liegt die Küche, nebst einer kleinen Hinterthür, Posticum geheißen, durch welche man auf die Straße gelangt. Von dem Triclinium werde ich gleich zu reden haben; gestatte mir zuvor noch ein paar Worte über die Küche und den dritten Hauptteil des Hauses, den säulenumfriedigten Garten! Ich werde mich kurz fassen, denn ich sehe, daß mein Brief bedenklich anzuschwellen droht.

Die Küche besteht aus mehreren geräumigen Lokalitäten, die sämtlich mit unleugbarem Geschmack dekoriert sind. Unter den Wandgemälden bemerkte ich eine Eberjagd, einige mit Meisterschaft ausgeführte Fruchtstücke und die zwei heiligen Schlangen, die dem Glauben der Köche zufolge den Herd beschützen. Das Küchenpersonal besteht nur aus männlichen Sklaven, die von dem Hauptkoch, dem Coquus, der indes gleichfalls leibeigen ist, befehligt werden.

Ich zählte an dreißig Personen, die eifrig umherhantierten, obgleich unser Mahl doch bereits seit geraumer Zeit vorüber war. Soll ich von der Masse metallener und irdener Geräte sprechen, die rings an den Wänden aufgespeichert waren? Soll ich Dir von der Speisekammer erzählen, deren unendliche Fülle für Jahre auszureichen schien? Ich fürchte, Dich zu ermüden!

Hinter dem Peristyl liegt der dritte Hof — wenn ich mich so ausdrücken darf — der Xystus. Auch er ist von Säulen umfriedigt, doch enthält er keine Gemächer mehr. Der Raum zwischen den Kolonnaden blüht und duftet von den herrlichsten Blumen- und Blattpflanzen: der Xystus ist der eigentliche Garten des Hauses. Statuen, Springbrunnen, Gemälde und Vasen prangen auch hier in verschwenderischer Menge. Wunderbar hebt sich der blendende Marmor der Säulen von dem saftigen Grün des Rasens ab. Du glaubst den üppigen Teppich unserer Waldwiesen zu sehen — mitten in einer Stadt von hunderttausend Einwohnern.

Vom oberen Stock des Hauses ist wenig zu berichten. Er enthält einige unwesentliche Räumlichkeiten, sowie die Wohnungen der Sklaven, die freilich nur zum kleinsten Teil hier Platz finden. Die Mehrzahl der Leibeigenen des Lucius Severus arbeitet auf den großen Landgütern des Gebieters oder in seinen riesigen Werkstätten zu Ostia.

Der Hausherr empfing uns also mit vieler Zuvorkommenheit und fand Zeit, sich eine Viertelstunde lang mit mir über meine Heimat und ihre Verhältnisse zu besprechen. Da ich Dir oben gesagt habe, die Freunde des Lucius Severus zählten nach Tausenden, so kommt Dir diese Auszeichnung vielleicht ein wenig befremdlich vor. Wisse denn, daß die Besuche längst bis auf fünf Personen verabschiedet waren. Nicht zu einem Monstregastmahl, sondern zu einer coena sub rosa hatte der Hausherr uns eingeladen, und bei einer solchen darf die Zahl der Teilnehmer die Zahl der Musen nicht übersteigen.

Jetzt erschien auch Livia, die junge Gemahlin des Gastgebers und begrüßte uns aufs anmutigste. Sie trug eine lange, blauseidene Tunika, die ihr fast bis an die Knöchel reichte. Darüber hatte sie eine leichte, blendendweiße Toga geschlagen, die ihren rechten Arm völlig frei ließ, und auf diese Weise die prunkenden Spangen zeigte, mit denen sie von der Schulter bis zu den Fingerspitzen beladen war. Livia ist erst zwanzig Jahre alt und auffallend schön; demungeachtet verriet die eigentümliche Färbung ihres Angesichtes, daß sie sich geschminkt hatte, oder besser gesagt, daß sie sich hatte schminken lassen, denn eine moderne Römerin rührt bei der Toilette weder Hand noch Fuß: wozu gäbe es Sklavinnen? — Auch ihre Augenbrauen trugen die Spuren einer künstlerischen Bearbeitung.

Was mir indes besonders an ihr gefiel, war, daß sie nicht den unförmigen, modernen Haarputz trug, der sich in einer Höhe von anderthalb Fuß emportürmt und von den langen zweizinkigen Goldnadeln nur mit Mühe zusammengehalten wird. Denke Dir, die vornehmen Damen suchen jetzt etwas darin, blond oder gar rothaarig zu erscheinen, und wenn die Färbemittel nicht klecken wollen, so scheren sie sich kahl und tragen flammige Perücken! In Vindelizien und Rhätien müssen die Bergbewohnerinnen ihr blondes Vließ hergeben, um die Köpfe der eleganten Quiritinnen zu versorgen. O menschliche Narrheit!

Die geistvolle Livia befand sich bald in lebhafter Unterhaltung mit zwei Hausfreunden, von denen der eine, Cajus Murena, ihr ein neues Gedicht eigener Komposition vortrug, während der andere, Titus Silius, der schönen Frau in scherzhafter Weise den Hof machte.

Unterdessen bewunderte ich mit Pomponius die Pracht des unvergleichlichen Atriums.

Um die fünfte Stunde forderte der Hausherr uns auf, ihm nach dem Triclinium zu folgen. Pomponius reichte der Gastgeberin die Hand und geleitete sie nach dem Lager zur Linken, wo sie sich an der Seite ihres Gatten und des Cajus Murena niederließ. Pomponius erhielt den Ehrenplatz auf dem mittleren Bett; wir übrigen verteilten uns nach Zufall und Gutdünken.

Zwischen den drei Ottomanen stand ein runder, dreibeiniger Tisch aus Bronze, auf welchem die Speisen aufgetragen wurden. Behaglich auf die Polster gestreckt, verzehrten wir die Delikatessen, welche die Sklaven uns auf zierlichen Brotschnitten darreichten. Sobald nämlich ein Braten oder eine Pastete serviert war, beeilte sich der Trancheur („Scissor"), das Gericht zu zerlegen, und hierauf traten die übrigen Sklaven zu den Platten heran, um uns Bissen für Bissen in mundgerechter Weise in die Hand zu geben. Hat man das Stück Fleisch, oder was es sonst sein mochte, zum Munde geführt, so warf man die Brotschnitte, die als Teller gedient hatte, unter den Tisch, wo ein kauernder Sklave damit beschäftigt war, die Brocken aufzusammeln. Kein Gericht wurde verspeist, ohne daß der Prägustator, der Vorschmecker, es zur Beruhigung des Hausherrn und seiner Gäste gekostet hatte. Die Reichen fürchten hier allenthalben das heimliche Gift.

Zuerst trug man gebackene Meerschnecken und Austern auf, zu welchen ein leichter Rotwein von angenehmem, säuerlichem Geschmack getrunken wurde.

Dann gab es gebratene Drosseln mit Spargeln und ein eigentümliches Muschelgericht, das von den Gästen höchlich gepriesen wurde, wiewohl es mir nicht munden wollte. Als Getränk reichte man zu diesem Gange einen köstlichen Wein von den Abhängen des Vesuvs.

Der dritte Gang bestand aus schwarzen Meertulpen, zu welchen Falerner zweiter Qualität getrunken wurde, ein Rebensaft, der so prachtvoll im Becher perlt und so entzückend über die Zunge rinnt, daß man nicht begreift, wie eine noch vorzüglichere Sorte existieren kann. Dieser Wein wurde auch während der folgenden vier Gänge verabreicht, welche aus einer Hühnerpastete, einem ausgezeichneten Entenfrikassee, einem mit Austern gefüllten Schweinseuter und einem gebratenen Hasen bestanden.

Im Ganzen zählte ich zwanzig Gänge, unter denen ich nur den riesigen Eber erwähnen will, der auf einer kolossalen Silberplatte von vier Sklaven herbeigeschleppt wurde. Eine ganze Legion hungriger Lusitanier hätte sich an diesem Monstrebraten sättigen können. Der Scissor ging bald ans Werk und denke Dir unser Erstaunen! Wie er dem Giganten den Bauch aufschneidet, fliegen ein Dutzend kleiner, lebendiger Vögel heraus und flattern ängstlich zwitschernd im Triclinium umher. Einige von ihnen waren durch die Hitze grausam beschädigt, wiewohl ihr Aufenthalt im Innern des Ebers kaum eine Minute gedauert hatte. Der Küchenmeister ist, wie Lucius Severus uns bedeutete, auf dieses Stück seiner Kunst ganz besonders stolz, wiewohl die Sache im Grunde zwecklos ist.

Als der Eber wieder hinausgeschafft war, goß uns der Schenker, Pincerna oder Pocillator geheißen, uralten Falerner in die Pokale. Dieser Trank war denn nun das Non plus ultra alles Köstlichen. Wahrlich, unsere Dichter haben nicht übertrieben, wenn sie einen so wunderbaren Nektar in hundert feurigen Oden verherrlichten.

Während der Mahlzeit fehlte es nicht an mannigfachen Vergnügungen. Gleich anfangs trat eine griechische Sängerin auf, welche einige anakreontische Lieder mit vieler Anmut zur Leier sang. Späterhin erfreuten uns vier sehr schöne Tänzerinnen durch ihre heiteren, harmonischen Bewegungen. Eine von ihnen, Chloris mit Namen, leistete in der That Bewundernswürdiges, und da sie überdies durch die Lieblichkeit ihrer Erscheinung alles übertraf, was die Natur hervorzubringen vermag, so ließ Lucius Severus eine Armspange im Werte von viertausend Sesterzien holen und

überreichte sie dem jungen Mädchen mit den freundlichsten Worten.

Als die Tänzerinnen sich verabschiedet hatten, trug Cajus Murena, der intime Freund des Hauses, ein Gedicht in der Weise des Alcäus vor, in welchem er die Freuden eines vernünftigen, maßvollen Lebensgenusses nicht ohne Geschick und Gefälligkeit schilderte. Freilich erinnerte sein Carmen ein wenig allzu unverkennbar an die Poesien unseres unsterblichen Flaccus.

Als man die Früchte servierte, erscholl vom Peristyl her eine rauschende Musik. Es war inzwischen Nacht geworden. Ueberall brannten die goldenen Armleuchter und goßen ihren rötlichen Schimmer auf den schneeigen Marmor und die farbenglühenden Wandgemälde. Die Pracht des Triclíniums zeigte sich erst jetzt in ihrer vollen bezaubernden Wirkung. Die Darstellungen aus der Göttergeschichte, mit welcher die Mauern bedeckt sind, begannen sich wunderbar zu beleben: die melodischen Klänge von draußen schienen zu den Schöpfungen des Malers die Kommentare zu liefern.

Livia erklärte endlich die Mahlzeit für aufgehoben. Die Gesellschaft begab sich nach dem Garten. Eine erquickende Kühle säuselte durch die Citronen- und Orangenzweige. Den Blumenbeeten entströmte der lieblichste Duft. Eine Besprengung mit feinem, parfümiertem Staubregen beschwichtigte unsere aufgeregten Pulse . . .

Während sich die übrigen Gäste unter dem dichten Laubwerk ergingen, führte mich der Hausherr, von zwei Sklaven mit Fackeln begleitet, in den Gemächern umher, wie ich Dir sie oben beschrieben. Als wir zurückkehrten, fanden wir die Gesellschaft im Säulenhofe, wo zwei Gladiatoren einen Ringkampf zum besten gaben. Man applaudierte auch diesem Schauspiele mit Lebhaftigkeit und trennte sich um Mitternacht in der zufriedensten Stimmung.

Das nennt Lucius Severus eine kleine, bescheidene Mahlzeit im Familienkreise. Du wirst Dir leicht ausmalen, was ein solcher Millionär sich unter einer solennen Cöna vorstellt. Ich meinesteils spüre das Vergnügen von gestern noch in allen Gliedern und rechne somit auf Deine freundschaftliche Nachsicht, wenn mein Brief hin und wieder der Klarheit und Ordnung entbehren sollte. Grüße Deine Mutter und den wackeren Cyrus und halte Dich meiner fortdauernden Liebe versichert.

Das Eldorado der Tagfalter.

Nur Schmetterlinge flattern
Durch diese Einsamkeit.
Uhland.

Nein, es ist nicht zu sagen, welche Menge von Schmetterlingen, prachtvollen Schmetterlingen, der Oberprimaner Fritz Haverland, genannt „der Waldläufer", immer von seinen Ausflügen an freien Nachmittagen mit heim brachte! Wenn wir Schüler der unteren Klassen dem Waldläufer vor dem Thore begegneten, so hatte er wohl die Herablassung, uns seine Beute zu zeigen. Aus der langen, mausegrauen Joppe mit den unergründlich vielen inneren und äußeren Taschen zog er dann, stolz wie ein Spanier, die ovale Holzschachtel mit dem Korkboden, hob den Deckel ein wenig empor und ließ uns hineinblicken in die Herrlichkeit. Da schimmerten uns aus dem Clair-obscur oder Helldunkel des Behälters die Kleinode der Tagfalter entgegen: der rotgelbe Himbeerfalter oder Kaisermantel mit den silberfarbigen Querstreifen auf der grünen Flügelunterseite; der samtschwarze Admiral mit den scharlachroten Querbinden und weißen Flecken; der schön braun und schwarz und weiß gezeichnete Distelfalter; der rotgelbe, schwarz gesprenkelte, große Perlmutterfalter mit den schillernden Perlmutterflecken und den hieroglyphenartigen Zeichnungen auf der Unterseite — Zeichnungen, welche täuschend die Jahreszahl 1576 oder 1556 nachahmen; der gelbe, schwarz gegitterte Schwalbenschwanz nebst seinem vornehmeren Verwandten, dem Segelfalter; und nicht zu vergessen endlich das zwar kleine, aber um so köstlichere, in rotem Goldglanz erstrahlende Dukatenfälterchen. Unsere Augen verschlangen förmlich diese Schätze der Schmetterlingswelt, und unsere vorgestreckten Nasen liefen Gefahr, vom Waldläufer mit in die Schachtel geklemmt zu werden, als er dieselbe wieder zuklappte.

„Wo sind die schönen Schmetterlinge gefangen, Waldläufer?" fragten wir.

„Ich werde mich schön hüten, euch das auf die Nase zu binden, Jungens!" antwortete der Waldläufer hochmütig und versenkte seine Schachtel in die rechte Seitentasche seiner mausegrauen Joppe. „Ein guter Schmetterlingssammler," fuhr er fort, „begnügt sich nicht mit dem, was ihm zufällig über den Weg läuft; überhaupt besteht seine Thätigkeit nicht in dem tollen Nachstürmen hinter einem Schmetterlinge, nicht in dem schnellen Laufe, wie das bei euch der Fall ist; der echte Sammler" — hier warf sich der Waldläufer gewaltig in die Brust — „sucht seine Beute an günstig gelegenen Stellen auf und weiß sie zu beschleichen, zu überlisten. Er kennt die Oertlichkeiten, wo Schmetterlinge gern und manchmal in Menge zusammenkommen, wo sie durch Blütennektar gefesselt, ja berauscht, sorgloser und leichtsinniger als anderswo verkehren und deshalb um so leichter dem Garn des Jägers anheimfallen. Und so kenne auch ich ein Plätzchen, wo die Tagfalter sich ein Stelldichein zu geben scheinen, wo fast an jeder Blüte ein prunkender Vierflügler hängt. Die Lage dieses Plätzchens aber bleibt mein Geheimnis, von welchem ich mit dem Dichter sage:

Mir soll es um die köstlichsten Gewänder,
Nicht feil um einen Königsmantel sein!"

Damit schulterte der Waldläufer sein Schmetterlingsnetz und setzte seinen Weg nach der Stadt fort.

Wir „Jungens", wie der Waldläufer uns geringschätzig genannt hatte, erschöpften uns in Vermutungen, wo das angedeutete Sammelplätzchen der Schmetterlinge denn wohl liegen könne, aber wir wußten kein anderes zu nennen, als die Mühlbachwiese, an welcher übrigens der Waldläufer stets geflissentlich vorüberging. Was das mit dem Königsmantel betraf, so waren wir alle der Meinung, daß Waldläufer sein Geheimnis nur getrost gegen einen solchen eintauschen sollte, denn seine lange, mausegraue Joppe mit den unergründlich vielen Taschen war denn doch, unter uns gesagt, höchst fadenscheinig und abgenutzt.

Damit kehrten auch wir zur Stadt zurück und waren in betreff der Haverlandschen Schmetterlinge so klug wie zuvor. —

Nun hatte ich zu letzter Weihnacht ein schönes Schmetterlingsbuch bekommen, betitelt: „Die Schmetterlinge Deutschlands und der Schweiz von v. Heinemann". Ich hatte das Buch meinem Freunde „Pollux" geliehen; Pollux hatte es, wie das leider so mit Büchern geht (bis man sie nimmer wieder sieht), an einen anderen guten Bekannten, den „Bruder Tuck", geliehen; dieser hatte es dem Waldläufer gezeigt, und Waldläufer hatte auf dem Titelblatte meinen eingeschriebenen Namen gesehen. Eines Sonntagmorgens nun — es war mittlerweile Ende Juli geworden — als wir gerade aus dem Gottesdienste kamen, rief der Waldläufer mich in seiner herablassenden Weise an:

„He, Kleiner, du könntest mir wohl dein Schmetterlingsbuch leihen, das sich augenblicklich auf der Bude von Bruder Tuck ganz unbenutzt herumtreibt! Ich werde dir einen anderen Gefallen dafür thun; ich will dich nämlich mit zu meinem Schmetterlingsplätzchen nehmen, weißt du, wo ich die schönen Silberstriche, Distelfalter und Admirale fange. Wir können sogleich unsere Schachteln und Netze von Hause holen und den Ausflug antreten. Dies heiße, sonnige Juliwetter lieben die Schmetterlinge, und ich verspreche dir eine famose Jagd."

Wer war froher als ich, der in seiner Schmetterlingssammlung nur zwei Dutzend lädierter Tagfalter und ein halbes Dutzend wurmstichiger Nachtfalter besaß! Freudig sagte ich dem Waldläufer das Schmetterlingsbuch von Heinemann zu und rannte mit wahren Fortschrittsbeinen nach Hause, um mein Netz zu holen. Am Neuthor, rief mein Gönner mir noch hinterher, würden wir uns treffen.

Wir trafen uns, und ich, der Untertertianer, war nicht wenig stolz, mit einem Oberprimaner, der noch dazu seine fünf Fuß lang war, durch die vornehme Vorstadt wandern zu können. Ich wünschte innerlich, daß all die vornehmen Bewohner hinter ihren Tüllgardinen säßen und uns zusammen vorübergehen sähen. Leider hatten wir die Vorstadt schon nach wenigen Augenblicken hinter uns.

Nun gelangten wir in das freie Feld, zwischen die Kartoffeläcker und Getreidefelder. Heiß brannte die Sonne vom reinblauen Himmel, und Dutzende von weißen Schmetterlingen wiegten sich in der stillen Luft. Waldläufer zeigte ein zufriedenes Gesicht, zog das Schmetterlingsnetz unter seiner zugeknöpften Joppe hervor (denn ein Oberprimaner, meinte er, dürfe das Netz nicht flatternd durch die Straßen der Stadt tragen), machte eine Bewegung damit, wie ein Tambourmajor mit seinem Troddelstocke, wenn die Musik anfangen soll, und sagte:

„Sieh, Kleiner, das ist nun heut' ein Wetterchen, wie es sein muß, für die Schmetterlingsjagd! Denn vor allen anderen Insekten lieben die zarten und empfindlichen Schmetterlinge schöne, warme, windstille Tage. Jede Ungunst der Witterung spüren sie sofort, worauf sie sich in ihre Verstecke zurückziehen. Wenn es einige Tage kaltes und trübes Wetter gewesen ist, so wird die Jagd nur wenig lohnend sein. Blumenreiche Waldwiesen sind ein sehr bevorzugter Sammelplatz der Falter; man kann dort oft an jeder Blüte eins dieser farbenschönen Geschöpfe hangen sehen. Nicht minder gerne verkehren die Schmetterlinge auf anderen Wiesen und an sonnigen Abhängen, namentlich wenn Gebüsch in der Nähe ist. Auch nach feuchten Bodenstellen, etwa da, wo ein Waldwässerlein in flachem Bette dahinträumt, fühlen sich die Falter hingezogen, um mit ihrer langen Rollzunge die Feuchtigkeit aufzusaugen; nicht selten sind dabei die Tierchen so ganz vergessen, daß man sie mit den Fingern greifen kann, wenn sie die Flügel über dem Rücken zusammengelegt haben. Einzelne Blumen werden von den Schmetterlingen mit Vorliebe besucht, wie z. B. der rotblühende Klee; deshalb ist das blühende Kleefeld ein Tummelplatz der verschiedensten Falter, wie es schon Schiller in seinem „Spaziergang" andeutet:

„Mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee."

An warmen Sommerabenden oder in lauen Nächten mit verhülltem Himmel schwirren die Abend- und Nachtschmetterlinge zahlreich um starkduftende Blumen, z. B. das Geißblatt, Seifenkraut, den Natterkopf. Im hellen Mondschein hingegen braucht man nicht auf die Jagd zu gehen, denn in diesem fliegt kein Schmetterling. Uebrigens findet ein geübtes Auge die Abend- und Nachtfalter auch in ihren Tagesverstecken, wo sie regungslos hocken, indem sie mit ihren weißgrauen oder braunen Oberflügeln die lebhafte und verräterische Farbenpracht der Unterflügel bedecken. Gar merkwürdig ist es, daß die Oberflügel meist dieselbe Farbe haben wie der Ruheplatz des Schmetterlings. So sitzen namentlich an flechtengrauen Grabsteinen, unter den vorspringenden Rändern, die mit graumarmorierten Oberflügeln versehenen Schmuckeulen oder Ordensbänder, und diese Oberflügel, welche mit dem grauen Steine in eins zu verfließen scheinen, lassen auch nicht eine Linie der bald karminroten, bald kobaltblauen, bald goldgelben Unterflügel hervortreten. Außer an Steinen haben die Abend- und Nachtfalter ihre Schlupfwinkel gerne an alten Gartenthüren und Bretterzäunen, an Schlagbäumen der Landstraße und an Baumstämmen, in den Winkeln der Häuser, Scheunen und Kegelbahnen. Aber keinen von den genannten Plätzen, mein lieber Kleiner, werden wir heute aufsuchen; das Plätzchen, zu dem wir gehen, ist, wenigstens für Tagfalter, besser als alle anderen."

„Da bin ich gespannt, wohin du mich führst, Waldläufer," antwortete ich, und bemühte mich, mit den langen Storchbeinen meines Führers Schritt zu halten. Aber ich mochte meine Beinchen spreizen, wie ich wollte, es glückte nicht, und so mußte ich denn einen gelinden Hundetrab neben dem langen Waldläufer anschlagen.

Nach einer halben Stunde hatten wir den Saum eines Waldes von gemischtem Bestande erreicht; Eichen, Buchen und Kiefern wechselten gruppenweise miteinander ab. Waldläufer führte mich um eine vorspringende Ecke des Waldes herum und bog dann vom breiten, sandigen Fahrwege, den wir bisher gewandert, links auf einen Seitenpfad ein, der zwischen mancherlei Gesträuchen, Brombeerranken und Farnkräutern einsam und sonnig dahinlief und den genannten Wald von einer wildverwachsenen Kiefernheide trennte. An einer Stelle des Weges trat der Saum des Gesträuches weit zurück und bildete eine sonnige Bucht, welche über und über mit hochstengeligen, rotblühenden Disteln bedeckt war.

Waldläufer räusperte sich und sprach feierlich das Wort:

„Hier ist's!"

Ich hemmte, seltsam ergriffen, meinen Schritt, und auch mein Gefährte machte Halt.

Ja, die Scharen von Schmetterlingen, welche auf seidenen, farbenbunten Schwingen sich im Goldglanze der Sonne über den purpurnen Köpfen der Disteln wiegten, bewiesen mir, daß hier das Eldorado der Schmetterlinge war.

„Kein Gewächs," sprach Waldläufer leise, um die gaukelnden, tänzelnden, ruhenden und naschenden Schmetterlinge nicht zu verscheuchen, „besitzt mehr Anziehungskraft für Tagfalter, als die blühende Distel. Wo dies verachtete und doch so schöne Gewächs in Menge steht, dahin mag der Schmetterlingsjäger nur gern auf den Anstand gehen — er findet keine günstigere Stelle. Der reiche Honiggehalt, welcher sich in den fünfblättrigen Röhrenblümchen des Distelkopfes ansammelt, sowie das feine Mehl der Staubgefäße locken überhaupt die verschiedensten Insekten an, und also wird die Distel inmitten der Wüste zu einem Quell des Lebens. Aber überzeugen wir uns, statt zu reden, durch eigenen Augenschein!"

Mit leisen Tritten, atemlos und unseren Schatten vor den scheuen Faltern in acht nehmend, näherten wir uns der purpurnen Distelwildnis. Entzückt, berauscht, begeistert weidete ich meine Blicke an dieser nie gesehenen Fülle von Schmetterlingen, — von vielfarbigen und vielgestaltigen Schmetterlingen, die niemals so unmittelbar vor mir ihren Reigen voll Daseinslust aufgeführt hatten. Da stäubten zunächst wie lichte Flocken die zahllosen Weißlinge umher, welche man die Proletarier des Schmetterlingsvolkes genannt hat; hier war ihnen der Tisch mit Honigbrot und süßem Met gedeckt, und sie langten begierig zu, denn es kostete ja nichts! Auf stolzem, gelb und schwarz gestreiftem Fittich rauschten die Ritter oder Adeligen des Schmetterlingsgeschlechtes — die Equites, wie Linné sie getauft hat — nämlich die Segelfalter und Schwalbenschwänze vorüber, und nur flüchtig senkten sie ihre lange Rollzunge in die honigsüßen Purpurblüten; sie machten es eben wie reiche, vornehme Herren, die nur das erste Glas aus der Champagnerflasche schlürfen. Noch flüchtiger schwirrte das in düstere Farben gekleidete Karpfenschwänzchen, Macroglossa Stellatarum, um die Blüten, indem es, wie ein Kolibri, ohne sich zu setzen, seine lange Spiralzunge entrollte und in die Blütenröhrchen senkte. Gar reizend waren die zahllosen kleinen Bläulinge oder Himmelfalter, welche wie auf Purpurkissen auf den Distelblüten saßen und mit den lichtblauseidenen Flügelein wippten, auch ein zierliches Rädchen schlugen. Da rauschte es vom Waldsaum her, und ein Trauermantel schwebte herüber; in scheuem Fluge kreiste er über dem Distelgarten und rastete dann, nur einen Augenblick, auf einer Distelkrone. Aber dieser Augenblick enthüllte uns ein entzückendes Bild: denn flach legte der Falter ein paar große, schwarzviolette Samtschwingen mit blaßgelbem Saume und blauem Tropfenrande auseinander, ein Flügelkleid, wie es vornehmer und kostbarer nicht gedacht werden kann. Der Blütensitz, den das scheue Tier schon nach wenigen Sekunden verläßt, nimmt kurz darauf ein anderer Prachtfalter ein, der Admiral, der auf seinem schwarzen Samtkleide leuchtend rote und weiße Querbinden gleich Ordenszeichen trägt. Der Falter erinnert lebhaft an die Helikonier, die Waldschmetterlinge Südamerikas, die auf ihrem schwarzen Flügelkleide ebenfalls leuchtende Farbenzieraten tragen. Wie der Admiral, so hat auch der kleine Fuchs, der dicht vor uns umhergaukelt, scharf gezackte Flügel; jetzt breitet er dieselben flach auf seinem Blumensitze auseinander, und außer dem reizenden Zuschnitt bewundern wir die lebhaft braunrote Färbung und den schönen Saum von blauen Tröpfchen. Der nächste Verwandte des kleinen Fuchses, der große Fuchs, der ein arg wilder Geselle zu sein scheint, trägt dasselbe Kleid, nur in blasseren Farben, denn die großen Herren lieben keine auffälligen Farben — sie sind nicht fein! Der Distelfalter, Vanessa Cardui, ist in dieser Distelwildnis ganz zu Hause; er führt sogar seinen Namen von der Distel. Sein braun und schwarz gefleckten Kleid

sieht auf der Oberseite ein wenig verschossen aus, dagegen zeigt es auf der Unterseite eine Menge der zierlichsten Figuren und Zeichnungen nebst einigem Rosenrot in unverblichenem Glanze; der Falter trägt damit die Farbe seiner Blume, nur versteckt, wie ein süßes Geheimnis.

Aber wer zählte sie alle, die frohen, bunten Schmetterlinge, die hier schwärmten und jubelten, wie beim Siegesmahl, die hier schwelgten, in Nektar zarte Sauger tunkend? Eine Flügelwelt bewegte sich auf dem Blütenstand der starren Disteln, und die Schöpferliebe, die all dies Leben, all diese Pracht ins Dasein gerufen und selbst die Wüste „gleich der Braut" geschmückt hatte, rührte und erschütterte unsere jungen Herzen, in denen noch der Gottesdienst des Sonntags nachklingen mochte. Ich fühlte mich nicht fähig, das Netz nach dem sorglos spielenden Schmetterlingsvölkchen auszustrecken und die heitere Lust, das zutrauliche Wesen zu stören. Auch der Waldläufer bemerkte, indem er das Netz um den Stock wickelte: „Ein anderes Mal! Für heute genügt es, Kleiner, daß ich dir das Eldorado der Schmetterlinge gezeigt habe. Nun hüte mir gut das Geheimnis!"

Ich versprach es — und ich habe das Versprechen bis heute gehalten. Auch heute hab' ich es nicht gebrochen, denn ich sagte ja nur im allgemeinen, daß Plätze mit blühenden Disteln ein Hauptsammelpunkt von Tagfaltern sind. Wenn ihr solche Plätze aufsuchen wollt, meine jungen Leser, ich kann's euch nicht verwehren — und auch der Waldläufer wird nichts dagegen haben.

Der amerikanische tanzende Nigger.

Seit einigen Jahren sieht man an den Schaufenstern der feineren Spielwarenhandlungen häufig den amerikanischen tanzenden Nigger, welcher durch einige Schwingungen einer Drahtfeder leicht in Bewegung versetzt werden kann und durch seine possierlichen Sprünge und Schwenkungen einen hübschen Anblick gewährt und namentlich den Kindern viele Unterhaltung und großes Vergnügen verschafft, besonders wenn man ihn hinter einer Art Theaterportal oder Proscenium aus Pappe, welches eben nur so viel Lichtweite hat, daß es die Bewegungen der Figur einrahmt, ohne viel von dem Arm des damit Operierenden sehen zu lassen, seine Künste aufführen läßt und etwa die Vorstellung mit etwas Tanzmusik auf dem Klavier begleitet, deren Takt man die Bewegungen des Niggers anpaßt.

Als dieses Spielzeug zuerst in den Handel kam, war es ziemlich teuer, allein es ist in seinem Princip so einfach, daß jeder nur leidlich geschickte Junge es mit kleinen Kosten selbst verfertigen kann. Der Nigger, welchen ich beschreiben will, war 23 cm hoch und hatte einen Stand von angemessener Größe; er kann aber natürlich in jeder Größe hergestellt werden, obwohl ein kleinerer ebensoviel Mühe zur Herstellung, aber keine so komische Wirkung verursachen würde. Wir wollen daher unserer Anweisung eine Figur von der eben geschilderten Größe zu Grunde legen.

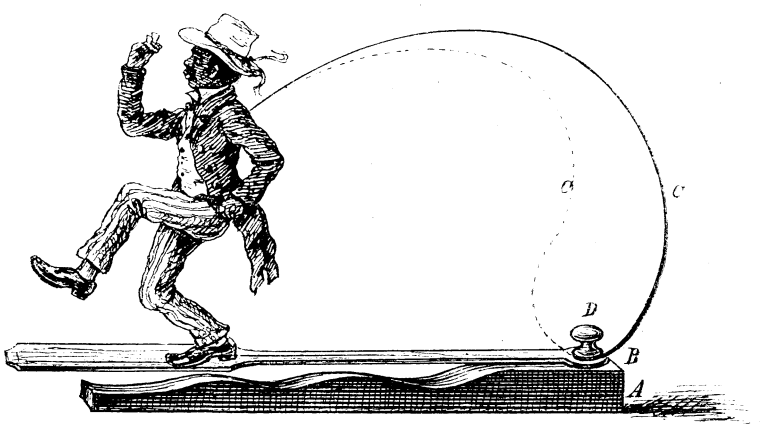


Fig 1

Der Stand oder die Unterlage A ist ein Stück gewöhnliches Tannen- oder Buchenholz von etwa 37 cm Länge für eine Figur von 23 cm. (Wenn die Figur größer oder kleiner genommen wird, muß man natürlich auch alle Einzelheiten größer oder kleiner nehmen.) Die Breite des Standes oder Bodenstücks ist 8 cm, seine Gestalt die auf obigem Holzschnitt angegebene. Oben auf dem Bodenstück ist ein Federbrett angebracht, welches nachstehende Gestalt hat und etwa 3 mm dick ist.

Von A bis zu dem Absatz B des Federbretts ist es 17 cm und von B bis zu dem Mittelpunkt des Loches in D 25½ cm; die ganze Länge des Federbrettes ist daher 44 cm, so daß dasselbe um 9 cm über das Bodenstück hinausragt. Bei D ist auf das Bodenstück ein Knopf aufgeschraubt; die Schraube geht durch ein Loch im Federbrett, welches durch Anziehen der Schraube nach Bedarf mehr oder weniger steif gemacht werden kann.

Die mit c c bezeichnete Feder, welche auf zweierlei Weise angebracht werden kann (die punktierte Linie ist vielleicht die minder wirksame, denn je größer, innerhalb gewisser Grenzen, die Feder ist, desto besser), besteht aus Eisen- oder Stahldraht; das eine Ende derselben wird in den Rücken der Figur gesteckt, das andere in Gestalt einer Oese wie nebenstehende Fig. 3 gebogen und unter den Knopf geschoben, die Schraube durch alles hindurchgeschoben, wie in nachstehender Fig. 4.

Das Nächste ist, nun die Figur selbst herzustellen. Dem Kopf kannst du eine beliebige Gestalt geben und das Ergebnis davon wird der Maßstab für deine künstlerische Begabung als Holzschnitzer sein. Gelingt es dir nicht, selbst einen Niggerkopf auszuschneiden, so kannst du

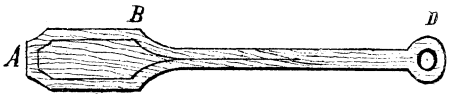


Fig. 2

einen kaufen oder einen Puppenkopf dazu benutzen.

Kopf und Rumpf müssen aus einem Stück bestehen, wie bei einer Gliederpuppe, der Hut kann nach Belieben entweder zugleich mit dem Kopfe geschnitten oder für sich verfertigt und aufgeleimt werden. Der Rumpf muß unten mit zwei Kerben wie in Fig. 5 versehen sein, damit man die Schenkel darin einsetzen kann und sie sich leicht darin bewegen. Ober- und Unterschenkel müssen in zwei Stücken hergestellt werden, wie Fig. 6 und 7 veranschaulichen. Sie unterscheiden sich nur durch ihr unteres Ende. Bei beiden muß das obere Ende A eine Flansche sein, welche in die Nute A von Fig. 5 paßt und durch welche eine Stecknadel als Zapfen hindurchgesteckt wird, um das Glied in seiner Stelle zu erhalten, während das hierdurch hergestellte Gelenk frei spielen muß. Hat man zum Oberschenkel die Fig. 6 benutzt, so muß das obere Ende des Unterschenkels die Nute Fig. 8 bilden. Für den Oberschenkel in Gestalt von Fig. 7 muß man den unteren mit einer Flansche versehen, wie in Fig. 9. Man kann nach Belieben die eine oder die andere Methode wählen; die zweite ist vielleicht die bessere, aber die erste vielleicht die günstigere, weil natürlichere. Die Unterschenkel mit den Stiefeln sollten von schwerem Holze verfertigt werden, so daß sie mit einiger Wucht auf das Federbrett herabfallen. Allfällig kann man auch in dieses Fußstück ein kleines Loch bohren und es mit Blei ausgießen. Die Arme und Hände werden aus einem Stück verfertigt und ebenfalls in Nuten und Flanschen eingelassen.

Fig. 3

Wenn du deine Figur fertig hast, kannst du sie nach Belieben bekleiden, mußt aber Sorge tragen, nur möglichst dünne Stoffe zu nehmen und die Kleider an den Gelenken recht weit zu machen. Die weiten Beinkleider können von sehr leichtem, gestreiftem Stoff gemacht werden, dürfen aber nicht viel über das Knie heruntergehen. Das Gesicht und die Hände werden mit Oelfarbe dunkelbraun, der Hut rot oder weiß, die Stiefeln natürlich schwarz und das Bodenstück grün bemalt, doch kannst du begreiflicherweise in diesen Dingen deinem eigenen Geschmack folgen. Ist alles fertig, so ist es nicht schwer, den Nigger tanzen zu lassen; doch muß dein Federbrett immer zur richtigen Höhe der Elasticität gespannt und deine Drahtfeder so gebogen sein, daß die Füße der Figur gerade über dem Federbrette hängen. Sobald man dann den federnden Draht leicht in Schwingung versetzt, wird der Nigger zu tanzen beginnen, und es wird ganz nur von dem musikalischen Ohr des damit Operierenden abhängen, ob er genau zum Takte der Musik tanzt oder nicht.

Besuch in meiner Vogelstube.

Es schellt eben. — Herein kommen Ludwig, Wilhelm und Reinhard, letzterer ersichtlich weinerlich gestimmt, die beiden anderen geheimnisvolle Mienen zeigend. Alle drei tragen Papiertüten in der Hand und sind mir heute, am schulfreien Samstagnachmittag, von einem befreundeten Papa zugeschickt. Die kleinen Gäste kennen mich noch nicht, es ist ihnen nur verraten worden, daß sie bei mir viele Herrlichkeiten finden. Aber die Schelme kennen

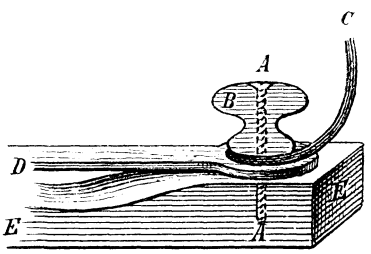


Fig.4

dagegen die „Welt" schon, sie machen gleich ihren ersten Besuch nicht mit leeren Händen. Sie ahnen nicht ihr kindliches Unrechtthun, darum sei ihnen einmal verziehen, aber auch nur einmal.

Der Reinhard trägt weinend vor, er sei gestern mit dem Papa spazieren gewesen, da hätten sie unter einem Baume zwei junge Vögelchen gefunden, aber nirgends ein Nest entdeckt. Die armen hilflosen Dinger seien nach ihrer beider Ansicht rettungslos verloren gewesen, sie hätten als Klügstes sie mit heimgenommen, um sie mir am anderen Tage zuzustellen, aber doch nicht verstanden, die kleinen Hungrigen zu versorgen. Mama habe zwar einige Tröpflein Milch eingebracht, aber trotzdem wären sie tot gewesen. Ja, leider!

Ehe ich auf diesen Bericht nur eine Antwort geben konnte, hielt mir Wilhelm einen allerdings lebenden und nun gewaltig zappelnden, aus Hunger schreienden, eben flüggen Ammer triumphierend vor, den er mit List und Mühe im Parke ergattert und der kleine Ludwig öffnete seine Tüte, in der er behutsam ein Nestchen mit einem einzigen noch nackten Stieglitz geborgen, der uns sofort das Schnäbelchen weit entgegensperrte.

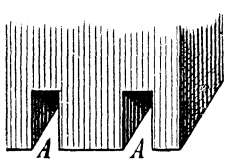


Fig.5

Das Nest gehörte nicht zum Vögelchen, welches vielmehr, angeblich in sein eigenes wiederholt zurückgebracht, immer wieder von den eigenen Eltern entfernt worden wäre und unter dem Baume lag. Im Neste mußten ausnahmsweise sieben Kinderchen, die sich natürlich alle ähnlich sehen, Platz finden und da mag es wieder ausnahmsweise aber sicher ohne Absicht und Verschulden der Alten vorgekommen sein, daß von den hungrigen Drängern bei der Fütterung eines oder das andere über den Nestrand geraten. Gewiß, Vogeleltern lieben ihre Kinder nicht minder als die Menschen, verstoßen sie niemals absichtlich. Lieber opfern sie sich auf, auch in rührender Liebe zu Pflegekindern. Jeder Kuckuck ist ja bekanntlich ein solches.

Nur böse, leichtsinnige Knaben erlauben sich einen Griff in ein Vogelnest, mit dem sie ja doch auch in allen Fällen gar nichts anzufangen wissen. Es ist eine sündhafte Zerstörungslust, die leicht gefügten Vogelkinderwiegen anzutasten. Findet man aber auf seinen Spaziergängen im Wald und Feld, wie es ja natürlich ist, ein junges Vögelchen, lasse man es ja immer an seinem Platze, es ist keineswegs verlassen, wenn es auch so schiene. Die Eltern kommen zuverlässig schon im nächsten Augenblicke mit Futter angeflogen, sie warten nur, bis wir uns entfernen, sie beobachten uns aus dem nächsten Busch, dann locken sie und bringen den Nestling in Sicherheit. Sie haben gar gute Augen und ein scharfes Gehör alle Glieder der gefiederten Welt.

Darum — ihr drei — erst die Hand darauf, daß ihr nie wieder, wo es auch sei, einen jungen Vogel aufnehmt, sonst bleibt die Thür da zu, hinter der euch schon allerlei sonderbare Stimmen veranlassen, mir nur halb zuzuhören. Die gebrachten beiden Tierchen will ich diesmal in Pflege nehmen, bis sie selber fressen lernen, dann verschenke ich sie, denn ihnen jetzt die Freiheit geben, wäre ihr Verderben. Nur unter Anleitung der Alten lernen die Jungen rechtzeitig sich Futter suchen und die vielen Feinde kennen. Haben wir ihnen nun durch unsere Handlungsweise die Gelegenheit geraubt, können sie nie mehr unseren Schutz entbehren, ohne sofort zu Grunde zu gehen. —

Nicht wahr, den goldgelben Kanarienvogel haben eure eigenen Eltern auch, oder ein Onkel oder eine Tante hält sich diesen zierlichen, fleißigen Sänger als dankbaren Liebling in einem leider oft zu kleinen und zu bunten Häuschen und es macht euch Vergnügen, wenn ihr gelegentlich ein sonstwo erspartes Stückchen Zucker bei ihm anbringen könnt. Es gibt gar viele Menschen, welche lebenslang ihren Kaffee ohne Zucker trinken und auch den meisten Vögeln ist dieser, den man vermeintlich als Leckerei reicht, geradezu schädlich. Diese Kanarien sind aus ihrer Heimat, nach der man sie benannte, schon vor 300 Jahren zu uns gekommen; ursprünglich graugrün, fast wie ein Spatz, keineswegs gelb, sind sie fast in jedem Hause liebe Gäste geworden und geblieben. Vielleicht erhaltet ihr einmal als Lohn eures Fleißes und Betragens solch lebendes Geschenk, dann sei's ein Ehrenamt, den kleinen Gefiederten täglich mit eigenen Händen pünktlich zu pflegen, Rübsamen, Wasser, Grünes, das genügt.

Lange hatte man in den Käfigen nur diesen einen Fremdling, der zum Hausfreund überall geworden. Nur selten hielt beispielsweise ein guter alter Schneider, der Naturfreund war, neben seinem menschlichen Lehrling auch einen solchen aus der Vogelwelt, der ihm durch seine Gelehrigkeit viel Freude bereitete. Was das Schneiderlein bei der Arbeit vorpfiff, wurde bald im Käfig begriffen und zurückgerufen. —

Wer hat schon einmal einen ausländischen Vogel gesehen und kann ihn mir beschreiben? Wilhelm, du bist der größte, bist schon Quartaner und warst meines Wissens schon einmal in einem zoologischen Garten. Hast du dir die fremden Vögel dort wohl angesehen? Ja! Aber sie sind so unruhig und scheu, meinst du, sie lassen sich nicht betrachten. Warte, ich belehre dich anders.

Ei, Ludwig, warum lachst du denn eben so stillfreudig auf! Aha, weil du da drinnen ganz deutlich deinen Namen rufen hörtest! Der Vogel scheint allerdings zu wissen, daß du ihn besuchen wirst, aber dich meint er doch nicht, er heißt nämlich selber so. Da — hörst du — eben ruft er weiter unverkennbar: Her, komm her! Das wollen wir uns nicht zweimal sagen lassen.

Nur herein! — Ihr braucht nicht so leise zu schleichen. Tretet nur ganz wie üblich auf. Meine bunte Gesellschaft, die ich euch vorstelle, ist keineswegs bange und schüchtern vor lieben, staunenden Knabenaugen.

Höchstens 20 bis 30 Jahre ist es her, daß man allgemeiner bei wohlhabenden Vogelfreunden fremdländische Käfigvögel findet, die jetzt in ganzen Schiffsladungen aus allen Weltteilen zu uns gebracht werden. Alle die Vogelpaare, welche ich besitze, sind nur Papageien, in Australien geboren, seit drei bis acht Jahren aber in meinem Besitz und sämtlich haben sie in diesem Zimmer wiederholt gebrütet oder wenigstens Eier gelegt, die immer weiß sind. Ihre Farbenpracht ist unvergleichlich, aber sie singen nicht, ja meistens schreien sie so unleidlich, daß sie nicht jedermann immer um sich haben möchte. Verständig und mit Ruhe behandelt, verlieren sie diese Untugend aber oft und — z. B. eben ist's ja sogar mäuschenstill, was freilich selten bei der großen Gesellschaft vorkommt. Da hört man ja wirklich eben auch Mäuschen piepen! Im Gegenteil, wir hören ein mir überaus erfreuliches Lebenszeichen junger Nymphenkinder (Nymphenkakadu). Ihr Papa heißt Ludwig und er hat uns ja vorhin eingeladen, natürlich sollen wir sein Familienglück bewundern, das der Käfig gerade vor uns umschließt. — Das Männchen in Taubengröße sieht herrlich aus in seinem Federkleide aus allerlei Grau, über den Flügeln seitlich schön weiß belegt, aber der hellgelbe Kopf mit dem stolzen gelbgrauen Federbusch und dem roten Bäckchen unter jedem Auge gibt ihm einen gar schelmischen Ausdruck, zu dem auch sein immerwährendes lustiges Rufen: ui! ui! ganz gut paßt. Die Gattin ist weit schlichter gekleidet. Sie erscheint ebenso groß, hat auch ihren Federbusch, aber nur sehr matte Fleckchen unter den Augen und keine hochgelben Wangen, dagegen sind ihre langen Schwanzfedern hübsch schwarz und gelb gezeichnet.

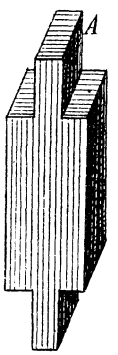


Fig.6

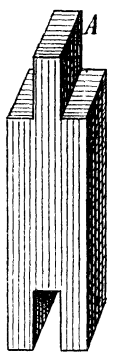


Fig.7

Die Papageien bauen sich keine Nester, sondern legen ihre Eier in Höhlungen, meistens an Bäumen. Der vor uns dem Käfig von außen angehängte Nistkasten ist dementsprechend ein ausgehöhltes großes Baumstück, das als Unterlage einfach und immer eine Handvoll Sägspäne erhält. Ein Einschlupfloch mündet in den Käfig und der Deckel läßt sich leicht abheben. Schaut einmal hinein! Es sind vier kleine, nackte, noch blinde Wesen mit außerordentlich dicken Köpfen und die einstige Art verrät insbesondere der unverhältnismäßig dicke Schnabel. Ui, Ui, Ui! — was haben wir für schöne, liebe Kinderchen — rufen beide Nympheneltern. —

„Lorchen, wo bist du?" rufe aber ich. Hoch oben im Zimmer antwortet sofort eine klare Stimme: „Hier, Papa!" — Gleich nach diesem kurzen Zwiegespräch seht ihr eiligst den allerbuntesten Vogel — sein Schnabel rot, sein Gefieder am ganzen Oberkörper dunkelgrasgrün, sein Kopf, Backen und Kehle lilablau, Unterhals und Brust schon zinnoberrot, Brustseiten hochgelb, Bauch dunkelblau und Schwanz citron-

gelb — ruckweise an den Gardinen herabkommen, dann wendet er sich ohne Scheu uns zu, wälzt sich unterwegs zur Abwechslung vergnügt wie ein junger Hund auf dem Stubenboden herum, erreicht uns in langen hüpfenden Sätzen, klettert mir an den Beinkleidern mit Hilfe von Schnabel und Füßen — wie es alle Papageien mit Vorliebe thun — wieder in die Höhe und hält erst still, wenn er mir gerade hinten im Nacken sitzt. Dann schmeichelt er ordentlich: Papa! wenn ich aber mit der linken Hand hinaufgreife, um euch seine Schönheit ganz nahe zu zeigen, flugs weicht er nach rechts aus und setze ich die rechte Hand in Thätigkeit, so weicht er links, so daß seine Spiele, zu denen er beständig immer schneller Papa! ruft, jeden ergötzen.

Der liebe kleine Kerl ist mutterseelenallein, sein Weibchen ist gestorben, darum die innige Freundschaft zwischen uns. Er allein fliegt wegen seiner Zahmheit ein und aus und wenn er an den Käfigen Besuche abstatten will, wird das von deren Insassen meist übelgenommen. Sie beneiden ihm auch wohl seine größere Freiheit. Wollt ihr den Lori von den blauen Bergen (Australien) — so heißt dieser Gast — auch euch wohlgesinnt machen, dürft ihr beim nächsten Besuche nur einiges Obst mitbringen. Das ißt er leidenschaftlich gern. Er zeigt euch dann auch seine Zunge, die pinselartig zum Aussaugen der Früchte eingerichtet ist. Trotzdem hat er sich endlich auch an allerlei Körner gewöhnt, ein Umstand, der ihn natürlich um so ausdauernder und wertvoller macht. Ja, das ist mein besonderer Liebling, der wiederum oft stundenlang an seinem Lieblingsplatze, mir im Nacken, sitzt, während ich ruhig schreibe. Früher hatte er einmal die Unart, mir an der Feder zu zerren, aber er sah längst ein, daß das eine höchst unpassende Heldenthat sei. —

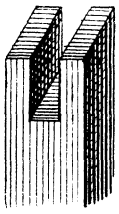


Fig. 8

Doch — es dunkelt. Die Vögel setzen sich bereits zur Ruhe, jeder allabendlich auf dem nämlichen, oft durch Kampf und Sieg erst errungenen Plätzchen. —

In jenem Käfig dort, dem größten, hauft eine ganze Gesellschaft liebenswürdiger Wellensittiche, die sich gern mit Singsittichen verträgt. In allen sechs Nistkästchen sind Eier oder Junge. Auf dem vorderen Stängelchen sitzt eben auch eine Brut, die heute erst herausgekommen. Nur der Kopf, die Flügel, der Schwanz haben vorläufig Federn, sonst sind sie noch ganz nackt und schmiegen sich deshalb für die Nacht so eng aneinander. Ueber diesen die schönen roten Vögel, welche sich ständig hin und her schaukeln, ohne die Füße zu heben oder zu versetzen, sind importierte junge Pennantsittiche, jene links von diesen Buntsittiche oder Rosellas und oben über der Thür brüten reizende Schönsittiche, welche die noch viel reizenderen, unbeschreiblich zierlichen Paradiessittiche als Nachbarn haben. —

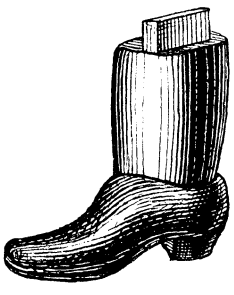


Fig. 9

Soll ich bald weiter über diese wunderbaren Fremdlinge plaudern? Gern! — Aber dafür bitte ich mir aus: Keinen unserer einheimischen Vögel unter irgend welchem Vorwande fangen! Sind sie auch nicht so blendend farbenprächtig, sind sie doch liederreich, sind sie doch überaus nützlich im großen Haushalte der Natur, jede einzelne Art am richtigen Platze. — — —

Die Ursache einer Mode.

Franz I. belustigte sich an einem Wintertage damit, in Gesellschaft seiner Hofherren die Wohnung des Grafen von Montgomery mit Schneebällen zu bombardieren. Der Graf erwiderte diese Belagerung mit Feuerbränden, die er aus dem Kamine riß und auf die Stürmenden hinabschleuderte. Ein solcher Brand traf unglücklicherweise das Haupt des Königs und verletzte es dergestalt, daß er durch die Brandwunden seinen Haarschmuck völlig verlor. Zum Ersatz dafür ließ er seinen Bart wachsen. Sofort waren ein Kahlkopf und langer Bart die Mode des Hofes. Allmählich eignete sich jedoch auch der gewöhnliche Bürger diese natürliche Tracht an, und die üblich gewordene Auszeichnung der Hofleute ging somit unter. Die Höflinge klagten deshalb beim König, und Franz I. befahl jedem, der nicht adlig sei, bei Strafe des Galgens (sous peine de la hart) sein Kinn scheren und sein Haupthaar wachsen zu lassen.

Ein Ringkampf zu Pferde.

Ein Spiel für große und kleine Knaben.

Der Spielplatz ist auf Rasen mit dicker Grasdecke zu verlegen. Die Spielerzahl muß durch 4 teilbar sein; sie teilt sich in zwei Parteien. Die Parteien werden wie folgt gebildet: zwei Spieler werden durch einen Abzählreim bestimmt und wählen die Parteien, indem einer nach dem anderen einen Spieler aus der Masse sich heraussucht. Sind die Parteien gebildet, so ordnet sich jede Partei dadurch, daß die eine Hälfte und zwar die Größeren einer Partei „Pferde" werden, während die andere Hälfte, die Kleinen, die „Ritter" sind. Die „Ritter" setzen sich auf die Schultern der „Pferde" fest. Wenn alles fertig ist, stellen sich die Parteien, jede der Größe nach, gegenüber. Der erste „Ritter" einer Partei zählt darauf: eins, zwei, drei! Auf drei beginnt der Ringkampf. Jeder „Ritter" sucht den Gegner aus dem Sattel zu bringen. Jedes „Pferd" sucht durch günstige Stellung den Kampf seines „Ritters" zum Siege zu führen. Doch muß jedes „Pferd" beim Kampfe sich passiv verhalten, es hat nichts anderes zu thun, als den „Ritter" zu tragen und ihm durch gute Stellung den Kampf zu erleichtern. Wenn ein „Ritter" mit den Händen oder Füßen den Erdboden berührt — so hat ihn sein Gegner besiegt und Ritter und Pferd gehören dann der Partei des Siegers und dürfen am ferneren Kampfe nicht teilnehmen. *) Zwischen den Rittern darf bloß ein Ringen stattfinden; jeder Gewaltakt, etwa Kneifen, an den Haaren ziehen ꝛc., ist ausgeschlossen und wer solchen anwendet, ist vom ferneren Kampfe auszuschließen und gilt als besiegt.

Diejenige Partei, welche am längsten auf dem Schlachtfelde standhält — ist die siegende. — — —

Und dann, ihr Knaben, gebt darauf acht, daß keine zu schwache Kameraden „Pferde" werden. Wer jemand so beim Kampfe tragen soll, muß stark, gesund und auch etwas geschmeidig sein, denn sonst könnte es leicht geschehen, daß Roß und Reiter, so lang sie sind, hinfallen.

*) Der siegende Ritter darf darauf am Kampfe noch teilnehmen. Er kann ausruhen und später einen Kameraden, der einen besonders schweren Stand hat, im Kampfe ablösen.

Zur Naturgeschichte des Sperlings.

Eine interessante Beobachtung teilte Lehrer Hiller in Brieg vor einiger Zeit der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur mit. Man glaubt schon jetzt nicht mehr daran, daß der Sperling als Raupenvertilger irgend Besonderes leiste. Nach Herrn Hiller rührt er keine der schädlichen, verheerenden Raupen an, flieht vielmehr vor ihnen, wenn sie in großer Menge auftreten und ihm in das Nest kriechen. Nur harmlose, kleine, weiche Raupen, welche meist unschädlich sind, und welche von allen kleinen Vögeln, inbegriffen die Finkenarten, zur eigenen Nahrung und Fütterung der Brut benutzt werden, die sucht er auf. Doch damit nicht genug. Gerade unsere nützlichsten Insekten, die Ichneumonen (Schlupfwespen), scheinen sein Lieblingsfutter zu sein. (Bekanntlich legen die Schlupfwespen ihre Eier in die lebenden Raupen, welche zu Grunde gehen, indem ihr Körper dem aus dem Ei sich entwickelnden Schmarotzer Nahrung gibt.) Als Herr Hiller eines Tages eine Menge Raupen der verschiedensten Art, welche von Schlupfwespenlarven durchsetzt waren, aus dem Zuchtkasten warf, da flogen mehrere Sperlinge herbei und machten sich über dieselben her. Nachdem sich die Spatzen entfernt hatten, fand Hiller, daß nur die kleinen feinen Raupen gefressen waren; die größeren waren noch alle vorhanden, nur die Ichneumonenlarven waren herausgepickt. Mehrfach wurde auch beobachtet, daß Sperlinge an Wände oder Zäune anflogen, an denen Raupen des Kohlweißlings hinaufgeklettert waren. Die nähere Besichtigung ergab, daß sie nicht die Raupen gefressen, sondern nur die daran befindlichen Schlupfwespenlarven oder Cocons aufgesucht hatten. Da, wie gesagt, die Schlupfwespen zu unseren nützlichsten Insekten zählen, so gehört der Sperling als ihr Vertilger zu den allerschädlichsten Vögeln. Die Sage, daß, als man am Ende des vorigen Jahrhunderts auf Befehl der Regierung die Sperlinge fast ausgerottet hatte, die kurz darauf folgenden Raupenverwüstungen eine Folge jener Maßregel war, wird nur der unterschreiben, dem das Raupenleben eben unbekannt ist, und der also nicht weiß, welche Faktoren zusammenwirken müssen, um jenen furchtbaren Feind — die Raupen — im Zaume zu halten. Was wir derzeit an Raupenschaden weniger zu leiden haben, das danken wir den Anordnungen der Obrigkeit, den Forschungen der Entomologie und der Sorgfalt des Gärtners, des Land- und Forstmannes; dem Sperling fällt hierbei nicht das mindeste Verdienst zu.

Vergiftung bei einem Schülerausflug.

Das Erziehungs-Departement des Kantons Basel-Stadt erließ jüngst ein Rundschreiben an sämtliche Schulvorstände mit folgender Mitteilung: Bei einem Frühlingsausfluge einer Primarschule hatte ein etwa achtjähriger Knabe ein Zweigchen des Eibenbaumes (Taxus baccata) zum Kauen in den Mund genommen. In der nächstfolgenden Nacht stellten sich neben Erbrechen andere Krankheitssymptome ein, die von ärztlicher Seite nur auf den Giftstoff jener Pflanze zurückgeführt werden konnten. Der Tod erfolgte trotz ärztlichen Zuspruchs. Da die Taruspflanze ihres schönen dunklen Nadelschmuckes und der purpurroten Beeren wegen gern als Hecke und Zierbaum Verwendung findet, so dürfte eine ausgebreitete Warnung besonders vor dem Genuß der Beeren am Platze sein.

Auch eine Wetterregel.

Bei nassem Wetter sollst du nicht klagen,
Bei trocknem Wetter mußt du nicht verzagen,
Bei kaltem Wetter sollst du nicht murren,
Bei warmem Wetter mußt du niemals knurren;
Sei vielmehr immer dankbar und zufrieden,
Was für Wetter uns auch Gott beschieden!

Auflösung der viersilbigen Charade in Nr. 30.

„Hungerquelle".

Auflösung der rätselhaften Inschrift in Nr. 30.

Thu mir nix, i' thu dir a nix.
(Thue mir nichts, ich thue dir auch nichts.)

Rätsel.

Es ist ein Volk, auch wiederum ein Sport,
Wer findet hier sogleich das rechte Wort?

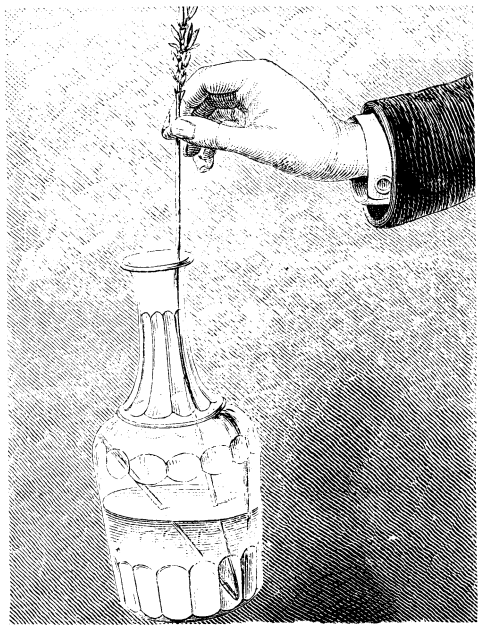
Buchstabenrätsel.

Mit **a** und **r** gehört's zu den reißenden Tieren,
Mit **o** und **l** ist's ein Name, den Knaben führen.

Rebus.

Zwei physikalische Spielereien.

Unter die scheinbar unlöslichen Aufgaben, die nur der Eingeweihte ohne weitere Mühe vollbringt, gehört auch die, ein kleines Geldstück, etwa ein Zehnpfennigstück, ohne Anwendung von Klebstoffen oder mechanischen Vorrichtungen an einer vertikalen Holzfläche, etwa an einer Schrankwand, zu befestigen. Während der Uneingeweihte dies und jenes, aber schließlich alles vergeblich versucht, reibt der Kenner des kleinen Experiments einfach das Geldstück einigemal auf der betreffenden Fläche hin und her und drückt es dann fest an. Und siehe da, es hält! Durch das Reiben und das plötzliche Aufdrücken ist die wenige Luft, die zwischen dem Gepräge und der Holzwand Platz hatte, nahezu verdrängt und die äußere Luft übt nun einen Druck auf das Geldstück aus, stark genug, es an der Fläche festzuhalten.



Eine wassergefüllte Karaffe mit einem Strohhalm aufzuheben.

Fast noch unglaublicher scheint es, wenn man dem Nichtkenner des folgenden Scherzes verspricht, eine halb mit Wasser gefüllte Karaffe mit einem Strohalm aufzuheben. Und doch braucht man nur einen kräftigen und haltbaren Strohhalm in der auf der Abbildung ersichtlichen Weise in die Flasche einzuführen, um das versprochene Experiment, das auf dem Prinzip des Hebels beruht, auszuführen.

Von der Langlebigkeit der Schildkröten

hat man einen seltsamen Beweis in Florida erhalten. Dort fing ein Pflanzer im St. Jeanfluß eine große Schildkröte, deren Panzer folgende Inschrift trug: „Gefangen im Jahre 1700 von Hernando Gomez im Sebastianfluß, darauf von Indianern nach Matanzas und von dort nach dem Grand Wekiwa gebracht." Grand Wekiwa ist der alte Name des St. Jeanflusses. Der Rücken des Tieres trug noch deutlich das spanische Wappen und die Jahreszahl 1700, zu welcher Zeit Florida noch den Spaniern gehörte, die es erst 1821 an die Vereinigten Staaten abtraten. Die Schildkröte muß also gegen 200 Jahre alt gewesen sein. Nachdem der Pflanzer seinen Fang einigen Personen gezeigt hatte, übergab er ihn wieder den Fluten, nicht ohne ihn mit einer neuen Inschrift und Jahreszahl versehen zu haben.

Fragen und Antworten.

Aus Rüthen erhält der „G. K." einen Brief mit der Aufschrift: „Lieber Papa!" darunter anscheinend eine Aufzählung von Familienangelegenheiten und einige Herzenswünsche geschrieben stehen. — Der „G. K." ist sich einer Vaterschaft nicht bewußt, daher offenbar eine Briefverwechslung vorliegt. — Der Absender wolle sich melden und ein andermal beim Couvertieren von Briefen vorsichtiger zu Werke gehen.

F. B. in **Halle** a. S. Danken für Einsendung.

F. Fichter in **Freiburg** i. B. Gib uns Deine genaue Adresse an. Unsere Postsendung kam als „unbestellbar" zurück.

J. St., ein Abonnent in **Hamburg.** Die Ameisen sind leider sehr zudringlich und erscheinen manchmal an Orten, die man unerreichbar für sie hielt. Glücklicherweise gibt es aber auch eine ganze Reihe bewährter Mittel, sie gründlich zu vertreiben. Lege zu Deinen jungen Pflanzen im Blumentopf ein Stückchen Schwefel oder ganzen Kampfer, streue in die Löcher, aus denen sie etwa kommen, frischen Ofenruß, und wenn Du sie nicht nur vertreiben, sondern unter Umständen gleich töten willst, geschieht dies durch aufgestreuten Guano. — Der „G. K." erscheint seit 1. Januar d. J. Die Nummern des ersten und zweiten Quartales können durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage nachbezogen werden. Gruß bestens erwidert.

E. K. in **Jena.** Während man z. B. den sonst so gelehrigen Star förmlich in die Lehre nehmen muß, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll, bringt eine Dohle ganz von selbst nach und nach ihr angeborenes Sprachtalent zur vollen Geltung und wird dabei ebenso außerordentlich zahm. Du brauchst Dich nur fortwährend mit Deinem Vogel abzugeben. — In O. besaß, als Schreiber dieser Antwort selbst noch Gymnasiast war, fast jeder Kamerad seine jung aufgezogene Dohle, die allsonntäglich von den Glockenläutern für 10 Pfennig zu kaufen waren. Einmal trug ich selber meinen „Jakob" — so hieß er — in den heißen Hundstagsferien nicht etwa wohl verpackt, sondern frei auf meinem Schulranzen durch Gebirge, Wald und Feld 16 Stunden weit ins Elternhaus. Dort war mein Pflegling natürlich bald heimisch und der Liebling aller. Unterwegs flog die Dohle manchmal so weit voraus, daß ich sie verloren gab, aber immer kam sie aufs gewöhnte Rufen zurück. Vor allen Dingen darfst Du Deine Dohle nicht ständig in den Käfig sperren, das behagt ihr schlecht, nur über Nacht, dagegen gewöhnt sie sich leicht zum Ein- und Ausfliegen, denn sie will überall dabei sein und alles aus nächster Nähe umständlich kennen lernen. Gerne nimmt sie die täglichen Ueberbleibsel der Mahlzeiten aus Deiner Hand. Zungenlösen wegen Sprechen ist natürlich sinnlos, dagegen besitzt die Dohle einen angeborenen Diebssinn, der sie zwingt, namentlich glänzende Dinge in ein Versteck zu verschleppen. Schon mancher Unschuldige ist früher ihretwegen mit dem Tode bestraft worden; also aufpassen und — wenn unvermutet einmal ein für sie erreichbares Ding fehlt, nicht gleich die Dienstleute u. s. w. beschuldigen!

F. A. in **B.** Glasspritzen bekommen Sie von einer Glashütte bereits zu 12 Pf. für das Stück, Kautschukstöpsel nach Bestellung in einer Gummiwarenhandlung. — Die Spiritusflamme wird durch Kochsalz gelb gefärbt, durch Kaliumsalpeter rotviolett, durch salpetersaures Strontium rot, wie bei bengalischem Feuer, durch Chlorbaryum grün. — Retortenhalter sind nicht leicht selbst anzufertigen. Sie erhalten einen solchen gelegentlich der Bestellung eines Postens Glassachen, z. B. von Reagenzgläsern, Bechergläsern, Trichtern, Glasröhren und ähnlichem Bedarf eines experimentierenden Schülers von einer Fabrik von Glasapparaten (z. B. von Constantin Heintz von Stützerbach in Thüringen) schon für den Preis von 1 Mark; es gibt aber auch komplizierter eingerichtete von 1,50 M. bis 4,40 M. — Als „Buch mit chemischen Versuchen" empfiehlt sich die „Häusliche Werkstatt" im „Neuen Universum". — Das wird vergebliche Mühe sein; krumm gezogenes Holz ist kaum mehr gerade zu machen.

F. v. Schmerlenbach. Sie wollen gern wissen, „was man mit dem aus der Bereitung von Sauerstoff erhaltenen Zinkvitriol anfangen kann"? Dieses Zinksalz bleibt nicht bei der Darstellung von Sauerstoff, sondern bei der von Wasserstoff als Nebenprodukt zurück. Sie können mit der farblosen Lösung dieses Salzes eine Prüfung machen, welche für die Gegenwart von Zink charakteristisch ist. Fügen Sie nämlich zu derselben wenige Tropfen Ammoniak, so bekommen Sie einen weißen Niederschlag von Zinkhydroxyd; sobald man aber mehr Ammoniak hinzusetzt, verschwindet die Ausscheidung wieder; die Flüssigkeit wird wieder klar. Einige andere Versuche mit Zinkvitriol finden Sie im „Neuen Universum", Band 7, Seite 321. (Verlag W. Spemann.)

A. Sch. in **Königsberg** i. P. Du willst die Adressen einiger Berliner Käferhandlungen wissen. Das wäre: A. Kricheldorff, Berlin S., Oranienstraße 135. — G. Keitel, C., Nikolai Kirchhof 9. — Hast Du den Katalog erhalten? — Die Briefmarken sind uns zugegangen. Es sind Dir einige Kameraden zuvorgekommen.

F. Schmidt in **Kasselsdorf.** Der angegebene Raum dürfte für 9 Köpfe doch wohl zu klein sein und deshalb die Zucht seiner Zeit, denn für dies Jahr ist es ja zu spät, nicht nach Erwarten gelingen. Lieber nimm ein Männchen und drei Weibchen. Außerdem wäre, wenn Du im nämlichen, von außen angehängten kleinen Bauer, also doch dicht nebeneinander, zwei offene Nistkästchen hast, ein zweites Bedenken geltend zu machen. Diese werden dann entweder von zwei verschiedenen Vögeln benutzt, die sich in solcher Nähe fortwährend stören, oder wohl von einem und dem nämlichen Weibchen für Eier und Junge; aber letztere würden reichlich dazu beitragen, an ihrem Platze durch fortwährendes Belästigen der Mutter die Hecke zu gefährden.

B. in W. Wie man Krebse für die Sammlung präparieren kann? Das ist ganz leicht. Lege die Tiere 6 Stunden lang in eine 30 — 40° R warme Lösung von reiner Gerbsäure (Tannin) und hänge sie dann an der Decke eines luftigen Zimmers auf. Nimmst Du statt des Wassers verdünnten Weingeist, so wird der Gerbstoff noch leichter aufgesogen, die Wirkung ist eine kräftigere. — Auch eine gesättigte Lösung von Zinkvitriol (10 Teile Wasser auf 14 Teile Zinkvitriol) dürfte helfen. Diese Lösung schließt jegliche Fäulnis so vollständig aus, daß nach 16 Jahren ein darin aufbewahrter Haifischkopf sogar den frischen Seegeruch noch hatte. — Schreibe uns, welche Nummern nachgeliefert werden sollen. Das erste und zweite Quartal, komplett, sind gleichfalls noch vorrätig.

Ludwig Demeter in **Kempten.** Für Aufnahme in die Königl. Kunstgewerbeschule in München ist das zurückgelegte 15. Lebensjahr bedingt. Der Kandidat muß sich einer Probearbeit unterziehen, ein Ornament nach dem Gipsmodell zeichnen oder modellieren, was ziemlich streng genommen wird. Erweist er nicht hinreichende Vorkenntnisse, bleibt ihm der Eintritt in die unter der Direktion von Gräf stehende Münchener Fachschule offen. — Was man durch Besuch der Kunstgewerbeschule werden kann? Zeichenlehrer, Bildhauer, Glasmaler, Ciseleur, Goldschmied (da auch das Treiben in Kupfer und Silber gelehrt wird), Dekorationsmaler u. s. w.; auch ist der Uebertritt in die Akademie zulässig. — Der Semesterbeginn der Kunstgewerbeschule fällt auf Ostern und auf den Monat Oktober jeden Jahres. — Gruß schönstens erwidert.

Karl A. in **Hannover.** Sie haben die Absicht, „böse" auf uns zu sein? O, thun Sie uns das nicht an!! — Für Ihren Vorschlag sind wir Ihnen sehr dankbar; wir werden denselben ernstlich in Erwägung ziehen. — Nun zu Ihren Fragen. Um die Chemikaliengläser sauber zu etikettieren, empfehlen wir Ihnen, sich einen größeren Vorrat von Etiketten zu beschaffen, weil solche jetzt sehr billig und nett und bereits gummiert in Blättern von je circa 15 Stück im Handel vorkommen, von denen sie bequem wie die Postmarken abzureißen sind. Schreiben Sie nur mit gewöhnlicher Tinte, aber in etwas verzierter, z. B. gothischer Schrift die Namen darauf, und beachten Sie bei der Benutzung der Flaschen folgende Regel: Es wird stets der Etikette gegenüber abgegossen. Dieselbe kommt somit in die (meist hohle) Hand zu liegen. Diese Methode hat auch den anderen Vorteil, daß man mit der Hand nicht auf den Rest der Säuren und Salzlösungen aufgreift, der an der Flasche heruntergelaufen ist. Derselbe wird übrigens am besten jedesmal mit dem Glasstöpsel abgefangen.

Fr. B. in **Frankfurt** a. M. Du stellst mit Deiner Frage ein Problem auf, das selbst unsere Kunstgärtner nicht werden (wende Dich doch an einen solchen) lösen können. Der „G. K." hat schon viele Blumengärten besucht, noch niemals aber eine in dieser Weise „veredelte" gelbe Iris gesehen. Nach seinem Gefühl würde übrigens die herrliche Iris durch eine solche „Veredelung" durchaus nicht gewinnen.

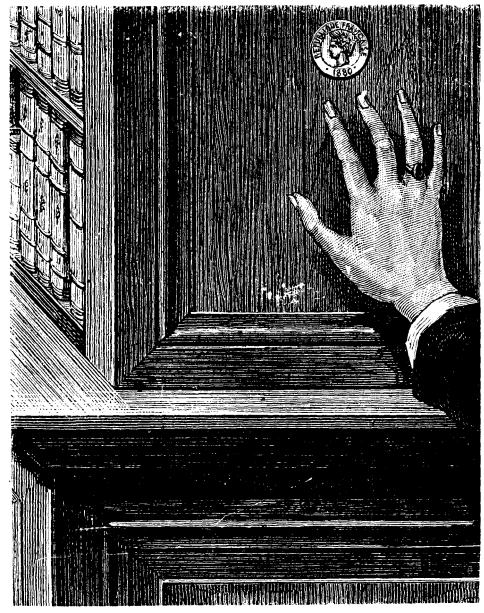
Fritz R. in **Frankfurt** a. O. Einige Experimente zur Dampfmaschine? Doch gewiß einer kleinen? Wir schlagen Ihnen verschiedene Bewegungsverwandlungen vor, z. B. Uebertragung von rotierender Bewegung in hin und her gehende, Fortpflanzung der Bewegung mittels Reibung durch Rollen, Heben kleiner Lasten u. dergl. — Lesen Sie doch auch unsere Notiz Seite 240 des „G. K." Chiffre: „Ein zukünftiger Elektrotechniker".

E. H. in **B.** Zu einem Flaschenelemente kannst Du das erforderliche Zink bei einem Gelbgießer erhalten und die Kohle aus einem Stück Gaskohle, wie es sich in den Retorten einer Gasfabrik vorfindet, herausarbeiten. Uebrigens hat ja Dein Kamerad Alfred B. in Wien auf S. 432 des „G. K." beschrieben, wie er sich ein galvanisches Element selbst hergestellt hat.

Gymnasiast Kurt S. Von Experimenten mit dem Heliographen raten wir Ihnen ab. Solche Apparate müssen mit großer Genauigkeit gearbeitet sein und sind deshalb recht teuer. Wollten Sie sich aber mit einem selbstgefertigten Instrumente behelfen, so müssen Sie doch bedenken, daß Sie durch das häufige Hineinsehen in das Sonnenbild Ihren Augen einen vielleicht unersetzlichen Schaden zufügen könnten. — Du willst ein Autograph des „G. K." — Ei, nein — dazu ist er noch nicht berühmt genug.

Hch. L. in **Speyer** a. Rh. Wie Du die Zwiebeln Deiner Tulpen aufbewahren sollst? — Lasse die Blüte in dem Topfe ruhig absterben, ohne sie zu begießen. Ist das Grün völlig abgestorben, so hebe die Zwiebeln behutsam heraus und lege sie an einen trockenen, luftigen Ort, wo sie nicht von Mäusen attackiert werden und im Winter nicht erfrieren können. Der Ort darf auch nicht zu warm sein, damit die Zwiebeln nicht zu früh keimen. Benutze eine unbewohnte Kammer, in der es nicht friert, die Küche oder sonst ein geheizter Raum sich darunter befindet. — Gib uns doch Deine volle Adresse an, daß wir Dir das Bändchen schicken können.

K. B. in **Wien.** Allerdings, die Beantwortung einzelner Fragen hat sich — es ist uns das selbst unliebsam — in den letzten Wochen mehr als sonst hinausgeschoben. Doch ist das auf das Preisrätsel und auf die große



Ein kleines Geldstück ohne Hilfsmittel an eine Wand zu befestigen.

Zahl der eingegangenen Lösungen zurückzuführen; denn fast jeder der jungen Herren legte uns gleichzeitig einige Fragen vor. Manche thaten's nicht unter einem Dutzend. Und — glauben Sie — daß die Beantwortung von etwa 1000 mehr oder weniger kitzlicher Fragen ein Stück Arbeit ist? — Wollen's meinen! — Die Ihre erledigt sich durch unsere Notiz Seite 448. — Gruß freundlich erwidert.

F. Straka jun. in **Berlin.** Welches Lehrbuch der Chemie das beste sei, ist sehr schwer zu sagen. Für Ihre Zwecke dürften sich Baumhauers Leitfäden der anorganischen (Preis ca. 1,20 M.) und der organischen Chemie (ca. 0,80 M.) empfehlen. Die Darstellung in diesen Heften ist klar, übersichtlich, knapp und den neuesten Anschauungen entsprechend. Nebenher ist die Benutzung von Schaffts Uebersichtstafeln zur anorganischen Chemie und Mineralogie (2,60 M.) anzuraten. — Die sehr umständlichen Rezepte zur Bereitung von Eau de Cologne und von Riechsalzen vermögen wir Ihnen leider nicht anzugeben. — Wir danken sehr für Ihre Bemühungen.

Max N. in **Gohlis.** Lesen Sie denn den „G. K." nicht? Sie müßten doch gefunden haben, daß wir das Werkchen von Th. Reibisch (Verlag von Otto Spamer in Leipzig) mehrfach empfohlen haben.

Hans v. T. in **Bilderhingshof.** Es gibt sowohl zum Zschiesche-, Schaubeck-, wie um Schwaneberger-Album Mankolisten; sie kosten 75 Pfg. — Nachträge zu letzteren sind schon für 25 Pfg. zu haben.

P. G. in **Berlin.** Gemeinhin genommen ist der Ausdruck „Münster" mit der Bezeichnung „Dom" gleichbedeutend. Der erstere Name kommt in Süddeutschland, letzterer in Norddeutschland vor. — Ueber Quecksilberreinigung suche die Notiz in Nr. 14 Seite 208. — Wie man Pflanzenabdrücke macht? Dazu gibt die Notiz Deines Kameraden K. v. F. aus Neuulm Seite 432 des „G. K." hübsche Anleitung. — Auch über die Vertilgung des Ungeziefers auf Blumen haben wir wiederholt geantwortet. Ein Freund des „G. K." schreibt darüber neuerdings: „Ich vertreibe das Ungeziefer von meinen Blumen (speziell Rosen) folgendermaßen. Auf eine unter dem Namen A B Reuter bekannte geringe Tabakforte gieße ich Wasser und lasse diese Suppe stehen und ziehen. Mit dem gewonnenen Tabakwasser bestäube ich nun jeden Morgen unter Benutzung eines Zerstäubungsapparates die Blumen, Stengel, Blätter, Knospen u. s. w. Das Wasser schadet den Pflanzen durchaus nicht, vertilgt aber alle Insekten. Ich hatte in diesem Jahre den schönsten Rosenflor der Stadt." — Gruß bestens erwidert!

P. in Charlottenburg. Gegen Mückenstiche? Betupfen mit Salmiakgeist, welcher zu diesem Zwecke in kleinen Flaçons, mit Auftragstift versehen, in jeder Apotheke zu haben ist.

H. v. W. in **Reval.** Sie haben an der Verlosung teilgenommen, gewiß! Es gehörte diesmal, um unter die Gewinner zu kommen, viel — viel Glück dazu, denn die Anzahl der Lösungen war eine sehr hohe. Nun, vielleicht 's nächste Mal! — Wir sollen ferner entscheiden, ob Ihr Vetter recht hat, der da sagt, das Wasserglas sei kieselsaures Kalium oder Ihr Bruder, der behauptet, es sei kieselsaures Natrium. — Das Wort „Wasserglas" wird für beide Salze gebraucht, wie die Preislisten chemischer Fabriken beweisen. Uebrigens bezeichnet man mit dem fraglichen Namen allermeist in erster Linie kieselsaures Natrium, das fast um die Hälfte billiger ist als das entsprechende Kaliumsalz und deshalb mehr verbraucht wird. — Ob Wasserstoff ein Metall ist? Es wird zunächst zwar zu den nichtmetallischen Elementen gezählt, aber es läßt sich nicht leugnen, daß es in mancher Beziehung sich wie ein Metall verhält. Wir erinnern an sein elektropositives Verhalten bei der Elektrolyse, daran, daß es die Metalle in den Salzen vertreten kann und an die Verbindung des Wasserstoffs mit dem Palladium, welche den Charakter einer Metallegierung hat. — Sie grübeln zu viel über Namen. What's in a name? Ein Name ist ein Wort, das geeignet ist, bei anderen eine Reihe von Vorstellungen hervorzurufen, die wir beim Aussprechen des Namens selbst haben. Wir sind gewöhnt, bei dem Worte „Metall" an eine Kette von Eigenschaften zu denken, die wir bei dem Wasserstoffe nicht vorfinden. Sagen wir getrost: Wasserstoff ist ein Metalloid oder — wenn Sie absolut wollen — ein Metall im weitesten Sinne des Wortes.

Julius C. in **Köln.** Den Nicholson'schen Aräometer finden wir in einem Preiskourant mit 12 Mk. notiert. Versuchen Sie es, sich selbst ein solches Instrument anzufertigen. Wir werden in Kürze eine Anleitung bringen. — Der bezeichnete Aufsatz wäre uns sogar sehr erwünscht. Aber eigene Arbeit muß es sein. — Wir empfehlen Ihnen das Stolzesche System; schon weil es in Norddeutschland weit mehr verbreitet ist. — Grüßen gleichfalls!

Egon M., Realschüler der IV. Klasse in **Triest.** Wir sollen Dir „womöglich" mit Feuererscheinungen verbundene Experimente für Chemie angeben? Außerdem willst Du auf galvanischem Wege Lithium, Baryum, Strontium, Kalium, Calcium darstellen? Warum nicht gleich Diamanten? Du scheinst Dir doch die chemischen Versuche, von denen nur eine beschränkte Auswahl für Schüler geeignet ist, als gar zu leicht vorzustellen. Daß die Darstellung der genannten Metalle nicht gar so einfach sein kann, magst Du aus den Preisen ersehen, wieviel ein einziges Gramm dieser Stoffe kostet: Baryum 8 Mk., Calcium 22 Mk., Strontium 28 Mk., Lithium 20 Mk., Kalium ist billiger, aber immerhin kostet 1 kg 170 Mk. Diese Zahlen geben die neusten Preisnotierungen. — Auch von den gefährlichen Verbrennungsversuchen mit Sauerstoff, besonders von Phosphor und Schwefel, raten wir ganz entschieden und ernstlich ab. Es sind öfters Explosionen und erhebliche Verletzungen bei solchen Gelegenheiten vorgekommen, die zur Warnung dienen würden, wenn diese Vorkommnisse in weiteren Kreisen bekannt wären. Würdest Du einem unerfahrenen Manne die Wartung einer großen Dampfmaschine anvertrauen? Nein; nun, ähnlich ist es mit den Experimenten, die Du Dir vorgenommen hast. — Wir verweisen Dich auf den 7. Band des „Neuen Universums". Hier stehen in der Abteilung „Häusliche Werkstatt" eine ganze Reihe netter chemischer und physikalischer Experimente, wie sie für die Hand des Schülers geeignet sind. Du weißt nicht, was Du in den Ferien anfangen sollst? — hier wirst Du Stoff zur Beschäftigung in Menge vorfinden. — Nichts für ungut und Gruß!

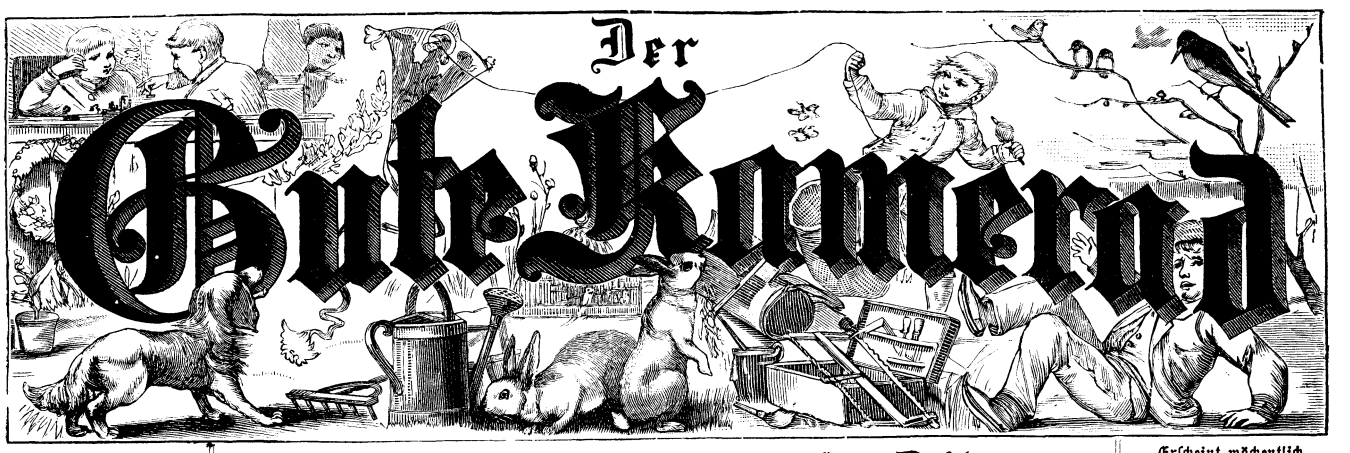
Walther Käufer, Hagen in **W.** Sollte der Grünspan sich nicht einfach mittels Schmirgelpapier oder mit Salzsäure entfernen lassen?

R. M. in **Gotha.** Wenden Sie sich doch an die nächste Buchhandlung. Verlangen Sie das Werkchen von Th. Reibisch.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.


Der
Gute Kamerad

№ 32. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Nur Plebs schätzt nach der Flagge,
die man hißt,
Der Weise wägt, was du für dich behieltst;
Nie strebe mehr zu gelten als du bist,
Dein Stolz sei mehr zu sein als was du giltst.

Robert Byr.

Verstiegen.

Der Kaufmann und Tuchfabrikant Fuhr zu H. im Bergischen hatte eine liebe, lebhafte Frau und vier prächtige Kinder, von denen uns die beiden ältesten, Oswald und Max, hauptsächlich angehen, weniger ihre zwei Schwesterchen.

Die Verhältnisse der Familie waren recht behaglich, ja glänzend. Herr Fuhr fand sich zwar durch das Geschäft sehr in Anspruch genommen, aber er widmete fast jeden Augenblick, den er erübrigen konnte, den Seinigen, und machte sich alle Jahre einmal auf längere Zeit frei. Seine Frau stand dem Hauswesen in umsichtiger Weise vor. Die Kinder waren alle an Leib und Seele gesund und im ganzen wohlgeartet. Wenn die beiden Töchterchen, in wallenden Locken und weißen Kleidchen, auf dem Rasen und den Kieswegen des schmucken Ziergartens spielten, so sahen sie fast wie zwei Engelchen aus. Den blonden, rotwangigen, wilden Max nannten die Vorübergehenden zwar seltener „Engel", aber doch oft „einen reizenden Bengel", das reimt sich wenigstens. Oswald, mit dunklem Haar und braunen Augen, war ernster, wie es sich für den älteren geziemt, und ein Bücherfreund, doch auch körperlichen Uebungen nicht abhold; er hatte oft seltsam tiefsinnige Gedanken in seinem jungen Kopf, ohne dabei altklug zu werden. So hätten diese vom Geschick Begünstigten ein recht glückliches Leben zusammen führen können und thaten es auch im allgemeinen, wenigstens eine längere Zeit hindurch, aber — es ist eben auf dieser unvollkommenen Welt fast überall und immer ein Aber dabei.

Daß die lieben Kinder nicht gerade allzeit wie wirkliche Englein miteinander verkehrten, sondern sich zuweilen recht menschlich zankten, wollen wir weiter nicht hervorheben; es ist nicht schön, doch es kommt auch unter guten Menschen und in den besten Häusern zu Zeiten vor. Aber allmählich trat zwischen den beiden ungleichartigen Brüdern eine dauernde Verstimmung ein. Der Gegensatz, der

Wildgeuer.

immer bestanden hatte, jedoch bisher durch die beiderseitige Liebe gemildert und ausgeglichen worden war, erweiterte sich unmerklich zu einer wirklichen Kluft, die durch die Ermahnungen, Zurechtweisungen, ja Strafen von seiten der Eltern nur notdürftig wieder überbrückt wurde. Suchte der feurige Max plötzlich einen Spielkameraden, so hatte Oswald oft keine Zeit; ihn reizte selbst nach Beendigung der Schularbeiten manchmal ein spannendes Buch mehr als das wirkliche Leben. Wollte er dann mit überströmender Empfindung den unmutigen Max eine besonders schöne Stelle mitgenießen lassen, las er ihm mit glühenden Wangen und bebender Stimme ein ergreifendes Gedicht vor, so fand er kein Verständnis und wurde zuweilen mit all seiner Begeisterung ausgelacht. Das that weh. Max brauchte seine Bücher und Gerätschaften unbesorgt und schonte sie ebensowenig wie Kleider und Taschengeld. Was er augenblicklich nicht mehr bedurfte, das ließ er achtlos umherfahren; bald fehlte ihm ein Bleistift, bald eine Angelschnur; heute hatte er sein Messer verloren, morgen die Sehne seiner Armbrust zerrissen, und Groschen hatte er fast nie. Der bedächtige Bruder half ihm zwar aus, aber zögernd, und mit weisen Ermahnungen und noch unangenehmeren Vorwürfen: „Brich ja die Klinge nicht ab!“ „Mach' keine Beulen in die Botanisierbüchse!“ „O weh, wie sehen meine Schlittschuhe aus! Sonst so blank, jetzt ganz verrostet. Man darf dir wirklich nichts leihen, Max. Warum hast du sie nicht gleich vom Schnee gesäubert und trocken gerieben?“ Dann zuckte Max brummend die Achseln und zog ein schief Gesicht. Noch grimmiger war er natürlich, wenn ihm einmal eine Bitte rundweg abgeschlagen wurde, und das kam mit der Zeit immer häufiger vor.

Dann machte der Schlaue, wieder mit seinem süßesten Lächeln, sich an die gute Mutter, und bat, und klagte, und schmeichelte, bis sie ihm in irgend einer Weise half und dabei den „ungefälligen“ Oswald am Ende noch tadelte. Dadurch fühlte sich dann dieser junge Gelehrte verletzt und hüllte sich in würdevolles Schweigen, was unter Umständen unartiger als ein offenes Widerwort ist. Der Vater hatte im allgemeinen seinen gesetzten Aeltesten besonders gern, konnte sich aber nicht um jede Kleinigkeit bekümmern.

Es würde uns zu weit führen, alle Reibungen aufzuzählen. Nur einen besonderen Fall wollen wir noch in Kürze schildern.

Oswald war einst durch Lesen und eigenes Nachdenken zu der Meinung gelangt, daß einfache Pflanzennahrung dem Menschen am zuträglichsten sei, und beschloß mit großem Ernst, diese Ansicht an sich selbst zu erproben. Den Anfang konnte er still und unbemerkt eines Morgens machen, als der Vater früh verreist, und die Mutter, in der Nachtruhe gestört, ausnahmsweise mit den Kleinen noch nicht erschienen war. So fanden sich die beiden Brüder, die zur Schule mußten, beim Frühstück allein. Oswald genoß nur Wasser und Brot, während Max sich alle vorhandenen guten Dinge trefflich munden ließ und viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt war, um auf den Sonderling zu achten. Aber mittags fiel es natürlich der Mutter auf, daß Oswald für Fleischbrühe und Braten dankte und sich mit Kartoffeln, Brot und Obst begnügte, und er mußte mit seinen Gründen herausrücken. Am liebsten hätte sie ihm die übertriebene Enthaltsamkeit untersagt, wartete jedoch die Rückkehr ihres Mannes ab, die schon in der folgenden Nacht stattfand. Die Kinder schliefen bereits. Herr Fuhr lachte, als er den Einfall Oswalds vernahm, gab seiner Frau recht und tröstete sie: „Sei nur ruhig; es wird ihm schon bald leid werden. Was gilt's? Morgen ißt er wieder von allem mit.“ Doch da hatte er die Standhaftigkeit Oswalds unterschätzt, der auch beim nächsten Mittagsmahl seinen neuen Grundsätzen treu blieb. Märchen konnte der Versuchung zu necken nicht widerstehen; immer wieder reichte er dem Bruder eine verbotene Schüssel hin.

„Laß' mich doch in Ruhe!“ rief Oswald unmutig; „du weißt ja, ich nehme nichts.“

„Aber diesen Auflauf könntest du wirklich versuchen,“ ermunterte ihn Herr Fuhr.

„Nein, Vater; es sind Eier darin.“

„Weißt du, er will Mönch werden,“ höhnte Max, „in ein Kloster gehen und fasten und auf Stroh schlafen, oder in die Wildnis, und von Wurzeln und Beeren leben, als Eremit!“

„Als was?“ rief Oswald mit grimmiger Ueberlegenheit. „Eremit willst du wohl sagen — sieh dir doch die Fremdwörter an, ehe du dich lächerlich machst.“

Märchen wurde rot.

„Aber freilich,“ fuhr Oswald fort, „deine Fehler heben sich auf: du hast neulich statt Czar gelesen Ezar von Rußland.“

„Kann ich dafür, daß die dummen Buchstaben einander so ähnlich sehen?“ brummte Max.

Der Vater beruhigte die streitenden Gemüter und sprach zu Max: „Es schadete dir nichts, die Augen auch in der Schule gehörig aufzumachen, nicht bloß bei Tisch nach den besten Bissen und Getränken. Freiwillig eine Zeit lang auf sonst harmlose und erlaubte Genüsse verzichten, ist heilsam. Versuch's auch einmal, etwa mit Kuchen, Wein und Bier. Du brauchst ja nicht so weit zu gehen wie Oswald, dessen Uebertreibung sich schon bald legen wird.“

Aber ein Tag nach dem anderen verging, und Oswald fastete hartnäckig weiter, so schwer es ihm manchmal werden mochte. Es war im Spätsommer; die Knaben schwammen fast täglich in der Wupper und bewegten sich fleißig im Freien; dabei thut eine kräftige Nahrung not. Herr Fuhr ward allmählich besorgt. Zwang wollte er nur im äußersten Falle anwenden und versuchte es zunächst mit Ueberredung. „Du wirst matt und mager, lieber Junge,“ sprach er unter vier Augen zu Oswald. „Ich habe dich bisher nicht stören wollen, aber bedenke, daß die Untersuchungen über die beste Ernährungsweise noch nicht abgeschlossen sind, von allem anderen abgesehen. Wär's nicht an der Zeit, wieder kräftiger zu essen?“

Oswald sah zu Boden. „Dann werd' ich noch mehr ausgelacht.“

„Kehr' dich nicht daran. Durch Spott muß man sich nie von dem abhalten lassen, was man als richtig erkennt. Du hast gezeigt, daß du Willensstärke besitzest, und kannst mit Ehren umkehren, ehe sie in Hartnäckigkeit umschlägt.“

„Laß' mich wenigstens volle vierzehn Tage aushalten!“

„Nun gut. Aber dann thu' mir den Gefallen und nimm von heute ab Milch unter die dir erlaubten Nahrungsmittel auf. Die stammt zwar aus dem Tierreich, kann aber ohne Tötung genommen werden.“

So ward es beschlossen und den anderen verkündet, um allem Verwundern und Spott vorzubeugen. Oswald freute sich im stillen der Einmischung des gütigen Vaters, denn allmählich sehnte er selbst das Ende der Fastenzeit herbei.

Nun fiel zufällig gerade auf den letzten Tag derselben der Geburtstag seines Bruders, was Herr Fuhr übersehen hatte, seine Frau jedoch noch zeitig entdeckte. Alsbald schlug sie ihrem Max vor, die Feier auf den nächsten Tag zu verschieben, damit Oswald in vollem Maße teilnehmen könne. Märchen zuckte die Achseln: „Es macht sich nicht so gut. Dann haben wir nachmittags nicht frei. Mittwoch wäre doch besser. Aber —“

„Nehmt auf mich nur keine Rücksicht,“ fiel Oswald ein, schon gereizt, daß die Sache in seiner Gegenwart verhandelt wurde.

„Nun,“ sagte die Mutter, auch ein wenig verletzt, „dann wollen wir nach dem Spruche verfahren: ‚Man muß die Feste feiern, wie sie fallen'.“

Herr Fuhr war bei diesem Gespräche nicht zugegen gewesen und deshalb unangenehm überrascht, als er seinen ältesten Sohn von dem größten Teil der Festlichkeit ausgeschlossen sah. „Er hat es selbst nicht besser gewollt,“ sprach die Mutter, aber auch ihre Erklärung räumte die Wolke von ihres Mannes Stirn nicht ganz weg. So war die Feier ein wenig getrübt; nur die Hauptperson, Max, ließ sich dies nicht anfechten. Während er und die ihm zu Ehren eingeladenen Freunde bei Kaffee und Kuchen, und später bei einer süßen Bowle und Fleisch- und Schinkenschnitten sich gütlich thaten, steckte Oswald, Gleichmut auf dem Antlitze, aber Wehmut im Herzen, ein Stück Brot und ein paar Aepfel ein und schweifte einsam bergauf und -ab durch Feld und Wald. Es ging ihm näher, als er irgend einem Menschen hätte gestehen mögen. Er hatte

seinen Willen, und doch nicht was er wollte. Er war selbst etwas schuld an seinem heutigen Leid, aber die anderen nach seiner Meinung doch noch viel mehr. „Keinen einzigen Tag konnten sie warten!“ seufzte er. „Fremde Jungen schwelgen jetzt dort, wo ich obenan sitzen sollte, und ich laufe hier unter den düsteren Tannen umher und kaue trockenes Brot wie ein Bettler. Niemand hat mich ein bißchen lieb als der Vater, und der ist selten daheim.“

Diese Verbitterung wirkte noch nach, als er längst wieder an allen Genüssen und Mahlzeiten wie die übrigen teilnahm. Neue Anlässe kamen im Laufe des langen Winters hinzu. Umsonst versuchte Herr Fuhr in Güte und Ernst, den alten Frieden vollständig wiederherzustellen. Die Verstimmung im Hause wuchs allmählich so, daß er sich endlich entschloß, den ältesten Sohn eine Zeit lang zu entfernen und nach der Konfirmation zu Ostern in eine Erziehungsanstalt nach Genf zu senden.

Oswald war froh, schon der schönen Reise und des lockenden Zieles wegen. Aber die Trennung von der Heimat fiel ihm doch schwerer, als er anfangs gemeint hatte. Ein junger Baum läßt sich freilich leichter verpflanzen als ein alter, doch auch er ist schon durch viele Wurzelenden und Fäserchen mit dem mütterlichen Boden verwachsen, die alle beim Ausreißen schmerzen. Selbst von Max (und der Mutter) nahm er mit heißen Thränen Abschied und hätte in diesem Augenblicke nicht das Wort wiederholt: „Niemand liebt mich hier“.

Auch daheim empfand man sein Weggehen nicht durchaus als Erleichterung.

„Wär' nur Oswald noch hier!“ seufzte Max eines Mittags im heißen Sommer.

„Als er noch hier war, hast du dich oft mit ihm gezankt,“ brummte der Vater.

„O, nur im Spaß; es ging immer bald vorüber. Ich wollt' jetzt, ich hätt' einen, mit dem ich mich zanken und wieder versöhnen könnte. Wir haben heute Beneficium caloris. Was soll ich mit dem langen Nachmittag anfangen?“

„Mach' deine Arbeiten.“

„Wir haben nichts auf.“

„Beantworte seinen letzten Brief.“

„Das ist wahr! Aber nicht auf französisch!“ Denn Oswald hatte ihm in dieser Sprache geschrieben und getrocknete Alpenrosen, sowie der Mutter Edelweiß geschickt, und Seen und Alpen, und andere Herrlichkeiten des schönen Landes geschildert. Freundliche Briefe flogen oft hin und her. So vergingen anderthalb Jahre. Da überraschte und erfreute Herr Fuhr eines Tages die Seinigen durch die Ankündigung: „Wir reisen nächstens alle zusammen in die Schweiz und bringen dort die Ferien mit Oswald zu.“

„Hurra!“ jubelte Max. „Nach Genf?“

„Dahin kommen wir vielleicht auch noch. Zunächst nach Seewyl.“ *)

Schon die Fahrt war genußreich, auf dem Rhein oder dem herrlichen Strom entlang. Sie besahen Köln und Mainz, Straßburg und Basel. Hier mußte der Vater in Geschäften einige Tage länger bleiben; die Mutter reiste einstweilen mit den Kindern voraus.

Als sie, ganz entzückt von der prächtigen Umgebung, das schöngelegene Ziel erreichten, kam ihnen ein schlanker junger Mann entgegen, in welchem sie mit Staunen Oswald erkannten. In seinen Jahren bringen achtzehn Monate oft eine bedeutende Veränderung hervor. Er war jetzt beinahe sechzehn, größer und selbstbewußter geworden, und hatte den Auftrag des Vaters, ein passendes Quartier zu mieten, zur vollen Zufriedenheit der Mutter gelöst. Das von ihm gewählte Wirtshaus lag etwa eine Viertelmeile vom Dorf entfernt in reizender Umgebung; auf seiner einen Seite breiteten sich Wiesen und Gärten und dahinter der blaue See aus; auf der anderen ragte schroff und zerklüftet ein gewaltiger Berg, der Gamskopel, zum Himmel empor.

Das Wiedersehen war von beiden Seiten froh und herzlich gewesen. Jede Anspielung auf frühere Mißverständnisse wurden vermieden, alles schien vergeben und vergessen zu sein. Der jetzt dreizehnjährige Max, kräftig und untersetzt, blickte mit einer gewissen Hochachtung zu dem mächtig in die Höhe geschossenen, fremdartig gekleideten Bruder auf, fand aber bald den alten vertraulichen Ton wieder. „Jung',“ rief er, „das soll aber ein Leben werden! Wir wollen spielen, baden und klettern nach Herzenslust, wie in alter Zeit; ich hab' dich oft genug vermißt. Das sind hier doch ganz andere Berge, als daheim!“

„Jawohl, und nicht ganz so harmlos,“ meinte Oswald lächelnd.

„Freilich,“ sprach die Mutter besorgt, denn sie kannte ihr wagehalsiges Söhnlein. „Sei nur recht vorsichtig, Max, geh nie allein ins Gebirg! Lieber Oswald, ich vertraue ihn deiner Leitung an.“

Das war gewiß verständig und naturgemäß, aber doch schon wieder ein Keim zu erneuter Uneinigkeit. Jüngere Brüder widerstreben oft einer gewissen Bevormundung von seiten der älteren, und unser Märchen gar ließ sich erst recht nicht gerne „gängeln“, wie er's nannte. Zwei Tage lang ging alles gut, wenigstens erträglich; am dritten aber trat wieder einmal eine kleine Meinungsverschiedenheit hervor.

Sie hatten morgens in Frieden und Freundschaft zusammen gebadet und nach Tisch ein Weilchen der Ruhe gepflegt, da es ziemlich heiß war. Bald aber suchte Max wieder den Bruder auf, den er in der Laube fand, in ein Buch vertieft. „Aha, da steckst du!“ rief er munter. „Sag' mal, bist du schon einmal oben auf dem da gewesen?“ Er deutete auf den finsteren Gamskopel.

„Jawohl,“ versetzte Oswald, „auf einem Ausflug mit meiner Kl[illegible]

„Weite A[illegible]

„Herrlich.“

„Weißt du was? Laß uns gleich heute einmal hinaufsteigen!“

„Es geht nicht.“

„Und soeben sagst du, daß du schon droben gewesen bist!“

„Das war von der anderen Seite aus, da ist es minder steil. Von hier aus wär' es die reine Vermessenheit.“

„Ach was! Es ist noch lange nicht der höchste Berg — hat nicht einmal ewigen Schnee. Zwei Turner wie wir —“

„Können Hals und Bein brechen, schon halbwegs. Du traust dir zu viel zu.“

„Warum sollt' ich nicht dasselbe fertig bringen wie du? Aber ich weiß, wie es ist: weil du ein wenig größer und älter bist, willst du mich immer wie ein kleines Kind behandeln, den Ruhm für dich behalten und gelegentlich damit prahlen; du fängst schon wieder an, wie daheim —“

Oswald wurde rot vor Erregung bei diesem Vorwurfe, den er durchaus nicht verdiente. Hatte er doch schon am zweiten Tage sich bei den Eingeborenen nach Weg und Steg erkundigt, um womöglich den Bruder, vielleicht gar die Mutter auf den Berg zu führen. Aber er bezwang sich und entgegnete ruhig: „Wenn dir so viel daran liegt, so nehmen wir gleich morgen den ganzen Tag vor die Hand, wandern oder fahren um den Gamskopel herum und ersteigen ihn wie ich damals von Steinau aus.“

„Warum nicht heute?“

„Es ist schon zu spät.“

„Dummes Zeug! Die Tage sind noch recht lang. Aber du magst lieber in dem elenden Schmöker lesen, als deinem Bruder etwas zu Gefallen thun.“

„Ich will rechts oder links mit dir gehen,“ sagte Oswald und klappte das Buch zu, „im Nachen fahren oder wandern; alles, was du willst, wenn's nur vernünftig ist.“

„Willst du mit auf den Gamskopel?“

„Nein, das wär' unvernünftig.“

„Dann bleib' nur bei deinem geliebten englischen Roman, dann brauch' ich dich nicht.“

Er ging langsam und mürrisch ab, und Oswald griff achselzuckend wieder zum Buche. Allmählich war auch er ärgerlich geworden, und zudem gerade an einer spannenden Stelle angelangt, die er gerne zu Ende las.

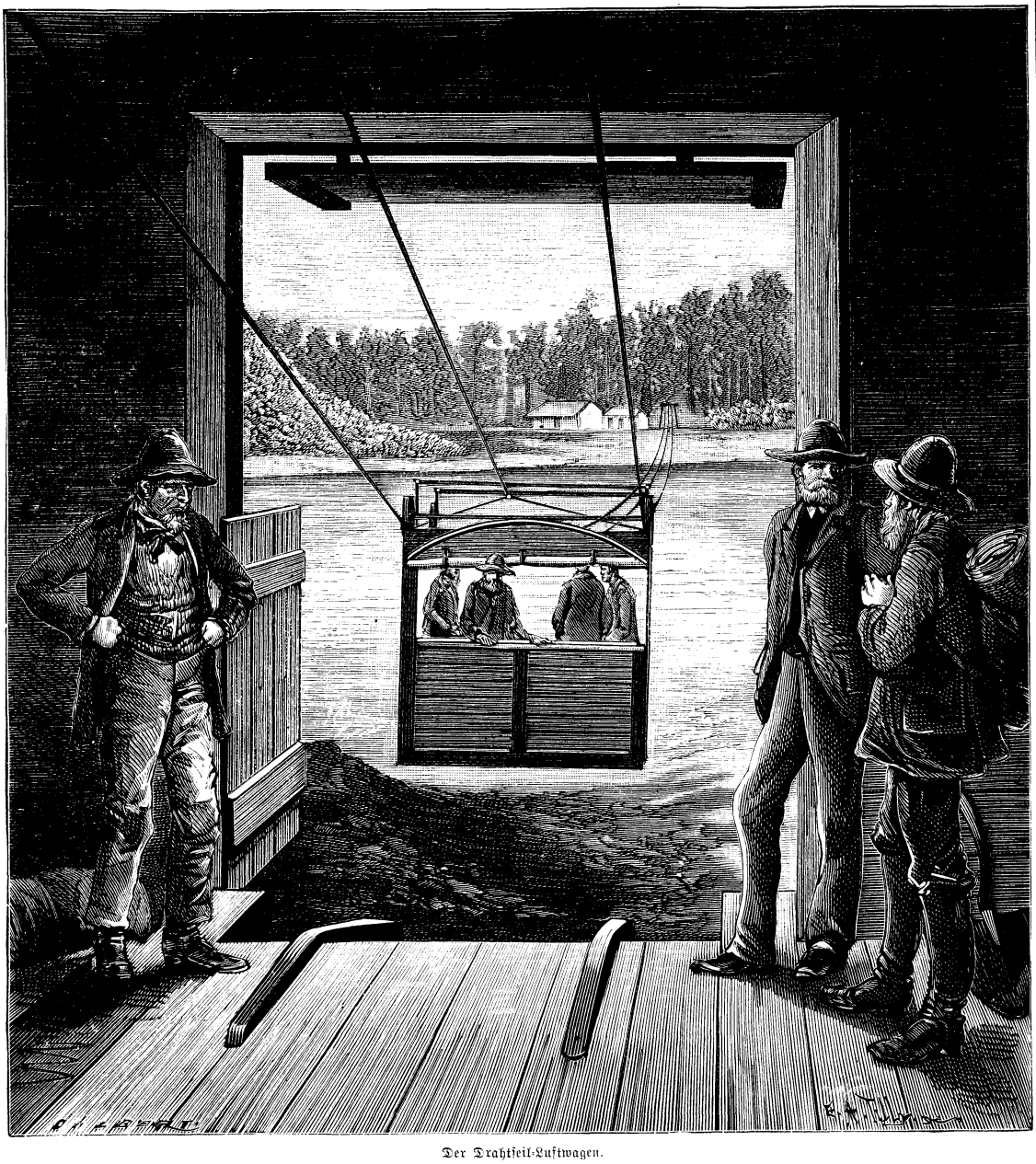
Aber als nach geraumer Zeit seine Neugier so weit befriedigt war, siegte sein gutes Herz, und er beschloß, den grollenden Bruder womöglich sogleich zu versöhnen. Doch vergebens sah er sich in Garten und Haus und Umgebung nach ihm um. Auch die Wirtsleute wußten ihm keinen Bescheid zu geben. Endlich sagte eine junge Magd, die mit einer Bürde Gras heimkam, der junge Herr sei, den Alpstock in der Hand, eine Blechtrommel an der Seite, „dort hinaus“ gegangen, und sie deutete auf den Gamskopel.

(Fortsetzung folgt.)

*) Man suche diesen Ort auf keiner Karte.

Der Drahtseil-Luftwagen.

Sehr richtig nennt der Dichter die Not die Mutter der Erfindungen, denn nirgends wird das Bedürfnis unerschöpflicher an Erfindungen, als wo es sich um das Ersinnen neuer Verkehrsmittel handelt; dies zeigt unseren jungen Freunden der vorstehende Holzschnitt, welcher die Vorrichtung darstellt, mittelst deren man in einem der neubesiedelten Teile von Neuseeland den Personenverkehr über den Fluß Teremakau herstellt. Dieser mäßig breite, aber ziemlich reißende Strom liegt mitten auf dem Wege nach den neuen Ansiedelungen und Erzgruben, aber in einer noch wenig besiedelten Gegend. Diese ist zu arm, um eine Brücke zu erbauen, welche bei dem Mangel an Landstraßen und der Entfernung von der Küste voraussichtlich ein sehr schwieriger und kostspieliger Bau sein würde. Auch ist der Verkehr auf diesem Wege noch nicht lebhaft genug, daß man ein ordentliches Brückengeld einzunehmen hoffen dürfte. Mehrere von den Fähren, mittelst deren man früher über den Teremakau fuhr, sind vom Strome fortgerissen worden und mit Fergen und Passagieren untergegangen, so daß sich kein neuer Ferge finden wollte. Da geriet ein findiger Kopf auf den Einfall, einen an Drahtseilen hängenden Luftwagen herzustellen, welcher im stande sein würde, mehrere Personen auf einmal ohne Mühe und Gefahr über den Fluß zu setzen, und seine Erfindung hat ebensosehr das Verdienst der Einfachheit wie der Kühnheit. Der Luftwagen in Gestalt eines Tragkorbes, aus hartem Holz gezimmert und stark mit Eisen verbunden, trägt oben an seinen vier Ecken vier Rollen, welche über zwei straffgespannte Drahtseile gleiten. In der Mitte zwischen den Rollen ist ein hanfenes Tau befestigt, welches doppelt so lang als das Drahtseil ist und dazu dient, den Wagen von einem Ufer nach dem anderen zu ziehen.



Der Drahtseil-Luftwagen.

Dieses Hanftau wickelt sich auf der einen Seite auf einen Wellbaum auf, der durch eine Maschine gedreht wird und den Wagen nach dieser Richtung hin in Bewegung setzt, während es sich auf der anderen Seite von einem Wellbaum abwickelt und umgekehrt, wenn der Korb seinen Weg in umgekehrter Richtung nehmen soll. Die Stationen auf beiden Ufern bestehen nur aus hölzernen Baracken. Man steigt in denselben auf eine Plattform, welche das Fuhrwerk aufnimmt; sobald die Passagiere im Korb Platz genommen haben, wird der Korb auf den Drahtseilen in die freie Luft hinausgeschoben und vollzieht seine Ueberfahrt ohne alle Gefahr. Das Princip, worauf dieser Luftwagen beruht, ist den in Peru und anderen Gebirgsländern Südamerikas üblichen ähnlichen Systemen nachgeahmt und von einer Einfachheit der Konstruktion, welche keiner umständlichen Beschreibung bedarf.

Der Fluß Teremakau liegt unweit der kleinen Stadt Hokitika, welche an der Meeresküste mitten in der Insel Tavai Punamu entstanden ist und zum wichtigsten Teile der Inselgruppe Neuseeland gehört. Dieser Fluß ist im Sommer ganz unbedeutend und oft so seicht, daß kein Kahn darin gehen kann, dagegen im Winter so wasserreich und reißend, daß er, wie schon erwähnt, mit Fährbooten und Ruderfahrzeugen nicht oder nur mit

größter Gefahr befahren werden kann. Der Luftwagen wird vorzugsweise von den zuwandernden Ansiedlern, Bergleuten und Goldgräbern benutzt, welche nach jenen Gegenden im Inneren ziehen, wohin bis jetzt die Civilisation noch sehr wenig vorgedrungen ist.

Ein Sonntagnachmittag in Madrid.

Es war in der letzten Woche des Oktober. Ich hatte in der Familie eines wohlhabenden Kaufmanns, den ich Don Eusebio Quisada nennen will, das „almuezzo" nach französischem Stil eingenommen. Die Sitte, zwischen elf und eins zu frühstücken, und die Hauptmahlzeit — die „comida", wie die Spanier sagen — auf den Abend zu verschieben, bürgert sich nämlich in den größeren Städten Spaniens immer entschiedener ein, und dürfte vornehmlich in den gebildeteren Familien die ursprüngliche Ordnung der Dinge binnen Kurzem völlig verdrängt haben.

Das Frühstück bei Don Eusebio Quisada hatte sich ungewöhnlich in die Länge gezogen. Bei dem anmutigen Geplauder der beiden reizenden Töchter des Hauses, Ines und Estefania, vergaß man Speise und Trank, so liebenswürdig auch Donna Manuela, die Mutter der jungen Mädchen, zum Zugreifen ermunterte. Es schlug zwei und wir saßen noch bei dem schwarzen Kaffee des Nachtisches, den Estefania, die jüngere, mit unnachahmlicher Grazie serviert hatte. Don Eusebio erzählte von seinen Reisen in Kleinasien und Aegypten, wobei ihn Ines durch die naivsten Fragen unterbrach. Ich teilte meine Aufmerksamkeit zwischen den interessanten Berichten des Vaters und den tiefdunklen Augen der schlanken Madrilenna, und so hätten wir wahrscheinlich bis zum Hereinbrechen der Dunkelheit gesessen und Mokka geschlürft, wenn nicht die verständige Hausfrau ihr Veto eingelegt hätte.

„Ich dächte," sagte sie, als Don Eusebio sich die vierte Tasse erbat, „wir ersuchten den Sennor, uns in den Prado zu begleiten."

„Oder nach der Plaza de Toros," meinte Ines, die Idee der Mutter rasch aufgreifend.

„Oder nach Beidem!" versetzte die reizende Estefania.

Don Eusebio kannte als Spanier die Gebote der Ritterlichkeit. Lächelnd rollte er eine Cigarette — (die Damen der Pyrenäenhalbinsel haben gegen das Rauchen in ihrer Gegenwart nie das Geringste einzuwenden) und warf mir einen fragenden Blick zu.

„Wenn die Sennoras erlauben," sagte ich in meinem besten Castilianisch, „so werde ich sehr glücklich sein, sie begleiten zu dürfen. Das Leben und Treiben der spanischen Hauptstadt wird uns Ausländern ohnehin erst in der liebenswürdigen Gesellschaft einer spanischen Familie verständlich."

„Also abgemacht!" rief Don Eusebio, indem er seine Cigarette in Brand setzte.

„Und Ihr wollt wirklich nach den Toros, Kinder?" fügte er lebhaft qualmend hinzu.

„Gewiß, Papa!" erwiderte Ines. „Heute findet das letzte Gefecht der diesjährigen Saison statt. Wir bleiben nicht bis zu Ende. Nach dem vierten Stier überlassen wir die Corrida ihrem Schicksal und promenieren ein Stündchen im Prado."

„Und damit der madrilennische Nachmittag in jeder Beziehung komplett sei," sagte Donna Manuela, „besuchen wir zum Schlusse das Zarzuela-Theater! . . . Don Ernesto soll sehen, daß Madrid eine Großstadt im vollsten Sinne des Wortes ist, wenn es auch hinter dem vielgepriesenen Paris zurückstehen mag. Uebrigens müssen Sie sich's gefallen lassen, Sennor, auch die „comida" mit uns zu nehmen. Es wäre umständlich und unharmonisch, wollten wir Sie bloß zum Behufe Ihres Diners nach dem Hotel gehen lassen."

„Sennora, ich lege mich Ihnen zu Füßen," versetzte ich mit einem Anflug von spanischer Rührung.

„Haben Sie schon einmal einer ‚Corrida' angewohnt?" fragte die dunkeläugige Ines.

„Ja und nein, Sennorita," lautete meine orakelhafte Antwort.

„Wie verstehe ich das?"

„Nun, ein echtes, vollständiges Stiergefecht auf nationalspanischem Boden paradiert noch nicht auf der Liste meiner Erlebnisse. Dagegen sah ich in Havre, zur Zeit der „Exposition Maritime" eine Schein-Corrida, die dem Beschauer einen ungefähren Begriff von dem spanischen Original zu geben vermochte."

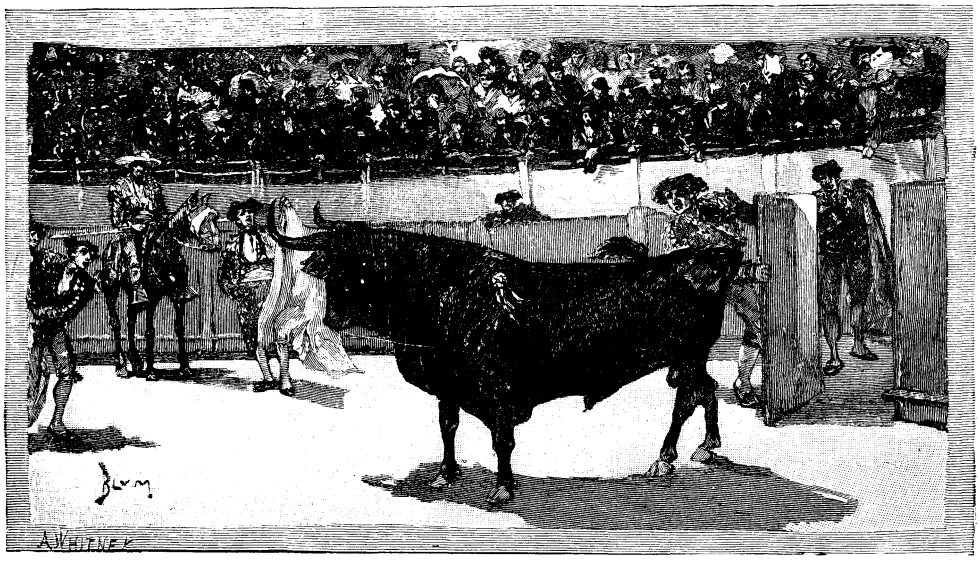
„Eine Schein-Corrida?"

„So sagte ich. Die Hörner der Stiere waren nämlich durch aufgedrehte Holzkugeln unschädlich gemacht. Auch wurden die Tiere am Schluß der Hetze nicht getötet, sondern zurück in den Stall geführt, wo sie sich von den ausgestandenen Qualen erholen durften."

Ines kräuselte spöttisch die Lippen.

„Also eine Corrida nach Art der Portugiesischen! Eine farblose Spielerei, Sennor! Nun, Sie werden ja den Unterschied zwischen einer solchen Farce und einem echten ‚Todesgefecht' kennen lernen."

Bald saßen wir denn auch in einem „coche" und fuhren über die „Puerta del Sol" (den Hauptplatz der spanischen Residenz) nach der Stier-Arena vor dem Alcalathor. Rechts und links wogte bereits ein unbeschreibliches Gedränge von Schaulustigen. Ein heller, tiefblauer Himmel breitete sich über dem bunten, lärmenden Treiben aus und verlieh der ganzen Scenerie ein eigentümlich südländisches Gepräge. Selten sah ich eine krystallklarere Luft als in Madrid. Selbst die fernsten Gegenstände zeichnen sich scharf und deutlich in Form und Farbe.



Der Stier tritt in die Arena ein.

Don Eusebio besorgte die Eintrittskarten. Durch ein Gewirre von Gängen gelangten wir nach einer hübschen Loge, wo wir erwartungsvoll Platz nahmen.

Ich saß zwischen Ines und Donna Manuela. Estefania und Don Eusebio hatten es vorgezogen, die weniger bequemen Sitze an der Rampe einzunehmen (Don Eusebio aus Galanterie, Estefania, um besser gesehen zu werden) — während wir übrigen die Reserve bildeten.

Die Corrida begann. Der geöffnete Verschlag spie das erste Opfer aus. Der Stier, ein ganz gutmütiger Kamerad von augenscheinlich friedliebender Gesinnung, schaute sich verblüfft um und schüttelte dann bedenklich den Kopf, als begreife er nicht, was man mit ihm vorhabe.

Die Zuschauer erhoben ein diabolisches Geschrei; aber der Ochse beharrte in seiner stummen Verachtung.

„Ein feiger Geselle!" sagte Estefania, indem sie den Schleier zurückstrich und mir einen Blick zuwarf, der meine Zustimmung herausforderte.

„Der arme Bursche findet die Situation unbehaglich," erwiderte ich. „In Wahrheit, ich möchte nicht in seiner Haut stecken."

Estefania lachte.

„Geben Sie acht," flüsterte sie, „man wird ihm das Phlegma schon austreiben!"

Die Chulos mit ihren bunten Tüchern begannen jetzt in der That eine Reihe von Beleidigungen, wie sie eine normal organisierte Stiernatur im höchsten Grade übel zu nehmen pflegt. Das ganze Schauspiel gemahnte mich an die Unarten übermütiger Corpsstudenten, die mit einem ehrlichen, korpulenten Philister Krakeel suchen. Als man das arme Tier endlich in Hitze gebracht hatte, sprengte einer der Picadores heran und versetzte ihm einen Stachelstich ins Schulterblatt, der, wie Estefania händeklatschend versicherte, ein Meisterstück von Grazie war.

Dieser Stich war das Signal zu einem furchtbaren Angriff des Stieres auf den traurigen Klepper des Picadors. Im Nu hatte das zornschnaubende Tier dem Pferde die Hörner bis an die Wurzel in den Leib gejagt. Als die Chulos der Wut des Stieres eine andere Richtung gaben, bot das zerfleischte Pferd einen

scheußlichen Anblick. Noch stand es aufrecht, aber es zitterte vor Schreck und Schmerz an allen Gliedern und die Eingeweide hingen ihm lang aus dem Bauche.

Ein unendlicher Sturm des Jubels begrüßte diesen ersten interessanten Moment der Corrida. Estefania lachte so silberhell, daß die amüsanteste Leistung eines Komikers keine lebhaftere Wirkung hätte erzielen können. Donna Manuela blieb gelassener; sie schaute mit jener gleichgültigen Kennermiene in die Arena hinab, wie sie die Folge langjähriger Erfahrungen zu sein pflegt. Nur Ines verriet in ihrem Gesichtsausdruck einen dämmernden Hauch von Mißbehagen.

Zwei Knechte trieben das unglückliche Pferd mit furchtbaren Hieben zu erneutem Trabe an. Inzwischen hatten die Chulos die immer steigende Tollwut des Bullen von frischem auf das blutende Tier gelenkt. Es erfolgte ein neuer Stoß; der Picador ward auf der andern Seite von den Chulos heruntergeriffen und der Gaul brach lautlos zusammen. Der wütende Stier wühlte ihm noch eine Zeitlang in den zuckenden Weichen und wandte sich dann gegen den zweiten Picador, dessen Pferd demselben Schicksal entgegen ging.

Estefania sah in ihrer Mantilla aus wie ein Engel, aber trotz der vollendeten Harmonie ihrer Züge erschien sie mir mit einemmal abscheulich wie die Sünde. Es kostete mich viel Mühe, diesen Eindruck nach und nach zu verwinden.

„Wie amüsieren Sie sich?“ fragte sie mich lächelnd.

Ich zuckte die Achseln.

„Mein Fräulein,“ erwiderte ich, „Madrid zu verlassen, ohne ein Stiergefecht gesehen zu haben, das wäre noch schlimmer, als von Rom zu scheiden, ohne im Vatican gewesen zu sein. Für den Fremden ist eine Stunde in der Arena ebenso interessant als lehrreich. Aber das hindert nicht, daß ich nicht fasse, wie ein Volk an diesen Metzeleien Vergnügen finden kann!“

„Ah, das alte Lied. Sie sind als Deutscher sentimental.“

„Durchaus nicht, meine Gnädige. Ich würde Ihre Corridas noch passieren lassen, wenn ein wirklicher Kampf stattfände. Aber wehrlose Pferde den Hörnern einer wütenden Bestie preisgeben, das widerstreitet nicht sowohl meinen moralischen, als meinen ästhetischen Grundsätzen. Die Gebote der Humanität ziehe ich in keiner Weise ins Spiel. Ein Ringen zwischen zwei gleich starken Gegnern kann schön sein; das Abschlachten eines Verteidigungslosen ist unter allen Umständen widerwärtig, selbst wenn das Opfer nur eine Rosinante ist.“

„Sie haben recht, Sennor,“ sagte Ines. „Ich sehe es gern, wenn der Espada mit eigener Lebensgefahr dem Stiere das Schwert in den Nacken stößt; aber die Scenen mit den Picadores habe ich nie ausstehen mögen.“

Dies Bekenntnis war für eine Spanierin so ungewöhnlich, daß es mir einen hohen Begriff von Ines' Herzensgüte und Seelenreinheit einflößte. Auch die Großthaten der Espadas für verwerflich zu halten, das darf man von einer Madrilenna nicht verlangen. Gehören doch die Stiertöter zu den gefeiertsten Lieblingen der Damenwelt! Stehen sie doch noch über den Heroen der großen Oper!

Als der farbenprangende Schlächter mit dem schneidigen Toledaner auf die Scene trat, da hellte sich selbst das Antlitz der dunkeläugigen Ines zu einer milden Verklärung auf. Nach wenigen Minuten saß die blitzende Klinge dem Toro bis ans Heft im Genick. Ein dampfender Blutstrom quoll dem zu Tode getroffenen Tiere aus Maul und Nüstern. Ein krampfhaftes Zittern schüttelte die mächtigen, schweißtriefenden Glieder. Dann brach der Koloß in dumpfdröhnendem Fall zusammen.

Ines war hingerissen. Estefania meinte, es sei zu schnell gegangen. Ich atmete förmlich auf als wir nach erfolgter Tötung des vierten Stieres endlich das Freie suchten.

Wir wandten uns jetzt nach rechts in die prächtigen Anlagen des Prado.

Er ist für Madrid, was die Grand Avenue für Paris, die Cascine für Florenz, die Villa Nationale für Neapel und der Marcusplatz für Venedig. An schönen Sonntagnachmittagen ist das Treiben am buntesten und interessantesten. In Paris und anderwärts gilt es für plebejisch, an Sonntagen zu promenieren. Nicht so in Madrid. Hier findet sich zwischen drei und sechs Uhr nachmittags nicht nur die gesamte Bourgeoisie und Petite-Bourgeoisie, sondern auch die stolze Aristokratie ein, so daß gerade der Sonntag das vollständige Bild der Madrider Gesellschaft liefert.

„Da kommt der König!“ rief plötzlich die frische Stimme der dunkeläugigen Ines.

Wir blickten nach der Fahrstraße hinüber. In einem offenen, mit zwei prächtigen Rappen bespannten Landauer saß Se. Majestät Don Amadeo I. an der Seite seiner Gemahlin. Es war jetzt gerade ein Jahr her, daß ich dem König, der damals allenthalben Abschiedsvisiten machte, in Florenz am Lung' Arno begegnete. Seine Gesichtszüge schienen seitdem noch ernster und nachdenklicher geworden zu sein. Nun ja, die schönen, wolkenlosen Tage, „da er noch Prinz war in Italien“ und thun und lassen konnte, was ihm beliebte, waren in jeder Beziehung vorüber, und Aranjuez, das ehedem in diesem Artikel berühmt war, konnte sie ihm nicht wiedergeben.

Eine Stunde lang wandelten wir in jenem ermüdenden Schleichtempo durch die Alleen, das auf allen großstädtischen Promenaden üblich ist. Die Dämmerung senkte sich bereits in poetischem Blaugrau auf die Wipfel des Prado, als wir den Rückweg antraten.

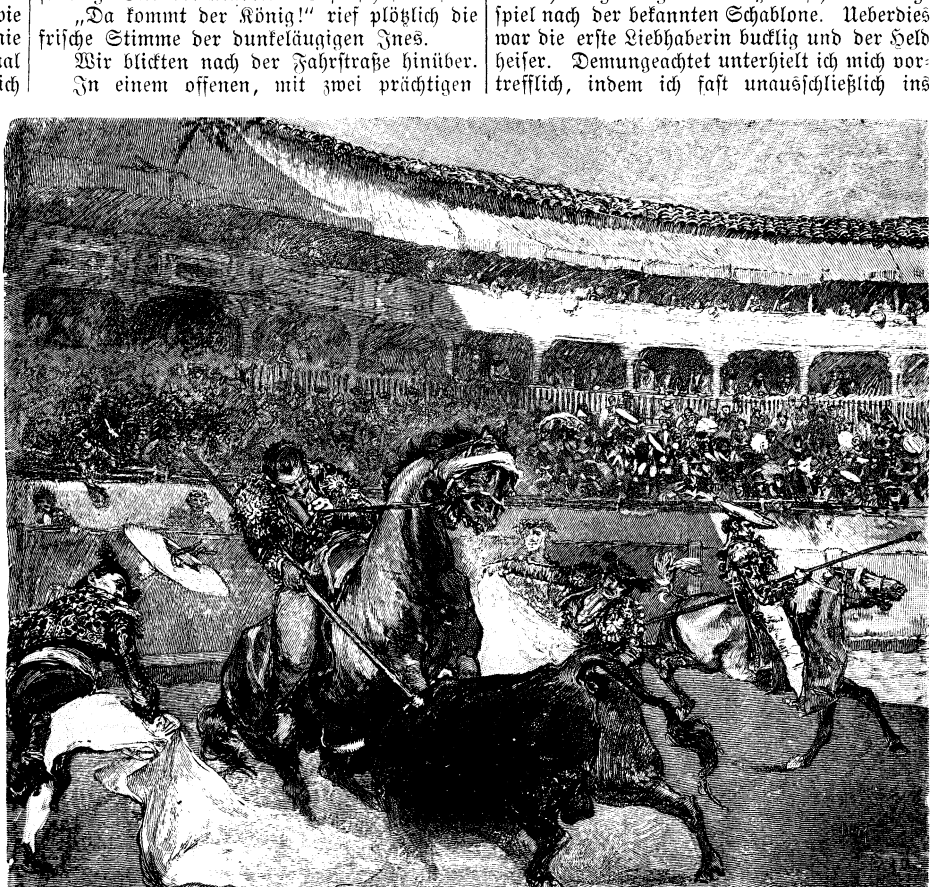
Durch die breite, baumbepflanzte Alcalastraße, die einigermaßen an den Boulevard St. Michel in Paris erinnert, erreichten wir die Puerta del Sol. Nach fünf Minuten erklommen wir die Treppen des eleganten Wohnhauses des Call del Arenal.

Die „Comida“ war gut, wiewohl durchaus nach spanischer Weise bereitet — und nach deutschen Begriffen überreichlich. Trotz des heißen Klimas liebt der Spanier eine konsistente Nahrung.

Nach beendigter Mahlzeit fuhren wir unserem Programm gemäß nach dem Zarzuela-Theater. Ich darf indes nicht verschweigen, daß die Damen zu diesem Zwecke vorher noch Toilette machten.

Die Vorstellung im Zarzuela-Theater war leidlich langweilig. Ein abgedroschenes Singspiel nach der bekannten Schablone. Ueberdies war die erste Liebhaberin bucklig und der Held heiser. Demungeachtet unterhielt ich mich vortrefflich, indem ich fast unausschließlich ins Publikum blickte.

Um halb Elf traten wir den Rückzug an. Die Vorstellung war noch nicht beendet. Es gehört hier zum guten Ton, vor dem letzten Akt aufzubrechen. Ich verabschiedete mich — ein wenig abgespannt — von der liebenswürdigen Familie. Ich hatte einen Sonntagnachmittag in Madrid genossen, wie er reicher und ereignisvoller den guten Spaniern eben nicht zu Gebote steht.



Der Angriff beim Stiergefecht.

Eine Tigerjagd.

Ich war als Superkargo mit einer französischen Handelsbrigg, der „Notre-Dame du bon Secours“ aus Marseille, in Cochinchina, als mir die Gelegenheit wurde, einer Tigerjagd beizuwohnen. Unsere Brigg hatte ihre Ladung an Wein und europäischen Waren gelöscht und sollte nun für ein Handelshaus in Saigon eine Ladung Indigo, Erdnüsse und Sesam einnehmen, welche aber noch auf einer Pflanzung in einem toten Nebenarme des Stromes lag, wohin unsere Brigg bei dem damaligen Wasserstande nicht gelangen konnte. Ich ward daher beauftragt, in Gemeinschaft mit einem der Commis des Handelshauses die Verladung jener Produkte auf die Flußschiffe zu überwachen, welche die ganze Ladung nach Saigon bringen sollten.

Der Auftrag kam mir nicht unwillkommen, denn ich bekam dadurch Gelegenheit, auch etwas von dem Inneren des Landes zu sehen, auf dessen Besitz die Franzosen einen so großen Wert legen und das allerdings an Fruchtbarkeit und reicher Vegetation seinesgleichen kaum mehr in Asien hat. Ein kleines, mit vier Chinesen bemanntes Segelboot brachte uns nach der Pflanzung, welche, ganz im Flachlande und auf den Alluvionen des Stromes gelegen, rings von dichtem Sumpfe und Urwald umgeben war, aber eine ungemeine Fruchtbarkeit verriet. Da man mir gesagt hatte, daß es in der Umgebung der Pflanzung Beau-site noch wilde Pfauen und Waldhühner und sogar noch wilde Büffel gebe, so hatten mein Begleiter und ich uns in Saigon Doppelgewehre entlehnt, um womöglich auch ein wenig zu jagen.

Beau-site liegt ganz nah an dem toten Arm des Stromes, nur wenig über der Grenze des höchsten Wasserstandes, und besteht aus zwei größeren Wohngebäuden und einigen Speichern aus Ziegeln und aus einer Reihe bescheidener Hütten aus Lehm, Rohr und Flechtwerk, worin die chinesischen Arbeiter der Pflanzung wohnen. Wir fanden eine freundliche Aufnahme bei dem Verwalter oder Directeur der Pflanzung, einem Südfranzosen, und hatten Zeit genug, die ganze Pflanzung zu besichtigen, denn die Boote, welche unsere künftige Ladung abholen sollten, blieben länger aus, als wir erwartet hatten. Auch mit der Jagd versuchten wir es, sahen uns aber bald enttäuscht, denn der Wald war so dicht, daß wir nicht in denselben eindringen konnten, und von den versprochenen Pfauen und Büffeln war nirgends eine Spur zu sehen. So mußten wir uns begnügen, auf dem Saum des Waldes einige bunte Vögel und am Ufer einige schnepfenartige und sonstige Sumpfvögel zu schießen — eine Beute, welche entschieden des Schweißes nicht wert war, den wir dabei vergossen. Ich lernte nun das satirische Lächeln verstehen, womit mir auf meine Bitte mein Landsmann M. seine Büchsflinte geliehen hatte: er wußte wohl, daß die Jagd in den Tropenländern nichts für den Europäer ist.

Wir hatten auf Beau-site eine ausgezeichnete Verpflegung: herrliches Geflügel, delikate Fische, das köstlichste tropische Obst, das ich kaum dem Namen nach kannte, und vorzügliche Cigarren von den Philippinen. Es war um Vollmondszeit, und wir beiden Gäste saßen eines Abends bis tief in die Nacht hinein mit dem Directeur und dem Buchhalter unter der Veranda bei einer Ananasbowle mit Eis in harmlosem Geplauder und genossen die weiche linde Nacht mit dem zauberischen Mondlicht und dem Glanz der südlichen Sterne. Es mochte gegen elf Uhr sein, als die Stille der Nacht plötzlich durch einen Tumult in der Richtung der Arbeiterwohnungen und ein Angstgeschrei unterbrochen wurde, das sich bis in unsere Nähe fortsetzte. „Was gibt es?“ fragten wir halb erschrocken und wurden es bald noch mehr, als wir hörten, es sei ein Tiger auf der Pflanzung eingefallen. Meine erste Regung war, meine geladene Büchsflinte zu holen und ins Freie zu eilen, und in diesem Augenblicke kamen von der anderen Seite einige chinesische Arbeiter mit Feuerbränden schreiend unter den Bäumen hervor, und ich hörte das klägliche Geschrei eines Schweines. In dieser Richtung hinausschauend, sah ich im Mondschein ein großes fahles Tier die Uferlehne hinabrennen. Rasch fuhr ich mit dem Gewehr herauf, zielte flüchtig und schoß, aber im nächsten Augenblick huschte das Tier über das mondbeschienene Wasser, und nur das klägliche Geschrei des Schweines bezeichnete die Richtung, in welcher das Tier geflohen war, von dem aber bald nichts mehr zu hören und zu sehen war, als die paar Fährten im Sande, die wir nun beim Schein der herbeigebrachten Fackeln als diejenigen eines Tigers erkannten. Der Aufseher der chinesischen Arbeiter berichtete, daß der Tiger wirklich das fetteste der Schweine aus dem Gehege geholt habe.

Auf die Frage, ob ich getroffen habe, konnte ich nur mit Achselzucken antworten. Ich hatte kein genügendes Büchsenlicht gehabt, um genau zu zielen; ich hatte aus Versehen den Schrotlauf abgeschossen, der nur mit grobem Hagel geladen war; ich war meines Schusses nicht sicher. Nachdem wir uns noch einige Zeit über den Zwischenfall unterhalten und die Aufregung sich gelegt hatte, gingen wir schlafen.

Ich befand mich in einer ungewohnten Aufregung und konnte lange nicht einschlafen, immer darüber nachgrübelnd, ob ich den Tiger getroffen habe oder nicht. Mit dem ersten Tagesgrauen war ich munter und drunten am Ufer, und wer beschreibt mein Erstaunen, als ich an einer Stelle mitten in der Fährte des Tigers eine Anzahl der dichten weißen und gelblichen Haare des Tigers bemerkte, die offenbar abgeschossen waren. Mit einem gewissen stolzen Selbstgefühl hob ich diese Haare auf und zeigte sie beim Frühstück dem Directeur und meinem Begleiter; sie konnten nicht leugnen, daß es Tigerhaare waren, daß ich getroffen habe; als ich aber davon sprach, die Fährte des Tigers zu verfolgen, um ihn zu Schusse zu bringen, lächelte der Directeur halb spöttisch und sagte: „Geben Sie sich keine vergebliche Mühe, mein Freund! solch ein Schrotschuß schädigt den Tiger nicht im mindesten, denn es gibt kein zählebigeres Tier. Der Fährte nach war der Tiger ein junges, kräftiges Tier. Er hat sein geraubtes Schwein erst in Sicherheit gebracht, dann halb verspeist und sich wohlgesättigt in das wildeste Dickicht zurückgezogen, wohin Sie ihm nicht folgen können, denn selbst für den Fall, daß Sie seine Spur auffinden würden, wird er mit erneuter Kraft bei Ihrer Annäherung weiter fliehen und Sie werden das Nachsehen haben.“

Das Hinausschleifen des Opfers

„Wird er nicht gelegentlich zurückkehren und sich aus dem Schweinegehege wieder ein Abendbrot holen,“ fragte mein Gefährte.

„Das ist sogar höchst wahrscheinlich, denn das liegt in der Art dieser Bestien,“ versetzte der Directeur. „Aber wir müssen uns dies gefallen lassen, denn wir sind solche Besuche gewohnt und haben keine scharfen Hunde auf der Pflanzung.“

„Ich denke, wir sollten doch den Versuch machen, auf den Tiger zu pirschen,“ bemerkte ich schüchtern. „Ich wenigstens habe ja Zeit genug und bin nicht ohne Hoffnung.“

„Na denn auf Ihre Gefahr, mein

. . . nur das klägliche Geschrei des Schweines bezeichnete die Richtung, in welcher das Tier geflohen war.

Freund," entgegnete der Directeur. „Da ich aber für Ihre Sicherheit verantwortlich bin und Sie nicht allein gehen lassen kann, so will ich Ihnen den Chinesen mitgeben, welcher der Jäger und Fischer der Plantage und ein leidlich zuverlässiger Bursche ist."

Das nahm ich dankend an, mein Gefährte erbot sich, mich zu begleiten, und wir traten mit Ah-schinn, dem Chinesen, sogleich unsere Streife an. Ich hatte Ah-schinn einen Napoleon versprochen, wenn er mich zu Schuß auf den Tiger bringe, und so that er sein möglichstes. Wir fanden auf dem jenseitigen Ufer die Stelle, wo der Tiger aus dem Wasser getreten war, weiterhin die Stelle, wo er seinen Raub angeschnitten und halb verzehrt hatte, dann auch die Fährte, auf welcher er sich in ein beinahe undurchdringliches Dickicht von Rohr und Sumpfpflanzen zurückgezogen hatte; aber hier mußten wir umkehren, denn die Stechfliegen fraßen uns beinahe auf.

Ziemlich enttäuscht und hoffnungslos kehrte ich nach der Plantage zurück. „Na, ich hab's ja gewußt," sagte der Directeur beim Gabelfrühstück mit einem überlegenen Lächeln. Nach der Siesta traf eines unserer Lastboote ein, dem in wenigen Stunden die drei anderen folgten, und nun begannen die ernsten Geschäfte für mich, welche mich drei Tage lang nicht mehr an meinen Tiger denken ließen.

Es war am Nachmittag des dritten Tages, als wir mit dem Verladen fertig waren. Ich schloß gerade mein Taschenbuch mit dem Aufnahmeregister, als ich Ah-schinn auf mich zukommen sah mit einer Miene, welche ich mir günstig deutete.

„Mussu," sagte er in seinem Jargon, „ich habe Tiger gesehen — er krank — du ihn noch heut schießen — komm mit, es nicht weit sein!"

„Wirklich?" rief ich elektrisiert, und im Nu war Müdigkeit und alles vergessen. Aber ein Blick auf die tiefstehende Sonne machte mich zaudern.

„Mussu Gewehr nehmen — Kugeln laden, anderer Mussu auch mitgehen — wir zurück sein, ehe Nacht ist," sagte Ah-schinn dringend.

Fünf Minuten später stiegen mein Begleiter, der Buchhalter der Plantage und ich zu dem Chinesen in den Sancpu oder Einbaum und ruderten den toten Flußarm etwa einen Kilometer weit hinan, bogen dann in einen stillen Creek ein und fuhren kaum hörbar in einen kleinen Teich hinein, welcher jenseits des Röhrichts lag, in das der Tiger sich geflüchtet hatte. An einer Stelle landeten wir mit dem Sancpu, stiegen aus und folgten mit verhaltenem Atem und pochendem Herzen in gespannter Erwartung dem Chinesen auf einem Wildpfädchen, das nur sein scharfes Auge bemerkt hätte. Nach etwa sechzig Schritten blieb Ah-schinn stehen und winkte mit der Hand. In dem Dickicht herrschte schon eine gewisse Dämmerung, an welche sich mein Auge erst gewöhnen mußte; dann sah ich einen Teil vom Rücken des Tieres am Boden liegen. „Das er! nun schießen, Mussu!" Ich zog das Gewehr an die Wange und zielte, aber meine Hand zitterte etwas vor Aufregung, und mein Herzschlag schien plötzlich stille zu stehen, als der Tiger sich auf den Vordertatzen mit einem Ruck aufrichtete und sich umsah, denn er mußte uns erst jetzt gewittert haben. Der Chinese war rasch in die Knie gesunken und hatte sich schußfertig gemacht; er winkte mir mit dem Blicke, zu schießen, und alle meine Willenskraft zu Hilfe nehmend, zielte ich ruhig hinter seine rechte Schulter und ließ brechen. Mit einem lauten, schreiartigen Knurren sprang der Tiger auf und schnappte nach der verwundeten Seite herum. Ich begriff aber, daß Gefahr auf dem Verzuge stand, denn wir waren nur vierzig Schritte voneinander entfernt, und als der Tiger nun sich ganz spitz gegen uns kehrte und nach uns umsah, zielte ich auf seinen Kopf und schoß, und im selben Augenblick schossen auch meine beiden Begleiter, und der Tiger brach zusammen. Rasch lud ich wieder, immer mit einem Auge den Tiger beobachtend, der auf der Seite lag und mit den Tatzen um sich hieb, aber vergeblich auf die Beine zu kommen sich bemühte. Ich wußte nicht, ob ich ihm noch einen Fangschuß geben sollte oder nicht, der Chinese hielt mich zurück. Nach einer Weile sah ich, wie seine Flanke sich wie mit einem tiefen Atemzug hob und senkte, wie seine Tatzen zurücksanken — er war verendet. Ah-schinn näherte sich ihm mit seinem gefällten Speer und berührte ihn. „Tot wie ein Klotz, Mussu!" rief er dann. Scheu und vorsichtig näherten wir uns, aber er war mausetot. Mein zweiter Kugelschuß hatte ihn zwischen Auge und Ohr getroffen und war tödlich gewesen. Mein Schrotschuß in jener Nacht hatte ihm ein Auge zerstört und ihn in die Brust getroffen.

Der Chinese brachte uns zunächst nach der Pflanzung zurück, um Leute zu holen, welche den Tiger hereinbrächten; beinahe alle Männer gingen jubelnd mit und staunten mich bewundernd an.

„Mein lieber Freund," sagte der Directeur lächelnd, „ich wünsche Ihnen natürlich von Herzen Glück, aber ich weiß wirklich nicht, ob Sie ein so großer Jäger sind oder . . ."

„Oder ob nicht ein blindes Schwein eine Eichel gefunden hat, meinen Sie!" ergänzte ich; „na, nehmen wir das letztere an; ich habe nichts dagegen! Das Tier ist tot, das ist die Hauptsache."

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Dorthin brachte der Häuptling die neuen Gefangenen. Während sie herbeigeschritten waren, hatte Martin zu Jemmy leise gesagt:

„Wohin wird er uns führen? Vielleicht zu meinem Vater?"

„Möglich. Aber um Gottes willen nicht merken lassen, daß Ihr ihn kennt, sonst ist alles verloren."

„Hier liegen gefangene Bleichgesichter," sagte der Häuptling. „Der ‚schwere Moccassin' kennt ihre Sprache nicht genau. Er weiß also nicht, wer sie sind. Die weißen Männer mögen zu ihnen treten, um sie zu fragen, und es mir sodann sagen."

Er führte die Vier nach dem Winkel. Jemmy, welcher wußte, daß Baumann ein geborner Deutscher war und daß der Sioux unmöglich ein Wort dieser Sprache verstehen konnte, trat rasch vor und sagte:

„Hoffentlich finden wir hier den Bärentöter Baumann. Lassen Sie sich um Gottes willen nicht merken, daß Sie Ihren Sohn kennen. Hier hinter mir steht er. Wir kamen zu Ihrer Rettung, gerieten aber selbst in die Hände der Roten, doch haben wir die Gewißheit, daß wir samt Ihnen bald wieder frei sein werden. Haben Sie den roten Schuften Ihren Namen genannt?"

Baumann antwortete nicht. Der Anblick seines Sohnes raubte ihm die Sprache. Erst nach einer Weile stieß er mühsam hervor:

„O mein Gott! Welche Wonne, und zugleich auch welches Herzeleid! Die Sioux kennen mich und auch die Namen meiner Gefährten."

„Schön! Hoffentlich werden wir hier bei Ihnen interniert. Da werden Sie alles Weitere erfahren."

Obgleich der Häuptling keine Silbe verstand, war er doch ganz Ohr. Er schien aus dem Tonfall den Inhalt der Worte erraten zu wollen. Mit scharfem Auge blickte er zwischen Baumann und dessen Sohne hin und her. Seine Beobachtung blieb erfolglos. Martin hatte sich so in der Gewalt, daß er ein ganz gleichgültiges Gesicht zeigte, obgleich der Jammer, welchen er beim Anblicke seines Vaters em-

pfand, ihm die Thränen in die Augen treiben wollte.

Der Hobble-Frank hätte fast eine Unvorsichtigkeit begangen. Es war ihm, als ob das Herz ihm brechen müsse. Er machte eine Bewegung, als ob er sich auf Baumann werfen wolle; doch der lange Davy ergriff ihn am Arme, hielt ihn zurück und warf ihm einen zornigen Blick zu.

Leider hatte der Häuptling das bemerkt. Er fragte Jemmy:

„Nun haben sie dir ihre Namen genannt?"

„Ja. Aber du weißt sie ja auch bereits."

„Ich dachte, sie hätten mich belogen. Du wirst mit deinen Gefährten auch hier bleiben."

Die bis jetzt von ihm gezeigte halbe Freundlichkeit wich aus seinem Gesichte. Er winkte die Ogallala herbei, welche mitgekommen waren. Diese leerten die Taschen der Gefangenen und legten ihnen sodann Fesseln an.

„Prächtig!" brummte Jemmy, indem er den letzten Inhalt seiner Taschen verschwinden sah. „Es ist nur zu verwundern, daß sie uns nicht auch die Kleider abnehmen. Das ist doch sonst so Rothautart."

Die neuen Gefangenen wurden zu den alten auf die Erde gelegt. Der Häuptling entfernte sich und ließ einige Wächter zurück.

Die Beklagenswerten getrauten es sich nicht, laut zu sprechen. Sie flüsterten sich, was sie sich zu sagen hatten, einander zu. Baumann, der Sohn, war gerade neben seinem Vater zu liegen gekommen, ein Umstand, welcher von beiden natürlich zum Austausche aller hier möglichen Zärtlichkeiten ausgenutzt wurde.

Nach einiger Zeit trat ein Sioux herbei, entfernte einem der früheren Gefangenen die Fesseln von den Beinen und gebot ihm, ihm zu folgen. Der Mann konnte nicht gehen. Er wankte mühsam neben dem Roten her.

„Was wird man mit ihm wollen?" fragte Baumann, so daß Jemmy es hörte.

„Den Verräter wird er machen sollen," antwortete dieser. Ein wahres Glück, daß ich und auch meine Gefährten noch nichts von der Hilfe, die wir erwarten, gesagt haben."

„Erwähnt haben Sie es aber doch."

„Das ist nicht gefährlich. Hüten wir uns, dem Manne, sofern er zurückkehrt, irgend eine wichtige Mitteilung zu machen. Wir müssen uns erst überzeugen, daß wir ihm trauen können."

Jemmy hatte ganz richtig vermutet. Der Mann war zu dem Häuptlinge geführt worden, der ihn mit finsterem Blicke empfing. Der Aermste konnte sich nicht auf den Füßen erhalten. Er mußte sich auf die Erde setzen.

„Weißt du, welches Schicksal dich erwartet?" wurde er von dem Häuptlinge gefragt.

„Ja," antwortete der Gefragte mit matter Stimme. „Ihr habt es uns doch oft genug gesagt."

„Nun, sage es auch mir!"

„Wir sollen getötet werden."

„Ja, der Tod ist euch sicher, der qualvollste Tod. Ihr sollt Martern ausstehen, wie noch niemals ein Bleichgesicht ausgestanden hat, dem Grabe zu Ehren, auf welchem ihr sterben werdet. Was würdest du geben, wenn diese Qualen dir erspart blieben?"

Der Weiße antwortete nicht.

„Wenn du dein Leben retten könntest?"

„Ist es denn zu retten?" fragte der der Mann hastig.

„Ja."

„Was muß ich da thun? Was verlangst du von mir?"

Der Gedanke, sich retten zu können, brachte seine geschwächten Lebensgeister in Aufregung. Seine Augen bekamen Glanz, und seine matt zusammengesunkene Gestalt richtete sich auf.

„Es ist ganz wenig, was ich von dir verlange," antwortete der Häuptling. „Du sollst mir einige Fragen beantworten."

„Gern, gern!" stieß der Mann freudig hervor.

„Aber du mußt die Wahrheit sagen, sonst wirst du unter verzehnfachten Qualen sterben müssen. Hast du die Hütte des Bärentöters gekannt, welche er bewohnte?"

„Ja."

„Bist du drin gewesen?"

„Ja. Wir alle fünf waren mehrere Tage bei ihm, bevor wir den Ritt in die Berge unternahmen."

„So weißt du auch, wer bei ihm wohnte?"

„Natürlich."

„So sage es."

„Er hatte seinen Sohn und — —"

Der Mann stockte. Es kam ihm doch der Gedanke, daß die Auskunft, welche man von ihm forderte, vielleicht von größter Wichtigkeit für die Betreffenden sei.

„Warum sprichst du nicht weiter?" fragte der „schwere Moccassin" in strengem Tone.

„Warum fragst du mich?"

„Hund!" fuhr der Häuptling auf. „Weißt du, was du bist? Der Wurm, den ich zertrete! Sprich noch eine einzige so freche Frage aus, so gebe ich dich meinen Kriegern als Zielscheibe ihrer Messer! Ich will das, wonach ich frage, wissen. Sagst du es mir nicht, so erfahre ich es von einem anderen!"

Der Weiße war bei diesen zornigen Worten zusammengezuckt wie ein Hund, welchem sein Herr die Peitsche zeigt. Körperlich halb tot und geistig gefoltert, hatte er nicht mehr die Kraft des Widerstandes. Er wagte nur noch die Frage:

„Und du wirst mir das Leben und die Freiheit schenken, wenn ich dir alles sage?"

„Ja. Ich habe es gesagt, und ich halte mein Wort. Also, bist du bereit, mir die volle Wahrheit einzugestehen?"

„Ja," erklärte der beklagenswerte, von dem Versprechen verblendete Mann.

„So antworte! Hat der Bärentöter einen Sohn?"

„Ja. Er heißt Martin."

„Ist es das junge Bleichgesicht, welches jetzt mit bei euch liegt?"

„Ja, er ist es."

„Uff! Die Augen des ‚schweren Moccassin' sind scharf. Kennst du auch die anderen weißen Männer?"

„Nur den einen, welcher hinkt. Er wohnte mit bei dem Bärentöter und heißt Hobble-Frank."

Der Häuptling sah eine Weile sinnend vor sich hin. Dann fragte er:

„Was du sagst, ist die Wahrheit?"

„Ja; ich kann es beschwören."

„So ist es gut. Wir sind fertig."

Der Ogallala, welcher den Weißen herbeigeholt hatte, erhielt einen Wink. Er ergriff ihn beim Arme, um ihn empor zu ziehen und fort zu führen. Da aber fragte der Weiße:

„Du hast mir das Leben und die Freiheit versprochen. Wann erhalte ich die letztere?"

Da grinste ihm das Gesicht des Häuptlings mit grimmigem Lachen entgegen.

„Du bist ein weißer Hund, dem man nicht Wort zu halten braucht," antwortete er. „Du wirst ebenso sterben wie die anderen, denn du bist — —"

Er hielt inne. Es schien ihm plötzlich ein Gedanke gekommen zu sein, denn sein Gesicht nahm einen ganz anderen, viel freundlicheren Ausdruck an, und nun fuhr er fort:

„Du hast mir zu wenig gesagt."

„Ich weiß nicht mehr."

„Das ist eine Lüge!"

„Ich kann nicht mehr sagen, als ich weiß."

„Haben die Bleichgesichter, welche vorhin gebracht wurden, mit dem Bärentöter gesprochen?"

„Ja."

„Was?"

„Ich weiß es nicht."

„Wenn du weißt, daß sie gesprochen haben, mußt du auch wissen, was geredet worden ist."

„Nein, denn sie redeten in einer Sprache, welche ich nicht verstehe, und sprachen überhaupt sehr leise."

„Weißt du nicht, wie sie mit Wohkadeh zusammengetroffen sind?"

„Ich weiß gar nicht, wer Wohkadeh ist."

„Und weißt du, ob sie sich allein in dieser Gegend befinden, oder ob noch andere Bleichgesichter vorhanden sind?"

„Auch davon weiß ich nichts."

„Nun, das ist es, was ich wissen will und was du erfahren sollst. Frage sie aus. Wenn du es erfahren kannst, so will ich dich frei geben. Du sollst uns auf dem Rückwege begleiten, und wenn wir in Gegenden kommen, wo sich Bleichgesichter befinden, werden wir dich zu ihnen bringen. Jetzt kannst du gehen; heute abend, wenn wir den Lagerplatz erreicht haben und die Bleichgesichter alle schlafen, sollst du mir erzählen, was du erfahren hast."

Der Mann wurde wieder zu seinen Mitgefangenen gebracht, an seinen Platz gelegt und an den Füßen gefesselt.

Die anderen schwiegen, und auch er verhielt sich still. Es war ihm gar nicht wohl zu Mute. Er war ein ganz braver Kerl. Wenn er über das Verhalten des Häuptlings nachdachte, erschien es ihm als gar nicht sehr wahrscheinlich, daß derselbe sein Wort halten werde. Er begann einzusehen, daß er sich hatte überlisten lassen. Er hätte gar nichts sagen sollen. Je länger er nachdachte, desto mehr sah er ein, daß er dem „schweren Moccassin" nicht trauen dürfe, und daß es seine Pflicht sei, Baumann zu sagen, was er mit dem Häuptling gesprochen habe.

Der Bärentöter kam ihm zuvor. Als eine lange Weile vergangen war, fragte er:

„Nun, Master, Ihr verhaltet Euch so schweigsam! Es versteht sich ganz von selbst, daß wir gespannt sind, zu erfahren, was man von Euch gewollt hat, bei wem waret Ihr?"

„Beim Häuptling."

„Konnte es mir denken. Was wünschte er denn von Euch?"

„Ich will es Euch aufrichtig sagen. Er wollte wissen, wer Martin und Frank seien, und ich sagte es ihm, weil er mir die Freiheit versprach."

„O weh! Das war eine Dummheit, wie Ihr sie größer gar nicht machen konntet. Also Ihr habt es ihm gesagt. Wie steht es aber nun mit der Freiheit?"

„Die soll ich erst erhalten, wenn ich noch erfahren habe, wie die anderen Masters mit einem gewissen Wohkadeh zusammengetroffen sind, und ob sich noch mehrere Weiße hier in der Gegend befinden."

„So! Und Ihr glaubt, daß der Kerl sein Versprechen halten wird?"

„Nein. Nachdem ich über die Sache nachgedacht habe, bin ich der Ueberzeugung, daß er mich betrügen will."

„Daran thut Ihr klug. Und weil Ihr so aufrichtig seid, wollen wir Euch die Dummheit verzeihen. Uebrigens dürft Ihr nicht meinen, daß Ihr uns hättet aushorchen können. Wir ahnten, was Ihr bei dem Häuptlinge solltet und hätten uns gegen Euch gewiß sehr schweigsam verhalten."

„Was aber soll ich antworten, wenn er mich wieder fragt?"

„Das will ich Euch sagen," antwortete Jemmy. „Ihr sagt, daß wir Wohkadeh gerettet haben, als er bei den Schoschonen gefangen war, und mit ihm hierher geritten sind, um ihn sicher zu den Seinigen zu bringen. Andere Weiße als wir sind nicht da. Ueberhaupt haben wir außer uns selbst weder einen weißen noch einen roten Menschen gesehen. Das ist die ganze Antwort, die Ihr gebt. Und wenn er Euch doch übertölpeln will, so geht nicht auf den Leim. Von uns habt Ihr viel eher Rettung zu erwarten als von ihm."

„Wie so?"

„Da fragt Ihr mich für jetzt zu viel. Vielleicht gewinne ich so viel Vertrauen zu Euch, daß ich Euch recht bald eine angenehme Mitteilung mache."

Damit war die Angelegenheit einstweilen zur Ruhe gesprochen.

Die Gefangenen hatten nicht den freien Gebrauch ihrer Glieder. Ihre einzige Bewegung bestand darin, daß sie sich von der einen Seite auf die andere wälzen konnten. Das benutzte Jemmy, um neben Baumann zu liegen zu kommen. Es gelang ihm, und als er nun rechts und Martin links von dem Bärentöter lagen, konnten sie diesem alles erzählen und ihm auch ihre Hoffnung mitteilen, daß die jetzige Gefangenschaft nur eine kurze sein werde.

Indessen hatte der Häuptling die hervorragendsten seiner Krieger zu sich rufen und sodann Wohkadeh holen lassen. Als der letztere in die Hofabteilung trat, in welcher sich die Sioux befanden, saßen sie in einem Halbkreise, dessen Mitte der Häuptling einnahm. Der Gefangene mußte sich ihnen gegenüberstellen. Zu seinen beiden Seiten nahmen zwei Wächter Platz, welche ihre Messer in den Händen hatten.

Dieser letztere Umstand war für Wohkadeh höchst bedenklich. Es war aus demselben zu ersehen, daß sich seine Angelegenheit für ihn verschlimmert habe. Dennoch aber sah er dem Verhöre in aller Ruhe entgegen.

Nachdem die Augen der Anwesenden ihn mit finsteren Blicken eine Weile beobachtet hatten, begann der Häuptling:

„Wohkadeh mag nun erzählen, was er seit dem Augenblicke, an welchem er uns verließ, erlebt hat."

Wohkadeh folgte der Aufforderung. Er brachte das Märchen vor, daß er von den Schoschonen bemerkt und gefangen genommen worden, von den gefangenen Weißen aber befreit worden sei. Er erzählte das möglichst im Tone der Wahrheit, mußte aber doch bemerken, daß man ihm keinen Glauben schenkte.

Als er geendet hatte, verlor niemand ein Wort darüber, ob man ihm glaube oder nicht. Der Häuptling fragte:

„Und wer sind diese vier Bleichgesichter?"

Wohkadeh nannte zunächst Jemmys und Davys Namen und stellte es als eine Ehre für die Sioux hin, daß so berühmte Jäger zu ihnen gekommen seien.

„Und die beiden anderen?"

Diese Frage brachte Wohkadeh freilich nicht in Verlegenheit. Er hatte sich bereits überlegt, was er sagen solle. Er nannte Franks Namen und gab Martin für den Sohn desselben aus. Der Häuptling zuckte mit keiner Miene, fragte aber:

„Hat Wohkadeh vielleicht erfahren, daß der Bärentöter einen Sohn hat, welcher Martin heißt?"

„Nein."

„Und daß bei ihm ein Mann wohnt, welcher Hobble-Frank genannt wird?"

„Nein!"

Er behielt seine äußere Ruhe bei, obgleich er jetzt innerlich überzeugt war, daß sein Spiel nun ein verlorenes sei. Jetzt aber donnerte der Häuptling los:

„Wohkadeh ist ein Hund, ein Verräter, ein stinkender Wolf! Warum lügt er noch? Denkt er vielleicht, wir wissen nicht, daß Frank und der Sohn des Bärenjägers sich als Gefangene bei uns befinden? Wohkadeh hat diese beiden und auch die anderen herbeigeholt, um die Gefangenen zu retten. Er soll nun auch ihr Schicksal teilen. Die Versammlung wird heute am Lagerfeuer beraten, welch eines Todes er sterben soll. Jetzt aber mag er so fest gebunden werden, daß die Riemen sein Fleisch durchschneiden!"

Er wurde fortgeführt und wirklich so fest geschnürt, daß er hätte laut aufschreien mögen. Nach kurzer Zeit band man ihn aufs Pferd, denn es sollte aufgebrochen werden.

Dasselbe geschah auch mit den anderen Gefangenen, doch kam er nicht in die Nähe derselben, sondern er wurde fern von ihnen gehalten und bekam zwei Krieger als besondere Bedeckung.

Es war traurig anzusehen, wie armselig und matt Baumann und seine fünf Schicksalsgenossen in ihren Fesseln zu Pferde saßen. Wären sie nicht mit den Füßen angebunden gewesen, so wären sie vor Erschöpfung von den Tieren gestürzt.

Davy flüsterte darüber seinem Jemmy einige mitleidige Worte zu. Der Dicke antwortete:

„Nur kurze Zeit Geduld, Alter! Ich müßte mich sehr irren, wenn Old Shatterhand nicht bereits in unserer Nähe wäre. Was wir erst jetzt eingesehen haben, nämlich daß wir die schrecklichsten Dummköpfe sind, das hat er jedenfalls bereits heute früh gewußt. Jedenfalls kommt er uns mit einer Anzahl Roter nach, und da habe ich denn gesorgt, daß er auf unsere Fährte kommt."

„Wieso?"

„Schau her! Ich habe mir da einen Fetzen vom Pelz gerissen und mit Hilfe der Zähne in kleine Stückchen zerzaust. Da drin, wo wir gelegen haben, habe ich ein solches Stückchen zurückgelassen, und während des Rittes werde ich von Zeit zu Zeit eins fallen lassen. Sie bleiben liegen, denn es geht kein Wind. Kommt Old Shatterhand nach diesem verteufelten Gebäude, so findet er ganz gewiß das Pelzstückchen, und wie ich ihn kenne, wird er sofort wissen, daß in dieser Sommerhitze nur der dicke Jemmy mit einem Pelze dort gewesen sein kann. Er wird weiter suchen, die anderen Stücke finden und also erfahren, welche Richtung wir eingeschlagen haben. Das ist für ihn mehr als genug."

Der Zug der Sioux folgte nicht der Richtung des Flusses. Für sie wäre das ein Umweg gewesen. Sie ritten nach den Höhen zu, welche den Namen „Elefantenrücken" tragen, und wendeten sich dann in gerader Richtung nach der langgezogenen Höhenfolge, welche die Wasserscheide zwischen dem Atlantischen Oceane und dem Stillen Meere bildet.

Der dicke Jemmy hatte nicht ganz unrecht vermutet, als er meinte, daß Old Shatterhand sich vielleicht bereits in der Nähe befinde. Die Sioux waren kaum drei Viertelstunden hinter den Höhen verschwunden, so kam er mit seinen Schoschonen und Upsarocas von Norden her geritten, ganz genau auf der Linie, welche

die Pferde der fünf Deserteure gegangen waren.

Er ritt mit dem Häuptlingssohne der Schoschonen und dem Medizinmanne der Upsarocas voran. Sein Auge hing fest an der Erde. Ihm entging nicht das Mindeste, was darauf deuten konnte, daß hier Menschen geritten seien. Und in Wahrheit hatte er sich seit heute früh nicht für einen einzigen kurzen Augenblick über die Spur der Fünf in Zweifel befunden.

Beim Anblicke des scheinbaren Bauwerkes stutzte er zunächst, doch antwortete er auf eine Frage des Medizinmannes sogleich:

„Ich besinne mich. Das ist kein Haus, sondern ein Felsen. Ich bin bereits drin gewesen, und es sollte mich wundern, wenn diejenigen, welche wir suchen, nicht auch hineingegangen wären, um sich den Ort zu betrachten. Es ist — — alle Teufel!"

Er sprang, indem er diesen Ruf ausstieß, vom Pferde und begann, den harten Basaltfelsen zu untersuchen. Es war genau die Stelle, wo seine Richtung auf die Richtung, welche die Sioux eingeschlagen hatten, traf.

„Hier sind viele Leute geritten, und zwar vor kaum einer Stunde," sagte er. „Ich will nicht befürchten, daß es die Sioux gewesen sind! Und doch, wer soll sonst als sie in solcher Zahl hier gewesen sein! Das Haus kommt mir verdächtig vor. Teilen wir uns, um es zu umringen."

(Fortsetzung folgt.)

Wer hat den Anker erfunden?

Wer hat den Anker erfunden? — Das wißt ihr wohl nicht und weiß es wahrscheinlich niemand. Aber ich weiß, daß, lange bevor der Mensch auf den glücklichen Gedanken gekommen ist, ein so nützliches und wichtiges Instrument zu ersinnen, dasselbe längst, seit Jahrtausenden im Grunde der Gewässer vorhanden war, sowohl in den Tiefen des Meeres als der Teiche und Seen. Gewisse Süßwasserpflanzen und Meertiere sind die Wesen, welche sich, seit sie entstanden, des Ankers zu denselben Zwecken bedient haben, wie der Mensch bei der Schiffahrt; sie, könnte man meinen, haben den Anker erfunden.

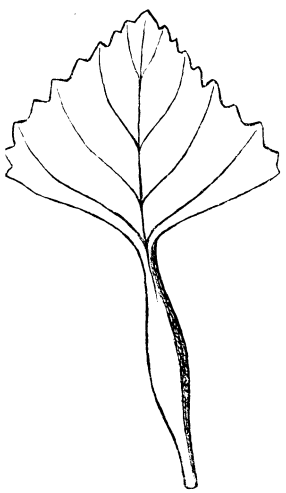


Fig. 1.

Wer von euch in Gegenden zu Hause ist, wo es Teiche oder Seen gibt, oder auf seinen Ferienreisen in solche kommt, der gebe doch acht, ob er nicht auf dem Spiegel des Wassers neben den großen Blättern und den schönen weißen oder gelben Blumen der Seerosen auch Blätterrosetten von fast rhombischem Umriß schwimmen sieht, die aus gestielten Blättern bestehen, deren ebenfalls rhombische, an den beiden Vorderrändern grob und unregelmäßig gezähnte Spreite der Oberfläche des Wassers angedrückt ist (Fig. 1, nat. Gr.). Das ist eine solche Ankerpflanze, nämlich die Wassernuß (Trapa nataus). Freilich wächst diese sonderbare Pflanze nicht überall, aber in manchen Gegenden ist sie so häufig, daß ihre Blattrosetten ganze Strecken des Wasserspiegels der Teiche oder Seen bedecken, z. B. um Moritzburg in Sachsen. Wenn ihr eine solche Blattrosette emporhebt, da werdet ihr bemerken, daß dieselbe an einem bindfadenartigen Stengel hängt. Da letzterer bis auf den Grund des Wassers hinabreicht, so kann er je nach dessen Tiefe einen, zwei und mehr Meter lang sein. Zieht ihr langsam und behutsam und besteht der Grund des Gewässers aus weichem Schlamme, so werdet ihr mit dem Ende des Stengels einen harten schwarzen Körper herausziehen, der einem vierarmigen Anker gleicht, nur daß bei demselben bloß zwei Arme aufwärts, die anderen beiden abwärts gekrümmt sind (Fig. 2 und 3 von der Seite, 4 von oben gesehen, nat. Gr.). Das ist die Frucht der Pflanze, d. h. die des vergangenen Jahres, die eigentliche Wassernuß, welche, bevor sie keimt, einen eßbaren, mandelartigen Kern in ihrer harten Schale birgt und deshalb in Gegenden, wo die Pflanze häufig wächst, bisweilen auf den Markt gebracht wird.

Die Wassernuß blüht im Sommer, aber niemand sieht es den kleinen weißen Blüten an, die zwischen den Blattstielen in der Mitte der Rosette sitzen, daß aus ihnen eine so große und wunderbar gestaltete Frucht hervorgeht. Sobald letztere ausgewachsen und reif geworden ist, d. h. im Herbst, löst sie sich los und sinkt, da sie schwerer als Wasser ist, auf dessen Grund hinab, wo sie sich in den Schlamm einhakt und nun den ganzen Winter hindurch anscheinend tot liegen bleibt. Sobald aber der Frühling gekommen, fängt das in ihr schlummernde Leben sich zu regen an. Der Scheitel der Frucht öffnet sich und hervor tritt ein Keim, welcher sich verlängernd zum Stengel wird, der dem Licht entgegenstrebend sich rasch bis zur Oberfläche des Wassers verlängert. Hier, an seinem oberen Ende, entwickelt er aus seiner Knospe die Blattrosette, welche nun wie ein Schiff oder Floß regelrecht vor Anker liegt, denn der Stengel dient ihr als Ankertau. Wird das Wasser durch Stürme heftig aufgeregt, so kann es, geradeso wie bei einem vor Anker liegenden Schiffe vorkommen, daß die Pflanze von ihrem Anker losgerissen wird und nun

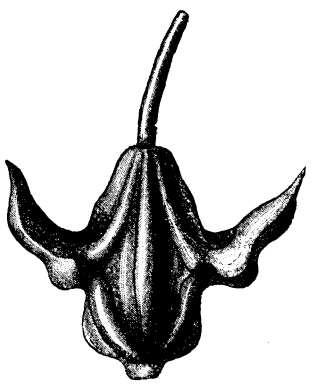


Fig. 2.

frei auf dem Wasser schwimmt, gezwungen, der Wellenbewegung desselben willenlos zu folgen. Sie kann da in Gefahr kommen, an das Ufer gespült zu werden, also zu stranden. Noch sei bemerkt, daß die Blattrosette, die an und für sich etwas schwerer wie Wasser ist, durch die Blattstiele schwimmend erhalten wird, denn diese, welche etwas aufgetrieben zu sein pflegen, sind hohl, dienen daher als Schwimmblasen. Das Losgerissenwerden thut übrigens dem Leben der Pflanze keinen Eintrag, denn der Ankernuß, deren nahrungsreicher Kern während des Keimens und des Emporwachsens des Stengels gänzlich ausgesogen worden, vermag sie ebensowenig Nahrung zu entnehmen, als dem Schlamme des Grundes, da die Nuß keine Wurzeln treibt. Ja, wie und wovon ernährt sich denn da die Pflanze? werdet ihr mit Recht fragen. Beim Herausziehen des Stengels aus dem Wasser werdet ihr an dessen zahlreichen Knoten grüne oder auch rot gefärbte, frei in das Wasser hinabhängende Gebilde bemerkt haben, welche genau wie zerschlissene Vogelfedern gestaltet sind und bis über 10 cm Länge erreichen. Diese überaus zierlichen Gebilde sind die Wurzeln, welche aus den Achseln kleiner, bald verschwindender, an den Stengelknoten sitzender Schuppen (Niederblätter) entspringen. Mittels derselben saugt die Pflanze die im Wasser befindlichen und gelösten Mineralstoffe auf, deren sie bedarf. Die eigentlichen, auf dem Wasserspiegel schwimmenden Blätter dagegen dienen ihr dazu, die für ihr Leben nötige Kohlensäure der Luft zu entnehmen, denn deren obere, der Luft zugekehrte Fläche ist mit zahllosen,

nur durch das Mikroskop wahrnehmbaren Löcherchen (sogenannten Spaltöffnungen) versehen, durch welche die stets in der Luft enthaltene Kohlensäure in das Blatt eindringen kann. — Unsere durch fast ganz Europa verbreitete Wassernuß ist nicht die einzige Art der Gattung Trapa (welche zu der Familie der Nachtkerzengewächse, Onagraveen, oder nach dem Linnéschen System, da ihre Blüten 4 Staubgefäße

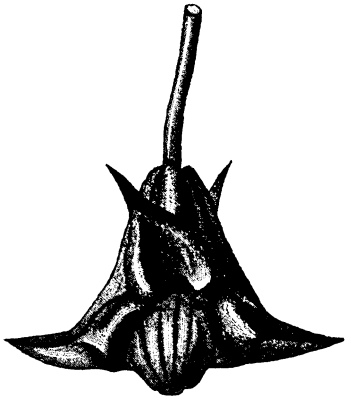


Fig. 3.

und einen Griffel besitzen, zur ersten Ordnung der vierten Klasse, Monandria Monogynia, gehört). In den wärmeren Ländern Asiens gibt es noch andere Arten. So wächst z. B. in den Gewässern des südlichen China eine der unserigen Pflanze sehr ähnliche Wassernuß, deren Früchte unter dem Namen „Ling" massenhaft auf die Märkte gebracht werden, da sie ein beliebtes Nahrungsmittel der niederen Volksklassen bilden. Bei dieser Art hat die Nuß bloß zwei und zwar aufwärts gekrümmte Arme, weshalb sie den Namen T. Bicornis erhielt. Diese Wassernuß gleicht also einem zweiarmigen Anker.

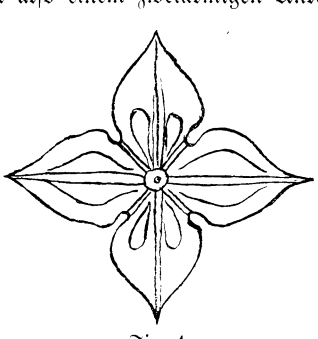


Fig. 4.

Aber viel vollkommenere zweiarmige Anker, Gebilde, die Schiffsankern so ähnlich sind, wie ein Ei dem anderen, finden wir bei einer in der Tiefe des Indischen Meeres lebenden Gattung wurmförmiger Tiere, nur sind deren Anker so klein, daß sie bei Anwendung einer hundertfachen Linienvergrößerung unter dem Mikroskop erst so groß erscheinen, wie in Fig. 5 unserer Illustration. Dergleichen mikroskopische Ankerchen und zwar Tausende ragen aus der Haut der verschiedenen Arten der Gattung Synapta hervor, welche man nach der Form ihres Körpers Seewalzen genannt hat. Diese sonderbaren Tiere gehören keineswegs zu den Würmern, sondern zu den Stachelhäutern (Echinodermata), welche, wie ihr wohl wissen werdet, eine Abteilung der Strahltiere (Radiata) bilden, obwohl sie keinen strahlig geformten Körper wie die bekannten Seesterne besitzen. Während letztere, wie auch die Seeigel, gepanzert sind, haben die Synepten eine nackte lederartige Haut. Dennoch fühlt sich diese scheinbar glatte Haut rauh an und das rührt von den unzähligen kleinen Ankerchen her, welche aus ihr hervorragen. Diese sind auch in die Haut eingebettete, zierlich durchlöcherte Plättchen (Fig. 6), beweglich befestigt und zwar an den Querbügel am schmäleren Ende. Sowohl die Platten als die Anker bestehen aus Kalk und sind wasserhell durchsichtig. Diese Ankerchen dienen den Seewalzen beim wurmartigen Fortgleiten ihres Körpers zum Stützen und Anklammern. Wären die Synepten allgemein verbreitet und große Tiere mit etwa zolllangen Ankern, so müßte man wirklich annehmen, daß sie dem Menschen das Vorbild zu dem Schiffsanker geliefert hätten. Es gibt bei Planzen und Tieren noch andere Gebilde, welche mit Gerätschaften der Menschen Aehnlichkeit haben, aber eine so frappante Gleichheit der Gestaltung, wie zwischen den Heftwerkzeugen der Seewalzen und dem zweiarmigen Schiffsanker dürfte kaum noch einmal vorkommen.

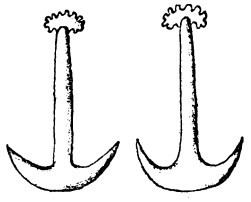


Fig. 5.

Fig. 6.

Eine gute Lehre.

Rodolfo of Lamerino, einstiger Gouverneur von Bologna, befand sich eines abends in Gesellschaft gelehrter Männer. Man diskurierte über verschiedenes, unter anderem sprach einer dieser Herren seine Mißbilligung darüber aus, daß so viele Reiche ihre Liebhaberei darin fänden, ihren Stolz darein setzten, kostbare Steine zu kaufen und zu sammeln, es sei das ebenso nutzlos als thöricht. Rodolfo pflichtete dieser Ansicht bei und erzählte, daß bei seinem Besuche beim Herzog von Anjou dieser ihn in seine Schatzkammer geführt habe, in welcher Kostbarkeiten aller Art, darunter Perlen, Diamanten, Saphire von hohem Werte aufbewahrt wurden. Nachdem Rodolfo alles besichtigt, hatte er gefragt, welches der Wert dieser Sammlung sei und wieviel sie eintrage. „Nun", lautete die Erwiderung, „der Wert ist ein enormer, aber einbringen thun die Steine nichts." Hierauf sagte Rodolfo: „Ich will Euch zwei Steine zeigen, nur zehn Gulden wert, die mir aber im Jahr mehr als 200 Gulden eintragen," und als der Herzog seine Verwunderung äußerte und neugierig diese Steine zu sehen verlangte, führte ihn Rodolfo auf eine Mühle, die er hatte bauen lassen, und auf die beiden Mühlsteine deutend sagte er: „Dieses sind die Steine, welche Eure Juwelen und Perlen an Nutzen und Wert übertreffen."

Gut gedeutet.

Im Jahre 1534 lieh der jugendliche Landgraf Philipp von Hessen, in der Geschichte „Der Großmütige" genannt, dem durch einen Aufstand aus seinen Erblanden vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg kräftigen Beistand, seinen fürstlichen Freund wieder in dessen eigentümliche Rechte einzusetzen. Allein der zähe Widerstand, dem die hessischen Söldner unter der Führung des jungen Fürsten begegneten, machte ihren Eifer für eine fremde Sache lässig, zumal da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Herzog Ulrichs Anhänger im Lande, mit denen sich Philipp zu gemeinschaftlichem Handeln vereinigen wollte, bereits eine schwere Niederlage erlitten. — Nicht mit Unrecht konnte der Landgraf ein gleiches Schicksal fürchten, da sich ein größerer Haufen Aufständischer seinem Zuge entgegengestellt hatte und täglich ein Angriff zu gewärtigen war. — Der hohe Führer befand sich bei der Vorhut, die langsam den Neckar aufwärts zog. — Ein Fischerboot, von zwei kräftigen Gesellen bemannt, glitt vom günstigen Wind getrieben auf dem Wasser dem Kriegszug entgegen. Die Insassen waren zweifellos Anhänger des Herrn Ulrich, denn sie riefen seinen Helfern lauten Gruß herüber. — Landgraf Philipp hielt sein Pferd an: „Wißt ihr vom Feind?" rief er zum Schiff, — die Hand als Schallrohr an den Mund legend, — „wo steht er?"

„Laufen!" tönte es, von der Windrichtung begünstigt, zurück, — und stromabwärts trieb das Fahrzeug weiter.

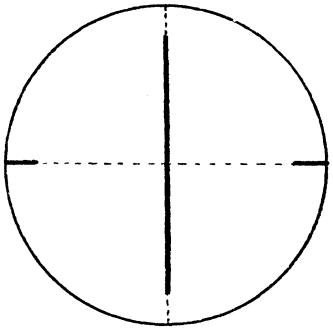
Nur zu wohl hatte der junge Fürst verstanden; — Laufen war eine kleine Stadt am Neckar und wenige Stunden von jenem Punkt entfernt, aber der von allen gehörte Ruf konnte der Sache, die er führte, von hohem Nutzen sein. — „Hört ihr's?" rief er sich umwendend mit lauter Stimme seinen Leuten zu, — „des Ulrichs Freunde sind uns zuvorgekommen, die Feinde laufen; wir werden ihnen den Weg abschneiden, und die Hessen werden zeigen, daß man sie nicht zum Spott ins Land gerufen."

„Sie laufen!" — mit einem Schlage hatte das verhängnisvolle Wort die Stimmung im Hessenheer geändert; man drängte sich an den Feind zu kommen, um dem Bundesgenossen nicht alle Kriegsehre allein zu überlassen, — und als die aufständischen Scharen nun wirklich in der Nähe des Städchens Laufen sich den Anziehenden entgegenstellten, ging es mit unwiderstehlicher Tapferkeit auf den überlegenen Feind. Ein vollständiger Sieg war in kurzer Zeit erfochten, und nicht lange dauerte es, bis durch gleiche Erfolge Herzog Ulrich sich für immer in dem Besitz seiner Staaten gesichert halten konnte.

Der Windball.

Ein sehr hübsches Spielzeug, welches sich jeder unserer jungen Freunde leicht selbst herstellen kann, ist der Windball. Man schneidet aus steifem Kartonpapier,

1

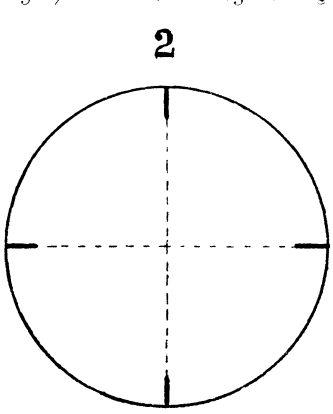


wozu die Deckel alter Schreibhefte verwendet werden können, drei gleich große, runde Scheiben, von je 10 cm Durchmesser. Um jede Scheibe zieht man einen Rand von 1 cm Breite und durch den Mittelpunkt zwei senkrecht aufeinander stehende Linien. Diese durchschneidet man an den dick gezeichneten Stellen mit einem scharfen Messer. Nun steckt man Scheibe 2 durch Scheibe 1 so, daß sie senkrecht zu einander stehen, darüber streift man Scheibe 3 bis zur Mitte und der Windball ist fertig. Dieser rollt, in den Wind auf die Erde gelegt, mit großer Schnelligkeit dahin und überspringt selbst größere Steine und dergleichen.

Wildheuer.

Auf schwindlichten Pfaden, über gähnenden Abgründen schreiten sie gemessenen Schrittes und offenen Auges einher, die wetterharten, kreuzbraven Söhne der Berge, schwer beladen mit den kärglichen Gaben, welche ihre kräftige Faust der hier zur Stiefmutter gewordenen Natur abgerungen. Aber trotz aller Entbehrungen und Mühseligkeiten, die jahraus jahrein ihrer warten, sind diese Leute zufrieden mit ihrem Lose und dem Schöpfer dankbar für das Wenige, das er ihnen beschert. Anhänglichkeit an die Berge der Heimat

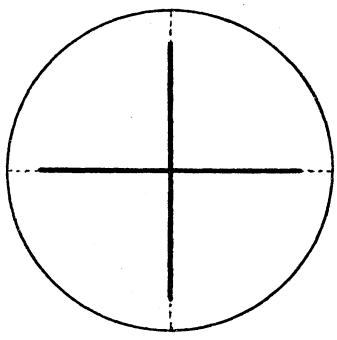
2



und lebhafter Sinn für ein gemütliches Familienleben ist ihnen eigen; kein größeres Glück kennt der Vater, als wenn er des Abends im Kreise der Seinen am heimischen Herde zuweilen beim Klang der Zither fröhliche Weisen erschallen lassen kann. Freilich ist des Wildheuers Leben und Tod nahe beieinander. Nicht umsonst ist der Abschied von den Angehörigen vor dem Aufstiege inniger und herzlicher denn sonst; ein einziger Fehltritt und Mutter und Kinder werden den Vater des Abends vergeblich erwarten.

Es war am 11. August 1871. Schon in frühester Morgenstunde hatten sich die beiden Brüder Seiler von Ulrichen, einem Dörflein im Kanton Wallis, von ihrer Lagerstatt erhoben, um auf den benachbarten Bergriesen Wildheu zu sammeln. Mit Ausdauer und Gewandtheit gab sich das wackere Brüderpaar der Arbeit hin und hatten ihre helle Freude zu sehen, welcher reiche Segen ihrem Schaffen erwuchs. Ein entsetzliches Geschick sollte den einen der beiden Brüder, Christian Seiler, ereilen. Unversehens glitt er hart am Rande eines Abgrundes aus und stürzte kopfüber in die gähnende Tiefe. Obgleich der andere Bruder beflügelten Fußes nach Ulrichen eilte, um Hilfe herbeizuholen, gelang es doch erst nach unendlichen Anstrengungen und unter Einsetzung von Menschenleben die entseelte Hülle des beliebten jungen Mannes aufzufinden und heraufzuschaffen. — Wer erinnerte sich

3



nicht unwillkürlich an die Unglücksfälle der jüngsten Tage? Gewiß hat keiner meiner jungen Freunde die Botschaft ohne Teilnahme vernommen, daß sieben Touristen, welche die Jungfrau des Berner Oberlands ohne Führer zu besteigen wagten, sämtlich auf schreckliche Weise ihr Leben einbüßen mußten. Memento mori!

Von einer Schlange umstrickt.

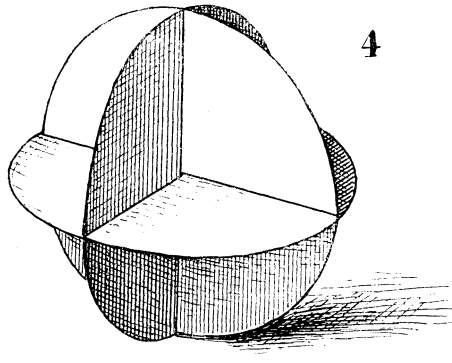
Ich hatte einen schnellen Sprung über ein kleines Gewässer gemacht und fiel, mit dem Fuße über einen schlüpfrigen Gegenstand gleitend, zu Boden. Bevor ich mich wieder zu erheben vermochte, fühlte ich, wie sich etwas um meinen Körper wand und mich hin und her rollte; ich befand mich in den Umschlingungen einer Boa constrictor. Ich wurde von ihr so dicht und so schnell zusammengeschnürt, daß mir nur Zeit blieb um Hilfe zu schreien und meine Arme emporzuheben. Letzteres that ich, um die Schlange von meinem Halse fern zu halten. Ich hörte das Ungeheuer zischen und fühlte, wie sich sein Kopf an meinem Gesicht hin- und herbewegte; sehen konnte ich nichts, der Schreck hatte mich im Augenblick der Sehkraft beraubt. Bereits fühlte ich, wie sich meine Rippen unter der furchtbaren Umstrickung bogen, und ich hielt mich für rettungslos verloren.

Da vernahm ich mit unaussprechlicher Freude die Stimme eines meiner Reisegefährten, der mit Hilfe seines scharfen Jagdmessers den Kopf der Schlange von deren Körper trennte. Aber selbst der abgetrennte Teil der Schlange hielt mich noch in seiner Umschlingung fest, bis er an mehreren Stellen durchschnitten war. Erst dann fühlte ich eine hinlängliche Erleichterung, konnte aber weder stehen noch sprechen.

Glücklicherweise war Wasser in der Nähe, in dem man mich baden und wieder zur Besinnung bringen konnte. Obschon ich keine besonderen Verletzungen hatte, so mußte ich doch mehrere Tage das Zelt hüten. Der Gestank, der entweder von dem Atem der Schlange oder von den Ausflüssen bei ihrem Zerschneiden ausging, war wahrhaft erstickend und trug nicht wenig zur Steigerung meines Unwohlseins bei.

Die Länge der Schlange, soweit wir sie nach ihrer Zerstückelung zu schätzen vermochten, betrug wenigstens 5 m und der dickste Teil von ihr hatte 24 cm im

4



Umfang. Bekanntlich ist die Boa constrictor nicht giftig, allein ich brauchte lange Zeit, mich von dem entsetzlichen Eindruck, den dies Abenteuer auf mich gemacht hatte, einigermaßen zu erholen; ein gewisses Grauen ist mir geblieben. Nicht allein der Anblick, sondern auch die bloße Erwähnung von Schlangen macht mich schaudern. Nach Jahren noch verfolgen mich Schlangen in meinen Träumen, so daß ich im Schlafe laut aufschreien muß.

Cicero.

Cicero.

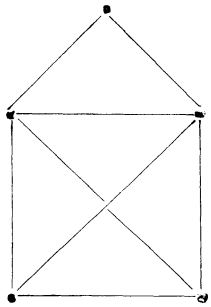
Cicero, Marcus Tullius, geboren 106 v. Chr., Sohn eines römischen Ritters, arbeitete sich vermöge seines Genies bis zur Geistesebenbürtigkeit eines Cato, Cäsar und Pompejus empor. Er ist berühmt als Redner und Schriftsteller. 76 wurde er Quästor, 70 Aedil, 66 Prätor, 63 erster Konsul. Als solcher vereitelte er die Verschwörung des Catilina. Angefeindet wegen der Hinrichtung der Catilinarier, begab er sich freiwillig ins Exil, hatte aber die Genugthuung, schon nach 16 Monaten zurückgerufen zu werden. Später wurde er Statthalter von Kilikien, bekämpfte siegreich die Parther, flocht neue Lorbeeren in seinen Ruhmeskranz. Anfangs 49 kehrte er nach Rom zurück. Sein Ruhm war, daß die Feinde des Staates auch seine Feinde waren. Sein Leben war geteilt zwischen Stürmen, Arbeit, Erfolg und Unglück. Er hatte fortwährend mit Haß, Neid und Eifersucht zu kämpfen. Ein schöner und ergreifender Zug war's, daß Cicero bei seiner Rückkehr aus der selbstgewählten Verbannung die Götter des Kapitols, welche er während seines Konsulates vor den Flammen bewahrt und den Senat, den er dem Joch und der Dienstbarkeit entrissen hatte, anrief und, zugleich auf seinen geschmähten Namen, seine in Aschenhaufen verwandelten Häuser, seine zerstörten Denkmäler, auf die Trümmer seiner Paläste hinlobte sich gerne, auch bei gleichgültigeren Anlässen. Man hat ihn darüber getadelt, tadelt ihn heute noch. Es gibt Charaktere, zusammengesetzt aus einem Gemisch von Größe und Schwäche. Viele zählen Cicero zu dieser Gattung. Er war in hohem Grade tugendhaft, aber vorsichtig, bedächtig, abwechselnd tapfer und zaghaft, vaterlandsliebend, aber, die Gefahr fürchtend, mit mehr Geistesgröße als Mut und Entschlossenheit begabt. Man kann sagen: er war von Charakter schwach, aus Ueberlegung und Nachdenken groß und stark.

In einem Jahrhundert der Verbrecher war er sittenrein, während der Anarchie war er ein Verteidiger der Gesetze, ein Republikaner unter den Großen, die sich das Recht streitig machten, Unterdrücker zu sein. Er regierte und rettete Rom und nachdem er 60 Jahre die Interessen des Staates getreulich gewahrt, inmitten der Unmenge von Geschäften die Philosophie und Redekunst gepflegt hatte, weisend, an die Stunde erinnerte, wo das Volk ihn zum Vater des Vaterlandes proklamiert hatte! Wer möchte es ihm verargen, daß er in diesem Augenblick von seinen Wohlthaten sprach, an das erinnerte, was er für sein Volk gethan, in einem solchen Augenblick, wo sich die Seele gegen die Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Menschen aufbäumt und gleichsam über sich selbst erhebt, durch die Größe und Erhabenheit des Unglücks.

Cicero, das muß zugegeben werden, wurde er auf Verlangen des Antonius von den Triumvirn geächtet. — Bald nachher fand er sein Ende durch Mörderhand. Ein Mann, dem er Protektor, ja ein Vater gewesen war, verkaufte sein Blut, ein anderer, dessen Leben er gerettet — wurde sein Mörder.

Rhetorische Schriften sind: „Rhetorica s. de inventione". „De oratore", der Dialog „Brutus s. de claris oratoribus" etc. Philosophische Schriften: „De republica", „De legibus" etc. Plutarch schrieb eine Biographie des Cicero.

Rätsel.



Führ' die obige Figur
Aus in einem Zuge nur,
Gib sodann ein „u" der Spitze,
Das den Wert von „und" besitze;
Uebrig sind der Ecken vier,
Schmücke sie nach deinem Witze
Mit gewicht'ger Zeichen Zier,
Deren jedes nett und rund
Wiegen soll ein halbes Pfund. —

Folgt nun deines Blickes Flug
Treu dem ausgeführten Zug,
Stellt ein seltsam Götterpaar
Alsbald deinem Blick sich dar:
Sie im alten Griechenland,
Unsern Ahnen er bekannt.

Auflösung des Rätsels in Nr. 31.

Angeln.

Auflösung des Rebus in Nr. 31.

Geheimer Kabinettsrat.

Auflösung des Buchstabenrätsels in Nr. 31.

Leopard — Leopold.

Fragen und Antworten.

Alfr. v. Z. in **G.** Junger Freund! Das läßt sich so genau nicht sagen.

W. H. in **J.** Unter der Bezeichnung „flüssiger Leim" werden sehr verschiedenartig zusammengesetzte Produkte verkauft, bei welchen tierischer Leim oft nicht vorhanden ist. Der bisher derartig beste im Handel erschienene ist unter dem Namen „Syndetikon" oder Fischleim bekannt und besteht dessen Klebestoff wahrscheinlich zum größten Teile aus Hausenblase. Mit demselben kann sogar Holz und Glas dauerhaft gekittet werden. Leider ist die Zusammensetzung dieses patentierten Produktes unbekannt. Einen einfachen, billigen, flüssigen Leim, welcher für gewöhnliche Zwecke ausreichende Klebekraft besitzt, erhält man durch Zusammenmischen von 4 Teilen Gummi arabikum und 1 Teil Kölnerleim, welche man vorher in ziemlich starker Konsistenz mit Wasser gelöst hat, worauf noch in erwärmtem Zustande 2 Teile Dextrin, gelöst in 5 Teilen Wasser, und 1 Teil Alkohol hinzugerührt werden. Zur Verhütung von Schimmelbildung wird schließlich noch etwas weniges reine Karbolsäure oder Salicylsäure hinzugegeben. — Hast Du die nachgelieferten Nummern erhalten?

H. B. Obertertianer, in **E.** Um Schleifpapier zu bereiten, überstreicht man ziemlich dickes, glattes Packpapier mit einer starken, möglichst heißen Leimschichte, siebt eine Lage fein gekörnten Sand, oder noch besser

gestoßenes Glas darüber und überrollt dieses unter starkem Andrücken mit einer Holzwalze. Nach dem Trocknen des Leimes wird der Sand- oder Glasüberschuß vom Papiere abgeklopft. Sand- und Glaspapiere bekommt man übrigens in feineren und gröberen Sorten in jeder Eisenwarenhandlung derart billig zu kaufen, daß sich deren Bereitung im kleinen wirklich nicht lohnt. — Das Absägen einer Glasflasche ist wohl nicht buchstäblich zu nehmen und erfordert auch eine ziemliche Geschicklichkeit. Die unverläßlichste Methode besteht darin, daß man eine um die herzustellende Bruchstelle angelegte Schnur so lange an den Enden hin- und herzieht, bis sich das Glas erhitzt, worauf es dann schnell mit Wasser begossen oder in letzterem untergetaucht wird; das Glas springt dann an der Bruchstelle auseinander. Sicherer geht man aber folgenderart vor. Mit einem Glaserdiamante oder einem Feuersteine wird an der abzutrennenden Stelle eine schmale Kerbe eingeritzt, hart an dieser ein weicher, geradliniger Pappestreifen um die Flasche zu einem Ringe gebogen und an diesem entlang mit einer glühenden Sprengkohle ein Kreis gezogen, dessen Anfangs- und Endpunkt sich genau berühren müssen. Ein hierauf am Abbruchsteil mittels eines Holzstückes geführter schwacher Schlag bewirkt anstandslos die Trennung beider Teile. Die Sprengkohle ist in jeder Apotheke erhältlich, wird am Kerzenlichte oder an einer anderen Flamme an der Spitze glühend gemacht und bei der Verwendung in diesem Zustande durch Anblasen erhalten. Bei dem Absprengen sollen sich stets zwei Personen beteiligen, von welcher die eine das Glas in richtiger, horizontaler Lage erhält und auch hierbei die nötige Drehung besorgt und die zweite das Ziehen der Linie mit der Kohle vornimmt. — Erwidern den Gruß bestens.

B. H. in **Diedenhofen.** Du hast ein Aquarium, welches aber keinen Abzug hat. „Wie könnte ich nun" — fragst Du — „ein Loch in das Aquarium bohren, um einen Abzug zu erhalten?" — Wäre es nicht viel einfacher, zum Abflusse des Wassers an unauffälliger Stelle einen Gummischlauch als Hebel anzubringen, welcher durch einen Quetschhahn, oder auch durch Abschnüren mit einem Bindfaden derart reguliert werden könnte, daß dem Aquarium nur die geeignete Wassermenge entzogen würde? Das Glasbohren erfordert besondere Uebung und Sorgfalt. Unter mehrerlei Methoden ist nachfolgende die sicherste und beste. Man benutzt hierzu eine kleine, runde, sogen. Rattenschwanzfeile, welche bei einem Uhrmacher oder auch in einer Werkzeughandlung erhältlich ist. Von derselben wird die Spitze mittels einer scharfen, kleinen Kneipzange derart abgezwickt, daß die Bruchstelle einen ungefähren Durchmesser von 2 bis 3 mm mißt. Hierauf wird die Feile so kurz als möglich mit der rechten Hand gehalten, so daß der Bruchrand knapp am Daumen liegt, in schiefer Richtung auf die zu durchbohrende Stelle des Glases gesetzt und mittes der Feile das Drehen in schraubenförmiger Windung vorgenommen. Lasse Dich nun aber ja nicht verleiten, um das Bohren zu beschleunigen, hierbei einen größeren Druck ausüben zu wollen, da sonst das Glas leicht zerspringen würde und Du Dich verletzen könntest! Sowohl die Feile wie auch die Bohrstelle müssen fleißig mit Terpentinöl benetzt werden. Ist das Bohren soweit vorgeschritten, daß die Feilspitze durchdringt und soll die Oeffnung noch erweitert werden, so wird die Drehung nur mehr nach links hinüber fortgesetzt, bis die Feile an ihrem größten Durchmesser durchgedrungen ist. Größeres Ausweiten wird hierauf durch das Ausfeilen auf gewöhnliche Art vorgenommen, wobei jedoch darauf zu achten ist, daß die Oeffnung die Kreisform beibehalte. Ist die Feile am Vorderende abgestumpft, so wird ein weiteres Stückchen derselben mit dem Kneipzängelchen abgezwickt. Selbstverständlich sollen die Bohrversuche vorerst so lange an wertlosen Glasstückchen vorgenommen werden, bis die nötige Uebung erreicht ist, um seiner Sache sicher zu sein. — Um eine Glasröhre fest und wasserdicht einzufügen, schiebt man in die vorgebohrte Oeffnung ein ungefähr 2 cm langes passendes Kautschukschlauchstückchen, welches sehr stramm passen muß, und dreht dann in dasselbe erst das mit Oel oder Fett bestrichene Glasröhrchen vorsichtig hinein. — Nun willst Du auch noch eine Grotte aus Tuffsteinstückchen und Fische!? Felsengrotten aus Tuffstein können von jeder größeren Glaswarenhandlung bezogen werden, ebenso die fraglichen Fische. Hoffentlich werden wir im „G. K." für eine genaue Anleitung zur Herstellung von Tuffsteingrotten bald Raum gewinnen.

F. S. in **R.** Wir können Dir die gewünschte Auskunft über die englischen Genealogien raumeshalber leider nicht geben. Verschaffe Dir den Gothaischen Hofkalender. In diesem findest Du alles. — Schwaneberger. — Was ist darunter zu verstehen, wenn der Fächer nicht gar so „stückerigg" sein soll? Dieses Deutsch ist uns unbekannt.

Wladimir F. in **Agram.** Ueber den Taffetistoff haben wir bereits an andere Adresse geantwortet. Lesen Sie doch die Antworten der letzten Nummer nach. — Afghanistanische Marken? Das wird umsonst sein; sie sind im Tausch nicht zu erhalten, sondern nur gegen Kasse. Das Stück kostet 2 bis 10 fl. — Gruß!

J. D. in **Agram.** Ob es patagonische Briefmarken gibt? Nein.

Otto Fr. in **Dorpat.** **Alb. K.** in **Halle** a. S. Jawohl, Lösungen richtig!

Josef B. in **Graz.** Wir werden das gewünschte Portrait gelegentlich bringen. Augenblicklich haben wir zu wenig Raum. Uebrigens wird demnächst eine dieses Gebiet berührende interessante Reisebeschreibung erscheinen.

A. in **Anhalt.** Der Totenkopfschwärmer hat seinen Herrn bereits gefunden. Danken schön.

Hans E. in **Magdeburg.** So — der „G. K." macht Entdeckungsreisen zu machen, schadet übrigens Eueren jugendlichen Köpfen ganz und gar nicht. Nur flott erfunden!

K. K. jun. in **Wien** schreibt: „Kameraden! Wer von Euch wäre geneigt, mit mir eine kleinere, aber schön und gut erhaltene Käfer- und Schmetterlingssammlung, z. B. gegen ein Buch, umzutauschen? Adresse durch die Redaktion des „G. K.", Korrespondenz und Umtausch direkt." — Ueber die Reliefs des betreffenden Denkmals gibt Ihnen jeder Wiener „Fremdenführer" Auskunft.

F. S. in **Frankfurt** a. O. Recht gerne! Darüber gibt die im Verlage von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin, Kochstraße 68 — 70, erscheinende Broschüre: „Aufnahmebestimmungen und Lehrplan des Königlichen Kadettencorps", Auskunft bis in die kleinsten Details. Jede Buchhandlung besorgt das Heftchen.

H. S. in **Charl.** Danken für den interessanten Aufsatz. — Den Autograph des Fürsten Bismarck haben Sie doch wohl nicht übersehen? — Sie schreiben uns ferner: „Ich möchte dem „G. K." aber auch eine kleine Geschichte aus der Schule erzählen. In Quarta lesen wir doch den Cornelius Nepos; da kommt im 5. Kap. Miltiades (§ 3) folgende Stelle vor: ‚namque arbores multis locis erant rarae', und das übersetzte einer meiner Mitschüler: ‚Denn an vielen Orten waren an den Bäumen Frösche!' Natürlich brach die ganze Klasse in schallendes Gelächter aus." Und daran that sie recht; in einem solchen Fall muß man lachen oder — heulen.

Ludwig A. in **Kreuznach.** Du frägst, wie man Briefmarken, die leicht abfärben von den Couverts loslöst? Es färben nur Rußland, Rußland Levante, Bulgarien und die jetzigen deutschen Reichsmarken leicht ab, doch können dieselben die wenigen Minuten, welche zur Loslösung erforderlich sind, ganz gut im Wasser liegen, ohne Schaden zu nehmen.

Heinr. D. in **Lehe.** Du frägst nach Bedeutung und Herkommen der Briefmarken: „Institut Hamburger Boten H. Scheerenbeck", und „Hamburg, Institut Hamburger Boten". — Es existierten in den fünfziger und sechziger Jahren in Hamburg ähnliche Institute wie die heutigen deutschen Privatpostanstalten, welche den Stadtbriefverkehr in Hamburg selbst und auch nach Altona besorgten, gleichfalls Pakete. Diese Institute gaben die bezeichneten Marken zur Frankierung der Briefe und Pakete aus. Die jetzt im Handel vorkommenden sogen. Hamburger Botenmarken sind Neudrucke; die Originale sind selten.

P. Donnd. in **Stuttgart.** Du schickst uns von 6 ausgeschlüpften Exemplaren einen Trauermantel mit nur „4 Beinen". Diese Naturerscheinung haben wir allerdings noch nie beobachtet, aber für so sehr „imposant" (wie Du schreibst) können wir sie doch nicht halten. Warum sollten nicht, wie bei den anderen Tiergeschlechtern, so auch bei den Insekten, speciell den Schmetterlingen, Verkrüppelungen, Mißbildungen, kurz „Mißgeburten" vorkommen? Namentlich bei selbstgezogenen Schmetterlingen — die im Raupenkasten ja nie die Bedingungen ihres Daseins so haben, wie in freier Natur — sind uns im Laufe der Jahre mancherlei Verkrüppelungen und Verkümmerungen vorgekommen. Deine 6 Trauermäntel mit je nur 4 (statt 6) Beinen haben jedenfalls auch so eine Verkümmerung erlitten. Anders können wir uns die Sache nicht erklären. Wer darüber die sicherste Auskunft geben könnte, ist Professor Dr. Landois in Münster (Westfalen). Vielleicht thut er's, wenn Du ihn unter Einsendung eines der betreffenden Falter höflich darum bittest.

Paul Gerich in **Helsingfors.** Danken schön für das Experiment. — Du bist ein Tausendsassa! Du schreibst: „Auf einem Baume saßen fünf Krähen. Ein vorüberziehender Jäger gab einen Schuß auf sie ab, traf eine — wie viel blieben nun noch Krähen auf dem Baume sitzen?" — Ha ha! die wären schön dumm gewesen. — Dein anderes Rätsel ist, wenngleich es ebenfalls ein Methusalemsalter aufzuweisen hat, gar nicht übel: „Zwei Väter und zwei Söhne zogen auf die Jagd, sie schossen drei Hasen und teilten sich so in diese Jagdbeute, daß jeder der Jäger einen ganzen Hasen erhielt. Wie ging das zu?" —

(Die Jäger waren: Vater, Sohn und Enkel.)

Wer will von unserem jungen Kameraden in Finnland finnische Briefmarken eintauschen?

Seht nur an den bösen Peter,
Aepfel „schnippsen" das versteht er;

Nicht genug ist's mit dem Naschen,
Füllt sich auch noch Schurz und Taschen!

Doch das Unglück schreitet schnelle,
Schon ist Nachbar „Klapps" zur Stelle.

Und in seinem höchsten Zoren,
Schüttelt er des Peters Ohren —

Daß sie wie der Aepfel Wangen,
In dem schönsten Hochrot prangen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 33. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Mut, Glaube an sich, an das eigene Herz und sein edles Streben ist die Grundlage, die Kraft der sittlichen Freiheit.

Herm. Geist.

Verstiegen.

(Schluß.)

Oswald erschrak heftig. Sollte der Unbesonnene allein gewagt haben —

Er starrte die gewaltige Felsmasse an, ohne eine Spur des Vermißten zu entdecken. Die Entfernung war zu groß.

Unter den Reisegerätschaften befand sich, vom sorgsamen Vater eingepackt, ein gutes Fernrohr. Mit dem beschloß er, den Berg abzusuchen; hätte er es nur erst glücklich und unbemerkt in Händen gehabt! Aber es gelang ihm nicht, der Aufmerksamkeit der Mutter zu entgehen, so leise er auch ins Zimmer trat. Ihre erste Frage war: „Was suchst du?“ und ihre zweite: „Wo ist Max?“

Da mußte er denn mit der Sprache heraus, und Frau Fuhr geriet sofort in große Aufregung, die sich in Klagen und Vorwürfen Luft machte. „Es ist ja noch nicht gewiß, Mutter,“ wandte Oswald ein, doch das half nicht viel. Mit fieberhafter Hast wurde das Fernrohr auseinander gezogen und hier und dorthin auf den Berg gerichtet, der jetzt so dräuend und furchtbar vor ihnen lag, als wollte er über sie stürzen.

Lange suchten sie, abwechselnd durchschauend, umsonst. Endlich rief die Mutter: „Ich hab' ihn! Barmherziger Gott, der arme Jung' ist wirklich oben — ich seh' seine rote Mütze —“

„Jawohl, und die Botanisierbüchse,“ setzte Oswald, der ihre Stelle eingenommen hatte, als sie weinend zurückgetreten war, mit gedämpfter Stimme hinzu. Es war ein seltsam aufregender Anblick, so deutlich und scheinbar nah, und doch so fern! in schwindelnder Höhe, dem Zuruf und der Hilfe entrückt, dies liebe, arme Menschenkind, das so langsam vorwärts kroch, wie ein müdes Käferlein einen rauhrindigen Baumstamm hinauf.

„Laß mich!“ rief die Mutter und drängte Oswald weg. „O Gott, ich seh' ihn nicht mehr — ist er schon —? Nein, da kommt er wieder zum Vorschein. Max! Max!“

Inzwischen waren auch mehrere Hausgenossen hinzugetreten, unter ihnen der Wirt selbst. Er sah auch durch das Fern-

Edelweiß-Pflücken

glas und schüttelte bedenklich den grauen Kopf, dann flüsterte er rasch einem kleinen Jungen etwas zu, der wie ein Pfeil davonschoß.

„Ist es denn wirklich so sehr — sehr gefährlich?“ wandte sich Frau Fuhr an ihren Hausherrn. „Kann man durchaus nicht von hier aus auf den Gipfel gelangen?“

„O ja. Bin selbst in meinen jungen Jahren mehrmals oben gewesen.“ Er beschrieb den Weg und deutete mit dem Finger die einzuhaltende Richtung an. Gespannt hörte Oswald zu. „Aber es bleibt ein Wagestück. Hoffentlich kehrt der junge Herr um; noch wär's Zeit.“

„Das thut er nicht, solange er mit Hand und Fuß noch weiter kann. Dafür kenn' ich ihn.“

„Wenn er sich dann nur links hält! Es ist etwas weiter und anfangs mühsamer, aber gefahrloser.“ Er sah wieder durchs Glas. „Nein! Ich fürchtete es wohl. Er geht rechts.“

„O helfen Sie! Retten Sie ihn!“

„Ich bin zu alt und steif.“

„Ihre Leute —“

„Mein Uli ist leider mit den Pferden fort, der einzige, der ihm nachsteigen könnte. Aber ich hab' schon ins Dorf geschickt.“

„Das dauert zu lang!“

„Nun, er wird auch wohl müde. Wir müssen das Beste hoffen, daß er umkehrt oder ausruht, daß er gar nicht bis zur roten Wand gelangt —“

„Und wenn doch?“

Der Alte zuckte die Achseln. „Da wird's schlimm. Da muß man sehr sicher auf den Füßen sein, sonst —“

„Hörst du, Oswald?“ rief die gequälte Mutter außer sich. „Wie konntest du ihn nur aus den Augen lassen? Dir hatt' ich ihn anvertraut und anempfohlen, aber du hast dein Buch lieber als deinen Bruder; du hast nie ein rechtes Herz für ihn gehabt — wenn er umkommt, so bist du sein Mörder!“

Sie wußte selbst kaum, was sie redete, und klagte und jammerte in maßloser Leidenschaft weiter, bis eine wohlthätige Ohnmacht sie eine Weile dem Bewußtsein entrückte. Mit gesenktem Blick, hochrot, aber schweigend hatte Oswald alles über sich ergehen lassen. Als seine Mutter wieder zu sich kam, war er verschwunden.

Wir können im Geiste leichter dem verwegenen Max nachgehen, als es seinen Angehörigen in Wirklichkeit möglich war. Der wilde Junge hatte, nachdem er seinen Bruder im Zorn verlassen, rasch entschlossen sich mit dem Nötigsten versehen und allein auf den Weg gemacht, ohne die schlummernde Mutter zu wecken. „Was ist dabei?“ dachte er. „Ich hab' Nägel in den Schuhen, Brot und Wein in der Trommel, den Alpstock in der Hand, scharfe Augen und gelenke Glieder. Ich kann klettern und springen, über Mauern und Balken gehen, ja über ein dickes Tau; ich werd' auch mit diesem Berge fertig. In einer guten Stunde oder höchstens in anderthalb bin ich oben. Von Schwindel weiß ich nichts. Was wird der Große sich wundern, der überkluge Bücherwurm! Es wandert sich ja ganz vortrefflich. Daheim hab' ich schon schroffere Abhänge erstiegen.“

Noch ging freilich alles gut. Niemand begegnete ihm, und das war ihm lieb. Ein Mädchen, das, am Boden kauernd, Gras absichelte, blickte verwundert zu ihm auf. Ein Ziegenhirt rief ihm bald darauf aus einiger Entfernung laut etwas zu, das er nicht recht verstand und gar nicht beachtete. Dann stieß er auf keinen Menschen mehr. Der Anstieg wurde beschwerlicher, er mußte seinen Schritt mäßigen, der Schweiß brach ihm aus. „Ein Drittel, jedenfalls ein gutes Viertel des Weges hab' ich schon,“ tröstete er sich und machte, auf einer schmalen, fast ebenen Stufe angekommen, einmal Halt.

Er trocknete seine heiße Stirn und wandte sich um. Dieser Rückblick war entzückend. Tief unter ihm lag, klein und niedlich wie ein Kinderspielzeug, das Schweizerhaus mit dem steinbeschwerten, vorspringenden Dach und der hübschen Galerie; dahinter der See, hier weiter zu überschauen als im Thal, und jenseits ragten über die schon recht ansehnlichen Vorberge, von denen sie unten verdeckt wurden, ferne stolze Gipfel empor, weiß und glänzend, wie aus Marmor gehauen, mit ewigem Schnee bedeckt. „Hurra!“ jubelte Max. „Darauf trink' ich einmal; ich hab' einen Schluck redlich verdient. Wenn ich gar nicht weiter käme: das allein wär' der Mühe wert.“ Hätte er sich nur daran genügen lassen! „Aber wie schön wird es erst droben sein!“ fuhr er in seinen Gedanken fort. „Weiter! Nun seh' ich mich eine geschlagene halbe Stunde lang nicht mehr um, desto größer wird nachher die Ueberraschung.“ Mit frischem Eifer kletterte er weiter, denn allmählich muß man dies Wort auf seine Bewegung anwenden. Von irgend einer Spur von Weg war längst keine Rede mehr. Er ging im Zickzack, wie sich's eben am besten machte, zog sich einmal an der bloßliegenden Wurzel einer Zwergtanne einen jähen Felsen hinan, fand auf kurze Strecke wieder bessere Bahn und arbeitete sich unverdrossen mit Hand und Fuß vorwärts. Es war mühsam, gewiß! auch an gewissen Stellen durchaus nicht unbedenklich, aber jede glücklich überwundene Schwierigkeit belebte aufs neue seine Hoffnung, den Gipfel, dem er sich schon merkbar genähert hatte, endlich vollends zu erreichen. Das Wetter blieb günstig, der Himmel fast wolkenlos, und der Lufthauch sehr sanft. Wenn Max einmal stille stand, so merkte er alsbald, daß es hier schon durchaus nicht so warm wie im Thale war.

Schon seit einiger Zeit hatte er mit Mißbehagen eine rötliche Felswand betrachtet, die, in ziemlicher Ausdehnung und scheinbar fast senkrecht vor ihm aufsteigend, ihm den Weg gänzlich zu versperren schien. Und sie zu umgehen, hätte sehr viel Zeit gekostet, wenn es überhaupt möglich war. Aber als Max endlich dicht vor ihr stand und sie genauer untersuchen konnte, atmete er erleichtert auf. Denn ein schmaler Grat lief schräg die Wand hinan, freilich steil, aber, zum Beginne wenigstens, für einen gewandten und beherzten Bergsteiger wohl gangbar.

„Das sah von weitem 'mal wieder schlimmer aus als in der Nähe!“ meinte Max, und stieg nach kurzer Pause munter weiter.

Sein Pfad war nicht nur schmal, sondern auch uneben und schlüpfrig und an einigen Stellen sehr unangenehm. Dann erbreiterte er sich ein wenig. Dann hörte er plötzlich ganz auf. Vergeblich spähte Max rechts und links nach oben, umsonst ging er mehrmals auf der Fläche, die so groß wie eine lange Tischplatte war, hin und her: hier konnte er nicht höher kommen. Und als er sich unmutig umwandte, da faßte ihn Entsetzen: so jäh stürzte der tückische Fels dort ab. Er begriff es nicht, wie er jemals hinauf gelangt war.

Es ist ein gewaltiger Unterschied, hinaufzuklettern oder hinunter; das hatte er schon einmal auf einem dicken und hohen Kirschbaum gemerkt, aber längst wieder vergessen. Jetzt wurde er plötzlich daran erinnert, und hier war alles so viel gefährlicher!

Er setzte sich nieder, um auszuruhen und sich zu besinnen. Was half ihm die Aussicht, so großartig sie auch war? Um genießen und bewundern zu können, muß man in Ruhe und Sicherheit sein. Noch immer konnte er das Haus sehen, das er so leichtsinnig verlassen hatte. Ob man ihn dort vermißte? sich um ihn ängstigte? ihm Leute nachschickte? Aber heimlich hatte er sich weggeschlichen, keiner wußte, wohin er sich gewandt. Noch stand die Sonne hoch am Himmel, aber wann es nun dunkel wurde, die Müdigkeit, der Schlaf ihn übermannte — Sterben, noch so jung! Elend umkommen in dieser Wildnis! Die liebe Mutter! Der gute Oswald, der nun doch recht behalten, dessen treue Warnung er mit schnödem Hohn zurückgewiesen hatte! „Aber wenn ich heil wieder hinunterkomme,“ so gelobte er sich, „dann soll's anders werden!“

Dieser gute Entschluß schien ihm neue Kraft zu verleihen, wie dies jede edle Regung thut. Sein Blick hatte sich schon etwas an die Schrecken des Abgrundes gewöhnt. „Wo man hinauf gestiegen ist, da muß man doch auch wieder hinunter können,“ redete er sich zu und stand auf. Behutsam, mit dem Fuße tastend, ehe er ihn fest aufsetzte, den Blick so viel wie möglich nach der Bergseite gewandt, trat er den Rückweg an. Es ging langsam und mühsam, aber es ging. Zwar schauderte er, so oft unter seinem sichernden Fuß, den er dann schleunigst zurückzog, ein Stein in die Tiefe kollerte; zwar warf er sich zweimal ratlos zur Seite und umklammerte den Fels, daß die Finger ihm bluteten, aber Schritt um Schritt ver-

ringerte er die gefährliche Höhe; schon lag das Schlimmste hinter ihm, noch eine kurze Strecke, und er war am Fuße der roten Wand angelangt, da glitt er, vielleicht schon wieder zu kühn geworden, plötzlich aus und rutschte und rutschte, bis eine vorspringende Klippe, an die er unsanft anprallte, ihm Einhalt that.

Einige Augenblicke blieb er regungslos liegen, zu Tode erschrocken. Dann wagte er, den Oberkörper langsam zu erheben. Er besah und befühlte sich, und prüfte die Glieder. Seine Kleider hatten notgelitten, stellenweise auch seine Haut, aber gebrochen, ernstlich verletzt war nichts, Gott sei Dank! Doch damit hatte seine Freude auch ein Ende. Denn als er sich vorsichtig erhob und Umschau hielt, da ward er sich mit Grausen bewußt, daß er wieder auf einen Raum von wenig Fuß im Geviert gebannt war. Nach vorn stürzte die Klippe, über deren Rand er sich schaudernd neigte, unermeßlich tief ab; die Strecke aber, die er hinuntergerutscht war, durfte er nicht wagen, zurückzuklettern, da er beim geringsten Fehltritte wieder ausgleiten und dann über den Vorsprung wegrollen konnte, der ihn dies eine Mal gerettet hatte. Ja, er war wieder gefangen, schlimmer daran, als oben, denn diesmal traf der Trost nicht zu: „Wo ein Weg hinführt, da führt derselbe auch zurück."

Wie verwünschte er jetzt seine Thorheit! Wie beneidete er den Geier, der mit ausgebreiteten Flügeln ruhig über dem Abgrund schwebte! Wie sehnsüchtig blickte er in das sichere Thal, das scheinbar so nahe, und doch unerreichbar vor ihm lag! Er rief um Hilfe, so laut er vermochte, aber nicht einmal ein Widerhall gab ihm Antwort. Dann weinte er eine Zeitlang bitterlich. Er dachte an seinen Namensvetter, Kaiser Max auf der Martinswand, und sah vergeblich nach einem rettenden Engel aus. Er betete. Dann erhob er seine Stimme wieder und schickte einen Hilferuf nach dem anderen weit hinaus, bis er sich fast heiser geschrieen hatte.

So schlich eine geraume Zeit hin. Immer tiefer sank seine Hoffnung; er war der Verzweiflung nahe. „Dieser heimtückische Berg! Frei und stolz hebt er seine Stirn zum Himmel, offen breitet er seine Seiten im Tageslichte aus, und doch hält er für den harmlosen Wanderer gleichsam Leimruten und Fallen bereit. Kein Verbrecher in Kerkersnacht, kein Bergmann, im finstern Schacht verschüttet, ist mehr gefangen, als ich hier in lichter Höh', von der reinsten Luft umspielt. Ich bin mitten in der schönen hellen Welt, und gehöre doch kaum noch zu ihr. Wie zum Hohne zeigt sie mir, eh' ich verhungere und verkomme, ihr lächelndes Angesicht." So dachte der arme Junge, und dann schrie und tobte, dann horchte und wartete er wieder. Da, endlich, meinte er aus weiter Ferne einen Ruf zu vernehmen. „Max! Max!" Mit aller Kraft erwiderte er denselben durch: „Hier! hier!" und lauschte dann gespannt. Ja, es war keine Täuschung; schon klang es deutlicher, er antwortete mit neuem Lebensmut; die holde Stimme kam näher und näher, und jetzt bog um die Ecke über ihm, wo er früher selbst gegangen war, der Engel, den ihm Gott auf sein Flehen gesandt — „Oswald!" rief er und brach in Thränen aus vor Rührung und Freude.

„Du armer Kerl! Aber wie bist du denn dahin gelangt?"

„Herunter gekollert, und kann jetzt nicht wieder hinauf!"

„Geduld! Ruhig Blut! Nur einen Augenblick Geduld!"

Vorsorglich hatte Oswald ein starkes Seil mitgebracht; er band das eine Ende sich selbst um den Leib und warf das andere dem Bruder zu: „Binde dich fest, Max — aber ordentlich, hörst du? nimm dir Zeit! — So, und nun mit Gott aufwärts! Nicht umgeschaut! Ich halt', ich helf'! Langsam — vorsichtig!"

Auf Händen und Füßen, heiß und blutig, halb kletternd, halb gezogen, kam der Knabe über die jähe Stelle weg. Sein Erstes oben war, daß er den treuen Bruder wortlos in die Arme schloß, so fest und innig, wie man in der Todesangst des Ertrinkens einen rettenden Balken umklammern mag; dann ließ er, stöhnend und erschöpft, sich zu Boden gleiten: „Ach," rief er verzagend, „es hilft alles nicht. Wir sind beide verloren. Wie sollen wir jemals dort hinunter kommen, wo ich mit aller Mühe kaum herauf gekommen bin? und das geht viel leichter; ich hab' jetzt den Unterschied gemerkt. Wir sind beide verloren, und alles durch meine Schuld. So kurz die Strecke aussieht bis zum Hause drunten, wir legen sie nie mit heilen Knochen zurück!"

„Ja, es ist schwer und gefährlich," erwiderte Oswald ernst und nachdenklich. Angstvoll, gespannt blickte Max zu ihm auf: er hatte vielleicht trotz alledem vom „Großen" einigen Trost erwartet. Und der kam denn auch nachträglich, Gott sei Dank!

„Gebrochen hast du nichts?"

„Nein."

„Auch den Fuß nicht verstaucht?"

„Nein — aber —"

„Du kannst noch ein paar Stunden wandern?"

„Gewiß, aber was hast du vor?"

„Dann iß einen Bissen Brot und ruhe dich derweilen aus. Will's Gott, so geht alles gut, und zugleich wird dein Wunsch erfüllt. Hast recht: steil hinan geht immerhin besser, als steil hinab. Darum steigen wir gar nicht wieder auf dieser Seite ins Thal, sondern immer höher — ich weiß ungefähr den bequemsten Weg, vom Wirte — ganz auf den Gamskopel hinauf, und dann auf der Westseite, wo er sich viel gelinder abdacht, gemächlich nach Steinau hinab!"

* * *

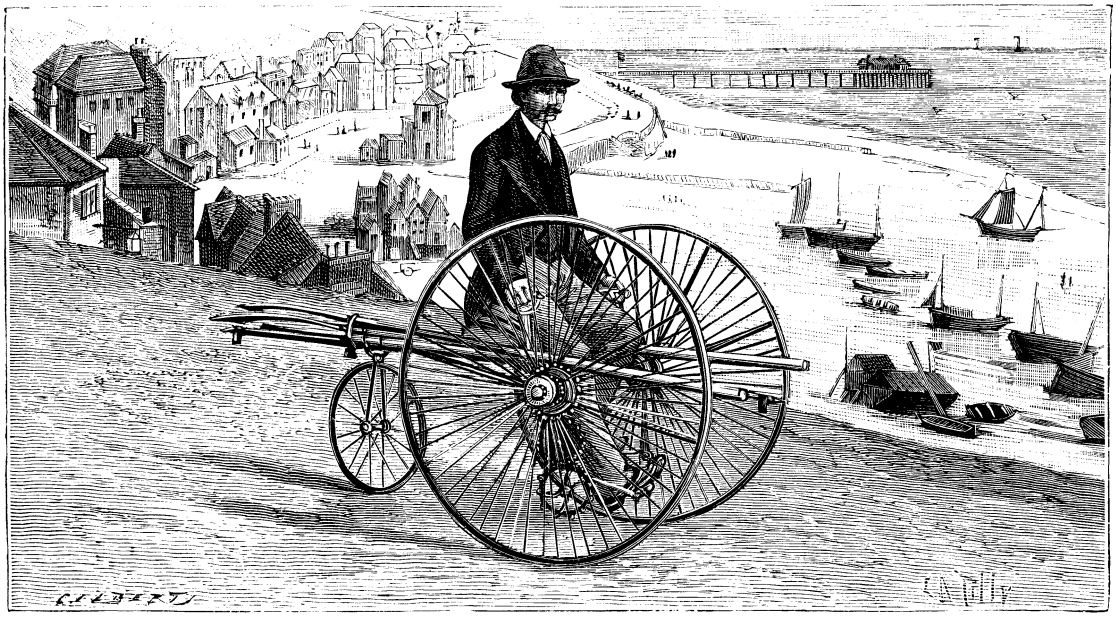
Drunten hatte inzwischen die arme Mutter diese Zeit in einem keineswegs beneidenswerten Zustande verbracht. Und weniger zu ihrem Troste als vielmehr anfangs zur Vergrößerung ihrer Aufregung gereichte es, daß plötzlich Herr Fuhr ankam, der erst am nächsten Morgen erwartet wurde. Nun mußte sie ihn mit der Schreckenskunde empfangen: „Beide Söhne sind fort! hängen hoch oben zwischen den Felsen, in Todesgefahr!" Das war ganz anders, als er sich das Wiedersehen ausgemalt hatte, und er entfärbte sich. Aber als sie nun in heißer Reue und unter vielen Thränen sich selbst anklagte, wie sie Oswald angefahren und dadurch, ohne es zu wollen, auch in die Gefahr getrieben habe, da war Herr Fuhr viel zu männlich und edel, um zu den nutzlosen Vorwürfen, die sie sich selber machte, noch die seinigen zu fügen. Er kämpfte tapfer seinen Schmerz nieder, suchte sie zu trösten und zu beruhigen, warf manch ängstlichen Blick durch das Fernrohr und besprach sich mit dem verständigen Wirte. Dieser hatte den Knaben bereits einige rüstige Leute aus Seewyl nachgesandt. Am liebsten wäre Herr Fuhr ihnen gefolgt, doch davon wollte seine Frau um keinen Preis etwas wissen; sie hielt ihn weinend und flehend, ja mit Gewalt zurück. So war's gewiß am verständigsten und besten, aber das ist es in solchen Fällen nicht immer, wozu man sich am meisten gedrungen fühlt. Und am Ende hätte der besorgte Vater, von einem Führer begleitet, sich doch noch auf den Weg gemacht, als man längere Zeit nichts von den Söhnen hatte entdecken können. Da rief der Wirt nach einem Blick durch das Fernglas erleichtert aus: „Ich hab' sie! und sie sind auf gutem Wege, Gott sei Dank! Sie halten sich links — sehen Sie einmal rasch, denn bald werden sie unseren Blicken entschwunden sein. Herr Oswald hat nicht umsonst aufgepaßt — es ist ein kluger junger Herr — sie gehen hinüber nach Steinau, denken Sie an mich!"

So redete er weiter und schilderte, wie viel sanfter und ungefährlicher der Abstieg drüben sei. Seine Zuversicht that den Eltern wohl, und sie konnten etwas Trost wohl gebrauchen. Denn dieses bange Warten, dieses Schwanken zwischen Hoffnung und Furcht war auf die Dauer kaum zu ertragen. Was mag in diesen Prüfungsstunden alles durch ihre Seelen gezogen sein! Aber es waren meist fromme und gute Gedanken, die heilsame Frucht für die Zukunft versprachen. Wären nur die lieben Jungen wieder da!

Die Schatten waren lang und länger geworden; die Sonne ging unter. Nun dämmerte es bereits im Thal. Langsam, aber unaufhaltsam, brach die Nacht herein. Die beiden Mädchen pflegten sonst zeitig zu Bett zu gehen, aber heute hätten sie vor Aufregung doch nicht schlafen können; sie baten schluchzend, noch aufbleiben zu dürfen. So saßen Eltern und Kinder dann ruhelos beisammen; kein Gespräch hatte Bestand; immer wieder drängte sich der Gedanke auf: Werden jemals, die uns heute fehlen, wieder bei uns sitzen?

Endlich wurde heftig an die Hausthüre gepocht; die Mutter fuhr zusammen.

Ein eiliger Schritt kam die Treppe hinauf, ein Bote trat, vom Wirte begleitet, ein und überreichte ihr ein Telegramm. Sie erbrach es zitternd, aber es flimmerte ihr vor den Augen; sanft nahm Herr Fuhr ihr das Blatt aus der Hand und las mit seltsamer Stimme: „Soeben glücklich in Steinau angekommen, wo wir übernachten. Morgen zeitig kehren wir zurück. Oswald. Max."



Das Boot-Velociped zu Lande.

„Ging's doch alle Tage so!" rief der Bote freudig, als er das Trinkgeld betrachtete, das Herr Fuhr im ersten Wonnerausch ihm in die Hand gedrückt hatte.

Wohlbehalten kehrten die beiden Brüder am nächsten Morgen zurück, ziemlich früh, denn sie hatten zu der weiten Fahrt um den Berg herum ein Wägelchen genommen. Die Mutter schloß zuerst den jüngeren in ihre Arme, der Vater den älteren, aber dann wechselten sie — es war jetzt von keiner Seite mehr der geringste Unterschied. Anfangs wurde mehr geweint und gejubelt als gesprochen; zuerst fand Max seine Sprache wieder, er hatte sich fest vorgenommen, etwas zu sagen, das nicht nur ihm schwer ankommt, nämlich die kurzen Worte: „Verzeiht mir!" Und tapfer setzte er hinzu: „Oswald ist ein Hauptkerl; ich wollt', ich wär' auch so, und ich will mich nie mehr mit ihm zanken, nie!"

Dann ging das Erzählen los, in welchem beide oft gleichzeitig sprachen, doch allmählich miteinander abwechselten und sich ergänzten. Im Verlauf seiner Schilderungen wurde Märchen endlich wieder so lebendig, daß er ausrief: „Einerlei! Ich freue mich doch, daß ich oben gewesen bin."

Das streifte vielleicht an Uebermut, und so mag er auch sonst seinen guten Vorsätzen nicht immer ganz getreu geblieben sein. Aber zu einem eigentlichen Streit, zu einer dauernden Verstimmung ist es zwischen den beiden Brüdern nie wieder gekommen; dafür waren sie zu fest von ihrer gegenseitigen Liebe überzeugt. Friede und Eintracht herrschte fortan unter allen Gliedern des Hauses.

Das Boot-Velociped.

Die Kunst der Verwandlungen ist schon längst nicht mehr das ausschließliche Vorrecht der Feen und Zauberer. Tausendkünstler haben sie ihnen schon früh streitig gemacht und nun beginnt auch der bedächtig zu Werke gehende Mechaniker sie für das alltägliche Leben in Anspruch zu nehmen. Das Neueste und zugleich Erstaunlichste auf diesem Gebiete ist das Boot-Velociped des Engländers Terry, ein Velociped (Dreirad), das ohne großen Aufwand an Mühe und Zeit in ein seetüchtiges Boot umgewandelt werden kann.

Laßt euch von der großen Land- und Seereise erzählen, die Herr Terry neulich mit seinem Fahrzeug gemacht und glücklich durchgeführt hat.

Am 25. Juli morgens 7 Uhr fuhr Herr Terry mit seinem Tricykel von London ab, und legte an demselben Tage bis Canterbury 93⅓ km oder 25 Wegstunden zurück. Am folgenden Tage langte er nachmittags in Dover an, wo er sich am 27. Juli etwas umsah und seine Vorbereitungen für den nächsten Tag traf, an dem er mit seinem in ein Boot verwandelten Velociped den Kanal La Manche durchschiffen wollte. Um 9 Uhr morgens stieß er bei gutem Wetter vom Lande, gegen 12 Uhr aber wurde das Meer unruhig; Terry wurde verschlagen und anstatt, wie er gerechnet, um 3 oder 4 Uhr die französische Küste zu erreichen, konnte er erst am 29. Juli morgens 5 Uhr landen. In der Voraussetzung einer kurzen Fahrt hatte Terry keine Mundvorräte mitgenommen, so daß es ihm beinahe schlecht ergangen wäre, wenn er nicht am Abend seiner Fahrt ein Fischerboot aus Boulogne angetroffen hätte, dessen Patron ihn stärkte und ihm die zu befolgende Richtung angab.

In Boulogne angekommen, wandelte er sein Seefahrzeug wieder in ein Landfahrzeug um und setzte wohlgemut seine Reise fort, deren Ziel Paris war, das er nach mehreren Tagen glücklich erreichte.

Nun auch einige Worte über das merkwürdige Fahrzeug selbst. Wie unsere erste Abbildung erkennen läßt, unterscheidet sich dasselbe von einem gewöhnlichen Dreirad durch die beigepackten Stangen und sonstigen Gegenstände, die zur Umwandlung in ein Boot von nöten sind.

Unsere zweite Abbildung führt das Boot vor, wie es auf der Seereise begriffen ist. Der Rumpf ist durch geteertes Segeltuch gebildet, das sich genau an das aus den Teilen des Velocipedes hergestellte Gerippe anschließt. Die wichtigste Rolle dabei spielen die Räder, die in je zwei Hälften zerlegt werden können, die in gewöhnlichem Zustand durch Schrauben aneinander befestigt sind. Sie sind es, die dem Boot Festigkeit und Haltbarkeit verleihen. Dasselbe zerfällt, wie ersichtlich, in drei Teile: einen Vorder-, einen Hinter- und einen Zwischenteil. In letzterem nimmt der Ruderer Platz. Die ganze Länge des Bootes beträgt 3 m 60 cm, die Breite 1 m 20 cm, die Tiefe 60 cm.

Edelweiß-Pflücken.

Unsere jungen Freunde erwarten wohl, daß die beiden, auf der Titelseite abgebildeten flotten Aelplerinnen, in dieser kleinen Schilderung eine Rolle spielen werden? Fehlgeschossen! — Wir erzählen ein Geschichtchen nach, welches wir in englischen Blättern gelesen haben. — Vor einiger Zeit begegnete Kaiser Wilhelm einem Herrn aus seinem Gefolge, der einen weichen Filzhut trug, an dessen Band ein großer Edelweißstern steckte. Der Monarch bat sich den letzteren zur Besichtigung aus, dann meinte er lächelnd: „Diese Blume erinnert mich immer an einen der wenigen unerfüllten Wünsche meines Lebens. Von Jugend auf hegte ich stets das Verlangen, einmal selbst ein Edelweiß zu pflücken, allein so weit ich mich auch in die Berge verstieg, ich sah den weißen Stern nie. Jetzt habe ich die Touristik aufgegeben."

Theodor Körner.

Seit Jahrtausenden schaffen die Kobolde und Berggeister in den Eingeweiden der Erde. Sie bemalen das Gestein mit den buntesten Farben, und was als Gold, Silber, Eisen oder Blei aus dem Inneren ans Tageslicht gebracht wird, das verdankt seine schmucke Außenseite allein der fleißigen Arbeit der Kobolde. Die kleinen Geister wachen aber auch über den Bergmann, der in die Tiefe hinabsteigt, daß ihm auf dem gefährlichen Wege nichts zustößt. Doch wer ihr Dasein bezweifelt, oder gar über sie spottet, den necken sie auf jede Weise. Statt Gold lassen sie ihn gewöhnliches Gestein aus den Wänden herausschlagen, das beim matten Schimmer der Grubenlampe zwar funkelt und blitzt, bei hellem Tageslicht aber als wertlos erkannt wird. Wer sich dann noch nicht bessert, den trifft der ganze Zorn der unterirdischen Gewalten, und bei der nächsten Spottrede, die er führt, brechen die Wände des Ganges ein. Mit dem Tode muß der Frevler sein Vergehen büßen — das ist die Rache der beleidigten Berggeister.

Solcher Sagen werden Hunderte erzählt und um das ganze Leben und Treiben in den Bergwerken hat sich ein märchenhafter Schleier gewoben. Das mochte auch der Grund sein, der den jungen Körner während seiner Studienzeit auf der Bergakademie in Freiberg dazu trieb, neben der wissenschaftlichen Ausbildung gleichzeitig mit Hammer und Stemmeisen im Inneren der Erde zu arbeiten. Seit seiner frühesten Jugend zog es ihn mächtig zu allem hin, was seine lebhafte Phantasie anregte, und wenn er auch nicht daran glaubte, daß wirklich im Inneren der Erde Kobolde hausten, so gewährte es ihm doch ein eigenartiges Vergnügen, inmitten der düsteren Umgebung zu verweilen, von der man sich in der Oberwelt so seltsame Geschichten erzählt.

Der junge Theodor war ein durch und durch poetisches Gemüt. Die Gedichte Schillers, des Freundes seines Vaters, ergriffen ihn mächtig und schon frühe regte sich der Drang in ihm, die Gefühle, die seine Brust bewegten, im Liede ausströmen zu lassen. Er sang, wie ein Vogel im Walde, weil es ihm keine Ruhe ließ, weil er sein übervolles Herz erleichtern mußte.

Sein Vater, der Dresdener Appellationsrat, hatte dem am 23. September 1791 geborenen Theodor eine treffliche Erziehung zu teil werden lassen und die Anlagen, die er bei ihm entdeckte, sorgsam ausgebildet, ohne ihn durch überschwengliches Lob eitel zu machen. Da der junge Theodor neben seinem Talent auch über eine gute Portion Fleiß verfügte, so hatte er schon mit siebzehn Jahren die Reife für die Bergakademie erlangt.

Der seiner Verdienste um die Wissenschaft wegen allgemein bekannte Bergrat Werner in Freiberg war ein Freund des Appellationsrates Körner; er empfing den jungen Mann mit großer Herzlichkeit, und seine Augen lachten so gutmütig in die Welt, daß Theodor sich sofort zu ihm hingezogen fühlte. Er entwickelte ihm all seine Pläne und teilte ihm unter anderem auch seinen sehnlichsten Wunsch mit, selbst im Inneren der Erde schaffen und arbeiten zu dürfen.

Der Bergrat lächelte gutmütig.

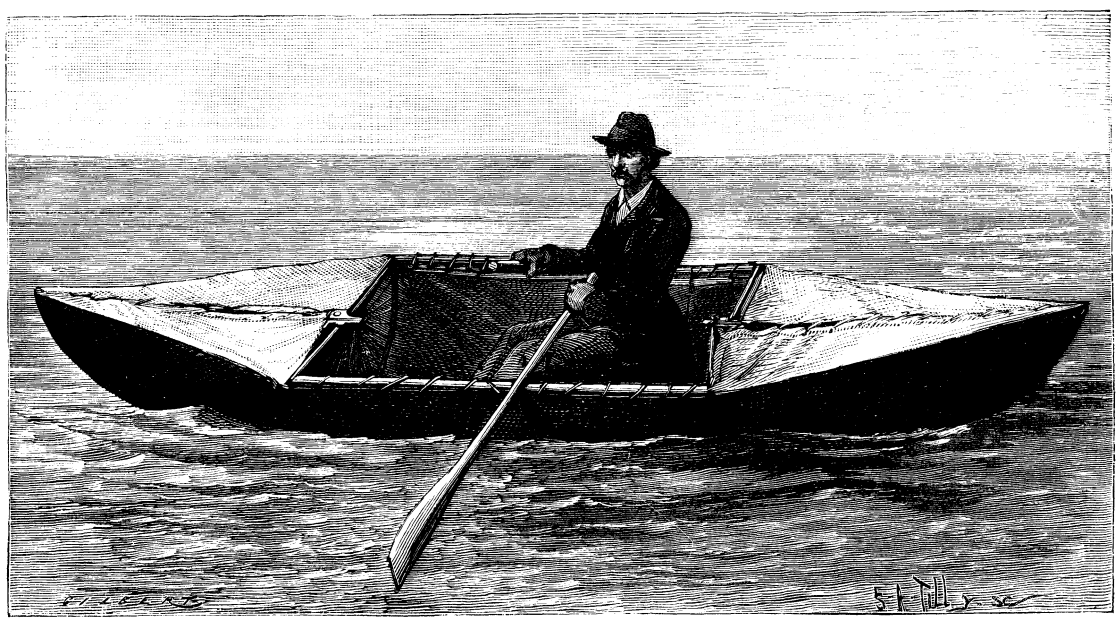
„Ich kann mir wohl denken," meinte er, „was Sie dazu veranlaßt. Sie haben die Sagen und Märchen von den Kobolden vernommen, nun treibt es Sie, den Schauplatz kennen zu lernen, auf dem sich das alles abgespielt haben soll."

Körner errötete etwas, als er seine innersten Gedanken erkannt sah, doch faßte er sich bald wieder.

„Daß meine poetische Schwärmerei einer meiner Gründe ist, gebe ich gerne zu," antwortete er, „doch darf das selbstverständlich nicht ernst genommen werden. Hauptsächlich ist es das Leben der Bergleute an und für sich, was mich reizt. Des Morgens Abschied zu nehmen von dem hellen Tageslicht, nachdem man die Sonne kaum begrüßt hat, dann hinunter zu fahren in das Innere der Erde, dem Dunkel die Schätze abzujagen, die oben der Menschheit zu Nutz und Frommen dienen, um nach gethaner Arbeit wieder zum Lichte emporzusteigen, es auf diese Weise jeden Tag vom Schöpfer neu geschenkt zu bekommen. Muß man da nicht immer wieder die Größe und Güte Gottes anstaunen und sich ein dankbares Gemüt bewahren für all seine Liebe? Ich wünschte, es möchte jeder Mensch eine Zeitlang im Schoße der Erde zubringen, um immer, wenn die Versuchung an ihn herantritt, gewappnet zu sein durch den Gedanken an die unendliche Milde des Schöpfers, der auf das tiefste Dunkel das schönste Licht folgen läßt."

Der junge Körner war von seinem Sitze aufgesprungen. Seine Augen leuchteten wie vom Feuer der inneren Begeisterung. Der Bergrat trat zu ihm heran, legte ihm die Hand liebevoll auf die Schulter und sagte:

„Mein junger Freund, bewahren Sie



Das Boot-Velociped auf See.

sich diese Gesinnungen, und wenn Sie auch im Inneren der Erde das nicht finden sollten, was Sie erwarten, so halten Sie doch den Glauben fest, der in Ihnen wurzelt und lassen Sie sich durch keine Macht davon abbringen. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut!" —

Am anderen Morgen fuhr Körner mit den anderen Bergleuten in die Tiefe. Der düstere Anzug, der ihm gestellt worden war, paßte zwar schlecht zu dem frischen, freudigen Gesicht des jungen Mannes, doch hatte niemand Zeit, darauf zu achten; denn jeder war mit sich selbst beschäftigt. Ein herzliches „Glückauf!" und die Trame, die wie ein großer Kübel anzuschauen war, fuhr in die Tiefe, belastet mit der kostbaren Fracht, den Ebenbildern Gottes.

Körner hatte seinen Platz angewiesen erhalten, allein, sich selbst überlassen. Der alte Bergmann, der ihn unterweisen sollte, war nach kurzer Belehrung, wie man das Eisen und den Hammer zu halten habe, seiner eigenen Arbeit nachgegangen. Sein

„Glückauf!“ das er zum Abschied gerufen, tönte dem jungen Theodor noch lange in den Ohren. War es doch der einzige menschliche Laut, den er in der Tiefe vernommen.

„Glückauf!“ schien es von den Wänden widerzuhallen und „Glückauf!“ tönte es selbst aus den gleichmäßigen Hammerschlägen heraus. Es war auch nötig, an den verheißungsvollen Gruß zu denken, mit Glück wieder aufzufahren in die Oberwelt, denn das Rauschen der unterirdischen Wasser klang ununterbrochen herüber in den stillen Schacht, als Erinnerungszeichen an den nahen Tod. Diese unheimliche Musik verstummte keinen Augenblick, und es war Körner, als lege sich ein Alp auf seine Brust, der ihm das Atmen erschwere. Nur mühsam führte der Arm den schweren Hammer, wie wenn er sich auflehnte gegen die ungewohnte Arbeit.

Mit einem kräftigen Ruck raffte sich der junge Mann empor. „Erst wäg's, dann wag's!“ tönte es von seinen Lippen, und mit erneuter Kraft schlug er auf das Gestein los. „Sollen mich die Kobolde auslachen, mich für einen müßigen Träumer halten?“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort; „was ich begonnen, will ich auch zu Ende führen!“

Als gälte es, noch am nämlichen Tag alles Erz, was in dem Bergwerk verborgen lag, ans Licht zu bringen, so ununterbrochen schlug Körner auf das Eisen, das er in das Gestein stemmte, los. Zwar fühlte er sich am Abend wie zerschlagen und dachte nur mit Grauen daran, daß der nächste Tag dieselbe Arbeit für ihn im Gefolge habe, doch stellte er sich am anderen Morgen pünktlich wieder ein und begann von neuem das mühsame Werk.

Was er sich vorgenommen, führte er auch aus, mit rastloser Ausdauer. Ohne Energie ist nichts Großes möglich, denn wer vor jedem Hindernis, das sich ihm in den Weg stellt, scheu zurückweicht, der geht als ein Schwächling durch die Welt und niemals wird ihm etwas Bedeutendes gelingen.

Durch wochenlange harte Arbeit hatte Körner das Innere der Bergwerke kennen gelernt, und nun widmete er sich ganz den Studien auf der Akademie. Von seiner Schwärmerei für Kobolde und Geister war er gründlich geheilt, doch seine herrlichen Bergmannslieder gaben Zeugnis, mit welch poetischen Augen er das ganze Getriebe im Inneren der Erde betrachtet hatte. Es war keine verlorene Zeit für ihn gewesen.

Nach Beendigung seiner Studien in Freiberg und Leipzig ward ihm von seinem Vater die lang erbetene Erlaubnis, den freien Beruf des Dichters wählen zu dürfen, der durch keine Schranken an der Ausübung seines Talentes gehindert wird. Der Erfolg, den die unter dem Titel „Knospen“ herausgegebene Sammlung seiner Gedichte gefunden, hatte den Appellationsrat hauptsächlich dazu bestimmt. So zog denn der junge Theodor nach Wien, reichlich mit Empfehlungen an die bedeutendsten Leute der Donaustadt ausgerüstet.

„Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!“

Das paßte für damalige Verhältnisse ganz vortrefflich, und Körner fühlte sich bald so heimisch in der neuen Umgebung, als habe er sein ganzes Leben dort zugebracht. Ueberall ward er auf das freundlichste aufgenommen, Einladungen über Einladungen ergingen an den jungen Dichter, und die Gefahr lag nahe, daß er sich von dem Freudentaumel fortreißen lasse und seine Dichtkunst vernachlässige. Doch die Wellen der Begeisterung für seinen herrlichen Beruf gingen bei ihm zu hoch, als daß etwas derartiges hätte möglich sein können. Neben seinen Gedichten beschäftigte er sich noch mit einer anderen Art der Dichtkunst, dem Drama. Die Anregung dazu war ihm durch Schillers „Jungfrau von Orleans“ geworden.

Selbstverständlich hatte er kurz nach seiner Ankunft in Wien das Burgtheater besucht, die Heimstätte der deutschen Schauspielkunst. Die „Jungfrau von Orleans“ sollte an dem betreffenden Abend gegeben werden, und lange vor Anfang fand sich Körner ein. Unzähligemal hatte er die herrliche Tragödie schon gelesen, doch heute erhoffte er sich einen ganz besonderen neuen Genuß.

Endlich rauschte der Vorhang in die Höhe, und die Handlung begann. Wie gebannt saß der junge Dichter auf seinem Platz. Es schien ihm, als sei das, was er bisher von der Tragödie gekannt, nur ein schwaches Abbild von den herrlichen Reden, die er hier vernahm. Die Kunst der Schauspieler, die Ausstattung der Scene, das alles paßte sich so trefflich den unsterblichen Worten des Trauerspiels an, daß selbst ein weniger empfängliches Gemüt wie Körner hingerissen werden mußte.

Seiner Sinne kaum mächtig, eilte er aus dem Theater. Immer noch umschwirrten ihn die mächtigen Worte, und dazwischen regte sich leise der Wunsch: „So etwas möchtest du auch schaffen, möchtest auch das Talent, das dir Gott verliehen, von der Bühne herab auf die Menschen wirken lassen.“

Gedanken auf Gedanken wälzten sich in seinem Hirn und scheuchten noch lange seinen Schlaf von seinem Lager. Endlich schlossen sich die müden Augen, und der Traumgott gaukelte ihm so liebliche Bilder vor, daß die Lippen des Schläfers sich zu einem freundlichen Lächeln öffneten. Träumte er von kommendem Ruhm, von bedeutenden Thaten?

Wie er vor Jahren im Bergwerk nicht früher aufgehört hatte, bis er sein Ziel erreicht, so auch jetzt. Das tragische Schicksal Konradins, des letzten Hohenstaufen, schien ihm nach langem Nachdenken der schönste Stoff für ein Trauerspiel, und mit jugendlicher Begeisterung machte er sich an die Ausführung. Langsam, aber stetig rückte das Werk vor, bis er es plötzlich liegen lassen mußte, so schwer es ihm auch ankam. Er wollte von der Bühne herab zu den Menschen sprechen und kein Drama schreiben, das nur in Büchern ein kärgliches Dasein fristet. Aber unter den herrschenden Umständen war es unmöglich, daß ein Trauerspiel wie „Konradin“, in dem sich der ganze Groll des Zuschauers gegen Karl von Anjou, den französischen Gewaltherrscher, richten mußte, auf der Bühne dargestellt werden konnte. Napoleon, die Geißel Gottes, besaß überall in unserem armen Deutschland die Macht, und wehe dem, der irgend etwas zu drucken oder aufzuführen wagte, was sich nur im geringsten gegen französische Zustände richtete. Der Tod war ihm sicher. Was kam es diesem welschen Herrscher auf ein Menschenleben an, wurden doch durch seine Kriege Tausende unschuldiger Opfer alljährlich hingeschlachtet.

(Schluß folgt.)

Der vereitelte Eisenbahnraub.

Eine der ersten Maximen, welche zärtliche und liebreiche Eltern ihren Kindern mit auf den Lebensweg geben sollten, ist diejenige, niemals der Gelegenheit zu einer Wohlthat aus dem Wege zu gehen und immer des Spruches eingedenk zu sein: „Hilfreich sei der Mensch, edel und gut.“ Keine Wohlthat bleibt unvergessen, denn einer sieht und belohnt sie, wenn auch nur innerlich. Darum sagt der morgenländische Dichter ebenso schön als richtig:

„Thue das Gute, wirf es ins Meer,
Weiß es der Fisch nicht, so weiß es
der Herr!“

Eine Illustration hierzu mag unseren jungen Lesern die nachstehende wahre Geschichte geben.

Vor etwa zwölf Jahren nahm eine damals in Deutschland lebende britische Familie einen deutschen Knaben, den Sohn einer armen Witwe, als „Tiger“ oder Pagen in ihre Dienste, nährte, kleidete und besoldete ihn und ließ ihn in Sprachen unterrichten. Willy, wie wir den Knaben nennen wollen, war so anstellig, treu und dankbar, daß ihn seine Herrschaft bei sich behielt, als sie später nach Frankreich übersiedelte und nach einigen Jahren nach England zurückkehrte. Willy war ungefähr sechzehn Jahre alt, als einer der Söhne des Hauses, welcher schwächlich und brustleidend war und sich deshalb in Pau aufhielt, seine Eltern bat, ihm Willy zuzuschicken, für welchen der junge Herr eine besondere Vorliebe hatte, weil er Willy gern mit nach Kairo nehmen wollte, wo der junge Gentleman auf den Rat der Aerzte den Winter verbringen sollte. Als nun die Dame des Hauses Willy diesen Wunsch ihres Sohnes mitteilte, ergriff der Junge mit Freuden diese Gelegenheit, die Welt zu sehen, und trat seine

Reise nach Pau an. In Paris hatte er einen anderen Sohn dieser Familie aufzusuchen und von ihm das Reisegeld bis Pau zu erhalten. Von Paris aus sandte er auch seiner armen Mutter in G. alles Geld, welches er entbehren konnte, sowie seine alten Kleider, welche seinen jüngeren Geschwistern zu gute kommen sollten. Leider aber ward seine Abreise von Paris um einige Tage verzögert, was seine Geldmittel sehr verringerte, und als er daher endlich sein Billet zweiter Klasse für den Schnellzug nach Pau bezahlte, blieb ihm wenig mehr als ein Frank in der Tasche, was ihm aber momentan keine Sorgen machte. Aus Schüchternheit und Zartgefühl hatte er auch im Augenblick des Abschieds auf dem Bahnhof in Paris dem Master Harry davon nichts gesagt, welcher ihm gern noch einige Hundertsousstücke mitgegeben haben würde. Es war ein kühler Herbsttag und eine scharfe, windige Luft, als Willy mit einem spärlichen Frühstück im Leibe in den Zug stieg, wo sich niemand um den unscheinbaren, fremden Jungen bekümmerte und die Reisegefährten behaglich ihre mitgebrachten Speisevorräte verzehrten, ohne eine Ahnung davon, wie dem armen, fremden Jungen dabei das Wasser im Munde zusammenlief. Es ist ja das schöne Vorrecht der Jugend, einen gesegneten Appetit zu haben, und darum desto schlimmer, wenn man nichts zu beißen hat. Die paar Semmeln, Birnen und Aepfel aber, welche Willy sich unterwegs auf den Bahnhöfen in Eile kaufte, hatten aber seinen Appetit mehr gereizt als befriedigt, und mit bellendem Magen und nur einigen Sous in der Tasche kam Willy am Abend in Bordeaux an.

Hier hatte der Zug einen Aufenthalt von einer Stunde, welchen die meisten Passagiere benutzten, um ein Abendbrot einzunehmen. Es regnete tüchtig, und so konnte Willy nicht vom Bahnhof hinweg, um in einer Garküche etwas warmes Essen für wenig Geld zu finden. Er kaufte sich daher ein Schwarzbrot, trat in die Restauration der zweiten Klasse, ließ sich ein Gläschen leichten Landwein geben und verzehrte beides begierig und ohne Neid auf diejenigen Mitreisenden um ihn her, welchen ihre Mittel erlaubten, ein substanzielleres Abendbrot einzunehmen. In einer abgelegenen Ecke sitzend, sog er wenigstens den Speisenduft von dem Abendbrot der anderen als Würze zu seinem Schwarzbrot ein, da bemerkte er, daß eine alleinsitzende junge Dame, die eben im Speisen begriffen war, ihn aufmerksam fixierte und ihn endlich freundlich heranwinkte.

„Plaît-il, madame?“ fragte er schüchtern herantretend.

„Sie sind ein Deutscher, nicht wahr?“ versetzte sie leise, denn man machte sich schon damals als Spion verdächtig, wenn man in Frankreich deutsch sprach.

„Zu Befehl, Madame!“

„Sie haben noch nicht gegessen, Landsmann! wollen Sie mir nicht Gesellschaft leisten? Es wäre schade, wenn ich diese schönen Hammelsrippchen mit Bohnen und diese Speisen alle dem Wirt schenken sollte, denn sie sind bezahlt, und ich habe keinen Appetit. Greifen Sie ungeniert zu,“ fuhr sie mit einem freundlichen Lächeln und ermutigend fort, „ich weiß, Sie haben Appetit und bedürfen es mehr als ich!“ Dabei schenkte sie ihm ein Glas von ihrem Wein ein, rückte ihm einen Stuhl heran und bedeutete ihm mit einer Bewegung, die nicht mißzuverstehen war, daß sie auf seinen Gehorsam rechne. „Immer zu, junger Herr! sehen Sie, ich begnüge mich mit diesem Vol-au-vent und diesen Trauben!“

Die Landsmännin war so hübsch und freundlich, daß Willy die Einladung nicht abschlagen konnte, auch wenn ihn der Hunger nicht so gequält hätte. Er aß also eifrig und die junge Dame freute sich über seinen Appetit und fing an mit ihm zu plaudern. Er sagte ihr, wer er sei, wohin er gehe, und woher er komme, und sie vertraute ihm an, sie sei die Kammerfrau einer vornehmen englischen Dame, welche nach Madrid reise. Dann bat sie Willy, auf ihren Mantel, Schirm und eine Reisetasche zu wachen, während sie nach ihrer Dame im Wartesalon erster Klasse sehen wolle, und Willy räumte einstweilen unter den Speisen gründlich auf.

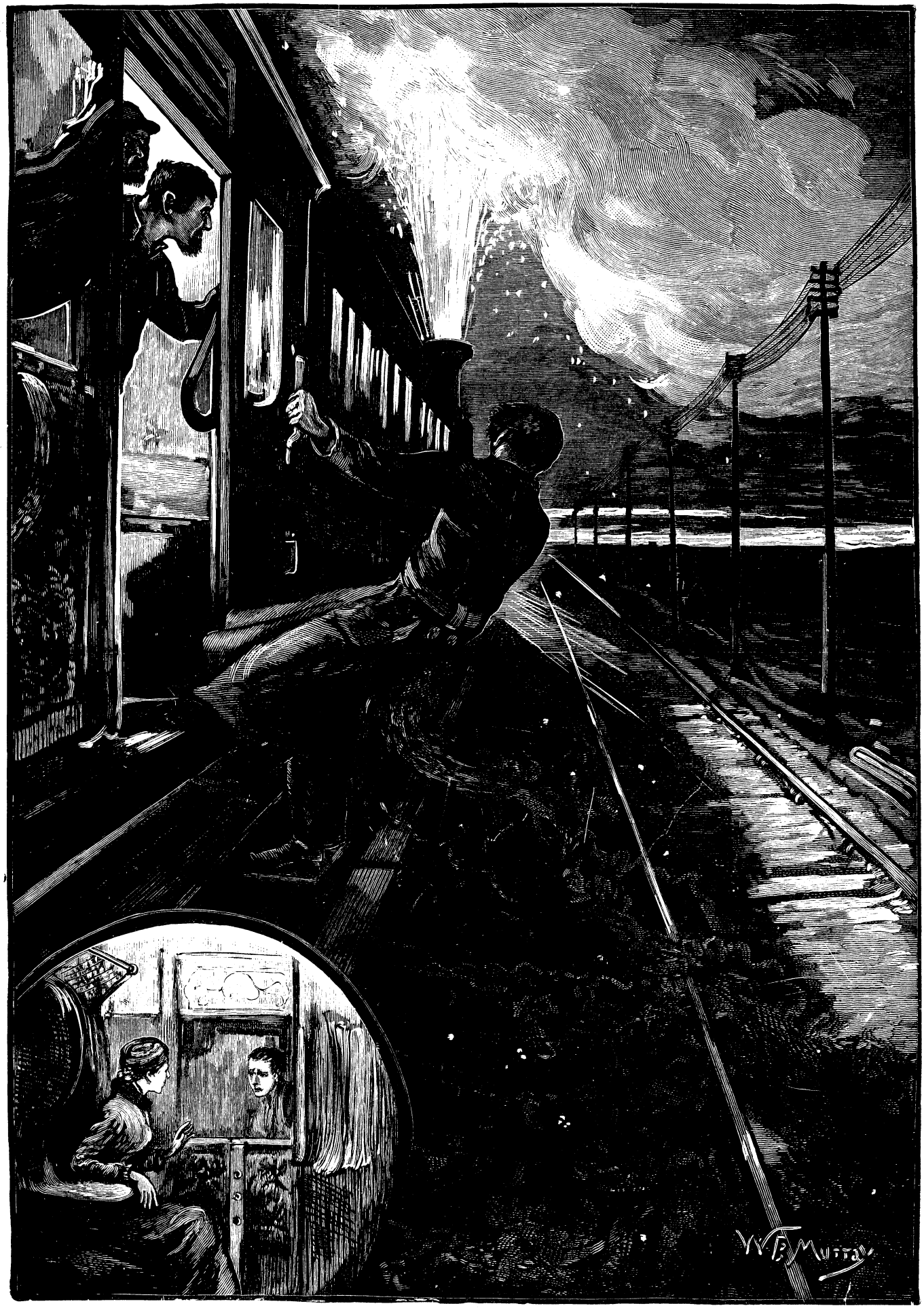
Das erste Zeichen zur Abfahrt ertönte, und der Portier mahnte an das Einsteigen, da kam die Kammerfrau, um ihre Effekten zu holen, aber Willy, der nur eine kleine Handtasche hatte, ließ es sich nicht nehmen, ihr die Sachen an den Wagen zu tragen. Die Kammerfrau ließ sich ein Damencoupé zweiter Klasse zeigen, legte ihr Handgepäck hinein und bat Willy, noch einen Augenblick hier zu warten. Die Landsmännin begleitete ihre Dame und deren Begleiterin an einen der Salonwagen, half ihr beim Einsteigen und kehrte dann zu ihrem eigenen Wagen zurück, in welchen sie stieg und Willy winkte, ihr zu folgen. Als dieser aber einen Fuß auf das Trittbrett setzte, fühlte er sich von hinten gefaßt, und ein Schaffner sagte barsch: „Nicht hier — das ist ein Damencoupé! Sie gehören dorthin!“

„Ah, quel dommage! Au revoir, mon pays!“ flüsterte die Kammerfrau und reichte Willy noch freundlich die Hand; der Schaffner aber, welcher mit dem jungen Menschen nicht viel Umstände machen zu müssen glaubte, wies ihn in einen der nächsten Wagen, und Willy stieg in ein leeres Coupé zweiter Klasse, sah dann aber sogleich zum Schlage hinaus, um noch einen Blick von seiner Wohlthäterin zu erhaschen; sie sah sich in der That auch noch einmal nach ihm um, verschwand aber dann, weil einige andere Damen zu ihr in das Coupé stiegen.

Gleich darauf kamen zwei Herren zu Willy in das Coupé, sie waren gut gekleidet, aber ihre Gesichter nicht einnehmend; auch trugen sie möglichst wenig Gepäck. Sie beachteten anfangs den Jungen gar nicht, sondern richteten ihre Aufmerksamkeit auf die Vorgänge auf dem Perron; einer um den anderen schaute umsichtig zum Schlage hinaus, als ob sie auf jemand warteten. Endlich als das dritte Zeichen ertönte und die Schaffner schon die Wagenschläge schlossen, sprang rasch noch ein Herr in das Coupé und zog die Thüre hinter sich zu. Er schien der Erwartete zu sein und war halb atemlos. „Alle Wetter, wir sind nicht allein! was thut der Junge hier?“ rief der zuletzt Angekommene mit einer wilden Verwünschung auf englisch. Die beiden anderen schienen nun erst Willys Anwesenheit zu bemerken und zuckten die Achseln: „Es ist ja ein Kind,“ versetzte einer von ihnen. — „Einerlei, wir sollten doch allein sein; der Bengel muß fort,“ sagte der erste, und wandte sich dann auf englisch an Willy mit der Frage: wohin er reise? Willy war so erschrocken, daß er nur den Kopf schüttelte. „Sprecht Ihr nicht englisch?“ fuhr der Fremde fort. — „Ne comprends pas,“ stammelte Willy. Nun stellte der Fremde in französischer Sprache ein Verhör mit Willy über sein Reiseziel u. s. w. an, und Willy, von einem instinktiven Mißtrauen gegen den Fremden erfaßt, erwiderte nun in gebrochenem Französisch, er komme von Paris, sei ein Schweizer und reise nach Pau zu seinem Herrn, einem Franzosen. Er hatte wirklich Angst vor den drei Männern. Bald darauf öffnete der Schaffner den Wagenschlag, um die Fahrkarten zu kontrollieren, und der zuletzt gekommene Herr erklärte ihm, sie wünschten das Coupé für sich allein zu haben; er möge den Jungen in einem andern unterbringen. Der Schaffner war etwas angetrunken, erkannte aber trotzdem an der Aussprache des anderen, daß er es mit einem Ausländer zu thun hatte, und schien von dessen etwas barschem Ton verletzt. „Dieser junge Herr bleibt“, erwiderte er ebenfalls barscher, als es ihm sonst wohl zustand. „Ich habe ihn selbst hereingesetzt, und er kam zuerst. Die Herren müssen sich seine Gesellschaft gefallen lassen bis Dax, wo er umsteigt.“ Damit schloß er die Thür. Der Spätgekommene wollte heftig werden, aber die anderen beruhigten ihn, und die Unterhaltung ward nun in englischer Sprache geführt, zum Teil im sogen. Slang.

„Mylady ist im Zuge, und ich habe sie mit ihrer Begleiterin einsteigen sehen,“ berichtete der zuletzt Gekommene. „Sie hat das Kästchen nicht aus der Hand gelassen bis zum Augenblick des Einsteigens; ich konnte es ihr nicht entreißen. Sie gab es ihrer Kammerfrau, welche es schnell unter ihrem Shawl verbarg und in ein anderes Coupé stieg. Ich habe mir die Nummer desselben bemerkt, und es ist nun unsere Sache, uns in den Besitz desselben zu setzen. Wir müssen uns über einen guten Plan vereinigen.“

Willy pochte das Herz, denn er erinnerte sich, daß seine Wohlthäterin, als sie in das Damencoupé stieg, einen Gegenstand sorglich unter ihrem Shawl verborgen hatte, und er brachte dies unwillkürlich damit in Zusammenhang. Er hatte sich in seine Ecke zurückgelehnt und schlafend gestellt, aber er ahnte, daß er genau beobachtet wurde. Die drei Männer



Der vereitelte Eisenbahnraub.

unterhielten sich, die Köpfe zusammensteckend, leise miteinander, und unter dem Gerassel des Wagens war kaum hie und da ein Wort zu verstehen. Willy aber glaubte „Diamanten", „fünfzigtausend Pfund", „nötigenfalls mit Gewalt" und ähnliches zu verstehen. Er grübelte über das Gehörte nach und kam auf folgenden Argwohn: kurz vor jener Zeit hatten die Zeitungen von einigen Eisenbahnraubfällen und Raubmorden auf der Eisenbahn berichtet; er schloß also, daß er in Gesellschaft derartiger Eisenbahnräuber sei, welche es auf seine Wohlthäterin abgesehen haben dürften, weil sie die Diamanten ihrer Herrin in Verwahrung habe. Eine unbeschreibliche Angst für seine Landsmännin überkam ihn, aber auch der feste Entschluß, alles daran zu setzen, um diese zu retten oder wenigstens zu warnen, nur wußte er noch nicht wie. In diesem Augenblick schrak er heftig zusammen, denn er fühlte sich von einer derben Faust geschüttelt, stellte sich als aus einem tiefen Schlaf erwachend und schlug die Augen auf. Einer seiner Reisegefährten stand vor ihm, ein Reiseglas in der Hand und bot ihm in gebrochenem Französisch einen Trunk an. Willy nahm mechanisch das Glas und führte es an den Mund; als er aber roch, daß es Rum enthielt, gab er es ablehnend zurück. Nun bot ihm der Herr Wein oder etwas von den Speisen an, welche seine Reisegefährten aus einem mitgebrachten Speisenkorbe genommen hatten, allein er lehnte entschieden ab und lehnte sich wie schlaftrunken in seine Ecke zurück. Eine Weile beobachtete er die Essenden und Trinkenden anscheinend unbefangen, aber nur um sich zu vergewissern, daß die drei Männer Perücken und falsche Bärte trugen; dann stellte er sich, als ob er wieder in einen tiefen Schlaf versinke.

Mittlerweile tafelten die drei Männer tüchtig, leerten mehrere Flaschen, welche sie mitgebracht hatten, steckten dann ihre Pfeifen und Cigarren an und plauderten; hie und da kam einer und blies Willy eine Tabakswolke unter die Nase, um zu sehen, ob er schlafe; dieser aber hustete nur, ohne zu erwachen. Nun enthüllte der Anführer der drei Spießgesellen den Gefährten seinen ganzen Plan: gegen Morgen, wenn der Zug eine gewisse Station passiert haben würde, wollten sie auf den Laufbrettern bis zu dem Damencoupé vordringen, worin die Kammerfrau mit den Diamanten war, wollten die Thüre leise öffnen, die Kammerfrau und die etwa noch mit ihr im Wagen befindlichen Damen erwürgen und ausplündern, dann das Weite suchen. Diesen Vorschlag verbesserte dann ein anderer dahin: die Kammerfrau so leise wie möglich zu erdrosseln, ihr die Diamanten abnehmen, sie dann aus dem Coupé herauszuschaffen und auf die Schienen zu werfen, damit es aussehe, als ob sie mit den Diamanten durchgegangen sei, und sich dann beizeiten mit dem Fang aus dem Staub zu machen. Der Rädelsführer stieg aus dem Coupé, ging auf dem Laufbrett zu dem betreffenden Damencoupé, um zu rekognoszieren und brachte die Nachricht mit, daß die Kammerfrau nur noch mit einer anderen Dame allein im Wagen sei, worauf man beschloß, den letzteren Plan auszuführen.

Willy war starr vor Entsetzen, als er das hörte; aber allmählich faßte er sich wieder und überlegte, was er thun sollte. Das Gespräch der drei Männer verstummte endlich, sie schliefen ein. Er stand auf, zog den Schleier vor die Wagenlampe — sie erwachten nicht; nun ließ er das Wagenfenster neben sich leise herab, ließ sich geräuschlos auf das Laufbrett hinunter, ging den Zug entlang rückwärts zu den Packwägen und kletterte über denselben hinweg und schlich bis zu dem Damencoupé vor, in welchem seine Wohlthäterin schlief. Im Vorübergehen warf er einen scheuen Blick in sein eigenes Coupé hinein und sah, daß die drei Männer noch fest schliefen. Im nächsten Augenblicke pochte er an dem Fenster des Wagenschlags, neben welchem seine Wohlthäterin saß; sie erwachte, sah sich um, erkannte ihn und begriff seine Gebärden, daß er sie zu sprechen wünsche; sie sah an seinem verstörten Gesicht, an seiner Miene, daß sein Anliegen ein dringendes war. Er öffnete die Thüre, schlüpfte herein und überzeugte sich durch wenige Fragen, daß er sich in seinem Argwohn nicht geirrt habe. Nun bat er sie, ruhig zu sein, denn er wolle ihr Hilfe schaffen; wenn sie angegriffen werden sollte, so solle sie nur die Alarmglocke in Bewegung setzen. Dann stieg er wieder auf das Laufbrett hinunter und ging zurück zu dem Packwagen worin die Schaffner saßen und gab hier seinen Bericht ab. Die Männer waren zum Teil noch schlaftrunken und nahmen seine Aussage gleichmütig oder ungläubig auf, allein der Zugmeister und ein Gendarmen-Sergeant, der mit auf dem Zuge war, schenkten Willy Glauben und berieten sich über einen Plan, sich der Verbrecher zu bemächtigen. Plötzlich knallte ein Schuß und Willy rief: „Der galt mir! Da haben Sie die Bestätigung dessen, was ich sage!" Er hatte nämlich seinen Ueberrock ausgezogen und an die Thürschnalle eines Coupé gehängt, um leichter auf dem Trittbrett fortzukommen.

Die Nachtluft, welche zu dem geöffneten Fenster einströmte, hatte einen der drei Spießgesellen geweckt. Als er aufstand, um das Fenster zu schließen, bemerkte er, daß Willy fehlte. Argwöhnisch, wie das böse Gewissen, weckte er sogleich seine beiden Gefährten mit dieser Kunde, und diese witterten Verrat. Der Anführer riß die Thüre auf, sah den Ueberrock im Winde flattern und glaubte im Schimmer der Nacht, den entsprungenen Knaben zu sehen; hastig holte er einen Revolver hervor und schoß, in der Hoffnung, daß der Lärm des Wagens den Pistolenknall übertöne. Allein der ganze Zug ward dadurch geweckt und streckte die Köpfe aus den Wagen. Keine Viertelstunde später waren die beiden Thüren des Coupés worin die drei Engländer waren, von Schaffnern besetzt, die eine davon ward geöffnet, und der Gendarm erklärte ihnen mit dem Revolver in der Hand, daß sie verhaftet seien. Einer der Engländer sprang über ihn hinweg und blieb am Boden liegen, er hatte beide Unterschenkel gebrochen und ward am anderen Morgen von Bauern und Gendarmen verhaftet; die beiden anderen wurden gefangen genommen und in Dax den Behörden übergeben. Sie waren bekannte Londoner Verbrecher und gestanden ihren Raubplan, den sie schon in London entworfen hatten. Die Diamanten der Lady und das Leben ihrer Zofe waren gerettet, und Willy hatte das erhebende Bewußtsein, seine Dankbarkeit thatsächlich bewiesen zu haben. Sein klares Zeugnis vor den Assisen zu Bayonne verursachte die Verurteilung der drei Verbrecher zur Kettenstrafe und Deportation nach Bayonne.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Er voran, jagten sie im Galopp vorwärts. Das Felsengebäude wurde eingeschlossen, und Old Shatterhand begab sich zunächst ganz allein hinein. Er hinterließ, nur wenn er einen Schuß abgäbe, sollten die anderen nachkommen.

Es dauerte eine ziemlich lange Zeit, bevor er herauskam. Seine Miene war sehr ernst und bedenklich. Er sagte:

„Ich würde meinen roten Brüdern gerne gestatten, sich diese interessante Felsenbildung anzuschauen, welche das Aussehen hat, als ob sie von Menschenhänden errichtet worden sei; aber wir haben keine Zeit zu verlieren, denn die weißen Männer sind mit Wohkadeh von den Sioux gefangen genommen und vor einer Stunde fortgeführt worden."

„Weiß das mein roter Bruder genau?" fragte Feuerherz, der Medizinmann der Upsarocas.

„Ja. Ich habe alle ihre Spuren gesehen und sehr genau gelesen. Der dicke Jemmy hat mir ein Zeichen zurückgelassen, und ich hoffe, wir werden deren noch mehrere finden. Er wird uns auf die Richtung aufmerksam machen wollen, welche die Sioux eingeschlagen haben."

Er zeigte den kleinen Pelzfetzen hin, den er gefunden hatte. Es waren nur fünf oder sechs Haare daran, ein fast sicheres Zeichen, daß das Stückchen von dem kahlen Pelze des Dicken stamme.

„Was gedenkt Shatterhand zu thun?" fragte der Rote. „Will er den Ogallala auf dem Fuße folgen?"

„Ja, und zwar sofort."

„Werden wir, wenn wir zu Winnetou zurückkehren, sie nicht ebenso sicher am Flusse des Feuerloches treffen?"

„Ja, wir würden sie treffen; aber es steht zu befürchten, daß sie bis dahin die Gefangenen getötet haben."

„Sie werden dieselben aufheben bis zum Tage des Vollmondes."

„Den Bärentöter und seine fünf Gefährten, ja; aber unsere Freunde sind ihres Lebens nicht so lange sicher. Ganz besonders der brave Wohkadeh schwebt in großer Lebensgefahr. Sie werden ihn als Verräter behandeln. Ich ahne, daß sie sehr Schlimmes mit ihm vorhaben. Wir müssen ihnen also auf dem Fuße nach. Oder denken meine roten Brüder anders?"

„Nein," antwortete der Riese. „Wir freuen uns, auf die Fährte der Ogallala so bald gestoßen zu sein. Der ‚schwere Moccassin' ist ihr Anführer, und es gelüstet mich, ihn in meine Hand zu bekommen. Reiten wir!"

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck, an welchem man deutlich merkte, daß der Anführer der Sioux-Ogallala eines sehr schlimmen Todes sterben werde, falls er in seine Hände geraten sollte.

Old Shatterhand setzte sich wieder an die Spitze des Zuges, und der Ritt wurde fortgesetzt, aber nun in westlicher anstatt in östlicher Richtung.

Da es schwer gewesen war, der Fährte der fünf Deserteure zu folgen, hatte Old Shatterhand mit seinen Begleitern bereits seit früh sehr langsam reiten müssen. Dasselbe war auch jetzt der Fall. Der Boden bestand ganz aus vulkanischem Gestein. Von einer wirklichen Hufspur war keine Rede. Kleine Steinchen, welche unter den Tritten der Pferde zermalmt worden waren, bildeten die einzigen und dazu sehr unsicheren Anhaltspunkte für den Scharfsinn Old Shatterhands. Da galt es, höchst genau aufzupassen, und so war er gezwungen, sehr langsam zu reiten.

Daß er trotz aller Schwierigkeit genau auf der Fährte der Ogallala blieb, wurde durch mehrere Pelzstückchen bewiesen, welche man fand. Selbst die Upsarocas und die Schoschonen, im Verfolgen einer Fährte außerordentlich geübt, warfen sich Blicke zu, in welchen die deutlichste Bewunderung des berühmten Jägers lag.

Nach einiger Zeit lenkte die Richtung mehr rechts, also südwestlich ab. Man erreichte den Fuß der Höhen, welche die Wasserscheide bilden. Wer da oben hält, der kann rechts unten die Rinnen sehen, welche ihre Wasser durch den Yellowstone und Missouri dem Mississippi, also dem mexikanischen Golf zuführen, während links im Thale die Wasser in den Snakefluß gehen, um das Stille Weltmeer aufzusuchen.

Hier war die Gegend nicht mehr kahl wie bisher. Es gab Humusboden, und die einzelnen Bäche, welche da flossen, waren nicht mit Schwefel geschwängert; sie hatten ein frisches, gesundes Wasser, welches der Vegetation Nahrung bot. Darum gab es hier Gras, Büsche und Bäume, und nun wurde auch die Fährte deutlicher, als sie bisher gewesen war.

Leider aber konnte man ihr nicht lange mehr folgen, denn der Nachmittag neigte sich seinem Ende entgegen. Darum mußten die Pferde möglichst ausgreifen, um den Umstand, daß die Spur hier gut zu lesen war, vor Einbruch der Dunkelheit noch möglichst ausnutzen zu können.

Die Höhe der Wasserscheide wurde erreicht. Dann ging es drüben wieder hinab, zwischen Felsenbrocken und Sträuchern hindurch, ein ziemlich beschwerlicher, stellenweise sogar gefährlicher Ritt, woraus sich aber die Indianer gar nichts machten.

Dann brach der Abend herein. Man mußte auf der Fährte bleiben, und da diese jetzt nicht mehr zu erkennen war, so wurde gehalten.

Waren die Männer bisher schweigsam gewesen, so wurden sie am Lagerplatze nicht beredter. Sie hatten das Gefühl, vor entscheidenden Ereignissen zu stehen. In einer solchen Lage wird der Mensch schweigsam.

Ein Feuer wurde nicht angebrannt. Old Shatterhand hatte aus der Frischheit der Fährte ersehen, daß die Ogallala kaum zwei englische Meilen vor ihnen waren. Hatten sie sich gelagert, so konnte man ihnen, ohne es zu wissen, so nahe gekommen sein, daß sie das Feuer bemerken und also erfahren mußten, daß sie verfolgt wurden.

Jeder wickelte sich schweigend in seine Decke und legte sich zur Ruhe, nachdem die Wachen ausgestellt waren. Aber kaum graute der Morgen, kaum waren die einzelnen Gegenstände voneinander zu unterscheiden, so wurde aufgebrochen.

Die Spuren der Ogallala waren heute noch zu lesen. Nach vielleicht einer Stunde erklärte Old Shatterhand, daß die Sioux gestern gar nicht gelagert hätten. Sie hatten jedenfalls nicht ruhen wollen, als bis sie den Feuerlochfluß erreicht hatten.

Das war kein gutes Zeichen, denn es bewies, daß sie dort etwas vorhatten, was schnell geschehen sollte. Leider aber konnten die Verfolger die Schnelligkeit ihrer Pferde nicht ausnutzen, denn der Pflanzenwuchs hörte bald wieder auf, und an Stelle des weichen Bodens trat der harte, vulkanische Fels zu Tage.

Da war es nun ganz unmöglich, eine Spur zu entdecken. Old Shatterhand meinte ganz richtigerweise, daß die Sioux-Ogallala bis hierher wohl dieselbe Richtung eingehalten hatten, der sie dann später gefolgt sein würden, und so hielt er sich immer in gerader Linie.

Er erkannte bald, daß er sich in dieser Vermutung nicht geirrt habe. Es stiegen vor ihm die Feuerlochberge empor, hinter denen sich die berühmten Geiserbassins in immerwährender, grandioser Thätigkeit befinden. Da gab es wieder Pflanzenwuchs, sogar Wald, welcher an dieser Stelle meist aus dunklen Fichten bestand.

Sie erreichten einen schmalen Wasserlauf, welcher sich durch weichen Grasboden schlängelte, und gerade da, wo sie auf denselben traten, war der Boden von vielen Pferdehufen zerstampft. Die Hufeindrücke zogen sich längs des Wassers hin, und es war deutlich zu erkennen, daß die Sioux da ihre Pferde getränkt hatten. Also war die Fährte glücklich wieder gefunden, und von jetzt an bis hinauf zur Höhe behielt sie eine solche Deutlichkeit, daß ein Irrtum gar nicht möglich war.

Ein offener Weg führte nicht hinauf. Man mußte unter Bäumen reiten. Diese standen so weit auseinander, daß sie keine Hindernisse boten. Aber gerade der Ritt im Walde ist für den Westmann am gefährlichsten. Es kann hinter dem nächsten Baum ein Feind verborgen sein, von dessen Gegenwart er keine Ahnung hat.

Wie leicht war es möglich, daß die Ogallala auf den Gedanken gekommen waren, daß sie verfolgt würden. Man konnte doch nicht wissen, welch ein Geständnis sie den Gefangenen durch Gewalt oder List abgelockt hatten. Hatten sie die Ahnung, verfolgt zu sein, so waren sie jedenfalls so klug gewesen, die geeigneten Maßregeln zu treffen, und die allerbeste derselben bestand im Legen eines Hinterhaltes.

Darum schickte Old Shatterhand einige Schoschonen voran, welche das Terrain abzusuchen hatten und sich, sobald sie etwas Verdächtiges bemerken würden, auf den Haupttrupp zurückziehen sollten.

Glücklicherweise erwies diese Vorsicht sich als unnötig. Daran war das Abkommen schuld, welches der dicke Jemmy mit dem Gefangenen, welcher von dem Häuptlinge der Ogallala den Auftrag erhalten hatte, seine Mitgefangenen zu verraten, getroffen hatte.

Da die Gefangenen, abgesehen von Wohkadeh, auch während des Rittes in schlauer Absicht nicht voneinander getrennt worden waren, so hatten sie miteinander sprechen können. Die stillschweigende Erlaubnis dazu hatte der Häuptling erteilt, damit sein vermeintlicher Verbündeter Gelegenheit erhalten könnte, alles, was er ihm berichten sollte, von ihnen zu erfahren.

Dann am Abende hatte der „schwere Moccassin" ihn so unauffällig wie möglich von den anderen trennen lassen und sich zu ihm gesellt, um ihn auszufragen. Der Mann hatte die Antworten gegeben, welche ihm von Jemmy anbefohlen worden waren, und dabei auch die Versicherung

gegeben, daß außer Wohkadeh und den vier Weißen kein einziger Mensch nach dem Yellowstone gekommen sei.

Das hatte der Häuptling geglaubt und infolgedessen alle Vorsichtsmaßregeln für überflüssig gehalten.

So kam es, daß Old Shatterhand mit seinen Indianern die Höhe erreichte, ohne auf irgend ein Hindernis zu treffen.

Auch diese Höhe trug dichten, hochstämmigen Wald; darum konnte man nicht in das jenseitige Thal hinabblicken, obgleich die diesseitige Wand desselben ziemlich steil abzufallen schien.

Unter den Bäumen hinreitend, hörten sie ein ganz eigentümliches, dumpf brausendes Geräusch, welches bald von einem schrillen Pfeifen unterbrochen wurde, und darauf ertönte ein Zischen, gerade so, wie wenn bei einer Lokomotive die überflüssigen Dämpfe abgelassen werden.

„Was ist das?" fragte Moh-aw, der Sohn des Schoschonenhäuptlings, erstaunt.

„Jedenfalls ein Geiser," antwortete Old Shatterhand.

Da den Indianern das Wort Geiser ein vollständig unbekanntes ist, so bediente er sich des Ausdruckes ‚War-p'eh-pejah, Warmwasserberg', und der junge Schoschone verstand ihn sofort.

Jetzt senkte sich das Terrain abwärts, erst langsam, dann aber schnell, so daß es nicht leicht war, sich auf den Pferden zu erhalten.

Darum stiegen die Reiter ab und gingen zu Fuß, die Tiere hinter sich her führend.

Die Spuren der Ogallala waren auch jetzt noch zu erkennen, doch sah Old Shatterhand es ihnen an, daß sie bereits von gestern stammten.

Bereits einige hundert Fuß tief war man gekommen; da hatte der Wald so plötzlich ein Ende, daß sein Rand eine scharfe Linie bildete. Doch ein Stück weiter abwärts reichte er bis ganz hinab auf die Sohle des Thales.

Jetzt war der Blick über das letztere frei, und was das Auge hier sah, das war allerdings erstaunlich, in Beziehung sowohl auf die Naturscene als auch auf die lebendige Staffage derselben.

Das obere Thal des Madison, welcher hier den sehr bezeichnenden Namen Feuerlochfluß führt, ist wohl die bewunderungswerteste Region des Nationalparkes. Viele Meilen lang und stellenweise zwei und sogar drei Meilen breit, enthält es Hunderte von Geisern und heiße Quellen. Es gibt da Fontänen, welche ihre Strahlen mehrere hundert Fuß emporschleudern. Schwefelige Gerüche entströmen den zahlreichen Spalten des Erdbodens, und die Luft ist stets mit heißem Wasserdampfe geschwängert.

Schneeweißer Sinter, welcher den Ueberzug oder vielmehr die Stürze, den Deckel unterirdischer Kochtöpfe bildet, glänzt grell im Sonnenscheine. An anderen Stellen wieder besteht die Erdoberfläche nicht aus einem festen Boden, sondern aus dickflüssigem, übelriechendem Schlamm, dessen Temperatur eine sehr verschiedene ist. Hie und da erhebt sich der Erdboden plötzlich in Haubenform, steigt langsam, blasenartig empor und zerplatzt sodann, ein weites, unergründlich tiefes Loch zurücklassend, aus welchem die Strahlen des Dampfes so hoch emporschießen, daß es dem Auge schwindelt, welches ihnen in diese Höhe folgt. Diese Blasen und Löcher entstehen und vergehen, bald hier, bald dort. Sie sind also wandernd. Wehe dem, der auf eine solche Stelle gerät! Soeben hatte er noch festen Boden unter sich; da beginnt dieser plötzlich heiß zu werden und sich zu erheben. Nur ein todesmutiger Sprung, die schleunigste, augenblicklichste Flucht vermag Rettung zu bringen.

Aber während man der einen Blase entflieht, steigt sofort eine zweite, dritte, vor und neben einem auf. Man steht eben auf einer ganz dünnen Kruste, welche die fürchterlichen Tiefen des Erdinnern wie die leicht zerreißbare, papierartige Masse eines Wespennestes bedeckt.

Und wehe ebenso dem, welcher den erwähnten Schlamm von weitem für eine Masse hält, welche ihn tragen kann! Er sieht zwar aus, wie ein sumpfiger Moorboden, durch welchen man noch zu gehen vermag; aber er ist nur gehalten von vulkanischen Dämpfen, welche ihn tragen, wie beim Fleischkochen der graubraune Schaum von dem Wasser gehalten und bewegt wird.

Ueberall gibt der Boden unter dem Fuß nach, und die Stapfen füllen sich sofort mit einer dicken, grüngelben, stinkenden, höllischen Flüssigkeit.

Ueberall rauscht, kocht, brodelt, pfeift, zischt, braust und stöhnt es. Riesige Flocken von Wasser und Schlamm fliegen umher. Wirft man einen schweren Stein in so eine entstehende und wieder vergehende Oeffnung, so ist es, als ob die Geister der Unterwelt sich beleidigt fühlten. Die Wasser und der Schlamm kommen in eine furchtbare, wahrhaft diabolische Aufregung; sie steigen empor; sie wallen über, als ob sie den Verbrecher ins grauenhafte Verderben ziehen wollten.

Das Wasser dieser Hexenkessel ist ganz verschieden gefärbt, milchweiß, knallrot, azurblau, schwefelgelb, oft auch hell wie Glas. Obenauf sieht man große weiße, seidenartige Fäden oder einen dicken bleifarbenen Schleim, welcher jeden hineingehaltenen Gegenstand in wenigen Minuten zolldick überzieht, um eine feste, dauernde, fast unzerstörbare Masse zu bilden.

Es kommt vor, daß das Wasser eines solchen Loches im schönsten Grasgrün schimmert. Plötzlich öffnen sich an den Seiten kleine Ventile, und nun schießen aus denselben in allen Nuancen des Regenbogens gefärbte Strahlen durch das grüne Wasser.

Man möchte alle Sekunden ein „Herrlich! Unvergleichlich! Himmlisch!" rufen, wenn das alles nicht gar so angsterregend, so höllisch wäre.

Also an diesem Feuerlochflusse war Old Shatterhand mit seinen Kriegern angekommen. Die Letzteren wollten unter den Bäumen hervortreten; er aber hielt sie durch einen lauten Ausruf zurück. Er deutete nach dem jenseitigen Ufer des Flusses, und da sahen sie allerdings ein, daß es geratener sei, jetzt noch in der Verborgenheit des Waldes zu verweilen.

Das Thal war hier vielleicht nur eine halbe englische Meile breit. Oberhalb der Stelle, an welcher Old Shatterhand hielt, traten die Ufer so eng zusammen, daß der Fluß kaum Raum genug zu haben schien, seine schmutzig gefärbten, heimtückisch glitzernden Wellen hindurchzuzwingen. Unterhalb war ganz dasselbe der Fall. Von der einen Enge bis zu der anderen war die Entfernung nicht größer als kaum eine englische Meile.

Der Fluß, dessen Wasser von den sich in ihn ergießenden heißen Quellen natürlich eine alles tierische Leben tötende Wärme besitzt, rauschte ganz nahe der Thalwand hin, an welcher Old Shatterhand hielt. Diese war, wie bereits erwähnt, mit Wald bedeckt und zwar steil, aber doch gangbar. Die gegenüberliegende Wand aber stieg, wie nach dem Maurerlot emporgetrieben, senkrecht in die Höhe. Sie bestand aus schwarzem, oben türmchenähnlich zerklüftetem Gesteine und bog sich ziemlich weit zurück, so daß sie von der einen Flußenge bis zur anderen die Linie eines Kreisausschnittes bildete. Aber das Thal wurde durch dieses Zurücktreten der Felsenwand keineswegs erweitert, denn an dem dunklen Felsen stieg, gerade Old Shatterhand gegenüber, ein Gebild herab oder auch hinauf, dessen breiter Fuß beinahe bis an das jenseitige Ufer des Flusses reichte.

Dieses Gebild — denn es gibt wohl kaum ein anderes, besseres Wort zur Bezeichnung des Gegenstandes — also dieses Gebild war so wunderbar, auf den ersten Anblick so unbegreiflich, daß man hätte meinen mögen, sich in einer Zauberwelt zu befinden, in welcher Feen und Elfen und andere unirdische Wesen ein geheimnisvolles Dasein leben.

Es war ein terrassenförmiger Aufbau, so zart gegliedert und phantastisch verziert, als bestehe er aus frischgefallenem Schnee und den feinsten Eiskrystallen.

Die unterste, umfangreichste Terrasse schien aus dem feinsten Elfenbein geschnitten zu sein. Ihr Rand war mit Zieraten bekleidet, welche von weitem wie die Kunstwerke eines phantasiereichen Bildhauers erschienen. Sie bildete ein mit Wasser gefülltes, halbkreisförmiges Bassin, aus welchem die zweite Terrasse aufstieg, glitzernd, wie mit Goldkörnern durchsetzter Alabaster. Diese zweite Terrasse hatte einen geringeren Durchmesser als die erste. Und ebenso trat die dritte hinter der zweiten zurück. Wie aus zart gezupfter, weißer Watte bestehend, hob sie sich schlank und jungfräulich aus der zweiten empor.

(Fortsetzung folgt.)

Im deutschen Nadelholzwalde.

Du gehst gern in den Wald, junger Freund; ich weiß es, ehe ich dich gefragt habe. Wir Deutschen haben eine angeborene Liebe zum Walde und seinen Schönheiten. Wie gern erinnere ich mich heute noch jener fröhlichen Jugendzeit, in der ich im Vereine mit meinen Spielgenossen an freien Nachmittagen hinauseilte in Feld und Wald, in Gottes herrliche Natur. Täglich sahen wir dort Neues, täglich wirkten andere, bisher noch nicht gemachte Beobachtungen anregend auf unser jugendliches Gemüt ein. Wenn ich so zurückdenke an jene Waldstreifereien, dann erinnere ich mich noch recht wohl, wie vieles uns damals ein Rätsel blieb, wie wir vergebens suchten, uns diese und jene Beobachtung zu erklären, und wie gerne wir freundlicher Belehrung ein williges Ohr liehen. Hat man doch einen ganz anderen Genuß, wenn man für alles, was man sieht, eine Begründung kennt, als wenn man, in Unwissenheit tappend, sich lediglich darauf beschränken muß, die Allgewalt des Schöpfers an seinen Werken in der Natur staunend zu bewundern.

Eure Zeitung „Der gute Kamerad" hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, euch über alles aufzuklären, was euch auffällt und was ihr wissen möchtet. Darum, liebe Freunde, begleitet mich heute ein Stündchen in den deutschen Nadelholzwald: ich will euch alles erklären, was ihr euch nicht zu deuten wißt.

Der Nadelwald hat im Sommer sowohl als im Winter ein ganz anderes Gepräge als der Laubholzwald. Wenn im Sommer der Buchen- und Eichenhochwald in frischem Grün wie neu verjüngt erscheinen, wenn der Sonne Strahlen sich glitzernd an der glatten Rinde langschäftiger Buchen widerspiegeln, dann kommt uns der Nadelholzwald mit seinem dunklen Grün recht düster und ernst vor. Treten wir aus dem Buchenhochwalde unmittelbar in den angrenzenden alten Fichtenhochwald ein, so wirkt das geheimnisvolle Dunkel des letzteren mächtig auf unser Gemüt ein. Gingen wir soeben noch auf der unter jedem Schritte krachenden und raschelnden Laubschicht, welche den Boden des Buchenhochwaldes bedeckt, so wird im Nadelwalde unser Tritt auf dem weichen Nadel- und Moosteppich, welcher auf den Wurzeln der schlanken Stämme liegt, unhörbar; schon dieses geräuschlose Gehen paßt zu dem geheimnisvollen Dunkel des Nadelholzes. Hier finden wir keine vorlaut schwatzenden Buchen- und Eichenkronen — nur leise rauschend, gleichsam flüsternd, unterhalten sich die schwankenden Fichtengipfel im leicht säuselnden Sommerwinde.

Sind schon im Sommer die Charaktere der beiden Waldarten grundverschieden, so sind sie es noch viel mehr im Winter; aber in ganz anderer Art! Kahl und dürr ragen die noch vor kurzem so üppig belaubten Aeste des Laubholzes gen Himmel; wie abgestorben sieht der Buchenhochwald aus. Keinen Schutz bietet er gegen den eisigen Nordwind — alles öde und kalt! Welcher Unterschied, wenn wir jetzt den Nadelholzwald betreten. Es ist uns, als träten wir in eine warme Stube ein. Wie im Sommer, so finden wir auch jetzt im Winter noch dasselbe lustige Grün in den Kronen der Nadelholzbäume, ja es tritt unter dem Schnee nur noch um so greller hervor. Gibt es eine einfachere und doch schönere Farbenzusammenstellung in der Natur, als das reine, blendende Weiß des frischgefallenen Schnees auf dem dunklen saftigen Grün der Edeltanne? Gewiß nicht. —

* * *

Unsere Föhren.

Die Nadelhölzer werden von den meisten allgemein entweder „Fichten" oder „Tannen" genannt. Man spricht vom „Fichtenwalde", vom „Tannenwalde", der Dichter singt: „O Tannenbaum, o Tannenbaum!" — und doch sind alle jene Bezeichnungen meist nicht richtig. Es wird euch interessieren, liebe Freunde, unsere Nadelhölzer und ihre Unterscheidungsmerkmale näher kennen zu lernen.

Im deutschen Walde sind heute vier Nadelhölzer heimisch: die Weiß- oder Edeltanne (Abies pectinata), die Rottanne oder Fichte (Abies excelsa), die Kiefer (Pinus silvestris) und die Lärche (Pinus larix). Die genannten Bäume unterscheiden sich leicht an ihren Nadeln.

Was zunächst die Lärche von den drei anderen Nadelhölzern unterscheidet, ist der Umstand, daß erstere ihre Nadeln alljährlich verliert, was bei den letzteren nicht der Fall ist; bei der Edeltanne werden vielmehr die Nadeln 6 bis 8 Jahre alt, bei der Fichte 4 bis 6 Jahre, bei der Kiefer 2 bis 4 Jahre.

Ein weiteres Unterscheidungsmerkmal besteht darin, daß die einzelnen Nadeln bei jeder Art ein anderes Aussehen und einen anderen Stand haben.

Die kleinen Nadeln der Lärche sitzen büschelweise an den dünnen Zweigen. Bei der Kiefer — welche übrigens auch Föhre, Forche, Forle oder Kiene genannt wird — befinden sich immer zwei Nadeln in einer Scheide zusammen; die Nadeln sitzen also nur paarweise an den Zweigen, während sie bei der Fichte und Tanne einzeln sitzen. Die Nadeln der beiden letztgenannten Holzarten sind leicht voneinander zu unterscheiden. Während nämlich bei der Fichte die Nadeln um den Zweig herum sitzen, sind dieselben bei der Tanne auf der Ober- und Unterseite der Zweige gescheitelt, gleichsam als ob sie gekämmt seien; sie hat daher auch den Beinamen „pectinata", die „gekämmte". Ferner zeigen die einzelnen Nadeln wieder leicht erkennbare Verschiedenheiten. Die Fichtennadel ist vierkantig und läuft spitz zu, die Tannennadel dagegen ist platt, an der Spitze eingekerbt — was man sehen kann, wenn man dieselbe gegen das Licht hält — und hat auf der Unterseite zwei weißgraue Längsstreifen.

Wollt ihr also — was am leichtesten ist — einen Nadelholzbaum nach seiner Benadelung bestimmen, so habt ihr zu beobachten: 1) ob die Nadeln büschelweise zusammen stehen; ist dies der Fall, so habt ihr eine Lärche vor euch. 2) ob dieselben paarweise in einer Scheide sitzen — das ist eine Kiefer, 3) ob sie einzeln stehen — das kann eine Fichte oder eine Tanne sein. Es ist eine Tanne, wenn die Nadeln platt, an der Spitze eingekerbt und auf der Unterseite mit zwei

weißlichen Streifen versehen sind; ist das nicht der Fall, ist vielmehr die einzelstehende Nadel vierkantig und läuft vorn in eine Spitze aus, so ist der betreffende Baum eine Fichte. Höchst einfach! Wie? Nun vergeßt's nicht! —

Die Blüten der Nadelhölzer, namentlich der Fichten und Tannen, sind ganz wunderschön. Man kann sie im Mai und Juni an älteren Bäumen oben in den Gipfeln haufenweise sehen. Sie sind hochrot und treten auf dem grünen Untergrunde der Benadelung um so greller hervor. Aus den weiblichen Blüten entstehen die Zapfen. Dieselben sind sehr kompliziert gebaut. Um eine Spindel sitzen rund herum die Schuppen, und an der Wurzel je einer Schuppe befinden sich die mit einem feinen, durchsichtigen Flügel versehenen einzelnen Samenkörner, je zwei und zwei. Diese einzelnen Samenkörner sind sowohl hinsichtlich ihres Baues, als hinsichtlich ihrer Befestigung an den Flügeln sehr verschieden voneinander. Es würde aber zu weit führen, wenn ich euch diese Unterschiede hier näher auseinandersetzen wollte.

Bekannt ist, daß die Nadelholzzapfen als Wetterpropheten benutzt werden. Man hängt sie an einem nicht dem Regen ausgesetzten Platze in die Luft. Ist nun der Zapfen fest geschlossen, so deutet dies auf gutes Wetter, ist er dagegen offen, so kann man auf Regen rechnen. Es hat dies seinen Grund darin, daß bei schönem Wetter die Luft warm und trocken ist, wodurch die Spindel des Zapfens ausgedehnt wird, infolge dessen stehen die Schuppen weiter ab.

Die Nadelhölzer sind sehr reich an Harz. Dieser reiche Harzgehalt ist die Ursache des aromatischen Geruches der Nadelholzwaldungen. Schneidet man in der Frühlingszeit von einem Nadelholzstamme ein Stück Rinde ab, so wird man nach Verlauf einiger Tage sehen, wie das Harz ausfließt. Auf diese Weise wird in einigen Gegenden sehr viel Harz gesammelt, aus welchem dann Terpentin, Colophonium und sonstiges bereitet wird.

Das Holz unserer Nadelhölzer wird zu außerordentlich vielen Zwecken bearbeitet.

Ist dasselbe im Walde gefällt, so erhält jeder Stamm eine Nummer und wird dann an die Holzhändler verkauft. Nun wird es zu Bauholz, Brettern und Balken verarbeitet und kommt in den Handel. Oder es wird zu Flößen zusammengekoppelt und die Flüsse heruntergeflößt, um in den großen Handelsstädten auf den Holzlagerplätzen verarbeitet zu werden. Aus den Brettern werden Tische, Schränke und sonstige Möbel fabriziert.

Die jungen Fichten haben noch einen Verwendungszweck, der euch allen aus der schönsten Zeit des Jahres wohlbekannt ist: sie dienen zu Christbäumen und versammeln am heiligen Abend in strahlendem Lichtglanze die fröhliche Jugend um sich.

Diese vielfachen Verwendungsarten machen unsere Nadelhölzer für den Forstmann und Waldbesitzer zu einer recht wertvollen Holzart, welche für ihn um so gewinnbringender wird, als dieselbe bedeutend schneller wächst, wie z. B. die Eiche.

Wir sehen, wie vieles des Interessanten ein Nadelholzwald in sich birgt. Ich habe euch heute nur das Wesentlichste erzählt, weil ich euch nicht durch den Vortrag des Spezielleren ermüden wollte. Ueber die Feinde und Bewohner der Nadelholzwälder wird euch ein anderer Aufsatz belehren. Für heute will ich schließen und ich hoffe, eure Liebe zum Walde mit den wenigen Zeilen noch in höherem Grade entflammt zu haben.

Unsere Tanne.

Ein Kosakenritt.

Als sich Kaiser Alexander II. einige Jahre vor seinem Tode von Petersburg über Warschau ins Ausland begab, wurde die ganze Strecke, die der Zar befahren mußte, von Kosaken bewacht. Von Wärterhaus zu Wärterhaus mußten je zwei dieselbe in entgegengesetzter Richtung bereiten, und hatten strengsten Befehl, jeden, der sich unbefugt dem Bahnkörper nähern sollte, lebendig oder tot einzubringen. Der gan-

zen auf ihm ruhenden Verantwortung eingedenk, ritt nach erfolgter Ablösung kurz vor Wloclawek, einer Station der Warschau-Wiener Eisenbahn, ein junger Kosak, eifrig nach allen Seiten ausspähend und den langen Karabiner schußbereit im Arm, die Schienen entlang. Kein Lüftchen rührte sich, und die tiefe Stille eines herrlichen Sommerabends lag über der Natur. Vom Lager herüber hallten die letzten, langgezogenen Töne der Retraite, die das Echo des Waldes weckten, bis es, von Schlucht zu Schlucht weitergegeben, wieder klagend in der Ferne erstarb.

Da zog auch in das Herz des jungen Steppensohnes eine unendliche Ruhe; die Zügel entfielen seiner Hand und mit Wehmut gedachte er der fernen Heimat. — Wo Don und Wolga durch endlose Gefilde ihre Fluten gen Süden wälzen und der Boden unter dem Hufschlag wilder Steppenrosse erbebt, da stand seine Wiege. Hier verlebte er unter der Hut einer sorgenden Mutter seine Kindheit und wuchs unter der erziehenden Hand des Vaters zum kräftigen Jüngling heran. Schon früh mit der Handhabung der Waffen vertraut, hatte er in dem fortwährenden Kampfe, den sein von Pferde- und Viehzucht lebender Stamm mit Natur und Menschen bestehen mußte, seinen Mut erprobt und seinen Körper gestählt. Wo es galt, einen räuberischen Nachbar zu züchtigen, einen ausgebrochenen Stier wieder einzufangen oder einen wilden Hengst zu bändigen, da war er stets dabei gewesen. Und als der Ruf von den deutschen Waffenthaten jenseits des Rheins auch bis in diese abgelegenen Gegenden drang, und die kriegerische Jugend bewundernd den Erzählungen der Veteranen lauschte, welche bei der Erinnerung an den Feldzug von 1812 und 1813, und den denkwürdigen Uebergang der Franzosen über die Beresina noch einmal jung zu werden schienen, da hielt ihn nichts länger in der Heimat zurück, und begeistert schloß er sich der Schar von jungen Männern an, welche dazu ausersehen waren, dem großmächtigen Zaren an der Newa Heerfolge zu leisten, und unter den ruhmgekrönten Fahnen Rußlands zu dienen.

Tausende von Werst lagen heute zwischen ihm und seinen Angehörigen, und nach langer Zeit tauchten zum erstenmal wieder die alten, lieben Bilder seiner Kindheit vor ihm auf.

Da zuckt sein Pferd, das bis jetzt gemächlich seinen Weg im Schritt verfolgt hatte, plötzlich erschreckt zusammen. — Ein langer Pfiff hallt gellend durch das Holz und macht sein Blut zu Eis erstarren. Es ist der Warschauer Expreßzug, welcher sich ihm mit rasender Geschwindigkeit nähert. Noch verbirgt ihn die nächste Biegung, aber schon bebt unter ihm die Erde und vibrieren die Schienen. Ein Sprung auf die Böschung könnte ihn retten, jedoch sein Pferd wäre dann unrettbar verloren, denn vom Schrecken gebannt und am ganzen Körper zitternd, lauscht das geängstigte Tier dem immer näher kommenden Getöse.

Aber nur einen Augenblick übermannt ihn die Bestürzung: sein Pferd verlassen? — niemals! Solange ein Kosak im Sattel sitzt, gibt er nichts verloren. Mit wildem Schrei stößt er dem Tiere die Hacken in die Seite, daß es sich hochaufbäumt und im nächsten Moment in rasender Karriere dahinfliegt. Hell leuchten die Schienen im Mondschein, und dahin geht die wilde Jagd, daß der trockene Kiesel unter den flüchtigen Hufen Funken sprüht und schwindelnd die Schatten der Bäume vorüber schweben. Da erwacht in ihm noch einmal die alte Reiterlust: Tod und Gefahr sind vergessen und fast jubelnd klingt der Ruf, mit dem er seine Lisa zum schärfsten Ausgreifen anfeuert. Der Ausgang der Schlucht ist das Ziel und dort allein winkt die Rettung! Wird es ihm gelingen, aus diesem furchtbaren Wettlauf als Sieger hervorzugehen und den höchsten Einsatz, das Leben, als Preis davonzutragen?

Sekunde auf Sekunde verrinnt, immer lauter tönt das betäubende Rasseln der Räder, und immer geringer wird die Hoffnung. Dicht auf den Hals der alles aufbietenden Stute gebeugt, treibt der verwegene Reiter dieselbe zu immer größerer Eile an.

Die nutzlosen Waffen wirft er ab, den Karabiner, dessen Schuß ungehört verhallt ist, und die hemmende Lanze, welche bei dem Todesritt sausend die Luft zerteilte. Aber näher und immer näher kommt das schwarze Ungeheuer, und schon umgibt ihn der Lichtschein seiner feurigen Augen. Jeden Augenblick muß es ihn erfassen. — Da beginnt es vor seinen Augen zu flimmern, kalter Angstschweiß tritt auf seine Stirn, und wild dreht sich alles im Kreise herum.

Seiner Sinne nicht mehr Herr, reißt er in der furchtbarsten Todesangst mechanisch sein Pferd herum, und im mächtigen Satz, dicht vor den todbringenden Puffern, trägt das edle Tier seinen Herrn die steile Wand hinan. Aber damit ist auch seine Kraft erschöpft. — Haltlos gleiten die schlagenden Hufen am festen Erdreich ab, und zurück sinken Pferd und Reiter.

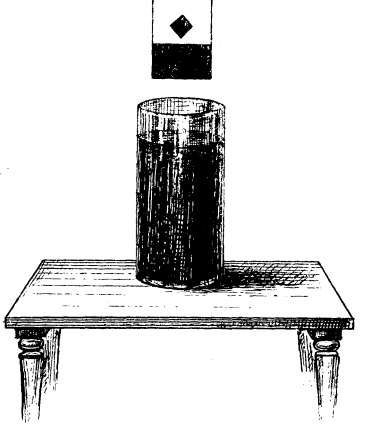
Zwei Schreie hallen vereint durch die Sommernacht, so durchdringend und furchtbar, wie nur der Tod sie zu erpressen vermag. — Dann wird es still. — Weiter zieht der Mond seine Straße, und in der Ferne verhallt der Donner des unaufhaltsam gen Westen eilenden Zuges.

Die auf den Schuß hin vom Kommando abgesandte Patrouille fand den Kameraden tot und gräßlich verstümmelt auf den Schienen und dicht neben ihm die Leiche seines halbzerrissenen Pferdes. Wie sich nachher herausstellte, war durch den letzten Teil des Zuges das ganze Unglück herbeigeführt, denn die Maschine war an den beiden die Böschung hinanklimmenden Opfern schon vorbeigeschossen, als das Pferd, sich überschlagend, zurückstürzte und seinen Reiter vor die Räder schleuderte. Das Trittbrett des Gepäckwaggons hatte das hinten zusammengesunkene Tier fast mitten durchgeschnitten und blutige Fetzen des Sattels noch bis zur nächsten Station mitgeführt.

Im Schatten einer alten, ehrwürdigen Buche wurde ihm Tags darauf das Grab geschaufelt, und trauernd ließ das Regiment einen Kameraden zurück, fern von der Heimat und in fremde Erde gebettet, der es als echter Sohn eines berühmten Reitervolkes vorgezogen hatte, lieber zusammen mit seinem treuesten Gefährten, seinem Roß, in den Tod zu gehen, als dasselbe allein den zermalmenden Rädern der Lokomotive zu überlassen.

Tinte in Wasser zu verwandeln.

„Sehen Sie, meine Herrschaften, dieses Glas voll Tinte! Welch ungeheuere Umwälzungen im menschlichen Leben bringt oft schon ein Federstrich hervor! Und nun erst dieses Wasserglas voll; zum Heile und zum Verderben der Menschheit kann es gereichen. Wie segenbringend kann es wirken, wenn durch die Tinte die Erforschungen und Erfahrungen auf allen Gebieten des menschlichen Wissens niedergeschrieben und der Nachwelt erhalten bleiben; aber auch wie entsetzlich wirkt oft ein Federstrich, welches Leid, Jammer und Elend kann er hervorbringen, wenn z. B. durch ihn ein Krieg festgesetzt wird! Nun, meine Verehrten, alle diese möglichen und unmöglichen Folgen, die der Verbrauch dieser Tinte nach sich ziehen könnte, will ich mit einem Schlage dadurch beseitigen, daß ich dieselbe schnell in Wasser verwandle. Zu dem Zweck will ich dieses Tuch darüber decken; doch, damit der Verdacht, ich könnte ein zweites Glas darin verborgen halten, nicht aufkommt, bitte ich, dasselbe zu untersuchen. Sie zweifeln vielleicht daran, daß es Tinte ist? Da muß ich es schon beweisen. Hier diese Spielkarte tauche ich in das Glas, und Sie sehen, wie geschwärzt ich dieselbe wieder herausziehe. Inzwischen haben Sie wohl das Tuch geprüft, und ich kann es nunmehr über das Glas decken. Sobald ich dieses mit dem Zauberstab berühre, verwandelt



ich die Tinte sofort in Wasser, wie Sie sehen, wenn ich das Tuch aufhebe."

Ich habe meinen jungen Freunden zunächst einige Worte mitgeteilt, die sie bei Vorführung des Kunststückes zu sprechen haben. Kein Zauberkunststückchen, mag es noch so überraschend sein, wird eine durchgreifende Wirkung erzielen, wenn es nicht von einigen passenden Worten begleitet wird. Ich werde daher auch in der Folge meine Anleitungen mit kurzem Vortrage versehen, damit meine jungen Freunde lernen, vor anwesenden Personen zu sprechen.

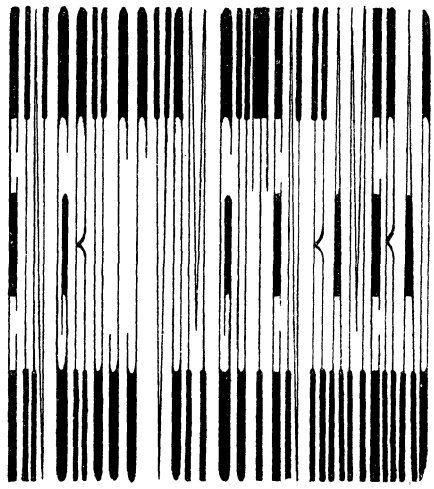
Zur Ausführung dieses höchst überraschenden Stückes gebraucht man folgende Gegenstände:

1) ein gewöhnliches Wasserglas, welches möglichst cylinderförmig sein muß. Man läßt von der lieben Mutter oder Schwester aus schwarzem Seidenzeug einen so breiten Ring nähen, daß er genau in das Glas paßt und etwa zwei Finger breit kürzer als dieses hoch ist. Das passende Maß findet man leicht, indem man einen Bogen steifes, zusammengerolltes Papier in das Glas stellt. Der Bogen schnellt auseinander und legt sich an die Innenwand des Glases an. Mit Bleistift zieht man einen Strich neben der Innenkante dem Papier entlang und hat nun die Länge des Zeugstreifens, an welcher jedoch ein Stückchen für die Naht zugegeben werden muß. Damit das Zeug im Glase überall anliegt, müssen die Enden übereinandergelegt werden;

2) schneidet man ein Stück beiderseitig weißes Kartonpapier in der Größe einer gewöhnlichen Spielkarte. Auf dieses wird auf beiden Seiten in der Mitte mit roter Tusche ein schräges Viereck gemalt, wie es die Spielkarten haben. Die eine Seite der Karte wird ein Drittel schwarz angestrichen, wie aus der Zeichnung ersichtlich;

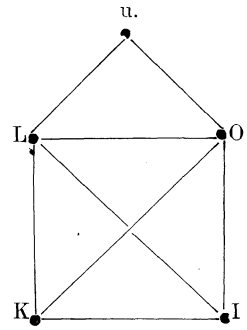
3) ein beliebiges Tuch, etwas größer als ein Taschentuch.

Das Kunststück führt man aus, indem man den schwarzen Zeugring trocken in das Glas stellt, dann vorsichtig innen reines Wasser hineingießt, bis es so hoch steht als der Ring. Letzterer wird sich genau an das Glas legen. Dieses stellt man auf einen Tisch und legt davor die Karte, mit der ungeschwärzten Seite nach oben und dem geschwärzten Ende gegen das Glas gewendet. Indem man die oben erwähnten Worte spricht, gibt man das Tuch zur Untersuchung und zeigt die ungeschwärzte Seite der Karte. Diese taucht man mit dem schwarzen Ende nach unten in das Glas und zieht sie, indem man sie dabei blitzschnell umdreht, so daß die geschwärzte Seite nach vorn kommt, wieder heraus. Das Umdrehen wird, wenn es geschickt ausgeführt ist, nie bemerkt werden, da die Aufmerksamkeit der Zuschauer zum Teil auf das Tuch gerichtet bleibt. Letzteres deckt man über das Glas, berührt es mit dem Zauberstab und hebt es hinweg, indem man über den Rand in das Glas hineinfaßt und den Zeugring mit herauszieht. Die erstaunten Zuschauer werden dann ein Glas reinen Wassers vor sich haben.



so sollt ihr nächstes Mal die Aufklärung erhalten!

Auflösung des Rätsels in Nr. 32.

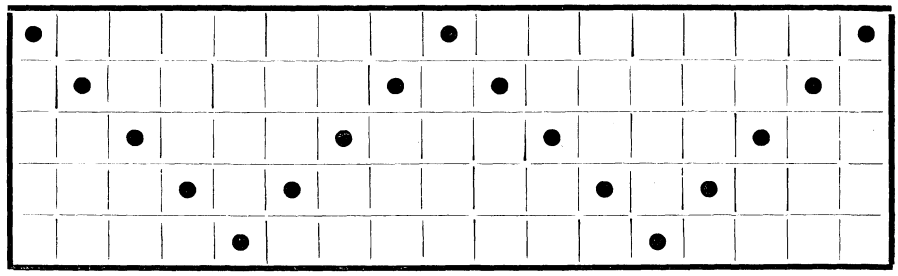


Die vier Zeichen an den übrigen 4 Ecken sind: K I L O (= 4 × ½ Pfund) das Götterpaar ist:

KLIO u. LOKI.

Silbenrätsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17.



a, a, at, bend, bir, bir, chat, de, dü, ha, gem, han, hei, ho, is, ka, ka, ke, lam, las, ma, mel, mut, ne, ot, pa, raz, rer, ros, ter, tze, sa, san, se.

Mittels obiger Silben sind 17 zweisilbige Wörter zu bilden, deren jedes fünf Buchstaben zählt. Werden die Buchstaben dieser Wörter untereinander in die senkrechten Reihen obiger Figur eingetragen, so erscheint an den mit Punkten bezeichneten Stellen der Name eines hochgefeierten deutschen Mannes.

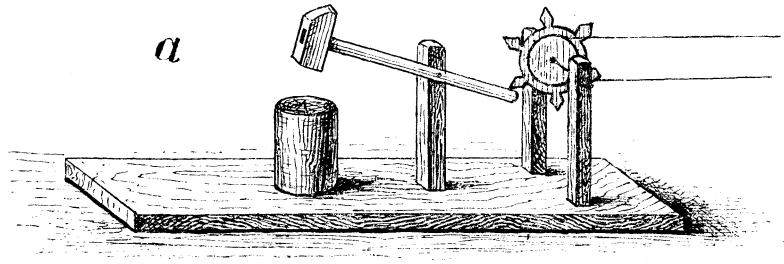
Die einzelnen Wörter bezeichnen: 1) einen Vogel aus der Gattung der Hühner, 2) einen berühmten deutschen Maler, 3) ein asiatisches Reich, 4) ein in Europa wildlebendes Säugetier, 5) eine Tugend, 6) eine griechische Insel, 7) ein Haustier, 8) ein Gebirge in Afrika, 9) ein bei uns wild lebendes Säugetier, 10) eine Tageszeit, 11) einen deutschen Dichter, 12) einen in früheren Jahrhunderten mächtigen Städtebund, 13) ein Glaubensbekenntnis, 14) einen römischen Dichter, 15) einen Baum, 16) einen Schmuckstein und 17) ein Säugetier.

Die rätselhafte Visitenkarte.

Auf einer Visitenkarte, die ich [illegible] sende, stehen diese merk[illegible] Linien und Zeichen; versucht es [illegible] sie zu enträtseln! Gelingt es e[illegible]

Fragen und Antworten.

Konradin Sch. in Leobschütz. Du möchtest Dir gern ein Aquarium fertigen? Wenn Du, wie aus Deinem Briefe hervorgeht, ein so erfinderischer Kopf bist, dann wird Dir das leicht gelingen. Wir geben Dir auf umstehender Seite die Ansicht eines einfachen und leicht herstellbaren Gehäuses. Die ornamentalen Verzierungen des Holzfußes und der oberen Fassung können ja weggelassen werden. Ueber das Einsetzen der Eckstücke und Glasplatten und den Aufbau überhaupt siehe unsere Notiz über den Bau eines Gewächshauses S. 288. — Es ist dem dort Gesagten ganz analog zu verfahren. — Buchdrucklettern werden gereinigt, indem man dieselben mit einer in Terpentin getränkten Bürste oder Wollenlappen bürstet oder abreibt. — Und nun



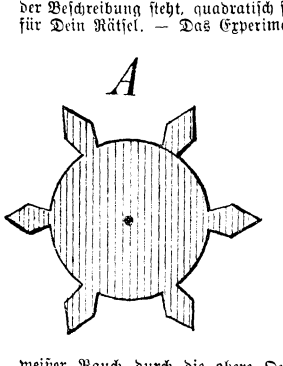
zu Deiner eigenen Erfindung, die manchem Deiner Kameraden willkommen sein wird. Du schreibst: „Wenn ich nicht irre, hat einer meiner Kameraden nach Modellen gefragt, die man mit einer Dampfmaschine treiben kann. Ich habe auch so eine kleine Maschine und habe mir bereits einige Modelle angefertigt. Eines davon möchte ich nun gerne dem betreffenden Kameraden erklären. Es ist ein Hammerwerk. Auf einem Brettchen befestigt man stehend zwei Hölzer, welche in gleicher Höhe durchbohrt sind (siehe Abb. a). Durch die Löcher zieht man nun einen Draht als Achse. Auf diese Achse kommt ein hölzernes Zahnrädchen (siehe Abb. A), mit welchem wiederum ein kleines Treibrädchen, welches eine Rinne hat, verbunden ist. (Abb. B).

Statt des hölzernen Treibrädchens kann man auch einen Pfropfen nehmen, in welchen aber ringsherum eine Kerbe gemacht werden muß. Sodann schnitzt man einen kleinen Hammer, welcher der Treibkraft des Motors angemessen groß oder klein sein kann, und befestigt ihn ebenfalls beweglich an einem Pflöckchen so, daß der untere Teil des Stieles durchbohrt ist und der Hammer, wenn er gehoben wird, wieder zurückfällt. Sodann ein rundes Stück Holz mehr oder weniger als Amboß hübsch geschnitzt, und das Hammerwerk ist fertig. Der Hammer muß so weit vom Zahnrädchen entfernt sein, daß die Zähne bei der Umdrehung den Hammer in die Höhe drücken und dann wieder fallen lassen. Wer keine Maschine hat, kann es auch mit einer Kurbel treiben." — Hast Du die gewünschte Nachlieferung erhalten? — Gruß und namens Deiner Kameraden besten Dank.

Ha. in **Krefeld.** Bravo! Du wirst mal ein tüchtiger Mathematiker werden. — Solche Zeitschriften gibt es freilich, aber sie sind für Deine Sparkasse wahrscheinlich zu teuer. Es wäre das: Jahrbuch, neues, für Mineralogie (Stuttgart, Schweizerbart) jährlich 2 Bde. à 3 Hefte, à Bd. 20 Mk. — Mitteilungen, mineralogische und petrographische, herausgegeb. v. Tschermak (Wien, Hölder), à Bd. (6 Hefte) 16 Mk. — Zeitschrift für Krystallographie und Mineralogie, herausgegeb. v. Groth (Leipzig, Engelmann), à Bd. (6 Hefte) 34 Mk. Kennst Du das bei Oskar Leiner in Leipzig erschienene „Taschenbuch für Mineraliensammler" und sollte Dir das nicht genügen? Es kostet etwa einen Thaler.

Otto F. in **Kl.** Eine Anleitung, Gipsabgüsse von Münzen zu machen werden wir diesen Herbst bringen. — Lasse Dir doch die erwünschten Bücher in einer Buchhandlung zur Ansicht und Auswahl vorlegen. Wir kennen erstens Deine besonderen Wünsche nicht genau genug und wissen nicht, wieviel Du Geld ausgeben kannst. Es gibt billige und je nach der Ausstattung auch sehr teuere. Jeder Buchhändler wird sich der Mühe, Dir zu raten und zur Auswahl vorzulegen, gern unterziehen.

F. v. Schmerlenbach. Die Oeffnung in b soll, wie in der Beschreibung steht, quadratisch sein. — Besten Dank für Dein Rätsel. — Das Experiment, das Du Deinen Kameraden zugedacht hast? Hier:



„Man nehme eine kleine Papiertüte, schneide etwas von der Spitze ab, so daß oben eine kleine Oeffnung entsteht. Alsdann befestige man dieselbe an einem Drahte und befeuchte sie an der Außenseite mit Wasser. Hält man nun die Tüte mit der Spitze nach oben und zündet sie an der unteren Oeffnung an, so wird ein weißer Rauch durch die obere Oeffnung quellen, der angezündet mit heller Flamme brennt." — Alles recht schön! Mit dem Feuer aber nur recht achtgeben, daß es kein Unglück absetzt.

Carl Jankowsky in **Bielitz.** Auf den Durchmesser allein kommt es nicht an, sondern die Dicke hat auch mitzusprechen. Eine große, aber dünne Linse gibt ein großes und schwaches Bild und die Brennweite ist dann auch groß. Laß Dir von J. Bischof, Lehrmittelanstalt Berlin N, Oranienburgerstraße 75, eine achromatische, plankonvere Linse von 29 mm Durchmesser, 10 cm Brennweite zum Preise von 2,50 Mk. (20 Pf. Porto extra) kommen. Diese wird vollständig genügen.

Max R. in **Elmshorn.** Die Linsen einer Laterna magica sind gewöhnlich zu schwach und zu photographischen Zwecken nicht zu gebrauchen. Wenn Du keine Linse bekommen kannst, welche bei 10 bis 12 cm Brennweite ein äußerst scharfes Bild wirft, so bestelle bei den Bezugsquellen, die Du unter den heutigen Antworten mehrfach genannt findest. — Zum Schlusse schickst Du noch, wie Du schreibst, „zwei lustige Uebersetzungen aus dem Ovid":

„Phaet.: Dixit et intravit dubitati tecta parentis. — Sprach's und trat dem verzweifelten Vater das Dach ein."

Ein recht grober ungehobelter Geselle das! — Ferner: „Custos vult hominibus, sed multum de scala et fregit pauperem. — Der Kustos wollte läuten, fiel aber von der Leiter und brach einen Arm" — und der's liest, kriegt eine Gänsehaut! Brr! —

Ernst v. Bomsdorff in **Bunzlau.** Du scheinst die Erklärung entweder nicht verstanden oder nicht recht gelesen zu haben. Es heißt dort in der Gebrauchsanweisung: „Man schiebe vorn das Objektiv so lange hin oder her, bis auf dem Papier (der Einstellscheibe) ein schönes, scharfes Bild entsteht." Also wird das Objektiv und nicht die Einstellscheibe verschoben! — Schönen Dank für Deine Auskunft über den Tintenstift.

W. L. in **K. G. T.** in **Z.** ad 1. Chlorsilber-Höllenstein ist giftig, davor Du Dich zu hüten hast. Auf dem photographischen Papier aber ist es so verdünnt, daß **keine** Gefahr der Vergiftung vorhanden, zudem man ja dabei nur die Hände gebraucht. Chlorsilberpapier kann man nebst zu erlangender Anweisung zum Gebrauche von Alb. Glock und Cie., Karlsruhe, Kaiserstraße 89, erhalten und zwar eine Rolle mit 3 Bogen (56×44) zum Preise von 2,50 Mk. (20 Pf. Porto extra) oder bei J. Bischof, Lehrmittelanstalt Berlin N, Oranienburgerstraße 75, und zwar einen Bogen samt Porto zu 1 Mk. 20 Pf. Gebrauchsanweisung zu verlangen! ad 2. Bei der Linse kommt es darauf an, daß sie ein möglichst scharfes, nicht zu kleines Bild gibt und daß die Brennweite nicht zu klein oder zu groß ist. Am besten bestellst Du Dir ebenfalls von Bischof eine achromatische, plankonvere Linse von 29 mm Durchmesser 10 cm Brennweite zu 2,50 Mk. (20 Pf. Porto extra).

Fritz E. in **Hamburg, A. Csekey** in **Konstantinopel** und **Albert Beuthen in New York** sind von Ignatz David in Agram, Langestraße 12, behufs Anregung zur Tauschverbindung gebeten, ihm auf direktem Wege ihre genaue Adresse mitzuteilen.

Ernst Steckner. Danken für die Einsendung. Wenn wir Platz haben, warum nicht?

H. K. in **Bonn.** Du ärgerst Dich, daß der „G. K.", wenn er von seinen jungen Freunden fehlergespickte Briefe erhält, wie Du schreibst, „das Näschen rümpft". Nun hast Du im „G. K." einen Druckfehler entdeckt und willst nun auch mal uns eine Lektion geben. Wenn Du das wieder mal thun solltest, dann überlege zuvor, ob der Druckfehler nicht doch nur ein rein technisches Mißgeschick sein könnte, für das kaum der betreffende Setzer oder Drucker verantwortlich gemacht werden kann und überlege Dir zweimal, ob ein solcher schadenfroher Ausfall, wie er in Deiner Absicht lag, an und für sich hübsch und schön gedacht ist. — Grüßen gleichfalls. *)

A. K. in **Leubnitz.** Das wird doch wohl nur der hierzu berufene Instrumentenmacher können.

Wilh. H. in **Kassel.** Deine selbsterlebte Schulanekdote ist uns freilich ganz willkommen. — Deinem Pythagoras hast Du einen Finger zu viel hingezeichnet. Drum blickt er auch so verwundert drein. — Die Rebusse sollst Du schon in den nächsten Nummern finden. Sind sie aber wirklich von Dir selbst erdacht?

Cäsar Bursian in **Altona.** Wir leben gegenwärtig im 19. Jahrhundert, das sich mit dem Kalenderjahre 1899 am 31. Dezember, nachts 12 Uhr, vollendet. — Die Juden stehen mit ihrer Zählung z. Z. am Ende des Jahres 5647. — Der 17. August 1881 fiel auf einen Mittwoch.

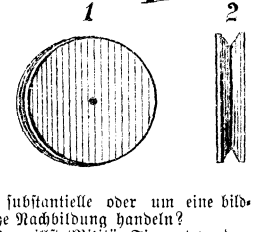
N. Küßner in **Altona.** Fettflecken lassen sich aus Papier entfernen, indem man dieselben mittels Benzin oder Aether sorgsam auswäscht. Wir machen Dich jedoch aufmerksam, daß diese Lösungsmittel im höchsten Grade feuergefährlich sind, daher nie in die Nähe von Flammen gebracht werden dürfen.

E. Hutschenreiter in **Graz,** Luthergasse 4 II, möchte mit Kameraden, welche Münzensammler sind, in Tauschverbindung treten. Er ist in der Lage, alte und jetzt im Umlauf stehende österreichische Münzen zu bieten. Auch erbittet er sich die genaue Adresse von A. C. und E. Pfabe in Konstantinopel.

Gustav Koritzky in **Darkehnen.** Wie man einen Guckkasten macht? Das ist so schwer nicht. Nimm eine mäßig große hölzerne Kiste, etwa 35 bis 40 cm lang und von entsprechender Höhe und Breite, und nimm den Deckel davon ab. An den beiden entgegengesetzten Schmalseiten der Kiste bringe je eine versilberte Glasscheibe (Spiegelglas) an, welche die spiegelnden Seiten einander zukehren. An der einen Schmalseite der Kiste bringst Du ein Loch von der Größe eines Markstückes an und reibst dort den Belag (die Versilberung des Spiegels) vollständig ab. In die Seitenwände der Kiste sägst Du mit einer feinen Säge zwei senkrechte Nuten ein, welche einander genau gegenüberstehen müssen, und in diese Nuten oder Fälze schiebst Du genau passende, viereckige Rahmen ein, welche mit Laubwerk, Bäumen, Zweigen, Blüten, Schlingpflanzen 2c. auf der vorderen und der hinteren Seite bemalt und dann mit der Schere oder besser mit der Spitze eines scharfen Federmessers ausgeschnitten sind. Die Umrahmung des hinteren Spiegels braucht nur auf der einen Seite bemalt zu sein, um die Ränder des Spiegels zu verdecken. Nun richtet man sich eine Anzahl Landschaften oder andere Darstellungen, welche hübsch koloriert und auf Pappe aufgezogen und so aufgeschnitten sind, daß sie das Guckloch in der Vorderwand der Kiste nicht verdecken, z. B. die Ansicht eines Wintergartens, eines Parks mit Allee, einiger Schweizerlandschaften, und stellt diese so vor die Wand mit dem Guckloche, daß sie von dem gegenüberliegenden Spiegel reflektiert werden. (Hierzu eignen sich ganz vorzüglich Ansichten in sogen. Oelfarbendrucke.) Der Boden und die Seitenwände der Kiste werden grün angestrichen oder mit grünem Papier überklebt. Ueber die Kiste wird dann eine dünne Gaze gespannt und über dieser eine helle, durchsichtige Glastafel befestigt. Setzt man nun die Kiste in starkes Licht und sieht durch das Guckloch hinein, so hat man einen ganz hübschen Anblick und kann die Ansichten dann beliebig wechseln, indem man die eine vor die Vorderwand gestellte mit einer anderen vertauscht.

Modell eines einfachen Aquariums.

Franz Fischer in **Lindau.** Danken schön für Deine liebenswürdigen Komplimente und erwidern Deinen Gruß bestens. — „Wie macht man das nach?" Diese Frage mußt Du klarer stellen. Der Maler würde das beispielsweise ganz anders anpacken als der Chemiker. Also soll es sich um eine substantielle oder um eine bildnerische oder malerische Nachbildung handeln?



P. O. in **Eisenach.** Du willst Militär-Tierarzt werden. Wende Dich an die Verlagsbuchhandlung Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin, Kochstraße 68—70, und lasse Dir von derselben die hierauf bezügliche Instruktion, Vorausbedingungen und Lehrplan 2c. enthaltend, zusenden. Uebrigens kann Dir das jede Buchhandlung besorgen.

L. M. in **Parnow.** Du willst reiten lernen? Aus Büchern? Damit ist's nichts, junger Freund! Ein tüchtiger Reiter wird man nur durch tüchtige persönliche Anleitung, praktische Unterweisung und korrektes Exercitium.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: Der junge Herr soll vor seiner eigenen Thüre kehren und in seinen Briefen statt der Buchstaben keine so wunderlichen Häkchen machen, als wären's lauter verkrüppelte Hühnerfüßchen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 34. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Sei ernst,
Wenn Du lernst,
Dann hast Du viel
Frohsinn beim Spiel.

A. Roderich.

Zigeunerleben.

Der Markt war beendet, nur hier und da saß noch eine Bauersfrau bei den Resten von Obst und Gemüse, die sie noch nicht abgesetzt hatte. Immer stiller ward es auf dem großen Platze, auf dem noch vor kurzem ein reges Durcheinander geherrscht hatte. Da tönte aus der Ferne eine seltsame Musik herüber. Die Töne kamen näher und bald erschien eine Zigeunerfamilie auf dem Marktplatz, in deren Begleitung sich ein alter, schwerfälliger Tanzbär und ein niedliches, kleines Aeffchen befanden. Der Mann schritt voraus, in seiner Rechten eine Stange haltend, um die sich Meister Petz nach einer einförmigen Melodie auf seinen Hinterbeinen zu drehen hatte. Im Hintergrunde wurde ein fantastisch aufgeputztes Trampeltier sichtbar, den Zug beschloß die Zigeunermutter mit ihren Kindern, die sämtlich aus Leibeskräften auf ihre Tamburins losschlugen. Auf dem Marktplatze ward Halt gemacht, und hier sollte die eigentliche Produktion beginnen. Das kleine, mit einem roten Röckchen, mit Hut und Feder bekleidete Aeffchen, das auf dem Kasten des Bärenführers saß, wird von seinem luftigen Sitz heruntergehoben. Es nahm seinen Hut vor den wenigen Anwesenden ab, die auf das Locken der Musik erschienen waren, und verbeugte sich nach allen Seiten. Da schlug es von der nahen Kirchturmuhr Zwölf, und im Umsehen war die Zigeunerfamilie von einer großen Anzahl Knaben umringt, die aus dem am Marktplatz gelegenen Schulgebäude strömten. Neugierig beschauten sie sich die seltsamen Leute, die mit der braunen Gesichtsfarbe, den dunklen wirren Haaren und den phantastisch aufgeputzten Kleidern einen seltsam fremdartigen Eindruck hervorriefen.

Die Zigeuner schienen daran gewöhnt, denn sie kümmerten sich nicht weiter um das Staunen ihrer jugendlichen Zuschauer und begannen ihre Produktionen. Der Mann zog zuerst ein Fidel hervor und begann darauf einen feurigen Csardas zu spielen, dann ließ er sich von einem der Mädchen einige hölzerne Reifen reichen.

„Komm, Jimbo, spring!“ rief er mit fremdländischer Betonung dem kleinen Affen zu, indem er ihm die Reifen vorhielt. Dieser rückte sich seinen Hut fest auf dem Kopfe zurecht und folgte der Aufforderung seines Herrn auf so drollige Weise, daß die Zuschauer in lautes Lachen ausbrachen. Dann schlug er Purzelbäume auf dem Boden, sprang seinem Herrn auf die Schulter und zauste ihn an Haar und Ohren, so daß dieser in verstecktem Zorn nach ihm greifen wollte. Doch Jimbo war schneller und flüchtete sich hinter den Bären. Als er sich auch da verfolgt sah, kletterte er kurz entschlossen an Meister Petz in die Höhe und ließ sich auf dem mächtigen Kopfe desselben behaglich nieder. Hier glaubte er sich in Sicherheit, denn er schnitt voller Vergnügen seinem Herrn eine Grimasse. Die Umstehenden lachten herzlich über die drolligen Sprünge des kleinen Affen, der sich nun, da seine Produktion beendet war, geduldig wieder herunterheben ließ.

„Bedank' dich, Jimbo,“ mahnte ihn der Zigeuner, und schnell nahm das Aeffchen seinen Hut wieder vom Kopfe und verbeugte sich. Dann trat es auf die Anwesenden zu und machte ihnen ein Zeichen, daß sie ihm etwas schenken möchten. Die meisten kamen seiner Aufforderung nach, und als Jimbo seinem Herrn den Hut zurückbrachte, befand sich eine ganz hübsche Anzahl von Kupfer- und Nickelmünzen darin. Zum Dank dafür ertönte der Dudelsack von neuem, und Meister Petz tanzte nach dem gleichmäßigen Takte der Tamburins.

Dann zogen die Zigeuner weiter, noch

Der Zigeuner auf dem schwäbischen Jahrmarkt.

eine gute Strecke von der neugierigen Schuljugend begleitet.

Vor den Thoren der Stadt stand ihr Wagen, auf dem sich die wenigen Habseligkeiten befanden, welche die fahrenden Leute ihr Eigentum nannten. So wanderten sie nun schon, solange sie denken konnten, von einer Stadt in die andere, von Land zu Land.

Wie dieser einen Familie geht es dem ganzen Stamm der Zigeuner. Nirgends haben sie eine Heimat, überall werden sie gemieden und verachtet, weil sie jede ernste Arbeit hassen und nur im Vagabundieren und im Müßiggang sich wohl befinden.

Schon vor Jahrhunderten durchzogen sie die Länder, wie heutzutage, sich von Spiel und Tanz, aber auch von Diebstahl und Raub ernährend.

Während der Regierung des Kaisers Sigismund, ungefähr im Jahre 1417, kamen sie das erste Mal nach Deutschland. Natürlich ließen die Behörden die fremden Gesellen nicht so ungehindert passieren, wie diese es wohl gedacht hatten. Ein Teil von ihnen ward ergriffen und ins Verhör genommen.

„Wir stammen aus dem fernen Aegypten," erwiderten sie auf die Frage nach ihrer Herkunft. „Dort, in dem Land der Zauberei, haben unsere Urväter gelernt, wie man das Schicksal der Menschen voraussagt, wie man Unglück verhüten und dadurch seinen Brüdern nutzen kann. Doch Gottes Zorn hat unseren Stamm getroffen, so daß wir ruhelos durch die Lande ziehen müssen, ohne Heimat, ohne festen Wohnsitz. Es war zur Zeit, als das kleine Jesuskind vor den Verfolgern des Königs Herodes fliehen mußte; die Mutter suchte Schutz und Hilfe bei unseren Urvätern, doch diese wiesen sie hartherzig von sich. Da verhängte Gott die Strafe über sie, daß sie mit allen ihren Nachkommen wandern müßten in alle Ewigkeit. So ziehen wir nun durch die Welt, ausgestoßen von der Gemeinschaft der übrigen, um die Sünde unserer Väter abzubüßen."

Diese Sage, die sich im Stamm der Zigeuner Jahrhunderte hindurch lebendig erhalten hat, erzählen sie allenthalben, und jeder mußte sie ihnen glauben, da niemand einen anderen Ursprung nachweisen konnte. Erst in neuerer Zeit hat man durch genaue Vergleichungen ihrer Sprache mit der anderer Völker festgestellt, daß sie aus Hindostan stammen. Jene Sage war von ihnen nur erfunden, um die abergläubischen Menschen in dem Wahne zu bestärken, daß sie die Kraft der Zauberei und Wahrsagekunst besäßen. Aegypten galt von jeher als das Land der übernatürlichen Gewalten und magischen Künste.

So zogen die Zigeuner teils in großen Scharen, teils in kleineren Abteilungen durch Europa. In Deutschland wurden die Reichsgesetze gegen sie erlassen, in denen man sie mit Galgen und Rad bedrohte, da sie überall stahlen und plünderten. In großer Anzahl brachte man sie über die Grenzen, doch immer wußten sie sich wieder einzuschleichen und trieben ihr Unwesen nach wie vor. So waren sie denn bald zu einer wahren Landplage geworden, und als Deutschland durch Kriege verheert ward, da hausten sie in den Dörfern und auf den unbeschützten Landstraßen schlimmer als die ärgsten Feinde.

So kam es denn, daß immer neue Maßregeln gegen sie nötig wurden, und daß selbst noch Friedrich Wilhelm I. von Preußen den Befehl erließ, jeden Zigeuner, der sich in seinem Gebiete treffen lasse, aufzuhängen.

Wie wenig sich dieses fahrende Volk auch um die bestehenden Gesetze kümmerte, untereinander hielten sie streng auf hergebrachte Sitte. Als sie nach Deutschland kamen, erkannten sie alle die Oberhoheit eines gemeinsamen „Zigeunerkönigs" an. Doch bald zogen die einen nach dieser, die andern nach jener Richtung, und statt des einen Königs wählten sie sich drei Hauptleute, von denen jeder einen besonderen Teil des Volkes regierte. Ihnen stand das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen zu, seine Person war heilig, und wehe dem, der sich an ihr vergriffen hätte. Alle sieben Jahre hielt er seinen Gerichtstag ab, auf dem die Schuldigen bestraft wurden, der aber auch gleichzeitig dazu diente, alle inneren Angelegenheiten des Stammes zu ordnen.

Inmitten des Waldes versammeln sich die Genossen. Wenn sie auch noch so weit entfernt waren, am festgesetzten Tage sind sie sicher zur Stelle. Von allen auf das ehrfurchtvollste begrüßt, tritt der Hauptmann mit dem Zeichen seiner Würde, einem dreieckigen mit silberner Quaste geschmückten Hute auf dem Kopfe, in die Versammlung. Ihm zur Seite schreitet ein Rechtssprecher, der die Stelle des Anklägers vertritt.

In langer Reihe harren die Schuldigen ihres Urteils; ihnen gegenüber steht eine Anzahl von Zigeunern, die auf dem letzten Gerichtstag wegen irgend eines Verbrechens für ehrlos erklärt worden sind und nun die Befreiung aus dem Bann nachsuchen.

Mit eintöniger Stimme berichtet der Ankläger die Vergehen der Einzelnen. Das Urteil, das der Hauptmann ausspricht, wird von ihm selbst vollstreckt. Es besteht in den meisten Fällen aus Rutenstreichen und Ohrfeigen, nur bei schweren Verbrechen, wie Diebstahl gegen die Genossen, Mord und Raub wird eine härtere Strafe verhängt. Bei Versammlungen in früheren Jahrhunderten war sogar ein Scharfrichter thätig, der mit einem mächtigen Hammer das Todesurteil an den Schuldigen vollzog.

Sind die Angeklagten abgeurteilt, so kommt die Reihe an diejenigen, die ihre verlorene Ehre durch die Gnade des Hauptmanns wieder erlangen wollen.

Seit dem letzten Gerichtstag, auf welchem sie als „unehrlich" aus der Gemeinschaft ausgestoßen worden waren, mußten sie fern von allen Genossen ihre Straße ziehen, ganz auf sich selbst angewiesen, verachtet und gemieden von allen, in deren Nähe sie kamen. Liegt gegen sie nichts vor, was ihrer Wiederaufnahme hinderlich scheint, so reicht ihnen der Hauptmann seinen Becher. Jeder berührt ihn mit den Lippen und gibt ihn dann weiter. Die Ausgestoßenen sind nun ehrlich geworden und dürfen fortan wieder in Gemeinschaft mit ihren Genossen leben.

Der Gerechtigkeit ist Genüge geschehen. Der Hauptmann legt sein Amt als Richter nieder; doch harren seiner noch andere Geschäfte.

Eine Anzahl junger Burschen und Mädchen naht sich ihm, die sich im Verlauf der letzten sieben Jahre verheiratet haben. Wohl sind sie alle rechtskräftig getraut worden, doch gilt ihre Ehe erst, wenn sie vom Hauptmann bestätigt ist.

Die Paare knieen einzeln vor ihm nieder. In langer Rede spricht der Hauptmann über die Bedeutung der Ehe und ermahnt dann die Verlobten, sich in ewiger Liebe und Treue anzugehören. Auf das stete Wohlergehen der Paare leert er dann einen mit Laubkränzen verzierten Krug, wirft diesen in großem Bogen in die Luft, daß er beim Niederfallen in möglichst viele Stücke zerschellt. Je mehr Scherben gezählt werden können, desto größer soll das Glück der jungen Eheleute sein.

Die Zigeuner benutzen den Aberglauben der Menschen für ihre Zwecke, und doch sind sie selbst in diesem Bann befangen.

Die Namen der seit dem letzten Gerichtstag Verstorbenen müssen dem Hauptmann mitgeteilt werden und erst, wenn dieser Notiz davon genommen hat, können die Toten, nach dem Glauben des Stammes, in Frieden ruhen. Also nicht nur über die Lebenden erstreckt sich seine Gewalt, sondern auch über die Dahingeschiedenen.

Wie weit seine Macht gehen kann, beweist am besten das Beispiel eines im vorigen Jahrhundert regierenden Hauptmanns.

Es war zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, als Maximilianus, der gefürchtete Hauptmann, über den Stamm der Zigeuner herrschte. Bei Mühlhausen pflegte er seine Gerichtstage abzuhalten und wehe dem, der irgend ein schweres Verbrechen begangen hatte, das zur Kenntnis des Oberhauptes gekommen war. Der Ankläger berichtete die Sachlage, und konnte der Verklagte nicht vollgültige Beweise seiner Unschuld bringen, so winkte Maximilianus dem Scharfrichter, der neben ihm Posten gefaßt hatte. Der Angeklagte wußte nun sofort, welches Schicksal seiner harrte. Er kreuzte die Arme und wartete in banger Erregung des tödlichen Streiches. Jede Bitte wäre umsonst gewesen, denn das Wort Gnade schien Maximilianus nicht zu kennen. So hielten die Zügel seiner Herrschaft jahrelang mit zwar strenger, aber doch gerechter Hand. Doch als er älter wurde, fürchtete er sich vor der Rache der Hinterbliebenen, und ohne rechtlichen Grund ließ er die Söhne und Brüder der Hingerichteten hinschlachten.

Da empörten sich die Zigeuner gegen ihn, doch das heilige Ansehen, das der

Hauptmann von jeher genoß, hinderte sie noch immer, etwas Gewaltsames zu unternehmen.

Maximilianus ging in seiner Grausamkeit aber so weit, daß er seinem noch im Knabenalter stehenden Neffen die Hand abhauen ließ, weil dieser an einem heiligen Baume einen Zweig geknickt hatte. Der Vater des Knaben eilte auf diese Kunde sofort herbei. Als er seines Sohnes ansichtig wurde, der voller Scham über die erlittene Schmach den verstümmelten Arm vor ihm zu verbergen suchte, da überkam ihn eine furchtbare Wut. „Rache!" war sein einziger Gedanke, „Rache für mein armes Kind!" Ohne zu bedenken, daß es sein eigener Bruder war, gegen den er das tödliche Geschoß richten wollte, legte er sich in einen Hinterhalt und erschoß aus diesem den arglos daherschreitenden Maximilianus. Um aber auch noch bei diesem Racheakt die Hoheit der Hauptmannswürde nicht zu verletzen, hatte er sein Gewehr mit einer silbernen Kugel geladen.

Wie von einem Alp befreit, atmete der ganze Stamm auf, als der Tod Maximilianus' bekannt wurde. Der Sitte gemäß ward er zwar mit großem Pomp begraben, Flintenschüsse wurden über sein Grab gefeuert, und mit lautem Geheul sprangen die Zigeuner um die letzte Ruhestätte ihres Hauptmanns herum. Doch als diese Ceremonien beendet waren, gaben sie sich ganz der Freude über ihre Befreiung hin, und man hätte glauben können, sie feierten ein außergewöhnliches Fest und nicht das Begräbnis ihres Oberhauptes.

Die Liebe, die sonst jeder Hauptmann bei den Zigeunern genießt, hatte sich Maximilianus durch eigene Schuld verscherzt.

Wenn auch in unsern Tagen die Versammlungen und Gerichtstage der Zigeuner nicht mehr so häufig und regelmäßig wiederkehren wie in den früheren Jahrhunderten, so sind sie doch nicht vergessen; von Zeit zu Zeit ziehen Scharen von Zigeunern nach ein und derselben Richtung, um in althergebrachter Weise den Gerichtstag zu halten.

Welche Mühe sich auch die einzelnen Regierungen schon gegeben haben, die Zigeuner zu seßhaften Bürgern heranzubilden, es gelang ihnen nur in den seltensten Fällen. Der Wandertrieb steckt zu mächtig in den braunen Gesellen und wenn sie gezwungen sind, lange unter Dach und Fach zu bleiben, dann ist es ihnen, als fehlte die Luft zum Atmen, als müßten sie in der fremden Umgebung ersticken, und sie setzen alles daran, so schnell als möglich wieder in die freie Natur zu kommen. Wie das gefangene Vögelchen, das sich den Kopf an den Stäben seines Käfigs einrennt, in dem vergeblichen Versuch, die verlorene Freiheit wieder zu gewinnen.

Nur wenn es sich um die von allen Zigeunern so leidenschaftlich geliebte Musik handelt, sind sie zu längerem Bleiben an demselben Orte zu bewegen. Bei den Klängen der Geige vergessen sie die Mühsale ihres Lebens, die Saiten tönen wieder von ihren Wünschen und Hoffnungen, von ihrem Sehnen und Träumen.

Doch wenn der Rausch, in den sie die Musik versetzt hat, verflogen ist, dann ziehen sie wieder weiter, ohne Ziel und Plan. Auf Messen und Märkten verdienen sie sich ihr kärgliches Brot. Die besten Stellen, die man jungen Zigeunern angeboten hat, haben sie meistens nach kurzer Zeit wieder verlassen; lieber wollen sie unter freiem Himmel darben und hungern, als zwischen Wände eingeschlossen ein behagliches Leben führen.

Nur wandern, wandern!

Konzertierende Zigeunerkapelle.

So hat sich der Stamm der Zigeuner seine Eigentümlichkeiten bewahrt, da er nie in engere Gemeinschaft mit anderen Nationen getreten ist.

Der Orgelvogel.

Der englische Reisende Bates beschreibt den Gesang des Orgelvogels, den er am Amazonenstrom in dem Urwalde bei einer Niederlassung der Tucunasindianer hörte. „In der Nähe dieser Hütten," spricht er, „hörte ich oft den Realejo oder Orgelvogel (Cyphorhinus cantans), den merkwürdigsten Sänger der amazonischen Wälder. Wenn man seinen Gesang zum erstenmal hört, glaubt man eine menschliche Stimme zu vernehmen, wie wenn ein Knabe, der im Walde Früchte sammelt, zum Zeitvertreib ein Liedchen singt. Die Töne werden immer flötender und klagender; bald klingen sie wie ein Flageolett, und, so unmöglich es ist, dieses zu denken, ist man einen Augenblick überzeugt, daß jemand dieses Instrument spielt. Kein Vogel ist zu sehen, wie sorgfältig man auch die umstehenden Bäume und Sträucher durchspähen mag, und doch scheint die Stimme aus dem nächsten Dickicht, dicht an unserem Ohre, zu kommen. Das Ende des Gesanges ist ziemlich enttäuschend. Es beginnt mit einigen langsamen und sehr angenehmen Tönen, die aufeinander folgen wie der Anfang eines Liedes; man horcht und erwartet, eine vollständige Weise zu hören; da auf einmal tritt eine Pause ein, der Gesang bricht ab und endigt mit einigen überschnappenden, unmusikalischen Tönen, wie die letzten Töne einer Drehorgel, wenn der Wind aufhört. Am unteren Amazonenstrome hörte ich diesen Vogel niemals und auch bei Ega ist er sehr selten; er ist der einzige Singvogel, der Eindruck auf die Eingebornen macht, die zuweilen ihre Ruder ruhen lassen, wenn sie in ihren kleinen Kanoes auf den schattigen Nebenflüssen fahren, wie bezaubert von den geheimnisvollen Tönen.

Vorzügliche Vogelscheuche.

Eine sehr wirksame und dabei äußerst einfache und leicht herzustellende Vogelscheuche hat ein Weingartenbesitzer in Cilli erfunden. Man nimmt einen Kork von der Größe einer Kinderfaust und bringt an jeder der beiden entgegengesetzten Seiten ein Stück Spiegelglas an. Den vom Glas nicht bedeckten Teil des Korkes spickt man mit Hühner- oder Taubenfedern. Das Ganze wird mittelst zweier gedrehter Roßhaare frei aufgehängt. Sofort wird die Vogelscheuche sich in drehende Bewegung setzen. Dieser Umstand, in Verbindung mit dem Glitzern der Spiegelflächen, hält die Vögel in gehöriger Ferne. Sperlinge, die sich bekanntlich gern das Vergnügen machen, junge Pflänzchen auszurupfen, hält man von den Beeten ab, wenn man dieselben kreuz und quer mit weißem, nicht zu dünnem Bindfaden überzieht.

Der Eiffelsche Riesenturm.

Die Franzosen beabsichtigen bekanntlich für den Sommer von 1889 die Veranstaltung einer neuen großen Weltausstellung in Paris, welche womöglich alles übertreffen soll, was man seither in ganz Europa von derartigen Ausstellungen gesehen hat. Um auf dieser sogleich mit einem in die Augen fallenden Schaustück zu prunken, hat die Ausstellungskommission die Verwirklichung eines Planes zu einem Turm von 300 m Höhe angenommen, welchen ein französischer Architekt, Namens Eiffel, auf dem Ausstellungsplatz errichten will. Der Bau hat keinen eigentlichen Zweck; er wird weder schön sein noch einen praktischen Nutzen haben, außer etwa einen Rundblick über ganz Paris und seine Umgegend zu gewähren und etwa bei einer späteren neuen Belagerung von Paris von einigem strategischem Werte zu sein, — d. h. solange ihn dann der Feind nicht mit einigen Schüssen seiner großen gezogenen Kanonen zerschmettert haben wird.

Da nun dieser Eiffelsche Turm weder zur Verschönerung der Stadt beitragen noch einen erheblichen praktischen Nutzen gewähren, dagegen sehr viel Geld kosten wird, so wurden anfangs sehr viele gewichtige Stimmen gegen dieses Projekt laut und ließen eine Zeitlang an der Ausführung zweifeln; allein trotzdem siegte Eiffels Plan, unterstützt von dem vormaligen Kriegsminister Boulanger und dem größeren Teil der Pariser Presse, welche sich für diesen ungewöhnlichen und bizarren Bau vielleicht gerade deshalb interessierte, weil diese Idee neu und ohne nutzbaren Zweck war, und nun wird schon seit einigen Monaten an dem Fundament und dem steinernen Unterbau zu diesem Turm auf dem Marsfeld rührig gearbeitet.

Um einen Begriff von der Höhe zu geben, welche dieser Turm erhalten soll, stellen wir die Höhen einiger der bedeutendsten Bauwerke auf Erden hier zusammen. Die Türme des Kölner Domes sind hoch 159 m, der Turm der Kathedrale zu Rouen 150 m, die Spitze der großen Pyramide bei Kairo 146 m, das Straßburger Münster 142 m, die Stephanskirche in Wien 138 m, die Peterskirche in Rom 132 m, in Paris die Spitze des Invalidendomes 105 m, das Pantheon 79 m, und die oberste Balustrade an den Türmen der Notre-Dame-Kirche 66 m.

Um diese an sich gewaltigen Höhen zu überschreiten, mußte man zur Anwendung von Eisen schreiten. Dieses Metall allein gestattet, nicht nur die senkrechte Druckwirkung zu ertragen, sondern noch mehr dem Seitenschub, dem Druck der durch den Wind verursachten Beugung zu widerstehen, welche mit der größeren Höhe im gleichen Verhältnis wächst, wie unsere jungen Leser sich leicht überzeugen können, wenn sie zwei gleichgroße Flaggen auf einer Stange von drei und einer von 10 m Höhe befestigen und dann die Wirkungen des gleichen Windes auf dieselben beobachten.

Bei den neueren Bauten von Eisenbahnbrücken hat man schon mehrfach Höhen von 60 bis 80 m erreicht und die kolossale Tragfähigkeit des Gitterwerks aus Guß- oder Schmiedeeisen erprobt und gemessen, und auf die so gewonnenen Resultate hat Herr Eiffel seine Berechnungen gegründet. Er hat früher den großen eisernen Viadukt von Garabit gebaut und daran seine Geschicklichkeit erprobt, und dies hat ihm zu diesem neuen, riesigen Unternehmen den Mut gegeben.

Dem Princip nach besteht das Gerüst des Turms im wesentlichen aus vier Pfosten, welche die Kanten einer Pyramide bilden, deren Seitenflächen einer leicht gekrümmten Oberfläche folgen. Die Krümmung dieser Oberfläche wird bestimmt durch theoretische Erwägungen und praktische Erfahrungen über den Widerstand gegen den Wind, welche eine der kennzeichnenden Neuerungen dieses Projekts sind. Jede dieser Stützen bietet einen von der Basis bis zum Gipfel abnehmenden quadratischen Durchschnitt dar und bildet einen Kasten von leichtgekrümmtem Gitterwerk, der an der Basis 15 und am Gipfel 5 m Seitenfläche hat. Die Sprengweite der vier Bögen, welche den Fuß des ganzen Eisenbaues und des untersten der vier Stockwerke bilden, ist 100 m. Die Eckpfeiler sind auf den besten Grundmauern verankert und in den verschiedenen Stockwerken des Turmes durch wagerechte Gurtungen verbunden, welche zu den Stützpunkten großer Säle dienen, in denen verschiedene Festlichkeiten gefeiert oder welche für die speciellen Dienste, die im Turm eingerichtet werden, bestimmt sind. Der Saal der ersten Etage z. B., dessen Boden 70 m über dem Erdboden liegt, bietet allein einen Flächenraum von 5000 qm dar. Auf dem Gipfel des Turmes befindet sich eine verglaste Kuppel, von welcher aus man ein ungeheures Panorama überschauen wird. Zu diesem obersten Pavillon gelangt man mittelst vier hydraulischer Hebemaschinen, welche in den Eckpfeilern angebracht sind und welche eine vollkommen sichere Fahrt verbürgen sollen. Außer dem monumentalen und dem mehr zeitweiligen und lokalen Zweck dieses babylonischen Turmes soll derselbe nach Herrn Eiffels Plan noch folgenden weiteren fünf Zwecken dienen:

1) zu strategischen Beobachtungen, da man im Kriegsfall alle Bewegungen des Feindes in einem Umkreis von 60 km jenseits der Hügel der nächsten Umgebungen von Paris beobachten könnte;

2) zu Mitteilungen mittelst optischer Telegraphie;

3) zu meteorologischen und

4) zu astronomischen Beobachtungen und

5) zur elektrischen Beleuchtung aus so großer Höhe, wo man mit den nötigen Hilfsmitteln eine Beleuchtung für die ganze Stadt herstellen könnte.

Wir haben unsern jungen Lesern dieses moderne französische Unternehmen hiermit flüchtig schildern wollen, um sie auf dasselbe aufmerksam zu machen, denn wenn dasselbe ausgeführt und vollendet werden wird, so sind sie dereinst in der Lage, es aus eigener Anschauung kennen zu lernen.

Theodor Körner.

(Schluß.)

Körner sah das Vergebliche seiner Arbeit ein. Um bei einem neuen Versuch aber diese Klippe sorgfältig zu vermeiden, wandte er sich der heiteren Muse zu, dem Lustspiel. Mit der ihm eigenen Ausdauer führte er seine Ideen aus und hatte bald zwei heitere Einakter fertig: „Die Braut“ und „Der grüne Domino“.

Der junge Dichter war von Natur durchaus nicht zaghaft, aber während der nächsten Tage und Wochen pochte ihm das Herz doch gewaltig, denn er erwartete den Bescheid der Intendanz des Burgtheaters, der er seine beiden Einakter eingereicht hatte. Endlich langte das Schreiben an. Körner bedurfte erst einiger Minuten zur Sammlung, ehe er das Papier öffnete. In wenigen Zeilen ward ihm darin mitgeteilt, daß seine Stücke zur Aufführung angenommen seien.

Nun kannte sein Jubel keine Grenzen. Am liebsten hätte er die ganze Welt umarmt und es jedem, der ihm auf der Straße begegnete, zugerufen, daß an dem und dem Tage seine beiden Einakter in der Hofburg zur Aufführung kämen.

Die nächste Zeit schlich doch gar zu langsam dahin. Die Uhren der Stadt mußten alle Bleigewichte haben, sonst hätten sie doch unmöglich so lange zu ihrem Stundenlauf brauchen können. Glücklicherweise erreicht alles sein Ende, so auch die Zeit der Geduldsprüfung.

Der bedeutungsvolle Tag war endlich gekommen. Die an den Ecken der Straßen prangenden Zettel verkündeten den Vorübergehenden, daß am Abend zwei neue Stücke von einem Karl Theodor Körner aufgeführt würden. Der Tag verstrich, und die Dämmerung begann. Im Schutze der Dunkelheit verließ der junge Dichter das Haus, als fürchte er gesehen zu werden, obschon er durchaus keinen Grund hatte, ein Erkanntwerden zu vermeiden. Das Theater war schon gefüllt, als er das Innere betrat, und nur noch wenige Minuten trennten ihn vom Beginn der Vorstellung. Er hatte sich in das dunkle Parterre gestellt, doch behagte ihm in seiner Unruhe das Stehen nicht lange; kurz entschlossen ging er auf einen unbesetzten Platz im Parkett zu und ließ sich darauf nieder. Von hier aus konnte er bequem die Bühne übersehen; nur der Gedanke peinigte ihn, ob er bei etwaigem Mißfallen seiner Stücke von dem Publi-

tum erkannt werden würde. Darüber mußte er sich Gewißheit verschaffen.

„Guten Abend," wandte er sich an einen neben ihm sitzenden Herrn, der ihm mit seinem freundlichen Gesicht und der hellblinkenden Glatze den Eindruck eines milden Richters machte.

„Guten Abend," antwortete dieser in seinem gemütlichen Wiener Dialekt. Er schien froh zu sein, daß er jemand gefunden hatte, mit dem er sprechen konnte, denn das Stillschweigen war ihm unangenehm. „Zwei neue Stückeln werden wir heut' sehen, vom Körner."

„Kennen Sie den Dichter?" fragte der junge Körner in ängstlicher Erwartung.

„Na, i werd' den Körner nit kennen," gab der Gefragte stolz zurück; „'s ist ein kleiner, dicker Mann mit 'ner Brille. Uebrigens ein ganz leidliches Subjekt!"

Körner konnte das Lachen nicht verbeißen, als er sich derart abkonterfeit sah und wandte sich schnell ab. Der dicke Herr schien zu merken, daß er mit seinem Großthun an die falsche Adresse geraten sei; er rückte verlegen auf seinem Stuhl hin und her und wäre am liebsten fortgegangen. Zum Glück für beide ertönte in demselben Augenblick das Klingelzeichen, und der Vorhang rauschte in die Höhe.

Beide Lustspiele hatten bedeutenden Erfolg. Beim Verlassen des Theaters umschwirrte von allen Seiten der Name „Körner" den jungen Dichter, und überall vernahm er nur günstige Urteile. Die Schauspieler beglückwünschten ihn zu seinem Erfolg, und überglücklich eilte er nach Hause.

Der Traumgott hatte richtig prophezeit. —

Ohne sich durch seine Erfolge eitel machen zu lassen, arbeitete er rastlos weiter, und in kurzer Zeit entstanden seine Lustspiele: „Der Nachtwächter", „Vetter aus Bremen", das Drama „Toni" und das vaterländische Trauerspiel: „Zriny".

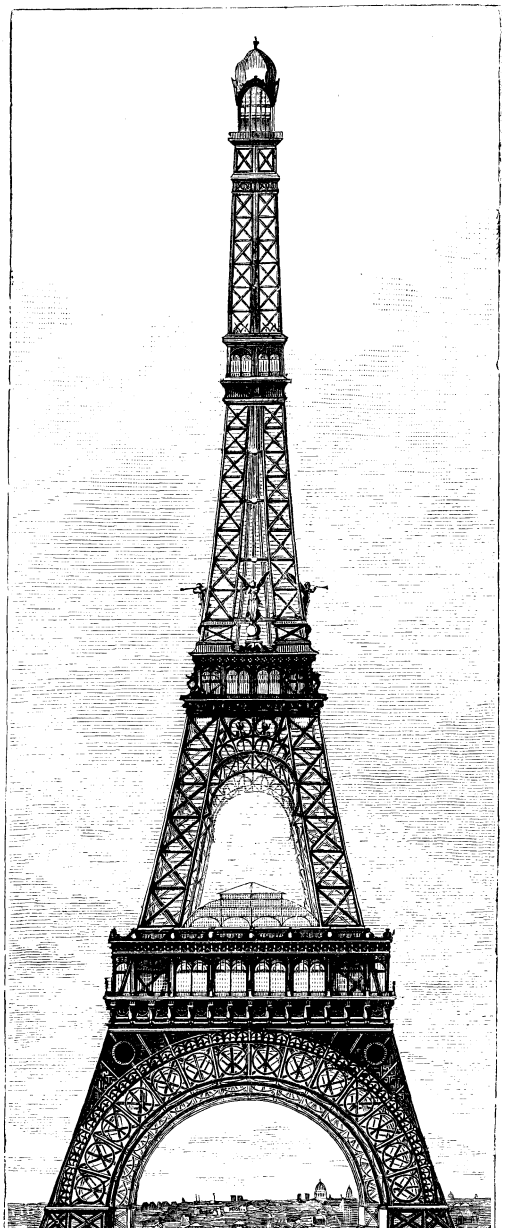
Solch einen Jubel, wie den am 30. Dezember 1812, bei der ersten Aufführung des „Zriny" hatten die Räume des Burgtheaters noch nie gehört. Von Akt zu Akt steigerte sich der Beifall, und als der Vorhang zum letztenmal fiel, da brach die Menge in den begeisterten Ruf aus: „Körner heraus!"

Halb betäubt von dem unerwarteten Glück, betrat der junge Dichter die Bühne. Mit bewegten Worten dankte er dem Publikum für seine Teilnahme und bat es um fernere Unterstützung. Als er geendet, durchbrauste ein neuer Beifallssturm das Haus, der noch lange andauerte, als Körner schon längst die Bühne verlassen hatte.

Kurze Zeit nach diesem denkwürdigen Abend erhielt er die Stelle eines Theaterdichters an der Burg, die größte Auszeichnung, die einem so jungen Menschen zu teil werden konnte.

Sein Talent und sein ausdauernder Fleiß hatten ihm den dornenvollen Lebensweg geebnet, so daß ihm für die Zukunft nur Glück und Freude zu winken schien. Allein der Mensch denkt, Gott lenkt.

Die schwere Gewitterwolke, die schon lange über Deutschland gehangen, mußte sich endlich entladen, und wer von den



Der Eiffelsche Riesenturm.

sengenden Blitzen getroffen werden sollte, das lag noch unentschieden im Schoße der Zukunft.

Lange genug hatte das deutsche Volk die Schmach ertragen, die der welsche Herrscher auf unser armes Vaterland gehäuft. Doch als der Leidensbecher gefüllt war und die Tyrannenherrschaft noch immer weiter um sich griff, da erhob sich unser ganzes deutsches Volk wie ein Mann, den Korsen zu stürzen, die Schmach von unserem Namen fortzuwaschen. Friedrich Wilhelm III. erließ einen Aufruf an sein Volk, und aus allen Gauen Deutschlands strömten die Freiwilligen in die Werbebureaus, um sich in die Reihen der Vaterlandsverteidiger einstellen zu lassen. Frauen und Mädchen gaben ihre Geschmeide hin, Eheleute ihre Trauringe, Kinder plünderten ihre Sparbüchsen, damit Geld genug vorhanden sei, den bevorstehenden Krieg zu führen.

Daß in dieser gewaltigen Zeit Theodor Körner nicht müßig war, läßt sich leicht erraten. Als einer der ersten eilte er nach Breslau, um sich einstellen zu lassen. Doch nicht nur sich selbst brachte er als Opfer dar für das Vaterland, Tausende begeisterte er, die vielleicht noch zaudernd beiseite standen, durch seinen unsterblichen Aufruf:

„Frisch auf, mein Volk, die Flammenzeichen rauchen!"

Mit seinen Söldnern führte Napoleon den Krieg. Er kämpfte für die Erhaltung der Eroberungen, die er mit dem Blut seiner Unterthanen erkauft. Ihm gegenüber standen freie Männer, die für ihr nationales Bewußtsein das Schwert in die Hand genommen, die für die Freiheit kämpften, das höchste Gut des Menschen. Wohl konnte er über gewöhnliche Krieger den Sieg davontragen, aber nicht über den göttlichen Funken, der im Inneren der Menschenbrust flammt und leuchtet: die Freiheit!

Tausende der besten Söhne Deutschlands mußten ihr Herzblut hingeben, um die Schmach abzuwaschen, die der Korse unserem Vaterlande angethan, aber sie thaten es freudig: Mit Gott für König und Vaterland!

Im Lützowschen Freicorps, das im Befreiungskriege eine höchst wichtige Rolle spielte, befand sich Theodor Körner. Wenn Nachrichten eintrafen, daß trotz der größten Tapferkeit der Deutschen der Korse durch seine Uebermacht doch wieder einen Sieg erfochten habe, und sich beim Corps Mutlosigkeit zeigen wollte, dann griff Körner in die Saiten, und wie im Altertum Tyrtäus die Spartaner durch seine begeisterten Gesänge zum Siege führte, so entflammte er die Gemüter der Kameraden durch seine Lieder. Wie ein Sturmwind flog die Kunde davon durch das ganze Lager, und kaum war ein neues Schlachtenlied entstanden, so ward es bald überall verbreitet, und wohin es kam, erregte es Kampfeslust und Vertrauen auf endlichen Sieg über die welsche Tyrannenmacht.

Die ersten Schlachten — bei Lützen und Bautzen — waren geschlagen, und wenn auch Napoleon durch seine Ueberzahl den Sieg davon getragen hatte, so mußte er sich doch sagen, daß viele derartige Erfolge sein Untergang sein würden. Der Rückzug bei Bautzen geschah unter heftigen,

für die Franzosen äußerst blutigen Scharmützeln. Napoleon sah ein, daß er Zeit nötig habe, um seine Kräfte zu sammeln, deshalb nahm er gerne den angebotenen Waffenstillstand an. Er hoffte zudem, Deutschland werde den Frieden suchen. Da dies aber nicht in der Weise geschah, wie er erwartete, und außerdem Oesterreich seinen Beitritt zu der Verbrüderung Deutschlands und Rußlands erklärte, begann Napoleon der Korse schon am 16. August 1813 wieder die Feindseligkeiten.

Das Lützowsche Corps war wie von einem Banne befreit. Durften die tapferen Krieger doch nun wieder losziehen gegen den Erbfeind, gegen den übermütigen Franzosen.

Auf der Straße von Gadebusch nach Schwerin bewegte sich ein Teil der Lützowschen Jäger vorwärts. Ihnen voran Major Lützow, an seiner Seite sein Adjutant, Lieutenant Theodor Körner. Sie hatten sich von dem großen Haufen der Lützower und Kosaken, die vereinigt unter dem Befehle des Generals Tettenborn marschierten, losgelöst, um einen feindlichen Wagenzug abzuschneiden. Während der Nacht legten sie sich an der Straße in Hinterhalt und erwarteten den unter starker Infanteriebedeckung fahrenden Troß.

Die Sonne war kaum über dem 26. August aufgegangen und hatte die Schatten der Nacht verscheucht, als Major Lützow die Meldung erhielt, daß der feindliche Wagenzug herannahe.

„Aufgesessen!“ tönte das gedämpfte Kommando durch den Wald, und einen Augenblick später war die ganze Mannschaft kampfbereit. Kaum zeigten sich die ersten Wagen der Feinde, so begann schon das Gefecht. Unter lauten Hurrarufen sprengten die Reiter auf die Gegner ein. Nach kurzer Gegenwehr suchte ein Teil der Franzosen sein Heil in schleuniger Flucht, die Wagen mit der ganzen Fracht zurücklassend. Ein anderer Teil bat um Gnade, die auch sofort gewährt wurde. Doch sowie die Lützowschen Jäger herankamen, um den Feinden die Gewehre abzunehmen, feuerten diese heimtückisch ab und eilten dann ihren Gefährten in wilder Flucht nach.

„Die Halunken!“ rief Körner, dessen ehrliches Gemüt vor solchem schnöden Verrate zurückbebte, „wer ein braver Kamerad ist, folgt mir, den Tod unserer Genossen zu rächen!“

Damit gab er seinem Schimmel die Sporen; ein Teil der Kameraden sprengte ihm nach, während die Hauptmacht bei dem Wagenzug bleiben mußte, um die Beute in Sicherheit zu bringen.

Die Kugeln sausten um die Köpfe der tapfern Jäger. Einige von ihnen wurden verwundet, doch immer weiter stürmte die kleine Schar. „Rache für den Verrat!“ war die Losung, die sie jede Gefahr vergessen ließ. Da plötzlich wankt Körner auf seinem Pferd, ein kurzer Schrei, und schwerfällig sinkt er von dem treuen Tiere herab, mit seinem Blute den grünen Waldboden färbend. Mitten durchs Herz war ihm die feindliche Kugel gegangen.

Augenblicklich hielten die Reiter in ihrem stürmischen Laufe inne. Wie betäubt schauten sie auf den regungslos daliegenden Kameraden. Es war ja nicht möglich, der Sänger konnte nicht tot sein, seine Lippen nicht für immer verstummt.

Langsam schlug Körner die Augen wieder auf. Mühsam hob sich die Hand nach dem Herzen, und mit schwacher Stimme flüsterte er: „Wird wohl nicht viel zu bedeuten haben.“

Er suchte sich in die Höhe zu richten, doch die Kräfte versagten und mit einem letzten: „Lebt wohl!“ hauchte er seine große Seele aus.

Der Sänger war tot, seine Leier zerbrochen.

Im Schatten einer Eiche bei Wöbbelin ruht der Dichter von „Leier und Schwert“, den Liedern, durch die er seine Kameraden zu immer neuen Heldenthaten begeistert hat. Der deutscheste aller Bäume, die Eiche, streckt segnend die Aeste über seine irdischen Ueberreste, und ihr Rauschen verkündet's der Nachwelt, was der große Sänger für sein deutsches Vaterland gethan.

Der Elefant.

Ein zoologischer Garten ohne sein Elefantenhaus ist gerade undenkbar. Ihm fehlte ja die ständig anziehendste Perle für alle Stände und Alter. Umgibt doch diese riesigen Dickhäuter, welche gleichsam wie Ueberbleibsel einer vergangenen, gewaltigeren Schöpfungsperiode in unser heutiges organisches Leben hineinragen, ein wundersamer, geheimnisvoller Reiz, ein durchsichtiger Schleier indischer Märchen und Schätze. Während sonst wohl scheinbare Plumpheit der Gestalt mit Langsamkeit der Bewegung verbunden, findet man gerade beim Elefanten eine ganz ungewöhnliche Entwickelung des Tierverstandes und eine im Verhältnis zu seinem massigen Körperbau rasche und energische Bewegung der Glieder, eine schnelle Verwirklichung aller derjenigen Willensäußerungen, welche in dem fein organisierten Gehirn des Tieres entstehen.

Wer daher nur immer einen zoologischen Garten besucht, wird seine Schritte je eher je lieber nach dem Elefantenhause lenken, das manchmal, besonders aber in Berlin, durch gleichzeitige geschmackvolle Ausführung des Inneren noch eine weitere Anziehungskraft erhält. Die Pfeiler und Säulen, welche die Decke des dortigen Hauses tragen, sind nämlich jenen uralten indischen Skulpturen in den Höhlentempeln von Elefanta bei Bombay und anderen denkwürdigen Ueberresten indischer Kunst und indischen Altertums nachgeahmt, in welchem Rahmen der Bewohner sich unbeschreiblich imponierend ausnimmt.

Auch der moderne Cirkusbesitzer weiß zur Heranlockung erwünschter Besucher nichts Packenderes ausfindig zu machen, als vorsorglich — wie es eben der berühmte niederländische Carré thut — in den Zeitungen aufzuzählen, daß er sogar drei dressierte Elefanten mit sich führt. Da hat er wohlberechnet bei der großen Menge von vornherein gewonnen Spiel, denn es gibt wirklich kein einzig Tier auf Erden, das jemals mehr und mit Recht die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich gezogen, als unser Elefant, den an Körpergröße nur der Walfisch, an Geistesfähigkeiten nur der Mensch selbst übertrifft, dem auch die strenge Wissenschaft zugesteht, daß er ein von gedankenloser Nachahmung fast ganz freies Tier und viel größeres Nachdenken beweist, als die vielbelobten Affen, wenn es gilt, selbst ungewohnte und in der freien Natur gar nicht vorkommende Arbeiten zu verrichten.

Fast alle Eigenschaften, welche zusammen den menschlichen Charakter ausmachen, lassen sich auch beim Elefanten nachweisen, der als ein wahrer Gottessegen in den Dienst der Tropenleute gestellt erscheint. Ungemein stark, das sieht man ihm ja an, unverdrossen arbeitsam, sanft von Natur, scharfsichtig, außerordentlich gelehrig, nur durch List und Waffen dem Menschen unterlegen, ist er in seiner Heimat gewissermaßen zum Haustier geworden, er lernt in kurzer Zeit die Sprache jenes Mannes verstehen, der täglich mit ihm umgeht, — einen selbersprechenden Elefanten hat es dagegen noch nie gegeben, was zu verwundern ist, wenn man bedenkt, wie oft und mannigfach vorgeblich die Vögel in dieser Hinsicht glänzen. —

Während wir vom vorweltlichen Elefanten zehn verschiedene Arten kennen, besitzen wir in unserer heutigen Tierwelt nur deren zwei, den *afrikanischen*, als den größeren, und den kleineren, sanfteren *indischen*; als Heimat der schönsten und verständigsten gilt die Insel Ceylon. Der afrikanische Elefant ist äußerst schwer zu zähmen und nachweislich schon seit mehr als tausend Jahren weder als Haustier noch zu kriegerischen Zwecken verwendet worden, dagegen liefert er vorzugsweise das von Jahr zu Jahr häufiger für die Industrie begehrte, aber seltener werdende und deshalb im Werte steigende *Elfenbein*, um dessen willen er so eifrig wie schonungslos gejagt wird, daß es vielleicht binnen wenigen Jahrzehnten keine Elefanten mehr dort geben wird. Einer seiner völlig ausgewachsenen Zähne wiegt 50 bis 60 kg. Der interessanteste Teil dieses merkwürdigen Tieres ist aber die Nase, welche sich in einen Rüssel von 7 bis 8 Fuß verlängert, den es nach Belieben wieder bis auf 2 Fuß einziehen kann. An der Wurzel beträgt der Umfang dieses bewunderns-

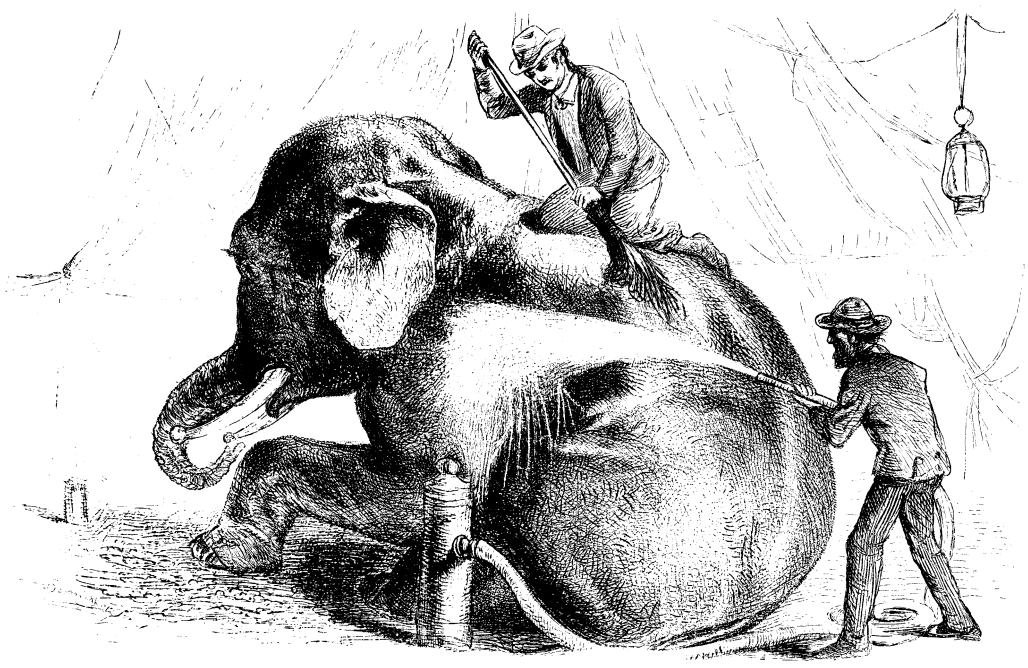
werten Werkzeuges 3 bis 4, gegen das Ende hin aber bloß ½ Fuß. Die äußerste Spitze endigt mit einem Rande, welcher sich oben in Gestalt einer Fingerspitze verlängert. Dieser Rüssel, welcher ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln besteht, ist gar feinfühlig. Der Besitzer macht denselben Gebrauch davon, wie der Mensch von seinen Händen. Er kann damit die unglaublichsten Handlungen verrichten, ihn drehen und wenden nach Belieben, kann damit die kleinsten Geldstücke und zwar mehrere zugleich von der Erde aufheben, verwickelte Knoten lösen, mit dem Schlüssel Schlösser aufschließen, Flaschen entkorken, Blumen abpflücken und tausend andere Dinge vollziehen. Alles das verrichtet er mit dem fingerförmigen Rüsselende. In der Mitte desselben befindet sich eine Oeffnung, und am Grunde derselben sind die beiden Nasenlöcher. Er kann dadurch eine ziemliche Wassermenge einziehen und dann wieder mit großer Gewalt von sich spritzen. Dieser Rüssel besitzt aber auch eine so große Stärke und Kraft, daß das kluge Tier selbst 100 kg schwere Lasten in die Höhe heben kann, während es gleichzeitig 1000 bis 2000 kg trägt oder so viel arbeitet wie 6 Pferde oder 42 Durchschnittsmenschen.

Im gewöhnlichen Gange kommt der Elefant so schnell vorwärts wie ein trabendes Pferd; trabt aber er, kommt ihm dies im Galopp kaum gleich. Er ist auch trotz seiner anscheinenden Ungeschicklichkeit dazu ein guter Schwimmer, wenn es gilt, über einen Fluß zu kommen, und die Jungen werden stets mit Aufopferung des eigenen Lebens verteidigt.

Sonderbar, das allergrößte unserer Landtiere nimmt seine Nahrung nur aus dem Pflanzenreiche, ein Umstand, der naturgemäß eigentliche Wildheit ausschließt, aber freilich, sein Futterbedarf ist auch danach. Im gezähmten Zustande braucht ein einziger Elefant täglich mindestens 50 kg gekochten Reis, ebensoviel Heu und ein gutes Teil Früchte; in der Freiheit richtet er gar manchen Schaden an, wenn dem nicht vorgebeugt wird, aber die leichteste Umzäunung genügt, um ihn abzuhalten; man meint, weil er allemal eine Falle dahinter wittere. Die Indier lassen zwischen ihren Pflanzungen breite Wege für die zur Tränke gehenden Elefanten, umgeben ihre Felder mit leichten Rohrstäben; ein einziger Schlag mit dem gewaltigen Rüssel würde eine ganze Wand niederwerfen, aber er erfolgt nie. Die Reisenden, welche Gelegenheit haben zu Beobachtungen, schildern ungemein anziehend, wie vorsichtig eine Elefantenherde die Tränke stets besucht, und ebenso vorsichtig gehen sie auf Nahrung aus, um desto behaglicher zu schmausen, wenn sie sich von ihrer Sicherheit überzeugt haben. Sie brauchen viel, aber der Reichtum ihrer Waldungen ist so groß, daß sie niemals Mangel leiden, und in allen Urwäldern sind sie durchaus friedliebende, harmlose Tiere; in Gegenden, wo man sie wenig jagt, scheinen sie den Menschen auch wenig zu beachten, jedoch die Erfahrung eines einzigen Tages genügt vollauf, um sie für ihr ganzes Leben äußerst mißtrauisch zu machen.

Der Elefant lebt in Herden von meist zehn bis zwanzig, aber oft mehreren hundert Stück. Eine solche Familie bildet einen festgeschlossenen Verband unter sich, kein anderer findet Zutritt, und derjenige, welcher so unglücklich war, durch irgend einen Zufall von der Herde getrennt zu werden, vielleicht übrig zu bleiben oder aus der Gefangenschaft zu entfliehen, ist gezwungen, ein Einsiedlerleben zu führen. Solche Tiere werden dann durch das einsame, unnatürliche Leben überaus bösartig und sind von den Eingeborenen sehr gefürchtet. Der klügste Elefant steht als Leiter und Führer der ganzen Herde vor und verlangt und erhält den unbedingtesten Gehorsam seiner Untergebenen. Widerspruch gegen seine Anordnungen kommt nicht vor, er ist Familienoberhaupt im vollsten Sinne des Wortes. Trefflich und ausführlich schildert in Brehms Tierleben ein Major Skinner die Klugheit, Vorsicht und Selbstbeherrschung eines solchen für das Wohl seiner Herde verantwortlichen Führers, welcher die Seinigen in einer klaren Mondnacht aus dem Walde zur Tränke führte und noch fünf andere Elefanten als besondere Sicherheitswachen anstellte.

Der Elefant dürfte 70 Jahre alt werden, indes hat man auf Ceylon einzelne gehabt, die länger als 140 Jahre in der Gefangenschaft zubrachten. Er lebt mit jedem Geschöpf in Frieden, greift ungereizt niemals an, weicht im Gegenteil allen, selbst den kleinsten Tieren, furchtsam aus. Am meisten fürchtet er die Fliege, und eine Maus vermag ihn zu entsetzen, daß er zittert. Einzelne Tiere, namentlich Vögel, welche das große Säugetier beständig von Ungeziefer zu reinigen suchen, leben in besonderer Freundschaft mit ihm. Auch in den zoologischen Gärten findet man den Elefanten wohl nie allein und ohne ausgesprochene Lieblinge. Ein solcher, welcher sich in Amerika bei einer herumziehenden Truppe befand, hatte innige Freundschaft mit einem kleinen Hunde. Als die Zuschauer eines Tages, um den Elefanten zu ärgern, den Hund bei den Ohren zogen und zum Schreien veranlaßten, durchbrach der Elefant, als er die Stimme seines Freundes hörte, die ihn einschließenden Planken und verjagte die Peiniger. Ein Elefant hatte einen Freundschaftsbund mit einem kleinen schottischen Pferde geschlossen. Nur durch die Vermittelung desselben konnte der Kornak einen Einfluß auf den großen Dickhäuter ausüben, welcher die Baracke nicht verließ, wenn sein kleiner Freund nicht einige Schritte vorherging. Ebensolche Verhältnisse habe ich selber in den zoologischen Gärten zu Frankfurt und Köln beobachtet. — Das Pferd könnte sich aber auch in einem anderen Falle den Elefanten zum Muster nehmen. Wie widerspenstig zeigt sich ersteres meist, wenn es auf die Eisenbahn verbracht wird und wie musterhaft verständig letzterer, wenn man ihn zur weiten Fahrt mittelst eines Kranes vom Ufer auf das Schiff hebt, schwebend gehalten von zweckentsprechenden Binden, auf ihm ruhig sitzend sein treuer Führer und allerdings menschlicher Freund.

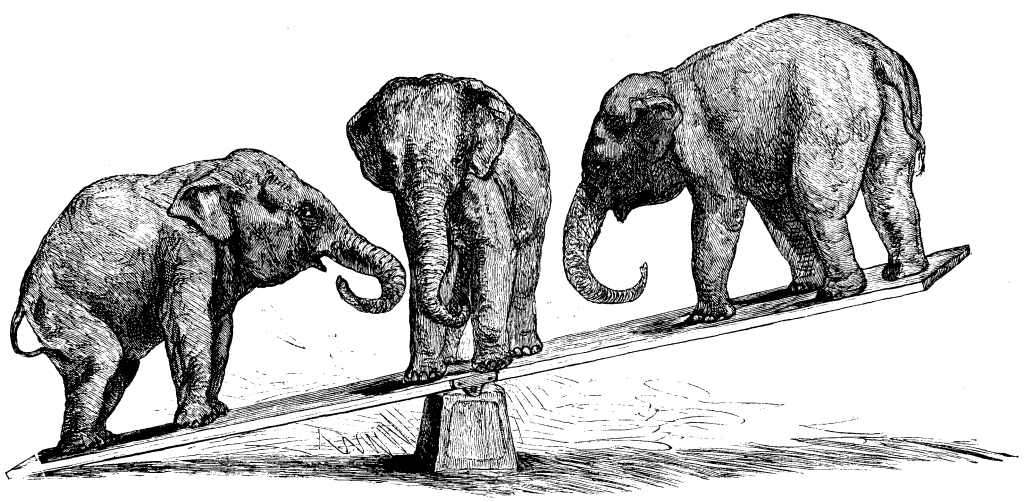


Der Elefant im Cirkus: Die Morgenwäsche.

Aus dem Altertum schon ist die zahlreiche Verwendung des Elefanten zu Kriegszwecken wohl bekannt. Heute aber auch noch haben die Engländer als Herren von Indien ländlich sittlich ihre wichtigen Elefantenbatterien. Geschichtlich soll indessen Darius der erste gewesen sein, welcher sie in der Schlacht verwertete, und zwar gegen Alexander des Großen. Fast 300 Jahre nacheinander werden sie dann auch in Europa, in den endlosen Kriegen der verschiedenen Völker um die Weltherrschaft, verwendet, bis endlich die Römer die Oberhand behaupteten. Später sehen wir die Elefanten hauptsächlich zu römischen Kampfspielen benutzt und zu allen möglichen Kunststücken dressiert. Während heutzutage eines der vorzüglichsten Kunststücke des Elefanten in den Tiergärten darin besteht, eine Orgel zu drehen, hatten römische Schauspieler die riesigen Schüler gelehrt: Buchstaben mit einem Griffel zu zeichnen — auf einem schräg gespannten Seile auf und ab zu gehen — zu viert auf einer Sänfte einen fünften zu tragen, welcher den Kranken darstellte — vor einer prächtig besetzten Tafel aus Gold- und Silbergeschirr zu speisen u. s. w.

Die beiden ersten Elefantenritte der berühmten Reisenden Isabella Bird, welche diese kürzlich veröffentlichte, sind hoch interessant, auch zeigen sie uns zufällig gleich einen schlimmen und einen guten Gesellen gegenübergestellt, welche uns allerdings belehren, daß es weder vollkommene Menschen noch vollkommene Tiere gibt.

Frau Bird nennt ihren ersten Ritt durch die Dschungeln der malaiischen Halbinsel ein — schreckliches Vergnügen. Dem Elefanten fiel es nämlich plötzlich ein, da sein Führer abgestiegen war, vom Wege abzuschweifen und sich dem Dschungel zuzuwenden. Dort riß er Bäume aus und knickte sie, dann suchte er eine schlammige Pfütze auf, saugte seinen Rüssel voll mit dem schmutzigen Naß und belustigte sich damit, dasselbe über seinen Rücken zu gießen, was natürlich nicht geschehen konnte, ohne auch Frau Bird bis auf die Haut zu durchnässen. Als er sich endlich bewogen fühlte, wieder nach der Landstraße zurückzukehren, blieb er ein um das andere Mal stehen, lehnte, seinen Rüssel als Stütze benutzend, so weit vornüber, als wolle er sich auf den Kopf stellen. Vergebens versuchte die Dame, ihn mit Hilfe des Sonnenschirmes zum Weitergehen anzutreiben, aber jeder Schlag diente nur dazu, ihm ein Brüllen zu entlocken, so laut und durchdringend, wie sie nie zuvor etwas Aehnliches gehört hatte. Schließlich mußte Frau Bird absteigen und dem Elefanten ward gestattet, ein Bad zu nehmen, von welcher Erlaubnis er auch mit dem größten Wohlbehagen Gebrauch machte, sich überdies noch den Rüssel mit Wasser füllend, um sich auf dem Weiterwege kühlen zu können. Dann stieg die Dame wieder auf, doch es war auch jetzt mit dem Elefanten nichts anzufangen. Nur langsam und träge kam er vorwärts und machte kaum eine englische Meile in der Stunde; wenn man ihn aber anzutreiben versuchte, stieß er nur ein markerschütterndes Geschrei aus, halb zornig, halb klagend. Das Ende dieses Rittes war, daß Frau Bird endlich absteigen und den Rest des Weges zu Fuß zurücklegen, der Mahout das Gepäck tragen mußte, während der Elephant, dessen Störrigkeit die Reisende damit zu entschuldigen sucht, daß er krank und ermüdet gewesen sei, im Dschungel seinem Vergnügen nachging.



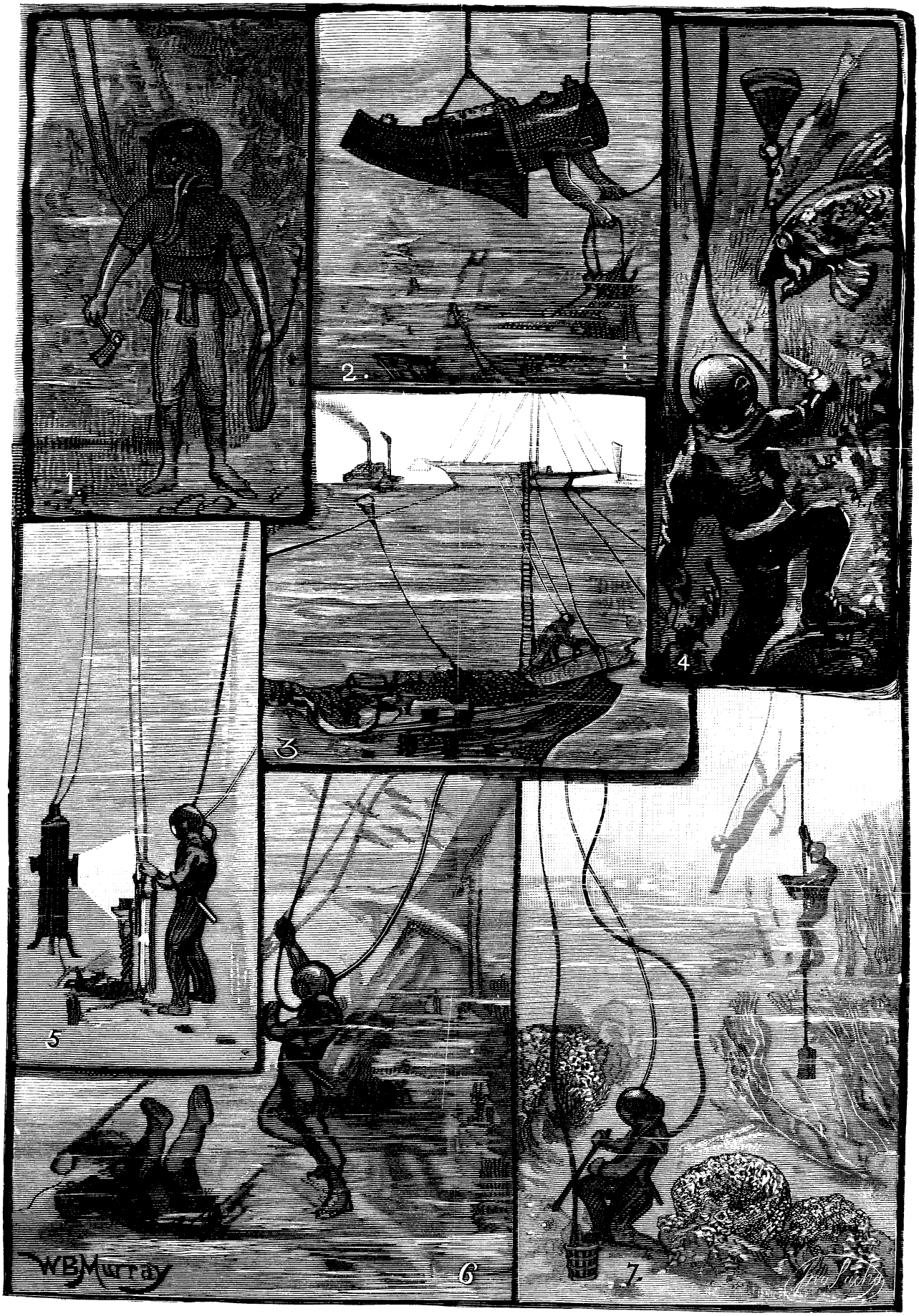
Der Elefant im Cirkus: Das Schaukeln.

Viel glücklicher war sie bei ihrem zweiten Ritt. „Mit meinem Elefanten," erzählt sie, „habe ich bereits Freundschaft geschlossen. Es ist ein prächtiges Tier, so trefflich abgerichtet und klug. Er kletterte an Stellen hinauf und hinab, vor welchen ein Pferd ihrer Steilheit wegen zurückgeschreckt wäre, riß Bäume nieder, wenn es ihm befohlen wurde, oder hielt Aeste, die gefahrdrohend über den Weg hingen, so lange mit seinem Rüssel empor, bis wir glücklich unter ihnen hindurchgelangt waren. Gefallene Bäume, die den Weg versperrten, räumte er ohne weiteres hinweg und trat, weit ausschreitend, über sie hinaus. Als wir rasteten, ward ihm ein Bananenbaum zur Mahlzeit angewiesen, er faßte denselben, brach ihn unmittelbar über dem Boden glatt ab, pflückte die acht Fuß langen Blätter und löste, sie mit einem Fuße dabei festhaltend, die Mittelrippe heraus, befreite diese mit außerordentlicher Gewandtheit von der harten sie umgebenden Rinde und ließ sich das saftige Mark trefflich munden. Ich saß auf dem Boden, dicht bei der Stelle, wo der Koloß stand, und er war so sanft und gut, daß, obschon sein ungeheurer Fuß mich fast berührte und sein ungeheurer Rüssel über mich hinwegreichte, ich doch nicht daran dachte, meinen Platz um deswillen zu wechseln. — So weit ging alles vortrefflich, doch nun galt es einen Fluß zu durchschwimmen. Bald tauchte er so weit unter, daß die Wellen ihn vollständig bedeckten, von seinem riesigen Körper keine Spur zu sehen war und nur die Spitze des gewaltigen Rüssels in gehöriger Entfernung aus den Fluten emporragte."

(Schluß folgt.)

Auf dem Grunde des Meeres.

Im Golf von Neapel machten kürzlich einige Naturforscher einen unterseeischen Ausflug, indem sie sich von einem Schiffe aus im Anzuge eines Tauchers in die Meerestiefe hinabließen, um dort naturwissenschaftliche Beobachtungen anzustellen. Diese interessante Fahrt beschreibt nun ein Teilnehmer an der Partie in der folgenden Weise: „Die Fahrt ging nach der Bucht von Bajä, wo wir gegen Mittag Anker warfen, um zu tauchen. Die Bekleidung mit dem Taucheranzug, die ich nun vornehmen mußte, gehört nicht zu den angenehmsten Dingen. Das neue Kostüm bestand aus Strümpfen, die hoch bis an die Schenkel reichen, wollener Jacke und Beinkleidern, die bis unter die Arme gehen, einer Zipfelmütze mit einem Schwamm auf der Stirne und Watte in den Ohren. Nun werde ich in den aus einem Stück bestehenden Kautschukanzug gesteckt, nur Kopf und Hände sind noch frei, der Aermel schließt an den Armen luft- und wasserdicht ab. Am Halse wird ein Gummipanzer an das Kleid geschraubt, auf die Panzerringe wird noch ein Aufsatz aus Kupfer aufgeschraubt, der das Gewinde für den Helm trägt. Nicht zu vergessen sind die eleganten Ballschuhe, deren jeder 32 Pfund wiegt, mit zolldicken Bleisohlen, darüber noch einmal Hosen mit Taschen, einen Sack mit Hammer und Netz, und der Taucher, der sich natürlich bei nur einem Atmosphärendruck und außerhalb des Wassers nicht mehr rühren kann, ist fertig. Es beginnt der Unterricht für die Signale und die Bewegungen



Auf dem Grunde des Meeres.

1. und 2. Ursprüngliche Versuche und Ausrüstungen. — 3. Unterseeische Ausbarkierung eines gesunkenen Schiffes. — 4. Unangenehme Gesellschafter beim Torpedolegen. — 5. Unterseeische Verwendung der elektrischen Lampe. — 6. Tauchers Mißgeschick. — 7. Schwammtaucher des Mittelländischen Meeres.

des Körpers, denn das geringste Versehen kann die schlimmsten Folgen haben. Nun geht es über Bord auf die Schiffstreppe. Der letzte Akt beginnt; um den Hals werden einem noch 50 k Blei als Orden angehängt, dann der Helm aufgesetzt; dessen vordere Seite ist noch offen, noch atmet man frische Luft; ein Lebewohl noch, und die letzte Scheibe wird zugeschraubt. Dumpfes Brausen beginnt, es ist die Luft, die von hinten in den Helm gepumpt wird. Plötzlich dröhnt ein Schlag durch den Helm, das Zeichen zur Abfahrt in die Tiefe. Ich lasse die Treppe fahren und gedenke im nächsten Augenblick in die Tiefe zu sausen. Aber so rasch geht es nicht; kaum bin ich unter Wasser, so fühle ich mich so leicht wie ein Gummiball, trotz der schweren Gewichte, und ganz langsam schwebte ich abwärts. Jetzt kamen die schlimmsten Augenblicke. Je tiefer ich sank, desto wilder ertönte das Brausen in den Ohren, ich glaubte, das Trommelfell müsse mir platzen. Der Anweisung gemäß sperrte ich den Mund weit auf und schnappte, so rasch ich konnte, nach Luft. Dies half; das Brausen wurde, je länger ich unten war, um so erträglicher; ich gewöhnte mich auch bald an den stärksten Atmosphärendruck, der auf mir lastete. Das wunderlichste Gefühl ist das der Aufhebung eigener Schwerkraft: hatte ich doch allein 164 Pfund Blei an mir hängen, dazu der schwere Anzug und Helm, mich selbst nicht gerechnet, das alles war durch die eingepumpte Luft aufgehoben. Suchte ich mich z. B. mit dem Fuß etwas vom Boden abzustoßen, so schnellte ich gleich einen halben Meter empor und brauchte dann mehrere Sekunden, um wieder herabzuschweben. Wie soll ich all die Pracht beschreiben, vor allem die Farben der Tiere, die ich vor meinen Fenstern sah, als ich auf dem Grund spazieren ging oder vielmehr schwebte? Ich war in die Mauerwerke einer versunkenen Römerstadt, wahrscheinlich des alten Bajä, geraten und schwebte nun auf den Straßen, worauf die alten Römer und Römerinnen sich bewegt hatten, durch ihre Vorhöfe und Zimmer. Aber wie sah es da aus? Kein Quadratzoll Wand oder Boden, der nicht bedeckt war mit Algen, Schwämmen und Korallen. Dazwischen hingen dunkelrote Seeigel und brandrote Seesterne, Aktinienbüschel bis zu ein Fuß Durchmesser, in allen Farben spielend; Krabben, Einsiedlerkrebse in brennendroten Schwämmen sitzend oder in Schneckengehäusen mit Aktinien besetzt. In einem kleinen Gemach, wo einst eine Römerin gesessen, sah es besonders toll aus: ein Rudel buntschillernder Seeachsen schwamm vor meinen Fensterscheiben; die Wände des Gemaches waren aufs herrlichste bedeckt mit Pflanzen und Tieren; statt der Römerin aber zeigte sich im Hintergrunde ein großer Tintenfisch, der vor Erstaunen über meine seltsame Erscheinung ganz violett wurde; ganz toll aber wurde er gar, als ich ihn mit dem Hammer aus seinem Versteck hervorholte und als leckeren Bissen für das Mittagsmahl in den Sack steckte. Nahezu eine halbe Stunde weilte ich in dieser märchenhaften Gegend, dann aber, um auch anderen der Gesellschaft Gelegenheit zum Tauchen zu geben, gab ich das Signal ‚Auf!' und nach fünf Minuten atmete ich in vollen Zügen wieder frische Luft und erzählte meinen Freunden von den Wundern der Tiefe."

Der Sohn des Bärenjägers.

Von **K. May.**

(Fortsetzung.)

Der Stoff, aus welchem sie bestand, war so luftig und duftig, daß man meinen konnte, sie vermöge nicht die mindeste Last zu tragen. Und doch erhoben sich auf und über ihr noch sechs solcher Terrassen, jede aus einem Bassin bestehend, welches sein Wasser aus der nächst höheren empfing, um es der nächst unteren entweder in schlanken, dünnen Strahlen, in einem fein zerteilten Staubregen, in welchem die Sonne ihre Strahlen brach, oder in breiteren Abflüssen, welche ein schleierartiges Gewebe zu bilden schienen, mitzuteilen.

So lehnte dieses Naturwunder sich schlank, strahlend und schneeglänzend an die dunkle Felsenwand, wie das aus Schneeflocken gewobene Kleid eines aus anderen Welten stammenden Wesens. Und doch war dieses Kleid von denselben Händen gefertigt, welche den schwarzen Basalt emporgetürmt und die Schlammvulkane durch die Erdrinde getrieben hatten.

Man brauchte nur empor zur Spitze dieser wunderbaren Pyramide zu blicken, da sah man sofort, wodurch sie gebildet worden war. Dort stieg nämlich gerade jetzt ein hoher Wasserstrahl auf, der sich oben schirmartig ausbreitete und dann als Regen rundum niedersank. Dabei war jenes Brausen zu hören, welches vorhin Moh-aw nicht hatte begreifen können. Diesem Wasserstrahle folgten pfeifende, zischende, stöhnende Dämpfe, und es war als ob die Erde unter der Gewalt dieser Eruption zerbersten werde.

Die Wasser des Geisers hatten sich diese Pyramide gebaut. Die feinen, leichten Bestandteile, welche der Strahl mit nach oben nahm, setzten sich beim Niederfallen fest und arbeiteten auch jetzt noch immerfort an dem wundersamen Gebilde. Das heiße Wasser floß von einer Terrasse auf die andere herab und wurde allmählich abgekühlt, so daß die einzelnen Bassins, von oben herab gerechnet, eine immer niedrigere Temperatur zeigten. Unten endlich überströmte die krystallene Flüssigkeit das niederste Bassin und floß nach kurzem Laufe in den Feuerlochfluß.

Wie ein Teufel neben einem Engel, so lag neben der herrlichen Gestalt dieser Pyramide ein weites, fast kreisrundes, dunkles, wallartiges Gebilde von schmutzigem Aussehen. Dieser Wall bestand aus einer festen Masse, auf welcher sich Reste vulkanischer Gebilde erhoben, welche die verschiedensten Gestalten besaßen. Es war, als habe ein Riesenkind mit Basaltstücken gespielt, dieselben in die abenteuerlichsten Formen gedrückt und gebogen und sie dann auf den runden Wall befestigt.

Dieser letztere hatte einen Durchmesser von vielleicht fünfzig Fuß und bildete die natürliche Ummauerung eines Loches, dessen dunkel gähnender Rachen nichts Gutes verhieß.

Das war die Krateröffnung eines Schlammvulkanes. Sie verengerte sich einwärts, um sich dann wieder zu erweitern. Sie hatte also, wenn man von oben hineinblickte, genau die Gestalt, als wenn man in zwei Trichter blickt, welche mit den dünnen Enden vereinigt werden.

Sobald es in dem herrlichen Feengeiser zu rauschen und zu brausen begann, stieg auch nebenan in dem finsteren Krater der Schlamm empor. Und wenn droben der Strahl des Wassers und des Dampfes sich zerteilt hatte, sank auch die brodelnde Oberfläche des Schlammes in die Tiefe zurück. Es war klar, Geiser und Schlammvulkan standen in innigster Verbindung zu einander. Die Geister der Unterwelt schieden die auszuschleudernden Massen, führten das krystallene Wasser dem Geiser zu und ließen die zurückbleibenden Excremente des Erdinnern in das Schlammloch rinnen.

„Das ist P'a-wakon-tonka (das Teufelswasser)," sagte Old Shatterhand, indem er auf das Schlammloch deutete.

„Kennst du es?" fragte Feuerherz.

„Ja. Ich bin bereits hier gewesen!"

„Und vorhin wußtest du nicht, wohin wir kommen würden?"

„Weil ich den Weg, welchen wir geritten sind, noch nie zurückgelegt habe. Ich bin damals da oben herabgekommen und längs des Flusses abwärts geritten. Da habe

ich das Wasser des Teufels kennen gelernt. Jetzt lagern die Sioux-Ogallala dort. Warum reiten sie nicht weiter? Sie wollen doch nach dem Grabe der Häuptlinge, welches weiter oben liegt. Sie müssen irgend eine Absicht haben!"

Nämlich nahe am Rande des Schlammkraters lagen die Ogallala. Man konnte sie ganz deutlich sehen. Sogar die einzelnen Gesichter waren voneinander zu unterscheiden.

Die Pferde liefen oberhalb dieser Stelle herum oder lagen ruhend am Boden. Zu grasen gab es nichts, denn der Boden brachte keinen einzigen Halm hervor.

Ganz in der Nähe lagen mehrere zentner- und noch mehr schwere Steine. Auf diesen saßen die Gefangenen, jeder auf einem derselben. Man hatte ihnen die Hände auf den Rücken gebunden und mit Lassos ihre Füße an die Steine befestigt. So saßen sie bereits seit gestern abend, eine Stellung, welche ihnen außerordentliche Qualen bereiten mußte.

Eben jetzt, als Old Shatterhand seine Aufmerksamkeit auf die Ogallala richtete, kam Bewegung in sie. Sie erhoben sich aus ihrer liegenden Stellung und setzten sich in einen Kreis zusammen, in dessen Mitte der Häuptling Platz nahm.

Der Medizinmann der Upsarocas, welcher neben Old Shatterhand stand, hielt die Hand an die Augen, um besser sehen zu können, hielt den Blick nur kurze Zeit auf die Ogallala gerichtet und sagte dann im Tone des Grimmes:

„Dort sitzt er, inmitten seiner Hunde, der ‚schwere Moccassin'. Er wird eine Beratung mit ihnen halten."

„Du kennst ihn, deinen Feind, und wirst also wohl genau wissen, ob er es auch wirklich ist," antwortete Old Shatterhand.

„Wie könnte ich ihn verkennen! Sieh' seine lange, hagere Gestalt und sein Gesicht! Er hat mir das Ohr geraubt, ich werde ihm alle beide nehmen. Sein Tomahawk ist mir in die Schulter gedrungen; mein Messer aber wird ihm in das Herz reichen!"

Natürlich waren auch die Gefangenen deutlich zu erkennen. Old Shatterhand sah Jemmy, Davy, Martin und den Hobble-Frank. Baumann und die anderen kannte er nicht. Wohkadeh war abseits an einen Stein gefesselt und zwar in einer Stellung, als ob ihm alle Glieder verrenkt werden sollten.

Zu ihm trat einer der Sioux, band ihn vom Steine los und führte ihn in den Kreis.

„Sie wollen ihn verhören," sagte Old Shatterhand. „Vielleicht halten sie Gericht über ihn und haben die Absicht, ihm die Strafe an diesem Orte zu geben. Ah, ich möchte hören, was jetzt gesprochen wird!"

„Warum sollen die Ogallala überhaupt mit ihm sprechen dürfen?" stieß der Medizinmann hervor. „Wir wollen hinab und hinüber. Der Tomahawk soll sie alle fressen!"

„So schnell geht das nicht," warf Old Shatterhand ein. „Mein roter Bruder mag bedenken, daß wir noch tüchtig zu klettern haben, bevor wir diese Steilung hinab und an den Fluß kommen. Sie sehen uns ja, sobald wir unter den Bäumen hervortreten. Ehe wir den Fluß erreichen und ihn durchschwimmen, haben sie ihre Maßregeln getroffen."

„Hat mein weißer Bruder einen besseren Plan?"

„Ja! Wir müssen ganz plötzlich über sie kommen, ganz ungeahnt. Denn ich befürchte, daß sie die Gefangenen lieber töten als in unsere Hände kommen lassen werden. Hier hinab können wir nicht; da bemerken sie uns. Dort unten aber tritt der Wald bis an den Fluß. Wir können also unbemerkt bis an das Ufer. Wenn wir vorsichtig sind, werden sie uns gar nicht sehen, denn die Bassinwand des Geisers ist dann zwischen ihnen und uns."

„Mein Bruder hat recht. So soll es geschehen. Aber ich mache eine Bedingung."

„Welche?"

„Keiner darf den Häuptling der Ogallala töten. Ich habe eine Rache mit ihm, und er gehört mir!"

Old Shatterhand blickte sinnend vor sich nieder. Dann hob er den Kopf und sagte, indem seine Brauen sich zusammenzogen:

„Dort sind über fünfzig Feinde. Es wird sehr viel Blut fließen, und doch möchte ich das vermeiden. Aber es ist ganz unmöglich, sie in die Hand zu bekommen, ohne mit ihnen zu kämpfen."

Der Neger Bob, welcher während des Rittes sich immer am Ende des Zuges gehalten hatte, war nach vorn gekommen, um sich die Ogallala anzusehen. Da Old Shatterhand mit dem Indianer in dessen Sprache redete, verstand der Schwarze nicht, was gesagt wurde. Er trat jetzt herbei, deutete hinab und sagte:

„Dort Massa Baumann und auch jung Massa Martin! Will Massa Shatterhand sie frei machen?"

„Ja!"

„Oh, oh! Sehr gut sein das, sehr gut! Neger Bob wird mithelfen frei machen. Neger Bob wird gleich hinunter und über Wasser hinüber. Massa Bob sich nicht fürchten vor Ogallala. Massa Bob sein stark und kühn. Er sie schlagen alle tot!"

Er wollte wirklich fort. Old Shatterhand hielt ihn zurück. Er nahm das Fernrohr aus der Satteltasche und richtete es auf die Sioux. Eben jetzt wurde Martin Baumann losgebunden und auch in den Kreis geführt und neben Wohkadeh gestellt. Old Shatterhand hatte durch das Glas die Gesichter so nahe vor sich, daß er die Lippenbewegungen der Sprecher sah. Es war, als ob die Sioux kaum zwanzig Schritte von ihm entfernt seien.

Der Häuptling sprach zu Martin Baumann, mit der Hand nach dem Schlammkrater deutend. Old Shatterhand sah ganz deutlich, daß Martin totenbleich wurde. Zu gleicher Zeit ertönte ein schriller Schrei, wie ihn die menschliche Kehle nur im Augenblicke des größten Entsetzens ausstoßen kann.

Einer der Gefangenen hatte ihn ausgestoßen, der alte Baumann. Old Shatterhand sah, daß der arme Mann aus allen Kräften an seinen Fesseln zerrte. Das, was der Häuptling gesagt hatte, mußte etwas geradezu Fürchterliches sein.

Und das war es auch, etwas so Teuflisches, daß ein Vater wohl aus Angst um seinen Sohn einen solchen Schrei ausstoßen konnte.

Die Sioux-Ogallala waren gestern erst nach Einbruch des Abends auf der Höhe des Geiserflusses angekommen. Sie hatten erwartet, daß der „schwere Moccassin" da unter den Bäumen des Waldes Lager machen werde, aber sie hatten sich verrechnet. Trotz der Dunkelheit und trotz der Beschwerlichkeit des Abstieges bestimmte er, daß noch über den Fluß gesetzt werden solle.

Er kannte die Gegend; er war bereits mehreremal hier gewesen, und in seinem Hirn brütete ein Gedanke, noch finsterer und unheimlicher als der Schlammkrater, welcher da unten im Dunkel der Nacht seine scheußlichen Massen hob und senkte.

Voransteigend und sein Pferd am Zügel führend, zeigte er den Seinen den Weg. Auch die Gefangenen mußten mit hinab, was natürlich außerordentliche Schwierigkeiten bereitete, da sie nicht von den Tieren losgebunden werden durften. Schließlich gelangten doch alle glücklich unten am Ufer an.

An dieser Stelle war das Wasser des Feuerlochflusses nicht heiß, sondern nur warm. Man konnte hindurch, ohne sich Schaden zu thun. Je zwei Sioux nahmen das Pferd eines Gefangenen zwischen sich, und dann ging es hinüber. Am Schlammkrater wurde Halt gemacht.

Die Gefangenen wurden an die dort liegenden großen Steine gefesselt und Wächter bei ihnen aufgestellt; dann legten sich die anderen nieder, ohne von dem Häuptlinge Auskunft erhalten zu haben, warum er hier Lager mache, im Gestank des Kraters, und wo es weder Gras noch Wasser für die Pferde gab.

Bei Anbruch des Morgens wurden die letzteren eine Strecke abwärts geführt, wo, wie der Häuptling wußte, eine reine Quelle aus dem Felsen strömte. Nach Rückkehr der Leute, die das besorgten, zog jeder ein Stück getrocknetes Büffelfleisch hervor, um zu frühstücken. Jetzt nun erklärte der „schwere Moccassin" seinen Leuten mit leiser Stimme, was er in Beziehung auf Wohkadeh und den jungen Baumann beschlossen habe.

Alle hielten den ersteren für einen Verräter. Er hatte zwar nichts gestanden, aber in ihren Augen war er überführt. Daß Martin an demselben Schicksale teilnehmen solle, machte ihnen nicht die geringsten Bedenken. Die Gefangenen waren alle dem Tode gewidmet, und je mehr Abwechselung bei ihrer Hinrichtung angebracht wurde, desto interessanter war es ja.

Zunächst galt es, sich an den Qualen, welche die bloße Verkündigung des Urteiles den Gefangenen bereiten mußte, zu weiden. Darum wurde ein Kreis gebildet und zunächst Wohkadeh vorgeführt.

Er wußte natürlich, daß ihm der sichere Tod beschieden war, aber er glaubte keineswegs, daß das Urteil bereits jetzt an ihm vollzogen werden solle. Er war überzeugt, daß Old Shatterhand und Winnetou sehr bald erscheinen würden, und stellte sich getrosten Mutes vor seine Richter hin.

Die Verhandlung wurde mit lauter Stimme geführt, damit auch die anderen Gefangenen, soweit sie die Sprache der Sioux verstanden, alles hören sollten.

„Hat Wohkadeh sich besonnen, ob er weiter leugnen oder den Kriegern der Ogallala alles gestehen will?" fragte der Häuptling.

„Wohkadeh hat nichts Böses gethan und also auch nichts zu gestehen," antwortete der Gefragte.

„Wohkadeh lügt. Wollte er die Wahrheit erzählen, so würde sein Urteil ein sehr mildes sein!"

„Mein Urteil wird dasselbe sein, gleichviel ob ich schuldig oder unschuldig bin. Ich muß sterben!"

„Wohkadeh ist jung. Die Jugend hat einen kurzen Gedanken. Sie weiß oft nicht genau, was das, was sie thut, zu bedeuten hat. Darum sind wir bereit, Milde walten zu lassen; aber derjenige, welcher falsch gehandelt hat, muß aufrichtig sein!"

„Ich habe nichts zu sagen!"

Da ging ein höhnisches Lächeln über das Gesicht des Häuptlings. Er fuhr fort:

„Ich kenne Wohkadeh. Er wird uns dennoch alles, alles sagen!"

„Ihr werdet vergebens darauf warten."

„So ist Wohkadeh ein Feigling. Er fürchtet sich. Er hat den Mut, Böses zu thun, aber es fehlt ihm der Mut, es einzugestehen. Wohkadeh ist trotz seiner Jugend ein altes Weib, welches vor Angst heult, wenn es von einer Fliege gestochen wird!"

Wohl kannte der Häuptling den jungen Mann. Seine Worte erreichten ihren Zweck.

Kein Indianer läßt sich einen Feigling nennen, ohne sofort zu zeigen, daß er mutig sei. Von früher Jugend an an Entbehrungen, Anstrengungen und allerhand Schmerzen gewöhnt, achtet er den Tod nicht. Er ist ja überzeugt, nach dem Tode sofort in die ewigen Jagdgründe zu gelangen. Er ist also, falls er ein Feigling genannt wird, bereit, das Gegenteil zu beweisen und dabei selbst sein Leben auf das Spiel zu setzen. So auch Wohkadeh. Kaum hatte der Häuptling die Beleidigung ausgesprochen, so antwortete er rasch:

„Ich habe den weißen Büffel getötet. Alle Sioux-Ogallala wissen das!"

„Aber keiner von ihnen war dabei. Keiner hat gesehen, daß du ihn wirklich tötetest. Du hast das Fell gebracht, das wissen wir; weiter nichts!"

„Gibt der Büffel sein Fell freiwillig her?"

„Nein! Aber wenn er gestorben ist, so liegt er auf der Prairie. Wohkadeh kommt dazu, nimmt ihm die Haut, trägt sie heim und sagt dann, daß er ihn getötet habe. Der Büffel aber war von selbst verendet."

„Das ist eine Lüge!" rief Wohkadeh, in höchstem Grade erzürnt über diese neue Beleidigung. „Kein verendeter Büffel liegt in der Prairie. Die Geier und Koyoten fressen ihn auf."

„Und der Koyot bist du!"

„Uff!" rief Wohkadeh, an seinen Riemen zerrend. „Wäre ich nicht gefesselt, so wollte ich dir zeigen, ob ich ein feiger Prairiewolf bin oder nicht!"

„Du hast es bereits gezeigt. Du bist ein Feigling, denn du fürchtest dich, die Wahrheit zu sagen!"

„Ich habe nicht aus Angst geleugnet!"

„Warum denn?"

„Aus Rücksicht für die anderen, welche sich in Eurer Hand befinden."

„Uff! Also jetzt gestehst du ein, daß du schuldig bist?"

„Ja!"

„So erzähle, was du gethan hast!"

„Was soll ich erzählen? Das ist mit wenigen Worten gesagt. Ich bin nach dem Wigwam des Bärentöters gegangen, um zu erzählen, daß er von Euch gefangen genommen worden ist. Dann sind wir aufgebrochen, ihn zu befreien."

„Wer?"

„Wir fünf. Der Sohn des Bärentöters, Jemmy, Davy, Frank und Wohkadeh."

„Weiter niemand?"

„Nein!"

„So hat wohl Wohkadeh die Bleichgesichter sehr lieb gewonnen?"

„Ja! Einer unter ihnen ist mehr wert, als hundert Sioux-Ogallala."

Der Häuptling ließ seinen Blick im Kreise herumgleiten und freute sich heimlich über den Eindruck, welchen die letzten Worte des roten Jünglings bei den Ogallala hervorgebracht hatten. Dann fragte er:

„Weißt du, was du gewagt hast, uns das zu sagen?"

„Ja! Ihr werdet mich töten!"

„Aber unter tausend Martern!"

„Ich fürchte sie nicht."

„Sie mögen sofort beginnen. Bringt den Sohn des Bärentöters herbei!"

Jetzt wurde, wie auch Old Shatterhand gesehen hatte, Martin herbeigeführt und neben Wohkadeh gestellt.

„Hast du gehört und verstanden, was Wohkadeh gesagt hat?" fragte ihn der Häuptling.

„Ja," antwortete Martin ruhig.

„Er hat euch geholt, damit ihr die Gefangenen befreien solltet. Fünf Mäuse ziehen aus, um fünfzig Bären zu fressen! Die Dummheit hat euer Hirn verzehrt; sie mag euch nun auch ganz verzehren. Ihr werdet sterben!"

„Das wissen wir!" lächelte Martin Baumann. „Kein Mensch kann ewig leben bleiben!"

Der Häuptling verstand ihn nicht sogleich. Dann aber begriff er den Sinn dieser Worte, denn er antwortete:

„Ich meine, daß ihr sterben werdet von unserer Hand!"

„Ich glaube, daß das Eure Absicht ist!"

„Was du jetzt nur glaubst, sollst du sehr bald als Wahrheit erkennen. Hofft ihr etwa noch auf eine Gelegenheit, uns zu entkommen? Die soll euch genommen werden. Ihr werdet heute schon sterben, jetzt, sogleich!"

Er blickte die beiden scharf an, um zu sehen, welche Wirkung seine Worte hervorbringen würden. Wohkadeh verhielt sich so, als ob er sie gar nicht gehört habe; Martin aber veränderte die Farbe seines Gesichtes, obgleich er sich die größte Mühe gab, seinen Schreck zu verbergen.

„Der ‚schwere Moccassin' sieht, daß ihr große Freunde seid," fuhr der Häuptling fort. „Er will euch die Freude machen, miteinander zu sterben."

Er hatte geglaubt, die Bestürzung der beiden zu vermehren. Aber Wohkadeh sagte unter einem heiteren Lächeln:

„Du bist besser, als ich dachte! Ich fürchte den Tod nicht. Kann ich mit meinem weißen Freunde sterben, so wird er mir sogar süß sein."

„Süß?" hohnlachte der Häuptling. „Ja, süß soll er sein. Ihr sollt seine Süßigkeiten auskosten, langsam, ganz und gar. Und weil eure Liebe eine so seltene ist, so sollt ihr auch auf eine ganz seltene Weise in die ewigen Jagdgründe gehen!"

Er stand auf, trat aus dem Kreise und ging zu der Umwallung des Schlammkraters.

„Das ist euer Grab!" sagte er. „In wenigen Augenblicken soll es euch empfangen!"

Er deutete in die Tiefe, aus welcher der stinkende Brodem emporstieg.

Das hatte niemand erwartet. Das war mehr als unmenschlich. Martin wurde totenbleich. Sein Vater stieß jenen Angstschrei aus, welchen Old Shatterhand und seine Begleiter drüben, jenseit des Flusses, gehört hatten. Er zerrte mit aller Gewalt an seinen Fesseln.

Baumann hatte vom ersten Augenblicke seiner Gefangenschaft an bis jetzt mit keinem Worte und mit keiner Miene gezeigt, wie unglücklich er sich fühle. Er war zu stolz, sich das merken zu lassen. Jetzt aber, als er hörte, was seinem Sohne drohte, war es mit all seiner Selbstbeherrschung vorüber.

„Das nicht, das nicht!" rief er. „Werft mich in den Krater, mich, mich, nur ihn nicht, ihn nicht!"

„Schweig!" herrschte der Häuptling ihm zu.

„Du würdest heulen vor Entsetzen, wenn du den Tod deines Sohnes sterben solltest!"

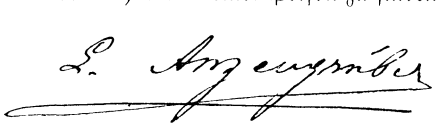
„Nein, nein, keinen Laut sollt Ihr hören, keinen einzigen!"

(Fortsetzung folgt.)

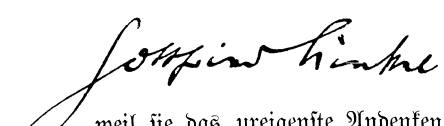
Wie man Selbstschriften sammelt.

Gleich wie das Bildnis einer berühmten Persönlichkeit von dauerndem Werte ist, indem es stets dem Beschauer das Aeußere dieses hervorragenden Mannes oder jener verdienten Frau vergegenwärtigt, so ist auch die Handschrift, zumal wenn sie inhaltlich bedeutsam ist, dadurch von besonderem Interesse, daß sie gewissermaßen als Spiegelbild des Inneren der Person, ihres Geistes, das Portrait wirksam zu

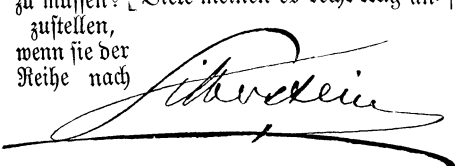
einem einheitlichen Ganzen vervollständigt. Müßte auch das alte und gegenwärtig wieder mit erneuter Spekulationslust aufgenommene Bestreben, einen unmittelbaren Zusammenhang zwischen den Schriftzügen und dem Charakter einer Person zu finden,



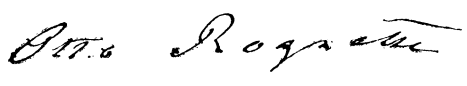
zu vielen Widersinnigkeiten führen, so bleibt doch der Wert des Selbstschriften-(Autographen-)Sammelns derselbe, indem dasselbe mit der Schriftendeuterei durchaus nichts gemeinsam hat und die Schriftzüge berühmter Personen nur deshalb bewahrt,



weil sie das ureigenste Andenken an dieselben sind und von ihnen selbst herrührend, einen gewissen Wert beanspruchen dürfen. Wie verschafft man sich aber nun Selbstschriften bedeutender Persönlichkeiten ohne viel Geld dafür auslegen zu müssen? Viele meinen es recht klug anzustellen, wenn sie der Reihe nach

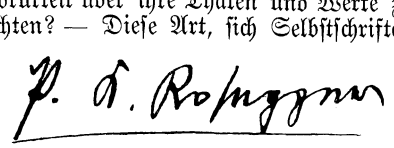


an alle ihnen dem Namen nach bekannten oder bekannt werdenden Berühmtheiten sich mit der Bitte um „einige Zeilen von ihrer Hand“ wenden und etwa noch zur Unterstützung Ihres Gesuches Begeisterung und Hochachtung heucheln. Abgesehen davon, daß eine derartige Handlungsweise wohl kaum den Anforderungen an einen charaktervollen und anständigen Menschen entspricht, ist dieselbe auch weder vernünftig noch ihr Erfolg all den Mühen und Auslagen gewachsen.



Nehmen wir den günstigsten, keineswegs aber stets zu erhoffenden Fall an, der derart Angebettelte willfahrt der Bitte und sendet irgend eine völlig gleichgültige Redensart oder ein Citat Schillers oder Goethes zurück. Ist dieser Zettel wirklich und wahrhaftig ein Autograph von Wert? Ist jemand, der solche Dinger hütet, auch schon ein Autographensammler? Nein und abermals nein! Das erhaltene Stück Papier ist in den seltensten Fällen mit der Mühe des Briefschreibens und dem ausgelegten Porto gleichwertig, es ist wohl von der Hand dieser oder jener hervorragenden Persönlichkeit geschrieben, aber es ist mühsam abgejagt, widerwillig geschrieben und entbehrt so gewissermaßen des wertvollen Reizes des Unmittelbaren, des Natürlichen, das es erst zum Autograph macht. Nehmen wir aber nun den minder günstigen Fall an, die Bitte bleibt verweigert oder sie wird zwar erfüllt,

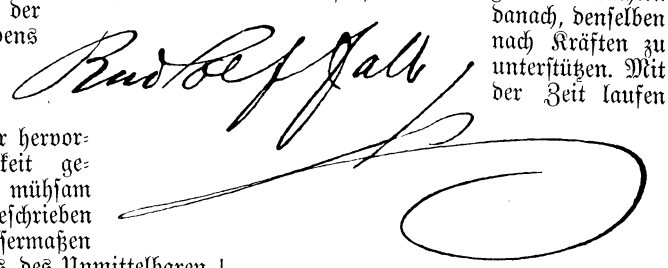
aber die Erfüllung ist zugleich eine derbe und wohlverdiente Lehre. Muß nicht das eine wie das andere so recht tief beschämen, muß man es dann nicht bitter bereuen, daß man diesen dummen Streich gethan? Wie leicht schleicht sich dann nicht eine gewisse Erbitterung gegen die „unfreundliche“ Berühmtheit ins Herz, die einen verleitet, ungerecht und mit bösem Vorurteil über ihre Thaten und Werke zu richten? — Diese Art, sich Selbstschriften



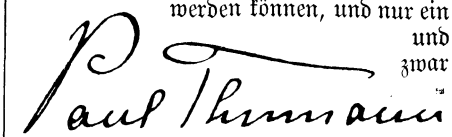
zu beschaffen, ist ebensowenig anständig als erfolgreich, ganz abgesehen davon, wie oft man bei ihrer Handhabung derb zum Narren gehalten wird, wie denn z. B. Charles Dickens sich für derlei Autographenmarder eine Stampiglie mit seinen nachgemachten Schriftzügen anfertigen ließ und derlei Gesuchsteller mit Abdrücken davon bedacht, oder mancher andere berühmte Mann Autographenbetteleien vom Schreiber in seinem Namen beantworten läßt und so seine Autographenkundschaften zum besten hält.

„So sind denn also Selbstschriften

außer um schweres Geld gar nicht erhältlich?“ wird man nun fragen. Freilich kann man sie beschaffen, ohne Geld auslegen zu müssen oder Autographenmarder zu werden; nur muß man sich danach umthun und die Mithilfe von Freunden und Verwandten erbitten! Da und dort findet sich ein Brief einer hervorragenden Persönlichkeit, auf den der Besitzer keinen solchen Wert legt, als daß er ihn nicht einem sich dafür interessierenden Sammler in seine Mappe spenden würde; allgemach verbreitet sich die Kunde von unserem Sammeleifer, und die Freunde trachten danach, denselben nach Kräften zu unterstützen. Mit der Zeit laufen

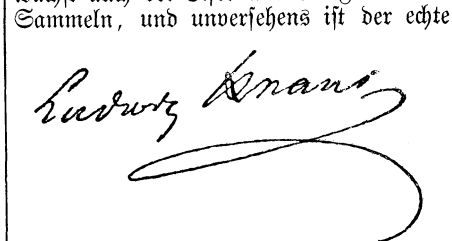


Handschriften von einer und derselben Person zwei-, drei- und mehrfach ein, die dann wieder gegen Selbstschriften von Personen, von denen man noch keine besitzt, eingetauscht werden können, und nur ein und zwar



das dem Aeußeren und dem Inhalte nach beste Stück jeder hervorragenden Persönlichkeit wird in der Sammlung zurückbehalten. So mehrt sich denn stetig die Sammlung und wächst und gedeiht, ohne daß sich der Sammler an seiner Würde

etwas vergibt, ohne daß er sich allzu bitteren Enttäuschungen aussetzt, es wächst auch der Eifer und die Freude am Sammeln, und unversehens ist der echte



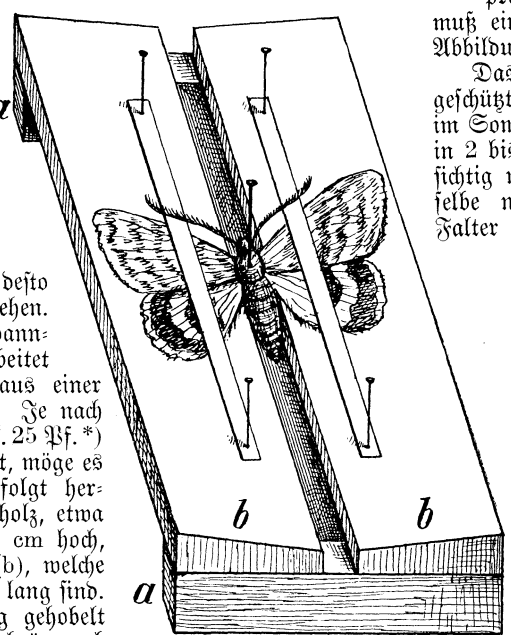
und rechte Sammler, der auf die Autographenmarder mit Geringschätzung und

Spott herabsieht, fertig. Man mag allerdings auf die letzterwähnte Art nur langsam vorwärts kommen, aber einmal hat man wirkliche und wahrhaftige Auto-

graphe, die thatsächlich einen Wert darstellen, und dann ist man eben echter und rechter Sammler, der sich frei und offen als solcher bekennen darf und der seine Bestrebung, seine Lieblingsbeschäftigung nicht selbst schändet.

Das Aufspannen der Schmetterlinge.

Wir haben unseren jungen Freunden versprochen, eine Anleitung zum Aufspannen der Schmetterlinge zu geben, da eine geordnete Schmetterlingsammlung die Tiere in schön gespanntem Zustand zeigen muß. Je sorgfältiger das Aufspannen geschieht, desto mehr gewinnt der Schmetterling an Ansehen. Zum Aufspannen hat man sogen. Spannbretter nötig. Da diese sehr sorgfältig gearbeitet sein müssen, ist es am besten, solche aus einer guten Naturalienhandlung zu beziehen. Je nach der Größe kostet das Stück 75 Pf. bis 1 Mk. 25 Pf. *) Wer die erforderliche Geschicklichkeit besitzt, möge es nach der vorstehenden Zeichnung wie folgt herstellen. Zwei Klötzchen (a) aus Lindenholz, etwa 8 bis 12 cm lang, 2 cm breit und 3 cm hoch, dienen als Unterlage für 2 Brettchen (b), welche je 4 bis 9 cm breit und 30 bis 35 cm lang sind. Die Brettchen b müssen sehr sorgfältig gehobelt sein und zwar muß ihre Oberfläche schräg nach innen abfallen. Letzteres hat den Zweck, die Flügel des Schmetterlings während des Trocknens etwas aufrecht zu erhalten; da sich nach dem Trocknen die Flügel immer etwas senken, so werden sie sich bei Anwendung solcher schräg gehobelter Brettchen nach dem Trocknen genau wagerecht stellen. Die Brettchen (b) werden auf die Klötzchen (a) so aufgeleimt, daß in der Mitte zwischen beiden Brettchen eine offene Rinne bleibt. Diese ist bei kleinen Faltern 4 bis 5 mm, bei mittelgroßen 6 bis 10 mm und bei den größten Arten 10 bis 18 mm breit. Auch die Breite der Brettchen b ist je nach der Größe der Falter veränderlich. Unter die Rinne leimt man gegen die Brettchen einen Streifen Insektentorf oder Korkstücke, welche zur Aufnahme und zum Festhalten der Nadel des zu spannenden Falters dienen. In den Naturalienhandlungen sind zum Preise von 1 Mk. 25 Pf. verstellbare Spannbretter vorrätig, deren Brettchen durch Schrauben festgehalten werden und deren Rinne daher beliebig eng oder weit gestellt werden kann.



Um einen Schmetterling zu spannen, muß man ihn in vollkommen frischem Zustand verwenden. Ist er bereits getrocknet, so wird er aufgeweicht. Dies geschieht leicht auf folgende Weise. Man nimmt einen Teller mit stark angefeuchtetem (fast nassem) Sand, steckt darauf die aufzuweichenden Falter und deckt über letztere eine Glasglocke oder ein großes Glas. Das im Sande befindliche Wasser verdunstet und da es nicht entweichen kann, wird der Inhalt des Glases derart mit feinsten Wasserteilchen gefüllt, daß die Schmetterlinge dadurch erweicht werden, ohne irgend welche Beschädigung zu erleiden. Kleine Spanner, Bläulinge u. s. w. erweichen in 6 bis 8 Stunden, große Tagfalter und Eulen in 10 bis 12 Stunden, große Schwärmer und dickleibige Spinner haben oft 24 Stunden nötig. Den frischen oder aufgeweichten Falter steckt man auf das Spannbrett, indem man die Nadel in die Mitte der Rinne so durch den Kork sticht, daß der Leib des Falters in die Rinne kommt und seine Flügel beiderseits auf den Brettchen b aufliegen. Ueber die rechte Seite wird ein Streifen festen, glatten Papiers von 3 bis 4 mm Breite mit 2 Nadeln so fest gesteckt, daß diese Flügel vorläufig festgehalten werden, um ein Drehen des Falters zu vermeiden. Nun beginnt man mit dem Spannen der linken Seite. Ueber die Flügel wird ein gleicher Papierstreifen gelegt und oberhalb des Falters, etwa 5 bis 6 mm von der Rinne entfernt, mittels einer Stecknadel festgesteckt. Darauf schiebt man mit der Spannnadel den Vorderflügel so weit empor, daß sein unterer Rand rechtwinkelig zur Rinne steht, und zieht den Papierstreifen leicht an, wodurch der Vorderflügel festgehalten wird. Jetzt wird mit der Spannnadel der Hinterflügel nachgeschoben, der Streifen fest angezogen und unter dem Falter mit einer zweiten Nadel festgesteckt. Die Spannnadel stellt man leicht her, indem man eine Nähnadel mit dem Oehr in ein rundes Hölzchen (alten Federhalter oder ein Stück Weidenrute) feststeckt. Beim Einsetzen der Spannnadel gebrauche man die Vorsicht, diese stets unter einer Rippe und lieber an einer hellen als an einer dunklen Stelle einzusetzen. Die rechte Seite wird nun in gleicher Weise gespannt und die Fühler durch Nadeln so festgesteckt, daß sie mit dem Vorderrand der Flügel parallel laufen. Unter den Leib schiebt man ein Stückchen Kork, damit derselbe wagerecht steht und so trocknet. Ueber die Flügel steckt man darauf noch zwei breitere Streifen Papier fest, um erstere recht glatt zu pressen. Ein richtig gespannter Falter muß eine solche Flügelstellung haben, wie die Abbildungen in Nr. 24 des „G. K." zeigen.

Das Spannbrett wird an einen vor Staub geschützten Ort gestellt. Kleine Falter trocknen im Sommer in 6 bis 8 Tagen, sehr dickleibige in 2 bis 3 Wochen. Wenn man den Leib vorsichtig mit einer Nadel berührt und sich derselbe noch bewegen läßt, so darf man den Falter noch nicht abnehmen.

*) Käuflich zu haben bei: Bau, Berlin, Hermannplatz 4; Kläger, Berlin, Oranienstraße 178; Wilhelm Schlüter in Halle a. S.; V. Fric in Prag; J. Schäfer Söhne in Schkeuditz-Leipzig.

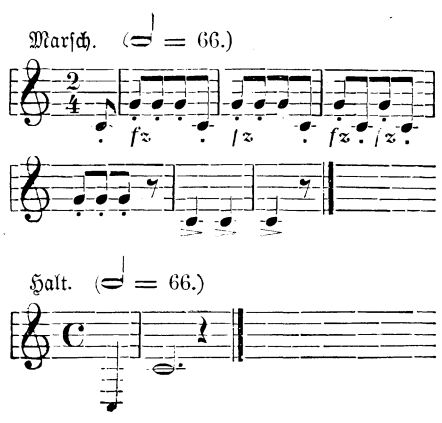
Schnecken-Wettlauf.

Es wird erzählt, daß ein närrischer Franzose auf den bizarren Gedanken gekommen sei, das Gebiet des Sports durch nichts Geringeres zu bereichern, als durch Veranstaltung von — Schnecken-Wettlaufen — vielmehr Wettkriechen! Als Bahn benützt er ein langes, glattes Brett, an dessen einem Ende ein brennendes Licht aufgepflanzt ist. Wird der betreffende Raum verdunkelt, so hat dies naturgemäß zur Folge, daß die Schnecken dem Brett entlang auf die Flamme zukriechen. Unser Franzose zeigt sich aber noch raffinierter. Um das Rennen anziehender zu machen, legt er verschiedene Hindernisse quer über das Brett, und je mehr die Renner sich abmühen müssen, um dieselben zu nehmen, desto größer ist seine Freude. Diejenige der Schnecken, welche zuerst am Ziel, resp. Licht anlangt, wird mit Lehmkugeln dekoriert. — Nicht wahr, ein närrischer Geselle, dieser Franzose!?

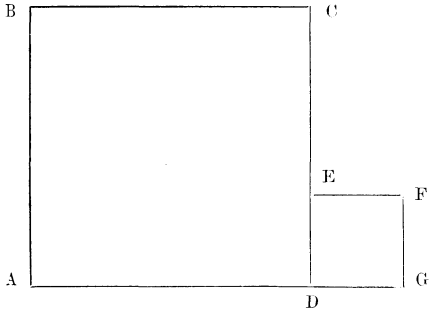
Denkspruch.

Viel sind der Dornen am Lebensweg,
Doch keine der Dornen
Ritze von Deiner Hand
Eines Mitwanderers Herz!

Militärische Signale der deutschen Armee.



Mathematische Aufgabe.



In der Linie A G ist ein Punkt H zu suchen und von diesem aus sind zwei Linien so zu ziehen, daß durch dieselben die ganze Figur A, B, C, E, F, G, D in drei Teile geteilt wird, aus denen man ein Quadrat zusammensetzen kann.

Scherzrätsel.

„Tausend sind so viel wie hundert,
Sechs sind fünf, und vier sind drei"
Las ich jüngst und hoch verwundert
Frag' ich, wie dies möglich sei?

(Die Lösung ergibt sich, wenn man die Buchstaben der betreffenden Wörter zählt.)

Zwei physikalische Spielereien.

Lege ein feines, weiches Tuch oder eine weiche Serviette ausgebreitet über einen Apfel und schlage mit der scharfen Klinge eines Messers rasch in das Tuch (aber nicht aus Versehen am Ende gar auf deine Finger) hinein. Das Tuch wird dabei unversehrt bleiben.

Fülle ein Glas bis zum äußersten Rande mit Wasser, lege ein glattes Blatt Schreibpapier darüber, das du leicht mit der Hand darauf streichst, und kehre nun das Glas rasch um. Das Papier wird nicht abfallen und das Wasser im Glase bleiben.

Auflösung des Silbenrätsels in Nr. 33.

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	14.	15.	16.	17.
f	d	b	g	d	p	k	a	**o**	a	h	h	i	h	b	a	**k**
a	**ü**	i	e	e	a	a	**t**	t	**b**	e	a	s	o	i	**c**	a
s	r	**r**	m	m	r	**t**	l	t	e	**i**	n	l	r	**r**	h	m
a	e	m	**s**	u	**o**	z	a	e	n	n	**s**	a	**a**	k	a	e
n	r	a	e	**t**	s	e	s	r	d	e	a	**m**	z	e	t	l

Wortlaut der rätselhaften Visitenkarte:

Ein Gruss vom Guten Kamerad.

Fragen und Antworten.

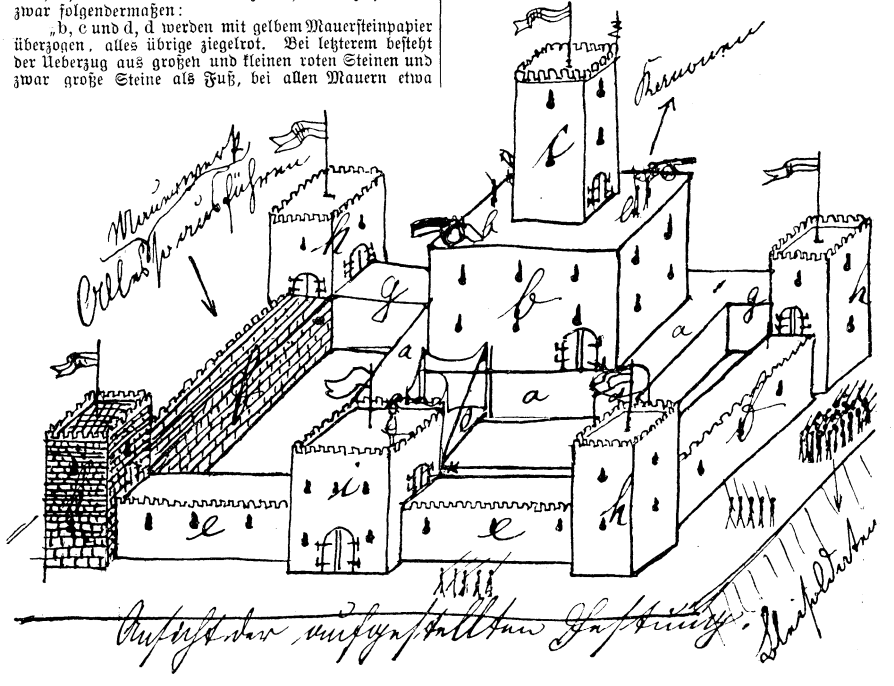
A. P. in **H.** schreibt dem „G. K.": „Weil ich Dich so gern habe, will ich auch mein Scherflein beisteuern und schicke Dir für meine Kameraden die Anleitung, sich eine schöne Festung zu bauen. Die beigelegte Zeichnung (welche der „G. K." genau wiedergegeben hat. D. Red.) wird hoffentlich viel zum Verständnis beitragen. Diese Festung besteht also aus 18 einzelnen Teilen, welche ineinander geschachtelt werden können und daher nicht soviel Platz wegnehmen wie die käuflichen Festungen. Im Gegensatze zu den käuflichen ist der Preis dieser Festung ein sehr niedriger, er beträgt nämlich alles in allem kaum 2 Mark. Wir kommen nun zur Herstellung der Festung selbst. Als Werkzeuge braucht man: ein scharfes Messer, ein Lineal, einen rechten Winkel, Maßstab, Schere und Kleister nebst Pinsel. Man kaufe sich vier Bogen Pappe. Auf diese wird jeder Teil zuerst genau im Verhältnis gemessen, dann aufgezeichnet, ausgeschnitten, zusammengeklebt und überzogen. Die Böden werden besonders geschnitten und dann eingeklebt. Ebenso schneide man jetzt gleich die Thüren in die Pappe. Um die runden Türme d, d herzustellen, schneidet man sich aus demselben Material vier Kreise von etwa 8 cm Durchmesser. Die Wände werden aus dünnem Karton hergestellt und an die Kreise geklebt. Die Zugbrücke wird mit einem Stückchen Leinwand an a angeklebt. Vor dieselbe werden in a zwei Pfähle befestigt, durch welche die Kette zum Aufziehen der Brücke läuft.

„So roh würde aber die Festung keinen Eindruck machen, wir wollen das Ganze daher überziehen und zwar folgendermaßen:

„b, c und d, d werden mit gelbem Mauersteinpapier überzogen, alles übrige ziegelrot. Bei letzterem besteht der Ueberzug aus großen und kleinen roten Steinen und zwar große Steine als Fuß, bei allen Mauern etwa 2 cm hoch, bei den übrigen Teilen beiläufig 4 cm. Alle Teile außer a, b bekommen einen Zinnenkranz, welcher bei c, d, d aus roten, bei allen übrigen Teilen aus gelben, natürlich gemalten, Steinen besteht.

„Thüren kommen in alle Teile mit Ausnahme von a, e, e, f, f, g. Dieselben bestehen aus dunkelbraunem Holzpapier, auf welches die Haspen und Klinken mit Tinte gezeichnet werden. Mit gleichem Papier wird die Zugbrücke beklebt. Die Schießscharten werden aus schwarzem Papier geschnitten und aufgeklebt. Auch sind Fahnen nicht zu vergessen. Wer's hat und kann, soll Kanonen auffahren und Soldaten aufmarschieren lassen. Zum Schluß wird eine kleine Kette an der Zugbrücke befestigt und die Festung ist fertig. Hoffentlich werden viele Leser des „G. K." eine solche Festung verfertigen und sich damit eine große Freude bereiten." — Daß Deine Anleitung manchem Deiner Kameraden recht willkommen sein wird, glauben wir auch, wiewohl sie etwas klarer gefaßt sein dürfte. — Danken Dir bestens und grüßen freundlich!

K. L. in **D.** Deine Raupen überwinterst Du kühl, jedenfalls frostfrei, aber auch nicht feucht, namentlich in geschlossenen Behältern, weil dort leicht Pilzbildung stattfindet, welche Krankheiten im Gefolge hat. Zur Vorbereitung der Ueberwinterung kannst Du schon im Spätherbst einiges trockenes Stroh, trockene Blätter, ausgehöhlte trockene Pflanzenstengel, Reiserchen u. dgl. in den Kasten legen, damit sich die Raupen zur Nacht



oder bei eintretender rauher Witterung verkriechen können. Futter muß dabei immer noch, wenn auch mäßig geboten werden, der Kasten ist nach wie vor trocken und rein zu halten und zeigt sich dennoch Schimmelbildung, ist dieselbe sofort zu entfernen, nötigenfalls muß eine Uebersiedlung in einen anderen Kasten vorgenommen werden. Im vollen Winter berge die Raupen in einen recht trockenen Kasten, lege in diesen trockenes Werg, Stroh u. dgl., schließe ihn und bewahre ihn an einem luftigen Orte. Durchaus zu vermeiden ist aber, daß die Raupen während des Winters an einen warmen Ort kommen. — Wir sollen aus der Schule plaudern? Nein, junger Freund, das thun wir nicht. Old Shatterhand und der dicke Jemmy, von Hobble-Frank, dem Rechthaber ganz zu schweigen, könnten uns das am Ende sehr übelnehmen. Und daß diese Herren nicht mit sich spaßen lassen, nun das hast Du ja gelesen.

H. K. in **Frankfurt** a. M. **Westendplatz.** Bei Sonnenschein wird das Papier (Eastmans B Bromsilberpapier) 1 Sekunde dem Lichte ausgesetzt; natürlich photographiert man Landschaften nur bei Sonnenschein.

Landschaften setzt man bei bewölkter Witterung 2 bis 3 Sekunden aus; Personen 5 bis 12, je nachdem mehr oder weniger Licht vorhanden ist. Genau bestimmen kann man die Zeit nicht; der Gebrauch und die Uebung, verbunden mit der Kenntnis der Wirksamkeit des Apparates, muß die richtige Zeit abschätzen lehren. —

Die Gebrauchsanweisung des Bromsilberpapiers ist zwar nur für das Positivverfahren angegeben, gilt aber für das Negativverfahren gerade so. Ueber die Sicherheit des Verfahrens wird der „G. K." in Bälde einen Aufsatz bringen. Etwas Geduld!

Alexander Graf Chr. in **M.** Der Rahmen r läßt sich nicht besser erklären, als geschehen. Vielleicht aber, daß Du den Begriff „Rahmen" nicht verstehst. Wir werden versuchen, Dir das klar zu machen. Du nimmst, wie angegeben, 4 etwa $2\frac{1}{2}$ cm breite Brettchen aus Cigarrenholz. Angenommen nun, die quadratische Oeffnung in b habe im Umfange 40 cm. Dann hat eine Seite der Oeffnung 10 cm Länge. Von den vier Brettchen machst Du nun 2 gerade 10 cm lang. Da nun die übrigen zwei Brettchen auf die ersten genagelt werden sollen, aber der innere Umfang nicht verkleinert werden darf, müssen die zweiten Brettchen um die doppelte Brettesdicke (etwa 4 mm) länger gemacht werden. Brettchen i muß in diesem Falle 40 cm Umfang haben und sich in r, auf den Rahmen g genagelt, hin und her bewegen, ohne Licht einzulassen. Tritt dennoch Licht ein, so kannst Du im Inneren des Kastens an den Rändern der Oeffnung in b Streifchen schwarzen Papiers, die über den Rand hinausreichen, ankleben.

K. Pr . . . s in **Hbg.** Die Bedeutung des Vornamens Karl? — Der Starke, Kraftvolle, der Thätige, Betriebsame. — Welche Nahrung Du Deinen Aquariumbewohnern geben sollst? Die pflanzenfressenden Tiere werden sich natürlich nur erhalten, wenn die Pflanzen gut gewählt sind und gedeihen. Den fleischfressenden Tieren gibt man Ameisenpuppen von hellem Aussehen, zerschnittene Regenwürmer, Mehlwürmer, Stubenfliegen, fein geschabtes rohes Fleisch, kleine Krebsarten, Wasserflöhe. Beim Ausziehen von Sumpfpflanzen, in Tümpeln finden sich letztere Tiere in großer Menge. Man züchtet sie in besonderen Gläsern und überträgt dieselben durch feine Netze oder mittels eines Tuchlappens ins Aquarium. Ein gesundes Fischfutter ist auch die Eintagsfliege. Im Winter füttert man nur selten, im Sommer täglich; die Freßlust der Tiere richtet sich nach der Temperatur.

Ernst Jenssen in **Hannover, Leopoldstraße 12 p.** wünscht mit seinen Kameraden Marken zu tauschen, um seine Markensammlung, welche 1000 Stück enthält, zu vervollständigen. Er besitzt zum Tauschen etwa 50 Monaco und 300 bis 400 verschiedene Marken. — Ganzsachen ordnet und bewahrt man in Couverts auf.

Arsa Pajowits. Felix Dahn wohnt in Königsberg i. P., Hintertragheim 47.

Renato Adamczyk in **Wiesbaden. Frankfurterstr. II.** Ein junger Brasilianer möchte einige brasilianische Briefmarken austauschen. — Ei, Ihre Schmetterlingssammlung muß ja prächtig sein. — Senden gleichfalls ein herzliches „Grüß Gott!"

Th. L. in **Magdeburg.** Ein allwissender Wunderdoktor? Das ist der „G. K." nicht; das geht alles mit sehr natürlichen Dingen zu. Der „G. K." ist vor allem arbeitsam und fleißig, und das scheinst Du nicht zu sein, sonst würdest Du nicht so unartig fragen: „ob wir Dir kein Rezept gegen Langeweile wissen?"

W. Ackermann in **Staritz.** Daß man zu einem photographischen Apparate eine achromatische Linse haben muß, ist nicht unbedingt nötig. Wenn es aber Deine Sparbüchse erlaubt, so kaufe Dir eine solche. Sie ist natürlich etwas besser als eine gewöhnliche. Siehe unsere Antwort an **W. L.** in K.

Karl F. in **Br.** Der militärische Gruß in der deutschen Armee besteht in: 1. Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung (wobei der linke Arm nicht geschwungen wird und der betreffende Vorgesetzte anzusehen ist). 2. Frontmachen. 3. Stillstehen in gerichteter Haltung. 4. Vorübergehen in gerichteter Haltung. — Zu grüßen hat jeder Gemeine den Unteroffizier und Offizier und jeder Unteroffizier den Offizier (Landjägercorps mit eingeschlossen). — Front wird gemacht nur vor den direkten Vorgesetzten, und diese sind: Die Offiziere der eigenen Compagnie. Der Kommandeur des eigenen Bataillons, Regiments, Brigade, Division und des Armeecorps. Ebenso muß vor sämtlichen Angehörigen des königlichen oder regierenden Hauses Front gemacht werden. Dieser Gruß findet jedoch nur statt, wenn der betreffende Vorgesetzte dem Grüßenden entgegenkommt; kommt ersterer quer auf letzteren zu, so wird nur Gruß 1 gemacht. Ebenso wenn der Grüßende von rückwärts kommt.

In gerichteter Haltung wird stillgestanden: wenn der Grüßende an einem Laden oder sonst irgendwo steht. Bei dem Gruße hat er sich gegen den Vorgesetzten zu wenden, aufrecht still zu stehen und diesen anzusehen.

Wenn der Soldat irgend etwas zu tragen hat, so wird nur in aufrechter Haltung an dem Vorgesetzten, wobei diesem wie immer in die Augen zu sehen ist, vorüber marschiert. Ob der Vorgesetzte den Grüßenden sieht oder nicht, auch wenn er ihm den Rücken kehrt, so ist doch zu grüßen.

Georg W. in **Frankfurt** a. M. Du willst das durch die Sammellinse aufgefangene Bild in Deiner Kassette aufrecht haben?! Junger Freund, das geht nicht, da müßten wir erst die von unserem Schöpfer eingesetzte Weltordnung umändern. Ist Dir nicht bekannt, daß sogar in unserem eigenen Auge das Netzhautbildchen des aufgefangenen Objektes verkehrt steht und erst durch einen gewissen Leitapparat unserem Verstande zum Umsetzen zugeführt werden muß? — Hast Du davon noch nichts gehört, so freue Dich auf die Zeit, da Du das alles zu lernen und zu studieren haben wirst. Vorläufig pause das Bild Deiner Camera in seiner verkehrten Stellung ab und begnüge Dich damit, dann das „Papier" umzudrehen. — Rebus erhalten. Danken bestens.

Donud. in **Stuttgart.** Der „G. K." erhält aus Anlaß unserer Antwort in Nr. 32 von einer auf dem Gebiete der Schmetterlingskunde anerkannten Autorität die Mitteilung, daß bei allen Vanessaarten (Trauermantel, Admiral, Fuchs, Tagpfauenauge, C-falter, Distelfalter) die Vorderbeine **stets** verkümmert sind.

Hans von Voß. Ein Schmetterlingsnetz für Nachtfalter ist genau so, wie das für Tagfalter von uns beschriebene. Um die Nachtfalter möglichst wenig zu beschädigen, werden sie mit einer Schmetterlingsschere herausgefangen. Diese ist wie eine Brennscheere eingerichtet, an deren Spitzen sich zwei handgroße Bügel befinden, welche mit glatt geschliffener Messinggaze überspannt sind und genau aufeinander klappen. Man bezieht sie aus einer soliden Naturalienhandlung zum Preise von $2\frac{1}{2}$ bis 3 Mark.

Margot H. in **Brünn.** Du willst wissen, wie die Familiennamen entstanden sind? — Um Dir das sachgemäß auseinanderzusetzen, haben wir unter „Fragen und Antworten" zu wenig Raum. Gedulde Dich ein wenig! Da wir voraussetzen dürfen, daß für diesen Gegenstand allgemeines Interesse vorhanden ist, werden wir in einer der nächsten Nummern einen dahingehenden Aufsatz bringen. — Grüßen gleichfalls!

Karl B. in **Berlin.** Ganz recht so! Die Art im Hause erspart den Zimmermann. Die Tiefe und den Brocken Wahrheit, der in dieser Redensart steckt, wirst Du früher oder später an Deinem eigenen Wohlsein erkennen lernen. Also rüstig weiter gehaut!

K. M. in **L.** Aha! jetzt willst Du Deinen Mohren weiß waschen. Das wird Dir aber nicht gelingen! Uebrigens steht es um das Bösesein Deines „G. K.", wie Du Dir denken kannst, so schlimm nicht. — Und trotzdem willst Du ihm ein Trutzgesicht zeigen? Das ist nicht recht von Dir! Der „G. K.", ein erfahrener Mann, wird doch, wenn es ihm da oder dort nicht mit rechten Dingen zuzugehen scheint, im Vorübergehen ein wenig schimpfen dürfen? —

X. aus **Chemnitz.** Um unsere einheimischen Schlangen, Eidechsen, Lurche und andere Reptile sehr rasch, sogar in wenigen Sekunden, zu töten, gibt es allerdings eine Reihe von Mittel; diese sind jedoch bei unvorsichtiger Hantierung zugleich auch für den Menschen gefährlich werdende Gifte. Uebrigens, wenn wir auch raten wollten, die Apotheke würde das Gewünschte doch nicht verabfolgen. — In der geschilderten Streitfrage hast Du recht. — Für Deine Vorschläge sagen wir besten Dank; werden auch gerne zusehen, ob wir den geäußerten Wünschen entsprechen können. Gruß freundlich erwidert.

Hugo Lehmann in **Dortmund** schreibt uns: „Es würde mich sehr freuen, wenn Sie folgende Experimente mit der in Nr 1. Ihres „G. K." beschriebenen Luftpumpe in Ihre Zeitung aufnehmen würden, da sie einfach und doch hübsch genug sind, um meinen Kameraden rechte Freude zu machen. 1. Man bohrt in einen luftdichten Ball ein kleines Loch, drückt den Ball ein und verschließt das Loch (am besten mit Siegellack). Bringt man ihn nun unter die Luftpumpe, so wird sich derselbe nach einigen Kolbenzügen wieder dehnen. 2. Legt man auf die zweite Oeffnung des Korks ein dünnes Häutchen und befestigt dies mit Siegellack, so beugt sich dasselbe, wenn man die Luft auspumpt, tief nach unten. 3. Man setze auf die eine Oeffnung des Stöpsels einen Fingerhut, dessen unterer Rand zuvor aber eingetalgt wurde. Pumpt man nun die Luft aus, so wird es äußerst schwierig sein, den Fingerhut abzunehmen." — Schönen Dank und Gruß.

W. D. in **Frankenberg.** Du schreibst, daß Du so viele Schularbeiten zu machen hast und entschuldigst Dich gewissermaßen, daß Du uns erst jetzt schreiben kannst. — Das bedarf keiner Entschuldigung, im Gegenteile. Zuerst, junger Freund, müssen alle Aufgaben gemacht werden und dann erst kannst Du und darfst Du mit Deinem „G. K." dein Plauderstündchen halten. — Was Dein Vorname bedeutet? Der Name Walther ist altdeutschen Ursprungs, Waltheri, im Heere mächtig, oder bedeutend (hehr) in Beziehung auf Gewalt — also stark und tüchtig. — Der Berühmteste dieses Namens ist Walther von der Vogelweide um 1160 geboren, nach 1230 gestorben, der größte deutsche Dichter des Mittelalters, einer der besten aller Zeiten. — Deine andere Frage ist schwer zu beantworten. In der französischen Armee und in deren Uniformierung haben sich in den letzten Jahren und vollziehen sich zur Zeit so viele Aenderungen und Reorganisationen, daß die Auskünfte, welche wir Dir nach uns vorliegenden Publikationen allenfalls geben könnten, nicht immer ganz zutreffen würden. Und, kann's uns nicht ganz gleichgültig sein, ob der Rockkragen dieses oder jenes Regiments blau, gelb oder rot ist?

Gustav K. in **Darkehnen.** Das scheint uns ein glücklicher Gedanke; eine solche Anleitung wird wahrscheinlich auch viele Deiner Kameraden interessieren. Danken bestens. Sobald Raum vorhanden.

Wilhelm E. in **Stuttgart.** Der Harzer Kanarienvogel soll sich bei sehr guter Pflege bis etwa zum 20. Jahre erhalten können.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 35. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Wenn in den Jugendjahren das Leben mit seinen Anforderungen an Dich herantritt, so dünkt Dir dasselbe eine gewaltige Arbeit. Später aber reift Dir die Erkenntnis, daß Arbeit Leben ist.

Friedrich von Hellwald.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von

K. May.

(Fortsetzung.)

„Du wirst bereits heulen, wenn ich dir diesen Tod beschreibe. Meinst du, daß wir deinen Knaben und den Verräter Wohkadeh einfach in diesen Schlund werfen werden? Da irrst du dich sehr. Der Schlamm steigt und sinkt so regelmäßig, wie die Flut des Meeres, welche dem Laufe des Mondes folgt, wie man mir gesagt hat. Man weiß den Augenblick genau, an welchem der Schlamm kommt, und auch den, an welchem er wieder geht. Man weiß auch sehr genau, wie hoch er steigt. Wir werden den Verräter und deinen Knaben an Lassos binden und sie in das Loch werfen. Aber sie werden nicht hinabfallen, denn die Lassos halten sie. Sie werden so tief hinabhängen, daß ihnen der Schlamm nur bis an die Füße steigt. Beim nächsten Male lassen wir sie weiter hinab, daß ihnen der Schlamm bis an die Kniee reicht. So werden sie tiefer und tiefer sinken, und ihre Körper werden langsam von unten nach oben in dem heißen Schlamme braten. Hast du nun noch Lust, für deinen Sohn dieses Todes zu sterben?"

„Ja, ja!" antwortete Baumann. „Nehmt mich an seiner Stelle; nehmt mich!"

„Nein! Du sollst mit den anderen am Grabe der Häuptlinge am Marterpfahle enden. Und jetzt sollst du zusehen müssen, wie dein Sohn im Pfuhle versinkt!"

„Martin, Martin, mein Sohn!" schrie der Vater in verzweiflungsvollem Tone.

„Vater, mein Vater!" antwortete dieser weinend.

„Schweig!" raunte Wohkadeh ihm zu.

– Und da warf er sich auch schon auf sie, brüllend und mit der Keule um sich schlagend, wie ein Herkules. –

„Wir wollen sterben, ohne ihnen die Freude zu machen, den Schmerz auf unserem Angesicht zu sehen."

Baumann riß an seinen Fesseln, hatte aber nur den Erfolg, daß sie ihm fast bis auf die Knochen in das Fleisch schnitten.

„Hörst du, wie er heult und jammert!" rief ihm der Häuptling zu. „Schweig, und freue dich vielmehr, denn du sollst alles deutlicher sehen können als wir. Man löse die Gefangenen von den Steinen und binde sie auf ihre Pferde, damit sie hoch sitzen und alles besser betrachten können. Die beiden Knaben aber bindet steif und tragt sie nach dem Loche!"

Dieser Befehl wurde sofort ausgeführt. Mehrere Sioux ergriffen Wohkadeh und Martin, um ihnen noch mehr Riemen anzulegen, und auch der übrige Teil der Weisung wurde schnell befolgt.

Baumann preßte die Zähne fest zusammen, um sich keinen Jammerlaut entschlüpfen zu lassen. Er saß jetzt mit den anderen hoch zu Roß.

„Schrecklich!" knirschte Davy, indem er sich an Jemmy wandte. „Die Hilfe kommt gewiß, für die beiden braven Burschen aber jedenfalls zu spät. Wir beide sind schuld an ihrem Tode. Wir hätten nicht einwilligen sollen."

„Hast recht, und — — horch!"

Der heisere Schrei eines Geiers war erschollen. Die Ogallala beachteten es nicht.

„Das ist Old Shatterhands Zeichen," flüsterte Jemmy. „Er hat oft davon gesprochen und uns den Schrei auch vorgemacht."

„Herrgott! Wenn er es wirklich wäre!"

„Der Himmel gebe, daß ich mich nicht täusche! Vermute ich richtig, so wäre Old Shatterhand unserer Fährte gefolgt und käme von da drüben herab. Schau hinüber nach dem Walde! Siehst du nichts?"

„Ja, ja!" antwortete Davy. „Ein einzelner Baum wird bewegt. Ich sehe die Spitze schütteln. Das geschieht nicht von selbst; dort sind also Menschen!"

„Jetzt sehe ich es auch! Aber weg davon mit dem Blicke, daß die Ogallala nicht aufmerksam werden!"

Und mit lauter Stimme rief er in deutscher Sprache nach dem Krater hin:

„Master Martin, seid getrost! Die Hilfe ist schon da. Soeben haben die Freunde uns ein Zeichen gegeben!"

Er vermied es kluger Weise, einen Namen zu nennen, weil derselbe von den Ogallala verstanden worden wäre.

„Was hat dieser Hund zu bellen!" zürnte der Häuptling. „Hat er auch Lust, in dem Schlamm zu sterben?"

Glücklicherweise begnügte er sich mit dieser Zurechtweisung.

„Ist's wahr, ist's wahr?" flüsterte Baumann in deutscher Sprache dem Dicken zu.

„Ja! Da drüben im Walde stecken sie."

„Da kommen sie dennoch zu spät. Ehe sie den Fluß erreichen und herüberkommen, ist's vorbei. Sie werden ja auf alle Fälle von den Feinden bemerkt!"

„Pah! Shatterhand wird es schon so einrichten, daß er seinen Zweck erreicht."

Die Gefangenen hielten auf ihren Pferden so eng nebeneinander, daß sie sich selbst im Flüstertone verstehen konnten. Die Hände waren ihnen auf den Rücken gebunden und die Füße durch einen Riemen vereinigt worden, welcher unter dem Bauche der Pferde hinwegging.

„Du, Davy," flüsterte Jemmy, „unsere Tiere werden nicht am Zügel gehalten; darum sind wir eigentlich schon halb frei. Getraust du dir, dein altes Maultier trotz der Fesseln zum Gehorchen zu bringen?"

„Hab' keine Sorge! Ich nehme es zwischen die Beine, daß es eine Lust sein wird!"

„Mein alter Klepper wird auch gehorchen. Halt! Hilf Himmel! Da geht es los! Die Hilfe kommt zu spät — zu spät!"

Nämlich in diesem Augenblicke begann die Erde unter den Hufen der Pferde erst leise und dann stärker zu beben, und ein rollendes Brausen kam wie aus unterirdischer Ferne herbei. Der Geiser wollte seine Thätigkeit beginnen.

Zwar hatten sich die Pferde seit gestern abend ganz leidlich an dieses Beben des Erdbodens gewöhnt; da sie aber jetzt ihre Reiter trugen, zeigten sie sich unruhiger, als wenn sie ledig gewesen wären.

Der Häuptling hatte sich vorhin über die Umfassung des Schlammkraters gebeugt und seinen Lasso hinabgelassen, um auszumessen, wie tief die beiden dem Tode Geweihten zu hängen kommen müßten. Dann waren zwei Lassos je an einen festen Vorsprung des hohen Kraterrandes befestigt worden und die anderen Enden hatte man Martin und Wohkadeh so unter den Armen hindurch befestigt, daß gerade und genau die beabsichtigte Tiefe erreicht wurde.

Als jetzt das Brausen begann, traten alle zurück. Nur zwei blieben am Krater stehen, um, sobald der Schlamm sich hob, die beiden Verurteilten hinabgleiten zu lassen.

Es waren Augenblicke der fürchterlichsten Spannung; für die beiden Baumanns aber wurden sie zu schrecklichen Ewigkeiten.

Und Old Shatterhand? Warum kam er nicht?

Sein Blick hatte in größter Spannung jede Bewegung der Ogallala beobachtet. Als er sah, daß Wohkadeh und Martin nach dem Kraterrande geschleppt wurden, war ihm alles klar.

„Man will sie langsam im Schlamme sterben lassen," sagte er zu den Indianern. „Wir müssen augenblicklich helfen. Schnell, eilt unter den Bäumen dort hinab, wo der Wald bis an den Fluß geht; setzt hinüber und jagt jenseits im Galopp hinauf! Heult dabei, so laut ihr könnt, und stürzt mit aller Macht auf die Ogallala ein!"

„Willst du nicht mit?" fragte der riesige Medizinmann.

„Nein; ich darf nicht. Ich muß hier bleiben, um dafür zu sorgen, daß vor eurem Erscheinen keinem unserer Brüder ein Leid geschieht. Fort, fort! Es ist kein Augenblick zu verlieren!"

„Uff! Vorwärts!"

Im nächsten Augenblicke waren die Schoschonen und Upsarocas verschwunden. Der schwarze Bob blieb bei Old Shatterhand zurück. Dieser gebot ihm:

„Komm, faß diese Fichte mit an! Wir wollen sie schütteln!"

Die Hand an den Mund legend, stieß er den Schrei aus, welchen Jemmy und Davy gehört hatten. Er bemerkte, daß sie heraufblickten, und wußte nun, daß sie sein Zeichen verstanden hatten.

„Warum Baum schütteln?" fragte Sam.

„Um ihnen ein Zeichen zu geben. Man will Wohkadeh und deinen jungen Herrn in den Krater werfen, um sie zu töten. Dort liegen sie gefesselt am Rande desselben."

„Was! Oh, oh! Massa Martin töten? Wann? Wohl gleich?"

„In einer Minute wohl schon!"

Da ließ der Schwarze das Gewehr fallen, welches er in den Händen hielt.

„Massa ermorden! Das nicht sollen; das nicht dürfen! Massa Bob das nicht erlauben. Massa Bob sie totschlagen alle, alle! Bob gleich hinüber!"

Er rannte fort.

„Bob, Bob!" rief Old Shatterhand ihm nach. „Zurück, zurück! Du verdirbst sonst alles!"

Aber der Schwarze hörte nicht auf ihn. Es hatte eine wahre Wut sich seiner bemächtigt. Sein junger Herr sollte ermordet werden! Das konnte er nicht zugeben! Lieber wollte er selber sterben. Vor einem Bären hatte er sich nicht als Held gezeigt; aber wenn es seinen „Massa" galt, dann konnte er ein rasender Roland sein.

Er dachte nicht daran, daß ihm das Gewehr entfallen war; er dachte nur daran, so schnell wie möglich hinüberzukommen. Als guter Schwimmer wußte er, daß man, um an einer gewissen Stelle drüben zu landen, oberhalb derselben hüben in das Wasser gehen muß. Er sprang also nicht den lichten Uferhang hinab, gerade auf das Wasser zu, sondern er eilte in weiten Sprüngen unter den Bäumen flußaufwärts hin und schnellte erst dann, als er seiner Meinung nach weit genug nach oben gekommen war, unter den Bäumen hervor.

Ein schwarzer, glatter Felsen führte da scharf zum Wasser hinab. In seiner Eile setzte Bob sich nieder und rutschte, als ob er Schlitten fahren wolle, diesen Felsen hinab und in das ölige, mit schmutzig flockigem Schaum bedeckte Wasser hinein.

Dabei fühlte er etwas Hartes, was an seinen Körper stieß. Es war ein starker Ast, der sich hier im Ufergrunde festgestochen hatte.

„Oh, oh!" jubelte er. „Massa Bob kein Gewehr. Ast sein Gewehr, sein Keule!"

Er riß ihn aus dem Schlamme und begann nun gewaltig auszustreichen.

Der brave Bursche wurde von den Ogallala gar nicht bemerkt. Während der Rutschpartie war sein schwarzer Körper von dem dunklen Gestein nicht zu unterscheiden gewesen, und nun im Wasser stachen sein Kopf und seine Schultern so

wenig von der schmutzigen Fläche ab, daß selbst andere Augen als diejenigen der Ogallala nicht auf ihn aufmerksam geworden wären. Die letzteren hielten übrigens jetzt ihre Blicke nach dem Schlammkrater gerichtet; auf etwas anderes achteten sie nicht.

Jetzt, eben als das unterirdische Rollen und Brausen begann, sah Old Shatterhand seine roten Verbündeten dort nach der abwärts liegenden Enge zu in das Wasser reiten. Die Katastrophe war da.

Er lehnte seinen Henrystutzen an den Stamm des Baumes, hinter welchem er stand, und nahm den zweiläufigen, schweren Bärentöter empor. Auf diese beiden Gewehre konnte er sich verlassen.

Hundert andere hätten jetzt vor Aufregung gezittert; dieser Mann aber blieb so ruhig, als ob er beabsichtige, im Freundeskreise nach einer Scheibe zu schießen.

Drüben traten die Sioux vom Krater zurück. Nur zwei von ihnen blieben stehen.

Da hob der Häuptling den Arm. Ob er vielleicht ein lautes Kommandowort sprach, konnte Old Shatterhand nicht hören, da das Brausen stärker geworden war; aber was diese Armbewegung zu bedeuten hatte, das wußte Shatterhand genau — den Martertod Martins und Wohkadehs.

Er nahm den Kolben an die Wange. Zweimal blitzte der Bärentöter schnell hintereinander auf; dann warf der Schütze ihn weg und griff zum Stutzen, um bereit zu sein, wenn er auch ihn brauchen sollte. Er selbst hatte wohl das Krachen seiner beiden Schüsse gehört, den Sioux-Ogallala aber war dasselbe entgangen, denn es dröhnte unter ihnen wie rapid aufeinanderfolgende Donnerschläge.

„Hinein mit ihnen!“ hatte der Häuptling der Ogallala mit lauter Stimme befohlen und dabei den Arm erhoben.

Die zwei seiner Leute, welche diesen Befehl auszuführen hatten, thaten schnell die paar Schritte, welche sie von den an der Erde liegenden Gefangenen entfernt standen. Martins Vater stieß einen Angstschrei aus, welcher herzzerreißend gewirkt hätte, wenn er gehört worden wäre. Im nächsten Augenblicke mußte ja sein Sohn im Schlunde des Kraters verschwinden.

Aber, was war das! Die zwei Vollstrecker der schrecklichen Exekution bückten sich nicht nur, um die Gefangenen zu ergreifen, sondern sie fielen sogar neben sie nieder und blieben bei ihnen liegen.

Der Häuptling brüllte etwas, was nicht zu verstehen war, denn droben stiegen Wasser und Dampf schrill pfeifend aus der Oeffnung des Geisers empor, und hier unten ertönte es wie dumpfe Kanonenschläge aus dem Krater des Schlammvulkanes.

Der „schwere Moccassin“ sprang hinzu, bückte sich über die beiden Leute und schlug mit der Faust auf sie ein — sie bewegten sich nicht. Er faßte den einen an der Schulter und riß ihn halb empor. Ein Paar unbewegliche, seelenlose Augen starrten ihm entgegen, und er sah zwei Löcher im Kopfe des Mannes, eins hüben und das andere drüben. Er ließ den Mann erschrocken fallen und ergriff den anderen, um auch an diesem ganz dieselbe Bemerkung zu machen.

Er fuhr empor, als hätte er einen Geist erblickt, und wendete sich nach den Seinen zurück. Sein Gesicht war verzerrt. Er hatte das Gefühl, als ob ihm unter dem mit Adlerfedern geschmückten Schopfe die Haut vom Schädel gezogen werde.

Die Sioux konnten sein Verhalten und dasjenige ihrer beiden Krieger nicht begreifen. Sie traten herbei. Mehrere von ihnen bückten sich zu den letzteren nieder und waren dann ganz ebenso ein Bild des Entsetzens wie ihr Anführer.

Und nun kam noch ein anderes hinzu, was ihnen nicht minder schrecklich erschien. Das Pfeifen und Zischen des Geisers war jetzt fast erstorben, so daß das Ohr nun wieder andere Töne zu vernehmen vermochte. Und da ließ sich denn vom Flusse her ein Gebrüll vernehmen, welches aus der Kehle eines Löwen oder Tigers zu kommen schien.

Aller Augen wendeten sich dorthin. Sie sahen eine schwarze, riesengroße Gestalt herbeigesprungen kommen, welche einen langen, starken Astknorren in den Fäusten schwang. Diese Gestalt triefte von dem schmutzigen, gelbgrünen Schaume des Flusses und war von einer ganzen Masse verworrener Binsen und halb verfaulten Schilfes behangen.

Der brave Bob, welcher sich durch eine ganze Halbinsel dieser am Ufer hangenden Pflanzenruderа hatte arbeiten müssen, hatte sich nicht die Zeit genommen, diesen Schmuck von sich abzustreifen. Er bot also einen Anblick, der ihn kaum als ein irdisches Wesen erscheinen ließ. Dazu sein Gebrüll, seine rollenden Augen, das starke, leuchtende Gebiß, welches er zeigte — es war wirklich kein Wunder, daß die Ogallala für den Augenblick ganz starr standen.

Und da warf er sich auch schon auf sie, brüllend und mit der Keule um sich schlagend wie ein Herkules. Sie wichen vor ihm zurück. Er drang durch ihren Haufen und stürzte auf den Häuptling zu.

„Massa Martin! Wo sein lieb gut Massa Martin?“ schrie er keuchend. „Hier Massa Bob, hier, hier! Er vernichten ganz Sioux! Er zerschmettern all ganz viel Ogallala!“

„Hurra! Das ist Bob!“ rief Jemmy. „Der Sieg ist da! Hurra, hurra!“

Und zugleich ließ sich von abwärts her ein vielstimmiges Geheul vernehmen, ein indianisches Kriegsgeheul. Dasselbe wird bekanntlich in der Weise hervorgebracht, daß die Wilden ein markerschütterndes langgedehntes, in der Fistelstimme liegendes Jiiiiiiiiiih schreien und sich dabei, mit der einen Hand trillernd, auf die Lippen schlagen.

Dieser wohlbekannte, Gefahr verkündende Kriegsruf weckte die Sioux aus ihrem starren Schrecken. Einige sprangen vor und blickten nach abwärts des Flusses, woher das Geheul erscholl. Sie sahen die Upsarocas und Schoschonen, welche im Galopp herangesprengt kamen. Im höchsten Grade bestürzt, nahmen sie sich gar nicht die Zeit, diese Feinde zu zählen und folglich zu bemerken, daß sie sich vor so einer kleinen Anzahl derselben gar nicht zu fürchten brauchten. Der unerklärliche Tod ihrer beiden Kameraden, das Erscheinen des wie ein wahrer Satan aussehenden und dreinschlagenden Bob und nun das Nahen feindlicher Indianer, das alles brachte bei ihnen einen geradezu panischen Schrecken hervor.

„Fort, fort! Rettet euch!“ brüllten sie und stürzten zu ihren Pferden.

Jetzt nahm Jemmy seinen alten Gaul fest zwischen die Schenkel.

„Macht euch frei! Schnell, schnell, den Rettern entgegen!“ schrie er laut.

Und schon schoß seine langbeinige Kreatur von dannen, das Maultier mit dem langen Davy hinterher. Franks Pferd folgte augenblicklich, ganz ohne daß der Reiter es durch irgend eine Bewegung dazu aufgefordert hätte; die Pferde waren durch das Zittern der Erde, durch Bobs Gestalt und das Kriegsgeheul so aufgeregt worden, daß kein Sioux sie hätte zu halten vermocht.

Wirklich keiner? O doch, es gab einen, nämlich den Häuptling Hong-peh-te-keh. Er hatte von Bob einen so kräftigen Keulenhieb erhalten, daß er zusammengebrochen war. Zu seinem Glücke hatte das der Schwarze nicht zu einem zweiten Hiebe, der wohl tödlich geworden wäre, benutzt, sondern er war, seinen jungen Herrn am Boden liegen sehend, zu demselben niedergekniet, um sich, alles andere vergessend, seiner anzunehmen.

„Mein gut, gut Massa Martin!“ rief der treue, aber wenig umsichtige Schwarze. „Hier sein tapfer Massa Bob! Er schnell schneiden die Riemen von Massa Martin.“

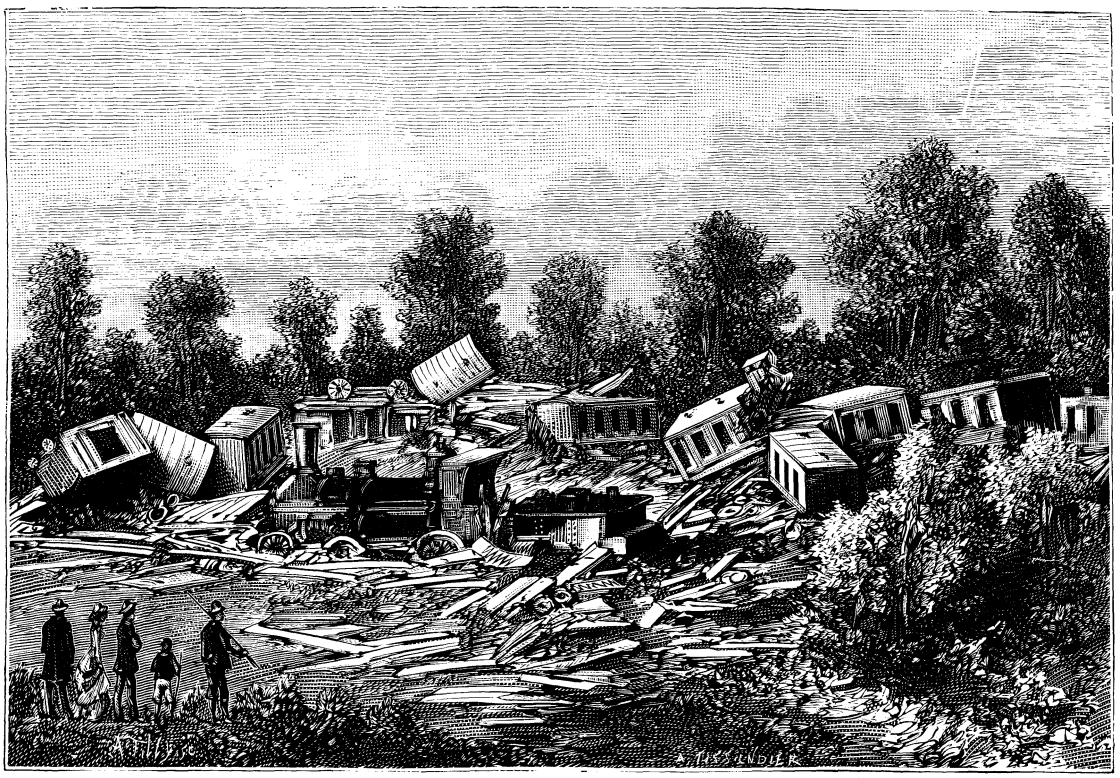
Der Häuptling hatte sich aufgerichtet und zog schon das Messer, um den Neger niederzustechen; da hörte er das Geheul der Feinde und sah, daß die Seinigen sich auch bereits zur Flucht wendeten, während seine bisherigen Gefangenen davonjagten, um zunächst aus der Nähe der Ogallala zu kommen.

Er erkannte, daß er unter diesen Umständen gezwungen sei, auch zu fliehen; aber allen und jeden Vorteil aufzugeben, dazu war er der Mann doch nicht. Sich nach seinem Pferde stürzen und im Sattel sitzen, das war für ihn die Sache eines Augenblickes. Ein Glück, daß seine Leute alle die Gewehre an den Sattelknöpfen befestigt hatten! Er drängte sein Pferd an Baumann heran, dessen Tier in diesem Augenblicke scheute und mit allen Vieren in die Luft ging. Ein rascher Griff in die Zügel desselben, ein schriller, durchdringender Schrei, durch welchen er sein eigenes Roß anspornte, und er jagte davon, flußaufwärts, Baumanns Pferd und dessen Reiter mit sich fortreißend. — — — — — — — — — — — — — — — —

(Fortsetzung folgt.)

Die Sicherheit auf den Eisenbahnen und die größten Eisenbahnunfälle.

Ein Engländer will herausgefunden haben, daß der sicherste Ort, wo der Mensch sich überhaupt aufhalten kann, der auf der Fahrt befindliche Eisenbahnzug sei. Bei der Rechnung, die er aufstellt, benutzt er freilich die denkbar günstigsten Verhältnisse. Er wählt das Jahr 1883, das sich durch eine geringe Anzahl von Eisenbahnunfällen vorteilhaft auszeichnet. In diesem Jahre wurden auf den englischen Eisenbahnen rund 1350 Millionen Reisende befördert, die Zahl der Verunglückungen mit tödlichem Ausgang belief sich auf 22. Darnach käme erst auf je 61 Millionen Reisende ein tödlich Verunglückter. Vor etwa 15 Jahren rechnete man auf je 10 Millionen Reisende einen Todesfall. Wollte man das englische Verhältnis von 1883 allgemein anwenden, so könnte man die ganze deutsche Armee auf Kriegsfuß ungefähr 42mal mit der Bahn befördern, ehe es einen Todesfall durch Verunglückung gäbe; nimmt man an, dieser Transport dauerte vier Monate, so würde nach Maßgabe des Sterblichkeitssatzes von 1 Prozent während dieser Zeit von den annähernd 1½ Millionen Soldaten 5000 des natürlichen Todes gestorben sein. Immerhin ist die Gefahr der Eisenbahnreise trotz aller Fortschritte, die gemacht worden sind und fortwährend gemacht werden, noch groß genug, und sie wird sich auch nie ganz beseitigen lassen. Nach der Zusammenstellung einer amerikanischen Eisenbahnzeitung sind von 1842 bis 1881, also in dem Zeitraum von 40 Jahren, in sämtlichen Verkehrsländern 30 Eisenbahnunglücksfälle vorgekommen, bei denen die Zahl der Toten über zehn betrug. Im ganzen sind dabei 1090 Menschen ums Leben gekommen, also auf den einzelnen Fall 36. Es entfallen von dieser Zahl auf die Vereinigten Staaten 512, auf Großbritannien 377, auf Kanada 100, auf Frankreich 80, auf Oesterreich 21. Das furchtbarste dieser Ereignisse war der Untergang eines ganzen Zuges durch den Zusammensturz der Brücke über den Tay in Schottland am 20. Dezember 1880, wobei ungefähr 200 Menschen ums Leben kamen. Achtzig Personen wurden am 26. Dezember 1876 bei Aschtabula in den Vereinigten Staaten getötet. Die Zahl der Opfer betrug ferner: 62 am 17. Juli 1856 auf der Nord Pennsylvania-Bahn; 60 bei des Jardins Canal auf der Great Westernbahn in Kanada, am 17. März 1857; 50 am 15. Juli 1862 bei Port Jervis in den Vereinigten Staaten; je 40 in drei Fällen, und zwar am 24. Oktober 1854 auf der Great Westernbahn in Kanada, am 18. Dezember 1867 bei Angola in den Vereinigten Staaten und am 1. März 1881 bei Macon, ebenfalls in den Vereinigten Staaten. In diesem Lande kommen überhaupt die meisten Eisenbahnunfälle vor und sind dieselben auch, abweichend von den meisten anderen Ländern, fortwährend im Zunehmen begriffen.



Das große Eisenbahnunglück bei Hugstetten in Baden am 3. September 1882.

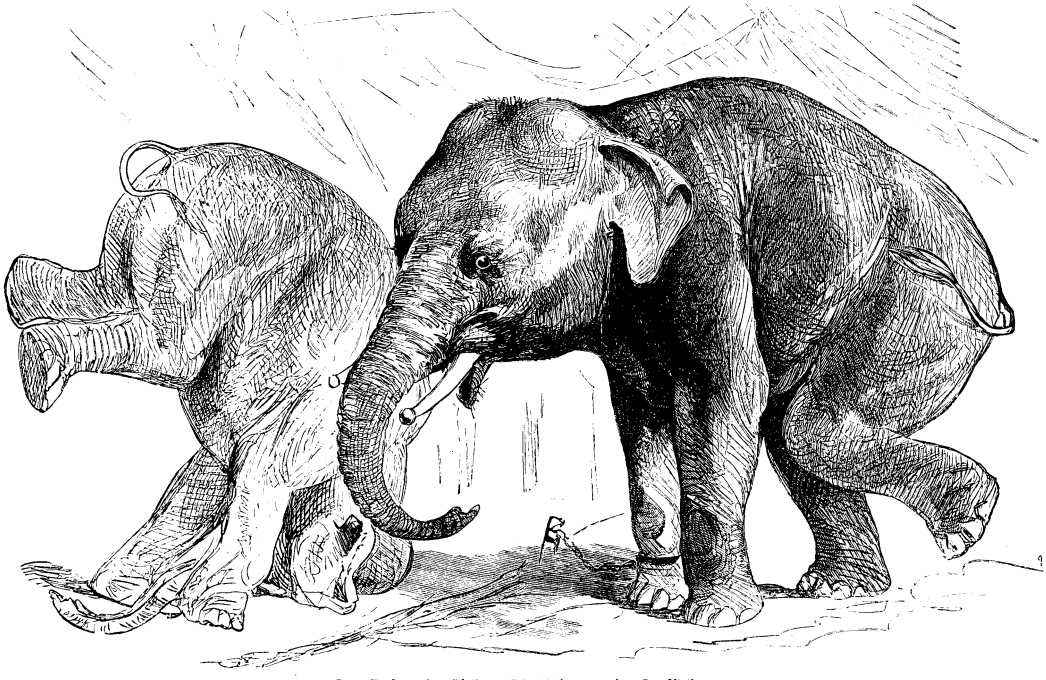
Deutschland war bis 1881 bei den Eisenbahnunfällen, die mehr als 10 Tote zum Opfer forderten, nicht beteiligt. Seitdem haben sich die Verhältnisse leider geändert, denn das Jahr 1882 steht mit zwei schrecklichen Fällen verzeichnet, und zwar die Nacht von dem 29. auf den 30. Mai mit dem Zusammenstoß bei Heidelberg, wobei zehn, und der 3. September mit der Katastrophe bei Hugstetten in Baden, wobei über 70 Menschen ums Leben kamen. Letzterer Fall ist das bei weitem größte Eisenbahnunglück auf dem europäischen Kontinent und nächst dem auf dem Tay in Schottland und bei Aschtabula in Amerika das größte, was überhaupt vorgekommen. Unsere Abbildung gibt einen ungefähren Begriff von der Zerstörung, welche durch diese fürchterlichste aller Entgleisungen angerichtet wurde. Das Unglück erfolgte in finsterer Nacht. Durch den Zusammenstoß waren sämtliche Laternen erloschen, die Telegraphenleitung zerstört, infolgedessen man erst einige Stunden nachher in Freiburg davon Kunde erhielt. Welche Verwirrung da herrschte, läßt sich nicht beschreiben. Nur durch das Zusammenwirken verschiedener Ursachen ist das Unglück zu einem so schrecklichen geworden. Dazu kam, daß das Gefälle der Strecke Freiburg-Hugstetten ein sehr starkes, an der Unglücksstätte 1 : 80 ist, daß der Personenzug, da die Bremskraft nicht mehr zureichte, zum Schnellzug wurde und mit einer Geschwindigkeit dahinraste, die den Reisenden die Haare zu Berge trieben: die Maschine ward geschoben, anstatt daß sie zog, und sauste schwankend, gegen den enormen Druck sich mühsam behauptend, dahin; da erreichte sie eine starke Kurve, der Druck mehrte sich, ein kurzer Stoß und die nachdrückenden Wagen hoben den Koloß aus den Schienen und wild stürzten sie infolge des plötzlichen Hemmnisses übereinander her. Die eine Sekunde hatte Hunderte zu Toten und Krüppeln gemacht. Tausende von Hoffnungen waren zu nichte geworden.

Der Elefant.

(Schluß.)

Natürlicherweise saßen wir nun gleichfalls im Wasser," sagt Frau Bird, „die Temperatur desselben jedoch war die gleiche mit der Luft, so daß unser unfreiwilliges Bad eher eine Annehmlichkeit als das Gegenteil zu nennen war."

Ein zahmer Elefant verrichtet alles, was ihm sein Wärter befiehlt, aber dieser muß ihn gut pflegen und zuvor des Tieres ganze Liebe gewonnen haben. Merkt der Elefant auch nur im geringsten Falschheit, oder hat ihn sein Wärter einmal belogen, dann ist er weniger gehorsam und bestraft nicht selten jene Fehler mit dem Tod. Er liebt geistige Getränke außerordentlich, und durch Versprechen solcher verrichtet er oft Dinge, die unausführbar zu sein



Der Elefant im Cirkus: Die Uebungen im Kopfstehen.

schienen. Setzt man ihm die Beschaffenheit der Unternehmung auseinander und gibt ihm die Gründe an, warum dieses oder jenes so sein muß, erledigt er auch die schwierigsten Geschäfte, selbst in Abwesenheit seines Wärters. Was einem allein unmöglich zu leisten ist, das wird oft durch vereinte Kräfte zweier gethan. Es sollte einmal eine sehr starke Mauer niedergerissen werden, was der Zeit nach unmöglich zu sein schien. Man erklärte dies zwei Elefanten und versprach ihnen Obst, Wein und Rum im Uebermaß und umwickelte die Rüssel der Tiere mit Leder, damit sie sich nicht beschädigen sollten. Als dies geschehen, umschlangen sich die Elefanten mit ihren Rüsseln und stießen damit so lange gegen den stärksten Teil der Mauer, bis sie Risse bekam. Hierauf hielten sie einige Augenblicke inne, untersuchten, wo noch die größte Gewalt anzuwenden sei, beobachteten sorgfältig mit ihren Augen die Wirkungen des Gleichgewichtes, verdoppelten ihre Angriffe und Stöße, und als die Mauer hinlänglich locker war, gaben sie vereint den stärksten Stoß und zogen sich schnell zurück, um nicht beschädigt zu werden, und das Ganze stürzte zusammen. Sie wurden gelobt und erhielten, was ihnen versprochen war. —

Ein anderer Elefant ging täglich wie ein Taglöhner ohne alle Aufsicht in fremde Dienste an die Arbeit. Sein Herr borgte ihn für einen gewissen Lohn weg. Wenn das kluge Tier an einen fremden Orte zur Arbeit gehen sollte, ging das erste Mal immer jemand mit und erklärte ihm den Dienst, den es zu verrichten habe. Wenn der Elefant Hunger hatte, kam er nach Hause und ließ sich Futter geben, worauf er wieder ganz allein an seine Arbeit ging. Als ihn der Erzähler sah, war er beschäftigt, mit seinem Rüssel Bauholz aus einem Flusse zu ziehen; er legte hierauf die Baumstämme in solcher Ordnung übereinander, daß es Menschen nicht besser hätten machen können.

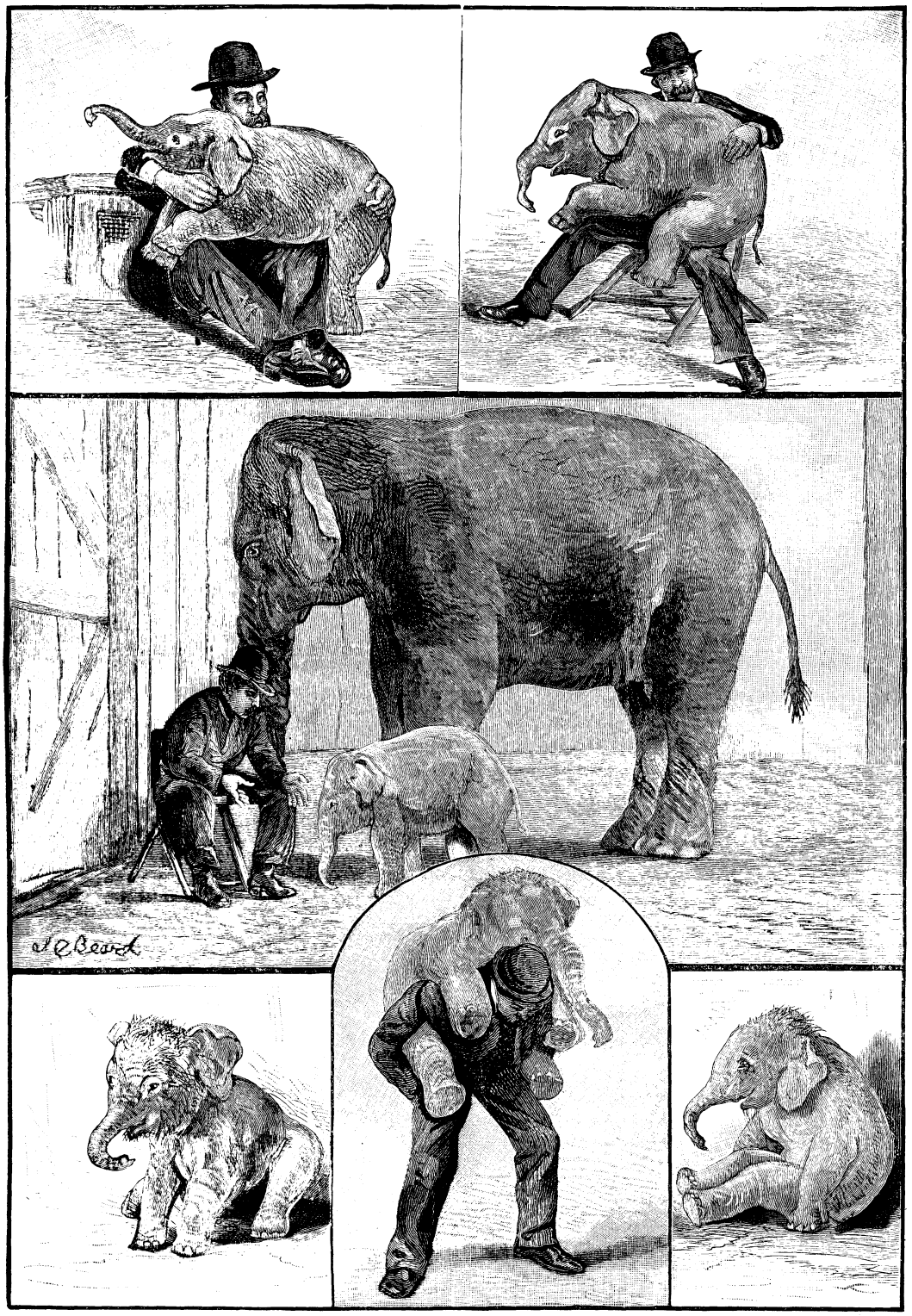
Ein Offizier, der sich lange in Indien aufhielt, sah dort, daß die Frau eines Elefantentreibers einem solchen ihr kleines Kind zur Aufsicht gab, während sie anderweitig auf Arbeit ging. Die unförmliche kolossale Kinderwärterin ergötzte durch ihren Scharfsinn und die beste Sorgfalt den Offizier so sehr, daß er sich nicht genug darüber wundern konnte, wie ein Tier in dieser Beziehung viel mehr Verstand zeigen konnte, als tausend nachlässige Kinderwärterinnen in Europa, welche die ihnen anvertrauten Kleinen beiseite setzen und sorglos miteinander schwatzen, während ihre Pfleglinge ins Wasser fallen oder anderweitig Schaden nehmen. Der Elefant aber räumte dem indischen Kinde alles aus dem Wege, wodurch es Schaden leiden konnte, und hob es mit dem Rüssel sanft wieder auf die alte Stelle, wenn es zu weit fortgekrochen war.

Ein Elefant tötete seinen Wärter aus Rache, weil dieser ihn oft Hunger leiden ließ, Versprechungen nicht hielt und ihn überhaupt schlecht pflegte. Als die Frau des Mannes diese schreckliche That erblickte, nahm sie ihre beiden Kinder, warf sie dem wütenden Tiere vor die Füße und sagte: „Da du meinen Mann umgebracht hast, so nimm auch mir und meinen Kindern das Leben!" Der Elefant hörte gleich auf zu toben, liebkoste die Frau, nahm den ältesten Sohn mit dem Rüssel, setzte ihn auf seinen Rücken und wollte keinen anderen Führer als diesen dulden.

Spaß und Neckerei erträgt der Elefant nicht leicht, erwidert sie allezeit zum Nachteil seines Gegners und oft büßt dieser mit dem Leben. In Versailles wollte ein Maler einen Elefanten in ungewöhnlicher Stellung malen, nämlich mit emporgehobenem Rüssel und aufgesperrtem Rachen. Um das Tier in solcher Stellung zu erhalten, warf ihm ein Diener Nüsse in den Mund. Allein nachher hielt er bloß mit dem Arme eine Nuß in die Höhe und warf sie nicht hinein, damit der Maler den aufgesperrten Rachen unverrückt zeichnen könne. Als aber dem Elefanten das Manöver zu lange dauerte, und er wohl einsah, daß nicht der Diener, sondern der Maler an dieser Posse schuld sei, richtete das Tier die Augen bedeutungsvoll auf ihn, spritzte auf sein Papier eine Menge Wasser und vernichtete dessen ganze Zeichnung. Ueberhaupt wollen alle Elefanten sich nicht gerne malen lassen.

Ein dummer Treiber wollte eine Kokosnuß aufmachen und da er gerade nichts anderes hatte, womit er die harte Schale öffnen konnte, warf er die Nuß, um sie zu zerbrechen, zweimal an den Kopf des Elefanten. Das Tier ließ sich dies für den Augenblick gefallen und war ruhig. Den Tag darauf aber ereignete sich's, daß der Treiber mit dem Elefanten über einen Platz ging, wo man Kokosnüsse feil bot. Das Tier ergriff sogleich mit dem Rüssel eine Nuß und schlug damit dem Treiber so an den Kopf, daß er tot war.

Ein Landmann saß oft vor seiner Thüre, wenn aus einem benachbarten Stalle Elefanten zur Tränke getrieben wurden, und reichte zuweilen dem einen oder anderen Tiere einige Feigenblätter. Einst aber wollte sich der Mann einen Spaß machen und einen Elefanten täuschen. Er wickelte nämlich einen Stein in Feigenblätter und sagte zu dem Treiber: „Diesmal will ich das Tier mit einem Steine füttern." „Laß



Der Elefant im Cirkus: Die Jugend in der Dressur.

das sein," antwortete der Führer, „der Spaß könnte dir teuer zu stehen kommen". Der Landmann glaubte dies aber nicht und reichte wirklich einem Tiere die Feigenblätter mit dem Steine. Der Elefant brachte sie in den Mund und ließ den Stein auf die Erde fallen. „Ha!" rief der Treiber, „habe ich es nicht gesagt, die Elefanten sind keine Narren!" und trieb die Tiere weiter. Als sie zurückkamen, saß der Mann noch da, und ehe er es sich versah, kam der Elefant von der Seite, warf den Rüssel nach ihm, packte ihn, warf ihn nieder und trat ihn tot, ehe es der Treiber verhindern konnte.

In Ostindien ward ein Elefant zur Tränke getrieben und kam an dem Hause eines Schneiders vorüber, der vor der Thür saß und Aepfel neben sich stehen hatte. Als der Elephant die Aepfel sah, stand er still, streckte seinen Rüssel aus und holte einen nach dem anderen weg. Der Schneider wollte seine Aepfel lieber selber essen, und als der Rüssel wieder kam, stach er mit der Nadel hinein. Das Tier machte: prrr! und ging weiter, trank sich satt und nahm einen Rüssel voll Wasser mit zurück. Als es wieder an den Schneider kam, stellte es sich gerade vor ihn hin, blies ihm das Wasser ins Gesicht und über den ganzen Leib und ging weg.

In einem ostindischen Kriege hatten die Engländer Gelegenheit, einen Elefanten zu bewundern, der durch eine Kanonenkugel eine starke Fleischwunde erhalten hatte. Nachdem er dreimal ins Spital geführt worden war, um sich verbinden zu lassen, ging er nachher immer allein dahin. Der Arzt wandte alle zweckmäßigen Mittel an, und die Wunde wurde wiederholt ausgebrannt. Obgleich der Schmerz, den der Patient dabei auszustehen hatte, so groß war, daß er die kläglichsten Töne ausstieß, zeigte er sich doch gegen den Arzt allezeit dankbar und freundlich. Auch war dieser so glücklich, das verständige Tier wieder völlig gesund zu machen.

Eben damals erhielt auch ein junger Elefant eine starke Kopfwunde, die ihn so wütend machte, daß man ihn unmöglich verbinden konnte, denn niemand durfte ihm ganz nahe kommen. Endlich gelang es dem Wärter durch List, sich des Tieres zu bemächtigen. Er holte die Mutter des verwundeten Jungen herbei, gab ihr durch Zeichen und Erklärungen zu verstehen, was er wünsche und daß das Junge sterben müsse, wenn es sich nicht verbinden ließe. Sogleich ergriff die Mutter das Junge mit ihrem Rüssel, legte es zur Erde nieder, hielt es fest, obgleich jenes gewaltig tobte und schrie, bis der Wundarzt sein Amt verrichtet hatte. Diesen Dienst leistete die verständige Mutter fortan täglich, bis ihr Kind völlig hergestellt war.

In Indien bediente man sich vormals auch der Elefanten, um Schiffe vom Stapel laufen zu lassen. So wurde einmal einem befohlen, ein sehr großes ins Wasser zu stoßen, allein diese Arbeit ging über seine

Kräfte. Als das sein Herr sah, befahl er dem Wärter des Elefanten in einem höhnischen Tone, dies faule Tier fortzuschaffen und ein anderes zu holen. Der beleidigte Elefant versuchte noch einmal mit allen Kräften, das Schiff fortzuschaffen, aber vergebens. Darauf stieß er aus Wut mit seinem Kopfe dermaßen an dasselbe, daß sein Schädel zerbrach und er auf der Stelle starb.

Schon zur Zeit der Römer war bekannt, daß die Elefanten große Musikfreunde sind. Neuerlich hat man dies auch zu Paris wieder beobachtet. Ein Chor Musiker spielte in einer Galerie, die rund herum den oberen Teil der Elefantenwohnung umgibt. Es entstand eine Totenstille. Man gab den Tieren etwas von ihrem Lieblingsfutter, um sie von der Aufmerksamkeit für Musik abzulenken, allein sie zogen diese vor und sahen sich nur immer um, woher die Töne kamen. Als sie aber die Galerie, das Orchester und die Menge von Zuschauern erblickten, verrieten sie große Unruhe und schienen für ihre Sicherheit besorgt zu sein. Da aber nichts gegen sie unternommen wurde und die Musik fortdauerte, war ihre Aufmerksamkeit ganz darauf gerichtet. Kühne und wilde Stücke erregten unruhige Bewegungen bei ihnen. Sanfte Arien brachten zärtliche Empfindungen, und lustige Gesänge die lebhafteste Freude bei ihnen hervor. Ueberhaupt erfolgte auf jede Veränderung der Musik allemal bei den Elefanten eine derselben angemessene Bewegung.

Gegen tierische üble Gerüche haben alle Elefanten einen großen Abscheu, dagegen lieben sie sehr den Wohlgeruch der Blumen, pflücken sie in einen Strauß, wenn sie Gelegenheit dazu haben, riechen daran und fressen sie zuletzt. Manche Tiere sind ihnen ganz zuwider, z. B. Schweine und Hühner; ein frei umherfliegender Hahn kann einen Elefanten in die größte Wut bringen. Dagegen hat er für Schafe eine besondere Zuneigung. Geht er durch eine Herde dieser Tiere, so drückt er sie mit seinem Rüssel sanft beiseite, damit er keines zertreten möge. Der König von Neapel hatte einst einen Elefanten, in dessen Stall ein Hammel und mehrere andere Tiere eingesperrt waren. Der Elefant zog ihn allen anderen Tieren vor, die ihm nicht einmal nahe kommen durften, wenn sie nicht auf der Stelle des Todes sein wollten. Dem Hammel erlaubte er sogar, daß, wie es diese Tiere zu machen pflegen, er ihn stoßen und mit dem Kopfe an ihn anrennen durfte. Mißbrauchte der Hammel diese Freiheit, so hob er ihn auf und warf ihn zur Strafe unbeschädigt ins Stroh.

In Ostindien gibt es auch weiße Elefanten, die als Abart anzusehen sind, wie bei uns etwa weiße Mäuse oder weiße Sperlinge. Die Indier, welche an eine Seelenwanderung glauben, halten dafür, daß in den weißen Elefanten die Seelen verstorbener Kaiser und Könige fortleben. Ein jedes solches Tier, das die Fürsten besitzen, hat einen Palast, eine Menge Diener, goldene Gefäße, die mit dem ausgesuchtesten Futter versehen sind, prächtige Decken und ist von aller Dienstbarkeit frei. Nach neueren Berichten aus Siam sind indessen die weißen Elefanten keineswegs so selten, als man früher glaubte. Der dortige König nennt sich König der weißen Elefanten und besitzt im Innern seines Palastes, nahe an den königlichen Wohnungen, sechs Elefanten von weißer Farbe. Ein solches Tier wird für unschätzbar angesehen und ist einzig und allein Eigentum des Königs. Der Entdecker desselben wird für außerordentlich glücklich erachtet und der Ueberbringer eines lebenden weißen Elefanten erhält eine silberne Krone und ein Stück Land, an Umfang so groß, als man das Brüllen eines Elefanten hören kann, auch ist er nebst seiner Nachkommenschaft bis in die dritte Generation abgabenfrei. —

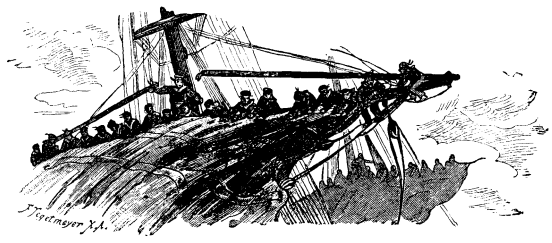
Laternenverkäufer in Jaffa.

Jaffa ist der wichtigste Hafenort Palästinas und der eigentliche Hafen von Jerusalem, das etwa 65 km landeinwärts davon entfernt ist. Allein ein wirklicher „Hafen" ist hier nicht vorhanden, sondern eine bloße Reede, an welcher es nur mit Mühe zu landen gelingt; auch ist alle Mühe vergeblich, wenn der Himmel nicht gewogen ist; aber selbst bei spiegelglatter See müssen größere Fahrzeuge ferne vom Gestade bleiben und kleine Boote vermitteln den Verkehr mit der auf stolzer Felsenterrasse malerisch und amphitheatralisch sich aufbauenden Stadt. Jaffa steht an der Stelle der ehemaligen uralten Joppe, ist aber in seiner heutigen Gestalt noch keine zweihundert Jahre alt. Es ist wie die meisten Plätze im Gebiete des Islam ein düsterer und elender Ort, dessen Handel sich indes trotz der schlechten Reede zu heben beginnt. Wie überall im Morgenlande sind die einzelnen Gewerbe und Verkaufsgegenstände in besondere Straßen oder Plätze alle zusammengedrängt. Darunter ist die Straße der Laternenverkäufer eine der fesselndsten. Natürlich beschränken sich die Kaufleute nicht bloß auf Laternen, sondern handeln auch sonst mit allerlei Blechwaren; die Laternen aber sind doch der Hauptartikel. Sie sind sehr schön, von ungemein gefälliger Form und bilden einen der Luxusgegenstände im Orient. Dort ist es nämlich überall polizeilich untersagt, des Abends ohne Laterne auf die Straße zu gehen; daher trachtet jedermann einen recht stattlichen Beleuchtungsapparat zu besitzen, sowohl um den tiefen Löchern und Pfützen in den schlecht unterhaltenen Straßen auszuweichen, als um sich als Standesperson zu erkennen zu geben. Es gibt solche Laternen mit abgeschrägten Seiten, manche sind achteckig oder kuppelartig gerundet und wahre Meisterwerke. Farbige Glasscheibchen sind in die kunstvoll ciselierten Seitenwände eingelassen. Früher ward die Laterne im Inneren durch eine oder mehrere Kerzen erhellt, jetzt aber sind schon alle auf Petroleumbenutzung eingerichtet.

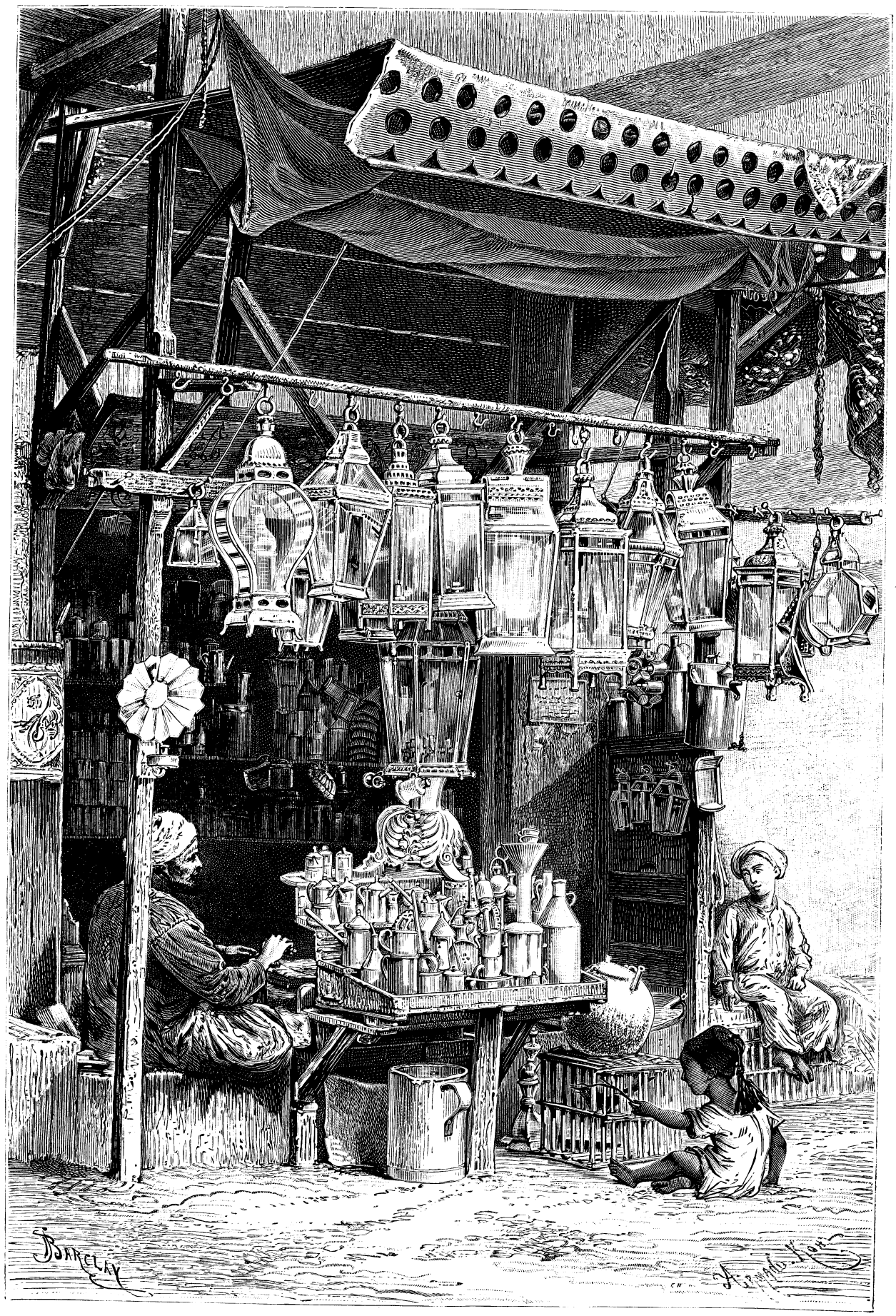
Das gestörte Sedanfest.

Unsere Fregatte „Aurora" befand sich mitten in der chinesischen See, als der 2. September anbrach, dessen festliche Begehung auch wir Kadetten nicht unterlassen wollten. Der erste Offizier, ein tüchtiger Seemann freilich, aber ein noch härterer Zuchtmeister für uns angehende Seehelden, hatte uns an diesem für ganz Deutschland so hohen Feiertage keine besonderen Freuden zugedacht. Vormittags mußten wir einige Stunden „Niobe" spielen, d. h. im Kreuztop alle möglichen Segelexercitien ausführen, eine eigentümliche Art, Volksfeste einzuleiten. Doch wir murrten nicht, sondern vertrösteten uns auf die zweite Hälfte des Tages. Aber auch diese Hoffnung ward zu Wasser, da der Kommandant die Offiziere zu seiner Tafel einlud, ohne daß auch nur an einen von uns der Befehl zur Teilnahme ergangen wäre.

Um uns einigermaßen schadlos zu halten, hatten meine Kameraden beschlossen, abends eine Sedanbowle zu trinken; nur wußten wir nicht, wo wir diese natürlich geheim zu haltende Feier begehen sollten. Da uns die nachgesuchte Erlaubnis, ausnahmsweise in der Kadettenmesse zu rauchen, von dem Ersten verweigert wurde, ein Kadett sich aber nun einmal nicht ohne duftenden Tabak vor eine Bowle setzen kann, so verfiel einer von uns auf den närrischen Gedanken, die Kneiptafel



Segelexercitium.



Laternenverkäufer in Jaffa.

in dem Heizraume aufzuschlagen, d. h. ganz unten im Schiff zwischen den Kesseln. Der gute Rat ward ohne viel Besinnen zum Beschluß erhoben, und die Zurüstungen nahmen ihren Anfang.

Der gewählte Ort schien für unser Vorhaben in jeder Weise günstig zu sein. Die Aurora lief nämlich schon mehrere Tage ohne Dampf vor dem frischen Nordost-Monsun dahin; sicherlich kam niemand auf den Gedanken, daß die deutschen Zukunftsadmirale sich heimlich zu einer Bowle vereint, geschweige denn, daß sie sich, nur um rauchen zu dürfen, diesen gern gemiedenen Raum für ihre fröhliche Geselligkeit ausgesucht hätten.

Abends nach Sonnenuntergang schlüpfte von den wachfreien Kadetten einer nach dem anderen in die Tiefe hinab; keiner vermißte sie, keiner suchte sie. Ich selber war, was ich anfangs schmerzlich bedauerte, durch Wachtdienst behindert, an den verbotenen Freuden teilzunehmen; nur die Einleitung machte ich mit.

Verführerisch duftete bereits der Inhalt der auf einer Bank placierten gewaltigen Suppenschüssel den Kadetten entgegen, welche, jeder ein anderes Trinkgefäß in der Hand, die Bowle stehend umdrängten und auf den Moment warteten, wo der zum Präses der Runde ernannte älteste Kamerad das Zeichen zum Angriff geben würde. Endlich füllten sich die Gläser, Tassen und Töpfe, klirrend stießen sie aneinander, doppelt herrlich mundete ihr Inhalt in dem Bewußtsein, dem bestgehaßten Spielverderber doch eine Nase zu drehen.

Aber ein fröhliches Siegesfest ohne kräftigen Männergesang! — das schien den Kadetten unmöglich, weshalb denn auch sofort nach der ersten Probe ein volltönendes Lied um die unterirdische Bowle her angestimmt wurde. Aber, o weh! Die durch ihren Patriotismus verblendeten Middies hatten dabei einige wichtige Faktoren übersehen, vor deren unvermeidlicher Feindschaft ihr kecker Siegesjubel unweigerlich verstummen mußte. Zu meinem Entsetzen drang der laute Chorus vollkommen deutlich an Deck herauf, wo ich meinen Posten als Ordonnanzkadett der Wache versah. Außer stande, den unverzeihlich dreisten Kameraden eine Mahnung zugehen zu lassen, sah ich das Strafgericht unabwendbar über sie hereinbrechen.

Es war bereits „Ruhe im Schiff" gepfiffen, d. h. jeder war nach der an Bord herrschenden strengen Disciplin zur möglichsten Schweigsamkeit verpflichtet. Die feiernden Middies dort unten ahnten natürlich nicht, daß die Schallwellen ihres leidenschaftlichen Singsangs durch den Schornstein und die Ventilatoren aus ihrem Versteck an die Oberwelt heraufdringen müßten. Wie lange konnte es dauern, so spürte man den unbekannten Ruhestörern nach und mußte sie endlich wohl finden. Und dann? Der erste Offizier kannte nun einmal keine Rücksicht; lustige Kadettenstreiche waren an Bord der Aurora wie eine Todsünde verpönt.

Einen Augenblick durfte ich aufatmen und meine Besorgnisse fahren lassen; denn in dem Singen dort unten trat eine Pause ein. Leider jedoch war diese von kurzer Dauer. Die patriotische Stimmung der jugendlichen Zecher begann sich zu heben und suchte einen würdigen Ausdruck in dem stürmischen Vortrag der „Wacht am Rhein".

Aber es näherte sich auch bereits das gefürchtete Verhängnis mit Riesenschritten. Wie durch ein Sprachrohr gesteigert, drang durch den Ventilator die kräftig intonierte erste Strophe an mein entsetztes Ohr: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall". Und wirklich, donnergleich brauste dieser Ruf bis zu uns herauf; der einschlagende Blitz sollte nicht lange auf sich warten lassen.

Einen Augenblick zweifelnd, ob seine Sinne ihn nicht betrögen, strich sich der wachhabende Offizier den martialischen Schnurrbart, lauschte und knurrte für sich hin. Nein, er irrte nicht. „Durch Hunderttausend zuckt es schnell", dröhnte uns inzwischen der zweite Vers entgegen. Empört über einen so frechen Verstoß gegen alle Schiffsordnung und in dem Wahne, daß sich Matrosen auf dem Vordeck diese Ungebührlichkeit erlaubten — denn Text und Melodie waren uns ganz deutlich hörbar —, schrie der Lieutenant mit Stentorstimme: „Ruhe im Vorschiff!" und schloß seinen Befehl mit einigen recht derben Accorden. Gehorsam fand sein Kommando auffallenderweise nicht, das tolle Singen dauerte ununterbrochen fort.

Niemals habe ich mich mehr gefreut Ordonnanzkadett zu sein, als gerade in diesem Augenblicke. Ich wußte ja, wo die Verächter der Schiffsdisciplin steckten, durfte nicht nur, sondern mußte sogar dafür sorgen, daß der Befehl des Wachoffiziers ausgeführt werde. Auch durch die bei meinem Weggehen eingeschlagene Richtung konnten weder die Personen noch deren Versteck verraten werden. So eilig wie möglich stürmte ich durch Batteriedeck und Zwischendeck in den Raum hinab, riß die Thür auf, erzählte den Kameraden, was geschehen, und beschwor sie, nicht weiter zu singen.

Doch vergeblich. Die Stimmung war bereits so animiert, daß sie meine Warnung in den Wind schlugen und Hohngelächter als einzige Antwort für mich hatten. Heller als vorher klangen die Gläser aneinander, und manches gleich mit der Adresse versehene „Pereat!" machte sich aus den Kehlen der ungern gestörten Zecher Luft.

Als ich das Deck wieder betrat, hörte ich noch immer in gleicher Kräftigkeit das alte, schöne Lied; sie wollten also nicht hören; diesmal sollte das siegesfrohe jugendliche Deutschland mitten in seinem Siegesrausche schmählich kapitulieren. Für meine Kameraden konnte ich jetzt nichts weiter thun, als daß ich unbemerkt den Kopf des großen Ventilators so drehte, daß dessen Oeffnung von dem wachhabenden Offizier abgewendet war.

Kaum aber hatte ich dies besorgt, als ich auch schon aus dem Inneren des Schiffes einen tiefen Baß die jedem an Bord geläufigen Worte rufen hörte: „Schämen, schämen, schämen!" Dies stereotype Wort, diese Stimme belehrte mich sofort, daß der Jupiter tonans unserer Fregatte, der so sehr gefürchtete erste Offizier, leibhaftig auf den Beinen wäre, daß er die Bösewichte gehört habe und sich im Anmarsch auf ihren vielleicht schon entdeckten Zufluchtsort befinde.

So war es in der That. Als das personifizierte Strafgericht auf seiner Runde die Batterie entlang schritt, war ihm das teuflische Hohngelächter ans Ohr gedrungen, mit welchem die Kameraden mich trotz der geöffneten Thür empfangen hatten. Ich mußte in der Dunkelheit an dem herumspionierenden Ersten vorbeigehuscht sein, ohne daß ich ihn sah, zum Glück auch, ohne daß er mich erkannte.

So ein erster Offizier ist nun einmal mit ganz besonderen Sinnen und mit unbegreiflichem Argwohn ausgestattet; jener speziell besaß daneben ein Spürtalent, welches nicht rastete, bis die vermeintlichen Frevler zur strengen Bestrafung gezogen werden konnten. Bange Minuten verstrichen für mich seit der dreimal wiederholten Aufforderung, sich zu schämen; das ungeschwächt anhaltende Singen belehrte mich, daß der Erste den Schlupfwinkel der ihrem Geschick verfallenen Opfer noch immer nicht gefunden habe. Aber ich wußte auch gewiß, daß er nicht nachlassen würde, bis ihm die Entdeckung derselben ohne fremde Hilfe gelungen wäre.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!" trösteten die begeisterten jungen Helden gerade jetzt die bedroht gedachte ferne Heimat — ach, sie ahnten nicht, was ihnen selber drohte —; lauter noch als der frühere Text gellten diese Worte zu uns herauf — da trat plötzlich Totenstille ein. Also doch? Die schöne Verheißung: „Fest steht und treu die Wacht am Rhein!" erstarb auf den Lippen der schmählich überraschten Kameraden; und doch hätten diese Worte beinahe treffend die Situation der Aermsten bezeichnet. Einer „festen Wacht" waren sie selber verfallen; statt der „Treue" im Liede aber herrschte hier schonungslose Strenge, welche kein Verständnis hegt, keine Entschuldigung kennt für den übersprudelnden Frohsinn jugendlicher Patrioten.

Wir waren — so erzählte mir anderen Tages einer der abgefaßten Kameraden — ganz sicher, daß uns an diesem Tage niemand stören oder aufstöbern würde, wenn nicht der Böse selbst den Ersten auf uns loslassen sollte. Den anderen Offizieren trauten wir solchen Schabernack nicht zu; sie haben ja nicht ganz und gar vergessen, daß auch sie noch jüngst muntere Kadetten waren und als solche wohl mal heimliche Freuden kosteten.

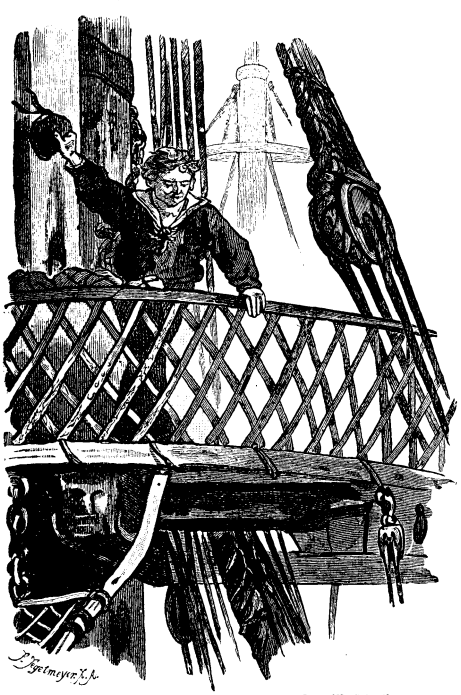
Da wurden auf der schmalen eisernen Hühnerstiege, welche aus dem Zwischendeck in den Heizraum hinabführt, zu unserem nicht geringen Entsetzen plötzlich ein Paar Stiefel, dann ein Paar blaubekleidete

Beine und endlich ein Uniformrock mit dem Offiziersstern sichtbar. Natürlich warteten wir nicht unthätig ab, bis die verhängnisvolle Gestalt sich noch vollständiger vor uns entwickele. Unsere heitere Runde war sofort gesprengt, im Nu war auch der Langsamste verschwunden. Wo sie alle geblieben, ich begreife es kaum. Einige krochen in die Kohlenbunker, andere in die Feuerung, noch andere auf oder hinter die Kessel. Nur die leider erst halbgeleerte Suppenschale, die benutzten Trinkgeschirre und die leeren Weinflaschen standen oder lagen als vielsagende Corpora delicti überall umher.

„Schämen, schämen, schämen!“ hieß es wie sonst, diesmal jedoch in einer ganz besonderen Tonfärbung, welche die völlige Ueberraschung und Entrüstung des glücklichen Finders erkennen ließ.

Natürlich kamen wir nicht ohne weiteres zum Vorschein; aber das Unglück wollte, daß sich einige von uns bei den knappen Raumverhältnissen nicht so vollständig hatten verstecken können, daß keine Spur von ihnen sichtbar gewesen wäre. Ein paar Machtworte des gefürchteten Donnerers zwangen sie, hervorzukommen und sich in stramm dienstlicher Haltung dem gestrengen Vorgesetzten zu präsentieren. Die wiederholte Aufforderung, uns zu schämen, wäre nun gar nicht mehr nötig gewesen, wir schämten uns ohnehin tüchtig, freilich nicht wegen unserer That, sondern daß wir uns hatten abfassen lassen und zwar von ihm.

Das Weitere kannst du dir denken. Der Befehl zum sofortigen Verlassen des bescheidenen Lokals traf uns im Hinblick auf die halbgefüllte Bowle sehr hart, noch härter der zweite, ihm sofort eine vollständige Liste aller Teilnehmer an dieser „schamlosen Verwegenheit“ einzureichen. Wir waren übel genug aus der uns wohlberechtigt scheinenden Feststimmung aufgeschreckt, waren völlig ernüchtert, schlichen wie begossene Pudel davon und sahen einer rücksichtslosen Bestrafung entgegen.



Im Mastkorb.

Die Heizer machten sich kein Gewissen daraus, die klägliche Niederlage der armen Junker zu ihren gunsten auszunutzen; mit unglaublicher Pünktlichkeit müssen sie sich der verlassenen Bowle angenommen haben; es fand sich wenigstens nicht ein Tropfen mehr, als einer der verwegenen Kameraden noch einmal zurückschlich, um sich nach dem Schicksal des herrlichen Trankes umzusehen, für welchen die Betreffenden ihre letzten Sparpfennige beigesteuert hatten.

So endete die kurze Feier des denkwürdigen Jahrestages von Sedan nicht gerade nach dem Sinne der jungen Patrioten, sondern mit einem jähen „Reinfall“. Ihr Patriotismus hat freilich trotz all des Aergers und Kummers nicht an Wärme und Innigkeit verloren, ihre Vorsicht wird zugenommen haben. Der empörte Erste sorgte durch manche den Uebelthätern zudiktierte Strafwachen dafür, daß sie, statt sich auf ihrem Lager lieblichen Träumen hinzugeben, nächtlicherweile Muße fanden, auf Deck oder in der Takelage über die verräterische Akustik von Heizräumen, die Schallleitung von Ventilatoren, die Heiligkeit der Schiffsdisciplin und die „feste Wacht“ erster Offiziere nachzudenken.

Nicht nur uns Kameraden, auch den Elementen gefiel so ein harter Spruch nicht. Unmittelbar nach der durch unseren Jupiter herbeigeführten Auflösung der Kneiptafel fuhren in Pausen von zehn zu zehn Minuten grelle Blitze von dem finstern Himmel herab. So wenigstens steht's im Logbuche geschrieben, welches der freilich sehr erboste Signalkadett führte. Wohl möglich, daß er die gebuchten Blitze nicht alle wirklich gesehen hat, sondern daß jeder ihm von der Bowle entgangene Tropfen sich in seinem erregten Hirn zu einem Blitz verwandelte. Wir Kameraden wenigstens haben ihn deswegen stark in Verdacht.

Aber am nächsten Tage, am 3. September, da begann's in der Luft zu rumoren. Boreas, der Nordwind, stimmte seine mächtige Baßgeige an, indem er mit dem massiven Fidelbogen knarrend und brummend über die zahlreichen geteerten und nicht geteerten Saiten der Takelage strich. Ihm gesellte sich bald ein anderer, gleichfalls unwirscher Gesell, der Ostwind: beide vereinten sich zu einem sehr steifen Nordost, stimmten ein wahrhaft höllisches Duett an und forderten unsere stolze Fregatte zu wildem Tanze auf. Notgedrungen nahm sie diesen an und hüpfte in weiten Sprüngen über die hoch aufgetürmten, rollenden Wogen hin, deren weiße Schaumkämme sich schonungslos über uns ergossen. Wir mußten beidrehen und drei volle Tage unter Sturmsegeln hart am Winde liegen.

Kleine Tiger der Heide.

Vom Raub sie nur sich nähren,
Nur leben sie der Beut',
Doch niemand sie beschweren,
Verschonen Land und Leut'.
v. Spee.

Ja, die Heide birgt in den Dschungeln ihres holzigen Krautes kleine raubgierige Tiger! Bei den ersten Strahlen der Frühlingssonne brechen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und machen die sandigen Fußpfade und Fahrwege unsicher. Sie haben einen großen vorgestreckten Kopf mit eingedrückter Stirn und zangenförmigen Oberkiefern. Jeder Oberkieferast ist am Grunde verbreitert und an der Innenseite mit drei Zähnen versehen. Da können die kleinen Tiger denn schon ihre Beute packen und zwacken, beißen und zerreißen. Glücklicherweise zielt ihre Raubgier nur auf winzige Insekten. Denn die Tiger der Heide sind — Käfer, und zwar hübsche Käferlein, welche den wissenschaftlichen Namen „Tigerkäfer“ führen. Sie verdienen diesen Namen ebensowohl wegen ihrer räuberischen Art, als wegen ihrer gefleckten Flügeldecken.

Gewiß hast du, mein Freund, die Tigerkäfer schon mit eigenen Augen gesehen. Wenn du an sonnigwarmen Frühlings- oder Sommertagen einen sandigen Weg verfolgtest, der durch Heideland oder Kiefernwald führte, flogen da nicht vor deinen Tritten kleine hellgrüne oder braune Käfer mit weißen Tupfen rasch wie ein Falter oder Zweiflügler auf, um sich nach kurzer Strecke wieder auf den heißen Sand zu setzen, und dann abermals aufzufliegen? Sieh', das sind die Tigerkäfer oder Sandläufer, mit gelehrtem Namen Cicindelae. Die Tierchen sind im Sonnenschein ungemein lebhaft und lassen sich nur mit dem Schmetterlingsnetze fangen; bei trübem Wetter hingegen kannst du sie mit der Hand greifen, aber dann halten sich die kleinen Schlauberger gewöhnlich versteckt.

Es entfallen der Gattung Cicindela verschiedene Arten.

Auf Sand- und Heidewegen, besonders auf solchen mit sonnigen Böschungen, erscheint am häufigsten eine hellgrüne, weißgetupfte Art, Cicindela campestris, zu deutsch grüner Sandläufer oder Sandkäfer. Es ist ein etwa 12 mm langer Käfer. Der weißen Punkte sind sechs auf den grasgrünen Flügeldecken. Die Schienen der Unterseite glänzen kupferrötlich. Die Beine sind lang und schlank, echte Rennbeine, wie denn der Käfer auch zur Familie der Laufkäfer, Carabida, gehört. Also Familie Laufkäfer, Carabida; Gattung Sandläufer, Cicindela. Merk dir's! Der grüne Sandläufer bewegt sich flink auf den Sand- und Heidewegen umher und sucht mit seinem Raubtiergebiß, dessen wir oben schon gedachten, kleine Insekten zu überwältigen.

Die eigentümliche, buckelige, langgestreckte Larve des grünen Sandläufers

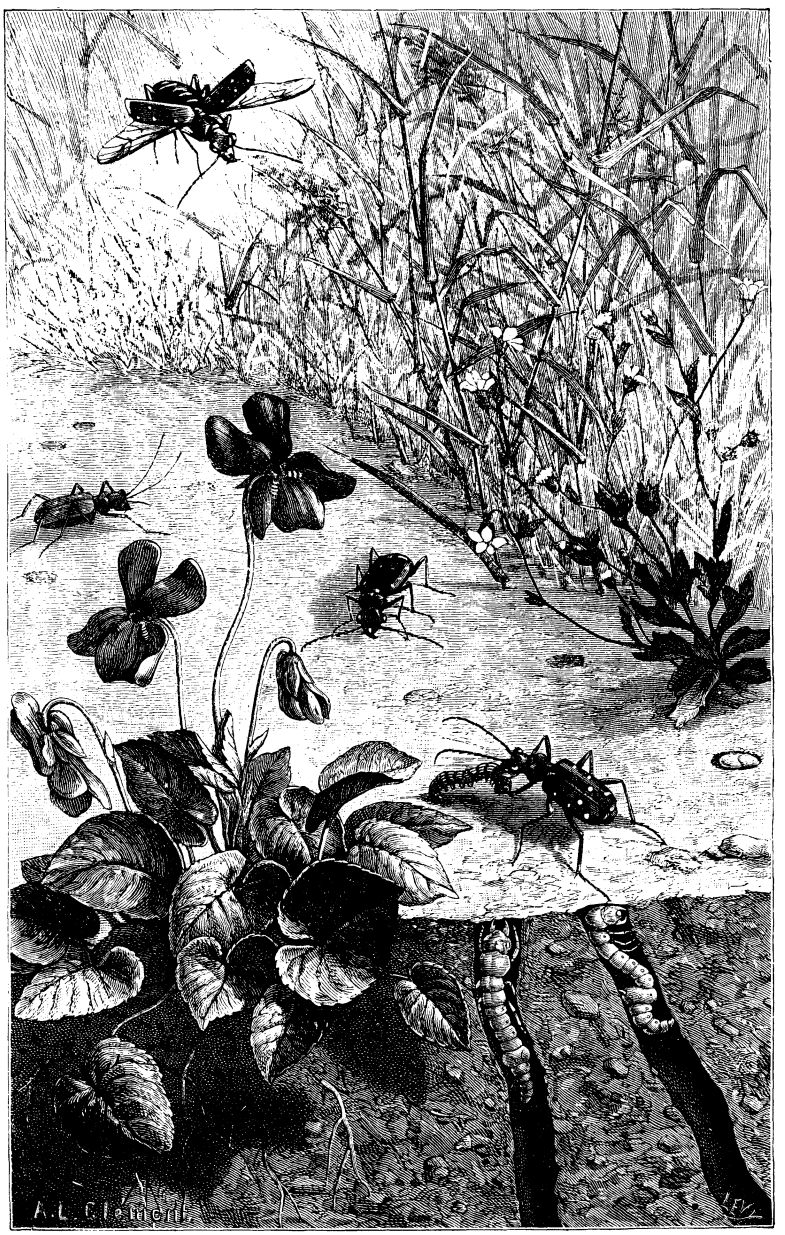
hat an ihrem fünften hohen Hinterleibsringe zwei nach vorn und innen gekrümmte Haken. Mit denselben stemmt sich das Tierchen gegen die Wand seiner senkrecht in den Sand gegrabenen langen Röhre, an deren Eingang es auf Insekten lauert. Denn: „Früh übt sich, wer ein Meister werden will", und: „Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen". Der Papa Tigerkäfer ist ein Räuber, ergo sind es auch seine Larven. Die Reste der gefangenen und verzehrten Beutestücke werden von der Larve durch einen kräftigen Ruck fortgeschleudert. Will sich dieselbe bei drohender Gefahr oder schlechter Witterung in die Tiefe ihrer Fangröhre versenken, so braucht sie nur die beiden Stemmhaken von der Röhrenwand ab- und zu ihrem Körper hinzubringen, und eins, zwei, drei! gleitet sie ohne Mühe abwärts.

Der Puppenzustand dauert vier Wochen. Der Käfer kriecht im Herbste aus seiner Umhüllung, schlüpft dann aber zur Winterruhe in die Erde und kommt erst im Anfange des Frühlings bei warmem, sonnigem Wetter wieder zum Vorschein.

Die Tigerkäfer gehören zu den Erstlingsinsekten unserer Heide. Wenn der April mit seinen Sonnenblicken und Regenschauern die hellgrünen, duftigen Blättchen aus den Zweigen der Birke zupft, wenn der den Namen „Scheckflügel" tragende Schmetterling mit seinen braun und gelblichweiß marmorierten Flügeln in schnellem Fluge durch den Birkenschlag streicht, wenn am Waldsaume zwischen jungen Grasspitzen das blaue Veilchen sein Köpfchen erhebt und aus dem Waldschoße von hoher Baumspitze das süße Lied der Drossel ertönt, dann erwachen auch die hübschen Tigerkäfer und laufen und fliegen im Sonnenschein emsig umher, nach Insekten haschend. Sowie die Sonne verschwindet und der Himmel einen „Aprilschauer" herniedersendet, ziehen sich die kleinen Tiger in ihre Erdlöcher zurück. Es fiel uns bei unseren häufigen Heidewanderungen auf, daß die Art, welche an den ödesten Heidestellen auf kahlem Wege haust, dunkelbraune, mit einigen kleinen, weißen Fleckchen gezierte Flügeldecken hat, gleichsam als sollte sie im Einklang stehen mit ihrem öden Aufenthaltsorte. Ebenso hält sich eine ihr ähnliche, kleinere Art auf dunkelfarbigen Bodenstrecken auf. Aber kaum beginnen die Ränder des Weges sich mit frischgrünem Rasen zu umsäumen, so stellt sich die dritte, schönste Art, der hellgrüne, weißfleckige Tigerkäfer, ein.

Während bei allen vorigen Arten die Oberlippe weiß ist, hat die seltene, meist in den heidigen, sonnigen Kiefernwäldern der norddeutschen Tiefebene anzutreffende Cicindela silvatica, der Waldsandkäfer, eine schwarze Oberlippe und ist überhaupt dunkel, schwärzlich bronzefarbig auf der Oberseite. Die Flügeldecken sind mit weißen Fleckchen getigert. Die Unterseite schimmert violett. Der Waldsandkäfer ist etwas größer als der grüne Sandläufer oder Sandkäfer.

Die meisten Arten der Gattung Cicindela riechen angenehm nach Fruchtäther, gleichsam als wollten sie zu den Düften beitragen, welche, dem Blütenmeer der Obstbäume und Blumensträucher entströmend, die wahre Weihe eines Frühlingstages sind. So faßt der Dichter den Wohlgeruch unserer hübschen Käferchen auf, während uns der Naturforscher sagt: „Die Wohlgerüche überhaupt sind tausend unsichtbare Fäden mehr, welche die auseinander befindlichen Dinge dieser Erde miteinander verknüpfen; das Medium der Gerüche ist ein überaus wunderbares und sinnreiches Mittel, durch welches die Vorsehung die Geschöpfe sich voneinander Kunde geben läßt, durch welches der Wechselverkehr im organischen Leben der Natur vermittelt wird."



Cicindela campestris.

Der Löwenritter und das Löwenhaus.

Wem von euch wäre nicht Schillers Ballade „Der Handschuh" bekannt! Die meisten von euch haben das Gedicht schon in der Schule oder bei der einen oder andern Gelegenheit zu Hause vorgetragen und gewiß nicht verfehlt, die Schlußverse: „und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht; den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" mit besonderem Nachdruck hervorzuheben. Die wenigsten von euch aber wissen, daß ein ganz ähnlicher Vorgang sich einst, freilich ohne Dame und ohne Handschuh, in Wien abspielte, und zwar in der nächsten Umgebung eines Hauses, das noch jetzt zu den bekanntesten Gebäuden Wiens gehört.

Vom frühen Morgen bis zum späten Abend strömen Tausende durch das Bazar-Durchhaus von der Kärtnerstraße zur Seilergasse, ohne zu ahnen, welch interessante historische Erinnerungen sich an diese Stätte knüpfen.

Das Haus hieß in früheren Zeiten das Haus „Zu den drei Löwen". Wollen wir wissen, wie es zu diesem Namen gelangte, so müssen wir uns in den Ausgang des 15. Jahrhunderts versetzen.

Es war im Frühling des Jahres 1485, als Wien von dem tapferen Ungarkönig Matthias Corvinus, der mit dem Kaiser Friedrich IV. in Fehde lebte, arg bedrängt wurde.

Die Besatzung der Stadt, die damals etwa 50000 Einwohner zählte, war nur schwach; dazu hatte Matthias die Donau absperren lassen, so daß kein Proviantschiff nach Wien gelangen konnte und die Teuerung der Lebensmittel in kurzer Zeit eine außerordentliche ward. Zwar suchten die tapferen Wiener den Feind auf alle Art über die in ihren Mauern herrschende Not zu täuschen, der kühne Matthias aber hatte, indem er sich als Wagnergehilfe verkleidet, mit einem Rade auf der Schulter, in die Stadt geschlichen, sich selbst von der trostlosen Lage derselben überzeugt und setzte seine Belagerung kräftig fort.

Als die Bürger und Soldaten sahen, daß ihr Widerstand vergeblich und von keiner Seite Ersatz zu hoffen war, ergaben sie sich endlich, und Matthias Corvinus hielt seinen Einzug in die Stadt an der Spitze von 8000 seiner ausgewähltesten Truppen.

Voll Bewunderung blickten die nach der harten Belagerung aufatmenden Bürger auf die stattliche Gestalt des Ungarkönigs, der in prächtigem, mit Gold und Edelsteinen reich gezierten Gewande hoch zu Rosse in der Mitte der Großen seines Reiches daherzog.

Von all den Edlen und Würdenträgern, die den König umgaben, zog keiner die Blicke so allgemein auf sich als Siegmund Nostiz, einer der mährischen Großen. Hoch und schlank gewachsen, dabei so starken Körperbaues, daß niemand an Kraft sich mit ihm messen konnte, das edle Antlitz von den unter dem Helm hervorquellenden Locken umgeben, die ihm auf dem Rücken lang über die glänzende Rüstung wallten, bot er ein so vollendetes Bild starken, edlen Rittertums, daß man die hohe Gunst, welche Matthias ihm ersichtlich entgegenbrachte, sowie die Furcht und den Haß, den seine Feinde vor ihm empfanden, wohl begreifen konnte.

Nachdem Matthias Corvinus durch das „Stubenthor" über die „Wollzeile" seinen Einzug gehalten und im Stephansdome ein feierliches Tedeum gesungen worden war, bezog er das früher erwähnte Haus in der Kärtnerstraße, das nun eine Zeitlang die „Corvinburg" hieß.

Das Haus hatte damals einen gegen die jetzige Seiler- und Spiegelgasse gehenden großen Garten. Hierher ließ der König seine Lieblingstiere, drei prachtvolle Löwen, von Ofen aus, wo er sie stets in seiner Nähe gehalten, bringen und ergötzte sich, so oft es seine Zeit erlaubte, an ihnen.

An einem Märztage des Jahres 1490 ging Matthias in diesem Garten mit mehreren seiner Höflinge spazieren. Schon seit einigen Tagen hatte er sich müde und unwohl gefühlt, und sowohl sein Leibarzt Tichtl wie der in großem Ansehen bei ihm stehende Astrolog Galeotti rieten ihm dringend, das Bett aufzusuchen, um sich zu schonen. Matthias aber wies alle ihre Vorstellungen ungeduldig zurück.

„Sprecht mir nicht vom Ausruhen, sondern sorgt lieber dafür, mir irgend eine Zerstreuung zu verschaffen!" rief er heftig.

Da schlug Nostiz vor, die Löwen, die der König in der letzten Zeit vernachlässigt hatte, aufzusuchen. Der König ging um so lieber auf den Vorschlag ein, als es gerade die Zeit der Fütterung war, in welcher die Löwen ihre Wildheit am meisten zu zeigen pflegten.

Lange stand er vor dem Käfig, durch dessen Gitterstäbe die gewaltigen Tiere ihre Pranken streckten, im Anschauen versunken. „Zeigt ihnen das Futter, aber gebt es ihnen nicht!" gebot er dann.

Die Wärter gehorchten, doch so ungeschickt, daß es einem der Löwen gelang, ein großes Stück Fleisch zu packen und in den Käfig zu zerren, in dem er es jetzt mit wütendem Gebrüll gegen seine Genossen verteidigte.

„Es würde meinem königlichen Herrn gewiß ein unterhaltendes Schauspiel sein," begann plötzlich der Schatzkanzler, der mit Nostiz in heimlicher, aber erbitterter Fehde lebte, „wenn es jemand wagte, dem Löwen seinen Raub wieder zu entreißen. Im Altertum würden sich Helden genug zu einer solchen That gefunden haben, unter uns freilich wüßte ich keinen, der es könnte."

„Wenn einer es kann, so ist es der Nostiz," riefen die Umstehenden einstimmig.

„Daß er es kann, bezweifle ich nicht," fuhr der Schatzkanzler höhnisch fort, „ich zweifle nur, daß er den Mut dazu hat."

Da fuhr der König, der bisher schweigend dagestanden, auf. „Ich gehe eine Wette ein, daß er's thut! Wenn du wirklich den Mut besitzest, Nostiz," wandte er sich an diesen, „den man dir stets nachrühmt, so gehe in den Käfig und nimm dem Löwen seine Beute!"

Nostiz erwiderte kein Wort. Ruhig zog er den Dolch aus seiner Scheide, wickelte den Mantel um seinen rechten Arm und trat schnell und kühn in den Käfig mitten zwischen die streitenden Löwen. Ehe diese, von des Ritters Tollkühnheit überrascht, einen Angriff gegen ihn wagten, packte er das Stück Fleisch und verließ den Käfig, den Blick drohend auf die dumpf grollenden Tiere gerichtet.

Jubelnd umringten ihn die Ritter und Höflinge, als er das Gitter hinter sich zugeworfen; er aber trat ernst und bleich vor den König, legte ihm das Stück Fleisch zu Füßen und sprach: „Ihr habt die Wette gewonnen. Einem Herrn aber, der das Leben eines treuen Dieners, der seinen Mut in zahlreichen Schlachten bewiesen hat, so freventlich aufs Spiel setzt, kann ich nicht länger angehören. Ich verlasse Euren Dienst."

Ohne einen Blick zurückzuwerfen, verließ er den Garten, um schon einige Tage später in den Dienst des Königs von Polen zu treten.

Nostiz erhielt von jener Zeit an den Namen „der Löwenritter". Als Matthias tot war (er starb schon im April desselben Jahres) und der Vorfall allgemein bekannt wurde, nannte man das Haus in der Kärtnerstraße das Haus „Zu den drei Löwen".

Friedrich von Schiller soll in seinem „Handschuh" dies Wagstück des mährischen Ritters Nostiz verherrlicht haben, wenn er auch Namen und Oertlichkeit veränderte und eine Dame statt des Königs die verhängnisvolle Aufforderung aussprechen ließ.

Das Löwenhaus aber änderte seinen Namen später in den weit weniger rühmlichen Namen des „Hasenhauses" um, weil Maximilian dasselbe dem kgl. Rüdenmeister zur Wohnung anwies, der die Hasenjagd auf den Feldern der Umgebung Wiens zu beaufsichtigen hatte.

In den wechselnden Schicksalen, die später über das Haus hinzogen, wechselte es noch oft nicht nur seinen Namen, sondern auch seine Gestalt; und wie der große Garten, in dem einst die Löwen Corvins hausten, längst verschwunden ist, so steht auch zu befürchten, daß das Haus selbst nicht lange mehr dem Andrängen der Jetztzeit widerstehen, sondern, ähnlich wie seine Nachbargebäude, bald fallen werde, um neuen, modernen Bauten Platz zu machen.

Chromoskop und Kaleidoskop.

A. Das Taschen-Chromoskop.

Die allgemein so beliebten farbigen Aussichtsgläser (Chromoskope), welche man vielmals in den Lokalen der Touristenhäuser u. dergl. in Fensterrahmen eingesetzt oder auch in beweglicher Fahnenform angebracht findet, werden schon oft die lieben Leser durch ihre reiche Farbenwirkung, welche den durch dieselben betrachteten Landschaften eigentümliche Reize verleiht, entzückt und zu dem Bedauern veranlaßt haben, derlei Gläser gelegentlich ihrer Ausflüge zur Betrachtung besonders schöner landschaftlicher Punkte nicht immer zur Hand haben zu können. Und doch unterliegt es weder großen Kosten noch besonderen Schwierigkeiten, zur beliebigen Verfügung stets ein bequemes Chromoskop bei sich in der Tasche zu tragen, welches noch das besondere Vergnügen gewährt, es selbst verfertigt zu haben.

Dieses Taschen-Chromoskop ist in Fig. 1 in verkleinerter Form dargestellt und besteht aus zwei an einer Längenseite scharnierförmig verbundenen Deckeln, in welchen die farbigen Gläser eingesetzt sind, und hat die ungefähre Größe einer Cigarrentasche. Die Handhabung desselben bei dem Beschauen eines Aussichtspunktes ist derart einfach, daß sie keiner näheren Erklärung bedarf, und die Anfertigung dürfte

wohl jedem gelingen, welcher von dem Federmesser und der Schere den gewöhnlichsten Gebrauch zu machen versteht.

Zum Zwecke der Herstellung verschafft man sich von einem Glaser je ein paar hellgrüne oder auch blaue, dann goldgelbe und rubinrote Glasstückchen von möglichst gleichmäßiger Dicke und je von einer Länge mit 6 cm und Breite von 3 cm; dann schneidet man aus Pappe zwei Rähmchen nach in Fig. 2 dargestellter Form, welche in gleicher Dicke der Gläser sind. Die Langseiten dieser Rähmchen erhalten 12 cm, die Schmalseiten 8 cm und jedes derselben zudem noch einen Ausschnitt, in welchen je drei farbige Gläser eingelegt werden können, wie in unserer Fig. 2 (bei a, linksseitig zur Hälfte) zu ersehen ist. Die Zeichnung des oberen und unteren Bogens wird erhalten, indem man am untersten Ende der Mittellinie die Zirkelspitze einsetzt und mit der anderen von dem einen Ende der Seitenlinie zum entgegengesetzten den Kreisbogen zieht.

Hierauf verbinder man beide Rähmchen, sie nebeneinander legend und mit zwei Längskanten fest anschließend, durch Ueberkleben mit einem schmalen Streifchen schwarzer Buchbinderleinwand, klappt sie dann nach dem Trocknen zusammen und überzieht hierauf die geschlossene Außenkante unter festem Anreiben mit einem ebensolchen Streifchen.

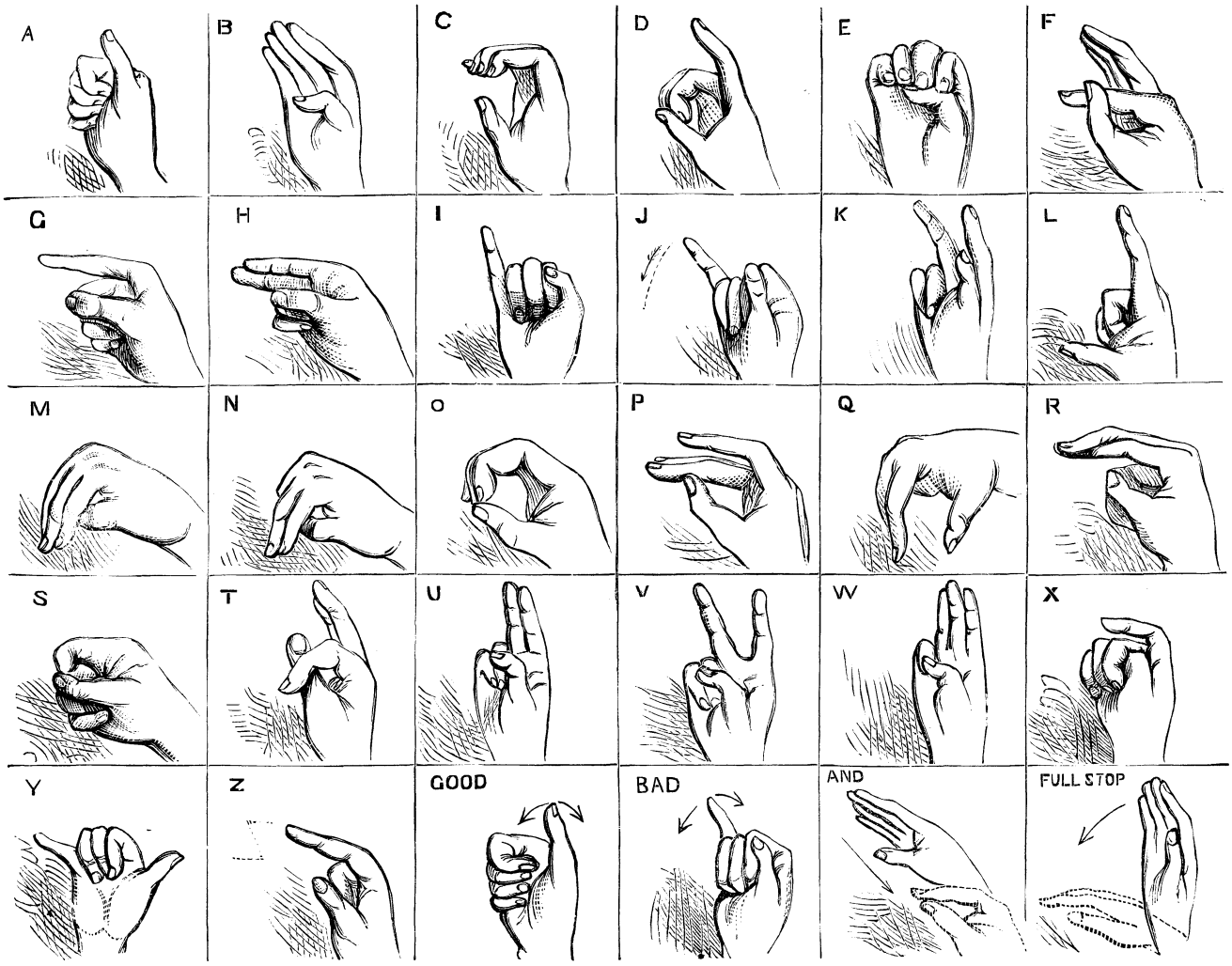
Nun werden die Gläser in den minder geöffneten Rähmchen derart eingelegt, daß sich je zwei derselben von gleicher Farbe gegenüber befinden, und mit einigen ganz schmalen Papierstreifchen zur größeren Befestigung auf beiden Rähmchenseiten mit den Rändern angeklebt.

Fig. 2, b — rechtsseitig — zeigt ein Ueberzugsrähmchen zur Hälfte, von welchem vier ganze Teile ausgeschnitten werden müssen. Am geeignetsten benützt man hierzu dunkles, und zwar schwarzes oder braunes Chagrinpapier.

Vor dem Ueberziehen mit letzteren Teilen müssen die unbedeckten Papperänder mit schmalen Papierstreifchen überdeckt werden. Diese schneidet man um etwas weniges breiter, als die Pappedicke beträgt; sie werden nach dem Bestreichen mit dem Klebemittel auf die Pappekanten gelegt, angerieben und die überstehenden Papierränder nach innen eingeschlagen und fest niedergerieben. Als passenden Klebestoff kann bequemlichkeitswegen flüssiger Leim genommen werden.

Will man zum Schutze des Taschen-Chromoskops noch ein übriges thun, so fertigt man noch nach Art der Kartenfutterale einen Schuber ohne geschlossenen Boden an. Hierzu kann ein ganz dünner, sogen. Aktendeckel verwendet werden, welchen man nur in Länge der geraden Außenkanten, aber um etwa 2 cm breiter als die einfache Umwicklung des Chromoskops beträgt, zuschneidet. Dieses Deckelstück biegt man nun in die passende Form und leimt zuletzt die zu schließenden Enden übereinander. Auch dieser Schuber erhält einen Ueberzug von dunkelm Papier, von welchem die vorstehenden Ränder oben und unten nach innen eingeschlagen werden müssen.

Und nun frisch ans Werk zur Selbstanfertigung dieses höchst einfachen und doch so viel Vergnügen gewährenden Gegenstandes, welcher bei Spaziergängen den wenigen Mühe- und Geldaufwand so dankbar lohnt.



Eine von unserem Hobble Frank auf seinen Irrfahrten durch Amerika kennen gelernte und dem „G. K." eingesendete amerikanische Fingersprache, mit einer Hand auszuführen.

Noch ein kleiner Scherz sei am Schlusse verraten, welchen man aber ja nicht in ungebührlicher Weise ausnützen soll: Reibt man nämlich die Innenseite der Charniere des Taschen-Chromoskops etwas weniges mit feingeriebenem Kien- oder Lampenruß ein, so wird der nichts ahnende Beschauer, indem er bei der Durchsicht an dieser Stelle die Nase anlegen muß, hiervon eine schwarze Spitze bekommen.

B. Das stabile Kaleidoskop.

Wer von euch hat sich nicht schon an den prächtigen Sternengebilden erfreut, welche bei der Drehung des allbekannten Röhren-Kaleidoskops sich durch Spiegelung zusammengehäufter, bunter Glasstückchen und Perlen zeigen? Leider sind sie bei der leisesten Schwankung zerfallen, um anderen Bildern in rastlosem Wechsel Platz zu machen; kaum daß sie das Auge ruhig zu betrachten vermag, geschweige, daß man vermöchte, sie mit Farben auf dem Papiere nachzubilden.

Das stabile Kaleidoskop, dessen sich die Musterzeichner bei dem Entwerfen von Stoffmustern bedienen, besteht ebenfalls der Hauptsache nach aus zwei spiegelnden Flächen und gewährt nicht allein den Vorteil ruhigen Betrachtens und Nachzeichnens, sondern auch größere Mannigfaltigkeit der Bilder, da hierbei, statt der unverwendbaren farbigen Glasstückchen, kleine, verschieden geformte und gefärbte Papier-, Stoff- und Spitzenrestchen, Perlen, Blümchen, Blätter und zarte Moose, gezeichnete und kolorierte Schnörkel und Verzierungen und vielerlei andere Dinge in Verwendung kommen können.

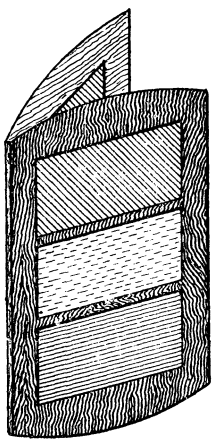
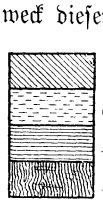


Fig. 1

Man klebt alle diese Dinge in buntem Durcheinander oder auch in regelmäßigeren Gruppierungen auf starke weiße, in geeigneter Größe zugeschnittene Papierblättchen und legt sie unter das Kaleidoskop. Je nach der Stellung des letzteren werden die reizendsten Figuren entstehen, welche bei dem ruhigen Stande ein bequemes Nachzeichnen und die Ausführung in Farben gestatten.

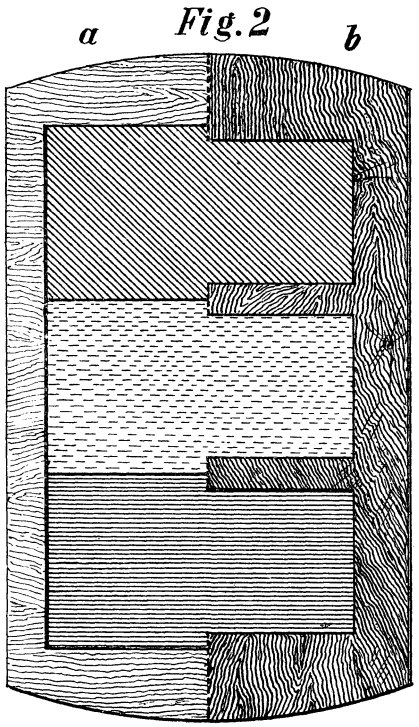
Es kann nicht der Zweck dieser Zeilen sein, eine ausführliche Erklärung über die Entstehung der Spiegelbilder zu geben, da solche ohnehin in jedem physikalischen Lehrbuche enthalten ist und sich Wißbegierige die gewünschte Auskunft hierüber durch selbes verschaffen können. Doch sei nebenher bemerkt, daß je nach der Winkelstellung der Spiegel auch eine verschiedene Anzahl von Spiegelbildern erzielt wird: Bei rechtem Winkel erhält man vier, bei 60 gradigem fünf und bei einem Winkel von 45 Grad sieben Spiegelbilder.



Figur 3 zeigt die verkleinerte Ansicht des stabilen Kaleidoskops und Figur 4 die von oben besehene Stellung der Spiegel S und der Pappewände P. Die Anfertigung desselben ist ziemlich einfach.

Die zwei hierbei in Verwendung kommenden spiegelnden Flächen sollen je im Quadrat von mindestens 8 cm Grundlinie und recht blank poliert sein. Größere Spiegelflächen zeigen schönere und klarere Bilder. Hierzu eignet sich, nebst einem angemessen billigen Preise, durch größere Dauerhaftigkeit und getreue Spiegelung am vorteilhaftesten feinstpoliertes, nickelplattiertes Zinkblech, welches nie rostet

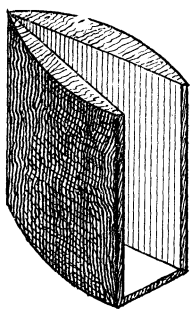
Fig. 2



und sehr leicht gereinigt werden kann. Ist man wegen schwieriger Beschaffung desselben gezwungen, Spiegelgläser zu verwenden, so müssen diese auf der Rückseite besonders geschützt werden, worüber noch weiter unten Angaben zu finden sein werden.

Es ist nicht notwendig, die nickelplattierten Spiegel in zwei getrennten Flächen herzustellen, sondern sogar vorteilhafter, man lasse — angenommen eine Spiegelseite erhalte eine quadratische Fläche von 8 cm Grundlinie — vom Spengler das Nickelblech in einer Länge von 16 cm und in Höhe von 8 cm rechtwinklig schneiden und genau in der Mitte in einem der oben angedeuteten Winkel zusammenbiegen. Dieses Winkelblech stellt man nun auf ein entsprechend großes, mäßig starkes Pappestück, reißt auf demselben die beiden aufstehenden Außenkanten mittels eines Bleistiftes vor und verbindet hierauf diese Linien mit dem Zirkel mit den Bogenlinien P — siehe Figur 4 —, wodurch man die Form des Bodens erhält, wie solcher in Figur 3 ersichtlich ist und von welchem man zwei Stücke herstellen muß. Letztere werden oben und unten an den Außenkanten des im Winkel gebogenen Spiegels angeleimt und durch über die Fugen geklebte Papierstreifchen noch mehr befestigt.

Fig. 3



Nun schneidet man die Außenwand P P in einem Stück aus mittelstarker Pappe in Höhe der Spiegel und Rundung des Bodens und klebt sie an den Rändern sowohl an letzterem wie auch an den Vorderkanten des Spiegels, bei diesem jedoch mit möglichst schmalem Einschlage, fest. Hierauf wird am unteren Boden ein schmales Holzstäbchen eingesetzt — siehe Figur 3 — und das Ueberziehen der Pappeseiten mit einem dunklen Papier vorgenommen. Die Spiegel reinigt man zeitweilig mit weichen Leder- oder Flanellstückchen.

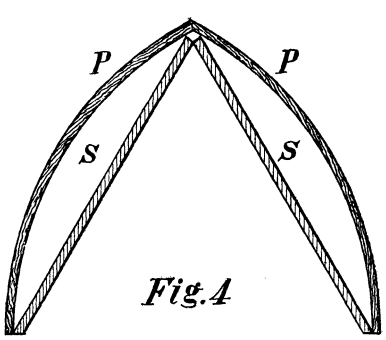


Fig. 4

Kommen Glasspiegel zur Verwendung, so muß deren Belag vor Beschädigung durch eine Papierüberlage geschützt werden. Man bestreicht die Glaskanten, ohne den Spiegelbelag zu berühren, mit Leim, legt den Spiegel mit der Amalgamseite nach unten auf weiches Papier, biegt die Ränder des letzteren stramm über die Oberseite des Glases und reibt die Kanten fest an. Nach gutem Antrocknen wird das überflüssige Papier mittels einer Schere knapp an den Glaskanten fortgeschnitten. Alles andere geschieht wie bei dem Einsetzen der Nickelplatten, wobei jedoch in acht zu

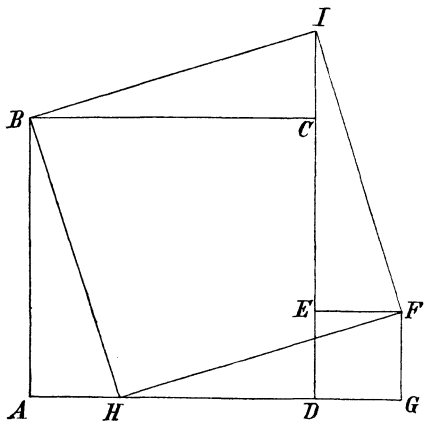
nehmen ist, daß die zusammenzufügenden Spiegelkanten genau aneinander stoßen.

Bietet an und für sich schon dieses Kaleidoskop bei dem Beschauen der so vielgestaltigen Spiegelbilder eine unerschöpfliche Quelle der Unterhaltung, so werden noch vielmehr die jungen Zeichner und Maler mittels ihres Malkastens durch dasselbe immer neue und interessante Anregung erhalten, ihre Kunst durch Nachahmung der Spiegelbilder in vielseitiger Weise auszuüben.

Der in einem Glase schwebende Ballon.

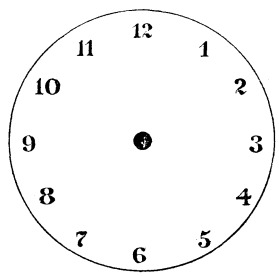
Man nehme ein ziemlich großes Glas, oder eine umgekehrte Glasglocke, welche man, die Oeffnung nach oben, auf einen eisernen Dreifuß oder dergl. setzt. Auf den Boden dieses Glases schütte man, in gleichmäßiger Lage verteilt, eine Mischung von gleichen Teilen doppeltkohlensaurem Natron und Weinsteinsäure. Die zu verwendende Quantität des Pulvers richtet sich nach der Größe des Behälters und der Menge der Kohlensäure, welche man hervorzubringen beabsichtigt, wobei man zu berücksichtigen hat, daß 4 g Natron, mit entsprechender Quantität Weinsteinsäure vermischt, ungefähr 1 l Kohlensäure erzeugen. — Ueber die Oeffnung des Glases oder der Glocke lege man ein glattes Stück Karton, welches dasselbe genau bedeckt. In der Mitte des Kartons befindet sich eine runde Oeffnung, groß genug, um ein Glasröhrchen hindurchzuführen, ohne den Karton zu berühren. Dieses Glasröhrchen muß lang genug sein, um damit bis zum Boden des Glases zu reichen. Dasselbe vertritt die Stelle eines Trichters, um vermittelst desselben in kleinen Mengen Wasser auf den Grund des Glases gelangen zu lassen. Das Wasser wird nach und nach zugefüllt, damit das Aufbrausen nicht zu ungestüm erfolgt, und damit so lange fortgefahren, bis das Pulver ganz aufgelöst ist. Wenn die Kohlensäure zu brausen aufhört, ziehe man das Röhrchen aus dem Wasser und halte dasselbe in ein Gefäß, welches konzentriertes Seifenwasser enthält, wozu sich ganz besonders Glycerinseife eignet, um durch Einblasen kleine Blasen von ungefähr 10 cm Durchmesser zu erzeugen. Das Röhrchen mit der daran hängenden Blase muß vertikal und mit möglichster Vorsicht über den Karton gehalten werden, den man bedachtsam zurückzieht und nun die Blase in das Glas fallen läßt. Fällt dieselbe von einer ziemlichen Höhe hinein, so springt sie, im Glase angekommen, wie von einer Feder geschnellt, zurück und steigt mehreremal herauf und herunter. Mit einem Worte sie vollzieht eine Reihe von vertikalen Schwingungen, bis sie unbeweglich wird; dies ist der Zeitpunkt, wo das Glas wieder mit dem Karton bedeckt wird, um sie vor jedem äußeren Einfluß zu bewahren. Die Seifenblase gleicht dann einem kleinen Luftball, im Gleichgewicht mit der Atmosphäre der Glocke, in Wirklichkeit aber von der unsichtbaren Kohlensäure getragen. Dies Gleichgewicht dauert jedoch nicht lange, die Kohlensäure dringt alsbald in das Innere der Blase, vergrößert das Gewicht derselben und macht sie bis zum Boden herabsinken, wo sie alsdann ihre Eigenschaft verliert. Vermag man die Kohlensäure in der Glocke zu hüten, so läßt sich das Experiment mehrere Male wiederholen. Auch ein kleiner Gummiball, wie er als Kinderspielzeug bekannt ist, läßt sich zu gleichem Zwecke verwenden, nur braucht derselbe alsdann nicht mit Wasserstoffgas, sondern nur mit einfacher Luft gefüllt zu sein, und wird derselbe bis zur oben angedeuteten Größe aufgeblasen.

Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 34.



Mache G H = A B. Ziehe H B und H F; dann ist die Figur durch H B und H F, wie verlangt, geteilt. Lege Dreieck H F G so, daß Winkel G auf Winkel E und G F auf E F fällt. Nenne den Punkt in der Verlängerung von E C = I. Ziehe B I, so ist Dreieck B C I = Dreieck B A H und H B I F ist das verlangte Quadrat.

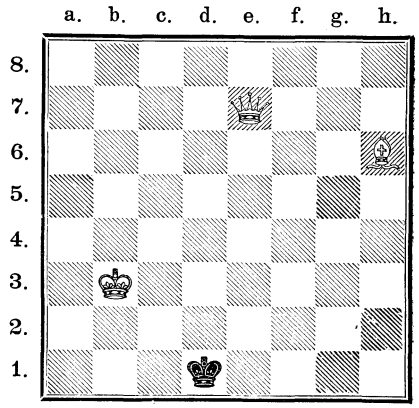
Zifferblatt-Rätsel.



Ersetzt man die Zahlen der Figur durch die entsprechenden Buchstaben, so ist:

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. ein Vorname,
2. 3. 4. ein Gedicht,
2. 3. 4. 5. ein Fluß,
4. 5. 6. 7. 8. ein Vorname,
8. 9. 10. 11. eine griechische Göttin,
8. 9. 10. 11. 12. ein Berg,
11. 12. 1. 2. ein Fluß.

Schachaufgabe Nr. 5.



(3 + 1 = 4)

Weiß zieht an und setzt in zwei Zügen matt.

Lösung der Schachaufgabe Nr. 4 in Nr. 29 des „G. K."

1. Te1 — e4 Kd5 — e4:
2. Ld7 — c6 #
1. . . . . Kd5 — d6.
2. Te4 — d4 #

Arithmetische Aufgabe.

Fritz hat eine Menge Nüsse, mehr als 200 und weniger als 500. Zählt er sie zu je 13, so bleiben 8 übrig, zählt er sie zu je 15, so bleibt ein Rest von 12.

Wie viel Nüsse besitzt Fritz?

Rätsel.

Ich dien' zu verschiedenen Zwecken,
Bin jedem von euch bekannt,
Auch weil' ich durch fruchtbare Strecken
In dem deutschen Vaterland.

Fragen und Antworten.

Wilhelm H. in **Kassel.** Diese Werkchen sind bei Otto Spamer in Leipzig erschienen.

O. Boßhardt in **Zürich.** Schönen Dank für die Beschreibung Deines selbstkonstruierten Destillationsapparates. Wir werden denselben, Deinen Kameraden zu Nutz und Frommen, demnächst abdrucken. — Ein Werkchen, wie Du es wünschest, kann Dir jede Buchhandlung empfehlen. Es gibt deren sehr billige.

H. D. . . . . t in **G.** Gifford, A history of the political life of William Pitt, London 1809, sechs Bände; Tomline, Memoirs of the life of William Pitt, London 1821, zwei Bände; Stanhope, Life of William P., London 1867, vier Bände; Trauttwein v. Belle, William Pitt der Jüngere. Berlin 1870. — Diese Werke werden wohl auch manches über dessen Vater enthalten. — Der Vorname „Sigmar" wird ohne „e" geschrieben.

K. M. in **Kassel.** Wo Du Käfer und Schmetterlinge kaufen könntest? Wende Dich an Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4. Diese Handlung hat ein Lager von etwa 90 000 Käfern.

E. S. in **M.** Du hast bei Deinen Sprachstudien gefunden, daß das Wort „Gott" im Deutschen, Lateinischen, Französischen, Griechischen, Hebräischen, nur nicht im Englischen mit 4 Buchstaben geschrieben wird. Nun möchtest Du wissen, wie das Wort „Gott" — „Gottheit" im Arabischen, Russischen, Italienischen, Spanischen, Türkischen, Japanischen, Chinesischen, Kamerunischen, Patagonischen, Mexikanischen, in der Sprache der Indianer und — ei, da wären wir ja schon zu Ende — lautet, wie geschrieben und ausgesprochen wird. — Weißt Du was?! Das wäre, sintemalen unsere Kameraden über den ganzen Erdball zerstreut sind, die beste Gelegenheit, einmal die Leistungsfähigkeit unserer ganzen großen Kameradschaft auf die Probe zu stellen. Also Kameraden der südlichen und nördlichen Hemisphäre, Kameraden des ganzen Erdballes, werist bereit und imstande, auf die

Frage unseres jungen Freundes E. S. in M. je nach seines Landes Junge Antwort zu geben?

N. N. in **Schw. Hall.** Die Bedingungen, Infanterie-Reservelieutenant der deutschen Armee zu werden, sind folgende: a) Der Einjährig-Freiwillige muß sich in dem aktiven Dienstjahre gut geführt, also keine Arrest- und sonstige Strafen erlitten haben. b) Er muß seinen Dienst, wie man sagt „gut los bekommen", muß sich ein sicheres Auftreten zu eigen gemacht, und das Wohlwollen seiner Vorgesetzten, speziell des Compagniechefs erworben haben. c) Wenn dies alles zutrifft, wird er zum Unterricht der Einjährig-Freiwilligen zugelassen, in welchem rein Militärisches gelehrt wird. Gegen das Ende jedes Dienstjahres findet eine Prüfung statt, die sich auch rein auf Militaria beschränkt und von dem Examinanden unschwer bestanden werden kann, wenn er nur sein Dienstjahr gut angewandt im Unterricht aufmerksam war, wenn er vor allem das Zeug zum tüchtigen Soldaten überhaupt in und an sich trägt. Besteht er das Examen, dann wird er unter Beförwortung seines Hauptmanns zum Reserveoffizier vorgeschlagen und mit der Qualifikation als Unteroffizier entlassen. Er muß ferner den Nachweis liefern, daß er im Civil eine selbständige Stellung bekleidet, daß er die Mittel besitzt, sich als Reserveoffizier standesgemäß zu erhalten, daß gegen seine soziale Stellung und die seiner Familie nichts Nachteiliges vorliegt. Ehe er vom König ernannt wird, wird über ihn im Reserveoffizierscorps in pleno abgestimmt. — Der Reserveoffizier erhält bei jeder Einberufung 120 Mk. Equipierungsgeld und außerdem Offiziersgage. Im Manöver hat er sich selbst zu erhalten.

Andras Kurschak in **Budapest.** Old Shatterhand war mehrere Male im „wilden Westen" und lebt heute noch. — Du hast die mathematische Aufgabe richtig gelöst. Gruß.

B. E. in **Burg.** Daß Du Dich für das Interesse Deiner Kameraden so sehr engagierst, ist sehr hübsch von Dir und wir würden Deinem Wunsche recht gerne willfahrt haben. Ehe wir jedoch unseren jungen Lesern etwas derartiges empfehlen, muß sich der „G. K." von der Güte und Brauchbarkeit des Apparates überzeugt haben. Warum hast Du uns nicht wenigstens Abbildung und Gebrauchsanweisung eingesendet? Herzlichen Dank.

Siegfried Fritzer in **Preßburg,** Lorenzerthorgasse 10, möchte gerne, wie er schreibt, mit seinen „lieben und guten Kameraden des Auslandes" Briefmarken tauschen. Er besitzt sehr viele Doppelexemplare alter und neuer Oesterreicher und Ungarn.

E. S. in **Mülheim.** Die Gelegenheit Tauschverbindungen zu finden, dazu reichen wir unsere allzeit hilfbereite Hand recht gerne. Kaufgeschäfte aber einzuleiten und zu vermitteln, nein! das thut der „G. K." nicht. — Ueber's Turnen werden wir noch sehr viel bringen; nur ein klein wenig Geduld!

Hans Smith in **Hamburg.** Ihre Frage haben wir wiederholt beantwortet. Um Pflanzen zu pressen, nehmen Sie je einen Bogen Fließ- oder Filtrierpapier, schneiden, ohne daß das natürliche Aussehen der Pflanze darunter leidet, alle Teile, welche sich zu stark quetschen würden, aus, ordnen dieselben sodann recht malerisch, den Stengel mit Papierschildchen versehen, in die Papierbogen ein. Zwischen diese Papierbogen kommen wieder je ca. vier Bogen ordinäres Löschpapier und nun wird die ganze Lage mittels eines ganz einfachen Holzrahmens, welcher so groß wie das Löschpapier sein soll, gepreßt. Sie nehmen zum Schnüren eine entsprechende Paketschnur, schnüren anfangs schwach, dann kräftiger und setzen sodann den Rahmen der Sonne oder Wärme aus. Vortrefflichen Erfolg im Pflanzentrocknen erzielt man ferner mit einer Drahtpresse (2 eiserne Rahmen enthalten je ein starkes Drahtnetz) und mit reinem Filtrierpapier. Die Pflanzen, zwischen dieses Papier gelegt, werden wie oben beschrieben in die Rahmen gebracht, Kettchen am Rande, ziehen die Rahmen gegeneinander; das Ganze wird frei an luftiger und warmer Stelle aufgehängt. Solche Drahtpressen werden z. B. bei Gunzenmüller, Nürnberg, vorrätig gehalten. — Lesen Sie auch die in heutiger Nummer von G. H. in Landshut gegebene Antwort hinsichtlich möglichster Erhaltung der Farben.

K. W. in **Stuttgart.** Herr Schwerdt, Metallwarenfabrikant in Stuttgart, Marienstraße, wird Dir, wenn Du Dich mit einer Empfehlung des „G. K." bei ihm einführst, in dieser Sache sehr gerne raten.

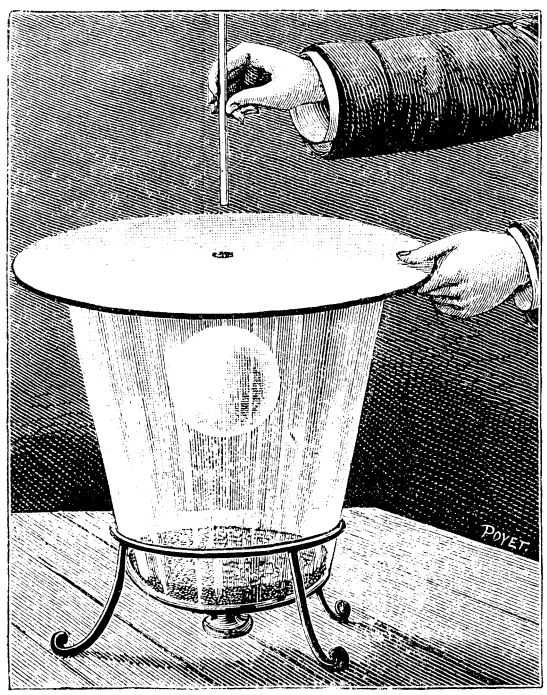
G. H. in **Bückeburg.** Technische Hochschulen in Deutschland sind in Aachen, Berlin, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München und Stuttgart.

F. Sch . . . . . sch in **Wien.** Ob Shakespeare ein „Perikles" betiteltes Bühnenstück geschrieben hat? — Ja.

Willi O. in **Hersfeld.** Du willst wissen wie hoch die Kosten der Verpackung eines Paketes sich belaufen? Sonderbare Frage! Da kann es sich doch nur um ein entsprechend großes Stück Packpapier, um etwas steife Pappe oder ein Stückchen Wachsleinwand, bei empfindlichen oder gebrechlichen Gegenständen um die Kosten einer Pappschachtel oder eines Holzkistchens, und schließlich um ein Stückchen Schnur zum Verschnüren handeln. — Ob Du selbstgemachte Rätsel einschicken darfst? Gewiß darfst Du das. Nur wird es, wenn diese Selbstgemachten nicht sehr gut gemacht sind, etwas lange dauern, ehe sie zum Abdruck kommen.

Emil P. in **Bonn.** Sie erhalten das für ein Bunsenelement nötige Material in jedem elektrotechnischen Etablissement, sicherlich auch bei J. Bischof, Lehrmittelanstalt in Berlin N., Oranienburgerstr. 75. — O ja, das gibt es: Taschenbuch für Mineraliensammler von Emil Fischer, gebunden M. 2,80. Verlag von Oskar Leiner in Leipzig.

Fritz der Große in **Wien** ist wirklich groß. Er hat ein Diamanträtsel gemacht, das dem „G. K." ganz riesig imponiert und darum schon in einer der nächsten Nummern Abdruck finden soll. Groß ist er aber auch in anderer Weise: da er voraussieht, daß das Rätsel seinen Kameraden vielen Kopfschmerz verursachen wird, sendet er als Pflästerchen zugleich die Anleitung zu einem lustigen Spiele, welches nur die eine Schattenseite zeigt, daß man sich dabei gar zu leicht „neben statt auf den Stuhl" setzen kann. Nun es wird Sache der Kameraden sein, sich vor diesem Ungemach zu behüten. Unser „großer Fritz" tauft sein Spiel: „Der russische Spaziergang." „Man setzt," schreibt er, „eine Reihe Stühle so, daß immer abwechselnd eine Stuhllehne nach der einen, die zweite nach der anderen Seite gerichtet zu stehen kommt. Die Zahl der Stühle muß um eins weniger sein, als mitspielende Personen sind. Die ganze Gesellschaft setzt sich, bis auf ein durch Auszählen ausgeschlossenes Mitglied. Dieses nimmt nun einen Stock in die Hand, umgeht einige Male die Reihe und stößt dann den Stock nach Belieben vor dem Sitze des einen oder des anderen Mitspielers auf den Boden. Wo das geschieht, muß diese Person aufstehen und ihm folgen. Dies thut der Führer so oft, bis die ganze Gesellschaft auf den Beinen ist. Nun umgeht der Führer einige Male die Stuhlreihe, stößt dann den Stock vor einen Stuhl und setzt sich, worauf jede Person zusehen muß, einen Stuhl zu bekommen. Diejenige Person, welche keinen Stuhl hat, muß nun den Führer machen, während ein Stuhl weggenommen wird und der frühere Führer austritt. Das geht so lange fort, bis nur drei Personen, der Führer und diejenigen zwei, welche ihm folgen, übrig sind. Die Person, welche nun außer dem Führer den Stuhl erhascht, ist Sieger." — Dank und Gruß!



Der in einem Glase schwebende Ballon.

X. Y. i. in **Tetschen** frägt allen Ernstes an, ob es wirklich wahr sei, daß ein marinierter Hering, in Champagner gesetzt, wieder lebendig würde. — Ei freilich! Er schlägt in dieser Verfassung sogar vor Vergnügen Purzelbäume, trinkt man ihm zu, ruft er seelenvergnügt — „Prosit!!"

X. aus **Chemnitz** soll die Antworten unserer Nr. 33 durchlesen und wird damit auch seine Frage ausführlich behandelt finden.

Eugen R. in **St. Petersburg.** Nur nicht gleich die Flinte ins Korn werfen! Sieh Dir das in unserer Nr. 33 gebrachte Modell mal genau an und gehe entschlossen und mit Fleiß an einen zweiten Versuch.

Georg Heise in **Landshut.** Du fragst, wie man Blumen und Pflanzen pressen soll, daß die Farbe möglichst erhalten bleibe. Wir haben auf diese Frage wiederholt geantwortet. — Manche Pflanzen werden beim Trocknen aber eben mißfarbig trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln. Hermann Wagner, dessen käufliche Pflanzensammlungen in ihrer Beschaffenheit vermuten ließen, daß er ein besonderes Mittel anwende, kannte kein anderes Verfahren, als das folgende: Benutzt wird natürlich nur Fließpapier, welches alle Feuchtigkeit aufzusaugen vermag. Die zwischen den die Pflanzen enthaltenden, eingeschalteten, mindestens je zwei leeren Bogen müssen anfänglich alle Tage, nachher jeden zweiten Tag umgelegt, d. h. durch frische vollkommen trockene, womöglich sehr stark erwärmte, vertauscht werden. Die Stöße dieser Bogen dürfen nicht zu hoch sein und müssen womöglich auf einem Tische nahe einem sonnigen Fenster stehen. Schraubenpressen sind unpraktisch, ein Mauerziegel ist da noch viel besser und für eine fußhohe Schicht von Pflanzenbögen pressendes Gewicht genug, denn die Belastung darf nie ein eigentliches Zusammenpressen bewirken, sondern soll nur ein Runzelig- oder Welligwerden der Pflanzenteile verhüten. Fleischige Pflanzen und Pflanzenteile taucht man vor dem Einlegen einige Augenblicke in siedendes Wasser und legt sie dann erst ein, wenn sie wieder trocken geworden sind.

Sauer in **?.** Wie sollen wir Ihnen das Gewünschte senden, wenn Sie Ihre Adresse nicht angeben? Ersuchen darum.

G. Neudörfer zu **Theuringen** in **Baden** schreibt: „Kameraden! Sammle seit einiger Zeit Briefmarken, habe aber leider nur Deutsche-Reichspost-Wertzeichen. Wenn Ihr mir Marken von Eurem Lande sendet, so werde ich Euch entsprechend auch von meinem Vorrat schicken; ebenso Postkarten und Kouverte. Ich grüße Euch alle herzlich!"

Karl F. in **Hall** teilt dem „G. K." seine beim Biegen von Glasröhrchen gemachten Erfahrungen und die Beschreibung einer von ihm selbstgefertigten Lötlampe mit. Er schreibt: „Als in Nr. 23 des „G. K." eine Anleitung zum Biegen von Glasröhren erschien, habe ich mich damals gleich dahinter gemacht. Röhrchen bis zu 7 mm Dicke ließen sich leicht biegen, aber solche von 1 cm zu biegen gelang mir anfangs nicht. Deshalb habe ich mir selbst eine Art von Lötlampe, wie ich sie bei einem Flaschner sah, hergestellt. Ich verschloß ein Probierröhrchen, oder ein einfaches Arzneifläschchen mit einem Kork, durch den eine Glasröhre, die luftdicht anpaßte, hinausführte, stülpte über das Glasröhrchen ein Stück Kautschukschlauch und steckte in diesen (an seinem anderen Ende) ein in eine feine Spitze auslaufendes Röhrchen (Lötrohr). Nun hing ich mittels eines Drahtes das etwa zum vierten Teil mit Weingeist angefüllte Probierglächen so an einem selbstgefertigten Ständer auf, daß man unten bequem eine brennende Spiritusflamme hinstellen konnte. Erhitzt man den Weingeist, so strömen durch das spitze Röhrchen die sich entwickelnden Weingeistdämpfe heftig aus. Führt man diesen Strom durch die Weingeistflamme, so entzünden sich die Weingeistteilchen und der ausströmende Strahl gibt eine sehr heiße Flamme. Mittels dieser konnte ich auch dickere Glasröhrchen biegen. Vielleicht sind diese Mitteilungen dem einen oder anderen meiner Kameraden nützlich." — Besten Dank! Nur aber im Hantieren mit explosiven Stoffen ja recht vorsichtig sein und solche niemals in die Nähe von Flammen bringen. — Der „G. K." erschien zum erstenmal zu Anfang des laufenden Jahres. Gruß freundlich erwidert.

Franz K. in **Wien.** Die bisher erschienenen Nummern des „G. K." können jederzeit und zwar durch jede Buchhandlung, auch direkt von der Verlagshandlung (W. Spemann in Stuttgart), nachbezogen werden.

Georg K. Holczek möchte gerne mit seinen Kameraden Käfer und Schmetterlinge tauschen. Briefe sind direkt nach Hilcza zu Dawideny — Bukowina — Oesterreich zu richten. — Er ist imstande eine schöne Partie Alpenbockkäfer (Rosalia alpina) zu bieten.

Joh. v. G. in **Rheydt.** Zu Ihrem Vorhaben gratulieren wir. Was aber das benötigte Lehrbuch anbelangt, so wird Ihnen das jede dortige Ladenbuchhandlung besser als wir besorgen können.

Edmund Anstaett in **Zabern, Elsaß,** schreibt uns: „Ich möchte gerne mit meinen ausländischen Kameraden Briefmarken oder Schmetterlinge tauschen. Briefe würde ich mir direkt erbitten, nicht durch Vermittelung der Redaktion, denn die ist ohnehin gewiß genug geplagt." — Ei, das nennen wir mal „vernünftig" und „einsichtig" sein. — Und die verwundete Hand? Wieder geheilt? Wünschen gute Besserung!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.
Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

№ 36. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Frisch auf, ihr wackern Jungen! Verfahret einst mit des Lebens Unbill wie jetzt mit euren Bällen! Scharf zugegriffen, wenn es hergeflogen kommt und kräftig zurückgeschleudert! So werdet ihr mir zu tapferen Männern — dem Freund zur Ehr', dem Feind zur Wehr'!

Prof. Dr. Karl Rausch.

Wie der Bastl das „Fürchten" verlernte.

„Bastl," sagte eines Tages der Schneidermeister Jakob zu seinem Lehrjungen, „geh', zieh dein Röckel an und lauf geschwind noch zum Seebauer hinunter; seine Bockledernen*) sind fertig."

Bastl, der beim Zwirnwickel saß, schaute so eigen auf, wie einer, der eine recht üble Anstellung bekommen hat; dann that er einen Blick zum Fenster hinaus und hernach auf die alte Standuhr und kraute sich verlegen hinter den Ohren.

„Aber Meister," wagte er dann schüchtern einzuwerfen, „es dämmert schon; eh ich zum Seebauer hinunterkomme, ist es völlig finster und bei Hennebauers Steg soll in der Nacht ein Gespenst umgehen, hat meine Muhme Magdlene gesagt!"

„Wer hat das gesagt?" fragte scharfen Tones der Meister, und seine grauen Augen blitzten über die große Hornbrille hinweg nach Bastl hin.

„Meine Muhme Magdlene," antwortete dieser etwas kleinlaut.

„Ist selber ein Gespenst!" sagte ärgerlich Meister Jakob, der als vielbelesener und erfahrener Mann über Gespenstergeschichten und Geisterspuk schon lange hinaus war.

„Es ist zum Grünwerden. So ein verlogenes Volk; heut im 19. Jahrhundert glaubt das noch an Gespenster!" räsonnierte er vor sich hin, dann aber setzte er lauter hinzu: „Na, mag's umgehen wo es will; wenn du aber nicht gleich selber umgehst, sollst du deines Meisters Ellenmaß kosten, daß dir . . ."

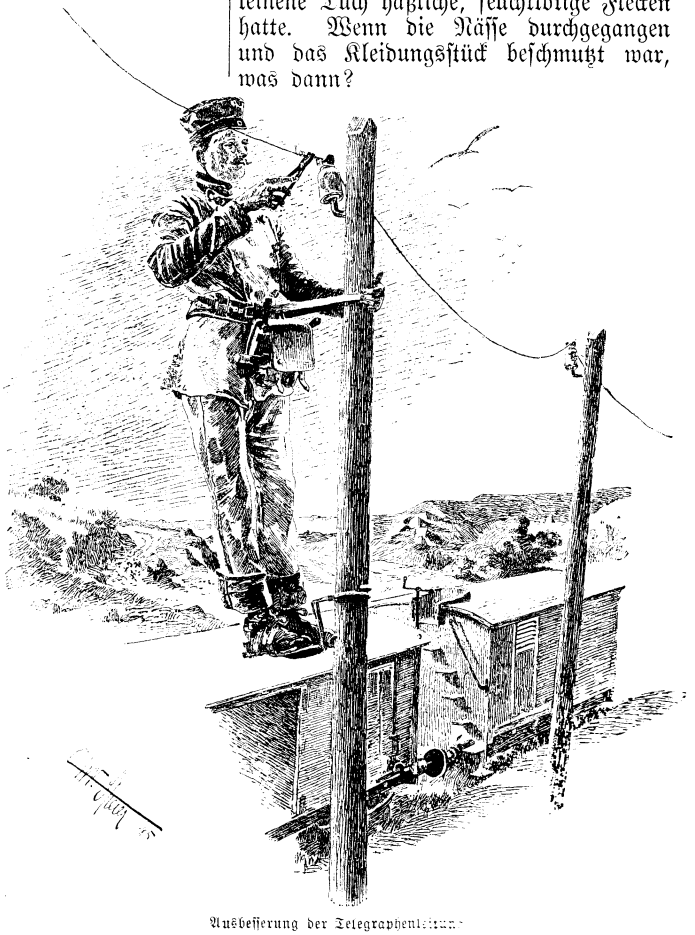
Weiter brauchte er nicht zu sprechen. Bastl wußte nur zu gut, daß bei solcher Stimmung mit dem Meister nicht gut Kirschen essen war. Er sprang schnell auf, fuhr in sein Röckel und griff nach der alten Pelzmütze; dann nahm er die Bockledernen in Empfang, band sie in ein blauleinenes Tuch und trollte sich mit eingezogenem Kopfe zum Hause hinaus.

„Hu, hu!" machte es Bastl, als er ins Freie trat.

Es war aber auch ein abscheuliches Wetter, just wie's um Josephi in der Mode ist. Seit vielen Tagen schon verhüllte eine bleigraue Wolkendecke den Himmel und die Häupter der Berge, und hing in langen Fetzen zur Erde nieder; jetzt aber troff und rieselte es so unaufhörlich in feinen Schnürchen herab, daß der lehmige Boden weich wurde wie Brei und unter jedem Tritt nach seitwärts auswich. Das war schlimm für Bastl, denn er hatte es sehr eilig. Der Hof des Seebauers war eine Einschicht und lag ein gutes Stück vom Dorfe entfernt.

Hinter den letzten Häusern fing er an zu laufen; er lief aber nicht weit, da lag er, patsch, seiner ganzen Länge nach in einem schmutzigen Tümpel und seine Nase stak im Lehm. O weh, Bastl, wenn das dein Meister gesehen hätte!

Bastl stand langsam wieder auf, wischte vorerst seine beschmutzten Hände an dem verdorrten Grase zu seiten des Weges ab, reinigte sodann auch sein Gesicht und die schmutzigen Kleider, so gut es eben möglich war, und wanderte weiter. Das schlimmste aber war, daß auch das blauleinene Tuch häßliche, feuchtkotige Flecken hatte. Wenn die Nässe durchgegangen und das Kleidungsstück beschmutzt war, was dann?



Ausbesserung der Telegraphenleitung.

*) Hosen aus Bockleder.

O, die Elle, die Elle!

Bastl wickelte das Bündel behutsam auf und überzeugte sich von dem Zustande seines Inhaltes. Gottlob! Die Bockledernen waren trocken geblieben.

Vor der Elle des Meisters hatte der Junge einen Heidenrespekt; hatte er doch schon zu oft ihre unliebsame Bekanntschaft gemacht. Wenn Bastl etwas versah, und das geschah nicht allzuselten, gleich war der Meister mit der Elle bei der Hand.

Es war schon ziemlich dunkel, als Bastl den Hof des Seebauers erreichte. Bauer und Bäuerin saßen mit dem Gesinde am Tische und aßen zu Abend: Erbsen mit Speck; das roch so gut und dem Jungen lief das Wasser im Munde zusammen. Erbsen aß Bastl so gerne, Speck, na, den kannte er noch nicht. In seines Vaters ärmlicher Hütte wurden keine Speckschweine geschlachtet, und bei Meister Jakob war derartiges auch noch nicht auf den Tisch gekommen.

Während Bastl dem Bauer die Bockledernen übergab und des Meisters Empfehlung bestellte, mußte er immer wieder auf die Erbsenschüssel sehen.

Die Bäuerin, eine liebe, gute Frau, verstand des Jungen begehrlichen Blick gar wohl.

„Da setz' dich auf die Ofenbank und wärm' dich aus; es ist heute ein so sehr schlimmes Wetter draußen,“ sagte sie und machte sich beim Ofen zu thun; „magst einen Teller Erbsen essen?“ Und noch eh Bastl ja sagte, gab sie ihm Erbsen in einem irdenen Schüsselchen und einen großen zinnernen Bauernlöffel; dann legte sie gar noch ein Stück saftigen Specks dazu.

Das war etwas! Meister Jakobs Tisch war zwar auch nicht mager besetzt, denn der Meister hielt selbst viel aufs Essen, aber die Zeit von einem Mahle zum andern dauerte halt immer gar so lange.

Bastl aß, daß ihm das Fett von den Mundwinkeln herablief.

Am Bauerntisch war man bereits fertig. Die Mägde gingen ab und zu und schafften noch fleißig, die Knechte aber machten sich's beim Ofen bequem und steckten ihre Pfeifen in Brand.

Der Herr des Hofes war hinter dem Mostkruge sitzen geblieben und sprach mit dem Großknecht über die Arbeiten für die kommenden Tage. Da trat ein alter, weißköpfiger Bauer in die Stube, eine breite, untersetzte Gestalt mit einem biedern, ehrlichen Gesichte, aus dessen Falten allerorts der Schalk hervorlugte.

„Willkommen, Matthes!“ rief ihm der Seebauer entgegen und streckte ihm die Rechte hin, in welche der Alte mit einem „Schönen Dank“ kräftig einschlug.

„Ein schauerliches Wetter, grad wie um Josephi,“ meinte der Alte und schüttelte die Nässe von seinem gelben Schafpelze ab, nahm dann neben dem Seebauer Platz und trank diesem aus dem angebotenen Mostkruge zu.

Der alte Matthes war überall gern gesehen, denn er wußte immer gar lustige Geschichten zu erzählen und stiftete sehr oft einen guten Spaß an; das gewann ihm viele Freunde. Während er dem Bauer von einem Ochsenhandel berichtete, den er am Tage abgeschlossen hatte, und weidlich auf die Metzger schimpfte, die ihn übervorteilen wollten, zog er aus seiner blauen Latzschürze einen gefüllten, schweinsblasenen Tabaksbeutel hervor und stopfte mit dem braunen Kraute seinen silberbeschlagenen braunen Maserkopf; dann holte er sich am Ofenloche Feuer und setzte die Pfeife in Brand. Hierbei bemerkte er den auf der Ofenbank sitzenden Bastl.

„Wem gehörst denn du an, Kleiner?“ fragte er gutmütig den Jungen und blieb vor ihm stehen.

Bastl ärgerte sich über die Bezeichnung „Kleiner“, denn klein war er doch gar nicht mehr, er zählte sich schon zu den Großen.

„Ich bin Schneider-Jakobs Lehrjunge; mein Vater ist der Weber-David!“ gab Bastl zur Antwort.

„So, so, ein Schneider! Wie heißt du denn?“ fragte drauf der Bauer weiter.

„Bastl!“ antwortete der Junge kurz.

„Was machst denn du zu Abend noch hier unten?“

„Ich hab dem Seebauer seine neuen Bockledernen gebracht!“

„So!“ sagte der alte Matthes wieder; „du fürchtest dich wohl nicht, in der stockfinstern Nacht nach Hause zu gehen?“

Bastl erschrak. Aufs Nachhausegehen hatte er ganz vergessen.

„O nein!“ gab er zur Antwort; das klang aber so eigen, daß die andern alle lachen mußten; sie zweifelten wohl an der Wahrheit dieser Verneinung.

Der Alte lächelte still vor sich hin und wandte sich wieder zu den übrigen Anwesenden:

„Habt ihr nichts gehört, bei Aermelings Kreuz soll nächtens wieder der große schwarze Hund zu sehen gewesen sein?“

„Hab' so was gehört,“ sagte der Großknecht und zwinkerte dabei mit den Augen; „aber sagt mir doch, ist denn eigentlich an der ganzen Geschichte etwas Wahres daran?“

„I nun freilich!“ bedeutete Matthes geheimnisvoll, „man erzählt's halt nicht gern weiter. Bei Hennebauers Steg ist es auch nicht richtig; da steht alle Abende ein feuriger Mann, der wirft jeden ins Wasser, der hinüber will.“

Die Zuhörer lachten, nur Bastl lachte nicht. Eiskalt fuhr's ihm über den Rücken. Die alte Muhme Magdlene hatte also doch recht, und über *den* Steg mußte er hinüber, wenn er nach Hause ging.

Der alte Matthes erzählte weiter; eine Geschichte war gruseliger als die andere; dem Jungen auf der Ofenbank stiegen die Haare zu Berge. Aus dem Kreise der Zuhörer vernahm man hie und da ein unterdrücktes Lachen.

Bastl schmiegte sich an den warmen Kachelofen an und dachte mit Herzklopfen an den Heimweg. Wenn nur *heute* der feurige Mann nicht bei Hennebauers Steg stünde!

Der Kuckuck der alten Schwarzwälder Uhr rief die neunte Stunde. Da erhob sich der Seebauer, trat zu Bastl heran und sagte: „Na, Bastl, jetzt wird's Zeit für dich zum Heimgehen,“ und er drückte ihm noch ein Vierkreuzerstück als Botenlohn in die Hand.

Bastl sagte: „Vergelt's Gott!“ erhob sich und verließ mit einem „Gute Nacht!“ langsam die Stube.

In der Hausflur brannte matt das kleine Flämmchen einer Oellampe.

Als Bastl die schwere Hausthür öffnete, fuhr er entsetzt zurück; der Drücker entglitt vor Schreck seiner Hand und die Thür flog krachend ins Schloß.

Nur einen Blick hatte er hinausgethan in die pechrabenschwarze Nacht, aber er hatte genug. In solcher Finsternis sollte er nach Hause gehen? Es war ja gar nicht einmal möglich den Weg zu finden und erst den Steg bei Hennebauers Gut! Bastl blieb unschlüssig in der Hausflur stehen.

„Wenn ich nur eine Laterne hätt',“ dachte er bei sich, „da ging's schon eher!“

Lange überlegte er hin und her.

Da wurde von außen die Hausthür aufgemacht und Veronl, des Seebauers Großmagd, trat ein.

„Hu, ist das ein grausames Wetter heut'!“ sagte sie und wischte sich mit der Schürze den Regen aus dem Gesichte. Jetzt bemerkte sie den im Hausflur stehenden Jungen.

„I du meine Güte,“ rief sie verwundert aus, „das ist ja dem Weber-David sein Bastl; wo willst denn hin, 'leicht gar noch nach Hause?“

„Freilich, Veronl,“ sagte Bastl, „ich hab' mich halt verspätigt.“

„Hast denn keine Latern' mit?“

„Ja, wenn ich eine hätt', könnt' ich wenigstens den Weg ordentlich finden,“ meinte Bastl.

„Eine Latern' mußt du mitnehmen,“ riet Veronl, „du könnt'st ja bei der Finsternis wo 'nein fallen und dir Schaden thun; ich will's der Bäuerin sagen, wir haben ja mehr als eine im Hause, eine ist schon zu entraten.“ Damit ging sie in die Stube.

„Die Veronl ist halt doch eine gute Seele, wie die Mutter immer sagt,“ dachte Bastl bei sich.

Die Magd war eine Schulkamerädin von Bastls Mutter und kehrte Sonntags auf dem Kirchgange in dem kleinen Häuschen des Weber-David öfters ein.

Es währte nicht lange, so kam Veronl wieder heraus, aber ohne Laterne; gleich hinter ihr erschien auf der Schwelle die breitschulterige Gestalt des alten Seebauers.

„Wir brauchen unsere Laternen selber,“ fuhr er den Jungen in rauhem Tone an, „du wirst den Weg schon finden, oder fürchtest dich wohl gar, he?“

Bastl wußte nichts darauf zu sagen, er blieb nur unbehilflich stehen.

Ueber das Gesicht des Bauers huschte ein Lächeln.

„Geh' nur ganz ruhig fort; wenn du eine Weile gegangen bist, wird's schon heller; es sieht nur so finster aus, wenn man aus dem Lichte heraustritt." Sprach's und schlug dem Jungen die Stubenthür vor der Nase zu.

Da stand Bastl. Auch Veronl war verschwunden. Schon griff er nach der Thürklinge, da kam die Magd eiligst zurück; sie war in ihre Kammer gerannt und hatte selbst eine Laterne zusammengestellt. Auf dem Boden eines alten, zersprungenen Bierglases hatte sie ein Stück Unschlittkerze festgemacht und oben darüber einen alten, rostigen Milchseiher gestülpt.

„So, Bastl, das thut's auch," sagte sie, „wenn du damit nur bis über den Steg kommst, dann findet du dich schon leichter fort!"

Bastl nahm das sonderbare Möbel in Empfang und dankte seiner Helferin in der Not mit warmen Worten.

„Geh', mach' kein solches Aufheben," sagte sie, „komm' nur gesund nach Hause und grüß' mir deine Mutter; gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte Bastl und schlüpfte zur Thür hinaus, welche die Magd hinter ihm schloß.

Der Sturm sauste und brauste durch die großen, kahlen Lindenbäume des Hofes und überschüttete den Jungen mit einem eisigen Regenschauer. Pochenden Herzens schritt Bastl den schlüpfrigen Weg zum Dorfe hinauf. In der Linken trug er behutsam das alte Henkelglas, mit der Rechten hielt er den blechernen Seiher, der das Licht vor dem Sturme schützte. Beständig sah er nach rechts und links, auch hinter sich. Zuweilen zuckte er zusammen, wenn der Wind durch die Hecken fuhr, die seitwärts des Weges sich hinzogen, und das dürre Blattwerk derselben raschelte.

Ein Zeit lang ging's mit der Laterne ganz gut; nach und nach aber wurde das alte Blechgefäß von der flackernden Flamme der Kerze so heiß, daß er die Hand wegziehen mußte. Er suchte nach seinem Taschentuche, um sie damit zu schützen. In den rechtsseitigen Taschen seiner Kleider fand er es nicht; es mußte also auf der andern Seite stecken.

Um die linke Hand frei zu bekommen, nahm er das Glas in die rechte, stieß aber dabei unglückseligerweise das blecherne Schutzdach herunter und fast in demselben Augenblicke erlöschte das Licht.

Da stand Bastl wieder.

Wie zum Hohne grinste ihm noch der glimmende Docht der Kerze entgegen. Bastl hätte weinen mögen. Jetzt gerade, jetzt mußte ihm das geschehen, und er war gleich beim Steg; wie sollte er ohne Licht über denselben hinüberkommen?

Das Glas in der Hand, tappte er unsicheren Schrittes vorwärts.

Da hob das Unwetter, das einige Augenblicke nachgelassen hatte, von neuem an. Der Regen peitschte ihm das Gesicht, daß er die Augen fast nicht öffnen konnte.

Da, das muß der Steg sein; richtig, er war es; aber wie über ihn hinüberkommen? Wenn er auf dem schlüpfrigen Balken ausglitt, fiel er in den Bach. Ertrinken konnte er wohl nicht, so tief war das Wasser nicht, aber durch und durch naß werden, das war bei der Kälte doch unangenehm. Und der feurige Mann? Bastl sah nichts von ihm; es war vielleicht doch nicht wahr, was Muhme Magdlene und der Bauer Matthes gesagt hatten. Bastl überlegte, was er thun solle.

Wenn er auf Händen und Füßen kroch, konnte es gehen, — und er that's.

Das Glas, das er immer noch mit sich trug, vor sich herschiebend, rutschte er langsam dem anderen Ufer zu.

Da brauste ein neuer Regenschauer über ihn hin. Bastl mußte einen Augenblick innehalten und sich am Steg festklammern. Jetzt war's so ziemlich vorbei, er sah auf; da, großer Gott, stand der feurige Mann vor ihm. Bastl erschrak bis ins Mark. Die Hände versagten den Dienst, er glitt aus und plumps lag er im Wasser.

Als hätte das kühle Element alle seine Lebensgeister wieder erweckt, raffte er sich sogleich wieder auf, und bis an den Knieen im Wasser stehend, schmetterte er das alte Henkelglas, das er als Waffe krampfhaft in der Hand festgehalten hatte, mit Wucht gegen die feurige Gestalt; dann arbeitete er sich aus dem Bache heraus und stürmte triefend und zähneklappernd davon. Er kam aber nicht weit, da prallte er an eine dunkle Gestalt an, die ihm den Weg vertrat. Entsetzt fuhr Bastl zurück.

„Du Hasenfuß, schämst du dich nicht, vor einer alten, glimmenden Weide davon zu rennen!" scholl es ihm entgegen. Es war die Stimme des alten Matthes, der dem Jungen nachgegangen war.

Bastl stand da, wie vom Donner gerührt. Eine alte, glimmende Weide — der feurige Mann war eine alte, glimmende Weide?

Da schoß es ihm durch den Kopf und es fiel wie Schuppen von seinen Augen. Wo hatte er nur seinen Verstand gehabt? Das hatte er ja in der Schule gehört, wozu hatte er so fleißig Naturgeschichte gelernt?

„Feucht gewordenes, morsches Weidenholz hat die Eigenschaft, im Dunkeln zu phosphoreszieren oder zu glimmen, wie man in der gewöhnlichen Sprache sagt." Es war ihm, als höre er noch die Stimme seines Lehrers.

In die Erde hätte er versinken mögen vor Scham. Wenn man das im Dorfe erfuhr, durfte er sich nirgends mehr sehen lassen.

Bastl stand wie angewurzelt auf einem Flecke, trotzdem ihm vor Kälte die Zähne klapperten. Er hörte nicht, wie der alte Bauer auf ihn losdonnerte, bis ihn dieser beim Kragen nahm und über den Steg führte.

„Da hast du deinen feurigen Mann, dein Gespenst, das hier umgeht," sagte Matthes und drückte ihn an die hohle, glimmende Weide. „Merk dir's gut! Du brauchst dich auf der Welt vor nichts zu fürchten, als vor bösen Menschen; das sind die Gespenster, die im Dunkeln umgehen. Hast du ein gutes Gewissen, so kannst du ohne Furcht auch im Finstern ruhig deine Wege gehen. Jetzt marsch nach Hause!"

Bastl war herzensfroh, von dem alten Matthes loszukommen und lief, was er konnte, dem Häuschen seiner Eltern zu. Dem Meister in dem Zustande, in dem er war, unter die Augen zu treten, wagte er nicht.

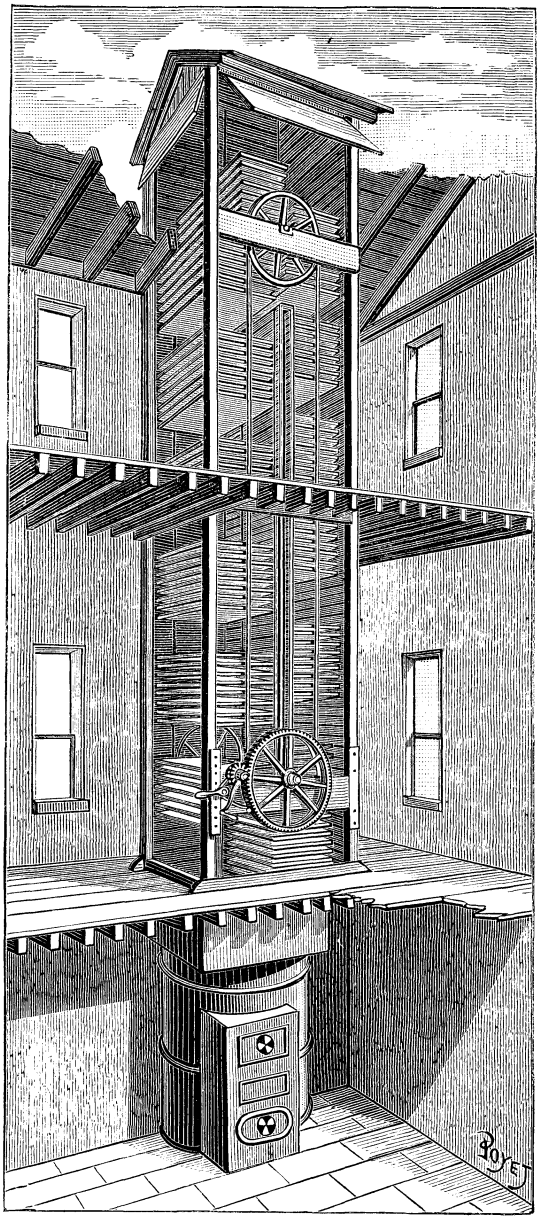
Von dieser Zeit an fürchtete Bastl sich nicht mehr. Wenn er aber, was wohl noch oft geschah, von Gespenstern erzählen hörte, so hatte er dafür nur ein mitleidiges Lächeln. Was ihm bei Hennebauers Steg begegnete, davon hat er erst in späteren Jahren erzählt.

Eine kühne Luftreise.

Eine riesige Menschenmenge hatte sich, so wird aus New York vom 10. August geschrieben, gestern am Ufer der Jamaica-Bai bei Rockaway Beach eingefunden, um das Wagestück Thomas S. Baldwins, der sich mittelst eines Fallschirmes von seinem Luftballon „City of Quincy" aus etwa 1100 Fuß Höhe herabließ, mit anzusehen. Als der Ballon, welcher 40 Fuß hoch ist und einen Umfang von 25 Fuß hat, etwa 300 Fuß gestiegen war, durchschnitt Baldwin plötzlich das Seil. Ein halb unterdrückter Schrei entrang sich der Brust vieler Personen und im nächsten Augenblick stieg der Ballon mit riesiger Schnelligkeit in die Höhe. Baldwin machte sich jetzt bereit, das eigentliche Wagestück auszuführen. Man konnte sehen, wie er den eisernen Ring des Fallschirmes in die Hände nahm und dann, in etwa 1100 Fuß Entfernung vom Erdboden, aus der Gondel stieg und die „Reise durch die Lüfte" auf die Erde herab antrat. Es war 5 Uhr 22 Minuten, als Baldwin den Ballon verließ. Anfangs schien es, als wollte sich der Schirm gar nicht aufblähen und als würde Baldwin in das Wasser herabstürzen. In wenigen Sekunden jedoch trat eine Aenderung ein, und genau 1 Minute 24 Sekunden, nachdem Baldwin die Gondel des Ballons verlassen, fiel er etwa 50 Fuß von Little Egg Marsh in die Bai. Er kam sofort wieder an die Oberfläche und watete in dem seichten Wasser nach einer Sandbarre, von wo ihn eins der Boote, die auf ihn gewartet, abholte und nach dem Platze brachte, wo der Ballon aufgestiegen war. Er wurde dort von der Menschenmenge mit endlosem Jubel empfangen. Kapitän Kavanagh und Sergeant Hargowe begleiteten Baldwin nach dem Hotel, wo er sich umzog, um zehn Minuten später unter die Menschenmenge an Remsen Avenue zu treten. Er erklärte, er sei nur etwas ermüdet, habe aber keine körperlichen Verletzungen davongetragen. Der Ring des Fallschirmes brach bei dem Aufschlag auf das Wasser. Der Ballon fiel eine halbe Stunde später zwei Meilen vom Strande in den Ozean. Baldwin wird das Wagestück nächstens wiederholen. Der Fallschirm hat einen Umfang von 18 Fuß.

Das Dörren des amerikanischen Obstes.

Neuerdings werden in Europa ungeheure Mengen gedörrten Obstes aus Nordamerika eingeführt, welche sich durch vorzügliche, gleichartige Trocknung und gefälliges Aussehen auszeichnen. Das gilt besonders von den getrockneten Pfirsichen und Apfelscheiben, welche bei uns schnell beliebt geworden sind, obwohl sie an Wohlgeschmack und Aroma den aus unserem deutschen Obst gewonnenen Apfelscheiben nicht gleichkommen. Dieses gefällige Aussehen und die vortreffliche Dörrung verdankt das amerikanische Obst hauptsächlich der sehr sorgfältigen und verständigen Behandlung beim Trocknen und den vorzüglichen, großartigen Dörrapparaten, welche neuerdings durch die Erfindungen von Alden, Reynolds u. a. m. dort aufgekommen sind. Bei der ungeheuren Menge von Obst, welche Kalifornien und verschiedene Staaten der Ostküste produzieren, und die den einheimischen Bedarf weit überholen, ist die Herstellung von getrocknetem Obst von einer ungemeinen wirtschaftlichen Bedeutung und dieser Industriezweig sowie die Anfertigung von Obstkonserven neuerdings zu einer kolossalen Höhe entwickelt worden, so daß die Amerikaner mit ihrem gedörrten Obst bereits einen großen Teil des Weltmarktes versehen. Es sind zunächst sehr zweckmäßige Maschinen erfunden worden, welche mit großer Schnelligkeit die reifen Aepfel (Birnen und Zwetschen produziert Nord-Amerika noch nicht ganz für seinen eigenen Bedarf) schälen und in Scheiben schneiden. Aus den Schalen und dem Fruchtfleische, das das Kernhaus umgibt, wird ein guter Obstessig bereitet. Die Apfelscheiben aber kommen auf die großartigen Obstdörren, von denen wir in nebenfolgenden Holzschnitten zwei verschiedene veranschaulichen, welche teilweise auch schon bei uns Eingang gefunden und sich bewährt haben. Dieselben bestehen aus einem gesonderten Heizraum, mit eigener besonderer Rauchabfuhr, und einem ganzen System von hölzernen Schubladen, die einen Boden von weitem Drahtgeflecht haben, in einem Aufsatz darüber. Diese Schubladen werden mit den frischen Apfelscheiben gefüllt und der ganze Trockenraum von oben herab beschickt, so daß die frischen Scheiben immer in die obersten Schubladen kommen und allmählich ihres Wassergehaltes entledigt werden. Die so gebildeten Wasserdämpfe werden bei der Aldenschen Dörre (auf unserem Holzschnitte rechts) schnell abgeführt und so trocknet das Obst, indem es durch das Wechseln der Schubladen von unten her dem Heizraume allmählich näher rückt, langsam und vollständig und behält seine schöne Farbe und seinen Zuckergehalt und bleibt vollständig rauchfrei. Die andere Dörre links hat zwei Systeme von Schubladen nebeneinander und ist behufs besseren Verständnisses offen dargestellt; sie dient besonders zum Trocknen von Steinobst, Pfirsichen, Pflaumen, Reineclauden, Mirabellen ꝛc., oder von Gemüsen, Kartoffeln für den Schiffsbedarf, von Weintrauben u. s. w. Beide Dörranstalten leisten ungleich mehr und bessere Arbeit als unsere seither üblichen deutschen Dörren und sichern einen stetigen, fortgesetzten Betrieb neben einer erheblichen Ersparnis an Heizmaterial und sind daher sehr zu empfehlen.



Amerikanischer Dörrofen zum Trocknen von Obst und Gemüsen.

Reisen im Himmel und auf Erden.

Wer macht eine Reise im Himmel mit? Um einen müßigen Scherz handelt es sich dabei keineswegs, eine wirkliche Reise soll es sein; es soll aber auch keinen der Mitreisenden etwas kosten. Es will niemand? Nun gut, so nehmen wir euch gegen euren Willen mit, keiner darf mir zu Hause bleiben, alle ohne Ausnahme machen die Fahrt mit. Da hilft kein Widerstreben und kein Zappeln! Eine Reise, sagte ich, unternehmen wir? Nein, wir machen deren gleich zwei, oder vielmehr drei. Drei verschiedene Reisen zu gleicher Zeit, das wäre der größte Unsinn, den man je erlebt? Nun, wir werden sehen! Die erste dieser drei Reisen absolvieren wir jeden Tag, den Gott werden läßt, und wir legen dabei in jeder Minute 28 km zurück, denn die ganze Strecke beläuft sich auf 40 500 km. Zur zweiten Reise brauchen wir etwas mehr, nämlich 365 Tage, 6 Stunden, 14 Minuten und 22 Sekunden, wir machen sie also alljährlich einmal. Dabei geht es aber weit geschwinder, wie bei der ersten Reise, denn die täglich dabei zurückgelegte Strecke beläuft sich auf 2 630 000 km, was in der Stunde etwa 110 000 und in der Minute 1833 ausmacht; denn die Länge des ganzen Weges beläuft sich auf 960 000 000 km. Hu! das ginge ja geschwinder als der Wind? Mehr als tausendmal so geschwind, wie ich euch später beweisen werde. Noch schneller bewegen wir uns auf der dritten Reise vorwärts, beinahe noch einmal so schnell; denn jede Sekunde bringt uns 55, jede Minute 3300, jede Stunde 198 000, jeder Tag 4 752 000 und jedes Jahr 1 734 000 000 km vorwärts. Wie lange diese Reise dauert, weiß ich euch leider nicht zu sagen, meine jungen Freunde, und wir werden es auch vielleicht nie erfahren. Wohin sie schließlich führt, ist auch noch nicht gewiß; sie geht eben ins Blaue hinein und dauert möglicherweise Millionen Jahre, so daß erst die spätesten Geschlechter deren Ende erleben werden. Die Menschen, die dann die Erde bewohnen, werden aber auch gleichzeitig den Wiederanfang dieser Reise erleben, und so wird es wohl in alle Ewigkeit fortgehen.

Ein pfiffiges Lächeln, das jetzt um eure Lippen schwebt, sagt mir, daß ihr die Geschichte erraten. Ganz recht! Die Reise, die wir täglich machen, ist die Drehung der Erde um ihre eigene Achse; mit der jährlichen Reise ist der Umlauf der Erde um die Sonne gemeint und mit der dritten die Bahn, die wir mit der Sonne im Himmel, oder, wie man sich wissenschaftlich auszudrücken pflegt, im Weltall, durcheilen. Daß wir diese drei Reisen gleichzeitig machen, bezweifelt ihr nun auch nicht mehr. Es gibt aber noch viel geschwindere Reisen im Himmel, wenn wir Menschen sie auch selbst nicht mitmachen können. Denn der Lichtstrahl legt den etwa 150 000 000 km langen Weg von der Sonne zur Erde in etwa 8 Minuten zurück, er durchläuft also in der Minute 18 750 000 und in der Sekunde 312 500 km. Die Elektricität reist aber noch geschwinder, denn sie bringt's auf etwa 480 000 km in der Sekunde.

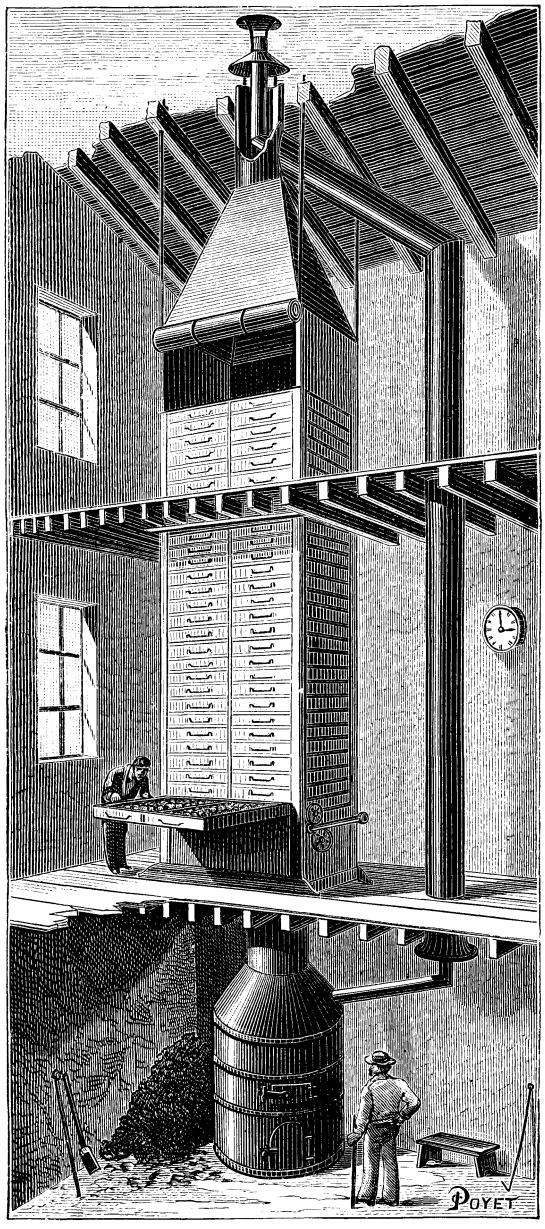
Wie schneckenartig reisen wir dagegen, ganz abgesehen vom Licht und Elektricität, auf Erden! Die schnellste Reise, die je ein Mensch unternahm, war die des Barons von Münchhausen, als er den Ritt aus dem Lager nach der Festung auf einer Kanonenkugel wagte. Er kam dabei, die Geschwindigkeit der Granate aus dem heutigen schweren Geschütz zu Grunde gelegt, in der Sekunde 500 m vorwärts, was also die Umdrehung der Erde um einiges überträfe. Hätte Münchhausen aber unsere zweite Reise mit der Kanonenkugelgelegenheit machen wollen, so hätte er dazu nicht ein Jahr, sondern 61 nötig, bei der dritten käme er erst in 110 Jahren so weit, wie wir jetzt in einem. Das Rückert'sche Büblein, das bekanntlich überall hin wollte mitgenommen sein und sich auch endlich dem Rücken des Windes anvertraute, würde aber, wenn es den stärksten Sturm dazu benutzt hätte, unsere zweite Reise nicht unter 900 Jahren, unsere erste aber nicht unter 15 Tagen zurücklegen können. Jedesmal die doppelte Zeit würde das Büblein aber brauchen, wenn es einen Schnellzug benutzte, der eine ununterbrochene Geschwindigkeit von 60 km in der Stunde oder 1 km in der Minute beibehielte. Die Reise mit einem Schnelldampfer zur See beanspruchte wieder die doppelte Zeit des Schnellzuges. Wollte man mit dem Schnellzug von 60 km in der Stunde die Reise nach dem Monde unternehmen, so müßte man sich auf eine ununterbrochene Fahrt von 266 Tagen gefaßt machen, bei einer Reise um die Sonne aber stürbe man voraussichtlich schon nach Zurücklegung des vierten Teiles der Strecke, denn dieselbe nähme 285 Jahre in Anspruch.

Auf der Waldlichtung.

Es ist nicht anders, als schlüge der Wald das Auge auf und ließe uns hineinschauen in seine Herzensheimlichkeit: so offen, so sonnigklar und freundlich blickt uns die von Gras und Blumen überquellende Lichtung in Waldes Mitte an.

Des Waldauges Braue und Wimper bilden die fast wagerecht in den Sonnenglanz gestreckten Zweigfächer der Buchen. Rings im Kreise stehen die glatten, grauen Stämme, starr, regungslos und umschwirrt von großen, stahlblauen Fliegen. Kein Lüftchen rührt die Zweigfächer, denn es herrscht brütende Augusthitze. Die glatte Oberfläche der Buchenblätter wirft hier und dort das niederströmende Sonnenlicht in weißem Glanze zurück. Wie ein Traumbild gaukelt ein weißer Schmetterling um die stummen, flimmernden Zweige; er steigt höher und höher, bis er dort, wo der grüne Raum nach dem blauen Himmel sich öffnet, im blendenden Sonnenglanze unseren Blicken entschwindet.

Das Klingen und Singen der Insekten erfüllt wie ein leiser Elfenchor die Luft. Aus dem Waldesdunkel schallt das Hämmern des Spechtes. Ein entfernter Schuß weckt ein langes, hallendes Echo. Jetzt erlischt auch dieses, und es ist so still, daß man die zitternde Bewegung in den Blättern einer jungen Espe hört — so still, daß man das Pochen seines eigenen



Aldenscher Dörrofen zum Trocknen von Obst.

Herzens und den Strom des Blutes zu vernehmen glaubt.

Den ragenden Säulen der Buchenstämme zunächst steht ein krauses Wirrsal von Adlerfarnen mit ihren dreifach gefiederten Wedeln. Auch an ihrer glatten Oberfläche brechen sich die Sonnenstrahlen, so daß die ganze Wildnis wie in weißem Feuer brennt. Die fein, gleich Filigran, durchbrochenen Wedel erreichen eine überraschende Höhe: sie reichen uns fast bis an die Schulter. Seinen Namen „Adlerfarn" erhielt das stattliche, dazu höchst malerische Gewächs bekanntlich daher, weil der untere braunschwarze Wedelstiel, wenn man ihn mit einem scharfen Messer etwas schräg durchschneidet, auf seiner Schnittfläche das Bild eines doppelten Adlers zeigt, das von der eigentümlichen Verteilung der von einer braungefärbten Zellenschicht umhüllten Gefäßbündel herrührt. In den urweltlichen Zeiten, vor Erschaffung des Menschen, war die Familie der Farnkräuter zu einer stolzen Herrscherrolle bestimmt, und majestätische Palmfarnbäume ragten neben gewaltigen Schachtelhalmbäumen dort hoch in die Luft, wo nun im Schoße der Erde unser Steinkohlenreichtum schlummert. Nur wenige Glieder des stolzen Herrschergeschlechtes haben sich in die Jetztwelt gerettet, um im Schatten unserer Buchen und Eichen als untergeordnete Kräuter ein bescheidenes Dasein zu führen.

Zwischen dem Adlerfarn wirft der Brombeer seine rötlichen Dornenranken in Bögen hin und her. Ueber den drei- bis fünfzähligen dunkelgrünen Blättern, die sich im Herbst so prächtig rot verfärben, stehen in lockeren Trauben die schwarzen Beerenfrüchte, glänzend, ja funkelnd, als wären sie aus schwarzen Glasperlen zusammengesetzt, während die unreifen Früchte rot wie Korallen sind. Ueber den Ranken wiegen sich kleine kaffeebraune Schmetterlinge, Brombeerfalter genannt. Jetzt setzt sich eins dieser Tierchen, und sofort ist es unseren Blicken verloren. Dies rührt daher, daß der Schmetterling mit steil emporgerichteten und geschlossenen Flügeln sitzt, deren Unterseite grün ist wie das Blatt, worauf der Falter rastet. Wir erkennen leicht, daß der Brombeerfalter in dieser Anpassung seiner Flügel an die Ruhestelle ein treffliches Schutzmittel gegen die Nachstellungen seiner Feinde besitzt.

Mit den Farnwedeln und Brombeerranken wechseln am Saume der Waldwand saftiggrüne, üppige Gräser, die auf schlanken Halmen nickende Rispen und Aehren in graziösen Bogenlinien versenden. Diese Gräser sind der hohe Waldschwingel, das nickende Perlgras und das Flattergras.

Auf der Lichtung selbst weben die Hainsimse, das Ruchgras, die Schmele, das wollige und weiche Honig- oder Roßgras, das Lieschgras und allerlei Rispen- und Straußgras einen üppigen Teppich, auf welchem hochstengelige Waldblumen stehen, stolz, prächtig, und umkost von Schmetterlingen.

Da erhebt sich zunächst an feuchteren Bodenstellen in dichter Masse der Wasserdost, Eupatorium cannabinum, mit hochaufrechten, straffen, bis 2 m langen Stengeln, mit Blättern, welche an jene des

Hanfes erinnern, und mit reichen blaßroten Blütenbüscheln. Letztere üben durch ihren Nektar eine besondere Anziehungskraft auf jenen herrlichen Tagfalter aus, der unter dem Namen „Pfauenauge“ allbekannt ist. Nicht ein oder zwei Exemplare dieses Falters, nein dreißig bis vierzig sieht man in einem nicht allzu großen Bezirke sorglos und lustig über den blaßpurpurnen Blütenwipfeln des Wasserdostes gaukeln. Einen überraschend schönen Anblick gewährt es, wenn sich eines dieser aus Samt und Seide gewebten Sonnenkinder dicht vor uns auf eine Blüte setzt, von deren Blaßrot das tiefe Dunkelrot der scharfgezackten Schmetterlingsflügel lebhaft absticht. Zierlich dreht sich dann der Falter auf seinem Blumenpfühle im Kreise, wagerecht spannt er seine Schwingen aus, als wollte er mit den vier großen augenförmigen, aus Gold, Rot und Blau zusammengesetzten Flecken prahlen, hierauf schließt er die Flügel auf dem Rücken senkrecht zusammen, so daß man nur die rußschwarze, von pechschwarzen Strichlein gerieselte Unterseite sieht — und plötzlich entschwebt der Falter wieder, um sich im warmen Sonnenschein mit anderen seinesgleichen im Spiele zu jagen.

Mit dem blassen Rot der Wasserdostblüten steht das bleiche Blütengelb des Gamander, das matte Rosaweiß des Baldrian und der düstere Purpur des Waldziest im schönsten Einklang.

An anderen Stellen der Waldlichtung prunken dagegen Blumen in gesteigerten, weithin leuchtenden Farbentönen. Unsere Lichtung verdankt ihre Entstehung einer Rodung der Bäume; noch stecken einzelne alte, schwarze Stümpfe mit Wurzeln, weit ausgreifend wie Polypenarme, im Boden, und hier ist es, wo das schmalblätterige Weidenröschen, Epilobium angustifolium, in dichtgedrängten Gruppen emporstrebt und seine langen Blütentrauben von lebhafter Purpurröte an schlanken Stengeln wiegt. Ein Blumenbild, wie es köstlicher nicht gedacht werden kann! Daneben bricht das Blütengelb der Jakobskräuter so lebhaft und grell aus dem Grün, als wenn all diese zierlichen Strahlenblümchen kleine Abbilder der leuchtenden Sonnenscheibe wären. Und neben das funkelnde Gelb der Jakobskräuter stellt sich wiederum das reine himmlische Blau der Glockenblumen. Das Ganze ist eine entzückende Farbenkomposition von so wunderbarer Leuchtkraft, daß die vielgepriesenen „Farbensymphonien“ eines Makart dagegen trübe erscheinen würden. Und als wären sie die Psyche der in stummer Schönheit dastehenden Waldblumen, wiegen sich Schmetterlinge über den Dolden, Rispen und Glocken: leuchtende Weißlinge mit schwarzen Punkten auf den Flügeln, kaffeebraune Roßgrasfalter, der lebhaft fuchsbraune, mattschwarz umsäumte, mit kräftig schwarzen Augenpunkten gezierte Wasengrasfalter, der rötlichbraune, schwarzgesprenkelte Ehrenpreisfalter und andere.

Die Blumengruppen der Waldlichtung leiten uns allmählich hinüber in einen sonnigen Winkel, wo noch mehrere der im vorigen Winter gefällten und behauenen Baumstämme ordnungslos am Boden lagern. Statt Gras und Blumen sieht man hier die nackte zerstampfte Erde, umhergestreute Rindenstücke, Splitter, Späne und Sägemehl. Wie der Duft der Blumen die Schmetterlinge anzog, so hat der Geruch des trocknenden Holzes und der Lohe eine äußerst zahlreiche Gesellschaft von Käfern herbeigelockt, welche mit ihren langen Beinen und Fühlhörnern an den Stämmen herumtasten. Vor allen sind da die ebenso schlanken als kräftig gebauten Bockkäfer: der erzgrüne oder auch bronzebräunliche bis kupferrötliche Moschusbock; der edle, schwarze, gelbfilzig behaarte und mit vielen kleinen, schwarzen Warzen besetzte Pappelbock, Saperda; der aschgraue, mit dunklen Wischern gefleckte und durch riesige, schwarz und weiß geringelte Fühlhörner ausgezeichnete Astynomus oder Tannenholzbock; der gelb und schwarz gebänderte Clytus oder Widderbock; der gedrungene dunkelbraune Prionus oder Sägebock und eine große Anzahl anderer, teils einfarbiger, teils buntgezeichneter Holzböcke. Da, wo Haufen von Rinde in Nässe verwittern, haust der dunkelbraune, schwarzgepanzerte Gerberbock, welcher durch seine wuchtige Form, sowie durch das ragende Horn an die Dynastesarten fremder Zonen erinnert. An den graurindigen, zwischen frisch aufgeschossenen Kräutern umherstehenden Baumstümpfen treffen wir den großen Balkenschröter, Dorcus, mit dunkelbraunroten Flügeldecken, schwarzem Nackenschilde und kräftig packenden Kieferzangen; der vollständig scharlachrote Blutkäfer, Pyrochroa rubeus, fliegt herbei, und ein ausströmender Geruch, wie von Juchtenleder, verrät die Anwesenheit des großen braunen Eremitenkäfers. Zahllos aber ist die Schar der kleinen Prachtkäfer und Rüßler, zahllos auch der Schwarm der auf den Blättern und Blüten der Kräuter und Gesträuche wohnenden oder auf sie anfliegenden Käferlein.

So ist die Waldlichtung ein wahres Eldorado von Käfern, Schmetterlingen und Blumen, und einen unvergleichlichen Reiz übt die Fülle und Schönheit dieses Naturbildes auf den für Botanik und Insektenkunde begeisterten Knaben, wie auf den gereiften, natursinnigen Mann. Im Anblick der sonnigen, blumenreichen Waldlichtung ist es auch, wo der Dichter*) in die bewundernden Worte ausbricht:

Im Buchendunkel, tief im Schoß
Der Waldnacht diese Lichtoase!
Wie alles flimmert, schattenlos,
Kräuter und Gräser riesengroß,
Wie Stauden die Blumen im hohen Grase!
Es heben tausend ihre Krönchen,
Blau, rot und golden — dicht gedrängt,
Ahn, Urahn, Vater, Enkelsöhnchen —
Würzdüfte hauchend, süß gemengt;
Sie schaun sich nickend an und stumm,
Behorchen Bienen- und Käfergesumm.

— — — — — — —

Umwogt von düstern Wäldermassen,
Ein Eden ist hier, ganz verlassen,
So wie der Aether unberührt,
Der drüber blau den Bogen führt.

Blücher.

Ausbesserung d. Telegraphenleitung.

„Ah,“ werden unsere jungen Freunde beim Anblick unseres Titelbildchens ausrufen, „der da so keck an der Telegraphenstange klebt, an der Leitung so ruhig und sicher herum hantiert, als stünde er, wie wir, auf glattem Dielenboden, das ist gewiß einer vom Eisenbahnregiment!“ Und ein solcher ist es auch. — Nun werden unsere jungen Freunde aber die Uniform dieser Kletterkünstler kennen lernen wollen und das hat für alle die, welche die Größe von mindestens 1,40 m noch nicht erreicht haben, so seine Schwierigkeit, denn die Uniform der „Eisenbahner“ unterscheidet sich von der der Garde-Pioniere in nichts, als daß sie ein **E** auf der Schulterklappe tragen. Neuerdings hat das Eisenbahnregiment seine Wirksamkeit auch auf die Luftschifffahrt ausgedehnt; bei diesen Uebungen geht's dann noch ein gutes Stückchen höher hinauf. Wer will mit?

*) Adolf Peters.

Die größte Kriegsbeute des Jahres 1760.

Es war im Jahre 1760, im fünften Jahre des Siebenjährigen Krieges. Gegen Friedrich den Großen stand die halbe Welt in Waffen. Auch die Schweden hatten sich seinen Feinden zugesellt, um die ihnen abgerungenen Teile von Pommern wieder zu gewinnen. Sie standen 14000 Mann stark an der Peene, einem Flüßchen in Mecklenburg und Pommern, das mit der Oder in die Ostsee sich ergießt, und suchten sich mit den Russen jenseits der Oder zu vereinigen oder die Mark mit ihren Scharen zu überschwemmen. Friedrich mußte in Schlesien und Sachsen seine Kräfte aufs höchste anspannen und konnte den Schweden nur 6000 Mann entgegenstellen. Aber es waren Preußen, herzhafte Leute, die unter ihren scharfsichtigen und mutigen Führern Thaten hohen Mutes verrichteten. Besonders zeichneten sich dabei die preußischen Bellinghusaren aus, geführt von dem Obersten von Belling, einem tapferen, unerschrockenen und unermüdlichen Husaren, der, stets zu rascher, kühner Wagethat aufgelegt, den Schweden mit seinen Husaren immer scharf auf den Hosen saß. Als die Schweden bei Prenzlau über die Peene gingen und vordrangen, da zeigte von Belling seine große Geschicklichkeit im kleinen Kriegführen; hatte er auch nur wenige Reiter, so wußte er sie doch so zu verteilen und so zu verwenden, daß seine Husaren überall auftauchten, und es schien, als könne er Husaren aus der Erde wachsen lassen. Bis tief in Mecklenburg hinein streiften sie, schnitten dem Feinde die Zufuhren ab und verschafften dem Preußenheere die größten Vorteile. Friedrich sagte später selbst: „Die Husaren von Belling spielten auf diesem kleinen Kriegstheater eine große Rolle und zeigten wiederholt, wie bei unbequemen Verfolgungen und Angriffen eines aufdringenden Feindes das beste Gegenmittel ein herzhafter, gut geleiteter Angriff der Reiterei ist."

Diese Belling-Husaren, die aus dem Regiment des Husarenkönigs von Zieten hervorgegangen, waren es auch, welche in dem Kriegsjahre 1760 die größte Kriegsbeute machten.

Es war am 29. August 1760. Die Schweden standen im Lager von Ziesar und Boldekow im Süden der Peene und bei Anklam. In drei Kolonnen drangen sie zum Angriff gegen die Preußen vor, von denen die dritte Kolonne die Richtung nach dem Cabelpaß nahm, der an der Grenze zwischen Mecklenburg-Strelitz und Vorpommern im Norden von Mecklenburg-Friedland liegt. In dem Augenblicke, als die Schweden aus dem beschwerlichen Cabelpaß hervorquollen, tauchte von Belling mit seinen flinken Reitern vor ihnen auf. Sofort machten sie einen raschen und herzhaften Angriff auf den Feind, und in wenigen Augenblicken waren zehn Gefangene, darunter ein Offizier und ein Junker, in ihren Händen. Dieser gefangene Junker war noch ein junges Blut von siebzehn Jahren und diente in dem schönen schwedischen Husarenregiment von Mörner. Er war es gerade, der den preußischen Husaren, als diese zum Angriffe heransprengten, mit einem wahren Feuereifer entgegenstürmte. Da traf eine Kugel sein Pferd, es bäumte sich hoch auf und stürzte dann mit seinem jugendlichen Reiter zusammen. In diesem Augenblicke sprengte ein preußischer Husar herbei, erfaßte mit raschem Griff den gestürzten feindlichen Junker, hob ihn mit kräftiger Faust auf sein Pferd und sprengte pfeilschnell mit ihm in die Mitte der Preußen und brachte seine Beute in Sicherheit.

Dieser herzhafte preußische Husar war ein Schlesier und erst kurze Zeit vorher bei den Belling-Husaren eingetreten. Sein Name ist nicht verschollen, die Geschichte hat ihn in ihre Gedenkbücher eingetragen, er heißt Gottfried Landeck.

Und wer war der blutjunge schwedische Junker, den Landeck aus den Reihen der Schweden geholt hatte? Kein anderer als Gebhard Leberecht von Blücher, der spätere preußische Generalfeldmarschall Vorwärts, reich an Thaten und Ehren und einer der glänzendsten Sterne in dem großen Dreigestirn der preußischen Husarengenerale: von Zieten, von Belling, von Blücher.

Gebhard Leberecht von Blücher wurde am 16. Dezember 1742 in der Handelsstadt Rostock geboren. Sein Vater war ein mecklenburgischer Edelmann und stand früher in Hessen-Kasselschen Diensten. Die geistige Ausbildung des jungen Blücher war, wie dies in jener Zeit häufig der Fall, nur dürftig. Schon frühzeitig regte sich in ihm der Drang Soldat zu werden, ja nach der Meinung seines Vaters viel zu frühe; deshalb brachte dieser, als die Kriegstrompete ertönte, seinen Gebhard und dessen älteren Bruder Ulrich zu Verwandten auf die Insel Rügen; denn er dachte, sehen sie erst einmal die schönen Regimenter, so sind sie nicht mehr zu halten und sind imstande und laufen ohne meine Erlaubnis mit. Die Insel Rügen, die heute zu Preußen zählt, gehörte damals zu Schweden. Nun geschah es, daß das schwedische Husarenregiment von Mörner auf einige Zeit nach Rügen verlegt wurde. Es ertönte nun auch auf der sonst so stillen Insel die Kriegstrompete, und das, was der alte Herr von Blücher hatte verhindern wollen, geschah dennoch: seine beiden Söhne konnten ihrer Soldatenlust nicht länger widerstehen, sie traten in das Mörnersche Husarenregiment ein und zwar ohne Vorwissen der Eltern, die dann nachträglich doch ihre Erlaubnis zu diesem Schritte gaben.

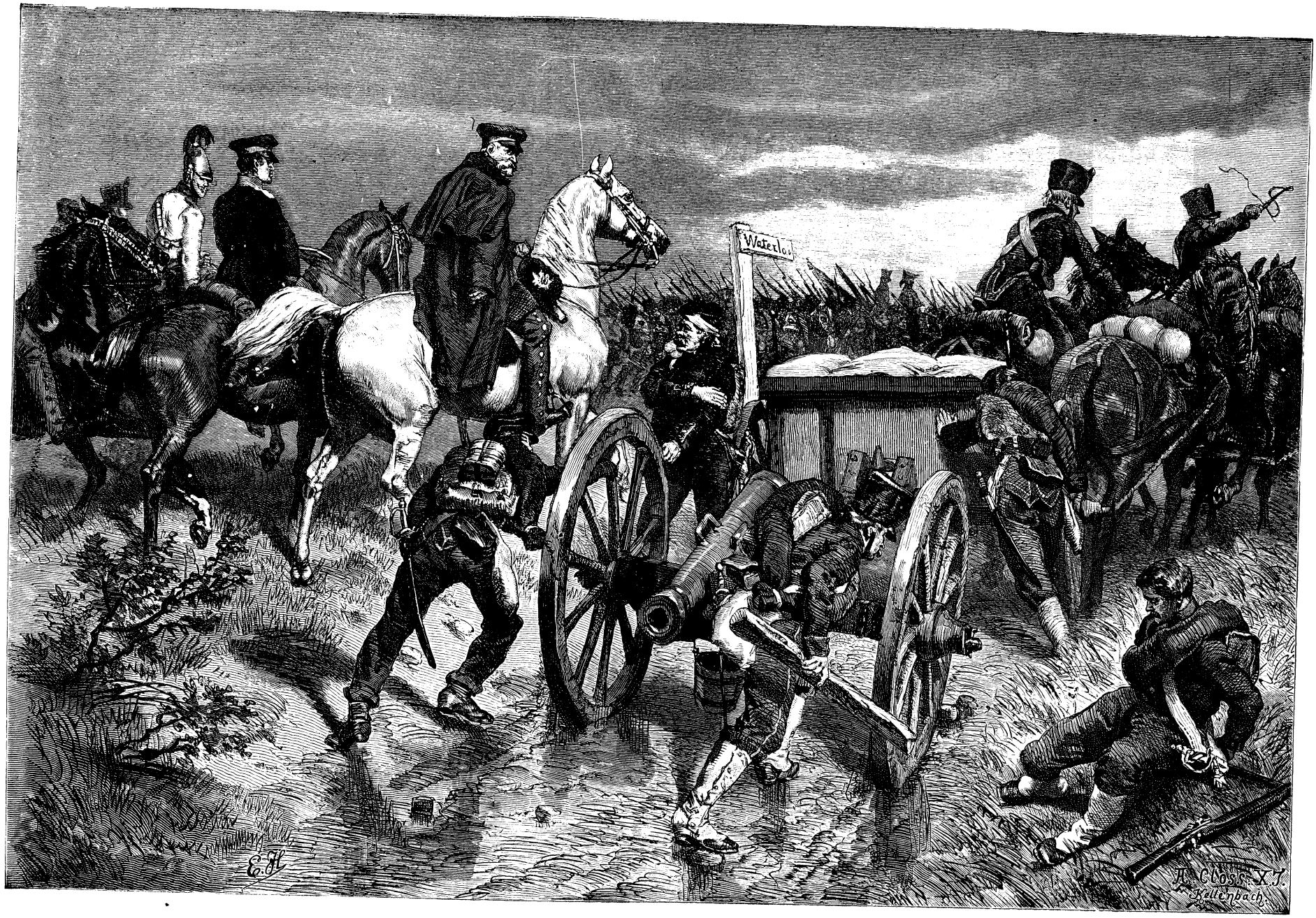
So war Gebhard Leberecht von Blücher ein schwedischer Husarenjunker geworden. Er blieb es nicht lange, denn sein Schicksal und Gottfried Landecks kräftige Faust führten ihn, wie wir oben gehört, bald als Kriegsgefangenen zu den Preußen. Hier war er aber an seinem rechten Platze, das merkte der junge Blücher bald, denn die mutigen und kühnen Husarenthaten der Preußen waren so recht nach seinem Sinn, und so besann er sich denn nicht lange, er ließ sich in das preußische Heer aufnehmen, und damit hatte das Preußenheer seiner späteren Feldmarschall Vorwärts gewonnen.

War das Zufall oder war es Gottes Fügung? Ich denke, es war das letztere, denn der droben im Regimente sitzt, rüstet sich frühe seine Werkzeuge zu und stellt sie an ihren rechten Ort, damit sie, wenn ihre Stunde geschlagen, in seinem Namen Thaten thun und seinen Willen ausrichten.

Blücher wurde sofort als Kornett in die Reihen der Belling-Husaren eingestellt. Er fand an dem Husarenoberst von Belling einen väterlichen Freund, der ihn bald zu einem tüchtigen Husarenoffizier ausbildete, wozu der damalige Feldkriegsdienst genugsame Gelegenheit zu praktischer Ausbildung darbot. Schon im Januar 1761 erhielt er das Patent als Sekondelieutenant und im Juli desselben Jahres, erst 19 Jahre alt, das Patent als Premierlieutenant. Die Rangliste vom November 1760 nennt Blüchers Namen zum erstenmal in der Reihe der preußischen Offiziere.

Wie aber dachte Blücher über den kühnen und rasch entschlossenen Husaren Gottfried Landeck, der ihn gefangen und auf seinem schnellen Rosse aus dem Schwedischen ins Preußische übersetzte? Blücher hat diesem braven Husaren seine That nimmer vergessen, er hat ihn sein ganzes Leben dankbar geehrt. Landeck diente noch vier Jahre unter ihm als Blücher-Husar und half noch manchen mutigen und lustigen Husarenstreich ausführen. In seinen alten Tagen, als er nicht mehr dienen konnte, gab ihm Blücher eine reichliche Zulage, die ihn vor Not schützte. Im Jahre 1808, also 48 Jahre nach seiner kühnen That, erschien Landeck in Treptow a. d. Rega, wo Blücher sein Standquartier hatte. Der alte Vorwärts war hocherfreut, seinen Gefangennehmer noch einmal wiederzusehen, er lud ihn zur Tafel und gab ihm den Ehrensitz an seiner Seite. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen blieb auch nicht zurück, er gab dem alten Landeck vom Jahre 1814 an eine monatliche Pension von sechs Thalern und bewilligte, als er im Jahre 1821 gestorben war, seiner Witwe ein monatliches Gnadengehalt bis zu ihrem Tode.

So ehrte und belohnte der König den Mann, der dem preußischen Heere seinen Marschall Vorwärts und dem deutschen Vaterlande einen Hauptkämpfer für die Befreiung aus der französischen Knechtschaft aus den Reihen der Schweden geholt hatte.



Blücher im Eilmarsch auf Waterloo.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

Die Sioux-Ogallala waren vollständig überzeugt, daß der Oberlauf des Flusses für sie frei sein werde. Ihrer Ansicht nach hatten sie keineswegs zu befürchten, daß sie dort Feinde treffen würden. Wenn sie das Grab der Häuptlinge erreichten, so waren sie geborgen, denn das Terrain, in welchem dasselbe lag, bot ihnen vortreffliche Deckung selbst gegen einen noch viel stärkeren Feind als sie gegen sich zu haben glaubten. Sie sollten aber bald einsehen, daß sie sich da in einem großen Irrtum befanden, welcher für sie verhängnisvoll werden mußte.

Wie bereits erwähnt, hatte Winnetou gestern früh, bevor Old Shatterhand von dem Gelbsteinsee aufgebrochen war, von diesem die Weisung erhalten, mit den bei ihm zurückbleibenden Kriegern nach dem „Maule der Hölle" zu reiten und ihn dort zu erwarten. Der Häuptling der Apachen war diesem Gebote getreulich nachgekommen.

Tokvi-tey, der Anführer der Schoschonen, welcher sich bei ihm befand, hatte gleich nach Old Shatterhands Entfernung aufbrechen wollen, aber der Apache war dagegen gewesen.

„Meine Brüder mögen hier noch halten bleiben," sagte er. „Unsere Pferde mögen noch grasen, denn auf dem Pfade, welchen wir einschlagen, wird es kein Futter für sie geben."

„Kennst du diesen Weg genau?" fragte der Schoschone.

„Winnetou kennt alle Prairien und Wasser, alle Berge und Thäler vom Meere des Südens bis hinauf zum Saskatschewan."

„Aber je eher wir aufbrechen, desto eher sind wir am Ziele!"

„Da hat mein Bruder ganz richtig gesprochen; aber zuweilen ist es nicht gut, wenn man vor der Zeit am Ziele anlangt. Wir werden am Maule der Hölle anlangen noch bevor die Sonne hinter den Wasser speienden Bergen in ihr Wigwam niedersteigt. Winnetou weiß, was er thut. Die tapferen Krieger der Schoschonen können sich auf ihn verlassen. Sie mögen jetzt ihr Fleisch gemächlich verzehren. Wenn die Zeit gekommen ist, wird er das Zeichen zum Aufbruche geben."

Er warf seine Silberbüchse über und entfernte sich, zwischen den Bäumen des Urwaldes verschwindend. Er liebte es nicht, Entschlüsse, welche er einmal gefaßt hatte, ohne triftige Gründe aufzugeben. Tokvi-tey mußte sich fügen.

Die Indianer bereiteten ihr Frühstück und unterhielten sich dabei über den nichts weniger als klugen Streich, welchen der Sohn des Bärenjägers mit seinen vier Begleitern begangen hatte.

Ihr Frühmahl war längst vorüber, als der Apache wiederkehrte. Er suchte sein Pferd auf und stieg in den Sattel. Ein Wink seiner Hand genügte, den Schoschonen wissen zu lassen, daß der Ritt jetzt begonnen werden solle. Sie folgten ihm, einer hinter dem andern reitend und sich dabei Mühe gebend, eine so wenig wie möglich sichtbare Fährte zu hinterlassen.

War Winnetou selbst nach indianischen Begriffen ein sehr schweigsamer Mann, so schien er heute noch weniger als gewöhnlich geneigt zu sein, sich für einen redseligen Mann halten zu lassen. Er hielt sein Pferd so im Gang, daß er den Schoschonen stets eine gewisse Strecke voraus war, und sie respektierten den berühmten Krieger so hoch, daß keiner es wagte, sich ihm zu nähern. Selbst Tokvi-tey, obgleich selbst Häuptling, hielt sich in achtungsvoller Entfernung hinter ihm.

So schlängelte sich der Reiterzug still und lautlos zunächst durch den Wald, dessen dichtes Blätterdach von keinem direkten Sonnenstrahle durchdrungen wurde. Es herrschte hier jenes Halbdunkel, welches in hohen, Gott geweihten Domen die Seele zur Andacht stimmt.

Die gewaltigen Stämme ragten wie riesige Säulen empor. Kein niederes Buschwerk stand hindernd im Wege. Die Vogelstimmen, welche den Anbruch des Tages begrüßt hatten, waren verstummt, und nur zuweilen ging durch die Einsamkeit ein knackendes oder prasselndes Geräusch, durch welches aber die Stille des Waldes nur hervorgehoben wurde.

Dann plötzlich öffnete sich eine kurze, grasige Prairie. Der Wald brach in einer scharfen Linie ab und bereits nach kurzer Zeit wurde der Boden steinicht, so daß nur hier oder da ein armer Halm aus einer Ritze blickte.

Winnetou ließ sein Pferd langsamer gehen, wartete, bis Tokvi-tey ihn eingeholt hatte, deutete nach Westen, wo blaugraue Wolken sich zu erheben schienen, und sagte:

„Das sind die Berge des Feuerlochflusses, hinter ihnen öffnet sich das Maul der Hölle."

Dem Schoschonen war es sehr lieb, daß der Apache das Schweigen gebrochen hatte. Auch er wußte natürlich, daß Schweigsamkeit eine der größten Zierden des Kriegers ist; aber selbst den mürrischesten Indsman kann einmal die Lust zu einem kleinen Speech anwandeln, und in dieser Lage befand sich Tokvi-tey.

Er hatte bereits früher viel über Old Shatterhand gehört; nun war er mit demselben auf eine so wundersame Weise bekannt geworden und hatte sich durch den Augenschein überzeugen können, daß das Gerücht die Eigenschaften und Thaten des berühmten Mannes keineswegs in übertreibender Weise geschildert habe. Er, der viel ältere Mann, widmete dem Deutschen eine Verehrung, wie er sie noch für keinen Menschen empfunden hatte. Zu dieser Verehrung gesellte sich eine Scheu, wie man sie nur für höhere Wesen hat, und doch, trotz der Schranke, welche diese Scheu zwischen ihm und Old Shatterhand errichtete, fühlte er sich mächtig zu dem gewaltigen Jäger hingezogen — er liebte ihn. Die milde, ruhige Freundlichkeit, die immer gleiche, rücksichtsvolle Güte des Mannes, welcher seine Feinde mit der Faust niederzuschlagen pflegte, hatte demselben wie alle Herzen so auch dasjenige des Häuptlings der Schoschonen gewonnen.

Schon längst hatte Tokvi-tey von Winnetou etwas Näheres über Old Shatterhand erfahren wollen. Der Apache war ja derjenige, welcher die beste Auskunft über ihn zu erteilen vermochte, aber grad die Unzertrennlichkeit dieser beiden Freunde machte es schwierig, einmal unter vier Augen mit dem einen über den andern zu sprechen.

Heute nun war Old Shatterhand abwesend, und diese Gelegenheit wollte Tokvi-tey benutzen, den Mund des Apachen zu öffnen. Darum freute er sich darüber, daß der letztere ihn jetzt an seine Seite kommen ließ. Er folgte mit seinem Blicke dem ausgestreckten Arme Winnetous und sagte:

„Tokvi-tey hat jene Gegend noch nie betreten, aber sein Ohr hat oft vernommen, was die alten, grauhaarigen Krieger der Schoschonen von ihr erzählen. Hat mein Bruder auch davon gehört?"

„Nein."

„Tief unter diesen Bergen und Schluchten liegt ein Häuptling begraben, dessen Seele nicht in die ewigen Jagdgründe gelangen kann, obgleich er der tapferste Krieger war und viele Zelte mit den Skalps der von ihm erlegten Feinde geschmückt hatte. Sein Name ist K'un-p'a. Mein Bruder wird ihn gehört haben?"

„Nein. Ein berühmter Häuptling dieses Namens ist dem Apachen nicht bekannt. K'un-p'a heißt in der Sprache der Schoschonen das Feuerwasser, welches die Yankees Brandy oder Whisky nennen."

„Ja, Feuerwasser bedeutet auch der Name jenes Häuptlings, denn er hat seine Seele und seinen ganzen Stamm an die Bleichgesichter verkauft, welche ihm Feuerwasser dafür gegeben haben. Er hatte das Beil des Krieges gegen sie ausgegraben, um sie von der Erde zu vertilgen. Seine Krieger waren zahlreicher als die ihrigen; sie aber hatten Feuerwaffen und — Feuerwasser. Ihr Häuptling bat um eine Unterredung mit ihm. Die beiden trafen sich an einer Selle, welche sich zwischen den Kriegslagern befand. Während sie verhandelten, gab der Häuptling der Bleichgesichter dem roten Krieger Feuerwasser zu trinken. Es war noch nie ein Tropfen davon über seine Lippen gekommen. Er trank und trank, bis der böse Geist des Feuerwassers über ihn kam. Da verriet er, um mehr davon zu bekommen, seine

Krieger. Sie wurden alle getötet, so daß nicht ein einziger entkam."

„Und ihr Häuptling?" fragte Winnetou.

„Er blieb allein übrig. Er war der Verräter, darum töteten ihn die weißen Männer nicht. Sie versprachen ihm noch mehr Feuerwasser, wenn er sie nach den Weidegründen seines Stammes führen wolle. Er that es. Die Wigwams seines Stammes standen da, wo jetzt die wasserspeienden Berge stehen. Das Thal des Feuerlochflusses war damals der glücklichste Weidegrund des Landes. Das Gras neigte seine Spitzen über dem Reiter zusammen, und auf den Büffelpfaden wandelten die Bisons in unzählbaren Scharen. Dorthin führte K'un-p'a die Bleichgesichter. Sie fielen über die roten Männer her und töteten sie nebst allen ihren Frauen und Kindern. Der Häuptling saß dabei und trank Feuerwasser, bis es ihm aus dem Munde brannte. Da brüllte er vor Schmerz laut auf und wandte sich in schrecklichen Qualen hin und her. Sein Geheul klang über die Prairien und Wälder hinweg bis hinauf zu den Spitzen des Gebirges jenseits des Gelbsteinsees. Dort wohnte der große Geist der roten Männer. Er kam herbei und sah, was geschehen war. Er ergrimmte in schrecklichem Zorne. Er schlug mit seinem Tomahawk eine Spalte in die Erde, viele Tagereisen tief, und stürzte K'un-p'a hinab. Dort unten liegt nun der Verräter seit vielen hundert Sonnen. Wenn er sich in seinen nie endenden Schmerzen von einer Seite auf die andere wirft und dabei seine brüllende Stimme erhebt, so zittert die ganze Gegend des Gelbsteinsees bis hinüber zum Schlangenflusse, und aus Spalten und Löchern dringt sein Jammergeheul zur Erde empor. Das Feuerwasser strömt kochend aus seinem Munde; es füllt alle Klüfte und Ritzen der Tiefe; es dampft und braust zur Höhe; es wirbelt und sprudelt aus allen Schlünden; es qualmt und stinkt aus allen Höhlen, und wenn dann ein einsamer Krieger vorüber reitet, die Erde unter den Hufen seines Pferdes zittern und bersten sieht, die kochende Flut erblickt, welche auf zu den Wolken steigt, und das Gebrüll vernimmt, welches aus tausend Mäulern der Tiefe erschallt, so gibt er seinem Tiere die Fersen und entflieht, denn er weiß, unter ihm wütet K'un-p'a, der vom großen Geiste Verfluchte."

Wenn der Schoschone erwartet hatte, daß Winnetou zu dieser Schilderung irgend eine Bemerkung machen werde, so hatte er sich geirrt. Der Apache blickte still vor sich hin. Um seinen Mund spielte ein kaum bemerkbares Lächeln. Darum fragte Tokvi-tey:

„Was sagt mein Bruder zu dieser Erzählung?"

„Daß noch niemals eine so bedeutende Schar der bleichen Krieger an den Fluß des Feuerloches gekommen ist."

„Kann mein Bruder das behaupten?"

„Ja."

„Aber das ist vor vielen hundert Sonnen geschehen; damals hat mein roter Bruder noch gar nicht gelebt."

„Und Tokvi-tey, der Häuptling der Schoschonen, war auch noch nicht vorhanden. Wie also kann er wissen, was damals geschehen ist?"

„Er hat es gehört. Die Alten haben es ihm erzählt, und diese wissen es von den Urvätern ihrer Urväter."

„Aber als diese Urväter lebten, gab es noch keine Bleichgesichter bei den roten Männern. Ich habe das von einem gehört, der es ganz genau weiß, von meinem weißen Bruder Old Shatterhand. Als ich mit ihm zum erstenmal am Flusse des Feuerloches war, hat er mir erklärt, wie die Löcher entstanden sind, aus denen die kalten und heißen Wasserstrahlen steigen. Er hat mir gesagt, wie die Berge und Thäler, die Cannons und Abgründe entstanden sind."

„Weiß er es denn?"

„Sehr genau."

„Aber er ist nicht dabei gewesen!"

„Dessen bedarf es nicht. Wenn ein Krieger die Spur eines Fußes sieht, so weiß er, daß hier ein Mann gegangen ist, und doch ist er nicht dabei gewesen. Solche Spuren hat der große Geist zurückgelassen und Old Shatterhand versteht es, diese Spuren zu lesen."

„Ugh!" rief der Schoschone verwundert.

„Höre ihn selbst sprechen! Dann wirst du dich noch viel mehr wundern. Ich habe in stillen Nächten an seiner Seite gesessen und seinen Worten gelauscht; es sind Worte des großen, guten, allmächtigen Geistes gewesen, Worte der Liebe und Milde, der Versöhnung und Erbarmung. Seit ich sie gehört habe, thue ich so wie Old Shatterhand — ich töte keinen Menschen, denn alle sind Kinder des großen Geistes, welcher seine Söhne und Töchter glücklich machen will."

„So sind die weißen Männer auch seine Kinder?"

„Ja."

„Uff! Warum verfolgen sie ihre roten Brüder? Warum rauben sie ihnen ihr Land? Warum jagen sie sie von Ort zu Ort? Warum sind sie voller List, Heimtücke und Betrug gegen sie?"

„Um dem Häuptlinge der Schoschonen diese Frage zu beantworten, müßte ich viele Stunden sprechen. Dazu gibt es keine Zeit. Ich will ihn nur fragen: Sind alle roten Männer gut?"

„Nein. Es gibt gute und böse unter ihnen."

„Nun, so ist es auch mit den Bleichgesichtern; auch unter ihnen gibt es gute und böse. Old Shatterhand gehört zu demjenigen Stamme der Bleichgesichter, welcher noch niemals das Kriegsbeil gegen die roten Krieger geschwungen hat."

„Wie heißt dieser Stamm?"

„Es ist der Stamm der Deu-scheh, welcher weit im Osten jenseits des großen Wassers wohnt."

„Er ist dessen Häuptling?"

„Nein. Die Krieger der Deu-scheh haben mehrere Häuptlinge, welche Kön-ig genannt werden; der oberste Häuptling aber wird Kai-sa genannt. Er ist ein alter, kluger, tapferer Krieger, der in allen Kämpfen gesiegt und doch niemals einen Skalp genommen hat. Sein Haar ist weiß wie der Schnee der Berge; seine Jahre sind fast nicht zu zählen, aber seine Gestalt ist noch hoch und stolz, und sein Roß zittert vor Freude, wenn er in den Sattel steigt. Sein Arm ist stark und sein Befehl ohne Widerspruch; aber in seinem Herzen wohnt die Liebe, und in seiner Hand glänzt der Stab des Friedens. In seinem Wigwam verkehren die Häuptlinge aller Völker, und sein Rat wird geachtet vom Aufgang bis zum Niedergange der Sonne."

„Und wie heißt dieser große Häuptling?"

„Wi-he-lem. Du wirst dieses Wort nicht verstehen, denn es gehört der Sprache der Deu-scheh und bedeutet so viel wie mächtiger Beschützer."

„Warum aber ist Old Shatterhand nicht bei seinem Stamme geblieben?"

„Weil er gewünscht hat, die roten Männer kennen zu lernen. Dann wird er wieder nach dem Wigwam der Seinen zurückkehren."

„Wird mein roter Bruder mir sagen, wo er ihn zum erstenmale gesehen hat?"

„Das war am Rio Gila, weit von hier gegen Mittag, wo die Pferde der Apachen weiden. Die Hunde der Komanchen waren aus ihren Löchern gekrochen, um die tapferen Krieger der Apachen anzubellen. Da hielten die Häuptlinge einen großen Rat, und am andern Morgen zogen zehnmal zehn mal sechs Apachen aus, um sich die Skalpe der Komanchen zu holen. Winnetou war noch jung. Er wurde ausersehen, die Fährte der Komanchen zu suchen, denn sein Auge war scharf und sein Ohr hörte den Lauf des Käfers im Grase. Er erhielt zehn Krieger, welche mit ihm ritten, und es gelang ihm, die Spur des Feindes zu finden. Auf dem Rückwege sah er einen Rauch aufsteigen und schlich hinzu, um zu sehen, welche Männer an dem Feuer zu finden seien. Es waren fünf Bleichgesichter. Die Apachen standen mit den Weißen in Feindschaft; darum beschloß Winnetou, sie zu überfallen und sich mit ihren Skalpen zu schmücken. Der Ueberfall gelang den roten Männern, aber zu ihrem eigenen Schaden. Die Bleichgesichter wurden überrumpelt, aber sie waren tapfer, sie wehrten sich. Einer von ihnen war hinter einen Baum gesprungen und schoß einen Roten nach dem andern nieder. So starben vier Bleichgesichter, aber auch die zehn Apachen, welche mit Winnetou waren. Endlich waren nur noch das tapfere Bleichgesicht und Winnetou übrig. Der Weiße warf sein Gewehr weg und stürzte sich auf den Roten. Er riß ihn zu Boden und entwand ihm die Waffen. Winnetou war verloren; er lag unter dem Weißen und konnte sich nicht bewegen, denn dieser letztere war stark wie ein grauer Bär. Der Apache riß sein Jagdhemd auf und bot dem Feinde die nackte Brust. Dieser aber warf das Messer weg, stand auf und reichte Winnetou die Hand. Sein

Blut war geflossen, denn Winnetou hatte ihn in den Hals gestochen, und dennoch schonte er das Leben des Apachen. Dieses Bleichgesicht war Old Shatterhand. Seit jener Zeit sind beide Männer Brüder gewesen, und sie werden Brüder bleiben, bis der Tod sie voneinander trennt."

„Und seid ihr seit jener Zeit stets beisammen gewesen?"

„Nein. Old Shatterhand ist in sein Land gereist; aber so oft er wieder in die Prairie kam, hat er sofort seinen roten Bruder aufgesucht. Beide haben einander das Leben viele, viele Male gerettet, beide haben gegenseitig voneinander und miteinander gelernt, und jeder von ihnen würde sofort und gern sein Leben lassen, wenn der andere es von ihm forderte. Mehr denn zehnmal zehnmal haben beide viele, viele Feinde gegen sich gehabt; sie sind oft von einem ganzen Stamme verfolgt worden; sie sind eingeschlossen worden von überlegenen Scharen, aber wenn sie beisammen sind, fürchten sie keinen Feind und fürchten nicht eine große Zahl der Feinde. Noch keiner hat sie überwinden können. Und seit Winnetou seinen Bruder Old Shatterhand gefunden hat, ist ihm die Erkenntnis gekommen, daß der große Geist die Liebe ist, daß unser guter Manitou traurig sein Haupt verhüllt, wenn seine Söhne sich untereinander zerfleischen. Der Schöpfer der Erde hat seinen Sohn Jesu gesandt, um seinen roten und weißen Kindern wissen zu lassen, daß Friede sein soll in allen Ländern. Das Kriegsbeil soll vergraben sein und das Calumet der Versöhnung geraucht werden von Ort zu Ort, von Stamm zu Stamm. Der Häuptling der Schoschonen wird das nicht begreifen; er mag, wenn er es erfahren will, selbst mit Old Shatterhand sprechen. Winnetou hat keinen Mund zu dieser Rede; aber er reitet von Nord nach Süd, von Ost nach West, von Stamm zu Stamm, um durch sein Beispiel zu lehren und zu zeigen, daß die roten und weißen Kinder des großen Geistes in Liebe und Frieden bei einander wohnen können, wenn sie nur wollen. Wenn die roten Männer erst gelernt haben, untereinander einträchtig zu sein, dann wird ihnen die Achtung der Bleichgesichter zu teil, und sie werden stark genug sein, den Brudermord aus ihren Weidegründen zu verbannen. Tokvi-tey, der Häuptling der Schoschonen, mag über meine Worte nachdenken. Ich lasse ihn allein."

Er spornte sein Pferd an, um den Vorsprung, welchen er bisher eingehalten hatte, wieder zu erlangen, und gab denselben auch während des ganzen weiteren Rittes nicht wieder auf.

Seine Voraussagung, daß die Pferde unterwegs keine Weide finden würden, erfüllte sich. Das Terrain blieb von jetzt an felsig und unfruchtbar. Es bildete, im ganzen genommen, eine Ebene; aber zahlreiche Senkungen und scharfe Einschnitte veranlaßten die Reiter zu zeitraubenden Umwegen. Die Sonne brannte heiß hernieder, und die Pferde mußten geschont werden, da es im Bereiche der Möglichkeit lag, daß man morgen gezwungen sein werde, alle ihre Kräfte in Anspruch zu nehmen. Darum wurde nur im Schritt geritten, und man kam den bereits erwähnten westwärts liegenden Höhen nur langsam näher.

So verging der Vor- und auch der größte Teil des Nachmittags, und die Sonne hattte bereits das letzte Viertel ihres Tagebogens erreicht, als man den östlichen Fuß der Feuerlochberge erreichte.

Der Felsen ging nach und nach in Grasland über, und als der Boden mehr zu steigen begann, gab es hier und da einen kleinen Wasserlauf, an dessen Ufern sich Büsche in einem kühlenden Luftzuge wiegten.

Winnetou hielt auf ein Thal zu, welches rechtwinkelig durch die Berge schnitt. Die Seiten desselben waren, je weiter man kam, desto dichter mit Bäumen bestanden, und nach kurzer Zeit wurde ein kleines Frischwasserbecken erreicht, an dessen Ufer Winnetou vom Pferde sprang. Er nahm dem Tiere Sattel und Zäumung ab und trieb es dann in die Flut, damit es sich nach dem anstrengenden Ritte erquicken möge. Die andern Reiter folgten seinem Beispiele.

Es wurde dabei kein Wort gesprochen. Niemand fragte ihn, ob er hier zu lagern denke. Er hatte sich nicht gesetzt, sondern er stand, auf seine Büchse gelehnt, am Wasser. Das war für die anderen genug, zu wissen, daß er bald wieder aufbrechen werde.

Nach kurzer Zeit kam sein Pferd freiwillig aus dem Wasser und auf ihn zu. Er sattelte es, stieg auf und ritt davon. Er hielt es gar nicht für notwendig, sich nur einmal umzuschauen, ob die Krieger ihm auch folgten; es verstand sich das ja ganz von selbst.

Das Thal wurde desto enger, je steiler es zur Höhe stieg. Es war durch einen Wasserlauf gebildet worden, dessen Ursprung oben auf der Höhe lag. Dort oben angekommen, befanden die Reiter sich im wilden Walde, welchen noch kein menschlicher Fuß betreten zu haben schien.

Der Apache aber kannte seinen Weg genau. Er ritt in größter Sicherheit, als ob er einen gebahnten Pfad vor sich sehe, unter den hohen Bäumen weiter, erst scharf bergan, dann eben fort und endlich jenseits des Kammes zwischen zerstreut umher liegenden, riesigen Felsenbrocken zu Thale nieder.

Da ertönte so plötzlich, daß die Pferde scheuten, vor ihnen ein fürchterlicher Krach, als ob eine gewaltige Dynamitexplosion stattgefunden habe; es folgten eine Reihe Schüsse, wie von starken Festungsgeschützen; dann rollte es wie ein fortlaufendes Pelotonfeuer, welches sich in ein Knattern, Prasseln, Sausen und Zischen auflöste, als ob da vor den überraschten Reitern ein Riesenfeuerwerk abgebrannt werde.

(Fortsetzung folgt).

Der deutsche Sinn Karls V.

Mit Unrecht beschuldigt man den Regenten, dessen Wert der großen Zeit gleichkam, die seine Herrschaft umfaßte, das Deutschtum gegenüber den Vorzügen anderer Nationen zurückgesetzt zu haben. Verbürgte Ueberlieferungen künden seine Meinung von einem unbesiegbaren Kriegsheer: ein solches, äußerte Karl, müsse ein italienisches Haupt, spanische Schultern, französische Beine, aber deutsche Brust und Herz besitzen. Die Anhänglichkeit des Kaisers an seine deutschen Landsleute erprobte sich auch bei seinem Aufenthalt in Spanien. Fast die ganze Umgebung und vor allem die Leibwache, bestand aus germanischen Söhnen. Darob wurden die spanischen Granden und selbst das aufgehetzte Volk Madrids eifersüchtig; es gab mancherlei Händel, bis am Ende sich eine Deputation bei Karl einfand und um Entfernung sämtlicher Deutschen aus dem kaiserlichen Palast zu bitten wagte.

Ruhig hörte der Monarch die Rede an und beschied die Bittsteller am andern Tag zu bestimmter Stunde in den Ehrenhof des Palastes, dort seinen Entschluß in Empfang zu nehmen.

Als die Herren sich zur angewiesenen Zeit pünktlich einfanden, gewahrten sie sämtliche Deutsche, die zum kaiserlichen Dienst gehörten, dort aufgestellt. Nun trat auch der Monarch selber aus dem hohen Portal; sein Aussehen war wie zu einer Reise gerüstet. Ohne den Spaniern weitere Beachtung zu schenken, trat er vor seine Landsleute.

„Liebe Freunde," sagte er mit eindringlicher Stimme, „es ist zu unsern Ohren gekommen, daß der Aufenthalt deutscher Männer in meinem Palast, ja selbst in meiner Hauptstadt manchem mißbehagt; man fordert die Entfernung derselben als Friedensstörer. Wir wollen nicht, daß die Ruhe unserer Stadt fürder getrübt werde, und sind geneigt, das an uns gestellte Ansinnen zu bewilligen. Ich bin zur Reise bereit, macht euch fertig, und ehe der Tag zu Ende, soll Madrid seinen Willen haben und keinen Deutschen mehr an dieser Stätte finden."

Der niederschmetternde Eindruck dieser Deutung in den Worten des Kaisers auf die spanischen Herren läßt sich nicht beschreiben; zugleich aber entflammte die Rede Karls die leicht erregte Begeisterung des südländischen Blutes. Die trotzigen Forderer sanken zu den Füßen Karls und flehten den Monarchen um die Gunst seines Bleibens. — Zwischen den Söhnen der verschiedenen Nationen aber herrschte fortan Frieden.

Spitzmäuse.

Kaum eine zweite unserer heimischen Säugetiergattungen dürfte in ihren wenigen Arten so ungenügend gekannt sein, wie die Spitzmäuse, deren wissenschaftlichen Namen Sorex wir festhalten werden, auf die jetzt so beliebte Haarspalterei in mehrere Gattungen (Crossopus, Crocidura, Pachyura) Verzicht leistend. Mit den Mäusen haben diese Tierchen für einen flüchtigen Blick nur äußere Aehnlichkeit, unterscheiden sich aber wesentlich von denselben durch einen spitzen vorgezogenen Kopf, durch kürzeren Schwanz und ein anderes Gebiß, welches sie nicht als Nagetiere, sondern als Raubtiere kennzeichnet. Zwar fehlen die das Raubtiergebiß charakterisierenden Eck- oder Reißzähne, dafür sind die Schneidezähne (oben wie unten 4—6) stark entwickelt, im Oberkiefer hakenförmig gebogen, im Unterkiefer sehr schräg gestellt; an diese schließen sich jederseits spitzige Lückenzähne und diesen die scharfzackigen Backzähne an. Die Anzahl der Zähne ist nicht dieselbe bei den verschiedenen Arten und hilft dieselben unterscheiden. Nicht nur Insekten und deren Larven, wie Würmer und andere niedere Tiere, sondern auch Fische, Frösche, Vögel und Säugetiere geringerer Größe werden von diesen kleinsten aller Säuger und in reichem Maße als Nahrung begehrt und mit einer Gewandtheit und Kühnheit erobert, welche die eigene Körpergröße nicht erwarten läßt. Als weitere Kennzeichen der Spitzmäuse sei noch erwähnt, daß die Augen sehr klein, die kurzen Ohrmuscheln einrollbar und am Grunde mit zwei Läppchen zum Verschlusse der Ohröffnung versehen sind. Unmittelbar unter der Haut liegen an den Körperseiten, besonders bei den Männchen, stark entwickelte Drüsen, welche einen kräftigen Moschusgeruch verbreiten. Daher kommt es, daß mit Ausnahme einiger Eulen kein anderes Raubtier eine Spitzmaus auffrißt. Die Jungen, bis 10 an der Zahl, werden nackt und blind geboren, entwickeln sich aber ungemein schnell, so daß sie bereits in einem Alter von 4—6 Wochen zu selbständigen Räubern herangereift sind.

Die Spitzmäuse sind über die ganze Alte Welt und über Amerika ausgebreitet, wohnen meist unterirdisch, verlassene Gänge von Maulwürfen und Wühlmäusen gern benutzend, doch auch vollkommen befähigt, sich selbst Röhren zu graben, sind lichtscheue, nächtliche Tiere und eben darum, ihre Kleinheit und Flüchtigkeit mit eingerechnet, dem menschlichen Auge wenig zugänglich. Nach diesen allgemeinen Vorbemerkungen sollen jetzt in Wort und Bild einige unserer heimischen Arten vorgeführt werden:

Die Wasserspitzmaus, Sorex fodiens, wenn wir von den zahlreichen wissenschaftlichen Namen den gebräuchlichsten auswählen, gehört den größten heimischen Arten an; denn sie mißt an 12 cm, von denen reichlich 5 cm auf den Schwanz kommen. Ihr außerordentlich weicher, dichter Pelz, der kein Wasser annimmt, ändert in der Färbung vielfach ab, auf der Rückenseite ist er gewöhnlich schwarz oder schwarzbraun, auf der Bauchseite lichtgrau bis rein weiß. Die Pfoten sind mit weißen Schwimmborsten bekleidet, welche, wenn ausgebreitet, ringsum wie die Zinken eines Kammes die Füße umgeben und zu Rudern gestalten; auf dem Lande werden die Borsten dicht angedrückt und in dieser Lage vor der Abnutzung geschützt. Ein untrügliches Kennzeichen unserer Art bilden die braunroten, ungekerbten Spitzen der Schneidezähne im Unterkiefer. Sie bewohnt Erdröhren mit zahlreichen Ausgängen in der Nähe von Wasser. Dieses, Bach oder Teich mit nicht schlammigem Untergrunde, von Bäumen, Wiesen, Gärten begrenzt, muß offene Stellen im kalten Winter bieten, da die Wasserspitzmaus, wie die übrigen Gattungsgenossen, keinen Winterschlaf hält; auch scheinen Gebirgsgegenden von ihr bevorzugt zu werden. An den genehmen Oertlichkeiten dürfte sie nirgends in Europa fehlen. Sie ist ein ebenso flinker Läufer, wie geschickter Schwimmer und Taucher. Entweder nur den Kopf außer Wasser haltend und mit silberweißen, dem dichten Pelze entstammenden Luftbläschen umgeben oder breit dem Wasser auffitzend gleitet sie dahin, verschwindet in der Tiefe, läuft auf dem Boden entlang, wie es ihr eben paßt, wie die Jagd nach Beute oder die Kurzweil, namentlich zur Paarungszeit, es ihr gebieten. Von ihrer Kühnheit beim Rauben legt unsere Abbildung Zeugnis ab. In derselben Lage wie hier der Frosch kann sich auch ein junges Vögelchen befinden, welches ihrer unterirdischen Wohnung in aller Harmlosigkeit zu nahe gekommen war. Im Wasser jagt sie namentlich auf die zahlreichen Kerbtiere, auf Frosch- und Fischlaich und die junge Brut aus beiden, ja der Pastor Brehm hat feststellen können, daß in einem Teiche abgestandene, alte Karpfen ohne Augen und Gehirn der Mordlust von Wasserspitzmäusen haben erliegen müssen.

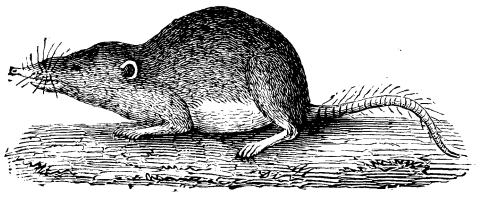
Die Wasserspitzmaus.

Die Hausspitzmaus, Sorex araneus, wird durch unsere zweite Abbildung vergegenwärtigt und erreicht nicht ganz die Größe der vorigen, indem sie bis 11,5 cm in die Länge mißt, von welcher Ausdehnung 4,5 cm auf den Schwanz kommen. Das weiche Fell, in der Jugend dunkler, erscheint bei den ausgewachsenen Stücken braungrau und wird an der Bauchseite allmählich lichter, also grau; das Gebiß besteht aus 28 Zähnen, deren vorderste ungefärbt und ungekerbt sind. Diese Art, von Nordafrika an über Spanien, Frankreich, Mitteleuropa bis Nordrußland und Nordostsibirien verbreitet, wie es scheint im nordwestlichen Europa, von Holland und Dänemark angefangen, fehlend, vermeidet feuchte Niederungen und den Wald, ist mehr auf Feld und Gärten angewiesen und unter allen Gattungsgenossen am wenigsten menschenscheu. Daher findet sie sich auch nicht selten in Gehöften, Kellern und Vorratsräumen, wo sie Fleischwaren, namentlich dem Speck und Milchspeisen

Die Hausspitzmaus.

nachgeht, aber auch durch Vertilgung manch lästigen Ungeziefers die Nachteile ihrer Naschhaftigkeit aufwiegt.

Als dritte im Bunde sei die Wimperspitzmaus, Sorex suaveolens, auch etruscus, erwähnt, der kleinste aller Säuger, denn ihre Körperlänge beträgt mit Ausschluß des 2,5 cm messenden Schwanzes



Die Wimperspitzmaus.

nur 4 cm. Ihr feiner Pelz ist hellbräunlich oder rötlichgrau, im Alter mehr rostgelb gefärbt, der Schwanz oben bräunlich, unten heller, Pfoten und Rüssel fleischrot, die Ohrmuschel verhältnismäßig groß und das Gebiß aus 30 Zähnen zusammengesetzt. Dieser Zwerg, in Lebensweise und Aufenthalt kaum von der vorigen verschieden, kommt in allen Ländern um das Mittelländische und das Schwarze Meer vor, verlangt mithin einige Grade mittler Jahreswärme mehr, als die vorher genannten.

Wir begnügen uns mit diesen drei Spitzmäusen und gedenken noch eines nahe verwandten Bewohners des südlichen Europas, welcher den Uebergang von den Spitzmäusen zu dem Maulwurfe bildet. Die Bisamspitzmaus, der Almizilero der Spanier, Myogale pyrenaica, übertrifft unsere Spitzmäuse an Größe, denn sie mißt 25 cm, von denen ziemlich die Hälfte auf die Schwanzlänge entfällt, ist oben kastanienbraun, an den Körperseiten braungrau, am Bauche silbergrau und an den Seiten des beweglichen, doppelröhrigen Rüssels weißlich. Der dunkelbraune Schwanz trägt einzelne weiße Härchen, die fünfzehigen mit Schwimmhäuten versehenen Pfoten sind an den Vorderbeinen braun behaart, an den etwas längeren Hinterbeinen beschuppt, eine äußere Ohrmuschel fehlt, dagegen setzt sich das Gebiß aus 44 Zähnen zusammen, von denen die 6 Schneidezähne im Oberkiefer durch ihre Ungleichheit auffallen. Die starken Moschusgeruch verbreitenden Drüsen liegen bei den Myogale-Arten unter der Schwanzwurzel. Die Bisamspitzmaus lebt in und an den Gewässern des nördlichen Spaniens in der Weise wie unsere Wasserspitzmaus, soweit die noch dürftigen Beobachtungen über sie reichen. Eine zweite, noch einmal so große Art, der Desman oder Wuchuchol, Myogale moschata, bewohnt die Stromgebiete der Wolga und des Don, kommt aber auch in der Bucharei vor und ist seines Pelzes wegen hoch geschätzt

---

Die Erfindung des Kompasses.

In weiteren Kreisen dürfte es wohl nur wenigen bekannt sein, daß die Chinesen schon vor der christlichen Zeitrechnung die Magnetnadel als Pfadfinder benutzt haben. Sie bedienten sich derselben zunächst nicht zur Schiffahrt, sondern zu Landreisen. Mit Hilfe eines eigentümlichen Kompasses fanden sich die chinesischen Kaiser auf ihren großen Reisen und Kriegszügen durch ihre weiten Länder zurecht. Auf einem zweiräderigen Wagen, dem Magnetkarren Tschi-nau-kin, befand sich vor dem Sitze eine kleine Figur, in deren ausgestrecktem beweglichen Arme ein Magnetstab versteckt war, welcher fortwährend nach Süden zeigte. Die Chinesen suchen nämlich mittels der Magnetnadel zunächst die südliche Himmelsrichtung auf, nicht wie wir die nördliche; sie nennen die Kompaßnadel Tschi-nau, d. h. Südenzeiger. Auf dem Magnetwagen gaben ferner zwei andere Figuren, Ki-li-ku genannt, die Länge des zurückgelegten Weges an, indem die eine derselben nach jeder einzelnen beendigten chinesischen Meile auf eine Trommel, die andere nach jeder zehnten auf eine Glocke schlug. Somit haben die Chinesen auch den Wegmesser oder Hodometer erfunden.

Wann die Erfindung der magnetischen Karren gemacht wurde, ist zweifelhaft, der Sage nach bereits 2364 Jahre vor Christo. Die erste zuverlässige Nachricht über die wirklich stattgehabte Benutzung der Magnetnadel stammt aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung; hier findet sich die mehrfach beglaubigte Angabe, daß ein erster Minister in Peking, Namens Tsche-u-kung, den Gesandten aus Cochinchina und Tonkin fünf magnetische Wagen von dem kaiserlich-chinesischen Hofe als Geschenke mitgegeben hat, damit die hohen Gäste sicher nach Hause gelangen sollten. Daß man Magnetnadeln durch Bestreichen mit dem Magnetsteine herstelle, ist schon in einem Wörterbuche zu lesen, das um das Jahr 121 n. Chr. erschienen ist. Später ging eine Zeitlang die Erfindung des Magnetkarrens verloren, wurde aber von dem Gelehrten Ma-kinn, so viel als Dr. Ma, ca. 235 n. Chr. wieder erneuert. Ein Buddhapriester brachte 658 den ersten Magnetwagen von China nach Japan. Im neunten Jahrhundert wurden sodann denselben die Figuren beigefügt, welche die Länge des Weges angaben.

Die älteste Angabe, aus der hervorgeht, daß der Kompaß bei den Chinesen auch zur Schiffahrt benutzt wurde, besagt, daß sich die Schiffer desselben während der Dynastie Tsin, 265 bis 419 n. Chr., bedient haben. Später, aber schon im siebenten und achten Jahrhundert, unternahmen die Chinesen sehr große Seereisen von Canton durch die Straße von Malakka nach Ceylon und weiter nach den Mündungen des Indus und Euphrat, welche Expeditionen sie ohne Kompaß kaum jemals hätten ausführen können.

Alle diese und die nächstfolgenden interessanten Daten verdanken wir den gründlichen Untersuchungen des Chinaforschers Julius Klaproth, der auf Anregung von Alexander von Humboldt seine durchaus zuverlässigen Resultate bereits 1834 veröffentlicht hat.

Die älteren chinesischen Kompasse waren meist höchst primitiv eingerichtet. Man warf Schilfhalme auf Wasser und ließ einen Magnetstab darauf schwimmen, oder man hing die Nadel mittels Wachs an einem Faden auf. Später ließ man sie übrigens schon mittels eines Hütchens auf einem Stifte schweben. In einem Naturgeschichtsbuche, das von Ke-u-tsun-schy zwischen 1110 und 1120 n. Chr. geschrieben ist, wird ganz richtig bemerkt, daß die Magnetnadel nach Süden, jedoch nicht genau nach dieser Himmelsrichtung zeige; somit sind die Chinesen auch Entdecker der magnetischen Mißweisung oder Deklination. Durch die weiten Seereisen der Chinesen in so früher Zeit bis in die indischen und ostafrikanischen Gewässer wurde nun sehr wahrscheinlich die Kenntnis des Kompasses weiter nach Westen verbreitet.

Eine Andeutung hierüber gibt ein Buch „Schatz der Kaufleute für die Kenntnis der Steine", das von dem Araber Bailak im Jahre 1242 verfaßt ist. Dieser sagt, die Schiffer auf dem Syrischen Meere nähmen, wenn die Nacht dunkel sei, so daß man keine Sterne sehen könne, Kreuzchen von Holzstäbchen, legten dieselben in ein Gefäß mit Wasser, und darauf sodann einen Magnetstein, der sich mit seinen beiden Spitzen von Norden nach Süden stelle. Bailak setzt hinzu, daß er diese Vorrichtung auf einer Reise nach Alexandria selbst gesehen habe. Er sagt bei dieser Gelegenheit, daß die Schiffer auf dem Indischen Meere statt des Holzkreuzchens sich eines hohlen eisernen Fisches bedienten, der beim Schwimmen dieselben Himmelsrichtungen angebe.

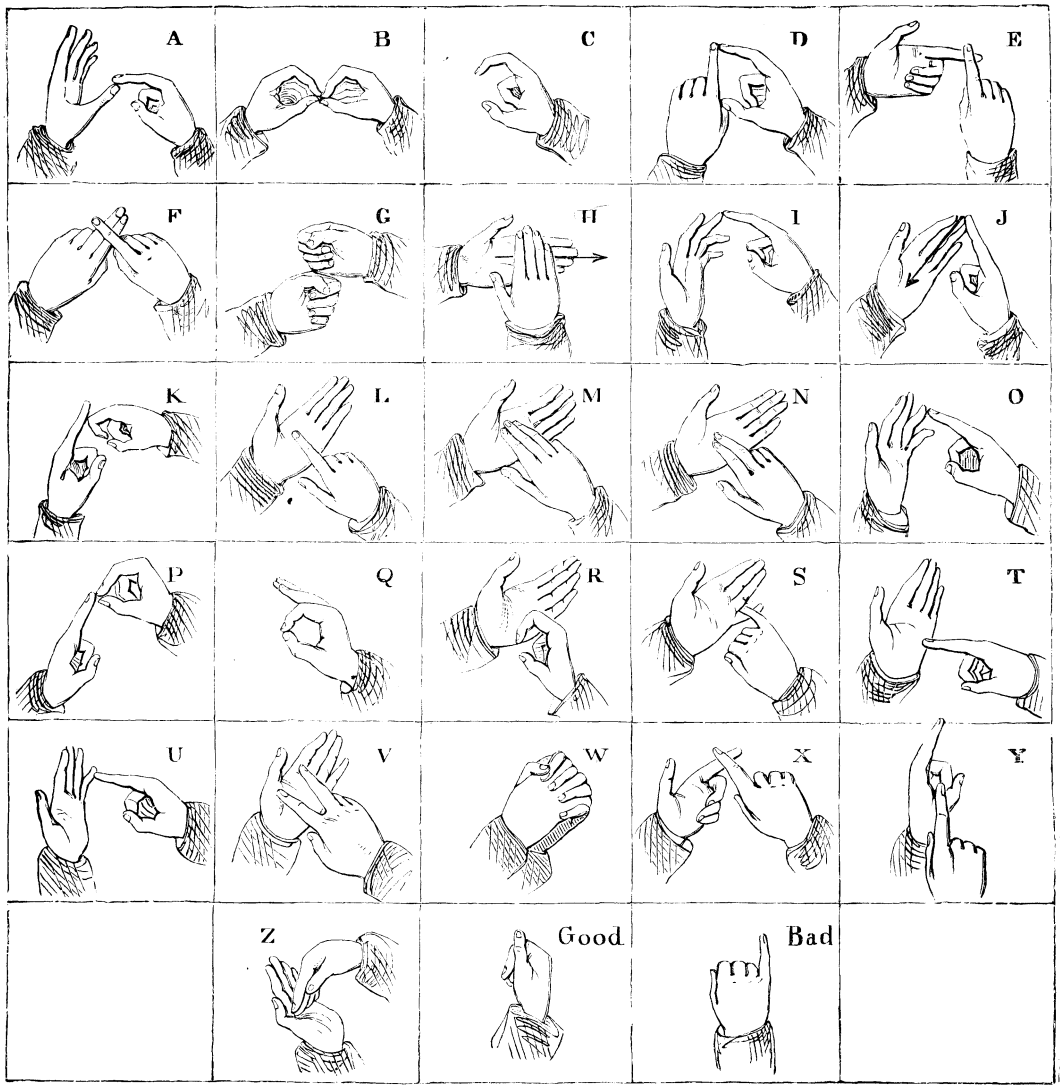
Wenn nun auch nachweislich schon vor Bailak die Magnetnadel in Europa bekannt gewesen ist, so ist doch jedenfalls sein Buch als ein Fingerzeig anzusehen, daß bei den Arabern die Brücke zu suchen ist, auf welcher die Kenntnis des Kompasses von China nach Europa gelangte.

Aus dem Leben Alexanders von Humboldt.

An einem Oktobernachmittag der vierziger Jahre wurde der Blick des großen Naturforschers bei dem Gange über den Spittelmarkt in Berlin auf zwei lange, mit Perlmutter ausgelegte Reiterpistolen gelenkt, die wegen ihrer altertümlichen, kunstvollen Arbeit seine Aufmerksamkeit erregten. Er erstand sie für den Preis von zehn Thalern und machte auf dem Rückweg in seine in der Oranienburgerstraße belegene Wohnung die interessante Ent-

Die Bisamspitzmaus.

deckung, daß das zum Einpacken benutzte Papier ein Blatt aus einem alten „Kräuterbuche“ war. Um die Ueberreste jenes sicher aus der frühesten Zeit der Buchdruckerkunst stammenden wertvollen Werkes vor dem nahen Untergange zu retten, kehrte Humboldt sofort um und begab sich wieder in das Reich der alten Kleider. Aber er fand den Verkäufer der Pistolen nicht wieder, denn alle Trödler, die er fragte, glaubten, daß er in der Absicht käme, seinen Kauf rückgängig zu machen. Erst als er erklärte, daß er dem Verkäufer einen Thaler zurückzuliefern beabsichtige, den er vorhin zu viel ausgezahlt bekommen habe, stürzten die Trödler aus ihren Läden, um sich zu melden. Von allen Seiten umlagert, erhob der große Gelehrte die Pistolen und erreichte es, daß nicht nur die in Furcht gesetzte Menge auseinanderstob, sondern daß sich auch der wirkliche Verkäufer meldete, indem er bemerkte, daß der Herr die Donnerbüchsen nur einstecken möge, da sie nicht geladen seien, und daß er selbst gerne seinen Thaler in Empfang nehmen würde. Humboldt folgte nun dem Trödler in sein dunkles Gewölbe, ließ sich das alte Buch geben, aus welchem das bewußte Blatt herausgerissen sein mußte, und entdeckte sehr bald, daß der schweinslederne Foliant mit Ausnahme weniger Schlußblätter wohlerhalten war und zu den seltensten seiner Art gehörte. Auf die Frage nach dem Preise des alten Buches nahm der Trödler eine Hose mit eingesetztem Boden vom Nagel und antwortete: „Geben Sie vier Thaler und die schöne Hose kriegen Sie zu. Mit der können Sie Sonntags noch Staat machen.“ Das Geschäft kam zu stande, aber auf die Zugabe verzichtete Humboldt. So oft der greise Gelehrte später vertrauten Freunden seine Bücherschätze zeigte, verfehlte er nicht, die Ankaufsgeschichte des alten Kräuterbuches mitzuteilen.



Die von Hobble-Frank dem „G. K.“ eingesendete, mit zwei Händen auszuführende amerikanische Fingersprache.

Affenbrücken.

Dr. W. Sievers schreibt in der soeben erschienenen „Reise in der Sierra Nevada de Santa Marta“ (er befand sich zu jener Zeit in den Anden von Perija, und zwar in den Wäldern von Urumita in der glühenden Niederung, wohin er aus der kühlen Frische des Hochgebirges aufgebrochen war): „Laut heulten die Brüllaffen dem Morgen entgegen. Ihre dem Tosen des Sturmes aus der Entfernung täuschend ähnlichen Stimmen erschallen stets beim Auf- und Niedergange der Sonne. Sie sind recht häufig im Walde des Cesarthales und gaffend saßen sie auf den Bäumen und verstummten, sobald die Reiter sich näherten. Desto lauter brüllten sie, wenn man eine Strecke weiter gelangt war. Mit ungewöhnlicher Geschicklichkeit springen sie von Baum zu Baum; bei größeren Entfernungen der Bäume hängen sie sich aneinander und schwingen so lange, bis es dem untersten gelingt, den ersten Zweig des zu erreichenden Baumes zu erfassen; damit haben sie die Verbindung erreicht. Sie sollen sogar auf diese Weise die Flüsse überschreiten. Eine lange Kette schwingt in lebhaftem Tempo, bis der unterste am jenseitigen Laubbestande angelangt ist. In selbigem Augenblicke läßt der oberste seinen Ast los und die ganze Kette fliegt nach dem jenseitigen Ufer, wobei es häufig vorkommt, daß der letzte ins Wasser fällt und ertrinkt, woher das seltene Sprichwort rührt: El ultimo mono se ahoga, der letzte Affe ertrinkt. Diese Thatsache des Ueberschreitens der Flüsse seitens der Affen ist wirklich angezweifelt worden, indessen scheint sie doch auf Wahrheit zu beruhen.“ Ist das thatsächlich der Fall, so möchten wir wohl wissen, wie eine so kunst- und sinnvolle Operation durch bloßen Instinkt zu erklären wäre.

Das dreifache Bild.

Wir geben auf der letzten Seite dieser Nummer eine dreiteilige Darstellung einer Gattung Bilder, welche wohl von allen unseren jungen Freunden gesehen worden sein dürften. Je nachdem das Bild von der Mitte, von der rechten oder linken Seite betrachtet wird, erhält man einen anderen Anblick. Die Erfindung ist zwar eine sehr alte, hat jedoch

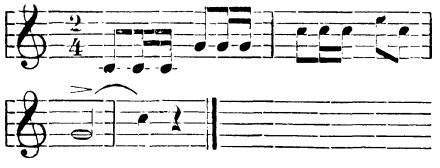
in der Neuzeit wiederum mehrfach ein lebhaftes Interesse erweckt, wie z. B. die in dieser Weise vereinigten Bilder des deutschen Kaisers, des Kronprinzen und des Reichskanzlers Fürsten Bismark bekunden, welche zur Zeit in den Läden vieler Buchhandlungen zum Verkaufe ausgestellt sind.

Möge hier die Methode zur Anfertigung eines solchen Bildes ihren Platz finden, zumal die Herstellung desselben keinenfalls sehr schwierig ist.

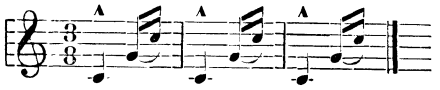
Man nehme drei Kupfer oder Stahlstiche, koloriert oder unkoloriert, von gleicher Größe und zerschneide dieselben in vertikale Streifen von ungefähr 1 cm Breite und nummeriere dieselben von links nach rechts. Nun nehme man ein großes Blatt dünnes, aber kräftiges Papier, welches die Breite aller drei Kupferstiche zusammen und dieselbe Höhe hat und klebe auf dasselbe die Streifen in der Weise aneinander, daß je drei Streifen von den drei verschiedenen Bildern aufeinanderfolgen, so daß wir also eine seltsame Fläche von Bilderabschnitten erhalten, welche nicht mehr gestattet die darauf befindlichen Zeichnungen im Zusammenhang zu unterscheiden. Die Streifen paaren sich jetzt in nachfolgender, gleichmäßiger Ordnung: $a^1\ b^1\ c^1 - a^2\ b^2\ c^2 - a^3\ b^3\ c^3$. Sobald nun die Arbeit trocken, falte man das Blatt, nicht die einzelnen Streifen und klebe die aufrecht stehenden, aneinander hängenden Streifen zusammen, so daß jedesmal der dritte Streifen flach am Grunde liegt, und mithin das Bild en face oder den Hintergrund der aufrecht stehenden Streifen bildet. Es ist jetzt nichts weiter notwendig, als das Bild in einem geeigneten Rahmen unter Glas zu bringen, und die Streifen oben und unten vertikal anzuleimen oder in einer schmalen Kartonleiste mit Einschnitten zu befestigen.

Militärische Signale der deutschen Armee.

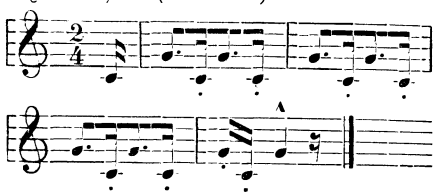
Schwärmen. (♩ = 66.)
In der Garnison: Reveille. (𝅗𝅥 = 180.)



Feuern. (♩. = 66.)



Halb rechts. (𝅗𝅥 = 138.)



Kunststücke mit einem Magnet.

(Von unserem Kameraden K. K. jun. in Wien mitgeteilt.)

Gebt ihr auf einen ziemlich starken Magnet einen Bogen Papier und streut nun auf dieses Eisenfeilspäne (die ihr bei jedem Schlosser oder Eisendreher um 3 Pf. oder gar umsonst bekommt), so wird sich eine schöne, hufeisenförmige, in Strahlen ausgehende Figur bilden, die euch zeigt, wie die magnetischen Kräfte sich verteilen.

Nehmt ihr eine Eisenplatte und schreibt zuerst mit dem einen Pole des Magnets „Karl" auf, so könnt ihr dann euren Kameraden 2c. sagen, ihr könntet den Namen „Karl" auf das Blech zaubern. Ihr streut Eisenfeilspäne auf das Blech und diese werden sich so ordnen, daß der früher aufgeschriebene Name, hier also „Karl" erscheint.

Hinter einer dünnen Bretter- oder Pappewand bringt ihr einen ziemlich starken Magnet an. Auf der anderen Seite der Wand, genau auf der Stelle, die den Polen des hinten aufgehängten Magnetes entspricht, zeichnet ihr einen Nagel auf.

Nun sagt ihr jemand, ihr werdet auf diesen angemalten Nagel einen wirklichen Schlüssel aufhängen. Derselbe wird, da er von dem hinten verborgenen Magnete nichts weiß, dies stark in Zweifel ziehen.

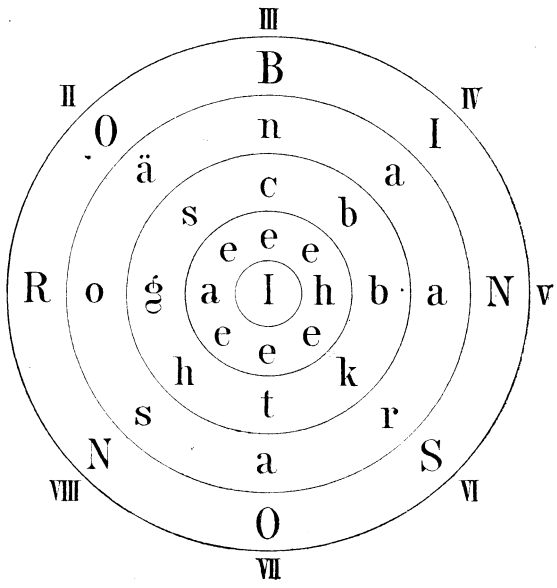
Sobald ihr aber einen (natürlich kleineren) Schlüssel gleichsam auf den Nagel hängt, wird er auch hängen bleiben, da ihn der hinten verborgene Magnet festhält.

Diese, besonders die zwei letzten Experimente lassen sich bei „Zaubergabenden" hübsch verwenden.

Ringrätsel.

Die Buchstaben des äußersten Ringes ergeben den Namen „Robinson". Die drei inneren Ringe lassen sich mit Beibehaltung der Reihenfolge ihrer Buchstaben so drehen, daß man acht Wörter von je fünf Buchstaben mit dem gemeinsamen Endlaut l erhält.

Diese acht Wörter, aber in anderer Reihenfolge, bezeichnen:
Ein Instrument.
Einen Namen in „Reineke Fuchs".
Eine englische Kolonie.
Eine Stadt in der Schweiz.
Eine Waffe.
Eine Stadt in Tirol.
Einen alttestamentlichen Namen.
Einen Verwandten.



Mathematische Aufgabe.

In der Mitte eines Kreises, dessen Durchmesser 60 cm lang ist, steht ein Rohr von 180 cm Höhe. Ein Sturm knickt das Rohr und zwar so, daß der untere Teil gerade bleibt. Der obere Teil neigt sich zur Erde und die Spitze des Rohrs reicht bis zu der Peripherie des Kreises.

Wie hoch über dem Erdboden ist der Knick?

Auflösung des Rätsels in Nr. 35.

Leine.

Auflösung des Zifferblatt-Rätsels in Nr. 35.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. Roderich,
2. 3. 4. Ode,
2. 3. 4. 5. Oder,
4. 5. 6. 7. 8. Erich,
8. 9. 10. 11. Hore,
8. 9. 10. 11. 12. Horeb,
11. 12. 1. 2. Ebro

Auflösung der arithmetischen Aufgabe in Nr. 35.

372 Nüsse.

Probe:

$372 : 13 = 28$, Rest 8.
112
8
$372 : 15 = 24$, Rest 12.
72
12

Fragen und Antworten.

Karl K. in **München-Gladbach.** Weiler, Dörfer und Marktflecken, welche den Stammnamen Johann (Sankt Johann) führen, gibt es in Oesterreich etwa zwanzig. Ein Schloß dieses Namens, in der beschriebenen Gegend, gibt unsere heutige geographisch-statistische Litteratur nicht an. — Wir haben bisher stets gehört, daß kalte Abwaschungen — natürlich nicht übermäßig betrieben — unserem Organismus zuträglich seien. Fragen Sie in solchen Dingen übrigens doch den hierzu berufenen Arzt. Freundlichen Gruß!

C. L. und **B. L.** in **Hamburg, Badestraße 38.** Freilich wird der „G. K." das Gewünschte „einrücken". Wie soll aber ein Brief an Euch gelangen, wenn Ihr nur die Anfangsbuchstaben Eurer Namen nennet?

C. L. Zöllner. Dieser Aufsatz ist nun ja inzwischen gedruckt. Grüßen Sie den Herrn und sagen Sie ihm, er solle uns, da es so lange gedauert, nicht böse sein.

L. Fetter in **Zabern** i. E., **Große Stadelgasse 79,** wünscht mit seinen Kameraden Briefmarken zu tauschen. Briefe sollen direkt, nicht durch die Redaktion geschickt werden.

K. R. in **Wien.** Mit einem solchen kleinen Induktionsapparat kann man eben keine großartigen Experimente machen. Suche einen feinen Metalldraht zum Glühen oder eine kleine Geißlersche Röhre zum Leuchten zu bringen. Gruß!

Handelsschiffe und b) ein Zeugnis über Führung, Leistung und Kenntnisse beizubringen. Nach Jahresfrist, während welcher u. a. die Marineschule besucht wurde, findet die Kadettenprüfung, nach 4 Dienstjahren die Seeoffiziersprüfung und nach Bestehen die Ernennung zum Unterlieutenant ohne Patent statt. Machst Du nach Besuch des Offizierscötus auch die Seeoffiziersprüfung, erhältst Du das Patent. Nun, der „G. K." wünscht viel Glück!

Th. W. in **Stettin.** Für Deinen guten Rat unseren besten Dank.

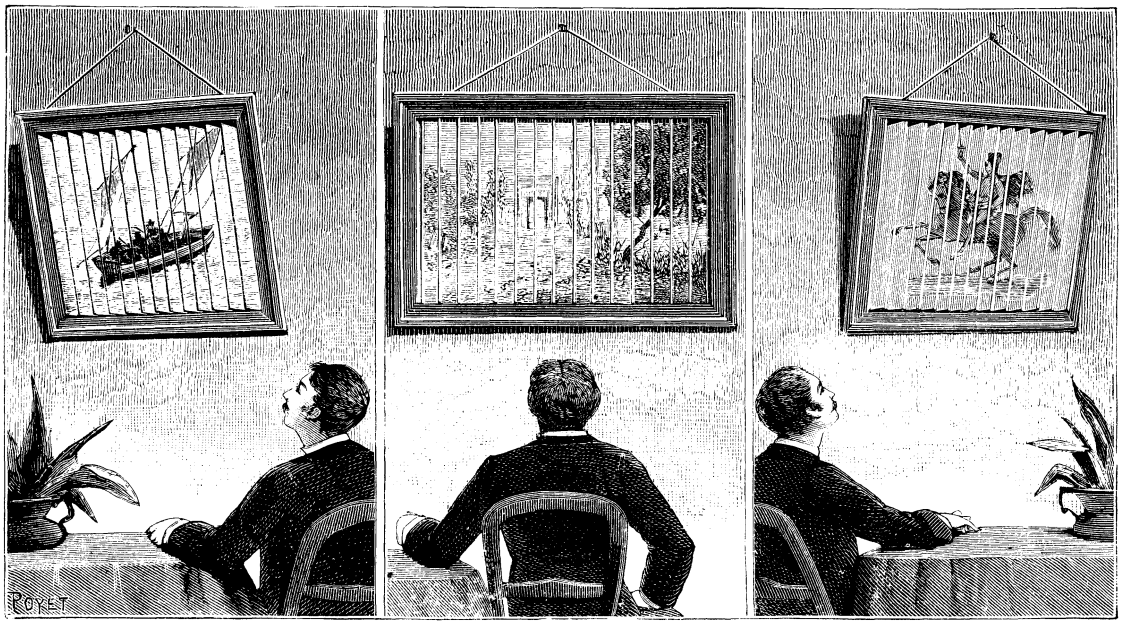
Georg M. in **Hamburg.** Demnach wäre das „Rätselmachen" leichter als das „Lösen"? Kann stimmen!

G. S. in **Breslau.** Papier wird sehr leicht elektrisch. Man nimmt z. B. einen langen schmalen Streifen aus festem Papier, faßt denselben zwischen Daumen und Zeigefinger und fährt mit festem Druck rasch daran herunter. Im Dunkeln wird man dann das Papier hell aufleuchten sehen. Oder man erwärmt zwei übereinanderliegende Bogen gewöhnliches Schreibpapier, reibt dieselben dann mit einem trockenen wollenen Lappen, indem man das Papier auf den Tisch auflegt. Die beiden Papierblätter legen sich dann infolge der Elektricität fest aneinander, und wenn man dieselben rasch auseinanderzieht, so bemerkt man Funken und hört Knistern. Auch mit dem Finger kann man Funken aus geriebenem Papier ziehen. Doch eignet sich zu dem Versuche manches Papier besser als anderes.

Substanz hingewiesen. Die Bitterkeit ist überdies nicht immer rein bitter, sondern meist durch „süß" oder „sauer" modifiziert. — Für Seidenfabrikation gibt es Specialschulen: solche sind in Bendorf bei Koblenz und in Görz. Erkundige Dich doch auch nach dem Lehrplan der Lehranstalt für Textilindustrie zu Wien. — Weißt Du was? — Lerne erst Seidenraupen aufziehen, mit dem „Tierbändiger" hat's noch Zeit. — Die gewünschte Nummer senden wir Dir unter Kreuzband zu. Besten Gruß!

R. D. in **Heidelberg.** Für den fleißig gearbeiteten Aufsatz unseren Dank. Wir werden dazu recht hübsche Bildchen anfertigen und dann lassen wir ihn zur Freude unserer Kameraden lustig in die Welt „segeln". Wir setzen voraus, daß das Dargestellte ganz und gar Ihre eigene Erfindung ist; dem ist doch so?

Willi C. in **Hannover.** 1. Für Deine Wachteln eignet sich ein entsprechend großes sogenanntes Laufkäfig aus Drahtgeflecht, einer Mauer entlang angebracht; im Hintergrunde dieses Laufkäfigs soll eine hühnerstallartige Vertiefung angelegt sein. Der Boden des Käfigs wird einige Centimeter hoch mit kleinem Kies und reinem Flußsand bedeckt, im Sommer aber etwa die Hälfte der Grundfläche mit frisch gestochenem Rasen besetzt, der, um diesen künstlichen Rasen zu erhalten, alle paar Tage überbraust werden muß. Man setzt in diesen Käfig



Das dreifache Bild.

Eug. M. in **Z.** Es will Dir das im „G. K." beschriebene und mit Hilfe eines Theebrettes ausgeführte elektrische Experiment nicht gelingen. Du mußt eben ein stark lackiertes chinesisches Theebrett benutzen; ferner soll die Luft dort, wo Du das Experiment vornimmst, trocken sein. Am besten gelingt dieser Versuch im Winter im geheizten Zimmer; probiere nur nochmals. Ein kleines Versehen kann das Gelingen vereitelt haben.

R. Br. in **Speyer.** Du willst Marineoffizier werden? Wer als Kadett in die Kaiserl. Deutsche Marine eintreten will, darf das 17. Lebensjahr noch nicht überschritten haben. Willst Du aber das Abiturientenexamen eines (Real-) Gymnasiums ablegen, ist Dir bis zum 19. Lebensjahre (19. Geburtstag) Frist gewährt. Wer als Matrose (Seeoffiziersaspirant) mit dieser Absicht weiter dient, wird hierzu nur vor vollendetem 20. Lebensjahre zugelassen. Nach ärztlicher Untersuchung ist in beiden Fällen an der Marineschule zu Kiel die Eintrittsprüfung abzulegen. Die Anmeldung als Kadett hat bei der Kaiserl. Admiralität zu Berlin in den Monaten August und September zu geschehen. Dieser Anmeldung haben beizuliegen: a) Das Nationale, b) das Curriculum vitae nach vorgeschriebenem Schema, c) Zeugnisse öffentlicher oder Privatschulen, d) Reifezeugnis für Obersekunda eines (Real-) Gymnasiums, e) das Tauglichkeitszeugnis eines Marine- oder Militäroberarztes, f) Revers der Eltern oder der Vormundschaft über die Gewährung der Mittel zur Equipierung und mindestens 30 Mark monatlicher Zulage. Seeoffiziersaspiranten haben außerdem a) das Zeugnis eines Schiffskommandanten über vollführte zwölfmonatliche Fahrt auf seegehendem Kriegs- oder

Friedrich L., Freund und **Kupferstecher** in **Gießen.** Wie man sich ein Telephon macht? Das steht im V. Bande des „Neuen Universums", Verlag von W. Spemann ganz genau beschrieben. Eine solche Anleitung hier unter Fragen und Antworten abzudrucken, mangelt der Raum; vielleicht demnächst als illustrierter Artikel. Uebrigens kennst du das Fadentelephon? In Amerika ist jetzt eine Stadt mit einem solchen Telephonsystem eingerichtet worden. Am einfachsten läßt sich der Apparat wohl so herstellen, daß man zwei Holzringe mit etwa 10 cm weiter Oeffnung nimmt, eine Scheibe aus dünnem Weißblech, die in der Mitte ein kleines Loch hat, daraufnagelt und in den beiden Löchern der Bleche die Enden eines langen, straff gehaltenen Fadens oder Drahtes befestigt. Während die eine Person gegen das eine Blech spricht, hält die andere entfernte Person das andere Blech an das Ohr.

R. F. Kaaden in **Böhmen.** Das enthält jedes physikalische Lehrbuch neuester Auflage. Verschaffen Sie sich übrigens Band I des bei W. Spemann in Stuttgart erscheinenden „Neuen Universums". In diesem Buche finden Sie Seite 106 sowohl das Telephon wie das Mikrophon ausführlich beschrieben und durch viele Illustrationen erläutert.

Martin S. in **Berlin.** Danken für Deine Rätsel. Ganz recht so, das schärft Kopf und Geist!

Oskar Fr. in **Wien, Weidlingen.** Der Gegensatz zu „süß" ist „sauer". Wenn etwas „bitter" schmeckt, so ist damit keinesfalls in so bestimmter Weise wie beim saurem Geschmack auf den chemischen Charakter der

flache Wasserschüsseln aus verzinntem Eisenblech. Die Nahrung der Wachteln besteht in Weizen- und anderen Getreidekörnern, vornehmlich aber aus Insekten, dann Johannis- und Vogelbeeren, gelegentlich auch mal Ameisenpuppen. Ist, wie man dies auf dem Lande öfters trifft, vom Käfig aus durch die Mauer hindurch eine Verbindung mit den Zimmern hergestellt, reinigen sie die Stuben von Fliegen, Flöhen ꝛc. Den Raum des Käfigs soll man so selten wie möglich betreten, die Wasserbehälter mittels einer Saugspritze leeren und füllen. — 2. Acht Tage genügen vollauf. — 3. Wie man ein Buch ohne Beschneidhobel beschneiden kann? Der Beschneidhobel ist für diesen Zweck überhaupt das einfachste Instrument. Mit dem gewöhnlichen Messer wird sich das nur mangelhaft durchführen lassen.

A. v. K. in **Köslin.** Das französische Schrifträtsel ist nicht übel; wollen sehen, ob sich ein Plätzchen finden läßt.

Hugo L. in **Köslin.** Ihre Rätsel sind sehr fleißig und hübsch gemacht; unsere Mappe ist jedoch von derlei Knacknüssen so gepfropft voll, daß wir hinsichtlich des Druckes, wie schon wiederholt bemerkt, nichts versprechen können.

E. Eckhard, III, 13 in **Gießen** frägt: wer von seinen Kameraden gegen eine Korea (10 Mars, blau) eine Dienstmarke von Neu-Süd-Wales (1 Penni, rot, selten!) eintauschen will, oder was er sonst dafür bietet.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 37. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich.
Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. — in Oesterreich nach Kurs excl. Stempel.

Thu deine Pflicht
Und fürchte dich nicht:
Bist du ein Ambos,
Steh fest in Ruh;
Bist du ein Hammer,
Schlag wacker zu!
Zwischen Hammer und Ambos dagegen,
Hüte dich klüglich, die Hand zu legen!

Woldemar Kaden.

Der Handschlag.

Warum lesen meine lieben, jungen Freunde doch so gern die sogenannten Indianergeschichten? —

Die Antwort liegt wohl nahe! — Die ursprüngliche Naivität, die von der Kultur noch unbeleckte Urwüchsigkeit dieser unglücklichen, roten Kinder Gottes, ihr trauriges Schicksal, welches sie zur allmählichen Dezimierung und zum Aussterben verdammt, auch die angeborene Gutmütigkeit und oft bei ihnen gefundene Großherzigkeit, ihr Mut und ihre heldenhafte Tapferkeit ziehen uns unwillkürlich an. Mit einem solchen Vertreter der kupferroten Rasse haben wir es hier in der nachstehenden wahren Geschichte auch zu thun.

Es war zu jener Zeit, als die Vereinigten Staaten von Nordamerika noch nicht die Herrschaft des Mutterlandes Alt-England von sich abgeworfen, und als Chicago nebst vielen anderen großen Städten an den großen Seen noch armselige Dörfer und Niederlassungen waren, als aus dem erstgenannten Orte an einem schönen Herbsttage ein jagdmäßig ausgerüsteter Ansiedler heraus und in den Urwald, der sich damals bis an die Seen erstreckte, hineintrat. Dieser Mann, der von zwei großen, gefährlichen Doggen begleitet war, nannte sich Sam Green und war ein Händler aus Chicago, welcher heute in das Gebiet der Rothäute auszog, Felle anzukaufen oder vielmehr sich Lieferanten für diese Ware unter den jagdtreibenden Rothäuten anzuwerben.

Seine Bemühungen waren von Erfolg gekrönt, denn nach einer halbstündigen Wanderung erreichte der Händler eine

Omaha, der flüsternde Wind.

Bucht, in welche ein Fluß mündete. Die Hunde schlugen an und Green stutzte; arbeiteten da nicht Hunderte von roten Männern im Flusse? — Einen Augenblick dauerte die Täuschung — dann lächelte Green: Das mußten die so oft beschriebenen Biber sein, nach deren Fellen all sein Sinnen stand! Als die Hunde wieder anschlugen, tauchten die furchtsamen Tiere alle unter, und im Flusse ward es stille. Es zeigte sich nun, daß die Tiere das Wasser durch einen Damm gestauet und dadurch ruhigen Abfluß gewonnen hatten. Ueber diesem Wasserspiegel erhob sich eine Menge halbkugelartiger Haufen, die aus Holzteilen erbaut waren, welche die fleißigen Biber durch Zernagen mit den scharfen Zähnen gewonnen. Diese Hütten sind innen hohl und haben ihren Eingang unter dem Wasserspiegel; es sind die Wohnungen der Biber. Noch betrachtete Green neugierig die ganze Kolonie dieser merkwürdigen Ansiedler, als sich plötzlich eine rote Hand leicht auf seine Schulter legte, so daß Master Green erschreckt herumfuhr, denn er hatte niemand sich nähern hören, und seine Hunde hatten nicht einmal angeschlagen.

Vor ihm stand ein hochgewachsener stattlicher Indianer. Ein Rock aus Bast mit durchflochtenen Federn umhüllte seinen Leib, eine wollene Decke, ebenfalls mit Federn und Bänderwerk durchwirkt, war leicht über seine Schulter geschlagen. Das lange, dunkle Haupthaar war in Strähnen geflochten, und oben auf dem Scheitel prangten dichte Büschel Reiherfedern. An den Füßen hatte der Wilde Mokassins, das sind Indianerhalbschuhe aus Hirschleder, mit Stachelschweinsborsten verziert. In der Hand trug der Sohn der Wälder lange, pfeilartige, lanzenähnliche Geschosse; an der Seite hing an einem Bastriemen ein glänzendes Beil von Stahl, das berühmte Tomahawk; seine Linke trug überdies ein mit Federschmuck reich geziertes Flechtwerk, ein Zeichen seiner Würde. Das Gesicht des jungen Häuptlings, der kaum 20 Jahre zählen mochte, war edel geformt, die Augen groß, dunkel, tief und fragend. Leuchtenden Blickes schaute er Master Green an und fragte dann in tiefen Tönen und gebrochenem Englisch: „Warum erschreckt mein weißer Bruder meine fleißigen Arbeiter da drunten?"

Master Green hatte schon seine Fassung wiedergewonnen.

„Also das sind deine Tiere, Rothaut?" gab er seinerseits die Frage zurück.

„Man nennt mich Omaha, den flüsternden Wind," entgegnete der Indianer mit Stolz und Würde, die ihm die Natur anerschaffen, „so weit du schaust, weißer Mann, siehst du die Jagdgebiete der Araukaner, zu deren edelstem Stamme der flüsternde Wind gehört!"

„Das ist mir lieb, Omaha," fuhr hierauf Master Green heraus, „da können wir ja Geschäftsfreunde werden! Fängst du Biber?"

Der Indianer nickte.

„Das trifft sich ja herrlich; ich dagegen, ich wohne dort in Chicago, ich kaufe solche Felle zu den höchsten Preisen! Hast du Felle liegen?"

„Omaha hat in seinem Wigwam mehr als diese!"

Und er hob einmal die rechte Hand und dann alle beide Hände mit ausgespreizten Fingern auf.

Green verstand diese Zeichensprache: der Häuptling besaß mehr als fünfzig solcher Felle.

„Kann ich sie sehen?" fragte er gierig.

Der Häuptling nickte wieder und sagte: „Folge mir!"

Er ging einen schmalen Pfad entlang und kam bald an eine Hütte, halb von Holz, halb von Schilf und Fellen erbaut. Den Eingang bildete eine Thür von zusammengeflochtenem Schilf. Er öffnete und hieß Green eintreten.

Drinnen in der Hütte sah es nicht übel aus. An den Wänden waren Felle ausgebreitet, die das Gemach warm und kühl, je nach der Jahreszeit, hielten. Waffen, Kriegstrophäen und Indianerzierat hingen umher, und dort in der Ecke lagen Haufen von Biberfellen.

Green musterte sie mit schlauem Blick. Es waren drei Haufen, und in jedem mußten gegen zwanzig Felle lagern. Hier war ein Geschäft zu machen!

„Willst du mir die Felle verkaufen?" sagte er dann nachlässig, während der Indianer die gefüllte Friedenspfeife herbeiholte, sie mit einer Kohle in Brand setzte und nach einigen Zügen an Green gab, der sie mit einem unartigen „Pfui, welch ein Tabak!" an die Seite stellte.

Der junge Häuptling sah ihn eine kleine Weile erstaunt an, dann entgegnete er: „Omaha ist noch jung, er hat noch nicht viermal fünf Winter über sein Haupt ziehen sehen! Omaha hat von dem weißen Vater — er meinte wahrscheinlich einen Indianermissionär — viel gelernt; er verachtet das Blutvergießen und lebt, von seinem Stamme verstoßen, von der Jagd. Omaha weiß noch nicht einmal, was er für die Felle dort fordern soll; er vertraut der Redlichkeit seines weißen Bruders!"

Die Augen Greens glühten wie die eines Raubtieres. Hier konnte er einen Unerfahrenen beschwindeln! welche Aussicht!

Er rechnete schnell nach: wenn er dem unerfahrenen Indianerhäuptling einen Schilling für jedes Fell bot und ihn zu einer weiteren Lieferung verpflichtete? Indianer halten ihr Wort als heilig, das wußte er. Fünf Schillinge konnte er für jedes gute Biberfell mindestens wieder fordern; das gab einen Gewinn!

„Ich gebe dir," sagte er dann laut, „für jedes Fell einen Schilling, ein solches Silberstück."

Er zeigte dabei dem Häuptling ein blankes Schillingstück.

Der Indianer blieb unbewegt und entgegnete: „Mein weißer Bruder will Wort halten?"

„Wenn du mir den Handschlag darauf gibst, daß du mir zehnmal zehn Felle in zwei Mondwechseln und ebensoviel nach Ablauf der nächsten beiden Mondwechsel nach Chicago bringst!"

„Omaha verspricht es!"

Er reichte dabei dem Händler die Hand und sagte: „Woran soll ich meines weißen Bruders Wigwam kennen? Es sind dort viele Hütten!"

Green lachte: „Frage nur nach Master Sam Green, dem Händler! Auch siehst du Rifles und Pulverhörner, Decken und allerlei, was ein Jäger braucht, im Fenster meines Store!" *)

Der Jüngling erwiderte: „Omaha wird kommen!"

Sam Green pfiff seinen Hunden, rief dem Indianer einen kurzen Gruß zu und schritt rasch davon, vergnügt, ein so gutes Geschäft gemacht zu haben. Omaha blickte ihm sinnend nach.

Seine Hütte lag eigentlich schön am Rande des Urwaldes, mit einer hübschen Aussicht auf den Fluß und die Biberkolonien, auf den See und nach der anderen Seite auf die ungeheuren Ebenen oder Prärien, die sich westwärts von den Seen ausbreiten. Noch schaute der Inhaber dieser Wohnung dem davongehenden Händler und seinen Hunden nach, da tönten von der anderen Seite her Fußtritte, und durch den Wald kamen zwei Personen gegangen, ein Quäker, als welchen ihn sofort seine Tracht kennzeichnete, und ein junges Indianermädchen. Jener war Bruder Nathanael, der weiße Vater genannt, das junge Mädchen aber Apukwa, die schlanke Binse, Omahas Schwester.

Beide waren gekommen, den Häuptling in seiner selbstgewählten Verbannung zu besuchen.

Apukwa erzählte von der Beschäftigung des Stammes, der auf die Büffeljagd gezogen und in Wochen erst zurückkehren werde. Man hoffe dann auf seine Wiederkehr, anderenfalls die Ausstoßungsformel über ihn gesprochen werden sollte.

Bruder Nathanael blickte dabei den jungen Häuptling forschend an; aber in dem Gesichte desselben regte sich nicht eine Faser. Wie alle Indianer hatte Omaha von Kindesbeinen an gelernt, seine Züge zu beherrschen. Er blieb bei den Erzählungen seiner Schwester ganz gelassen und sagte: „Omaha wird nicht zurückkehren! Omaha ist nicht feig, die Narben von der Tatze des grauen Bären hier auf seiner Brust — er zeigte die Risse mit indianischem Stolz — bezeugen es, aber er hat von dem weißen Vater gelernt, daß er keine Skalpe nehmen darf! Er will kein Krieger, sondern ein Jäger der Wälder werden!"

„So wird mein Bruder nie mehr den Bison mit den Brüdern jagen, nie mit ihnen beim Honigtrank und Napfspiele zusammensitzen?" fragte Apukwa traurig.

Omaha schüttelte den Kopf.

„Komme mit mir in die Niederlassung," bat ihn nun Bruder Nathanael, „und werde ein Ackerbauer; man wird dir ein

*) Store = Laden.

Haus bauen, dir Stiere und Pflüge, Eggen und Aussaat geben, daß du deine Brüder wieder lehren kannst!"

Aber Omaha schüttelte den Kopf: „Mein weißer Vater kennt meinen Entschluß! Und wenn Omaha auch wollte, er gab dem da drüben sein Wort!"

„Was für ein Wort?" fragte der Quäker. „Du meinst Sam Green, merke ich, und der kennt nur seinen Vorteil. — Also worauf gabst du ihm dein Wort?"

Omaha gestand nun den Handel.

Da schlug der Quäker die Hände zusammen: „Thörichter Jüngling, das Doppelte wäre noch zu wenig für ein Biberfell gewesen! — Was willst du jetzt thun?"

„Ich werde Master Sam seine Felle bringen!"

„Dem Betrüger?" fragte Apukwa.

„Ich gab ihm ja den Handschlag!"

Da nickte der Quäker und sagte: „Lebe wohl, Omaha, du hast recht! Wort muß man unter allen Umständen halten! Lebe wohl! Adieu, Apukwa, grüße den ganzen Stamm!"

Er eilte davon; Bruder und Schwester blieben allein.

Am anderen Tage mußte die Indianerin freilich auch wieder nach dem Dorfe am anderen Seeufer zurück und den Bruder dem selbstgewählten Schicksal überlassen.

Nach einigen Monaten trat Omaha plötzlich in Master Sam Greens Laden. Er trug das Hundert Biberfelle, sauber mit Bastriemen verschnürt, auf der Schulter.

Master Green setzte ihm Feuerwasser vor, aber Omaha schlug es aus, worüber sich der Geber sehr wunderte, denn den meisten Indianern ist es ein willkommener Trunk. Omaha blieb schweigsam, ließ Sam an den Fellen tadeln, so viel er wollte, und erhielt nach vielem Feilschen, bei dem er aber so fest als ruhig blieb, seine fünf Pfund ausbezahlt.

Er besah nun die Rifles im Laden, kaufte sich für drei Pfund eine nur mittelmäßige Büchse, Pulver und Blei, für die übrigen zwei Pfund starke Jagdkleider und ging dann ebenso schweigsam, wie er gekommen, davon.

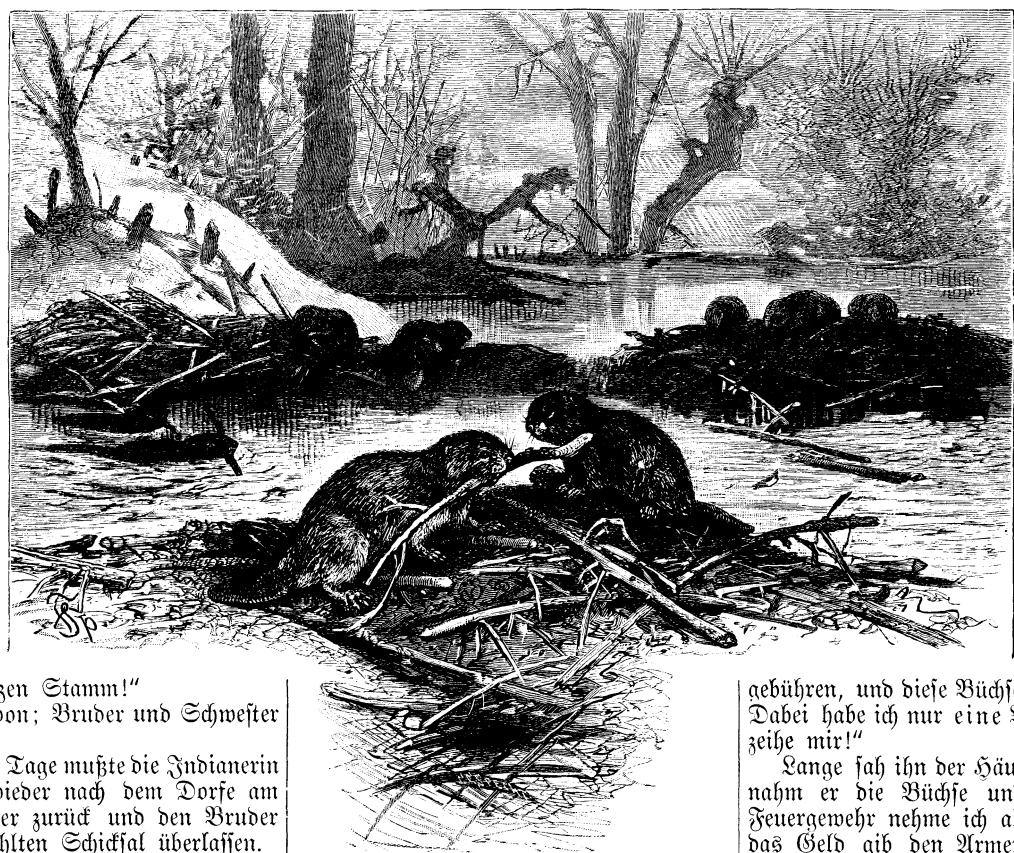
Dieser Besuch wiederholte sich nach einem Monat. Wieder lieferte Omaha seine Felle pünktlich ab, nicht eines zu wenig, keines zu viel, erhielt sein bedingtes Geld nach vielem Keifen und Feilschen und kaufte sich dieses Mal ein besseres Beil, ein Bowiemesser, Pulver und Blei; vier Pfund nahm er dieses Mal bar ausbezahlt mit sich.

Am Ausgange des Store nahm Master Sam Abschied von dem guten Kunden.

„He, wie ist's," sagte er in seiner rohen Weise, von welcher das ruhige Benehmen des Eingeborenen wohlthuend abstach, „wie ist's, bringst du die nächsten Felle mir wieder?"

Omaha schüttelte den Kopf.

„Warum nicht?"



Biberdorf.

„Mein weißer Bruder hat mir nur die Hälfte des Wertes bezahlt!"

Green zuckte zusammen, lachte und sagte: „Du wußtest das und warst doch so dumm, mir die Felle zu bringen?"

Da sah ihn Omaha groß an: „Hatte ich dir nicht den Handschlag gegeben? — Eure Rede sei ja, ja, nein, nein! — sagt der weiße Vater!"

Er wandte sich und ging; Master Sam machte auch keinen Versuch, ihn zurückzuhalten, denn er wußte, daß es auch nutzlos gewesen wäre. Dagegen konnte er sich von dem Eindruck der Worte Omahas: „Hatte ich dir nicht den Handschlag gegeben? Eure Rede sei ja, ja, nein, nein!" nicht losmachen. Eine Stimme seines Inneren regte sich gewaltig und sagte: „Sieh, dieser einfache, ungebildete Indianer, den du tief verachtest, übertrifft dich an Redlichkeit und Treue; schäme dich vor dir selbst!"

Das ging nun einige Tage so fort, und Sam Green wurde immer stiller und stiller. Endlich konnte er diesen Zustand nicht mehr ertragen. Er steckte zehn Pfund ein, übergab seiner Frau den Store, pfiff den Hunden, nahm die beste Doppelbüchse aus seinem Laden, warf sie über die Schulter und schlug den bekannten Weg nach dem Wigwam Omahas ein.

Er traf Omaha bei den Vorbereitungen zur Abreise. Uebrigens hatte sich der junge Indianer sehr verändert. Er trug europäische Kleidung und verkündete Sam mit freundlichen Worten, daß er Christ geworden.

„Ich glaube, ich selbst bin auch einer geworden!" entgegnete Sam trocken. „Mein weißer Bruder scherzt; er war es doch schon lange!"

„Ja," sagte Sam, „dem Namen nach, heute bin ich es aber in der That, und nur durch — dich! — Ich habe dich betrogen, Omaha; nimm hier die zehn Pfund, die dir noch von Rechts wegen gebühren, und diese Büchse als Draufgeld! Dabei habe ich nur eine Bedingung: verzeihe mir!"

Lange sah ihn der Häuptling an, dann nahm er die Büchse und sagte: „Das Feuergewehr nehme ich als ein Andenken, das Geld gib den Armen; Omaha hat so viel, als er gebraucht! Er geht als Jäger in die Wälder und wird deiner freundlich gedenken!"

Damit reichte er ihm die Hand und schritt rasch durch den Wald davon.

Sam stand noch lange an derselben Stelle, bis ihn die Hunde durch ihr Gebell aus seinen Träumereien aufweckten. Von diesem Augenblick an ward Sam Green ein anderer und besserer Mensch, und das alles bewirkte ein Handschlag!

Der Komet von 1881.

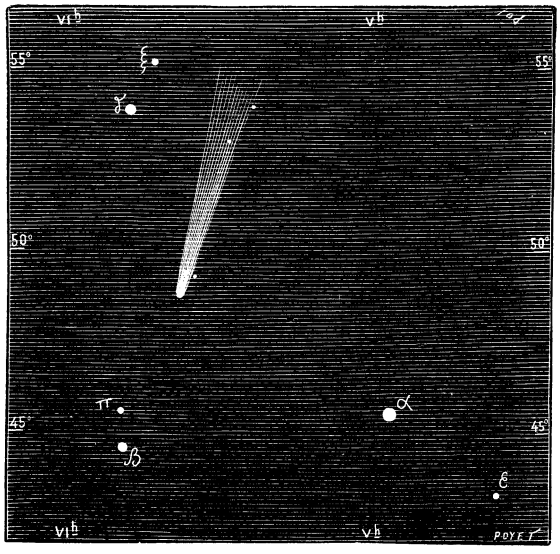
Kometen sind Himmelskörper, die wahrscheinlich zu unserem Sonnensystem gehören, obwohl anzunehmen ist, daß sich auch außerhalb desselben Kometen finden. Sie bestehen aus einer Art Lichtnebel, und es lassen sich dabei stets zwei Teile deut-

lich unterscheiden, der Kopf oder sogenannte Kern und der Schweif. Letzterer ist ungemein durchsichtig, oft von ungeheurer Ausdehnung, nicht selten in mehrere Teile zerspalten. Die Kometen bewegen sich in weitgeschwungenen elliptischen Bahnen um die Sonne, kommen dieser oft sehr nahe und entfernen sich von ihr dann mit mehr und mehr abnehmender Geschwindigkeit, die in der Sonnennähe (Perihel) am größten, in der Sonnenferne (Aphel) am geringsten ist. Im übrigen ist über die Natur dieser Himmelskörper noch sehr wenig bekannt.

Der letzte bedeutende Komet war der von 1881, auf den sich unsere beiden Abbildungen beziehen. Die erste zeigt den Stand des Kometen am 24. Juni um Mitternacht an, die zweite stellt seinen Vorübergang vor der Sonne dar.

Der berühmte Astronom Flammarion gibt über den Kometen folgende Einzelheiten.

Höchst wahrscheinlich sehen wir in diesem Kometen die Wiederkehr des Kometen von 1807. Der Kern, obwohl ziemlich scharf abgegrenzt und hell, zeigt dennoch nicht das lebhafte Licht der Planeten. Die Helligkeit des Schweifes nimmt von der Mitte an stark ab. Am 24. Juni zeigte der Kern seine größte Helligkeit und kam darin den Sternen erster Größe mindestens gleich. Noch in der Morgendämmerung, während sich Druckschrift schon lesen ließ, konnte man ihn am östlichen Horizonte noch als bleichen Schimmer gewahren. Die Länge seines Schweifes betrug etwa 9 ° oder beinahe 6 Millionen Lieues (26 500 000 km). Der Schweif des Donatischen Kometen maß 22 Millionen, der des Kometen von 1811 das Doppelte, und der des Kometen von 1843 gar 80 Millionen Lieues oder 355 000 000 km, also mehr als das Doppelte der Entfernung von der Erde zur Sonne.



Der Komet von 1881.

Die Schweife der Kometen stehen immer von der Sonne abgewendet (s. den Holzschnitt rechts). Sie befinden sich hinter dem Kern, wenn sie sich der Sonne nähern, vor dem Kern, wenn sie sich von ihr entfernen.

Der Herbst als Maler.

Gar wunderbare Farben hat der Herbst auf seiner Palette! Ultramarin, Karmin, Zinnober, Purpur, Chromgelb, Sepia u. s. w. von einer Leuchtkraft und Wärme, wie keine von Menschenhänden hergestellte Farbe sie besitzt. Und mit welcher Kunst weiß der Herbst diese Farben zu verteilen und wirkungsvoll nebeneinander zu stellen! Ja, der Herbst gehört zur sogenannten Schule der Koloristen, jener Maler, welche die Wirkung ihrer Gemälde hauptsächlich durch Farbentöne zu erzielen suchen. Mit leiser, unsichtbarer Hand trägt der Herbst seine prächtigen Farben auf die vom Sommer vorbereitete, vorwiegend in Grün und Blau gehaltene Landschaft; erst dünn, verwässert, in sogenanten Lasurtönen, werden die bunten Farben gleichsam hingehaucht, dem menschlichen Auge kaum bemerkbar; aber Farbenschicht legt sich langsam über Farbenschicht, bis die Landschaft endlich in den wärmsten, feurigsten Tönen brennt und die Bewunderung des Beschauers gleichsam herausfordert.

Zunächst ist der Himmel, welcher dem ganzen Landschaftsgemälde des Herbstes als Hintergrund dient, von einem so reinen und klaren Blau, von einer solchen Durchsichtigkeit, wie zu keiner anderen Jahreszeit. Schier endlos thut die Ferne sich auf; der Stein, die Feldblume, der Baum, der Waldsaum, von denen wir wissen, daß sie weit von unserem Standort entrückt sind, deutlich, greifbar klar stehen sie vor unseren Blicken. Dabei ist die Luft von einem zarten Goldton erfüllt, welcher die Landschaft wie in einen Verklärungsschimmer kleidet.

Zu diesem zarten Goldton der krystallenen Luft stimmen die zerfließenden Formen und Farben der Wolken. „Oft schlummern sie," so schildert Masius mit Meisterhand das Bild, „in langen Lagern ganze Nachmittage am Horizont, oder sie weben blasse, goldgekantete Flöre über den Himmel. Tastend läuft der Blick an diesen Lichträndern hin, oder versinkt in die Tiefe schluchtiger Stellen. Die Phantasie treibt ihr Spiel, schafft Sonnenburgen und Thäler, in denen zauberische Stille und Frieden des Himmels wohnt. Dann und wann schwimmt einsam ein Wölkchen daher, zögernd bleibt es stehen, weiß nicht, wohin sein sanftes Fließen lenken; andere legen sich Fittichen gleich um die Sonnenkugel und tragen sie dem Abend zu. Und wer fände nun nicht auch in diesen Sonnenuntergängen alle die Wemut der scheidenden Natur? Das ist nicht der stolze Opfertod, den die Sommersonne stirbt. In Jugendherrlichkeit, ein strahlendes Meteor, stürzt sich da die unbesiegte Königin in den Scheiterhaufen, aus dem die Purpurflammen himmelan lohen und hinüberglühen bis in die Glorie des neuen Tages. Jetzt löscht sie still und langsam aus. Ueber das Antlitz wirft sie den Wolkenmantel und versinkt — ein paar fächernde Streifen — eine weiße Lichtspitze — dann ist's Nacht. Aber im Osten steigt trübrot und groß aus Nebelhüllen der Mond."

Hat der Herbst, der große Maler, den Himmel erst nach seiner Absicht in Gold und Ultramarin gesetzt, so breitet er die kostbarste aller Farben, den Purpur, welcher die Gewänder von Kaisern und Königen schmückt, mit verschwenderischer Hand über die bis dahin olivengrünliche Heide aus. Der Herbst ist es, der die Millionen und aber Millionen purpurner Blütenglöckchen aus den Cypressenzweiglein des Heidekrautes lockt; der Herbst ist es, der die nebeneinander gereihten Blütenglöckchen ineinander fließen läßt, daß sie über Flächen und Hügel dahinwallen wie der Purpurteppich einer Königsburg. Das ist das Bild, welches der Dichter in der schönen Strophe wiederzugeben sucht:

„Es ist so still, die Heide liegt
Im warmen Mittagssonnenstrahle;
Ein rosenroter Schimmer fliegt
Um ihre alten Gräbermale;
Die Kräuter blühn, der Heideduft
Steigt in die blaue klare Luft."

Die Heide hat ihr Teil an Farbe; nun rückt der Herbst ein wenig die Palette, daß ihm die gelben, braunen und roten Farbentöne für Baum und Strauch und Blätterranke handgerecht liegen. Zuerst bekommt die Birke einen gelblichen Ton, der allmählich zu einem leuchtenden Chromgelb verstärkt wird; wie gelbe Flammen leuchten nun die zarten Wipfel aus dem dunklen Grün der Kiefern und Tannen hervor. Dann erhalten die noch vollgrünen Laubmassen der Weißbuchen von den Zweigspitzen einige gelbe Farbentöne, die sich nach und nach über die innere Belaubung verbreiten, bis der ganze Baum in gelbem Feuer brennt; aber langsam dämpft sich dieses gelbe Feuer zu einem matteren Gelbbraun, bis auch dieses endlich in einem toten Braun erlischt. Den Erlen läßt der Herbst ihr dunkles Grün, was einen wirkungsvollen Gegensatz zu den zitrongelb gefärbten Ahornwipfeln hervorruft. Die Blätter der Zitterpappel betupft des Malers Hand mit Gelb und Rot; die Eschen werden grüngelblich, die Schneeballstauden trübkarmesin bemalt. Aber das leuchtendste Zinnoberrot wird über den Vogelkirschenbaum getragen, auf daß er wie eine rote Flamme aus dem

Saume des Waldes hervorlohe. Wie den einzelnen Baum, so übermalt der Herbst auch den gesamten Wald nach seinem Geschmack. Dort, wo im Sommer ein gleichförmiges, dunkelgrünes oder blaugrünes Laubgewölbe sich hinzog, sehen wir jetzt ein gelbgrünes Laubgewölbe, das abwechselnd mit braunen, grauen, roten und zitrongelben Farbentönen schattiert ist. Verklärt die Sonne diesen unter der Hand des Herbstes verfärbten Wald, so entsteht ein Bild von so zauberhafter Schönheit, daß der Dichter entzückt ausrufen konnte:

„Es will noch einmal blühen
Der Wald, bevor er starb,
Er lächelt purpurglühend
Und schimmert rosenfarb'."

Reiche, prächtige Farben verleiht der Herbst dem deutschen Laubwalde; aber sein Meisterstück macht er doch an den Wäldern des nördlichen Amerika. Die herbstlichen Farben sind dort reiner und kräftiger und reichen vom dunkelsten Orange bis zum feurigsten Hellrot in allen Zwischenschattierungen. Im lieblichsten Farbenschmucke prangen besonders die Ahornbäume; dunkelrot schimmert die Eiche hervor zwischen grünen Buchen, Nußbäumen und Schwarzerlen, deren braune Stämme von den dünnen Aesten des wilden Weines mit den brennend purpurroten, schöngeformten Blättern umrankt werden. Auch im Unterholze ist die grüne Farbe gemischt mit dem tiefen Blaurot der Fiederblätter und den dunkelroten Fruchtästen des Hirschkolbensumach. Diese Färbung veranlassen die außerordentlichen Extreme der Temperatur Nordamerikas. Während im Herbst und Frühling die Nächte sehr empfindlich kalt sind, brennt am Tage doch die Sonne so heiß wie bei uns im Sommer und zaubert jene Farben durch die Macht von Wärme und Licht hervor. Vielleicht wirkt auch die Trockenheit der Luft ein, wodurch der Entmischungsprozeß in den Blattzellen aufgehalten wird. —

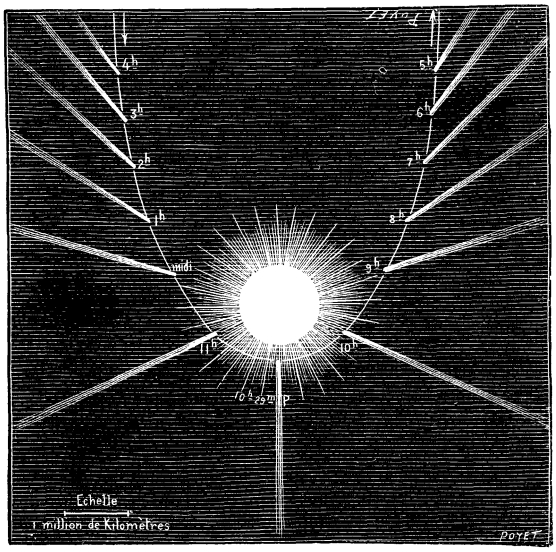
Gleich dem Walde wird auch unsere Wiese vom Herbst in ein erbleichendes Gelbgrün gehüllt, aber auf dieses Gelbgrün tupft der Maler die zarten blaßvioletten Herbstzeitlosen hin. Ueberhaupt erstehen unter seinem Pinsel neue wunderschöne Blumen, die zwar nicht den Duft der Sommerblumen haben, aber desto schmelzendere, leuchtendere Farben. Man denke nur an die stolzen Georginen, an die lieblichen Astern, an die Stroh- und Ringelblumen, an die Malven, Stockrosen, Goldruten u. a.

Neben den Blumen prangen die Früchte. Sie, die der Sommer nur in ein gleichförmiges Grün zu kleiden vermochte, erhalten unter der Hand des Herbstes die buntesten Farbentöne.

„Wie die volle Traube
Aus dem Rebenlaube
Purpurfarbig strahlt!
Am Geländer reifen
Pfirsiche mit Streifen
Rot und weiß bemalt."

Die Birne leuchtet in goldenem Gelb, der Apfel prangt mit blutroten Bäckchen, die Pflaume ist mit zartblauem Hauch bestäubt, der Kürbis aber prunkt im reinsten Sonnengold. Auch die Wildlinge der Flur erhalten ein buntes Farbenklexchen: die Schlehe schimmert mit bläulichem Reif, Hagebutte und Mehlbeere funkeln mit lebhaftem Rot, das Pfaffenhütchen gleißt mit zartem Karmin, der Vogelbeerbaum ist wie mit brennenden Korallen besäet, der Brombeer zeigt über purpurroten Blättern Früchte, schwarz und glänzend, wie aus Glasperlen zusammengesetzt. Unter dem wilden Gesträuche aber ersteht aus dem modernden Waldboden das farbenbunte Geschlecht der Pilze mit roten, braunen, gelben, violetten und weißen Hüten.

Ja, es ist ein buntes, prächtiges Bild, das der Herbst mit farbenreichem und farbensattem Pinsel vor uns hinzaubert! Aber es ist leider auch ein vergängliches Bild. Denn das ist das Los der irdischen Dinge, um so vergänglicher zu sein, je schöner sie sind. Bald umspinnen trübe Nebel die farbenbunte Landschaft und hüllen sie in ein eintöniges Grau. Die gelben, roten und braunen Blätter sinken leise zur Erde, als bräche eine unsichtbare Hand sie ab, eines nach dem anderen. Der Purpur der Heide verdüstert sich zu einem trüben Rotbraun, und der Glanz der Lüfte erlischt. Die Blumen des Gartens und Feldes lassen, vom Nachtfrost tödlich getroffen, welk und schwarz ihre Häupter hängen. Nur noch wenige Tage — und das weiße, gleichförmige Leichentuch des Winters verhüllt das ganze Landschaftsbild.



Die Stellung der Kometen zur Sonne.

Eßbarer Seetang.

Wenig bekannt dürfte es sein, daß es nicht nur in Ostasien, sondern auch in europäischen Gewässern eßbaren Seetang gibt. So holen z. B. die Irländer sich mehrere sehr beliebte Nationalgerichte aus der See, nicht nur Austern, Fische und anderes Fleisch, sondern eben auch Gemüse, ihren „Lower" oder „Laver", das sie von einer gewissen, denselben Namen tragenden Art von Seetang bereiten. Das Gericht sieht grün aus, fast wie grüne Seife, und hat die Konsistenz unseres Pflaumenmuses. Es ist eine von denjenigen Speisen, die man entweder verabscheut, oder in die man verliebt ist. Es muß sehr heiß gegessen werden und wird in demselben kleinen Tiegel, in welchem es gekocht wird, auf den Tisch gebracht und stets wieder ans Feuer gesetzt, wenn die Gäste sich bedient haben. Man versendet dieses Nahrungsmittel auch nach England, und in London verkünden es die Krämer den dortigen Kunden durch einen besonderen Anschlag an ihren Läden, wenn sie „frischen Laver" erhalten haben. Auch an den Küsten Englands und Schottlands werden hie und da manche Arten von Seegräsern gegessen, in dem armen Irland aber bei weitem häufiger. Eine andere sehr gewöhnliche Speise dieser Art ist der „Dillisk", den man in Belfast, in Kingston und in anderen irischen Küstenorten häufig auf den Märkten feilgeboten findet. Dieser „Dillisk" wird von den Küstenbewohnern gleich roh gegessen. Als Gewürz dazu dient das Salz, mit dem das Seewasser ihn überzog, weshalb es natürlich sehr verkehrt wäre, ihn abzuwaschen. In einigen Teilen Irlands findet man ihn sogar in den besten Häusern. Auch „Curragheen" oder „Curragkeen" ist ein Geschenk, das die Nereiden den irischen Küsten machen. Es sieht etwa wie „blanc manger" aus und wird ebenfalls aus dem „Seaweed" (Seegras) bereitet. Dieses Seegras ist weich und zart und wird in Milch ganz zu einem Brei gekocht und dann in Formen geschüttet, worin es stehen bleibt, bis es steif wird.

Ein gläserner Berg.

Professor P. P. Jddings vom Ver. Staaten geologischen Vermessungsbureau hat soeben einen Bericht über einen unter dem Namen „Obsidian-Klippe" bekannten gläsernen Berg im Yellowstone-Park veröffentlicht. Dieser Berg oder diese Klippe, wie sie in dem Berichte genannt wird, ist ein 3000 Fuß langer und 150 bis 200 Fuß hoher Höhenzug, welcher durchweg aus Glas besteht, welches dieselbe Beschaffenheit wie das künstlich hergestellte hat. Die Klippe rührt wahrscheinlich von einem vulkanischen Ausbruche her. Die Glasschicht ist am unteren Teile 75 bis 100 Fuß dick, die poröse und bimssteinartige Oberfläche ist teilweise zerstört. Bemerkenswert sind die Prismabildungen am südlichen Ausläufer des Höhenzuges. Die Farbe des Glases ist zum Teil tiefschwarz, hellbraun, hellrot, purpurfarbig und olivengrün. Die Klippe bietet in Sonnenbeleuchtung einen prachtvollen Anblick dar.

Eine Episode aus dem Jägerleben.

Mein Onkel Wilhelm war ein Forstmann und Jäger, nicht mehr in dem Lebensalter der so leicht schwärmenden Jugend und dabei ohne alle Empfindelei, doch nicht ohne wahres und tiefes Gefühl für alles Gute und Rechte. Wohl hatte er schon hundertmal ein Reh mit seiner Kugel erlegt, ohne nur einen Augenblick an die Schmerzen zu denken, welche seine Jagdlust den harmlosen Tieren des Waldes zufügte, als ein einziges Jagdereignis, welches an dem rohen und infolge seines mörderischen Geschäftes hartherzig gewordenen Jäger unbemerkt vorübergegangen sein würde, einen solchen tiefen Eindruck auf ihn machte, daß er es für den Rest seiner Lebenstage nie mehr übers Herz brachte, das todbringende Feuerrohr auf jene schuldlosen Tiere anzulegen. Doch lassen wir ihn selbst erzählen: „Wie ihr wißt, geht mir all mein Lebtag nichts über die Jagd. Ich bin im Walde alt und grau geworden, aber noch nie ist mir etwas so zu Herzen gegangen wie die Geschichte, die ich neulich erleben mußte. Also hört zu:

Eines Abends befand ich mich schußfertig auf dem Anstande, als langsam und leichtfüßig ein schlankes Reh aus dem dichten Gebüsch auf die Lichtung des Waldes hervortrat und, ohne mich zu bemerken, wie in tiefster Sicherheit einige zarte Keime verzehrte. Ich zögerte einige Augenblicke, ehe ich schoß. Ein sonderbares Gefühl, wie ich es bisher nie empfunden hatte, überraschte mich, — das bildschöne Tier, welches so harmlos, so unschuldig in Gottes freier Natur seines Schöpfers milde Gaben genoß, sollte ich töten, so heimlich aus sicherem Hinterhalt? Wäre es noch auf der Flucht gewesen oder ich hätte mich selbst nur auf dem Verfolgen seiner Spur befunden — wahrlich — allein schon der Wetteifer um die Schnelligkeit und List würde mir den Meisterschuß wie einen Sieg haben erscheinen lassen; jetzt aber, was war es mehr als . . . ich mochte den Gedanken, der sich hier in meiner Betrachtung mir aufdrängen sollte, nicht ausdenken. Und doch überfiel mich ein leises Schaudern. Ich sollte das bedauernswerte Tier, das keinem etwas zuleide gethan und das so friedlich vor mir stand, töten? Nein! Schon war ich im Begriff, die Büchse wieder umzuwerfen und von dannen zu gehen. Doch dann mußte ich über mich selbst lachen: eine solche Weichherzigkeit in diesem Augenblicke kam mir ganz absonderlich, gänzlich ungereimt vor. Die lange Gewohnheit des Jagdlebens machte jedem Bedenken, jeder edleren Empfindung schnell ein Ende. Ich nahm die Büchse, legte an, zielte einen Augenblick, drückte ab — das Tier machte einen Luftsprung und stürzte nieder. Der Knall verhallte im Walde; der Pulverdampf verzog sich langsam, und ich trat dicht zu meinem Opfer.

Doch welch ein schreckliches Bild bot sich meinen Blicken dar, meine sonst so sichere Hand, die ja stets vorzüglich traf, hatte hier gefehlt und diesmal den Quell des Lebens nicht getroffen. Beide Vorderläufe des Tieres hatte ich zerschossen. Das Reh, im Bewußtsein seines hilflosen Zustandes, lag ruhig und still auf seinem Sterbebette von Moos, als ich, der Urheber von seinen Leiden, der Mensch, der so gefürchtet von den Tieren des Waldes, an seine Seite trat. Schon in den braunen Augen des angeschossenen Tieres lag ein rührender Ausdruck von Schmerz, der mich packte und ergriff; die lautlose Duldung seiner Leiden, die sich in seinen Augen widerspiegelte, gab dem Reh den Charakter der Resignation, so daß ich mich unwillkürlich versucht fühlte, dem totwunden Tiere ein höheres Seelenvermögen beizulegen. Mir altem, im Walde ergrauten Jäger wurde es schwer, ihm den sogenannten Genickfang zu geben, das heißt, es durch einen Messerstich ins Genick zu töten. Ich untersuchte die Wunden und fand sie unheilbar. Ein wehmütiges Gefühl beschlich mich, ich streichelte unwillkürlich den Hals des verwundeten Rehes. In diesem Augenblick wandte es ein wenig den Kopf, leckte mir dankbar die Hand und blickte, wie bittend um Hilfe flehend, zu mir empor. — Vergeblich ringe ich nach Worten, um das Gefühl, das mich in diesem Momente ergriff, zu schildern. Das Tier schmeichelte dankbar demjenigen, der ihm wehe gethan; es liebte seinen Feind, von dem es Rettung erflehen wollte; es küßte gleichsam die Hand, die doch keine andere Wohlthat für dasselbe hatte, als den Messerstich, der seine Leiden enden sollte.

Welch ein Bild des Lebens!

Wie manchmal erscheint nicht Aehnliches im menschlichen Leben?

Von alledem aber war ich so tief ergriffen, daß ich, der ich seit meiner Kinderzeit niemals geweint, nur mit Mühe die hervorquellenden Thränen zurückdrängen konnte. Aber was half's? Der armen Kreatur war keine Rettung mehr möglich, und so nahm ich denn meine ganze Stärke zusammen und machte den Leiden des Tieres nach Jägerweise schnell ein Ende. Dann aber gelobte ich mir fest und feierlich, nie wieder ein Reh zu schießen, und wahrlich, ich habe mein Wort bis heute auch gehalten und werde mein Wort getreulich halten bis an mein gottseliges Ende."

Ein Strauß mit Buruten.

Der Name „Kirgisen" gilt als allgemeine Bezeichnung der Steppenvölker Mittelasiens zwischen dem Kaspischen Meer und dem Altaigebirge; im eigentlichen Sinne führt diesen nur der Stamm der Buruten, auch als „wilde Bergkirgisen" bekannt und teilweise gefürchtet. Ursprünglich durch germanische, nach anderer Meinung finnischer Einwanderung zur kaukasischen Rasse zählend, nahm im Lauf der Zeiten der Typus dieses Volksschlags mehr und mehr das mongolische Gepräge an.

Die Buruten, zu den nomadischen Stämmen gehörend, teilen sich in drei Horden, von denen die bedeutendste, die „große Horde", innerhalb eines Gebiets von 2800 Quadratmeilen mit einer Bevölkerung von mehr als 100000 Seelen, sich zum größten Teil auf russischem Boden befindet. Ihre zeltartigen Wohnungen auf raschen Abbruch berechnet, Jurten genannt, sind aus Filz und weisen durchschnittlich eine Höhe von kaum 7 Fuß, nur wenig umfangreicher sind die Behausungen der Führer der einzelnen Zweige, die den stolzen Titel „Sultan" führen und das Vorrecht besitzen, die Innenwand ihres Herrschersitzes mit roter Seide zu bekleiden.

Innerhalb gewisser Grenzen ist dem Sultan von seiten des kaiserlichen Oberherrn zu St. Petersburg eine Rechts- und Machtbefugnis eingeräumt, wenn er auch in ernsteren Fällen dem Generalgouverneur von Sibirien untergeben und verantwortlich bleibt. — Zwischen genannter hoher Persönlichkeit und den Sultanen vermittelt der Pristaff (Vorsteher), vom Petersburger Kabinett als Schiedsrichter und Friedensordner bestimmte energische Persönlichkeiten, die, an verschiedenen Hauptorten des Kirgisendistrikts seßhaft, mit Vollmacht ausgerüstet sind; selbst mit gewaffneter Hand erfordert es Notwendigkeit, ihres Amtes zu wahren.

Vor allem bildet der bis 1865 dem Chan von Khokand gehörige, später russifizierte Gebietsteil des unermeßlichen Turkestanlandes der Schauplatz unaufhörlicher Fehden. Meistens geben Streitigkeiten um Weideplätze Anlaß zu Reibereien der einzelnen Stämme, oft aber werden die durch russischen Einfluß zivilisierteren Zweige das Opfer räuberischer Ueberfälle wilder Rotten, die im Schutz ihrer Uebermacht

mit ihrer Beute leicht in die Berge entkommen, ehe wirksame russische Hilfe einzuschreiten vermag. — Denn wie bei den Buruten im allgemeinen die Religion Mohammeds nur ein bloßer Deckmantel des krassesten Heidentums, so ist auch ihre Zugehörigkeit zum russischen Reiche nur sehr loser Art. Im Jahre 1867 ward ein junger Artillerieoffizier vom sibirischen Generalgouverneur zu Orenburg beauftragt, in einer militärischen Angelegenheit die neuerworbene Strecke der Provinz bis zu ihrer Grenze zu durchreisen. — Hauptmann A., ein kräftiger, für seinen Stand begeisterter junger Mann, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem Staate zu dienen und seine eigenen Erfahrungen durch die ihm gestellte Aufgabe zu vermehren. — Nur von einigen bewaffneten Begleitern gefolgt trat er die Reise an; er war überzeugt, daß er eben so friedlich von seiner rein beobachtenden Mission heimkehrte, als er ausgezogen, denn seit geraumer Zeit hatte man von keiner ernsthafteren Ungebührlichkeit burutischer Stämme gegeneinander, oder gar gegen das Ansehen der russischen Herrschaft vernommen. —

Der Augenschein im Verlauf der Reise bestätigte diese Annahme. — Ohne nennenswerten Zwischenfall legte Hauptmann A. mit seiner kleinen Eskorte den Weg durch das Altaigebirge zurück.

In früher Morgenstunde war die kleine Schar aus ihrem Nachtquartier im Lager eines kleinen wohlgesinnten Burutenvölkchens aufgebrochen; einige Stunden waren verstrichen, als der Hauptmann plötzlich mit lauter Stimme „Halt" befahl und selber mit kräftiger Hand sein Pferd zum Stillstand fesselte. — Ein paar Schritte entfernt lag ein junger Mensch, sichtlich dem Burutenstamme ebenfalls angehörend, am Boden, neben dem Regungslosen aber stand sein Pferd, eines jener kleinen Tiere, deren Ausdauer und Zähigkeit fast sprichwörtlich geworden ist.

Der Hauptmann stieg vom Pferde und beugte sich über den am Boden Liegenden, der aus einer starken Wunde am Kopf blutete. Nach eifrigem Bemühen seines Helfers schlug er die Augen auf. „Russen!" Haß und Schrecken lag zugleich in dem Ausruf, da er die Uniform seines Helfers erkannte.

Der Hauptmann winkte dem ihm beigegebenen Dolmetscher, — es lag ein Etwas in Ton und Blick des Buruten, das dem vorsichtigen Offizier Verdacht einflößte. — Er erfuhr, daß der Reiter durch einen Fehltritt des Pferdes gestürzt, und sich die Wunde beigebracht habe. Ueber das Ziel seines Rittes machte er widersprechende Angaben und wies einen großen Eifer, so rasch als möglich sich seinen Helfern zu entziehen, nicht um seinen Weg fortzusetzen, sondern um umzukehren, wobei er unablässig in die Ferne zu horchen schien. Mit den Bräuchen der burutischen Grenzstämme vertraut, zeigte sich der Dolmetscher nicht minder energisch, als der Führer des kleinen Trupps. Er zog seine Pistole, und drohte dem ohnehin von seiner schmerzenden Wunde körperlich und geistig Geschwächten sofort das Lebenslicht auszublasen, wenn er nicht offenes Geständnis ablege, daß er der Kundschafter eines größeren Trupps, der sich in räuberischer oder sonst ungesetzlicher Weise an friedliebenden russischen Schützlingen zu vergehen beabsichtige. Die nachdrückliche Mahnung erreichte ihren Zweck. Der Bursche gestand, daß eine Anzahl Männer seines Stammes, die er auf etwa dreißig angab, einen Ueberfall des Lagers beabsichtige, das die Russen am Morgen verlassen; er selbst sei als Kundschafter vorausgeschickt, um bei dem geringsten Verdacht des Mißlingens sofort der langsam folgenden Schar Botschaft zu bringen. Mit der gewonnenen Beute war es leicht tief ins Gebirge zu flüchten oder jenseits der Grenzen des Russenreichs sich der Strafe zu entziehen.

Eine Weile hielt Hauptmann A. mit sich selber Rat. Das passendste dünkte ihm umzukehren, um mit dem männlichen Teil des bedrohten Stammes sich den räuberischen Brüdern gegenüber zu stellen, mit Recht glaubte er bei der starken Uebermacht der nahenden Buruten, daß die Autorität des russischen Namens nicht ausreiche, ihre Beutegelüste und die einmal geweckte kriegerische Leidenschaft durch den Anblick seines so kleinen eigenen Trupps in Schranken zu halten. Aber der Plan des Führers sollte nicht zur Ausführung kommen, denn schon in ziemlicher Nähe ließ sich das Geräusch der herantrabenden Reiter vernehmen, die im Bewußtsein des voraneilenden Kundschafters alles sicher haltend, demselben nach einer Spanne Zeit gefolgt waren.

Ein rascher Entschluß durchblitzte den jungen energischen Offizier. Mit dem durchmessenen Terrain wohl vertraut, erinnerte er sich, daß in ganz kurzer Entfernung sich ein Engpaß befand, den die Nahenden jedenfalls durchschreiten mußten. Vorwärts durfte er nicht, denn jeder Zusammenstoß hätte ihm und den Seinen sicheren Untergang bereitet, und umkehrend das Ziel zu erreichen, machte die Schnelligkeit der Pferde seiner Verfolger unmöglich. Im Eingang des Engpasses wollte der Hauptmann den Strauß bestehen, und die List sollte der Tapferkeit hilfreich zur Seite stehen. Auf die rasche und kurze Weisung des jungen Offiziers zog sich der kleine Trupp so langsam als möglich zu der bezeichneten Stätte zurück. Hier postierte Hauptmann A. die Reiter so geschickt, daß es den in einiger Entfernung um eine Felsecke biegenden Räubern unmöglich war, die Stärke des russischen Corps zu erkennen, dem sie sich ganz unerwartet, urplötzlich gegenüber befanden; sie mußten, da soweit sich ermessen ließ, Reiter hinter Reiter hielt, annehmen, daß ihr Vorhaben verraten, und ein starkes Detachement russischer Soldaten noch zur rechten Zeit von den Bedrohten herbeigerufen, den Schutz derselben und zugleich die den räuberischen Brüdern gebührende Strafe zu vollziehen. Der Bursche ward quer über den Sattel seines Pferdes befestigt, und zwischen dem kleinen Trupp eingekeilt, den Blicken seiner Stammesgenossen entzogen; der Bursche wußte nur zu wohl, daß schon die Mutmaßung einer vorzeitigen verräterischen Kundgebung genügend war, ihm das Lebenslicht auszublasen. In tiefstem Schweigen erwartete die kleine Schar die herantrabenden Buruten. Sorglos, des Erfolgs ihrer Absicht versichert, kamen die wilden Söhne des Gebirgs näher; nun bogen sie um die verhängnisvolle Ecke, die turbanartigen hohen Mützen auf den eckigen Häuptern, das struppige Schwarzhaar bis in den Nacken hängend, an ihrer Spitze der Führer mit einem Federbusch geschmückt, aber zum Glück ebensowenig als seine Getreuen mit Feuerwaffen versehen; die kurze, meist dreizackige Lanze bildete die einzige, freilich bei der Geschicklichkeit der Handhabung gefürchtete Wehr der räuberischen Bergschar.

„Wir sind verraten! Russen!" schallte ein plötzlicher Ausruf der lässig ihres Weges ziehenden Reiter, und zugleich knallte, die Bestürzung der Ueberraschten zu vermehren, eine blinde Salve, deren Pulverdampf dazu beitrug, die Kopfstärke der lebenden Mauer der Schätzung zu entziehen.

Ein panischer Schrecken schien sich der räuberischen Schar bemächtigt zu haben, Verwirrung entstand in ihren Reihen, sie wurde vermehrt als ein paar wohlgezielte Kugeln ihre Häupter umpfiffen. Ihre Absicht war augenscheinlich mißglückt, ihr Kundschafter getötet oder gefangen, nun galt es, sich selber wenigstens vor dem Zorn der Soldaten des gewaltigen Zaren zu retten, deren Kugeln rascher und sicherer zu treffen wußten, als ihre Rosse auszugreifen vermochten. Auf einen Zuruf des Anführers warf die wüste Schar ihre Tiere herum und stürmte mit lautem Geschrei von dannen, während die Besatzung des Engpasses ruhig in ihrer Stellung verharrte und von Zeit zu Zeit den Flüchtlingen eine donnernde Salve nachschickte, das Wiederkommen zu verleiden.

Noch längere Zeit blieb der erfahrene Krieger desselben gewärtig, als aber nichts geschah, hielt der Hauptmann es für geraten, in das vor wenigen Stunden verlassene Lager des friedlichen Burutenzweiges zurückzukehren, um den Trupp auf erneuten Ueberfall vorzubereiten und ihnen den Gefangenen als Geißel zu übergeben. Er selber setzte seinen Weg in anderer Richtung fort und erfüllte glücklich den Auftrag seines Vorgesetzten. Ohne Unfall kehrte er mit seinen Begleitern nach Orenburg zurück, aber der Ruf seiner Kühnheit und Vorsichtigkeit war ihm vorausgeeilt, da der Gouverneur inzwischen veranlaßt war ähnlicher Vorkommnisse halber wie jenes, dessen Gelingen Hauptmann A. vereitelt, Truppenverstärkungen in jenen Distrikt zu senden. Das bedrohte Lager freilich war unbehelligt geblieben, und der gefangene Verräter wider Willen, der Sohn eines der „Vornehmen" der wüsten Bergschar, der übrigens als Stammes-

„Wir sind verraten! Russen!“

genosse gut behandelt ward, mußte lange Zeit hindurch als Bürge des Eides seiner Zugehörigen dienen, sich weiterer räuberischer Uebergriffe enthalten.

Hauptmann A. aber fand durch rasche Beförderung Anerkennung und Lohn; derselbe zählt heute zu den hervorragendsten der höheren Offiziere des Zarenreichs.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

„Uff!" rief Tokvi-tey. „Was ist das?"

„Das ist K'un-tui-temba, das Maul der Hölle," antwortete Winnetou. „Mein Bruder hat die Stimme des Maules vernommen. Er wird es sogleich auch speien sehen."

Nur wenige Schritte ritt er weiter; dann blieb er halten und wendete sich rückwärts zu den roten Kriegern:

„Meine Brüder mögen herbeikommen. Da unten hat sich das Höllenmaul geöffnet."

Er zeigte hinunter in den Abgrund, welcher sich vor ihnen öffnete, und die Indianer eilten zu ihm.

Sie hielten, wie sie nun sahen, vor einer senkrecht mehrere hundert Fuß abfallenden Felsenwand, und unten lag das Thal des Feuerlochflusses. Gerade vor ihnen, am jenseitigen Ufer, stieg aus dem Erdboden eine wohl zwanzig Fuß im Durchmesser haltende Wassersäule ungefähr fünfzig Fuß senkrecht empor, und in dieser Höhe bildete sie einen beinahe kugelförmigen Knauf, aus welchem zahlreiche armstarke und noch stärkere Wasserstrahlen einzeln weit über hundert Fuß gen Himmel schossen. Das Wasser war heiß, denn eine Hülle von halb durchsichtigem Brodem umgab die gigantische Fontäne, welche oben regenschirmartig auseinander ging.

Gerade hinter diesem Wunderwerke der Natur trat die Uferwand zurück und bildete einen tief ausgeschnittenen Felsenkessel, auf dessen hinterem Rande scheinbar die untergehende Sonne lag. Ihre Strahlen fielen auf die Wassersäule, welche dadurch als eine geradezu unbeschreibliche Kalospinthechromokrene in den herrlichsten Farben leuchtete und brillierte. Wäre der Standpunkt der Beschauer ein anderer gewesen, so hätten sie tausend in den Fluten und um dieselben umher zuckende Regenbogen sehen können.

„Uff, uff!" ertönte es aus fast einem jeden Munde, und der Häuptling der Schoschonen wendete sich fragend an Winnetou:

„Warum nennt mein Bruder diesen Ort K'un-tui-tempa, das Maul der Hölle? Sollte derselbe nicht lieber T'ab-tui-tempa genannt werden, der Mund des Himmels?"

„Nein, das wäre sehr falsch."

„Warum? Tokvi-tey hat noch niemals etwas so Herrliches gesehen."

„Mein Bruder darf sich nicht täuschen lassen. Alles Böse scheint zuerst schön zu sein; ein kluger Mann aber urteilt erst, nachdem er das Ende abgewartet hat."

Die Augen der entzückten Indianer hingen noch staunend an dem prächtigen Bilde, da that es plötzlich einen ähnlichen Donnerschlag wie vorhin, und augenblicklich änderte sich die Scene. Die Wassersäule fiel in sich selbst zusammen; einige Augenblicke wurde das Erdloch frei, aus welchem sie sich erhoben hatte; man hörte einen dumpfen, rollenden Ton, und dann stieß das Loch in einzelnen Rucken braungelbe Dampfringe aus. Diese Rucke folgten sich schneller und schneller, bis sie sich zu einem schrillen Zischen vereinigten; die einzelnen Ringe verbanden sich zu einer häßlichen Rauchsäule, und dann wurde eine dunkle, schlammartige Masse ausgeschleudert, welche beinahe gerade so hoch stieg wie vorher die Fontäne und einen entsetzlichen Gestank verbreitete. Einzelne feste Körper flogen weit über die flüssigen Massen hinaus, und wenn das geschah, so ertönte ein dumpf brüllendes Knurren, wie man es in Menagerien von hungrigen Raubtieren hört, kurz ehe sie gefüttert werden. Diese Ausbrüche erfolgten stoßweise, einer nach dem anderen, und in den Zwischenpausen erklang aus dem Loche ein Wimmern und Stöhnen, als ob da unten in der Tiefe die Seelen der Verdammten ihren Aufenthalt hätten.

„Kats-angwa, schrecklich!" rief Tokvi-tey, indem er sich die Nase zuhielt. „An diesem Geruche könnte der tapferste Krieger sterben."

„Nun," fragte Winnetou lächelnd, „will mein Bruder auch jetzt noch dieses Loch den Mund des Himmels nennen?"

„Nein. Möchten alle Feinde der Schoschonen dort unten begraben sein! Wollen wir nicht lieber weiter reiten?"

„Ja, aber wir werden gerade da unten am Maule der Hölle unser Lager aufschlagen."

„Uff! Ist das nötig?"

„Ja. Old Shatterhand hat es uns geboten, und so müssen wir es thun. Die Hölle hat für heute zum letztenmale gespieen; sie wird die Nasen der Schoschonen nicht wieder belästigen."

„So wollen wir dir folgen; sonst aber wären wir ihr lieber fern geblieben."

Jetzt führte der Apache seine Begleiter ein Stück längs der Felsenkante hin bis dahin, wo das Ufer aus weicherem Gestein und erdigem Boden bestanden hatte. Hier waren die verborgenen Kräfte bis herauf zur Höhe thätig gewesen. Ein vor Jahrhunderten hier vorhandener Krater hatte die ganze Uferwand verschlungen; das weiche Erdreich war nachgerutscht und bildete eine Halde, welche ziemlich dicht mit halbverfaulten Baumstämmen und einzelnen Felsbrocken besäet war.

Dieser Bergrutsch war steil und sah keineswegs so ungefährlich aus. Es gab da zahlreiche schwefelgelb geränderte Löcher, aus denen Wasserdämpfe emporstiegen, ein sicheres Zeichen, daß das Terrain ein unterhöhltes sei.

„Hier will mein Bruder hinab?" fragte Tokvi-tey den Apachen.

„Ja. Es gibt keinen anderen Weg als diesen."

„Werden wir nicht einbrechen?"

„Wenn wir unvorsichtig wären, könnte das sehr leicht geschehen. Winnetou hat, als er mit Old Shatterhand hier war, diesen Ort genau untersucht. Es gibt Stellen, an denen die Rinde der Erde nicht dicker ist, als die Breite deiner Hand. Aber Winnetou wird voranreiten. Sein Pferd ist klug und wird nicht dahin treten, wo es eine Gefahr gibt. Meine Brüder können mir getrost folgen."

„Aber hat nicht Old Shatterhand geboten, daß wir an diesem Ufer Kundschafter aussenden sollen, die ihm Nachricht von uns zu geben haben? Wollen wir das nicht thun, bevor wir über den Fluß setzen?"

„Wir werden es gar nicht thun. Die Ogallalla werden eher hier ankommen als Old Shatterhand. Schauen wir nach ihnen aus, so haben wir genug gethan."

Er trieb sein Pferd über den Rand des Bergsturzes und ließ es da, ohne daß er abstieg, langsam zur Tiefe klettern. Die Indianer folgten ihm zaudernd; aber als sie sahen, wie vorsichtig sein Pferd, bevor es einen Schritt that, vorher mit dem Hufe den Boden untersuchte, vertrauten sie sich seiner Führung an.

„Meine Brüder mögen weit auseinander reiten," gebot er, „damit die Erde immer nur die Last eines einzigen Reiters zu tragen habe. Wenn das Pferd einzubrechen droht, muß der Mann es augenblicklich mit dem Zügel emporreißen und nach rückwärts werfen."

Glücklicherweise kam kein einziger in diese Gefahr. Zwar wurden mehrere sehr hohl klingende Stellen passiert, aber der Zug gelangte glücklich unten am Flusse an.

Das Wasser hatte hier eine mehr als gewöhnliche Wärme; die Oberfläche war blaugrün schillernd und ölig, während eine Strecke weiter aufwärts die Wellen rein und durchsichtig an das Ufer schlugen. Dort wurden die Pferde in den Fluß getrieben, welchen sie mühelos überschwammen. Dann lenkte Winnetou wieder abwärts gerade auf das „Maul der Hölle" zu.

Die Eruption dieses letzteren war vorüber. Als die Reiter dort ankamen und sich vorsichtig dem Rande des Loches näherten, konnten sie in eine gegen hundert Fuß betragende, dunkle Tiefe blicken, in welcher es vollständig still und ruhig war. Nichts als die umhergeschleuderten Schlammmassen verriet, daß vor wenigen Minuten die Hölle hier thätig gewesen sei.

Jetzt zeigte Winnetou nach dem bereits erwähnten, hinter dem „Maule der Hölle“ liegenden Felsenkessel und sagte:

„Dort liegt das Grab der Häuptlinge, an welchem Old Shatterhand die drei berühmtesten Krieger der Sioux Ogallalla besiegte. Meine Brüder mögen mir dorthin folgen!“

Die Sohle dieses Kessels bildete beinahe eine Kreisfläche von dem ungefähren Durchmesser einer halben englischen Meile. Die Wände besaßen eine solche Steilheit, daß an ihnen unmöglich emporzukommen war. Viele Löcher, mit heißem Schlamm oder dampfendem Wasser gefüllt, machten das Passieren höchst unsicher, und kein Hälmchen Gras, kein noch so kleines, dürftiges Pflänzchen war zu sehen.

Gerade auf dem Mittelpunkt dieses Thales war ein künstlicher Hügel errichtet. Er bestand, wie man leicht sehen konnte, aus Steinen, losgebrochenen Schwefelstücken und Schlamm, welch letzterer jetzt eine harte, spröde Masse bildete. Seine Höhe betrug vielleicht fünfzehn Fuß, seine Breite zehn und seine Länge zwanzig Fuß. In der Spitze steckten mehrere Bogen und Lanzen. Sie waren mit allerlei Kriegs- und Todeszeichen geschmückt gewesen, die aber nun in Fetzen hingen.

„Hier,“ sagte Winnetou, „sind begraben der ‚tapfere Büffel‘ und ‚böses Feuer‘, welcher der stärkste Krieger der Ogallalla war. Dennoch hat Old Shatterhand beide mit einem Schlage seiner Faust getötet. Sie sitzen auf ihren Pferden, die Gewehre auf dem Knie, den Schild in der Linken und den Tomahawk in der Rechten. Der Name des dritten Kriegers wurde nicht genannt, weil er seine Medizin nicht mehr besaß. Und da oben hielt Shatterhand auf seinem Pferde, bevor er zum Todeskampfe herunterkam, und schoß einen Ogallalla nach dem anderen wund. Er wollte sie nicht töten, und sie konnten ihn mit ihren Kugeln nicht erreichen, denn der große Geist der Bleichgesichter schützte ihn.“

Bei diesen Worten zeigte er rechts nach der Felsenwand, aus welcher in der Höhe von vielleicht vierzig Fuß ein Vorsprung ragte, auf welchem mehrere mannshohe Felsenstücke lagen. Von ihm zog sich eine Reihe ähnlicher aber viel kleinerer Vorsprünge abwärts bis auf den Boden herab, mit deren Benutzung man mühsam hinaufsteigen konnte. Aber wie Old Shatterhand zu Pferde hatte hinaufkommen können, das konnte nur einem so kühnen Reiter, wie er war, erklärlich sein.

Die Schoschonen stießen Rufe des Erstaunens aus. Hätte ein anderer als Winnetou es gesagt, und wäre es nicht gerade von Old Shatterhand erzählt worden, so hätten sie den Sprecher als einen Lügner verachtet.

Ihr Häuptling schritt langsam um das Grab, maß die Dimensionen desselben und fragte sodann Winnetou:

„Wann denkt mein Bruder, daß die Sioux Ogallalla am Feuerlochflusse ankommen werden?“

„Vielleicht heut abend schon.“

„So sollen sie das Grabmal ihrer Häuptlinge zerstört finden. Der Staub derselben soll in alle Winde zerstreut und ihre Knochen sollen in das ‚Maul der Hölle‘ geworfen werden, damit ihre Seelen unten in der Tiefe jammern müssen mit K'un-p'a, dem vom großen Geiste Verfluchten! Nehmt eure Tomahawks und reißt den Hügel ein! Tokvi-tey, der Häuptling der Schoschonen, wird der erste dabei sein.“

Er stieg vom Pferde und ergriff seinen Tomahawk, um das Werk der Zerstörung zu beginnen.

„Halt!“ gebot da Winnetou. „Hast du die drei Toten, welche du schänden willst, erlegt?“

„Nein,“ antwortete der Gefragte verwundert.

„So laß die Hand von ihrem Grabe! Sie gehören Old Shatterhand. Er hat ihnen ihre Skalpe gelassen und sie sogar mit begraben helfen. Ein tapferer Krieger kämpft nicht mit den Knochen der Toten. Die roten Männer finden ein Wohlgefallen daran, die Gräber ihrer Feinde zu schänden; der große Geist aber will, daß die Toten ruhen sollen, und Winnetou wird ihre Gräber beschützen!“

„Du willst mir verbieten, die Hunde der Ogallalla in das ‚Maul der Hölle‘ zu werfen?“

„Ich verbiete dir nichts, denn du bist mein Freund und Bruder. Willst du aber Hand an dieses Grab legen, so mußt du vorher mit mir kämpfen. Tötest du mich, dann magst du thun, was dir beliebt; dann aber wird auch Old Shatterhand kommen und Rechenschaft von dir fordern. So weit aber kommt es nicht, denn Winnetou, der Häuptling der Apachen, kennt keinen, der ihn besiegen könnte. Meine Brüder haben das Grab der Häuptlinge gesehen, und werden mir nun zurück zum Lagerplatze folgen!“

Er wendete sein Pferd und ritt davon, wieder nach dem „Maule der Hölle“ zurück. Auch dieses Mal sah er sich nicht um, ob sie ihm folgen würden oder nicht.

So hatte noch kein „Freund“ mit Tokvi-tey gesprochen. Der Schoschone war erzürnt; aber er wagte es doch nicht, dem Apachen zu widerstehen. Er brummte ein mürrisches „Ugh!“ vor sich hin und folgte ihm. Die Seinen ritten schweigend hinter ihm her. Das entschiedene Auftreten Winnetous hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht.

Der Abend begann hereinzubrechen, als der Apache nicht weit vom „Maule der Hölle“ hielt und vom Pferde stieg. Dort lief trotz der Nähe dieses Ortes ein kalter Quell aus dem Felsen, quer über das Thal und dann in den Fluß. Die Stelle hatte gar nichts, was sie besonders zur Lagerstätte geeignet hätte; aber Winnetou mußte wissen, warum er gerade hier und nirgends anders die Nacht zubringen wollte. Er pflockte sein Pferd an, rollte seine Santillodecke als Kopfkissen zusammen und streckte sich nahe am Felsen zur Ruhe aus. Die Schoschonen folgten seinem Beispiele.

Sie saßen leise plaudernd bei einander. Ihr Häuptling hatte sich, seinen Groll gegen Winnetou vergessend, neben diesem niedergelegt. Es wurde vollständig finster; mehrere Stunden vergingen, und es schien, daß der Apache schlafe. Da aber stand er plötzlich auf, ergriff sein Gewehr und sagte zu Tokvi-tey:

„Meine Brüder mögen ruhig liegen bleiben. Winnetou wird auf Kundschaft gehen.“

Er verschwand im Dunkel der Nacht. Die Zurückbleibenden wollten nicht schlafen, bevor sie das Ergebnis seines waghalsigen Ganges vernommen hatten: aber sie mußten lange warten, denn Mitternacht war nahe, als er zurückkehrte. Er meldete allen vernehmlich und in seiner einfachen Weise:

„Hon-peh-te-keh, der schwere Mokassin, lagert mit seinen Leuten am ‚Teufelswasser‘. Er hat den Bärentöter mit dessen fünf Gefährten bei sich und auch unsere Brüder gefangen, welche uns heut in der Nacht verlassen haben. Old Shatterhand wird in der Nähe sein. Meine Brüder mögen schlafen. Winnetou wird mit Tokvi-tey sich, wenn der Morgen anbricht, noch einmal nach dem ‚Wasser des Teufels‘ schleichen. Howgh!“

Er legte sich nieder. Seine Nachricht war eine aufregende, doch ließ keiner sich das merken. Die Schoschonen nahmen an, daß der nächste Morgen die blutige Entscheidung bringen werde. Wer von ihnen würde am Abend noch leben? Sie fragten sich das nicht. Sie waren tapfere Krieger und — schliefen ruhig ein. Natürlich aber waren Wachen ausgestellt worden.

Noch graute der Morgen kaum, so weckte Winnetou den Häuptling der Schoschonen und schritt mit ihm am Flusse hinab. Sie waren gewohnheitsmäßig so vorsichtig, jede mögliche Deckung zu benutzen, doch wußte Winnetou, daß dies nicht eigentlich nötig sei. Die Sioux verließen jedenfalls ihren Lagerort nicht eher, als bis der Tag vollständig angebrochen war.

Vom „Maule der Hölle“ bis zum „Wasser des Teufels“ war es vielleicht eine englische Meile. Als die beiden so nahe an den letzteren Ort gelangt waren, daß nun die größte Vorsicht geboten war, hatte der Morgen sich bereits so gelichtet, daß man alles genau und deutlich erblicken konnte.

Der Fluß machte unweit des Lagers der Feinde eine Krümmung. Dort hinter der Felsenecke stehend, konnten die beiden Häuptlinge die Sioux beobachten. Diese letzteren holten eben ihre Pferde herbei, welche, wie früher erwähnt, unterhalb des Lagers getränkt worden waren, und nahmen dann ihr Mahl ein.

Winnetou richtete seinen Blick nach der Höhe des rechten Flußufers, von woher Old Shatterhand kommen mußte, wenn er sich nicht vielleicht schon diesseits befand.

„Uff!“ sagte er leise. „Old Shatterhand ist da.“

„Wo?“ fragte Tokvi-tey.

„Da droben auf dem Berge.“

„Da kann man ihn ja doch nicht sehen. Dort steht ja dichter Wald.“

„Ja, aber sieht mein Bruder denn nicht die Krähen, welche über den Bäumen schweben? Sie sind aufgestört worden. Und von wem? Nur allein von Old Shatterhand. Er wird im Walde abwärts reiten und unterhalb der Sioux, wo sie ihn nicht sehen können, über den Fluß gehen. Dann greift er sie an und treibt sie am Wasser aufwärts. Zu derselben Zeit müssen wir am „Maule der Hölle" stehen, damit sie nicht weiter können und in das Thal des Häuptlingsgrabes getrieben werden. Mein Bruder mag schnell kommen, denn wir haben nicht viel Zeit übrig."

Die beiden kehrten eilig zurück. Winnetou hatte im allgemeinen ganz richtig vermutet, wenn er auch das Einzelne nicht wissen konnte.

Als sie bei den Ihrigen angekommen waren, erhielten diese von dem Apachen die nötigen Weisungen und machten sich kampfbereit. Der Feind sollte zwischen zwei Feuer genommen werden.

Jetzt ertönte von unten herauf ein fürchterliches Krachen.

„Das ‚Teufelswasser' erhebt seine Stimme," erklärte Winnetou. „Nun wird auch bald der ‚Mund der Hölle' speien. Reitet ein Stück zurück, daß es euch nicht trifft!"

Er wußte von früher, daß die beiden Krater in Verbindung miteinander standen, und wich eine genügende Strecke zurück. Er hörte bald, daß die Eruption des ‚Teufelswassers' aufgehört hatte, und infolgedessen vernahm er das Kriegsgeschrei der dreißig Schoschonen und Upsarocas, welche sich in diesem Augenblicke auf die Sioux warfen.

Was er vorausgesagt hatte, trat jetzt ein, das „Höllenmaul" begann zu speien, gerade wie gestern gegen Abend, als er angekommen war. Unter Donnern und Zischen stieg die Wassersäule empor, und ihre oben auseinander gehenden Strahlen flossen in weitem Umkreise nieder. Dadurch entstand für Winnetou und die Seinen eine prächtige Deckung, denn die herbeistürmenden Sioux konnten nun die hinter der Riesenfontäne haltenden Schoschonen nicht sehen. Winnetou trieb sein Pferd möglichst weit zur Seite, um stromabwärts blicken zu können. Er sah die Feinde kommen, flüchtig, einer ohne Ordnung hinter oder neben dem andern, von einem geradezu panischen Entsetzen gejagt.

„Sie kommen!" rief er. „Wenn ich das Zeichen gebe, brechen wir hinter dem speienden Maule hervor und lassen sie nicht zwischen demselben und dem Flusse aufwärts. Sie müssen links hinein in das Thal des Grabes. Aber schießt nicht. Der Schreck allein treibt sie hinein!"

Jetzt waren die vordersten Sioux ganz in der Nähe. Sie wollten wirklich flußaufwärts weiter. Da aber brach Winnetou hinter der Fontäne hervor. Sein „Jiiiiiii!" gellte schrill durch die Morgenluft, und die Schoschonen stimmten ein. Die Sioux sahen sich den Weg verlegt und warfen ihre Pferde eine Viertelwendung herum. Sie suchten ihre Rettung in dem Felsenkessel.

Hinter diesen ersten, vordersten Feinden zeigte sich eine dicht zusammengedrängte Gruppe von mehreren Reitern, über welche der Apache nicht sofort klug werden konnte. Es war ein aus Sioux und Weißen bestehender, in fliegendem Galopp daherfegender Knäuel. Den Kern desselben bildete der Häuptling der Ogallalla, Baumann, der Bärentöter und Hobble-Frank, der gelehrte Sachse.

Die auf die Pferde gefesselten Gefangenen hatten sich, wie bereits erwähnt, ihren Befreiern entgegengewendet. Da ertönte ein mehrstimmiger Schrei. Martin Baumann, Wohkadeh und der Neger Bob, welcher die beiden ersteren losgeschnitten hatte, hatten ihn ausgestoßen, als sie sahen, daß der Häuptling der Sioux Baumann mit sich fortriß. Frank hörte den Schrei und sah sich um. Sein Blick fiel auf den Sioux, und er erkannte, in welcher Gefahr sich sein lieber Herr befand. Er warf, trotz seiner Fesseln, nur mit Hilfe des Schenkeldruckes augenblicklich sein Pferd herum und hielt es vor dem Neger an.

„Schneide mich los, Bob! Schnell, schnell!" rief er.

Bob gehorchte diesem Befehle. Frank warf sich vom Pferde, riß einem der beiden von Old Shatterhand erschossenen Sioux den Tomahawk aus dem Gürtel, schwang sich blitzschnell wieder in den Sattel und jagte davon, dem feindlichen Häuptlinge nach.

Bob hatte kein Pferd. Martin und Wohkadeh hätten keine Hilfe bringen können, da ihre Glieder zu sehr von den Fesseln verletzt waren. Sie konnten nur schreien. Dadurch machten sie Jemmy aufmerksam. Er blickte hinter sich und rief entsetzt seinem langen Freunde zu:

„Davy, zurück! Der Sioux entführt uns Baumann!"

Da stand Bob auch schon vor ihnen und zerschnitt ihre Fesseln. Jemmy entriß ihm das Messer und galoppierte dem Sachsen nach, Davy ohne Waffen hinter ihm her.

Jetzt brausten die Schoschonen und Upsaroca heran und vorüber, den Freunden und Feinden nach, und zu gleicher Zeit gelangte Old Shatterhand, Bobs zurückgelassenes Pferd neben sich am Zügel führend, an das diesseitige Ufer. Niemand hatte in der Verwirrung auf ihn geachtet, ihm aber war nichts entgangen.

„Hier dein Pferd und Gewehr, braver Bob," rief er, ihm Zügel und Büchse zuwerfend. „Befreie die noch Gefesselten; dann kommt ihr uns gemächlich nach."

Sein vorhin abgeschossenes Gewehr während des Reitens ladend, stürmte er weiter. Er hatte bisher dazu keine Zeit gehabt, denn sofort nach den beiden Schüssen, als er überzeugt war, daß seine Kugeln getroffen hatten, war es sein Bestreben gewesen, schleunigst an das linke Ufer des Flusses zu kommen.

Nun bot die zwischen dem „Maule der Hölle" und dem „Wasser des Teufels" liegende Strecke dieses Ufers ein mehr als kriegerisches Bild. Sioux Ogallalla, Upsarocas, Schoschonen und Weiße schrieen aus Leibeskräften. Von den Fliehenden nahm keiner auf den andern Bedacht; jeder wollte nur sich selbst retten. Die Freunde jagten an den Feinden vorüber, ohne diese zu belästigen, denn der einzige Gedanke der ersteren war, Baumann zu befreien.

Old Shatterhand stand hoch in den Bügeln, den Stutzen übergeworfen und die Doppelbüchse in der Hand. Er war der hinterste; aber sein Pferd berührte mit dem Leibe fast die Erde, und so erreichte er die Upsarocas und fünfzehn Schoschonen.

„Langsamer!" rief er ihnen zu, indem er an ihnen vorüberflog. „Habt nur acht, die Sioux zu treiben. Da oben hält Winnetou und läßt sie nicht vorüber. Es darf keiner entkommen. Aber tötet sie nicht!"

So ging es weiter, an Freunden und Feinden vorüber. Die Hufe seines Pferdes „verschlangen" den Weg. Es galt, den bereits erwähnten Knäuel zu erreichen, bevor da ein Unglück geschah.

Das Pferd des kleinen Sachsen war kein edler Renner; aber Frank brüllte so entsetzlich und bearbeitete es mit dem Stiele seines Tomahawk in der Weise, daß es dahinraste, als ob es Flügel habe. Lange konnte es das freilich nicht aushalten; das war vorauszusehen.

Es gelang ihm, den Häuptling der Sioux, Ogallalla einzuholen. Er trieb sein Pferd an die Seite desselben, holte mit dem Tomahawk zum Schlage aus und rief:

„Schonka, ta ha na, deh peh — Hund, komm her! Mit dir ist's aus!"

„Tschi-ga schi tscha lehg-tscha!" antwortete der Häuptling hohnlachend — „armseliger Zwerg! Schlag einmal zu!"

Er wendete sich zu Frank herüber und parierte dessen Hieb mit der bloßen Faust in der Weise, daß er mit derselben von unten herauf gegen die Faust des Sachsen schlug, wodurch die Waffe aus Franks Hand geprellt wurde. Dann riß er das Messer aus dem Gürtel, um den einstigen „Forschtbeamten" vom Pferde zu stechen.

„Frank, nehmen Sie sich in acht!" rief Jemmy, welcher hinter ihnen sein Pferd antrieb, um heranzukommen.

„Haben Sie nur keene Angst!" schrie der Kleine zurück. „Mich murkst so leicht kee Roter ab."

Er hielt sein Pferd um einen Schritt zurück, so daß er nicht getroffen wurde, und schnellte sich dann mit einem kühnen Schwunge aus dem Sattel und hinüber auf das Pferd des Ogallalla, den er sofort umschlang, um ihm die Arme an den Leib zu drücken.

Der Häuptling brüllte laut auf vor Wut. Er suchte seine Arme zu befreien, aber es gelang ihm nicht, denn Frank hielt aus Leibeskräften fest.

(Fortsetzung folgt.)

Sonderbare Schildkröten.

Mit dem Begriff Schildkröte verbindet sich bei uns unwillkürlich die Vorstellung von einem gewölbten Rücken- und einem platten Bauchschilde, die, in ein Ganzes vereinigt, auch den weicheren Teilen des Körpers, wie Kopf, Beinen und Schwanz, durch ihre Härte Schutz gewähren, indem jene durch die sechs Oeffnungen möglichst eingezogen werden.

Die Extremitäten sind aber nicht bei allen Schildkröten von gleicher Größe und nicht alle Panzer sind hart, das wird der junge Leser aus unserer heutigen Skizze ersehen.

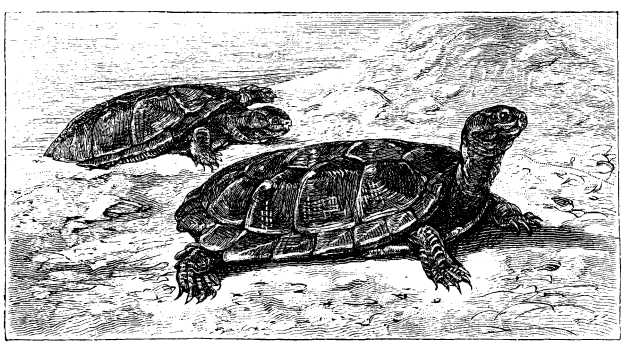
In den Gewässern Südbrasiliens und der La Plata-Staaten haben verschiedene Reisende eine über 1 m lange Schildkröte von bedeutendem Gewichte beobachtet, die sich durch einen mindestens 40 cm langen beschildeten Hals, an dem ein mit Hornplatten belegter schlangenartiger Kopf sitzt, auszeichnet und dadurch stark an eine Schlange erinnert. Sie hat darum auch den Namen „Schlangenhalsschildkröte" erhalten, ihr wissenschaftlicher Name aber ist „Hydromedusa (Wasserbeherrscherin) Maximiliani". Sie verdient diesen Namen! Der Hals ist von einer erstaunlichen Beweglichkeit, schießt bald hierhin, bald dahin, kann aber auch fast ganz in die Oeffnung des Halses zurückgezogen werden. Man sieht dann nur einen Fleischwulst; der Kopf liegt dahinter versteckt. An diesem fallen uns die gelben, tückischen Augen und das große, von scharfen Zähnen bewehrte Maul auf. Schießt der Hals blitzschnell aus dem Schlamme, in dem der braune Rückenschild kaum, halbvergraben, auffällt, hervor, so packen die Zähne den erbeuteten Fisch mit Kraft; das Maul gibt von seiner Beute nichts wieder heraus. Der Rand des aus Buckelschildern bestehenden Panzers ist schwarz gebändert; ein ebensolches Band ringelt sich um den bräunlichen Hals. Der Bauchschild ist schmutzig gelb. Der Schwanz des Tieres ist kurz, die Beine kräftig und mit scharfen Krallen bewehrt, so daß es auf dem Lande ebenso sicher ist, wie im Wasser. Der Panzer mißt etwa 70 cm an Länge. Die Schlangenhalsschildkröte ist ein Nachttier; am Tage ruht sie träge, aber in der Dunkelheit ist sie, was ihr Name sagt, die Beherrscherin der Gewässer dieser Länder.

Eine Verwandte dieses keineswegs häßlichen und unsympathischen Tieres ist die schon durch ihren abscheulichen Bisamgeruch abstoßende „Mata mata" (Chelys fimbriata). Dieses auch im Aussehen ganz abscheuliche Tier beschränkt sich zum Glück nur auf den Amazonenstrom und die Gewässer Guyanas und Nordbrasiliens. Er wird größer wie die Schlangenschildkröte; ihrem Fleische stellen die Eingeborenen trotz des scharfen Geruches mit derselben Gier wie demjenigen der Schlangenhalsschildkröte nach. Dieses Tier besitzt einen ca 70 cm langen, mit lauter befranzten Lappen in geraden Streifen besetzten Hals, einen abscheulichen, breiten, mit ebensolchen Lappen bedeckten Kopf, einen ziemlich langen Schwanz und dicke, behornte, mit fünf Zehen und starken Nägeln bewehrte Beine und Füße. Der Rückenschild ist hochbuckelplattig und kastanienbraun, an vielen Stellen aber auch lichter gefärbt; der Bauch ist schmutzig grün. Das abscheuliche Tier ist zu Lande ebenso gewandt als im Wasser, lebt von Wasservögeln, Fröschen und Fischen, und ist durchaus nächtlich. Die Fische soll es durch die wurmähnlichen Anhängsel ihres Kopfes anlocken. Das Tier pflanzt sich wie die Schlangenhalsschildkröte durch Eier fort, welche eine pergamentartige Schale haben.

Die „Weichschildkröten" haben im Gegensatz zu dem harten Panzer der übrigen einen weichen Schild.

Die bekannteste Art der Weichschildkröten ist die „Beißschildkröte" — Tryonix ferox mit ihrem wissenschaftlichen Namen. Den Namen Tryonix, Dreiklauer, hat das Tier von seinen drei starken Zehen mit Krallen, den Namen ferox von ihrer Wildheit; ist sie doch imstande, einem Menschen die Finger abzubeißen, besonders, wenn sie im Mai das Land aufsucht, um dort im Sande ihre Eier zu verscharren. Der Hals hat immer noch eine Länge von 30 cm und deutet darin auf eine gewisse Verwandtschaft mit den Schlangenhalsschildkröten hin; ebenso ist der Kopf schlangenartig, das Maul dagegen schnabelig zugespitzt. Das Tier wird $1\frac{1}{4}$ m lang und 40 kg schwer. Es wohnt im Alabama und Savannahfluß, kommt aber auch in den zahlreichen Seen Nordamerikas bis zum Hudson vor. Sie schnellt den Hals mit dem Kopfe auf Fische, Wasservögel, Enten und Gänse, Lurche und junge Kaimans, wird aber dafür von den alten wieder gefressen. An stillen Tagen wird sie an der Oberfläche der Seen oft wahrgenommen, wo sie dann ungescheut jagt. Ihr Fleisch ist für jedermann eine Delikatesse; doch ist sie schwer zu erlegen, weil sie sehr scheu ist. Man schießt sie mit der Büchse und fängt sie in Netzen. Wenn sich das Tier halb unter Gewächsen und Wurzeln am Grunde der Gewässer verbirgt, nimmt man es sehr schwer wahr, denn es ist dunkelschiefergrau gefärbt und dunkler gefleckt. Füße und Schwanz sind schwarzweiß geziert.

Keinen harten, aber auch keinen ganz weichen Schild trägt die „Lederschildkröte" — Dermatochelys coiacea. Es ist ein riesiges Tier von $2\frac{1}{3}$ m Länge und 600 kg Gewicht. Der Rückenschild besteht aus fünf, durch dicke Nähte miteinander verbundenen Streifen und ist mit Härchen besetzt. Die Farbe ist braun. Der Bauchschild ist biegsam, glatt und lichter gefärbt. Das Tier ist nach hinten fischartig zugespitzt, und dort präsentieren sich die wie Ruder geformten Hinterfüße fast wie ein Schwanz, während die kräftigeren Vorderbeine den eigentlichen Ruderdienst versehen. Der Kopf ist echt schildkrötenhaft, der Hals bedeutend kürzer wie bei den vorigen Arten und wie der Kopf mit Hornschuppen bedeckt. Die Heimat des Tieres ist der Atlantische Ocean, doch hat man es auch schon im Roten Meere und im Indischen Ocean beobachtet. Seine Nahrung besteht aus Krebsen, Weichtieren und Fischen.



Die Arrauschildkröte.

Das riesige Tier besitzt eine außerordentliche Kraft, Lebenszähigkeit und schreit sehr laut, wenn es geängstigt wird, stürzt sich aber auch mit Wut auf seine Gegner. Sechs Fischer konnten einst bei Santos kaum ein Riesenexemplar dieser Gattung überwinden, und aus Hinterindien ist ein Beispiel bekannt, wie das Tier drei Männer arg zugerichtet und zuletzt in die Flucht geschlagen hat. Es legt seine Eier wie die meisten Schildkröten in den Sand der Ufer. Seine Vermehrung würde großartig sein, wenn nicht so viele Raubtiere den Eiern und Jungen nachstellten.

Zu den nützlichsten Schildkröten gehören die Arrauschildkröte (Podocnemis expansa), die Suppenschildkröte (Chelone viridis) und die Karettschildkröte (Chelone imbricata). Die erstere Art liefert in ihren Eiern das Schildkrötenöl, die beiden letzteren Eier und Fleisch, die Karettschildkröte überdies das wertvolle Schildplatt. Der Arrauschildkröte, die in den Flüssen des nördlichen und östlichen Südamerika, insbesondere im Orinoko- und Amazonenströme lebt, wird von den Eingebornen schon seit vielen Jahren in so nachdrücklicher Weise nachgestellt, daß deren Zahl von Jahr zu Jahr abnimmt. Auf Inseln, wo sie früher zur Abgabe der Eier in großen Scharen eintrafen, stellt sich jetzt nur eine ganz geringe Zahl mehr ein. Und ebenso werden die beiden Riesenschildkröten, besonders die Karettschildkröte, eifrigst gejagt, wobei den Jägern die Gewohnheit dieser Schildkröten zu gute kommen, immer wieder dieselben Plätze zur Abgabe der Eier aufzusuchen.

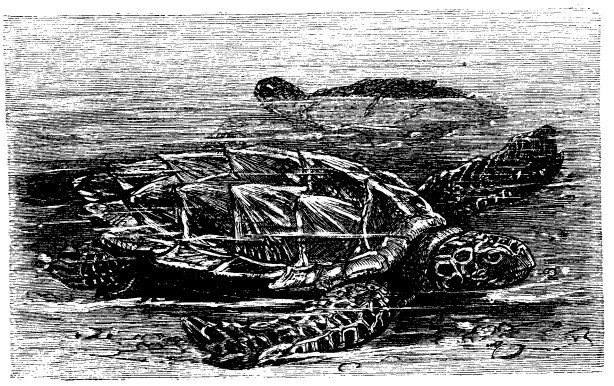
Ein Kubikfuß Fleisch, ein Kubikmeter Wein und ein Liter Nickel.

Wieviel ist ein Kubikfuß Fleisch? Ein Metzger vermaß sich neulich gegen einen Herrn, den Raumgehalt eines Kubikfußes für 30 Mark mit frischem Rindfleisch, ohne Zugabe von Knochen auszufüllen. Zum Austrag der Wette erschien der Metzger mit einem, mit schönem Fleisch gefüllten Korbe. Der Raum eines Kubikfußes war bereits festgestellt und die Füllung konnte beginnen. Der Metzger zeigte ein langes Gesicht, als der Korb geleert und der Raum noch nicht gefüllt war; wohl oder übel mußte ein zweiter Korb voll geholt werden, aber o Schrecken, auch dessen Inhalt füllte den Raum noch nicht. Noch etwa 10 Pfund mochten fehlen, um den Kubikfuß Raum auszufüllen, doch ließ man es jetzt genug sein des grausamen Spiels und entschädigte überdies noch weiter den Meister, der indessen seitdem von Kubikwetten nichts mehr hören will.

In einer fränkischen Stadt kaufte ein Bürger von einem Weinhändler ein Kubikmeter Wein, nachdem er vorher die Anfrage gestellt, wie hoch ein Kubikmeter trinkbarer Wein zu stehen komme, worauf er zur Antwort erhielt: 60 Mark. Er schlug ein, der Kauf war abgeschlossen, und mußte jetzt der Verkäufer zu seinem Leidwesen die Erfahrung machen, daß er seinen Wein pro Liter

zu 6 Pfg. verkauft hatte, da ein Kubikmeter 1000 Liter enthält.

Wieviel „Nickel" in ein Litermaß gehen, erprobte kürzlich ein Pferdehändler, aber nicht zu seinem Nutzen. Zwei Münchberger, T. und X. wollten einen Pferdetausch machen und T. bot dem X. für dessen besseres Pferd ein Aufgeld von 150 Mark. Damit ist's nichts, sagte X., 500 Mark müssen her, oder das Pferd bleibt mein. — Nun, weißt du was, meinte T., du nimmst mein, ich dein Pferd und gebe dir ein Litermaß voll Nickel (10-Pfennigstücke) und ein Achtele ($^1/_8$ Liter) 5-Pfennigstücke auf; — 's gilt, sagte X. und schlug ein. Anderen Tages aber, als er das Pferd bringen sollte, da kam er mißmutig hereingeschlichen und wollte den Handel rückgängig machen, da das ganze Aufgeld, mochte er die Nickel schichten, wie er wollte, kaum 120 Mark ausmachte. T. aber bestand auf Ausführung des Vertrages und drohte mit Klage. Schließlich sollen die beiden sich noch geeinigt haben.



Die Karettschildkröte.

Der Eisvogel.

Einer unserer sonderlichsten Vögel ist der gemeine Eisvogel, Wasserspecht, Martinsvogel (Alcedo ispida), ein schmucker Geselle, dunkelblaugrün an Schulter und Rücken, schön blaugrün in der Rückenmitte, am Schwanz und Bürzel, blaugetupft an den Flügeldecken, schön zimtfarben an Brust und Bauch, graugrün mit schmalen meerblauen Querbinden an Scheitel und Nacken; ein blauer Streif steht an den Backen, ein zimtbrauner zwischen Nase und Augen und unter den Augen; der Oberschnabel schwarz, der Unterschnabel an der Basis rot, die Füße zinnoberrot, die Iris dunkelbraun. Der Hinterkopf mit einer kleinen Federhaube. Seine Länge beträgt 16 cm. Seine Heimat erstreckt sich vom südlichen Schweden durch ganz Europa; desgleichen findet er sich in Asien bis Ostindien.

Willst du das Thun und Treiben des Eisvogels im Freien beobachten, so mußt du an den Ufern mit Strauchwerk bewachsenes Gewässer aufsuchen; dann glückt es dir bei einiger Vorsicht wohl, den kräftig gedrungenen Gesellen mit dem großen kurzhalsigen Kopfe mehrmals des Tages zu belauschen. Nie wirst du ihrer mehrere in einem kleineren Gebiete finden, denn er bewohnt ungesellig allein oder höchstens paarweise ein bestimmtes Gebiet. Da siehst du ihn dann still und regungslos auf einem überhängenden Zweige, einem aus dem Wasser ragenden Steine, einer Wehre sitzen und unverwandt ins Wasser starren. Stunden können vergehen, ohne daß er diese seine zuwartende Stellung aufgibt. Plötzlich erblickt er einen Fisch; da beugt er im Nu den Kopf vor, rührt fast unsichtbar ein wenig die Flügel, stürzt jäh wie ein Pfeil ins Wasser, taucht einen Moment unter und dann wieder empor und hat auch richtig einen Fisch erbeutet, mit dem er seinem Sitzplatze wieder zufliegt. Hastig wird der Fisch verschlungen, das triefende Wasser abgeschüttelt und das Lauern auf Beute beginnt von vorne. Oft mißglücken die Sprünge ins Wasser wiederholt, oder läßt sich viele Stunden lang keine Beute erblicken; dann verläßt unser Einsiedler wohl seinen Standplatz und sucht sich einen neuen. Oft auch obliegt er der Jagd im Fluge; er schießt dann, sein scharfes „Titt, titt" ausstoßend, in gerader Linie, wie ein abgeschossener Pfeil, in fast immer gleicher Höhe, ohne zu wenden, aber auf nicht lange Strecken über das Wasser hin und hält, wenn er einen Fisch erblickt, plötzlich inne, rüttelt nach Raubvogelart eine Weile, stürzt dann kopfüber ins Wasser und fliegt auch schon wieder mit dem erbeuteten Fische einem Sitzplatze zu, um seinen Fang hinabzuwürgen. Sechs kleine Fische etwa braucht er zu seinem täglichen Bedarf. Die Gräten speit er nach erfolgter Verdauung wieder aus. Schlimm geht es ihm in strengen Wintern, wenn alles Wasser zugefroren ist; wohl sucht er dann Stellen auf, an denen im Eis Löcher entstanden sind; da geschieht es ihm aber leicht, daß er beim Sprung ins Wasser unter das Eis gerät und elendiglich ertrinkt.

Für sein Nest wählt der Eisvogel steile, lehmige Erdwände, die von der Wasseroberfläche ziemlich entfernt sind; in diese gräbt er mit dem Schnabel eine etwa meterlange, sanft aufsteigende Röhre, die in einen kleinen Kessel endet; hier legt das Weibchen seine glänzend weißen Eier (5—8) ab; da der Unrat der Jungen häufig liegen bleibt, unterscheiden sich ältere Nester von jüngeren durch einen umliegenden Wall von Gräten und Unrat. Da man den ganzen Sommer über Eier und Junge findet, scheint es, daß die Brutzeit an keine bestimmte Zeit gebunden und wahrscheinlich von dem Stande des Wassers abhängt. Bei plötzlich eintretendem Hochwasser gehen viele Bruten zu Grunde. Die Jungen entwickeln sich ziemlich langsam; die Schnäbel sind anfangs ganz kurz und erhalten erst später die Länge jener der Eltern.

Sympathetische Tinten.

Zur Bereitung derselben gibt es viele Vorschriften, von welchen einige der einfachsten und bewährtesten hier angeführt werden sollen.

1. In 20 Teile Wasser werden nach und nach 1 Teil Schwefelsäure hinzugetröpfelt (nicht umgekehrt). Das mit dieser Lösung beschriebene Papier wird stark erwärmt, worauf die Schriftzüge schwarz zu Tage treten.

2. Mit einer Lösung von Bleiessig in Wasser erhält man eine Tinte, mit welcher die Schriftzüge nach einigen Tagen erst mit schwacher Färbung sichtbar, aber sofort schwarz werden, wenn man sie mit einer verdünnten Schwefelkaliumlösung überzieht.

3. Ein Quentel blauer Vitriol wird mit 1 Lot Alkohol entfärbt. Hierauf löst man in 2 Lot destilliertem Wasser 1 Quentchen bromsaures Kali und das entfärbte und wiedergetrocknete Vitriolsalz. Mit dieser Lösung hergestellte Schrift tritt bei der Erwärmung in lichtbrauner Farbe hervor.

4. Man benutzt zum Schreiben eine Auflösung von Kobaltchlorür. Wird das Schriftstück nun mäßig erwärmt, so erscheint die Schrift in blauer Farbe und verschwindet wieder bei dem Erkalten, bei starker Erhitzung wird sie schwarz und dauerhaft.

5. Schreibt man mit einer wässerigen Tanninlösung, so erscheint die Schrift durch Eintauchen oder Ueberfahren mit einer Eisenvitriollösung in schwarzer Farbe.

6. Die bei den Chamäleonbildern angegebenen Lösungen können ebenfalls zum Schreiben benutzt werden und resultieren je nach der Verwendung derselben bei dem Erwärmen gelbe, grüne oder blaue Schriftzüge.

Die geheimnisvolle Kugel.

Der berühmte Taschenspieler Robert Houdin erregte durch seine zahlreichen, dem Zuschauer unerklärlichen Vorführungen und Experimente stets großes Aufsehen. Unter die merkwürdigsten Produktionen, die er ausführte, gehörten seine Versuche mit der geheimnisvollen Kugel. Dieselbe sah einer riesigen Billardkugel ähnlich und war nicht eben leicht. Nahm man sie in die Hand, so sah man, daß sie an zwei einander gegenüberstehenden Punkten durchbohrt war, so daß ein hohler Kanal sich zeigte, durch den hindurch man sehen konnte. Steckte man durch diese Oeffnung einen Faden und hielt denselben senkrecht, so glitt natürlich die Kugel mit großer Geschwindigkeit längs des Fadens herab. Dies ist nicht wunderbar, sondern selbstredend, allein die Sache änderte sich, sobald der Künstler die Kugel zur Hand nahm. Auch er fädelte die Kugel auf den nämlichen Faden, nahm das eine Ende des letzteren in die rechte, das andere in die linke Hand so, daß der Faden senkrecht gehalten wurde. Wenn nun die Kugel am oberen Ende des Fadens war, so fiel sie durchaus nicht mehr ohne weiteres herunter, sondern glitt ganz langsam herab, ja auf Kommando des Taschenspielers hielt sie in ihrer Bewegung ein. Die Wirkung dieses Kunststückes war stets eine großartige, und die scharfsinnigsten Vermutungen sind über die Art und Weise, wie die Sache zustande komme, ausgesprochen worden. Wir wollen jetzt unseren jungen Lesern verraten,

wie der Künstler verfuhr, und sie werden sicherlich erstaunt sein, daß dies anscheinend unbegreifliche Kunststück auf die allereinfachste Weise von der Welt ausgeführt wurde. Die große Kugel besitzt nämlich außer der geraden Durchbohrung noch eine zweite, die etwas gekrümmt war und an den Endpunkten in die gerade Oeffnung einmündet, so daß man von außen diesen Nebenkanal nicht sehen konnte. In der nebenstehenden Abbildung erscheint rechts die Kugel in der Mitte durchgeschnitten, man sieht den senkrechten Kanal und daneben den gekrümmten. Wird die Schnur senkrecht hindurchgesteckt, wie dies der Zuschauer annimmt und ausführt, so muß die Kugel natürlich sogleich herabgleiten; allein der Taschenspieler fädelt die Schnur geschickt durch den gekrümmten Durchstich ein. Wenn nunmehr der Bindfaden straff angezogen wird, so drückt derselbe innen gegen die Wand der Kugel und diese kann nicht fallen. Läßt man das untere Ende der Schnur ein wenig lose hängen, so hört natürlich der Druck derselben gegen die Innenwand der Kugel auf und diese gleitet herab, langsam und so lange bis man die Schnur wieder straff anzieht, wie dies die Abbildung links zeigt.

Unsere jungen Leser werden aus dieser Erklärung eines anscheinend schwierigen Kunststückes ersehen, mit welchen einfachen Mitteln die Taschenspieler oft ihre staunenerregenden Produktionen ausführen.

Homer.

Homer, der älteste griechische Dichter, soll 900 v. Chr. in Jonien geboren sein. In diese Zeit setzen ihn auch die arundelischen marmornen Aufschriften zu Oxford, und diese Rechnung wird durch Zeugnisse der Alten bestätigt. Sein Leben ist in mythisches Dunkel gehüllt. Man bot zu allen Zeiten alles, dieses zweifelhafte Dunkel zu lichten. Adrian befragte die Orakel, Appion die Grammatiker, die Geister, und eine Menge Städte stritten sich um die Ehre, Homer zum Landsmann zu haben.

Sein Lehrmeister war Pronapides, von dem er die Kunst des Schreibens gelernt hat. Die Reisen, die Homer unternahm, haben seine Kenntnisse bereichert. In Begleitung seines Freundes und Piloten Mentes reiste er unbestimmte Zeit in Spanien, Aegypten, Italien umher. Arm an Gütern, reich an Eindrücken, kehrte er in die Heimat zurück, um sich zur Ruhe zu setzen und eine Existenz zu gründen, als eine Krankheit der Augen, von der Sonne und anhaltenden Studien herrührend, ihn auf der Insel Ithaka festhielt. Die gütige Fürsorge des Mentes, die Salben der Aerzte, gaben ihm die volle Sehkraft zurück, und den Tribut der Dankbarkeit bezahlte Homer damit, daß er Ithaka zum Schauplatz seiner Odyssee erhob. Mit Mentes reiste er darauf wieder viele Jahre. Ein zweites Mal von Augenkrankheit heimgesucht, wurde er von Mentes im Hafen von Kolophon zurückgelassen, allein weder die Kunst der Aerzte, noch der Aufenthalt auf dem Festlande, vermochten den Rat der Götter anders zu bestimmen: er wurde blind, und das großartige Schauspiel der Natur, das er mit so glühender Begeisterung besungen, hüllte sich für ihn — in ewige Nacht! Allein das, was er nicht mehr von außen her erschauen durfte, erschaute er jetzt von innen, wobei sein gutes Gedächtnis ihm treffliche Dienste leistete. Das erste Bild, das in seiner Seele auftauchte, war — die Heimat. Wie der vom Jäger getroffene Vogel sich auf sein Nest niederläßt, so trieb es auch Homer nach der Heimat, in die Nähe des Grabes seiner Mutter Kritheis. Hier gründete und eröffnete er eine Schule. Allein durch seine langjährige Abwesenheit war er in Vergessenheit geraten, seine alten Freunde wollten ihn

Homer.

nicht mehr kennen, andere hatten seinen Platz eingenommen. Seine Blindheit erschien vielen als ein Zeichen des Zornes der Götter, man glaubte auch nicht, daß ein Mensch, des notwendigsten der fünf Sinne beraubt, die erhabenste der Künste auszuüben fähig sei. Seine Stimme verhallte im leeren Raum, seine Schule blieb unbesucht! Tief gekränkt, entrüstet über diese bittere Erfahrung und — von der Not getrieben, kehrte Homer der Heimat den Rücken, von Thüre zu Thüre wandernd, populäre Lieder singend, erwarb er das Brot für sich und den ihm als Führer dienenden Knaben. Man zeigte noch zur Zeit des Herodot die Stelle, wo er zu sitzen pflegte und Verse hersagte oder sang. Allzeit wundervoll und majestätisch in Gebaren und Ansehen, in diesem demütigenden Gewerbe eines blinden Bettlers, gemahnte er an einen Gott seiner Fabeln. Ullysses, in Lumpen gehüllt, ist ein Bild aus dieser Zeit seines Lebens. Später soll er zu Wohlhabenheit gelangt und hohes Ansehen bei den Griechen genossen haben, denn bei entstandenen Grenzstreitigkeiten wurde er als Schiedsrichter gewählt und daher anerkannt. In dem Maße als er früher verkannt, mißachtet und zurückgestoßen worden, wurde er später verehrt, gewürdigt, vergöttert; jeder Ort hielt die Erde heilig, welche des blinden Sängers Fuß betreten hatte. Die Reisen, die Homer unternommen, geben den Stoff zu seinen Werken, auf diesen sammelt er die Schätze, die er in den Werken mit solcher Pracht auslegt und die seiner reichen Einbildungskraft so reichlich zur Hand gewesen sind, als er die Gedichte schrieb, durch welche er sich Unsterblichkeit und den Ruhm, der Vater der griechischen Dichtkunst und Gelehrsamkeit gewesen zu sein, erworben hat. Seine Werke haben auf die griechische Kultur, sowie die künstlerische Bildung der ganzen europäischen Menschheit den größten Einfluß geübt. Er starb in hohem Alter. Lamartine sagt: „Homers Lebensgeschichte ist einfach wie die Natur, traurig wie das Leben; sie bestand in Leiden und Dichten."

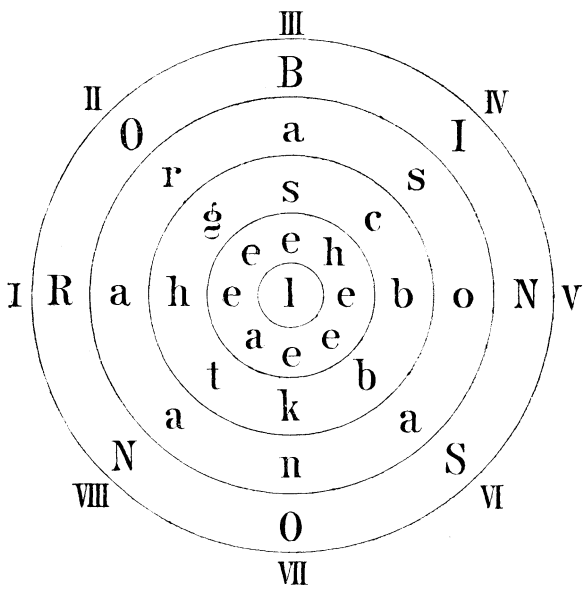
Blondins Gang über den Niagara.

Der ehemalige Geschäftsführer Blondins, Signor Natale, ist der Mann, den Blondin im Sommer 1851 auf dem Rücken über den Niagara getragen hat. Er läßt sich darüber, wie folgt, vernehmen. Da Blondin niemand finden konnte, welcher von seiner Kraft und Geschicklichkeit so überzeugt war, daß er sich ihm zu einer so überaus halsbrechenden Fahrt anvertrauen wollte, so mußte ich mich endlich wohl oder übel entschließen, diesen Ritt auf Blondins Schultern selbst zu unternehmen. Blondin war in Trikot gekleidet, wie solcher in der Regel von Seilgängern getragen wird; außerdem hatte er eine Art Ledergeschirr angelegt, welches so eingerichtet war, daß ich meine Arme um seinen Hals schlingen konnte, ohne ihm das Atmen zu erschweren. Meine Beine, die ich in eine Schlinge dieses Ledergeschirrs stecken mußte, wurden derart befestigt, daß sie mit seinen Armen und Beinen nicht in Berührung kommen konnten. Er trug eine außergewöhnlich schwere Balancierstange, dieselbe wog ca. 100 Pfund. Das ganze Gewicht, welches Blondin mithin zu tragen hatte, war über 250 Pfund. Das Seil war an der Stelle über den Wasserfall gespannt, wo sich jetzt die neue Hängebrücke befindet. Blondin war sehr wohlgemut und ruhig. Zuerst ging er sehr langsam und vorsichtig, als er jedoch eine kurze Strecke zurückgelegt hatte, wurde er waghalsiger; er blieb verschiedene Male auf dem Seile stehen, warf den Zuschauern Kußhände zu und machte kleine Kunststücke. Ich konnte unter uns die gewaltige Wassermasse dahinrauschen sehen, ebenso bemerkte ich deutlich, wie die ungeheure Menschenmenge auf beiden Seiten des Wasserfalls uns mit Angst Schritt für Schritt verfolgte. Keinen Laut gaben die Zuschauer von sich; man hörte nichts, wie das unaufhörliche Brausen und Donnern des Wasserfalles. Es waren für mich die schrecklichsten Augenblicke meines

Lebens. Blondin schien die Gefahr immer geringer zu schätzen, je weiter er vorrückte. Ich wagte kaum zu atmen oder ein Glied oder einen Muskel zu bewegen, da ich fürchtete, ihn aus dem Gleichgewicht zu bringen. Endlich erreichten wir festen Boden auf der anderen Seite, und ich versichere Sie, daß ich niemals froher in meinem Leben war als in diesem Augenblick. Jetzt wollte auch das Hurrarufen und das Wehen mit den Taschentüchern der Zuschauer kein Ende nehmen.

Uebrigens ist Blondin nicht der einzige, wenn auch der erste, der den Niagara auf dem Seil überschritt. Nach ihm kamen Farini, Leslie, Ballein, Peer, Jankins und endlich auch eine junge Italienerin, Marie Spelterini, die es ihnen allen jedoch zuvorthat, denn sie machte den Gang viermal hintereinander, zuerst vorwärts mit verbundenen Augen, dann rückwärts mit unverbundenen Augen, hierauf mit zwei Körben an den Füßen und endlich mit zwei eisernen Kugeln, die an Stricken frei an ihren Füßen schwebten. Die Höhe, in welcher das Seil über den Strom gespannt wurde, betrug jedesmal etwa 42 m oder 130 Fuß.

Auflösung des Ringrätsels in Nr. 36.



Auflösung der mathematischen Aufgabe in Nr. 36.

Der untere Teil des Rohrs sei = x cm, also der obere = (180 — x) cm, die Entfernung von dem Fußpunkt des Rohrs bis zu demjenigen Punkt, in welchem die Spitze die Peripherie des Kreises berührt, = 30 cm.

Dann ist nach dem pythagoräischen Lehrsatz

$$x^2 + 30^2 = (180 - x)^2$$
$$x + 900 = 32400 - 360\,x + x^2$$
$$360\,x = 32400 - 900$$
$$360\,x = 31500$$
$$x = 87{,}5 \text{ cm}.$$

Der Knick ist also 87,5 cm über dem Erdboden.

Kleine Experimente.

(Von unserem Kameraden K. K. jun. in Wien mitgeteilt.)

Schwimmendes Eisen.

Daß auch Eisen schwimmen kann, soll durch folgendes Experiment bewiesen werden. Man nehme eine Nähnadel und lege sie behutsam auf die Oberfläche eines Wasserspiegels und sie wird schwimmen. Sollte dies nicht gleich zum erstenmal gelingen, so versuche man es ein zweites, drittes Mal. Dann aber wieder die Nadel ins Kissen, damit kein Unglück geschieht!

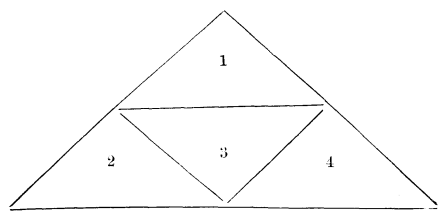
2. Die angefrorene Schale.

Gebt eine kleine Blechschale, nachdem ihr auf den Tisch zuvor einen Wassertropfen gegeben habt, darauf und gießt nun in die Schale etwas Aether! Sobald derselbe verdampft ist, und das geschieht in einigen Augenblicken, wird die Schale am Tische angefroren sein! Jedoch vorsichtig sein und mit dem Aether nicht an eine Flamme kommen, das Kunststückchen auch nicht auf polierten Tischen ausführen wollen!

Wechselrätsel.

Mit **U** ein Gebirge, mit **A** ein See. — Mit **E** ein Fluß, mit **O** ein Fluß. — Mit **Z** eine Stadt, mit **L** ein Vierfüßler. — Mit **J** ein Tier, mit **E** ein Tier. — Mit **J** ein Hochland, mit **G** eine Stadt. — Mit **K** ein Fluß, mit **M** ein Fluß. — Mit **i** ein alttestamentlicher Name, mit **r** ein Fluß. — Mit **r** eine Stadt in Ungarn, mit **y** eine Stadt in Preußen. — Mit **t** ein Vogel, mit **a** ein Fluß. — Mit **l** ein Fluß, mit **r** ein Planet. — Mit **n** ein Fluß in Frankreich, mit **x** eine Stadt in Frankreich. — Mit **d** ein Vogel, mit **l** ein Fluß. — Mit **p** ein Schiff, mit **t** ein Vierfüßler. — Mit **i** ein Mineral, mit **r** ein Himmelskörper. — Mit **f** eine Stadt in Preußen, mit **i** ein Mineral. — Mit **l** ein Fluß, mit **o** eine Pflanze. — Mit **m** ein Ort in der Schweiz, mit **ch** ein großer Vierfüßler. — Mit **r** ein Kaiser, mit **ch** ein König des Altertums. —

Aufgabe.



Die Buchstaben **e e, h, m, r** und **u** sind derartig in die Winkel obiger Dreiecke zu verteilen, daß in jedem derselben ein Wort entsteht.

Diese Wörter bezeichnen: 1. ein Nahrungsmittel für Tiere, 2. ein geistiges Getränke, 3. einen Zeitmesser und 4. ein Tier.

Fragen und Antworten.

Elsa v. H. in **Pötzleinsdorf.** Damen haben überall den Vortritt, also auch hier. Im übrigen sind wir sehr erfreut, Ihre Bekanntschaft zu machen. Die Lösung des Rätsels ist richtig. — Geht es Ihnen unter uns Pfarrers—söhnen nicht hie und da etwas zu männlich und wild zu?

Leo B. in **Prag.** Für Deinen Arithmograph unseren besten Dank.

Eug. E. in **Kosel.** Ueber das Vertreiben des Ungeziefers von Pflanzen haben wir auf Seite 480 des „G. K." und wiederholt geantwortet. — **Tiefschwarze Tinte?** Das gibt es überhaupt nicht. Zu Zeichnungen und Schriften, die tiefschwarz sein sollen, verwendet man sogen. chinesische Tusche, die neuerer Zeit auch flüssig zu haben ist. — Gewiß soll man sich davor hüten. Das Zink des Handels beispielsweise enthält häufig Arsenik und liefert dann ein arsenhaltiges Wasserstoffgas.

K. M. in **Wien.** Dieses Kartenspiel heißt: „Schnipp, schnapp, schnurr, burr, basilorum, Rex".

B. Schatteles zu **Lugos** in **Ungarn** schreibt, daß er eine Menge französischer, amerikanischer und rumänischer Marken habe und gern in Tauschverbindung treten möchte.

K. H. in **B.** Lassen Sie das einfach bleiben und suchen Sie Ihren Körper durch Leibesübung nach Möglichkeit zu kräftigen. Finden Sie Ihren Zustand bedenklich, lassen Sie sich von einem Arzte untersuchen und beraten.

W. Sch. in **Swinemünde.** Das ist zu kompliziert und bedarf einer Reihe Chemikalien, die wir in so jungen Händen in Rücksicht auf Gesundheit, versengte Kleider und Nasenspitzen nicht gerne sehen.

L. S. in **K.** Du willst die deutsche Seemannsschule auf der Insel Steinwärder bei Hamburg besuchen und die Bedingungen der Aufnahme kennen lernen? Lasse Dir von der Direktion dieses Institutes Prospekt und Lehrplan zusenden, was auf Ersuchen umgehend erfolgt. Alle diese Bedingungen hier aufzuführen gestattet uns der Raum nicht.

A. L., Gymnasiast in **O.** Fettflecken lassen sich aus Papier entfernen, indem man dieselben entweder mit Benzin oder Aether einige Male recht vorsichtig überstreicht, dann unter gleichzeitigem Beschweren einfach trocknen läßt. Benzin wie Aether sind Explosivstoffe, daher die größtmöglichste Vorsicht anzuraten ist. — Der Medizinbeutel ist einer der zahlreichen Ausrüstungsgegenstände des indianischen Zauberdoktors oder Medizinmannes, welche das Amt eines Priesters mit jenem des Arztes verbinden. Wenn wir Dir auf Dein Ersuchen darüber Näheres mitteilen, so vergiß dabei nicht, daß Du ein in seinen religiösen Gebräuchen und Anschauungen auf sehr niedriger Stufe der Kultur stehendes, ein einfältiges Naturvolk vor Dir hast. Jeder der Medizinmänner muß, um eines von Vielem herauszugreifen, zur Ausübung seines Berufs über einen großen eigenen Liederschatz verfügen und darf jenen eines andern Berufsgenossen nicht benutzen. Hat sich der religiöse Künstler stattlich aufgeputzt, sein Gesicht bemalt, mit Hermelin behängt, legt er eine Maske vor, dreht er sich tanzend um das Feuer, dann kann, indem alle Anwesenden seinen Sang im Chor wiederholen, der Zauber losgehen. Man ruft den Zauberdoktor sowohl zu dem Kranken als auch zu dem Toten. Dem ersteren soll er die Gesundheit wiedergeben. Der Amerikareisende Whymper hatte in Newicargut Gelegenheit, das dabei befolgte Gebaren zu beobachten. Eine Gruppe von Indianern umringte den Patienten; in ihrer Mitte glimmte ein schwaches Feuer. Ein gedämpfter Chorgesang begleitete die sehr komplizierten Manipulationen des Medizinmannes —, das alles wir hier nicht schildern können. Jetzt schien er den

„bösen Geist“ aus dem Kranken herauszuziehen, mit ihm zu ringen und ihn ins Feuer zu werfen; dann rannte er ihn in simuliertem Schrecken wild davon. Endlich hatte er ihn in seiner Gewalt und gestikulierte und stöhnte, bis ihm Schaum aus dem Munde drang. Dabei erging er sich ununterbrochen in einem Recitativ, das kunstvoll mit dem Chor zusammenstimmte. Zuletzt wurde die Vorstellung heiterer, der Chor lauter und lebendiger; man glaubte ohne Zweifel den Patienten nunmehr von seinem Dämon erlöst und der Zauberer humpelte von dem Schauplatz. Stirbt der Kranke, so wird wieder der Medizinmann herbeigerufen, denn er soll dem Toten den Weg zeigen, welchen Menschen zu wandeln haben, damit sie nicht auf den Weg der Hunde geraten. Die Schatten der Hunde leben nämlich besonders für sich und zusammen mit den Schatten böser Menschen, d. h. der Geizigen, der Ungastlichen und Diebe. Aber dann und wann gerät auch ein guter Mensch auf den Hundeweg, und davor kann ihn der Zauberpriester behüten, indem er den Verstorbenen begleitet und ihm den richtigen Weg zeigt. — Dein Papa soll die Erzählungen einsenden.

G. B. in **Burg.** Wenn wir Dir die gewünschte Nummer nachliefern sollen, dann müssen wir vor allem Deine genaue Adresse wissen. — Wo Du ein zerlegbares Schmetterlingsnetz erhalten kannst? Wende Dich an Alexander Bau in Berlin, Hermannsplatz 4.

Ein Pensionär in **Eßlingen.** Ja, wie kommen nur alle diese Fettflecken zustande? Wahrscheinlich weil Ihr jungen Herren während des Essens auch leset und aus Unachtsamkeit dann das Butterbrot statt auf den Teller auf den „G. K.“ legt. Lies unsere Antwort an A. L., Gymnasiast in O., und komme mit den dort bezeichneten Stoffen nicht in die Nähe einer Flamme.

Gust. v. B. in **Karlsruhe.** Du willst wissen, wie lange die Lanzen des 19. Ulanenregiments sind? Sie messen 3,14 m.

E. Rosenberger in **St. Petersburg.** Deine Mitteilungen sind ganz interessant. Wir werden dieselben bei Anfragen gelegentlich verwerten. Gruß freundlich erwidert.

R. S. in **P.** Ob Du Dir eine kleine Dampfmaschine selbst bauen kannst? Wir glauben „nein“ sagen zu sollen. Uebrigens sind solche Dampfmaschinchen in neuerer Zeit ein recht gewöhnlicher Handelsartikel geworden. Das Selbstkonstruieren und Selbstbauen ist doch sehr kompliziert und ein solcher mit Dampfdruck arbeitender Apparat, wenn nicht ganz sorgfältig berechnet und gefertigt, durch mögliche Explosion des Dampfkessels nicht ungefährlich. Gruß freundlich erwidert.

L. Fetter in **Z.** Sie finden in der heutigen Nummer mehrere der erwünschten Adressen angegeben; die anderen sind uns noch nicht bekannt.

Gebr. M. in Danzig. Das Versilbern von Metall geschieht sowohl auf galvanischem Wege wie auch mit Hilfe des Feuers. Beide Arten sind für Laien zu umständlich, zeitraubend und zu kostspielig. An deren Stelle gibt es aber ein höchst einfaches Verfahren, welches bei kleinen Gegenständen die Versilberung ganz gut ersetzt. Grob gerasptes oder körniges Zink wird in einer Mischung von 3 Gewichtsteilen Salmiak und 10 Gewichtsteilen Wasser eine Zeit lang gekocht, die Gegenstände hineingelegt und mit einem Zinkstabe umgerührt. Der Niederschag, welcher einen silberähnlichen Glanz besitzt, soll sehr dauerhaft sein.

M. H. in **Währing** bei **Wien.** Die Hauptbedingungen für einen gut steigenden Papierdrachen sind nebst passender, hübscher Form: Dauerhaftigkeit bei wenigst möglicher Gewichtsmenge und die richtige Wage. Ein beiläufig 1 m langer, trockener, gerader Fichtenstab, welcher weder Risse noch Aeste haben darf, wird 2 cm breit und 1 cm dick zugehobelt, oben auf beiden Seiten zugespitzt und quer über dieselben eine kleine Rinne eingekerbt. Von dieser Spitze wird dann im Abstande von 10 cm, am unteren Ende dagegen in ungefähr 1 cm Entfernung je ein Loch vorgebohrt. Dann nimmt man ein 70 cm langes, im Durchmesser 7—8 mm haltendes Stück sogenanntes spanisches Rohr, schneidet inmitten desselben eine 2 cm lange und 3 mm tiefe Kerbe, dann am jeden Ende im Abstande von je 1 cm eine Ringelkerbe zum Umwickeln der Schnur ein.

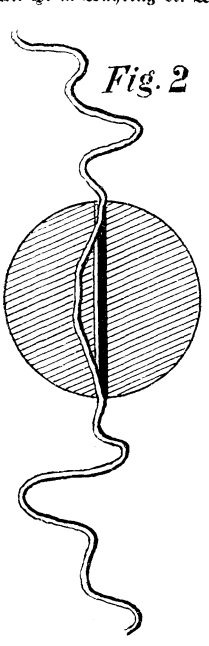


Fig. 2

Houdins geheimnisvolle Kugel im Durchschnitte.

Jetzt legt man das Rohr mit der Mittenkerbe am Stabe über das obere vorgebohrte Loch und nagelt es mit einem dünnen Drahtstift fest, wobei die vorstehende Nagelspitze umgebogen und vernietet wird. Nun wird eine Endkerbe mit einer dünnen Schnur fest umschlungen, diese durch das untere Stabloch gezogen und am zweiten Rohrende derart verknüpft, daß hierdurch das Querteil eine hübsche, viertelsrunde Spannung erhält. Es wird oben im Rohre, links und rechts vom Stabe, je ein Loch 5 cm im Abstande vorgebohrt, durch das eine ein dünnes Schnurstück, an dessen Ende unten ein Knopf geschlungen ist, gezogen, dann über die Kerbe der Spitze geführt, durch das zweite Loch geschoben und bei möglichster Anspannung verknüpft. Hierauf mißt man den Holzstab in drei genau gleiche Teile ab und durchbohrt die zwei mittleren Punkte. Diese Löcher dienen später zum Einziehen der Henkelschnur.

Zum Ueberziehen dieses Gerippes nehme man ziemlich widerstandsfähiges, doch nicht zu dickes Papier. Dieses wird um ein paar Finger breit größer als die äußere Form des Gestelles zugeschnitten, an den Rändern, aber nicht auch in der Mitte, auf einer Seite stark mit Kleister bestrichen, das Gestelle daraufgelegt und das vorstehende Papier über letzteres umgeschlagen. Ist der Ueberzug angetrocknet, so wird durch die beiden vorgebohrten Löcher die Henkelschnur gezogen und mittels Knoten festgemacht. Sie soll nicht straff angezogen sein, sondern eine Schlinge bilden.

Nun wird das Rohrstäbchen zu beiden Seiten mit den sogenannten Ohren behangen. Es sind dies quastenförmig zusammengedrehte und etwa eine Spanne lange Papierbüschelchen. Man knüpft sie mit einem Ende mittels dünner Schnurstücke an. Sie dienen zur Richtigstellung der Wage. Hierbei faßt man die Mitte der Henkelschnur mit der linken Hand, läßt den Papierdrachen frei schweben, und beschneidet auf jener Seite, welche nicht das Gleichgewicht hält und mehr nach abwärts neigt, so lange das Ohrbüschel, bis beide Seiten wagrechte Stellung halten.

Zum am Ende des Gestelles anzufügenden Schweife wird die Schnur fünf- bis sechsmal länger als der Körper genommen und werden in denselben in Zwischenräumen von 15 bis 20 cm aus schmalgeschnittenen Papierstreifen formierte Quästchen, an beiden Seiten gleichweit abstehend eingeknüpft. Unten hin kommt eine dickere und längere Papierquaste. Will man recht genau verfahren, so kann auch jetzt wieder die Wägeprobe vorgenommen werden. Die weitere Ausschmückung muß der Kunstfertigkeit und der Phantasie des Verfertigers anheimgegeben werden, wozu ja durch Bemalen und Bekleben mit Bildern ein weiter Spielraum offen ist.

C. W. in **Leipzig.** Ganz richtig! Der Zuave hat eine dunkle Hautfarbe. Er gehört jedoch seiner Physiognomie nach noch nicht zu den südlicher liegenden Negergruppen; seine Farbe ähnelt der des südlichen Europäers, zählt also mit diesem zur kaukasischen Rasse. — Solche Zahnmittel verabreicht man Ihnen in jeder Apotheke. Täglich mehrmals damit bürsten!

Ernst Meeser (v. Adr. Herrn Lehrer Rausch) **Bilbel** b. **Frankfurt** a. M. schreibt: „Obgleich ich über mehr als 10 000 doppelte Briefmarken verfüge, so bin ich doch fest überzeugt, daß mancher meiner Kameraden Exemplare doppelt besitzt, welche ich noch nicht habe und umgekehrt. Es wäre mir nun lieb, wenn Ihr mir Euere doppelten zukommen ließet. Ich würde Euch dann von meinen, welche meistens aus alten Preußen, Hannover, Braunschweig, Mecklenburg und Elsaß-Lothringen bestehen, zusenden.“

R. Str. in **Mülhausen.** Vom Grunde der See an die etwa 40 Fuß darüberliegende Oberfläche zu gelangen, bedarf es keiner sonderlichen Anstrengung; kräftig abgestoßen schießt der Taucher in wenigen Sekunden pfeilgeschwind über den Wasserspiegel. Was anderes ist das Tauchen d. h. das Hinabschwimmen zum Grunde; das ist je tiefer der Grund, ein um so schwierigeres Stück Arbeit, bei gewisser Tiefe Unmöglichkeit. Schönen Gruß!

C. Str. in **Mödling.** Die Direktion des Technikums in Mittweida wird Ihnen auf Ersuchen sowohl die Aufnahmebedingungen, wie den Lehrplan dieser Anstalt umgehend zukommen lassen. Alles das hier unter den Antworten aufzuführen, mangelt es uns an Raum. — Sie stellen ferner die Frage: „Was ist nach Ihrer Ansicht der beste, der ergiebigste Erwerb?“ Es ist, glauben wir, sobald wir uns zu einem Berufe entschlossen haben, und wenn wir uns überhaupt qualifizieren, unsere Aufgabe, innerhalb des gegebenen Wirkungskreises nach der höchsten fachtechnischen Ausbildung und Entwicklung unserer ganzen Umsicht zu streben, dann wird und kann, ob wir nun Schuster oder Schneider sind, ein ausgiebiger materieller Erfolg nicht ausbleiben. Die umsichtige Leitung einer Knopffabrik, die Produktion und der Vertrieb eines z. B. ganz niederen Eisenartikels, einer einzigen Nagelsorte, kann einen höheren Ertrag sichern, als der mehr oder weniger laue Betrieb eines Edelmetall- und Juwelengeschäftes. — Hören Sie über die anderen Punkte Ihres Schreibens doch das Urteil Ihrer Lehrer und Professoren. Wir kennen weder Sie noch Ihre Leistungen, noch die Verhältnisse, in denen Sie stehen; und da zu raten wäre Leichtsinn.

Rudolf Kr. in **Buchholz** schreibt dem „G. K.“: „Da ich auf die Geschichte ‚Sohn des Bärenjägers‘ so besessen bin, so bitte ich Dich, die Geschichte recht lang zu machen und am meisten von Massa Bob, Hobble-Frank, Jemmy, Old Shatterhand und Winnetou zu erzählen; ich könnte mich geradezu totlachen.“ — Soll besorgt werden! — Deine andere Frage, die Weihnachtsüberraschung für Deine Eltern anlangend, ist so leicht nicht zu beantworten. Es gilt ihnen, eine wirkliche Freude zu bereiten und das setzt immerhin einige Kenntnis der Neigungen, der besonderen Verhältnisse und Wünsche voraus. Am meisten Freude

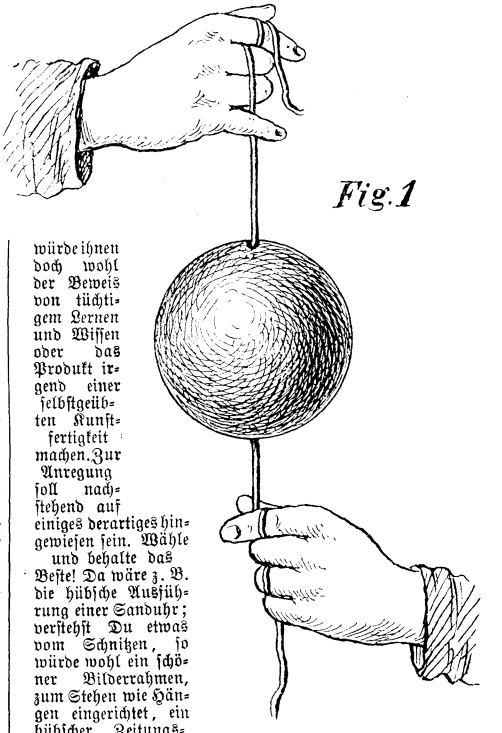
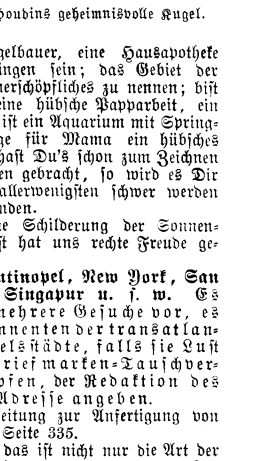


Fig. 1

würde ihnen doch wohl der Beweis von tüchtigem Lernen und Wissen oder das Produkt irgend einer selbstgeübten Kunstfertigkeit machen. Zur Anregung soll nachstehend auf einiges derartiges hingewiesen sein. Wähle und behalte das Beste! Da wäre z. B. die hübsche Ausführung einer Sanduhr; verstehst Du etwas vom Schnitzen, so würde wohl ein schöner Bilderrahmen, zum Stehen wie Hängen einrichtet, ein hübscher Zeitungs-, Schlüssel- und Wäschehalter, ein geschmackvoll gebautes Vogelbauer, eine Hausapotheke oder dergl. fertig zu bringen sein; das Gebiet der Laubsägearbeiten ist ein unerschöpfliches zu nennen; bist Du Buchbinder, fertige eine hübsche Papparbeit, ein Album oder dergl.; leicht ist ein Aquarium mit Springbrunnen herzustellen; lege für Mama ein hübsches hängendes Gärtchen an; hast Du's schon zum Zeichnen oder gar zum Aquarellieren gebracht, so wird es Dir auf diesem Gebiete am allerwenigsten schwer werden ein passendes Motiv zu finden.



Houdins geheimnisvolle Kugel.

Fritz E. in **Wien.** Deine Schilderung der Sonnenfinsternis vom 19. August hat uns rechte Freude gemacht. Grüßen schön!

St. Petersburg, Konstantinopel, New York, San Francisco, Kapstadt, Singapur u. s. w. Es liegen dem „G. K.“ mehrere Gesuche vor, es möchten doch die Abonnenten der transatlantischen großen Handelsstädte, falls sie Lust haben namentlich Briefmarken-Tauschverbindungen anzuknüpfen, der Redaktion des „G. K.“ ihre genaue Adresse angeben.

O. F. in **W.** Unsere Anleitung zur Anfertigung von Kaninchenkästen steht auf Seite 335.

K. L. in **D.** Ganz richtig, das ist nicht nur die Art der Wilden, sondern wird auch von unserer modernen Industrie in Anwendung gebracht. Hält man einen frischen Holzstab über Feuer, so wird er sich infolge der einseitigen Erwärmung krümmen; die Sache muß natürlich geschickt angefangen werden, daß das Feuer an dem Stabe nicht sonstige Zerstörungen anrichten kann. Die meisten Spazierstöcke, das Material der Stühle und ähnliches, ist auf diese Weise gebogen.

K. K. jun. Wien. Wenn Sie einen gesunden festen Schlaf haben, seien Sie froh daran. Uebrigens haben wir wiederholt bemerkt, daß wir auf Fragen, welche ärztliches Gebiet berühren, prinzipiell nicht antworten. Nichts für ungut. — Wir hätten schon längst wieder ein Preisrätsel gebracht, wenn nicht ein jüngst publiziertes Erkenntnis des deutschen Reichsgerichts dargethan hätte, daß solche Verlosungen Lotterien gleichzuachten, daher verboten und strafbar seien.

Anonymitus B . . . g. Wir können Deine erste Frage nicht verstehen. „Kefi?“ was soll das sein? Vielleicht Keffieh, arabisches und persisches Bekleidungsstück? — Wieweit dieses Telephon das Wort zu leiten vermag? Versuche es doch!

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden“ bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck, auch im einzelnen, wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der Gute Kamerad

№ 38. **Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.**

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs exkl. Stempel.

Wie durch ein Webstück her und hin
Sich oftmals güldne Fäden ziehn,
So stellt im Leben wunderbar
Sich Gottes gnäd'ge Führung dar.
Geb acht, mein Kind, und merke drauf,
So gehn dir bald die Augen auf.

L. Woniger.

Ein Abend in Australien.

„Was fangen Sie eigentlich des Abends an?“ fragte mich mein Tischnachbar an der Table d'hote von Menzys Hotel in Melbourne, „ich habe Sie noch nirgends getroffen und vermute, daß Sie mit den Hühnern zu Bett gehen.“

„Sie irren,“ entgegnete ich, „seit ich in diesem Backofen wohne, komme ich nie vor Mitternacht nach Hause; ich fahre jeden Abend nach St. Kilda, nehme ein Seebad und schöpfe dann am Strande frische Luft, bis mich der letzte Zug wieder hierherbringt.“

„Der Nordwind, den wir jetzt ununterbrochen genießen, wird Ihnen auch am Strande nicht viel Kühlung zufächeln; ich glaube, Sie thäten ebensogut, in der Stadt zu bleiben und sich hier zu zerstreuen. Machen Sie es wie ich, gehen Sie ins Theater, dort vergißt man die Hitze! Uebrigens wird heute im Théâtre royal etwas vorgeführt, was Sie interessieren dürfte. Ich glaube von Ihnen gehört zu haben, daß Sie am Rhein zu Hause sind. Ist es nicht so? Nun, heute werden am Schluß der Vorstellung zum erstenmal einige Rheinlandschaften gezeigt, die als vortrefflich gemalt bezeichnet werden. Sie sollten sich das ansehen! Wenn Sie Lust haben, werde ich Sie heute abend hinführen.“

Im Grunde genommen hatte mein Nachbar, der aus England stammte, aber schon seit mehr als zwanzig Jahren in Australien lebte, nicht unrecht. Die Kühlung am Meeresufer war illusorisch, denn die Luft war drückend heiß und schwül, und die auf der Pier oder in den Promenaden Spazierenden machten den Eindruck, als ob das Auf- und Abgehen mehr Arbeit als Vergnügen sei. Es war Ende Januar, seit drei Monaten hatte es nicht mehr geregnet, und die ganze Gegend glich einer abgebrannten Steppe. Die Grasplätze in den Anlagen waren förmlich versengt, statt grünen Rasens sah man eine gelbe Sandfläche mit einigen braunen Halmen, das graue Laubwerk der Eukalypten hing schlaff nach unten, und die lederartigen Blätter der großen Gummibäume rasselten wie trockene Hasenfelle. Jeden Abend sah man in der Ferne an verschiedenen Punkten Feuer und Rauchsäulen, es waren Waldbrände, die durch Zufall entstanden, nun nicht mehr zu löschen waren, der nächste Regen mußte besorgen, wozu die disponible menschliche Hilfe sich zu schwach erwies. In den öffentlichen Gärten waren große Warnungstafeln mit der Inschrift angebracht: „Das Rauchen ist verboten,“ ein scheinbar merkwürdiges, aber vollständig

Der Bursch (Student im 17. Jahrhundert).

gerechtfertigtes Verbot, denn ein unvorsichtig weggeworfenes brennendes Streichholz hätte den ganzen zoologischen oder botanischen Garten in Brand setzen können. Der über den heißen Kontinent streifende Nordwind wehte seit acht Tagen, er versengte die letzten Grashalme und erhitzte Mauern und Dächer der Häuser noch mehr als die Sonnenstrahlen es vermochten. In der Stadt wurde mit einem außerordentlichen Aufwand von Wasser gesprengt; armsdicke Wasserstrahlen, die ein Pferd hätten umwerfen können, entsprangen den zahlreichen Hydranten und verwandelten die Straße in Bäche, durch welche die Pferde waten mußten. Hierdurch wurde allerdings die Temperatur etwas herabgedrückt, während in den Vorstädten, sowie in den Anlagen am Strand, wo das Benetzen nur mit Sprengkarren erfolgte, eine kühlende Wirkung desselben nicht zu verspüren war.

Meine täglichen Fahrten nach dem Meeresufer ließen sich demnach eigentlich jetzt nicht mehr durch das Aufsuchen größerer Kühle rechtfertigen, es war mehr Gewohnheitssache von mir geworden. Vor einigen Wochen war es in der That am Strande frischer gewesen, und ich hatte das Umherstreifen an der Küste dem ewigen Flanieren auf den Trottoirs der fashionablen Stadtviertel vorgezogen, und auch dann noch diese Spaziergänge beibehalten, als die veränderte Windrichtung den kühlenden Einfluß der See vernichtet hatte. Auch das Baden war eigentlich nur ein geringer Genuß, das Wasser war lauwarm und der Raum, in welchem gebadet wurde, so beengt, daß bei der großen Zahl der Badenden von freiem Schwimmen keine Rede sein konnte. Die große Menge Haifische, die mit auffallender Dreistigkeit bis dicht ans Ufer kamen, erforderte die größte Vorsicht, nnd nur in sorgfältig abgegrenzten Bassins war man vor dem Besuche dieser nichts weniger als liebenswürdigen Gesellschaft sicher. Was aber thut der Deutsche nicht aus Gewohnheit und Vorurteil! Ich hätte geglaubt, eine Sünde zu begehen, wenn ich die Nähe des Meeres nicht zu einer regelmäßigen Badekur ausgenutzt hätte, ungeachtet diese Bäder, trotz der luxuriösen Ausstattung der Ankleidezellen, nicht das hielten, was sie versprachen, und keineswegs die erfrischende Wirkung unserer Nordseebäder ausübten.

Unter diesen Umständen versäumte ich also nicht viel, wenn ich einmal meinen täglichen Ausflug nach einer der am Meere gelegenen Vorstädte Melbournes aussetzte und der Einladung meines Nachbars, einen Abend mit ihm zuzubringen, Folge leistete. Mstr. Brown war übrigens mein einziger Bekannter und für einen Engländer von großer Liebenswürdigkeit. Schon nach dem unerhört kurzen Zeitraum von vierzehn Tagen stummen Nebeneinandersitzens bei Tisch hatte er das Eis gebrochen und eine kurze Unterhaltung mit mir gepflogen, bis sich nach und nach ein engerer Verkehr herangebildet hatte, der sich jedoch nur auf die Zeit des Mittagessens und die darauf folgende halbe Stunde erstreckte. Mstr. Brown war ein jovialer alter Junggeselle von heiterem Temperament und liebenswürdigen Umgangsformen. Er hatte früher ein großes Wollgeschäft besessen, dasselbe aber aufgegeben, als er seiner Ansicht nach genug verdient hatte, um in England behaglich leben zu können. Den Entschluß, in seine alte Heimat zurückzukehren, brachte er aber nicht sofort zur Ausführung, weil die Liquidation seines Geschäftes doch mehr Zeit beanspruchte, als er vorausgesetzt hatte, und als er nach einiger Zeit endlich ganz frei war, da fühlte er, daß der Abschied von der neuen Heimat ihm doch sehr schwer fallen würde. Die Liebe zu dieser war stärker geworden als die Anhänglichkeit zur alten. Er verschob die Abreise von einem Monat zum anderen, dann von einem Jahr zum anderen, und schließlich auf unbestimmte Zeit. So war es gekommen, daß Mstr. Brown in Melbourne geblieben war und mir bei Tisch Gesellschaft leisten konnte.

Die übrigen Tischgäste — Damen werden eigentümlicherweise in den besseren Hotels Australiens nicht an der Table d'hote zugelassen — waren meistens Farmer, Pferdehändler und Kaufleute, die sich nur vorübergehend am Platze aufhielten und täglich wechselten. Die anderen ständigen Bewohner des Hotels speisten mit ihren Damen auf den Zimmern.

„Ich bin Ihnen für Ihre Freundlichkeit sehr verbunden," sagte ich nach einer Pause, während welcher ich das Für und Wider erwogen hatte, „und nehme Ihre Einladung mit Dank an."

Wir verabredeten noch Zeit und Ort des Zusammentreffens und trennten uns dann, um von den Strapazen des Mittagessens, das wir im Schweiße unseres Antlitzes eingenommen, auszuruhen.

Zur angesetzten Stunde holte mich Mstr. Brown ab, und wir begaben uns ins Théâtre royal das trotz der drückenden Hitze bis zum letzten Platz angefüllt war. Das Publikum betrug sich mit einer Ungezwungenheit, gegen welche der Ton in einem neapolitanischen Volkstheater höchst gemessen genannt werden muß; es wurde geplaudert und gelacht, unbekümmert um die Vorstellung oder die übrige Menschheit. Verkäufer von Eiswasser, Obst und Backwerk drängten sich durch die engen Sitzreihen und boten mit lauter Stimme ihre Ware an, Nüsse wurden geknackt, Selterwasserpfropfen knallten, Apfelsinenschalen flogen umher, und der Duft zahlreicher Cigaretten bewies, daß, was im zoologischen Garten unter freiem Himmel verboten war, im Theater ungestraft geschehen durfte.

Besonders ausgelassen betrug sich das Publikum auf der Galerie, laute Witzworte und Zurufe begleiteten die Reden oder Gesangvorträge der Darsteller, und gellende Pfiffe drückten den Beifall der Kunstkritiker des Olymps bei einzelnen Kraftstellen aus. Je lauter gepfiffen wurde, desto mehr fühlten sich die betreffenden Künstler geehrt. Ab und zu wurde auch Mißfallen kundgegeben, nicht in Gestalt von Pfeifen oder Zischen, sondern von Aepfeln und Apfelsinenschalen, die auf die Bühne flogen. Doch bildete sich immer gleich eine Gegenpartei, die den beworfenen Mimen mit grellen Pfiffen wieder ermunterte, und da die Mehrzahl der Zuschauer von den Leistungen befriedigt war, wurde die unzufriedene Minorität meistens sehr schnell besiegt.

Es wurde eines jener tollen sogenannten Weihnachtsstücke gegeben, irgend ein dramatisiertes Märchen, das im höheren Blödsinn das Unglaublichste leistete.

Da es schon die vierzigste Aufführung war, der ich beiwohnte, war das Zusammenspiel natürlich ein vortreffliches und eines besseren Sujets würdig. Ein Souffleur war nicht vorhanden, und einzelne Schauspieler, wahrscheinlich nicht die schlechtesten, leierten ihre Rollen mit nur halber Stimme und mit einer Schnelligkeit ab, die an die letzten Proben vor der Hauptvorstellung erinnerte und für die Müdigkeit zeugte, welche die ewige Wiederholung desselben Unsinns hervorbringt.

Ueber den Inhalt des Stückes weiß ich nichts mehr, er war zu kindisch, um behalten werden zu können. Ich entsinne mich nur noch eines wahnsinnigen Königs, vieler Ritter und Edelfräulein, einiger menschenfressenden Riesen und einer Kuh, welche über den Mond springen mußte.

Kostüme und Dekorationen waren glänzend und ließen nichts zu wünschen übrig. Leider ließ sich nicht dasselbe vom Orchester sagen, welches mitunter gar zu große Forderungen an die Geduld der Zuhörer stellte. Pauken und Becken spielten sehr hervorragende Rollen und übertönten meistens die armen Streichinstrumente, die sich vergeblich bemühten, bei dem allgemeinen Lärm zur Geltung zu kommen.

Die musikalischen Verhältnisse in Australien liegen sehr im argen, eine anständige Kapelle, wie sie bei uns fast jedes kleine Städtchen besitzt, ist im ganzen fünften Erdteil nicht zu finden. Ich habe in Sidney eine aus zehn bis zwölf Mann bestehende Musikbande getroffen, welche wahre Triumphe feierte, wenn sie abends auf einem öffentlichen Platze spielte. Sie machte glänzende Geschäfte, und man sprach überall mit Enthusiasmus von der deutschen Kapelle. Und wer waren diese Künstler? Es war eine jener ambulanten Banden, die bei uns auf den Jahrmärkten oder auf dem Lande umherziehen, und welche gewöhnlich in Sachsen ihre Heimat haben. Ich will nun durchaus nicht behaupten, daß diese unternehmenden Musikanten sehr schlecht gespielt hätten, aber keinenfalls stand die Leistung in richtigem Verhältnis zum gespendeten Beifall und pekuniären Erfolg, den ich übrigens den guten Leuten von Herzen gönnte.

Das Orchester des Théâtre royal mochte aus ähnlichen Elementen zusammengesetzt sein, doch ließen verschiedene Dissonanzen im Laufe der Vorstellung vermuten, daß auch andere Länder als das musikalische Sachsen ihr Kontigent dazu gestellt hatten.

Der Jubel des Publikums erreichte seinen Höhepunkt, als am Schluß des letzten Aktes ein allegorisches Bild aufgeführt wurde, in welchem die fünf Erteile redend und singend auftraten: Europa als alte Matrone, Amerika als junge Indianerin, Asien als Chinesin, Afrika als Negerin und Australien als kleiner Matrose, von einem vielleicht achtjährigen Mädchen dargestellt. Das Publikum jauchzte vor Vergnügen, als zum Schluß der jüngste Erdteil mit dünner Kinderstimme ein Couplet sang, und die älteren Schwestern sich huldigend vor ihm neigten. Unter bengalischer Beleuchtung der Gruppe, donnernden Beifallsalven und grellen Pfiffen fiel endlich der Vorhang.

Mir schwirrte der Kopf, und ich zog meinen Begleiter mit hinaus ins Freie, um einen Augenblick frische Luft zu schöpfen und meine von dem tollen Hexensabbath aufgeregten Nerven wieder etwas zur Ruhe kommen zu lassen.

„Nun, wie gefällt Ihnen unser Theater," fragte mich Mstr. Brown lachend, als wir im Freien angekommen waren und unsere trockenen Kehlen mit einem Glas Limonade kühlten, „ist unser Geschmack nicht vortrefflich, stehen die schönen Künste bei uns nicht auf einer hohen Stufe?"

„Fahren Sie nur so fort," entgegnete ich, „und Sie werden in ein paar Jahren das alte Europa überflügelt haben. Auch bei uns sind die Posse und der Blödsinn auf dem besten Wege, das Drama und Lustspiel gänzlich zu verdrängen, doch gibt es dort immer noch einige Theater, die am Althergebrachten hängen und sogenannte klassische Stücke aufführen. Davon sind Sie hier wenigstens frei, diesen Standpunkt brauchen Sie nicht erst zu überwinden, weil er nie vorhanden war. Glückliches Land, das auf den Schultern der alten Welt stehend, den höchsten Zielen um soviel näher gerückt ist!"

„Gehen Sie nicht zu streng mit uns ins Gericht," lachte der australisierte Engländer, „bedenken Sie die Zusammensetzung des hiesigen Publikums. Neunzig Prozent davon haben den ganzen Tag angestrengt gearbeitet und verlangen am Abend lachen zu können; für diese heißt es: je toller, desto besser. Ernste Stücke würden hier vor leeren Bänken aufgeführt werden, und das Publikum erst erziehen zu wollen, wäre eine Aufgabe, für welche weder der Staat, noch ein Theaterdirektor einen Penny opfern würden. Eine Besserung können wir erst erwarten, wenn ein paar Generationen mehr über diesen Kontinent hinweggeschritten sind. Vorläufig haben wir noch kein Jahrhundert hinter uns, und der Kampf zwischen Civilisation und Wildnis zeitigt naturgemäß hin und wieder Karikaturen."

„Freilich", erwiderte ich, „man muß die Verhältnisse berücksichtigen; das Gebaren des Proletariats erinnert noch etwas stark an die ersten Kolonisten."

„Um Gottes willen, sprechen sie leise," flüsterte mir Mstr. Brown zu, „im Hause des Gehenkten soll man nicht vom Strick reden. In diesem Punkte sind die Australier höchst empfindlich! — Doch kommen Sie hinein, es wird Zeit, wenn wir die Bilder sehen wollen!"

Wir kehrten auf unsere Plätze zurück. Die Musik intonierte die „blaue Donau", und die Lichter wurden klein gedreht, was selbstverständlich wieder zu lauten Rufen und Bemerkungen des Publikums auf den Galerien Anlaß bot. Dann ertönte eine Glocke, und der Vorhang ging in die Höhe: Eine grell beleuchtete, große Leinwandfläche zeigte sich, die mit bunten Farbenklecksen bedeckt war. Blau, grün, gelb und rot waren in den verschiedensten Abstufungen vorhanden, alles scheinbar ohne Plan oder Zeichnung durcheinander gewürfelt. Nach und nach erkannte ich die Absicht des Künstlers, Berge, Bäume und Häuser darzustellen, doch schien es mir, als ob er auf ein sehr gläubiges Publikum gerechnet habe.

„Nun, wie gefällt Ihnen diese Landschaft," fragte mich mein Nachbar, „kommt Ihnen die Gegend nicht bekannt vor? Nicht wahr, auch die Malerei steht bei uns in Blüte?"

„Vorläufig enthalte ich mich jeden Urteils," entgegnete ich, „bis uns der Künstler sein Bild vorgeführt; dies ist doch entweder nur der Lappen, an dem er seine Pinsel abgetrocknet hat, oder der Versuch eines Lehrlings, der seinen Beruf verfehlt hat. Sollte dies aber wirklich, wie der Theaterzettel besagt, den Mäuseturm bei Bingen vorstellen, so weiß ich kaum, was ich mehr bewundern soll, die Geduld des Publikums oder die Unverfrorenheit des Theaterdirektors!"

Ich wandte mich ärgerlich ab und wollte schon den Vorschlag machen, nach Hause zu gehen, doch war dies unter den augenblicklichen Verhältnissen nicht gut ausführbar, denn jetzt wurden die Lichter bis auf ein winziges Pünktchen heruntergedreht, und im Zuschauerraum herrschte die tiefste Dunkelheit. Ich mußte also warten und blickte wieder unwillkürlich nach der helleren Bühne. —

Doch was war das? Die Leinwand war verschwunden, und vor mir lag die herrlichste Landschaft im goldenen Abendsonnenschein. Es war der Rhein, den ich erblickte, der schöne Rhein bei Bingen und seine lieblichen rebenbekränzten und mit Burgen und Trümmern geschmückten Berge. Die Täuschung war vollkommen, vergebens suchte ich die Leinwand und die Malerei wieder zu erkennen, es gelang mir nicht mehr. War es die Veränderung in Stärke oder Richtung der Beleuchtung, oder war in meinen Augen etwas vorgegangen, ich weiß es nicht, aber aus den verschiedenen Farbenklecksen und rohen Pinselstrichen waren greifbar plastische Gegenstände geworden, und der Blick, der vorhin auf blau und rot angestrichener Leinwand gehaftet hatte, drang jetzt in die unendlichen Fernen des Aethers. Ich konnte mich nicht satt sehen, es war ja ein Stück Heimat, das ich wieder erblickte, meine liebe, teure Heimat; nach langen, langen Jahren lag sie wieder wie Wirklichkeit vor mir. Die Melodie der blauen Donau hatte aufgehört und die bekannten Klänge des Liedes: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" ertönten.

Langsam begann jetzt das Bild aufwärts zu steigen, bis es in den Wolken verschwand, und ein neues tauchte auf, das Städtchen Kaub mit der Pfalz. Sobald das Bild feststand, war auch die Täuschung wieder da, die bei der Bewegung natürlich etwas weniger vollkommen war. So erschienen nach und nach noch der Loreleifelsen, Schloß Stolzenfels, die Feste Ehrenbreitstein und zuletzt die Moselbrücke bei Koblenz.

Ich fühlte, wie mein Herz klopfte. Alles um mich her hatte ich vergessen, das Theater, Melbourne und die Tausende von Meilen, die mich von der Heimat trennten, ich achtete nicht auf das Gewitter, welches plötzlich über uns losgebrochen war, und hörte nicht auf den wolkenbruchartigen Regen, der prasselnd auf das Zinkdach des Theaters niederströmte. Auch die Zeit hatte ich vergessen, fünfzehn Jahre waren in meiner Erinnerung gelöscht, ich war wieder ein kleiner Knabe und sah die Stätte, wo ich geboren und gespielt. Ja, ich sah auch mein Elternhaus, deutlich erkannte ich seinen hohen Giebel in dem Häusergewirr jenseits der Moselbrücke, und es kam mir vor, als sei es mit besonderer Sorgfalt von seiten des Malers behandelt. Auch das Fenster sah ich, das kleine Giebelfenster in der Dachstube, von wo aus die Mutter oder der Vater immer nach uns wilden Buben ausgeschaut hatten, wenn wir zu lange draußen blieben. Ich glaubte jeden Augenblick ihre Gestalten an jenem Fenster erscheinen zu sehen, ich glaubte ihre Stimme hören zu müssen. Doch sie ruhten schon lange im Grabe, die lieben Eltern, und mein Bruder war, wie ich, in die weite Welt hinausgegangen und verschollen. Wahrscheinlich deckte auch ihn schon der kühle Rasen in fremder Erde, denn er war immer von zarter Gesundheit und kränklich gewesen.

Aus meinen Träumereien wurde ich durch eine Unruhe aufgeweckt, die einige Bänke vor uns entstand. Ich hörte ein heftiges, unterdrücktes Weinen und eine andere Stimme, die nach Wasser rief.

„Das ist eine Landsmännin von Ihnen," sagte mein Freund, während der Vorhang fiel und die Lichter wieder voll aufgedreht wurden, „sie hat wahrscheinlich ein bekanntes Bild gesehen, und da hat sie die Rührung übermannt, die Frauen sind ja einmal so weichherzige Geschöpfe. — Aber was fehlt Ihnen? Was haben Sie denn? Ich glaube wahrhaftig, auch Sie —"

„Oh, mir ist außerordentlich wohl, — aber das plötzliche grelle Licht — es muß mir wohl etwas ins Auge gekommen sein," stammelte ich, während ich mein Taschentuch an die Augen drückte.

„Ihr Deutsche seid ein sonderbares Volk," meinte kopfschüttelnd der Engländer, „zu Hause könnt ihr es nicht aushalten und habt nicht eher Ruhe, bis ihr euren

Wandertrieb stillen und tausend Meilen zwischen euch und die Heimat legen konntet, und wenn ihr dann ein deutsches Lied hört oder ein deutsches Bild seht, dann laufen euch die Augen über! Sonderbares Volk, sehr sonderbares Volk! — Kommen Sie, jetzt sollen Sie auch noch deutsches Bier trinken! Ich habe eine kleine deutsche Kneipe entdeckt, gar nicht weit von hier; wenn wir quer durch das chinesische Viertel gehen, sind wir in einer Viertelstunde dort. Der göttliche Regen hat aufgehört, die Luft hat sich abgekühlt, und ein kleiner Spaziergang wird uns vortrefflich bekommen. In jener Kneipe, auf deren Entdeckung ich mir etwas einbilde, gibt es echtes deutsches Bier, das heißt eigentlich aus Wien, aber das kommt hier in Australien wohl nicht so genau darauf an.

Sie werden auch einige Landsleute dort treffen, wahrscheinlich auch den Künstler, der die Rheinlandschaften gemalt hat. Dem können Sie dann reuvoll beichten, was Sie im Anfang von seiner Malerei gehalten haben, und dann plaudern Sie von Ihrer gemeinschaftlichen Heimat, denn auch seine Wiege stand am Rhein. Er ist außerdem auch ein Namensvetter von Ihnen, denn er hört wie Sie auf den schönen Namen Müller oder Miller. Sonderbares Volk die Deutschen, die Hälfte davon heißt Müller, die andere Hälfte teilt sich mit einigen Ausnahmen in die Namen Schulz und Schmitz. Hoffentlich werden Sie sich gut unterhalten und mir den Gefallen thun, nicht gleich zu zanken. Ich habe nämlich als eine andere Sonderbarkeit der Deutschen erkannt, daß sie immer uneinig untereinander sind und bei jeder Erörterung aufeinander losfahren, als stände das Wohl der Menschheit auf dem Spiel. Sie werden also hübsch artig sein und Ihre Theorien nicht mit allzu großer Heftigkeit vortragen!"

So plauderte mein Freund, während ich stumm neben ihm herschritt und nur mit halbem Ohre zuhörte. Mein Herz war noch zu voll, ich sah immer noch das Bild des elterlichen Hauses vor mir, und tausend wehmütige Jugenderinnerungen durchwogten mein Hirn.

„Oh, du langbezopfter Sohn des himmlischen Reiches," fuhr Mstr. Brown jetzt einen Chinesen an, der aus einer Theeschenke kommend, wahrscheinlich noch im halben Opiumrausch befangen, gegen uns gerannt war. „Sperre deine geschlitzten Aeuglein auf, wenn du mit civilisierten Menschen zusammentrifft. Jetzt trolle dich, oder ich lasse meinen Spazierstock um deine krummen Schienbeine spielen, du opiumduftendes Gelbgesicht!"

„Jau schu, ta jenn, jau schu!" entschuldigte sich der Asiate und machte uns Platz.

„Muß man nicht vor Scham erröten bei dem Gedanken, daß dieser gelben Rasse die Zukunft gehört! Sie wird uns einst erdrücken und die Welt beherrschen. Unaufhaltsam breitet sie sich aus, und es wird dereinst ein Vernichtungskampf entstehen, wie ihn die Geschichte noch nicht kennt, ein erbitterter, erbarmungsloser Kampf ums Dasein, in welchem wir, fürchte ich, unterliegen werden. Schon jetzt fangen sie an, in Amerika und hier in Australien unseren Arbeitern siegreiche Konkurrenz zu machen; nicht lange wird es dauern, dann rüsten die chinesischen Kaufleute ihre eigenen Schiffe aus und kommen nach Europa, Amerika und Ostindien. Und haben sie einmal den Weg gefunden, dann ist es mit dem überseeischen Handel der Europäer für ewige Zeiten vorbei, denn die Chinesen sind die ersten Kaufleute der Welt, sie begnügen sich mit geringerem Nutzen und besitzen eine Zähigkeit und eine Unermüdlichkeit, die wahrhaft staunenswert sind. Es waren kurzsichtige Politiker, die darauf gedrungen haben, daß China unseren Schiffen seine Häfen öffne. Es wäre besser, wir blockierten ihre Häfen und richteten auf der alten chinesischen Mauer noch eine doppelt so hohe auf, so daß niemand heraus könnte und die Rasse sich untereinander aufzehrte!"

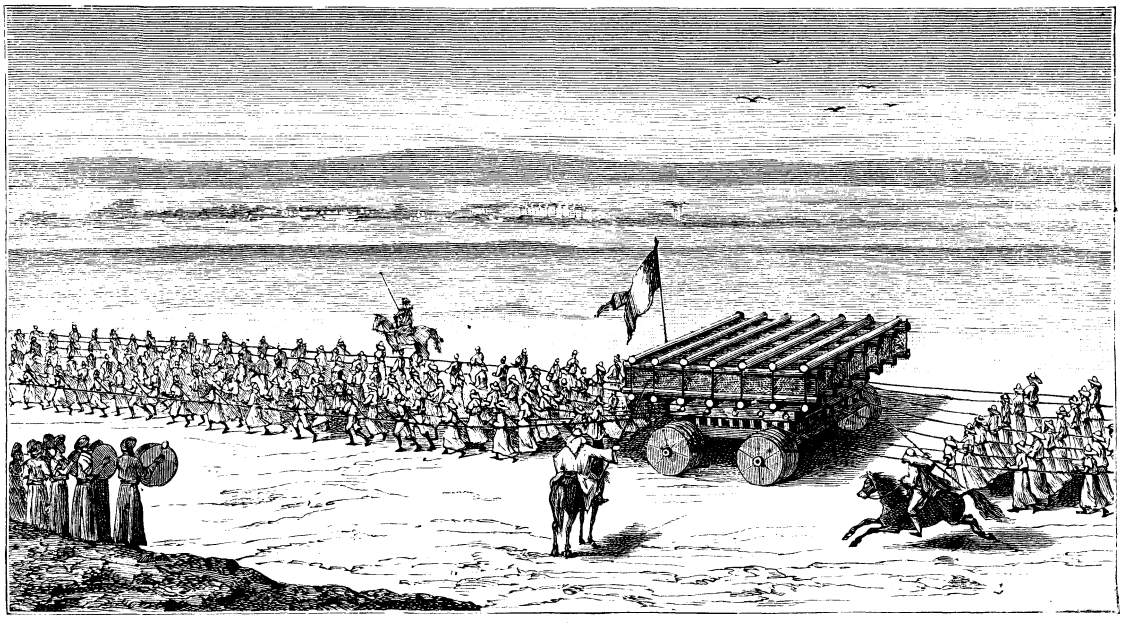
Wir waren an unserem Ziele angelangt und Mstr. Brown führte mich unter Vermeidung des offenen Schenkladens durch einen engen Korridor nach einem kleinen traulichen Stübchen, welches im altdeutschen Geschmack möbliert war. Ein einziger Gast war vorhanden, ein junger Mann mit blondem Vollbart und langem Haare.

„Da sitzt ja unser Künstler," rief Mstr. Brown. „Sonderbarer Schwärmer! Während seine Arbeiten zum erstenmal dem großen Publikum vorgeführt werden und den lautesten Beifall erringen, hockt er hier allein und träumt! Guten Abend, Sir, ich bringe Ihnen einen Landsmann mit — Herr Müller, Kaufmann und Bankier aus Europa — Herr Müller, Landschafts- und Dekorationsmaler, gleichfalls aus Europa!"

Der Fremde hatte sich erhoben und mir die Hand gereicht. Wir blickten uns in die Augen, und in der nächsten Sekunde hielten wir uns umschlungen. — Ich hatte meinen Bruder wiedergefunden. —

„Eduard!" „Karl!" war alles, was wir zu stammeln vermochten, immer wieder und wieder küßten wir uns, und durch den Schleier von Freudenthränen suchten sich unsere Blicke.

Und durch all den Jubel seligen Glückes hörte ich die Stimme meines englischen Freundes: „Unberechenbares Volk, diese Deutschen! Da hatte ich mich im stillen auf einen gelehrten Disput über Kunst und Politik gefreut, und statt dessen liegen sie sich in den Armen und weinen und küssen sich wie ein Brautpaar! Sonderbar, sehr sonderbar! Aber meine Ahnung war doch richtig!"



Ein schwieriger Transport.

Ein schwieriger Transport.

Im Jahre 1854 wurden die beiden in den Ruinen von Khorsabad ausgegrabenen kolossalen geflügelten Stiere von dem genannten Orte nach Mossul am Tigris transportiert, dort zu Wasser verladen und nach Paris geschafft, wo sie im Museum des Louvre Aufstellung fanden.

Es wurde für den Transport ein besonderer Wagen gebaut, dessen Achsen 25 cm und dessen Vollräder 80 cm im Durchmesser hatten. Nachdem die Kolosse, deren jeder 32 Tonnen oder 320 Centner wog, an Ort und Stelle sorgfältig in Balkenkisten verpackt waren, wurde unter denselben je ein Graben ausgeworfen und zwar in einer der Höhe der Transportwagen entsprechenden Tiefe und so, daß die Kisten mit ihren Enden noch auf dem Erdreich der Oberfläche ruhten. Die Gräben wurden mit sanft ansteigender Rampe zur Oberfläche geführt, dann der Wagen unter den Kasten geschoben und das stützende Erdreich zu beiden Seiten langsam entfernt, so daß die Kästen sich allmählich und ohne erschütternden Stoß auf den Wagen senkten.

Zum Transport standen dem Unternehmer 600 Araber zur Verfügung, die vorher drei Monate lang zur Herstellung einer einigermaßen fahrbaren Straße von Khorsabad nach Mossul, einer Entfernung von 18 km oder annähernd 5 Wegstunden, beschäftigt gewesen waren. Trotzdem nahm der Transport des ersten Kastens vier volle Tage in Anspruch; den zweiten brachte man in anderthalb Tagen zur Stelle, weil durch den Transport des ersten der Weg an Fahrbarkeit gewonnen hatte und man sich überhaupt die gewonnenen Erfahrungen zu nutze machen konnte.

Unter Alligatoren.

Noch nicht lange war ich in Blumenau, jener deutschen Kolonie Brasiliens in der Provinz Santa Katharina, als ich eines Tages ganz allein, nur in Begleitung meines Hühnerhundes Hektor, einen Jagdausflug unternahm. Ich wohnte gegen Kostgeld im Hause eines Apothekers, eines Deutschen, dessen Sohn, Señor Augustino, ein Jüngling von 18 Jahren, sich mir eng anschloß. Da er bei seinem Vater als Pharmazeut arbeitete, hatte er öfter einen freien Tag, den er meistens dazu benutzte, mich zu begleiten. Ich hatte über ziemlich viele Geldmittel zu verfügen und konnte mich deshalb nicht entschließen, in eine abhängige Stellung einzutreten, besonders da sich bisher nichts Passendes dargeboten hatte. Heute konnte Don Augustino ausnahmsweise keine Zeit für mich erübrigen, ich aber hätte gar zu gern einmal den großen Sümpfen im Westen der Kolonie einen Besuch abgestattet, wo ich neulich gelegentlich einer Streiferei sonderbare Frösche und wunderbares Geflügel aller Art angetroffen. Da meine bisherige Ausbildung vorwiegend wissenschaftlicher Art gewesen, so waren die Gegenstände der Natur, und hier sogar einer mir fremden Welt, begreiflicherweise für mich etwas sehr Anziehendes. So warf ich denn Büchse, Jagdtasche, Kugelbeutel und Pulverhorn um, pfiff Hektor und sagte Don Augustino adieu.

„Wohin wollen Sie heute?“ fragte er noch, als ich schon die Thür schließen wollte.

„An den großen Sumpf!“

„Nehmen Sie sich dann in acht, die Alligatoren sind dort sehr zahlreich und um diese Zeit auch gefährlich!“

„Ich will nur einmal die wunderlichen Frösche beobachten, die wir neulich sahen, und ein paar wilde Vögel schießen!“

„Dann rate ich Ihnen zu meinem Freunde Velasquez Pesa zu gehen und sich dessen hübsches Boot zu leihen. Sie können dann mittels unseres Kanals bis in den See und an die Sümpfe fahren; zu Fuß möchte es Ihnen doch wohl nicht gut bekommen!“

„Sie haben recht; ich werde Ihren Rat befolgen, amico; adieu!“

Ich kannte Don Pesa sehr gut aus dem deutschen Klub. Er besaß einen hübschen Kaufmannsladen, der eben am Kanal gelegen war. Dieser Kanal ist für kleinere Schiffe gegraben. Er führt einerseits zum Meere, andererseits in den Katharinensee, welcher letztere in den Pompofümpfen endigte. Man ging — es war in den fünfziger Jahren — schon damals mit dem Plane um, den See zu entwässern, die Sümpfe aber in Ackerland zu verwandeln, während der Kanal möglichst erhalten und für die entfernteren Ansiedelungen der Kolonie nutzbar gemacht werden sollte.

Señor Velasquez Pesa war auf meine Bitten sogleich bereit, mir das Boot zu leihen. Ich stieg ein, Hektor erreichte es im Sprunge, und fort schossen wir dem See zu. Es war morgens gegen 8 Uhr, als ich die Partie antrat. Köstlich wehte die reine Luft auf dem See; überall breiteten Seeblumen ihre großen Blätter aus und dazwischen ruhten die brennenden Blüten mit den vielen roten und gelben Staubfäden, denen narkotische Düfte entstiegen. Aber zwischen diesen Blättern tauchten auch vielfach die Köpfe der Mohrenkaimans, des gefräßigsten und mutigsten aller dortigen Alligatoren, auf. Hektor stieß bei diesem Anblick allemal ein heilloses Gebell und Geheul aus, wobei sich sein Haar emporsträubte. Durch meine Riemen verscheucht, tauchten die Bestien schnell unter, kamen aber an anderer Stelle sogleich wieder frech empor. Vor mir erhoben sich jetzt prachtvolle Wasservögel, darunter der rote Ibis, welcher so scheu ist, daß man ihn selten zu Schuß bekommt. In mir erwachte jetzt die Jagdlust, zumal sich die Zahl der Tiere mehrte, so wie wir in die Pompofümpfe gelangten. Hier war das Wasser nur vier Fuß hoch, aber groß war die Zahl der darin hausenden Alligatoren. Jetzt stieß ich an eine Insel. Eine reiche Ausbeute seltener Pflanzen lockte mich und kurz entschossen sprang ich ans Land; Hektor aber blieb winselnd im Boote zurück, welches ich scharf ans Ufer zog. Nun pflückte ich, was ich haben wollte, besonders mehrere prachtvolle Irisarten und einige große Riesenrohrkolben, während mehrere Alligatoren, die sich im Schilf gesonnt, bei meiner Ankunft schnell dem Wasser zustürzten. — Hektors Gebell ließ mich mitten in meiner Beschäftigung plötzlich aufblicken und — Herr Gott, war es denn möglich? Mein Boot war schon ein Dutzend Schritte vom Ufer fortgetrieben! Wahrscheinlich hatten Hektors unentschlossene Sprungversuche es vom Ufer losgelöst. Was nun thun? — Ins Wasser durfte ich mich nicht wagen, ich wäre unfehlbar eine Beute der Mohrenkaimans geworden; Hektor konnte dem Forttreiben des Bootes auch nicht wehren! — Dabei duckte sich das kluge Tier nieder, aus Furcht, von den Alligatoren weggeschnappt zu werden. Inzwischen trieb mein Boot in den See hinein! Wenn es nur das Ufer erreichte, so war ich gerettet, denn Hektor würde schon Hilfe herbeiholen, so dachte ich. Ich war auf meiner Insel jetzt mutterseelenallein, und die Lust am Botanisieren und an der Jagd war mir plötzlich vergangen; ich fühlte mich entsetzlich unglücklich, als wäre ich lebendig begraben. Wohin ich mich jetzt wandte, sah ich die Köpfe der schrecklichen Alligatoren die Insel beobachten; wahrscheinlich hielten sie mich schon für einen willkommenen Bissen! Sobald ich mich ihnen näherte, wichen sie allerdings scheu zurück, aber wenn es nun Abend wurde und keine Hilfe kam? Ich hatte gehört, daß die Bestien bei Nacht am frechsten sind, ja ich hatte mir erzählen lassen, daß ein besonders starker Mohrenkaiman einst sogar ein Attentat auf einen Kolonisten während der Nacht in seiner Hütte versuchte! Ein Schauer fuhr mir durch den Körper! — Und die Stunden verrannen so langsam und mit tödlicher, bleierner Langweiligkeit und Einförmigkeit! Ich hatte die Runde mehreremal um die ganze Insel gemacht und teils, um die Alligatoren zu scheuchen, teils in der Hoffnung, gehört zu werden, gefeuert; die Sonne mußte nun bald untergehen und dann war die Nacht da! Ein großer Ballen niedergerissenen Schilfes diente mir zuletzt als Sitz, die Büchse hielt ich geladen auf dem Schoße; so erwartete ich die schaurigste Nacht meines Lebens. — Um mich wurde es jetzt lebendig: da krächzte der über 20 cm lange Buchstabenfrosch, ließ der Glocken- oder Klingelfrosch seine helle, glockenähnliche Stimme erschallen, schrie der Nachtreiher, zirpte rauschend eine große Heimchenart und dazwischen hörte ich das laute Klatschen der Alligatoren, welches entsteht, wenn sie mit ihrem kraftvollen Schwanz das Wasser schlagen, und das Zusammenklappen ihrer Kinnladen, wenn sie einen mit dem Schwanze in die Luft geschleuderten Fisch mit dem Rachen fangen und verschlingen. Die Bestien wurden immer dreister, bis ich ein halbdutzendmal dazwischen feuerte und glücklicherweise wohl etliche erlegt hatte. Ich hörte

wenigstens ein allgemeines Geplätscher rund um mich herum, denn alles stürzte sich ins Wasser; es wurde auf meiner Insel stille. Aber nicht lange! Eine Stunde später wiederholte sich alles mit peinlicher Genauigkeit, nur kostete es diesmal viel mehr Mühe, die Alligatoren zu verscheuchen. Indes zeugte der starke Moschusgeruch, der in meine Nase drang, davon, daß sie nicht weit von mir lauerten. Ich schien ihnen wohl eine sicher verfallene Beute zu sein!

Ja, so schien es, denn das Pulver in meinem Horn neigte sich dem Ende zu; nur noch wenige Schüsse und ich konnte die Bestien nur noch mit dem Büchsenkolben abwehren; die Nacht war noch so lang und — ich schickte ein inniges Gebet zu Gott empor. Zum erstenmal in meinem Leben ergriff mich die entsetzliche Todesfurcht: eine unbeschreibliche Angst wollte mir die Kehle zuschnüren, der Atem ging matt, denn auf der Brust schienen zehn Centnergewichte zu liegen. In dieser Situation, meine Leser, habe ich beten, wahrhaft beten gelernt! In Europa hatte ich nicht gut thun wollen, denn ich will es nur gestehen, ich war — relegiert, und so hatten mich meine Eltern nach Amerika gesandt. Und nun! — War es nicht doch zu hart, hier von den feigen Brillenkrokodilen gefressen zu werden?

Neben mir krabbelte etwas: ich feuerte und plumps fiel ein solches Untier ins Wasser. In demselben Augenblicke entzündete sich aber auch das trockene Schilf an einer Stelle und — ehe man es sagen kann — stand meine Insel nach der Windseite hin in Flammen. Hei, wie konnten da die Bestien springen! Sie hatten mich bereits von allen Seiten dicht umlagert. In demselben Moment hörte ich auch schießen, dann laute Rufe, und fünf Minuten später saß ich bei Don Augustino im Boote, zitternd und stumm. Mein Freund reichte mir ebenso schweigend die Arrakfeldflasche, aus der ich einen tiefen, tiefen Zug that. Desto lauter war mein Hektor, der sich vor Freude gar nicht bergen konnte.

„Er war Ihr Lebensretter!" erklärte Don Augustino. „Als er heimkam und mich umwedelte, mich an den Kleidern zerrte, da wußte ich genug! Bald fand ich Ihr Boot am Kanal — und da bin ich!" —

Ich war gerettet. — Am dritten Tage darauf nahm ich eine Stelle als Buchhalter in Rio Janeiro an. — Seitdem habe ich zwei Dinge gelassen: das Jagen und das Faulenzen, und zwei Freunde mir stets zu erhalten gesucht: nämlich einen Freund unter den Menschen und einen — im Himmel! — Noch häufig träumte mir in der Folge, ich säße unter den Alligatoren, und der jedesmalige Schrecken, der mich dann aus dem Schlummer auffahren läßt, ist wohl Zeugnis genug davon, wie tief sich die Eindrücke jener entsetzlichen Nacht in mein Herz eingegraben! — Mit dem Buchhandel war es dort in Rio auch nichts, ich kehrte daher später nach Blumenau zurück und besetzte mich hier als — Advokat. Als solcher ward ich dort angesehen und beliebt und erwarb bald so viel Reichtum, daß ich gebessert, ein gemachter Mann, nach Europa zurückkehren konnte.

Wie es im Mittelalter in der deutschen Schule aussah.

Die ersten Schulen in Deutschland verdanken wir den Klöstern; freilich sorgten diese zunächst nur für ihr eigenes Bedürfnis, denn sie brauchten Mönche, und um diese heranzubilden, gründeten sie die Schulen. Größere Klöster errichteten aber noch besondere Lehranstalten, wo fremde Schüler unterrichtet wurden, und zwar nicht nur solche, die sich dem geistlichen Stande widmeten, sondern auch andere (Laien), welche einen bürgerlichen Beruf ergreifen wollten. Den Unterricht in diesen Stiftsschulen erteilten zwei höhere Geistliche (Prälaten); der eine hieß der Scholaster, der andere der Kantor. Später schafften sie sich die Schulmeisterei vom Halse und stellten Lehrer dafür an. Der erste hieß jetzt Subscholastikus und Succentor, der Kantortitel ging auf den Gesanglehrer über; dazu kamen im Laufe der Zeit noch verschiedene Unterlehrer, für die es eine ganze Menge von Bezeichnungen gab. Die Gegenstände des Unterrichts waren nach griechischem Muster eingeteilt, nämlich in das Trivium und das Quadrivium, zu deutsch: Dreigang und Viergang. Das Trivium beschäftigte sich mit der Sprachlehre, der Redekunst und der Denklehre; zu dem Quadrivium gehörte das Rechnen, die Feldmeßkunst, die Himmelskunde und die Gesanglehre. Um unsere schöne deutsche Muttersprache stand es damals noch schlimm, sie war noch sehr unausgebildet und wurde ganz vernachlässigt. Man behalf sich daher lieber mit dem Lateinischen. Anfangs war es nur Kirchensprache, dann ging es aber auch in das geschäftliche Leben über, die Gelehrten bedienten sich des Lateinischen, Gesetze und Urkunden wurden in dieser Sprache verfaßt; sie bildete die Grundlage im ganzen mittelalterlichen Unterrichtswesen. Alle Unterrichtsgegenstände in der Schule wurden daher in lateinischer Sprache vorgetragen, die Schüler durften miteinander nur lateinisch sprechen, sogar über die Schulstunden hinaus erstreckte sich dieses Gebot. Wer sich gegen dasselbe verging, der mußte den „Asinus" besteigen. Das war nämlich ein aus Holz geschnitzter Esel, auf welchem der Schüler vor der ganzen Klasse zur Strafe reiten mußte. Auch für Fehler, die einer im Lateinischen machte, war Meister Langohr da. Das Auswendiglernen war beim Unterricht die Hauptsache; der Lehrer sagte den Schülern alles vor, was ihnen gelernt werden sollte, und diese sprachen es nach, bis sie es konnten; denn Schulbücher gab es fast gar keine, die kamen erst zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auf. Für das Lateinische war überall die Donatsche Grammatik eingeführt, daher hießen auch die Schüler der beiden untersten Klassen in ganz Deutschland die „Donatisten".

Nächst dem Lateinischen war der Gesang der Hauptunterrichtsgegenstand, jedoch nur der Kirchengesang. Beim Gottesdienste bildeten die Schüler der Stiftsschulen nämlich den Gesangchor, die ärmeren waren sogar hierzu verpflichtet; dafür erhielten sie freien Unterricht und auch Beköstigung, weshalb sie auch „Pannensis" oder Brotschüler hießen. In Eßlingen z. B. bekamen sie vom städtischen Spitale täglich zweimal Brot und den Ueberrest des Gesindeessens, dieses thaten sie in Gefäße, die sie am Gürtel trugen, wovon sie den Namen „Häfeleinsbuben" erhielten. Der Kirchenchor hatte auch bei Begräbnissen mitzuwirken, in manchen Städten sang er bei den Festschmäusen des Rates und vor den Herbergen durchreisender Fürsten, später bei Hochzeiten und am Neujahrstage, wobei nicht nur geistliche, sondern auch weltliche Lieder vorgetragen wurden.

Wir kommen nun zum Lesen, Schreiben und Rechnen. Solange es noch keine gedruckten Bücher gab, mußten die Schüler natürlich zuerst das Schreiben lernen. In der ersten Zeit des Mittelalters schrieb man noch auf Pergament, das war aber teuer und viel zu kostbar, um von Anfängern in der Schreibkunst versudelt zu werden. Im frühen Mittelalter wurden daher hölzerne Buchstaben als Unterrichtsmittel benutzt, später führte man die Wachstafeln ein, auf welche die Schüler mit hölzernen Griffeln schrieben. Die Kursiv- oder Schrägschrift kam schon im fünften Jahrhundert auf, man schrieb flott darauf los, ohne ein Komma, einen Punkt, ein Fragezeichen oder dergleichen zu machen; seit dem achten Jahrhundert wurden die Interpunktionen gebräuchlich.

Im Rechnen behalf man sich in Deutschland bis ins sechzehnte Jahrhundert mit den schwerfälligen römischen Zahlen, während sich die italienischen Kaufleute bereits im dreizehnten Jahrhundert unserer heutigen (indisch-arabischen) Ziffern bedienten. Unsere Rechenkunst beruht bekanntlich auf den vier Spezies; im Mittelalter aber gab es deren sieben: da galten nämlich die Verdoppelung (Duplation) und die Halbierung (Mediation) der Zahlen als besondere Spezies, wozu noch das Wurzelausziehen (radies) kam. In den Schulen

wie in den Kanzleien rechnete man mit Hilfe der Rechenbretter und der Rechenpfennige. Die Rechenbretter bestanden aus hölzernen Tafeln mit darauf gezeichneten Linien und Zahlen, auf welchen die Rechenpfennige die beweglichen Größenverhältnisse darstellten.

Für den Unterricht der Landbewohner war im Mittelalter schlecht gesorgt, denn Dorfschulen gab es keine. Was der Bauer nicht in der Kirche lernte, das wußte er nicht; die Mädchen erhielten in den Nonnenklöstern nur den notdürftigsten Unterricht. Die Edelleute plagten sich mit dem Lernen gar nicht. Wozu auch brauchte ein Ritter Lesen, Schreiben und Rechnen zu können! Der Edelknabe hatte daher auch keine Schulsorgen; was er lernen mußte, war nur ein angenehmer Zeitvertreib: fechten und reiten.

Als das Unterrichtswesen in den Klöstern mehr und mehr in Verfall geriet, begannen die deutschen Städte eigene Schulen zu gründen; der Gewerbestand brauchte Leute, die deutsch lesen und schreiben und auch rechnen konnten, und so entstanden die Bürgerschulen. Freilich ging es nur langsam damit; Lübeck machte im Jahre 1262 den Anfang, dann folgten Hamburg, Wismar, Rostock, Stettin; erst im vierzehnten Jahrhundert waren die Bürgerschulen über ganz Deutschland verbreitet. Sie hießen „deutsche Schulen", es wurden jedoch von den städtischen Behörden auch lateinische Schulen gegründet, in welchen man wenigstens das Trivium lehrte, woher auch die oft fälschlich gebrauchte Bezeichnung „Trivialschule" stammt.

Was die Einrichtungen und Gebräuche der mittelalterlichen Schulen im allgemeinen betrifft, so war die Zahl der Unterrichtsstunden auf täglich vier festgesetzt, später wurden sechs und an manchen Anstalten sogar acht daraus. Die Schüler mußten früh aus den Federn, denn im Sommer begann der Unterricht bereits um sechs, im Winter um sieben Uhr. Der Nachmittagsunterricht fing um zwölf Uhr an, weil man im Mittelalter schon um zehn oder elf zu Mittag speiste. Ganz frei vom Unterrichte waren die Schüler nur an kirchlichen Hauptfesten. Die Annehmlichkeit der Ferien kannte das Mittelalter nicht, der Lehrer hatte nur das Recht, seinen Zöglingen dann und wann einen Tag oder mehrere freizugeben. Dafür gab's aber auch keine Schulprüfungen, die heutzutage so viel Angstschweiß verursachen. Zu Ostern oder Michaelis begann das Schuljahr, wie noch jetzt; in vielen deutschen Städten nahm es aber am 12. März seinen Anfang, weil dies der Tag des heiligen Gregorius ist, der als Papst den Kirchengesang eingeführt hatte und deshalb als Schutzpatron der Schule verehrt wurde. An diesem Tage zogen die neu eintretenden Schüler in die Kirche, wo der Pfarrer eine Anrede an sie hielt, und von da ging der Zug in die Schule. Unterwegs wurden sie mit Brezeln beschenkt. Diese Festlichkeit wurde nach und nach immer großartiger. Die älteren Schüler nahmen ebenfalls am Zuge teil, einer wurde als Bischof gekleidet und schritt voraus. Mit jedem Jahre gab es neue Mummereien und Verkleidungen und endlich wurde das Fest als sogenanntes „Bischofsspiel" auf Fastnacht, den Andreas- oder Nikolaustag oder auch auf Weihnachten verlegt.

In Regensburg holte man den „Narrenbischof" sogar zu Pferde ein, bei dem Umzuge durch die Stadt machten viele Erwachsene mit, wobei endlich solche Tollheiten begangen wurden, daß das Fest verboten werden mußte.

Bei der im Mittelalter herrschenden Roheit war auch die liebe Jugend schwer zu bändigen. Daher spielte die Rute in der Schule eine Hauptrolle. Man bezeichnete sie allgemein mit dem schön klingenden lateinischen Namen „birga". Es wurden damals so viele Ruten gebraucht, daß die Schüler selbst in den Wald gehen mußten, um sie abzuschneiden. Daraus entstand in manchen Städten sogar ein großes Fest. An einem schönen Sommertage zog alljährlich die gesamte Schuljugend zum Rutenschneiden aus, Eltern und Lehrer begleiteten sie, ja, die halbe Stadt lief mit. Waren die Ruten gesammelt, so begannen heitere Spiele, zu denen sich im Laufe der Zeit sogar Musik und Tanz gesellte. Abends kehrte das Völkchen in komischem Aufzuge und mit seinen künftigen Peinigern beladen, singend in die Stadt zurück. Man nannte dieses Fest das „Virgatum-Gehen", zuletzt artete es so aus, daß es ebenfalls verboten werden mußte.

Eine würdigere Festlichkeit waren die öffentlichen Aufführungen geistlicher Schauspiele, welche von Lehrern und Schülern der Stiftsschulen veranstaltet wurden. Diese Darstellungen, welche der biblischen Geschichte, besonders dem Neuen Testamente entnommen waren, sollten den Schülern Gelegenheit zu Redeübungen geben und das zuschauende Volk mit dem geschichtlichen Inhalte der Bibel bekannt machen, die es nicht zu lesen bekam. Lateinische und deutsche Gespräche wechselten dabei mit Gesängen ab. Durch heitere Zwischenspiele geschah auch der Lachlust Genüge. Gewöhnlich besorgte dies der Teufel, welcher oft in die ernstesten Scenen mit einem lustigen Schwanke hineinfuhr. Je toller der Unsinn war, desto mehr wurde darüber gelacht, denn das Volk verstand nur derbe Späße.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert tauchten die „fahrenden Schüler" auf, „Vaganten" genannt, das heißt Umherstreifer. Anfangs waren es nur arme Ritter, entlassene Söldner, Marktschreier und Handwerksgesellen, welche abenteuernd von Stadt zu Stadt zogen. Bald wurden aber auch Mönche, geistliche Lehrer, Studenten, Stifts- und Stadtschüler in den allgemeinen Taumel mit hineingerissen. Sie wanderten von einer Schule zur anderen, erbettelten sich Kost und Nachtquartier und suchten von den vielerlei wohlthätigen Stiftungen Nutzen zu ziehen, welche von reichen, frommen Leuten errichtet worden waren. Manche dieser fahrenden Schüler machten sich durch ihre Gelehrsamkeit oder als Sänger beliebt, die meisten aber verlegten sich auf Betrügereien und lockten als Quacksalber, Schatzgräber, Taschenspieler, Reliquienhändler, Wahrsager oder Sterndeuter den Leichtgläubigen das Geld aus der Tasche. Die Polizei konnte hiergegen nichts ausrichten, denn die stand damals auf sehr schwachen Füßen.

Aus den Stiftsschulen sind zum Teil die Universitäten hervorgegangen; sie erhielten besondere Vorrechte, und Lehrer wie Schüler bildeten einen gemeinsamen Verband, der durch das Wort Universitas bezeichnet wurde. Viele Universitäten wurden auch durch Fürsten gegründet, und reiche Privatleute stifteten Stipendien, um Unbemittelten das Studieren möglich zu machen. In Deutschland entstanden die ersten Universitäten im vierzehnten Jahrhundert. Es waren dies Prag, Wien, Heidelberg, Köln und Erfurt. Die Herren Studenten lernten sich bald als bevorrechteter Stand fühlen; dieses Selbstbewußtsein artete in Selbstüberhebung und Unbändigkeit aus und führte zum akademischen Zweikampf, von welchem die italienische Universität Padua im Jahre 1360 das erste Beispiel gab.

Doch nicht den Universitäten, sondern den Schulen des Mittelalters sollen diese Zeilen gewidmet sein, und da wir über den gewählten Gegenstand unseren jungen Lesern das Wissenswürdigste mitgeteilt haben, so legen wir für diesmal die Feder nieder.

Ueber den Ursprung verschiedener Gesellschaftsspiele.

Das Schachspiel ist ein uraltes, von Persien nach Europa verpflanztes Brettspiel; es hat seinen Namen vom persischen schah, König, da derjenige in diesem Spiele Sieger ist, welcher den König besiegt; schachmatt heißt im Persischen: der König ist tot. — Das Whistspiel stammt aus England und hat seinen Namen vom englischen whist, d. i. pst! still!, weil das Spiel große Aufmerksamkeit und daher Stille erfordet. Aus Italien stammen die folgenden Spiele: Die Regatta, das Lotto-, das Tarock- (tarocco) und das Domino-Spiel. Die Regatta (das Wettrudern) wurde zuerst in Venedig mit Gondeln auf dem großen Kanal, gewöhnlich fremden Fürsten zu Ehren, mit vieler Pracht veranstaltet. Domino bezeichnet das bekannte friedsame und harmlose Zahlenspiel, so genannt, weil es die Aufgabe jedes Spielers ist, Domino oder Herr zu werden, d. i. seine Steine zuerst anzubringen.

In der Klosterschule.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Fortsetzung.)

„So ist's recht!“ rief Jemmy. „Laß nicht los! Ich komme schon.“

„Da schputen Sie sich een bißchen! So eenen Kerl zu zerquetschen, das is keene Kleenigkeet!“

Das war natürlich alles blitzschnell geschehen, viel schneller, als man es zu erzählen vermag. Der Ogallalla hielt in der Rechten sein Messer und in der Linken den Zügel von Baumanns Pferd. Er bäumte sich im Sattel empor; er wand sich nach rechts und links — vergeblich! Er vermochte nicht, sich aus Franks Umschlingung zu befreien.

Baumann war gefesselt; er konnte nichts zu seiner Befreiung thun; aber er ermunterte Frank, fest zu halten. Dieser antwortete, obgleich er vor Anstrengung keuchte:

„Schon gut! Ich umschlängle ihn wie eene Boabab conschtrictor und laß nich eher locker, als bis die Lunge platzt.“

Der Ogallalla hatte jetzt sein Pferd nicht mehr in der Gewalt; es lief langsamer. Dadurch gelang es Jemmy, es einzuholen. Auch Davy gelangte nahe heran. Der Dicke trieb sein Pferd neben dasjenige Baumanns und durchschnitt mit Bobs Messer die Fesseln des letzteren.

„Hallo, gewonnen!“ rief er ihm zu. „Reißen Sie dem Roten den Zügel aus der Hand!“

Baumann versuchte es, hatte aber nicht die Kraft dazu. Jemmy wollte ihm das Messer geben, konnte aber nicht, denn einige vor ihnen herfliehende Sioux hatten bemerkt, in welcher Lage sich ihr Häuptling befand. Zwei von ihnen fielen den Dicken wütend an, und der dritte machte Miene, sich auf Frank zu werfen, welcher seine Arme nicht zur Verteidigung frei hatte. Da gab Davy seinem Pferde einen Faustheb zwischen die Ohren, daß es in einigen Lançaden vorwärts schoß und er sich nun neben diesem Indianer befand. Er packte denselben am Kragen des Jagdwamses, riß ihn aus dem Sattel und schleuderte ihn auf die Erde.

„Hurra! Halleluja!“ rief der Hobble-Frank. „Das war Rettung im letzten Teele des Oogenblickes! Aberscht nun nehmen Sie rasch ooch da den Häuptling bei der Parabel, denn ich kann es nich alleene mehr dermachen!“

„Gleich!“ antwortete der Lange.

Er streckte beide Arme nach dem Roten aus, um auch ihn aus dem Sattel zu ziehen; da aber that es vor ihnen einen so fürchterlichen Knall, daß die Pferde erschrocken zurück- und aneinanderprallten. Davy hatte Mühe, sich im Sattel zu erhalten. Jemmy, welcher alle Kräfte aufbieten mußte, die beiden Roten von sich abzuwehren, wurde vom Pferde geschleudert, und Baumann, dem Bärentöter, erging es ebenso.

Die wirre Reitergruppe war jetzt vor dem ‚Maule der Hölle‘ angelangt; die Wasserfontaine hatte sich gesenkt und die Schlammsäule war unter der Detonation, vor welcher die Pferde scheuten, emporgestiegen. Teile der heißen, schmutzigen Masse wurden weit umhergeschleudert.

Das Pferd des Häuptlings war vor Schreck in die Häßen gesunken, raffte sich aber wieder auf und jagte, sich nach links wendend, auf den Fluß zu, gerade als Old Shatterhand die sich am Boden wälzende Gruppe erreichte.

Dieser letztere hatte zwar die Absicht, dem braven Frank zu helfen, mußte aber davon abstehen, da er sah, daß die beiden Wilden sich von ihren Pferden herab- und auf Jemmy geworfen hatten, um ihn zu töten. Der lange Davy hatte zu viel mit seinem scheu gewordenen Pferde zu thun, als daß er seinem dicken Freunde hätte beistehen können, und so sah Old Shatterhand sich gezwungen, denselben aus der Todesgefahr zu befreien. Er hielt sein Tier an, sprang ab und betäubte die beiden Ogallalla mit zwei Schlägen seines Gewehrkolbens.

Winnetou hielt mit seinen Schoschonen noch immer die zwischen dem „Maule der Hölle“ und dem Flusse liegende Strecke besetzt. Er hatte die Aufgabe, die Sioux Ogallalla hier nicht vorüber zu lassen, sondern sie in den Thalkessel des Häuptlingsgrabes zu treiben. Das war ihm gelungen. Die flüchtigen Roten hatten, als sie seine Schar erblickten, sich nach dem Thale gewendet. Der Verlauf des Erzählten war ein so ungemein schneller gewesen, daß der Apache gar nicht Zeit gefunden hatte, selbsthandelnd mit einzugreifen. Und jetzt nun wurde er durch die umhergeschleuderten Schlammmassen absolut verhindert, vorzudringen. Es gab nur einen einzigen, dessen er sich anzunehmen vermochte, den Hobble-Frank. Er sah, daß derselbe, noch immer fest hinter dem Häuptlinge sitzend und diesen mit beiden Armen umklammernd, von dem erschreckten Pferde dem Flusse entgegengetragen wurde, und zwar so rasenden Laufes, daß es für einen rettenden Helfer wohl kaum möglich war, vor der Katastrophe am Ufer anzukommen. Dennoch trieb der Apache sein Tier in dieser Richtung vorwärts, und mehrere Schoschonen folgten ihm.

Der Häuptling der Sioux erkannte, daß die Gefahr, in welche er durch die Umschlingung des kleinen Sachsen gebracht worden war, jetzt ihren höchsten Grad erreicht hatte. Wut und Angst verdoppelten seine Kräfte. Er zog seine Arme unter denen Franks hoch empor, ein gewaltiger Ellenbogenstoß nach beiden Seiten, und der Sachse mußte ihn freigeben.

„Stirb!“ brüllte der Rote und holte mit dem Messer aus, um, von vorn nach hinten stoßend, dem wackern Kleinen die Klinge in den Leib zu bohren.

Dieser aber bog sich schnell so weit zur Seite, daß der Stoß fehlging. Frank hatte keine Waffe mehr. Er dachte an den Faustheb Old Shatterhands. Mit der linken Hand den Feind an der Kehle packend, holte er mit der geballten Rechten aus und traf mit ihr die Schläfe des Ogallalla mit solcher Gewalt, daß er selbst das Gefühl hatte, als ob seine eigene Faust zerschmettert sei. Der Getroffene sank mit dem Körper nach vorn.

Aber da war auch schon der Fluß erreicht. Das Pferd schoß in einem hohen, weiten Bogen vom Ufer ab in die Flut hinein, und beide Reiter wurden über den Kopf des Tieres hinausgeschleudert.

Das Pferd fühlte sich frei. Es that einige Ruderschläge, wendete sich dann langsam um und kehrte an das Ufer zurück.

Jetzt kam Winnetou dort an. Er sprang ab und legte seine Büchse an, um schußfertig zu sein, falls zwischen den beiden Abgeschleuderten ein Kampf im Wasser beginnen sollte. In diesem Falle wollte er den Ogallalla durch eine Kugel unschädlich machen.

Zunächst war von beiden nichts zu sehen. Nur Franks Amazonenhut trieb in der Nähe des Ufers. Ein Schoschone holte ihn mit Hilfe der Lanze heraus. Dann kam ein Stück weiter unten, aber ziemlich entfernt vom Ufer, der mit Federn geschmückte Schopf des Indianers zum Vorscheine. Dann tauchte in einiger Entfernung davon Frank auf. Er sah sich um, erblickte den Kopf des Wilden und schwamm in schnellen Stößen auf denselben zu. Der Rote war nicht leblos, sondern wohl nur halb betäubt. Er wollte fliehen; aber der kleine Sachse stieß wie ein raubgieriger Hecht schnell auf ihn zu, schnellte sich ihm auf den Rücken, ergriff ihn mit der Linken bei den Haaren und begann, ihm mit der rechten Faust die Seite der Stirn zu hämmern. Der Ogallalla verschwand und Frank mit ihm. Ein Strudel bildete sich über ihnen; Blasen stiegen auf, ein Arm des Sioux ließ sich sehen, um sofort wieder zu verschwinden; dann wurden die beiden Beine des „Forschtbeamten“ und die Schöße seines Fracks für einen Augenblick sichtbar — es fand ein jedenfalls entsetzliches Ringen unter dem Wasser statt. Es war für Winnetou unmöglich, in dasselbe einzugreifen. Old Shatterhand,

Jemmy, Davy und Baumann erschienen am Ufer. Der erstere warf schnell Waffen und Oberkleider ab, um in das Wasser zu springen. Da aber tauchte der Hobble-Frank empor, sah sich hustend und pustend nach allen Seiten um und rief:

„Ist er noch unten?“

Er meinte natürlich den Ogallalla; er fuhr, ohne eine Antwort vom Ufer her abzuwarten, wieder in die Tiefe nieder. Als er nach wenigen Augenblicken wieder an der Oberfläche erschien, hielt er mit der Linken den besiegten Feind bei den Haaren gefaßt und kam langsam nach dem Ufer geschwommen.

Er wurde mit lautem Jubel empfangen, schrie aber noch lauter als die andern:

„Seien Sie nur schtille! Mir ist der Hut schpurlos in die Wicken gegangen. Gibt's vielleicht unter den geehrten Anwesenden eenen, der ihn hat schwimmen sehen?“

„Nein,“ wurde ihm geantwortet.

„Das ist schtark! Soll ich etwa wegen dem Ogallalla hier meinen Schtraußfederschapoh einbüßen?“ Das ist doch die Geschichte gar nich wert! Och, dort sehe ich ihn merschtenteels! Der Schoschone hat ihn off dem Koppe. Dem werde ich gleich als Gerichtsvollzieher off die Treppe schteigen!“

Er eilte zu dem Indianer, um sich den Schmuck seines Hauptes geben zu lassen. Nachher erst war er bereit, von den Kameraden die Ausdrücke ihrer Anerkennung entgegen zu nehmen.

Er hatte den feindlichen Anführer besiegt und glaubte, sich als Haupthelden des heutigen Tages fühlen zu dürfen.

„Anschtrengung hat's gekostet,“ sagte er. „Aber das ist unsereenem ganz egal. Fendi, findi, fundi, so hat Cäsar zu Suleiman Pascha gesagt, und bei mir geschieht so was mit ganz derselbigen Leichtigkeet.“

„Veni, vidi, vici heißt es,“ fiel Jemmy ein. „Zu Deutsch: ich kam, ich sah, ich siegte.“

„Schweigen Sie ergebenst, Herr Jakob Pfefferkorn! Schteigen Sie mal dem Roten hinten off; schpringen Sie mit ihm vom Pferd ins Wasser, und schprengen Sie ihm mal da unten den Faden des Daseins entzwee, nachhero habe ich nichts dagegen, wenn Sie ihre apothekerlateinischen Sprachmücken schpielen lassen. Eher aber nich! Was geht mich denn Ihr kam und sah und siegte an! Bei mir hat's ja geheeßen ‚ich schprang, ich schwamm, ich tauchte ihn unter‘, und das ist eben, in das echte Latein des Puma Nompilius übersetzt, mein ganz richtiges Fendi, findi, fundi!“

Jemmy lachte laut. Er hatte Lust, eine Entgegnung hören zu lassen; aber Old Shatterhand kam ihm im ernsten Tone zuvor:

„Bitte, keine solchen Streitigkeiten! Unser braver Frank hat heut bewiesen, daß er ein tüchtiger, ja ein verwegener Westmann ist. Er hat den Häuptling besiegt. Was das bedeutet, werden Sie erst später einsehen. Ihm allein werden wir es zu verdanken haben, wenn es uns nun gelingt, Blutvergießen zu vermeiden, hier, lieber Frank, haben Sie meine Hand. Sie sind ein prächtiger Kerl!“

Der Sachse ergriff die Hand des berühmten Jägers und antwortete, indem eine Freudenthräne in sein Auge trat:

„Dies Wort aus Ihrem Munde freut mich königlich. Alexander Hauboldt sagt so schön in seinem Kosmos: „Dem Helden flicht die Nachwelt Malvenkränze, und die Aurikeln blühn oft nur im Lenze.“ Wenn die schpätere Generation mal hier eenen cararischen Marmorsteen errichtet, da wird bei den Namen der anderen Schtreiter ooch der meinige mit eingemeißelt sein, und mein Geist steigt dann in schtillen Nächten nieder und freut sich, daß er nich ganz umsonst gelebt hat und in das Wasser des Feuerlochflusses geschprungen ist. Friede meiner Asche!“

Es wäre kein Wunder gewesen, wenn diejenigen der Anwesenden, welche deutsch verstanden, ihm mit einem heiteren Lachen geantwortet hätten; aber dies geschah nicht. Er war einmal ein eigenartiges Kerlchen und wirklich seelensgut. Die Rührung, welche er fühlte, teilte sich den andern mit; sie blieben ernst, und Winnetou gab ihm auch die Hand und sagte:

„Ni 'nte ken ni scho — du bist ein tüchtiger Mann!“

Dann gab der Apache Old Shatterhand durch eine seiner sprechenden Handbewegungen das Zeichen, daß er ihm hier das weitere überlasse, stieg auf sein Pferd und ritt mit seinen Schoschonen am jetzt wieder ruhigen „Maul der Hölle“ vorüber nach dem Eingange des Thalkessels, in dessen Hintergrunde sich die entkommenen Sioux gesammelt hatten.

Er traf da, den Eingang bewachend, den Medizinmann der Upsarocas und Mohaw, den Sohn des Häuptlinges der Schoschonen mit ihren Kriegern. Als der riesige Medizinmann hörte, daß sein Todfeind, der „schwere Mocassin“, besiegt am Flusse liege, jagte er schleunigst nach der betreffenden Stelle hin. Er kam gerade recht, zu sehen, daß derselbe unter Old Shatterhands Bemühung wieder zur Besinnung gelangte und sorgfältig gefesselt wurde. Er sprang vom Pferde, riß sein Messer aus dem Gürtel und rief:

„Das ist der Hund der Sioux Ogallalla, welcher mir das Ohr genommen hat. Er soll mir dafür bei lebendigem Leibe seinen Skalp geben!“

Er wollte auf ihn niederknieen, um ihm die Kopfhaut zu nehmen, wurde aber von Old Shatterhand daran verhindert. Dieser sagte:

„Der Gefangene ist das Eigentum unseres weißen Bruders Hobble-Frank. Kein anderer darf sich an ihm vergreifen.“

Es entstand ein Wortwechsel, welchen Old Shatterhand in seiner bekannten Energie siegreich beendete. Der Upsaroca zog sich, wenn auch murrend, zurück.

Jetzt nun folgte eine Szene, welche jeder Beschreibung spottet. Baumann, der Bärentöter, zu dessen Befreiung der Zug unternommen worden war, hatte den Hobble-Frank an sein Herz gezogen. Beide weinten heiße Freudenthränen.

„Dir, du treuer Mensch, habe ich gewiß zum größten Teile meine Rettung zu verdanken,“ sagte der Bärentöter. „Wie aber ist es dir möglich gewesen, eine so große Schar meiner Befreier zusammenzubringen?“

Frank wies alles Verdienst von sich ab, machte ihn darauf aufmerksam, daß man jetzt keine Zeit zu langen Erzählungen und Erklärungen habe, und schloß daran, indem er flußabwärts deutete, den Fingerzeig:

„Dort kommen andere, welche viel mehr Dank verdienen als ich. Ich habe weiter nichts als meine Pflicht gethan.“

Baumann sah seine fünf Gefährten, welche mit ihm von den Sioux gefangen genommen worden waren, kommen. Vor ihnen ritten Martin, sein Sohn, Wohkadeh und Bob. Er eilte ihnen entgegen. Als der Neger seinen Herrn erblickte, sprang er vom Pferde, lief auf ihn zu, sank vor ihm auf die Knie; ergriff seine Hände und rief weinend:

„O Massa, mein lieb, gut Massa Baumann! Endlich, endlich haben Masser Bob wieder sein von Herzen geliebten Massa! Nun Masser Bob gleich gern sterben vor Wonne. Nun Masser Bob singen und springen vor Freude und platzen und zerspringen vor Entzücken! O, Masser Bob sein froh, sein glücklich, sein selig!“

Baumann hob ihn auf und wollte ihn in die Arme ziehen. Bob aber wehrte sich dagegen und erklärte:

„Nein, Massa, nicht umarmen Masser Bob, denn Bob haben getötet schlimm Stinktier und sein noch immer nicht ganz gut von Geruch.“

„Ach was, Stinktier! Du bist zu meiner Rettung ausgezogen, und ich muß Dich umarmen!“

Nun erst ließ der entzückte Neger sich diesen Dank seines Herrn gefallen. Dann aber sanken Vater und Sohn sich in die Arme.

Die Anwesenden wendeten sich diskret ab. Die Wonne, welche diese beiden in diesem Augenblicke empfanden, war ihnen heilig.

„Mein Kind, mein Sohn!“ rief Baumann immer wieder. „Wir besitzen uns von neuem, und nichts soll uns wieder trennen. Was habe ich ausgestanden! Und was hast auch du seit gestern erduldet! Schau, wie deine Arme von den Fesseln zerschnitten sind!“

„Die deinigen noch mehr, noch viel mehr! Doch das wird wieder heilen, und du sollst bald wieder gesund und kräftig sein. Jetzt mußt du vor allem denen Dank sagen, welche ihr Leben wagten, dich zu retten. Mit Wohkadeh, meinem Freunde, hast du bereits seit gestern sprechen können, mit Jemmy und Davy ebenso. Hier aber ist Old Shatterhand, der Meister unter ihnen allen. Er und Winnetou sind es, denen das Gelingen unseres Unternehmens

zu verdanken ist. Unser ganzes Leben würde nicht reichen, das quitt zu machen, was wir ihnen schuldig sind."

„Ich weiß es, mein Sohn, und es betrübt mich, daß ich jetzt nichts anderes vermag, als nur einfach Dank zu sagen."

Er streckte Old Shatterhand beide Hände entgegen, wobei ihm noch immer die Thränen über die gebräunten, eingefallenen Wangen perlten. Old Shatterhand drückte ihm leise die von den Fesseln verwundeten Hände, zeigte dann zum Himmel empor und sagte im herzlichsten Tone:

„Danken Sie nicht den Menschen, lieber Freund, sondern danken Sie unserem Herrgott da oben, welcher Ihnen die Kraft gegeben hat, den unbeschreiblichen Jammer zu überstehen. Er ist es ja, der uns geleitet und beschützt hat, so daß wir gerade noch zur rechten Zeit hier eingetroffen sind. Uns haben Sie nicht Dank zu sagen. Wir sind nur seine Werkzeuge gewesen; zu ihm aber wollen wir alle unser Gebet emporsenden, wie es in unserem schönen, deutschen Kirchenliede heißt:

Ich rief den Herrn in meiner Not:
Ach Gott, vernimm mein Schreien!'
Da half mein Helfer mir vom Tod
Und ließ mir Trost gedeihen.
Drum dank', ach Gott, drum dank' ich dir!
Ach, danket, danket Gott mit mir;
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Er hatte seinen Hut abgenommen und die Worte langsam, laut und innig wie ein Gebet gesprochen. Auch die andern hatten ihre Häupter entblößt, und als er geendet hatte, erklang aus jedem Munde ein frommes, kräftiges „Amen!"

Der am Boden liegende, gefesselte Häuptling der Sioux hatte diesen Vorgang mit staunendem Blick beobachtet. Er wußte nicht, wie er sich denselben deuten sollte. Zu seinem Vorteile jedenfalls nicht — so dachte er — denn nach seiner Ansicht war er nun unwiderruflich einem qualvollen Martertode verfallen.

Er wurde vom Boden aufgehoben, um dahin getragen zu werden, wohin sich nun alle begaben, nach dem Eingange zum Thale des Häuptlingsgrabes, wo Winnetou mit den Schoschonen und Upsarocas ihrer wartete. Dort wurde er niedergelegt.

Old Shatterhand ritt mit dem Apachen eine kleine Strecke in den Thalkessel hinein, um die Feinde und die Anordnungen, welche diese getroffen hatten, zu überblicken. Man sah, daß sie einige wenige Worte miteinander wechselten. Beide verstanden sich ja so gut, daß es langer Auseinandersetzungen zwischen ihnen gar nicht bedurfte. Dann kehrten sie zurück.

Tokvi-tey trat auf sie zu und fragte: „Was gedenken meine Brüder nun zu thun?"

„Wir wissen," antwortete Old Shatterhand, „daß unsere roten Brüder ebensogut eine Stimme haben wie wir. Darum werden wir die Pfeife der Beratung rauchen. Vorher aber will ich mit Hong-peh-tekeh, dem Häuptling der Sioux Ogallalla sprechen."

Er stieg wieder vom Pferde, ebenso Winnetou. Es wurde ein Kreis um den Gefangenen gebildet. Old Shatterhand trat zu dem letzteren und sagte:

„Der ‚schwere Moccassin' ist in die Hände seiner Feinde geraten, und auch die Seinigen sind verloren, denn sie sind von den Felsen und von uns eingeschlossen. Sie vermögen nicht zu fliehen und werden von unseren Kugeln sterben, wenn der Häuptling der Ogallalla nicht etwas thut, um sie zu retten."

Er hielt inne, um zu sehen, ob der „schwere Moccassin" ein Wort sagen werde, da dieser aber sich geschlossenen Auges und still verhielt, so fuhr er fort:

„Mein roter Bruder mag mir sagen, ob er meine Worte verstanden hat!"

Der Rote öffnete die Augen, warf ihm einen haßerfüllten Blick zu und spuckte aus. Das war seine Antwort.

„Glaubt der Häuptling der Ogallalla ein räudiges Tier vor sich zu haben, daß er auszuspucken wagt?"

„Wakon kana — alte Frau!" knirschte der Gefragte. (Schluß folgt.)

Die Anfertigung von Korklandschaften.

Ich meine, es macht Vergnügen, wenn man kleinere Gegenstände, die uns im alltäglichen Leben durch die Finger gehen und meist als unnütz beiseite geworfen werden, noch zu allerlei hübschen Sachen zu verwenden weiß. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister," lautet ein bekannter Spruch, und wenn ich nun aus gebrauchten Korkpfropfen von Bierflaschen und aus zerbrochenen Korksohlen (die aber nicht gebraucht sein dürfen) und aus noch wenigem anderen Material recht nette Landschaften herzustellen vermag, so ist das, wie ich glaube, auch ein kleines Meisterstück. Wenigstens hat noch jeder, der meine Bildchen, die Korklandschaften, sah, dieselben bewundert.

Ich bin nun keiner von jenen Meistern, die alle ihre Kunstfertigkeiten und Kunstgriffe geheimnisvoll und eigennützig in sich verschließen — die man zehnmal mit dem Ellbogen in die Rippen stoßen und mit bittendem Munde anflehen muß: „So sag mir's doch!" Nein, wo einer etwas von mir lernen will, da bin ich gleich bei der Hand, meine Weisheit auszukramen. Diesmal wünscht nun der „Gute Kamerad" die Verfertigung von Korklandschaften zu erlernen, und da der „Gute Kamerad" wirklich ein guter Kamerad ist, so kann er alles von mir kriegen. Ich will mich freuen, wenn er sein Studierstübchen auch mit so niedlichen Bildern zu schmücken versteht, wie das bei mir der Fall ist. Sed ab initio est ordiendum, heißt es im Nepos, und deshalb will ich der Reihe nach und fein umständlich mein Verfahren bei der Verfertigung von Korklandschaften hier entwickeln.

Zunächst sammle ich mir die besten, nämlich die neuesten und saubersten Korkpfropfen, welche mein älterer Bruder von seinen Bierflaschen, nachdem er sie geöffnet,*) verwirft. Daß die Pfropfen mit dem Korkenzieher durchbohrt sind, schadet nichts. Sodann suche ich bei unserem Schuhmachermeister eine Korksohle zu bekommen; hat Meister Raspel eine zerbrochene Sohle unter seinem Bestand, so bekomme ich dieselbe umsonst, wo nicht, so zahle ich ihm einen Nickel oder zwei. Nun hab' ich bereits das nötige Material an Kork.

Sodann schärfe ich mein mit einer eckigen (nicht runden) Spitze versehenes Federmesser recht scharf, was auf einem kleinen liegenden Schleifstein unter Anwendung von einigem Speichel geschieht. Wenn der gute Kamerad keinen Schleifstein hat, so muß er sein Messer schon zum Scherenschleifer tragen.

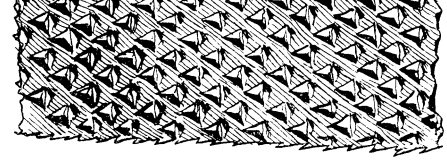
Drittens — ja, etwas Geld kostet meine Kunstfertigkeit in Korklandschaften schon; aber erschreckt nur nicht, es ist nicht viel! — drittens also erstehe ich mir beim Eisenhändler eine kräftige Handfeile, und zwar muß dieselbe eine fingerbreite, über und über rauhe, mit „Pickeln"**) versehene Feile sein. Ich probiere dieselbe an einem mitgebrachten Korkpfropfen, und wenn ich dessen Seitenfläche gehörig damit zerraspeln kann, dann ist die Feile gut.

Viertens lasse ich mir in der Apotheke ein Fläschlein mit dickflüssigem Gummi arabicum herstellen, oder ich kaufe, wenn ich zu Hause ein Fläschlein habe, mir pulverisiertes Gummi arabicum und löse dasselbe eigenhändig mit etwas warmem Wasser auf. Um das dickflüssige Gummi arabicum auftragen oder streichen zu können, bedarf es auch eines mitteldicken Pinsels, den man in jedem Geschäfte von Zeichenmaterialien bekommen kann. Dieser Pinsel wäre das fünfte Erfordernis, und nun kommt das sechste und nicht unwichtigste. Ich finde es ebenfalls in dem Zeichenmaterialien-Geschäfte. Es ist das Papier, welches der Korklandschaft zum Unter- und Hintergrunde dient.

Ist meine Kasse ganz besonders gut bestellt, so lasse ich mir eine Auswahl von Papier pelé vorlegen. Dieses Papier ist das prächtigste für Korklandschaften. Man versteht darunter ein recht dickes weißes Tonpapier, auf welchem bald im Viereck, bald im Oval, ein farbiger Himmel gedruckt ist, der nach dem Horizonte zu heller und heller wird und sich meistens in einen gelben oder rosigen Ton verläuft. Den oval umrissenen Himmelsgrund ziehe ich

*) Und natürlich explenierte! —

**) Ich verstehe darunter folgende Figuren:



allen anderen Formen vor: auf ihm nehmen sich die Korklandschaften am reizendsten aus, besser als auf einem viereckigen. Auch nehme ich lieber einen blauen, als einen grauen oder grünen Himmel, da der blaue Farbenton am feinsten mit der matten Korkfarbe harmoniert. Endlich ist mein Papier pêlé von etwas über Quartbogengröße; zu großer wie zu kleiner Umfang des Papiers taugen nichts; das beste liegt hier, wie so oft, in der Mitte. Der Preis so eines Papiers, das allen meinen Wünschen entspricht, beläuft sich auf vierzig bis fünfzig Pfennig.

Sollte meine Kasse aber gerade nicht in der Lage sein, diese an und für sich geringe Summe entbehren zu können, da ihr wichtigere Ausgaben bevorstehen, so lasse ich mir einfach zellfarbiges Kartonpapier oder Tonpapier vorlegen und wähle einen schönen lichtblauen oder vergißmeinnichtblauen Bogen aus, der nur zwanzig bis fünfundzwanzig Pfennig kostet und dazu noch den Vorteil bietet, daß man an sechs viereckige Blätter daraus schneiden kann. Den ovalen Umriß von Himmel und zukünftiger Landschaft zeichne ich mit hartem, feingespitztem Bleistift auf jedes Blatt, indem ich eine ovale Schachtel auf das betreffende Blatt setze und den Umriß der Schachtel fein umziehe.

Angenommen, daß meine Kasse nicht 'mal zwanzig bis fünfundzwanzig Pfennig leisten kann —

Denn in der Kasse wechseln, wie im Meere,
Beständig Ebb' und Flut —

so kaufe ich mir mit philosophischer Genügsamkeit einen Bogen dickes, grobes, weißes Zeichenpapier und male mit Zuhilfenahme meines Farbenkastens mir selbst einen Himmel mit Berliner Blau.

Das eine oder andere Papier ist also beschafft. Nun gilt es festzustellen, was für eine Landschaft in Kork darauf prangen soll. Mit besonderer Vorliebe wähle ich einen mit Buschwerk bedeckten Hügel oder Berg, der auf seinem Gipfel eine stolze Burg oder eine zerbröckelte Ruine trägt; gegenüber, durch ein Thal getrennt, liegt vielleicht ein kleinerer Hügel mit einem von Bäumen umgebenen Kapellchen, zu welchem der Burgbewohner vermittelst einer hohen Bogenbrücke gelangt, die das Thal überwölbt. Dies alles ist doch gewiß ein ansprechendes „Motiv", wie die Maler sagen. Da nun aber nicht jeder eine solche Landschaft in unmittelbarer Nähe hat, vielleicht auch noch nicht nach der Natur zu skizzieren versteht und es seine Schwierigkeiten hat, dies alles aus der Phantasie aufs Papier zu werfen, so nehme ich illustrierte Werke, Reisehandbücher und allerlei alte Stahlstiche zu Hilfe; ganz besondere Dienste leistet ein „Illustrierter Führer an den Rhein", in welchem die schönsten Schlösser, Burgen, Ruinen und Kapellen zu finden sind. Von dem einen Bilde entlehne ich dies, von dem anderen jenes, und aus all dem Entlehnten setze ich eine neue Landschaft zusammen. Wenn der „Gute Kamerad" ein milder Richter sein will, so werde ich ihm gern eine solche „selbstkomponierte" Landschaft zur Verfügung stellen. Da ist sie! Zugleich will ich diese meine Landschaft benutzen, um daran die Korkarbeit weiter zu erörtern.

Ich habe die Umrisse der Landschaft mit feinen Bleistiftstrichen auf das Papier pêlé übertragen. Radieren darf nicht sein, da das Papier sonst fudelig wird und die Farbe Schaden leidet. Zunächst will ich nun die Gebäude in Kork darstellen.

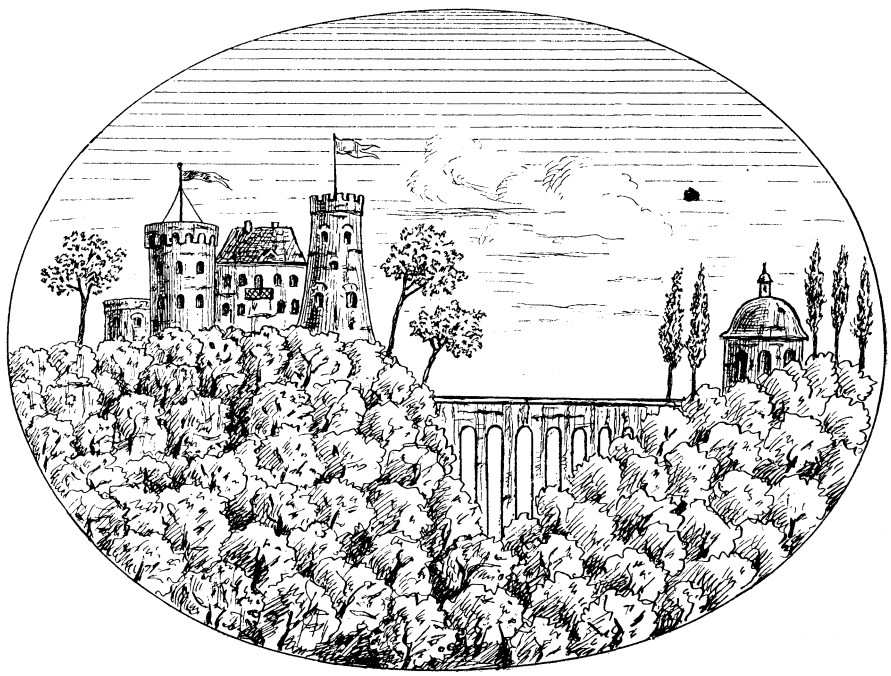


Fig. 1. Anfertigung von Korklandschaften.

Numero eins: der Turm. Ich nehme ein Stück der Korksohle (nicht des Pfropfens) und schneide mit dem scharfen Federmesser ein ganz dünnes Scheibchen davon ab. Dieses fast papierdünne Scheibchen lege ich auf einen harten Untergrund, z. B. eine Glasscheibe und schneide mit der eckigen Kante des Federmessers eine Figur daraus, welche genau die Form und Größe des Turmes auf der Zeichnung hat. Nun bestreiche ich die Rückseite dieser Figur ganz leicht mit Gummi arabicum und klebe das Korkplättchen auf das Papier pêlé, dorthin, wo die Umrisse des Turmes stehen. Ebenso wird das Haus geschnitten, und zwar am besten Dach und Unterbau besonders. Dann folgt der dritte Turm, und endlich der kleine Anbau. Nachdem alles festgeklebt und getrocknet ist, nehme ich meinen Farbenkasten, rühre im Farbennäpfchen etwas Sepia (eine angenehme braune Farbe) an und tunke ein haarfeines Pinselchen hinein. Mit dem farbennassen Pinselchen zeichne ich sodann die Schatten auf den Kork, ebenso die Fenster und Thüren, ferner die Zinnen der Türme, endlich die Fahnenstangen und die Wimpel. So steht die Burg denn fertig da — und es ist eine nette Burg!

Jetzt handelt es sich darum, die drei Bäume, welche die Burg umstehen, in Kork herzustellen. Mit der Sepiafarbe, welche ich noch im Pinsel habe, male ich zunächst ganz fein und zierlich die Stämme und die Aeste aufs Papier. Dann lege ich den Pinsel fort und greife zur Feile und zu einem Korkpfropfen. Mit der Feile fahre ich ganz leicht über den Kork hin, um einen möglichst feinen Korkstaub zu erzielen. Diesen Staub fange ich auf einem Blatt Schreibpapier auf. Wenn ich meiner Ansicht nach genug Staub habe, so betupfe ich das Papier pêlé da, wo die Wipfel der Bäume gezeichnet sind, behutsam mit Gummi arabicum, aber nicht allein die Umrisse, sondern auch die Innenfläche der Wipfel. Auf dieses Gummi arabicum streue ich den feinen Korkstaub, und den aufgestreuten Korkstaub drücke ich sanft mit dem Zeigefinger oder mit einer aufgelegten Glasplatte fest. Ist der Staub vollkommen angetrocknet, so blase ich mit trockenen Lippen darüber hin: der überflüssige Staub fliegt fort — und der Baumwipfel steht nett und zierlich auf dem Papier.

In gleicher Weise wie die drei Eichen oder Linden oder Buchen neben der Burg verfertige ich die fünf Pappeln neben der Kapelle.

Die Kapelle selbst wird wieder, wie das Gemäuer der Burg, aus der Korksohle in dünner feiner Platte geschnitten und ausgeschnitten. Fenster und Schattenstriche werden mit Sepia fein hineingezeichnet.

Die Brücke versuche ich aus einem Stück in papierdünner Korksohle zu schneiden, indem ich die Rundbogen wegschneide und die Pfeiler stehen lasse. Es schadet jedoch auch nicht, wenn man die Brücke aus zwei bis drei Stücken herstellt, da so ein Gemäuer in Wirklichkeit ja auch Risse und Fugen zeigt. Zudem kann man die Risse

durch Moos — nämlich aufgeklebten Korkstaub — überkleiden. Schattenpartien, Steinfugen und dergleichen zeichnet man wiederum mit Sepia auf den Kork.

Ich gelange jetzt zu einer der wichtigsten und wohl auch schwierigsten Partien des Korkbildes, nämlich zu dem Gebüsch, welches die beiden Berge bekleidet.

Dieses Gebüsch stelle ich aus Korkfohle, oder wenn ich deren nicht genug habe, fast ebensogut aus Pfropfen in folgender Weise her.

Ich nehme die rauhe Eisenfeile und reibe oder „raspele" damit über die Korkfläche, wodurch natürlich eine recht rauhe Fläche entsteht. Dann nehme ich mein scharfes Federmesser und löse ein Blättchen dieser rauhen Fläche recht behutsam ab. Ich erhalte dadurch ein unregelmäßig umrissenes, rauhes, hie und da durchlöchertes Gebilde, welches ungefähr folgende Gestalt hat:

Fig. 3.

Dann verfertige ich ein zweites derartiges Plättchen, ein drittes, ein viertes u. s. w. Habe ich eine hinreichende Menge von Plättchen, so bestreiche ich auf dem Papier die ganze Fläche des Berges etwas reichlich mit dem dickflüssigen gutklebenden Gummi arabicum und klebe Plättchen vor Plättchen darauf. Und zwar beginne ich oben bei der Burg, von dort gehe ich stufenweise tiefer hinab, bis ich den ganzen Berg bekleidet habe. Dabei lege ich oft das eine Plättchen über die Hälfte des anderen, so daß sie sich zur Hälfte decken, was eine angenehm wirkende Fülle des Buschwerkes erzielt. Löcherchen in den Korkplättchen, welche das Papier durchschimmern lassen, fülle ich mit einer kleinen Dosis von Gummi und Korkstaub aus; auch nehme ich den Abfall von den geraspelten Korkplättchen dazu. Um das Buschwerk fest aufs Papier zu kleben, lege ich von Zeit zu Zeit eine saubere Glasplatte darüber und drücke diese an. Sollte das eine oder andere Korkplättchen nicht haften wollen, so wende ich das Gummi arabicum reichlicher an. Sehr genau gebe ich acht, daß das Korkgebüsch die ovale Linie des Rahmens nicht überschreitet, sondern sich scharf innerhalb derselben hält. Sind die Gebirge ganz mit Gebüsch bekleidet, so male ich mit dünner Sepia hier und dort ein Zweiglein und etwas Schatten hinein.

Um den blauen Himmel ein wenig zu beleben, lasse ich eine Wolke erstehen, indem ich mit einem scharfen Federmesser — das indes zu diesem Zwecke eine abgerundete Spitze haben muß — leicht den blauen Farbenton wegschabe oder radiere, worauf der weiße Untergrund — als lichter Wolkensaum — zu Tage tritt. Etwas Schatten male ich mit ganz verwässerter grauer Farbe oder Tusche hinein. Die Herstellung der Wolke erfordert jedoch eine leichte geübte Hand; eine schwere ungeübte kann durch die mißratene Wolke leicht das ganze Bild verderben.

Ist das Korkbild nun so ausgefallen, daß meine Eltern und Geschwister und Kameraden es loben, so sorge ich dafür, daß es ein hübsches Rähmchen in Gold oder Schwarz nebst Glas erhält, da sonst der mühsam aufgeklebte Kork, namentlich das Gebüsch, leicht abbröckelt. Das eingerahmte Bildchen ist ein ganz aparter Zimmerschmuck. Jedermann betrachtet und bewundert es und fragt auch wohl: „Wer hat das gemacht?", worauf ich scheinbar gleichgültig, aber innerlich stolz erwidere: „O, das hab' ich aus alten Korkstopfen von Bierflaschen gemacht." —*)

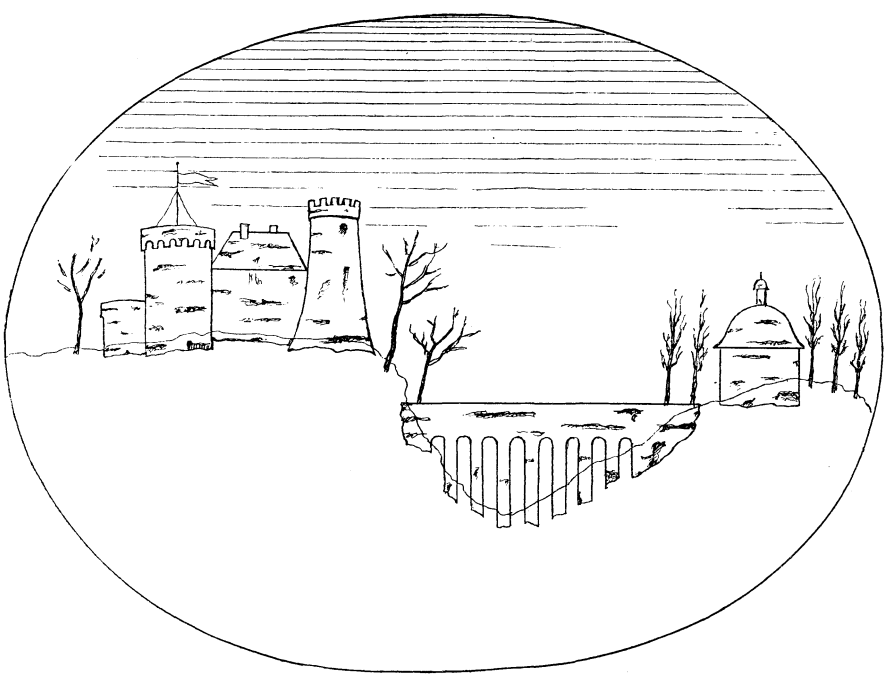


Fig. 2. Anfertigung von Korklandschaften.

Jetzt denke ich, daß ich dem „Guten Kameraden" alles ausführlich beschrieben habe. Sollte sich indes beim Nachmachen noch die eine oder andere Schwierigkeit erheben, so stehe ich gern mit gutem Rat und genauer Unterweisung fernerhin zu Diensten.

Damit bin ich des „Guten Kameraden" ganz ergebener Korklandschafter.

*) Deren Inhalt mein älterer Bruder explenierte!

Kraft und Gewandtheit.

Ein lateinischer Dichter sagt: Quo non ascendam? labor improbus omnia vincit: und es ist eine erwiesene Thatsache, daß man mit Geduld und Ausdauer beinahe „unmöglich" Erscheinendes erreichen kann. Darin liegt für unsere Jugend eine große Ermunterung, ein mächtiger Sporn und Trost, denn man sagt mit Recht: „Eiserner Fleiß ist auch eine Art von Genie". Wie sehr dies im Körperlichen wie im Geistigen gilt, davon geben uns die Kunststücke unserer Jongleurs im Cirkus ein greifbares Beispiel, denn sie veranschaulichen in der überzeugendsten Weise die Thatsache von der Vollkommenheit, welche unsere Sinne und Organe unter dem Einflusse der Uebung und Ausdauer erreichen können. Und was ihnen in ihrem Wirkungskreise erreichbar ist, das können wir bei gleichem Fleiße und festem Willen auch auf dem Gebiete des Geistes erreichen. Vor einigen Jahren sah ich in Paris im Hippodrom ein junges Mädchen, welches auf einem dünnen Drahtseile tanzend, mit fünf Messern das bekannte Messerspiel aufführte, und im Cirkus der Elysäischen Felder einen Jongleur, der auf dem Kopfe stehend und sich balancierend zu essen und zu trinken verstand — zwei Leistungen, welche mir als die außerordentlichsten erschienen, die ich noch jemals gesehen hatte. Wenn schon eine außerordentliche Geschicklichkeit und Gewandtheit des Jongleurs dazu gehört, auf festem Boden stehend mit zwei Bällen zu spielen, indem er sie abwechselnd nacheinander in die Luft wirft und wieder auffängt, ohne einige Schritte nach rechts oder links, oder verschiedene Verdrehungen des Körpers zu machen, so ist die Leistung dieses jungen Mädchens noch außerordentlicher und schwieriger, welches sich auf dem dünnen Drahtseil im Gleichgewicht erhalten mußte, während es gleichzeitig die Messer nacheinander mit der einen Hand emporwarf und mit der anderen auffing und Zeit und Kraft so trefflich bemaß, daß es nicht aus dem Takt kam. Auch der junge Mann, der, auf dem Kopfe stehend und sich balancierend, essen und trinken konnte, während alle natürlichen Bedingungen ihm geradezu entgegen waren, hat gleich der Messerspielerin sicher eine jahrelange emsige Uebung bedurft, um diese Fertigkeit zu erlangen. Wenn solche erstaunliche Leistungen in sogenannten brotlosen oder unproduktiven Künsten den Menschen möglich sind, wie sollte da unseren jungen Lesern bei gehöriger Geduld, Ausdauer und Strebsamkeit ein geistiges Ziel unerreichbar sein?

Ein Handstreich Rudolfs von Habsburg.

Zur Zeit des Interregnums, „der kaiserlosen, der schrecklichen Zeit," da der große Habsburger sich noch einfach „Graf Rudolf" nannte, und in der Nähe seiner treuen Stadt Zürich seinen festen Sitz hatte, lebte er in Fehde mit einem wüsten Edelherrn Namens Ulrich von Regensberg. Zu den Befreundeten desselben und zugleich zu den gehässigsten Gegnern Rudolfs gehörte das nahe der Limmat gelegene Schweizerstädtchen Glanzenberg; mehr als ein böser Streich war von hier aus nicht allein dem biederen Habsburger, sondern auch den Zürichern bereitet worden, und Rudolf beschloß, endlich durch eine empfindliche Züchtigung auf einmal lang erlittene Unbill gebührend zu vergüten.

In einer dunklen Nacht zog er an der Spitze einer erlesenen Schar so nah als möglich an den Ort heran, und verbarg sich hinter Felsen und Bäumen. Zugleich aber fuhr ein altes abgedanktes Fahrzeug hart am Ufer der Limmat; es war mit Fässern beladen und mit einer kleinen Mannschaft ausgerüstet. — Gegen Morgen verbreitete sich in Glanzenberg die Kunde, daß ein Züricher Schiff, das eine Weinladung nach Basel bringen sollte, gestrandet, die Fässer mit dem kostbaren Naß im Wasser schwämmen, und die Besatzung ratlos am Ufer stehe. — Das war den Glanzenbergern willkommene Gelegenheit sich nicht nur Züricher Gutes, sondern auch Züricher Männer zu bemächtigen, und noch Lösegeld dazu einzuheimsen. — In dichten Scharen strömten die Bürger aus den Thoren dem nahen Strande zu — aber sie hatten das Spiel leichter gedacht, als gefunden. Die Züricher waren harte Köpfe, und wehrten ihr Eigentum und sich selber dergestalt, daß, in Eifer geraten, fast die ganze männliche Bevölkerung von Glanzenberg ausfällt, um den Brüdern Hilfe zu leisten. — Das war für den Habsburger der rechte Augenblick. — Hinter dem Rücken der Beutegierigen dringt er mit seiner Schar in die verlassene Stadt zum tödlichen Erschrecken der Zurückgebliebenen. Die Thore werden gesperrt und wie der Blitz zusammengerafft, was sich an Beute findet. — Als die getäuschten Glanzenberger, ihres Irrtums inne — denn die Verteidiger des kostbaren Gutes hatten Fersengeld gegeben, und die aufgefischten Fässer erwiesen sich als leer — heimkehrten, fanden sie die Pforte aus der sie triumphierend gezogen, verrammelt, aus der jenseitigen aber stürmte Graf Rudolf mit den Seinen, reich beladen mit ihrem Eigentum. Unbehelligt erreichte die kühne Schar Zürich, wo sich auch bald die meisten der „Schiffbrüchigen" einfanden; die Glanzenberger aber hatten neben dem Schaden auch noch den Spott zu leiden, und lange noch war im Schweizerland das Wort im Schwunge:

„Den Glanzenbergern ist der Züricher Wein zu sauer."

Etwas über Schnupfen und Erkältung.

Der Schnupfen wird in manchen Teilen Deutschlands im Volk als etwas Heilsames angesehen und deshalb trotz seiner Unannehmlichkeiten vielfach mit Freude begrüßt. Diese Anschauung ist nichts als ein entsetzlicher Aberglaube, der sich auf längst aufgegebene Anschauungen stützt, welche jede Krankheit als ein Zeichen verdorbener Säfte auffaßten und die Ausscheidung der letzteren für den Grund der Heilung hielten.

Wir wissen heute mit Bestimmtheit, daß der Vorgang bei Erkrankungen ein ganz anderer ist. Der menschliche Körper ist aus einer Unmasse verschieden geformter, nur mikroskopisch erkennbarer Teile aufgebaut, welche in bestimmter Anordnung die einzelnen Organe zusammensetzen. Jedes Organ (Auge, Ohr, Haut, Lunge, Leber) hat einen Zweck, eine Thätigkeit für sich. Diese geht bei vielen Organen so vor sich, daß jeder sie bemerkt; bei anderen vollzieht sie sich in der Stille, nur dem Beobachter wahrnehmbar. Dahin gehört die beständige Absonderung der Thränenflüssigkeit, des Nasenschleimes, die in geringster Menge erscheinen, aber doch genügen, um Staub von der Oberfläche zu entfernen und so die feine Haut, welche das Sehorgan wie das Riechorgan gegen die Luft hin überzieht, zu schützen. Man bemerkt diese Absonderung nur, wenn sie in regelwidriger Weise vermehrt wird, die der Thränen z. B. beim Weinen, die des Nasenschleims beim Schnupfen.

Es handelt sich also beim Schnupfen nicht um die Ausscheidung eines krankhaften Stoffes, sondern lediglich um die Vermehrung einer normalen Absonderung. Die Nasenschleimhaut antwortet damit auf einen vermehrten Reiz ganz ähnlich wie die äußere Haut bei Einwirkung starker Wärme Schweiß absondert. Diese Wirkung kann auf die innere Auskleidung der Nase verschiedene Vorgänge ausüben, von denen wir beispielsweise chemisch reizende Stoffe: Salmiakgeist, Tabakrauch, Meerrettich, von anderen Prinzipien nur die Erkältung nennen wollen. Letztere bildet ja die gewöhnliche Ursache des gemeinen Schnupfens.

Erkältung — ein einfaches Wort, jedem bekannt und viel gebraucht, aber — den meisten fehlt der Begriff. Um eine faßliche und gültige Erklärung zu bekommen, bedarf man jedoch nur eines kurzen Einblickes in eine der wichtigsten Einrichtungen des großen Haushaltes, mit dem der menschliche Körper verglichen werden kann. Die Speisen, welche wir aufnehmen, werden in unserem Innern durch chemische Vorgänge aufgelöst und zerlegt, und dadurch bildet sich, wie bei jeder chemischen Umwandlung, Wärme. Es ist bekannt, daß die Wärme des Gesunden sich stets innerhalb bestimmter Grenzen bewegt; ein in die Achselhöhle gelegtes Thermometer zeigt immer etwa 37 ° Celsius, 28 ° Reaumur an. Um diesen Grad zu bewahren, muß selbstverständlich, sobald reichlichere Speiseaufnahme und -umsetzung die Wärmeerzeugung steigert, eine größere Abgabe von Wärme nach außen, an die umgebende Luft, eintreten. Sonst würde bald die Körpertemperatur erheblich steigen, was sie, wie gesagt, beim Gesunden nicht thut. Für diese Regulierung der Wärmeabgabe sorgen nun die Blutgefäße der Haut, welche sich erweitern und verengern können und je nachdem mehr oder weniger Wärme abgeben. Die durch Erweiterung der Adern gerötete Haut erscheint für unser Gefühl warm, die durch Verengerung der Adern blasse Haut dagegen kalt; unsere Empfindung zeigt uns den Grad der Wärmeabgabe an. Die Veränderungen in der Blutgefäßweite hängen von eigens dazu bestimmten Gefäßnerven ab, welche vom ganzen Körper aus an einer Stelle des Gehirns, im sogenannten verlängerten Mark zusammentreffen. Durch diese Vereinigung erklärt es sich, daß übermäßige Abkühlungen eines Körperteils, z. B. der Füße, Störungen in der Blutverteilung an anderen Punkten, z. B. an den Zähnen, in der Nase, hervorrufen können, welche sich hier durch Schmerzen oder Entzündungen aussprechen. Also: die Erkältung bewirkt eine Störung der Blutverteilung durch Beeinflussung der Gefäßnerven. Letztere im gesunden Sinne widerstandsfähig zu machen muß deshalb die Aufgabe sein, wenn man Erkältungen vermeiden will. Wie das geschehen kann, soll im nächsten Artikel gezeigt werden.

Eine mottensichere Schmetterlingssammlung.

Der lange Winter ist vorüber, ihr habt während desselben eure Schmetterlingssammlung, welche in kleine Holzkästchen sauber geordnet, im Spätherbste in den Schrank gestellt worden war, fast ganz vergessen vor lauter Schneeballenwerfen, Schlittenfahren und Weihnachtsvergnügungen. Jetzt aber ist der Schnee vollständig verschwunden und bereits seht ihr wieder an hellen, sonnigen Tagen einzelne Falter herumflattern, die euch veranlassen, beim nächsten Spaziergange das Netz mitzunehmen und an die Bereicherung eurer Sammlung zu denken.

Da werden nun auch die Kästchen aus dem Schranke geholt um die Sammlung wieder einmal durchzusehen.

Aber, o weh, auf dem Boden der Kästchen liegen ganze Häufchen von Staub, gerade unter den größten und schönsten Schmetterlingen und von einigen Exem-

plaren ist gar der Leib abgefallen und liegt ganz ausgehöhlt unten. Seht ihr näher hin, so bemerkt ihr wohl auch am Boden einige kleine „Staubläuschen", welche als die Ursache der Zerstörung anzusehen sind, wenn nicht etwa gar Larven von Motten oder Pelzkäfern sich eingedrängt haben, die nun allerdings mit einer solchen Sammlung rasch fertig werden können.

Ihr habt zwar im Herbste in jedes Kästchen ein Stück Kampfer oder etwas Naphthalin gestreut, aber auch das hielt die Zerstörer nicht ab. Es bleibt euch nichts anderes übrig, als die beschädigten Stücke herauszunehmen und die Leiber der minder beschädigten mit starkem Weingeist oder Aether zu bestreichen, um wenigstens noch zu retten, was gerettet werden kann.

Die herausgenommenen Exemplare braucht ihr aber keineswegs wegzuwerfen, sondern ihr könnt von jedem, wenn nur noch die Flügel gut erhalten sind, zwei ganz naturgetreue Abdrücke auf Papier machen, die ihr dann ausschneiden und daraus eine mottensichere Sammlung zusammenstellen möget. Dieses Abdrücken ist recht einfach; ihr braucht dazu nichts weiter als ein Stückchen glattes weißes Papier — am besten kräftiges Briefpapier — und ein Stückchen weißes Wachs.

Das Papier wird zuerst in der Mitte einmal zusammengefaltet, dann wieder auseinandergelegt und mit dem Wachs durch wiederholtes Hin- und Herreiben des letzteren bestrichen. Mit einem Radiermesser wird dann die an sich schon sehr dünne Wachsschichte wieder leicht weggenommen, so daß nur ein außerordentlich dünner, dem bloßen Auge kaum sichtbarer Wachsüberzug bleibt. Nun wird auf die eine Papierhälfte ein Flügelpaar, das mit einer Pincette gefaßt und mit einer Nadel in möglichst natürliche Lage gebracht wird, gelegt, wobei die Farbe der Flügel sorgfältig zu schonen ist. Dann wird die andere Papierhälfte sorgfältig darüber gebogen, fest gedrückt und mit einem Falzbein auf beiden Seiten kräftig gerieben. Klappt man das Papier wieder auseinander und entfernt mit der Nadel die nun fast farblosen Flügel, so erscheint ein ganz naturgetreuer Abdruck derselben, so zwar, daß sich auf der einen Seite die Zeichnung der Oberseite, auf der anderen jene der Unterseite befindet.

Wurde gegen die Mitte des Papiers etwas Raum freigelassen, so kann man den Leib hineinzeichnen und kolorieren. Durch Eintauchen in abgerahmte Milch oder dünne Gummilösung, oder durch vorsichtiges Bestreichen mit farblosem Lack wird das Bildchen fixiert.

Frische, noch nicht ganz ausgetrocknete Schmetterlinge eignen sich nicht zum Abdrücken, da hierbei die in den starken Flügeladern steckenden Säfte mit herausgepreßt würden.

Nun versucht's einmal; nach einigen mit wertloseren Faltern zu machenden Versuchen wird es euch sicherlich gelingen.

Ein physikalisches Experiment.

Was fällt schneller, ein Thalerstück oder ein pfenniggroßes Papierblättchen?

Ja freilich, wenn beide einzeln nebeneinander frei in die Luft gehalten und dann losgelassen werden, kommt der Thaler eher unten an, weil das Papierstückchen den Luftwiderstand nicht so schnell überwinden kann.

Wenn aber das Papierchen vor dem Fallen oben auf die Münze direkt aufgelegt wird und dann der Thaler — die Kreisflächen in wagerechter Lage — losgelassen wird, dann fallen beide gleich schnell. Wenn das Geldstück auf dem Boden aufschlägt, flattert das Papier nicht mehr, sondern liegt, wie vorher, auf dem Thaler auf.

Dieser einfache Versuch, der gar keiner Vorbereitungen bedarf, zeigt die wichtige Thatsache, daß alle Körper gleich schnell fallen (in einer Sekunde annähernd 5 Meter), wenn die Luft nicht hindernd in den Weg tritt.

Fragen und Antworten.

Alfred Baß in **Wien IX, Lichtensteinstraße 2**, hat mehrere seltene Käfer und ein schönes Nachtpfauenauge. Wer diese gegen Mineralien eintauschen will, melde sich brieflich und direkt. — Friedrich Gerstäcker ist am 16. August 1816 zu Hamburg geboren, am 31. Mai 1872 zu Braunschweig verstorben.

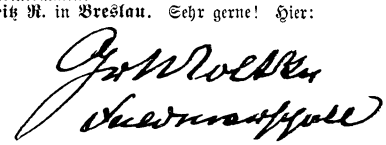
Ferd. A. in **Znaim.** Ja, beides richtig!

H. H. in **Reval.** Wer wird denn aber auch mit Aquarellfarben direkt auf Pappe malen wollen?! Dazu gehört, wenn's was Rechtes werden soll, gutgeleimtes, starkes, feinkörniges und weißes Velinpapier, welches ja füglich auf die Pappe geklebt werden kann. — Mit Deiner anderen Frage bringst Du uns nicht wenig in Verlegenheit. Wo soll nur der „G. K." die Garderobe und Schminkschatulle eines Cirkusclown schnell herbekommen? Es ist erstaunlich, was Euere Köpfe alles auszuhecken vermögen?!

E. B. in **Paris.** Erwidern den Gruß freundlichst!

H. W. in **Livorno.** Ja, schicken Sie nur ein, ganz willkommen.

Fritz R. in **Breslau.** Sehr gerne! Hier:



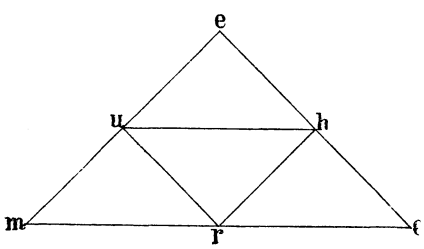
A. U. in **Szegedin.** Du bist leider zu spät gekommen. Dieser Tausch hat sich schon lange vollzogen.

J. Kotěra, Quartaner in **Pilsen II., Bez. Jungmannsstraße 14,** schreibt: „Wer von meinen lieben Kameraden will sich folgende Insekten eintauschen? 1 Schwalbenschwanz, 1 Segelfalter, 1 Apollofalter, 3 Pfauenaugen, 2 Trauermantel, 1 Pappelschwärmer, 1 Bärenspinner, 1 Abendpfauenauge, 1 Wiener- oder großes Nachtpfauenauge (selbst aufgezogen); 2 Hirschkäfer (♂ und ♀), 1 Totengräber, 1 Moschusbock, kupferrote Laufkäfer „in Hülle und Fülle"; 1 große und 1 plattgedrückte (gelbe) Wasserjungfer. Alle diese Insekten sind vollständig unlädiert und sorgfältig aufgespannt. Die meisten Schmetterlinge sind aus Raupen aufgezogen. In acht bis zehn Tagen werden mir weitere sechs Segelfalter aus den Puppen auskriechen. Wer tauschen will, schreibe direkt an mich und zwar, was für Schmetterlinge und Käfer er mir dafür bietet; natürlich auch unbeschädigt und gut aufgespannt. Erwünscht wäre mir unter anderem besonders ein Weidenbohrer, ein Totenkopfschwärmer (jedoch großes Exemplar); ein Walker auch Müller genannt."

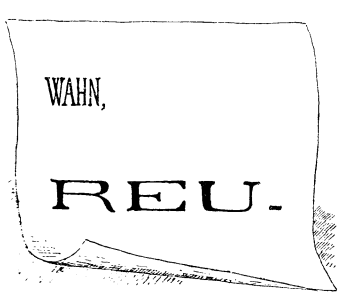
Julius Hämmerle 710 Mc. Kean Str. in **Philadelphia, Pa.**, wird zur Briefmarkentauschverbindung wahrscheinlich recht gerne bereit sein. Wir grüßen schön. Adressat des erhaltenen Briefes inzwischen verzogen; jetziger Aufenthalt uns unbekannt.

E. Pfabé in **Konstantinopel, Rue Jafadji 43.** Danken für Angabe Ihrer Adresse; wir vermuten, daß Sie von unseren Briefmarkensammlern sehr viele Zuschriften erhalten werden. Lassen Sie sich's nicht verdrießen! —

Auflösung der Aufgabe in Nr. 37.



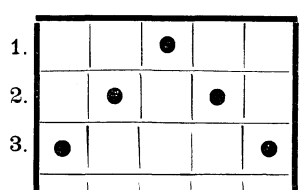
Scherzrätsel.



Auflösung des Wechselrätsels in Nr. 37.

Ural, Aral. — Oder, Oder. — Zama, Lama. — Igel, Egel. — Iran, Gran. — Kur, Mur. — Isai, Isar. — Erlau, Eylau. — Star, Saar. — Elde, Erde. — Ain, Air. — Adler, Aller. — Kaper, Kater. — Stein, Stern. — Essen, Eisen. — Alle, Aloe. — Elm, Elch. — Nero, Necho. —

Quadrat-Rätsel.



Aus den Buchstaben **a, c, c, c, d, e, e, f, h, h, h, i, i, i, i, m, m, n, n, s, s, t, u, u,** und **z** sind fünf Wörter zu je fünf Buchstaben zu bilden. Diese bezeichnen: 1) ein Gewürz, 2) einen großen Fluß in Asien, 3) einen Waldbaum, 4) ein asiatisches Reich und 5) ein Säugetier.

Werden die Buchstaben, welche diese Wörter bilden, nebeneinander in die wagerechten Reihen der obigen Figur eingetragen, so erscheint an den durch Punkte bezeichneten Stellen der Name einer schönen Stadt Deutschlands.

Die Geschichte vom „Sohn des Bärenjägers“ ist freilich wahr. — Den Aufsatz über das Kaleidoskop haben Sie doch wohl gefunden? Wie wir das wieder mal famos erraten haben!

Fr. H. B. in **Frankfurt** a. O. Du frägst, welche Pflanzen in Dein Aquarium zu setzen wären. Es gibt Aquarien für warme und für temperierte Zimmer, sowie auch sogenannte Sommeraquarien; vermutlich meinst Du das letztere, zu denen Du, natürlich alles zu seiner Zeit, in Feld und Flur mehr als genug findest, z. B.:

1. Schwimmpflanzen, welche frei im Wasser herumschwimmen: Wasserlinsen, Froschbiß, Wasserschlauch;

2. echte Wasserpflanzen, die im Grunde wurzeln und mit Stengel und Blättern sich im Wasser befinden: Wassersternn, Hornkraut, Tausendblatt, Wasserhahnenfuß, Laichkraut;

3. Sumpfpflanzen, hoch- und tiefstehende, welche mit den Wurzeln oder doch bloß mit den unteren Stengelteilen im Schlamm und Wasser, im übrigen aber in der Luft stehen: Froschlöffel, Sumpfkalla, Sumpfröschen, Tannenwedel, Minzen, Pfeilkraut, Sumpfporst, Fettkraut, Milzkraut, Pfennigkraut, Sumpfläusekraut. — Du hast recht, ein reizenderes Vögelchen als den Wellensittich gibt es nicht leicht, zudem ist er anspruchslos wie kaum ein anderer und seine Pflege kann jeder Kamerad getrost übernehmen — thäte es nur jeder! Im glücklichen Falle könnte so eine einzige gelungene Zucht, abgesehen von den vielen anderen tagtäglichen Freuden, als natürlichen Lohn treuer Pflege, alle hocherwünschten Taschengelder für allerlei Christkindchen an die lieben Eltern, Geschwister und Freunde mit einem Schlage beschaffen. Gleichviel, ob importiert oder hier gezüchtet, alle finden Liebhaber. Und welch herrliches Weihnachtsgeschenk wäre nicht am Ende so ein Pärchen Junge — he, Kamerad?! Der Herbst und unser Vorwinter sind die der australischen Heimat entsprechenden Nistzeiten, doch brüten die meisten Paare fast zu jeder Jahreszeit. Hast Du ein richtiges zuchtfähiges Paar? Das Männchen hat eine blaue Hornhaut über dem Schnabel, das Weibchen eine blasse. Dies ist das erkennbarste Unterscheidungszeichen der Geschlechter und ganz junge Vögel haben eine gewellte Stirn, während sie bei den alten schön gelb ist.

Früher glaubte man, die Wellensittiche müßten im Winter warm haben, aber das ist durchaus nicht der Fall; im ungeheizten Zimmer, wenn auch ihr Wasser gefriert, bleiben sie gesunder und kräftiger, und sie haben schon bei grimmiger Kälte im Freien ihre Jungen aufgezogen. Nur Zugluft ist im Sommer und Winter, zu allen Tages- und Jahreszeiten, peinlich zu vermeiden. Manche Wellen trinken selten oder nie Wasser, die meinigen thun es regelmäßig, also müssen sie stets damit versehen sein, ebenso darf Salz und Sand im Käfige nicht fehlen. Ihr Lieblingsfutter ist weiße Hirse, dann kommt Kanariensamen, Hafer, etwas Hanf. Salat und überhaupt Grünes fressen sie nur, wenn sie daran gewöhnt sind. Viel besser ist, man gibt ihnen thunlichst oft größere Zweige weiches Holz, z. B. Weiden, dann beschäftigen sie sich mit diesen und es fällt ihnen dann gar nicht ein, ihren Käfig, der keineswegs durch und durch von Draht zu sein hat, zu bearbeiten. Die Wellen bauen natürlich kein Nest, sondern legen ihre kleinen 4 bis 6 weißen Eier einfach auf eine Schicht von Sägespänen, mit der man ihr Nistkästchen versieht. Ein jedes Paar muß deren zwei zur Verfügung haben. Oft kommt es leider vor, daß ein einzelnes Paar trotz der zweckentsprechendsten Behandlung keine Anstalt zum Nisten macht; da ist der gute Rat aller Sachverständigen, wo es die Mittel und Verhältnisse erlauben, ein zweites Paar zur Gesellschaft zu geben. Nicht immer verbürgt dies aber den Erfolg, deshalb Dir — viel Glück! Melde uns einmal, was Du mit Deinen Wellensittichen erlebst. —

Karl Hoffm. in **Duderstadt.** Die erwünschte Nachlieferung wirst Du inzwischen erhalten haben. Wenn Dein Buchhändler unregelmäßig liefert, so reklamiere nur ganz energisch. Es liegt in der Regel nur an der Lässigkeit der Austräger. — Nun zu Deiner Frage. Es gibt schon seit längerer Zeit mehr oder minder praktische Methoden, Schwämme zu konservieren. Die Einen tauchen sie in flüssigen auf 50° R. erwärmten Talg, lassen diesen einziehen und befestigen dann die Schwämme, die so ihre Form bewähren, auf ein Gestell. Andere machen Durchschnitte, die in Löschpapier getrocknet oder auch sogleich, noch feucht, auf gut geleimtes Papier geklebt werden. Natürlich konnte in diesen beiden Verfahren die oft bezeichnende Farbe nicht erhalten werden, und so erklärt es sich, daß viele Sammler, unzufrieden mit natürlichen Präparaten, künstliche vorzogen und Modelle aus Wachs oder Papier maché anfertigen ließen, die auch ihren Zweck leidlich erfüllten. Indessen ist auch ein sehr vollkommenes und einfaches Verfahren erfunden, das allgemein befriedigt. Um gute Präparate zu erhalten, sorge man für unverletzte insektenfreie Schwämme, durch die man einen 1 mm dicken Durchschnitt genau in der Mitte macht. Das Präparat wird folgendermaßen auf Papier befestigt: Man löst 1 Teil Gelatine in 5 Teilen warmem Wasser auf, bestreicht mit dieser Lösung gutes Schreibpapier und läßt abtrocknen. Darauf legt man den Durchschnitt sauber auf das Klebepapier, bringt das ganze in eine Schüssel mit warmem Wasser, ohne daß die Klebfläche benetzt wird, und läßt die Feuchtigkeit von unten eindringen. In 2 Minuten klebt das Präparat fest und wird, sobald die Gelatine nicht mehr klebt, zwischen Löschpapier unter einem gelinden Drucke getrocknet. Das Verfahren, die Außenseite des Schwammes zu erhalten, ist ein ganz entsprechendes. Die Haut des Hutes und Stieles wird mit einem bogenförmig gekrümmten Messer abgetrennt und ebenfalls auf Gelatinepapier in der erwähnten Weise befestigt und getrocknet. Ist dies geschehen, so gibt man Hut und Stiel durch die Schere die natürliche Form und erhält, indem man den Stiel unter den Hut klebt, ganz farbentreue Präparate.

Kurt W. in **Leipzig.** Dein Zeisig ist sicher der „halbarste“ Stubenvogel und wird zweifellos und seelenvergnügt seinen 12. Geburtstag bei Dir feiern, d. h. wenn Du ihn mit — Süßigkeiten verschonst; die stecke, d. h. wenn Du Dir Deine Zähne verderben willst, lieber selber in den Mund. Eine echte Zeisigsüßigkeit wollen wir Dir aber verraten, weil Du gerade diesen Vogel, den wir selber seit einem Jahrzehnt stets in vielen Köpfen halten, ins Herz geschlossen zu haben scheinst.

Der Gesang des Zeisigs ist nicht gerade schön zu nennen, aber er ist ein gar zu lustiger, immer heiterer Bursche, der sein Können unverdrossen und nicht zu laut zum Besten gibt; das wirbt ihm mit Recht viele Freunde. Früher haben wir es nur auf die Eier abgesehen gehabt, weil ein solches seiner schweren Erlangung halber in allen Naturalienhandlungen ständig 2 M. kostet; dieses Jahr haben wir aber wieder 6 Zeisige ausschlüpfen lassen. Diese kleinen niedlichen Dingerchen, 4 Männchen dabei, mit ihren schwarzen Köpfchen und so frisch „zeisiggrün“, fesseln ungemein. Es ist gar zu lustig, wenn sie wetteifernd nebeneinander hängen; der erste beginnt langgezogen iiiich! — schnell fällt der zweite ein: nein iiiich! der dritte: nein iiiich! u. s. w. alle. Dann baden sie sich, so oft und viel sie können, speisen wieder, besonders Mohn, aber auch Kanariensamen, Rübsamen, Hafer und Hirse, aber niemals Insekten (die waren als Ameisenpuppen einmal ihr Kinderzwieback), kosten weiter Wegerich und Salz in Mengen.

Aber einen wahren Hochgenuß verschaffen wir ihnen durch folgendes: Fast alle Tage bringen wir aus dem Walde frische Tannenzweige mit und stecken sie in und an den Käfig. Da kann man die Vögel in ihrem natürlichen Thun und Treiben studieren. Mit welcher Lust beißen sie Nadel nach Nadel ab, mit welchem Uebermut schaukeln sie sich auf den schnell entleerten Zweigen, wetzen sich die Schnäbel und locken und bitten um mehr! Ja, das ist unbeschreiblich hübsch. Uebrigens wirst Du doch auch wissen, daß Dein Zeisig, wenn Du ihm die Käfigthür öffnest, herausgeht, aber stets freiwillig in denselben zurückkehrt, selbst wenn er sich bei geschlossener Thür durch die Drahtstäbe hineinzwängen müßte. — Was die Vornamen „Kurt“ und „Gustav“ bedeuten? Kurt ist die Abkürzung von Konrad, aus dem Altdeutschen stammend und bedeutet: der Ratkundige, der Volksvorsteher, der tapfere Vorgesetzte. Der Name Gustav ist schwedischen Ursprungs und bedeutet: Kriegsstab, der Held. — Wer Heidel war? Hermann Heidel war ein namhafter Bildhauer, geb. am 20. Februar 1810 zu Bonn, gestorben auf der Reise zu Stuttgart 29. September 1865. — Deine weitere und letzte Frage wird Dir in jeder Ladenbuchhandlung beantwortet werden.

Produktion eines Jongleurs im Zirkus der Elysäischen Felder zu Paris.

Paul F. W. A. in **Friedland.** Ihr seid mal recht freundliche und artige junge Herren. Schönen Gruß!

G. v. D. C. in **Duisburg.** Die Kassette kann nicht näher erklärt werden, als es in dem Aufsatze von Nr. 25 geschehen ist. Nach aufmerksamem und öfterem Durchlesen der beschreibenden Stelle Seite 380, 1. Spalte unten bis 2. Spalte Zeile 21, wird und muß es doch gehen. Fig. 4 zeigt die Kassette in ihrem Aeußeren. Wie sie von der Seite genommen aussieht, zeigt der Längsschnitt, und wie sie oben aussieht, der Querschnitt. Eine vollständige, sogar photographische Abbildung würde keine anderen Anhaltspunkte ergeben. Es bleibt also nur übrig, die Beschreibung wörtlich zu nehmen und genau danach zu verfahren.

Alexander C. in **Berlin.** Wir müssen Deinen für Georg W. in Frankfurt a. M. bestimmten Ratschlag der Zeichnungen wegen für nächste Nummer zurückstellen. Also noch ein klein wenig Geduld. Gruß!

Ein sehr eifriger Briefmarkensammler in **Leipzig.** Willst Du nicht, wie es viele Deiner Kameraden thun, Deinen Wunsch, aber auch gleichzeitig Deine volle Adresse abdrucken lassen? Wir wetten, Du erhältst dann von Deinen Kameraden sehr viele der erwünschten Postwertzeichen zum Austausch zugesendet. Ohne Deine genaue Adresse können wir Dir leider nicht behilflich sein, denn mit dem Tauschgeschäft selber können wir uns zeithalber nicht befassen. Gruß bestens erwidert!

Otto Friedrich in **Dorpat.** 1. Chlorsilberpapier selbst herzustellen und zwar so, daß es auch nur annähernd ein deutliches Bild gibt, wird Ihnen nicht gelingen. Können Sie in Dorpat kein fertiges Chlorsilberpapier erhalten, so bleibt nichts übrig, als daß Sie sich dasselbe kommen lassen, nämlich von Albert Glock & Co. in Karlsruhe, Kaiserstraße 89; Richard Weber in Leipzig, Elsterstraße 37, oder von J. Bischof in Berlin N., Oranienburgerstraße 75. Der Bogen Chlorsilberpapier kostet bei beiden 1 M. Porto extra. Gebrauchsanweisung zu verlangen.

Robert M. in ? Sie schreiben uns in einem recht sonderbaren Tone. Und wir sollen Ihnen darauf antworten? Wenn wir das thäten, müßten wir von Rechts wegen gröber werden wie Sie. Wir ziehen jedoch vor, die Fehler und Unarten anderer — nicht nachzumachen. Dixi!

Elektrotechniker in spe. Ei, das Stampfwerk wäre famos gewesen und hätte sicherlich allen oder wenigstens den meisten unserer Kameraden große Freude gemacht. Du hast es aber einem Buche entnommen, und wir dürfen dergleichen eben nicht nachdrucken. Nun bleibt uns, da wir den Gedanken nicht fallen lassen möchten, nichts übrig, als selber eines zu konstruieren und das soll so bald als möglich der Fall sein. Für den guten Willen sei bestens gedankt.

Alb. Ungard in **Szegedin** schreibt dem „G. K.“: Auf die in Nr. 23 erwähnte Frage wäre ich bereit, einen Totenkopfschwärmer einzutauschen. Nun hat sich aber das Blatt gewendet, indem ich mittlerweile selber 2 Exemplare fing (gratulieren). Einen nehme ich mir in meine Sammlung, den anderen bin ich gern bereit, auszutauschen. Ich ersuche Sie daher um Aufnahme folgender Zeilen in den „G. K.“

Liebe gute Kameraden!

Wer von Euch will einen Totenkopfschwärmer eintauschen, und welche andere Schmetterlinge bietet er dafür?

Mit herzlichem Gruß

Euer

Albert Ungard,

IV. Realschüler in Szegedin (Ungarn).

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden“ bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Der
Gute Kamerad

№ 39. Spemanns Illustrierte Knaben-Zeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis pro Quartal 2 Mark = 2 Frcs. 70 Cts. – in Oesterreich nach Kurs erkl. Stempel

An unsere jungen Freunde und an solche, die es werden wollen!

Mit vorliegender Nummer schließen wir den ersten Jahrgang. Wir wollen, ehe wir in das zweite Lebensjahr eintreten, nicht verfehlen, unseren jungen Lesern anzuzeigen, daß wir in der nächsten Nummer mit Veröffentlichung der überaus spannenden Erzählung:

„Unter Korsaren!“

von

S. Wörishöffer,

beginnen, sodann

ロサ

oder

Kong-Kheou, das Ehrenwort

vom Verfasser **„Der Sohn des Bärenjägers“**

und

„Quincy's Abenteuer in der nordamerikanischen Wildnis“

von **J. H. O. Kern**

folgen lassen.

Allen Kameraden herzlichen Gruß! Fröhliches Wiedersehen!

Der Gute Kamerad.

Ein Zug in das Hinterland von Angra Pequena.

(Nach dem Briefe eines Kolonisten.)

Noch nicht lange hatte ich, so schreibt ein Kolonist an seine Verwandten, welche dem Verfasser diesen Brief zugänglich machten, die Stelle eines zweiten Unterfaktors auf der Lüderitzschen Niederlassung angetreten, als eines Tages der Oberfaktor zu mir trat und sagte: „Herr Schmidt, haben Sie Neigung, unseren ersten Versuch zum Tauschhandel im Binnenlande der Kolonie und vielleicht weiter hinaus für unsere eigene Rechnung zu beaufsichtigen, oder soll ich Ihrem Kollegen die Sache anvertrauen?“

Ich war natürlich selbst dazu bereit und erklärte mich dementsprechend, worauf jener meinte: „In drei Tagen halten Sie sich bereit; bis dahin ist alles geordnet!“

Die hiesige Bevölkerung ist fast ganz christianisiert, was wir zumeist der rheinischen Missionsgesellschaft, dann aber auch der englischen Mission verdanken. Wir haben es hier hauptsächlich mit drei Negertypen zu thun: mit den Damaras, den Namaquas und Hooraros. Von diesen sind die Namaquas am zutraulichsten; viele von ihnen sprechen auch deutsch; die übrigen Stämme reden neben ihrem afrikanischen, gar nicht übelklingenden Idiom etwas Englisch. In unserem Dienste stehen viele Namaquas. Mein Leibdiener heißt Christian. Er ist ein schmucker Kerl und gar nicht so dumm; Land und Leute kennt er wie seine Tasche. Deshalb beschloß ich, ihn auch auf diese Tour mitzunehmen. Der Herr Chef plante nämlich einen Zug per Ochsenwagen von Angra Pequena über Gaokhaosib nach Uagama, Tiras und Bethanien, um hier deutsches Fabrikat an die Stämme zu verkaufen.

Am nächsten Tage schon traf der Dampfer ein, welcher den Wagen, ein besonders starkes, nach unseren Angaben gebautes Exemplar, und Waren genug brachte. Die Ochsen, sechzehn Stück an der Zahl, harrten schon ihrer Bestimmung, und so konnte denn das Unternehmen vor sich gehen. Unser eigentlicher Führer war ein Niederländer, Mynher van Banks, der aber schon ein dutzend Jahre im Dienste der Firma steht. Ich war ihm nur als Aufseher über die Waren beigeordnet und hatte zwei deutsche Gehilfen, Sanders und Fellner, zur Seite. Außer Christian, der uns vier bedienen mußte, gehörten noch vier Neger vom Namaquastamme, deren jeder vier der Zugochsen zu beaufsichtigen hatte, und zwei Damaraneger, die den Kutscher und Koch abgaben, zu der Partie. Unser Wagen ward also mit Kurzwaren in derben Kisten, Büchsen, Beilen, Messern, Spiegeln, Nägeln, Perlen, Glöckchen, Waffen u. s. w. beladen. Den halben Raum nahm das Wasserfaß und der Proviant ein. Das Ganze ward mit einer doppelten geteerten Plane überzogen. Für uns war noch reichlich Platz vorhanden. Wir waren alle für den Notfall gut bewaffnet. Mit Sonnenaufgang machten wir uns denn an einem Mittwochmorgen auf und davon, begleitet von den Segenswünschen

Bilder vom afrikanischen Westen: Ibaku [illegible]

der ganzen Kolonie. Ich muß noch bemerken, daß Mr. Roberts, ein geborener Engländer, aber auch schon ein dutzend Jahre Diener der Firma, uns ebenfalls und zwar als Dolmetscher begleitete. Er sprach alle Negerdialekte der Westküste Afrikas und war uns daher unentbehrlich.

Wer eine solche Reise per Ochsenwagen durch die Wüste Afrikas bei 24 bis 26° Reaumur im Schatten noch nicht mitgemacht hat, wer die vielen Hindernisse, welche Aufenthalt verursachen, und die Langsamkeit der Zugochsen nicht kennt, der kann sich schwerlich einen Begriff davon machen, was wir alle erlebt.

Von Angra Pequena ging es zunächst bergan; Sandland, soweit das Auge reicht und über uns ein bleigrauer Himmel, der mit dem poetischen Blau des Firmamentes in Italien nichts gemein hat. Im Sande glitzern die Quarzstückchen, das Auge ermüdet und entzündet sich leicht. Den Kopf muß man sorgfältig durch einen Hitzhelm und Nackenschleier von Taffet schützen, sonst ist der Sonnenstich eine unausbleibliche Folge des Anpralls der senkrecht herabfallenden Sonnenstrahlen. Oft sahen wir in der Ferne Strauße, Giraffen, Zebras, Springböcke und Gazellen vorüberfausen, dunstverschleierte Gestalten, wie geträumt, Bilder, die sich nicht fixieren lassen. Diese Tiere sind hier nicht selten, aber sehr scheu, denn sie kennen schon die Wirkung der Feuergewehre. Selten entsprießt dem Boden ein Dornengestrüpp und eine scharfe, widerhakige Grasart, welche die Niederländer „nacht een bitge“ — „warte ein bißchen“ — getauft haben. Wir brauchten vier Tagereisen, um das Gebiet der Geikas, des civilisiertesten aller Namaquastämme, zu erreichen.

Gaokhaosib oder Geigoab besteht aus 80 bis 90 Hütten, die im Schatten eines Wäldchens, bestehend aus Kokos- und Oelpalmen, Brotbäumen und Wollbäumen wie Fächerpalmen, aufgerichtet sind. Jede Familie hat die ihr zugehörigen Stämme. Diese sporadische Fruchtbarkeit ist begründet auf der Wirkung einer Quelle, die hier dem dürren Sandboden entspringt und von den Geikas „Brunnen des Lebens“, wie Roberts übersetzt, genannt wird. Wo aber in Afrika Wärme, Sand und Wasser zusammenwirken, ist auch der dürrste Sandboden von ungeahnter Fruchtbarkeit.

Das Stammesoberhaupt hieß Joe Pey. Mynher van Banks, Mr. Roberts und ich statteten ihm einen Besuch ab und tauschten Schlachtvieh gegen einige Büchsen ein. Unser Lager schlugen wir dicht vor dem mit hohen Dornhecken umschlossenen Kraal auf, machten auf den Rat der Eingebornen auch zwei große Feuer an, wie solche allabendlich vor den vier Zugängen des Kraals brennen.

„Sidi scheut das Feuer!“ sagen die Hottentotten.

Mit Sidi-Herr reden sie respektvoll den Löwen, den Wüstenkönig, an.

Die Hottentotten kauften uns viele Waren ab, vorzüglich Perlen, Kattun, Spiegel, Nägel, Kochgeschirre, Beile und Büchsen. Der Viehbestand der Geikas war ein nicht unbeträchtlicher. Wir sahen aber auch beim Kraal Yams- und Kassavefelder, Reisflächen, dazwischen einzelne Palmen. An den Blättern der letzteren fand ich die ersten Nester des goldgelben Webervogels hängen.

Zwischen Geigoab und Uagama kamen wir am dritten Tage an einen großen See, der sich in drei Armen ins Land erstreckt.

Hier war der Reichtum der Vegetation großartig und die ganze Gegend ist belebt von den Kraals der Eingebornen. Im See war wegen der langen Dürre wenig Wasser; die Eingebornen versicherten jedoch, daß hier zur Zeit, wo der Regen auf den Huibbergen, die in der Nähe sind, reichlich fällt, viel Wasser vorhanden ist, daß dann auch die Krokodile, die sich bei der Dürre tief im Schlamme vergraben, hervorkommen und gierig auf Beute Jagd machen.

Uagama ist weit ärmlicher als Geigoab. Hier kam auch der erste Diebstahl vor: ein Hottentotte hatte uns ein Beil entwendet. Mynher van Banks ging deshalb mit Mr. Roberts zu dem Oberhaupte, welches Fredericks hieß und klagte; am anderen Tage brachte der Dieb das Instrument zurück. Wir luden infolge dessen Fredericks und die Ersten des Ortes zu einem solennen Abendessen ein und unterhielten uns bei den Erzählungen der Hottentotten, die Mr. Roberts übersetzte, köstlich. Da stürzte plötzlich David heran: „Master, Master!“ schrie er mich an.

„Was gibt's?“ fragte ich.

„Master, Sidi, der Löwe!“

Wir sprangen alle auf und griffen zu den Büchsen.

Der Löwe hatte den Sprung über die hohe Dornenhecke gewagt und, ein Schaf im Rachen, denselben Weg zurückgemacht. Jetzt hörten wir ein Doppelgebrüll.

Van Banks wußte aber in solchen Sachen Bescheid.

„Fackeln her!“ schrie er.

Gleich darauf kam David mit einer solchen an, die er beim Kochen gehandhabt — David war der Koch — ihm folgten Daniel, der Kutscher, und mein Christian, jeder mit zwei Fackeln in den Fäusten.

So zogen wir, ein Dutzend an der Zahl, mit Büchsen bewaffnet, zum Kraal hinaus und da hatten wir die Bescherung: ein männlicher Löwe und eine Löwin mit zwei Jungen umstanden brüllend das noch zuckende Schaf, welches halbzerrissen dalag.

Fredericks, der Häuptling, und sein Sohn John, ein achtzehnjähriger Bursche, sprangen schnell vor und legten die Büchsen an. Sie machten einen hübschen Eindruck, diese schönen, kraftvollen Gestalten, nur mit einem Lendengürtel bekleidet, die Munitionstasche an der Seite, die Büchse unbeweglich in der Faust. Banks trat rasch zu den beiden.

Schneller als ich es sagen kann, fielen drei Schüsse. Der erste streckte das Löwenmännchen nieder, der zweite traf die Löwin vor der Brust, so daß sie wütend zum Sprunge ansetzte, worauf Banks den dritten Treffer abgab, der den Sprung des Tieres hemmte und es zuckend zur Erde warf. Die Jungen wurden nun von John ergriffen und im Triumphe mitgeführt, um in einen Käfig gesetzt zu werden. Das Fell der Löwin bekam Banks, das des Löwen der Häuptling. Von dem Fleische der beiden toten Tiere schnitten sich alle herbeigeströmten Hottentotten Stücke ab, „denn,“ sagten sie nach Roberts Uebersetzung, „das gibt Mut und Kraft!“

Wir verbrachten den Rest der Nacht ziemlich ruhig und brachen am anderen Morgen früh nach Tiras auf. Dieser Kraal liegt mitten im Gebiet der Buschmänner, hat Weidegründe und Felder, und in der Ferne sieht man die Waldungen des Huibgebirges. Wir machten auch hier ein gutes Geschäft und hatten das Glück, am Abend ein schwarzes Nashorn zu erlegen. Der Koloß hatte die Größe und das Gewicht eines mittleren Elefanten. Er floh vor uns und fiel erst, nachdem ihn ein dutzend Kugeln leicht verwundet, die letzte ihm aber durch das Auge ins Gehirn gedrungen war.

Entzückend schön liegt die Missionsstation Bethanien am Garnohab, der vom Ham-Amigebirge kommt und in den Oranjefluß mündet. Die Berge sind in nächster Nähe, und so ist denn hier ein Reichtum an Tieren und eine wuchernde Vegetation zu finden, wie wir beides auf afrikanischem Boden noch nicht gesehen. Nicht weit ab vom Orte liegen über 1000 m hohe Berge, die an ihren sanften Abhängen reichlichen Blumenschmuck tragen. Bethanien gehört aber nicht mehr zu den Besitzungen des Hauses Lüderitz. Wir wurden hier, wo man in Europa zu sein glaubt, wenn die Hitze nicht wäre, bei den Weißen und den Negerchristen alle unsere Waren los, so daß wir in Bethanien das Ziel und Ende dieser Reise erreicht hatten. Wir schliefen im Missionshause, zum erstenmal seit unserer Abreise aus Angra Pequena, auf Matratzen. Der Missionar, Herr Bam, wenn ich nicht irre, ein Rheinländer, nahm uns gastfreundlich auf. Tags darauf stellte er uns auch Joseph Fredericks, dem früheren Besitzer des jetzt Lüderitzschen Gebietes, vor. Der Häuptling machte den Eindruck eines rechtschaffenen, offenen Mannes. Die Hottentotten sind hier alle Christen.

Die Schönheit der Gegend ward uns immer auffälliger. „Ja,“ versicherte Herr Bam, „wenn es geregnet hat, sollten Sie diesen Reichtum an Blumen hier einmal sehen; alles ist dann ein Pflanzen- und Blumenmeer!“

Mynher van Banks, Roberts und ich sahen uns dann auch einen Platz an, den der Häuptling käuflich anbot. Herr Lüderitz hat ihn wirklich gekauft und dort ein Gut erbaut, welches er Borg nannte, nach Borg in Kattrepel bei Borgfeld. Es soll sich jetzt sehr gut rentieren, besonders wird aus dem Vieh ein großes Stück Geld gemacht. Dieses spielt hier die Hauptrolle,

ist aber den Leuten auch an das Herz gewachsen.

Zur Erholung unserer Zugochsen und unserer selbst mußten wir, zumal Daniel Fleisch pökeln, für die Rückreise auch an Trinkwasser denken mußte, einige Tage in Bethanien verweilen. „Es sollte eigentlich ‚Eden' heißen!" meinte Herr Bam lächelnd. Für den Rest unserer Waren haben wir hier Elfenbein und Straußenfedern in Menge erhandelt. Ja, der Häuptling Fredericks hatte die Liebenswürdigkeit, uns Weiße zu einer Straußenjagd einzuladen. Er machte uns alle beritten, und so ging's in die Grenzdistrikte der Wüste hinein. Die Jagd fand ganz so statt, wie sie häufig beschrieben wird. Die Reiter, verschieden stationiert, jagen einen Trupp Strauße matt, schlagen die Tiere mit Knütteln nieder und rupfen ihnen blitzschnell die besten Federn aus. Ich habe nicht gesehen, daß dabei ein Vogel getötet ward, so viel ihrer auch gejagt wurden.

Fast immer waren Giraffen im Gefolge der Vögel. Eine wurde erlegt; das Fell schenkte der Häuptling mir, weil ich ihm tags zuvor eine kleine Taschenlaterne, die mir gehörte und sein Wohlgefallen erregte, verehrt hatte. Das schöne gelbe, dunkelrot gefleckte Fell ziert jetzt den Boden meines Zimmers in Angra Pequena. Die Hottentotten waren alle bis auf den Lendengürtel auf der Jagd unbekleidet. In Bethanien geht alles züchtig in Kattun. Besonders habe ich mich darüber gewundert, daß diese Wilden es verstehen, Kleider, Röcke, sowie Hosen aus bunten Vogelfedern und Baststreifen geschickt zu flechten; ebenso tragen sie oft Kopfputz dieser Art.

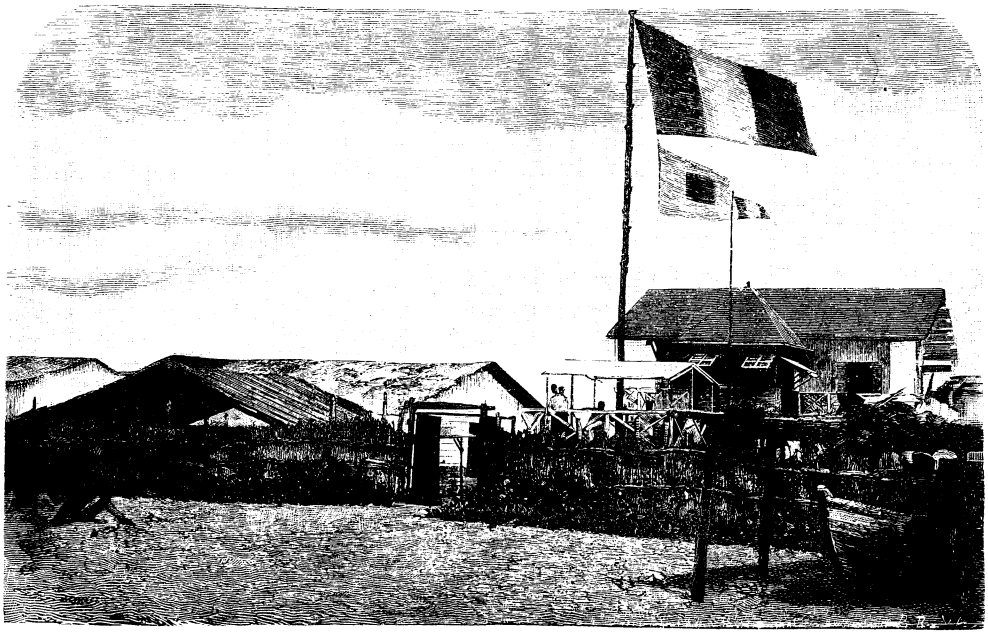
Unter den Nutzpflanzen fielen mir hier besonders Euphorbien, Aloearten, Opuntien und Gummi-, wie Damaraharzbäume auf. Dieses Land ist wirklich ein Africa felix!

„Ja," meinte Herr Bam, „wenn die Stechmücken und Ameisen nicht wären!" Er erzählte nun, wie einmal die ganze Familie hätte das Missionshaus räumen müssen, weil der Durchzug der Wanderameisen dasselbe berührt. Einen ganzen Tag hindurch hätte sich ein ½ m breites, mehrere Centimeter hohes Band in Milliarden dieser gefräßigen Tiere hindurch gewunden. Sie hätten nichts Eßbares im Hause zurückgelassen. Der Häuptling ergänzte diesen Bericht noch, indem er versicherte, daß diese Räuber einst einen halben Ochsen, der eben geschlachtet gewesen und nicht beiseite geschafft worden sei, bis auf die Knochen aufgezehrt hätten.

Am dritten Tage mußte ich endlich an den Aufbruch denken. Der Häuptling, Herr Bam und ein Missionsgehilfe Namens Hermann begleiteten uns. Letzterer schenkte mir noch zum Abschiede das prachtvolle Exemplar eines Ananasfruchtkolbens, den er aus dem eigenen Garten gewonnen. Wir haben später davon eine Bowle gemacht, die das ganze Personal der Faktorei auf das Wohl des schönen Bethanien und seiner freundlichen Bewohner getrunken hat. Am fünfundzwanzigsten Tage nach unserer Abreise kamen wir alle wohlbehalten bis auf einen Zugochsen, den wir in der Wüste töten mußten, wieder in der Kolonie an. Das war ein Fragen und Bewundern. Besonders wurde ein Stoßzahn des Elefanten angestaunt; er wog 40 kg, und der Jäger, welcher ihn uns verkaufte, ein gewisser Gottfried zu Bethanien, versicherte, er habe noch größere besessen, die aber die Engländer mitgenommen.

Das Resultat des Zuges war ein sehr günstiges, so daß der Chef des Hauses auf unseren Bericht einen permanenten Verkehr mit dem Hinterlande in noch ausgedehnterem Maße angeordnet hat.

Und damit muß ich für dieses Mal schließen.



Bilder vom afrikanischen Westen: Die Faktorei von Fabre und Cie. in Groß-Popo.

Wie der Teufel das Preußenheer mit Gamaschen versah.

Zur Zeit des Siebenjährigen Krieges, der bekanntlich die siegreichen Truppen Friedrichs II. auch nach Böhmen führte, hatte der preußische General Fouqué das Hintergebäude eines großen Anwesens in der Nähe des in der neueren Geschichte abermals bedeutsam verzeichneten Ortes Königgrätz zum Depot eines Waffen- und Proviantvorrates bestimmt. Bei dem Haß der böhmischen Bewohner, der offene und heimliche Gewaltthat nicht ausschloß, war schärfste Kontrolle des Gebäudes nötig, und zumal während der Nacht hatten die Wächter und Patrouillen Ordre, sich durch gegenseitiges Anrufen gewissermaßen selber zu überwachen. Durch dieses Geräusch wurden aber die Umwohner bedeutend in ihrer Nachtruhe gestört, und daß Beschwerden völlig unbeachtet blieben, mußten sie bei dem bekannten Preußensinn überzeugt sein. Nach langer Beratung wurde endlich beschlossen, ein Mittel der List anzuwenden. Was den tapferen Soldaten der überlegenste Feind, die heißeste Schlacht nicht abzwang, sollte die Macht des Uebernatürlichen bewirken: „Furcht!"

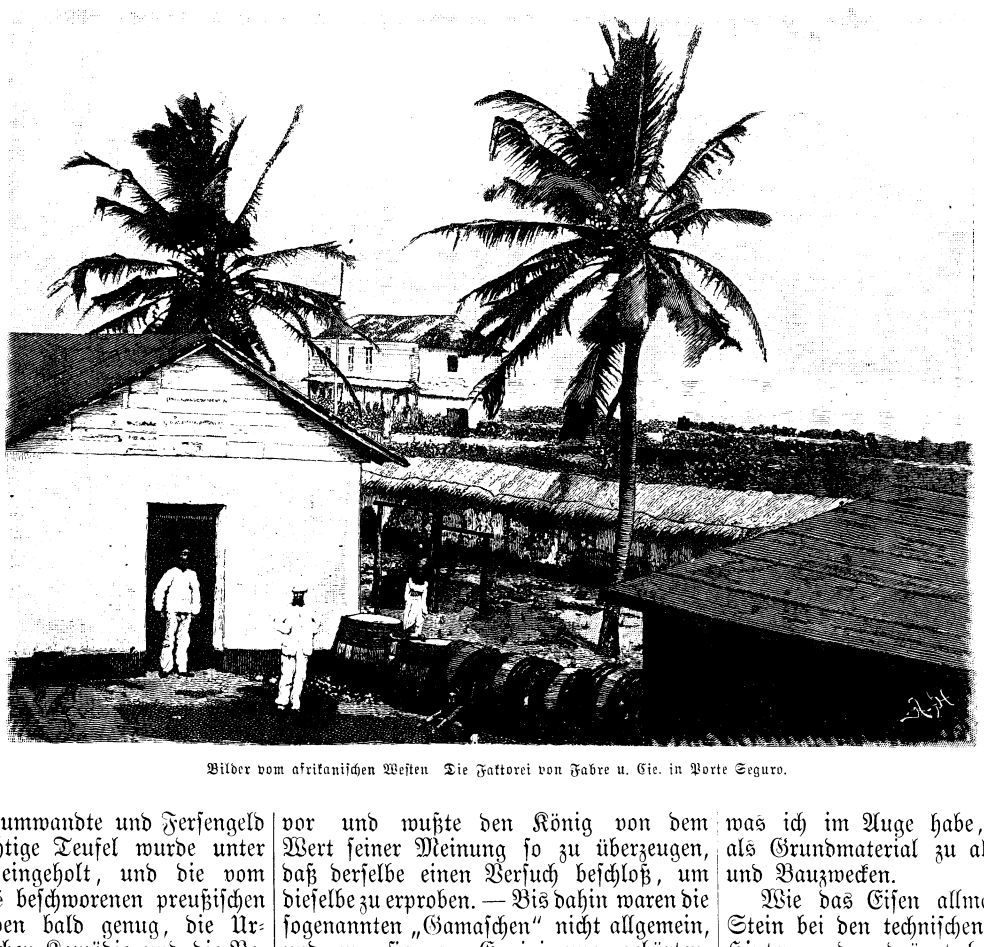
In einer mondlosen Nacht wurden die preußischen Wachen durch eine riesengroße, völlig schwarze Erscheinung überrascht, deren Haupt eine leuchtende Kugel zu tragen schien, und die mit allen Attributen des „Gottseibeiuns", als Hörner und Schweif wohl ausgerüstet schien. — Entsetzt wichen die armen Kerle, ursprünglich meist dem niederen Bauernstand angehörend, vor der furchtbaren Erscheinung, keiner wagte das Gebäude zu verlassen, aus Furcht, dem unheimlichen Gast aufs neue zu begegnen; kein Zuruf ertönte, und zum erstenmal, seit langer Zeit, hatten die Umwohner eine ungestörte Nachtruhe. —

Mit Tagesanbruch wechselten die Wachen, und die Abziehenden verfehlten nicht, ihren Nachfolgern von dem grausigen Höllenspuk zu berichten, der außerhalb der Mauern des Raumes sein schreckhaftes Wesen getrieben; natürlich vergrößerte, wie es meist geschieht, die Phantasie noch die Wirklichkeit, und als das Gespenst in der Nacht abermals dem Magazin einen Besuch abstattete, war die Wirkung eine noch günstigere als in der vorhergehenden. —

Natürlich blieb dies „höllische" Ereignis unter den ringsum kantonierenden Truppen nicht verschwiegen; es gelangte als-

bald zur Kenntnis des Generals Fouqué, der scharfsichtig genug war, die Veranstalter desselben zu erraten; zugleich aber fand er das rechte Mittel, dem Ursprung des grausen Nachtbesuches auf die Spur zu kommen. Für die bevorstehende Nachtwache ließ er eine Anzahl ihm als unerschrocken bekannter Leute vor sich kommen und richtete an sie die Frage, ob sie freiwillig einen Posten zu übernehmen geneigt, der dem „Gottseibeiuns" selber Respekt vor den preußischen Fäusten einflößen könne. Fouqué hatte die rechten Männer gewählt; wiederum ließ sich unter dem Schutz der Nacht der Böse vor den Schildwachen an der Thorpforte blicken, aber diesmal war man auf sein Kommen vorbereitet; ein Soldatentrupp ward im Eingang sichtbar, und eine Anzahl blanker Gewehrläufe blitzten dem sichtlich pulverscheuen Höllenfürsten so drohend entgegen, daß Beelzebub mit einem unwillkürlichen Angstschrei sich umwandte und Fersengeld gab. Der flüchtige Teufel wurde unter lautem Hallo eingeholt, und die vom General Fouqué beschworenen preußischen Fäuste verstanden bald genug, die Urheber der höllischen Komödie und die Beweggründe derselben von dem armen Popanz herauszulocken. —

General Fouqué erstattete von dem Vorgefallenen dem in der Nähe weilenden König Bericht; bei der Harmlosigkeit der Sache mehr belustigt, als erzürnt, verhängte Friedrich nur eine bedeutende Geldstrafe statt ernsterer Sühne des Höllenspuks über die Urheber. — Um die Höhe derselben zu mildern, begaben sich die Aeltesten der Betroffenen selber in das Hauptquartier des Monarchen. Friedrich II. empfing die Herren ganz freundlich, zeigte sich aber trotz alles Jammerns über das Unvermögen, ein so hohes Bußgeld nicht erlegen zu können, nicht im mindesten geneigt, die festgesetzte Summe zu ermäßigen. — Da schlug der Aelteste dem König vor, einen Teil der Strafe statt in „bar" durch „Geldeswert" begleichen zu dürfen. — Durch einen Zufall waren die Herren in den Besitz eines bedeutenden Vorrates von schwarzem Tuch gelangt, und diese zur Benutzung für Soldaten wohl geeignete Ware bot das Oberhaupt der Bittsteller dem großen Soldatenkönig in Mitberechnung. — Lachend fragte der Monarch, in welcher Weise er denn diesen vorgeschlagenen Handel für seine Truppen verwerten könne, und auch hierauf blieb der zungenfertige Alte die Antwort nicht schuldig. Er stellte der Majestät den selbst erprobten Nutzen dunkler Schutzhüllen der Fußbekleidung vor und wußte den König von dem Wert seiner Meinung so zu überzeugen, daß derselbe einen Versuch beschloß, um dieselbe zu erproben. — Bis dahin waren die sogenannten „Gamaschen" nicht allgemein, und wo sie zur Equipierung gehörten, von heller Farbe gewesen, — nun wurde dies schwarze Tuch zu einer großen Anzahl genannter Fußbekleidungen verarbeitet und, da sich der Vorteil der neuen Einrichtung bewährte, der größte Teil der Armee mit solchen versehen. — In heiterer Stimmung erzählte Friedrich gern von seinem Handel mit den böhmischen Geistermachern, die Soldaten aber ließen es sich nicht nehmen, „daß es der Teufel selber gewesen sei, der dem Preußenheer die schwarzen Gamaschen bescherte." —



Bilder vom afrikanischen Westen Die Faktorei von Fabre u. Cie. in Porte Seguro.

Das papierene Zeitalter.

Man nimmt gewöhnlich drei Zeitalter an: das goldene, das silberne und das eiserne. Im eisernen sollen wir jetzt leben, obwohl es heute mehr Silber und Gold gibt, als im goldenen und silbernen Zeitalter zusammengenommen. Eisern sind unsere Fahrstraßen, oder werden es doch immer mehr, ebenso unsere Schiffe, unsere Wagen, unsere Brücken. Vielfach werden auch schon Häuser aus Eisen gebaut. Eiserne Menschen gibt es auch, obwohl sie selten sind und die Zahl der papierenen Menschen weit größer ist. Doch nicht von solchen wollen wir reden, sondern vom Papier selbst und — vom papierenen Zeitalter, das jetzt anbricht. Dem Papier gehört die Zukunft, ja schon die Gegenwart, denn überall macht es dem Eisen das Feld streitig, wie es auch kühn mit dem Silber und Gold in die Schranken tritt.

Du denkst wohl, ich wolle von dem vielen Papiergeld sprechen, das kursiert, oder von der Masse von Wertpapieren (obwohl sie manchmal doch nur einen zweifelhaften Wert haben), oder vielleicht von dem vielen Papier, das zu „geistigem Inhalt" — auch häufig genug von nur zweifelhaftem Wert — verwendet wird? Nein, was ich im Auge habe, ist das Papier als Grundmaterial zu allerlei Industrie- und Bauzwecken.

Wie das Eisen allmählich Holz und Stein bei den technischen Künsten in den Hintergrund gedrängt hat, so wird das Papier allmählich das Eisen und den Stahl verdrängen, denn es besitzt bei ungleich geringerem Gewicht eine weit größere Festigkeit und Haltbarkeit als diese beiden. Ich kann es dir nicht verdenken, junger Freund, wenn du über diese meine Worte lächelst, denn es kommt dir dabei das Eintagspapier in den Sinn, das heute vielfach fabriziert wird und dem man gar nicht zu wünschen braucht, daß es unvergehe, denn das wäre höchst überflüssig. Doch höre und staune.

Die Amerikaner haben eine Papiermasse erfunden von solcher Härte, daß wenn man ein Stück davon auf der Drehbank einer raschen Umdrehung unterwirft, dieses einen dagegen gestemmten Drehstahl in Stücke zerstiebt, selbst aber nicht im geringsten angegriffen wird. Nur der Diamant kann diese Masse ritzen, so hart ist sie. Diese Eigenschaft erhält die Papiermasse dadurch, daß man sie einem hohen hydraulischen Drucke unterwirft. Derselbe wird so stark

gesteigert, daß ein Papierstoß von etwa fünf Fuß Höhe zu einem Umfang von wenigen Zollen zusammengepreßt wird. Von solcher Härte braucht aber die Masse wohl niemals zu sein. Die Härte und Festigkeit derselben richtet sich je nach dem Zweck, zu dem sie Verwendung finden soll.

Eine Papierfabrik zu Louisville in Kentucky hat vor mehreren Jahren eine Ausstellung veranstaltet, auf welcher alle möglichen Gegenstände aus Papiermasse zu finden waren, von einem vollständigen Wohnhause bis zu allen Geräten und Geschirren herab, die für gewöhnlich aus Holz, Eisen oder sonstigem Metall hergestellt werden. Besondere Bewunderung erregten die schönen Eisenbahnwagen- und Lokomotivräder, die aus einzelnen Papierringen hergestellt waren. Neuerdings werden solche Räder auch in anderen Fabriken angefertigt. Dieselben sollen eine mehr denn zehnfache Dauerhaftigkeit besitzen, als ein eisernes und stählernes, auch sind sie weit billiger und können in viel kürzerer Zeit — ungefähr binnen 24 Stunden — hergestellt werden. Ein anderer Vorteil dieser Papierräder besteht in ihrer größeren Elasticität, infolge deren sie einen ungleich sanfteren Gang haben als eiserne oder stählerne.

Neben allerhand Hausgerät, Töpfen, Tellern, Tassen, Badewannen u. s. w. sah man sogar Kochöfen aus Papiermasse, natürlich unverbrennlich. Ein Schiebkarren aus Papiermasse hatte eine Tragfähigkeit von 8000 Pfund. Die Fabrik stellt auch Dachziegel, Röhren, Fässer, Flaschen, Resonanzböden für Klaviere, ja sogar Druckpressen und Typen, kurz alles zum Buchdruck Erforderliche aus Papiermasse her, so daß also das Papier durch Papier bedruckt wird. Alle diese Gegenstände haben dabei noch den Vorteil großer Leichtigkeit bei weit geringerer Zerbrechlichkeit oder Abnutzung. Ein für die Sternwarte von Westpoint im Staate New York von jener Fabrik gefertigter Dom aus Papiermasse wog nur 4000 Pfund, während ein kupferner Dom von denselben Maßen wenigstens das zehnfache wiegen würde.

Damit unsere jungen Freunde nun auch einen Begriff von der Ausdehnung der Papierfabrikation überhaupt erhalten, geben wir einige Zahlen darüber.

Alles in allem gibt es jetzt 3500 Papierfabriken mit 4000 Maschinen. Täglich werden 8 Millionen Kilogramm fertiges Papier hergestellt, jährlich also (300 Betriebstage) 2400 Millionen Kilogramm oder 48 Millionen Centner. Dazu kommen noch 8 bis 10 Millionen Centner Büttenpapier. Von diesen Fabriken und Maschinen entfallen die meisten auf die Vereinigten Staaten von Amerika, wo ihrer 884 beziehungsweise 1106 in Betrieb sind. Es folgt Deutschland mit 809 Fabriken und 891 Maschinen, dann Frankreich mit 420 (525), Großbritannien mit 361 (541), Oesterreich-Ungarn mit 220 (273), Italien mit 228 (158), Rußland mit 133 (137), Spanien mit 72 (47), Holland mit 61 (40), Canada mit 36 (44), Belgien mit 30 (48), die Schweiz mit 35 (46), Schweden mit 48 (26) u. s. w. (die in Klammern stehenden Zahlen beziehen sich auf die Maschinen).

Zum Schluß noch ein kleines Rechenexempel. — Die bei den 4000 Papiermaschinen beschäftigten Arbeiter belaufen sich auf etwa 50 000 Köpfe. Eine Maschine ersetzt die Leistung von etwa 20 Bütten. Bei jeder Bütte sind 10 Mann beschäftigt — wieviel Arbeiter würden erforderlich sein, um die Leistung jener 4000 Maschinen zu ersetzen?

Korallen und Schiffe.

Ueber das Ansetzen von Muscheln und Korallen an den Schiffen schreibt man aus Wilhelmshaven: Durch das Anhaften von Muscheln und sonstigen Kalkgebilden an die Außenhaut der Schiffe wird sowohl die Fahrgeschwindigkeit beeinträchtigt, als auch durch die ätzende Flüssigkeit, welche einige Muschelarten bei sich führen, das Material angegriffen. Um diesem Uebelstande einigermaßen abzuhelfen, werden die Schiffe zeitweise gedockt und der Teil unterhalb der Wasserlinie mit einem mehrmaligen Patentfarbenanstrich überzogen, welcher nach einiger Zeit schichtweise losblättert und dadurch das darin haftende Muschelgebilde abfallen läßt. Dieses bisher auch bei den Schiffen und Fahrzeugen unserer Marine angewandte Verfahren scheint jedoch noch nicht in allen Fällen solche hindernde Anhaftungen zu verhüten, wie man bei dem kürzlich aus dem Ausland zurückgekehrten Kanonenboot „Iltis" Gelegenheit hatte zu sehen. Bei diesem Fahrzeuge war der ganze Teil unterhalb der Wasserlinie mit einem weißen, etwa zehn Centimeter langen, korallenartigen Ansatz dicht bewachsen, welcher einen wirklich interessanten Anblick gewährte, so daß man glaubte, einen Korallenfelsen vor sich zu haben. Neuerdings werden nun auf der kaiserlichen Werft zu Wilhelmshaven behufs gänzlicher Verhütung erwähnter Anhaftungen Versuche angestellt, welche darauf beruhen, der Außenhaut des Fahrzeuges, welche sich unter der Wasserlinie befindet, eine möglichst glatte und spiegelblanke Fläche zu verleihen, wodurch dem Ansetzen solcher Kalkgebilde auf alle Fälle vorgebeugt werden soll. Die Herstellungsweise des eine solche Eigenschaft besitzenden glatten Materials, wie solches bei dem auf der kaiserlichen Werft im Bau befindlichen Versuchsfahrzeuge zur Verwendung kommt, ist eine Specialität der Firma Krupp in Essen. Ein in dieser Beziehung bereits im kleinen gemachter Versuch ist sehr günstig ausgefallen und verspricht man sich daher von diesem neuen Verfahren sehr viel.

Das Reiseerlebnis eines deutschen Malers.

Es war im Sommer 1866, während des unseligen deutschen Bruderkrieges, als ich einen Ausflug in das malerische Wales machte, um Skizzen zu sammeln und die eigentümliche Natur und Scenerie und das eigenartige Volk jenes bei uns noch wenig bekannten Landes kennen zu lernen. Ich wanderte allein und gemächlich bald landeinwärts, bald der Küste entlang und bereicherte mein Skizzenbuch und meine Mappe mit manchem Aquarellbild und machte auch einige interessante Bekanntschaften, darunter auch die einer Gesellschaft von englischen Studenten aus Cambridge, mit denen ich auf dem kleinen Dampfschiff von Abeeystwyth nach New Quay zusammentraf. Es waren junge Leute von 17 bis 19 Jahren, aus guten Familien und reich mit Geld versehen, lebensfroh bis zum Uebermut und so recht von jener sprühenden Lebens- und Thatkraft, welcher nichts zu kühn und abenteuerlich ist. Einer von ihnen war der Sohn eines wälischen Geistlichen, der andere der Sohn eines reichen Fabrikanten in Shropshire, welcher einige Jahre in einer deutschen Pension gewesen war und der, mich als Deutschen erkennend, meine Bekanntschaft mit seiner Reisegesellschaft vermittelte. Die jungen Herren waren bei aller Lustigkeit und Ausgelassenheit etwas exklusiv und ich verdankte ihr Entgegenkommen teils meiner künstlerischen Beschäftigung, teils meinem bißchen musikalischen Talent und meiner sangesfrohen Stimmung. Als wir nämlich nach der Besteigung des Capel Kynon und tüchtigem Herumklettern in den Bergen in das malerische Teifithal hinabgestiegen waren und hier nach Newcastle Emlyn kamen, konnten wir in den paar einfachen Gasthöfen des Städtchens keine Aufnahme finden, weil gerade Jahrmarkt war. Kaum, daß uns vergönnt war, während eines tüchtigen Platzregens, der uns am Eingang des Städtchens überfiel, zwei Stunden zu

Bilder vom afrikanischen Westen: Junger Mann aus der d'Almeida-Familie

rasten und einen Imbiß einzunehmen; dann sahen wir uns aber gezwungen, wieder den Weg unter die Füße zu nehmen und die zehn oder elf Meilen bis nach Cardigan, wo wir ein behagliches Nachtquartier zu finden hoffen durften, zu Fuße zurückzulegen, denn des Jahrmarkts wegen konnten wir um Geld und gute Worte weder ein Fuhrwerk noch ein Boot auftreiben, die uns nach Cardigan gebracht hätten, obwohl die Kahnfahrt auf dem Teifi ohne Zweifel eine angenehme gewesen wäre.

Der Abend neigte sich schon, als wir aus Newcastle Emlyn wieder ausmarschierten. Die Luft war nach dem Regen frisch und mild, das neue Heu auf den Wiesen duftete und die schrägen Sonnenstrahlen liehen der vom Regen erfrischten Natur eine zauberische Beleuchtung. Anfangs schritten wir entschlossen aus, allein bald ließ der Eifer nach, denn wir hatten einen tüchtigen Tagmarsch hinter uns und die jungen Herren waren müde. Auf den paar Raſtplätzen, welche wir uns gegönnt, hatten sie nicht geruht, sondern in ihrer übersprudelnden Thatkraft sich mit Ringen, Wettlauf, Steinstoßen und anderen körperlichen Uebungen ergötzt, während ich zeichnete und skizzierte, und so waren sie mit der wenig geübten Kraft als Fußwanderer zu Rande gekommen, während ich noch frisch war. Der reichlich genossene Grog mochte ebenfalls einiges zur Erschlaffung beigetragen haben. Kurzum, nach den ersten paar Meilen verstummte allmählich das muntere Gespräch und einer um den anderen schritt langsamer und bedächtiger aus. Da wollte ich denn die Lebensgeister wieder etwas anregen, holte aus meiner Reisetasche mein Accordion hervor, spielte und sang den Dessauer Marsch und schritt im Takte aus. Arthur Pott fiel alsbald lachend ein und einer um den anderen folgte dem Beispiel. Auf eine Weile war die Müdigkeit vergessen und alle wieder froher gestimmt und strammer auftretend. Pott und ich sangen zur Begleitung des Accordions oder auf einer blechernen Botanisierkapsel trommelnd alle Marschlieder, welche uns einfielen, und so marschierten wir noch ziemlich munter und froh gestimmt in Cardigan ein, wo wir in einem hübschen kleinen Gasthofe Aufnahme fanden und einen heiteren Abend verbrachten.

Pott und ich sangen deutsche Volks- und Studentenlieder, die ich auf dem Piano begleitete, und dieser fröhliche Lärm lockte Neugierige aus der kleinen, stillen Stadt herbei, welchen sich allmählich auch ein Teil unserer lärmenden Fröhlichkeit mitteilte. Unter diesen war ein Mann in mittleren Jahren, ein Offizier auf Halbsold, dessen unaussprechlichen wälischen Namen ich vergessen habe, ein etwas prahlerischer, großmauliger Bursche, welcher sogleich das große Wort führte und sich als den Inbegriff der Landeskunde von Wales, als den bestorientierten Kenner von dessen Naturschönheiten und Sehenswürdigkeiten zu erkennen gab. Nachdem ihm meine Begleiter über ihre seitherige Reise und ihre weiteren Reisepläne berichtet hatten, setzte er ihnen mit einer Menge neuer Vor- und Ratschläge zu, welche dann besprochen und erwogen wurden. Namentlich nannte er ihnen einen Punkt, als eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges, ein Stück horizontaler Klippe, welche weit ins Meer hinausrage und in wälischer Sprache den Namen „Hechtschnauze" führe, eines der eigentümlichsten Naturspiele, welche die Küste von Wales darbiete. Zwar schienen die übrigen Einwohner von Cardigan diesen Punkt nicht zu kennen, aber das kümmerte meine Cambridger Studenten nicht, denn die Worte des Kapitän Boister waren ihnen ein Orakel, und so wurde denn beschlossen, gleich am anderen Morgen den Ausflug nach der berühmten und so selten besuchten Hechtschnauze zu machen und Kapitän Boister nicht nur zur Teilnahme an der Partie eingeladen, sondern gebeten, uns für einen geeigneten Führer dorthin zu sorgen. Auch ich ward eingeladen, mit von der Partie zu sein, und sagte gern zu.

Es war lange nach Mitternacht, als wir uns schlafen legten, und die meisten mochten, wie dies leider bei solchen Anlässen zu gehen pflegt, etwas mehr getrunken haben, als ihnen gut war. Als wir uns am anderen Morgen zum Thee in dem kleinen Speisesaal des Gasthofes zusammenfanden, um zu frühstücken, hatten mehrere davon noch nicht recht ausgeschlafen und sahen etwas verstört aus, andere hatten die getroffene Verabredung mit Kapitän Boister ganz vergessen, und dieser selbst erschien nicht, dagegen ein wälischer Bergmann, welcher sich uns als der vom Kapitän bestellte Führer vorstellte. Der Kapitän selbst ließ sich entschuldigen, weil er durch ein unerwartetes dringendes Geschäft aufgehalten worden sei.

Bilder vom afrikanischen Westen: Das Haus des als Geisel nach Deutschland gebrachten Gomez in Klein-Popo.

Der getroffenen Abrede gemäß mußte nun die Partie gemacht werden, obwohl mehrere der jungen Leute vielleicht lieber heute ausgeruht hätten. Nach zehn Uhr marschierten wir denn aus Cardigan aus und in nordwestlicher Richtung in die Hügel hinein, der Gegend von Cardigan Point zu, wo die Hechtschnauze liegen sollte. Der wälische Führer trug auf dem Rücken einen geräumigen Speisekorb mit unserem Gabelfrühstück, welches meine Gefährten vorsichtigerweise von Cardigan mitgenommen hatten. Der Tag war etwas trüb und schwül, die Sonne meist von Wolken verdeckt, die Luft windstill. Bei alledem aber war der Ausflug genußreich denn als wir auf die Höhe der Klippen kamen, war der Ausblick landeinwärts wie meerwärts ein herrlicher und wechselvoller. Die vielen kleinen Buchten und Häfen, welche am südlichen Teil der großen Cardiganbucht in die Küsten einschneiden und an denen sich die Wogen des Weltmeeres tosend und brandend brechen, die schmalen Strecken weißen Strandes mit den einzelnen Fischerhütten, die wechselvollen, bald steil abstürzenden, bald in Terrassen aufsteigenden Klippen, umschwärmt

„Da sah ich, wie ein Mann sich auf die Felszunge wagte, auf Händen und Füßen auf derselben hinausrutschte, sich dann platt niederwarf.“

von Meeresvögeln, boten ein wundervolles Schauspiel dar, während landeinwärts der Blick auf dem welligen Gelände ruht, das sich wechselvoll bis zum Capel Kynon und seinen Ausläufern hinzog.

Es mochte ein Uhr mittags sein, als wir die Nähe der Hechtschnauze erreichten. Eine steile Klippe trat hier in Form eines Kreissegments zwischen zwei zurücktretenden kleinen Buchten in die See vor. An ihrem Fuße war kein Fuß breit Strand, sondern die brandenden Wogen leckten auf eine Höhe von vielleicht 10 m an ihrem Fuße herauf. In einer Höhe von etwa 40 m trat aus der Felsmasse der Klippe eine wagerechte Leiste von etwa 10 m Breite hervor und spitzte sich gegen Westen zu einer schmalen Felsenzunge zu, welche im Profil an die Form eines Hechtkopfes erinnerte. Ueber der Leiste trat der obere Teil der Klippe etwas zurück und rundete sich kuppenartig ab mit kurzem dünnem Rasen und einigen niedrigen Büschen bedeckt. Ungefähr gerade hinter der Hechtschnauze führte ein vom Wasser eingerissener Spalt wie ein Kamin zu der Leiste hinunter.

Der Punkt war eigenartig, allein lange nicht so großartig, als wir nach Kapitän Boisters Schilderung erwartet hatten; aber immerhin des Besuches wert. In Schweiß gebadet und durstig, lagerten wir uns, nach einem kurzen Ausblick auf der Kuppe, und verzehrten mit Genuß unser Frühstück. Der französische Rotwein mit Sodawasser mundete hier köstlich. Nach einer Rast von einer halben Stunde stieg ich durch das sogenannte Kamin auf die Leiste hinab und betrachtete mir diese eigentümliche Felsenzunge von allen Seiten. Sie schien aus Schiefergestein zu bestehen und ragte gegen 4 m aus der Leiste hinaus, hinten landwärts etwa 2 m, an der Spitze nur ½ m breit, in gerader Linie etwa 40 m über der tosenden Brandung. Die Oberfläche der Felszunge war ganz kahl und glatt bis auf wenige Flechten, worunter ein handgroßer Fleck von schwefelgelben Flechten fast auf eine Armeslänge rückwärts von der Spitze. Da ich nicht ganz schwindelfrei bin, litt es mich nicht lange an dieser Stelle; ich stieg daher wieder zur Kuppe hinab, nahm mein Skizzenbuch und meinen Feldstuhl und lief der Klippe entlang, um mir einen Punkt zu suchen, wo ich die Felsenzunge im Profil vor mir hatte und begann dann den Punkt mit seiner Umgebung zu skizzieren, der hier wirklich großartig erschien. Weiter seewärts trat die Cribachspitze kühn in die See hinaus und andererseits bildete die Küste mit ihren leichten Einbuchtungen einen kleinen Bogen, welcher ungemein malerisch war. Dazu die Aussicht auf das weite Meer, auf welchem dunkle Wolkenschatten lagen und nur hie und da ein Lichtblitz aufleuchtete, wenn die Sonne auf einen Augenblick durch Wolkenritzen schien.

In meine Arbeit vertieft, hatte ich mich nicht weiter um meine Gefährten bekümmert, von denen ich vielleicht 300 Schritte entfernt war. Ich bemerkte zwar, daß sie auf die Leiste heruntergestiegen waren und an der Hechtschnauze lebhaft sprachen; was sie aber verhandelten, konnte ich nicht verstehen. Ich schaute gerade nach der anderen Seite der Aussicht, als ein durch Mark und Bein dringender Schrei ertönte, der meine Blicke wieder nach der Felsenzunge lenkte, und ein wilder Schreck durchzuckte, ein eisiger Schauer durchrieselte mich, als ich einen Menschen, mit beiden Händen an der Felsenzunge hängend, sich verzweiflungsvoll abmühen sah, sich wieder auf dieselbe emporzuschwingen . . .

Ich war aufgesprungen, aber wie zur Stelle gebannt, meine ganze Seele lag in meinen Augen, als ich so von fern hinstarrte, was aus dem Manne werden sollte, in welchem ich an seiner grauen Bluse unseren Führer erkannte. Meine Gefährten rannten schreiend auf der Leiste hin und her und bemühten sich, einen von ihnen zurückzuhalten, welcher offenbar dem Unglücklichen zu Hilfe eilen wollte . . . Nie werde ich die tödliche Angst vergessen, mit der ich nach der Hechtschnauze hinüberschaute, während sich mir das Herz im Leibe zusammenkrampfte und die wenigen Sekunden sich zu Ewigkeiten auszudehnen schienen. Schon wurden die Bewegungen des mit dem furchtbarsten Tode bedrohten Mannes matter, denn seine Arme schienen sein Gewicht nicht mehr tragen zu können, und sein Geschrei verstummte. Da sah ich, wie ein Mann sich auf die Felszunge wagte, auf Händen und Füßen auf derselben hinausrutschte, sich dann platt niederwarf, mit beiden Händen einen Arm des Führers erfaßte und diesen empor und an sich zog und ihn von der schmalen Spitze zurückschleppte, wobei er sogar, um ihn fester zu fassen, den Saum der Bluse des Mannes mit den Zähnen erfaßt hatte; wie er mit seiner halb ohnmächtigen Last sich langsam nach dem breiteren Teil der Felszunge zurückzog, wo ihm dann einige meiner Gefährten zu Hilfe kamen, den Führer empor und auf die Leiste zogen und den Retter selbst festhielten . . . beide waren gerettet und alle zogen sich nach der Kuppe zurück. Ehe sie dieselbe aber noch erreicht hatten, hörte ich einen Krach, sah einen Moment die Felsenzunge wanken und Steine von ihr abbröckeln und in die Tiefe fallen und in den nächsten Sekunden diese mit einem furchtbaren Getöse in die Brandung hinunterstürzen. Eine Minute längern Verzugs und meine Gefährten samt dem Retter und dem Geretteten wären verloren gewesen . . .

Bis ich zu meinen Gefährten zurückgekehrt war, lag der Gerettete in tiefer Ohnmacht und der Retter war verschwunden; er hatte nur einen Schluck Rotwein angenommen und hatte sich dann mit zwei Knaben, welche Zeugen seiner kühnen That gewesen waren, rasch entfernt. Meine Gefährten hatten in ihm einen jungen Mann erkannt, welcher mit uns in Cardigan im selben Hause übernachtet und die Schilderungen des Kapitän Boister mit angehört hatte. Er soll ein Deutscher, der Hofmeister der Söhne einer vornehmen englischen Famlie gewesen sein.

Und wie war die Gefahr entstanden? Einer der Studenten, etwas angeheitert, hatte gewettet, er wolle die gelbe Flechte von der Spitze der Felszunge holen, aber seine Gefährten hatten ihn von dem tollen Streich zurückgehalten, weil sie sahen, daß er etwas angetrunken war. Dann aber schwur er, daß er die gelbe Flechte als Andenken mitnehmen wolle, hatte dem Führer eine Guinee versprochen, wenn dieser sie hole. Von der verheißenen Belohnung verführt, wagte der Bergmann den Versuch, in dem Moment aber, wo er den Flechtenkuchen erfaßte, glitt sein Fuß aus und er konnte nur mit der Kraft der Verzweiflung sich noch mit beiden Händen an dem brüchigen Rande der Felszunge festhalten, wo aber seine Kraft nicht mehr hinreichte, um sich selbst wieder durch eine Ziehklimme emporzuarbeiten und er ohne die gewandte und verständige Hilfe meines Landsmannes unbedingt verloren gewesen wäre. Der Urheber dieser mutwillig hervorgerufenen Gefahr beschenkte reuevoll den Geretteten reichlich für die ausgestandene Todesangst und gab sich alle Mühe, den mutigen Retter ausfindig zu machen, allein dieser gab auf alle öffentliche Aufforderungen durch die Zeitungen in edler anspruchsloser Bescheidenheit sich nicht zu erkennen. Die Hechtschnauze aber liegt nun auf dem Meeresgrund und bringt niemand mehr in Gefahr; sie existiert nur noch in meinem Skizzenbuche.

Der Sohn des Bärenjägers.

Von K. May.

(Schluß.)

Das war eine große Beleidigung für Old Shatterhand und sämtliche Anwesende. Vielleicht hatte der Ogallalla die Absicht, den Zorn seiner Feinde so zu reizen, daß er von ihnen in vorschnellem Grimme getötet wurde und so dem langsamen Martertode entging. Aber Old Shatterhand antwortete ruhig lächelnd:

„Der ‚schwere Moccassin' ist blind geworden. Er kann einen starken Krieger nicht von einem altersschwachen Weibe unterscheiden. Darum habe ich Mitleid mit ihm."

„Kot-o pun-krai schonka — tausend Hunde!" zischte der Gefangene.

Es gibt fast keine größere Beleidigung für einen tapfern roten Krieger, als wenn ihm jemand versichert, daß er Mitleid mit

ihm habe. Darum war der Indianer so ergrimmt über Old Shatterhands letzte Worte, daß er ihm als gleichwertige Beleidigung eine tausendfache Hündischkeit in das Angesicht schleuderte.

Einige der umstehenden Roten ließen ein zorniges Murren hören. Old Shatterhand warf ihnen einen strengen Blick zu und bückte sich dann nieder, um zu aller Erstaunen und ganz besonders zur höchsten Verwunderung des Gefangenen dessen Fesseln zu lösen.

„Der Häuptling der Ogallalla soll erkennen," sagte er, „daß weder ein altes Weib noch ein Hund, sondern ein Mann zu ihm redet. Er mag sich vom Boden erheben!"

Der Indianer stand auf. So sehr er gewöhnt war, seine Züge zu beherrschen, er konnte doch die Verlegenheit nicht verbergen, in welcher er sich befand. Anstatt auf seine beleidigenden Worte mit Fußtritten und Faustschlägen zu antworten, machte man ihn von den Fesseln frei! Das konnte er nicht begreifen. Er war sehr geneigt, Old Shatterhand für wahnsinnig zu halten.

„Oeffnet den Kreis!" befahl dieser den umstehenden Kriegern.

Diese traten näher zusammen, so daß der Sioux in das Innere des Thalkessels blicken konnte. Er sah die Seinen hinter dem Häuptlingsgrabe halten. An ihren Bewegungen war zu erkennen, daß sie sich lebhaft berieten. Sein Auge leuchtete auf. Er war nicht mehr gefesselt und besaß einen hohen Ruhm als unübertrefflicher Läufer. Konnte er nicht davonspringen? Im günstigen Falle erreichte er seine Sioux; im ungünstigsten wurde er erschossen, und das war doch immer besser als der Martertod.

Old Shatterhand hatte dieses Aufleuchten des Blickes gar wohl bemerkt. Er sagte:

„Der ‚schwere Moccassin' gedenkt, uns zu entfliehen. Er mag das unterlassen. Sein Name sagt uns, daß er eine große Fährte mache, unsere Füße aber sind leicht wie die Schwingen der Schwalbe, und unsere Kugeln verfehlen niemals ihr Ziel. Er mag mich anschauen und mir sagen, ob er mich kennt!"

„Hong-peh-te-keh blickt keinen lahmen Wolf an!" knurrte der Wilde.

„Ist Old Shatterhand ein lahmes Tier? Steht dort nicht Winnetou, der Häuptling der Apachen, dessen Name berühmter ist als irgend einer der Sioux Ogallalla und aller anderen Siouxvölker?"

„Uff!" entfuhr es dem Gefangenen.

Diese beiden Männer vor sich zu haben, hatte er nicht erwartet. Während sein Blick von dem einen zum anderen flog, zeigte sich ein nicht zu unterdrückender Ausdruck der Ehrfurcht in seinem Gesichte. Old Shatterhand fuhr fort, die, welche er nannte, mit der ausgestreckten Hand bezeichnend:

„Und noch mehrere ebenso tapfere Krieger stehen da. Der Häuptling der Ogallalla erblickt da Tokvi-tey, den Anführer der Schoschonen und Moh-aw, seinen starken Sohn. Neben ihnen steht Kanteh-pehta, der unüberwindliche Medizinmann der Upsaroca. Da drüben erblickst du Davyhonskeh und Jemmy-petahrscheh. Soll ich dir den berühmten Namen jedes einzelnen nennen? Nein. Ich habe keine Lust dazu. Du wirst — — —"

Er hielt in seiner Rede inne, denn in diesem Augenblicke that es ganz in der Nähe einen so plötzlichen Knall, daß die Pferde sich aufbäumten und auch die sonst so furchtlosen Krieger erschraken. Ein lang gezogener, brüllender Ton, wie der meilenweit vernehmbare Schall eines Nebelhornes, erklang durch das Thal, und die Erde begann sich unter den Füßen der erschrockenen Männer zu bewegen. Aus den auf der Thalsohle zerstreuten Schlammlöchern stiegen Dämpfe auf, hier graublau, dort schwefelgelb, blutrot oder rußig dunkel. Diesen Dämpfen folgten festere Massen. Die Stellen, an denen dieselben emporgeschleudert wurden, waren gar nicht zu zählen. Die Luft war förmlich verdunkelt von höllischem Brodem und den umher- und durcheinander fliegenden Schlammgeschossen, welche einen fast erstickenden Geruch verbreiteten.

Es war unmöglich, zwanzig oder dreißig Schritte weit zu sehen. Ein jeder hatte mit sich selbst zu thun, von den heißen, ausgeworfenen Massen nicht getroffen zu werden. Es trat eine unbeschreibliche Verwirrung ein. Die Pferde rissen sich los und galoppierten davon; die Menschen schrieen und fuhren wirr durcheinander. Im Hintergrunde des Thalkessels erscholl das Angstgeheul der Sioux-Ogallalla. Auch ihre Pferde hatten sich frei gemacht und stürmten, von ihrem Instinkte geführt, dem Ausgange des Thales zu. Dabei stürzten viele von ihnen in die Löcher, deren Schlamm sich augenblicklich über ihnen schloß. An den am Ausgange des Thales haltenden Weißen und Roten vorüberjagend oder gar sich zwischen ihnen hindurch Bahn brechend, verdoppelten sie den Wirrwarr, der geradezu unbeschreiblich war.

Old Shatterhand hatte anfänglich seine Kaltblütigkeit bewahrt. Gleich bei dem ersten Knall hatte er den Häuptling der Sioux mit kräftiger Faust ergriffen, um ihn festzuhalten und an der Flucht zu hindern. Aber er hatte dann die Hand wieder von ihm lassen müssen, um vor einem der gefährlichen Fluggeschosse zur Seite zu springen. Dabei war er mit dem dicken Jemmy zusammengerannt. Dieser stürzte, wollte sich an Old Shatterhand festhalten und riß diesen mit nieder.

Und gerade jetzt kamen die Pferde der Sioux herbeigestürmt; da war es geraten, zunächst nur an sich selbst zu denken.

Der schwere Moccassin, der Häuptling der Sioux hatte sich vor Schreck gar nicht gegen den Griff Old Shatterhands zu wehren versucht; dann aber, als er sich wieder frei fühlte, dachte er an seine Flucht. Einen schrillen, triumphierenden Schrei ausstoßend, schoß er davon, thaleinwärts zu. Aber er kam nicht weit. Er mußte an Bob vorüber. Dieser holte blitzschnell mit dem umgekehrten Gewehre aus und traf ihn mit dem Kolben an den Kopf, wurde aber durch die Gewalt des Hiebes selbst zu Boden gerissen. Er wollte sich schnell aufraffen, wurde aber von einem der scheuen Pferde getreten, so daß er wieder niedersank.

„Häuptling reißen aus! Ihm nach, ihm nach!" brüllte er laut.

Der „schwere Moccassin" taumelte, von Bobs Hieb halb betäubt, einige Augenblicke hin und her, dann eilte er davon, aber nicht ohne verfolgt zu werden.

Martin, der Sohn des Bärenjägers, hatte den Ruf des Negers gehört. Er sah den Häuptling fliehen und sprang demselben nach. Sollte der Peiniger seines Vaters entkommen? Nein! Die Glieder des wackeren Jünglings waren von den Fesseln verletzt; er hatte auch keinerlei Waffe bei sich; dennoch aber flog er, alle seine Kräfte einsetzend, hart hinter dem Flüchtigen her.

Dieser nahm sich gar nicht Zeit, zurückzublicken. Er glaubte sich unverfolgt und verwendete seine ganze Aufmerksamkeit auf den Weg, welchen er einzuschlagen hatte. Er wollte nach dem Kraale zu. Aber gerade in dieser Richtung lagen die meisten Schlammlöcher; er bog daher rechts ein, der Thalwand zu, um sich derselben entlang leichter und gefahrloser in Sicherheit zu bringen.

Aber er hatte sich geirrt. Auch dort gab es so viele offene dampfende und qualmende Stellen, daß er wiederholt gezwungen war, auszuweichen. Oft hatte er bereits den Fuß zum Sprunge erhoben, da bemerkte er, daß der scheinbar feste Boden eine zähflüssige, unergründlich tiefe Masse sei, deren Umarmung er nur dadurch entgehen konnte, daß er sich augenblicklich zur Seite warf. Bodenrisse öffneten sich so schnell vor ihm, daß er, da es zu spät war, anzuhalten, sich nur in weiten Sätzen, wie man sie nur in der Todesangst zu machen wagt, über sie hinweg retten konnte.

Der Häuptling war im Laufen und Springen noch von keinem überwunden worden, jetzt aber verspürte er die Folgen des Kolbenhiebes. Sein Kopf wurde schwer; vor den Augen brannte es glühend rot; die Lunge versagte ihm den Dienst, und die Beine begannen zu ermatten. Er wollte einen Augenblick ausruhen und blickte sich jetzt zum erstenmal um. Wie durch einen blutigen Nebel erkannte er, daß ein Verfolger sich ganz nahe hinter ihm befand; aber er sah nicht die Gesichtszüge desselben, sah nicht einmal, daß der Betreffende nur fast noch ein Knabe war.

Entsetzt floh der „schwere Moccassin" weiter. Er hatte keine Waffe bei sich und hielt den Verfolger für bewaffnet. Wohin sollte er vor demselben fliehen? Vor sich, hinter sich und zur linken Hand neben sich mußte er geöffnete Schlünde, die ihn zu verschlingen drohten. Zur Rechten hatte er die senkrecht aufsteigende Felsen-

wand. Seine Kräfte waren fast zu Ende. Er sah sich verloren.

Da erblickte er eine stufenartige Hervorragung des Felsens, schräg über derselben eine zweite, dritte, vierte und noch mehrere. Das waren die Felsen, auf denen Old Shatterhand sich damals zu Pferde emporgerettet hatte. Hier und nur hier allein konnte auch er jetzt Rettung finden. Er strengte seine letzten Kräfte an und schnellte sich von Stufe zu Stufe höher.

Ebenso plötzlich, wie die Schlammlöcher vorhin ihre Thätigkeit begonnen hatten, hörten sie jetzt auf. Die Luft wurde klar; man konnte wieder so deutlich sehen wie vorher.

Da erklang ein lauter Angstschrei durch das Thal. Der Neger Bob war es, der ihn ausstieß.

„Massa Martin! Mein gut Massa Martin! Häuptling ihn töten wollen, Masser Bob aber ihn retten."

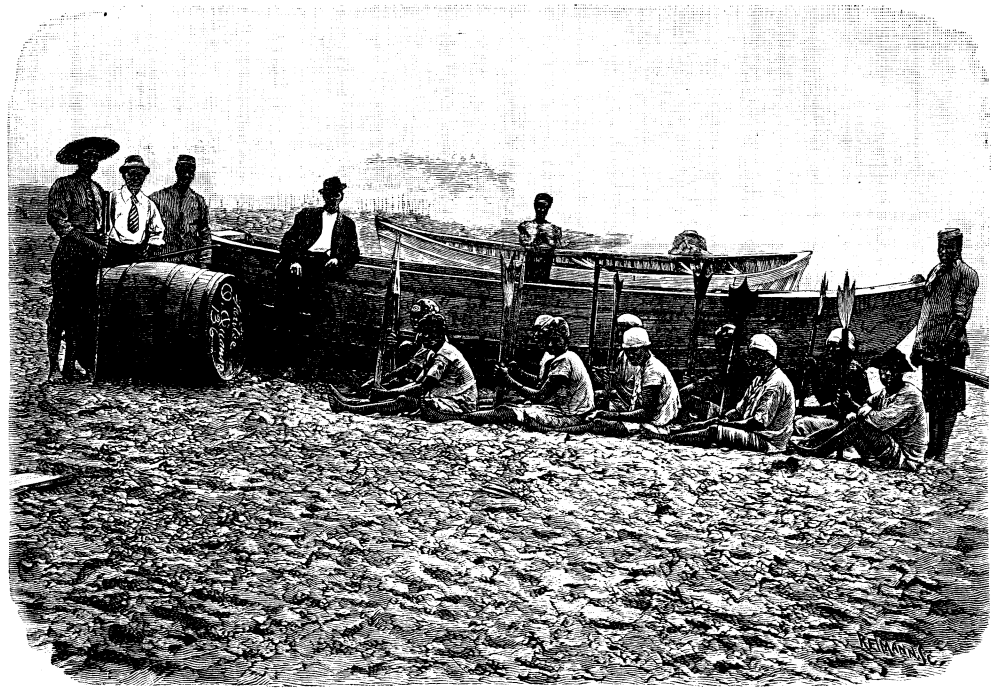
Er deutete nach der bereits beschriebenen Felsenkanzel und stürzte dann eiligen Laufes auf dieselbe zu. Man sah die beiden Genannten auf Tod und Leben miteinander ringen. Der Sioux hatte Martin mit gewaltigen Armen gepackt und versuchte, ihn in die Tiefe zu schleudern. Aber er war ja ermattet und beinahe betäubt; es gelang dem gewandten, mutigen Knaben, sich ihm immer wieder zu entwinden. Bei einer solchen Gelegenheit wich Martin so weit wie möglich zurück, holte aus und rannte mit aller Macht auf den Häuptling ein. Dieser verlor das Gleichgewicht, griff konvulsivisch mit beiden Händen in die Luft, verlor den Boden unter den Füßen und stürzte, ein Angstgebrüll ausstoßend, von dem Felsen herab und in das unten gähnende Schlammloch hinein, dessen grauenvoller Rachen ihn sofort verschlang.

Das hatten alle gesehen, die sich in dem Thalkessel befanden. Im vorderen Teile desselben erscholl lautes Jubelgeschrei, im Hintergrunde dagegen das Geheul der Sioux Ogallalla, welche hatten zusehen müssen, daß ein Knabe ihren berühmten Häuptling überwand. Das war eine nie auszulöschende Schande für sie.

All dieses Geschrei und Geheul aber wurde von Bobs Stimme durchdrungen. Der Neger schnellte von Stein zu Stein empor, unartikulierte Töne des Jubels und Entzückens ausstoßend, und riß dann, oben angekommen, den Sieger in seine Arme.

„Braver Junge!" meinte Jemmy. „Mir hat das Herz gebebt um ihn. Ihnen nicht auch, Frank?"

„Na, mir erscht recht!" antwortete der Sachse, sich eine Freudenthräne aus dem Auge wischend. „Ich hätte aus purer Herzensangst gleich Sirup schwitzen können. Nun aber ist alles gut. Das verwegene Kerlchen hat gesiegt, und mit den Ogallalla werden wir jetzt keenen Summs mehr machen. Wir zwingen sie, ihre Nacken unter das kulinarische Joch zu beugen."



Bilder vom afrikanischen Westen: Kru-Jungen mit ihren dreizackigen Rudern

„Kulinarisch? Was fällt Ihnen ein? Das ist — — —"

„Schweigen Sie ergebenst!" unterbrach der Kleine ihn in strengem Tone. „In eenem solchen Oogenblicke schtreite ich mich nicht mit Ihnen, sonst könnte es Ihnen sehr leicht ergehen wie dem Tischler mit dem Winkelmaß, den der Wolf mit samt dem ganzen Großherzogtum Polen fraß. Ich sehe es kommen, daß die Sioux sich ergeben müssen. Dann wird hier een allgemeiner Völkerfrieden geschlossen, an dem ooch wir beede teilnehmen müssen. Geben Sie mir Ihre Hand! Seid verschlungen, Millionen! Et in terra Knax!"

Er schüttelte dem über diese neue sprachliche Konfusion lachenden Dicken die Hand und eilte dann davon, um Martin Baumann, welcher mit Bob von dem Felsen herabgestiegen kam, zu beglückwünschen.

Auch die anderen thaten dies mit Ausdrücken freudigster Anerkennung. Dann wendete Old Shatterhand sich laut an die Versammelten:

„Mesch'schurs, versucht jetzt nicht, die Pferde zurückzuholen; sie sind uns sicher genug. Auch den Sioux sind die ihrigen davongegangen. Diese Leute müssen einsehen, daß sie, selbst wenn wir sie nicht hier eingeschlossen hätten, ohne ihre Tiere verloren wären. Sie können sich nur retten, indem sie sich uns ergeben. Dazu kommt der Eindruck der hier thätigen unterirdischen Gewalten, der Tod ihres Anführers und — was ich in aller Bescheidenheit sage — die Anwesenheit von Winnetou und Old Shatterhand nebst so vielen anderen berühmten Jägern und Kriegern. Bleibt hier zurück! Ich werde mich mit Winnetou zu ihnen begeben. In einer halben Stunde wird es entschieden sein, ob Menschenblut vergossen werden soll oder nicht."

Er schritt mit dem Häuptling der Apachen dem Grabmale zu, hinter welchem sich die Sioux befanden. Das war ein außerordentlich kühner Gang, den nur zwei Männer wagen konnten, welche wußten, daß schon ihr bloßer Name den Feind in Schreck versetzen werde.

Jemmy und Davy sprachen leise miteinander. Sie beschlossen, das Beste zu thun, was sie jetzt überhaupt vornehmen konnten, nämlich die Friedensbestrebungen Old Shatterhands zu unterstützen.

Die verbündeten Indianer waren natürlich wenig geneigt, den Feind zu schonen. Der „Bärenjäger" Baumann hatte mit seinen fünf Gefährten so Schreckliches erduldet, daß diese sechs Männer wohl auch nach Rache verlangten. Old Shatterhand aber war es zuzumuten, daß er sich jeder Grausamkeit nötigenfalls mit den Waffen widersetzen werde. Das konnte zu betrübenden Scenen führen, und dem mußte vorgebeugt werden.

Darum versammelten die beiden Freunde die Anwesenden alle um sich, und Jemmy hielt eine Rede, in welcher er seine Ansicht erklärte, daß Milde und Versöhnung das Vorteilhafteste für beide Lager sei. Es war freilich vorauszusehen, daß im Falle eines Kampfes die Sioux vernichtet würden; aber wie viele Menschenleben mußten dabei geopfert werden! Und dann war es sicher, daß sämtliche Stämme der Sioux die Kriegsbeile ausgraben würden, um sich an den Urhebern dieses ebenso unmenschlichen wie nutzlosen Blutbades zu rächen. Er schloß seine Rede mit den Worten:

„Die Schoschonen und Upsaroca sind tapfere Krieger, und kein anderer Stamm kommt ihnen gleich. Aber die Sioux sind gegen sie wie Sand in der Wüste. Wenn es zum Vergeltungskriege kommt, so werden viele Väter, Mütter, Frauen und Kinder der Schlangen- und Krähenindianer ihre Söhne, Männer und Väter beweinen. Bedenkt, daß ihr selbst euch in unseren Händen befunden habt! Old Shatterhand und Winnetou haben Tokvi-tey und seinen Sohn Moh-aw mitten aus ihrem Lager geholt und auch Oiht-e-keh-ha-waken und den ‚hundertfachen Donner' am Baume besiegt. Wir hätten alle ihre Krieger vernichten können, haben es aber nicht gethan, denn der große Geist liebt seine Kinder und will, daß sie als Brüder einträchtig bei einander wohnen sollen. Meine roten Brüder mögen einmal versuchen, wie wohl es thut, verziehen zu haben. Ich habe gesprochen!"

Diese Rede machte einen tiefen Eindruck. Baumann war bereit, von aller Rache abzusehen; seine geretteten Gefährten stimmten ihm bei. Die Indianer gaben auch, wenn auch nur im stillen, dem Sprecher recht. Sie lebten sicher nicht mehr, wenn Old Shatterhand sie hätte vernichten wollen. Nur einer war mißvergnügt über Jemmys Worte, der Anführer der Upsaroca.

„Der schwere Moccassin hat mich verwundet," sagte er. „Sollen die Sioux das nicht büßen?"

„Der Moccassin ist tot. Der Schlamm hat ihn und seinen Skalp verschlungen. Du bist gerächt."

„Aber die Ogallalla haben uns unsere Medizinen gestohlen!"

„Sie werden sie euch zurückgeben müssen. Du bist ein starker Mann und würdest viele von ihnen töten; aber der gewaltige Bär ist stolz; er verschmäht es, die kleine, feige Ratte zu zermalmen."

Diese Vergleichung brachte die beabsichtigte Wirkung hervor. Der riesige Medizinmann fühlte sich geschmeichelt. Er war ja Sieger, mochte er seine Feinde töten oder ihnen verzeihen. Er schwieg.

Bald kehrten Old Shatterhand und Winnetou zurück, zum freudigen Erstaunen aller an der Spitze der Ogallalla, welche ihnen in einer langen Einzelreihe folgten, ihre Waffen auf einen Haufen zusammenlegten und dann still zurücktraten. Damit erklärten sie ohne alle Worte, daß sie es für unmöglich hielten, sich selbst durch den tapfersten Widerstand zu retten.

Die Beredsamkeit Old Shatterhands und Winnetous hatte diesen Sieg errungen. Die Sioux standen mit gebeugten Häuptern und betrübten Mienen da. Der Schlag war plötzlich und so gewaltig über sie gekommen, daß sie sich von ihm betäubt fühlten.

Jetzt nun trat Jemmy hervor und erzählte Old Shatterhand von seiner Rede und ihrer Wirkung. Der Deutsche drückte ihm dankbar die Hand. Er war hoch erfreut darüber und rief den Ogallalla zu:

„Die Krieger der Sioux haben uns ihre Waffen übergeben, weil ich ihnen versprach, daß ihr Leben geschont werden solle. Die Bleichgesichter, Schoschonen und Upsaroca wollen ihnen noch mehr schenken als nur das Leben. Der ‚schwere Moccassin' ist tot und mit ihm die beiden Krieger, welche sich an Wohkadeh und dem Sohne des Bärenjägers vergriffen. Das mag genug sein. Die Krieger der Ogallalla mögen ihre Waffen zurücknehmen; ihre Pferde werden wir ihnen suchen helfen. Es soll Friede sein zwischen ihnen und uns. Wir wollen dort am Grabe der Häuptlinge mit ihnen der Toten gedenken, welche vor Sonnen von meiner Hand gefallen sind. Das Beil des Krieges mag zwischen ihnen und uns vergraben werden. Dann verlassen wir den Fluß des Feuerloches, um zurückzureiten nach ihren Jagdgründen, wo sie erzählen können von guten Menschen, welche es verschmähen, ihre Feinde zu töten, und von dem großen Manitou der Weißen, dessen Gebot es ist, daß seine Kinder sogar ihre Feinde lieben sollen!"

Die Sioux waren ganz starr vor Erstaunen über die glückliche Wendung ihres Schicksales. Sie getrauten sich kaum, daran zu glauben; als sie aber ihre Waffen zurückerhielten, stürmten sie voller Dankbarkeit auf den berühmten Jäger ein.

Auch der Medizinmann gab sich bald zufrieden, als er erfuhr, daß alle geraubten Medizinen noch vorhanden seien. Sie wurden den Upsaroca zurückgegeben.

Die Pferde hatten sich nicht weit entfernt. Es war leicht, sie einzufangen. Dann wurden die beiden von Old Shatterhand erschossenen Sioux herbeigeholt und in der Nähe der Häuptlinge begraben.

Der Tag wurde mit ernsten Leichenfeierlichkeiten verbracht und dann verließen die Leute alle das ungesunde Thal, um den gesünderen Wald aufzusuchen, in welchem man sich von den gehabten Anstrengungen erholen wollte.

Als dann am Abend die Lagerfeuer brannten und Freunde und Feinde versöhnt bei einander saßen, um sich befriedigt über die erlebten Abenteuer zu unterhalten, sagte Frank zu Jemmy:

„Das Beste von unserem Drama ist der Schluß. Vergeben und vergessen. Ich bin mein Lebtage keen großer Freund von Mord und Totschlag gewesen, denn ‚was du nich willst, daß man dir thu, das trau auch keenem Andern zu und laß den armen Wurm in Ruh, denn er fühlt's grade so wie du!' Wir haben gesiegt; wir haben den Göttern gezeigt, daß wir Helden sind, und nun bleibt nur noch eens zu thun. Wollen Sie?"

„Ja, was denn?"

„Was sich liebt, das neckt sich. Wir haben uns schtets nur deshalb gekampelt, weil wir uns eegentlich von Herzen gut sind. Wollen uns also unsere Liebe geschtehen und Brüderschaft miteinander machen. Da, schlag ein, alter Schwede! Topp?"

„Ja, topp, topp und zum drittenmale topp!"

„Schön! jetzt bin ich befriedigt und weeß, daß der Heemritt ohne Schtörung unserer sympathetischen Disharmonie schtattfinden wird. Endlich, endlich ist er in Erfüllung gegangen, der schöne Versch aus der Freude, schöner Götterfunken:

Deine Zauber binden wieder,
Was der Unverschtand geteelt;
Frank und Jemmy sind nun Brüder;
Unsre Feindschaft ist geheelt!"

Kleine Experimente.

Stellt man, wie in umstehender Figur veranschaulicht, auf einen Streifen Papier, der teilweise auf einem glatten Tische liegt und teilweise mit der linken Hand gehalten wird, ein größeres Geldstück mit dem Rand auf und schlägt dann mit dem Zeigefinger der rechten Hand den Papierstreifen rasch unter der Münze weg, so wird diese an ihrem Platz stehen bleiben oder bei langsamerem Abziehen des Papiers auf den Tisch rollen. Auf welchem physikalischen Gesetz beruht dieses Verhalten?

Lösung der Schachaufgabe Nr. 5 in Nr. 35 des „G. K."

1. Lh6 — c1 Kd1 — c1:
2. De7 — c1 ≠

Auflösung des Quadraträtsels in Nr. 38.

1.	z	i	**m**	m	t
2.	i	**n**	d	**u**	s
3.	**e**	i	c	h	**e**
4.	c	**h**	i	**n**	a
5.	f	u	**c**	h	s

Auflösung des Scherzrätsels in Nr. 38.

„Der Wahn ist kurz, die Reu ist lang."

Fragen und Antworten.

H. Glade in Wiesbaden. Der Verfasser vom „Sohn des Bärenjägers", Dr. Karl May, lebt zur Zeit in Dresden und ist eben dabei, für seine jungen Freunde eine neue urfidele Erzählung zu schreiben, die im nächsten, dem zweiten Jahrgang des „G. K." veröffentlicht werden wird. Halte Dein Zwerchfell zusamm', da gibt's wieder mal was zu lachen! —

Karl W. in München. Warum? Weil's — nichts für ungut — weil's wahrscheinlich rechte Schlafmützen sind. Der „G. K." ist durchaus nicht dem täglichen Schulaufgabenpensum zuzurechnen, sondern soll seinen jungen Freunden zur Erholung und Erheiterung gereichen; er soll das jugendliche Herz für alles Schöne und Gute erwärmen, er soll und will den jugendlichen Geist in

der Anregung zu häuslicher Arbeit, durch verständnis- und maßvolle Betrachtung alles dessen, was uns umgibt und vor unser Auge tritt, erweitern, er will ihn in naturgemäßer Weise erfrischen und seine Elastizität erhalten. Die Auffassung und Auslegung Deiner Schulkameraden ist also eine durchaus falsche, ungerechte.

Ein Abonnent in **Krefeld** schreibt: „Lieber, guter Kamerad! Erlaubst Du mir, daß ich meinen Kameraden ein schönes Kunststückchen mitteile? (Sehr gerne!) Man macht sich eine Puppe, wie z. B. den amerikanischen Nigger, übrigens ein lustiger Bursche. Dann verschafft man sich eine weiße Kordel und einen schwarzen, starken Zwirnfaden. Man spannt dann an einer Wand ein schwarzes Tuch aus; spannt ferner in entsprechender Höhe zur Figur vor dasselbe die Kordel und den schwarzen Zwirnfaden, bindet den Kopf der Puppe an den letzteren, daß die Füße bis auf die Kordel reichen.

Wenn man sich nun schräg vor die Puppe stellt, und mit einem Taktstock auf den schwarzen Zwirnfaden schlägt und dazu singt,*) fängt die Puppe an, zu tanzen. Dieses erregt große Heiterkeit. Die Zuschauer meinen nämlich, die Puppe tanze ganz frei und allein auf der Kordel, da man den schwarzen Faden vor dem ebenfalls schwarzen Tuch nicht sehen kann.

Am schönsten ist es, wenn man das Kunststück am Abend macht."

R. Geiger in **Frankfurt** a. M. Du fragst: ob die Geschichte vom Sohn des Bärenjägers „in ein Heft zusammengedruckt" zu haben ist. Nein, lieber Freund, diese Erzählung hat bis jetzt nur im ersten Jahrgang des „G. K." gestanden (sie läuft von Nr. 1 bis 39), welcher mit der vorliegenden Nummer schließt. Diese 39 Nummern sind zusammen eingebunden, und kann der Band zu dem Preise von 8 Mk. bezogen werden. Danken für das Rätsel.

K. Hoffmeister in **Duderstadt.** Haben Ihnen die erwünschten Nummern gesendet und kamen dieser Tage als „unbestellbar" zurück. Was thun?

B. E. in **Burg.** Wir sollen Dir die Anleitung geben, wie Du Dir einen Fallschirm bauen kannst. Ja, das wäre so was, einen Fallschirm bauen, auf den Schornstein klettern, recht unsanft aufs Straßenpflaster plumpsen und sich einige Dutzend rot-, blau-, grün-schillernde Beulen holen. Erst sollen wir raten, und dann hätten wir gar nicht genug Pflästerchen, um all den Leibschaden wieder zusammenzuleimen. Nein, daraus wird nichts! — Gegen Hühneraugen ist das zuverlässigste Mittel: gut passende, nicht zu kleine, keinesfalls zu kurze Schuhe zu tragen. Zur Bestimmung der Länge genügt keineswegs das Maß der Sohlenlänge von der Ferse bis zur Spitze der großen Zehe; denn wenn der Fuß auftritt, streckt er sich und wird dadurch um etwa $^1/_{12}$ länger. Es ist deshalb bei Bemessung der Sohlenlänge die volle Höhe der Großzehenspitze zuzurechnen. In Deinem Alter verlieren sich diese schlimmen Plagegeister dann ganz von selber. — Zum Vertreiben der Warzen haben die Apotheken reichliche Mittel zum Betupfen und Einreiben vorrätig. Auf alle Fälle hilft ein täglich ein- bis zweimal mittels eines spitzen Hölzchens aufgetragener, verschwindend kleiner Tropfen rauchender Salpetersäure. Es darf dieses Tröpfchen nur auf die Warze aufgetragen werden, ja nicht andere Hautflächen berühren. Ueberhaupt wird mit dieser Säure, welche nur in Fingerhutquantität beschafft und stark verkorkt aufbewahrt werden soll, äußerst vorsichtig umgegangen werden müssen. — Wir sollen unser Haus im „G. K." abbilden? Was hat denn das Haus mit unseren geistigen Berührungspunkten zu schaffen?

F. von W. in **Wiesbaden.** Bau, Alexander, „Handbuch für Schmetterlingssammler", Creutz'sche Verlagsbuchhandlung in Magdeburg; durch jede Buchhandlung zu beziehen. — So, die Einfälle und Witze des „G. K." amüsieren Dich so sehr? Hm! Da muß er gleich wieder ein paar machen.

Wilh. Rommel in **Kleinzschachwitz** bei **Dresden** möchte gerne Briefmarken und Ganzsachen tauschen. Briefe direkt erbeten.

H. M. in **Hanau.** Du schreibst: „Da mir der „G. K." so sehr viel Freude macht, bitte ich ihn, mein beiliegendes Rätsel in sein Blatt aufzunehmen." Du bist ein gewaltiger Logiker!

Realschüler in **Hamburg.** Aber lieber Freund, enthält denn nicht jede Nummer des „G. K." mindestens ein Experiment, der vielen Anleitungen und Anregungen die unter „Fragen und Antworten" gegeben sind, gar nicht zu gedenken? Der Vorwurf ist haltlos. — Wenn diese Privatrealschule vom Staate als vollgültig anerkannt ist, warum nicht? Darüber wird Dir auf Deine Bitte jeder Deiner Herren Professoren sehr gerne und zugleich die zuverlässigste Auskunft geben. Im Allgemeinen wird das Reifezeugnis der Prima eines (Real-) Gymnasiums oder einer Oberrealschule gefordert. Wenn Du Ingenieur, gleichviel welcher Spezialität, werden willst, mußt Du dann durch vier Jahre hindurch an einer technischen Hochschule (Polytechnikum) dem betreffenden Fachstudium obliegen. Darnach kannst Du ja beiläufig ausrechnen, in welchem Lebensjahre diese Deine Studien beendet sein würden. Solche Hochschulen sind in Berlin, Aachen, Braunschweig, Darmstadt, Dresden, Hannover, Karlsruhe, München, Stuttgart. Lasse Dir von einer dieser Anstalten den Studienplan senden. Ueber Aussichten und Erfolge der Privat-Carriere läßt sich nur schwer etwas sagen; siehe unsere heutige Antwort an Walther K. in Posen.

*) Anmerkung des Setzerlehrlings: „Das kann schön werden — J der tausend! —"

Willy G. in **Saargemünd.** Messing reinigt man von schwarzem Lederlack mit starker Sodalauge, falls diese ausnahmsweise nicht erfolgreich wäre, mit kaustischer Lauge, Kali- oder Natronlauge. — Zum einfachen und praktischen Mineralienschrank u. s. w. ist jedes vorhandene den Raumverhältnissen entsprechende Schränkchen leicht herzurichten, indem man links und rechts so viele gut gehobelte Seitenleisten anbringt, als man Fächer vorsehen will. Von Leiste zu Leiste stellt man sich entsprechend niedere natürlich für sich ausziehbare Kistchen her, und in diese werden wiederum Schächtelchen reihenweise gestellt, welche die einzelnen numerierten Mineralien oder Münzen aufnehmen. Ein diesbezüglicher ausführlicher Aufsatz wird in einer der nächsten Nummern erscheinen. — Warum so steif und förmlich? Kameraden grüßen sich so schlicht und herzlich, als sie's vermögen. Also „Prosit!"

R. W. in **Berlin.** Ganz recht! Es handelt sich um einen Druckfehler. Statt „bei einer Reise u m die Sonne" muß es heißen: „bei einer Reise n a ch der Sonne." Besten Dank! (Nr. 36, S. 549, 1. Spalte, 5. Zeile von unten.)

Max Geldner in **Basel, Steinenthorberg 16** wünscht mit seinen Kameraden Marken einzutauschen. Er besitzt viele Schweizermarken, alte, neue und Taxmarken. Er erbittet sich die Briefe direkt.

Adalbert St. in **Riga** teilt seinen Kameraden E. S. in M. (s. Nr. 35. des „G. K.") mit, daß der Begriff: „Gottheit", „Gott", im Russischen durch „Boic" (spr. Boch),

Experiment mit einer Münze.

in der lettischen Sprache, des im Gouvernement Livland und Kurland wohnenden Volksstammes der Letten durch das Wort „Deewing" wiedergegeben ist. — Bedauern sehr! Wenn dir ein Preis nicht zugegangen ist, dann bist du in ganz ordnungsmäßiger Weise, wie so viele Deiner Kameraden — durchgeplumpst. Thut uns leid. Gruß!

Bruno Barauck, Gymnasiast in **Opeln, Karlsplatz 1,** möchte gerne Pflanzen tauschen, am liebsten freilich mit Kameraden, welche tief im Süden oder hoch im Norden wohnen. — Ist's so recht? Gruß erwidert!

Otto Görbig in **Br.** Die Firma Albert Glock & Co., Lager sämtlicher Bedarfsartikel für Photographien in Karlsruhe, hat sich auf unsere Veranlassung hin bereit erklärt, Apparate, wie Du solche vorschlägst, konstruieren und herstellen zu lassen. Wir werden s. Z. darüber berichten.

G. K. in **Darkehmen.** Wir sollen Ihnen sagen, wie man sich mit möglichst wenig Kosten eine hübsche Windmühle baut. Doch nur eine Miniaturwindmühle? — Ja? — Gut! — Wir werden sogleich einige Zeichnungen anfertigen lassen, denn ohne solche geht's nicht und diese dann mit der nötigen Erläuterung in einer der ersten Nummern des neuen Jahrgangs abdrucken. — Ihre Experimente sind ganz hübsch gedacht; doch will uns nicht gefallen, daß dazu ein Sperling herhalten soll. Leben und leben lassen! — Sie haben schlechte Zähne, und wie Sie versichern, nicht vom vielen Bonbonessen. Ha, ha, wer's glaubt!? Lassen Sie sich in der Apotheke das nachfolgende rezeptierte Zahnpulver machen und bürsten Sie damit täglich zwei- bis dreimal:

200 g calcaria carbonica praecipitata,
20 „ magnesia usta,
25 „ radix calami,
20 guttae olei menthae.

Cäsar U. in **Berlin.** O ja, das gibt es. Eines der billigsten dieser Bücher ist der „Katechismus der deutschen Verskunst von Benedix", in jeder Buchhandlung zu erhalten. Du hast wohl die Absicht, ein großer Dichter zu werden; wir wünschen viel Glück, denk das gehört auch dazu.

Franz W. in **Wien** schickt uns einen Zeitungsausschnitt sehr interessanten Inhaltes, den wir recht gerne wiedergeben. Er betrifft einen durch die „Päd. Ztschr." in Graz publizierten, sehr einfachen Versuch, die Umdrehung der Erde zu beweisen. „Man fülle eine große Schale fast ganz mit Wasser, stelle sie auf einen Zimmerboden, wo sie keiner Erschütterung ausgesetzt ist, pudere auf das Wasser, sobald es ruhig ist, eine dünne Schicht Bärlappsamen und streue über die Mitte der Schicht einen Strich Kohlenpulver. Wenn man durch einen Gegenstand in der Nähe der Schale die ursprüngliche Lage des Kohlenstrichs bezeichnet, wird man schon nach einigen Stunden bemerken, daß der Strich sich von rechts nach links, der Drehung der Erde entgegengesetzt, bewegt, und zwar je näher dem Pole, um so rascher. Das Glasgefäß dreht sich nämlich, das Wasser aber bleibt stehen." Danken und grüßen bestens.

Walther K. in **Posen.** Die Carriere des Maschineningenieurs bedingt die vollständige Absolvierung eines (Real-) Gymnasiums oder Oberrealschule und acht Semester Fachstudien auf einer technischen Hochschule. — Wir raten zu Berlin. — Der Bau- oder Maschineninspektor, zu welcher definitiven Anstellung (wenn Sie in den Staatsdienst treten würden) der Kandidat und bisherige Hilfsarbeiter etwa im 35. — 38. Jahre gelangen könnte, hat einen Gehalt von 3000—4800 Mk. außer der Wohnungsentschädigung. Die Einkünfte der Privatingenieurs zu nennen, ist unmöglich. Sie sind bei Rührigkeit, Tüchtigkeit, Umsicht und Glück jedenfalls ungleich höhere. Um als selbständiger Unternehmer aufzutreten, dazu gehören entsprechende Mittel.

W. M. in **Berlin.** O ja, das gibt es. Das Buch nennt sich: „Die Kunst des Bauchredens, mit einer gründlichen Anweisung, dieselbe zu erlernen, und mit geeigneten Uebungsdialogen versehen, von Ernst Schulz. Verlag von Fr. Bartholomäus in Erfurt," durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Kolmar im Elsaß. Ob man bereits trocken gewordene Schmetterlinge noch aufspannen kann? Diese Frage ist durch den Aufsatz S. 526 d. „G. K." ausführlich beantwortet. — Die Zulassung zur Ablegung der Porteepeefähnrichsprüfung setzt das Zeugnis der Reife für die Prima eines Gymnasiums oder Realgymnasiums, der Einjährig-Freiwilligendienst in der Landarmee und Marine das Zeugnis der Reife für die Obersekunda eines (Real-)Gymnasiums oder einer diesen gleichberechtigten Lehranstalten voraus. — Aus welchem Stoffe willst Du denn die Tintenflecken herausmachen? Farbige Stoffe verlieren je nach dem angewandten Mittel auch die Farbe.

Langer Peter. Sie wissen sich ja ein wunderbares Prädikat beizulegen, warum nicht lieber gleich „Schwarzer Peter"?! — Sie sind etwas ungehalten, daß wir von Ihren Rätseln bis jetzt noch keinen Gebrauch machten. Ja, wenn uns nur die jungen Herren aufs Wort versicherten, daß diese Einsendungen eigene Geistesprodukte sind. Erst vorige Woche wollte der „G. K." ein solch eingesendetes, im übrigen sehr hübsches Scherzrätsel abdrucken und machte im letzten Augenblick die höchst unliebsame Entdeckung, daß dieses Rätsel schon vor Jahren in einer vielgelesenen illustrierten Zeitschrift erschienen war. Den „G. K." in solcher Weise anzuführen, das kann kein guter Kamerad gewesen sein, nicht wahr?

Y. H. in **Oppeln.** Die betreffenden Teile sind aber doch ganz deutlich veranschaulicht? und auch die Maße angegeben? Wir kennen hier in Stuttgart einen jungen Kameraden, der diesen photographischen Apparat o'ne jede Zuhilfe ganz prächtig fertig getriegt hat. Versuche nur noch einmal und lies die betreffenden Stellen nochmals recht aufmerksam durch. Wenn Dir etwas zweifelhaft ist, schneide die betreffenden Teile erst aus Papier oder Pappe; so wird mancher Zweifel in Hinsicht auf Konstruktion und Maße bald gehoben sein. Freundlichen Gruß!

Karl P. in **Budapest.** Nicht übel! Wir sollen raten, mit welcher Feder dein Brief geschrieben ist. Junger Freund, zu solchen kopfzerbrecherischen Kunststückchen mangelt uns denn doch die Zeit. Rätsellösungen richtig.

Hermann Langner in **Hirschberg** i. Schl. möchte mit seinen ausländischen Kameraden Schmetterlinge tauschen, aber selbstverständlich nur gut erhaltene Exemplare. Seine Sammlung enthält 500 deutsche Schmetterlinge zum Eintausch. Briefe natürlich direkt!

Robert G. in **St. Gallen.** Die Geschichte „Vom Sohn des Bärenjägers" beginnt mit Nr. 1 des laufenden Jahrganges; Sie müßten sich also 26 Nummern nachkommen lassen. Nennen Sie uns bei Bestellung dann aber Ihren vollen Namen.

☛ Briefe und Pakete an die Redaktion des „Guten Kameraden" bitten wir zu adressieren: Stuttgart, Reinsburgstr. 21.

Herausgegeben unter verantwortlicher Redaktion von Wilhelm Spemann in Stuttgart. — Verlag von W. Spemann in Stuttgart. — Druck von Gebrüder Kröner ebenda.

Nachdruck auch im einzelnen wird strafrechtlich verfolgt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.